

# Blätter für literarische Unterhaltung.

## Jahrgang 1850.

### Erster Band.

# Blätter

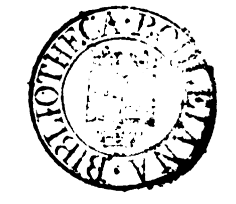
## für

# literarische Unterhaltung.

---

## Jahrgang 1850.

---



### Erster Band.

Januar bis Juni.

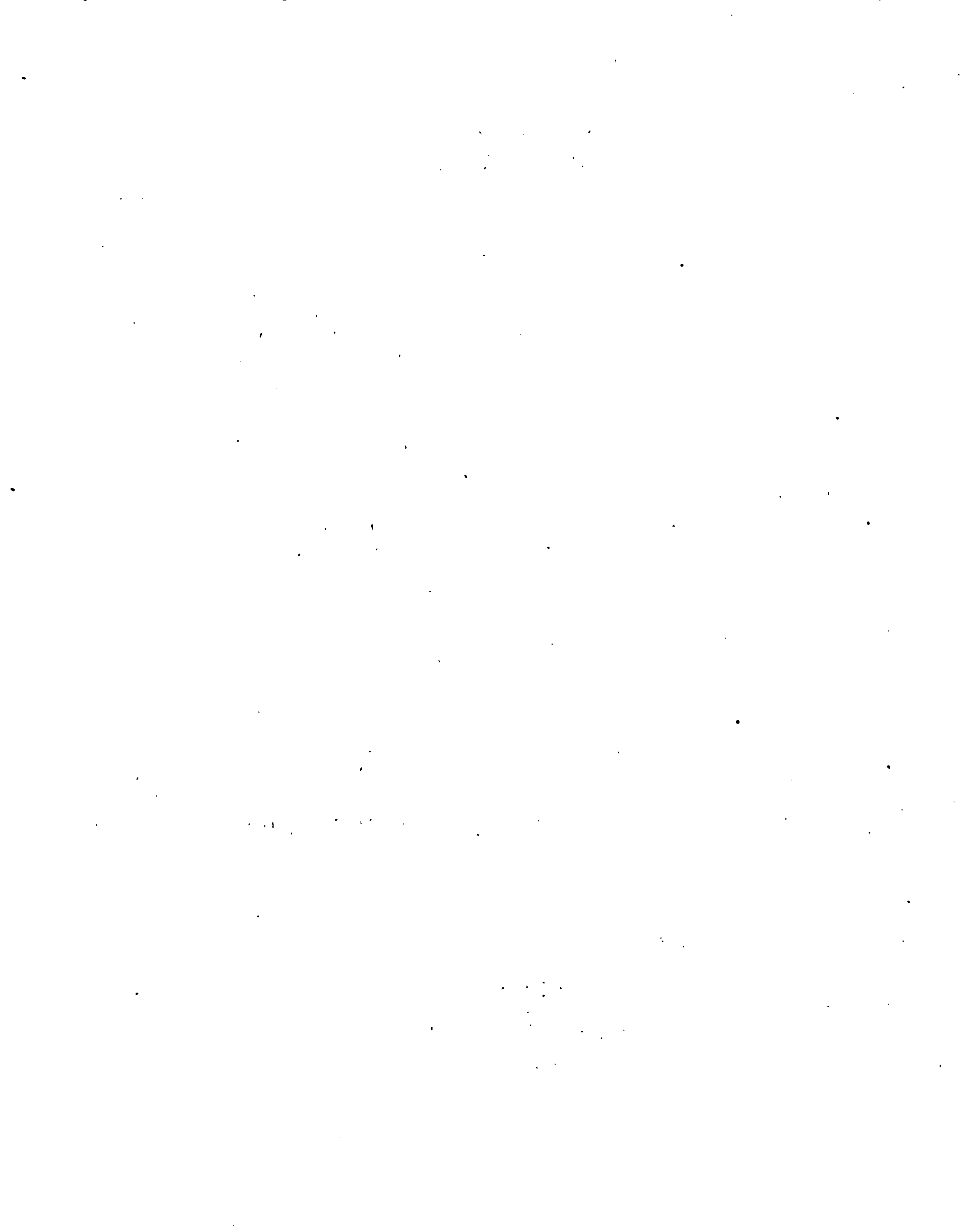
(Enthaltend: Nr. 1—155, Literarische Anzeiger Nr. I—VIII.)

---

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1850.



# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 1. —— 1. Januar 1850.


## Zur Nachricht.


Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.


**Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.**

## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von **Friedrich von Raumer**.

### Erster Brief.

Durch wissenschaftliche Beschäftigungen und äußern Beruf bin ich allerdings veranlaßt worden meine Aufmerksamkeit auf Das zu richten was man jetzt wol unter der Bezeichnung „gesellschaftliche Fragen" zusammenzufassen pflegt. Ich habe aber weder Muße noch Lust das Meer der hierauf bezüglichen Literatur auszuschöpfen, und muß mich dahin beschränken Ihnen, Ihrer Erlaubniß und Ihrem Wunsche gemäß, einige Bruchstücke und einzelne Bemerkungen zu nachsichtiger Aufnahme und Beurtheilung vorzulegen.

In dem allgemeinen und lebhaften Streite scheinen sämmtliche Schreiber und Leser wenigstens über einen Punkt einig zu sein; von dem man also als von etwas Festem und Unleugbarem ausgehen könnte und sollte. Nämlich: daß, so weit geschichtliche Zeugnisse reichen, der Zustand und die Verhältnisse der Volksmassen noch niemals so elend, unglücklich und rettungslos gewesen seien als gerade jetzt in unsern Tagen. Ich kann mich aber trotz jener Uebereinstimmung nicht entschließen obige Voraussetzung kurzweg als wahr anzunehmen, und alles Weitere mit angeblicher Unfehlbarkeit daraus abzuleiten. Ja es ließe sich vielleicht, nur von einem andern Standpunkte aus, das Gegentheil behaupten und erweisen. Man kann nämlich, ja man muß das Persönliche vom Sachlichen unterscheiden, und die Verhältnisse welche die Freiheit der Person betreffen nicht mit denen zusammenwerfen welche sich über sachliche Noth offenbaren. Blicken wir zurück auf die Zeiten wo im Mittelalter die Leibeigenschaft und im Alterthume gar die Sklaverei herrschte, so zeigt sich ein unermeßlicher Fortschritt zum Bessern; die Massen sind in Beziehung auf Unabhängigkeit, Menschenrechte und Menschenwürde jetzt viel glücklicher als sonst; ja es ist in dieser Richtung mehr empfohlen und versucht worden als sich wol rechtfertigen läßt. Welch ein Zwischenraum zwischen dem Gesetze welches erlaubt einen Sklaven todtzuschlagen, weil er ein Glas zerbrochen hat, oder alle Sklaven eines Herrn nach Belieben zu foltern, bis zu einem Gesetze welches allen Menschen das staatsrechtliche Stimmrecht verleiht.

Ich wiederhole: in Bezug auf Das was man wol die ideelle, die geistige Seite des menschlichen Daseins nennen kann, sind (nach Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Kasteneintheilungen) die größten Fortschritte in der Geschichte der Menschheit eingetreten, und die entgegenstehenden Klagen sind ohne Grund. Daß nun aber die neue Freiheit auch zu Sorglosigkeit und Misbrauch führen kann und geführt hat, wer wird Dies leugnen; welche Thorheit indeß und Grausamkeit das Mittel gegen dieses neue Uebel in einer steten Bevormundung, oder gar in der Herstellung jener Gesetze und Zustände zu finden oder doch zu suchen! Es wird sich später ergeben wie Christenthum und Erziehung auch in diesen Gegenden heilsamer wirken als jene tyrannischen Quacksalbereien.

Was hilft, ruft man uns entgegen, all jenes Geschwätz von Menschenrechten, Menschenwürde, politischer Theilnahme u. s. w., während Unzählige hungern, dursten, frieren und ihre Blöße zu bedecken nicht im Stande sind. Sollten denn wirklich in alter und mittlerer Zeit bei Miswachs, Kriegen u. dergl. verhältnißmäßig weniger Menschen gehungert und gedurstet haben als jetzt? Wollte und konnte man ihnen besser zu Hülfe kommen in einer Zeit, wo beim Mangel an Verkehr, Zusammenhang, Straßen u. s. w. jedes örtliche und landschaftliche Uebel fast unüberwindlich war? Ist nicht die Sorgfalt der Staaten und der Einzelnen für Arme und Hülfsbedürftige jetzt so groß als zu irgend einer Zeit? Ja ist die Macht der Massen nicht so daß man sie berücksichtigen muß wenn es an großmüthigem Mitleiden fehlte?

Hat Villermé so Unrecht wenn er sagt *): „Die Armen halten sich für unglücklicher als sonst, obgleich in Wahrheit ihr Zustand fast immer weniger schlimm ist." Für mich hat es wenigstens nicht den geringsten Zweifel, daß sich die Arbeiter in den Rehbergen bei Berlin ohne Vergleich besser befunden haben als die Arbeiter an den ägyptischen Pyramiden und dem römischen Colosseum.

Man vergißt zu oft, daß Armuth ein Verhältnißbegriff ist. Ein Armer in einem reichen Volke fühlt sich arm, während er in Wahrheit noch reich ist im Vergleiche mit einem Armen in einem armen Volke. Die Bewohner der englischen Arbeitshäuser befinden sich in Hinsicht auf Wohnung, Nahrung und Kleidung unendlich besser als alle wilden Stämme, ja als unzählige freie Landleute auf dem Festlande Europas. Arme gibt es nur im Gegensatze zu Reichen; und in jedem Lande hat man einen verschiedenen Maßstab für arm und reich. Daher ist das Bemühen in der Regel einseitig und fruchtlos die Zahl der Armen in den verschiedensten Ländern nach *einem* Maßstabe auszurechnen, oder die Ergebnisse bei sehr abweichenden Maßstäben unter *einen* Namen zu bringen und Lob oder Tadel an die oberflächlichen Ziffern anzureihen.

Ueber meine Behauptung von der fortschreitenden, preiswürdigen Entwickelung geistiger Rechte und Verhältnisse hinausgehend, und die materiellen Bedürfnisse ins Auge fassend, ergibt sich: daß *unbedingt Hülflose* in allen Zeiten und allen Ländern eben gleichstehen, und bei ihnen ein Mehr oder Weniger eigentlich gar nicht stattfindet. Alle Diejenigen welche man hingegen unter der Bezeichnung der ärmern Classen begreift stehen keineswegs überall auf derselben Stufe; ihr Zustand bessert oder verschlechtert sich aus vielen Gründen. Neben diesen Gründen der Verschlechterung (von denen ich erst später sprechen werde) haben sich in neuern Zeiten auch wichtige Gründe der *Verbesserung* geltendgemacht, welche man nicht übersehen sollte. So z. B. hinsichtlich der Kleidung die jetzige Wohlfeilheit der durch Maschinen bereiteten Stoffe; hinsichtlich der Nahrung die Verbreitung der Kartoffeln und die Fortschritte der Brauereien. Ja selbst der verdammliche Branntwein ist jetzt gereinigter und gesünder als der alte Fusel. Die Wohnungen endlich bessern sich von dem Augenblicke wo der Mensch fühlt und strebt in dieser Beziehung nicht mit dem Viehe gleichzustehen. Gewiß befinden sich Dienstboten, Handwerksburschen, Tagelöhner im Ganzen und Großen in einer bessern Lage, sind besser gekleidet und genährt, und wissen sich mehr Genüsse (comforts) zu verschaffen als vor 60 — 80 Jahren.

Ich will an dieser Stelle sogleich einer andern Ansicht widersprechen, welche ich in *der* Allgemeinheit mit welcher sie aufgestellt wird für irrig halte. Nämlich: daß Noth und Armuth in weit größerm Maße die *Stadtbewohner* als die *Landbewohner* ergreife. Im Fall diese Behauptung sich wesentlich nur auf Fabrikarbeiter beziehen soll, werde ich erst später darauf näher eingehen können; bereits hier aber muß ich bemerken: 1) Diejenigen Städte in welchen sich keine Fabriken befinden sind nicht besser, sondern schlechter gestellt, und gehen der Verarmung oft noch rascher entgegen. 2) Die Landbewohner werden durch Jahre des Miswachses nicht minder hart betroffen als die fabricirenden Stadtbewohner durch unglückliche Handelsverhältnisse. 3) Die Noth mancher ländlichen Bezirke ist (selbst in England) größer als die Noth in gewerbthätigen Städten, und übermäßige Erhöhung des Pachtzinses wird oft noch leichter durchgesetzt als Verminderung des städtischen Arbeitslohns. Die Klagen und der elende Zustand polnischer Bauern werden leichter überhört und übersehen als die ungeduldigern, mächtigern Widersprüche engverbundener Arbeiter in den Städten, und die entsetzliche Lage des irländischen Landvolks übersteigt Alles was Menschenfreunde in Städten gesehen und bejammert haben.

Ich will dem Gesagten noch eine Bemerkung hinzufügen: daß nämlich derselbe Buchstabe des Gesetzes keineswegs überall gleichmäßig wirkt oder zur Anwendung kommt; und daß bei scheinbar gleichartigen Verhältnissen doch die Zustände in der Wirklichkeit sehr verschieden sein können. So sind z. B. aus dem italienischen Gebrauche die Früchte zwischen Verpächter und Pächter zu theilen ganz andere Ergebnisse in der Lombardei wie in Toscana hervorgegangen. Die Verleihung des Grundeigenthums hat in dem einen Lande ganz andere Folgen gehabt als in dem zweiten. Die für England und Irland fast gleichlautenden Pachtgesetze haben (durch die Art ihrer Anwendung) in jenem Lande Wohlstand erzeugt, in diesem hingegen Elend und Unzufriedenheit hervorgebracht. Nirgend genügt deshalb eine blos oberflächliche Betrachtung und Prüfung der Thatsachen und ihrer Gründe.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Sur l'état des ouvriers", S. 233.

## Erinnerungen an Daniel O'Connell.

Wer manche interessante und piquante Einzelheit aus dem Leben des berühmten irländischen Agitators kennenlernen will, wird folgendes in London vor nicht langer Zeit erschienene Buch: „Personal recollections of the late Daniel O'Connell, by *W. Daunt*" (2 Bde.), nicht ohne Vergnügen lesen. Aber die Zeit ist noch nicht gekommen wo man den großen Agitator Irlands unparteiisch beurtheilen kann. Die meisten der zahlreichen Schriften zu denen der Tod O'Connell's Veranlassung gegeben enthalten fast nur mehr oder weniger leidenschaftliche, von dem sehr wenig historischen Ton der Zeitungspolemik eingeprägte Werthbestimmungen des Mannes. Der Verf. des hier angezeigten Werks hat diese Verkehrtheit zu vermeiden gewußt, indem er sich darauf beschränkte den Charakter des Mannes zu schildern ohne an die Prüfung seines politischen Lebens heranzutreten. Es ist übrigens nicht die am wenigsten interessante Seite dieser merkwürdigen Person, der man eine kräftige Originalität, die eine der Hauptursachen seiner langen und außerordentlichen Volksbeliebtheit war, nicht absprechen kann. Sein robuster Körper, seine kräftige Gesundheit, sein aufgeräumter Geist, der poetische und romantische Anstrich seiner Einbildungskraft dienten ihm nicht allein dazu seine Thätigkeit zu unterhalten, sondern trugen auch zu der Verblendung die er auf die Menge ausübte viel bei. Hier-

mit verband sich die Achtung welche häusliche Tugenden und die heilige Liebe zur Familie immer einflößen. O'Connell hatte ein sehr gutes Gedächtniß, citirte oft Verse, liebte gute Erzählungen und nahm gern an Jagdpartien theil. Er war ein eifriger Leser von Romanen, und hatte in seiner Jugend sogar daran gedacht selbst einen zu schreiben. Sehr selten von der Leidenschaft hingerissen, trotz dem gegen ihn unaufhörlich gerichteten Feuer von Stachelreden, Caricaturen und heftigen Angriffen, zeigte er sich auch nie kalt, und stets Herr seiner selbst herrschte er immer über die Eindrücke der Menge, und ließ sich nie von den Stürmen welche sein Wort erregte überwältigen. Die außerordentliche Festigkeit seines Charakters hatte nichts Rohes und Beleidigendes, und man fand in ihm reichlich die Züge und witzigen Einfälle des irländischen Geistes, welche für Freunde des Humors einen so hohen Werth haben. Die von unserm Verf. gesammelten Anekdoten machen uns auf eine sehr piquante Weise mit dieser originellen Individualität bekannt. Man sieht aus denselben, daß Daniel O'Connell von seiner Kindheit an den Wunsch in sich aufkommen fühlte sich auszuzeichnen, und daß er frühzeitig das Vorgefühl hatte daß sein Name in der Geschichte fortleben würde. Während einer schweren Krankheit, die ihn im J. 1798 befiel, überzeugt von seinem nahen Tode, wiederholte er unaufhörlich folgende aus der Tragödie „Douglas" entlehnten Verse:

> Unknown I die; no tongue shall speak of me;
> Some noble spirits, judging by themselves,
> May yet conjecture what I might have proved;
> And think life only wanting to my fame.

O'Connell war nur ein mal verheirathet, und die Zeit seiner Ehe war die glücklichste seines Lebens. Nach dem Tode seiner Frau gefiel er sich oft darin die Erinnerung an diese von keiner Wolke je getrübte Verbindung zurückzurufen. „Ich habe", sagte er, „nur einem einzigen Weibe, meiner lieben Frau, den Hof gemacht. Ich fragte sie eines Tags, ob sie schon versprochen sei, und sie antwortete: «Nein!» — Wollen Sie mir denn Ihre Hand schenken? — «Ja, Das will ich», war ihre Antwort. — Und ich sagte zu ihr daß ich mein Leben dazu widmen würde sie glücklich zu machen. Und in Wahrheit verdiente sie es wohl; sie hat mir 34 Jahre des reinsten Glücks das je ein Mensch genossen hat geschenkt." So lange O'Connell als Advocat thätig war genoß er das größte Zutrauen seiner Clienten, und verdiente viel Geld. Seine Unterhaltung war geistreich und unterhaltend. Daunt erzählt von seinen witzigen Einfällen viele Beispiele, aber wir müssen den Lesern das Vergnügen gönnen sie in seinem Buch selbst zu suchen. 1.

## Goethe's Neujahrslied von 1768.

Die älteste Liedersammlung von Goethe erschien unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" (4., Leipzig 1769). Die Angaben von Schütz („Goethe's Leben", S. 368) und von Nicolovius („Ueber Goethe", S. 422): daß diese Liedersammlung schon 1768 gedruckt, widerlegt der Dichter selbst in dem Briefe aus Frankfurt vom 1. Juni 1769 an Käthchen Schönkopf: „Meine Lieder sind immer noch nicht gedruckt, ich wollte Ihnen gerne wenn sie fertig wären ein Exemplar davon schicken; aber ich habe nur niemanden in Leipzig dem ich es auftragen könnte." Mit dem Zusatze sich des dortigen behaglichen Aufenthalts erinnernd: „Wie ich die Lieder machte, da war ich ein andrer Kerl als ich jetzt binn." *) In einem andern Briefe vom 12. Dec. an dieselbe Freundin theilt er mit: „Die Lieder sind jetzt gedruckt." **) Die Ausgabe von 1769 ist uns nie zu Gesicht gekommen, die zweite von 1770, wahrscheinlich nur mit neugedrucktem Titel, liegt uns vor, und die folgenden Angaben sind dieser Ausgabe entnommen. L. Tieck ließ in dem „Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde", 1844, VI, 272 fg., die zweite Ausgabe, welche 20 Lieder enthält, abdrucken, und auch einen besondern Abdruck veranstalten. Die irrigen Angaben des Herausgebers in der Einleitung berichtigte bald darauf H. Düntzer in einem kleinen aber lesenswerthen Aufsatz in dem Hauptblatt der „Kölnischen Zeitung", 1844, Nr. 317. Viehoff nahm das Liederbuch in den „Erläuterungen" auf; auch Jahn hat in den köstlichen, soeben erschienenen „Briefen Goethe's an leipziger Freunde" vollständig das Liederbuch mitgetheilt, aber unrichtig bemerkt daß L. Tieck zuerst wieder auf diese Sammlung aufmerksam gemacht. Prutz gab so viel wir wissen bereits 1841 im „Göttinger Dichterbund", S. 281, genauere Nachweisungen hierüber, sowie auch einige Varianten. Auch er hat nicht das Liederbuch benutzt, sondern nur den „Almanach der deutschen Musen auf das J. 1773" (Leipzig), von dem bekannten Literarhistoriker C. H. Schmid; es sind die Lieder 2, 3, 7 und 16. Der Jahrgang 1776 dieses Almanachs hat auch vier Lieder: 4, 6, 10 und 13; ebenso die leipziger Zeitschrift „Die Muse", 1776, Nr. 3, 7 und 11, worin auch ein anderes Gedicht: „An Venus", unter Goethe's Namen steht, das Jahn in den „Briefen" (S. 203) bekanntgemacht hat. Die Varianten in den genannten Zeitschriften zeigen, daß die Abdrücke nach Abschriften und nicht nach dem Liederbuche sind. Goethe erzählt in „Wahrheit und Dichtung", XXI, 155: „Ich habe die bessern (Lieder) ausgezogen und zwischen meinen übrigen kleinen Poesieen eingeschaltet." Nur drei wurden ausgeschlossen, das erste (Neujahrslied), das neunte (Kinderverstand) und das letzte (Zueignung). Die Varianten und neuen Ueberschriften sind bei Düntzer und Viehoff zu vergleichen. In dem Nachlasse von Friederike Oeser (gest. 1829), Tochter des Directors der leipziger Kunstakademie, fand sich ein geschriebenes Heft mit dem Titel: „Lieder mit Melodien, Mademoiselle Friederiken Oeser gewidmet von Goethen." Diese Sammlung enthält nur zehn Lieder, die nachher in das Liederbuch mit Ausnahme des letzten, das Gedicht „An Venus", übergingen. Als Goethe (in Frankfurt) eine schwere Krankheit überstanden meldet er am 30. Dec. 1768 nach Leipzig an Käthchen Schönkopf (Jahn, S. 77): „Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. — — Ein närrisch Ding um uns Menschen, wie ich in munterer Gesellschaft war, war ich verdrüßlich, jetzt binn ich von aller Welt verlassen, und binn lustig; denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten. Das Neujahrslied, das sie auch werden empfangen haben, habe ich in einem Anfall von groser Starrheit gemacht, und zum Zeitvertreib drucken lassen." Wir lassen hier die „ursprüngliche Gestalt" dieses Liedes, das später für das Liederbuch umgearbeitet (Nr. 1), folgen, und freuen uns die Anmerkung Jahn's zu dem vorhergehenden Briefe: „Dieser Druck («Das Neujahrslied») findet sich in dem «Katalog einer Goethe-Bibliothek» (von S. Hirzel) nicht verzeichnet, und scheint sich der Aufmerksamkeit auch der sorgsamsten Sammler bisjetzt entzogen zu haben", beantworten zu können.

Neujahrs-Lied.

> Wer kommt? wer kauft von meiner Waar?
> Devisen auf das neue Jahr,
> Für alle Stände.
> Und fehlt auch einer hie und da;
> Ein einger *) Handschuh paßt sich ja
> Auf zwanzig Hände.
>
> Du Jugend, die Du tändelnd liebst,
> Ein Küßchen um ein Küßchen giebst,
> Unschuldig heiter;
> Jetzt lebst Du noch ein bißchen dumm,
> Geh nur noch dieses Jahr herum,
> Du kommst schon weiter.

*) Jahn, „Goethe's Briefe an leipziger Freunde", S. 88.

**) „Briefe an Frau von Stein", I, 23.

*) Ein Druckfehler, in der Sangweise steht „einzger".

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein wenig lichter brennt,
Ihr macht mich bange.
Zum Ernst Ihr Kinder von dem Spaaß!
Das Jahr! zur höchsten Noth noch das!
Sonst währts zu lange.

Du junger Mann, Du junge Frau,
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau,
In eurer Ehe.
Die Eifersucht quält manches Hauß
Und trägt am Ende doch nichts aus,
Als doppelt Wehe.

Die Ihr des Gatten Todt beklagt,
Und aller Welt Valet gesagt,
Adieu der Freyte;
Es ist gar manche Nacht im Jahr,
Und wenn die erste ruhig war,
Ist's auch die zweyte?

Ihr die Ihr Hagestolze heißt,
Der Wein heb' euren großen Geist
Beständig höher;
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehetropf
Noch zehnmal weher.

Mir Armen, itzt der Mädchen Hohn,
Mir helfe doch Cytherens Sohn,
Zu meinen Waden,
Da nehm ich wohl auf meinen Leib
Im künft'gen Jahr ein junges Weib,
Das kann nicht schaden.

Der hier gegebene genaue Abdruck des Liedes befindet sich in der hamburger Zeitschrift „Unterhaltungen" im achten Band des sechsten Stücks (Monat December), 1769, S. 540, ohne Angabe des Verfassers, mit einer Sangweise von dem leipziger Componisten (G. S.) Löhlein, wahrscheinlich nach dem einzelnen Originaldruck. J. J. Eschenburg gründete 1766 diese Zeitschrift, gab aber nur die ersten vier Bände derselben heraus; den fünften redigirte Wittenberg, den sechsten bis zehnten und letzten Band 1770 C. D. Ebeling. Das oben angeführte geschriebene Liederbuch der Friederike Oeser enthält das „Neujahrslied" nicht. **W. v. Maltzahn.**

Wir theilen zu diesem Neujahrslied aus dem Jahr 1768 noch eine Reliquie Goethe's mit, ein kleines Gedicht aus dem Jahr 1831. Die „Norddeutsche freie Presse" bringt es in folgendem, Rupertus unterzeichneten Artikel aus London:

„Der Güte des Fürsten von Carolath-Beuthen verdanke ich den Besitz eines kleinen, noch nie gedruckten Gedichts von Goethe. Der liebenswürdige Fürst, unter dessen Familienpapieren diese poetische Kleinigkeit Jahre lang ruhte, gab mir dieselbe mit der Erlaubniß zu Gunsten der vielfachen Verehrer des großen Todten dieses vielleicht eins seiner letzten Gedichte, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Zur nähern Verständigung bemerke ich, daß J. v. P. eine der höhern Gesellschaft angehörige ebenso schöne als talentvolle junge Dame war.

An Goethe
mit einem Paar Pantoffeln zu seinem 82. Geburtstage,
den 28. Aug. 1831.

Nur ganz bescheiden nah' ich heute mich,
Wo so viel schön're Gaben dich umringen;
Doch, Herr, Bedeutung hab' auch ich,
Denn Liebe und Verehrung soll ich bringen.
Drum, wenn auch Höh're, Meister, dich begrüßen,
Mir gönne nur den Platz zu deinen Füßen.

«Zwar Engeln kann ich nicht Befehle geben,
Daß seine Schritte sie mit Liebe führen,
Doch will ich weich mit Seide euch durchweben,
Daß ihn kein Steinchen möge hart berühren.»
So sprach die Herrin und so laß mich schließen,
Und gönn' auch mir den Platz zu deinen Füßen. J. v. P.

Goethe's Antwort.

Dem heil'gen Vater pflegt man, wie wir wissen,
Des Fußes Hülle fromm gebeugt zu küssen;
Doch wem begegnet's hier im langen Leben,
Dem eig'nen Fußwerk Kuß um Kuß zu geben;
Er denkt gewiß an jene liebe Hand,
Die Stich um Stich an diesen Schmuck verwandt.
Ihr ältester Verehrer W. von Goethe."

**D. Red.**

## Lesefrüchte.

### Jules Janin wider die Deutsche Nationalversammlung.

Politiker und Patrioten haben Manches zu tadeln gehabt an dem Auftreten und Wirken der ersten deutschen Volksvertretung; jetzt schleppt auch der bekannte Feuilletonist des „Journal des débats" seine Steine wider „jene machtlose Macht, jene lärmerische, hohle Autokratie, die man Frankfurter Parlament genannt hat". Er spricht nicht von dem Waffenstillstand zu Malmoe, nicht von der Kaiserwahl und der Verfassung, nein, er handelt von jener „moralischen That", dem Verbote der Hazardspiele, und läßt hierüber seine Entrüstung aus, nicht etwa weil wohlerworbene Anrechte Dritter dadurch verletzt seien, sondern weil das Spiel, „die einzige Freude auf dieser Welt, die stets neu ist", dem Badeleben geradezu unentbehrlich sei. „Es ist sehr leicht gesagt: Weg mit dem Hazard!" meint er, „allein womit soll man denn dann jenem Bedürfnisse der Erregung genugthun das sich zeitweilig der ordnungsliebendsten Menschen und der ruhigsten Seelen bemächtigt? Auch reden die Thatsachen hier am lautesten! Jene wunderbaren Heilquellen, die den erschöpften Adern neues, gesunderes Blut und den ermüdeten Köpfen junge Ideen zuführen, waren, so lange das Spiel an ihren gottgeweihten Altären thronte, der Sammelplatz auf dem sich von fern hereilende Kranke, Geheilte und wiederauferstandene Todte trafen. Die Pest zog sich zurück vor einem an der Quelle in Wiesbaden geschöpften Becher Wassers, und selbst der Aussätzige von Aosta würde im Bade zu Aachen die Farbe der Gesundheit wiedererlangt haben. Alles wird geheilt, so lange das Spiel die Badeorte beherrscht; wird aber das Hazard aus den Tempeln der Hygiäa vertrieben, da verschwinden auch Trinker und Curgäste, und des Quelles Nymphe sieht sich vergeblich nach Verehrern ihrer strengen Tugend um. Und kämst du, Karl der Große, heute zurück in deine Stadt Aachen, so würdest du mit dem lauten Rufe empfangen werden: «Gib uns, großmächtiger Kaiser, das Hazard zurück, das uns die hohen Abgeordneten des Reichstags von Frankfurt genommen haben." So haben Politik und das plötzlich unterdrückte Hazardspiel gleichmäßig beigetragen Deutschlands blühendste Badeorte zu entvölkern." Die Raisonnements Jules Janin's gelten für sehr geistreich. Das zu wissen ist insoweit interessant, als man hieraus ersieht daß es geistreich ist zu sagen: Das Spielen ist ein großes Verbrechen, aber es ist nöthig, denn es ist eine unwiderstehliche Leidenschaft! und als weiter klar und deutlich hieraus folgt, daß der ehrliche, ehemalige Reichsminister Mohl durchaus nicht zu den Geistreichen gezählt werden darf.

### Ein illustrirter Béranger.

Die Franzosen halten fest an ihrer Verehrung für den berühmten Liederdichter, wenn seine Muse auch jetzt verstummt ist. Zu den vielen Ausgaben seiner „Chansons" ist eine neue gekommen, eine Prachtausgabe in drei Bänden mit Illustrationen nach Grandville und der Beigabe von 300 theils alten, theils neuen Melodien, auch dem Facsimile zweier Briefe.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 2. —— 2. Januar 1850.


## Briefe
### über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.
Von **Friedrich von Raumer.**

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

### Zweiter Brief.

Die Armuth ist nicht denkbar ohne ihren Gegensatz, den Reichthum. Beide stehen in der Regel in einem geraden Verhältniß; das heißt, wächst das Eine wächst auch das Andere, und der größten Armuth steht auch der größte Reichthum gegenüber. Diese beiden Aeußersten zu ermäßigen, und zu einer gesunden Mitte hinzudrängen, haben die größten Gesetzgeber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet. Daher das Jubel- und Sabbathjahr des Moses und die Ackertheilung des Lykurgos. Beide mechanischen Mittel konnten aus Gründen die ich anderwärts entwickelt habe*) nicht zu dem erwünschten Ziele führen. Zweckmäßiger waren die Classeneintheilungen des Solon und Servius Tullius, indem sie auf bewegliche Verhältnisse fortdauernd einwirkten, und den größern Rechten größere Lasten gegenüberstellten. Die Demokratie Athens und die Weltherrschaft Roms überflügelten aber bald jene gesetzlichen Vorschriften, und der laute Ruf: Panem et Circenses! gibt den Text um die Leiden und Folgen übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth darzustellen. Hier genügt diese Andeutung, und die Frage: ob und inwieweit diesem Uebel durch ein Steuersystem abzuhelfen sei, werde ich später zu beantworten suchen.

Nochmals aber warne ich vor den oft leichtsinnigen Versuchen die Zahl der Armen in einem Lande nachzuweisen und daraus allgemeinere Schlüsse herzuleiten. Abgesehen von der großen Schwierigkeit den Begriff von arm festzustellen kommt dabei in Betracht: der Preis aller Bedürfnisse, Arbeit und Arbeitslohn, Leidenschaften und Gewohnheiten, Zahl der Kinder, öffentliche oder geheime Hülfe, Art dieser Hülfe, härtere oder mildere Grundsätze u. s. w. Irrig wäre es also z. B. die Zahl der Armen lediglich nach amtlichen Unterstützungen oder nach Todesfällen in Hospitälern festzustellen. So hat man gesagt: „Weil von 30,000 Todten innerhalb einer Stadt 10,000 in den Hospitälern sterben, so sind von 900,000 Einwohnern 300,000 arm." Leicht aber könnten jene 10,000 aus einer ohne Vergleich kleinern Gesammtzahl von Armen hervorgehen. Oder der gerühmte Satz: „In Rußland kommt auf 100 Menschen nur ein Armer", läßt sich dahin umdrehen: auf 99 Arme kommt nur ein Reicher. Das heißt: die Gleichartigkeit drückender Verhältnisse ist so allgemein, und das Entgegengesetzte so weit darüber erhaben oder hinaufgeschroben, daß die rechte gesunde Mitte zwischen übermäßigem Reichthume und übermäßiger Armuth, daß der Mittelstand noch ganz fehlt.

Man hat gesagt*): „Von allen erschaffenen Wesen hat der Mensch die meisten Bedürfnisse. Vergleicht man diese Bedürfnisse mit seinen Mitteln dieselben zu befriedigen, so ist der Herr der Schöpfung gewiß der Aermste in seinem Reiche." Dieser Stoßseufzer entspringt aus falscher Sentimentalität, halber Philosophie und einseitiger Beobachtung; er ist im Wesentlichen durchaus irrig. Die Kinder welche man in der Regel jammernd zuerst vorzeigt sind keineswegs hülflos; sie sind noch Eins mit ihren Aeltern, und entbehren nicht des liebevollsten, mächtigsten Beistandes. Den Erwachsenen ferner ist keineswegs als einziges, schlechterdings zu erreichendes Ziel vorgesteckt: alle Möglichkeiten die in ihrer Natur liegen zu verwirklichen. Ist aber, obgleich der Mensch (wie keine Creatur) nie Alles erreicht, das Erreichbare und das Erreichte nicht schon vom größten Werthe? Ja steht das Streben des Menschen nach einem durch seine Erhabenheit vielleicht unerreichbaren Ziele nicht allen erreichbaren Zielen niederer Geschöpfe weit voran? Ohne Krallen und Klauen ist er durch seine Vernunft Herr aller Thiere geworden, und hinsichtlich seiner vielen Bedürfnisse nicht so dem Zufalle und der Noth preisgegeben wie die Thiere mit ihren minder zahlreichen, geringern Bedürfnissen. Auch sind die gezähmten Thiere durch des Menschen Sorgfalt in diesen Beziehungen günstiger gestellt als die wilden. So wenig wie man die Arzneikunde verwirft, weil sie den Tod nicht aus der Welt hinwegzuschaffen vermag, ebenso wenig die Staatskunst, weil sie nicht alle geselli-

*) „Vorlesungen über die alte Geschichte", I, 216, 322.

*) Buret, „La misère des classes laborieuses", I, 181.

gen Uebel vertilgen kann. Selbst wenn es über das zeitliche Dasein hinaus keine Zukunft gäbe, ist der mit Vernunft begabte Mensch hinsichtlich seiner geistigen und leiblichen Bedürfnisse besser daran als alle andern Creaturen auf Erden. Dies dankbar anzuerkennen, und diese Anerkenntniß zu verbreiten ist verständiger und nützlicher denn mit Kümmerei und Achselzucken schädliche Unzufriedenheit und Undankbarkeit gegen Gott, Mitmenschen und öffentliche Einrichtungen zu veranlassen.

Von diesem Standpunkte ausgehend wird man also nicht verzweifeln, sondern beobachten, prüfen, handeln. Zwar sagt Voltaire *):

De tant de conseils l'effet le plus commun,
C'est de voir tous nos maux, sans en soulager un!

Jedenfalls ist aber das Sehen, das heißt die rechte Erkenntniß des Daseienden, von großem Nutzen, und wird zunächst dazu dienen der oberflächlichen Verwirrung ein Ende zu machen, und die abstellbaren Uebel von denen zu sondern gegen welche menschliche Mittel Nichts ausrichten können, oder welche die in Anspruch genommene Sorgfalt gar nicht verdienen. Allerdings sind die hierhergehörigen gesellschaftlichen Fragen viel schwerer zu beantworten als die blos physischen: theils weil auf jenem Boden der Freiheit nicht so feste Gesetze vorliegen und überall zur Anwendung kommen, theils weil man nicht so leicht, sicher und folgerecht belehrende Versuche anstellen kann.

Mit allgemeinen Sätzen, z. B.: „Man soll keinen Armen umkommen lassen", ist in Wahrheit wenig geholfen. Sobald die Ansprüche wirklich die vorhandenen Kräfte übersteigen, oder die Armen selbst die Zahl der Hülfsbedürftigen sowie die Art der Hülfsleistung vorschreiben, wird man bald Nichts erreichen, weil man sich als Ziel das Unerreichbare vorsteckt. Wenn man aus England berichtet: „Von 100 Almosensuchenden **) konnten nur 5—6 genügende Rechtfertigungsgründe ihres Zustandes beibringen", so folgt daraus daß schmähliche Nachgiebigkeit hier die Uebel nur vermehren würde, und strenge Gerechtigkeit allein auf den rechten Weg hin- oder zurückführen kann. Vor Allem muß festgestellt werden: ob der Bittsteller an seinen übeln Verhältnissen schuld oder ob er unschuldig ist, oder ob endlich ein mittleres Ergebniß der hierüber angestellten Prüfung zu vermittelnden Maßregeln Grund und Veranlassung gibt.

Frégier geht zu weit wenn er sagt ***): „Die Verbesserung des Schicksals der Arbeiter hängt größtentheils von ihrem Willen ab"; denn es gibt äußere Verhältnisse von solcher Uebermacht, daß auch der beste Wille dagegen kraftlos bleibt. Wir werden indessen weiter unten Gelegenheit haben die Selbstschuld der Nothleidenden für viele Fälle nachzuweisen, und daß sich das alte Sprüchwort unzählige male bewahrheitet: Müßiggang ist aller Laster Anfang! Arbeit (Das wollen so Viele nicht einsehen) ist ja keine Strafe, sondern ein Glück und ein Lohn, ohne welche weder der Einzelne sich bilden noch ein Volk auf der Bahn seiner Entwickelung vorschreiten kann.

Sehr oft ist Armuth zugleich Ursache und Folge der Unsittlichkeit. Die Verführung zum Laster durch Reichthum und Armuth mag gleich groß sein (wie auch die Bibel sich hart über die Reichen äußert): gewiß sind aber die Gründe, die Mittel und Wege, und die Folgen für die bürgerliche Gesellschaft sehr verschieden.

Die Laster der Reichen (welche meist wesentlich mit Verschwendung zusammenhängen) können von den Armen nicht nachgeahmt werden; wol aber geben sie Veranlassung zu heimlicher oder öffentlicher Unzufriedenheit. Und nachdem sich der Reiche übereilt zu Grunde gerichtet hat, werden auch die Armen oft (z. B. durch Minderung der Arbeit und des Verdienstes) in seinen Untergang hineingezogen. Aehnlich und unähnlich, aber immer verderblich wirkt es, wenn Geiz den Reichen beherrscht. Aber selbst der hartherzige Reiche kann nur kurze Zeit von der Noth der Armen unberührt bleiben; ja wenn mit der Noth die Unsittlichkeit steigt, wird der geizige und der großmüthige Reiche gleichmäßig von der gesellschaftlichen Krankheit ergriffen, und das Gemeinwesen der Gefahr zerstörender Umwälzungen ausgesetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Marchand, „Du paupérisme", S. 40.

**) Kleinschrod, „Pauperismus in England", S. 121.

***) Frégier, „La misère des classes dangereuses", I, 245.

---

**Abälard und Heloise. Ein Sonettenkranz von Luise von Plönnies. Darmstadt, Jonghaus. 1849. 8. 7½ Ngr.**

Endlich eine Dichtung welche in die großartige Wahrheit der Geschichte nichts Falsches hineinträgt, sondern die eigene Poesie derselben zu ergreifen und verständnißinnig in harmonischen Formen auszusprechen gewußt hat! Denn wer je die Originalbriefe gelesen, und in ihnen die Seelenhoheit der entsagenden wie die volle Freude der genießenden Liebe gefaßt, wer einmal erkannt hat wie hier das romantische Liebesideal nicht blos im Leben wirklich geworden, sondern sich auch mit klarem Selbstbewußtsein ausgesprochen, wie hier das Gefühl und der Wille nur diesem Einzigen sich hinzugeben, nur dieser Einzigen anzugehören gleichmäßig Geist, Herz und Sinne durchdrungen, wie gleichmäßig die Demuth und der selige Aufschwung der Liebe hier ewiggültige Worte gefunden — der konnte wol über Pope's Heroide, die Bürger in so wohllautenden Versen bei uns einheimisch machte, wie über den Feßler'schen Roman oder die Reimereien die vor einigen Jahren in Pforzheim erschienen, ein gleiches Verdammungsurtheil aussprechen, da sie Heloise, wie schon Herder zürnend rügte, zur Ahnfrau der mondsüchtigen Klosterromane, zur heuchlerischen Buhlerin im Nonnenkleide machen; ja auch eine Dichtung Lenau's muß als Misgriff bezeichnet werden. Hier aber hat das poetische Gemüth einer geistvollen Frau sich in die Originalbriefe der beiden Liebenden versenkt, und bald deren eigene tiefe Gedanken und eigene Gefühlsausbrüche in rhythmischen Formen wiedergegeben, bald aber auch einzelne Motive weiter ausgesponnen, und aus eigener sympathetisch erregter Seele im Geiste der Originale selbstschöpferisch Neues hinzugefügt. Wir gewinnen ein Bild der Vergangenheit, aber der Gehalt desselben ist von immerdauernder Gegenwart, und erweist es dadurch daß es frische duftige Blüten hervortreibt. Der Sonettenkranz von Luise von Plönnies ist auf diese Art zu einer der sinnigsten und anmuthvollsten unter den neuern Musengaben geworden,

und das zierliche Heftchen gemahnt uns wie das grüne Oelblatt einer Noah-Taube nach der Sündflut, als ein Zeugniß wie im Getümmel und im Gewirre der politischen Leidenschaften und Täuschungen Poesie und Liebe nicht untergegangen, sondern der Morgenstern des Lebens geblieben sind.

Hier wie im Original beginnt Heloise mit der Anknüpfung an die Leidensgeschichte Abälard's, die dieser einem Freunde zu dessen Troste aufgeschrieben; ihr aber hat diese Darstellung des gemeinsamen Lebens das Herz neu zerrissen, sie bittet um ein Wort der Beruhigung, der Erhebung. Sie schließt:

Du Einziger! mit dem ich wonnetrunken
Durch alle Himmel flog im Glutverein,
Als Stern um Stern an meine Brust gesunken;

Du Göttlicher in deiner Liebesfülle!
Welch kalter Schauer rinnt durch mein Gebein?
Ich beuge stumm mein Haupt, das ich verhülle.

Abälard antwortet ihr indem er sie vom Zeitlichen auf das Ewige hinweist, daß die Trennung nicht nach dem Raume, die Genossenschaft nicht nach irdischer Gegenwart zu messen sei; Das soll sie aus ihrem Zagen erheben daß er sie als Heilige schaut. Und nun richtet sich Heloise mit edelm Stolz in dem Gedanken auf daß sie, gleich Jephtha's Tochter, für ihn geopfert worden, daß sie den vollen Kranz des reichen Lebens unzersplittert, unentblättert für eine große Liebe dahingegeben; nun folgt jenes große, herrliche Bekenntniß:

Gott weiß, ich hab' nach Anderm nie getrachtet
Als einzig nur nach dir, o du mein Leben!
Nicht wollt' ich mich durch Glück und Rang erheben,
Nach deinem süßen Selbst hab' ich geschmachtet.

Nicht was die Menge groß und herrlich achtet
Ersehnt' ich; meines Herzens heißes Streben
War einzig ganz mich dir dahinzugeben,
Würd' ich darum von aller Welt verachtet.

Und hätt' Augustus mir die Kaiserkrone
Geboten, daß ich auf dem Herrscherstuhle
Der Welt als stolze Gattin mit ihm throne,

So ruf' ich Gott den Ewigen zum Zeugen,
Daß es mir größer schien als deine Buhle
Mein Haupt in Schmach und Niedrigkeit zu beugen.

Nun spiegelt sich Abälard's jugendliche Mannesgröße in der Erinnerung ihres Gemüths; sie gedenkt seines Ruhmes, seiner Beredtsamkeit, seiner siegreichen Kämpfe für die freie Wahrheit, und wie nun diese allverehrte Stimme in ihrem stillen Zimmer erklungen, wie sie sich zu seinen Füßen hingezogen gefühlt, wie die Weisheit durch ihn ihr als der Grazien eine erschienen sei.

Wie aus dem tiefen See zum Licht der Sonnen
Die Vallisneria steigt aus grünen Ranken,
Den Kelch erschließend in dem Drang der Wonnen:

So wann ins Herz mir deine Strahlen sanken,
Erhoben aus der Nacht die sie umsponnen
Ins Reich des Lichts sich blühend die Gedanken.

Und nun der Besitz seiner Liebe! Himmlisches und Irdisches schmelzen in diesem Genusse zusammen, rein und keusch gibt Eins dem Andern sein ganzes Wesen dahin:

Kein Blatt im Kelch das unerschlossen bliebe,
Der süßen Rosen, die aus Eden stammen,
Der Geist und Sinn bewältigend sel'ger Liebe.

Wie schwer dann auch die Hand des Schicksals sie geschlagen, wie hart der Schmerz der Trennung, wie bitter der Kelch der Entsagung gerade nach solcher Wonne war, dennoch sagt sie statt der Gebete oft auch an heiliger Stätte die Worte:

Glücksel'ger Mund an dem sein Glück gehangen,
Glückselig Herz an dem sein Herz geschlagen,
Glückselig Weib das liebend er umfangen.

Heloise kann in jener reinen vollen Liebesfreude keine Sünde finden; sie sieht vielmehr darin die Blüte des Lebensbaumes wenn so mit Leib und Seele Mann und Weib für die Ewigkeit Eins werden, und Frau von Plönnies leiht ihr dabei das wundersam kühne Wort:

So wähn' ich oft, im Traum von dir umschlungen,
Des künft'gen Lebens Himmel schon gewonnen,
Von einem Strahl der ew'gen Liebessonnen
Den neuen Leib in Seligkeit durchdrungen.

Auch das folgende Sonett, das sich daran anreiht daß Heloise der Lieder gedenkt die einst ihr Abälard gedichtet, und die von tausend Liebenden nachgesungen ihren Namen durch das Vaterland getragen, ist ganz Eigenthum der Dichterin, und will mir die Blumenkrone ihres schöngeflochtenen Kranzes scheinen:

Glückselig die geliebt von einem Dichter,
Mit ihm entrückt dem Treiben dieser Welt,
Ruh' träumend aus im ros'gen Wolkenzelt,
D'rin er entzündet seine Gnadenlichter.

In leisen süßen Zauberworten spricht er,
Von feinern Wonnen ist sein Herz geschwellt,
Sein Aug' von sel'gem Gottesglanz erhellt,
Und ihr ins Haar statt Blumen Sterne flicht er.

Zerronnen! Dicht umhüllt von Trauerflören,
Im Kreuzgang kniend auf deu kalten Steinen,
Bin ich umwallt von schwarzen Schattenchören.

Erloschen! Grabeskerzen seh' ich scheinen,
Nur Grabgesänge darf die Nonne hören,
Nur heiße Thränen auf die Gräber weinen.

Abälard verweist sie darauf wie ihre Liebe in Gott gegründet sei, wie sie sicher seien sich in ihm auf immer wiederzufinden; die Welt, die Heloise verlassen habe, sei öde und wüst, bald aber werde ja der Friedenshafen sich Beiden öffnen. Er redet sie an als seine geliebte Braut in Christo, und heißt sie, die Priesterin der höchsten Liebesfeier, die Kerzen der ewigen Minne anzünden; in ihrem weißen Schleier will er ruhen. Solche Worte besänftigen ihren erregten Sinn, und sie bittet ihn um fernere Belehrung; er der das Haus gegründet in dem sie mit den Schwestern wohnt, soll sie über den Ursprung dieses gemeinsamen Lebens unterrichten. Er thut Dies, er ergeht sich dabei in einem Preise der Frauen, namentlich der biblischen, wie in einem Originalbriefe. Nun verlangt sie Aufschlüsse über die Geheimnisse des Glaubens, namentlich über die Dreieinigkeit; er sucht ihr dieselben zu erklären. Dann verlangt er ihre Fürbitte in den Kämpfen die ihn umringen, sie solle Hymnen für ihn singen, und zu Gott flehen daß er ihn wenn er gestorben gnädig aufnehme.

Wenn wir in der ganzen Dichtung Etwas vermissen, so ist es hier. Wol wäre es für eine Frau schwer gewesen aus der scholastischen Hülle den Kern von Abälard's Lehre zu enthülsen und in ein poetisches Gewand zu kleiden; aber wenn einmal diese Saite berührt und angeschlagen ward, so mußte der Versuch gemacht werden, und da hätte sich namentlich die Erlösungstheorie Abälard's: daß die Welt wieder zu Gott hingeführt worden, weil sie in Christi Tod die todüberwindende Macht der Liebe gesehen, gut geeignet, ebenso das felsenfeste Gottvertrauen das er sowol in seiner Theologie als am Schluß der Leidensgeschichte ausspricht und wissenschaftlich begründet. Dann mußten die Kämpfe in denen Abälard damals stand näher angegeben werden: es war der Streit mit dem heiligen Bernhard, es galt die Autorität der Kirche und das Recht des eigenen Wissens; dabei lag ein Rückblick auf frühere Schicksale nah, namentlich wie Abälard sich in die Einöde zurückgezogen, ihm seine Schüler nachgefolgt, und sie dort den später an Heloise übergebenen Paraklet gegründet. Es konnte dann noch ein Brief Abälard's folgen, wie er bei Peter dem Ehrwürdigen in Clugny Ruhe gefunden. So hätte das Ganze

[illegible]

## [illegible]

[illegible]

## [illegible]

[illegible]

[illegible]

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1850.

## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von **Friedrich von Raumer.**

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

### Dritter Brief.

Von allen Seiten ertönt der Ruf: „Gebt Almosen, vertheilt Unterstützungen, Brot, Suppen" u. s. w. Unzählige wiederholen diesen Ruf, sehr Viele berücksichtigen ihn, und Alle hoffen dadurch unfehlbar ihr Ziel zu erreichen; während sich dasselbe in Wahrheit täglich mehr zu entfernen scheint, und das Uebel wie eine Lawine anwächst. Welche Verwirrung der Begriffe, welcher Widerspruch unter den Erfahrungen auf diesem Boden herrscht, geht schon daraus hervor, daß die eine Partei oder Schule aller jener Privatsorgfalt für die Armen ein Ende machen will, weil Unverstand, falsche Mildthätigkeit, Leichtgläubigkeit, Mangel an Uebersicht und Zusammenhang, Eitelkeit, Anmaßung und Großthuerei fast überall vorherrschten.

Ueber diese Anklagen erzürnt erhebt eine andere Partei oder Schule die bittersten Gegenklagen, verwirft alle amtliche Einmischung in das Armenwesen, will alle dahin gehörigen Anstalten auflösen und lediglich der christlichen Mildthätigkeit und Privatsorge vertrauen. Schon vor aller Prüfung fühlt man, daß jede dieser Ansichten, sofern sie die andere ganz verdammt und vernichten will, über das richtige Maß leidenschaftlich hinausgeht und einer wesentlichen Ermäßigung bedarf. So wäre es einerseits ganz thöricht, ungerecht und unausführbar, alles Almosengeben und alle christliche Privatmildthätigkeit ganz zu verbieten, weil ohne Zweifel Irrthümer und Misbräuche damit verbunden sind; und ebenso erweiset andererseits die Erfahrung, daß in unsern Tagen das zerstreute Wohlwollen der Einzelnen nicht ausreicht die anwachsenden Uebel zweckmäßig zu bekämpfen und ihrer Herr zu werden. Jedenfalls muß die Wohlthätigkeit zwei Klippen vermeiden: die eines blinden Mitleidens und die einer barbarischen Klugheit. *)

Das Vertheilen von Naturalien (Brot, Suppe u. dergl.) mag in manchen Fällen besser sein als das Vertheilen baaren Geldes, welches oft zu unnützen Ausgaben verwendet wird; oft aber ist die Lage des Hülfsbedürftigen auch so, daß nur baares Geld über eintretende Noth hinweghelfen kann. Deshalb soll man keine dieser Formen unbedingt anwenden oder verwerfen.

Die Hauptgefahr welche auf dem Wege der Privatunterstützung fast nie gehörig vermieden wird ist das Herbeiziehen der Lässigen und die ganz eigentliche Begünstigung der Faulen. Mit großem Rechte ist deshalb gesagt worden *): „Jeder Pfennig welcher dazu beiträgt den Armen besser als den unabhängigen Arbeiter zu stellen erscheint als directe Belohnung für Müßiggang und Laster." Allerdings gibt es noch immer Leute welche eben in der Freiheit des Arbeiters eine Hauptursache geselliger Uebel und Leiden sehen; dennoch bleibt, trotz aller Misbräuche und Schattenseiten, die Freiheit der Personen heilsam und gerecht im Gegensatz zu steter Bevormundung und Leibeigenschaft. Sind die Menschen einmal da, so helfen sie sich besser bei freier Bewegung als unter willkürlichen Hemmnissen der mannichfachsten Art.

Wenn ein Schriftsteller ausruft **): „Bei den jetzigen Einrichtungen ist die Arbeit ohne Sicherheit und Bürgschaft wie ohne Schutz!" so liegt die Frage nahe: in welchem frühern Zeitraume man für diese Zwecke mehr habe thun können oder thun wollen; und ob denn die neuesten Versuche auf diesem Boden von staatswegen Größeres zu leisten nicht als ganz thöricht sind erfunden worden?

Ebenso ist der traurige Satz ***): „Im Gewerbe wie in der Politik wird die Freiheit des Einen zur Unterdrückung für den Andern"... in dieser Ausdehnung unwahr. Man könnte (wenn überhaupt mit derlei allgemeinen Formeln viel anzufangen wäre) vielmehr behaupten: jede Verminderung der Unterdrückung mehre und sichere die Freiheit für Alle. Mit Aufhebung der Sklaverei dringt erst der Lebensathem der Freiheit in alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft, und wenigstens die ärgsten und ungerechtesten Kriege, die der Sklaven und Leibeigenen, nehmen ein Ende.

---

*) Naville, „De la charité légale", II, 225.

*) Kleinschrod, „Pauperismus in England", S. 67.

**) Buret, I, 70.

***) Buret, I, 23.

Ich muß jetzt noch etwas näher auf Prüfung der schon erwähnten Systeme der öffentlichen und der Privatarmenpflege eingehen. Wenn sich das Unzureichende der letztern fast überall herausstellt, so wird man darauf hingedrängt das Betteln, wenn nicht geradehin zu erlauben, doch zu dulden oder milder zu bestrafen. Die unmittelbare Folge dieser Milde und Nachsicht war indeß jedesmal die Mehrung nichtsnutziger Faulheit und unverschämter Bettelei. Neu angewandte Strenge führte alsdann fast nothwendig auf den Gedanken einer öffentlichen Leitung des Armenwesens, welche jedoch (um es hier schon im voraus anzudeuten) von Einführung einer Zwangsarmensteuer noch wesentlich verschieden ist. Als z. B. das französische Gesetz vom 24. Vendémiaire des Jahres II das Almosengeben untersagte, ward zugleich ausgesprochen: man solle den Arbeitsfähigen Arbeit geben, und dépôts de mendicité, sowie domiciles de secours einrichten. Man hoffte auf diesem Wege zu einer bessern und gerechtern Vertheilung der Unterstützung zu gelangen, und angemessen für die öffentliche Sicherheit zu sorgen.

Als nun aber diese und verwandte Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, erhoben sich laute und bittere Klagen wider alle gesetzliche Armenpflege, deren wesentlichen Inhalt ich hier mittheilen will.

Die Einrichtung einer gesetzlichen, öffentlichen Armenpflege mindert die Vorsicht des Armen, indem sie ihm eine nur täuschende Sicherheit gewährt *), das freche Laster ermuthigt und mittelbar auf Herabsetzung des Lohns hinwirkt. Gesetzliches Almosen empfängt der Arme nicht allein ohne Dankbarkeit und ohne irgend ein Zeichen der Zufriedenheit, sondern mit Stolz, Hohn und Spott. **) Zu der Undankbarkeit und Unverschämtheit welche eine gesetzliche Armenpflege dem Armen einflößt, und zu dem Gedanken er habe ein Recht auf Unterstützung gesellt sich Faulheit, Mangel an Voraussicht, Verschwendung und sittliche Entartung. Gesetzliche Unterstützung schließt fast immer die Prüfung der Würdigkeit aus und hält sich lediglich an die Thatsache. Sie stürzt die Verhältnisse um auf welche die bürgerliche Gesellschaft beruht. Die Vorsehung nämlich hat Reiche und Arme hingestellt um sich wechselseitig Hülfe zu leisten, um sich durch die süßen Bande der Wohlthaten und der Dankbarkeit zu verbinden, und um in ihren wechselseitigen Verhältnissen edle Tugenden zu üben. Indem die gesetzliche Armenpflege diese heilsame Ordnung aufhebt stellt sie den Reichen und den Armen einander feindlich gegenüber. Dieser betrachtet jenen wie den ungerechten Inhaber eines Guts das ihm gebührt, und die Hülfe welche er von der Menschlichkeit des Reichen erwarten oder durch Dienstleistungen erwerben sollte sucht er ihm durch Ungestüm und Gewalt zu entreißen. Seinerseits betrachtet nun der Reiche den Armen wie einen Feind, welcher vor der Hand zwar besiegt ist, dessen Aufruhr und Treulosigkeit er aber fürchten muß. Er findet sich mit seinem Gewissen ab um ihm nur das Allernothwendigste zu bewilligen, und hat nie genug Gensdarmen und Gefängnisse, nie genug schreckliche Drohungen und Strafen um sich gegen Angriffe der Armen zu schützen und gegen ihren Ungehorsam zu wüthen. So ist alle gesetzliche Hülfsleistung (charité légale) durchaus vom Uebel; die einzig zweckdienlichen Mittel sind christliche Liebe, sowie Verminderung der Lasten und Umbildung der Armen.

*) Buret. II, 246.

**) Naville, I, 68; II, 33, 263.

Vieles was hier gegen gesetzliche Armenhülfe gesagt ist folgt nicht nothwendig aus ihrem Begriffe; so z. B. daß sie nur die Thatsache, nicht die Würdigkeit berücksichtige. Ohne jedoch schon in das Einzelne einzugehen muß hier im Allgemeinen bemerkt werden: daß weder das Nichtdasein noch das Einführen jener gesetzlichen Hülfe die beklagten und bekämpften Uebel vertilgt hat. Vielmehr ergibt die Erfahrung, daß sich in besonnener und freundlicher Weise das System einer allgemeinen Leitung des Armenwesens, und die Sitte christlicher Mildthätigkeit versöhnen lassen; ja daß eines des andern bedarf um Lücken und Mängel auszugleichen und auszufüllen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

## Wie man heutzutage eine Stadt entdeckt.

Das Mitglied des Instituts Léon de Laborde arbeitet an einem größern Reisewerke, das seine Forschungen und Erlebnisse in Kleinasien enthält, und das durch die Proben die bisjetzt davon ins Publicum gelangt sind die durch öffentliche Blätter angeregten Erwartungen noch gesteigert hat. Die Darstellung der Wiederauffindung von Aezani, und die mit ihr verwebten abenteuerlichen Geschichten werden nicht nur dem Archäologen erwünschte Aufschlüsse, sondern auch andern Lesern das Interesse allgemeiner Unterhaltung gewähren. Seit drei Monaten nämlich war der Verf. bereits in Kleinasien, und forschte auf den am seltensten besuchten Straßen nach noch unbekannten Städtetrümmern. Unter den Nachrichten die er einsammelte schien ihm die seltsamste die welche ihm von „Tausendundeiner Kirche" sprach, welche sich in einem sogenannten Schwarzen Gebirge Karadagh befinden sollten, das sich mitten in der ungeheuern Ebene Konieh erhebt. Ohne nun diese feenhafte Zahl buchstäblich zu nehmen mußte er doch an eine große Häufung alter Denkmäler glauben; denn bekanntlich nennen die Orientalen die Tempel, Paläſtren und Theater alle „Kirchen", und eine einzige stehende Säule genügt ihnen für diesen Namen. Große Archäologen sind sie eben nicht, aber in geheimnißvollen alten Geschichten sind sie unerschöpflich. So erzählten sie von unermeßlichen Schätzen die unter dem Schutze von feurigen Engeln verborgen lägen. Die Yuruks, ein Nomadenstamm, der sich im Sommer mit seinen Heerden in die Schluchten des Karadaghgebirges begibt, wollten des Nachts beim bleichen Lichte des Mondes einen langen Zug weißer Mönche gesehen haben der die Tausendundeine Kirche besucht hätte. Die Grabsteine und die Säulen hätten sich vor jedem der Ehrwürdigen demüthig geneigt, und obwol die Hirten im Glaubenseifer des andern Tags die frommen Steine umgestürzt, so hätte sich das Schauspiel doch in der folgenden Nacht wiederholt.

In Karaman, einer großen Stadt in der Nähe des Gebirges, erzählen die Türken ganz ernsthaft folgende Geschichte, die an die Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" erinnert: Ein Einwohner besagter Stadt hatte seinen Kameeltreiber in das Gebirge nach Holz geschickt; dieser kam auf seinem Esel, von den Kameelen gefolgt, glücklich in das Gebirge, als er mitten in den Tausendundeiner Kirche einen erleuchteten, ganz mit Gold angefüllten Palast fand. Alsbald füllte er die Säcke seiner Kameele statt mit Holz mit Gold. Schon wollte er überreich beladen heimkehren, als er sich besann daß er auf seinem Esel auch noch ein kleines Säckchen hatte; schleunigst kehrt er wieder um, allein kaum war er eingetreten, als sich die Thüren von selbst schlossen, denn es war Mitternacht vorbei, der heilige Freitag hatte begonnen. Die Kameele, die ungeduldig wurden, machten sich unter des Esels Anführung auf den Heimweg, und weckten mit ihren Glocken ihren Herrn, der natürlich nicht wenig erstaunt war seine ganzen Thiere ohne

Führer und mit Gold beladen zurückkehren zu sehen. So verging ein Jahr, als gerade um dieselbe Stunde es an die Thüre klopfte. Der Herr öffnete wieder und erblickte seinen Kameeltreiber, der das Säckchen mit Gold in der Hand hielt; diesmal weniger habgierig hatte er die Zeit wo das Zauberschloß sich öffnete nicht versäumt, und war zur rechten Stunde herausgegangen.

Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen war es unserm Reisenden noch nicht gelungen etwas Genaueres über die Tausendundeine Kirche zu erfahren. So kam er nach Kutaya, einer großen Handelsstadt, und stattete dem daselbst residirenden Mutzelim einen Besuch ab. Der Provinzialpräfect erkundigte sich vorerst sehr naiv, was denn jetzt der Kaiser Napoleon mache, wie viel die Franzosen jetzt an den Großherrn Tribut zahlten, und noch Einiges dergleichen; endlich aber hatte er die glückliche Idee Hrn. de Laborde zu fragen was er denn eigentlich hier wolle, und womit er ihm dienlich sein könne. Der Franzose erklärte er sei Gelehrter, großer Liebhaber von Antiquitäten, alten Steinen und alten Kirchen; das nach dieser Erklärung eintretende Stillschweigen drückte sich so auf allen Gesichtern aus: „Wir halten Euch für Schatzgräber, die die Christen aus Europa hierhersenden um aus den alten Steinen zu lesen, wo Eure Vorfahren ihre Schätze vergraben haben."

Laborde fuhr fort: „Reisende haben mir berichtet daß es in dem Schwarzen Gebirge Tausendundeine Kirche gebe. Ich möchte wissen ob Jemand aus der Gegend dort gewesen ist, der sie mir beschreiben und mich zu ihnen führen kann." Man debattirt und einigt sich endlich. Der Mutzelim, im Grunde ein ganz braver Mann, sah zuletzt nichts Böses darin den Pascha von Konieh um Schätze ärmer zu machen die er selbst doch nicht bekommen konnte. Er fragte daher ernsthaft ob Niemand im Karadagh gewesen sei, und ein alter Türke im grünen Turban bejahte die Frage, indem er eine Erzählung begann die — ohne Anfang und Ende — selbst dem Präfecten langweilig ward. Der Erzähler beeilte sich daher hinzuzufügen daß der Surudgi Mehemet die Kirchen selbst gesehen habe. Mehemet ward herbeigeholt und bestätigte Alles vollkommen. „Wenn Ihr gern alte Kirchen sehen wollt", fuhr er fort, „so weiß ich auch noch andere, mit Treppen ohne Ende und so hohen Pfeilern, daß man die Spitze nicht sieht. Diese letztern sind gar nicht weit, und morgen sollt Ihr sie sehen." Wäre diese Erklärung nicht vor der höchsten Autorität des Landes erfolgt, so hätte der Franzose geglaubt man wolle ihn und seine Begleiter aus der Stadt locken um ihn da auszuplündern; als er aber fragte wie es komme daß so ungeheuere Trümmer in Kutaya, das so viel von Reisenden besucht werde, so unbekannt seien, antwortete Mehemet mit der Ruhe eines Türken nur die Worte George Dandin's: „Macht Euch bereit!" Laborde versprach ihm 50 Piaster (20 Francs) wenn er die Wahrheit gesagt; im entgegengesetzten Falle drohte er ihn beim Präfecten zu verklagen.

Am andern Morgen zogen sie aus: voran der Surudgi und ein Tatar der Pforte; dann Laborde, Becker und Hall. Der Weg ging nach Westen, am Ufer des Phymbres in einer weiten Ebene fort, ohne daß ihnen Etwas von den Wunderdingen aufgestoßen wäre. Halb darauf gefaßt daß sie angeführt wären, folgten sie scherzend den Führern; da rief Mehemet plötzlich als er einen Hügel umritt: „Ada kilisse!" (Da sind die Kirchen!) Eine weite Ebene öffnete sich den Blicken, das Verlangen schärfte Aller Augen, und dennoch sahen sie in der Ferne nur eine Baumgruppe, aus deren Mitte einige Pappeln ragten. Sie wurden mistrauisch, aber schon hatte der Surudgi sein Pferd wieder in Trab gesetzt, und „Ada nerduban!" (Da sind die Treppen!) rief er. Die drei Wißbegierigen rissen die Augen auf und sahen immer noch Nichts; unmerklich regte sich schon die Galle als ein drittes Ada! mitten im Grün eine weiße Masse bemerklich machte, auf deren Ensemble sich bald einzelne Säulen absonderten. Es unterlag keinem Zweifel mehr, sie hatten einen Tempel mit einer großen Colonade vor sich. Mehemet hatte die Wahrheit gesprochen, und die warmen Pferde merkten es an den Sporen.

Vergessenheit bedeckt gar manche große Stadt Kleinasiens, wie der Aschenregen Pompeji und die Lava Herculanum. Aezani hat ebenso seine Brücken und seine großartigen Quais behalten, auf denen man noch die Furchen des antiken Fuhrwerks bemerkt; es hat noch immer seine schweigsamen Straßen, seine weitläufigen Theater, und mit Stolz zeigt es mitten unter den Denkmalen einen prachtvollen Tempel von Marmor, von dessen Säulen jede aus einem einzigen Stück besteht. Laborde hatte sich von seinen Gefährten getrennt, bewundernd eilte er von dem Einen zum Andern, bis er plötzlich merkte daß die Nacht hereinbrach, „der Vergessenheit Nachfolgerin". Dem Instinct seines Pferdes überließ er es den Rückweg zu finden; die folgenden Tage aber verwendete er in unausgesetzter Arbeit darauf die Stadt aufzunehmen. Aezani ist von den Alten die am linken Ufer des Rhyndakus wohnten erbaut worden. Der große Tempel lag im Mittelpunkte der Stadt, das Gymnasium gegen Norden, östlich das Theater, das Stadium und die Nekropole. Drei Brücken verbanden die Vorstädte und das Land mit der eigentlichen Stadt. Die Geschichte Aezanis ist in seinen Denkmalen, seinen Inschriften, seinen Medaillen, und (wenngleich äußerst mangelhaft) in zwei bedeutenden Schriftstellern des Alterthums enthalten. Strabo läßt Aezani unter den großen Städten Phrygiens liegen, Ptolemäus nennt ebenfalls nur den Namen, und auch die Kirchengeschichte zählt den Bischofssitz Aezani mit auf. Aezani war die Metropole der ganzen reichen Gegend die die Quellen des Rhyndakus umgab, und den Namen Aezanitis führte; aus irgend einem sagenhaften Grunde war die Stadt dem Jupiter geweiht. Der große Marmortempel, 110 Fuß lang, 66 Fuß breit, und zum Theil durch Feuer zerstört, erinnert unwillkürlich an das Parthenon, dem er auch in der Bauart ähnlich ist. Das Theater ist in seinem obern Theile ebenfalls ziemlich zerstört, man kann indeß annehmen daß sein größter Durchmesser 347 Fuß lang ist, was zwischen dem Zuschauer und Schauspieler eine Entfernung von 210 Fuß gibt. Auf 37 Stufen haben 6—7000 Menschen Platz. Wie alle andern öffentlichen Gebäude ist auch das Theater ganz von Marmor; allein man möchte fast glauben daß bei der letzten Vorstellung die Zuschauer sämmtliche Stufen, wie man etwa einen Stuhl wegrückt, aufgehoben haben, denn nur ein kleiner Theil ist noch an seiner Stelle.

Während der Untersuchung der Stadt hatte Laborde kaum bemerkt daß ein armseliges Dorf, von Trümmern erbaut, die glänzende Marmorstadt ersetzt hat. Tscharder-Hissar ist der Name des neuen Aezani; es zählt an 50 Häuser mit nur 120 Einwohnern. Hier richteten sich die Reisenden ein, allein schon nach drei Tagen gab es kein Brot mehr im ganzen Ort; man mußte auf den Bazar nach Orandgill schicken; da holte der Tatar Brot und verproviantirte Tscharder-Hissar. Armes Aezani!

So fanden die Städtesucher, während sie nach den Denkmalen des Schwarzen Gebirges forschten, die schönsten und gut gehaltensten Ruinen jenes herrlichen Landes das den Homer der Dichtkunst, den Herodot der Geschichte, den Praxiteles der Sculptur, den Apelles der Malerei, und die ionische Ordnung der Architektur gegeben hat. Aber die Tausendundeine Kirche? Nach vorläufig geendeter Arbeit drangen die Reisenden auch in das Karadagh-Gebirge, begleitet von dem ganzen Contingent des Paschas von Konieh, der zu dieser Expedition aufgeboten worden war. Leider hatten sich aber diesmal die Türken als gute Archäologen erwiesen, und ihre Kirchen waren in der That nichts Anderes als ein seltsamer Haufen von weitläufigen Gebäuden, die von Christen im Mittelalter erbaut worden waren. Diese große Klosterstadt läßt sich mit Nichts besser vergleichen als mit den Klöstern auf dem Berge Athos. In ihrem Zustand der Verlassenheit und des Einsturzes bildet sie einen frappanten Gegensatz gegen die Reinheit des griechischen Stils in Aezani, und zeigt wie eine ganze Bevölkerung

nicht im Stande war bei ihren Nachahmungen das wahrhaft Schöne der griechischen Kunst wie deren Abnormitäten zur Zeit ihres Verfalls zu unterscheiden. 6.

## Miscellen.

**Das Testament von Shakspeare und das Heirathsgut von Cervantes.**

William Shakspeare vermacht durch sein Testament seiner Frau das zweite seiner Betten nach dem bessern; er gibt zweien von seinen Theatergenossen 32 Schill. um einen Ring zu kaufen; er setzt seine älteste Tochter Susanna zur Testamentsvollzieherin ein; er macht seiner zweiten Tochter Judith einige kleine Geschenke, die ein Kreuz unter die Acten zeichnet, weil sie nicht schreiben kann. Michel Cervantes bescheinigt brieflich daß er als Mitgift von seinem Weibe Katharina Salazor y Palacios erhalten hat: eine Garnwinde, ein eisernes Pfännchen, drei Spindeln, eine Schaufel, ein Reibeisen, eine Kleiderbürste, sechs Scheffel Mehl, fünf Pfund Wachs, zwei kleine Schemel, einen vierfüßigen Tisch, eine mit Wolle gestopfte Matratze, einen kupfernen Leuchter, zwei Betttücher, zwei Jesukinder mit ihren kleinen Kleidern und Hemden, 44 junge und alte Hühner mit einem Hahn. Man vergleiche diesen kümmerlichen Nachlaß des einen, dieses naive Inventarium des andern großen Dichters mit den Villas, den Salons, Armstühlen, Spiegelwänden, Sammetteppichen und Kronleuchtern mancher modernen, von dem Geschicke und einem undankbaren Jahrhunderte sich oft versäumt fühlenden Schriftstellerwelt.

**Das echte Portrait.**

Die großen Meister wußten wohl daß ein gutes Portrait nicht nur physisch darstellen, sondern den moralischen Menschen offenbaren soll. Der berühmte Lawrence hatte das Bildniß eines britischen Staatsmannes eben vollendet als dieser den Künstler zu Tische lud. Dem Hausherrn gegenüber sitzend beobachtete ihn der Maler während des ganzen Mahles. Beim Dessert bekam das Gespräch Schwung. Eine lebhafte Verhandlung entspann sich, bei welcher sich der Staatsmann mit voller Seele betheiligte. Lawrence folgte ihm stets mit dem Blicke und versank in tiefes Sinnen. Zuletzt nahm die Unterredung eine so großartige Wendung daß der Staatsmann in die höchste Begeisterung gerieth. Lawrence that einen Schrei der Bewunderung. „Mylord", sagte er, „ich hatte Sie noch nicht gesehen. Morgen fange ich Ihr Portrait an." 7.

## Bibliographie.

Ficker, C. G., Beiträge zur Orientirung auf dem Gebiete der Verfassungsfrage für die evangelische Kirche. 1stes Heft. Dresden, Naumann. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 16te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1849. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kirchmann, P. F., Politische Abende, ein Lesebuch für das Volk zum Verständniß und zur Würdigung der deutschen Volkserhebung des J. 1848. Eine vom „deutschen Club" in Hamburg gekrönte Preisschrift. Hamburg, Riemeyer. 1849. 8. 9 Ngr.

Kletke, H., Deutsche Kinder-Märchen in Reime gebracht. Berlin, Adolf u. Comp. 1849. 8. 22½ Ngr.

Köpfli, Spiegel von Amerika. Praktische Grundsätze, Belehrungen und Warnungen für Auswanderer nach Amerika. Nebst zwei Reiseberichten, einer Ansicht der Stadt Highland und Plan seiner Umgebung. Luzern, J. u. A. Stocker. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Kurtz, J. H., Lehrbuch der heiligen Geschichte. Ein Wegweiser zum Verständniß des göttlichen Heilsplanes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. 4te vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 25 Ngr.

Luise Königin von Preußen. Dem Deutschen Volke gewidmet. 2te neu bearbeitete Auflage. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Marlo, Im Hafen. Lyrische und epische Dichtungen. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel u. Comp. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Merz, C. H., Das Kirchengut. Ein Zeugniß für dessen Unverletzlichkeit, auf Grund der Schrift und des bestehenden Kirchenrechtes und unter Berufung auf die Geschichte abgelegt. Dresden, Naumann. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Messenhauser, W., Der Rathsherr. Ein nationaler Roman. 2te Auflage. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1849. 8. 5 Thlr.

Der Ritter vom Thurn. Ein Spiegel der Tugend und Ehrsamkeit der Weiber und Jungfrauen, durch den hochberühmten Ritter vom Thurn mit schönen und nützlichen biblischen und weltlichen Geschichten zur Unterhaltung seiner Kinder geschrieben. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Uhland, L., Gedichte. 7te Auflage. Stuttgart, Cotta. 1849. 16. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Von den Mitteln, den Zustand der Arbeiter gründlich und auf die Dauer zu verbessern. Mit Bemerkungen über darauf Bezügliches: Steuern, Wahlen der Volksvertreter, Volks-Unterricht, freie Presse, Volksversammlungen und allgemeine Bewaffnung. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wagner, J. P., Zweiter Bericht über die diesjährige Gewerbe-Ausstellung zu Paris. Dem Reichsministerium des Handels erstattet. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Waldersee, Graf v., Der Kampf in Dresden im Mai 1849. Mit besonderer Rücksicht auf die Mitwirkung der Preußischen Truppen geschildert und militairisch beleuchtet. Mit 1 Plane. Berlin, Mittler u. Comp. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wildner Edler v. Maithstein, J., Ungarns Verfassung, beurtheilt. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

## Tagesliteratur.

Aktenstücke betreffend das Bündniß vom 26. Mai und die Deutsche Verfassungs-Angelegenheit. 1ster Band. Neue Folge. Berlin, Decker. 1849. 8. 7½ Ngr.

An die Bevölkerung Frankfurts in Stadt und Land. Zur Rechtfertigung und Annäherung. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Graf L. Batthyány, ungarischer Premierminister, sein Leben, Wirken und Ende. Mit bisher ungedruckten Documenten und Reden Batthyány's belegt von einem Deutsch-Ungar. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 7½ Ngr.

Baumgarten, M., Die verbotene Fürbitte und die schleswigschen Prediger und Gemeinden. Schleswig, Bruhn. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Beckedorff, L. v., Das Verhältniß von Haus, Staat und Kirche zu einander und der Schule zu Haus, Staat und Kirche. Zwei Bruchstücke, neu herausgegeben. Berlin, Wiegandt. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Rintel, N. C. G., Die katholischen Interessen und die Deutsche Frage in Preußen. Zur Orientirung. Breslau, Max u. Comp. 1849. Gr. 8. 12½ Ngr.

Rode, E., Beantwortung einiger die Interessen des Gewerbsstandes berührender Fragen. Bern. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sander, J. F. E., Das Thier in der Offenbarung Johannis. 3te unveränderte Auflage, nebst einem Vorworte und einer literarischen Zugabe. Elberfeld, Hassel. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Trützschler's letzte Tage und Abschiedsworte an seine Familie. Dresden, Grimm. 1849. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1850.

## Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Erster Artikel.

„Gestern Abend bin ich", sagt Hr. von Raumer im ersten Bande seiner „Briefe aus Frankfurt und Paris", „bei schönem Wetter fast um die ganze Stadt gegangen. So viel enge, häßliche, winklige Gassen, die sie neben einigen großen und schönen Straßen innerhalb ihrer Mauern zählt: so schön sind die Spaziergänge ringsum, so mannichfaltig die Landhäuser und Gärten. An einigen Stellen — so zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thore — machen sie einen reizenden, man kann sagen poetischen Eindruck."

Es ist von Frankfurt die Rede, begleiten wir heute den Verf. auf seinem Rundgange, und machen wir gerade auf der Stelle Halt die er im Frühjahre 1848 so reizend, so poetisch fand, zwischen dem Eschenheimer und Bockenheimer Thore. Die Promenadenwege sind dort mit Nadelholzbäumen besetzt, und unter den heimlichen Fichten ist ein Trinkhäuschen für Solche angebracht die im Frühling eine Cur Struve'schen Wassers gebrauchen. Aber noch ehe wir an das Trinkhaus kommen, etwas näher nach dem Bockenheimer Thore zu schon bleiben wir stehen, und zwar vor einem Gartenhause welches über der Straße drüben in dem Wirthschaftshofe des Fräuleins von Bock liegt. Noch sind nicht alle Blätter von den Bäumen abgestreift die es umgeben, noch sticht selbst hier und da eine grelle Herbstblume aus dem Grün der Raseneinfassung. Die Nachbarschaft der angrenzenden Gebäude hat ihre volle zugleich städtische und ländliche Eleganz von ehedem behauptet, und schaut mit spiegelklaren Fensterfronten rückwärts gegen die blauen Wölbungen des Taunus hinaus, vorwärts gegen die Stadt. Aber an dem soeben bezeichneten Hause sind die grünen Spanfenster sämmtlich geschlossen. Aus der Esse steigt kein Rauch empor, aus dem Zimmer erschallt kein Geräusch irgend einer fröhlichen Belebtheit, die steinernen Treppenstufen die zur Hausthür emporgeleiten sehen unbetreten aus, der Klingelzug verrostet. Kein Zettel klebt am Fenster, kein Pförtner winkt dich hinüber, aber das ganze Haus ruft in seiner Oede vernehmlich zu: „Zimmer zu vermiethen!" So wag's denn, wenn du den Muth hast! Wohne dich ein in dies Unglückshaus. Die beredte Besitzerin pflegte vorm Jahre, wenn ein Fremder mit ihr um die Miethe feilschte, zu verkünden:

Von jenem Eckfenster hat Robert Blum zum Volke herabgesprochen, als sie ihm — nun das Wann und Warum brauche ich Ihnen nicht zu erzählen — damals hier das Fackelständchen brachten. Da bis hinauf zur Bockenheimer Chaussée stand der Zug, dort unten die Sänger und die Anführer, und Tausende auf der Promenade drängten sich außerdem hinzu. Ein Geschrei und ein Licht und ein Qualm und ein Musiciren war's — über seinen eigenen Hof weg konnte man sich nicht mehr zurechtfinden und verstehen. Aber als der Hr. Blum hier ans Fenster trat — wir hielten die Lichter hinter ihm — und nur ein paar mal ansetzte, so hm, hm, als wenn er sprechen wollte, da ward's doch so mäuschenstill, als ob Nichts als die Bäume unten am Wege ständen. Die Fackeln konnte man brennen hören. Und dann seine Stimme, der Jubel, das Bravorufen und Vivatschreien! Er soll jetzt nach Wien sein, aber vom Vorparlamente an wohnte er hier, und da in den zwei Zimmern zur Linken wohnte Hr. von Trützschler und dort Hr. Dr. Schaffrath. Alle aus Sachsen und gar freundliche und artige Leute. Ja, es wäre mir Keiner ausgezogen, so lange noch das Parlament in Frankfurt bleibt, hätte der Hr. Geheimrath Todt das untere Stockwerk nicht aufgegeben. Er hatte die ganze erste Etage inne, denn er war mit Familie hier, und seine Dienstleute besorgten die Aufwartung im zweiten Stock. Da fehlte es denn an der Einrichtung als er nach Dresden zurückkehrte, und so ward mir das Haus leer....

Es ist seitdem nicht wieder bezogen worden, obschon das alte Fräulein von Bock allmälig immer zurückhaltender ward mit der Geschichte seiner frühern Bewohner, von denen Blum in der Brigittenau erschossen liegt, Trützschler bei Manheim, Todt jetzt das bittere Brot der Verbannung ißt, und Schaffrath sich lange Zeit vor den Ladungen des Amtes Hohnstein versteckt halten mußte. Welch ein furchtbarer Wechsel des Schicksals, wie viel gescheiterte Pläne und Hoffnungen an vier Personen einer gemeinschaftlichen Wirthschaft angeknüpft! „Aber sie gehörten zu den Aeußersten im Fodern und Unternehmen", wendet man mir ein, um sich des Schauers zu erwehren welchen dies Bild einflößt. Zu den Aeußersten allerdings gehörten sie. Aber auch die äußersten Glieder eines Körpers werden nicht abgehauen und weggeworfen, ohne daß der ganze lebendige Organismus die Wunde tief empfindet und erkrankt, wenn nicht sogar abstirbt. Hat sich auch nur in einzelnen Führern und Theilnehmern der jüngsten politischen Bewegung theils das Unrecht, theils das Unglück derselben so grell verkündet wie in Blum, Trützschler, Todt, so hat es doch alle andern Parteien und Parteigenossen der nationalen Erhebung aufs unheilbarste mitgetroffen, und das ganze Frankfurt welches zu der Zeit

als es Hr. von Raumer betrat, um durch seine Stimme in der Paulskirche den Willensausdruck des deutschen Gesammtvolks vervollständigen zu helfen, dies ganze Frankfurt, so frühlingsreizend, so hoffnungspoetisch damals, ist jetzt ein erweitertes Haus des Fräuleins von Bock, in welchem die Zimmer gerade am allerverlassensten stehen die von den kühnsten Entwürfen und von den theuersten Trägern unserer Einheitswünsche belebt wurden. Wie ist Das so gekommen?

Eine ausgebreitete Literatur, die sich noch allwöchentlich um neue und bedeutende Schriften vermehrt, größtentheils von den Männern selbst ausgehend die 1848 vom Volke dazu berufen wurden den geographischen Begriff Deutschland in einen staatlichen zu verwandeln, und die Nation unter Einer Verfassung, in festbestimmten Formen und Grenzen, zum gesammelten Ganzen zu vereinigen, beschäftigt sich mit der Beantwortung obiger Frage. Die Persönlichkeiten und Parteien der Paulskirche werden charakterisirt, ihre Bestrebungen und Arbeiten einer mannichfachen Kritik unterworfen, der Gang der Ereignisse, ihre Bedingungen, Vortheile und Hindernisse werden je nach den verschiedenen Standpunkten den die Verfasser einnehmen verschiedenartig dargelegt. Was während das Parlament noch in Thätigkeit war sich in Clubsitzungen, Ausschüssen, Protokollen, Actenstücken und Zeitungsblättern sowol verbarg als zerstreute, Das tritt neuerdings in geordneten Uebersichten, ergänzt, berichtigt und erweitert, an die Oeffentlichkeit. Keine Partei, mag sie zu dem endlichen Abschlusse der Verfassung aus allen Kräften beigetragen, oder denselben durch ihren eifrigsten Widerstand verzögert haben, will die Antwort auf ihr gemachte Vorwürfe, will die Rechtfertigung ihres Verfahrens schuldig bleiben. Das Fehlschlagen des Werks an sich ist aber ein lauter Vorwurf für alle Fractionen und Mitglieder der ehemaligen Reichsversammlung, wenigstens in den Augen der Menge. Daher von jeder Seite der Drang der Darstellung, der zum ansehnlichen Theil eine Nothwehr der Vertheidigung ist, daher ein solcher Ueberfluß von Schriften über den nämlichen Gegenstand, daß der Reichthum der Literatur die sich vor uns aufthut nachgerade nicht etwa dazu dient die Einsicht in das Wesen und den Verlauf der Dinge zu erleichtern, sondern vielmehr die Anschauung ins Grenzenlose zu verwirren. Denn die letztere Wirkung müssen Bücher, Urtheile und Schilderungen so entgegengesetzten Inhalts, während doch der thatsächliche Stoff in allen Stücken derselbe ist, wenigstens auf den entfernt Stehenden äußern. Und auch dem kundigen Beobachter, dem Augenzeugen, dem mittelbaren oder unmittelbaren Mitarbeiter am Werke der Paulskirche wird es schwer aus einem Durcheinander der widersprechendsten Stimmen und Behauptungen den übertäubten Ton der Besonnenheit, der Gerechtigkeit und Wahrheit herauszuerkennen. Die Rechte ruft dem Centrum zu: „An euern Uebergriffen ist die Aufgabe gescheitert! Eure Souverainetätsanmaßung war der erste Fehler. Der zweite die Anwendung einer idealen Formel auf gegebene Verhältnisse, die euerm Hirngespinnste von einer kaiserlichen Einheit schnurstracks durch ihre starre Beschaffenheit zuwiderliefen. Wäret ihr bescheidener gewesen in euern Anforderungen, hättet ihr dieselben auf den Boden der deutschen und rechtlichen Wirklichkeit begründet, hättet ihr die Regierungen in Zeiten zur bindenden Vereinbarung herangezogen, so wären wir statt zu einem durchaus unmöglichen Kaiserreiche zu einer erwünschten und erreichbaren Befestigung des alten Staatenbundes, zu einem straffen Regimente desselben mittels Fürstendirectorium, Staaten- und Volkshaus gelangt."

Ganz anders dagegen lautet der Vorwurf der Linken wider dasselbe Centrum: „Ihr habt nur den Muth gehabt euch souverain zu nennen, aber nimmermehr die Kühnheit bewiesen im Geiste dieser Souverainetät zu handeln. An eurer thatenlosen Feigheit ist das Parlament zu Grunde gegangen, und die deutsche Einheit mit. Die Regierungen, wo waren sie? Wer waren sie und was als wir hier in Frankfurt zusammentraten? Es hätte Alles ausgerichtet werden können, wenn ihr nur die Maßregeln ergriffen hättet überhaupt Etwas auszurichten. Dieses Oestreich welches euch jetzt nicht einmal euer Kleindeutschland zu ordnen erlaubt lag im schwersten Kriege mit Italien, mit Ungarn, ja mit sich selbst in Wien. Die Magyaren schickten Gesandte an euch, die Sardinier an die Centralgewalt. Wien verlangte mit einem schwarzrothgoldenen Nothschrei eure Hülfe: alle Verhältnisse waren in geschmeidigem Flusse, eurer Form gewärtig. Ihr aber verweigertet uns die Mittel den Guß in die Form zu leiten. Ihr verbandet euch ferner in Berlin mit unsern Feinden, damit sie bald darauf auch die eurigen würden. Für ein Parlament zu gewaltsam, für einen Convent zu schüchtern, so haben uns eure Halbheit, eure Doctrinaires, euer jeder vernünftigen Praxis entfremdetes Verfahren ins Verderben gestürzt. Als der Moment des Handelns da war erdrücktet ihr jede kräftige Aeußerung durch eure Majorität, und als wir endlich aus der Minderheit zur Mehrheit gelangten, weil die Furcht, der Regierungsgehorsam und der Parteihaß eure Reihen lichteten, da war der Moment versäumt." Die Erwiderung des Centrums auf diese Verurtheilung seines Strebens und seiner Wirksamkeit, seine Abwehr des Vorwurfs von der einen Seite daß es zu viel, von der andern daß es zu wenig, von allen daß es nicht das Rechte gethan, liegt in den Schriften Laube's, Haym's, Biedermann's, Duncker's vor uns. Wir dürfen ferner auch die Bücher von Raumer's und Droysen's zu diesen aufklärenden und rechtfertigenden Schriften zählen, nur daß sie Specialitäten behandeln, indem Droysen die Actenstücke des Verfassungsausschusses durch die Veröffentlichung der Ausschußprotokolle vervollständigt und beleuchtet, von Raumer aber theils seine persönlichen Erlebnisse und Wahrnehmungen voraus stellt und das Ganze der Parlamentsgeschichte nur beiläufig und bruchstücksweise berührt, theils zur Hauptmittheilung seiner Briefe seine Erfahrungen als Reichsgesandter in Paris erhebt.

Mit der obigen Reihe ist aber die Parlamentslitera-

tur der Centren keineswegs abgeschlossen, wenn den Zeitungsankündigungen irgend zu trauen ist, die unter Andern auch den Hamburger Wurm mit einem Werke über Frankfurt beschäftigt sein lassen, von dem Stadtoldendorfer Pastor Jürgens ein hierher einschlagendes Werk erwarten, und desgleichen ein solches von dem Professor Braun in Bonn. Sie ist um so weniger mit der gegebenen Aufzählung abgeschlossen, wenn wir unter dem Centrum das frühere der Paulskirche verstehen, bevor die Oberhauptsfrage die alten Verbindungen gesprengt, und im Weidenbusch eine neue Mittelpartei, die sogenannte erbkaiserliche, zusammengeführt hatte, zu der denn auch die ebenerwähnten Herren Jürgens und Braun keineswegs gehörten. Rechnen wir aber außerdem zu dieser Literatur was von Nichtmitgliedern der Reichsversammlung über das Parlament theils während dessen Dauer, theils nach der Verödung der Paulskirche, aber im Sinne des Centrums geschrieben worden ist — darunter mehre Werke die ausschließlich Heinrich von Gagern zum Thema haben —, so verdoppelt und verdreifacht sich die Masse der Bücher. Schauen wir vollends weiter und ohne Sonderung nach literarischer Form und politischer Partei über die Erscheinungen im Ganzen hin, welche von Taillandier's Darstellung der deutschen Parlamentsthätigkeit in der „Revue des deux mondes" bis auf die Stimmentabellen Rösler's von Oels und die „Reimchronik" des Pfaffen Mauritius die mannichfaltige Schriftwelt bilden deren Kern und Mittelpunkt die Paulskirche ist, so werden wir vergebens nach einem Beispiele in der Geschichte suchen daß eine ähnliche politische Versammlung und Aufgabe von einer solchen literarischen Aufmerksamkeit, von einem solchen Eifer sie zu schildern und zu beurtheilen begleitet gewesen wäre.

Indessen verdient beachtet zu werden daß ebenso wie sich die besten Redner und talentvollsten Persönlichkeiten im Centrum der Reichsversammlung und nicht auf den Flügeln — in der nationalen Mittelpartei des Weidenbusches und nicht in den Nebenfractionen von großdeutscher, ultramontaner oder particularistischer Wurzel und Färbung — befanden, so auch das literarische Uebergewicht nicht blos der beiweitem größten Masse der Hervorbringung, sondern auch der geistigen Tüchtigkeit nach durchaus in diesem Centrum und ihren Gesinnungsgenossen liegt. Wenn es Laube zum unverständigen Vorwurfe gemacht worden ist in einer Versammlung der es wahrlich am allerwenigsten an Rednern fehlte geschwiegen zu haben, so wird dafür seiner „Geschichte des ersten deutschen Parlaments" das wohlverstandene Lob nicht versagt werden können daß es das Hauptwerk in der ganzen beschreibenden Literatur über diese Versammlung ist, sowol der Form und der Ausdehnung als dem Gehalte nach. Was die Form anlangt, so ist sie chronistisch, dem geschichtlichen Gange der Ereignisse folgend, und nur hier und da der pragmatischen Entwickelung wegen den Leitfaden der Zeit verlassend. Sie erstreckt sich vom Vorparlament an über die ganze deutsche Bewegung bis zum Rumpfparlament in Stuttgart und zum Nachparlament in Gotha. Was den Gehalt anlangt, so werden wir in der Folge dieser Mittheilungen auf dessen Würdigung zurückkommen. Am nächsten steht der Laube'schen allgemeinen Geschichte des Parlaments die Biedermann'sche besondere Geschichte des Weidenbuschvereins. Denn Dies ist was die „Erinnerungen aus der Paulskirche" des letztgenannten Verfassers zum Sammelpunkte ihrer Darstellung nehmen. Der politischen Richtung nach zweigt sich Biedermann etwas mehr nach Links als Laube, von dessen Werke die „Allgemeine Zeitung" richtig bemerkt hat daß es den Charakter des reinen Centrums ausdrückt. Nach Rechts dagegen setzen sich daran an: die beiden Rechenschaftsberichte von Rudolf Haym und die Duncker'sche Schrift. Von Raumer's „Briefe" gehen ihrer Stimmung, ihrer besorgten Auffassung der Verhältnisse nach schon aus dem Centrum heraus und in die eigentliche rechte Seite der Paulskirche hinüber. Sie sind zugleich die einzige Parlamentsschrift aus der Richtung gegen Rechts; denn Ernst Moritz Arndt, der mit poetischen „Blättern der Erinnerung" aufgetreten ist, gehört dem Schwunge seiner Foderungen und Hoffnung gemäß völlig zu der dreistern Jugend der Versammlung die im Centrum ihren Platz nahm. Droysen's Protokolle des Verfassungsausschusses fallen nicht in diese Eintheilung. Der Stoff war hier bestimmt gegeben und nur wiederzugeben.

Außer dem Centrum hat aber bis jetzt nur die Linke der Reichsversammlung zahlreichere Beiträge zur Parlamentsliteratur aufzuweisen. Von der äußersten Rechten sind einige Denkschriften und von Hansemann — wenn wir ihn hierher rechnen dürfen, da er nur in seinen Ansichten über die deutsche Verfassungsfrage dem Café Milani beizuzählen und auch nicht Mitglied der frankfurter Versammlung gewesen ist — ist eine mehrmals aufgelegte und mit Aufbietung aller Colporteurmittel in Berlin vielverbreitete Kritik der frankfurter Reichsverfassung erschienen. Sonst Nichts von dieser Seite und Richtung, die zahlreichen Staatsschriften der vom Berliner Bündniß abfälligen Ministerien ausgenommen. Von den Großdeutschen sind die ultramontanen Mitglieder vor lauter Reden in den Pius-Vereinen und Dorfversammlungen noch nicht zu Athem und wenig zum Schreiben gekommen. Einige Flugblätter hat Buß für das badische Oberland geliefert, und die „Deutsche Volkshalle" hat ein in Bonn in katholischer Auffassung sich vorbereitendes der Parlamentsgeschichte gewidmetes Buch vorlängst angesagt, ohne daß es aber bisjetzt die Presse verlassen hat. Den Volksstämmen nach ist es ferner bemerkenswerth, daß während besonders die Sachsen, Schwaben (Würtemberger vorzugsweise) und die Norddeutschen (Preußen und Schleswig-Holsteiner) sich mit der größten Lebhaftigkeit an der literarischen Verarbeitung der Reichsversammlung und ihrer leitenden Gedanken betheiligt haben, unter allen den vorliegenden Schriften nur ein Buch, und das in Versen (die Hartmann'sche „Reimchronik"), nach ihrer Verfasserschaft den Oestreichern angehört; denn auch Schuselka's „Deutsche Fahrten" berühren nur das Vorparlament näher.

Die Linke dagegen ist wie gesagt nächst dem Cen-

trum am meisten darauf bedacht und mit schriftstellerischen Kräften ausgerüstet gewesen um ihrer Meinung eine entsprechende Vertretung in der Presse zu sichern. Trotz der Irrfahrten nach Stuttgart, trotz der anstrengenden und geräuschvollen Beschäftigung mit der praktischen Politik in so vielen aufständischen Städten und Landschaften hat sie, wenn auch nicht Muße, doch hier und da Zeit gefunden ihre Darstellungen der Ereignisse und Personen, ihre Ziele und ihr Glaubensbekenntniß in mannichfachen Veröffentlichungen niederzulegen. Noch größer aber als das bereits Erschienene von Bauer's „Untergang des Parlaments" bis zu Karl Vogt's neuester Broschüre ist das in Aussicht Gestellte, wenn z. B. wirklich Wilhelm Zimmermann's „Geschichte der deutschen Revolution" in einer unbemessenen Reihe von Heften, wenn alle die von der demokratischen Journalistik angezeigten Tagebücher des Parlaments und der verschiedenen Revolutionen das Licht der Welt erblicken, und wenn selbst der Mann ohne Hinterkopf, wie ihn Laube nennt, der dresdener Wigard, jetzt zur Feder greift. Sogar ein erfreuliches Buch, ein Buch von höherm Ton und Geist ist unter den bereits vorhandenen dieser Richtung: die „Revolutionnairen Studien" nämlich von Alfred Meißner.

Indessen werden wir uns hier an diejenigen Bücher halten die sich unmittelbar mit der deutschen Reichsversammlung beschäftigen, und zunächst das wichtigere betrachten was dem Bereiche des Centrums angehört.*)

R. Heller.

*) Wir hoffen nächstens den zweiten Artikel bringen zu können.
D. Red.

## Das „Athenaeum" über Meinhold's „Klosterhexe".

Während Wilhelm Meinhold's „Klosterhexe" sammt seiner ihr vorangeschickten „Bernsteinhexe" in der deutschen kritischen Welt ausgelebt zu haben scheint, vielleicht von den politischen Fluten der jüngsten Zeit verschwemmt worden ist, findet das „Athenaeum" Muße und Veranlassung Erstere in englischem Gewande als „Sidonia von Bork, the convent witch: reputed destroyer of the reigning ducal family of Pomerania" (London 1849) durch seine Spalten zu führen. Gelegenheit von der „Bernsteinhexe" zu sprechen hatte ihm früher die Uebersetzung der Lady Duff Gordon geboten. Vergessen aber wie in Deutschland die beiden Dichtungen wol nicht sind, und vergessen zu werden wie sie schon wegen des Mancherlei was „darum und daran hängt" sicherlich nicht verdienen, möge Einiges aus der langen Anzeige des „Athenaeum" hier an sie erinnern. „Auf der so von Thatsachen gehaltenen Leinwand", heißt es nach vollständiger Geschichtserzählung, „hat Meinhold einen Roman gezeichnet welcher zwar von der wirklichen Begebenheit wesentlich abweicht, jedoch minder gedrängt und hübsch ist als die «Bernsteinhexe».... Er mahnt an Letztere durch naive Darstellung, durch ausgemalte Einzelheiten, und durch die Sorgfalt womit kleiner flüchtiger Züge in der Absicht gedacht wird die Nachbildung als echt erscheinen zu lassen; aber als Kunstwerk kann er mit dem frühern sich nicht messen. Den Schein ämsiger historischer Forschung soll eine Masse Material ersetzen, das an sich seltsam genug, doch für den Hauptgegenstand der Erzählung sehr unerheblich ist, und diese Lust zu Abschweifungen scheint in dem Verf. stärker geworden zu sein, je weiter er mit seinem Buche vorrückte: was sich auch einigermaßen aus der Art erklärt wie es entstand, in Zwischenräumen, aus Blättern eines Tagebuchs. Die Heldin ist zu gehässig dargestellt um ihr ohne Widerstreben folgen zu können, während einige Details des Verfahrens gegen Hexen im dritten Bande so scheußlich sind, daß selbst geschichtliche Wahrheit sie nicht zu entschuldigen vermag. Gelegenheit sich an liebenswürdigen Charakteren zu erholen gibt es selten, und dann stehen sie mit Ereignissen in Verbindung welche zu gezwungen oder unbedeutend sind um einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Dessenungeachtet beruht alle Freude an dem Buche in diesen Zwischenfiguren, in den Anfangsscenen und in rasch hingeworfenen Skizzen. Die Art wie der Verf. seine Sidonia geschildert macht sie von vornherein zu einer abstoßenden, gegen den Schluß zu einer monströs-widrigen und schmerzerregenden Erscheinung. Auch steigert sich das Kunstgeschick nicht je weiter das Buch auf dieser unerquicklichen Bahn vorwärtsschreitet. Vielmehr verliert es an der Lebendigkeit und Naivetät, worin Meinhold's Stärke liegen soll, und bisweilen schauen seine eigenen Gesichtszüge durch das gröbere Gewebe des letzten Theils. Damit meinen wir nicht etwa blos die einzelnen Anmerkungen und andern Zusätze, sondern Stellen in der Erzählung selbst, wo der Verf. seiner Maske überdrüssig worden ist, und aus dem Hintergrunde eine Stimme erschallen läßt in welcher man ohne Mühe die seinige erkennt."

„Bei einem Vorwurfe wie der hier behandelte ist es nicht ohne Wichtigkeit was der Verf. von Hexerei hält, ob er in ihr etwas Wirkliches oder eine Täuschung sieht. Und da ergibt sich daß Meinhold das Verbrechen keineswegs für ein eingebildetes erachtet, sondern daß er an eine übernatürliche Macht glaubt welche in vielen Fällen unter dämonischem, von Anhängern des Teufels eigens nachgesuchtem Beistande ausgeübt werde, sowie daß seines Bedünkens zwar viele vorgebliche Hexen fälschlich angeklagt, und alle mit abscheulich übertriebener Grausamkeit bestraft worden, das Verbrechen der Zauberei selbst aber nicht aus der Luft gegriffen, und die Ausübung desselben von todesschwangern Folgen begleitet gewesen sei. Er ist nicht etwa blos der Meinung welcher Wierus, Hobbes, und einige Andere waren: daß Hexen, obwol machtlos und betrogen, doch schon deshalb Strafe verdienten, weil sie durch Mittel welche sie vom Satan erlangen zu können glaubten Schaden zuzufügen wünschten; nein, er scheint überzeugt zu sein, daß die Hexe in der That von ihrem Freunde todbringende Kräfte empfangen kann, und scheint diese Ueberzeugung auf eine Theorie des Supernaturalismus zu gründen welche auch seine übrigen Lebensansichten durchdringt, und die er mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit sich aus Autoritäten zusammengezimmert hat welche von Plotinus und Porphyrius bis auf Paracelsus, Agrippa und Justinus Kerner herabreichen. Dies möchte für den Geistlichen oder Philosophen bei einer Debatte über Tagesfragen oder wirkliche Zeitinteressen eine verfängliche Lehre sein, aber dem Verfasser einer Hexengeschichte ertheilt sie eine gewisse Weihe, vorausgesetzt daß die Behandlung eines solchen Thema überhaupt wünschenswerth oder anlockend ist, was vielleicht im Allgemeinen verneint werden dürfte...."

8.

## Notiz.

### Musikalische Vielschreiberei.

Wir entnehmen aus einem biographischen Berichte über Donizetti, den ein Herr Scudo in seinem musikalischen Feuilleton gibt, daß der Maestro als er 1843 nach Paris zurückkehrte gleich beim Aussteigen aus dem Wagen für das italienische Theater die Oper „Don Pasquale" improvisirte. Er soll, wie es heißt, nur acht Tage daran gearbeitet haben, weshalb er auch, als man ihm erzählte daß Rossini vierzehn Tage gebraucht hat um seinen „Barbier von Sevilla" zu schreiben, im Scherze sagte: „Das wundert mich nicht, er ist so faul!"

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1850.


## Alexander von Humboldt.

Mit hoher Begeisterung ergreift Ref. jedesmal die Feder, so oft es gilt die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschlands auf diesen großen Deutschen zu lenken. Das Herz ist ihm voll ehrfurchtsvoller Hochachtung, voll triumphirender Freude, voll hinreißender Liebe und unendlicher Dankbarkeit, so oft er die Gedanken dieses genialen Geistes nachdenken, die Thaten bewundern, die Verdienste preisen und würdigen kann. Und er fühlt dann auch keinen innigern Wunsch als daß es ihm ganz gelingen möge sein loderndes Innere in die gemüthvolle Tiefe aller empfänglichen Leser schütten zu können, damit die Begeisterung, die Hochachtung, die Freude, Liebe und Dankbarkeit eine recht weitgreifende, allgemeine werde. Deutsches Volk, vergiß auf einen Augenblick alle deine staatlichen Leiden und Sorgen, und schaue mit ungetrübten eigenen Augen das dir geborene glänzende Licht der Wissenschaften, und erkenne durch dasselbe deine eigene Größe und Herrlichkeit, deine wahre Bestimmung. Wer könnte mit Humboldt ein Deutscher sein und nicht freudig gehoben werden, wenn er liest wie die auf ihre eigene Nationalität so stolzen Söhne Albions unsern deutschen Humboldt als den größten Denker der Welt anstaunen! Wer könnte mit Humboldt ein Deutscher sein und nicht aufjauchzen in patriotischer Lust, wenn er hört wie das in den gesammten Naturwissenschaften schon lange allen gebildeten Völkern der Erde voraufgebildete Frankreich unsern deutschen Humboldt als einen glänzenden Stern erster Größe mitten zwischen den Lichtern seiner eigenen, so reichgesegneten Gelehrtenwelt triumphirend bewundert; wenn er erfährt wie die Gelehrten aller Welttheile auf unsern deutschen Humboldt wie auf eine unerschütterliche Grundfeste blicken, in der alles Edle und Große des menschlichen Wissens und Könnens unangetastet weiterreifen und fortschreiten kann.

Doch dürfen wir heute in dieser allgemeinen Bewunderung des großen Mannes nicht weitergehen, da es unsere Absicht ist die Aufmerksamkeit der Leser auf eine eben erschienene Schrift unsers gelehrten Landsmanns zu lenken und zu concentriren. Zunächst sei der Titel dieses Werks genannt:

Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Alexander von Humboldt. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1849. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch ist ein literarischer Edelstein von unschätzbarem Werthe. Jede neue Fassung enthüllt mehr strahlendes Licht, zeigt freier die Reinheit und Tiefe des Wassers. Es zählt seit seiner ersten Anlage schon ein halbes Jahrhundert. Die frühesten Keime seines Daseins entfalteten sich bereits in der üppigen Tropenfülle der großen amerikanischen Natur, welche unsern Humboldt so mächtig bezaubert und Jahre lang gefesselt hat. Man fühlt dem Buche noch jetzt die kräftige Frische des unmittelbaren Eindrucks der gewaltigen Natur an, obgleich eine 45jährige Abwesenheit von jenem Paradiese der Erde wol hätte im Stande sein können manche alternde Furche der Vergessenheit darüberzuziehen. Es steht noch da wie Humboldt selbst bei seinem ersten Auftreten: ein heimkehrender, hochbegeisterter Weltreisender, ein junger Mann in seiner vollen Kraft, der mit kühnem Muthe und ernster Besonnenheit große Gefahren siegreich zu bekämpfen wußte. Es steht noch da mit jugendlicher Kraft, obgleich die Hand eines 80jährigen Greises daran neugeschaffen, verbessert und verjüngt hat.

Die „Ansichten der Natur" wie sie 1807 zuerst veröffentlicht wurden waren, unbeschadet ihrem innern classischen Werthe, doch wesentlich verschieden von denen welche 1826 neu ausgegeben wurden, sowie diese sich wieder wesentlich unterscheiden von den jetzt vorliegenden. Sie lagen ursprünglich tief empfunden und klar und scharf durchdacht, aber doch nur leicht skizzirt als theure Erinnerungsmittel in der Mappe des im J. 1804 wieder heimkehrenden glücklichen Erforschers der Neuen Welt. Er lebte einige Jahre als unmittelbar thätiges Mitglied an der Hochschule zu Berlin, und hatte nun vielfache, ehrenvolle Auffoderung zu naturwissenschaftlichen Vorträgen vor einem ausgezeichnet gebildeten Publicum, welches mit heißer Sehnsucht die endliche Wiederkehr des berühmten Weltreisenden erharrt hatte, und nun

Nichts inniger wünschte als aus des großen Mannes eigenem Munde die gewaltigen Erlebnisse, die reiche Fülle ganz neuer Entdeckungen und Erfahrungen verkünden zu hören. Da zog er aus seiner Mappe die heimgebrachten fünf Skizzen und schuf daraus fünf geographische Gemälde, Meisterwerke plastischer Kunst, voll Anmuth, Wahrheit und Treue. Das waren die ersten „Ansichten der Natur" in einem bescheidenen kleinen Octavbande. Die Zeichnung war einfach, sicher und treffend aus der genialen Feder eines Mannes geflossen der das menschliche Wissen über Himmel und Erde zu seinem Eigenthum gemacht hatte. Das Colorit war fein der Wahrheit und Wirklichkeit abgelauscht, wie mit dem farbigen Lichte der Natur selbst gemalt; und dabei waren die Farben nur Worte, aber erhabene Worte eines poetisch und melodisch gehobenen tiefen Gemüths. Die ganze Sprache war einfach, aber ergreifend schön der Gedanke, poetische Prosa, wie wir sie in den Idyllen Geßner's, in den unaussprechlich schönen Naturbeschreibungen von Bernardin de St.-Pierre's „Paul et Virginie", sowie in Chateaubriand's „Atala" bewundern. Sie war der Spiegel jener reichgeschmückten Länder der Aequinoctialnatur, in welcher „die Intensität des Lichts und die feuchte Wärme die Entwickelung aller organischen Keime beschleunigen und erhöhen". Sie goß über Alles einen geheimen Zauber aus, auch selbst da wo die Natur wüst und öde, wo alles Leben in ewiger Kälte erstarrt auftritt. Der Verf. gab hier einen Beweis davon, daß „Naturbeschreibungen scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein können, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt". So spricht er sich aus im zweiten Bande seines „Kosmos" und fügt zugleich noch hinzu: „Das Dichterische muß aus dem geahneten Zusammenhange des Sinnlichen mit dem Intellectuellen, aus dem Gefühl der Allverbreitung, der gegenseitigen Begrenzung und der Einheit des Naturlebens hervorgehen." Und in gleicher Weise spendet der große Meister noch eine ganze Reihe tiefgedachter Urtheile über die Eigenschaften eines gelungenen Naturgemäldes, und blickt dabei überall nur auf die Leistungen Anderer, als ahne er gar nicht die von der ganzen Welt ihm selbst schon seit Jahrzehnden zuerkannte höchste Genialität. Dies Schweigen von seinen eigenen Schöpfungen, dies seltene und dann immer nur beiläufige Berühren seiner eigenen Person ist ein erhabener Zug der wahrhaften Anspruchlosigkeit des großen Geistes.

Die Männer der Wissenschaften waren entzückt über das Buch. Sie erkannten die aufkeimende Kraft womit sein Inhalt die Oberfläche des bis dahin noch spärlich bestellten Bodens der gesammten Naturkunde öffnete und fruchtbar machte; womit dasselbe auf Mittel und Wege deutete wodurch Alles neu belebt und zu der Höhe emporgesteigert werden konnte welche das wahre Wissen von Gottes Schöpfung einzunehmen berechtigt sei. Die noch lebenden Lehrer des gelehrten jungen Mannes waren stolz eines solchen Schülers Schüler zu werden. Mit freudigem Staunen blickten die berühmtesten Männer von Europa auf das bis dahin einzig dastehende Talent Humboldt's: mit ungesuchtem, schlichtem Worte der einfachsten Natur leicht und sicher hinaufzuführen zu den erhabensten Höhen der Wissenschaft, das Reich der naturkundlichen Gelehrsamkeit dem gebildeten großen Publicum zu öffnen und fesselnd interessant zu machen. Die Erdkunde, welche damals noch unnatürlich zusammengeschnürt, todt und verkrüppelt darniederlag, wußte er wie mit einem Zauberschlage von ihrem Geisteszwange zu befreien und zu einem durch und durch gesunden Leben zu verhelfen. Er trat hier in die Fußstapfen Georg Forster's, des berühmten Weltumseglers, seines großen Lehrers und Reisegefährten, und brachte zur Vollendung was dieser mit so seelenvollem wissenschaftlichen Takte begonnen hatte. Daß die Erdkunde auch eine Naturwissenschaft sei, und zwar die umfassendste aller Naturwissenschaften, zeigte er durch Wort und That. Auch blieb er hier nicht lange allein. Zunächst begriff Zeune das große geographische Streben des genialen Weltforschers, es entstand die „Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung" (1808). Dann (1812) erschienen die „Ideen des Unterrichts in der Geographie", wodurch Karl Ritter den mit Recht viel bewunderten ersten Grundstein zu seiner jetzt so berühmten geographischen Meisterschaft gelegt hat. Doch nicht blos zur Erdkunde als naturwissenschaftliches Ganzes haben die Humboldt'schen Ansichten und Winke einen schöpferischen Impuls gegeben, auch zur Naturgeschichte der Menschen, Thiere und Pflanzen, zur Naturkunde der organischen und anorganischen Schöpfung gab er das belebende und befruchtende Princip, zeigte er überall die naturgetreue geographische Basis, und wies nach wie das Einzelne nie allein stehen dürfe, wie es mit dem Verwandten und mit dem Ganzen zu vergleichen und organisch innig zu verknüpfen sei.

Aber so viel und stark das Buch auch anregend bei betreffenden Fachgelehrten wirkte, so hat es doch nur sehr mühsam und ganz allmälig sich da Bahn brechen und Eingang verschaffen können, wo es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß vorzugsweise heimisch werden sollte. Das gebildete große Publicum nahm anfangs nur wenig Notiz von dem Buche. Damit dürfen wir aber der damaligen Zeit keinen Vorwurf machen wollen. Die kriegerischen Leiden des usurpirten Vaterlandes zogen die Aufmerksamkeit mit Gewalt hinab von aller geistigen Höhe der Kunst und Wissenschaft. Außerdem war das Bedürfniß nach werthvollen populairen Schriften beiweitem noch nicht so allgemein gefühlt wie in unsern Tagen; und unter den Gelehrten war der Grundsatz, alles Wissen zum Gemeingut aller Menschen zu machen, kaum noch einmal ein gekannter.

Nach der Herausgabe der „Ansichten der Natur" griff Humboldt seine große literarische Lebensaufgabe mit der Energie eines starken Geistes an. Er reiste nach Paris und gab hier in einem Zeitraume von mehr als 20 Jahren die mit seinem Freunde Bonpland

gemachte Reise in die Aequinoctialregionen des neuen Continents heraus: „Voyage de *A. de Humboldt* et *A. Bonpland* aux régions équinoxiales du Nouveau Continent" (12 Bde. in 4. und 3 Bde. in Fol., Paris und London 1810—32). Dies Riesenwerk an Umfang und Tiefe war ein Werk für die Gelehrten von Fach wie noch kein anderes das Licht der Welt erblickt hatte. Was die „Ansichten der Natur" in Form von anmuthigen Gemälden in ihrem tiefen wissenschaftlichen Hintergrunde hatten ahnen lassen, Das fanden die Männer der Wissenschaft in großartiger Wirklichkeit klar und offen an den Tag gelegt. So kam es, daß auch sie das Büchelchen wieder aus dem Auge verloren; sie glaubten jetzt in dem Riesenwerke die reife und eigentliche Frucht von Dem zu haben wovon die „Ansichten der Natur" nicht viel mehr als die ersten Keime vorläufiger Aussaat wären. Diese Meinung war aber keine ganz richtige; denn das große Werk enthält allerdings auch eine ganze Reihe von ähnlichen allgemeinen Ansichten der Natur wie sie in dem kleinen Buche vorkommen, aber sie ersetzen diese doch beiweitem nicht. Beide Werke sind Früchte der Aequinoctialreisen, und zwar beide vollkommen gereifte. Das eine gibt das ganze Resultat der Reise, während das andere nur einige Momente der Reise geistig überblickt und mit der verwandten Natur der übrigen Erde in einen idealen Vergleich bringt. Ist das große Werk einer reich ausgestatteten königlichen Galerie von Originalgemälden zu vergleichen, so sind die „Ansichten der Natur" eine bescheidene Privatsammlung von Originalgemälden eines und desselben berühmten Meisters.

Im J. 1826, wo Humboldt noch immer in Paris lebte und an der Herausgabe der Werke seiner Tropenreise arbeitete, besorgte er in zwischenliegenden Mußestunden die zweite Ausgabe seiner „Ansichten der Natur". Zu den fünf ersten Ansichten: „Ueber die Steppen und Wüsten", „Ueber die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures", „Das nächtliche Thierleben im Urwalde", „Ideen zu einer Physionomik der Gewächse", „Das Hochland von Caxamarca, der alten Residenzstand des Inca Atahuallpa, und erster Anblick der Südsee von dem Rücken der Andeskette", wurden noch zwei neue hinzugefügt, nämlich: „Versuch über den Bau und die Wirkungsart der Vulkane in den verschiedenen Erdstrichen", „Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung." Außerdem waren die ältern Aufsätze alle noch einmal durchgearbeitet, erweitert und verbessert, wie es die immer höher gesteigerte wissenschaftliche Ausbildung eines um 20 Jahre ältern berühmten Gelehrten zur unmittelbaren Folge haben mußte. Auch war ein reicher Schatz von gelehrten Bemerkungen und populairen Zusätzen und ausführlichen Erklärungen hinzugekommen: wahre Kleinodien für die Wissenschaft.

Die dritte Ausgabe wie sie jetzt vor uns liegt hat keine Ansicht mehr bekommen als die zweite, aber sie trägt überall die schönsten Spuren einer nochmaligen meisterhaften Ueberarbeitung des Ganzen. Der Verf. ist abermals 20 Jahre älter und an Wissen und Erfahrungen immer reicher geworden, hat sogar auch noch eine zweite große Weltreise in das Innere von Asien gemacht. Und von aller dieser Fortbildung des genialen Meisters haben auch seine geliebten Gemälde, die „Ansichten der Natur", einen reich bedachten Antheil bekommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Das neueste Werk von Lamartine: „Tribune parlementaire."

In der Vorrede des neuesten Werks von Lamartine: „Tribune parlementaire", wirft derselbe einen Blick rückwärts über seine Vergangenheit. „Ich trat", sagt er darin, „in der Polemik durch eine kleine, «Politique rationnelle» genannte Schrift 1830 auf .... 1830 überraschte mich im Dienste der alten Dynastie. Ich diente ihr in den dunkeln untergeordneten Reihen der Diplomatie. Längere Zeit Gesandtschaftssecretair an verschiedenen italienischen Höfen, war ich gerade zum bevollmächtigten Minister in Griechenland ernannt. Ich erfuhr die Julirevolution in der Fremde. Die Julirevolution hatte Nichts gegen mich. Es war eine liberale gemäßigte Revolution. Ich war ebenso gemäßigt im Gefühl, und noch liberaler in den Ideen als sie selbst. Sie konnte mich also aufnehmen, und sie nahm mich auf. Eine Rücksicht der Ehre und Treue für meine frühern Verhältnisse hielt mich ab in die Reihen Derer zu treten welche ihr dienten."

Der Verf. kommt nach Paris um sein Entlassungsgesuch dem König Ludwig Philipp zu überreichen, und stellt es Molé zu, damals Minister des Auswärtigen. Der König las den Brief im Staatsrathe, fühlte sich nicht beleidigt, und gab ihn dem Herzog von Orleans mit den Worten: „Lies, das ist eine ehrenvoll genommene Entlassung." Er theilte sie sogar Laffitte mit, welcher die Fassung des Schreibens billigte. „Sagen Sie Hrn. v. Lamartine", wendete sich der König zu Molé, „daß er wie sonst zu mir kommen soll. Wir werden darum nicht minder wohlwollend für ihn sein."

Lamartine enthielt sich nach seiner Versicherung aller Bezüge mit der neuen Dynastie. Auf seiner Reise nach London verweilte er zu Hondscoote, einer kleinen Stadt des Nord-Departements, wo eine seiner Schwestern einem trefflichen und einflußreichen Manne vermählt war. Eben sollten die Wahlen vorsichgehen. Unser Verf., mit dem glühenden Wunsche in die parlamentarische Laufbahn zu treten, bot sich zum Candidaten an und erwartete in London den Erfolg.

Hr. v. Talleyrand war damals Botschafer in London. Er trug dort das Gewicht der europäischen Diplomatie. Er war für sich allein ein Congreß. Ich sah ihn oft, ich bewunderte ihn am Werke, schätzte ihn sogar. Er hatte sein Leben dem Ehrgeize und dem Vergnügen geweiht. Sein Alter weihte er der Aussöhnung Englands und Frankreichs und dem Frieden. Sein Gedanke war mein Gedanke. Ich plauderte oft morgens mit ihm über die Weltkrisis. Er redete mir zu in die Diplomatie zurückzutreten. Ich setzte ihm meine Scrupel entgegen. Er bestritt sie mit Staatsgründen, ich bewahrte sie aus Ehrengründen."

Lamartine kommt nach Hondscoote, wo ihn die Orleanisten als Legitimisten, die Republikaner als Orleanisten, die Indifferenten als Poeten bekämpfen. „Dies Wort wurde von da an die hergebrachte Schmähung für mich. Wie oft", setzt er mit Bewußtsein hinzu, „habe ich nicht die unglückliche Notorität der Verse verwünscht die ich in müßiger Jugend schrieb!.... Die Poesie ist das unwiederbringliche Verbrechen. Ich muß es annehmen und mich darein ergeben. Und doch spreche ich wie Galilei: «Ich glaube daß ich so viel Vernunft und Muth

habe wie ein alltäglicher Bürger.» Meine Einwendungen waren fruchtlos; man beharrte darauf mich in den Himmel zu verweisen."

Am Wahltage fand eine lebhafte Bewegung gegen Lamartine statt auf dem Markte von Bergues gegenüber der Post, wo er sein Schicksal erwartete. Kaum vermochte ihn die Nationalgarde gegen die Drohungen seiner Gegner zu schützen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde brachte man ihm für oder wider ihn veröffentlichte Schriften. Bei sinkender Nacht verließ er die Stadt unter dem Beifallssturme der seine Niederlage und den Sieg seines Gegners begrüßte.

„Zwei Jahre nachher kam ich mit meiner Karavane von der Stadt und Oase Damas, diesem vorgeschobenen Hafen des morgenländischen Handels, am Saume der großen Wüste von Mesopotamien. Ich lagerte unter den Cedern des Vor-Libanon. Ich überschaute von einem Hügel das lange und weite Thal Caelo-Syrie, in dessen Tiefe die Abendstrahlen fielen, und wie aus einem unermessenen Spiegel auf dem gelben Marmor der Tempel Baalbeks widerglänzten. Ich sah von ferne einen arabischen Reiter mit seiner athemlosen Stute die Felsenhänge erklimmen welche zu meinem Lager führten. Bei mir angelangt stieg er vom Pferde, suchte in seinem Gurt, zog einen Brief vor, hob ihn an die Stirne indem er mich grüßte, und übergab ihn meinem Dolmetscher. Dieser Brief war vom französischen Consul in Syrien, und enthielt ein Schreiben meiner Schwester."*) Sie zeigte ihm seine Ernennung zum Abgeordneten ihrer lieben Stadt Hondscoote und Bergues an.

Er stand nun von seinem Wege ab der ihn nach Aegypten führte, begab sich an die syrischen Häfen und langte einige Tage vor Eröffnung der Sitzungen in Frankreich an. „Meine langen Reisen hatten mich noch gleichgültiger gegen die Parteien gemacht in die sich mein Vaterland spaltete. Ich war ein Fremdling in ihren parlamentarischen Fractionen. Es fiel mir nicht schwer ihnen fern zu bleiben. «Wo werden Sie in der Versammlung Platz nehmen?» fragte mich am Vorabend ein Freund. «Am Plafond», erwiderte ich. In der That, ich war entschlossen unparteiisch zu bleiben."

Später erzählt Lamartine daß der König ihn zwei mal rufen ließ bei wichtigen Anlässen. „Der König war König; war gewandt, beredt, einnehmend, hinreißend in Vertraulichkeit. Nur eine sehr mächtige Ueberzeugung konnte die Seele gegen seine Grazie, seine Gewalt, seine Liebkosungen und seine Beharrlichkeit in Worten panzern. Ich war gerührt von seinem Zutrauen, seiner Güte. Wie das Schilfrohr widerstand ich biegsam dem Winde der Hofgunst. Ich war gerührt aber unerschütterlich. «Was für einen Eindruck habe ich Ihnen gemacht?» fragte mich der König als er mich entließ. «Sire», entgegnete ich, «Sie haben mich erstaunt aber nicht geändert.»"

Guizot bot dem Dichter die Gesandtschaften von Wien oder London an, hinzufügend daß der König mit diesen schon höchst bevorzugten Stellen noch mehr Rang und Einkünfte verbinden wollte. Lamartine widerstand dem Drängen eines Staatsmannes dessen Charakter und Talent er ehrte, wennschon dessen Doctrinen ihn seit der Kindheit abstießen. Der Verfasser von „Les Girondins" wollte keine „goldenen Bande". Er erhielt sich „arm und arbeitsam für das Unbekannte". Er führt als Beleg für den „Abgrund der Gedanken" der sich zwischen ihm und dem letzten Minister des Königthums grub ein seltsames Spiel des Zufalls an:

„Am 24. Febr. Abends fanden die ersten Personen welche in das vom Volke genommene Cabinet des auswärtigen Ministeriums traten, in das Cabinet in welches Guizot nicht mehr zurückkehren sollte, auf seinem Tische einige Notizen welche er zweifelsohne aus der Kammer mitgebracht. Ich hatte am Abend zuvor gesprochen. Guizot sollte mir antworten. Zwischen gestern und heute hatte die Revolution die Tribune überschwemmt. Eine dieser Notizen enthielt folgende von Guizot's Hand geschriebenen Worte: «Je mehr ich Lamartine höre, desto mehr gewahre ich, daß es uns unmöglich ist uns zu verstehen.» Man stellte mir dies Papier zu als ich am 28. Febr. selbst in das Cabinet Guizot's trat. Ich trat nicht als Triumphator hinein, der nach einem Raub langen und den Sturz seines Gegners verhöhnen will, sondern mit dem gepreßten Herzen eines Mannes der das leere Zimmer eines Todten oder Verbannten betritt. Das ganze Gemach gab mir den Eindruck einer Gruft. Ich nahm nicht Besitz davon. Seltsames Geschick das mich meinen Namen aufgreifen ließ, noch warm, gestern von der Hand des Ministers der zusammenbrechenden Monarchie wie eine Herausfoderung geschrieben, welche die Revolution für mich aufgenommen hat."

„Die menschlichen Dinge", fährt Lamartine fort, „spielen untereinander eine Art erhabener Ironien. Die schwersten Schickungen haben, wie der Wahnsinn, ihr Gelächter mitten unter Thränen. Diese Contraste sind die Scherze der Vorsehung. Leichte Menschen lachen darüber, ernste ehren sie, neigen sich und beben. Der Abgrund zwischen mir und Guizot war wirklich groß, weil er nur durch eine Revolution ausgefüllt werden konnte. Die Revolution, ich habe sie geahnt, nicht gemacht. Ich entzog mich sogar den Reformbankets. Ich betrachtete sie wie eine äußerste Agitation welche zu sehr dem Zufalle entgegendrängte, dem Schwindel, den Convulsionen. Aber diese Revolution, einmal gethan, weihte ich mich ihr mit Kopf und Hand um sie zu vollenden und zugleich zu mäßigen. Die Republik hatte mich in das Cabinet Guizot's geschleudert. Von allen Gedanken welche ihm in diesem Cabinete durch die Seele wogten hielt ich nur zwei fest: die Ordnung, aber die demokratische Ordnung im Innern; den Frieden, aber den durch seine Macht und Würde wieder volksthümlich gewordenen Frieden nach außen."

Der Verf. setzt hinzu, daß auch er es vorgezogen haben würde unter dem zauberhaften Himmel des Orients dichterische Begeisterung zu athmen als mühselig politische Fragen zu studiren, seine widerstrebende Sprache in parlamentarische Improvisationen zu gießen, bald für die Rechte des Volks, bald gegen dessen Wahnwitz zu kämpfen, sich während der schönsten Lebensjahre „an zwei Pfählen in fieberhaften Räumen voll Miasma kreuzigen zu lassen". Dann schließt er mit den Worten: „Die Nachwelt? Ich antworte mit Offenheit daß ich nicht an sie denke. Sie hört nicht von so weit. Sie erblickt nur die großen Andenken in der Perspective. Meine Nachwelt ist kaum der nächste Tag. Aber wenn ich wirklich an sie dächte, glaubt ihr daß ich über kleinlichen Haß klagen würde, über kleinliche Ungerechtigkeiten und Verleumdungen die ich zu Lebzeiten erdulde, und die das kurze Gedächtniß an mich einer kurzen Zukunft skizziren?" 9.

*) Madame de Coppens.

## Notiz.

Aussicht zu einer zweiten Universität in Dublin.

Laut einer Correspondenznachricht in der „Times" aus Dublin geht daselbst die Rede von Begründung einer neuen Universität. Urheber des Vorschlags soll Prinz Albert sein, nachdem er von der Dringlichkeit eines zweiten solchen Instituts für ganz Irland sich überzeugt. Ihm zufolge wäre für die oberste Leitung ein aus nicht mehr als 17 Personen bestehender Senat zu bestellen, darunter die Präsidenten von Queen's colleges, Professoren aller Facultäten, Lehrer der Natur- und schönen Wissenschaften, der Künste und des Ackerbaus, ein Kanzler und ein Vicekanzler, sämmtlich von der Krone wählbar. Dieser Senat hätte zugleich den Unterricht in den Provinzialschulen und Gymnasien sowie die Erlangung der akademischen Würden zu überwachen. Die Ausführung des Plans soll in naher Aussicht stehen, die Universität nach dem Prinzen benannt, und er der erste Kanzler derselben werden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 6. —— 7. Januar 1850.


## Alexander von Humboldt.
(Fortsetzung aus Nr. 5.)

Ist das Buch nun aber auch mehr als 40 Jahre älter geworden, und hat sich sein Verf. von einem noch nicht 40jährigen Manne jetzt zu einem 80jährigen Greise emporgelebt, so trägt es doch noch in allen seinen Theilen die bezaubernde Frische eines in sich glücklichen jugendlichen Gemüths wie bei seinem ersten Auftreten, so glänzt es doch noch durch Gedankentiefe und Wissensfülle, durch muthiges Eingehen selbst in die allerschwierigsten und neuesten Fortschritte der naturkundlichen Gelehrsamkeit, daß man ganz vergißt einen so hochbetagten Alten vor sich zu haben. Ja Humboldt ist der ganzen gebildeten Welt ein psychologisches Wunder! Kaum je hat ein Sterblicher in einer solchen Altershöhe eine gleiche Geisteskraft, einen gleich begeisterten, reinen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute bewahrt, sodaß der Zahn der Zeit auch nicht die leiseste Spur einer Altersschwäche daran hat bewirken können. So wie er hat noch nie ein Mensch einen immer regen Durst nach Bereicherung des Wissens in sich gefühlt; aber auch nie hat ein Mensch gelebt der so wie er verstanden hätte sich vor Uebersättigung zu hüten. Und wie hat er an sich gebessert, gemeißelt, gefeilt und polirt, um einen immer edlern, vollendetern Menschen aus sich zu formen, wie hat er sich gehütet vor einseitiger Bildungsrichtung. Und bei alle seinen seltenen Vorzügen genügte er sich selbst nie, er hatte von sich immer eine sehr anspruchlose, bescheidene Meinung. Auf Humboldt paßt also Goethe's Maßstab zur Beurtheilung des Manneswerthes nicht; auch ist es nicht gut, daß der junge Anwuchs von Gelehrten die einst so hochgeschätzte und fleißig erstrebte Tugend der Bescheidenheit gar nicht mehr besitzen will, und zwar aus bloßer Sorge in die Kategorie der Goethe'schen Lumpe zu verfallen. Humboldt schreibt:

> Schüchtern übergebe ich dem Publicum eine Reihe von Arbeiten, die im Angesichte großer Naturgegenstände, auf dem Ocean, in den Wäldern des Orinoco, in den Steppen von Venezuela, in der Einöde peruanischer und mexicanischer Gebirge entstanden sind.... Mögen meine „Ansichten der Natur" trotz dieser Fehler (daß nämlich die Sprache zuweilen in dichterische Prosa ausgeartet sei), welche ich selbst leichter rügen als verbessern kann, dem Leser doch einen Theil des Genusses gewähren welchen ein empfänglicher Sinn in der unmittelbaren Anschauung findet.

Und im „Kosmos":

> Ich widme dieses Buch meinen Zeitgenossen mit der Schüchternheit die ein gerechtes Mistrauen in das Maß meiner Kräfte mir einflößen muß.... Wenn durch äußere Lebensverhältnisse und durch einen unwiderstehlichen Drang nach verschiedenartigem Wissen ich veranlaßt worden bin mich mehre Jahre und scheinbar ausschließlich mit einzelnen Disciplinen: mit beschreibender Botanik, mit Geognosie, Chemie, astronomischer Ortsbestimmung und Erdmagnetismus als Vorbereitung zu einer großen Reiseexpedition zu beschäftigen, so war doch immer der eigentliche Zweck des Erlernens ein höherer.

Und ähnliche Züge der Bescheidenheit verkleinern weder die Größe eines Kopernicus und Kepler, noch die minder hoch stehender Geister.

Doch es wird nun Zeit eingedenk zu sein daß es nicht unsere Hauptabsicht ist eine allgemeine Lobrede auf Alexander von Humboldt zu halten, sondern daß wir dagegen ganz vorzugsweise und speciell eine Besprechung der „Ansichten der Natur" durchzuführen beabsichtigten.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das unvergleichlich schöne Gemälde „Ueber die Steppen und Wüsten" des ersten Bandes. Der Verf. führt seine Leser am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unsers Planeten, bei Bildung des Antillischen Meerbusens, dem Einbruche des Wassers getrotzt hat, durch die schönen Thäler von Caracas, an dem inselreichen See Tacarigua vorbei, in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln, über die Fluren welche mit dem zarten und lichten Grün des tahitischen Zuckerschilfs prangen und mit dem ersten Schatten der Cacaogebüsche geschmückt sind u. s. w., bis das Auge das unendlich weite Meer der Steppen von Südamerika vorsichsieht.

> Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer baumlosen, pflanzenarmen Wüste. Kein Hügel erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und da liegen gebrochene Flötzschichten von 200 Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher als die angrenzenden Theile. Bänke nennen die Eingeborenen diese Erscheinung, gleichsam ahnungsvoll durch die Sprache den alten Zustand der Dinge bezeichnend, da jene Erhöhungen Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeers waren. Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Wenn im raschen

Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten, oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vorsichzusehen.

So erhebt und entzückt der begeisterte Verf. seine lesenden Reisegefährten. Darauf eine belehrende Reflexion. Es wird erwähnt daß in allen Welttheilen und in allen Zonen die Natur dies Phänomen großer Ebenen darbiete, daß aber überall der Charakter ein anderer sei, bedingt durch die Verschiedenheit des Bodens, durch Ungleichheit des Klimas und der Höhe über der Oberfläche des Meers. In dieser Vergleichung beginnt der Verf. mit den europäischen Haideländern, welche, von einem einzigen, Alles verdrängenden Pflanzenzuge bedeckt, von der Spitze Jütlands bis an den Ausfluß der Schelde sich erstrecken, bemerkt aber dabei, daß diese Steppen ein verschwindend Kleines seien, wenn man sie in Vergleich bringen wolle mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missuri und Kupferflusse, in denen der zottige Bison und der kleine Moschusstier umherschwärmen. Dann wird der Blick in die Wüsten von Afrika und Asien gerichtet, um auch hier die belebenden Fäden der vergleichenden Erdkunde zu einem immer weiter und schöner ausgedehnten Gemälde zusammenzubringen. Und wenn Alles naturgetreu eingetragen in den Rahmen des Panoramas, so untersucht der Verf. die Ursachen des Entstehens dieser großartigen Naturerscheinungen, und weist die Gründe zur nothwendigen Verschiedenheit derselben nach. Zuletzt concentrirt er vorzugsweise seine malerisch beschreibenden Fingerzeige auf die Steppen von Amerika. Er gibt historische Winke und deutet auf die wahrscheinliche Zukunft. Dazwischen zeigt er aber das von der Jahreszeit abhängige Leben der Menschen, Thiere und Pflanzen. Der Verf. erzählt den Sagen der Eingeborenen nach:

Bisweilen sieht man an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig ist flieht die Erscheinung, denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.... Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offenem Rachen, unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft bedeckt mit Vögeln, die ungeschlachten Körper der Krokodile. Den Schwanz um einen Baumstamm befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die schachbretfleckige Boaschlange. Schnell entrollt und vorgestreckt ergreift sie in der Furt den jungen Stier oder das schwächere Wildpret, und zwängt den Raub in Geifer gehüllt mühsam durch den schwellenden Hals. In dieser großen und wilden Natur leben mannichfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Otomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbsterzielten Früchten genährt, verständig und sanfter Sitten, wie die Maquiritarer und Macos. Große Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabapo sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen daß auch diese Einöde einst der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker; wie es auch die ungleich entwickelten, biegsamen Sprachen thun, welche zu den ältesten und unvergänglichsten historischen Denkmälern der Menschheit gehören. Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodile mit Pferden und Rindern kämpfen, so sehen wir an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guyana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde; andere würgen scheinbar waffenlos und doch zum Mord vorbereitet, mit vergiftetem Daumnagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber Herkunft und Thaten Jan Bart's, des französischen Seehelden.

Unter Ludwig XIV. erhob sich die französische Seemacht, mit der es seit Richelieu's Tode rückwärts gegangen, zu einer so gebieterischen, siegreichen Haltung daß sie selbst den vereinigten Flotten der Niederländer und Engländer zu widerstehen vermochte. In der Reihe der ausgezeichneten Männer welche der französischen Krone auch diesen Glanz erwarben, neben Tourville, Duguay-Trouin, Forbin, steht „le fameux Jean Bart", der waghalsige, glückliche Freibeuter (armateur), mit eigenthümlichem Gepräge, fremdartig, an andere nationale Erscheinungen gemahnend, und doch ohne weiteres als einheimisch, französisch in Anspruch genommen. Aber auch nach der ersten Untersuchung erhellt daß der gepriesene Seemann kein Franzose, nicht einmal auf erobertem französischen Boden geboren war, und wenn auch nicht mit Sicherheit den Deutschen in engerer politischer Beziehung, doch ihren Stammverwandten, den Vlamingern, zugesellt werden darf. Was wir über Jan Bart's Zukunft erfahren setzt wenigstens die nicht französische Geburt außer Zweifel. Die neueste Ausgabe der „Biographie universelle" macht ihn zum Sohn eines „einfachen Fischers", 1651 in Dünkirchen geboren. Ihr Gewährsmann ist wahrscheinlich des beneideten Emporkömmlings Nebenbuhler, der hochadelige Chevalier de Forbin, welcher in seinen Memoiren sich mit denselben Worten bei Gelegenheit der Vorstellung des rauhen Seemannes bei Hofe ausspricht, und außerdem hinzufügt: „Bart hatte sehr wenig Genie; er verstand weder zu lesen noch zu schreiben, obgleich er gelernt hatte seinen Namen zu malen. Vom einfachen Fischer hatte er sich, ohne Gönner und ohne Anhalt als sich selbst, durch seine Thaten bekanntgemacht, und indem er alle Stufen des Seedienstes durchlief bis zum Führer eines Geschwaders emporgeschwungen. Er war von hohem Wuchse, von starker, ansehnlicher Lebensgestalt, doch von grobem Gesichtsausdruck; er sprach wenig und schlecht, war übrigens sehr geeignet zu kühnen Unternehmungen, aber durchaus unfähig zu irgend einem umfassendern Plane." An einer andern Stelle gibt der allerdings feiner gebildete Chevalier eine Probe von Bart's mauvais français. „Vous être cause de ça" sagte ihm der Seemann mit Bestürzung, als er eine Ungunst des Ministers gegen ihn erfuhr. Es fällt uns auf, daß ein Eingeborener von Dünkirchen, das, uralt vlämisch-deutsch mit seinen Umgebungen bis Gravelingen hin, zwar erst 1662 von England an Frankreich verkauft war, aber schon seit einer Reihe von Jahrhunderten in so unausweichlichen Beziehungen zu Frankreich gestanden hatte, so ganz fremd in der französischen Sprache gewesen sein sollte: wir möchten daher dem Fischersohne einen beiweiten nordöstlichern Ursprung zuweisen. Wüßten wir Etwas über sein Glaubensbekenntniß, so wäre die Sache leichter entschieden. Jan Bart für einen Ostfriesen, Niedersachsen, Dithmarsen zu halten, kann uns, außer dem echtdeutschen Namen und dem sittlichen Gepräge des Mannes, eine dunkle Angabe bei einem deutsch-

französischen Geschichtschreiber der Regierung Ludwig's XIV. berechtigen. Hr. von Larrey sagt in seiner „Histoire de France sous le règne de Louis XIV", II, 555 (Rotterdam 1722): „Der fameux chevalier Jean Bart, einer der besten Seeleute damaliger Zeit, stammte aus einer geringen Familie, welche noch in Niedersachsen vorhanden ist; er weilte einige Zeit in Hamburg, wo er unglücklicherweise Verdruß solcher Art erfuhr der sich nicht leicht vergessen läßt. Er ging von dort nach Holland und lernte von unten auf das Seewesen. Darauf begab er sich in französische Dienste u. s. w." Hätte doch ein guter Stern unsern schöpferischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, der gerade in Jan Bart's kräftigstem Mannesalter (1682) der brandenburgisch-preußischen Flagge fast aus dem Stegreife Achtung selbst bei Spanien erkämpfte, auf den entschlossenen, tapfern, erfahrenen Landsmann geführt, die neue Seemacht wäre vielleicht nicht so erfolglos verschwunden!

Zur Schilderung der kräftigen, deutsch-volksthümlichen Natur Jan Bart's theilen wir einige Züge aus seinem Leben mit, allerdings mit dem Bemerken, daß wir sie den Denkwürdigkeiten seines Nebenbuhlers, des Chevalier, entlehnen. Als 1689 der Krieg zwischen Frankreich, dem Kaiser, Großbritannien, Spanien und Holland ausbrach, befehligte Jan Bart bereits eine kleine Fregatte von 24 Kanonen, und segelte alsbald mit Forbin als Kaper von Brest aus. Zunächst 20 Kauffahrern in Havre-de-Grace als Geleit zugesellt, trafen sie auf der Höhe der Insel Wight zwei englische Kriegsfahrzeuge, welche Jagd auf sie machten. Das Wetter war schön, der Wind mäßig. Beide entschlossen sich nicht das Sicherste zu ergreifen, und die Kauffahrer im Stiche zu lassen, sondern obgleich kaum möglich schien sich anders zu retten als durch die Schnelligkeit ihrer leichten Segler, den Kampf muthig zu wagen, und der Schande und schweren Verantwortlichkeit zu entgehen. „Eine so glänzende That würde ihnen jedenfalls Ehre bei Hofe und Beförderung erwerben." Der Franzose mißt sich selbst den Anschlag bei schnell die beiden größten Kauffahrer mit Seeleuten von den andern zu bemannen, und diesen den Angriff auf das zweite englische Schiff zu überlassen, während sie beide sich an das erste wagten. Anfangs ging die Sache nach Wunsch, aber unglücklicherweise mislang dem Deutschen an der beabsichtigten Seite zu entern; noch gaben sie indessen das Spiel nicht auf. Ihre Soldaten und Matrosen unterhielten vom Vordercastell aus das Gefecht mit Flintenschüssen und Granatenwerfen, ein günstiger Windstoß konnte das Entern möglich machen; da flohen die beiden Kauffahrer, der andere Engländer kam dem angegriffenen zu Hülfe, und nach zweistündigem, mörderischem Kampfe geriethen beide französische Fregatten, beide Führer hart verwundet, mit dem kleinen Reste ihrer Tapfern in feindliche Gewalt. Forbin, bis auf das Hemd geplündert und in schmuzige, zerrissene Matrosenkleider gesteckt, Bart, etwas glimpflicher behandelt, weil er Englisch verstand, dachten in ihrem Gefängnisse, einer Schenke zu Plymouth, bald an die Mittel sich zu befreien. Forbin wußte Geld aufzutreiben; der Deutsche war zu jedem Wagstücke bereit. Ein Matrose von Ostende, Verwandter Bart's, welcher mit seinem Boote im Hafen lag, verschaffte eine Feile, mit der sie die Fensterstäbe beseitigten; zwei Schiffsjungen, den Gefangenen zur Bedienung beigesellt, stahlen einem betrunkenen Norweger seine Jolle, und verbargen sie in einer Bucht; der Vetter von Ostende besorgte Lebensmittel, einen Compaß, eine Seekarte. So verließen sie in dunkler Nacht ihre Haft und gelangten glücklich an Bord, während nur der dicke, obenein verwundete Lieutenant zurückblieb, und nach Entdeckung der Flucht die Wachen auf eine falsche Fährte, „ins Binnenland", lockte, „weil, wie er aussagte, Bart sich mit neuen Schuhen versehen habe". Man fand in der Jolle nur zwei Ruder, auf deren größeres Bart mit unermüdlicher Kraft sich warf, auf der Rhede die fragenden Wachtschiffe mit dem Ruf: „Fishermen!" täuschte. Wohlbehalten erreichten die Kühnen, indem Bart das Ruder nur ruhen ließ um in der Hast einen Bissen zu genießen, in kaum 48 Stunden die Küste der Bretagne, 64 Seemeilen von Plymouth entfernt! Mit Freuden zu St.-Malo aufgenommen eilte Forbin nach Paris; schüchtern blieb Bart zurück, in Sorge der Minister werde ihr Verfahren im Treffen nicht gutheißen. Aber Alles staunte bei Hofe über die Hingebung beider Seemänner, obgleich sie ihre Schiffe verloren hatten. Der Marineminister zollte dem Ritter seine Bewunderung, und der König, erfreut über das muthige Verlangen Forbin's sich für den Verlust zu rächen, erhob ihn zum Schiffscapitain, und nahm es noch gnädiger auf als der so Begünstigte an den Gefährten jenes Abenteuers, Jan Bart, erinnerte, und auch diesem gleiche Auszeichnung und ein Geldgeschenk erwirkte. Im etwas prahlerischen Bewußtsein seiner Großmuth kehrte Forbin an die See zurück, und verfolgte das nächste Jahr sein Glück ohne die Gesellschaft des Deutschen, mit dem er erst im Frühling 1691 zu Dünkirchen wieder zusammentraf.

Weil 40 feindliche Schiffe die Rhede für größere Unternehmungen sperrten, verabredeten beide müßigen Seeleute der Regierung den Plan zur Ausrüstung eines kleinen Geschwaders von Kapern vorzulegen. Jan Bart meldete in seinem Namen den Vorschlag an den Hof; der Minister gab anfangs seine Bewilligung, da es schmählich schien dem Feinde während der Sperre von Dünkirchen die Herrschaft über das Meer zu lassen, und weil Kaperei im Norden dem Handel der Engländer und Holländer empfindlichen Schaden verursachen konnte. Aber die Misgunst anderer Seeoffiziere gegen den deutschen Emporkömmling stimmten den Hrn. von Pontchartrain so plötzlich um, daß er die Erlaubniß zur Rüstung zurücknahm; erst den gewandten Vorstellungen Forbin's, während Bart mismuthig sich fügte, gelang es den Staatsmann auf bessere Gedanken zu bringen. Nur empfing Jan Bart als Befehlshaber des Geschwaders die unwillkommene Weisung alle erbeuteten Schiffe zu verbrennen: eine Ordre die jedoch der Intendant von Dünkirchen im eigenen Interesse dahin abänderte nur die unbedeutentern Prisen zu vernichten. Guten Muths zur Nachtzeit ausgelaufen, und der Aufmerksamkeit der Feinde entgangen, gewahrten sie andern Tags vier schwere Fahrzeuge, erfuhren auf die Frage die sie zur Nachtzeit auf Englisch an die Sorglosen richteten, sie seien Kauffahrer unter Schutz eines Engländers von 44 Kanonen, nach Rußland bestimmt; sie griffen sie am Morgen an und nahmen sie ohne Verlust. Alle vier, im Werth von drei Millionen, wurden durch eine Fregatte nach Bergen in Norwegen geleitet, die gefangene Bemannung, sowie die Mannschaft einer Heringsschifferflotte, die man verbrannte, an der englischen Küste ausgesetzt. Einige Tage darauf landeten die Verwegenen nördlich von Newcastle an der schottischen Küste, steckten mehre Dörfer und auch das Schloß eines katholischen Edelmanns, wie sie zu spät an dem geplünderten Hauskapellengeräth wahrnahmen, in Brand, scheuchten das Aufgebot der Küstenwachen auseinander, und kehrten ohne Einbuße an Bord zurück. Es versteht sich von selbst, daß der Erzähler, der Franzose, überall das Beste that; er blieb jedoch im Aufbringen eines Holländers, und unter andern glücklichen Kapereien hinter dem Geschwader zurück, das vor ihm den Ort der Bestimmung, Bergen, erreichte. Die „Biographie universelle", im Gegentheil alle Erfolge dem Jan Bart beimessend, läßt diesen auf der Fahrt 80 feindliche Schiffe verbrennen.

In Bergen fand Forbin, nach seiner Erzählung, alle Dinge in der traurigsten Verfassung. Jan Bart, ohne sich mit Sorgen zu behelligen, „faisait bombance" in einer Schenke, und verließ sie fast mit keinem Fuße. Zwar hatten Verordnungen der dänischen Könige bereits die abscheulichen Gewohnheiten unter den deutschen Kaufgesellen im Comptoir zu Bergen, jene mörderischen Spiele, welche seit Jahrhunderten im Schwunge waren, abgeschafft; doch war das Leben im dortigen Hafen noch sehr ungeschlacht, und Jan Bart mochte nach Seemannsbrauch unter Landsleuten mehr als gebührlich sich einen guten Tag machen. Der dänische Statthalter, den Fremden für einen

Freibeuter auf eigene Rechnung erachtend, hatte ohne Weiteres auf die eingebrachten Prisen Beschlag gelegt. Forbin, höchlich entrüstet über das Geschehene und den nachlässigen Commandeur, fuhr mit Gewalt dazwischen, als weder der Statthalter noch der Amtmann ihn als unmittelbaren Seeoffizier der Krone anerkannten; aufgerüttelt aus dem Rausche half Bart die dänischen Wächter verjagen, man fand jedoch die Hälfte der gewonnenen Güter bereits gestohlen. Weil inzwischen die böse Jahreszeit herannahete, beschlossen Beide, von Lebensmitteln entblößt, nicht auf das von Brest ihnen nachgesendete Schiff zu warten, sondern mit Ertrag einer der verkauften Prisen sich zu versorgen und heimzufahren. Der Chevalier, kostbar gekleidet, und mit vornehmer Keckheit sich geberdend, in seiner Art großthuerisch mit Geld, wußte überall die Würde seiner Krone bei den rohen Norwegern zu vertreten, während Bart bemüht sich zu erlustigen ihm die Schreibereien und die persönliche Geltung nicht beneidete. Noch vor der Abfahrt gab es grobe, komische Händel: die ehrsamen Spießbürger von Bergen schleppten zwei französische Offiziere die zu arg in der Schenke wirthschafteten auf die Wache. Der eine Verhaftete zeigte zur Verhöhnung ihnen den nackten Spiegel, worauf die beleidigten Norweger ihn schlimm mit Schlägen zudeckten, und ihm die Hände auf den Rücken banden. Als Jan Bart nicht Miene machte sich in die Sache zu mischen, schritt der Ritter Forbin, „in seinem blauen Kleide, reich mit Gold gestickt", siegreichen Ansehens ein, drohete die Normänner hängen zu lassen, und verschüchterte dieselben dermaßen daß sie furchtsam den Gefangenen, der nicht einmal Zeit gehabt hatte seine unanständige Blöße zu bedecken, freigaben. Nach mancherlei bösen Tagen lief das Geschwader in Dünkirchen ein, Bart zuerst, und nicht ohne Sorgen ihr etwas willkürliches Verfahren am Hofe zu rechtfertigen. Sie hatten den Commissarius des Intendanten von Dünkirchen, welcher zur eigennützigen Controle der Prisen sich mit am Bord befand, in Eisen gelegt, und jener schwere Anklage beim Minister erhoben. Der gewandte des Hofbrauchs kundige Franzose übernahm die kitzliche erste Rolle, ging nach Paris, während Bart langsam folgte, und ohne Jemand am Hofe zu sprechen das erste Unwetter vorübergehen lassen sollte. Forbin wußte nicht allein vor dem Minister ihre Handlungen vollkommen zu rechtfertigen, sondern auch beim Könige den gnädigsten Eingang zu gewinnen. Die Kunde von den überraschenden Thaten der Freibeuter war ihnen längst vorausgeeilt, aber, zum Verdruß des Franzosen, die Ehre großentheils allein dem Sieur Jan Bart zugeschrieben. Man empfing diesen am Hofe als den Helden des Tages, beschenkte ihn reichlich. Alles drängte sich den glücklichen Wagehals zu sehen. Forbin, merklich voll Verdruß, mußte den rauhen, des Hoflebens ganz unkundigen Seemann überall einführen; die witzigen Köpfe in Versailles sagten: „Wir wollen den Chevalier de Forbin aufsuchen, er ist ein Bärenführer geworden." Mit der Schüchternheit welche der Franzose dem Ungeheuer beimißt stimmt nicht ganz was die „Biographie universelle" über die Art berichtet wie der Deutsche dem Könige sich darstellte. Als Ludwig ihn in der Galerie erblickte rief er ihn heran, und sagte ihm verbindlich: „Jan Bart, ich habe Euch zum Chef d'Escadre ernannt!" „Sire, da habt Ihr recht gethan", antwortete der Seemann. Die Hofleute brachen über so deutsch-groben Freimuth in Lachen aus; sie hielten das Wort zugleich für albern und für bauernstolz. „Ihr habt den Mann nicht begriffen", sagte der König, „er antwortet mir wie Einer welcher seinen Werth fühlt, und sicher ist mir neue Beweise davon zu geben." Forbin, außer sich vor Verdruß daß sein Gefährte höher im Ansehen steige als er es verdiente, und obenein ihn anklagend als habe jener aus Einfalt oder Schüchternheit unterlassen seine (Forbin's) Verdienste auch nur mit einem Worte in das gebührende Licht zu stellen, beschloß nicht mehr nach Dünkirchen zurückzukehren, um nicht unter einem Manne zu stehen dessen Geschäfte im Schreiben, Anordnen, Planmachen, Signalertheilen er allein übernehmen müßte, während jener allein Ehre und Vortheile davontrüge. Auf sein Verlangen gab man ihn dem Departement von Brest bei, und beider Seemänner Laufbahn berührte sich nicht länger persönlich.

Sei es daß erst jetzt das wahre Talent Bart's erwachte, oder daß er die bequeme geistige Trägheit abschüttelte in welche der fähige, immer fertige Franzose ihn eingewiegt: auf sich selbst angewiesen führte er erst jetzt die bewunderungswürdigsten Dinge aus. Während der Misgönner das böse Geschick von Lahogue theilte, wird „Jan Bart der Kaper" das Schrecken der Holländer und Briten. Im J. 1692 überwältigte er die baltische Getreideflotte der Holländer mit drei Kriegsschiffen, und erbeutete 13 Kauffahrer. Im J. 1693 focht er auf dem Linienschiffe Le Glorieux mit 60 Kanonen unter dem Marschall-Admiral Tourville bei Lagos gegen die Handelsflotte welche England nach Spanien, Italien und der Levante ausgeschickt, half den Verbündeten 25 Millionen Livres Schaden zufügen, trennte sich dann von der großen Flotte, und erbeutete bei Faro sechs reiche Holländer. Im J. 1694 geleitete er, der Wachsamkeit der Engländer ungeachtet, zur theuersten Zeit eine starke Getreideflotte nach Dünkirchen, und segelte mit wenigen Schiffen einer andern entgegen, welche Vorräthe aus Polen und Dänemark führte. Aber der Contre-Admiral Hidde hatte derselben sich bemächtigt, und war eben im Begriff in den Texel einzulaufen: da jagte Jan Bart mit nur sechs geringern Schiffen ihm die sichere Beute ab, enterte selbst das Admiralschiff, nahm den Schout by Nacht gefangen, führte die ganze Flotte nebst zwei eroberten Linienschiffen nach Dünkirchen, und empfing dafür den Adelsbrief. Im J. 1696 wiederholte er, die Engländer täuschend, den kühnen Streich gegen eine stärkere holländische Getreideflotte aus der Ostsee, bezwang die bewaffneten Geleitschiffe, erbeutete von 100 Kauffahrern 40, mußte aber, verfolgt von 13 holländischen Linienschiffen, in der Nähe von Dünkirchen den größten Theil seiner Beute verbrennen. Der Friede von Ryswijk machte den Thaten des gefeierten Seemanns ein Ende; er verlebte seine letzten Jahre in Dünkirchen, und starb etwa 50 Jahre alt am 27. April 1702 an einer Lungenentzündung, eben als der neue Krieg seiner Erfahrung und seinem Muthe eine neue Laufbahn eröffnete. Was aus seiner Familie geworden wissen wir nicht; ein Sohn von ihm diente 1706 als Fregattencapitain unter Forbin. Die Erfolge Jan Bart's an der Spitze von Geschwadern, sechs bis acht Kriegsschiffe stark, strafen wol hinlänglich Forbin's Behauptung Lügen: er habe nur mit einem Schiffe bei verwegenen Handstreichen etwas getaugt; denn er bewies durch seine großartigen Unternehmungen gleiche Klugheit im Entwerfen von Plänen als Unerschrockenheit in ihrer Ausführung.

Solch einen Mann, dergleichen manche unter dem dienstbaren deutschen Schiffsvolke steckten, und noch stecken, falls nur große Impulse sie hervorzulocken verständen, hätte der Große Kurfürst haben sollen! **F. W. Barthold.**

## Literarische Notiz.

### Mémoires d'un prêtre russe.

So heißt der ziemlich anlockende Titel eines vor kurzem herausgekommenen Buches von Iwan Golowin. Die innere Organisation der russischen Kirche ist bisjetzt von den meisten Schriftstellern die über Rußland geschrieben haben aus leicht erklärlichen Gründen nur spärlich behandelt, wie viel weniger in irgend einer Darstellung erschöpft worden. Deshalb muß es von doppeltem Interesse sein die Memoiren eines russischen Geistlichen der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen, zumal da behauptet wird: es seien dieselben im Geiste der Unparteilichkeit verfaßt, und nur von dem Wunsche dictirt, der Wahrheit und dem gemeinsamen Wohle durch diese Aufklärungen zu nützen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 7. — 8. Januar 1850.

## Alexander von Humboldt.

(Beschluß aus Nr. 6.)

Dieser erste Aufsatz füllt 38 Seiten; hinter demselben folgen dann 210 Seiten wissenschaftlicher Erläuterungen und Zusätze, welche zum Theil auch ganz populair gehalten sind, zum Theil aber blos Männer von Fach voraussetzen. Diese erläuternden Zugaben enthalten oft in bewundernswürdiger Kürze die interessantesten Aufschlüsse und Fortschritte über den Stand und den Gang der allerneuesten wissenschaftlichen Forschungen. Wir wollen davon Etwas mittheilen.

Für die culminirenden höchsten Punkte der ganzen Cordilleren des Neuen Continents sind eine Zeit lang, von 1830—48, gehalten worden: 1) der Nevado de Sorata, auch Ancohuma oder Tusubaya genannt (südliche Breite 15° 52′), etwas südlich von dem Dorfe Sorata oder Esquilel, in der östlichen Kette von Bolivia, hoch 3949 Toisen oder 23,692 pariser Fuß; 2) der Nevado de Illimani, westlich von der Mission Yrupana (südliche Breite 16° 38′), hoch 3753 Toisen oder 22,518 pariser Fuß, ebenfalls in der östlichen Kette von Bolivia; 3) der Chimborazo (südliche Breite 1° 27′) in der Provinz Quito, 3350 Toisen oder 20,100 pariser Fuß. Der Sorata und Illimani sind zuerst von Pentland, einem ausgezeichneten Geognosten, gemessen worden, und zwar 1827 und 1838. Seit dem Erscheinen seiner großen Karte von dem Becken der Laguna de Titicaca im Juni 1848 wissen wir aber, daß die obigen Angaben der Höhen des Sorata und Illimani um 3718 und 2675 pariser Fuß zu groß sind. Die Karte gibt dem Sorata 21,286, dem Illimani 21,149 englische Fuß, d. i. nur 19,974 und 19,843 pariser Fuß. Eine genauere Berechnung der trigonometrischen Operationen von 1838 hat Pentland diese neuen Resultate dargeboten. Auf der westlichen Cordillere gibt derselbe vier Pics zu 20,360 bis 20,971 pariser Fuß. Der Pic Sahama wäre also 871 Fuß höher als der Chimborazo, aber 796 niedriger als der Aconcagua.

Ein Mann wie Alexander von Humboldt, der mit seinem Freunde Bonpland die höchste von Menschen erklommene Berghöhe erstiegen, der die äußerste Spitze des Chimborazo nur noch 200 Toisen über seinem Haupte sah, muß für diese hypsometrischen Vergleichungen der culminirenden Gipfel ein sehr reges Interesse haben. Auch theilt der Verf. aus einem an ihn aus Ostindien von dem berühmten Botaniker Dr. J. Hooker geschriebenen Briefe vom 25. Juli 1848 mit, daß nach den allerneuesten trigonometrischen Messungen dem ehrwürdigen Dhawalagiri wieder der erste Rang unter allen Schneebergen des Himalaja gebühre; der Kochinjinga ist 26,438 pariser Fuß hoch gefunden, und der Dhawalagiri sei noch höher.

Wir richten unsere Aufmerksamkeit nun auf den zweiten Aufsatz „Ueber die Wasserfälle des Orinoco bei Atures und Maypures". Zunächst wird der Lauf des großen Flusses einer allgemeinen Betrachtung unterworfen, dann Mündung und Quellen sowie die Ursachen seiner merkwürdigen Krümmungen durchsprochen. Nach dieser Einleitung wird nun dem Raudal von Maypures und darauf dem Raudal von Atures ausschließlich das Wort gewidmet. Die beschreibende Ausmalung dieser großartigen Naturschauspiele wird meistens in die Form von Reiseerinnerungen gebracht. Das Ganze ist ein erhaben schönes Bild von einem schauerlich einsamen, betäubend wilden Naturleben. Von der Beschreibung des zweiten Raudals möge hier eine charakteristische Stelle Platz finden. Es wird darauf hingedeutet, daß einzelne Theile des Flußbettes in den Katarakten des Atures trocken sind, weil die Wasser sich einen Weg durch unterirdische Höhlen gebahnt haben. Der Verf. sagt:

Wir krochen dort in das Innere einer Höhle, deren feuchte Wände mit Conferven und leuchtendem Byssus bedeckt waren. Mit fürchterlichem Getöse rauschte der Fluß hoch über uns weg. Wir fanden zufällig Gelegenheit diese große Naturscene länger als wir wünschten zu genießen. Die Indianer hatten uns mitten in der Katarakte verlassen. Das Canot sollte eine schmale Insel umschiffen, um uns, nach einem langen Umwege, an der untern Spitze derselben wiederaufzunehmen. Anderthalb Stunden lang harrten wir bei furchtbarem Gewitterregen. Die Nacht brach ein; wir suchten vergebens Schutz zwischen den klüftigen Granitmassen. Die kleinen Affen, die wir Monate lang in geflochtenen Käfigen mitunsführten, lockten durch ihr klagendes Geschrei Krokodile herbei, deren Größe und Bleigraufarbe ein hohes Alter andeuteten. Ich würde dieser im Orinoco so gewöhnlichen Erscheinung nicht erwähnen, hätten uns nicht die Indianer versichert kein Krokodil sei je in den Katarakten gesehen worden; ja im Vertrauen auf ihre Behauptung hatten wir es mehrmals gewagt uns in diesem Theile des Flusses zu baden. Indessen nahm die Besorgniß daß wir, durchnäßt und vom Donner des Wassersturzes betäubt, die lange Tropennacht mitten im Raudal durchwachen müßten, mit jedem Augenblicke zu, bis die Indianer und unser Canot erschienen.

Der Verf. erzählt davon, daß einige dieser Grüfte als Todtengewölbe der vertilgten Völkerstämme benutzt seien, und daß die letzte Familie der Aturer noch einen alten Papagai zurückgelassen habe, von dem die Eingeborenen behaupten daß man ihn darum nicht verstehe

weil er die Sprache der Aturer rede. Zu dieser Stelle gibt der Verf. eine höchst interessante Anmerkung:

Der Aturen-Papagai ist der Gegenstand eines lieblichen Gedichts geworden, welches ich meinem Freunde Prof. Ernst Curtius, Erzieher des jungen hoffnungsvollen Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, verdanke. Er wird mir verzeihen, wenn ich sein Gedicht, das zu keiner Veröffentlichung bestimmt und mir in einem Briefe mitgetheilt war, hier, am Ende des ersten Bandes der „Ansichten der Natur", einschalte.

In der Orinoco-Wildniß
Sitzt ein alter Papagai,
Kalt und starr, als ob sein Bildniß
Aus dem Stein gehauen sei.

Schäumend drängt durch Felsendämme
Sich des Stroms zerriss'ne Flut,
Drüben wiegen Palmenstämme
Sich in heit'rer Sonnenglut.

Wie hinan die Welle strebet,
Nie erreichet sie das Ziel;
In dem Wasserstaub verwebet
Sich der Sonne Farbenspiel.

Unten wo die Wogen branden,
Hält ein Volk die ew'ge Ruh;
Fortgedrängt aus seinen Landen
Floh es diesen Klippen zu.

Und es starben die Aturen,
Wie sie lebten, frei und kühn;
Ihres Stammes letzte Spuren
Birgt des Uferschilfes Grün.

Der Aturen allerletzter
Trauert dort der Papagai;
Am Gestein den Schnabel wetzt er,
Durch die Lüfte tönt sein Schrei.

Ach die Knaben die ihn lehrten
Ihrer Muttersprache Laut,
Und die Frauen die ihn nährten,
Die ihm selbst das Nest gebaut:

Alle liegen sie erschlagen
Auf dem Ufer hingestreckt,
Und mit seinen bangen Klagen
Hat er Keinen aufgeweckt.

Einsam ruft er, unverstanden,
In die fremde Welt hinein;
Nur die Wässer hört er branden,
Keine Seele achtet sein.

Und der Wilde der ihn schaute
Rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah dem es nicht graute
Den Aturen-Papagai.

Der dritte Aufsatz im ersten Bande gibt ein Gemälde von ganz eigenthümlicher, hinreißender Schönheit. Nämlich „Das nächtliche Thierleben im Urwalde". Nach einigen allgemein einleitenden Worten spricht sich der Verf. zunächst darüber aus daß der Begriff eines Urwaldes gar relative Bedeutung annehmen könne, daß es daher nöthig werde etwas näher zu bezeichnen was er darunter verstanden wissen wolle.

Soll jede wilde Forst, voll dichten Baumwuchses, an den der Mensch nicht die zerstörende Hand gelegt, ein Urwald heißen, so ist die Erscheinung vielen Theilen der gemäßigten und kalten Zone eigen. Liegt aber der Charakter in der Undurchdringlichkeit, in der Unmöglichkeit sich in langen Strecken zwischen Bäumen von 8 — 12 Fuß Durchmesser durch die Art einen Weg zu bahnen, so gehört der Urwald ausschließlich der Tropengegend an.

Das Bild welches der Verf. nun vor dem staunenden Blicke seiner Leser entfaltet ist auch in seiner ursprünglichen Anlage auf Reiseerlebnisse gestützt. Der Ort auf welchen das Kunstwerk vorzugsweise Rücksicht nimmt ist in der Nähe der Einmündung des Rio Apure in das gewaltige Bette des Orinoco.

Unterhalb der Mission von Santa-Barbara de Arichuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, undurchdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Mühe dürres Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden mit denen nach der Landessitte jedes Bivouac wegen der Angriffe des Jaguars umgeben wird. Die Nacht war von milder Feuchte und mondhell. Mehre Krokodile näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt wie unsere Krebse und manche andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt um unsere Hangematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Süßwasser-Delphine, welche dem Flußnetz des Orinoco wie (nach Colebrooke) dem Ganges bis Benares hin eigenthümlich sind und in langen Zügen auf einmal folgten. Nach 11 Uhr entstand ein solcher Lärm im nahen Walde daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtobte die Forst. Unter den vielen Stimmen die ertönten konnten die Indianer nur die erkennen welche nach einer kurzen Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einförmig jammernde Geheul der Aluaten (Brüllaffen), der winselnde, feinflötende Ton der kleinen Sapajous, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen (Nyctipithecus trivirgatus) den ich zuerst beschrieben habe, das abgesetzte Geschrei des großen Tigers, des Cuguars oder ungemähnten amerikanischen Löwen, des Pecari, des Faulthiers und einer Schar Papagaien, Parraquas (Ortaliden) und anderer fasanenartiger Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hangematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigers von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.... Mir schien die Scene ein zufällig entstandener, lang fortgesetzter, sich steigernd entwickelnder Thierkampf. Der Jaguar verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht aneinander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen welches ihre Flucht behindert. Davon erschrocken mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größern Thiere. Sie erwecken die gesellig horstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmälig die ganze Thierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keineswegs immer „die gefeierte Mondhelle" ist welche die Ruhe der Wälder stört. Die Stimmen waren am lautesten bei heftigem Regengusse, oder wenn bei krachendem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtet.

Den Schluß von diesem Meisterwerke der Kunst und Wissenschaft bildet sehr fein berechnet die wundersame Stille des Tages als Gegensatz zu dieser schrecklich aufgeregten, wild durcheinander schreienden Nacht. Der Verf. entlehnt demselben Tagebuche welchem die vorige Scene entnommen ist eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan, wo sich der Orinoco, obgleich hier Flußenge genannt, in einer Breite von 5340 Fuß einen Weg durch das Gebirge Parima bahnt.

Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Zolle der Granitmasse thurmartiger Felsen genähert, stieg auf mehr als 40 Grad Réaumur. Alle fernen Gegenstände hatten wellenförmig wogende Umrisse, eine Folge der Spiegelung oder optischen Kimmung (mirage). Kein Lüftchen bewegte den staubartigen Sand des Bodens. Die Sonne stand im Zenith; und die Lichtmasse die sie auf den Strom ergoß, und die von diesem, wegen einer schwachen Wellenbewegung funkelnd, zurückstrahlt, machte bemerkbarer noch die nebelartige Röthe welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickschuppigen Iguanen, Gecko-Eidechsen und buntgefleckten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, scheinen sie mit Wonne die heiße Luft einzuathmen. Die größern Thiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felsen. Aber lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne die uns zukommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Sumsen der Insekten, dem Boden nahe und in den untern Schichten des Luftkreises. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gespaltenen Rinde des Baumes, in der von Hymenoptern bewohnten, aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen.

Im zweiten Bande eröffnen die „Ideen zu einer Physionomik der Gewächse" den Reihen der classisch schönen und wissenschaftlich tiefen Naturgemälde. Aus diesen Ideen entwickeln sich zugleich ganz neue Lehrzweige der Naturkunde; so ruhet die von der ganzen gelehrten Welt hochbewunderte Geographie der Pflanzen („Essai sur la géographie des plantes, accompagné d'un tableau physique des régions équinoxionales") des Verf. mit diesen Ideen auf ganz gleicher Basis. Der Verf. entwickelt hier neben einer gewaltigen Fülle von Gelehrsamkeit seinen bekannten sinnig-feinen Geschmack auf eine höchst liebenswürdige Weise. Es hält aber schwer aus diesem in jeder Hinsicht schön abgerundeten Naturgemälde irgend ein Einzelnes herauszunehmen, ohne die in sich abgeschlossene und überall sich gegenseitig durchdringende und unterstützende Schönheit zu stören; darum wollen wir uns nur mit dem erhaben gedachten Schlußwort dieses Aufsatzes begnügen.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Palmen, hochstämmige Farren- und Pisanggewächse, baumartige Gräser und feingefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die krankenden Gewächse welche unsere Treibhäuser einschließen gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unserer Sprache, in der blühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Maler ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsere Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Haide kann der einsame Mensch sich aneignen was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich wie dieser, ist.

Diesem Aufsatze von 41 Seiten sind noch über 200 Seiten wissenschaftlicher Erörterungen und Zusätze beigefügt, sodaß er dem Umfange wie seinem Inhalte nach den Hauptbestandtheil des ganzen zweiten Bandes ausmacht.

An den eben genannten, größtentheils botanischen Aufsatz schließt sich ein zweiter, der physischen Geographie und vergleichenden Geognosie, welcher von keinem gebildeten Denker ungelesen bleiben sollte. Er führt das geistige Auge in die ungemessene Tiefe des Erdballs und wieder zu den höchsten Höhen desselben, und zeigt hier die Allgewalt chemischer Kräfte in der unbelebten Natur. Und die Leser folgen dem großen Meister mit beständig gesteigertem Interesse Schritt für Schritt, und sind erfreut und beglückt über die leichte Möglichkeit so tiefe Gedanken fassen zu können. Sie fühlen die Nähe des großen Geistes, welcher in dieser Region der Naturwissenschaften so recht eigentlich zu Hause ist, und ganz neue Theorien ausgeforscht und mit beweisenden Thatsachen bewahrheitet hat. Auch dieser Aufsatz legt mit dem schönsten Glanze an den Tag daß eine, selbst Männer von Fach vollkommen befriedigende Gründlichkeit in der Behandlung der einzelnen Thatsachen auch ganz vortrefflich mit einer poetischen Färbung der Darstellung gepaart sein kann. Wir wollen nur Einiges zur Mittheilung bringen.

Dieses Zusammendrängen der Vulkane, bald in einzelne rundliche Gruppen, bald in doppelte Züge, liefert den entscheidendsten Beweis, daß die vulkanischen Wirkungen nicht von kleinlichen, der Oberfläche nahen Ursachen abhangen, sondern daß sie große tiefbegründete Erscheinungen sind. . . . Alle amerikanischen Vulkane sind in dem Asien gegenüberliegenden Theile vereinigt, in der meridianartig ausgedehnten, 1800 geographische Meilen langen Andeskette. Auch ist das ganze Hochland von Quito, dessen Gipfel der Pichincha, der Cotopaxi und Tunguragua bilden, ein einziger vulkanischer Herd. Das unterirdische Feuer bricht bald aus der einen, bald aus der andern dieser Oeffnungen aus, die man sich als abgesonderte Vulkane zu betrachten gewöhnt hat. Die fortschreitende Bewegung des Feuers ist hier seit drei Jahrhunderten von Norden gegen Süden gerichtet. Selbst die Erdbeben, welche so furchtbar diesen Welttheil heimsuchen, liefern merkwürdige Beweise von der Existenz unterirdischer Verbindungen. So stieß der Vulkan von Posto, östlich vom Flusse Guaytara, drei Monate lang im J. 1797 ununterbrochen eine hohe Rauchsäule aus; die Säule verschwand in demselben Augenblicke als 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobamba und der Schlammausbruch der Moya 30—40,000 Indianer tödteten.

Der dritte Aufsatz dieses zweiten Bandes führt den Titel: „Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius." In Form einer Erzählung wird hier eine ernste physiologische Wahrheit dichterisch eingehüllt zur Anschauung gebracht. Wilhelm von Humboldt redet im zweiten Bande seiner „Briefe an eine Freundin" von dieser Arbeit mit brüderlicher Offenheit und Zartheit.

Schiller, in jugendlicher Erinnerung an seine medicinischen Studien, unterhielt sich während meines langen Aufenthalts in Jena gern mit mir über physiologische Gegenstände. Meine Arbeit über die Stimmung der gereizten Nerven- und Muskelfasern durch Berührung mit chemisch verschiedenen Stoffen gab oft unsern Gesprächen eine ernstere Richtung.

Aus dieser Zeit schreibt sich das erste Entstehen dieser mit tiefem poetischen Sinne und jugendlicher Begeisterung eines angehenden Gelehrten abgefaßten Leistung. Sie ist in Schiller's „Horen", 1795, St. 5, S. 90—96, zuerst veröffentlicht.

Den Schluß des ganzen Werks bildet: „Das Hochland von Caxamarca, der alten Residenzstadt des Inca Atahualpa...." Dies ist ein Rundgemälde voll reizender Naturschönheiten, voll großartiger Eindrücke ernster historischer Blicke in eine grausenerregende Vergangenheit. Wir erinnern nur an das Zimmer in welchem der unglückliche Atahualpa vom November 1532 an neun Monate lang gefangen gehalten wurde, an die von Christen verübte unmenschliche Hinrichtung dieses bejammernswerthen Fürsten, und an die sogenannte „unauslöschlichen Blutflecken" welche auf eine Steinplatte vor dem Altar in der Kapelle des Stadtgefängnisses zu sehen sind; enthalten uns aber aller weitern Auszüge, weil die Leser dieser Zeilen gewiß nicht unterlassen werden dieses ausgezeichnete Meisterwerk selbst zu lesen.

H. Birnbaum.

## Bibliographie.

Adams, Der Schatten des Kreuzes. Aus dem Englischen. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 16. 5 Ngr.

Alten, F. v., Der Krieg in Schleswig 1848. Nach officiellen Quellen. Mit 1 Charte von Schleswig und Plänen. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bilder-Album aus Ungarn. Taschenbuch mit 18 Stahlstichen nach Zeichnungen von K. v. Barabás. Leipzig, Haendel. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Birenheide, F. W., Geistliche Lieder. Leipzig, Schmaltz. 1849. 8. 6 Ngr.

Geist, E., Krinagoras von Mytilene, eine Abhandlung. Gießen, Ricker. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Grimm, J., Ueber Marcellus Burdigalensis. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften 28. Juni 1847. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 4. 15 Ngr.

Kindermann, F. C., Chile mit Berücksichtigung der Provinz Valdivia, als zur Auswanderung für Deutsche besonders geeignet. Berlin. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Kinkel, G., Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern. 2te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1849. 16. 26 Ngr.

Köstlin, R., Das Geschwornengericht für Nichtjuristen dargestellt. 2te unveränderte Auflage. Tübingen, Laupp. 1849. Gr. 8. 27 Ngr.

Meyer, K., Jubellieder. Zürich, Meyer u. Zeller. 1849. Gr. 16. 9¼ Ngr.

Moore, T., Ausgewählte Gedichte übersetzt von F. W. Stade. 1849. 16. 5 Ngr.

Mördes, F., Die deutsche Revolution mit besonderer Rücksicht auf die badische Revolutions-Episode. Herisau, Schläpfer. 1849. 8. 27 Ngr.

Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Zuerst gesammelt und englisch herausgegeben von R. E. Raspe. Uebersetzt und hier und da erweitert von G. A. Bürger. 6te Originalausgabe der deutschen Bearbeitung. Mit einleitenden Notizen über das Leben und die Schriften des Verf., sowie über die Quellen und Vorbilder des Münchhausen und die Literatur der erdichteten Reisen überhaupt. Mit 16 Federzeichnungen von Hosemann. Berlin, Enslin. Göttingen, Dieterich. 1849. Gr. 16. 15 Ngr.

Neander, A., Antignostikus, Geist des Tertullianus und Einleitung in dessen Schriften. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der Glaubens- und Sittenlehre in den ersten Jahrhunderten. 2te zum Theil umgearbeitete Auflage. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Otto, J., Soldatenleben. Dichtung. Schleusingen, Glaser. 1849. 8. 2½ Ngr.

Peuchet, J., Welt und Kerker! Memoiren aus den Archiven der Pariser Polizei. Aus dem Französischen. Drei Bände. Illustrirte Ausgabe. Meißen, Goedsche. 8. 2 Thlr.

Robert, L., Der Väter Schuld. Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration. Nachlaß. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1849. 8. 15 Ngr.

Scherer, H., Oesterreich, Baiern und das südwestliche Deutschland. In Gemeinschaft ihrer Handels- und Gewerbs-Interessen. Wien, Tendler u. Comp. 1849. 8. 15 Ngr.

Schilling, A., Feldsträußchen. Lieder aus dem Kriegs- und Soldatenleben, dem tapferen Heere gewidmet. 2te Auflage. Wien, Schaumburg u. Comp. 1849. Gr. 12. 8 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im J. 1809. 4ter Band. — A. u. d. T.: Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte des Krieges Oesterreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im J. 1809. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schrader, J., Gedichte. Berlin, Trautwein. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schubar, L., Erzählungen und Novellen. Zwei Bände. Berlin, Gebauer. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Schuselka, F., Deutsche Fahrten. Zwei Bände. [Vor der Revolution. — Während der Revolution.] Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 3 Thlr.

Shakespeare, Venus und Adonis. Uebersetzt von F. Freiligrath. Düsseldorf, Schaub. 1849. 8. 15 Ngr.

— — Was ihr wollt von A. Böttger. Leipzig, O. Klemm. 1849. 16. 22½ Ngr.

Walther, F., Beitrag zur Lehre vom hochverrätherischen Komplott. Habilitationsschrift. München, Kaiser. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Wißhaupt, A., Skizzen aus dem Leben Dr. Bernard Bolzano's. Beiträge zu einer Biographie. Leipzig, Sehtling. 8. 8 Ngr.

## Tagesliteratur.

Ausschußbericht des Berlinischen Vereins zur deutschen Göthestiftung. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. 8. 3 Ngr.

Bahder, E. v., Predigt über Psalm 28, 6—9. Zur Feier der glücklichen Rückkehr und des Geburtsfestes Sr. k. Hoheit des Großherzogs von Baden. Gehalten zu Weinheim den 26. Aug. 1849. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Beitrag zur Lösung der materiellen Fragen in der Schweiz. Von einem Mitgliede des Nationalrathes. Bern. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Bemerkungen über Justiz-Verfassung von einem Rechtsfreunde. Hamburg, Niemeyer. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Döllinger, J., Die Freiheit der Kirche. Rede, gehalten in der öffentlichen Versammlung des katholischen Vereins von Deutschland zu Regensburg am 3. Oktbr. Regensburg, Manz. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Küchler, K. G. F., Predigt am 15. Sonnt. post Trin. 1849 gehalten. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 1849. 8. 2 Ngr.

Pawelitzki, J., Welches sind die Gebrechen unserer Volksschule? Ein Wort an die erste hohe Legislatur Preußens. Posen, Gebr. Scherk. 1849. 8. 4 Ngr.

Schröter, J. A., Zwei Predigten, gehalten beim Amtswechsel. Eisleben, Reichardt. 1849. 8. 4 Ngr.

Sendschreiben an den Hrn. Staatsrath v. Duvernoy. Stuttgart. 1849. Lex.-8. 4 Ngr.

Traut, H. T., Die leitende Idee der deutschen Nationalschule. Hamburg, Niemeyer. 1849. 12. 3 Ngr.

Zur Lösung der socialen Frage. Berlin, Brandis. 1849. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 8. —— 9. Januar 1850.


## Zur Fischart-Literatur.

Es ist gerade in dieser unserer so bewegt vorwärtsstrebenden Zeit immer noch für Manche ein desto unentbehrlicherer Genuß, dann und wann zurückzublicken auf die ruhig in sich abgeschlossenen Gebilde und Denkmäler der Vergangenheit. Zu einem solchen Genusse verhilft ihnen das nachstehend verzeichnete Büchlein:

Johann Fischart's genannt Mentzer's Geistliche Lieder und Psalmen aus dem Strasburger Gesangbüchlin von 1576*), auch dessen Anmahnung zu christlicher Kinderzucht und Ein Artliches Lob der Lauten besonders herausgegeben. Berlin, 1849. Gedruckt, während des Belagerungszustandes (in 170 Exemplaren), bei den Gebr. Unger und zu haben bei Alexander Duncker, Königl. Hofbuchhändler. — Den Manen des Herrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach gewidmet von G. von Below. J. Zacher am 6. Juny 1849. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine ganz eigene neue Bahn brach sich der hochberühmte, heutiges Tages von Wenigen gekannte und von noch Wenigern verstandene Johann Fischart, wahrscheinlich aus Mainz oder Strasburg, dessen Geburts- und Sterbejahr (wahrscheinlich im Winter 1589) unbekannt sind, und von dem wir nur wissen, daß er Doctor der Rechte und (1586) Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken gewesen ist; ein vielgestaltiges Wesen, für welches schwer der rechte Name zu finden ist; ein heiterer Geselle, munter bis zur muthwilligsten Ausgelassenheit, redlichen Gemüthes, empfänglich für Wahrheit und Schönheit, keine schmuzige Derbheit, auch die pöbelhafteste Gemeinfaßlichkeit nicht verschmähend; ein unerreichbarer Witzschöpfer, reich an Kenntnissen, Erfahrungen und Erfindungskunst. Die Erzeugnisse seines wundersam beweglichen Geistes haben ebenso abenteuerlich bunte Mannichfaltigkeit wie die Namen unter denen sich ihr Verfasser, um bald errathen zu werden, verbirgt: bald heißt er Mentzer oder umgekehrt Reznem, bald Artwisus von Fischmenzweiler, bald gelehrt Huldreich Elloposkleros, bald allegorisch Jesuwalt Pickhart oder Winhold Alcofribas Wüstblutus. Der Grundzug in seinem schriftstellerischen Charakter ist satirischer Lehrton und geniale Sittenmalerei; dieser scheint in Prosa und Dichterwerken durch; nur haben die letztern mehr sittige Regelmäßigkeit und ruhige Verständigkeit. Oft wechseln Verse und Prosa in seinen Darstellungen ab, und immer zügelt das Versmaß die Ungebundenheit des sich leicht und kühn überhebenden und alle Gesetze des Herkommens überbietenden Geistes. Er wird vom wahrsten und tiefsten Gefühle ergriffen, zeichnet Schönheiten der Natur und anziehende Auftritte sittlichen Lebens mit sicherer Meisterhand, ist fromm-beredt für Vaterland und Tugend; und dann springt er in tollhäuslerischer Wildheit und in fratzenhaft-gelehrter Koboltsnatur hervor; er kann schlicht bürgerlich und Allen verständlich sein, und geräth dann auf die unvereinbarsten Gedanken- und Bilderverbindungen und wirft Wortungeheuer hin, wie man sie im Traume hat und beim Erwachen nicht zu bezeichnen im Stande ist. Die Muttersprache hat er bis in die verborgensten Wurzeln erforscht; er weiß von ihrer Reichhaltigkeit und Gefügsamkeit Gebrauch zu machen; er schaltet und waltet über sie als hätte er sie in Erbpacht genommen und dürfte nach Gutdünken versuchen was aus ihrem Boden sich Alles erzeugen läßt; so willkürlich wie er hat sie Niemand vor und nach ihm gehandhabt. Am vollendetsten offenbart sich seine alle Gesetze für Kunst- und Wortgestaltung verhöhnende Eigenthümlichkeit, ein halb toll gewordener, sich selbst und seinen Schatten überlaufender Uebermuth des Witzes, in der freien Umarbeitung des ersten Buchs des Rabelais'schen „Gargantua", welche er (Strasburg 1575—1631 erschienen viele Ausgaben) unter folgender Aufschrift hervortreten ließ: „Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtsklitterung ... rc. ... durch Huldrich Elloposkleron. Gedruckt zu Grenesing im Gänßreich." Im gelehrt-possenreißerischen Witze und in spöttischer Verzerrung der nur halb möglichen Wirklichkeit verhält sich die französische Urschrift zu der deutschen Nachbildung wie ein Kind zu einem Riesen; die Wagnisse in Gebilden der Worte und Einfälle können schwindlich machen und auch den Belesenen und Geübten in Verlegenheit setzen.... Auch im immerwährenden Kalender oder „Aller Praktik Großmutter" (1574) und im immerwährenden Bücherverzeichnisse, „Catalogus Catalogorum" (1590), ist Rabelais Vorbild gewesen. Fischart's Züchtigung der Pfaffen-Unkeuschheit im „Bienenkorb des heiligen römischen Immenschwarms" (1579) ist nach dem Holländischen des Philipp Marnix von Adelgonde gearbeitet; und daran schloß sich „Der heilige Brotkorb" (1583), eine Verspottung des Reliquienunfugs, an. Selbständig erscheint Fischart in seinen schneidenden Angriffen auf die Papstgewalt, auf die Mönche und einzelne großmäulige Anwalte der Kuttenweisheit. Ueberaus possierlich, freilich nach unsern Begriffen oft den Anstand verletzend und Bierbengel verschamröthend, ist das Reimgedicht „Flohatz" (o. O. u. J.; Strasburg 1557), worin der Rechtshandel der Flöhe mit den sie verfolgenden Weibern dargestellt wird; und als Meisterstück einfach schöner, mit sinnvollen Betrachtungen und naturgetreuen Schilderungen durchflochtener Erzählung kann „Das glückhafte Schiff" gelten, worin die schnelle Reise eines Hirsebreis von Zürich nach Strasburg, zum Beweise daß diese Städte für eine engere Verbindung nicht zu weit entfernt voneinander liegen, beschrieben wird. So schalkhaft das „Podagrammisch Trostbüchlein" (1577), so sittsam ernst und würdig

*) Der Titel dieses Urtextes lautet vollständig: „Gesangbüchlin von Psalmen, Kirchengesängen, und Gaistlichen Lidern Dr. Martin Luthers. Auch viler anderer Gotseligen Leut, auf das richtigest und nothwendigest inn ain bekömlich Handbüchlin zusamen geordnet, und aufs neu obersehen und gemehret. Zu Strasburg, Bei Bernhart Jobin MDLXXVI."

ist das „Philosophische Ehzuchtbüchlein" (nach Plutarch) (Strasburg 1595), ein Schatz bewährter Hauserfahrung und nachhaltiger sittlicher Klugheit. So schrieb er für das Volk; für die Werke in welchen sein reicher Geist am üppigsten glänzt dürfte kaum die rechte Lesewelt auszumitteln gewesen sein: es spiegelt sich in ihnen eine buhlerische Schwelgerei der Phantasie ab die selbst von einem Geistesbruder hätte gezüchtigt werden müssen, wenn Gefahr vom Ueberhandnehmen dieses Kunststils zu besorgen gewesen wäre. Aber Fischart stand so einsam mit seiner Eigenthümlichkeit wie heute unser Friedrich Richter in der Mitte seiner Nachahmer steht. Nur hat der Eine und der Andere etwas Aristokratisches im Gebrauche des Wissens und in der Neuheit des Strebens, welches keine erfreuliche Folgerung über den Bildungsgang der Menge hervorruft. Der vaterländische Hausverstand unterlag dem Spiele mit zünftiger Gelehrsamkeit.

Es schien nicht überflüssig dies Portrait des Mannes von einer ältern Meisterhand *) hier im weitern Kreise vorläufig einmal wieder aufzufrischen. Kommen wir nun zu dem Büchlein Fischart's das vor uns liegt. Die beiden Geber denen wir es verdanken sind der durch seine biographischen (auch in Frankreich anerkannten) Forschungen um Rabelais schon früher hochverdiente, und hierzu durch seine Sammlung von Original-Rabelais-Drucken — die vollständigste die es gibt — in den Stand gesetzte königl. preuß. General Herr von Below und Dr. Zacher, rühmlich bekannter berliner Literator, dessen soeben nun vollendeter Katalog der hinterlassenen Bücher von Meusebach's, dieses Nestors und Ursammlers Fischart'scher und anderer Schriftwerke **), allein schon ein Schatz für die Wissenschaft sein wird.

Ueber die Geschichte und Entstehung des Buchs sagen uns diese Herausgeber in ihrer kritischen Schlußbeilage mit eigenen Worten Folgendes:

Daß Fischart geistliche Lieder gedichtet habe, konnte den Forschern auf dem Gebiete deutscher Dichtung zwar bekannt sein, ja selbst die Zeit ihres Erscheinens ließ sich mit ziemlicher Sicherheit ermitteln; denn er gedenkt ihrer selbst in den beiden nur dem Titel nach verschiedenen Drucken der zweiten Ausgabe seiner „Geschichtklitterung" vom J. 1582 ..., und mit denselben Worten in der Ausgabe letzter Hand (der dritten und besten) vom 1590 ..., während die Stelle in der ersten Ausgabe des Werks, der „Geschichtsschrift" von 1575 ... nur im Allgemeinen geistlicher Gesänge erwähnt. ... Dennoch waren sie durch zwei volle Jahrhunderte gänzlich vergessen, bis Gervinus einen Theil derselben in einem nürnberger Gesangbuche aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts entdeckte, und ihr Verdienst nach Gebühr hervorhob („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", dritte Auflage, III, 131). Endlich kam auch ein Exemplar des ursprünglichen echten Druckes zu Tage, das einzige bisjetzt bekannte, welches Buchhändler Asher zu Berlin mit dem reichen Lager des wiener Antiquars Kuppitsch ansichgebracht hatte, und gegen schriftliche nach Halle zu sendende Meistgebote zum Verkauf stellte. Vergleiche „Catalogue d'une collection précieuse de livres parfaitement bien conservés, qui seront adjugés au plus offrant à Halle le 16 Mars 1846 par le ministère de M. J. F. Lippert, commissaire-priseur juré de l'université", S. 133, Nr. 2356. Hr. von Meusebach, der während der letzten Jahre von seinem ziemlich entfernten Landhause selten nach Berlin kam, hatte es versäumt diesen aus Johann Bellin's „Hochdeutscher Rechtschreibung" (Lübeck 1657) ihm längst bekannten, und mit der Vermuthung daß in ihm „Fischart's geistliche Lieder höchstwahrscheinlich zuerst vorkommen", in seinen Papieren angemerkten Jobin'schen Druck bei Hrn. Asher in Augenschein zu nehmen, und so geschah es, daß das nette Büchlein, welches noch den ersten goldverzierten Lederband trug, nebst wol 4000 andern der werthvollsten Nummern jenes Verzeichnisses nach London ins Britische Museum wanderte, dessen reiche Hülfsmittel freilich den Wetteifer der Mitbietenden zu übersteigen erlaubten. Nachdem jetzt das Büchlein übers Meer davongetragen und für Deutschland verloren war, verdanken wir es den gütigen Bemühungen des preußischen Gesandten, Hrn. Bunsen, daß der in London verweilende Sanskrit-Philologe, Hr. Max Müller (Sohn des Dichters der Griechenlieder), eine Abschrift der mit J. F. G. M. bezeichneten Lieder und Psalmen jener Sammlung fertigte, deren Vervielfältigung durch den Druck den Freunden Fischart's hoffentlich willkommen sein wird. Es enthält das Jobin'sche „Gesangbüchlein" 8 Bl. Vorstücke, und 192 Bl. (von denen 9—187 beziffert) Text und Register; Randleisten schließen jede Seite ein, 11 Liedern gehen kleine Holzschnitte, mehren Melodien in Noten vorauf. Hat nun der verstorbene Meusebach von dem vorliegenden Unternehmen auch nicht mehr gesehen als den ersten Probebogen, der ihm an seinem Geburtstage wenige Monate vor seinem Tode vorgelegt ward, war sein Rath, seine mündliche Belehrung abgeschnitten, so gewährten doch wenigstens seine hinterlassenen gedruckten und handschriftlichen Schätze allein die Möglichkeit den Text so reinlich, und die gedrängten, aber vielleicht nicht überflüssigen Anmerkungen so vollständig herzustellen als hier versucht worden ist.

So weit die Herausgeber: und welchen Reichthum von Fischart'schen Schriften nicht nur, sondern von deutschen Gesangbüchern der Meusebach'sche Nachlaß enthalten müsse, der es Zacher möglich gemacht die literarischen Notizen so vollständig zu liefern wie er dort thut, läßt sich schon aus den wenigen Blättern ermessen die jene Anmerkungen einnehmen. Er hatte bei der Herausgabe das meiste Verdienst, während von Below die Veranlassung war, das „Strasburger Gesangbüchlein" bis ins Britische Museum verfolgt und die Abschrift besorgt zu haben.

Blicken wir nun auf diese Lieder selbst, so ist der sie beseelende Geist durchgängig — mit Ausnahme des einzigen weltlichen „Lauten-Lobes" — die grundredliche Christenfrömmigkeit jener unserer alten Choralsänger der Reformationszeit, denen es vor Allem um den Aushauch ihrer Gesinnung, und nur beiläufig — wie überhaupt in aller naiven oder Naturdichtung — um deren Form zu thun war. Daher auch hier: häufige Ungleichheiten, Längen, Ermattungen, Rauhes für unser Ohr; dann wieder kräftig lakonisch zusammengedrängte Strophen, deren aber dennoch so viele sind, daß man zuletzt reichlich belohnt das Büchlein schließt, und von Zeit zu Zeit immer wieder aufschlagen wird. (Z. B. sehe man S. 25—26, Str. 4—6; S. 45, Ps. 30, die zwei ersten Strophen; S. 54, Str. 3 bis S. 55; Ps. 49, S. 56—59; Ps. 52; Ps. 58 bis mit Str. 7; Ps. 72;

*) Ludwig Wachler's „Vorlesungen über Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (zweite Auflage, 1834), I, 291—295.

**) Hr. von Meusebach hatte seit langen Jahren an Vorbereitung einer Gesammtausgabe der bis zu ihm und durch ihn aufgefundenen Werke Fischart's gearbeitet. Alter und Tod vereitelten deren Zustandekommen: und ob oder wann nun das Unternehmen ausgeführt wird, wer weiß es? Eine umfassende bibliographische Abhandlung von Meusebach's über alte Fischart-Drucke findet man in der „Allgemeinen Literatur-Zeitung", 1829, Nr. 55 und 56.

Ps. 90; Ps. 131; Ps. 144; S. 78, Str. 4; S. 80, Str. 2—5; S. 82, die letztern Strophen; S. 83 „Gratias"; S. 86 von „Wanderlied" die erstere Hälfte, und vergl. dann diese Stücke mit den vor- und nachstehenden Versen ihrer Umgebung, ob sie nicht wie von einem trübern Grunde [wenigstens nach dem Eindruck des Ref.] sich leuchtend werden abzuheben scheinen.)

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Polen- und Magyarenlieder von Ferdinand Gregorovius. Königsberg, Gebr. Bornträger. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.**

Sollte es eine hämische Laune des Zufalls sein daß gerade unsere Sprache, die wir doch ein Volk von Denkern sind, wie uns eine höfliche Stimme jenseit des Kanals vor nicht langer Zeit zu versichern die Güte hatte, sich ganz vorzüglich für die lyrischen Ergüsse unserer thatendurstigen und kampfbegierigen Poeten eignet? Daß doch der Deutsche so gern in fremden Leiden schwelgt, und sich für fremde Schmerzen begeistert! Es scheint Dies ein merkwürdiger Causalnexus zu der „Weltbürgerschaft" zu sein, deren wir Deutsche uns so gern rühmen, und die wir auch über unsere neuesten Bestrebungen nicht vergessen haben. Kaum hatte Platen's antike Muse sich den ewigen Schmerz des unglücklichen Polens zum Vorwurfe genommen, kaum waren Herwegh's und Freiligrath's zündende Lieder erschienen, da singt und klingt und quikt und schnarrt es alljährlich in unserm Dichterhaine, daß Einem ganz ängstlich zu Muthe wird, und man sich nur mit Mühe aus diesem tollen, betäubenden Concerte in die Waldeinsamkeit des eigenen Bewußtseins zu retten vermag. Es scheint fürwahr Methode in diesem Wahnsinn zu sein. Kein Volk der Welt hat das Unglück Polens mit so glühenden Farben geschildert als wir Deutsche, und es stand zu erwarten, daß auch das tragische Geschick der Magyaren das Blut unserer lyrischen Summitäten in Wallung versetzen werde. Werdet endlich praktisch, Landsleute! und wenn ihr durchaus ein nationales Unglück besingen müßt, so besingt das eigene: — es bietet euch wahrlich Stoff genug!

Doch wir wollen in diesen allgemeinen Andeutungen nicht fortfahren, und bitten auch sie nicht auf die vorliegende Liedersammlung (15 Gedichte nebst einer Widmung an Lenau) anzuwenden, obschon wir das Buch mit dem aufrichtigen Wunsche niederlegten daß es endlich die lange Reihe der politischen Lieder beschließen möge mit denen wir Jahr für Jahr beschenkt werden. Die angeführten feurigen Schlachtgesänge des Hrn. Gregorovius enthalten sehr viele Schönheiten des Ausdrucks und Gedankens, und beurkunden ein bedeutendes lyrisches Talent. Doch scheint ihnen die letzte Feile zu fehlen, und mit Bedauern haben wir an mehren Stellen Ruditäten gefunden, die sich mit leichter Mühe hätten vermeiden lassen. Zum Beweise wollen wir einige Strophen aus dem ersten Gedichte: „Der Polenzug", hier beisetzen, welches gleichsam die Exposition zu der ganzen Sammlung bildet.

> Im Winter war's, die Sonn' erglänzte milde,
> Umflort vom abendlichen Wolkensaum,
> Vom Himmel wehten schon aufs Schneegefilde
> Die linden Lüfte einen Frühlingstraum.
>
> Es zog mich fort, in kindlichen Gedanken
> Das bunte, wonnigliche Lichterspiel,
> Ins Feld hinaus, d'rauf schon die Schatten sanken,
> Des Abends gold'ner Kerzenschimmer fiel.
>
> Da stand ich still am kleinen Grenzdorf oben,
> Wo rings der blaue, winterliche Forst,
> Im Kreise lag vom Abenddunst umwoben
> Der Wölfe Lager und der Adler Horst.

Wir können uns eines leisen Zweifels nicht erwehren, daß die „linden Lüfte" der ersten Strophe nicht ganz zu dieser sibirischen Scenerie passen, und es gehört das heiße Blut unsers Dichters dazu um es in diesem blauen, winterlichen Forste und der bedenklichen Nähe des Wolfslagers lange auszuhalten. Doch hören wir weiter.

> Und Stille weit, kaum daß ein dumpfes Schlagen
> Der Axt vom nächsten Wald herüberdrang,
> Da plötzlich hub sich auf ein lautes Klagen,
> Ein tausendstimm'ger, düst'rer Wehgesang.

Der Ausdruck „hub sich auf" ist weder edel noch grammatisch richtig; denn wollte der Dichter andeuten, daß ihm jene Klagetöne aus der Erde zu kommen schienen, so mußte er auch den tellurischen Ursprung derselben durch einen passendern Ausdruck versinnlichen.

> Er stieg, und schwoll, und schallte weit hinüber,
> Wie schwermuthsvolle Orgelmelodien,
> Verrauschte in den Lüften trüb' und trüber,
> Wie Flug von Kranichen die heimwärts zieh'n.
>
> Und in das Herz drang mir ein wildes Sehnen,
> Ein unbeschreibliches, bei diesem Ton,
> Dem Aug' entquollen Thränen da auf Thränen,
> Ich stand erschüttert, wußte nicht wovon.

Dieses „wußte nicht wovon" scheint nur des Reimes wegen dazustehen, und der Leser ist hier offenbar besser berathen als der Dichter; denn der „tausendstimmige, düstere Wehgesang" den dieser soeben vernommen dürfte doch ein ganz plausibler Grund für die plötzliche Erschütterung sein die sich Gregorovius nicht zu erklären weiß, mag immerhin jenen Gesang nur das geistige Ohr des Dichters vernommen haben. Wenn derselbe in der nächsten Strophe die vorüberziehenden Polengestalten durch preußische Husaren escortiren läßt, so scheint uns eine derartige Vergeisterung jenes höchst prosaischen Truppenkörpers doch etwas gewagt zu sein. Doch wir wollen nicht zu ausführlich werden, und die übrigen Schwächen und Mängel der vorstehenden Gedichte um so lieber übergehen, als uns die, wie gesagt, zahlreichen Schönheiten derselben in vollem Maße für die bereits angedeuteten Flüchtigkeitsfehler entschädigen. Originell und von überraschender Wirkung ist in dem Gedicht „Vor Komorn" (S. 30) die Beschreibung einer östreichischen Vedette die sich dem Feinde nähert.

> Aus dem Busch, was schleicht heran,
> Wie die Schlang' ins Gras geschmiegt?
> Der Kroat' ist's, der dort kriecht!
> Hingeduckt auf schilf'gem Plan
> Will er seinen Feind befallen,
> Gleich dem Luchs zum Sprung bereit,
> Mit des Pfeiles Schnelligkeit
> Gleich dem Geier ihn umkrallen.

Diese Verse sind sehr schön, doch selbst hier stört uns die Incorrectheit der Sprache. Der Dichter vergleicht seinen Helden mit einem Luchse, und macht ihn zwei Verse später zu einem Geier. Das heißt offenbar den Leser dupiren. Wenn ich mir den Kroaten als Luchs denken soll, so muß er es bis auf Weiteres auch bleiben. Diese und ähnliche Fehler der Diction stören den sonst vortheilhaften Gesammteindruck, und wir mußten sie um so strenger rügen, als wir in Gregorovius ein hervorragendes Talent gefunden zu haben glauben, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Zum Beweise führen wir noch die wundervolle schöne Strophe in dem Gedichte „Nach dem Falle Wiens" an, wo der Sänger den jetzigen Gewalthabern zuruft:

> Vergebens hoffet ihr uns zu ermatten:
> Die Götter sind's der feurigen Hellenen
> Die selber uns zum Siege hingewöhnen.
> So stehen wir in eurer Pfeile Schatten,
> Ums Haupt das junge Ostergrün des Märzen,

Ein heilig Recht prophetisch in dem Herzen,
Und in der tiefsten Brust des Volkes Schmerzen.

Wir haben aus der Feder des Hrn. Gregorovius eine sehr geistreiche Abhandlung über Goethe's „Wilhelm Meister“ gelesen, und glauben im Ganzen, daß diese Gattung poetischer Wirksamkeit dem Genius unsers Dichters mehr zusagen dürfte als die breitgetretene Straße der politischen Lieder. Große Zeiten erfodern Männer der That, und nicht des Wortes. 10.

---

## Aus Rom.

Ein nicht geringer Theil des europäischen Publicums ist durch Gerüchte über ein während der Republik erfolgtes Abhandengekommensein kostbarer Antiken und Handschriften alarmirt worden. Im Bezug auf die Vaticanische Bibliothek und die ihr einverleibten Sammlungen theile ich Ihnen zur Aufklärung folgenden eben abgegebenen officiellen Bericht über diesen Punkt mit. Ihr Vorstand bezeugt der provisorischen Regierungscommission:

„1) Daß die Vaticana unter der provisorischen wie republikanischen Regierung weder durch die Machthaber noch von anderer Seite her irgend einen Schaden oder Verlust erlitt. 2) Daß die in Rom, in italienischen und europäischen Zeitungen verbreiteten Nachrichten über Diebstahl oder Verkauf von Gegenständen dieser Bibliothek nicht allein irrthümlich waren, sondern jedes, auch des mindesten Grundes entbehren. 3) Italienische wie fremde Gelehrte werden somit bei ihrem künftigen Besuche der Vaticana Nichts vermissen, können vielmehr ihre weltberühmte griechische Bibelübersetzung der Siebziger mit dem Neuen Testament, die Fragmente des Dio Cassius, die kostbaren uralten Codices Virgil's mit Malereien, den von Politian gepriesenen und einst von Bembo besessenen Terenz, den Palimpsest von Cicero's „Republik“, den Dante und die Geschichte der Herzöge von Urbino mit Clovio's Miniaturen, das Breviarium des Mathias Corvinus, die miniirte lateinische, sowie die große hebräische Bibel der Urbinas auch jetzt noch wie einst sehen und bewundern, der Autographen Boccaccio's, Petrarca's, Sannazaro's, Tasso's, Heinrich's VIII. Briefe an Anna Boulen, sowie vieler andern werthvollen lateinischen, italienischen, griechischen und orientalischen Handschriften der Vaticana und der ihr verbundenen Palatina, Urbinas, Alexandrina, Ottoboniana und Lapponiana nicht zu gedenken. Freunde der Wissenschaft und Gelehrte werden ebenso die Sammlung der gedruckten Bücher, sowie die Separatabtheilungen der pergamentenen hebräischen, der aus dem 15. Jahrhundert, Aldinen, Kupferstiche, das christliche Museum mit der ihm anhängigen Galerie von Bildern und geweihten Gegenständen aus dem 13.—15. Jahrhundert, das kleine profane Museum, die Münzensammlung, die etruskischen Vasen, kurz den ganzen Reichthum und Schmuck der apostolischen vaticanischen Bibliothek so unversehrt finden wie er vor der angedeuteten Epoche unserer Sorge und Obhut anvertraut wurde.“ 11.

---

## Literarische Miscellen.

### Der Maler Collins und der Schriftsteller James Smith.

William Collins, einer der ausgezeichneten englischen Maler, der sein Vaterland in dessen Küstengegenden und Dorfscenen verherrlicht, und dem heimischen Skittle-Spiel des Landvolks ein berühmt gewordenes Bild geweiht hat, mußte fast durch alle Dornen der Künstlerlaufbahn emporringen. Zu Sorrento, wohin er 1836 mit Frau und Kind gezogen war, ergriff ihn mitten im Skizziren ein Unwohlsein, das den Grund zu dem Herzleiden legte welchem er 1847 erlag, nachdem er vergebens in Nord-Schottland und den Shetland-Inseln Stärkung gesucht. Wir finden in der jüngst durch seinen Sohn veröffentlichten Lebensschilderung *) eine Anekdote über den humoristischen Verkehr des britischen Meisters mit James Smith dem Aeltern, einem der Verf. der „Rejected addresses“.

Zwischen beiden Freunden war eine Wechselseitigkeit von Scherzen aller Art unfehlbar im Geleite jeder ihrer Begegnungen. Der Maler gewann jedoch in einigen Fällen Vortheil über den Schriftsteller, indem er mit dem Pinsel seiner Phantasie zu Hülfe kam. Einst malte er während Smith im anstoßenden Zimmer wartete auf den getäfelten Boden seines Atelier eine neue Feder, die jedem Eintretenden gerade über dem Wege lag. Sobald die Skizze vollendet war, wies man den Autor in das Gemach; er blieb mit einem Ausruf über des Freundes sorglose Unordnung vor dem täuschenden Conterfei stehen und wollte den Kiel aufheben. Wenige Tage darauf besuchte Smith, eingedenk der erlittenen Mystification, den Maler von neuem und fand ihn mit ungewöhnlicher Lauheit und ohne Fortschritt an der Arbeit. Begierig nach der ersten Gelegenheit die Schelmerei zu rächen deren Opfer er gewesen, fragte Smith im Tone größter Theilnahme, wie es mit dem Werke stünde. Der Andere erwiderte, er werde von so heftigem Kopfschmerz gepeinigt, daß es ihm fast unmöglich sei irgend zu arbeiten. „Ach“, sagte Smith mit einem unübersetzbaren Wortspiel, „ich sehe Sie sind nicht weiter gekommen; Sie wenden heute ein neues Material an: painting in distemper.**) Collins' erstes Gemälde: „A study from nature on the Thames“, ward 1807 um vier Guineen verkauft; sein letztes, „Early morning“, in den spätesten Jahren seines Schaffens, um 400 Guineen.

---

### Cervantes über Traditionen von der Eroberung Spaniens durch die Mauren.

Sagen sowol als fast alle spanischen Geschichtschreiber leiten den Einfall der Mauren von der durch Roderich verübten gewaltsamen Entehrung Florinda's her, Tochter des Grafen Julian, eines der Feldherren des Königs. Als das Verbrechen begangen ward, vertheidigte der Graf Ceuta gegen die Mauren, und verband sich aus Rache mit deren Anführer Musa. Cervantes berichtet, daß die Spanier aus Abscheu für Florinda's Namen ihn nie wieder einem weiblichen Wesen ertheilen, sondern nur ihren Hunden bewahren. Der nämliche Autor erwähnt ein Vorgebirge der Berberei, das Cap der Cabia Rumia (nämlich das Cap des „elenden Christenweibes“). Es besteht unter den Mauren eine Tradition daß Caba — so nennen sie die Tochter Julian's — dort begraben liege, und sie betrachten es für unglückbringend in diesen Meerbusen zu schiffen, und thun es auch nie freiwillig.

---

### Ein Vorgefühl des Herzogs von Orleans.

Der vormalige Abgeordnete M. von Mornay hat ein berichtigendes Schreiben veröffentlicht in Betreff einiger Angaben von Lamartine über die Abreise der Herzogin von Orleans, in seiner „Histoire de la révolution de 1848“. Mornay verließ die Herzogin keinen Augenblick, von ihrem Erscheinen in der Nationalversammlung bis zu ihrer Ankunft in Ems. „Die traurige Sendung“, sagt er, „zu der die Vorsehung mich so unerwartet berufen war zu Ende. So hatte sich denn die unheilvolle Ahnung des Herzogs von Orleans erfüllt! Am Morgen seiner Abreise nach Plombières, wohin er 1842 seine Gemahlin führte, sprach er mit einem Händedrucke zu mir: «Nicht wahr, Mornay, Sie werden der Freund im Unglücke sein?» An diesem Tage sah ich ihn zum letzten male.“ 7.

---

*) The memoirs of the life of William Collins, with selections from his journals and correspondence. By his son *W. Wilkie Collins*. Zwei Bände.

**) Distemper hat nämlich Doppelsinn: Krankheit, und auch eine gewisse bekannte Farbenbehandlung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 9. —— 10. Januar 1850.

## Zur Fischart-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 8.)

Daß also nun dieser zum ersten mal bekanntwerdende Band das Charakterbild Fischart's uns vervollständigt, dessen anderer Pol (nach oben) uns ohne ihn verborgen geblieben wäre, indem er den ausgelassenen derbsinnlichen Erdmenschen auch echter, wahrer Frömmigkeit ebenso fähig als davon durchdrungen zeigt — darin erkennen wir dessen eigentliche historisch-psychologische Hauptbedeutung.

Sogleich die ebenfalls von Fischart's gedichtete „Vorrede" des Gesangbuchs „an das Gläubige Christenvölklin" (S. 3—15), deren Thema: Sieg des Christus-Wortes unter aller Verfolgung, ist voll von eigenthümlich kräftigen, zu jeder Zeit herzstärkenden Wahrheiten. Man höre den Anfang:

Wie kan die Libe Christenhait,
Betränget heut mit allem laid,
Durch groser Wütrich Tirannej:
Vñ falscher Brüder gleichsnerej,
Die tolle Welt betrigen das?
Und schamrot machen (hilft es was)
Dan so sie iren Neid und macht,
Mit fräudiger Gdult versingt, verlacht?
Und singt in der Welt gröstem toben
Ain fräudengsang GOT zu loben?
Ja singt ain Siglid jr zu troz,
Diweil sie waißt ain höheren Schuz.
(Dan dis stolz Thir gar sehr verlezt
Wan mans nicht auch für etwas schäzt)
Singt jr zu laid mit David dort,
Du GOts Völklin, sag nun die Wort,
Sie haben uns nun lang geträngt,
Von kind auf uns sehr nachgehängt,
Und uns noch nicht ertrenkt noch gsenkt,
Weil unser demut jrn hochmut kränkt.
Dan je meh man die Palmen truckt,
Je meh der grün zweig fürher ruckt:
Je meh man wider GOts wort wüt,
Je meh es plüht und wird behüt,
Wiwol man weit uns oft verstrait,
Ist Christus doch die ainigkeit.
Dein fluchen wird uns nicht verderben,
Weil wir den segen sollen erben:
Wann mir vergonnest schon dis leben,
Kanst mir das Ewig nicht entheben,
Die tränen, die GOts Volk abflisen,
Würd GOT vber sein feind ausgisen,
Die zähern, die jr heraus tringen,
Werden euch ewig heulen pringen.
Dan das gebet von seinem volk,
Tringt zu dem HErren durch die Wolk,
Und laßt nicht ab, biß komm hinzu,
Hört nicht auf, biß GOT eintrag thu.

. . . . . . . . .

. . . . . . . . .

Des Martern solst eh müd noch werden,
Als wir der Marter hie auf Erden.
Dan der uns manet, der ist häftig,
Und der uns rächet, der ist kräftig.
Je meh du uns jagst, und zerplagst,
Je meh zu deiner straf du jagst rc.

Und dann gegen den Schluß:

Innsumm, die Psalmengsang verjagen
Unruhig gdanken, die uns nagen,
Stillen den unmut und unwiller,
Zäumen vil frechhait und mutwillen,
Schaffen die rechte Grosmütigkait,
Ain fräudigkeit zu fräud und laid,
Weisen den rechten Weg zur Buß,
Und wie man gedult üben mus,
Durch Hofnung unser Auferstandnüs,
Und des lezten Gerichtserkäntnüs:
Nicht allain sie in d'oren schleichen,
Sonder das Herz sie ganz erwaichen,
Das manches Herz, hart wie ain stain,
Nicht lasen kan, das es nicht wain:
Macht freuntschaft vnn veraint die feintschaft:
Dan welcher wolt inn einer Gmainschaft,
Ainen für seinen feint meh han?
Mit dem er ainen GOT ruft an?
Diweil inn ainer waiß ganz ainsam
Sich knipft zusammen die ganz Gmainsam,
Und Psalmen sind die stimm der Gmain
Inn der sie kommen vberein:
Psalmen den Teufeln lan kein Rhu,
Und locken die Engel herzu,
Die Nächtlich schrecken sie verhindern,
Die täglich arbait sie auch lindern,
Segnen die Kinder, trösten die Frauen,
Manen die Männer, stärken die Grauen,
Machen die Ainöde gewonsam,
Machen die Wildnüs ghaim und wonsam:
Die halsstarrigen sie bekeren,
Ainfaltige den weg sie leren,
Erfarnen den verstand sie mehren,
Vollkommen sie noch meh bewären:
Erwecken Götlich traurigkait,
Die sich steurt auf Hoffnung und fräud:

Darum zu singen euch nicht schamt,
Psalmsingen ist ain Englisch Amt ꝛc.

In den darauf folgenden zehn „Fest-Lidern“ zu kirchlicher und häuslicher Andacht findet sich (S. 20—23) der Bethlehemitische Kindermord sehr geschickt benutzt als Vorspiel zu dem einstigen Kindesmord am gekreuzigten Christkind, und geschickt parallelisirt mit der frühern Israelitenverfolgung unter Pharao. Wer läse (S. 25—26) in dem „Neu Lid in der Marterwochen“ ohne wahre Rührung die Strophen:

Laſt euch nicht ärgern sein schwachheit,
Dan zwar Er trug unser krankhait,
Lud auf sich unser schmerzen :,:
Er hat verdinet nicht solch plag,
Das jn GOT marter und zerschlag,
Sonder aus Lib von herzen
Jst Er umm unser sünd verwund,
Umm unser sál Er straich empfund,
Die straf ist auf jm gleget,
Damit uns der Frid werd zu thail,
Wir durch sein Wunden würden hail,
Und durch sein plut rein gfeget.

Drumm du allgmain Kirch vberal,
Sprech nun mit Jesaia zumal,
Wir haben all geirret :,:
Wir all haben geirrt wie Schaf,
Kainer die rechte ban nicht traf,
Und warn je meh verwirret.
Bis das uns GOT den Hirten sand,
Der uns verirrte Schäflin fand,
Und leget auf sein rücken:
Dan auf den Hirten warf der HErr,
All unser Sünd unmäſig schwer,
Die uns mechten vertrücken.

Ja das wir arm verirrte Schaf,
Nicht fülen inn die ewig straf,
Ward selbs zum Lamm der Hirte :,:
Welchs für unser vngehorsam,
Ging zur Schlachtbank ganz gehorsam,
Wo man es nur hinführte.
Er that auch nicht auf seinen Mund,
Wie ain Schaf vor seim Schärer stund,
Erstummet, on alls schmehen,
Gescholten Er nicht wider schalt,
Belaidigt tröut Er nicht mit gwalt,
Sprach, Gots will mus geschehen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Aphra Behn. Roman von L. Mühlbach. Drei Bände. Berlin, Simion. 1849. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Aphra Behn, die berühmte Dichterin des 13. Jahrhunderts, eine berüchtigte Schönheit am ausschweifenden Hofe Karl's II., ist die Heldin des vorliegenden Romans. Die zwei letzten Theile schmiegen sich der Geschichte an, und sind belegt mit Citaten aus Burnet's „History of my own time“, Granger's „Biographical history“ u. s. w. Der erste Theil aber mit dem ersten Jugendleben der Heldin verdankt der Phantasie des Autors seine Existenz, und wir wollen dieser Phantasie folgen in den heißen Süden unter Palmen und tropischen Schlingpflanzen, wo die glühenden Strahlen einer verglimmenden Abendsonne die Landschaft in ein purpurenes Gewand hüllen, ein magisches Licht auf Bananen und auf die im Abendwind flüsternden Palmen werfen, während die Dämmerung ihre langen Schatten über das Dattelgehölz und die Pinien legt; wo Papageien schnattern, die Affen schreien und das Gelächter der großen Waldtauben des Südens ertönt; wo ein tyrannischer blutdürstiger Gouverneur herrscht, und schwarze Sklaven unter der Peitsche hartherziger Aufseher schmachten. Dort befindet sich die schöne Aphra Johnson allein unter dem Schutz des bösen Gouverneurs Lord Bannister. Ihr Vater war gesandt um denselben abzulösen; kaum angelangt starb er, und Aphra erwartet ein Schiff das sie abhole. Aber der Gouverneur liebt sie und verfolgt sie mit seiner Leidenschaft, der sie nur Hohn und kalte Verachtung entgegenstellt. Zu jener Zeit mögen die Frauen noch nicht das Schild der kalten Höflichkeit gekannt haben; Aphra behandelt in der That den verhaßten Anbeter sehr schlecht, und reizt ihn auf unkluge Weise wie man kaum einen Verschmähten in europäischen Ballsälen reizen dürfte, geschweige denn einen mächtigen Gouverneur in dessen Gewalt man sich befindet. Aphra liebt einen Andern, und dieser Andere ist Oronooko, ein schwarzer Sklave. Damit der Leser sich nicht allzu sehr über diese Verirrung des weiblichen Geschmacks verwundere, erfährt er daß der Sklave außerordentlich schön, edel, gebildet und ein Prinz von Geburt ist. Aphra politisirt mit ihm, und versucht ihm europäische Zustände zu erklären. So erzählt sie ihm unter Anderm: „Auf unsern Thronen und über unsern Völkern herrschen Fürsten die nennen sich Könige von Gottes Gnaden.“ Dem Mohrenjüngling müssen die Mohrenzustände seines Vaterlandes viel weiser vorkommen, denn er fragt: „Und haben sie ein Recht dazu? War euer Gott ihnen voll Gnade, indem er sie segnete mit Verstand und Weisheit?“

„Nein, er war ihnen voll Gnade indem er sie unter einem Thronhimmel geboren werden ließ, und ihnen das unbestreitbare Recht verlieh über ihre Mitmenschen zu herrschen. Dies Recht erbt sich bei uns von Geschlecht zu Geschlecht, und wie entartet diese Menschen sein mögen, sobald sie unter einem Thronhimmel geboren, nennen sie sich Fürsten von Gottes Gnaden. Da kann es kommen, daß solche Fürsten welche mit machtvollem Wort Millionen ihrer Brüder beherrschen blind sind und das Elend der Völker nicht sehen, oder taub und den Jammerschrei ihrer Völker nicht hören können; es kann kommen, daß ein Wahnsinniger König ist, oder ein lasterhaftes Weib oder ein blutgieriger Tyrann über Völker zu gebieten hat!“

„Und Das lassen sich diese Völker gefallen?“ fragte Oronooko mit glühenden Blicken. „Sie stehen nicht auf wie ein Mann und sagen: Hinweg mit diesem Wurm welcher unsere Mannesehre zernagt, hinweg mit diesem Zwerg welcher Riesen in den Staub treten will? Sind denn eure weißen Völker Weiber, daß sie vor Gespenstern zittern und sich in den Staub werfen, statt sich wie der Leu emporzusträuben?“

„Unsere Völker sind Kinder, und sie beugen sich unter die Ruthe ihrer Zuchtmeister. Aber zuweilen ist ein Mann unter diesen Kindern aufgestanden der hat zu ihnen gesprochen wie du sagst daß die Völker sprechen müßten zu ihren entarteten Fürsten; und wenn ein Mann so gesprochen voll heiliger Begeisterung, im Vollgefühl seiner Menschenrechte, so haben Einige sich ihm angeschlossen: die Mehrzahl aber ist scheu vondannengewichen, und hat diese Propheten der Zukunft und des Glücks Wahnsinnige, Tobsüchtige genannt, und hat den Schergen der Fürsten Raum gegeben diese Wahnsinnigen zu ergreifen und in ihre Kerker zu werfen, diese Wahnsinnigen welche den Völkern das Glück und die Freiheit verkündigen wollten, welche zu den Völkern sagten: Stehet auf und erhebet euch in eurer Herrlichkeit; duldet es nicht daß ein Popanz auf euerm Throne herrsche und sich euern Herrn nenne; laſt euch nicht knechten von einem buhlerischen Weibe oder einem blinden Knaben, von einem armen Blödsinnigen oder von einem blutdürstigen Tiger, von einem heuchlerischen Priesterknechte oder einem goldgierigen Tyrannen. Stehet auf und wehret die Schmach von euch Unwürdigen euch unterwerfen zu sollen!“

„Das sind edle Männer, Das sind eure Weisen welche so sprechen!“ rief Oronooko.

„Nein, es sind unsere Hochverräther, und für Das was sie gesagt straft man sie mit dem Tode oder mit ewiger Gefangenschaft. Glaube mir, eher verzeihen unsere Fürsten von Gottes Gnaden einem Räuber und Mörder als einem Hochverräther! Der Erstere hat nur Menschenrechte verletzt, der Andere hat sie in Anspruch genommen, Das ist schlimmer und gefahrvoller!“

Aber Aphra ist nicht glücklich in ihrer Liebe, denn Oronooko ist mit einer Negerin verlobt, mit Aphra's Dienerin und Vertrauten, welche ihr Herzensgeheimnis durchschaut hat. Oronooko gesteht der weißen Freundin dieses Verhältniß, und Aphra will edel und groß handeln und die Liebenden glücklich machen. Damit nun der Gouverneur die Beiden vereinige verspricht sie Letzterm einen Kuß. Dieser Kuß wird nun beschrieben; wie der Verhaßte mit Feuerglut die zuckenden Lippen berührt, wie seine Arme gleich glühenden Eisenspangen Aphra's Gestalt umschließen u. s. w. Sie ringt sich endlich los von dieser Umarmung, deren Schilderung den Leser keineswegs wohlthuend berührt, und rächt sich durch Ausbrüche des Hohns und des Hasses gegen den Gouverneur.

Die Neger haben sich in nächtlicher Stunde zur Empörung gegen den Tyrannen verschworen, und diese Verschwörung wird entdeckt. Oronooko steht an der Spitze, er soll zu Tode gemartert werden, und Aphra sieht die Anstalten zu dem grausamen Verfahren; sie ist Zeuge seiner Schmerzen die er mit indianischem Gleichmuth erträgt. Die Martern werden nun mit großer Sorgfalt geschildert; die Autorin hat ihre Phantasie angestrengt um zu den bekannten Qualen der Tortur, wie sie Inquisition und andere Anstalten gepflegt, noch neue zu erfinden und mit lebhaften Farben darzustellen. Aphra fleht zu des Gouverneurs Füßen um Gnade für den geliebten Neger, und um denselben zu retten verspricht sie endlich — ja sie verspricht mehr als blos einen Kuß. Während nun Oronooko verstümmelt und zerfleischt auf Tod oder Begnadigung wartet, erlebt der Leser die Scene einer Umarmung welche ihn ebenso mit Grausen erfüllt wie die Henkerscene. Aphra dient der Wollust ihres verhaßten Liebhabers, welcher jedoch nicht Wort hält, und nach vollzogener Umarmung das Zeichen zu Oronooko's Tode gibt.

Aphra erkrankt zufolge der Erschütterung. Als sie wieder genesen ist, kommt das Schiff welches sie von Bannister's Gegenwart erlösen soll. Ein Freund ihres Vaters ist dessen Capitain. Der Gouverneur kann sie indeß nicht scheiden sehen ohne ihr noch eine Liebeserklärung zu machen. Laut schluchzend gesteht er ihr, daß er sie wirklich liebe, und bittet sie aus Mitleid seine Gattin zu werden. Sie aber lacht, und versichert ihm daß sie immer lachen werde. „Ja, ja!“ sagt sie, „wenn man die Menschen betrachtet wie sie heucheln, und sich einander verrathen, und sich Liebe schwören indem sie sich meuchlings erwürgen, wie sie sich einander überall Hindernisse in den Weg legen indem sie betheuern sich einander den Pfad ebenen zu wollen. Ah! wer wäre im Stande Dies ernsthaft zu nehmen und nicht den Verstand darüber zu verlieren! Nein! Nein! es ist nur zum Lachen! Die Welt ist voll köstlicher Narrheit und belustigender Schlechtigkeit! Schwüre der Treue, der Uneigennützigkeit, Versicherungen der Liebe, des Erbarmens — ah, ich werde darüber lachen, denn ich weiß was das Alles werth ist! Ja über die Menschen werde ich lachen, und mich ihrer erlogenen Tugend freuen; aber das Leben werde ich ernst nehmen, sehr ernst. Das Leben gleicht einer Schachpartie, welche ich gegen alle Menschen und alle Menschen gegen mich spielen! Es ist eine Partie auf Leben und Tod, — ich werde mich bemühen das Schach dieses Lebens mit Geschick zu spielen, und Die welche mich verlieren lassen wollen zu vernichten.“

Obgleich nun diese Vorsätze der Charakterentwickelung Aphra's in den folgenden Zeilen als Grundlage dienen können, so stehen sie doch mit den vorhergehenden Erfahrungen in keiner Verbindung. Sie verläßt indeß in dieser Stimmung den Süden, und der erste Band ist geschlossen. Daß derselbe piquant und aufregend ist, kann wol Niemand leugnen. Wer könnte ohne Herzklopfen die Sklavenscenen lesen, und von gepeitschten Frauen und gemarterten Männern sich erzählen lassen. Leider sind diese Aufregungen nicht angenehmer Art, und die Liebesscenen, wenn man also des Gouverneurs Kuß und Umarmung bezeichnen kann, sind so widerwärtig und abstoßend, daß man den ersten Band, dieses Phantasiestück des Autors, nicht mit wohlthuender Empfindung aus der Hand legt, ja sogar sich eines Ekels kaum erwehren kann. Auch versteht man nicht warum die Erfahrung unter dem tropischen Himmelsstriche Aphra mit so menschenfeindlichen Vorsätzen in die Heimat zurücksendet; und es erscheint immer räthselhaft, daß sie weil sie einem menschlichen Ungeheuer sich hingegeben nun allen Männern Rache schwört.

Ihr Schicksal scheint sie indeß in diesen Vorsätzen bestätigen zu wollen, und sich in gewisser Hinsicht treu zu bleiben: denn auf dem Schiff gewinnt sie abermals die Liebe eines ihr verhaßten Mannes, des Capitains Behn, welcher, nach ihrem Vermögen lüstern, sich zum Tod erkrankt stellt, und Aphra zu einer Trauung mit dem Sterbenden bereden läßt. So wird sie die Gemahlin eines verhaßten Mannes, welcher sie mit Gefühlen verfolgt die sie nicht theilt. In England angekommen löst sie das Band, indem sie nach englischen Gesetzen sich von dem Gatten verkaufen läßt; sie selbst zahlt ihr ganzes Vermögen als Kaufsumme, und als Käufer nennt sie im Contracte: Oronooko.

Wir finden nun die schöne Aphra Behn nach allen diesen Erfahrungen im 19. Jahre wieder, in Gesellschaft zweier Jugendfreundinnen aus der Pension: Barbara Palmer und Eleonore Greyn. Letztere ist bekannt als eine leichtsinnige Schauspielerin, Erstere ist die Gattin eines Mannes der sie nicht liebt. Diese drei schönen jungen Frauen verschwören sich gegen die Männer; sie wollen Rache nehmen an dem vom Schicksal in seiner socialen Stellung bevorzugten Geschlecht, es quälen und unglücklich machen bei jeder Gelegenheit. Dieser Bund wird geschlossen im Augenblick des Einzugs Karl's II. Die schönen Frauen ahnen daß jetzt ihr Reich beginnt, und daß der schwache, eitle, wollüstige, genußsüchtige, frivole König ihrem Einfluß alle Thore öffnen werde. Auch wird Barbara noch am selben Abend Karl's II. Maitresse unter dem Namen Gräfin Castlemaine, und Aphra, welche als Schriftstellerin sich zu ernähren gedenkt, bezieht ein kleines Bodenstübchen und verschmäht die Liebe Georg Buckingham's, des königlichen Günstlings. Aber sie erkennt bald daß sie des männlichen Beistandes bedarf um ihren Werken Absatz, ihrem Namen Geltung zu verschaffen; da wird sie Ludwig James' Freundin, bewohnt dessen Hotel, und steht wieder im Verhältniß zu einem nicht geliebten, nicht geachteten Manne, sie gilt für seine Geliebte ohne es zu sein; denn sie hat nur bedingungsweise sein Hotel bezogen, und begleitet ihn zu den heitern Hoffesten in den frivolen Kreisen des Königs und der zwei zum Männerhaß verbündeten Freundinnen.

Wir wenden uns nun zu dem geschichtlichen Theil des Romans dem wir gern unsere volle Anerkennung angedeihen lassen. Die aus verschiedenen Quellen geschöpften Facta und historischen Charaktere sind gut benutzt, mit Geschick ausgearbeitet, und mit bewunderungswerther Lebendigkeit dargestellt. Karl's II. frivoler Sinn unter dem Einfluß des jesuitischen Beichtvaters und des gewissenlosen Buckingham beginnt schon vor seiner Thronbesteigung sich dem Leser zu enthüllen; das Gewebe von Wollust, Grausamkeit und Intrigue, welches ihn gleich im Anfang umstrickt, ihn vermag Versprechungen zu geben die er nicht zu halten gedenkt, Verhältnisse auf grausame und rohe Weise zu lösen die Anspruch auf sein Mitleid und auf seine Dankbarkeit hatten, wird immer gefährlicher in den Händen der Barbara Castlemaine, an einem verderbten Hofe, unter dem Einflusse rachedurstiger Katholiken und ehrgeiziger Großen. Der General Monk nebst seiner gelddurstigen, käuflichen Gemahlin werden dem Leser bekannt, in einer Audienz, wo nur

Diejenigen Einlaß finden welche gut zahlten, während die Generalin hinter einem Schirm durch nachgeahmtes Hundegebell das Zeichen gibt, wenn ein Bittsteller erhört oder abschläglich beschieden werden soll. Noch verschiedene andere Personen der Geschichte werden eingeführt und gut gezeichnet. Die portugiesische Prinzessin, des Königs Gemahlin, hält ihren ersten Hof, und wird gedemüthigt von Barbara der stolzen Maitresse, ohne bei dem Gemahl Schutz und Beistand zu finden. Karl II. hat den Mördern seines Vaters Amnestie zugeschworen; „aber die Schwüre der Könige sind gemacht um gebrochen zu werden", so sagt der Autor, und alle misliebigen Personen werden verfolgt als Königsmörder und Hochverräther. Unter diesen fällt auch Lord Vane.

Der Sohn des Letztern hat den gefangenen Vater befreien wollen, und findet als er verfolgt wird Zuflucht in Aphra's Dachstube, die sie sich zu ihren schriftstellerischen Stunden vorbehalten hat. Sie nimmt den Verfolgten auf und liebt ihn. Da der Name Aphra Behn zu übelklingend ist in der öffentlichen Meinung, nennt sie sich Barbara Johnson, und Vane erwidert ihre Liebe. Aphra sucht durch ihre Freundin Barbara die Begnadigung des Vaters zu ermitteln, ihre Bemühungen scheitern aber an der verletzten Eitelkeit der Maitresse, welche um die tugendhaften Parteigänger Vane's zu kränken ihren Einfluß in entgegengesetzter Richtung geltendmacht. Der Versuch Vane noch auf dem Schaffot zu befreien wird von dem Verurtheilten selbst zunichtegemacht, da er nicht befreit sein will. Aphra will mit dem jungen Vane fliehen, aber Buckingham belauscht ihre Pläne, und um ihren Bund zu trennen führt er den jungen Mann als Page verkleidet an den Hof, wo er die jungfräuliche Barbara Johnson als Aphra Behn in unwürdiger Umgebung wiedersieht. Er fühlt sich betrogen von dem Weibe seiner Liebe, und flieht sie nachdem er ihr die Verachtung eines edeln Mannes hat empfinden lassen. Aphra lebt aber weiter auf der Bahn des Hasses die sie sich vorgezeichnet hat.

Sie wird nach Holland als Gesandtin geschickt, und es gelingt ihr dort von Van der Albert ein Staatsgeheimniß zu erforschen, indem sie ihm Liebe heuchelt und ihn betrügt. Mit diesem Geheimniß — es betraf die Verbrennung der englischen Flotte — kehrt sie zurück zum König, den sie im gewohnten Kreise findet. Er hat kein Ohr für ihre Mittheilung, kein Herz für die Gefahr des Volks, und die Flotte, der Wohlstand, die Stärke, der Stolz Englands, lodert auf. Als man den König auffodert sich wenigstens dem Volke in dieser Stunde der Noth zu zeigen, antwortet er: „Unsinn! Welch ein Thor müßte ich sein dieses Rosenlager zu verlassen um unter dieses heulende Gesindel mich zu mischen. Geht Ihr hinunter, Herzog, geht! Ich sende Euch als meinen Boten mit innigsten Liebesgrüßen an mein Volk! Sagt ihm ich liebte es, sagt ihm was Ihr wollt, nur stört mich nicht länger."

Der Herzog entfernte sich, und das Fest nahm seinen Fortgang, und der ganze Hof pries mit entzückten Worten diese edle und heldenmüthige Selbstbeherrschung des Königs: er nannte es groß und erhaben und göttlich schön daß der König lachen konnte und scherzen, während Englands Schiffe verbrannten, und die letzte Quelle seines Wohlstandes hinabsank ins Meer.

Aphra Behn beschließt ihr Leben gefeiert als geistreiche Dichterin und talentvolle Frau; sie hinterläßt zahlreiche Werke, Romane, Dramen und Gedichte, aber sie ist nicht glücklich gewesen.

Wir haben die Geschichte der drei vorliegenden Bände mitgetheilt. Aus dem verödeten Garten der neuen Literatur zeigten wir dem Leser eine der ersten wiedersprossenden Blumen, mit Blätter, Kelch, Stiel u. s. w., aber wir erwähnten noch nicht des Duftes, der Tendenz des Romans, jenes Etwas das dem Leser in der Seele bleibt wenn er die Erzählung vergessen hat, jene Moral der Fabel um deretwillen die Fabel geschrieben wurde. Diese Essenz des Buchs ist sehr antiköniglich. Stellen wie folgende gibt es häufig:

„Arme Völker! sie sind gewohnt geknechtet zu werden! Sie führen mit ihren Fürsten eine glückliche Ehe, glücklich im Sinne jener russischen Ehen, wo die Frau nur dann an die Zärtlichkeit ihres Gatten glaubt, wenn er sie jeden Sonnabend prügelt und mit Füßen tritt! Das Volk ist in dieser russischen Ehe immer das Weib, und sein Fürst ist der Mann."

Stellen wie folgende sprechen noch deutlicher die Tendenz des Romans aus:

„Das Volk betete für seinen König! Für wen aber betete der König? Für sein Volk? Wenn hätte ein König Das gethan? Wenn hätte ein König so weit sich selber vergessen um zuerst Derjenigen zu gedenken welche ihn zu einem König gemacht, welche in der heiligen Einfalt eines kindlichen Herzens zu ihm gesagt: Wir sind Waisen welche eines Vaters bedürfen, sei du uns ein Vater! Wir sind Kinder welche der Erziehung ermangeln, sei du uns Lehrer! Wir sind Diener welche einen Herrn suchen, sei du uns ein Herr!"

„Sei du uns ein Herr! Dies sind die einzigen Worte welche die Fürsten von den so rührenden Bitten ihrer Völker verstanden haben, und statt ihnen Vater und Lehrer zu sein, sind sie ihnen immer nur Herren gewesen, Herren welche sich zu erheben glaubten indem sie ihr Volk in den Staub traten, Tyrannen welche in der Entehrung ihres Volks ihre eigene Größe suchten."

Wir können dem vorliegenden Roman auch um seiner Tendenz willen zahlreiche Leser verheißen. Das Publicum hatte Gelegenheit Throne wanken zu sehen, und konnte sich Rechenschaft geben über die Fehler deren Inhaber. Wenn auch das humanisirte 19. Jahrhundert keinen blutdürstigen Tyrannen mehr aufzuweisen hat, so mag wol Karl's II. Frivolität als ein Typus fürstlicher Charakterneigung gemeint sein. Die Fürsten unserer Zeit hatten eine schwere Prüfungsperiode zu bestehen, sie wurden erinnert an die Unbeständigkeit des Irdischen, und während die Throne unter ihren Füßen wankten konnten sie es ahnen daß es Wichtigeres gibt als das Vergnügen. Ob sie Das gelernt haben oder ob sie zu Denen gehören die Nichts lernen und Nichts vergessen können, Das wird die Zukunft zeigen. 12.

## Notiz.

### Hegel's Schwester.

Als politischer Gefangener saß in der ersten Zeit der Französischen Revolution auch einmal der Secretair Hauff, der Vater des Dichters, auf dem Asperg. Seine Gattin — so erzählt Justinus Kerner in „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", S. 230 — hatte eine Freundin in Ludwigsburg, die gutmüthig und entschlossen genug war ihr Briefe an ihren Mann auf der Veste zu besorgen. Sie kleidete sich in Magdkleider, brachte die Briefe in ein Gefäß mit doppeltem Boden, in dem man dem Gefangenen, was erlaubt war, gekochtes Obst, Gelée u. s. w. zusandte, das sie zu Fuß dann auf die Veste trug und gut an Mann brachte. Diese Person war die Schwester des berühmten Philosophen Hegel, damals als Gouvernante bei dem Landvogte Grafen von Berlichingen in Ludwigsburg angestellt. Sie war schon eine ziemlich bejahrte Jungfer, ungemein mager, bleich, mit glänzenden Augen und großer Lebendigkeit, sowie von ausnehmender Güte. Ihre Gefälligkeit kam auch in anderer Weise oft auf die Probe, häufig dadurch daß sie die eiserne Hand des alten Götz von Berlichingen unter ihrer Verwahrung hatte, die bald in jenes, bald in dieses Haus zur Betrachtung für Einheimische und Fremde gewünscht wurde, und die sie immer gefällig selbst brachte und erklärte. Sie fand in einem Anfalle von Schwermuth einen freiwilligen Tod in den Fluten der Nagold. 12.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 10. —— 11. Januar 1850.


## Zur Fischart-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 9.)

Sehr wohl und klar gerathen ist auch das „Gratias, oder Danksagung nach dem Essen" (S. 83 fg.):

HImlischer Vater, gros von thaten,
Der du durch dein Allmächtiges Wort,
Alles erschaffen hast aus gnaden,
Und durch dein weishait noch sezst fort.

Der durch dein unerschöpflich güte,
Alles ernerst, das es gedeit,
Der nimer wirst zu helfen müde,
Den, die auf dich hoffen allzeit.

Derhalben man dich billich preiset,
Weil du bist selbs die freuntlichait,
Weil von dir alles wird gespeiset,
Und dein gut wärt inn ewigkait.

Der du auch alles Flaisch gesättigst,
Vnd allem Vich sein Futter gibst,
Ja auch die Raben aufs genädigst,
Die dich anrufen, nicht betrübst.

Dan dich lust nit des Rosses stärke,
Noch jmans Junge Bain voll Mark,
Sonder die hoch achten dein Werke,
Vnd auf dein güte hoffen stark.

O GOTT, schaf das auf dich wir bauen,
Vnd nicht auf unser klaine macht,
Das wir uns dir allain vertrauen,
Dan kainer der dir traut verschmacht.

David singt selbs, er sei alt worden,
Vñ hab doch dis erfaren nie,
Das der GOTTS zusag glaubt und worten,
Sei vom Brot betlen gangen je.

Gib, das wir dir so gtreulich leben,
Sowol du vns gespeiset hast,
Das wir auch thun desgleichen eben,
Mit Guttat unserm Nächsten Gast.

Erfüll uns mit deim Gaist und Worte,
Das wir dir gfallen inn deim Sun,
Vnd nit zuschanden werden dorte,
Wann jdem du vergiltst sein thun.

Gib, das vns die zeitliche schenken,
Zun Himlischen anlaiten sein,
Das wir am Irdischen nicht bhenken,
Weil wir hie Gäst vnd Pilger sein.

Sonder der Selenspeis nachstrebē,
Dem Gaistlich Brot deins Worts, O HERR,
Welchs uns speist zum ewigen Leben,
Nach welchem kainen hungert mehr.

Weil nicht allain der Mensch thut leben,
Vom Brot, sonder vom jden Wort,
Welches aus deinem Mund geht eben,
Dasselb ist ain tröstlicher Hort.

Las vns dis Manna nicht verachten,
Vnd nach den Wachteln lüstern sehr,
Das ist, nach fremden scheinbarn trachten,
Der kützeligen Menschen Lehr.

Ach GOTT, geb, das wir, deine Kinder,
Werden ainmal dein ewig gäst,
Ja deine Erben ungehindert,
Im ewigen Gastmal vnd Fest.

Ja inn deim Reich, welchs vns verhaisen,
Jen Christo dem war Mannabrot,
Damit vns ewiglich zuspeisen,
Wann wir üben allein dich GOTT.

Dieselbig lib wölst inn uns stärken,
Durchs Himelbrot, dein Hailigs Wort,
Im Glauben vnd inn guten werken,
Bis wir vollkomen werden dort.

In den zunächst gegebenen 19 Paraphrasen Davidischer Psalmen (Ps. 6, 24, 29, 30, 32, 42, 45, 48, 49, 52, 58, 72, 90, 129, 131, 143, 144, 145, 147), an welchen wir nun ein höchst schätzbares deutsches, der Vergessenheit entrissenes, fast gleichzeitiges Seitenstück zu denen des Franzosen Clément Marot (gest. 1544) besitzen, wird man nur natürlich finden, wenn sein Original bald mehr bald weniger belebend auf unsern alten Meister eingewirkt hat. Hier schien uns das Markigste in der letztern Hälfte dieser Paraphrasen-Gesänge (von S. 56) enthalten zu sein, und namentlich zuerst Ps. 49, den wir zur Probe hier wörtlich mittheilen, an Energie sich entschieden vor den bisherigen auszuzeichnen:

Hört zu jr Völker all zugleich,
Merkt all, die jr jz leben :,:
Baid Herr und Knecht, baid Arm und Reich,
Mein Zung soll Lehren geben.
Mein Mund von Weishait reden soll,
Mein herz klughait betrachten wol,
Mein Or solls merken eben.

Ain guten Lehrspruch laßt uns hörn,
Vnd auf der Harfen spilen :,:
Sinnreich geticht, die man soll lehrn,
Vnd stäts vorsinge vilen.

Warum solt ich vil kränken mich,
Inn bösen tagen forchtsamlich,
Wann ich nicht hab die vile.

Warum solt ängsten ich mein Söl,
Inn disen kurzen tagen :,:
Vm gut, welches verschwindet schnell,
Pflegt sein Bsitzer zu nagen.
Wann mirs der Gotlos schon verweißt,
Mich untertritt, und sich hoch sträußt,
Pflegt mir sehr nachzujagen.

So seh doch, was han die doch mehr,
Die auf jr gut sich lasen :,:
Vnd trotzen auf jr Reichthum sehr,
Vnd sicher sich mutmasen?
Kan jman kaufen auch damit,
Seim Pruder bei dem HERREN frid:
Auch sich GOTT selbs abläsen.

Lös ainer mit seim Gelt vnd gut,
Seinen Freund aus der Höllen :,:
Kauf den Tod, das er jm nichts thut,
Las jms Alter abstellen.
Dan ain Söl lösen zu vil kost,
Das mans wol ewig anstehn lost,
Sein zil würd kainem fälen.

Kainer hie ewig gschaffen ist,
Sie müsen all verwäsen :,:
Ob er gleich lang lebt gsund und frisch,
Wird sein doch nicht vergessen.
Dan man sicht, das solch kluge Leut,
Sterben so wohl als Thoren heut,
Wie sehr sie sich vermessen.

Vnd müsen als dan jr gros gut,
Andern doch hinterlasen :,:
Das fremde mit jrm schwais und plut:
Aufs schnödest prangen, prassen:
Noch denken sie, jr Haus und gschlecht,
Werd jmmerdar hie sein aufrecht,
Ir wonung nie ablasen.

Deshalben nennen sie Land,
Nach jren aigenen Namen :,:
Fräut sie, das sie sint weit bekannt,
Gros Ehr han, Freud uñ Stammen.
Dannoch können nicht pleiben sie,
Inn solchem gut und Würden hie,
Faren daher sie kamen.

Ja müsen davon wie das Vieh,
Des man nicht meh gedenket :,:
Weil sie wie das Vieh lebten hie,
Welchs jrdischem nachhenket.
Sie ligen doch im finstern grab,
Komt nimman, der sie da erlab,
Mit Gaben oder Gschänken.

Wiwol nur Thorhait ist jr thun,
Noch folgen je vil Thoren :,:
Vnd lobens jr Nachkommen nun,
Han auch solch weis erkoren.
Damit sie eilen zu dem Tod,
Vnd störzen sich inn ewig Not,
Ewig zu sein verloren.

Sie ligen inn der Höll wie Schaf,
Das sie der Tod da nage :,:
Ir Leib wart im Grab auf die Straf,
Wie ain Schaf auf dem Schragen.
Man treibt sie in d' Höll Härdenweis,
Das sie der Tod da waid zur Speis,
Da ist heulen und klagen.

Aber die Frommen werden bald,
Vber sie herschen herlich :,:
Sie kommen noch frü gnug zu gwalt,
Ir schmach wird noch wol ehrlich.
Vber der Frommen Söl aufgeht,
Die ewig helle Morgenröt,
Scheinen wie die Sonn klärlich.

Da des Wollüstlers stärk und gstalt,
Das alter bald verzeret :,:
Vnd er aus seinem Haus und gwalt,
Ins Grab ganz schmählich färet.
Daselbs vergeht jr trotzē schnell,
Sie müsen pleiben inn der Höll,
Für sein stolz ists jm bscheret.

Aber mein Söl würd GOTT der HErr,
Aus der Hölle gwalt erlösen :,:
Dann mich hat angenommen er,
Errett von allem bösen.
Derhalben las nicht jrren dich,
Das ainer Reich würd äuserlich,
Sein Haus bkom herlich wösen.

Dann er wird inn seim sterben morn,
Nichts vberal mit nemmen :,:
Noch jm sein herlichait nachfarn,
Tod mus man sich sein schemen.
Wiwol er der Söl trost zu spricht,
Vnd alls nach gutem leben richt,
Auch vile gfallt dis fürnemmen.

So faren sie jrn Vätern nach,
Vnd kain Licht nimmer sehen :,:
Kämen sie schon zum Alter hoch,
Wie jren Vätern gschehē.
Jdoch jnen solch kurze fräud,
Die ewig finsternus erlaid,
Weil sie das recht Licht schmehen.

Kurz, wann ain Mensch inn Würden steht,
Vnd hat kainen verstande :,:
Er wie ain Vieh davon vergeht,
Diweil er nicht erkante,
Das er ain Mensch geschaffen ist,
Der nicht soll haben Vihisch glüst:
Wollust end sich auf schande.

Auch Ps. 131 wäre unrecht nicht noch mit abzuschreiben:

HErr, mein herz ist hochfarend nicht,
Hab kain stolz aug, noch hoch gesicht,
Hab nicht nach wunderding getracht,
Noch höherm dann aus trägt mein macht.

Vnd wann ich etwan schwaift zu weit,
Vnd nicht bei dir plib jderzeit,
War mir wie ain Kind, welchs entwänt,
Von seiner Muter würt verlänt.

Ja wann ich meine Sel nicht stillt,
Vnd im zaum mein gedanken hilt,
War meiner Selen wie aim Kind,
Welchs nicht sein gwont Milchprüstlin find.

Derhalben, wa ich liber HERR,
Oft von dir bin verjrret ferr,
So bit ich, verzih mir die Sünd,
Ich flih zu dir, wie ain libs Kind.

O GOTTES Völklin Israel,
Sez inn deim GOTT zu rhu dein Sel,
Bau auf sein Gnad, nicht auf dein that,
So schafft dir Gnad vnd ewig rhat.

Nicht minder dankenswerth sind endlich auch die beiden Schlußzugaben: 1) „Ein Artliches lob der Lauten" (S. 97—122), gedichtet vor April 1572, ursprünglich einer vom Strasburger Bernhard Jobin verfaßten Anweisung zum Lautenspiel als Empfehlung beigegeben. Sehr munter, voll naiver Begeisterung für das gegen die Saitenspiele der Alten schon so vervollkommnete Instrument, wobei viel mythologische und andere Gelehrsamkeit zur Verzierung dient, und doch, befremdlich genug, gerade die älteste „Schildkröten-Lyra" aus dem Homerischen Hymnus vergessen ist. Das Ganze leidet freilich etwas an zu großer Dehnung und Wiederholungen. Ein Paar jener eigenthümlich muntern Strophen aber, die unsern Fischart wieder einmal ganz so zeigen wie er ist, mögen hier als Probe stehen:

. . . . Dann also muß man es vermängen
Den klang mit worten und gesängen
Auff das eins helff dem andern fein,
Und gang den leuten süsser ein.
Zu dem würd durch die klingend Seyt
Die Menschlich stimm süß zubereyt,
Und zu der lieblichkeyt gefürht,
Die sonst zu hoch schreyt und toniert:
Sie macht nicht Närrisch und leichtfärtig,
Unhöflich, bäwrisch und unärtig,
Wie die Sackpfeiffen und Schalmeyen,
Die sehr vil Midasköpff erfrewen,
Sie leyrt auch nicht auff eim Tenor,
Wie Midas rohr und Esels ohr:
Ist nicht vnkünstlich wie die Trumm:
Macht nicht die Leut doll, dumm vñ stumm,
Gleich wie die Hörner vnd die Schellen,
Welche die Bachischen Macrellen
Bewegten, daß sie gar ermördten
Den Orpheum, den Kunstgelehrten: ꝛc.
. . . . . . . . . .
Aber es ist genug gelobt
Was Gott hie ehret und begobt:
Du schöne halbe runde Welt,
Wer ist dem nicht dein baw gefält?
Dann je des leibs fürnemste stück
Am menschen seind auch rund geschickt,
Daher der Mensch heißt die klein welt
Weil er die groß Welt in sich hält,
Also begreiffst, wiewol on sterck,
Der gantzen Welt schön Musickwerk
Die stimmen auch vom Firmament
Seind in deim kleinen werck vollendt:
O du holdselig Lautenspiel ꝛc. . . .

2) Aber, und vorzugsweise die ganz unschätzbare kleine Katechismus-Vorrede: „Anmahnung zu Christlicher Kinderzucht" (S. 90—96), aus den letzten siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts. Schon Prof. Villmar in seinem Hefte „Zur Literatur Johann Fischart's" (Marburg 1846) und später Elsner in Berlin hatten uns dies herz- und gemüthvolle, echt christlichtreue Eckarts-Wort wieder zugänglich gemacht. Könnte man wol vom Kind an sich, wie es in frischer Ursprünglichkeit webt und weset, eine reinere Naturanschauung haben oder Erwachsenen beibringen, als Fischart hier in wenigen Zeilen — wie mündlich in Einem Athem von sich haucht (S. 91—92):

Und noch viel mehr an jhnen*) wird
Natur lieblich anmuhtung gespürt,
Als in den aller schönsten Geschöpffen
Darauß wir sonst ergötzung schöpffen,
Das macht die lebhafft freundlichkeit,
Die anlachend gesprechlichkeit,
Die in den Kindern wir all spüren,
Wie so schön all geberden zieren.
Dann was ist lieblichers zuhören,
Als wan die Kinder reden lehren?
Wanns herausflispeln halb die Red,
Und ruffen Abba, Vatter, Ett,
Ruffen der Mutter, Memm und Ammen,
Geben nach jhrer notturft Namen,
Brauchen den ererbt Adams gwalt,
Der jedem Geschöpff ein Nam gab bald,
Wie ist jhm zu zusehen wol
Wanns wanckeln wie ein Wasserpfol?
Und so halßlämig ungewiß tasten,
Und wie ein Engelchen erglasten?
Solch freundlichkeit und lieblich sitten
Solten die Eltern und ein jeden
Reytzen, daß sie deß lieber mehr
Mit Kinderzucht vmbgiengen sehr,
Dieweil solch blüend alter frisch
Vmbsonst so lieblich gstalt nicht ist,
Auch offt das Wild und Vieh bewegt,
Daß es zu dem ein gfallen trägt ꝛc.

Wir schließen mit diesen Zeilen, und zweifeln nicht, daß die Freunde unsers Altschriftthums dies Liederbüchlein, welches auch äußerlich durch die schöne gothische Ausstattung der Typen mit Randrähmchen lebendig dahin zurückversetzt, sich anzueignen beeilen werden. 14.

*) Den Kindern.

## Michel Chevalier über Louis Blanc.

Neuerdings ist in Paris eine sehr beachtungswerthe Widerlegung Louis Blanc's von Michel Chevalier erschienen unter dem Titel: „Lettres sur l'organisation du travail." Diese jetzt in ein Buch gesammelten Briefe waren vorher in dem „Journal des débats" nach und nach bekanntgemacht worden, um den schädlichen Einfluß von Louis Blanc's Lehren zu bekämpfen, und um die nachtheiligen Folgen welche dessen Errichtung der Nationalwerkstätten nachsichziehen mußte gewissermaßen handgreiflich zu machen. So in den Wallbruch dringend, um die bedrohte Gesellschaft zu vertheidigen, hat Michel Chevalier ebenso viel Muth als Talent bewiesen. Mitten unter dem Kampfe der niedrigsten Leidenschaften, in Gegenwart der triumphirenden Feinde der Staatswirthschaftslehre als Wissenschaft, hat er kein Bedenken getragen die Stimme der Vernunft lautwerden zu lassen, und seine Bemühungen haben zum Erwachen der öffentlichen Meinung kräftig beigetragen. Seines Lehrstuhls bei der pariser Universität beraubt hat er sich einen andern noch höhern zu schaffen und seinen Unterricht durch die vollkommene Klarheit seiner Ideen und seines Stils Allen verständlich zu machen verstanden. Die Verbesserung des Schicksals der Arbeiter ist die Hauptidee, welche gleich nach der Februarrevolution hervortrat. Einige aus Ueberzeugung, Andere aus Berechnung haben von ihr das Problem machen wollen welches die Republik vor Allem lösen sollte. Die socialistischen Reformatoren glaubten den Augenblick günstig um ihre Theorien auf Kosten Frankreichs zu probiren, und die Provisorische Regierung, die sich ihrer Unterstützung nicht berauben wollte, versah sie reichlich mit den dazu nöthigen Mitteln. Louis Blanc befand sich demnach in der schön-

sten Lage welche der Erfinder eines Systems sich je hat wünschen können um die Anwendung seiner Lehren zu versuchen. Allein man kennt das Resultat davon: ein Heer von 40,000 verzweifelten Menschen, die an einem schönen Morgen über die Staatsgesellschaft herfielen. Ohne Zweifel haben ehrgeizige, der Arbeitsfrage fremde Pläne diesen Ausgang beschleunigt; aber er war nicht weniger unvermeidlich, obgleich vielleicht später, wenn man das Princip der Nationalwerkstätten seiner regelmäßigen Entwickelung hätte folgen lassen. In der That enthielt diese Organisation einen Keim des Untergangs für die französische Industrie, und demzufolge eines tiefen und allgemeinen Elends für die arbeitende Classe. Das ist es was Michel Chevalier vom Anfang an sehr wohl eingesehen hat. Er beginnt damit die neue Vertheilung der Producte, welche Louis Blanc als ein unfehlbares Mittel das Schicksal der Arbeiter zu verbessern ansieht, anzugreifen. Dieses Mittel scheint ihm von zweifelhafter Wirksamkeit und sehr complicirt. Die Quantität der Producte zu vermehren wäre weit wichtiger; denn man würde dadurch den doppelten Zweck erreichen: eine größere Quantität von Arbeit zu schaffen, und den Arbeitern viele Gegenstände erster Nothwendigkeit, die ihnen heutzutage fehlen, zugänglich zu machen. Allein Louis Blanc's System würde gerade ein entgegengesetztes Resultat haben: die Nationalwerkstätten und die Gleichheit des Arbeitslohns würde die Production eher vermindern. Dies ist leicht zu begreifen: nachdem die Concurrenz und der Wetteifer zerstört sind, welche Triebfeder würde den Arbeiter antreiben und die Faulheit bekämpfen? Das Interesse der Gemeinde und das Ehrgefühl sind arme Hülfsmittel um die schreienden Ungerechtigkeiten einer Organisation der Arbeit wieder gutzumachen, die weder die Geschicklichkeit noch die Thätigkeit und die individuellen Umstände gehörig berücksichtigt. Man würde sich genöthigt sehen seine Zuflucht zu Zwangsmaßregeln zu nehmen wie der Communismus, und dann würde an die Stelle der Freiheit, in deren Namen man die Sache der Arbeiter vertheidigt, das härteste Joch was je existirt hat treten. Man würde dann unfehlbar zu der Vernichtung der Familie und des Capitals, d. h. zum allgemeinen Elend, von der hassenswerthesten Selbstsucht begleitet, gelangen. Der Verf. stützt seinen Beweis auf die Folgen welche durch den, wenngleich sehr unvollständigen Versuch den man während einiger Monate in Paris mit dem System machte, schon hervorgebracht worden sind. Die mäßigsten Berechnungen bringen den durch die Maßregeln der Provisorischen Regierung verursachten Verlust in Betreff der Organisation der Arbeit auf zwei Millionen Francs täglich; was die moralische Wirkung betrifft, so haben uns die Junitage sie kennen gelehrt. Man that der Industrie nicht ungestraft Gewalt an, sie blüht nur im Schoose des Friedens und der Sicherheit. Nur die Freiheit der Arbeit kann die Lösung des Problems darbieten, indem sie dem Menschen die volle Entwickelung seiner Fähigkeiten und die volle Uebung seiner Kräfte erlaubt. Alle Bestrebungen müssen auf dieses Ziel gerichtet sein, und das sicherste Mittel das Schicksal der Arbeiter zu verbessern ist, ihnen eine vernünftige Erziehung zu geben, die fähig macht den möglichst großen Nutzen von dieser Freiheit zu ziehen. Michel Chevalier geht in dieser Hinsicht auf eine Menge Einzelheiten ein, die von hohem Interesse sind.

1.

## Bibliographie.

Fetscherin, B. R., Der Prozeß des am 5. März 1640 vor dem Rathhause in Bern enthaupteten Teutsch-Seckelmeisters Johs. Frischherz, neu nach den Quellen bearbeitet. Bern. 1849. Gr. 8. 17 Ngr.

Ritschner, J. F., Wenzel Messenhauser. Sein Leben, Wirken und sein Ende. Ein biographisches Denkmal. Mit dem Porträte und Facsimile Messenhauser's. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 16 Ngr.

Die Perle unter den Tagen. Oder der Segen des Sonntags für den Arbeiter und den Landmann. Von einer Gärtners-Tochter. Aus dem Englischen übersetzt von H. L. Sebald. Mit einer Selbst-Biographie der Verfasserin. 3te Auflage. Berlin, Hertz. 1849. 8. 4 Ngr.

Pertz, G. H., Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 1ster Band. 1757 bis 1807. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Quandt, J. G. v., Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien. Mit 1 Kupferplatte und 7 Holzschnitten. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ratzeburg, J. T. C., Die Naturwissenschaften als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums und der Prüfung. Zur Verständigung zwischen Lehrern, Lernenden und Behörden. Mit Beiträgen von Hampe, Fr. Köhler, Legeler, Lüben, Nördlinger, Phöbus, C. Rammelsberg, Saxesen, F. W. Schneider, Fr. Schulze. Mit Holzschnitten. Berlin, Nicolai. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schubert, G. H. v., Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 1ster und 2ter Band. 3te verbesserte Auflage. Leipzig, C. H. Reclam sen. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stier, R., Die Politik der Weisheit in den Worten Agur's und Lemuel's Sprüchwörter Kap. 30 und 31. Zeitgemäße Schriftauslegung für Jedermann mit einem Anhang für Gelehrte. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Der Weise ein König. Die salomonischen Sprüche nach der Sammlung der Männer Hiskiai. Für Schule und Leben jetziger Zeit ausgelegt. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

## Tagesliteratur.

Bemerkungen zu der Schrift des Hrn. T. K. über den Gesetzentwurf, zur Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen. Leipzig, Hinrichs. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Beringer, F., Bummler-Panoramen aus Berlin's Straßen. Eine Promenade in Versen. Berlin, Stuhr. 1849. Gr. 16. 5 Ngr.

Blätter der Erinnerung an das Eidgenössische Turnfest in Zürich abgehalten den 23. und 24. Aug. 1849. Zürich. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Kunze, F., Der Treubund für König und Vaterland, seine Statuten, seine innere Organisation und die Aufnahme in denselben. Berlin, Sacco. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Loebell, J. W., Das preußische Königthum der Revolution gegenüber. Festrede am 15. Oktbr. 1849 im Namen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität gehalten. Bonn, Marcus. 1849. Gr. 12. 5 Ngr.

Manschgo, L., Wie werden unsere Normal- und Gymnasialschulen wesentlich besser? Den österreichischen Schulmännern gewidmet. 2te umgearbeitete und erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M., Hermann. 8. 9 Ngr.

Oesterreichs Lebensfrage. Als Entgegnung auf Schuselka's „Deutsch oder Russisch?“ Von M. F. v. R. Wien, Braumüller. Gr. 16. 8 Ngr.

Pfizer, G., Weder jetzt das Direktorium, noch das Habsburg'sche Kaiserthum später! Antwort an den „Großdeutschen“ Hrn. Dr. Buß. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 Ngr.

Pillersdorf und die Wahrheit, oder Beleuchtung seiner „Rückblicke“ auf die politische Bewegung in Oesterreich in den J. 1848 und 1849. Von M. K. Wien, Klang. 1849. 8. 5 Ngr.

Rentzsch, J. C. F., Bilder aus dem Lehrerleben. Der Pastor Dr. Löhn in Hohnstein und Kirchenrath Dr. Wahl aus Dresden. 4te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Hohnstein, Centralschulbuchhandlung. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 11. —— 12. Januar 1850.

**Novellen von Therese. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1849. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.**

Der Abschiedsgruß der edeln Frau, welche ihren Leserinnen darin zugleich ihr Scheiden vom literarischen Schauplatz anzeigt. Mit Wehmuth und Liebe geleiten wir sie in Gedanken nach dem fernen, schönen Indien. Mit der Zuversicht die wir haben, wenn wir eine glückeswerthe Seele einem sichern Hafen ihrer Ruhe zueilen sehen, folgen wir ihr in die Tropenwelt. Ein guter Engel, der der Liebe, geleitet sie dorthin. Sie wird dort wie hier in der Milde, Klarheit und Wärme ihrer Seele die Mittel haben für sich Glück zu ernten, denn sie gibt es. Wir haben nicht leicht ein weicheres, edleres, sanfteres Herz gekannt als das Theresens. Eine weiblichere Weiblichkeit, möchten wir sagen, kann man sich nicht vorstellen. Aus dieser Weichheit und Hingebung ihrer Seele leiten sich alle die reichen Gaben ihrer Eigenthümlichkeit her. Alle Härten, alle Unebenheiten verschwinden in ihr. Und es ist undenkbar, daß sich ein greller, unharmonischer Ton in so harmonischer Nähe sollte hören lassen. Dennoch war gerade diese Weichheit die Klippe an die sich die Außenwelt stieß. Das Leben ist hart, und die weiche Seele läuft Gefahr unterzugehen in den Wogen, oder sich zu retten, aber auf eine Insel der Vereinsamung, wo das edelste Gemüth nicht sicher ist stolz und eingebildet zu werden. Die Welt versteht die Weiblichkeit immer falsch. Die Hingebung und Selbstverleugnung, welche die ureigentliche Frauennatur ist, wird Mangel an Würde, Entäußerung des Selbstbewußtseins genannt. Wer die Hoheit der Gesinnung nicht in sich selbst findet legt den Maßstab der Niedrigkeit an die fremde Größe. Für eine menschenfreundliche Anschauung ist Nichts betrübender als zu beobachten wie das Beste im Menschenherzen der unedelsten Misdeutung ausgesetzt ist. Jeden in seinem Recht zu erkennen, dem Fremden liebevoll den Maßstab anerkennender Gesinnung anzulegen wird für Schwäche, Feigheit, Unfähigkeit selbst zu gelten angesehen. Die Leidenschaft soll sein, und hat in ihrer Nachwirkung Großes gewirkt; aber die Liebe flieht immer mehr in weite Ferne, und läßt dem Menschen unserer Tage nur klare, abgeschlossene, herbe Urtheilsfertigkeit zurück.

Diese Betrachtungen sind, wir wissen es, sehr allgemein, aber sie drängen sich unwillkürlich in die Wehmuth die wir bei Theresens Scheiden empfinden. Ein so edles, warmes, mildversöhnendes Herz nicht mehr nahe zu wissen ist ein bitterer Schmerz der mühsam seinen Trost sucht. Diesen finden wir in der Entsagung für uns, in dem Zutrauen daß Indiens warme, duftdurchwehte Lüfte Therese den Friedensgruß einer glücklichen Zukunft zuwehen werden. Freundlich sehen wir diese vor uns. In einem üppigen, raschtreibenden Klima, in diesem ewigen Sommer sehen wir die liebe Gestalt träumerisch, weich gebettet in Blüten, dem bunten Geflatter, dem glutleuchtenden Leben um sie her zuschauen und sinnend das dunkele Auge auf das blaue Meer richten, von wo ihr die Erinnerungen, die Grüße der fernen Freunde kommen, und das liebevoll sie im Arm des neuen Glücks an die schöne Küste des Südens trug. Vielen der Leser selbst wird die wunderbar anziehende Schönheit und Anmuth der edeln Frau erinnerlich sein; denn wer sie einmal gesehen wird diese Erinnerung gern festhalten. Deshalb können wir es immerhin wagen in diesem Nachruf mehr als sonst zulässig die Persönlichkeit zu berühren. Die Scheidende tritt in ihrer ganzen Persönlichkeit vor die Leser hin, und winkt ihnen mit freundlicher Grazie den Abschiedsgruß zu. So dürfen wir denn schon herantreten und die Hand oder das Liebeswort ihr reichen, und ihr die Wünsche der innigsten Theilnahme und Liebe zurufen. Sie sagt selbst: wer ihre Bücher kennt kennt sie, sie hat sich selbst in ihren Schwächen natürlich und einfach dem Publicum gezeigt: — so ist das Verhältniß ein auf gegenseitige Theilnahme gegründetes, so wird die Beziehung eine freundschaftliche.

Therese als Schriftstellerin hat viele Anfechtung, zuletzt eine geringschätzende Gleichgültigkeit gefunden. Noch jetzt ruft man diesen Novellen in einem oft genannten Blatte eine fast höhnende Kritik nach. Das ist unverdient. Wir verkennen keineswegs die Mängel ihrer literarischen Thätigkeit. Wir sind eben weil wir Therese lieben nicht blind im Urtheil über ihre Werke. Ja, wir gestehen sogar den Wunsch nicht unterdrücken zu können: sie hätte diese Novellen nicht als letztes Werk geboten. Es ist manches Unbedeutende, durch einen gewissen eleganten Satzbau verdeckte Hohle und Unhaltbare darin; aber dennoch ist die Gabe freundlich und dankenswerth. Es ist kein Füllhorn der Pandora das sich über uns ausleert, es sind einige schöne Camellien, deren klare Form,

zarte Farbe, elegante Zusammenstellung wir anerkennen wollen, ohne uns zu wünschen, daß diese Camellien nur gerade den herrlichen Duft der Orangenblüte oder die vollendete Schönheit der Rose besitzen möchten. Es gibt bedeutendere literarische Fähigkeiten selbst in der Frauenwelt: es haben die Schriftstellerinnen unserer Tage mehr Glanz des Stoffs, mehr Fertigkeit des Urtheils, mehr Fülle der Production, mehr Kraft und Feuer der Darstellung als Therese besitzt; aber sie schrieb aus der Fülle ihrer Weiblichkeit, und die bietet wol des Guten reichlich um im Privatleben ausgezeichnet zu sein, aber ist nicht ausreichend um in der Oeffentlichkeit bedeutend zu wirken. Das Räthsel unserer Tage, die fruchtbare Frauenschriftstellerei, ist leicht zu lösen. Es sind sociale Uebel die es aufklären. Wer glücklich ist schreibt nicht. Wer eine begrenzte Thätigkeit, eine umfassende glückliche Häuslichkeit hat wird nicht ein so zweifelhaftes Mittel der Befriedigung aufsuchen wie das Feld der Schriftstellerei. Unsere Tage sind sehr arm an bedeutenden, in sich klaren und starken Männern. Die Tage des römischen Verfalls sind die Erzeuger ohnmächtiger Schwächlinge, weicher, träumerischer, passiver Männer gewesen, ihr Gegensatz sind heroische, kräftige Frauen. Eine Arria, eine Portia erstanden als Pätus schwankte und Brutus halb wahnsinnig von nächtlichem Sinnen überall Gespenster sah. Das ist ein großes Unglück für die Frauen. Je mehr äußere Stärke ein Weib zeigt, je härter war ihr Schicksal, je stürmischer ist ihr Inneres. Es ist nicht Schmerz, wo laute Klage, strömende Thränen sich Luft machen: Schmerz ist Lächeln und Spotten und sich zu übernatürlicher Stärke schwingen, wenn ein wilder Dämon in der Brust zu übersprudelndem Scherz und Witz zwingt, und das Alles um den Weheschrei des Herzens zu übertäuben. Es sind solche Frauen die den Purpurmantel äußern Glanzes eng um die Schultern ziehen, stolz die Stirn glätten, die Lippe zu geistreichem Gespräch bewegen und so die blutende Wunde des Herzens verbergen um die tobenden Gedanken zu übertönen, nicht merken zu lassen welche Verletzung des Gemüths diesen Geist hervorbrachte. Die Frau sollte nicht angefeindet, verspottet und verachtet werden die den Muth hat sich der Oeffentlichkeit zu widmen, sondern man sollte die Ahnung haben was sie gelitten, und ihr Mitleid zollen. Aber nein, kein Mitleid! Mitleid ist Verachtung, denn es ist immer der Uebermuth des Glücks der Mitleid zollt; diese Frauen wollen kein Mitleid, sie wollen kämpfen und fortarbeiten auf der Bahn der Schmerzen, und es wird ihnen auch ferner gelingen die Welt zu täuschen über ihre Wunden, man wird sie fernerhin verachten oder beneiden; die Frauen werden sie höhnen und die Männer sie verspotten; aber immerhin: sie haben einmal den Weg der Dornen betreten, sie werden ihn weiter wandeln; sollten sie auch die Füße blutig reißen und ohnmächtig am Wege liegen bleiben, sie werden doch die Hand der Alltäglichkeit nicht ergreifen die sich ihnen nur höhnend bietet. Der enge, kleine Sinn würde sich ihrer Qualen freuen, und in ihren Schmerzen wohlverdiente Strafe sehen; denn sie haben ja den bequemen, breitgetretenen Pfad den Alle gehen verlassen, und wollten einen eigenen Weg finden: darum geschah ihnen Recht, daß sie ausglitten und fielen, deshalb verachten diese Frauen das Mitleid, und wählen sich den Stolz und ersteigen die Höhe der Wissenschaft. Auf dieser Höhe ist es eisig kalt, sie sind so einsam, so schaurig allein mit dem Bewußtsein Das gethan zu haben was ihr Schicksal war, aber auch mit dem Gebet daß dies Schicksal ihnen endlich Ruhe im Grabe gönne.

Wir wollen uns den Schmerz ersparen von diesen Bemerkungen die Anwendung auf Therese zu machen: sie hat die Vergangenheit tief in den kühlen Ocean versenkt, dort ruhe sie auf immer, und ihre Zukunft segne Gott! Noch einen Blick auf die Novellen mit denen sie uns Lebewohl sagt, und dann wollen wir dem Leser dafür die Nachsicht und Liebe wünschen die ein so edles Herz verdient. Die zwei elegant ausgestatteten Theile enthalten vier, uns aus der „Urania" und dem „Berliner Kalender für 1847" schon bekannte Novellen. Im ersten Theil: „Sigismund", eine der gehaltreichsten, feinsten, von tiefer psychologischer Erfahrung zeugenden Arbeit der Verfasserin. Die Entwickelung ist einfach und klar. Sigismund, ein bedeutender, geistvoller Mensch, hat nicht Kraft noch Charakter genug zugleich wahr und harmonisch zu sein. Er ist feig, unklar und hart gegenüber der Weichheit, Grazie und Hingebung Ida's. Daß er in einer unwürdigen Ehe das Grab seiner Fähigkeiten findet, ist die natürliche Folge solcher Unmännlichkeit. Ein Festhalten an der einmal umwindenden Kette ist in einem solchen Falle nicht Edelmuth sondern Feigheit. Die zweite Novelle: „Ein Stillleben", ist in der That eine Idylle und eine liebliche, nur etwas zu sehr in Aeußerlichkeiten sich vertiefend, zu sehr nach Ausdruck, nicht genug für den Eindruck gearbeitet. Ein junger Mann liebt ein armes Mädchen im Erzgebirge, gibt sie auf, und reist, seinem Durst nach Wissen, nach Bedeutung zu genügen, als Naturforscher in Afrika und Asien. Zurückgekommen macht er Gebrauch von der Einladung eines gräflichen Freundes einstweilen dessen Schloß zum Aufenthalt zu benutzen und ungestört zu arbeiten und zu studiren. Nachdem er sich da einheimisch gemacht hat, sich in die freundliche Anmuth heiterer Einrichtungen hineingeträumt und eine seltsame Sympathie für die ungekannte junge Gräfin empfindet, die erst kürzlich vermählte Gattin des Freundes, wird das anheimelnde Leben, die friedliche Existenz in die sich der junge Gelehrte eingenistet hat plötzlich abgerissen durch einen Brief des Grafen. Dieser schreibt dem Freund, daß seine schöne, liebliche, geistvolle Gemahlin nicht die ebenbürtige Aristokratin, sondern die Tochter einer armen Witwe aus Sachsen sei, die er als Gesellschafterin einer Dame seiner Bekanntschaft kennen gelernt, kurz, daß die Gräfin Jenny, des jungen Möller verlassene, seine noch immer geliebte Jugendliebe ist. Der Graf und die Gräfin kommen an, der Gastfreund entfernt sich mit einigen kurzen Abschiedszeilen, um die liebliche Gräfin nicht wiederzusehen.

Der zweite Theil gibt zwei sehr abfallende Productionen. Wir gestehen die Novelle „Rom und Berlin" für sehr gehaltlos, sehr schwach, sehr affectirt zu halten. Es ist ein so gespreizter Stil, eine so hohle Zusammensetzung, welche ganz entgegen der gewöhnlichen Klarheit und Ruhe Theresens erscheint. Daß einige Uncorrectheiten der Schilderung — wie z. B.: „die Sonnenstrahlen die sich in den tiefsten Schatten der Bäume versenken", oder „sich in Gebilden des italienischen Wolkenhimmels verlieren, hatte kecke Träume, wo liebliche Engelsköpfe und Riesen mit Herculeskeulen eine nicht unebene Rolle spielen" — darin vorkommen, wollen wir so schwer nicht anrechnen: Therese ergeht sich zuweilen in solchen aristokratischen Floskeln; aber der Stoff dieser Novelle ist gar zu locker gewebt. Das Urtheil über Berlin ist matt, fast blasirt, und doch nicht kernig genug um die Unzufriedenheit hinreichend zu motiviren. Personen und Zustände gleiten wie Schatten vorüber. Nirgend Leben, Frische und Freiheit. Das ist es eben, diese Salonmenschen sind nicht frei: überall eingeengt in Convenienzen, nimmt ihr Urtheil den Patschouligeruch der Ueberlieferung an. Die Erzählung ist oberflächlich angelegt. Ein junger Maler lernt in Rom zwei Berlinerinnen kennen, liebt die jüngere Unverheirathete, gesteht sich aber diese Neigung nicht ein, sondern schmeichelt und umschwärmt die Aeltere, eine junge, elegante Frau die ihm piquant erscheint. In Berlin sieht man sich wieder, nachdem in Rom unter mehren solcher Touristen mit diesen Berlinern zusammen auf der Terrasse zu Sanssouci ein Rendezvous des nächsten Jahres verabredet ist. Der junge Maler gibt in seinem Tagebuch ein Raisonnement über die „Summitäten" Berlins, ziemlich flach und einseitig im Lobe. Auf der Terrasse findet sich nun der Maler und die junge Dame ein, welche ihn im Stillen liebte, und die auch sein eigentlicher Gegenstand ist; sie verloben und heirathen sich. „Interlaken" ist ebenfalls eine der schwächern Arbeiten Theresens. Ein zufälliges Nachbarleben zwischen den breternen Wänden eines schweizer Hotels bringt Julie von Felseck in enge Verbindung mit einem jungen Mann der mit seiner Mutter in Interlaken Molken trinkt. Julie war die Gattin eines brutalen Aristokraten; sie war schön, talentvoll, aber nicht glücklich, bis sie Liebe und Glück an der Seite ihres jungen Arztes fand, der mit ihr flieht, mit ihr eine stille Existenz gründet, sie aber bald die Schwäche männlichen Leichtsinns kennen lehrt. Sie hatte eine Tochter, diese wird fern von ihr erzogen; sie sehnt sich nach ihrer Pflicht, und kann nicht von ihrer Liebe lassen. Da geht sie nach Interlaken, und nach langem vergeblichen Hoffen auf den Geliebten schreibt ihr dieser: er habe sich mit einer reichen Erbin vermählt. Dies Alles erzählt sie jenem jungen Mann der ihr Nachbar ward, den sie am Krankenbette seiner Mutter kennen gelernt hat, der sie mit seiner stürmischen Liebe bedrängt, der selbst aber verlobt ist; seine Verlobte ist Juliens Tochter. Diese erkannte in der Tochter, welche nach Interlaken zu der künftigen Schwiegermutter kommt, die einfache, klare Weiblichkeit, welche den jugendlichen Schwärmer der die Mutter anbetete zum glücklichen Gatten der Tochter machen wird.

Den „Leserinnen" weiht Therese diesen Abschiedsgruß; sie werden eine leichte angenehme Lecture darin finden, und unter der großen Menge ähnlicher Bücher immerhin das Verdienst zarter Weiblichkeit anerkennen. Wir dürfen sie deshalb in vieler Beziehung empfehlen. Theresens anmuthsvolles Bild wird den Freunden unvergeßlich und theuer sein, und auch das Lesepublicum wird ihr gewiß ein freundliches Andenken nicht versagen; denn sie schrieb wie sie ist, liebevoll, gut und voll Milde, alle Ecken umbiegend, jede Härte, jede Lieblosigkeit beschämend durch echtweibliche Zurückhaltung. 15.

---

Lydia. Philosophisches Taschenbuch, als Seitenstück zu A. Ruge's Akademie von A. Günther und J. E. Veith. Wien, Braumüller. 1849. 8. 2 Thlr.

Die gute Lydia — nach Apostelgeschichte, 16, 14, ein gottesfürchtiges Weib, eine Purpurkrämerin, die in Philippi, der Hauptstadt Macedoniens, mit andern Weibern vor der Stadt am Wasser wo man zu beten pflegte zusammen gekommen war, und durch die Rede des Apostels Paulus sich und ihr Haus taufen ließ, sonach als erste Bekennerin des Christenthums in Europa gelten kann — hat schwerlich geahnt daß nach 18 Jahrhunderten ihr Name an der Spitze eines philosophischen Taschenbuchs prangen würde, und zwar als Seitenstück zur „Akademie" eines Mannes der sich wol nicht hätte taufen lassen. Ja die Herausgeber desselben, scheint es, verzichten heutigen Tages auf Bekehrung, die doch einst sich an der Thyatirerin erwiesen, sie wählen zu ihrem Motto den Spruch von Goethe:

> Ganz vergebens strebst du — durch Schriften des Menschen
> Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
> Aber bestärken kannst du ihn wol in seiner Gesinnung,
> Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

Die Wahrheit dieses Spruchs bewährt sich gewiß glänzend an dem als Seitengänger gewählten Akademisten, der bekanntlich in der Paulskirche seine ganz eigenen Anschauungen vorbrachte, und weder in Dieses noch Jenes sich tauchen ließ. Bleibt also übrig für das Taschenbuch eine Stärkung der Gesinnung Gleichdenkender, wozu wir ihm Glück wünschen, und worauf die Geltung von Büchern und Schriftstellern vorzüglich beruht. Ausgesprochen wird in dieser Hinsicht (S. 12) daß Lydia, die Gelehrige und Forschende, die vom Heidenthume zum Jehovahdienste übertrat, und von da höchst consequent zum positiven Christenthum gelangte, als Schülerin des großen Paulus die christliche Philosophie repräsentiren soll, welche auf den Ideen der göttlichen Transscendenz, der Creation und des creatürlichen Dualismus erbaut ist. Auf die Elucidation und Rechtfertigung dieser Ideen, im Gegensatz zu den modernen Emanations- und Immanenzlehren und zu den Aggregirten unter der Fahne des Monismus, beziehen sich die Aufsätze dieses Taschenbuchs.

Ueber die ohne Weiteres festgestellte Scheidung zwischen Christlichem und Unchristlichem hätte vielleicht die Philosophie sich zu beschweren. Denn da sie eine Volkszählung der menschlichen Vorstellungen, Begriffe und Ideen unternimmt, und mit Schichtung derselben und ihrer Disciplin beschäftigt ist, die noch nicht einmal ganz fertig geworden: so möchte es ihre Unparteilichkeit und Selbständigkeit beleidigen sie dem Christlichen, was historisch unter dem Volk vorhanden, einzubürgern, und

dadurch eine Härte gegen Unchristliches zu veranlassen, zumal es ihr am Herzen liegen könnte den Gegensatz zu vermitteln und auszusöhnen. Ja das Christliche selber ist untereinander in Uneinigkeit begriffen, und ruft nach Philosophie zur Beilegung des Haders, sodaß mit der Namengebung des Christlichen noch die Frage entstände, welches Christliche gemeint sei. Für letzteres läßt uns nun das Taschenbuch nicht in Ungewißheit, sein Christliches ist das Römischkatholische, wie es im kirchlichen Wuchs und Nachwuchs der Jahrhunderte sich gestaltete und gegenwärtig besteht.

Auf den großen Gegensatz der Weltrichtung des Katholicismus und Protestantismus uns näher einzulassen ist für literarische Unterhaltung nicht zweckmäßig. Das Taschenbuch thut es, und zwar mit vieler philosophischer Uebersicht und Gewandtheit, seiner Fahne getreu. Was bei dieser Polemik, welche ja fleißig geübt wird, und dicke Bücher wie ganze Zeitschriften anfüllt, fast allgemein auffällt, ist eine gewisse Ueberlegenheit des Waffengebrauchs auf katholischer Seite. Rom gewährt eine feste geschlossene Burg, aus deren Wällen und Schießscharten die Geschosse sicherer gerichtet und abgefeuert werden können als auf dem offenen Felde der Gegner und ihren schnell aufgeworfenen Verschanzungen; oder mit einem andern Bilde: ein altes massiv aufgeführtes und in baulichem Zustande erhaltenes Gebäude — hier des Kirchenthums — erhält sich besser gegen Einflüsse der Witterung, und verspricht dem Bewohner entschiedenere Schirmung als ein halbabgerissenes, mit angefangenem Neubau unvollständig versehenes. Der Protestantismus erscheint gegen den Katholicismus als eine Ruine, mit einer halben Transsubstantiation, halber Beichte, halber Absolution, halbem Priesterthum u. s. w., welchen Nachtheil die Gegner einstimmig und geschult mit herkömmlicher, in Jahrhunderten gestählter Dialektik zu benutzen pflegen. Freilich wäre dieser Vortheil für sie weniger bedeutend ohne eine unerschütterliche Beharrlichkeit im Verfolgen ihrer Satzung, was die Verf. unsers Taschenbuchs freilich in etwas anderer Anwendung mit den Worten ausdrücken: „Um vor der Consequenz eines Princips (also auch vor sich selber im Gebrauch desselben) nicht zu erschrecken, dazu gehört eine Erhabenheit und Energie der Intelligenz die nicht Sache jedes Denkers ist.“

Wenn also im ersten Aufsatz, „Protestantismus und Philosophie“ überschrieben, die Reaction gegen Papstthum und Scholastik von Protestanten nach ihrem letzten Ziele bestimmt wird als Wissenschaft (Philosophie) die dem alten Evangelium die neue Macht des Gedankens verschafft: so fassen die Verf. dasselbe als ein doppeltes, ein nächstes: Kirche zu werden, ein entfernteres: Wissenschaft zu werden. Dieses letztere erreicht man in zwei Epochen, wovon die erste als Ausbildung des Lehrbegriffs mit der Orthodoxie endigte, die zweite mit der Destruction derselben begann und mit der Wissenschaft endigen wird. Der Katholik kann erwidern: Wir haben die Kirche und mit ihr die Wissenschaft. „Es soll der Glaube: Christus ist mein Erlöser, von der Erkenntniß: wie Christus ein Erlöser geworden, getragen werden ohne ihn zu ersetzen. Diese Erkenntniß ist davon bedingt, daß der Geist selber sich als Autorität erkannt habe.“ Wird das Ablaßwesen vorgeworfen, „welches das eigentliche Werk — die Wiedergeburt — in den Hintergrund drängte, so verkündete Luther gerade den größten Ablaß; es war der alleinseligmachende Glaube ohne Werke“. Ablaß, seligmachende Kraft, muß die Kirche besitzen, sonst ist ihr Dasein überflüssig; „was wären überhaupt Heilsursachen, wenn ihre objective Realität vom Glauben des Menschen abhängig wäre?“ Deswegen heißt es: „man solle nicht so voreilig sein, das opus operatum, welches die katholische Kirche in den Sacramenten festhält, als einen Irrthum abzuthun.“ Es ist vielmehr die Folge des Princips der katholischen Kirche — und aller äußern Kirche — „welche ein opus operatum ist von Seite Gottes“, diesen Gedanken festzuhalten; vor welcher Consequenz, da alsdann alle Kirchenhandlungen der Gläubigen — Buße, Beichte, Rosenkranzgebet — zum opus operatum werden, fromme Gemüther erschrecken mögen; was aber dem reinen Kirchenbewußtsein sich aufdrängt, und zur Abwehr von Angriffen nur einer „Energie der Intelligenz“ bedarf.

In Bezug auf die Religion unserer Zeit wird bemerkt: Die Zeit in der wir leben läßt die Transscendenz vor der Immanenz zurücktreten, und doch ruht die Welt auf dem Fundamente der Transscendenz. Auf pantheisirendem Grunde stand der Hauptgedanke der Reformation, bei ihrem durch den päpstlichen Absolutismus motivirten Austritt aus der Kirche, mit seinem Inhalt vom allgemeinen Priesterthum, der in der spätern Revolution auf politischem Boden sich zum allgemeinen Königthum ausbildete, d. h. zu einer Peripherie die kein Centrum sucht, weil sie als solche es selber sein will, und das ist eben die abstracte Volkssouverainetät, die erst in der Verbindung beider Elemente ihre concrete Wahrheit gewinnt. Die deutsche Philosophie ist und war nichts Anderes als Naturphilosophie in verabsolutirter Gestalt, anfangs mit Transscendenz und Immanenz, dann mit dieser allein. Jetzt ist sie ins Wintersolstitium gelangt, die Transscendenz kommt wieder zu Ehren, aber in anderer als in der bisherigen Gestalt, und unter befremdenden Bedingungen.

Ueber das Verhältniß des christlichen Staats zur Kirche will eine Fortsetzung des Taschenbuchs sich verbreiten, entscheidet aber schon im voraus für absolute Religions- und Kirchenfreiheit. Seit 1648 „haben die deutschen Staatsgewalten ihren Dank dafür, daß ihnen das allgemeine Priesterthum der Reformation alle Gewalt in die Hände gespielt, durch zwei volle Jahrhunderte nur durch eine despotische Bevormundung des freien religiösen Geistes, wenn er in andern als protestantischen Richtungen sich bewegte, abzutragen verstanden“. Allerdings, Einschränkung der Gewalt ist Verminderung ihrer Freiheit, und doch „stehen Priesterthum und Hierarchie in der Kirche in demselben Verhältniß zueinander wie im Menschensohne das hohenpriesterliche und königliche Amt“. 16.

## Anekdote von Frau von Staël.

„Die Reise von Ancona nach Venedig“, schreibt Lord Cloncurry in seinen „Personal recollections“ (Dublin 1849), „machte ich in Gesellschaft der Frau von Staël, und werde nie einen Auftritt vergessen in welchem sie bei unserer Ankunft in der St.-Marcusstadt eine Hauptrolle spielte und wovon ich Augenzeuge war. Sie vermied nämlich nie ein Ceremoniell welches sie für eine Gebühr ihres Ranges erachtete, trug deshalb stets Sorge daß wenn sie sich einem künftigen Aufenthaltsorte nahete das Corps der Schriftsteller zu ihrem Empfange ausrückte, und nahm alle dargebrachten Ehren der Literatur entgegen. So geschah es daß sie auch einem in Venedig lebenden Dichter ihre bevorstehende Ankunft gemeldet. Ich erinnere mich nicht wie er hieß; aber er hieß genau wie der erste Fleischhauer der Stadt. Durch ein einfältiges Versehen der Post wurde der Brief der Frau Baronin an Signor — den Schlächter statt an Signor — den Dichter abgegeben, und Ersterer, hoch erfreut die Kundschaft einer so ausgezeichneten Dame zu gewinnen, lauerte unserer Ankunft und verlor keinen Augenblick der Baronin aufzuwarten. Sie war gerüstet die Huldigung des Genies en cour plenière zu empfangen, hatte uns Alle — auch Herrn von Sismondi, Geschichtschreiber der italienischen Republiken, welcher sich in der Gesellschaft befand — zu Zeugen der Zusammenkunft entboten. Keine der beiden hohen sich begrüßenden Herrschaften kannte die Verdienste der andern, und es dauerte geraume Zeit ehe eine Erklärung zu Stande kam, deren Lächerlichkeit sich leichter errathen als beschreiben läßt.“ 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 12. —— 14. Januar 1850.


## Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik.

Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik von Karl von Kaltenborn. Erster Band. Das Reformationszeitalter vor Hugo Grotius. — A. u. d. T.: Die Vorläufer des Hugo Grotius auf dem Gebiete des Jus naturae et gentium, sowie der Politik im Reformationszeitalter. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, Mayer. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Unter diesem Titel hat Dr. Karl von Kaltenborn in Halle, der geistreiche und scharfsinnige Verfasser der mit verdientem Beifall aufgenommenen und von Sachverständigen nach Gebühr gewürdigten „Kritik des Völkerrechts" (Leipzig 1847), auf deren Erscheinung wir im vorigen Jahre die Leser d. Bl. aufmerksam gemacht haben, die gelehrte Welt mit einem neuen Werke beschenkt.*) Ebenso gründliche als umfassende wissenschaftliche Forschungen zeichnen diese gegenwärtige Arbeit wie seine frühere aus. Diesmal erblicken wir diesen jungen, fleißigen, vielversprechenden Gelehrten mit seinen Untersuchungen auf dem allgemeinen rechtsphilosophischen Felde, welches mit dem speciellern völkerrechtlichen in innigem Zusammenhange steht. Es sind die Leistungen der Schriftsteller auf dem Gebiete des Naturrechts im Reformationszeitalter vor Hugo Grotius, mit deren kritischer Beleuchtung wir ihn hier beschäftigt sehen. Um den Inhalt des Buchs näher anzudeuten ist demselben das zweite Titelblatt beigefügt. Vormals hat man sich lange Zeit hindurch des zusammengesetzten Namens „jus naturae et gentium" statt des einfachern „jus naturae" bedient gehabt. Diese Benennung des natürlichen oder philosophischen Rechts war noch im Zeitalter der Reformation die alleinherrschende gewesen, und ist noch bis tief in das 18. Jahrhundert vorherrschend und gewöhnlich geblieben. Es erklärt sich Dies leicht aus dem Umstand daß eben in jenem Zeitalter, ja sogar noch im 17. und selbst im 18. Säculum, die ersten Keime der philosophischen Wissenschaft des Naturrechts und der positiven, sowie philosophischen Wissenschaft des Völkerrechts (des Staatenrechts im modernen Sinne) zusammenfielen. Die fragliche Bezeichnung ist freilich heutzutage ungebräuchlicher geworden, und Das wegen ihrer Zweideutigkeit nicht ohne Grund. Ein Ungeweihter oder auch ein Anfänger in der Rechtswissenschaft könnte nämlich wähnen es handele sich in einer Schrift mit diesem Mischtitel nicht blos um Naturrecht als natürliches Privat-, Staats- und Völkerrecht, sondern es werde auch positives Völkerrecht als eine hübsche Zugabe geliefert. Von einer solchen Vermischung philosophischer und positiver Rechtslehre aber kann allerdings in unserer Zeit nicht mehr die Rede sein. Darum ist dieser Ausdruck, wenn man damit nur das ideale oder allgemeine Recht bezeichnen will, gegenwärtig unangemessen. Wenn unser Verf. dessenungeachtet diesen nunmehr veralteten Titel wählte, so hatte er indessen besondere Motive die denselben rechtfertigten. Er erschien für diese Monographie gerade recht passend zur Charakterisirung des bestimmten historischen Typus dieser Schrift.

In der Einleitung finden sich die wesentlichen Ansichten des Verf. von den Grundlagen des Naturrechts entwickelt. Er geht dabei von der christlichen Weltanschauung aus, wonach das Absolute als Urgrund alles Seins eine persönliche Gottheit ist. Alles was da ist wird demgemäß als eine Production des göttlichen Wesens zu betrachten und principiell aus diesem zu deduciren sein. Das gilt denn auch von dem Menschen und seinen Verhältnissen in der Welt. Nur ist der Mensch, im Gegensatz zu den göttlichen Productionen in der Natur, mit einem freien Geiste begabt und darum etwas Geistigselbständiges, Persönliches, Selbstzweck, wiewol nicht absolut wie die göttliche Persönlichkeit, sondern relativ. Denn er ist zugleich als eine Creatürlichkeit, als ein von Gott Abhängiges, Bestimmtes anzusehen. Diese Abhängigkeit von einem Höhern und jene selbständige Persönlichkeit durchdringen sich in dem eigenthümlichen Wesen des Menschen und charakterisiren alle seine Beziehungen, namentlich auch die ethischen Verhältnisse. Ethik überhaupt umfaßt die Gesetze für den menschlichen Willen. Es sind Dies aber Gesetze welche in der höhern göttlichen Weltordnung begründet sind, mithin über dem Menschen und dessen Willkür stehen. Allein der Mensch befindet sich vermöge seines geistigen Wesens im Stande sie zu erkennen, sie frei in sein Inneres aufzunehmen, durch seinen Willen zu setzen, in seinen Handlungen zu verwirklichen. Demnach erscheinen jene Gesetze der Ethik

*) Vergl. hierüber Nr. 208—211 d. Bl. f. 1848. D. Red.

zugleich als freie Willensbestimmungen und Willensacte des Menschen, doch nicht absolut, sondern relativ. Freiheit und Nothwendigkeit durchdringen sich nämlich darin für den Menschen. Für diesen gibt es nun dreierlei Sphären des Ethischen. Die Richtung des menschlichen Willens auf Gott ist die Sphäre des Ethischen in der Religion. In ihr zeigt sich vor Allem die Creatürlichkeit des Menschen und seiner ethischen Verhältnisse. Denn die Religion ist ja eben das Gefühl, und auf einer höhern Stufe das Bewußtsein der menschlichen Abhängigkeit von Gott, als dem absoluten Urgrunde der Welt. Die Richtung des menschlichen Willens auf sich selbst, auf seine innerste eigene Natur, und das freie Handeln des Willens nach dieser seiner Selbstbestimmung erscheint als die ethische Sphäre der Moral oder Sittlichkeit. Diese ist die Vollendung des menschlichen Willens in ihm selbst. Sie ist nichts Absolutes, sondern findet ihre höchste Spitze und Vollendung, wie ihre nothwendige Unterlage und Schranke, in der religiösen Verklärung des menschlichen Willens. Endlich die Richtung des menschlichen Willens auf das menschliche Gemeinwesen bildet die ethische Sphäre des Rechts. Dieses ist die ethische Norm für den Willen des Menschen, insofern der Mensch als Glied eines Gemeinwesens erscheint; es ist die Norm und die in Gemäßheit derselben äußerlich realisirte Ordnung für das menschliche Gemeinwesen. Daß das Recht hiernach in der Sittlichkeit wie in der Religion, d. i. in den beiden andern ethischen Sphären sein wahres Fundament habe, ist einleuchtend.

Nach Vorausschickung dieser Betrachtungen über die verschiedenen Sphären der Ethik und deren Feststellung im Allgemeinen geht dann Kaltenborn, seinem Zwecke näher rückend, zur Untersuchung der die menschlichen Rechtsverhältnisse insbesondere umfassenden über. Der Mensch ist nicht zur Vereinzelung geschaffen, sondern zum gemeinschaftlichen Leben mit Andern seines Gleichen. Dahin weist schon die natürliche Scheidung der Geschlechter; dahin weist ihn seine ganze geistige Anlage und Beschaffenheit. Diese Gemeinschaft ist nicht blos eine abstracte allgemeine, sondern eine vielfach gegliederte. Die Menschen befinden sich nicht blos in einer, sondern in vielen Gemeinschaften; doch steht über dieser Vielheit und eine organische Einheit bewirkend die Menschheit als die Gemeinschaft aller Menschen. Die Menschheit gliedert sich natürlich in Völker, das einzelne Volk wieder in Stämme, Familien und andere Gemeinwesen, wie sie zum Zweck der mannichfachen menschlichen Bedürfnisse, Interessen und Fähigkeiten nothwendig sind. Jede dieser Gemeinschaften bildet sodann einen eigenthümlichen Kreis des Rechtslebens, eigenthümliche Rechtsverhältnisse. Es sind Das aber nichts Anderes als überhaupt die menschlichen Lebensverhältnisse als solche, insofern sie irgend eine Art von Gemeinzustand darstellen. Da diese Lebensverhältnisse nicht blos von dem Rechte, sondern auch von andern geistigen, besonders andern ethischen Motiven und Normen beherrscht sind, so hat das Recht in ihm eine bestimmte Grenze, welche in der Natur dieser Verhältnisse als Gliederungen des menschlichen Gemeinwesens, als Gemeinzustände beruht, und weiter darf das Recht auch in ihnen keine Herrschaft beanspruchen. Jenachdem dann die Rechtsgemeinschaften mehr auf die Vollendung des Menschen in seiner Menschlichkeit gerichtet sind, und die Beziehung auf die Sittlichkeit nehmen, so concentriren sie sich zum Staate. Der Mensch als ein persönliches, freies geistiges Wesen darf aber dadurch daß er Glied dieser Rechtsgemeinschaft ist seinen freiheitlichen Charakter nicht verlieren. Es muß in ihm auch als Glied dieser Gemeinschaft immer die freie Persönlichkeit respectirt werden. Der Mensch soll nicht im Biegen (d. i. Glied der Rechtsgemeinschaft) untergehen. Gleichwol wird jene Gemeinschaft gleichfalls auf den Charakter der Selbständigkeit Anspruch zu machen haben. Sie ist etwas durch den göttlichen Weltplan Gesetztes, etwas der Idee nach ebenso Ursprüngliches und Wesentliches als der Einzelmensch, ja sie ist sogar eine Ordnung über alle Einzelmenschen, indem es Beruf dieser letztern ist aus der Vereinzelung heraus und in jene Gemeinschaft zum Ziele der Erfüllung der mannichfachen menschlichen Lebenszwecke zu treten. Der Einzelne erkennt jene Gemeinschaft als eine höhere Ordnung über sich an, und wird von der Gemeinschaft als eine Persönlichkeit anerkannt. Die Persönlichkeit der Einzelnen und die Gemeinschaft als solche sind die obersten Elemente des Rechtslebens. Das Recht wird durch diese beiden Factoren gebildet und ist beider einheitliche Production. Im Rechtsleben haben sich demnach Freiheit und Ordnung in organischer Weise zu durchdringen. Allen Gestaltungen desselben soll ebenso sehr jene Freiheit der Rechtssubjecte als diese Ordnung, dieser objective Bestand des Rechts in einer äußern Gemeinschaft ausgeprägt sein.

Es ist nicht zu verkennen daß Kaltenborn's Ansichten von den Grundlagen des philosophischen Rechts, wie er auch selbst gern gesteht, denen welche F. J. Stahl in seiner „Philosophie des Rechts auf Grundlagen positiv-christlicher Weltanschauung" entwickelt hat wenigstens nahe verwandt sind. Doch gilt Das nur von der Darstellung der Lehre Stahl's in der neuen Ausgabe seines Werks, wo sich die theologisirende mittelalterliche Färbung welche sie in der ersten Ausgabe ansichtrug fast gänzlich beseitigt, und namentlich die Erklärung der menschlichen Rechtsverhältnisse aus göttlichen Analogien, die sogar für bisweilen wahrhaft blasphemisch gehalten worden, aufgegeben findet. Denn auch Stahl stellt an die Spitze seines ganzen philosophischen Systems, in Gemäßheit der Dogmatik der christlichen Kirche von dem göttlichen Wesen, die Persönlichkeit Gottes als höchstes Princip, sodaß alle seine philosophischen Sätze über Religion, Moral und Recht von diesem Punkte ausgehen und in demselben ihre letzte Begründung haben. Zugleich hat er gesucht, wie er selbst in der Vorrede zu der neuen verbesserten Auflage des zweiten Bandes seiner Rechtsphilosophie sich ausdrückt, die obersten theologisch-philosophischen Grundlagen (Metaphysik und Ethik) einerseits und die Rechts- und Staatslehre andererseits wohl von-

einander zu halten, sodaß diese wie in der Wirklichkeit jene zwar zu ihrer tiefsten Ursache hat, dennoch aber an sich gesondert und in völliger Selbständigkeit besteht. Es ist aber in der Stahl'schen Rechtsauffassung, nach Kaltenborn's Dafürhalten, dem ewigen Drange des modernen (christlichen) Bewußtseins nach individueller Freiheit in einer vernünftigen Scheidung der drei ethischen Sphären des Rechts, der Religion und der Moral, und besonders in der Anerkennung der freien lebendigen Persönlichkeit (nicht eines abstracten Willens) und ihres Rechts, ebenso sehr Genüge gethan als die vornehmlich durch Schelling wieder zuerst erkannte Objectivität (die ewige göttliche Ordnung) von Recht und Staat, namentlich dem subjectiven Idealismus gegenüber, aufrechterhalten, also dem idealen, subjectiven Elemente nicht weniger Geltung verschafft als dem realen, objectiven und damit dem positiven und historischen. In der That erscheint bei Stahl das Recht als die Norm und zugleich als die objective Ordnung des menschlichen Gemeinwesens auf der Basis der freien Persönlichkeit, doch mit einer selbständigen, über allem Einzelnen stehenden Bedeutung, mit einem anstaltlichen Charakter, der im Staate als der Anstalt für die Beherrschung durch das Recht und demnach zugleich als einem freien persönlichen Reiche seinen höchsten Ausdruck gewinnt. Nur liegt in Stahl's Theorie und Doctrin überall noch nichts Abgeschlossenes und Vollendetes vor. Es fehlt seiner Darstellung des Naturrechts, wenn auch die obersten Principien, die leitenden Grundsätze, die allgemeine Auffassung und Behandlung des Rechts im Ganzen als richtig zugegeben werden, in vielen Stücken an klaren Demonstrationen, an systematischem Zusammenschluß der Details, wozu die fortwährend eingemischten polemischen und politischen Bemerkungen es nicht kommen lassen, kurz, wie auch Reinhold in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" (1847, Januar) geurtheilt hat, an der perfecten philosophischen Form und Methode, sodaß Stahl eigentlich blos die Grundzüge zur Ausführung eines neuen Systems auf dem Gebiete der Naturrechtswissenschaft geliefert hat.

Es herrschen gegenwärtig noch, namentlich in Deutschland, die verschiedensten Ansichten über das Wesen und das Princip sowie über die Methode dieser Wissenschaft. Welche Unzahl von Systemen und Systemchen werden jetzt auf deren Markte aufgetischt! Da gibt es Kantianer, Fichteaner, Hegelianer in mancherlei Gradationen und in den mannichfaltigsten Schattirungen, sodaß sogar innerhalb einer und derselben Schule, wie z. B. in der Hegel's, gegenseitige Verketzerungen unter den Anhängern an der Tagesordnung sind. Daneben erhebt sich die Krause'sche sowie die Herbart'sche Schule, der eigenthümliche Eklekticismus Warnkönig's, die sogenannte historisch-philosophische Schule, an welche sich endlich das sogenannte organische System mit sehr verschiedenartigen Vertretern schließt. Unser Verf. sieht indessen diese große Verschiedenheit, diese zahlreichen Schulen keineswegs als etwas Krankhaftes an, es zeugt vielmehr nach seiner Ueberzeugung diese Erscheinung gerade in der Gegenwart von einer ungemeinen Rührigkeit und Lebendigkeit der fraglichen Disciplin. Gleichwol betrachtet er einen solchen Zustand als einen Zustand der Gährung, dessen Beruhigung und Klärung möglichst bald herbeizuführen ist, ein Ziel welches auch die heutige Naturrechtsdisciplin in allen ihren verschiedenartigen Richtungen gleichmäßig zu verfolgen scheint, und dessen nicht mehr sehr ferne Erreichung zu hoffen steht. Es kann dieser doctrinelle Streit und diese dermalen noch vorhandene Krisis auf den Gebieten des natürlichen oder philosophischen Rechts allerdings durch eine dialektische Erörterung der gegenwärtigen im Wege der methodischen Kritik gelöst werden; doch wird nach Kaltenborn's Ansicht diese letztere dann erst wahrhaft fruchtbar sein, wenn sie in die Geschichte der frühern Systeme zurückgeht, und dort die ersten Anfänge, die rohen Keime der heutigen Doctrinen aufsucht. Erst alsdann scheint ihm eine gründliche Kritik möglich, erst alsdann ein neues System denkbar, welches über den derzeitigen Kämpfen steht, indem es die Gegensätze zu begreifen und zu versöhnen und ein aus dieser Versöhnung und Verschmelzung hervorgehendes Neues hervorzubringen vermag, alle frühern Theorien zu seiner Voraussetzung habend, sie zu untergeordneten Momenten herabsetzend und zu Theilen eines großen wissenschaftlichen Ganzen verarbeitend. Das ist nach ihm die große Bedeutung einer Geschichte der Doctrin der Rechtsphilosophie. Ein System derselben, wie auch der Philosophie im Allgemeinen, losgerissen von den frühern Systemen und Theorien, erscheint ihm als Phantom. Jedes neue System, wenn es zu seinem Erscheinen irgend eine Berechtigung haben soll, urtheilt er, muß als die letzte Spitze, als das Resultat aller frühern philosophischen Forschungen auftreten. Nur insofern es sich in einem solchen Zusammenhange darstellt, wird es ihm möglich sein sich als Etwas mehr als eine bloße subjective Meinung des Erfinders zu behaupten, vielmehr den Charakter einer allgemein menschlichen Ansicht über die höchsten Principien wie des Lebens überhaupt so namentlich des Rechtslebens zu erlangen und von wahrhaft welthistorischer Bedeutung zu werden. Ein System des natürlichen Rechts hat demnach seine berechtigte Existenz in der jetzigen Zeit dadurch nachzuweisen daß es sich als die letzte Blüte und als die nothwendige Frucht aller bisher dagewesenen geistigen Forschungen auf diesem Gebiete documentirt, und so die frühern und gegenwärtigen Standpunkte in sich vereinigend und zu untergeordneten Momenten machend, auf objectiver Grundlage einen neuen Bau aufrichtet. An die Geschichte der Rechtsphilosophie reiht sich dann natürlich zugleich die Geschichte der eigentlichen Politik an. Das sind die Gesichtspunkte von denen der Verf. ausgeht um durch seine literarhistorischen Forschungen den Weg zu einem die Gegenwart befriedigenden Systeme der Naturrechtswissenschaft zu bahnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Erster Roman einer neuen Schriftstellerin.

Dieser Roman nennt sich kurzweg: „The Ogilvies, a novel“ (3 Bde., London 1849), und wird vom „Athenaeum“ als „erster Roman einer Dame“ wegen der ihm beiwohnenden Vorzüge „in der Welt literarischer Fiction“ freundlichst willkommen geheißen. „Die Eigenschaft der Echtheit“, sagt der Beurtheiler, „ob in Büchern oder im Leben, erhöht alle übrigen Verdienste, und versöhnt in hohem Maße mit allen Fehlern. Von letztern ist der Roman «The Ogilvies» nicht frei, aber er besitzt in seltenem Grade die erwähnte versöhnende Eigenschaft. Trotz einer Hinneigung in der Gefühlswelt zu schwärmen und mit der Erzählung Chor zu machen, trotz einer Einfachheit des Dialogs welcher die Diction bisweilen dürftig erscheinen läßt, ist das Buch allerliebst. Es ist mit tiefem Ernste geschrieben und von einer edeln und anmuthigen Philosophie durchdrungen, und während die Verf. ihren Schöpfungen Form und Gestalt gibt, offenbart sich eine schöne, zarte Phantasie und jene Auffassung kleiner Charakterzüge welche der Dichtung die lebenswarme Wahrheit der Biographie verleiht. Auch fehlt der Verf. nicht die Kraft den Ernst mancher Stelle durch genialen, gutgezielten Humor zu mildern. Sollen wir auf die Ansprüche der Geschichte näher eingehen, so heben wir zuvörderst ihre moralische Sonderung hervor, die dargelegte Fähigkeit Menschen und Sachen nach ihrem innern Werthe zu schätzen, Alles beiseite zu lassen was willkürlich und gekünstelt ist, und die Elementarprüfsteine des Gewissens und der Natur wieder zur Basis des Urtheils zu machen. Ein zweiter herrlicher in dem Buche hervortretender Zug ist der Sinn für das Schöne und Heldenmüthige als Träger der Vorkommnisse im täglichen Leben. Bei dieser Schriftstellerin ist die Ritterlichkeit der Welt nicht untergegangen, weil ihr Tummelplatz aus den offenen Feldschranken in das Cabinet des Gelehrten verlegt worden, weil statt mit einem Riesen sie mit einem Vorurtheile kämpft, und ihre Siege nicht nach in den Sand gesetzten Körpern, sondern nach befreiten Ideen zählt. In den Mühen des Verstandes, deren Vorwurf und Lohn Wahrheit ist, in der Heiligkeit der Hingebung unter anspruchslosester Form, in der bescheidenen Handreichung der Gütigkeit, in der durch Prüfung geläuterten und zum Glauben verwandelten Liebe — darin ruhen poetische Elemente, die reicher werden je mehr die Zeit sie erforscht; und von ihrem Dasein und ihrer Schönheit gibt gegenwärtiger Roman Zeugniß.“

„Unmittelbar in die Handlung eingreifende Personen — neben vielen episodischen Charakteren — sind die zwei Cousinen Eleanor und Katharine Ogilvie, dann Philipp Wychnor und Paul Lynedon — eine klug und mit wirksamem Contrast geordnete Gruppe. In Eleanor steht die Liebe als hohes und gewissenhaftes Princip der einbilderischen, an Nichts Anstoß nehmenden Leidenschaft Katharinens gegenüber, und der funkelnde Egoismus Lynedon's findet einen geeigneten Gegensatz in Wychnor's einfacher, aller Selbstsucht entkleideter Würde. Obwol in sittlicher Hinsicht ihrer Cousine untergeordnet ist Katharine Ogilvie entschieden die Heldin des Romans, ein Vorzug welchen die Kämpfe die sie zu bestehen hat, und die weitschichtigere Entwickelung des Charakters ihr gewähren. Bei ihrem ersten Eintreten in die Gesellschaft begegnet sie Lynedon. Entzückt von seiner Erscheinung und seinem Benehmen idealisirt sich ihn das überspannte Mädchen zu einem geistigen Helden, und überstürzt sich so sehr in seiner Bewunderung daß selbst die Heftigkeit ihrer Sinnesart Solches kaum glaublich macht. Hierin liegt einer der Mängel der Anlage. Eine weitere Begrenzung des Motivs war schlechterdings nothwendig um Das als wahrscheinlich erscheinen zu lassen was zur Hauptfeder der Handlung bestimmt ist. Jenes aber als richtig eingeräumt ist gegen die Wahrheit und das Durchschlagende der Folgen Nichts einzuwenden.“

„Lynedon besitzt die Kunst für sich einzunehmen, und indem er sie mehr gedankenlos als muthwillig anwendet, wird Katharine durch eine Reihe von Aufmerksamkeiten, welche das liebende Herz vorschnell zu seinen Gunsten deutet, zu dem Glauben verlockt daß er ihre Liebe erwidere. Aus diesem sich selbst geschaffenen Traume, obschon der Stoff dazu Lynedon zur Last fällt, wird Katharine durch ein falsches Gerücht von Lynedon's und Eleanor's Verlobung geweckt. Beide befinden sich im Auslande. Das Wahre an der Sache ist, daß vor Lynedon's Abreise von England er um Eleanor geworben, sie ihm den Korb gegeben, und das echtweiblich fühlende Mädchen davon geschwiegen hat. Katharinens Herzweh folgt eine stolze Ahndungslust. Von ihr fortgerissen begeht sie die Sünde ihren Cousin Hugh Ogilvie zu heirathen, der seit lange um sie gefreit. Bei Lynedon's Heimkehr ist aus dem Kinde mit welchem er getändelt ein stolzes, leuchtendes Idol der Mode geworden, und der Sieg von welchem das Mädchen nur geträumt, wird von dem Weibe mit Eins gewonnen. Den nun eintretenden Kampf zwischen Stolz, Leidenschaft und Ehre hat die Verf. kräftigst gezeichnet. Als er auf der Spitze schwankt, erlöst Hugh's Tod Katharinen aus den Banden einer weihelosen Ehe. Reue hält sie noch eine Zeit lang ab den Vorstellungen Lynedon's Gehör zu geben; seine Leidenschaft entringt ihr endlich das Versprechen seine Gattin zu werden. Es ist zu spät. Die erst misverstandene, dann falsch geleitete, ursprünglich vom Irrthum gesäugte, endlich zum Unrecht geführte Liebe hat sich selbst gerächt. Der stürmische Geist hat seine Hülle vernichtet, eine tödtliche Krankheit sich aus Katharinens Leiden entwickelt. Sie stirbt wenige Stunden nach ihrer Vermählung.“ 8.

---

## Lesefrüchte.

### Verhältniß der Bildung zum Verbrechen in Frankreich.

In der Französischen Akademie ist in Folge der von einem Sprecher aufgeworfenen Behauptung, es mehrten sich mit der Aufklärung auch die Verbrechen, ein officielles Document, ein Extract aus dem Rechenschaftsbericht der Criminaljustiz während der drei Jahre 1845, 1846 und 1847, mitgetheilt worden. Nach demselben konnte mehr als die Hälfte (52 Procent) der criminell Angeklagten weder lesen noch schreiben, ein Drittheil aber konnte Beides nur sehr mangelhaft. Im Durchschnitt hatten Drei auf Hundert Unterricht genossen, aber nur Zwei auf Hundert eine sorgfältige Erziehung empfangen. Unter den Verurtheilten kamen auf 7903 Galeerensklaven 4331 die des Lesens und Schreibens völlig unkundig waren, 2139 konnten Beides nur sehr unvollkommen, 719 dagegen konnten es, 120 hatten Unterricht genossen. In Betreff der Correctionshäuser stellt sich ein ganz ähnliches Verhältniß heraus.

---

### Das Recht auf Müßiggang.

Wie seit Jahrhunderten die Antiken der Kunst von der ganzen gebildeten Welt in hohem Werthe gehalten wurden, so üben heutzutage mehr und mehr auch die Antiken der Moral, die Entwickelungsgänge der alten Sittengeschichte, eine allgemeine Anziehungskraft aus. Freilich liegt während die monumentale Archäologie die außerordentlichsten Fortschritte gemacht hat die moralische noch ziemlich in der Wiege; allein eben deshalb verdienen hier einschlagende Arbeiten doppelte Beachtung. Deshalb erwähnen wir einen Beitrag den ein der Geschichte der alten Sitten und Staatseinrichtungen entlehntes Werk für diesen Zweck gibt. Moreau Christoph, der sich in Frankreich durch seine Schriften über Strafreform bekanntgemacht hat, veröffentlicht ein Buch „Du droit à l'oisiveté et de l'organisation du travail“ in den Republiken Griechenlands und Roms. 2.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 13. —— 15. Januar 1850.


## Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik.

(Fortsetzung aus Nr. 12.)

In den Werken über die Geschichte der Philosophie im Allgemeinen ist in der Regel auf die Rechtsphilosophie sehr wenig Rücksicht genommen. Höchstens finden sich einige sporadische Bemerkungen in der Darstellung der alten und bisweilen auch der neuesten Philosophie. In mehren größern Werken über die allgemeine Geschichte der Philosophie ist zwar in neuerer Zeit der innere Zusammenhang unter den einzelnen philosophischen Systemen in ihrer scheinbar zufälligen historischen Aufeinanderfolge auf verschiedene Weise darzuthun versucht, für die geschichtliche Entwickelung der rechtsphilosophischen Systeme ist jedoch bisher verhältnißmäßig noch wenig eigentlich gethan worden. Die Geschichte der Rechtsphilosophie oder des Naturrechts, womit wenigstens in den ersten Stadien der Entwickelung dieser Disciplin und zwar das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch unter dem Namen des jus naturae et gentium zugleich die Doctrin sowol des philosophischen oder natürlichen Völkerrechts — und Das war in der Ordnung — als auch des positiven — und Dies war sonderbar genug — aufs engste verbunden war, und womit auch die Doctrin der eigentlichen Politik immer in bestimmter Beziehung stand, und bis zur neuesten Zeit geblieben ist und bleiben mußte, hat bis auf unsere Tage nur wenige Bearbeiter gefunden. Zwar stößt man in den meisten ältern und neuern Lehrbüchern des alten sogenannten Natur- und Völkerrechts, und später des sogenannten abstracten Natur- und Vernunftrechts, auf kurze Uebersichten der naturrechtlichen Leistungen. Bekanntlich hat schon Hugo Grotius zu Ende der Prolegomena seines berühmten Werks „De jure belli ac pacis" einen solchen Versuch gemacht. Ebenso Pufendorf (in seinem „Specimen controversiarum", Cap. I) und Barbeyrac in der Vorrede zu seiner französischen Uebersetzung des Pufendorf'schen Werks. Aber diese Entwürfe und Skizzen sind ebenso unbedeutend wie Das was in neuerer Zeit von Hugo in Göttingen, Hoffbauer, Pölitz u. A. m. in den literarhistorischen Einleitungen ihrer naturrechtlichen Schriften gesagt worden ist. Ebenso fragmentarisch und aphoristisch sind die vielen ältern, meist lateinisch geschriebenen, der historia juris naturae ausschließlich gewidmeten Werke, namentlich von Buddeus, Reimann, Ludovici, Thomasius, Glafey, Winhold, Reinhard. Besser, wiewol auch mangelhaft genug, ist die von J. J. Schmauß 1754 in seinem „Neuen Systeme des Rechts der Natur" gelieferte „Historie des Rechts der Natur", worin wenigstens ziemlich vollständig in weitläufigen Excerpten die Ansichten der Autoren über Naturrecht angegeben, und insbesondere auch die vorgrotianischen Versuche der alterthümlichen, mittelalterlichen wie reformatorischen Schriftsteller mit ihren eigenen Worten dargestellt werden. Doch geht diesem mit Gründlichkeit und vielem Fleiße ausgearbeiteten Werke der Charakter einer systematischen Entwickelung der einzelnen Theorien auseinander noch völlig ab. Eine recht gefällige, wenngleich ziemlich seichte Uebersicht der Geschichte des sogenannten Naturrechts liegt aus derselben Zeit (1757) in einem anonym angeblich in London in französischer Sprache herausgegebenen Werke: „Essai sur l'histoire du droit naturel", vor, als dessen Verfasser Prof. Hübner in Kopenhagen bezeichnet wird. Unter droit naturel wird aber darin der ganze Kreis der Moralphilosophie verstanden, wie auch noch in unsern Tagen bei Engländern, besonders Schotten und ebenfalls Franzosen gewöhnlich ist, sodaß keine Grenzlinie zwischen Recht und Moral sich gezogen findet. In Stahl's „Rechtsphilosophie" (1830) besitzen wir allerdings eine ausgezeichnete Entwickelung der rechtsphilosophischen Doctrin von Kant bis Hegel, dagegen ist die vorkantische Zeit nur dürftig bedacht, und die rechtsphilosophischen Bestrebungen seit Hegel sind ganz unberücksichtigt gelassen. Was seitdem in der jüngsten Zeit in dieser Beziehung geleistet worden beschränkt sich auf eine schematistische fragmentarische Aufzählung und aphoristische, ebenso willkürliche als principienlose Uebersicht der verschiedenen Theorien und Systeme, und ist weit davon entfernt deren historisch-philosophischen Zusammenhang untereinander nachzuweisen. F. von Raumer's „Geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik" (1832) ist allerdings unleugbar mit kritischem Scharfsinn abgefaßt. Die Ansichten der einzelnen Autoren finden sich häufig ebenso treffend dargestellt als kritisch beleuchtet. Aber es wird die eigentliche Rechtsentwickelung von der speciell sogenannten politischen Sphäre nicht scharf unterschieden. Was Warnkönig in der historischen Einleitung zu seiner „Rechtsphilosophie als einer Naturlehre des Rechts" (1839) gibt ist blos eine all-

gemeine Uebersicht, keineswegs eine eigentliche Literargeschichte mit detaillirter Entwickelung; jedoch ist er in der Angabe und der speciellen, wenngleich meist sehr kurzen und nicht sehr tiefen Charakteristik und Kritik der rechtsphilosophischen Literatur seit Grotius so vollständig wie Keiner vor und nach ihm in diesem Jahrhundert. Indessen berücksichtigt auch er doch viel zu wenig den wissenschaftlichen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Doctrinen. Dabei sind seine Untersuchungen über das Alterthum und das Mittelalter allzu schwach, und da er die rechtswissenschaftlichen und politischen Leistungen fast gar nicht auseinanderhält, so finden sich auch die eigentlichen Rechtsprincipien bei ihm nicht gehörig aufgedeckt. Dasselbe Urtheil läßt sich im Ganzen von dem literarhistorischen Apparate fällen den Prof. Röder in Heidelberg in seinen „Grundzügen des Naturrechts oder der Rechtsphilosophie" (1846) zur geschichtlichen Begründung seines Systems aufgespeichert hat. Ein anderer Anhänger der Krause'schen Schule, Ahrens in Brüssel, hat in seinem sonst schätzbaren Werke über „Das Naturrecht und die Rechtsphilosophie nach dem gegenwärtigen Zustande dieser Wissenschaft in Deutschland", welches er in französischer Sprache herausgegeben und das 1846 auch in einer deutschen Uebersetzung erschienen ist, ein nach gewissen Classen und Schulen abgetheiltes, jedoch sehr unvollständiges und wenig genaues Verzeichniß der hier einschlagenden Schriften geliefert. In Frankreich hat schon lange vorher Lerminier eine „Introduction générale à l'histoire du droit" (Paris 1829) veröffentlicht, dessen Arbeit indessen deutschen Gelehrten wol wenig Befriedigung gewähren dürfte. In neuester Zeit sind außerdem noch ein paar Werke in Druck erschienen welche ausschließlich der Geschichte der Rechtsphilosophie gewidmet sind. So hat uns J. J. Roßbach in seinen „Perioden der Rechtsphilosophie" (1842) mit einer vollständigen Geschichte dieser Wissenschaft von ihren ersten Anfängen im classischen Alterthum und von ihrer eigentlichen Entfaltung im christlichen Mittelalter bis zur Gegenwart, mit fleißiger Sammlung des Materials, beschenkt. Derselbe hat versucht durch die Zufälligkeit der historischen Aufeinanderfolge der einzelnen Systeme hindurch einen leitenden Faden allmäliger Entwickelung und einen wirklichen Fortschritt in Anschauung, Ergründung und Darlegung nachzuweisen. So ist hier der Versuch gemacht nicht blos einen schematischen Ueberblick der ganzen Geschichte der Rechtsphilosophie zu gewähren, sondern zugleich eine systematische innere Entwickelungsgeschichte derselben in der zeitlichen Aufeinanderfolge der Doctrinen aller Zeiten aufzufinden. Unstreitig hat Roßbach auch alle frühern Bearbeiter der Literargeschichte der Rechtsphilosophie übertroffen. Die ganze allmälige Entwickelung dieser Disciplin kommt nach seiner Ansicht durch den Gegensatz eines objectiven und subjectiven Elements des Idealismus und Realismus zu Stande. In der Zeit des classischen Alterthums erscheint ihm der objective Charakter als durchgreifend, während im abendländischen Mittelalter das subjective Element besonders hervortritt. Die neue Zeit zeigt sich ihm als Vollendungsepoche des Subjectiven und Objectiven unter den mannichfaltigsten Versuchen eine Einheit beider zu Stande zu bringen. Der ganze Stoff wird denn nach vier Perioden gegliedert, von denen die erste das Alterthum, die zweite das Mittelalter, die dritte das Zeitalter seit Grotius und die vierte die Gegenwart umfaßt. Indessen ist von Kritikern geurtheilt worden, daß durch die Charakterisirung der verschiedenen Zeitalter, weil sie zu allgemein gehalten sich finde, nicht viel für die genauere Bestimmung des rechtsphilosophischen Wesens eines jeden Zeitalters an und für sich und in seinem Zusammenhange mit der Vergangenheit und Zukunft gewonnen zu sein scheine, indem die specielle Anwendung der allgemeinen Sätze der Grundansicht auf das Rechtsleben in seiner concreten Eigenthümlichkeit und Besonderheit mangele. Ein zweiter deutscher Bearbeiter der Geschichte der Naturrechtswissenschaft, H. Lintz, der 1846 einen „Entwurf der Geschichte der Rechtsphilosophie" bekanntgemacht hat, steht völlig noch auf Hegel'schem Standpunkte, und sucht einseitig von diesem aus die theoretischen Gebilde des Rechts aus Vergangenheit und Gegenwart darzustellen und zu kritisiren. Hegel ist nach ihm die Vollendung der Rechtsphilosophie, das Alpha und Omega, Anfang und Ende derselben. Da der rechtsphilosophische Standpunkt des Hegelthums heutzutage auf vielen Seiten überflügelt, ja von andern Rechtssystemen überwunden ist, so gibt die Hegel'sche Färbung dem Streben, von dem von ihm eingenommenen Standpunkte aus vermöge der Hegel'schen dialektischen Methode einen gewissen innern Zusammenhang unter den einzelnen rechtsphilosophischen Systemen aufzuspüren und nachzuweisen, einen bornirten Anstrich, und Das umsomehr, da Lintz unter Recht blos Das versteht was Hegel vorzugsweise abstractes Recht nennt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die Memoiren der Marquise von Sévigné.

Die französische Literatur, namentlich der letztvergangenen Jahrhunderte, hat einen ziemlich starken Katalog von Frauenmemoiren aufzuzeichnen; die Denkwürdigkeiten der Frau von Sévigné nehmen unter ihnen mit dem Rechte des Verdienstes einen der ersten Plätze ein. Die Bedeutung der Memoirenliteratur liegt nicht nur darin daß Leute von gesundem Urtheil, von feiner Distinction, von politischem Gewicht, Leute die mit ihren Gedankengängen schon in der Zukunft leben und außer ihrer Zeit stehen, daß solche uns die Erlebnisse schildern wie sie dieselben von ihrem höhern Standpunkte aus und unter dem kritischen Maßstabe ihrer die Gegenwart überflügelnden Anschauungen betrachten: die Memoiren sollen unverarbeiteten Stoff liefern für die Charakterisirung der geschichtlichen Epochen, sie sollen erzählen, beschreiben, schildern, und die Kritik der Nachwelt überlassen. Die werden immer wahrer und unverfälschter die Sitten und das Leben ihrer Zeit darstellen die mitten in den Vorurtheilen derselben befangen sind, da sie den Widerspruch zwischen Realität und Idealität gar nicht kennen, und in ihrer Zeit nur sich selbst spiegeln. Indem sie vertheidigen was sie erlebten, rücken sie uns Fernstehenden die Berechtigung oder wenigstens das Verständniß der Vergangenheit näher.

Die Frauen, die von ihrer geistigen Natur immer mehr auf die Reproduction als auf das selbsteigene Schaffen hinge-

drängt werden, sind für die Schilderung namentlich gesellschaftlicher Verhältnisse, für die Zeichnung ihrer Umgebungen umsomehr befähigt, als einerseits ein meist richtiger Takt und eine gewisse angeborene Beobachtungsgabe sie auch in kleinen Erlebnissen das Charakteristische finden lehrt, andererseits eine oft leichtfertige Harmlosigkeit eine allzu strenge und gewissenhafte Wahl bei ihren Mittheilungen verhindert. Die Ungenirtheit, die Naivetät ihrer Darstellung ist hier für die Erreichung des eigentlichen Zwecks der Memoirenliteratur ein wesentlich nützliches Moment, und gerade dadurch daß die Denkwürdigkeiten der Frau von Sévigné so reine und unverfälschte Abspiegelungen jenes prunkenden, leichtfertig-anmuthigen Geistes ihrer Zeit sind, nehmen dieselben einen so hohen Platz ein, davon freilich noch abgesehen daß Frau von Sévigné auch durch andere Vorzüge, durch ihre wissenschaftliche Bildung wie durch ihre geschmeidige Darstellung allen ihren Schriften einen besondern Reiz verleiht. Die

**Mémoires touchant la vie et les écrits de *Marie de Rabutin-Chantal*, dame *de Bourbilly* et marquise *de Sévigné*, suivis de notes et d'éclairissements par *C. A. Walckenaër*.**

haben das Interesse für diese an einem verderbten Hofe sittlich reine Frau neu belebt, und F. Barrière hat durch eine seiner gewandten Empfehlungen den Gaumen des leselustigen Publicums besonders gekitzelt.

In den alten Gemächern von Versailles ruht das von den unaufhörlichen Allegorien ermüdete Auge auf einzelnen Gruppen von verschiedenen Personen, die der Maler in die vier Ecken eines weiten Plafonds vertheilt hat. Es sind Damen und Cavaliere, ihrer Kleidung nach aus der Zeit Ludwig's XIV., ausgezeichnet durch so viel Noblesse und Eleganz daß man Lust hat sie für Portraits zu halten. Einige von ihnen schauen durch das halbgeöffnete Fenster, Andere haben einen Vorhang auf oder neigen sich über das Geländer eines Balcons: Alle aber, Herren und Damen, beobachten aufmerksam und mit einem übelverdeckten Anflug von Bosheit Das was unten im Saale vorgeht. Welche geheimnißvolle Intrigue oder welche zärtliche Liebesscene mögen diese stummen Höflinge wol belauschen? Vielleicht beobachten sie die Marquise von Sévigné, mit der soeben König Ludwig getanzt hat, und die nun, zurückgekehrt auf ihren Platz, ganz närrisch vor Freude, ich will nicht sagen vor Eitelkeit, ihrem Vetter Bussy zuruft: „Begreifen Sie jetzt welch großen König wir haben?"

Offen gestanden, es waren doch merkwürdige Frauen, jene Heroinen der Fronde. Frau von Longueville z. B. wahrte sich immer die Freiheit ihres Betragens und ihrer Rede, aber daneben auch den feinen Esprit. Die Geliebte des Herzogs von Beaufort, Frau von Montbazon, war zu gleicher Zeit Maitresse und eine zärtliche stolze Mutter: was soll man dazu sagen, daß sie ihren Erstgeborenen, den nachmaligen Prinzen von Soubise, bei Tafel ganz nackt in einem silbernen Becken präsentiren ließ? Frau von Chevreuse war in den Zeiten der Fronde schon bejahrt, aber immer noch galant; wer zählt all ihre Liebhaber auf, Chalais, Cinq Mars, vielleicht auch Buckingham, Lord Holland u. s. w. „Ja, Das sind lauter Celebritäten!" sagt man; die Angeführten sind es gewiß, allein als Frau von Chevreuse eines Tages als Bäuerin verkleidet in dem Wäldchen von Boulogne spazieren ging, coquettirte sie mit einem Holzhacker, der allein erzählen konnte was sich weiter zugetragen hat. Frau von Rhodes freilich verkleidete sich nicht in so profane Kleider, denn nach ihrem Tode fand man bei ihr Karmeliter-, Augustiner- und Franciscaneranzüge, ein Beweis von ihrer großen Vorliebe für die Kutten. Das war auch damals die Zeit in der Alles sich befleißigte thätlich die Leidenschaftlichkeit seiner Liebe zu zeigen. Eine Dame sagte an den Ufern des Rheins zu ihrem Liebhaber: „Sie versichern immer daß Sie mich lieben! Wenn ich Ihnen nun beföhle in den Fluß zu springen, würden Sie es thun?" Und in demselben Augenblick sprang er auch schon hinein, gestiefelt und gespornt, wie er war, und da er nicht schwimmen konnte würde er wahrscheinlich auch ertrunken sein wenn ihn nicht schleunige Hülfe gerettet hätte. Ein flandrischer Offizier kehrte von einer langen Reise heim, und fand seine Geliebte nicht mehr am Leben. Er bestach den Todtengräber ihm den Sarg zu öffnen, und nachdem er der Leiche zum letzten male die Hand geküßt hatte stürzte er sich von einem Thurme herunter. Der Graf Harcourt belagerte Turin; vergeblich versuchte der Marquis von Léganès die französischen Linien zu durchbrechen um die Stadt zu verproviantiren, in der bereits der Hunger zu wüthen begann. Endlich ließ er Bomben mit Mehl füllen und schleuderte sie in die Stadt; die Belagerten untersuchten natürlich alle sorgfältig und fanden in einer auch fette Wachteln, die ein spanischer Offizier seiner Geliebten schickte.

Um zu den Thorheiten der Fronde zurückzukehren, so erstreckte sich der Aufruhr damals bis in die Klöster. Die berühmte Abtei von Longchamp erklärte sich in Insurrectionszustand. Alle Nonnen flüchteten sich hierher unter dem Vorwande: sie wollten hierdurch den Soldaten, den Belagerern von Paris entgehen. Walckenaër berichtet: sie hätten nach der damaligen Mode feuerrothe Bänder, spanische Handschuh, Geschmeide und goldene Uhren, kurz jeden Schmuck getragen den ihr klösterliches Gewand nur irgend duldete. „Unter dem Vorgeben sie besuchten ihre Verwandten in Paris (leurs parents), gingen sie zu jeder beliebigen Stunde aus, und verbrachten Tage und Nächte bei ihren .....!" Du mein Gott, vielleicht bei ihren Cousins; denn die gehören doch auch zu ihren Verwandten!

Was muß man aus alledem schließen? Daß das Kloster ohne Tugend, die Liebe ohne Scham, die Familie ohne Achtung, die Ehe ohne Treue und Zärtlichkeit war? Wahrhaftig nicht! Frau von Miramion würde im Namen der Nonnen, Frau von Sévigné im Namen der Mütter auftreten, und zu Gunsten der Familie würde man folgende Geschichte erzählen: „In der Nacht des 1. Aug. hatten die Franzosen gegen die Turiner einen Ausfall gemacht, waren aber mit einem Verlust von 300 Todten zurückgeschlagen worden. Unter ihnen fand man auch einen jungen Mann mit einem schönen, zarten Gesichte, dessen Collet ganz zerhauen war, und der in der Linken noch seinen Degen, mit der Rechten den Zaum seines todten Pferdes hielt. Als man ihn entkleidete entdeckte man daß die Leiche die eines Weibes sei. Neugierig erkundigte man sich bei den Gefangenen, und erfuhr daß sie eine Flammänderin sei, die zärtlich liebende Gattin eines deutschen Hauptmanns. Um sein theueres Leben zu schützen begleitete sie ihn auf allen seinen Wegen. Immer war sie bisher glücklich gewesen, bis diesmal ein Pistolenschuß ihr Leben endete." Es ist nicht wahrscheinlich daß die Damen von Versailles Dasselbe gethan haben würden; allein man muß allerdings zugestehen: der Verirrung folgte auch immer die Bekehrung, Kriegs- und Hofleute wandten sich zuletzt immer wieder einem christlichen Leben zu. Nur bei einem so ausgesuchten Epikuräer wie Barreaux hatte die Bekehrung allzu sehr den Anstrich eines Accordes mit Gott: er verlangte nämlich für seine Besserung weiter Nichts als Vergessenheit für das Vergangene, Geduld für die Gegenwart und Gnade für die Zukunft! „Frau Thiange", erzählt Frau von Sévigné, „schmückt sich nicht mehr, und trägt den Nacken nicht mehr bloß. Es hält schwer sie wiederzuerkennen; einmal dinirte ich bei ihr als ein Bedienter ihr ein großes Glas Liqueur präsentirte. Da wandte sie sich zu mir und sagte: «Ach, Madame, er weiß noch nicht daß ich fromm geworden bin.» Wir mußten sehr hierüber lachen." Die wahrhaft christlichen Gemüther schöpften dagegen in der Religion Festigkeit gegen den Tod. Als 1656 Frau von L. in einem Alter von 87 Jahren gestorben war, goß ihr Jeder Weihwasser ins Grab nach, auch der König that es. „Das ist das Schicksal das einst mich erwartet", sagte er, „meine Krone kann mich nicht davon befreien." Im J. 1656 war Ludwig XIV. allerdings nur ein einfacher Sterblicher, er hatte ja noch nicht

die berühmte Medaille schlagen lassen mit dem Motto: „Viro immortali.“ Wie aus dieser so spricht aus dem grössern Theile seiner Medaillen Uebermuth und Stolz. Auf einer z. B. sieht man Holland vor ihm unter Thränen kniend und fast sterbend; als Motto aber: „Ultor regum.“ Als ein zärtlicher und beständiger Gatte ließ er bei dem Tode seiner überaus geliebten Gattin eine Denkmünze fertigen mit der Inschrift: „Uxori carissimae!“ Das lügnerische Erz! Die schönste aber ist die Medaille für Colbert. Man erblickt den Drachen der Hesperiden, wie er die goldenen Aepfel bewacht, und unten liest man: „Abstinet et servat.“

Frau von Sévigné schreibt ihrer Tochter über die Liebe, diese sei stärker als alle Gründe der Vernunft. Das erinnert an den Ausspruch einer alten Dame aus der Zeit Heinrich's IV.: „Damals als der König Paris zum zweiten male belagerte, konnte Nichts in die Stadt, kein Ei, keine Nuß; aber die Liebesbriefe, die fanden doch ihren Weg.“ Auch Frau von Brégis glaubte an die Allmacht der Liebe. Die polnischen Gesandten, die Maria von Gonzaga für ihren Herrn heimholen sollten, hatten vor ihren Augen Gnade gefunden. „Was halten Sie denn von diesen Fremden?“ fragte Anna von Oestreich. „Sie sind sehr galant!“ „Verstehen Sie denn ihre Sprache?“ „Kein Wort, aber was thut Das auch? Wenn ein Irokese von Liebe zu mir spräche würde ich ihn verstehen.“

Eine junge Polin machte in dieser Beziehung freilich feinere Unterschiede. Als Maria von Gonzaga nach Polen kam gefiel sie dem König nicht. Er war häßlich, alt und dick, aber doch sehr verliebt. Eine junge frische Hofdame seiner Gemahlin fand er reizend und sagte ihr Das ganz offen. „Sire“, antwortete diese, „ich verstehe nicht Polnisch!“ — „Wie? Nicht möglich! Sie verstehen es doch wenn mein junger Gardecapitain es spricht?“ — „Ja, Sire, Das ist das Polnisch der gewöhnlichen Leute. Wenn aber Fürsten Polnisch reden, so verstehen Das blos Prinzessinnen. Wenn daher Ew. Majestät Das was Sie mir eben gesagt haben durch die Königin sagen lassen würden, dann würde ich es sonder Zweifel verstehen.“

Barrière schließt seinen Bericht mit den Worten: „Das was den von Walckenaër aufgezeichneten Denkwürdigkeiten einen so hohen Werth gibt ist daß er aus der Geschichte dieser Frau die Geschichte ihres Jahrhunderts gemacht hat, jenes glanzvollen Jahrhunderts in welchem Condé, Turenne und Luxembourg die Träger des Ruhms, Bossuet und Fénélon die Stützen der Religion und der Beredtsamkeit waren, in welchem einem Corneille, einem Molière, einem Racine der Genius der Poesie zulächelte, in welchem Frau von Sévigné, als die Ehre und der Stolz ihres Geschlechts, die Weiblichkeit vertrat, sowie Vauban die Sorge um das öffentliche Wohl, Catinat die Tugend. 6.

---

**Emanuel Schall. Ein historischer Roman. Schön zu lesen für Jedermann; — denn in dem Buche kann man ersehen, was in den letzten 40 Jahren ist geschehen. Ausgeschmückt mit schönen Gravüren, die man hat thun in Holzschnitt ausführen. Die Verse, die Bilder und das Register sind von Faustinus Lux, der Weltweisheit Magister. Hanover, Rümpler. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.**

Wenn Jemand es nicht hätte verstehen können wie an den Ernst des Lebens sich der Scherz knüpft, wie zum Beispiel im frommen Mittelalter Esels- und Narrenfeste konnten gefeiert werden, der wird es in unserer letzten Vergangenheit erlebt haben. Wir Deutschen sind eine Nation die wenig Spaß versteht; in der jüngsten Zeit ist uns sogar die Burleske zugänglich geworden. Ich weiß nicht ob dieselbe uns Deutschen nicht noch etwas unbeholfen läßt; es fehlt uns dazu vielleicht der leichte Witz des Franzosen, die gewandte Zierlichkeit des Italieners; die deutsche Burleske schlägt leicht ins allzu Derbe; wer nur mit dem Klappholze des Pulcinella sollte berührt werden bekommt oft einen derben Schlag vor den Kopf. Wenn der erfinderische Sinn dem Streiche einen mildernden Charakter geben kann, so ist der Deutsche in seinem Spaße oftmals noch gar zu handgreiflich; seine Figuren sind zu sehr Portraits, seine Bilder Zug für Zug erkennbar. Und wir haben in Deutschland noch nicht die Gemüthsruhe still lächelnd dabei zu stehen, wie jener alte Grieche welcher von Aristophanes auf der komischen Bühne gegeißelt wurde. Daher hat man unter uns seit langer Zeit — Ausnahmen kamen vor — den Spaß, die Ironie, die Burleske auf das Gebiet der Kunst hinüberverlegt. Aber wenn uns auf der einen Seite der Aristophanische Scherz oftmals zu derb, zu handgreiflich ist, so ist auf der andern Seite jene Ironie die Friedrich Schlegel theoretisch und Ludwig Tieck praktisch einführte zu wenig reell.

So viel ist unbestreitbar gewiß: alle jene Momente die wir Scherz, Laune, Ironie, Spaß, Parodie, Burleske nennen sind nicht vereinzelte Eigenschaften eines niedern Geistesvermögens, sondern sie sind Ausstrahlungen des hohen genialen Geistes den man Humor nennt, und der über die Welt und ihre Beschränktheit sich erhebend die Disharmonie zur Harmonie heranbildet, die Widersprüche versöhnt, die Gegensätze ins Gleichgewicht zu setzen strebt. Jeder Scherz, sobald er dem Gebiet des Schönen angehört, erinnert nicht docirend oder predigend, sondern bildlich an den tiefern Ernst der Dinge; die Burleske, womit wir das Spaßhafte bezeichnen, wenn es den Schein völliger Regellosigkeit annimmt, liegt an der Grenze des Aesthetischen. Jenachdem ein Werk in einem tiefen oder weniger tiefen Geiste seinen Ursprung hat, wird es Anspruch auf Dauer haben; manche Productionen solcher Art haben nicht die Lebenskraft, also auch die Lebensdauer von Eintagsfliegen. Es würde das Zeichen eines totalen ästhetischen Misverstandes sein wenn man glaubte jeder ordinaire Spaßmacher habe Begabung genug zur Burleske. Im gegenwärtigen Augenblick, wo uns die Preßfreiheit von der Maulsperre befreit hat, mag jede Form genehm sein um Wahrheit zu sagen und zu hören, und wenn Pulcinella's Peitsche auch hart und unharmonisch knallt, so lassen wir es uns schon gefallen.

Ref. hatte diese und ähnliche Gedanken bei Lesung des obengenannten Buches. Dasselbe wird gewiß einen nicht kleinen Leserkreis amusiren. 17.

---

## Notiz.

### Physisch und psychisch

merkwürdig ist der Unterschied welchen die Verfasserin eines hübschen Buchs über Sierra Leone („A residence at Sierra Leone, described from a journal kept on the spot, and from letters written to friends at home, by a lady; edited by Mrs. *Norton*“, London 1849) in Betreff der Körper- und Gesichtsbildung in der Sklaverei und in der Freiheit erzeugter Neger hervorhebt. „Während Viele der befreiten Afrikaner“, heißt es, „andere als die nach vollendetem Wachsthume Emancipirten Gesichter haben, ebenso abstoßend durch natürliche Häßlichkeit als durch ihren Ausdruck, sei es der gänzlicher Gedankenleerheit oder der vorherrschender schlechter Leidenschaften, verbunden mit den gemeinsten Körperformen, haben die freigeborenen Kinder vielleicht derselben Leute gefällige Gesichter, schöne kluge Augen und oft wohlproportionnirte und zarte Gestalten. Ich sehe Bergmädchen mit Gemüsekörben auf den Markt kommen die ganz charmant sind, und unter den Schulkindern Knaben wie Mädchen mit so offenem, sinnigem und lebensvollem Blicke, dabei mit so gerader und graziöser Haltung, wie alles Dies nur bei Menschen der Fall sein kann die sich frei wissen.“ 5.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 14. —— 16. Januar 1850.


## Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Wenn die wahre Aufgabe einer Geschichte der rechtsphilosophischen Wissenschaft nicht blos dahin geht das Princip und die Methode der einzelnen Theorien, Systeme und Doctrinen als solche kennen zu lernen, sondern zugleich und vorzugsweise möglichst aufzudecken und bemerklich zu machen wie das eine System aus dem andern hervorgegangen, dessen Variation, Gegensatz, Consequenz in mehr oder weniger Vollkommenheit oder Mangelhaftigkeit geworden, damit zuletzt die Doctrinen der Gegenwart als nothwendige Ergebnisse aller frühern Forschungen erscheinen, und trotz ihrer Verschiedenheit und Widersprüche die Voraussetzungen einer höhern versöhnenden Einheit insichtragen, die allerdings erst in einer folgenden Zeit durch ein neues System in concreter Weise zur Erscheinung zu kommen vermag — dann hat Kaltenborn in dem vorliegenden Werke mit rühmlichem Eifer den Weg eingeschlagen der in beiderlei Hinsicht zur Lösung dieser Aufgabe in ihrer jetzt schon möglichen Vollkommenheit führen kann. Viel ist noch auf dem Gebiete der Literargeschichte der Wissenschaft des natürlichen oder philosophischen Rechts zu thun, und willkommen muß dann jeder Beitrag dazu den Freunden derselben sein. Namentlich aber fehlt es fast noch gänzlich an Specialgeschichtswerken über einzelne wichtige Epochen in der Entwickelung der naturrechtlichen Disciplin. Und doch liegt es am Tage daß gerade solche monographische Arbeiten zum tiefern Ergründen der Literargeschichte des Naturrechts von großem Werthe sein werden. Es sind dergleichen Specialstudien für die principielle Erforschung des historischen Stoffs, der für die Literargeschichte dieser Wissenschaft in den einzelnen Theorien über dieselbe liegt, von der größten Bedeutung, damit der innere Entwickelungsproceß derselben wie ihre lebendige Verknüpfung miteinander aufgedeckt werden könne. Die Schriftsteller welche sich mit der Geschichte der Rechtsphilosophie beschäftigt haben übergehen gemeiniglich besonders die frühern Perioden der ersten Entwickelung derselben entweder gänzlich mit Stillschweigen, oder geben darüber höchstens einige Bemerkungen in aller Kürze. Allerdings gab es im Zeitalter der alten Griechen und Römer und im Mittelalter noch keine eigene und selbständige Naturrechtswissenschaft, indessen liegen doch hier die Keime und Wurzeln derselben mehr oder weniger schon versteckt da, und es wird Niemand leugnen daß zum wahren und vollen Verständniß einer Disciplin in ihren Blättern, Zweigen, Aesten, Blüten und Früchten die Erkenntniß von ihren ersten Triebkräften, von ihren Keimen und Wurzeln nöthig ist. Gleichwol besitzen wir für diese frühern Epochen noch immer keine Specialgeschichten. Ebenso ist die erste Erhebung der Naturrechtsdisciplin im Zeitalter der Reformation bisher ziemlich unbeachtet geblieben, wiewol mit großem Unrecht. Die anfangs freilich fast ausschließlich in der Praxis wie in der Theorie religiös auftretende Reformation gewann bald für das praktische Leben eine politische Bedeutung, und es dauerte nicht lange, so zeigten sich die Spuren der neuen Geistesrichtung auf die mannichfaltigste Weise auch in den politischen Ansichten der Zeit, und übten namentlich einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gelehrten aus welche in jener Zeit das alte jus naturae et gentium bearbeiteten. Gewöhnlich bezeichnet man Hugo Grotius als den Vater der principiellen Rechts- und Staatslehre, sowie des (positiven) Völkerrechts nach dieser neuen Erhebung der Wissenschaft. Aber bereits 100 Jahre vor ihm war eine Wissenschaft des Naturrechts entstanden, indem schon im Reformationszeitalter sich Schriftsteller im Geiste der neuen Lebensrichtung erhoben hatten. Es war der mittelalterliche Standpunkt in der Rechts- und Staatsauffassung nicht erst durch Grotius bekämpft und erschüttert worden, sondern schon lange vor ihm waren im 16. und 17. Jahrhundert Autoren sowol auf römischkatholischer als besonders auf protestantischer Seite aufgetreten welche den neuen Geist der Zeit auf dem Gebiete des Rechts und Staats zu erfassen und wissenschaftlich darzulegen versuchten. Schon ein Jahrhundert vor der ersten Ausgabe des berühmten Grotius'schen Werks im J. 1625 waren die ersten selbständigen Werke über Naturrecht im Druck erschienen. Dem Grotius bleibt zwar der Ruhm alle seine Vorgänger überflügelt, und in ungleich entschiedenerer Weise als diese den politischen Geist der neuen geistigen Richtung in diese Disciplin hineingetragen zu haben: aber jene seine Vorläufer sind doch die ersten Begründer einer selbständigen Natur-

rechtswissenschaft. Sie betraten, wenn auch in unvollkommenerer Weise, dieselbe, von der mittelalterlichen Schule sich abwendende neue Bahn, die der berühmte Verfasser des „Jus belli ac pacis" in diesem seinem Werke nicht erst anbrach, sondern blos zu einem mächtigen Umschwunge verhalf. Grotius wird demnach zwar nicht für den eigentlichen Vater der Disciplin des jus naturae et gentium gelten können; aber er war der Epochenmann für die erste Erhebung und Blüte dieser neuen Wissenschaft in Folge der reformatorischen Geistesbewegung im 16. und 17. Jahrhundert. Jene Vorläufer des Grotius waren aber nicht blos protestantische, sondern auch katholische Schriftsteller. Denn wenn die erstern allerdings in stärkerer und consequenterer Weise auf dem festen Fundamente protestantischer Glaubensfreiheit ihre neue doctrinelle Ansicht vom Naturrecht aufrichteten, so wurden doch auch die der katholischen Kirche angehörenden Gelehrten von dem neuen Geiste der Zeit wider Wissen und Willen ergriffen, sodaß sie nicht umhinkonnten ihren naturrechtlichen Erörterungen eine gewisse Färbung und Beimischung der neuen politischen Lebensanschauung und Lebensauffassung zu geben. Doch ist, wie natürlich, die neue Richtung der Naturrechtswissenschaft ungleich mehr und besonders organischer und harmonischer bei den protestantischen Autoren zu finden. Denn die katholischen tragen mehr einen zweideutigen Charakter. Völlig erheben sich zwar beide nicht über die mittelalterlichen Ansichten, sodaß in dieser Beziehung ihr beiderseitiger Charakter als ein bornirter sich kundgibt; aber die Protestanten suchen sich doch in Uebereinstimmung mit ihren religiösen Principien und in Bezug auf die rechtliche und namentlich naturrechtliche Anschauung von dem mittelalterlichen Standpunkt mit einer gewissen Bestimmtheit und Folgerichtigkeit loszureißen, und wenn sie in diesen ihren Versuchen auch nicht immer ganz glücklich sind, so treiben und schießen gleichwol überall durch ihre naturrechtlichen Untersuchungen hindurch die Keime und Halme der neuen Naturrechtsauffassung hervor, wie dieselbe nachher von Grotius mit noch mehr Bestimmtheit, Klarheit und Entschiedenheit entwickelt und gepflegt worden sind. Demnach erscheinen die protestantischen Schriftsteller in diesem Fach als die eigentlichen Träger und Repräsentanten der neuen Naturrechtswissenschaft, während die katholischen als die letzten Ausläufer der mittelalterlichen Rechtsansicht bezeichnet werden mögen, die gegen die neue Richtung reagiren ohne sich gegen dieselbe durchaus verschließen zu können.

Kaltenborn hat es nun in dem vorliegenden Werke unternommen diese ersten Keime einer selbständigen Wissenschaft des Naturrechts aufzudecken, und diese Vorläufer des Hugo Grotius im Reformationszeitalter einer genauern kritischen Betrachtung zu unterwerfen. Da jene Keime der Naturrechtsdisciplin die dem Zeitalter der Reformation entsprößten die wahren Grundlagen für die nachfolgende Entwickelung und Gestaltung dieser Doctrin im 17., 18. und 19. Jahrhundert geworden sind, und auch für den dermaligen Standpunkt der Rechtsphilosophie das eigentliche Fundament bilden, so werden die literarhistorischen Forschungen über das Naturrecht jenes Zeitalters nicht etwa ein blos antiquarisches, sondern auch ein wahrhaft praktisches Interesse darbieten, und dürften geradezu geeignet sein über die wahren Principien der heutigen Rechtsphilosophie aufzuklären, mithin auch Gesichtspunkte zu gewinnen von welchen aus die gegenwärtigen Kämpfe und Streitigkeiten auf diesem Gebiete vielleicht einer versöhnenden Beendigung entgegengeführt werden könnten, und somit die jetzige Krisis und Gährung der Naturrechtswissenschaft auf principielle Weise zu überwinden wäre. Unser Verf. ist indessen so bescheiden bei seiner jetzigen Arbeit lediglich das Verdienst in Anspruch zu nehmen blos Andeutungen gegeben zu haben wie eine solche principielle Lösung und Versöhnung in dieser Disciplin an der Hand der im Reformationszeitalter ins Leben getretenen Principien zu versuchen sei, und Andere dazu aufzuregen. Jedenfalls aber erscheint es, auch abgesehen von den sanguinischen Hoffnungen daß Dies schon in unserer Zeit gelingen werde, an und für sich wissenschaftlicher Anstrengung werth einen so wichtigen Zeitpunkt naturrechtswissenschaftlicher Entwickelung, einen solchen Wendepunkt dieser Disciplin auf Grundlage einer ganz neuen im Reformationszeitalter gewonnenen Lebensanschauung und Lebensauffassung einmal einer genauen Beobachtung und kritischen Beleuchtung zu unterwerfen, um besonders die ersten Spuren einer selbständigen Wissenschaft des jus naturae darzulegen, was immer für eine historische Entwickelung dieser Wissenschaft von der größten Wichtigkeit sein muß.

Unter den Vorläufern des Grotius erscheinen besonders drei deutsche protestantische Schriftsteller über alle ihre Zeitgenossen hervorragend. In Uebereinstimmung mit den neuen religiösen und politischen Ideen welche ihre Zeit und namentlich Deutschland damals bewegten, können sie als die ersten Systematiker des jus naturae et gentium gelten. Sich specifisch von den gleichzeitigen römisch-katholischen Gelehrten in diesem Fache unterscheidend, sind sie besonders als die eigentlichen Vorgänger des Grotius nach dessen innerster Wesenheit und moderner Eigenthümlichkeit anzusehen. Es sind dies Oldendorp, Hemming und Winkler, welche zwischen 1539—1615 ihre Schriften veröffentlichten. Die große Bedeutung dieser drei Autoren in der Geschichte des Naturrechts ist bisjetzt völlig verkannt worden. Im vorigen Jahrhundert blieben sie kaum beachtet. Der Glanz des Grotius blendete die gelehrten Forscher dermaßen daß sie die ersten Keime und Spuren der Grotianischen Auffassung in jenen Schriftstellern nicht entdeckten. Ihr eigentlicher Werth und wahrer Charakter wurde bis auf die neueste Zeit wenig auch nur geahnt. Kaltenborn hat der Charakterisirung ihres wissenschaftlichen Standpunkts die gründlichsten Untersuchungen gewidmet, und in dem vorliegenden Werke ihre Stellung zum Mittelalter, zu ihren Zeitgenossen, endlich aber zu dem nachfolgenden Grotius und zur ganzen spätern Entwickelung der natur- und völkerrechtlichen Theorie, insbesondere auch zur Ge-

genwart aufs befriedigendste dargelegt. Er liefert hier eine umfassende und detaillirte Darstellung der Literargeschichte des Natur- und Völkerrechts, sowie der Politik im Reformationszeitalter vor Hugo Grotius, vornehmlich zu dem Zwecke die gelungensten literarischen Arbeiten jener Zeit auf diesem Gebiete der Wissenschaft, welche eben in den Werken der obengenannten drei Gelehrten vorliegen, ins rechte Licht zu stellen. Zu dem Ende aber mußte es angemessen, ja nothwendig erscheinen eine Uebersicht über die ganze frühere und spätere Geschichte dieser Disciplin vorauszuschicken um den Standpunkt derselben in damaliger Zeit richtig würdigen zu können. Es kam ihm jedoch bei seinen hierauf bezüglichen literarhistorischen Forschungen hauptsächlich darauf an den principiellen Gang der naturrechtlichen Auffassung in den verschiedenen Zeitaltern hier blos im Allgemeinen anzudeuten, und die Stellung des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit zu dem Reformationszeitalter mit den Ansichten dieses letztern vom Naturrecht wissenschaftlich zu bestimmen, und der Unparteiische wird nicht anders urtheilen können als daß ihm diese schwierige Arbeit vortrefflich gelungen ist. Da die Werke der drei oben gedachten vorzüglichsten Schriftsteller auf dem naturrechtlichen Gebiete aus dem Zeitalter der Reformation, die hier auch vorzüglich in Betracht kommen müssen, aus mancherlei Ursachen gegenwärtig so selten geworden sind, daß sie, wenn sie auch nicht gerade zu den libris rarissimis gezählt werden, doch kaum noch in einer Bibliothek beisammen anzutreffen sein dürften: so wird die hier in einem Anhange ihrem wesentlichen Inhalte nach beigefügte neue kritische Ausgabe derselben im Originaltexte den Freunden der Literargeschichte des Natur- und Völkerrechts ein nicht unwillkommenes Geschenk sein.

Die gegenwärtige mit Einschluß der Vorrede 408 Seiten füllende Arbeit Kaltenborn's wird auf dem Titelblatt als erster Band von Beiträgen bezeichnet welche er „Zur Geschichte des Natur- und Völkerrechts sowie der Politik" zu liefern beabsichtigt. In diesem ersten Bande finden sich auch schon die Grundzüge sowol für einen zweiten („Geschichte des Alterthums und des Mittelalters") als auch für einen dritten Band („Geschichte der Neuzeit seit Grotius") entworfen. Der Verf. hat mit dem Reformationszeitalter angefangen, weil in diesem die ersten Keime zu einer selbständigen Wissenschaft der Rechtsphilosophie hervorgesproßt sind, und er geglaubt hat somit möglichst aus dem Centrum der ganzen Entwickelung der neuern Zeit heraus die verschiedenen literarhistorischen Erscheinungen auf dem politischen Gebiete am besten würdigen zu können. Der Raum d. Bl. gestattet es dem Ref. nicht sich ausführlicher über die so dankenswerthen Leistungen dieses scharfsinnigen Forschers in der Literargeschichte der Naturrechtswissenschaft auszulassen. Am umständlichsten hat er sich hier seinem nächsten Zwecke gemäß mit einer Darstellung des großen und vielfältigen wichtigen Einflusses befaßt den die Reformation auf die naturrechtlichen Ansichten und Lehren geübt, und es werden die Schriftsteller jenes Zeitalters auf diesem Gebiet, sowol die katholischen als die protestantischen, der Reihe nach aufgeführt und frei von allen Vorurtheilen charakterisirt. Alles was von ihnen in dieser Beziehung geleistet worden findet sich hier aufs gründlichste erforscht und kritisch beleuchtet. Aber auch die hier vorläufig blos übersichtlich gegebene kurzgefaßte Darstellung der Geschichte der Rechtsphilosophie in den der Reformationsepoche vorhergegangenen Zeitperioden des Alterthums und des Mittelalters, sowie in den nachfolgenden der Neuzeit bis auf unsere Tage herab ist so voll von eigenthümlichen Forschungen und interessanten Betrachtungen, daß jeder Sachkenner der von dem nämlichen verdienten Verfasser in Aussicht gestellten baldigen Erscheinung der zwei nachfolgenden Bände dieses Werks, welche weitern Ausführungen dieses Themas gewidmet sein werden, mit Begierde entgegensehen muß.

**F. Murhard.**

---

## Goethe's Erlkönig am Himalaja.

Wir glauben Denen welche dem Genius der Sprachen folgen, ihre Verwandtschaftszüge belauschen, keine unwillkommene Gabe zu bieten in einem kleinen Juwel von Uebersetzung, welches beweist daß eine solche das treueste Echo sein kann. Wir haben hier keine Copie eines Originals, sondern ein Spiegelbild, das eigentlichste Leben selbst, nur von fremdem Grunde widergestrahlt. Vielleicht mag es die Theilnahme für die folgenden Zeilen vermehren wenn wir hinzufügen daß sie am Fuße des Himalaja entstanden, ganz nahe jenem „Rhododendrum-Paß", wo die Alpenrosen zu Bäumen erblüht sich in glühendem Purpur auf dem silbernen Schneegebirge zeichnen. Die Verfasserin hatte ihren in Indien commandirenden Gatten dorthin begleitet, und will uns vergönnen, unter Verschweigung des Namens, das übertragene Gedicht mitzutheilen:

The Erlking.

Who rides so late, while winds blow wild?
It is a father with his child,
The boy rests on his father's arm,
Who holds him close, and keeps him warm.

My child, there's anguish on thy brow.
Father, dost see the Erlking now?
The Erlking, with his crown and tail.
My son, 'tis the shadows of evening pale.

Thou darling child, come, go with me
The fairy's game I'll play with thee,
For us the flowers will their bloom unfold,
And my mother will clothe thee in robes of gold.

My father, my father, and dost thou not hear,
What the Erlking whispers so soft in mine ear?
Be still, be still, my darling child,
T'is the rustling of leaves midst the storm so wild.

Wilt thou come, dear boy, will thou come with me?
My daughters will guard, and watch o'er thee,
My daughters their nightly revels keep
And they 'll rock thy young cradle, and sing thee to sleep!

My father, my father, and seest thou not
The Erlking's daughters, in yon dark spot?
Rest thee, my child, full well do I see
The shadowy form of the willow tree.

I love thee, thy beauty enchanteth my heart,
Thou resistest me still, thou must now feel my dart.
My father, my father, I'm now in his power,
The Erlking has struck me, and wounded me sore.

The father shudders, and rides swiftly on,
He holds on his arms his suffering son,
He arrives at his home with fear and with dread;
In his father's arms the child lies dead. 9.

## Bibliographie.

Böttger, A., Agnes Bernauer. Dramatisches Gedicht. 3te Auflage. Leipzig, O. Klemm. 16. 20 Ngr.

— — Gedichte. 5te Auflage. Mit Portrait. Ebendaselbst. 16. 2 Thlr.

— — Ein Frühlingsmärchen. Gedicht. 3te Auflage. Ebendaselbst. 16. 22½ Ngr.

— — Till Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht. Ebendaselbst. 16. 22½ Ngr.

Bunge, F. G. v., Einleitung in die liv-, esth- und curländische Rechtsgeschichte und Geschichte der Rechtsquellen. Reval, Koppelson. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Douai, C. D. A., Pragmatisch-synchronistische Tabellen zur Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Ein Hilfsmittel beim Studium der Kirchengeschichte. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, Westermann. 1849. Folio. 20 Ngr.

Förster, H., Gesammelte Kanzelvorträge. 1ster und 2ter Theil. — A. u. d. T.: Der Ruf der Kirche in die Gegenwart. Zeitpredigten. 2te vermehrte und verbesserte Ausgabe. Zwei Bände. Breslau, Hirt. 1849. Gr. 8. à 1 Thlr. 7½ Ngr.

— — Ein Umblick von der Warte der Zeit. Anhang zur 1sten Auflage der Zeitpredigten: Der Ruf der Kirche in die Gegenwart. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Freudenberg, C., Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von seinem Bruder. Löbau, Dümmler. 1849. 8. 15 Ngr.

Gabriel, W., Die Künste. Cyclus poetischer Erzählungen. Hamburg, Jowien. 8. 12 Ngr.

Gaihan's [Karl Gützlaff's] chinesische Berichte, von der Mitte des J. 1841 bis zum Schluß des J. 1846. Herausgegeben von dem Vorstande der Chinesischen Stiftung. Cassel, Hotop. Gr. 8. 20 Ngr.

Gröben, Ida, Gräfin von der, Die Liebe zur Wahrheit. Andeutungen. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 2 Thlr.

Hosse, F., Hiob, ein erbauliches dramatisches Gedicht für unsere Zeit, nach dem hebräischen Originale bearbeitet. Elberfeld, Hassel. 1849. Gr. 12. 10 Ngr.

Jacobi, J. L., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1ster Theil. Berlin, C. G. Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moore, G., Die Macht der Seele über den Körper. In Beziehung auf Gesundheit und Sittlichkeit dargestellt. Nach der 4ten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Perle unter den Tagen. Oder der Segen des Sonntags für den Arbeiter und den Landmann. Von einer Gärtners-Tochter. Aus dem Englischen von H. L. Sebald. Mit einer Selbst-Biographie der Verfasserin. 3te Auflage. Berlin, Hertz. 1849. 8. 4 Ngr.

Sophokles. Von J. J. C. Donner. Zwei Bände. 3te neu bearbeitete Auflage. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 26 Ngr.

Stein, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. In drei Bänden. 1ster Band. Zwei Abtheilungen. — A. u. d. T.: Der Begriff der Gesellschaft und die sociale Geschichte der französischen Revolution bis zum J. 1830. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Stier, R., Jesaias, nicht Pseudo-Jesaias. Auslegung seiner Weissagung Kap. 40—66. Nebst Einleitung wider die Pseudo-Kritik. 1ste Lieferung. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 1 Thlr. 13 Ngr.

Tholuck, A., Das Alte Testament im Neuen Testament. Ueber die Citate des Alten Testaments im Neuen Testament und über den Opfer- und Priesterbegriff im Alten und Neuen Testamente. Neue Ausarbeitung. 3te Auflage. Hamburg, F. Perthes. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

## Tagesliteratur.

Boeckh, A., Festrede auf der Universität zu Berlin am 15. Oct. 1849 gehalten. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 4. 7½ Ngr.

Braß, A., Das neue Lied vom blutigen Kaiser. Nach einer wahren Begebenheit, so sich zugetragen hat in den Landen Oestreich im Jahre des Herrn 1848 nebst einer Hinweisung auf die göttliche Gerechtigkeit. In schöne Reime gebracht. Berlin, Lassar. 1849. Gr. 8. 1 Ngr.

Entwurf eines allgemeinen Unterrichts-Gesetzes für die Herzogthümer Schleswig-Holstein, vorgelegt von der am 2. Octbr. 1848 in Kiel zu der Entwerfung desselben gewählten Commission. Oldenburg, Fränckel. 1849. Gr. 12. 3 Ngr.

Freimund, A., Politisches Volksbüchlein. Mainz, Wirth Sohn. 1849. Gr. 12. 3 Ngr.

Glockenruf zum Fürsten-Congresse. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. Gr. 12. 10 Ngr.

Harkort, F., Bemerkungen über die Grundsteuer-Ausgleichung. Berlin, Reimarus. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Kurz, A., Geschichte des ungarischen Freiheitskampfes oder Zusammenstellung der historischen Begebenheiten in Ungarn vom 15. März 1848 bis 14. Aug. 1849. Glogau, Flemming. 1849. 8. 7½ Ngr.

Licht- aber auch arge Schatten-Seite der Jagdverhältnisse Bayerns in den J. 1848 und 1849 von einem bayerschen Forstmeister. Regensburg, Pustet. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Lüttichau, Graf, Erinnerungen aus dem Straßenkampfe, den das Füsilier-Bataillon 8. Infanterie-Regiments (Leib-Infanterie-Regiment) am 18. März 1848 in Berlin zu bestehen hatte, und die Vorgänge bis zum Abmarsche desselben am 19. Vormittags 11 Uhr. 2te vermehrte Auflage nebst einer historischen Skizze als Anhang. Berlin, Brandis. 1849. 8. 6 Ngr.

Die Schlacht bei Fredericia am 6. Juli 1849. Hauptsächlich nach den beiderseitigen officiellen Rapporten dargestellt von einem dänischen Officier. Mit 1 Karte. Kopenhagen, Reitzel. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Schreiben eines konservativen Schweizers an einen Deutschen Staatsmann über die gegenwärtigen Verhältnisse der Schweiz zum Auslande und insbesondere zu Deutschland. Zürich, Schultheß. 1849. 8. 3 Ngr.

Dr. Gottlieb Christian Schüler, Oberappellations-Gerichtsrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Jena, Abgeordneter bei der constituirenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Ein Lebensbild. Mit Schüler's nach einer Photographie gezeichnetem Portrait. Jena, Mauke. 1849. 4. 3 Ngr.

Truelle, J. R., Für jeden Christen höchst nothwendige Aufklärungen über die allein wahre Todesart Jesu Christi. Ein unentbehrlicher Beitrag zum Verständnisse des Werkchens: Wichtige, historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nicht aus einem alten Manuscripte, sondern aus Profan-Schriftstellern und Vernunft-Gründen nachgewiesen. 3te unveränderte Auflage. Regensburg, Manz. 1849. 8. 15 Ngr.

Weineck, U. W., Predigt im neuen evangelischen Bethause zu Teplitz gehalten am 16. Trin.-Sonnt. den 16. Sept. 1849. 1ste bis 3te Auflage. Döbeln. 1849. 8. 2 Ngr.

Zur Beherzigung der bayerschen Staats-Regierung. Ein Beitrag zur Lösung der von Sr. Maj. König Maximilian II. gegebenen Preisfrage durch Erzielung besserer und wohlfeilerer Biere in Bayern und speciell in München. München. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 15. —— 17. Januar 1850.


## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

### Vierter Brief.

Man sagt: all das Sprechen, Schreiben, Drucken über die Armuth hilft den Armen zu Nichts. Ich gehe noch weiter und behaupte: es sei mittels Aufstellung und Anpreisung falscher Grundsätze und zweckwidriger Mittel den Armen oft großer Schaden gethan worden. Dessenungeachtet wird durch immer wiederholte Vergleichung, Bestätigung und Widerlegung der hierhergehörigen Theorien und Erfahrungen die Wahrheit zuletzt gefördert, und bei rohen Völkern (wo von dem Allen nicht die Rede ist) findet man noch mehr Noth und weniger Trost.

Wir sahen daß es nicht zum Ziele führt wenn man das Almosengeben verbietet und wenn man es übermäßig steigert; es ist in keiner Abstufung ein Universalmittel. Als ein Ergebniß gründlicherer Forschung und mit noch größerer Zuversicht wird uns als unfehlbares Mittel zugerufen: „Gebt den Armen Beschäftigung!" Gewiß geht dieser Vorschlag tiefer auf die Sache selbst ein als das bloße Almosengeben; allein eben deshalb wird auch die Anwendung schwieriger und verwickelter. Zuvörderst gibt es eine zahlreiche Classe von Hülfsbedürftigen die nicht im Stande sind zu arbeiten. Für diese muß man also in ganz anderer Weise sorgen, und nur feststellen daß Arbeitsfähige sich nicht aus Faulheit in diese Classe der Arbeitsunfähigen einschmuggeln. Nicht minder wird man sich auch in Hinsicht auf die Fähigen überzeugen müssen daß Arbeit so wenig die Armuth ganz vertilgt als man durch Arznei jede Krankheit heilen kann. In vielen Fällen fehlt es weder an Beschäftigung noch Fleiß, aber die Noth entsteht aus ganz andern Gründen, und der Ertrag reicht nicht hin die anderswoher übertrieben gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn ein Schneidergesell zehn, noch obenein ungesunde, Kinder in die Welt setzt, wie kann er sie da mit seiner Nadel ernähren. Ja es gibt ganze Gewerbsarten (wie die Handweberei) welche zur Erhaltung einer Familie nicht mehr hinreichen, und nur mit andern gesunden Beschäftigungen verbunden, in den Mußestunden mit Vortheil können betrieben werden.

Es ist eine Grundregel und muß es bleiben, daß jeder Einzelne durch eigenes Bemühen am besten Beschäftigung findet. Nur in ganz außerordentlichen Fällen kann von dieser, aus der persönlichen Freiheit hervorgehenden, Regel eine vorübergehende Ausnahme gemacht werden. Mag das Eingreifen von Behörden nach einer Seite hin nützlich wirken, so thut es nach der andern schon ebenso viel Schaden als es störend in den Privatverkehr hineingreift und ihn beschränkt. Will man aber ganze Massen von Armen in Genossenschaften vereinigen und unter Aufsicht arbeiten lassen, so vergrößern sich die Schwierigkeiten und Nachtheile, und man befindet sich in der Nähe der Arbeitshäuser (workhouses), von denen später die Rede sein wird.

Der Gedanke: daß der Staat jedem Einzelnen Arbeit verschaffen und dafür als Bürge einstehen solle, verkennt die Bestimmung des Einzelnen wie des Staats, erregt trügerische Hoffnungen, steckt sich ein unerreichbares Ziel vor, und erhöht die Uebel in dem Maße als man sich diesem Ziele zu nähern scheint. Daher sagt Naville *):

> Man könnte ebenso gut versuchen einen Felsbach in dem engen Bette seines Hundstagslaufes zu erhalten als mit den zu Gebote stehenden Mitteln ein Elend zu bannen dessen Anwachs, Wechsel und Ziel sich gar nicht messen läßt. Und doch beruhen alle Versprechungen gewerblicher Armenanstalten auf derlei Grundlagen! Die Aufgabe allen Hülfsbedürftigen angemessene Beschäftigung zu verschaffen ist unlösbar.

Das Vorstehende wird ungeachtet seiner Kürze zu dem Beweise hinreichen: daß weder Almosen noch Beschäftigungsvertheilung genügende, allgemein wirksame Mittel sind Armuth und Elend auszurotten. Betrachten wir jetzt einen gewissermaßen aus beiden Bestandtheilen erwachsenden und zusammengesetzten Hülfsweg, nämlich die Arbeitshäuser (workhouses). Almosen nämlich ohne zugleich auferlegte Thätigkeit beförderte nur zu oft die Faulheit, und Beschäftigungsvertheilung an Unzählige ohne weitere Aufsicht war geradehin unmöglich. Man gedachte also Arbeitshäuser zu gründen, welche milder Zuschüsse bedürfen, weil sie sich durch eigenen Erwerb fast niemals erhalten und noch weniger erbauen lassen, und verband damit ein Mittel den Andrang zu

*) Naville, I, 250.

ermäßigen und zu eigener freier Thätigkeit hinzuweisen. Trotz aller sentimentalen, aber irrigen, Rügen mußte nämlich der Aufenthalt im Arbeitshause unangenehmer sein als das Draußenleben des freien Arbeiters.

Ich kann hier den Hauptinhalt der ältern und neuern englischen Armengesetze als bekannt voraussetzen, und füge nur hinzu, daß zum Lobe der letztern bemerkt wird *): es hätten seitdem die Sparkassen zugenommen, die Sterblichkeit und die allzu frühen Heirathen der Arbeiterclassen aber abgenommen. In Sussex fielen 1834 6160 arbeitsfähige Menschen dem Lande als Almosenempfänger zur Last **); 1835, wo man die Arbeitsfähigen ins Arbeitshaus verwies, blieben hiervon nur 124 übrig. Ebenmäßig fiel in Kent die Zahl von 954 auf fünf. Eine ähnliche Abneigung gegen scharf beaufsichtigende Beschäftigungsanstalten findet sich in Frankreich; und wenn es für Paris weniger der Fall ist, so gilt Dies mit Recht für ein Zeichen des größten Uebels und der größten Gleichgültigkeit. ***)

Der fröhliche Glaube: durch Anlegung der Arbeitshäuser eine völlige Lösung des so schwierigen Räthsels gefunden zu haben, ward aber bald durch wichtige Einreden und traurige Erfahrung gestört. In der nothwendigen Trennung einzelner Personen von ihrer übrigen Familie, in dem Versagen von Taback, Thee und Branntwein sahen Viele eine unmenschliche Grausamkeit, und es zeigte sich die Gefahr daß die eigentliche Bestimmung der Arbeitshäuser schwer festzuhalten und zu erreichen sei, daß sie sich vielmehr entweder in milde Anstalten oder in Zuchthäuser verwandelten. †) Man behauptete ferner: der wenige Muth und die geringe Energie welche Arme vor dem Eintritt ins Arbeitshaus besäßen gehe daselbst ganz verloren, und sie würden unfähig jemals wieder als selbständige Menschen ins Leben einzutreten. Sobald man aber durch unzählige Gründe gezwungen ward auch außerhalb der Arbeitshäuser Unterstützungen zu vertheilen (out door relief), brach das abgeschlossene System auseinander, und die Nothwendigkeit einer Armensteuer schien sich von neuem herauszustellen.

Fast die größte und gutentheils unerwartete Schwierigkeit fand man aber darin die Armen in den Arbeitshäusern zu beschäftigen; weshalb Manche auf den Einfall kamen die Bewohner gar nicht zu beschäftigen, sondern sie mit völliger Faulheit zu — bestrafen. Das hieß denn freilich die Kosten verdoppeln, und sündigen Müßiggang als besserndes Heilmittel verschreiben. Ich will von den Gründen welche jene Schwierigkeit herbeiführen beispielsweise nur einige erwähnen: 1) Es sind sehr Viele bei ihrem Eintritte ins Arbeitshaus zu keiner daselbst möglichen Beschäftigung vorgeübt und zum Erlernen einer neuen ungeschickt, oder sie verlassen das Haus bereits in dem Augenblicke wieder wo sie einige Fortschritte gemacht haben. 2) Verengt sich schon hierdurch der Kreis der aufzugebenden Arbeiten, noch mehr aber durch den lebhaften und gerechten Widerspruch der freien Arbeiter und Handwerker, welche durch Mitbewerbung von Anstalten leiden die wohlfeiler erzeugen können, weil viele der erforderlichen Ausgaben und Bedürfnisse durch außerordentliche Zuschüsse, freie Wohnung, Steuerfreiheit u. dergl. gedeckt werden. Jene Widersprüche hemmten fast in allen Ländern die Thätigkeit und den Erwerb der Arbeitshäuser; ja in Lyon wurden Nonnenklöster zerstört *), weniger aus religiösen Gründen als weil ihre Arbeiten den Preis der freien Arbeit niederdrückten. 3) Verstärkt sich zwar einerseits der Absatz in jenen Arbeitshäusern, weil Manche daselbst aus Mildthätigkeit kaufen; andererseits entsteht aber viel öfter eine Anhäufung von unverkäuflichen Erzeugnissen und die Nothwendigkeit mit der Fabrikation innezuhalten. Besser ist es ländliche Beschäftigungen mit gewerblichen zu verbinden; nur fehlt dazu oft hinreichende Gelegenheit.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen dürfte sein: daß Arbeitshäuser nicht ganz zu entbehren, sondern mindestens für den unsittlichern und faulern Theil der Bedürftigen nothwendig sind; daß sich aber die Armenpflege darüber hinaus erstrecken und auch außerhalb Hülfe gewähren muß. Diese Ausdehnung führt (da freiwillige milde Beiträge in der Regel nicht ausreichen) zu der wichtigen, aber viel bestrittenen Frage über die Armensteuern. Sie sind, besonders durch den ungeheuern Misbrauch welcher bekanntlich damit in England getrieben worden, fast überall in schlechten Ruf gekommen, und insbesondere klagen französische Schriftsteller bei dieser Gelegenheit zugleich über den Protestantismus und die gesammte Staatswirthschaft des Nachbarreiches. Sie vergessen aber daß die Thorheiten der französischen St. Simonisten, Fourieristen, Socialisten, Communisten u. s. w. bis zu Staatsumwälzungen hinangeführt haben, während man in England bei Arbeitshäusern und Armensteuern stehen blieb. Gewiß führte die neue englische Gesetzgebung zu wesentlichen Verbesserungen **), und minderte z. B. die zum Theil sehr schädlichen frühern Ausgaben um 22 Procent. Indeß werden neuere Erfahrungen nicht unbenutzt bleiben, und vielleicht eine gleichmäßigere Vertheilung der Armensteuer herbeiführen. Jetzt nämlich fallen davon auf Grundeigenthum und Bodenrente 62, auf Wohnhäuser 31, auf alles andere Eigenthum nur 7 Procent. Man sieht daß das Einkommen von Gewerbe und Handel aus unzureichenden Gründen und mangelhaftem Herkommen fast ganz freigelassen ist. Mit der Einführung von namentlichen Zwangsarmensteuern pflegen mancherlei üble Folgen fast unausbleiblich einzutreten: 1) die Abnahme freier Gaben; 2) der gefährliche Aberglaube, es sei Pflicht die Armensteuer so lange zu erhöhen bis der Arme sich selbst für

*) Kleinschrod, S. 15, 65.

**) Thornton, „Over-population“, S. 201.

***) Buret, I, 245.

†) Naville, I, 255, 250, 227.

*) Degerando, „De la bienfaisance publique“; Naville, I, [illegible], 211, 215.

**) Kleinschrod, S. 221, 209, 207.

beschädigt hatte und sein vorausgesetztes Recht zu voller Geltung gekommen sei; 3) folgt umgekehrt aus der Foderung einer Zwangssteuer auch die Foderung einer Zwangsarbeit und eines die freie Bewegung der Menschen hemmenden, strengen Arbeits- und Ansiedelungsgesetzes.

Hieraus ergibt sich: daß das Armenwesen große, unausweichliche, durch freie Beiträge nicht zu deckende Ausgaben herbeiführt. Besser dürfte es jedoch sein keine namentliche Zwangsarmensteuer auszuschreiben, dadurch von milden Gaben zurückzuschrecken und ungemäßigte Ansprüche hervorzurufen, sondern die Armenpflege aus andern Einnahmen (in Berlin z. B. aus der Miethssteuer) zu bestreiten.

Noch jetzt bestätigt sich was man schon zur Zeit des Tiberius wußte *): „Ist es ein Gesetz, ein Zwang immer zu geben, so ermattet die Betriebsamkeit und steigt die Sorglosigkeit; nirgend eigene Furcht oder Hoffnung, Alle in Sicherheit fremde Hülfe erwartend, für sich faul und uns zur Last."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Caput V. Apostel und Apostaten. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 7½ Ngr.**

Hinweg mit dieser bluttriefenden Poesie! An jedem Buchstaben klebt ein Mord, und jede Zeile ist im Stande uns die Röthe der Scham und des Zorns in das Gesicht zu jagen! Wie, ihr wollt den Deutschen erziehen, ihr wollt ein einiges, politisch gebildetes Volk, und schnaubet nach Mord, und predigt sicilische Vespern? Das ist bei Gott nicht der rechte Weg, und mag auch euer Blut in Betracht der jetzigen Zustände fieberhaft wallen, ihr werdet nie mit diesem Evangelium des Todschlags Proselyten machen! Gebt uns Beweise, Positives! Ueberzeugt uns daß der germanische Charakter dem französischen ähnlich sei, daß die Gräuel die dort geschehen, die Gewitter die dort die Luft gereinigt auch bei uns der einzig mögliche Weg zum Heile sind! Ihr wollt Gewalt gegen Gewalt setzen, und ruft: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Revolution! ist euer letztes Wort, blutiger, furchtbarer, in ihren Folgen erschütternder als je eine dagewesen; und wenn ihr unterliegt, was dann? Eine neue, furchtbare Nacht wollt ihr heraufbeschwören über Deutschland, dem Moskowiten Thür und Thore öffnen, blos um eurer Eitelkeit gefröhnt, euern Rachegelüsten genügt zu haben. Was kümmert euch das Wohl von Millionen, wenn ihr nur sagen könnt: Seht her, wir sind doch kein Volk von Bedienten!

In dieser ernsten Zeit, wo wirklich Alles zur Entscheidung drängt, und die großen, noch ungelösten Fragen sich schroffer denn je gegenüberstehen, können wir, die Gemäßigt-Liberalen, uns nicht energisch genug gegen jene blutschnaubende Politik erklären; denn wir halten sie für ein Unglück, für eine Thorheit. Die Geschichte wird einst die Thaten der jetzigen Gewalthaber richten: doch haben sie den Schein des Rechts für sich, und urtheilen nach dem Buchstaben von vergilbten Pergamenten. Wir aber, denen das Wohl des Volks das höchste Gesetz sein soll, dürfen den Regungen einer unzeitigen und unklugen Rachsucht kein Gehör geben, und nicht uns kommt es zu den Grundsatz zu verificiren daß es in der Politik kein Verbrechen gebe. Wenn der Reimchronist gleich im Anfang des ersten Capitels den Fürsten zuruft:

> Denn dieses Jahr war nur die Schule,
> Fegfeuer nur! Zum Höllenpfuhle
> Seid ihr verdammt die ihr indessen
> Nichts habt gelernt, und Nichts vergessen —

so gilt Dasselbe noch mehr von ihm. Die Geschichte der Gironde ist an ihm verlorengegangen, und er vergaß daß die Vorsehung mit den Cromwell und Napoleon zu geizen pflegt.

Doch wir nehmen vielleicht eine Schrift zu ernst die sich zuerst in dem harmlosen Gewande des Scherzes präsentirte, wenngleich auf ihren Debit in Oestreich eine zwölfjährige Zuchthausstrafe gesetzt ist. Der Pfaffe Mauritius ist den muntern Spielen der leichtgeschürzten Muse nicht abhold, und hat Etwas von Abraham a Sancta Clara an sich. Den blutigen Ernst der Gegenwart durch stürmische Diatriben zu versinnlichen lag offenbar nicht im Charakter des Buchs. Weit eher hätten wir zur consequenten Durchführung desselben eine bittere und schneidende Ironie am Platze gefunden. Er selbst rechtfertigt unsern Ausspruch durch die Schlußverse des vorliegenden Capitels:

> Lebt wohl! Und dieses erste Buch
> Der Chronik, das ich mit Lachen begann,
> Ich schließ' es als betrübter Mann.
> Den Völkern Segen, den Fürsten — —
> So schließ' ich dieses erste Buch.

Auch wir empfehlen uns dem Dichter. Es wäre sündlich mit einem Mann der Kirche zu rechten.

Die Knittelverse dieser „Reimchronik" sind zu bekannt um sie vom ästhetischen Standpunkte zu besprechen. 10.

*) Tacitus, „Annalen", II, 33.

---

**Papst Johannes' XXIII. Charakteristik und letzter Wille.**

Baldassar Cossa ist einer der verrufensten Päpste gewesen. Mögen auch die Anklagepunkte die man ihm auf dem Kostnitzer Concil entgegenhielt noch so übertrieben gewesen sein: des Mannes moralischer Unwerth unterliegt denn doch keinem Zweifel. Unter den Zeitgenossen waren indeß Viele geneigt ihn mit günstigern Augen anzusehen: die politische Ansicht vom Papstthum, welche sogar in unsern Tagen, bei Pius' IX. jüngsten Ereignissen, in Italien die religiöse Betrachtung überwogen hat, und zum Theil noch überwiegt, erkannte in Johannes XXIII. nicht das Ungeheuer als welches er wol in Concurrenz mit Alexander VI. geschildert worden ist. Die Italiener waren von jeher geneigt seiner politischen Gewandtheit ihr Recht widerfahren zu lassen, und betrachteten ihn eben als einen Souverain wie die Anjou und Visconti. „In temporalibus magnus, in spiritualibus vero nullus omnino atque ineptus" charakterisirt ihn Lionardo Aretino, der florentinische Staatssecretair. In Florenz hatte Cossa viele und berühmte Anhänger und Freunde, unter ihnen Bartolommeo Valori, Niccolò da Uzzano, Giovanni und Cosimo de' Medici — Männer die zu den Ersten des Gemeinwesens gehörten. In dem Leben Bartolommeo Valori's, welches von Luca della Robbia, einem Verwandten der bekannten Bildhauer, verfaßt, und vor nicht langer Zeit im florentiner „Archivio storico Italiano" gedruckt worden ist, findet sich folgende Charakteristik des Mannes, aus welcher nebenbei hervorgeht wie untergeordnet die kirchlichen Rücksichten im 15. Jahrhundert waren, und wie die reformirenden Bestrebungen gerechtfertigt erschienen:

„Unter den Großen des Reichs (Neapels) ist Baldassar Cossa zu nennen. Es waren viele Talente und Gaben (virtù) in diesem Manne, den man wol als ein Beispiel des Schicksalswechsels hinstellen kann. Als Knabe legte er sich auf das Studium, und brachte es durch seine Anstrengung in den Wissenschaften so weit daß er nicht nur berühmter Dichter und Redner, sondern auch ein ziemlich guter Philosoph ward. Dann wandte er sich plötzlich ganz andern Dingen zu, ließ die Studien liegen, wurde Kriegsmann, und übte sich in den Waffen dermaßen daß er bald unter den ersten Hauptleuten in Italien genannt ward. Gleich zu Anfang schon legte er schöne

Proben ab, und befand sich bei mehr denn einer Waffenthat wo er siegreich blieb, wovon ich Beispiele anführen könnte, führte es mich nicht zu weit von meinem Zwecke ab. Es genüge zu sagen daß Cossa, nach manchem Hin- und Herziehen mit seinen bisherigen Verhältnissen nicht mehr zufrieden, auf das Erlangen kirchlicher Würden zu sinnen begann, und sich das Papstthum in den Kopf setzte. So ließ er denn das Kriegführen beiseite, gab sich ganz der Religion hin, und erreichte in kurzer Zeit seinen Zweck. Dieser Papst liebte und schätzte sehr unsern Bartolommeo Valori, wie er auf verschiedene Weise an den Tag legte. Und da er, nun Papst Johann XXIII. genannt, zu dem Concil berufen ward, nach dem alten Ritus, gemäß welchem in unserer Väter Tagen von Zeit zu Zeit eine Kirchenversammlung berufen ward um die Bedürfnisse der heiligen Kirche zu besprechen, und von Cardinälen und andern Würdenträgern die Lebensweise der Päpste untersuchen zu lassen, so beschloß er hinzugehen, obgleich er sich dem Ruf auf irgend eine Weise hätte entziehen können. Entweder vertraute er dem Glück zu viel, oder verließ sich zu sehr auf sein Wissen. Doch wollte er hierüber, wie er bei allen wichtigen Anlässen zu thun pflegte, Bartolommeo's Ansicht hören. Da er nun auf seiner Reise nach Florenz kam, wo er sehr ehrenvoll empfangen ward, und im Kloster degli Angeli wohnte, besuchten ihn die Medici und andere angesehene Bürger, unter ihnen Bartolommeo. Nach den gewohnten Ceremonien soll er nun mit diesem ins Nebenzimmer gegangen sein um mit ihm zu reden. So kamen sie aufs Concil, und Valori, um seine Meinung befragt, rieth dem Papste sehr von der Reise ab, indem er bemerkte: Dies sei keine Zeit die päpstliche Autorität an einem Orte zu gefährden wo so viele ihm bereits als unruhig bekannte Köpfe zusammen wären, welche die Welt gern das Unterste zuoberst kehren würden, abgesehen davon daß hoher Rang immer Neid errege. Alle Gründe zusammenfassend drang er sodann in ihn nicht weiter zu gehen, und schlug ihm einen Ausweg vor. Am Ende aber konnte er aus dem Papst keine andere Antwort herausbekommen als folgende: «Ich bekenne daß es unverständig ist sich den Händen unbekannter Leute zu überliefern, und daß das Concil mir nicht günstig ist. Aber was soll ich thun, wenn das Schicksal mich hinzieht? (Ma che debbo fare, se haggio uno fato che mi ci tira?)» Hierauf ging er auf andere Sachen über, und setzte am folgenden Tage seine Reise fort."

Es ist bekannt daß der abgesetzte Papst, nachdem er mittels eines von der Mediceischen Bank an den Pfalzgrafen Herzog Ludwig von Baiern gezahlten Lösegelds von 35,000 Goldgulden aus der Gefangenschaft in Heidelberg befreit worden war (Papst Martin V. wollte ihn auch den Deutschen, denen er nicht traute, abkaufen, aber wahrscheinlich um ihn in Italien in sicherm Verwahrsam zu halten, wie einst Bonifaz VIII. seinen Vorgänger Cölestin nach dessen freiwilliger oder gezwungener Abdankung), sich in Florenz niederließ, wo er die noch übrigen wenigen Tage seines Lebens in befreundeter Umgebung zubrachte. Wenn die Rechnungsbücher der apostolischen Kammer zu seiner Zeit gerade nicht zu seinen Gunsten reden — im Verlauf von nicht fünf Monaten vor seiner Reise nach Konstanz finden sich über 100,000 Goldgulden, meist Ertrag vacanter Beneficien, Gnadengewährungen u. s. w., als Geschenke an seine Verwandten aufgeführt, und Dies in Zeiten solcher Nöthen und dreifacher Spaltung der Christenheit —, so verschwinden bei der Durchlesung seines Testaments die übertriebenen Angaben von seinem Reichthum, welcher nach alten Sagen den des Mediceischen Hauses begründet haben soll: eine Unwahrheit welche schon Fabbroni und Roscoe in den Lebensbeschreibungen Cosimo's und Lorenzo's de' Medici erwiesen haben. Das Testament („Archivio storico Italiano", IV, 292 fg.) ist vom 22. Dec. 1419; der vormalige Papst nennt sich darin „Reverendissimus in Xristo pater et dominus, Dominus Baldassar Cossa, miseratione divina Episcopus Tusculanus, sanctae Romanae ecclesiae Cardinalis Florentinus vulgariter nuncupatus". Die Gesammtsumme über welche Cossa verfügte belief sich auf nicht viel über 20,000 Goldgulden, wovon 17,000 an drei seiner Neffen, 700 an den mehrgenannten Bartolommeo Valori, 500 zur Aussteuer für 50 arme Mädchen, 100 an die Schuldgefangenen in Florenz, 100 an das Spital von Sta.-Maria Nuova nebst vielen kleinern Legaten für Arme, Kirchen und Klöster und 200 Goldgulden für ein dem Baptisterium in Florenz bestimmtes Reliquiarium. Alles Dies unter der Voraussetzung daß sein Nachlaß dafür wie für die Kosten seiner Grabkapelle hinreiche. In dieser Beziehung schrieb Averardo Medici bald darauf an Michele Cossa, des Papstes Brudersohn: „Der Nachlaß ist so unbedeutend daß nach Abzug der Beerdigungskosten es schwer sein wird die Vermächtnisse auszuzahlen, und es treten so Viele mit Foderungen hervor daß der Heilige Stuhl Mühe haben wird sie zu befriedigen." Vom Beginne seines Pontificats an hatte Johann XXIII. bei verschiedenen Wechslern Anleihen gemacht, namentlich bei Florentinern, und diese betrachteten sich natürlich als Gläubiger der apostolischen Kammer.

Daß Johann XXIII. vornehmen Stammes war, und nicht, wie man vielfach behauptet hat, ein Abenteurer niederer Geburt, geht schon aus dem oben Mitgetheilten hervor. Die Cossa oder Coscia, Grafen von Troia, Herzoge von S.-Agata u. s. w., sind im vorigen Jahrhundert ausgestorben: eine Familie zu Argino behauptet indeß die Abstammung von denselben nachweisen zu können. Die gegenwärtige neapolitanische Familie Coscia, welche den Marchesentitel führt, hat mit jenen Nichts gemein, sondern verdankt ihren Reichthum und Rang jenem verrufenen Cardinal Coscia, welcher, ein beneventaner Barbierssohn, das Vertrauen des so gutmüthigen wie weltunkundigen Benedict XIII. (Orsini, 1724—30) auf so schändliche Weise täuschte, und von dessen Schicksalen und noch lange nicht zureichender Züchtigung unter Andern in den „Römischen Briefen" berichtet worden ist. 4.

---

## Literarische Notiz.

### Ein Band zum vollen Verständnisse Shakspeare's.

Unter dem Titel: „Studies of Shakspeare; forming a companion volume to every edition of the text, by *Charles Knight*" (London 1849), hat der Verf. — unstreitig einer der bestunterrichteten Commentatoren Shakspeare's aus der neuen Schule, und Einer dessen betreffende Schriften sich am angenehmsten lesen, ein Mann voll gesunden Verstandes, der zwar in ehrlich englischer Weise seinen Dichter schätzt, aber auch Alles berücksichtigt was deutsche Kritik über ihn gesagt — in Einen Band sämmtliche in den verschiedenen Ausgaben von Shakspeare zerstreute Notizen zusammengebracht, vermehrt und verbessert. Er geht darin bis in die neueste Zeit herab, hat auch die von der Shakspeare-Gesellschaft ans Licht gezogenen Beiträge zur Geschichte der englischen Bühne und dramatischen Literatur benutzt, und bietet daher in Einem Bande was zum Verständnisse Shakspeare's irgend nöthig ist. Der Band zerfällt in elf Bücher und jedes Buch in Capitel. Das erste Buch ertheilt vollständige Auskunft über die ältesten englischen Schaustücke und Mysterien, die Bibel- und Moralitätsgeschichten, die wandernden Schauspieler vor Errichtung der ersten Theater, das früheste historische Drama, die Dramatiker aus Shakspeare's erster Periode und die Zeitfolge seiner Dramen. Die folgenden Bücher enthalten geprüfte, mit genialer Kritik durchschossene Notizen über Shakspeare'sche Stücke, eingetheilt in die erste, zweite und dritte Periode von Shakspeare's dramatischer Kunst. Ein besonderes Buch gehört den Sonetten, ein einzelnes Capitel der „Werthbestimmung Shakspeare's und seiner Zeitgenossen" und wieder ein ganzes Buch „Shakspeare's Kritikern", von Milton, Dryden und Phillips bis auf Lamb, Hazlitt und Coleridge. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 16. —— 18. Januar 1850.

## Briefe
### über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.
Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

### Fünfter Brief.

Bei Anordnung aller gesellschaftlichen Verhältnisse stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja es drängt sich die Ueberzeugung auf: es gebe in allen irdischen und zeitlichen Dingen nichts Unbedingtes, Unfehlbares, Unveränderliches. Insbesondere kann die bürgerliche Gesellschaft niemals Alles verbessern und wieder gutmachen was der natürliche Gang der Dinge oder gar Leichtsinn und Dummheit der Einzelnen verdorben hat. Deshalb haben Manche auch hinsichtlich des Armenwesens das berühmte Wort: Laissez faire! zu ihrem Wahlspruch genommen. So tadelnswerth indeß jede Allerweltsregiererei ist, würde doch die Anwendung jenes Grundsatzes auch nützliche und nothwendige Einwirkung ausschließen; er würde, nach Maßgabe der Umstände und der Macht, zur Unterdrückung der Armen und Plünderung der Reichen führen. Allerdings ist die richtige Grenze zwischen persönlicher Freiheit und Einwirkung der Regierung hier wie überall schwer aufzufinden, und nach Maßgabe der Ansichten, Gefühle und Grundsätze verschiedener Völker und Zeiten auch verschieden bestimmt worden. Es genügt die Gewißheit, ein Zuviel und ein Zuwenig sei gleichmäßig zu vermeiden. So ist Vernachlässigung des Armenwesens gewiß ein Uebel; aber es wirkt nicht besser, wenn es gleichsam der Mittelpunkt des ganzen Staatswesens und Staatslebens wird, und alles Andere vernachlässigt, untergeordnet, zurückgesetzt bleibt. Auf geradem, directem Wege läßt sich hier weniger ausrichten als man in der Regel glaubt.

Als zugestanden darf man annehmen, daß in einem größern Lande nicht vielerlei, ganz widersprechende Armeneinrichtungen nebeneinander herlaufen dürfen (wie Dies lange auf sehr schädliche Weise in England der Fall war); daß aber andererseits die Oberleitung, die Centralisation sich nicht zu weit ausdehnen dürfe, sondern die Nothwendigkeit und Nützlichkeit von Bezirks- und örtlichen Einrichtungen anerkennen müsse.*) Der Gedanke: jene Oberleitung so zu spalten daß für jede Art von Armen eine besondere Verwaltung gegründet werde, läßt sich als unpraktisch bezeichnen.

Vergleichen wir Frankreich mit England, so haben hier frühere große Misbräuche eine schärfere Oberleitung nöthig gemacht, während man dort bei weniger allgemeinen Gesetzen eine größere örtliche Mannichfaltigkeit gestattet. In Frankreich gibt es nur wenige, meist schlecht eingerichtete Arbeitshäuser, die Zahl der Armen ist aber verhältnißmäßig nicht größer wie in früherer Zeit. Wenn in England bei einer kleinern Bevölkerung höhere Armenausgaben stattfinden als in Frankreich, so folgt daraus nicht daß jenes Reich ärmer sei als dieses. Vielmehr entspringt diese Thatsache erstens aus frühern Zuständen und Armengesetzen; zweitens verschwinden in Frankreich viele Armenausgaben in den örtlichen Einrichtungen*); endlich treibt der schärfere Gegensatz von arm und reich in England mehr Klagen hervor. In Frankreich gibt es eine ruhigere Armuth (pauvreté) und weniger Gefühl des Elends (misère).

Man hat sich besonders in neuern Zeiten die löbliche Aufgabe vorgesteckt das Schicksal der Armen und Reichen in eine engere, wechselseitige Verbindung zu bringen, und dadurch Jenen zu nützen sowie Diese zu beruhigen. Unbemerkt darf hierbei nicht bleiben daß es einen Absolutismus des Privateigenthums gibt, welcher die bürgerliche Gesellschaft untergräbt sobald man ihn nicht durch allgemeine Staatsgesetze ermäßigt; und daß Reichthum (oder letzter Besitz) ohne Arbeit in vieler Beziehung einen andern Charakter annimmt als Reichthum aus unmittelbarer Thätigkeit hervorgehend. Jener z. B., aus Actienspiel, Agiotagen, Lotteriegewinne entspringend, vermehrt nie im Allgemeinen den Reichthum, sondern dem Gewinne steht fast immer auf der andern Seite ein gleich großer Verlust gegenüber. Ja bei dem Armen ist jede nicht benutzte Arbeitskraft ein schlimmer Verlust (damnum emergens); bei dem Reichen aber oft nur ein wegfallender Gewinn (lucrum cessans).

Buret sagt**): „Wenn Arbeit und Capital durch moralische und gesellschaftliche Bande genähert sind (rap-

*) Kleinschrod, S. 119.

*) Buret, I, 212—261.

**) Buret, II, 128.

prochés), regelt sich die Bevölkerung von selbst in natürlicher Weise, und die Familien dauern fort ohne sich übermäßig zu vermehren." Ohne hier in den jetzt meist unverständig geführten Streit wider das Capital einzugehen, bleibt es dunkel was unter dem „genähert" zu verstehen sei, und wie man solch eine Annäherung zu Stande bringen solle. Noch weniger ist abzusehen wie Maßregeln welche doch zuletzt eine Erhöhung des Wohlstands bezwecken eine Verringerung der Kinderzahl herbeiführen können.

Nach Ausschluß gewaltsamen Verfahrens kann wol nur von Theilung des Gewinns und Verlustes, oder auch von Wiederherstellung der Naturalwirthschaft statt der Geldwirthschaft die Rede sein; wie z. B. Drescher, Schäfer sonst einen Naturalantheil bekamen oder noch bekommen. Schwieriger zeigen sich Genossenschaften auf Gewinn und Verlust zwischen Fabrikherren und Fabrikarbeitern. Die Letztern sind nämlich in der Regel ungeschickt zum Mitberathen und Beschließen, und ihre Einreden gegen den Gang der Verwaltung und des Handels selten mit rechter Einsicht und Uebergewicht verbunden. Die Berechnung etwaniger Jahresantheile hat (bei dem unausbleiblichen Wechsel der Arbeiter, ihrer verschiedenen Geschicklichkeit und den höhern oder geringern Lohnsätzen) große Schwierigkeiten. Fast immer stellt sich die Nothwendigkeit eines festen Lohns heraus, wenn nicht eintretender Verlust völligen Stillstand und Entlassung nach sich ziehen soll. So viel als Andeutung; vielleicht findet sich weiter unten Gelegenheit näher auf die schwierige Sache einzugehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die neueste Erklärung der sinaitischen Inschriften.

Bekanntlich finden sich auf der sinaitischen Halbinsel in näherer und fernerer Umgebung des Sinai, an Bergen und in Thälern Inschriften, welche seit mehren Jahrhunderten die Aufmerksamkeit vorzüglich der christlichen Reisenden in Palästina lebhaft beschäftigt haben, da man sie lange für Ueberreste aus christlicher Vorzeit, ja sogar aus der Zeit des Zugs der Israeliten durch die Wüste hielt. Mancher fromme Christ stand vor ihnen, und dachte bei ihrem Anblick der gläubigen Ahnen, welche hier in geheimnißvoller Schrift ihre Namen und Thaten für die Nachwelt aufgezeichnet; Mancher rühmte ihre Frömmigkeit und ihren Glaubensmuth, welcher alle Gefahren der Wüste verachtend sie hinaustrieb zu den heiligen Orten zu wallfahrten, und an den Stätten welche die Erinnerung zu Heiligthümern weihte ihre Andacht zu verrichten. Zeigte doch das hier und da zwischen den geheimnißvollen Schriftzügen stehende Zeichen des Kreuzes daß Christen die alten Pilgrime waren, ließen doch die ganzen heiligen Umgebungen ahnen daß einst Christen hier gerastet hatten; war es doch so erhebend das Ganze mit Gestalten der christlich-frommen Phantasie zu beleben, die ein gleicher Zug glaubensvoller Andacht hierhergeführt hatte. Jahrhunderte waren über die geheimnißvollen Züge hinweggegangen ohne sie ganz zu verwischen, und eine höhere Macht schien ihre schützende Hand über die ehrwürdigen Zeugnisse frommer Thaten der Vorzeit gehalten zu haben. Warum sollte man da andere Vermuthungen aufkommen lassen, warum den geheimnißvollen Schleier lüften welcher Unfrommes verhüllen konnte?

War es dieser Grund welcher von der Entzifferung dieser Inschriften lange abhielt, oder war es die Stimme nüchterner Reisenden, wie Niebuhr, welche davon abrieth, weil die Erwartungen auf die Resultate, zu welchen eine gründliche, wahrhaft wissenschaftliche Untersuchung der Fremdlinge führen mußte, sich von Jahrzehnd zu Jahrzehnd herabstimmten: genug, die Entzifferung unterblieb. Als aber zu Anfang dieses Jahrhunderts, auf Veranlassung der großartigen Versuche die Hieroglyphen, die Keilinschriften u. s. w. zu entziffern, der Scharfsinn und Fleiß unserer berühmtesten Orientalisten sich paläographischen Untersuchungen zuwandte, und man durch dieselben zu sehr bedeutenden historischen Resultaten gelangt war, nahm vielleicht in gleicher Erwartung Eduard Friedrich Ferdinand Beer die fast vergessenen sinaitischen Inschriften vor. Er benutzte eine verhältnißmäßig sehr geringe Anzahl ihm zu Gebote stehender Abschriften, und entdeckte nach mühevollen und oft vergeblichen Versuchen das Alphabet derselben. Wenn man erwägt daß dasselbe mit den bereits bekannten ältern semitischen Alphabeten zum größten Theile gar keine Aehnlichkeit hat, und daß nur einige wenige in dem gleichen Terrain vorkommende griechische Inschriften einen Anhalt geben konnten auf den Inhalt und die stilistische Form der semitischen zu schließen, daß ferner die vorhandenen Abschriften in vielen Fällen sehr unvollkommen und ungenau sind: so darf man dieser Entdeckung Beer's seine ungetheilte Bewunderung nicht versagen, und muß dieselbe für eine der größten auf dem Gebiete der Paläographie halten. Sie ist an sich nicht viel weniger glänzend und ruhmvoll als die Entzifferung der Keilschrift, welche freilich zu historisch so außerordentlich wichtigen Resultaten geführt hat daß die auf sie verwandte Mühe zu diesen keineswegs in dem Misverhältniß steht in welchem der auf die Entzifferung der sinaitischen Inschriften verwandte Fleiß und Scharfsinn wenigstens bis in die neueste Zeit zu den aus ihr gewonnenen Ergebnissen gestanden hat. Es war natürlich daß man, als die Entdeckung Beer's in weitern Kreisen bekannt geworden war, nach dem Inhalte, nach den geschichtlichen Verhältnissen unter welchen die Inschriften entstanden waren, und nach ihren Verfassern fragte, da die Oertlichkeiten in welchen man die alten Schriftdenkmäler gefunden zu so verschiedenen Vermuthungen über dieselben Veranlassung gegeben hatten. Auf alle diese Fragen, deren Beantwortung man längst mit der größten Spannung erwartet hatte, gab aber Beer's Werk: „Studia asiatica", I, leider entweder keinen oder einen sehr wenig erschöpfenden Aufschluß, da der berühmte Entdecker sich nur auf paläographischem Gebiete bewegte, und noch ehe er seine glücklichen Entdeckungen durch weitere Untersuchungen über die an das gewonnene Resultat sich nothwendig knüpfenden geschichtlichen Fragen verfolgen konnte, der Last seines mühe- und dornenvollen Lebens erlag.

Nach Allem was sich aus Beer's Veröffentlichungen ergab waren die Inschriften überaus trockenen Inhalts. Nichts als ein: „Es grüßt N. N., der Sohn des N. N.", Nichts als Namen ohne historisches Interesse, Nichts als unvollkommene Ueberreste einer aramäisch-arabischen Sprache waren die Resultate einer jahrelangen, mit dem Opfer des größten Scharfsinnes und eisernen Fleißes erkauften Untersuchung. Die Zeit ihrer Abfassung wurde in das 4. Jahrhundert nach Christus gesetzt, und ihre Verfasser ergaben sich als Nabathäer. Wenn irgendwo Erwartungen herabgestimmt werden, wenn irgendwo der wärmste Eifer erkalten konnte, so war es hier. Je größer und je bitterer die Enttäuschung des von frommem Glaubenseifer erwärmten Herzens wie des forschenden Verstandes war, mit desto größerer Kälte nahm man auch die durch Beer an das Tageslicht geförderten Ergebnisse auf, desto schneller senkte man die alten Inschriften, welche Jahrhunderte lang die frommen Pilger geneckt, und die Gelehrten versucht zu haben scheinen, in das Meer der Vergessenheit, und beachtete sie nicht weiter, da ihre fernere Ausbeute so über alle Erwartung gering zu sein versprach.

Endlich nach zehnjähriger Pause ist ein neuer Versuch gemacht worden diese Inschriften zu erklären, d. h. ihren Inhalt, die Stammangehörigkeit ihrer Verfasser und die Zeit ihrer Abfassung zu bestimmen.

Friedrich Tuch hat durch eine Abhandlung in dem dritten Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft" (einer Zeitschrift welcher Ref. eine recht weite Verbreitung auch in größern Kreisen wünschen möchte, da sie für alle Freunde des Morgenlandes viel Interessantes enthält) die liegengelassene Untersuchung von neuem aufgenommen, und durch sie wirklich überraschende Resultate gewonnen, welche des großen Aufwandes von tiefeindringendem Scharfsinn, und weitausgebreiteter, gediegener Gelehrsamkeit vollkommen werth sind. Seine Abhandlung verbreitet sich über 21 sinaitische Inschriften, und gibt über die Fragen, deren Beantwortung bei dem bisjetzt vorhandenen, dürftigen Material irgend möglich ist, die erschöpfendste Antwort.

Da nun fast in allen Reisen nach Palästina von den sinaitischen Inschriften die Rede ist, und auch das größere Publicum an ihnen entschiedenes Interesse nimmt, so gibt Ref. hier ein kurzes Résumé der Arbeit Tuch's, welche, weil die in Rede stehenden Resultate nur auf dem Wege einer an fremde Sprachidiome sich anlehnenden Beweisführung gewonnen und dargestellt werden konnten, für den Laien schwerer verständlich ist.

Tuch behandelt zuerst die Frage von der Stammangehörigkeit und Heimat der Verfasser der Inschriften. Um zu deren sicherer Beantwortung zu gelangen mußte natürlich zuerst deren Sprache ermittelt, und dieser eine Stelle in einer bestimmten Sprachfamilie angewiesen werden. Die in die feinsten sprachlichen Nuancen eindringende Untersuchung hat ein völlig zweifelloses und sicheres Resultat ergeben, nach welchem die Sprache nicht, wie Beer wollte, ein Gemisch zwischen Aramäischem und Arabischem, sondern in ihren Grundzügen entschieden und rein arabisch ist; Dies ließ sich aus der Wortbildung wie aus dem ganzen Wörtervorrath bestimmt nachweisen, wozu als völlig unzweideutiger Beweis der Umstand kommt daß die in den Inschriften sich vorfindenden Eigennamen rein arabisch sind, was Tuch ganz unzweifelhaft dargelegt hat.

Beer hielt die Verfasser, wie schon gesagt, für Nabathäer, deren Dialekt nach Allem was wir von ihnen kennen ein aramäischer war. Tuch's Untersuchung hat den Ungrund dieser Vermuthung schlagend bewiesen und gezeigt: „daß der arabische Dialekt der Inschriften nicht die Sprache dieser Nabathäer ist, mithin die Verfasser für Nabathäer zu halten kein Grund vorliegt." Da nach Allem also die Verfasser der Inschriften Araber sein mußten, so war es immer noch fraglich welcher arabischen Völkerschaft sie angehörten. Zunächst führten alle historischen Notizen zu dem Schluß daß dieselben Bewohner der sinaitischen Halbinsel, und noch bestimmter Amalekiter gewesen sind, also einem Volke angehören von dessen Sprache und Schrift wir außer diesen Inschriften kein einziges Denkmal weiter besitzen. Ist dies unleugbare Ergebniß, durch welches einer in den Schriftstellern der Vorzeit viel erwähnten, aber im Ganzen doch sehr wenig bekannten uralten Völkerschaft das ihr Angehörende vindicirt, und Denkmale ihrer Sprache und Schrift nachgewiesen werden, schon an sich geeignet für eine Untersuchung lebhaftes Interesse zu erregen welche eine lange begangene historische Unterlassungssünde sühnt, und in den Kreis einer neuen Literatur einführt, so sind es noch in höherm Grade die im weitern Verlaufe derselben gemachten Entdeckungen, welche auf die dunkele Geschichte und Religion der Amalekiter ein helles Licht werfen.

Nicht weniger Hindernisse als im Anfange stellten sich der glücklichen Beantwortung der zweiten Frage über die Religion der Verfasser hemmend entgegen, und unter diesen waren nicht die geringsten die Vorurtheile von dem christlichen Ursprunge, zu welchem die griechischen und lateinischen Inschriften, die sich in buntem Gewirre unter die einheimischen mischen, selbst berühmte Reisende und Gelehrte, wie Montagu, Burckhardt, Gesenius und Beer, veranlaßt hatten. Die ganze Oertlichkeit hinterließ auch bei den neuesten Reisenden den Eindruck als ständen sie auf dem Boden christlicher Vergangenheit: dazu kamen die Zeichen des Kreuzes, welche ja den christlichen Ursprung der Schriftzüge unzweifelhaft bewiesen. Dennoch hat Tuch's Untersuchung zu einem davon völlig verschiedenen Ergebniß geführt.

Zunächst findet sich in den amalekitischen Inschriften kein einziger christlicher oder überhaupt biblischer Name. Erst die griechischen enthalten solche. Dieser negative Beweis gegen den christlichen Ursprung erhält aber sein rechtes Gewicht erst dadurch daß unter den vorhandenen Namen viele sind welche auf vormohammedanischen Götzendienst zurückweisen, indem mehre der in den Inschriften genannten Personen theils unmittelbar die Namen von Idolen führen, theils sich als Knechte, Fürchtende, ja sogar auch als Priester dieser oder jener Gottheit bezeichnen. Die hier und da auch bei einheimischen Inschriften sich vorfindenden Zeichen des Kreuzes konnten die Macht dieser Beweise durchaus nicht entkräften, da sich aus den Angaben glaubwürdiger Reisenden ergibt daß sie wahrscheinlich später von christlichen Pilgern, welche in ihren Vorgängern Christen vermutheten, hinzugefügt sind. Verschiedene Namen und Zeichen weisen unleugbar auf Gestirndienst der alten Amalekiter hin, dessen Vorhandensein bei den Arabern vor Mohammed sich auch nach andern Quellen deutlich nachweisen läßt.

Auch den Ursprung der Inschriften und den Zweck ihrer Verfasser weist die Abhandlung Tuch's nach, soweit das vorhandene Material überhaupt einen solchen Nachweis zuließ. Auf den meisten der an den verschiedenen Orten der Halbinsel sich vorfindenden Inschriften bezeichnen sich die Verfasser als Pilger zu einem heiligen Orte. Es geben sonach die Inschriften selbst den Zweck Derer die sie verfaßt, als einen religiösen, die Wanderungen innerhalb eines abgeschlossenen Kreises von Oertlichkeiten als Wallfahrten an. Da aber nach den vorher erwähnten Ergebnissen die Wanderer welche ihre Namen hier anschrieben heidnische Araber waren, so konnten ihre Wanderungen auch nicht wol den Orten der biblischen Geschichte gelten. Aber gab es denn auf der sinaitischen Halbinsel Orte die für Heiden eine religiöse Bedeutung haben, und das Ziel heiliger Wallfahrten sein konnten?

Schon bei den vormohammedanischen Einwohnern Arabiens lassen sich Götterfeste und Wallfahrten zu ihnen nachweisen; daß deren auch auf der sinaitischen Halbinsel gefeiert worden sind läßt sich aus den Inschriften zusammengenommen mit den Angaben von zwei griechischen Schriftstellern, dem Diodor von Sicilien und Strabo, schließen, welche berichten daß auf der Westseite der sinaitischen Halbinsel inmitten einer wasser- und schattenlosen Landschaft ein üppiger Palmenhain, Phoinikon genannt, war, der den Heiden für heilig galt, in welchem sich ein Altar von hartem Gestein, mit veralteten unbekannten Zügen befand. Ein Priester und eine Priesterin versahen hier lebenslänglich den Opferdienst, und nach diesem Heiligthum wallfahrteten von allen Seiten her die Umwohnenden in jedem fünften Jahre, um den Göttern des Haines Hekatomben von Kameelen zu opfern, und zugleich von den segenspendenden Wassern, denen der Volksglaube eine heilbringende Kraft beimaß, mit in die Heimat zu nehmen. Auch Schriftsteller späterer Zeit sprechen von solchen heidnischen Wallfahrten welche Götterverehrung zum Endzwecke hatten, und erhöhen dadurch die Beweiskraft früherer Notizen.

Wo nun der religiöse Sinn eines Volks noch lebendig und kräftig ist, oder auch da wo er in einem starken Formalismus untergegangen, das Wesen der Religion mit äußerlicher Beobachtung der Gebräuche bereits verwechselt, da ist es Ehrensache nicht nur gottesfürchtig zu sein, sondern auch so zu scheinen, d. h. auch nach außen hin kundzuthun daß man die von der betreffenden Religion vorgeschriebenen Ceremonien

beobachtet. Ein solches Zeitalter religiösen Eifers hat auch auf der Halbinsel geherrscht. Schon Diodor von Sicilien erzählt daß der ganze Stamm der Paraniten, alle Gefahren der Wüste nicht achtend, zu dem heiligen Palmenhaine wallfahrtete, und die Bedeutung welche man diesen Wallfahrten beilegte ist es welche Tausenden von Wanderern Veranlassung gab an den Felswänden Zeugnisse ihrer Anwesenheit auf der Pilgerfahrt zurückzulassen. Einen andern als den letztgenannten Zweck darf man den Inschriften nicht beilegen. Man hat sie wol auch für Grabschriften gehalten; aber erstens findet sich in den bis- jetzt vorliegenden Abschriften auch nicht die geringste Spur welche auf diesen Zweck der Inschriften hinwiese, und sodann fehlen in dem ganzen Terrain nach der Aussage der glaubwürdigsten Reisenden alle Spuren von Gräbern. Vielmehr geben sich die Plätze an welchen sich viele Gruppen von Inschriften vorfinden als Lagerplätze zu erkennen, bei denen noch jetzt gewöhnlich Halt gemacht zu werden pflegt.

Aus diesem Allen ergibt sich aber sodann zugleich, daß die Fundorte der Inschriften wenigstens nicht überall mit den heiligen Orten denen die Wallfahrten galten zusammenfallen, letztere vielmehr auf den kenntlich gemachten Reisezügen zu erschließen sind. Diese hat der scharfsinnige Erklärer verfolgt, und auf dem Wege historisch-geographischer Combinationen den heiligen Palmenhain im Wâdi Feirân und der Serbâl als die Orte erkannt an denen die heidnischen Amalekiter ihre Götter verehrt, und nach welchen sie ihre Wallfahrten gerichtet haben. Die Spitze der hier einschlagenden Untersuchung läuft darauf hinaus daß jene Stämme die fünf pyramidalen Felsenhäupter des Serbâl als die Throne der fünf Planetengötter mit Ausschluß von Sonne und Mond betrachteten. Daß man diese verehrte beweist der in den Inschriften genannte Priester des strahlenden Sternes. Von den an andern Stellen der sinaitischen Halbinsel sich findenden Inschriften sind im Ganzen noch zu wenig Abschriften vorhanden als daß sich über sie und andere Heiligthümer, zu welchen mit ähnlichen Zügen bedeckte Straßen führen, etwas Bestimmtes sagen ließe.

Die vierte Frage deren Beantwortung man von der Untersuchung erwarten durfte ist die nach dem Zeitalter der Inschriften. Den nächsten Anhalt von welchem hier ausgegangen werden kann gibt die Erwähnung derselben bei Cosmas Indicopleustes ziemlich in der Mitte des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Dieser hielt sie für hebräisch und leitete sie von dem wandernden Volke Israel her. Deutlich ist hieraus zunächst daß die Inschriften älter sind als das 6. Jahrhundert, daß man schon zu Cosmas' Zeit Nichts mehr über den wahren Inhalt und Zweck derselben wußte, und darum die Inschriften auf eine beträchtlich frühere Zeit zurückweisen. Wenn sich nun aus der bisher geführten Untersuchung ergeben hat daß die Verfasser arabischer Abkunft und einem sabäischen Cultus ergeben waren, so führt ein historisch vollkommen berechtigter Schluß auf die Zeit zurück in welcher das Christenthum zuerst in diese Gegenden drang, und demselben der Götzendienst weichen mußte, dessen letzte Spuren in den Inschriften sich vorfinden. Diese Zeit ist nach historisch beglaubigten Zeugnissen das 2. Jahrhundert nach Christus, über welches hinaus diese Denkmale des sabäischen Cultus auf der sinaitischen Halbinsel gewiß nicht zu setzen sind.

Wenn diese historisch so wichtigen Resultate erst in weitern Kreisen bekannt geworden sind, wenn vorzüglich die Engländer — unter welchen einst der Bischof Clayton, freilich in dem Glauben daß er es mit christlichen Denkmälern zu thun habe, Dem einen ansehnlichen Preis aussetzte der die Inschriften sammeln und zeichnen würde — ihr wissenschaftliches Interesse, welchem sie so unendlich große Opfer schon gebracht haben, auch dieser Untersuchung zuwenden, und eine vollständige Sammlung aller sinaitischen Inschriften veranstalten, dann kann man hoffen daß, wenn ihre Erforschung auf derselben Bahn fortschreitet welche deutscher Scharfsinn ihr hier vorgezeichnet hat, Resultate zu Tage gefördert werden welche ein sehr dunkles Gebiet der Völkerliteratur und Culturgeschichte vollkommen aufhellen. 18.

---

## Miscellen.

### Die Herzogin von Orleans und der Sohn der Kindheitgespielin von Ludwig Philipp.

Es verdient unter die Ironien des Verhängnisses eingereiht zu werden daß das entscheidende Wort welches die letzten Trümmer vom Hause Orleans verbannte durch den Enkel der „sous-gouvernante" Ludwig Philipp's gesprochen werden sollte. Als in jener dramatischen Sitzung in welcher eine edle Witwe und Mutter erschien Lamartine die Tribune betrat, erwarteten viele Zeugen dieser bangen tragischen Scene eine andere Lösung. Man erzählt daß die Herzogin von Orleans dies Vertrauen nicht theilte, daß ein Abgeordneter, der den Blick auf sie richtete um einen Funken von Hoffen mit ihr zu tauschen, in ihrem Auge nur einen trüben Schimmer, um ihre Lippe ein ungläubiges Lächeln fand. Vielleicht dachte die Mutter des Grafen von Paris in diesem Momente daß ihr kein Vertheidiger in dem Geschichtschreiber blühen könne der dem Andenken von Marie Antoinette so strenge Worte geweiht. „Er riß sich das Herz aus der Brust", sagt Lamartine von sich selbst in seiner „Histoire de la révolution de 1848", über diesen unwiderruflichen Augenblick; „er preßte es mit der Hand zusammen, um nur die Stimme der Vernunft zu hören." Lassen wir ihn jetzt auch über seine Beziehungen zu der entthronten Familie sprechen. In den „Confidences" heißt es: „Wie oft hat uns meine Mutter von der Erziehung dieses Prinzen erzählt, den eine Revolution fern aus seinem Vaterlande schleudern, den eine andere Revolution auf den Thron heben sollte! Es ist keine Quelle, kein Laubgang, kein Rasen der Gärten von St.-Cloud die wir aus ihren Kindheiterinnerungen nicht kannten bevor wir sie selbst schauten. St.-Cloud war ihre Wiege, der Ort wo ihre Erstlingsgedanken mit den Pflanzen dieses schönen Parks keimten, blühten und wuchsen." Ferner: „Die Prinzessinnen der Familie Orleans waren verbannt. Sie schrieben zuweilen an meine Mutter. Sie dachten ihrer Kinderfreundschaft mit den Töchtern ihrer sous-gouvernante. Sie haben nie aufgehört sie mit ihrer Erinnerung in der Verbannung, mit ihren Wohlthaten im Glücke zu umfangen." Aus dem nämlichen Parke in welchem Lamartine's Großmutter mit Ludwig Philipp gespielt mußten dessen Enkel durch den Enkel jener Frau verbannt werden, aus dem nämlichen Parke der auch die Wiege dieser Königsenkel war!

---

### Ein König und ein Republikaner.

Milton allein blieb dem Andenken Cromwell's, dessen Secretair für das Lateinische er unter dem Protectorat gewesen, treu, indeß kleine feile Autoren die Asche des Mannes schmähten vor dem sie im Staube gekrochen. Der Dichter hätte wieder in den Staatsdienst zurücktreten können. Seiner dritten Frau, die ihn anflehte seine alte Stelle als Secretair im Rathe wiederanzunehmen, entgegnete er: „Du bist ein Weib und willst Wagen und Pferde haben; ich, ich will als ein ehrlicher Mann sterben." Er blieb Republikaner und verschloß sich in seine Grundsätze, mit seiner Muse und seiner Armuth. Zu Denen die ihm vorwarfen einem Tyrannen gedient zu haben sprach er: „Er hat uns von den Königen befreit!" Er blieb darauf nur für die Sache Gottes und des Vaterlandes gestritten zu haben. Als er einmal im St.-James-Park spazieren ging, tönte rings um ihn wiederholt der Ruf: „Der König! Der König!" „Laß uns fortgehen", sagte er zu seinem Führer; „ich habe die Könige nie geliebt." Karl II. redete den Blinden an: „Herr, Sie sehen wie der Himmel Sie dafür gestraft hat daß Sie gegen meinen Vater conspirirten." „Majestät, wenn die Plagen welche uns in dieser Welt heimsuchen Strafen unserer Vergehen sind, so muß Ihr Vater sehr schuldig gewesen sein." 7.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 17. —— 19. Januar 1850.


## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

### Sechster Brief.

Nachdem man lange Zeit von der Anlegung gewerblicher Anstalten und Fabriken alles Heil für die bürgerliche Gesellschaft erwartet hatte, erhebt man jetzt die unbegrenztesten Anklagen wider dieselben. Beides, wie es bei allen Uebertreibungen zu gehen pflegt, mit Unrecht, sodaß es löblich und nothwendig erscheint auf die rechte gemäßigte Mitte hinzuweisen.

Die Tadler sagen unter Anderm: „Der Zweck der Industrie ist Reichthum, aber nicht Menschenglück.“ *) Das Streben aller menschlichen Thätigkeit hat ja aber von jeher eine Mehrung des Besitzthums zum Ziele gehabt, und mit dem Gelingen hat sich in der Regel auch das Glück nicht blos der Einzelnen, sondern auch der Völker gemehrt. Gewiß sind arme Völker nicht glücklich, und verarmende in der allerübelsten Lage. „Die Siege in der Industrie (heißt es weiter) werden erfochten mit Aufopferung ihrer Soldaten.“ Es gibt aber keinen Sieg ohne Opfer, und die Aufgabe ist nur deren Zahl möglichst zu mindern. „Das Dasein (spricht man ferner) und die Ausdehnung der Armuth sind unleugbare Beweise des fehlerhaften Zustandes der Industrie.“ Vor und neben der Aufstellung des industriellen Systems gab und gibt es aber ebenfalls Armuth, und nicht blos in den Städten, sondern bisweilen in noch größerm Maßstabe unter den Landbewohnern, wie Irland beweist. Auch wird wol Niemand die Sklaven der Alten Welt den Reichen beizählen wollen. **) „Die Zunahme des Pauperismus steht in geradem Verhältnisse zur Manufacturindustrie.“ Wäre dieser Satz unbedingt wahr, stände nicht dem Verarmen auch das Erwerben, den Rückschritten der Fortschritt, den Unglücksjahren auch glückliche Zeiten gegenüber, so würde alle gewerbliche Thätigkeit im Großen längst aufgehört haben. Auch muß man daran erinnern, daß der vereinzelte Handwerker welcher für sich zum Verkauf oder auf Bestellung von Speculanten arbeitet oft noch schlimmer daran ist als wer sich bestimmt einem Fabrikherrn und seiner Anstalt anschließt. Gewiß trifft der Stillstand der Arbeit jenen nicht minder hart, und seine Klagen werden leichter überhört als die einer großen, engverbundenen Zahl.

*) Buret, I, 20, 68, 73.

**) Kleinschrod, X.

Von einem höhern Standpunkte zeigt sich das Interesse des Fabrikherrn und seiner Arbeiter als eins und dasselbe (sowie das Interesse der Regierungen und Unterthanen); und wenn Dies Etwelche oben oder unten zu ihrem eigenen Schaden verkennen, so finden wir doch oft auch Eintracht und freundschaftliche Verhältnisse *); oder bittere Erfahrungen zwingen eigennützige Vorurtheile aufzugeben.

Betrachten wir die Dinge im Ganzen und Großen, so kann die Bestimmung des Menschen nicht ohne Thätigkeit erreicht werden, und jede Erhöhung der Thätigkeit ist als solche ein Fortschritt. Dies gilt für gewerbliche Thätigkeit nicht minder als für die ländliche, die wissenschaftliche, die künstlerische. Daß mit den Fortschritten menschlicherweise auch Fehltritte verbunden sind, ja Mancher zum Falle kommt, versteht sich von selbst; anstatt aber sich in allgemeinen Klageliedern zu gefallen soll man die einzelnen Uebel ins Auge fassen und möglichst abstellen.

Zuvörderst muß man sich überzeugen, ja davon ausgehen, daß größere gewerbliche Anstalten, daß Fabriken in der jetzigen Lage der gebildeten Völker eine ganz unausweichliche Entwickelungsstufe sind; und wenngleich alle Treibhausanstalten auf diesem Boden schädlich, alle künstlichen Beförderungsmittel bedenklich und gefährlich sind, so heißt es doch das Kind mit dem Bade verschütten, wenn man an dem natürlichen Gange der Dinge einseitigen Anstoß nimmt und mit rohen Zuständen und plumpen Gegenmitteln Götzendienst treibt. Zwingende Gesetze welche den Zweck haben vorwärts zu treiben oder zu hemmen sind gleich schädlich.

Sonderbarerweise hat sich in unsern Tagen (neben allen Klagen über zu große Ausdehnung des Fabrikwesens) auch eine mächtige Partei erhoben welche hohe

*) Frégier, I, 213.

Schutzzölle anempfiehlt. Der erste und allgemeinste Grund dieser Begeisterung ist Eigennutz und monopolistisches Gelüste, und nächstdem Kurzsichtigkeit. Im ersten Augenblicke steigt nämlich ganz natürlich der Gewinn des begünstigten Fabrikherrn auf Kosten der vergessenen und mishandelten Consumenten. Sobald aber in Aussicht auf höhere Zinsen Capitale für dieselben Zwecke verwandt und neue Fabriken angelegt werden, so führt die künstlich erzeugte Mitbewerbung und Concurrenz zu gegenseitigem Untergang. Neue Erhöhung der Zollsätze wird dann mit lauter Wehklage gefodert, auch wol bewilligt, um bald ein noch traurigeres Dacapo zu erleben. Ich gehe nicht umständlicher auf eine Sache ein wo Reden gar Nichts hilft, und Einzelne wie Regierungen nur durch Schaden klugwerden.

Nicht aus der natürlichen Entwickelung, sondern aus der unnatürlichen und künstlichen Steigerung des Fabrikwesens sind fast alle die Uebel und Leiden hervorgegangen welche man so laut beklagt. Indessen zeigt jede natürliche Entwickelung neben neu hervortretenden Lichtseiten auch manche Schattenseiten, welche Aufmerksamkeit und womöglich Abhülfe fodern. So können mehre Gewerbe gar nicht mehr von Einzelnen und im Kleinen mit Vortheil betrieben werden; hier die alten Formen (z. B. bei der Handweberei, der Branntweinbrennerei u. dergl.) beibehalten, die neuen verfolgen und zerstören wollen wäre ein dennoch nicht zum Ziele führender Aberwitz. Die neuen größern Anstalten erfodern aber größere Capitale, das Familienverhältniß von Meistern, Gesellen und Lehrlingen löst sich auf *), und wenigen reichen Fabrikherren stehen (weit von ihnen getrennt) die Massen der vergleichsweise schlechtgestellten Arbeiter. Die Summe des Reichthums, ja oft das Wohlsein der Arbeiter hat sich gemehrt; aber das Maß der Vertheilung ist ein anderes geworden und erscheint dem Arbeiter ungerecht und drückend.

Gewalt läßt sich gegen dies unleugbare Uebel nicht anwenden, und die dawider vorgeschlagene Verbindung des Fabrikherrn und der Arbeiter auf Gewinn und Verlust hat (wie wir sahen) große Schwierigkeiten. Auch dürfte der Gewinn der Arbeiter (selbst wenn der Herr darauf einginge) nicht so groß sein als man gemeiniglich voraussetzt, weil man ja die Zinsen der jetzo ungemein großen Anlage- und Betriebscapitalien Dem zugute rechnen muß der sie hergibt. Auch findet die freie Concurrenz für sehr viele Fälle das einfachste und richtigste Maß für den Antheil an Gewinn und Verlust. Gewiß wird die Vertheilung einseitiger und ungerechter, wo man von oben durch Hemmungen, Monopole, Zwangsbestimmungen, Preisfeststellungen u. dergl. hülfreich eingreifen will. Dasselbe gilt wenn ähnliche Versuche von unten gemacht werden. Deshalb sagt Degérando mit Recht **): „Der Arbeiter welcher durch seine Ansprüche Verkaufspreise erzwingt handelt gegen sich selbst. Er glaubt den Unternehmer anzugreifen und trifft den Verbrauch; er verengt die Wege des Absatzes und verstopft die Quelle des Tagelohns."

Wenngleich die Arbeiter dem Fabrikherrn nicht unterthan sind und ihm nicht zu unbedingter Herrschaft übergeben werden dürfen, kann er doch (mehr als oft geschieht) eine Art von Aufsicht führen und einen sittlichen Lebenswandel befördern. *) Ferner könnte man ihn verpflichten für Kranke und Verunglückte und Alte besser zu sorgen; und am wenigsten ist zu rechtfertigen wenn er (wie meist in England) von Zahlung der Armensteuer befreit bleibt.

Sehr nützlich können Hülfsvereine der Arbeiter werden, und die Sparkassen haben sich bewährt. **) In England sind bereits an 140 Millionen Thaler in dieser Weise (wenig aber in Irland) niedergelegt; und es ist ein Gegenstand der Prüfung, ob und inwieweit höherer Zins zur Mehrung der Theilnahme zu bewilligen und eine Lebensrente damit zu verbinden sei.

Alle diese und ähnliche Mittel (behaupten nicht Wenige) sind oberflächlich und unzureichend; es gibt nur ein allgemeines und durchgreifendes, nämlich eine angemessene und genügende Erhöhung des Arbeitslohns. Dasjenige Lohn welches sich durch freie Bewerbung oder Concurrenz herausstellt gilt offenbar den Vertheidigern jener Behauptung nicht für angemessen und genügend; es soll vielmehr ein höherer Betrag ermittelt und zwangsmäßig vorgeschrieben werden. Dies erinnert an viele frühere Gesindeordnungen, welche ebenfalls von dem Grundsatz ausgingen: die Regierungen müßten eingreifen und die mangelhaften Ergebnisse der freien Bewerbung verbessern. Freilich aber waltete hierbei eine entgegengesetzte, aristokratische Ansicht vor: man müsse nämlich das Lohn nicht zum Besten der Dienstboten über den natürlichen Satz hinaus erhöhen, sondern zum Besten der Herrschaften gesetzlich vermindern. Niemand leugnet wol jetzt noch die Willkür und Ungerechtigkeit dieser Vielregiererei, und daß man im Wege des freien Vertrags viel besser zum Ziele komme als durch Zwangsdienstzeit und Zwangslohn. Auch war es bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der städtischen, ländlichen und häuslichen Verhältnisse, der größern oder kleinern Foderungen und Pflichten ganz unmöglich irgend einen allgemeinen passenden Lohnbetrag aufzufinden.

Dasselbe gilt von Arbeitslohn und Fabriklohn überhaupt. Wenn nun aber die Regierungen (oder die Herrschaften) auf jenem Wege Nichts zu Stande brachten, so müssen ähnliche Versuche der Arbeiter ebenso mislingen. Alle Verbindungen ein höheres Arbeitslohn zu erzwingen störten den Betrieb, führten zu Faulheit und unnützen Ausgaben, stellten Geschickte und Ungeschickte gleich, und endeten mit Verlust der Fabrikherren und der Arbeiter. Daher sagt Villermé ***): „Man kann

*) Passy, „De la division des héritages", S. 306.

**) Degérando, I, 126.

*) Dies sei in Rußland gesetzlich. Buret, II, 263.

**) Buret, II, 286.

***) Villermé, S. 564.

über Feststellung des Lohns viel declamiren und von den Regierungen verlangen allen Unfällen rasch zuvorzukommen, sowie man von den Aerzten verlangen kann alle Krankheiten zu heilen. Aber es wird daraus keine Verbesserung des Schicksals der Arbeiter hervorgehen; wie es denn überhaupt schwerer ist das Gute zu vollbringen als man glaubt."

Daß Maßregeln welche geringes Lohn durch Almosen (von Unbetheiligten aufgebracht) erhöhen wollen fruchtlos, thöricht und ungerecht sind *), bedarf (nach bittern englischen Erfahrungen) wol keines Beweises.

Was heißt denn überhaupt ein angemessenes, genügendes Lohn? Will man es verändern und abmessen nach den allernöthigsten Bedürfnissen oder nach herbeigewünschten Genüssen, nach der Zahl der Kinder und der Geburten oder der Krankheiten und Todesfälle, nach den Preisen des Getreides oder anderer Gegenstände? So viel ist gewiß, daß gewöhnliches Tagelohn nicht hinreicht eine zahlreiche Familie zu ernähren **), woran sich Schlüsse und Folgerungen anreihen welche mit spätern Erörterungen zusammenhängen. Das Wohl und Weh eines Tagearbeiters hängt keineswegs allein von der Höhe des Tagelohns ab; Lohn des Arbeiters, Gewinn des Herrn und Preise der Lebensmittel laufen keineswegs immer parallel nebeneinander her. Oefter steigt die Noth gleichzeitig mit dem Sinken des Lohns. Doch ist Dies nicht nothwendig immer der Fall; denn die Ausgaben können sich verhältnißmäßig noch mehr (z. B. durch Sinken gewisser Preise und Bedürfnisse) vermindern als die Einnahmen.

Hierher gehören die Fragen: ob sich bei fortschreitender Cultur nothwendig der Ertrag der Arbeit beim Ackerbau und den Fabriken vermindert? Ob Wissenschaft, zweckmäßiger Fleiß und neue Erfindungen ein genügendes Gegenmittel darbieten? Ob, wenn Dem gemäß die Arbeit mehr erzeugt, man dieselbe nach Maßgabe des neuen Ertrags höher bezahlt? In diesen Dingen hängt so viel ab von persönlichen, örtlichen, landschaftlichen und Weltverhältnissen, daß von der bloßen Theorie aus keine allgemein befriedigende Antwort gegeben werden kann.

(Die Fortsetzung folgt in der nächstfolgenden Lieferung.)

---

*) Naville, I, 148.

**) Senior, „On population", S. 63.

## Das „Athenaeum" über Fanny Lewald.

„Zuletzt", schreibt das „Athenaeum", „begegneten wir Fräulein Lewald auf ihrer italienischen Reise in englischem, von Gräfin D'Avigdor ihr geliehenem Gewande. Jetzt sehen wir sie in ihrem frühern Charakter als Novellistin auf preußischen Boden zurückgekehrt, in ihr die Verfasserin des Romans «Prinz Louis Ferdinand» (Breslau 1849), und sowol der Gegenstand welchen sie gewählt, als die Art wie sie ihn behandelt erinnern uns an die seit dem Erscheinen ihres erstgedachten Werkes in Deutschland stattgefundenen Wechsel. Sie hat es gewagt zum Helden ihres Romans einen wirklichen Prinzen zu machen, einen der jüngsten Generation aus dem königlich preußischen Hause, denselben ritterlichen Louis Ferdinand dessen stürmischer Sinn ihn im Gefechte bei Saalfeld, am 10. Oct. 1806, vier Tage vor der verhängnißvollen Schlacht von Jena, den Tod finden ließ den er gesucht haben soll. Einen so kürzlich hingerafften Sprößling des regierenden Hauses zum Vorwurf eines Romans zu wählen, und letztern auf preußischem Gebiete drucken zu lassen, würde zur Zeit der Censur kaum möglich gewesen sein. Aber die ungebundene Freiheit mit welcher die Verf. die Charaktere des Prinzen und mit ihm in Verbindung gestandener oder in Berührung gekommener gekrönter Häupter und adeliger Personen gezeichnet hat, scheint hart an die Linie zu streifen über welche hinaus die Freiheit der Dichtung mit Recht Frechheit genannt werden darf. Und zwar beschränkt die Verf. ihre ungescheute Verwendung wohlbekannter Namen in erdichteten Verhältnissen keineswegs auf höchstgestellte Personen der berliner Gesellschaft; sie bedient sich dazu auch vieler andern literarischen und poetischen Berühmtheiten, und Dies mit einer Zuversichtlichkeit deren wir uns in ähnlichen Werken nicht erinnern können. Vor kurzem entschlafene oder noch lebende Notabilitäten, Rahel, die Mendelssohn, Wilhelm von Schlegel, Gentz, von Haugwitz, Dussek und Andere, von denen das Ausland weniger, Berlin Alles weiß, und deren Verwandte und Kinder noch heute dort leben müssen, sie werden inmitten von entweder ganz fingirten oder unter erdichteten Namen verschleierten Personen so ungenirt und rücksichtslos vorgeführt als schildere die Verf. eine «Neue Atalantis» oder bringe die Schönen, die Ritter und Staatsmänner des Mittelalters auf die Bühne. Wie man über solche Stiche in das innerste Herz einer noch in frischer Erinnerung lebenden Gesellschaft in Berlin urtheilen mag, maßen wir uns nicht an zu errathen. Uns dünkt diese Neuheit, nicht zu sagen Keckheit, der hervorstechendste Zug eines Romans, welcher außerdem vielleicht nicht sonderlich beachtet worden sein würde..... Eine der vorkommenden Hauptfiguren ist die berühmte Jüdin, Rahel Levin, später Gemahlin Varnhagen von Ense's, welcher ihr Gedächtniß in einem wohlbekannten Buche gefeiert hat. Dieser jungen begabten Dame folgt Fräulein Lewald ohne die geringste Rücksicht nicht allein durch alle Verhältnisse ihrer Häuslichkeit, ihres Familienlebens und ihrer geselligen Beziehungen, sondern legt auch ihre innersten Gefühle und Empfindungen so unverholen bloß, wie Frau Dudevant es nur immer mit einer Romanheldin hätte thun können. So erfahren wir z. B. daß sie von unerwiderter Leidenschaft für den Prinzen geglüht, und zugleich seine Vertraute und Zwischenträgerin in Liebeshändeln gewesen ist, welche eine züchtige Jungfrau vergangener Tage ihrer Theilnahme für unwürdig erachtet hätte, selbst wenn ihre eigene Liebe durch Mitwissenschaft um verbotene Freuden nicht tief verwundet worden wäre. Beruht die Erzählung in Wahrheit, so dünkt es uns einigermaßen seltsam, wie ein Frauenzimmer Dergleichen drucken lassen konnte so lange der Gatte der Rahel noch athmete, und ein Beträchtliches seltsamer müßte Dies uns dünken, hätte sie das Sein und Thun der Entschlafenen zur Coloratur der Erzählung erdichtet. Aber das Thatsächliche daß ein Buch worin die Gattin so geschildert, wir wollen nicht sagen bloßgestellt wird, ihrem überlebenden Gatten zugeeignet ist, und zwar in Worten die es für gewiß annehmen daß er mit dem Buche «sympathisirt» und es «gutheißt», dann der Umstand daß der Witwer in keiner Weise dawider protestirt hat: alles Dies ist mehr denn ein Mensch glauben kann, und macht sogar das Erstaunen stumm. Wir können uns nicht länger über Freiheiten wundern die man sich mit den Leben von Fürsten und Staatsmännern genommen, deren sämmtliche Handlungen immer einigermaßen öffentliche und von Novellisten schon oft, wenn auch vorsichtiger benutzt worden sind, sobald wir den Gleichmuth gewahren mit welchem die Verf. jene geheimen Pforten des Privatlebens bis zum verschwiegenen Gemache der Jungfrau aufthut, die bisher wenigstens während der Lebenszeit von Verwandten selbst blos Thatsachen berichtenden Ge-

schichtschreibern für heilig und unverletzlich galten. Das ist ein Schwelgen in der «Freiheit unstatthafter Presse», welches auch deren wärmste «Schutzredner» schwerlich werden rühmen wollen."

„Abgesehen jedoch von der Frage, inwieweit der Novellist das Recht haben kann mit wirklichen Personen unserer Zeit so ungenirt umzuspringen, ist es schon interessant aus dem von Fräulein Lewald aufgerollten Portrait ihres erdichteten Louis Ferdinand die Figur zu entnehmen welche eine gewisse Classe von Frauen für eine Heldenfigur hält.... Ihr Plan war den Prinzen als eine edle Natur hinzustellen, eingekäfigt durch den Zufall der Geburt und des Ranges, vergebens sich abmühend in dem Kampfe um freien Raum zu edeln Thaten, immer voll Sehnsucht sich erhebend, und verkümmernd in dem von falschgeleiteten Kräften rings aufgeworfenen Boden. Und wie hat sie diesen Gedanken durch das Verhalten des Helden verkörpert? Zwei Drittel seiner in vorliegenden Bänden geschilderten Laufbahn sind mit ausschweifenden Abenteuern angefüllt, welche sie geradezu für das Ergebniß flüchtiger und trügerischer Leidenschaften erklärt, ohne auch nur für eins derselben den Namen einer seiner würdigen Liebe zu beanspruchen.... Andere male sehen wir ihn gleichmäßig vorschnell, unverschämt und jeder männlichen Selbstbeherrschung bar, auch trotz seiner edelmüthigen Bestrebungen und seines zarten Ehrgefühls recht wohl im Stande schmähliche Concessionen zu machen, sobald es darauf ankommt Geld zu seiner unsinnigen Verschwendung zu erhalten.... Dies also ist die zum Helden eines Trauerspiels hoffnungsvoller, aber von der Stunde der Geburt an durch ein unglückliches Gestirn geknickter Mannheit aufgeputzte Figur, die Figur eines Mannes welcher bei angemessener Ausbildung der höchsten Tugenden fähig gewesen sein würde!"...

„Die Erzählung besteht eigentlich nur in einer, wenn überhaupt, blos durch das Wiederauftreten derselben handelnden Personen verbundenen Kette von Abenteuern und Scenen, bricht plötzlich mit dem Tode des Prinzen bei Saalfeld ab, und läßt alle übrigen im Drama Vorgekommenen genau im Prädicamente ihrer letzten Erscheinung. Die Wirkung des Ganzen sowol als des Theils welcher die Laufbahn des unter ungünstigem Gestirn geborenen Prinzen verschönern soll ist durchaus eine trostlose und unbefriedigende. Es dünkt uns wir sehen einen mitternächtlichen Zug Masken, die vorwärts durch Dick und Dünn eilen, ohne zu wissen warum und wohin, und eben lange genug sichtbar bleiben um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß, während nicht Eine zu etwas Besserm taugt, Jede in der ihr angewiesenen Rolle sich unbehaglich und elend fühlt." 8.

## Bibliographie.

Arnold, A., Der Criminal-Prozeß des Schäfers Joh. Geo. Frasch von Heiningen. Aus den Akten mitgetheilt. Ludwigsburg. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Belani, H. E. R., Reactionäre und Demokraten. Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Drobisch, T., Der Wintergarten. Ein humoristisches Weihnachts-Album für Deklamation und heitere Unterhaltung. 1ster Jahrgang. Mit 6 Kupfer-Beilagen. Grimma, Verlags-Comptoir. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fobbe, G., Fantasie-Blüthen. Neuere Dichtungen. Linz. 8. 28 Ngr.

Gerhard, E., Ueber Agathodämon und Bona Dea. Eine in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Mit 4 Kupfertafeln. Berlin. 1849. Gr. 4. 2 Thlr.

Harleß, G. C. A., Christliche Ethik. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Protz, W., Der Ackerbau nach Naturgesetzen mit praktischen Blicken auf land- und volkswirthschaftlichen Zeitfragen. Leipzig, Fest. Gr. 8. 22½ Ngr.

Sauvage, T., Der Cadi. Komische Oper in zwei Akten. Nach dem Französischen von C. Gollmick. Mainz, Schott's Söhne. 1849. Lex.-8. 7½ Ngr.

— — Das Wunderwasser. Komische Oper in zwei Akten und Versen. Frei nach dem Französischen von F. Marckwort. Ebendaselbst. 1849. Lex.-8. 5 Ngr.

Simrock, K., Das Heldenbuch. 6ter Band. — A. u. d. T.: Das Amelungenlied. 3ter Theil: Die beiden Dietriche. Die Rabenschlacht. Die Heimkehr. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

Wichern, J. H., Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation, im Auftrage des Centralausschusses für innere Mission verfaßt. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

## Tagesliteratur.

Braß, A., Drei schöne, neue, rothe Lieder, gemacht in diesem Jahre. Berlin, Lassar. 1848. 8. 1 Ngr.

Erinnerung an das Fahnen- und Gesangs-Fest zu Salzburg 1849. Salzburg, Duyle. 1849. 8. 16 Ngr.

Die Frage der Steuern und die Abstimmung in der Sitzung der 2. Kammer am 25. Sept. 1849. Berlin, Nicolai. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ghillany, F. W., Ein Wort an die Bürger Nürnberg's und Bayern's überhaupt, zur Verständigung in unserer gegenwärtigen socialen und politischen Lage. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Heffter, M., Wegweiser durch Brandenburg und seine Alterthümer. Brandenburg, Müller. 16. 10 Ngr.

Heinlein, H., Ein Gedächtnißblatt. Ungarns Kampf und Fall. Dem Andenken des Grafen Ludw. Batthyany geweihet. Gedicht. Leipzig, Matthes. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Hellmuth, F., Was wollen die Parteien in Deutschland? Eine Gewissensfrage im November 1849 erörtert. Dresden, Gottschalck. 1849. 8. 1 Ngr.

„Der Herr wird König sein immer und ewiglich" oder Skizzen aus der badischen Empörung des Sommers 1849. Gesammelt von einem Freunde der Wahrheit. Berlin, Brandis. 8. 5 Ngr.

Hertzog, C., Robert Blum's Schatten an seine Frau. Zürich, Kiesling. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Der teutschen Jugend. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Holzapfel, R., Die Göthefeier zu Berlin im J. 1849. Bericht. Gedichte, Festreden, Trinksprüche von August Bartsch, v. d. Hagen, A. v. Humboldt, Kannegießer, Kopisch &c. Berlin, Schultze. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hoppenstedt, Zwei Worte zur Verständigung. Hannover. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jordan, J. P., Nicht Deutsch! Nicht Russisch! Nur Oesterreichisch! Offenes Sendschreiben an Hrn. Franz Schuselka. Prag, Calve. 1849. 8. 5 Ngr.

Sporschil, J., Das eigentliche Ziel der gegenwärtigen Politik Preußens. Leipzig, Jackowitz. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Stimme einer Emanzipirten. Arnsberg, Grote. 1849. 16. 4 Ngr.

Ueber Steuerausgleichung aus dem Standpunkte des Brandenburgischen Grundbesitzes. Berlin, Reimarus. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Wichern, J. H., Die innere Mission. Aufzeichnung des Vortrags am 21. Jan. 1849 im Hörsaale der Gelehrtenschule zu Bremen. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Unsere Zeit. 1stes Bändchen: Die drei republikanischen Aufstände in Baden. Von einem Augenzeugen beschrieben. Stolberg. 1849. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 18. —— 21. Januar 1850.

## Flugschriften über Staat und Kirche.

1. Der Staat. In seiner philosophischen und praktischen Bedeutung. Von Friedrich Ernst Martschink. Bautzen, Reichel. 1849. 8. 15 Ngr.
2. Politische Gespräche über Staat und Kirche, aufgezeichnet von J. Steverlys und herausgegeben von Sylvester Jordan. Frankfurt a. M., Meidinger. 1848. 8. 20 Ngr.
3. Der Staat, die Kirche und die Schule. Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschule im Königreiche Sachsen von C. B. Meißner. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.
4. Ueber die Neugestaltung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der Kirche. Von J. P. Lange. Heidelberg, Winter. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.
5. Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir haben aus einer großen Reihe politischer Flugschriften, unter denen sich keine befand die den extremen Fractionen angehörte, die vielmehr alle aus der großen Mittelmasse der europäischen Bildung und Gesinnung hervorgegangen waren, zunächst diejenigen herausgewählt welche sich um eine einzelne Frage, und zwar um eine Frage concentrirten bei der politische und kirchliche Richtungen gleichmäßig einwirken. Bei dem Durchmustern der ganzen Reihe aber wurde uns wunderlich zu Muthe über dem bunten Durcheinandergehen der Meinungen, über der Verschiedenheit der Anschauungen von Angelegenheiten die zu den ersten Grundlagen unserer ganzen Existenz gehören, über der Erfahrung wie oft man in Betreff der nächsten und natürlichsten Beziehungen statt fester Grundsätze, statt den Menschen zur andern Natur gewordener Ueberzeugungen nur willkürliche Einfälle und spitzfindige Speculationen findet. Das ist das große Glück was die Engländer und Amerikaner, wie die Staatsvölker des Alterthums in ihrer Blütenzeit, genießen: daß ihnen die Hauptgrundlagen ihres Lebens natürliche Nothwendigkeiten sind, über die sie weiter gar nicht speculiren, sondern die mächtige Arbeit ihres Geistes nur zu dem Gebrauche und der Ausführung jener Grundelemente anwenden. Auch die Staaten des Festlandes waren bis zum Erwachen des kritischen Geistes in ähnlicher Lage, und auch nachdem er erwacht war währte es noch einige Zeit, bevor er sich auf das Staatliche wendete. Zu lange aber hatte man die gestaltende und ausführende Thätigkeit des Geistes und Gemüths am Staatlichen unterlassen, als daß der kritische Geist, nachdem er einmal auch darauf sich gewendet, nicht sich vorzugsweise auf die Grundprincipien hätte werfen sollen, worauf er denn freilich vielfach in Willkür gefallen ist und Alles in Frage stellt.

Schriften wie die unter Nr. 1 und 2 werden das Chaos nicht ordnen. Die erste steht jedoch wesentlich höher als die zweite. Martschink ist gerade kein tiefer und scharfer Denker, aber ein recht verständiger und wohlmeinender Mann, der nicht eben viel in Phrasen thut, und durch Erfahrung und Nachdenken von dem blinden Glauben an manche Plattituden des liberalismus vulgaris curirt scheint. Es geht aber immer noch etwas wirr durcheinander bei ihm. Er beginnt mit einer „Allgemeinen Betrachtung", welche sehr „allgemein" ist. Dann zeigt er sehr richtig daß der Vertrag nicht der Urgrund des Staats sein könne, sondern nur „ein äußerliches Verhältniß der Repräsentanten des Staats mit den Gliedern des letztern" sei, erklärt aber doch die Vertragsmäßigkeit zwischen den Repräsentanten des Staats und dem Volke für die sicherste Stütze der wahren Freiheit. Er verwechselt hier das vertragsmäßige Zustandekommen einzelner Verfassungsbestimmungen und Gesetze mit der Verfassung selbst, welche letztere nicht Vertrag sondern Gesetz, und in gar manchen Theilen nicht Sache der Willkür sondern geschichtliche Nothwendigkeit ist. Hat es auch seinen Nutzen vieles an sich Nothwendige vertragsmäßig festzustellen, so ist doch der Vertrag hier nur Form, nicht „Urgrund". Bei der „äußern Gestaltung des Staats" stellt er Fürstenthümer und Freistaaten einander gegenüber, was kein richtiger Gegensatz, wenn auch ein sehr weitverbreiteter Aberglaube ist. Von den Freistaaten sagt er:

> Sie haben eine Verfassung, wo die auf unbeschränkte, in der Vernunft ihren Endpunkt erreichende Willensfreiheit gestützte höchste Macht stets von dem ganzen Volke ausgeht.

Das stete Ausgehen der höchsten Macht von dem ganzen Volke ist überall und jederzeit nur formell, und auch Das nur unter Zuhülfenahme von allerlei Fictionen, niemals aber thatsächlich und im wirklichen Wesen der Sache eine Wahrheit gewesen. Der Satz von der „unbeschränkten, in der Vernunft ihren Endpunkt er-

reichenden Willensfreiheit" wie seine besondere Beziehung auf die Freistaaten erscheint uns vollends als eine leere Phrase, und jedenfalls wird es in allen Staaten, Erbreichen und Wahlreichen — denn nur so ist der Gegensatz zu fassen — darauf ankommen wie es anzufangen sei daß die Willensfreiheit wirklich in der Vernunft ihre rechte Leitung und Begrenzung finde. Weiter sagt der Verf.:

In den Fürstenthümern heißt die höchste Gewalt eingeschränkt, wenn die aus dem Gesammtvolke durch dieses selbst mittels unbegrenzter Wahl hervorgerufenen, nicht sowol dem Oberhaupte des Staats zur Berathung beigegebenen, als vielmehr zur Vertretung der Rechte des Volks, als Inhalts des Staats, gegen Willkür und Eigenmächtigkeit dastehenden Männer das Recht zu Bewilligungen und Verweigerungen ohne jede Einschränkung haben; uneingeschränkt dagegen, wenn das Oberhaupt aus eigener, völlig von den Gliedern des Staats unabhängiger Machtvollkommenheit die Gesetze gibt und vollzieht.

Diese Definitionen sind sogar logisch nicht richtig: denn sie stellen keinen reinen und klaren Gegensatz zwischen der beschränkten und unumschränkten Gewalt heraus, indem in der Definition der beschränkten Gewalt eine Menge Specialitäten vorkommt welche durch den Gegensatz der unbeschränkten nicht gefodert werden. Nach diesen Definitionen wäre z. B. die englische oder ungarische Monarchie weder unumschränkt noch beschränkt gewesen, ja hätte es bis 1848 kaum eine „eingeschränkte" Regierung gegeben. Und dabei ist doch der Begriff des Verf. von „eingeschränkter" Regierung in anderer Beziehung wieder enger als der wirkliche Staat der parlamentarischen Regierung. Denn er beschränkt die Wirksamkeit seiner Volksvertreter auf den Schutz der Rechte des Volks gegen Willkür und Eigenmacht, also auf das Veto, während z. B. in England das Parlament der wahre Sitz der Regierung, die wahre Quelle der Gewalt ist. Wenn der Verf. im Weitern gegen bloße Vertretung einer Classe eifert, so können wir ihm darin wol beistimmen; aber seine Behauptung daß wo blos eine Classe des Volks im Staatlichen thätig sei:

der Eine dem Andern aus irriger Ansicht, zumal um von seinen vermeintlichen Bevorzugungen Nichts nachzulassen, geradezu entgegenhandelt, eben weil diese Glieder den Staat zu erkennen noch gar nicht reif genug an Vernunft sind (?), und in der Verfolgung ihres eigenen, oder des ihrer von dem ganzen Volke abgerissenen Classe beigemessenen Vortheils das Wohl des Ganzen zu vertreten glauben. Wo sich dagegen Vertreter des Volks aus allen Classen des letztern mit vorhergegangener freier Wahl in einem Staate vorfinden, drückt sich der hohe Gedanke aus: daß der von dem Volke Gewählte nicht seine besondere Sache, sondern das Allgemeine des Staats darstellt, deshalb mit diesem engverbunden den ihm obliegenden Zweck, das Wohl des Ganzen, streng befolgt. Hier ordnet sich der Einzelne dem Staate unter, und setzt sich blos in der Allgemeinheit als Mitglied desselben hin.

bewährt sich durch die Erfahrung auch nicht. Die Geschichte liefert uns aus aristokratischen Staaten weit mehr Beispiele gereifter politischer Einsicht, echter Staatskunst und aufopfernden Gemeinsinns als aus demokratischen, und dürfen wir hier nur an die aristokratischen Republiken des Alterthums und des Mittelalters, ferner an England erinnern, ohne übrigens daraus einen Schluß für die Aristokratie und gegen die Demokratie ziehen zu wollen. Die bloße Verfassungsphrase: daß der Gewählte nur das Wohl des gesammten Volks ins Auge fassen solle, und das bloße Hervorgehen desselben aus freien und allgemeinen Wahlen schützt auch nicht im mindesten dagegen daß nicht die einem besondern Standesinteresse Angehörigen diesem den Vorzug geben, oder es mit dem allgemeinen Volkswohl verwechseln.

In ähnlicher Weise bespricht nun der Verf. das Verhältniß des Staats zum Volke und das desselben zu den Einzelnen. Bei dem letztern würde sich eine Menge hochwichtiger Fragen, namentlich über die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt, ergeben haben, die dem Verf. auch nicht von weitem in den Sinn gekommen sind: wie er denn in diesem Abschnitt nicht sowol von dem Verhältniß des Staats als von dem der Regierung zu den Einzelnen handelt. Jene Fragen würden aber auch gar nicht in seiner Weise zu lösen gewesen sein, sondern würden ein Eingehen auf die geschichtliche Entwickelung der Völker und ihrer Staats- und Rechtsideen, namentlich auf den Gegensatz zwischen den antiken und den germanischen Völkern erfodert haben. Das Bemerkte wird im Allgemeinen hinreichen Standpunkt und Manier des Verf. zu bezeichnen. Er handelt nun von Monarchie und Republik, wobei er zwischen Wahlreich und Republik unterscheidet, ohne einen Grund dieser Unterscheidung klar herauszustellen; von dem „Staat in Entzweiung mit seinem Inhalte", worunter er allerlei falsche Vertheilungen der Staatsgewalt versteht; von Absolutismus, Despotie — welche beide Begriffe er mit Recht und ziemlich richtig unterscheidet —, und Volksvertretung. Hier fällt er auch einmal in Phrasen. Er sagt:

Durch eine wahre Grundverfassung, wo das Volk die Freiheit verbürgt sieht, wo das Volk seine Gewichtigkeit erkennt, wo es den Staat insichaufzunehmen vermag, wird der Thron unerschütterlich, und das Volk hält zu demselben in jeder verhängnißvollen Zeit und Lage. Dieses haben leider die Fürsten in ihrer Selbstsucht übersehen. Ja, sie haben übersehen daß der Wille des Volks ihren Willen vernichtet, und in ersterm das höchste Gesetz des Staats enthalten ist.

Die erstern Verheißungen sind allerdings alt, wir möchten aber wol wissen auf welche Erfahrungen sie sich eigentlich stützten. Wir finden daß Staaten welche gar keine Verfassung im gewöhnlichen Sinne des Worts, oder offenbar eine sehr veraltete und unzweckmäßige besitzen unerschüttert geblieben sind, während andere durch sehr liberale Verfassungen und ein Dem entsprechendes Régime nicht vor fortwährenden Gährungen bewahrt wurden. Es wird also hier jedenfalls auf eine nähere Bestimmung des Begriffs Verfassung und ihres Zusammenhangs mit der Volksstimmung ankommen. Das Wahre ist wol, daß die Ruhe und Sicherheit des Staats von einem die maßgebenden Glieder des Volks befriedigenden Zustande des gesammten Staatslebens abhängt. Dieser aber wird keineswegs allein von Dem bedingt was man gemeinhin Verfassung nennt. Ungerecht ferner ist es bei allen obwaltenden Differenzen zwischen Regierungen und Oppositionen immer nur „fürstliche Selbstsucht"

anzuklagen, während oft nur Meinungsverschiedenheiten über Das was wirklich der Wille des Volks, und namentlich was das Beste des Volks und die Pflicht des Regenten ist, dabei obwalten. Wollte das Volk, über dessen Begriff man sich übrigens erst zu verständigen hätte, und was in seiner Totalität noch niemals einen eigenen Willen ausgesprochen hat, außer über ganz unstreitige Punkte, etwas Ungerechtes, etwas Unsittliches, etwas der Zukunft des Volks Verderbliches, so müßte der Regent eher untergehen als sich fügen.

Weiter betrachtet der Verf. den Staat in Bezug zu andern Staaten, Krieg und Frieden, dann auf einer und einer halben Seite das Innere des Staats, dann in seltsamem Uebergange den Handel, für dessen Freiheit er sich erklärt, dann wieder die Freiheit an sich, die Einzelnen, diese in Bezug zum Staate, dann den „Geist gewichtiger Männer", den Einfluß der Zeit auf den Staat, die Verschiedenheit der Stände, die Staatsumwälzungen, die Erbfürsten, die Stellung neuer Fürsten, den Einfluß von Neuerungen, das Verhältniß eines aus mehren Theilen bestehenden Staats, den Fürsten in Bezug zum Staate, die Stellung eines Statthalters, die Kasernen — denen er wenigstens das Zeugniß gibt daß sie die sittliche Kraft der Soldaten erhöhen, während die Bedenken die er gegen sie erhebt durch das Beispiel Englands, mit dem er überhaupt zu wenig bekannt scheint, entkräftet werden —, die Festungen, Napoleon, die Eigenschaft der Schweigsamkeit, die Fürsten im Wechsel des Schicksals, den Fürsten in Bezug auf seine Umgebung, den Fürsten als Feldherrn, den Geist, das Heer, die Eroberung. Man sieht, es ist eine ziemlich bunte Sammlung von Materien, und die Reihenfolge in der sie behandelt sind ist öfters etwas schwer zu begreifen. Wenn der Verf. übrigens Studien macht oder zu machen fortfährt, Studien im Leben wie in Büchern, im Beobachten, Lesen und Nachdenken, so möchten wir von ihm für die Zukunft noch Etwas erwarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Brüderlicher Zuruf an die polnischen Patrioten. Eine historisch-kritische Abhandlung von Joseph Zaloski. Aus dem Polnischen übertragen. Prag, Credner und Kleinbub. 1849. Gr. 8. 14 Ngr.**

Die polnische Emigration hat sich selbst als den rettenden Arm und das denkende Haupt des Vaterlandes ausgepriesen, und Niemand wagte die Bedeutung ihrer „Mission" anzutasten, als bis sie thatsächliche Beweise von der Unfehlbarkeit ihrer neuerfundenen Doctrinen zu geben versuchte. Diese Versuche sollten den größten Theil der Emigranten in seiner Lächerlichkeit zeigen, die alten Wunden des Volks aber aufreißen, und ihm neue tiefe Stöße geben. Das Gebahren der Emigration, seit den letzten Jahren besonders, so unheilvoll in seinen Wirkungen, verdient die schärfste Züchtigung. Zaloski hat es gewagt der Vollstrecker derselben zu sein, und den wohlthätigen Schleier der 15 Jahre hindurch über einem Chaos von Schwäche, Bosheit, Intrigue, Parteikampf und echtem Patriotismus hing herabzureißen. Sein Buch gibt uns die wunderbarsten „Enthüllungen" über die Emigration seit ihrem Anfange her. Sie sind aus eigener Anschauung geschöpft, Namen und Thatsachen belegen reichlich jede Anklage. Seiner politischen Gesinnung und seinem Charakter nach der sogenannten Aristokratenpartei unter Czartoryiski verwandt, richtet der Verf. seine Pfeile nach dem Lager der Demokratie und ihrer Propaganda, der er die neuesten Unglücksfälle des Vaterlands beimißt.

Bei einer Prüfung der ursprünglichen Elemente der Emigration findet der Verf. sie zusammengesetzt aus Jünglingen ohne Erfahrung, aufbrausenden, exaltirten Menschen, die im Gebiete nichtiger Theorien umherschweiften. Ohne dieses Uebergewicht der Theorien und der jugendlichen Elemente über das reifere Alter leugnen zu wollen müssen wir dem Verf. hier einwerfen, daß jene Elemente in erster Zeit nicht der Regelung entbehrten: der erste Comité welcher die Flüchtlinge sammeln sollte wurde von Patrioten gegründet welche im Lande die höchsten Ehrenstellen bekleidet hatten. Auch bestand die Mehrzahl der Emigrirten, wie das Abkommen der deutschen Regierungen nur Offizieren den Durchmarsch zu gestatten ergibt, aus Leuten von Bildung und aus Solchen die mehrentheils einen bestimmten innern Zusammenhang miteinander hatten. Die Confusion trat erst mit der Parteibildung ein, und Das ist unbestritten daß dort die demokratische Partei zuerst und rücksichtslos mit Absonderungsgelüsten hervorgetreten ist, welche in der Folge die Thatkraft des Ganzen völlig lähmten, und nur unfruchtbare Ideen ans Licht brachten. Die französische Regierung selbst begünstigte diese Absonderung, indem sie, freilich schon in der Sorge für ihre eigene Sicherheit, die arbeitslose Menge nebst den Weibern, die eine Zeit lang als Damen von Stande in der Gesellschaft figurirt hatten, nun aber in das Verhältniß von Wirthschafterinnen zurückkehrten, in Kasernen unterbrachte. Hier war diese Menge dem Einfluß der Agenten preisgegeben, die, wie der Verf. annimmt, Rußland in Menge schickte um die Emigration zu entzweien.

Endlich tritt der Graf Adam Gurowski, einst in den Salons von Petersburg sehr wohlgelitten, nachher als Verräther des Vaterlandes verabscheut, als Stifter eines „Demokratischen Vereins" auf, und fanatisirt die Armen gegen die Reichen. Die Demokraten legen rothe Halsbinden an, und lassen ihr Haupthaar lang wachsen, sie gestalten sich zu einem Schrecken der Aristokratie, und üben Terrorismus gegen alle Großen die nicht ihres Glaubens sind. Es wird eine Reaction hervorgerufen, die Czartoryiskische Partei sammelt sich in dem Verein „3. Mai" mit dem Schiboleth der Dynastie. Heftiger Kampf. Die Radicalen bewerfen die berühmten Namen der Revolution mit Koth, verurtheilen den Patriotismus der Generale und Landboten, und predigen eine völlig neue Heilswissenschaft. Gurowski geht in seinem Fanatismus in der Verleumdung der Aristokraten so weit daß ihre Dolche gegen ihn gezückt sind. Aus Furcht verläßt er Frankreich. Aber der Same der Zwietracht bleibt, und wird durch die Propaganda auch in die Heimat getragen. Die Demokratie sucht das Land mit ihren Lehren zu umstricken um es desto bequemer aussaugen zu können. Sie preßt ihm Geld genug ab, doch wenn Zaloski die Summe des von 1834—48 aus dem Lande geholten Geldes auf nahe an 11 Millionen Gulden angibt, so muß bemerkt werden daß davon ein großer Theil den Kassen zugutegekommen ist die unter dem Protectorat der Fürstin Czartoryiska standen.

Der Verf. legt den Häuptern des Demokratischen Vereins die abscheulichsten Unterschleife zur Last. „Diese Partei", sagt er, „brauchte fortwährend Geld, und rüttelte daher fortwährend am Lande. Nur ihrer Geldinteressen wegen spann sie den Aufruhr von 1846 an." In der That sei ihr Zweck erreicht worden, und es habe darum nach dem J. 1846 der „Centralisation" umsoweniger an Stoff zu Intriguen gefehlt. Indeß sie war von der Nation verurtheilt; man wollte ihr deren Schicksal nicht mehr anvertrauen.

Die Parteien waren in Frankreich auch durch das neue Unglück nicht versöhnt, sie standen erbittert nebeneinander. Wohlmeinende Franzosen, unter ihnen der Fürst Darcourt, ver-

suchten eine Vermittelung: sie scheiterte an dem Starrsinn der „Centralisation". Durch die Flüchtlinge aus Krakau und Posen mit neuen Mitteln zur Bestechung der Hungerleidenden versehen, warb sie diese hierdurch für ihre Grundsätze, und Andere durch regsam verbreitete Lügen über bereits ausgebrochene oder doch nahe bevorstehende Aufstände in den Karpaten, oder gar im Mohilewischen und in Petersburg. Sie rüstete neue Emissaire aus, und indem sie so ein wahnwitziges Vertrauen auf ihre Sache setzte gewann sie in der That neue Proselyten. Die Gegner aber ruhten auch nicht, und deckten schonungslos die Machinationen der Centralisation auf, sodaß sie ihrer eigenen Partei zwar verdächtig wurde, sich aber dennoch auf ihrem Posten erhielt. Dies wurde für eine große Mitgliederzahl Anlaß zum Austritt, und die „Centralisation", den täglichen Angriffen auf ihr souveraines Gebahren zu entkommen, ging auf Reisen.

Mittlerweile trat die Februarrevolution ein. Der Verf. schildert die Arroganz der Emigration mit der sie die Erfolge der Revolution sich zugeschrieben. Die Provisorische Regierung habe sie deshalb mit Kälte behandelt. Später habe zwar der Kriegsminister, General Subervic, aus ihnen polnische Legionen bilden wollen, die bei eintretenden Auspicien sich in den Dienst ihres Landes begeben sollten. Diesen Plan aber hätten die Demokraten selbst vereitelt, indem Jeder auf eigene Hand schalten und Niemand sich unterordnen wollte. Sie drängten vielmehr nach Deutschland und Posen, wo sie den unsinnigen Kampf anschürten, der ohne sie nie zum Ausbruch gekommen wäre. Wer das meiste Talent hatte sich die Reisekosten zu verschaffen konnte in die Heimat gehen. Dem Verf. nach wären die Mitglieder der Demokratischen Gesellschaft die Bevorzugten gewesen, sie habe man in der Provinz Posen zuerst auf ihrem Posten gesehen, weil sie in Versailles schon auf der Lauer gelegen hatten. Die Andern, als sie endlich aus ihren eingegangenen Verbindungen sich freigemacht, und an der deutschen Grenze angekommen, wären schon durch inzwischen ergangene Verfügungen der deutschen Regierungen am Eintritt verhindert worden, und im Grunde habe Dies den posener Demokraten große Freude gemacht, da sie nun nach ihrem Kopfe die Dinge wenden konnten. Die „Leute andern Glaubens" sollten keinen Antheil haben an der glorreichen Volkserhebung. Selbst Czartoryiski, der schon bis Berlin gekommen war, mußte umkehren, weil für ihn sich weder im Rath noch im neugebildeten Heere eine Stelle gefunden hätte. Der Verf. schüttet die Fülle seines Ingrimms auf das Haupt des jungen Oberfeldherrn, des sogenannten Siegers von Miloslaw, und erklärt ihn für völlig impotent. Sicher ist daß zwar bei Miloslaw nicht Mieroslawski, sondern ein Unterfeldherr, der ehemalige preußische Lieutenant Bialoskurski, den selbst von preußischen Offizieren zugestandenen Sieg für die Insurgenten entschied, aber Mieroslawski's Anordnungen und Pläne werden im Allgemeinen doch als so tüchtig und praktisch anerkannt daß dieser Name eine Zeit lang mit Achtung auch von den Gegnern genannt wurde. Der Tadel des Verf. ist mithin in diesem Punkte nicht gerechtfertigt; seinen Enthüllungen über die frivole Lebensweise des „Obergenerals en chef" wagen wir nicht zu widersprechen, und es mag wol sein daß sie in Verbindung mit den sonst berührten Passionen ihn fahrlässig machte, und dadurch der ihm anvertrauten Sache Nachtheile bereitete.

Feig und talentlos seien auch die von der „Centralisation" nach Krakau entsandten Führer gewesen. Während Castiglione die Stadt beschießen ließ, saßen sie schon in einem breslauer Hôtel und schwelgten in den Geldern der entführten Kasse.

Der Verf., nachdem er mit aller Strenge das „schmachvolle Verfahren" dieses Theils der Emigranten seinem Volke denuncirt hat, wendet sich an dasselbe mit dem ernsten Rathe: von den Machinationen jener Partei sich abzuwenden, der allein die neuesten Heimsuchungen des Landes zugeschrieben werden müßten. Pereat crimen, fiat justitia! ist sein Ausruf, der aus patriotischem Herzen kommt.

Dies Buch ist in gefälliger Schreibart gehalten, und trägt durchweg das Gepräge eigener Anschauung. 19.

## Miscellen.

### Zur Geschichte der Hosen.

Es scheint erwiesen daß dieses Kleidungsstück, das gegen 1780 durch die Amerikaner der Vereinigten Staaten zur Zeit ihrer Unabhängigkeitserklärung wieder in Gebrauch kam, eine freisinnige Genealogie aufzuweisen im Stande ist, und immer den Stämmen eigenthümlich war die sich durch ihre Freiheitsbestrebungen auszeichneten. Unter der erbärmlichen Regierung des Arcadius und Honorius waren die gothischen Pantalons, braccae genannt, so sehr Mode in Rom, daß die Kaiser daran Anstoß nahmen. Sie sahen darin eine unschickliche Hinneigung zu den Barbaren und deren Unabhängigkeit, verboten daher den Römern das Tragen von braccae, und jagten alle braccarii, d. h. alle Pantalonsschneider, aus den größern Städten. Es fand sich daß die Venetianer, der Stamm der sich am engsten den Sitten des nördlichen Europa anschloß, die barbarischen Hosen beibehielten, die zudem für die Thätigkeit eines Matrosen, eines Soldaten, eines Läufers am bequemsten war. Der bei den ernsten Söhnen der Lagunen am häufigsten vorkommende Taufname war nach dem Namen des Schutzheiligen der Stadt Pianta-Leone (Pantalon). Die übrigen Italiener griffen denselben als Spitznamen auf, und nannten alle Venetianer ebenso wie ihre über die Knie gehenden Hosen Pantalons. Siegreich kamen die Pantalons bald auf die Bühne, und wurden später in ihrer Entartung zur Hose, culotte, bei den Engländern in der Zeit Elisabeth's zur trunkhose, Unterhose auf dem Leib, bei den Schotten zur galligaskins, zum gälischen Rock, unterdrückt von dem modernen englischen Puritanismus endlich zu inexprimables, inexpressibles, Unaussprechlichen und zu don't mention'em, n'en-parlez pas. 2.

### Lautes Denken.

Der Vater des jetzigen Lord Dudley hatte die gefährliche Gewohnheit laut zu denken. Eines Tags war er zu einer Fête bei einem Freunde mehre englische Meilen von seinem Landhause, und weil er nicht spät zurück sein wollte, hatte er demgemäß seinen Wagen bestellt. Zu seinem größten Verdrusse kam der Wagen nicht. Er und Niemand zweifelte daß demselben Etwas zugestoßen sein müsse. Da bot einer von den Gästen, welcher das Unbehagen des Grafen bemerkte, ihm einen Platz in seinem Wagen an. Sein Weg führte ihn an der Wohnung des Grafen vorüber, und war auch der Graf mit ihm persönlich nicht bekannt, so kannte er doch ihn, und am Ende war sein Erbieten eine Artigkeit, wie jeder Gebildete sie einem Andern erweist und jeder Gebildete sie annimmt. Dennoch hatten sie kaum 20 Minuten im Wagen gesessen als der Graf, der, weil müde, bisher geschwiegen, leise aber hörbar zu sich sagte: „Ich wollte ich hätte sein Erbieten nicht angenommen. Ich kenne den Menschen gar nicht. Artig war es freilich; aber das Schlimmste ist, ich werde ihn zum Diner bitten müssen. Es ist mir äußerst fatal!" Nachdem er wenige Minuten geschwiegen, fing der Andere an in gleicher Weise vor sich hin zu reden und sagte: „Bildet sich vielleicht ein ich that es um seine Bekanntschaft zu machen. Jedem Pachter von ihm hätte ich Dasselbe gethan. Hoffentlich wird er nicht für nöthig halten mich zu Tisch zu bitten. Ich schlage es ab." Lord Dudley hörte Das, errieth sogleich die Veranlassung, reichte seinem Begleiter die Hand und bat für seine unbeabsichtigte Grobheit um Verzeihung. Das knüpfte ein bis zum Tode ungetrenntes Freundschaftsband. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 19. — 22. Januar 1850.


## Flugschriften über Staat und Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Jedenfalls hat uns die Schrift unter Nr. 1, ungeachtet ihres Mangels an Durchbildung in Form und Inhalt, weit besser zugesagt als die unter Nr. 2, die der wackere Sylvester Jordan herausgegeben hat; und die weit kunstreicher componirt und von weit geübterer Feder verfaßt ist. Wer sich aber die gleichwol sehr schwierige Mühe nimmt sie durchzulesen, der wird in der Hauptsache einen ganz vormärzlichen Liberalismus und Rationalismus finden, der heute noch weniger mundet als damals. Wir meinen darunter nicht einen Liberalismus der sich nicht zu den seitdem errungenen Extremen gesteigert hat, oder eigentlich in eine Reaction zu dem Jahre 1793 verfallen ist: der Liberalismus dieser Schrift hat Das auch nicht gethan; Das ist aber natürlich kein Fehler, sondern ein Lob. Nein, wir meinen einen Liberalismus der Nichts gelernt und Nichts vergessen hat, den die gedrängten Erfahrungen die seit dem Februar des Jahres 1848 gemacht worden nicht über den Unterschied zwischen Phrase und Wirklichkeit belehrt hat, der noch immer auf dem Standpunkte des optimistischen Vorurtheils, der schallenden Klangworte und der willkürlichen Fictionen steht, noch immer die Form über das Wesen setzt, der noch immer in dem Wahne ist man könne staatsmännisch denken und handeln ohne zu wissen was wirklich im Leben besteht, was für Kräfte sich in ihm bewegen, und was und wodurch es in ihm bewirkt werden kann. Daneben ist in dieser Schrift eine sehr unglückliche Form gewählt worden. Der Verf. hat eine politisirende Abendgesellschaft einer kleinen Stadt fingirt, in welcher so ziemlich alle Nuancen politischer und kirchlicher Ansichten vertreten sind, nur nicht die wahre politische Kenntniß und Bildung, nur nicht die auf dem Boden der Pflicht felsenfest wurzelnde wahrhafte Vaterlandsliebe, nur nicht der in echter Innerlichkeit verklärte religiöse Tiefsinn, oder die schlichte, lautere Frömmigkeit des Herzens! Es ist eine sehr ordinaire Gesellschaft die uns dieser Verf. als die Repräsentanten der neuesten Zeitbildung vorführt, und ihre geistige Ausstattung reicht nicht weiter als daß sie ihren Irrthümern eine gewisse Form umzugeben und für dieselben zu disputiren verstehen. Dabei hat noch der Verf., der mit einer gewissen Unparteilichkeit alle Richtungen vertreten läßt die ihm bekannt sind, für die er selbst ein Verständniß hat, doch bei der Durchführung der Rollen Licht und Schatten keineswegs so unparteiisch vertheilt. Verschiedene seiner Helden, solche nämlich welche ihm verhaßte Meinungen vertreten, werden zu reinen Caricaturen, und sagen Dinge welche Niemand in ihren Parteien so denken, noch weniger so sagen wird. Gemäßigt ist die Schrift allerdings gehalten, aber es ist eben nur Mäßigung des Willens, nicht ein Ausfluß geistiger und sittlicher Nothwendigkeit. Dieser Verf. will wol das Extrem nicht, will es aber nicht deshalb nicht weil es Nichts taugt, sondern lediglich weil es sich ihm als Extrem darstellt; er verschmäht gewisse verderbliche Zielpunkte nicht an sich, aber er will nur daß man sich ihnen Schritt vor Schritt, nicht sprungweise nähern soll; er erkennt wol manche richtige Wahrheit, aber er kennt oder will die Mittel nicht durch die sie bedingt ist; er schaudert wol vor manchem Abgrunde zurück, aber er preist Wege die unausweichlich zu diesen führen. In kirchlicher Beziehung trägt ein sehr flacher Rationalismus in dieser Schrift den Sieg davon.

Die wesentliche Rolle welche das kirchliche Element in ihr spielt bahnt uns den Weg zu den folgenden Schriften, die es speciell mit der sehr schwierigen Frage von dem Verhältniß von Staat und Kirche zu thun haben. Wir glauben auch für diese Frage wie für alle politischen würde sich manches bessere Licht gewinnen lassen, wenn man nicht in allen diesen Dingen eine der fruchtbarsten Untersuchungen zu sehr verabsäumte: das wahrhaft eindringende Ergründen nämlich der wirklichen Zustände in den einzelnen Staaten und ihrer Ursachen. Vertiefe man sich doch in den wahren Stand des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, z. B. in Frankreich, wo nach allen Revolutionen noch immer der Unterschied zwischen dem Stande von 1680 und heute sehr unmerklich ist; in Spanien, Portugal, England, Amerika, Oestreich, Schweden, Dänemark, Rußland; binde man sich nicht an die Aeußerlichkeiten und Formen, dringe man in das wahre Wesen der Anschauung von Religion und Kirche ein, wie sie sich theils mit den einschlagenden staatlichen Einrichtungen verwebt hat, theils in den Meinungen, Gesinnungen, Richtungen des Volks lebt, und man wird unfehlbar an den abstracten Principien,

nach denen man jetzt in dieser Angelegenheit vornehmlich zu urtheilen pflegt, Vieles zu berichtigen, näher zu bestimmen, zu ergänzen finden; man wird auf ganz Neues und unendlich Mannichfaltigeres geführt werden, das Abstracte wird Körper und Inhalt gewinnen, und man wird erkennen daß auch diese Frage gar nicht im Allgemeinen und für alle Zeiten und Zustände, sondern nur mit genauester Rücksicht auf jedes einzelne Volk und jede einzelne Zeit desselben und die Geschichte die auf die gegenwärtige Beschaffenheit der Sache geführt hat entschieden werden kann, wenn die Entscheidung die rechte sein soll. Jetzt tritt meist der Uebelstand ein daß die Autoren auf das Alles keine bewußte Rücksicht nehmen, während sie doch sowol eine solche zu nehmen sehr nöthig hätten um Ausführbares und Nützliches vorzuschlagen, als auch ihrerseits selbst den Einflüssen der Zeit und der Verhältnisse unterliegen, von denen sie sich nicht losmachen können, die sie sich aber als solche zum Bewußtsein zu bringen hätten um sie wahrhaft fruchtbringend zu benutzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Neue deutsche Romane.

1. So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der März-Ereignisse in Berlin, von H. E. R. Belani. Zwei Bände. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1849. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es beginnt jetzt eine Zeit des Ueberdrusses an politischen Wirren, das Publicum will nicht mehr blos Zeitungen lesen, und die Literaten befinden sich in einem moralischen Verdauungsproceß, indem sie die Eindrücke der bewegten Zeit, die sie mit Leidenschaftlichkeit unter Hoffen und Fürchten einschlürften, in verschiedenartigen Producten verarbeiten. Dadurch kann eine bedeutende Literatur entstehen, bedeutend insofern sie belehrend sein kann, indem ein jahrelanges Streben und Ringen nebst den damit erreichten Resultaten beleuchtet wird. Großartige politische Ansichten, staatsmännische Weisheit, nationalökonomische Pläne, antipolizeiliche Bestrebungen nebst zahlreichen Humanitätsprojecten, welche so manches Jahr Gelehrte, Professoren, Studenten, Literaten u. s. w. beschäftigten, haben plötzlich Spielraum gefunden zu wirken, zu schaffen, sich zu zeigen und zu erproben. Möchte nun Jeder der es ehrlich meint, und mit seinem Talent beleuchtet w i e e s w a r, zugleich auch berücksichtigen w i e e s z u w e r d e n drohte, und w i e e s w u r d e. Von der Literatur verlangt man jetzt einen Theil der Weltgeschichte und dessen Kritik. Sternberg war der Erste welcher die Erlebnisse der Märzrevolution in Romanform brachte; er that es zu einer Zeit wo es des Muths bedurfte so zu schreiben wie er schrieb, da damals eine andere Censur herrschte als die frühere, und das einzige Preßgesetz die Willkür einer rohen Menge war. Sternberg blieb auch damals der aristokratische Schriftsteller der er immer gewesen ist, und von diesem Standpunkt aus sind seine Royalisten gut. Belani schrieb den vorliegenden Roman von einem andern Standpunkt aus. Seine Partei hat mit auf den Barrikaden gekämpft; seine Heldin trägt Steine auf den Boden um sie auf die Soldaten zu werfen; sein edelster Held sieht in den Soldaten verthierte Söldlinge, und haßt ihre Herrschaft. Belani ist aber dennoch conservativ gesinnt, er will nicht Umwälzung, nicht Anarchie, nicht Republik, sondern Fortschritt. Ihm sind mit den Märzereignissen große Hoffnungen erwacht auf einen beginnenden Völkerfrühling, und er hat darin wol schon manche schmerzliche Täuschung erfahren. So fragt er in der Vorrede: „Werden die Völker die Humanität und Freiheit, die Gleichheit aller Menschenrechte erringen, oder werden sie zurücksinken in Schlaffheit und Lauheit unter die Schlafmütze des deutschen Michels, der sich nur wohl fühlt wenn er Excellenzen schweifwedelt, dem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum seinen Katzenbuckel in Zeitungsannoncen macht, die Belagerungszustände als die Panacee alles Heils preiset, in der brennenden Cigarre auf der Straße die Hauptererrungenschaft der Märztage sieht, der, ein gedankenloser Weißbierphilister, ein Fanatiker der Ruhe ist; oder wird sich Schiller's Spruch: «Wo die Kunst gefallen, da ist sie durch die Künstler gefallen!» so travestiren lassen: «Wo die Freiheit gefallen, da ist sie durch ihre eifrigsten Wühler gefallen»? Oder wird die alte Beamtenhierarchie sich von ihrem Schreck erholen, und ihre Macht wieder geltendmachen? Werden die «Kreuzzeitung» und der Verein «Mit Gott für König und Vaterland!» die Reaction in tausend Gestalten zurückführen? Wird wieder eine frömmelnde Camarilla mit Augenverdrehen und Intoleranz versuchen Friedrich's des Großen Wort: «In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden!» zu einer Satire auf den Geist der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, der im Staatsleben spukte, zu machen? Werden wir Synoden und Concilien haben, die noch immer den Glauben der Liebe durch leeres Formuliren erstickt haben? Wird das seiner mittelalterlichen Privilegien beraubte Junkerthum sich wieder in die alte Bevorzugung, in Beamten- und Offizierstellen einschleichen, kurz, wird das alte Unwesen wieder unter neuen Formen aufleben, oder wird der gesunde Sinn des Volks und seiner Vertreter, bei dem redlichen Willen unsers edeln Königs, das Wahre und Rechte treffen was uns Garantien der Freiheit für die Zukunft, und Frieden und Handel und Wandel für die Gegenwart bringt?"

Der Verf. bemüht sich nun im vorliegenden Roman die Zustände zu schildern welche eine Revolution nöthig machten. Er malt mit den grellsten Farben Misstände aller Art, Misbräuche, Vorurtheile, Uebergriffe, welche die Aristokratie der Geburt und des Besitzes, sowie die viel verschriene Bureaukratie sich zu Schulden kommen ließen. Der Verf. hat es sich zur Aufgabe gestellt klar zu machen wie die so allgemeine Volksbewegung der letztern Jahre nur möglich war auf dem tief unterwühlten Grunde einer allgemeinen Unzufriedenheit des Volks mit den bisherigen staatlichen und socialen Zuständen. Er bemüht sich in lebenswahren und getreuen Spiegelbildern die Mysterien des Polizei-, Militair- und Beamtenstaats, der Bevormundung des beschränkten Unterthanenverstandes, die Begünstigung verblaßter Adelsbriefe sowie die aristokratischen Anmaßungen eines blasirten Junkerthums bloßzustellen. Wir müssen beklagen daß der Verf. bei diesen Darstellungen mehr Talent als Gerechtigkeitsliebe bethätigt. Seine Spiegelbilder mögen wol aus dem Leben gegriffen sein; der nur einigermaßen in die damaligen Verhältnisse eingeweihte Leser erkennt leicht Thatsachen und Personen wieder, obgleich der Verf. sich dagegen verwahrt eine Chronique scandaleuse geschrieben zu haben. Man merkt daß wirkliche Gestalten dem Roman einverleibt und mit Parteifarben ausgemalt wurden; diese wirklichen Personen sind als Typen ganzer Kasten dargestellt, während sie vielleicht nur die Auswüchse derselben waren. Ob nun der erwartete Völkerfrühling solche Erscheinungen unmöglich gemacht hätte, ob die gerügten Zustände, Vorurtheile und Misbräuche wirklich weggefallen wären, wenn eine neue Zeit die politische Gestaltung des Staats geändert hätte, Das möchte Ref. bezweifeln. Die Freischärler waren bekanntlich nicht sittlicher als die Gardeoffiziere, die Civilcommissare nicht milder als die Polizeibeamten, die demokratischen Kassenverwalter nicht ehrlicher als die bureaukratischen. Der Verf. scheint nicht bedacht zu haben daß Vorurtheile, Misbräuche, Uebergriffe weder aristokratischer noch demokratischer Natur, sondern menschlich sind, daß so lange die Welt steht das Licht seinen Schatten haben, und die Macht nicht getrennt sein wird von deren Misbrauch; der Besitzende

muß immer nach Genuß streben, die Jugend unter allen Verhältnissen austoben. Gesetze und Zustände werden dem Ganzen so viel als möglich angepaßt, und unter den besten Gesetzen, bei den vollkommensten Zuständen werden immer einzelne Menschen leiden. Wo nun deren am wenigsten leiden, wo die Zahl der Geschützten und Beglückten am größten ist, da sind die Gesetze auch wol die besten, und es scheint Ref. als erfodere eine gewissenhafte Darstellung des „So war es" Etwas mehr als die Schilderung einiger schlechten Subjecte, und einiger guten die vom Gesetze gekränkt sind.

2. Die Einquartierung. Roman von Karoline von Göhren. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1849. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Zwei deutsche Freundinnen vermählen sich mit zwei französischen Hauptleuten, welche ihren Familien als Einquartierung zugetheilt waren. Die Eine folgt dem Gatten auf dem Feldzuge nach Rußland, erlebt die Entsetzen des moskauer Brandes, und kommt mit dem Kinde um nachdem der Gemahl schon geblieben ist. Die andere Freundin ist leichtsinnig und coquett; sie liebt die Geselligkeit, und läßt sich gern anbeten; die Beschwerden des Kriegs will sie nicht theilen mit dem Gatten, und knüpft während dessen Abwesenheit ein strafbares Verhältniß mit einem deutschen Grafen an. Als sie den Tod des Gatten erfährt, und ihrer Vereinigung mit dem Geliebten Nichts mehr im Wege steht, verläßt er sie; auch verliert sie das Vermögen. Aber ein Jugendfreund den sie früher verschmähte bietet ihr seine Hand, und gibt ihr das ruhige Glück welches sie bis dahin entbehrte. Ihr erster Mann, der französische Hauptmann, ist aber nicht todt, sondern lebt in russischer Gefangenschaft, wo er ihr treu bleibt, und die Liebe eines russischen Mädchens verschmäht welches ihm das Leben gerettet hat. Er kehrt zurück nach der Stadt wo er als Einquartierung seine Gattin kennen lernte, und als er sie in glücklicher Ehe mit Kindern gesegnet wiedersieht gibt er sich nicht zu erkennen. Er kehrt nach Frankreich zurück und stirbt in Algier. Diese Erzählung ist lebendig vorgetragen; bald in Erzählungsweise, bald in Tagebuchsform. Die Staffage der russischen Campagne ist wol hauptsächlich dem bekannten Werke des Grafen Ségur entnommen. Der Roman ist fließend geschrieben; obgleich ohne Ansprüche auf große Bedeutung, liest er sich doch angenehm und schnell. Die Tendenz ist eine rein sittliche, und die Leser werden leicht dieselbe herausfühlen und dankbar hinnehmen.

3. Werner, oder das Opfer des Pietismus. Romantisches Lebensgemälde aus der Zeit. Von E. Keller. Zwei Theile. Oschatz, Oldecop. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ref. legt mit einem peinlichen Gefühl das vorliegende Werk aus der Hand. Man muß oft die halbe Bildung urtheilen hören über Verhältnisse die sie nicht kennt, nicht versteht, und nicht zu beurtheilen vermag, und je unvollständiger die Bildung ist um so sicherer pflegt sie mit ihren Ansichten aufzutreten. Alle jene halbreifen Ideen welche im letzten Jahrzehnd an tables d'hôtes, in Postwagen und auf Bierbänken ausgekramt wurden findet man in den vorliegenden Bänden auf breitester, weitläufigster Basis zusammengestellt. Daß der Verf. die Verhältnisse nicht kennt die er schildert, herabsetzt und verdächtigt, wird dem unbefangensten Leser einleuchten; höchstens möchte das Terrain im Conditorladen und im Parterre des Theaters ihm nicht fremd sein. Werner will Missionnair werden und geräth unter Pietisten; diese treiben ihre Sünden nun auf so gemeine und auffallende Weise, daß man nicht begreift wie die Welt so dumm sein kann solchen Scandal zu dulden, ebenso wenig als man versteht wie so viele brave und edle Menschen im Kreise der Pietisten sich wohl fühlen und dazu gehören können. Der Verein der Frommen erscheint als ein Sodom und Gomorra. Daß der Geistliche welcher seinen Vorgesetzten beim Abendmahl vergiften will den Mordanschlag beim Selbstgespräch im Garten verräth, indem er dazu das Fläschchen emporhält, ist zu auffallend dumm um den Jesuiten Gefahren von dieser Seite ahnen zu lassen. Die Lieutenants müssen nun dem Verf. ganz besonders verhaßt sein, denn er bringt alle Gemeinplätze welche je in den gewöhnlichsten Kreisen gegen sie geschleudert wurden vor. Aber Werner gelangt auch an den Hof. Vom gemeinen Soldaten wird er zum Hofrath erhoben, weil er dem Fürsten in der Sylvesternacht, bei halber Trunkenheit, außerordentlich lange Reden gehalten, und gute Rathschläge gegeben hat. Der Fürst wandelte nämlich als Geist verkleidet in den Gängen seines Schlosses umher, und vernahm die Weisheit des Soldaten. Der neue Hofrath schafft nun Hoffeste, Kammerscenen und Hofluxus ab. Auch ordnet er an daß die Rechnungen und Foderungen der Handwerker ohne Handeln und Abziehen bezahlt werden. Kurz, der Hofrath wirkt ganz außerordentlich gut. Natürlich findet er aber Neider die ihm die fürstliche Anerkennung und die Liebe des Landes nicht gönnen. Hofmarschall und Minister spinnen Intriguen an; man ahmt seine Handschrift nach, verleumdet ihn, und der Hofrath kommt ohne Untersuchung, ohne Richterspruch in die Kasematten (wahrscheinlich hatte der Hofrath noch nicht die Rechtspflege ordnen können); er sitzt unter Verbrechern, und stirbt vor Gram. Der Verf. scheint noch nicht in Untersuchungshaft gewesen, und mit den richterlichen Beamten in Berührung gekommen zu sein; denn auch in dieser Sphäre scheint er unbekannt wie in den übrigen. Wir können unmöglich der Caricatur von Menschen und Verhältnissen welche der vorliegende Roman gibt Wahrheit zugestehen. Wir würden dem Autor anrathen lieber Teufel, Engel, Gespenster, Erd-, Luft- und Wassergeister darzustellen, als Fürsten, Minister, Geistliche und Offiziere; da würde der Leser wissen daß seine reiche und thätige Phantasie sich in einer Welt der Fiction bewege, während man aus der wirklichen Welt doch Wahrheit und Dichtung erwartet — nicht Dichtung und Unwahrheit. Ref. bewunderte die Geduld des Verf. mit welcher derselbe die breiten Darstellungen, Gespräche und Reflexionen niederschrieb, ja er bewunderte beinahe sich selbst daß er sie auslesen konnte. 12.

---

## Ueber die Literatur in Cuba.

Darüber findet sich in „The island of Cuba: its resources, progress, and prospects, by *R. R. Madden*" (London 1849) folgende Angabe.

„Die weißen Einwohner haben hinsichtlich der Presse Dasselbe zu erringen gesucht was sie trotz aller Gesetze 1818 für den Handel erlangt, und sind wunderbar glücklich gewesen. Von 1835—39 gewannen sie den Behörden dadurch einen Vortheil ab daß sie die dreifache Censur hintergingen, ihre Wachsamkeit täuschten, ihrer Gewalt widerstanden, ihre Kräfte ermüdeten. Es machte mir Vergnügen diesen Kampf des Geistes mit einem wahnsinnigen Despotismus zu beobachten welcher in der Verdummung des Volks eine Stütze seiner Loyalität sah. Von Zeit zu Zeit erschienen einzelne Blätter vorgeblich zum Behuf der Veröffentlichung von Marktpreisen, der Ankunft und Abfahrt von Schiffen, des Eintritts der Ebbe und Flut, von Gesetzen und Anordnungen. Bald liefen politische Neuigkeiten unter, wurden kleine Feuilletonsartikel angefangen, die Creolen-Fragen berührt, doppelsinnige Anspielungen auf die Nachtheile des Sklavenhandels gemacht. Regten sich dann die Rechtsbeistände des Gouverneurs und drohten einzuschreiten, zogen die Herausgeber eine kurze Zeit die Hörner ein, und streckten sie wieder aus wenn jene es am wenigsten vermutheten. Zwei wissenschaftliche Vereine ließen ihre Verhandlungen regelmäßig drucken. Die Monatshefte der «Memorias de la sociedad» enthalten eine Menge höchst werthvoller Nachrichten über Industrie und Literatur. Gegenwärtig erscheinen in Havana täglich fünf oder sechs

Zeitungen, von denen eine, der «Faro industrial», an Größe und Inhalt jede ähnliche in Madrid übertrifft. Cubas literarische Notabilitäten sind fast ausschließend Juristen. Die Bedeutendsten zu meiner Zeit waren die Herren Jose de la Luz und Domingo Delmonte, Ersterer Vorsteher der Akademie von Carraguao. Aus dieser ist ziemlich Alles hervorgegangen was Cuba an ausgezeichneten Namen in Literatur, Politik und Philosophie besitzt. Was die Regierung möglicherweise thun konnte die Fortschritte dieser Anstalt sowie der von San-Fernando zu hemmen, hat sie redlich gethan. Es geschah auf Grund der Vermuthung daß beide die Interessen der spanischen Universitäten und des Staats beeinträchtigten. Deshalb wurden ihre Diplome hoch besteuert. Man glaubte dadurch junge Männer abzuhalten bei ihnen zu promoviren. Ein Diplom sollte tarmäßig 500 Piaster kosten. Dessenungeachtet behaupten sich beide Akademien in blühendem Zustande, und Havana hat seine 30 Lehrstühle, Professuren für alle Künste und Wissenschaften, literarische Vereine, ein Museum, Schulen, Schüler und Gelehrte, welche diesen Namen vollständig verdienen. Auch zählt Cuba unter seinen Söhnen sehr achtbare Lyriker. Gedichte von Delmonte, Valdes und Parma stehen keinen Leistungen neuerer spanischen Dichter nach. Die des unglücklichen Mulatten Placido, welchen O'Donnell nach Unterdrückung des Sklavenaufstandes 1843 nebst vielen seiner Gefährten hinrichten ließ, sind vielleicht geistreicher und origineller als die eines andern noch lebenden Sängers seines Namens und seiner Race, von denen mehre die er als Sklave geschrieben ins Englische übersetzt worden sind. Unter den Philosophen steht de la Luz in vorderster Reihe, unter den Historikern Sagra, unter den Literaten im Allgemeinen Arma, Delmonte und Saco. Letztern Zweien verdankt Cuba eine Reihe während der jüngsten 12 Jahre in Zwischenräumen erschienene Broschüren zu Gunsten der Abschaffung des Sklavenhandels und der freien statt der gezwungenen Arbeit. Sie sind nicht ohne Erfolg geblieben. Eine Gesellschaft hat sich zu dem Zwecke gebildet die Einwanderung weißer Arbeiter von den Canarischen Inseln und andern Orten zu befördern. Sie zahlte in den J. 1844—46 den ersten drei Erbauern eines Dorfes mit 50 weißen Familien die Summe von 12,000 Dollars und 20,000 Dollars für 45,000 durch freie Arbeit gewonnene Arobas raffinirten Zuckers." 8.

## Die Predigerfamilie Claudius in Niedersachsen.

Fast keine Predigerfamilie hat sich so weit ausgebreitet als die der Claudius in Niedersachsen, aus welcher der unter dem Namen Asmus bekannte Matthias Claudius hervorgegangen ist. Bis unmittelbar auf die Zeiten der Reformation zurück lassen sich die Verzweigungen dieser Familie in gleichsam erblich gewordenen Pfarrämtern verfolgen. Unter diesen vielen Claudiern war Andreas Christian Claudius (geb. 31. Oct. 1728), Pastor zu Dretzbüll, später zu Süder-Lügum im Holsteinischen, ein echter Geistesverwandter des Matthias Claudius. Er pflegte in Dretzbüll während eines Gewitters gewöhnlich im Dorfe umherzugehen um seinen Muth zu zeigen; denn bei einer solchen Naturerscheinung verkrochen sich die Leute in der Regel in die Häuser, und man ließ die Kinder gewöhnlich auf den Tisch treten und aus der Bibel und den Katechismen beten um dadurch den Zorn des Himmels abzuwenden. Als Claudius während eines Gewitters in eine Bauernhütte trat, lasen die Kleinen aus Leibeskräften: „Hans! Wilt du Grethen han? Dicat: Ja!"

Ein anderes mal meldete ein Mann bei ihm den Tod seiner Frau an. Claudius fragte ihn ob sie sich vor ihrem Ende noch Etwas habe verbeten lassen? Der Bauer antwortete: „Ja, wy leesen, awer wy kemen nich wiet; b. r. a.: bra — b. r. e.: bre — fleuten gung so!" Man hatte nämlich eine Fibel in die Hand bekommen.

Claudius hatte vier Töchter, und es war ihm vielleicht um ihre Versorgung etwas bange. Da begab es sich nun daß in dem Pfarrhause auf einmal größerer Aufwand gemacht ward als früherhin, und man munkelte der Herr Pastor habe das große Loos in Hamburg gewonnen. Man gratulirte; der Herr Pastor sagte: „Nein! Nein!" Das sonst einsame und wenig besuchte Pfarrhaus kam in Aufnahme. Unter irgend einem Vorwande sprachen junge Männer in der Pfarre ein und wurden gastfreundschaftlich aufgenommen. Die Töchter saßen und spannen fleißig, so oft auch Gäste kommen mochten; sie spannen als ob sie ihr tägliches Brot damit zu verdienen hätten. Es dauerte aber gar nicht lange, so hatten sie alle im eigenen Hause zu spinnen und zu wirthschaften. Die Schwiegersöhne fragten in der Folge oft: „Herr Schwiegerpapa, wie steht es denn eigentlich mit dem großen Loose?" „Ich habe ja immer gesagt daß es Nichts sei", blieb des Pastors beständige Antwort. Keiner der jungen Männer hat von Frauen wegen einen Antheil von dem großen Loos erhalten; aber alle erhielten tüchtige Hausfrauen, mit denen sie glücklich lebten: also doch auch ein großes Loos. 20.

## Bibliographie.

Angelhuber, Die eheliche Antipathie in ihren oft den Tod bringenden Folgen und die hierbei stattfindenden magnetischen Einwirkungen. Nebst den sichersten Gegenmitteln. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.

Kritische Blätter. [Pariser Horen.] Herausgegeben von G. Mäurer und F. Braun. Leipzig, Weller. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Haneberg, D., Versuch einer Geschichte der biblischen Offenbarung als Einleitung ins alte und neue Testament. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Jacobi, D., Ines und Ortigosa, oder: Erinnerungen aus der Schweiz. Eine Novelle. Hamburg, Nestler u. Melle. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Otto, Louise, Westwärts! Lieder. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1849. 16. 7½ Ngr.

Der Polizeispion aus Berlin. Volksposse in einem Act. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 1849. 12. 2 Ngr.

Ruschenbusch, G., Sämmtliche Gedichte bis zum J. 1849. Lüneburg, Engel. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sachs, S., Das Sonnen-System oder neue Theorie vom Bau der Welten. Mit 2 Kupfertafeln und 4 Holzschnitten. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schönemann, C. P. C., Hundert Merkwürdigkeiten der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Für Freunde derselben aufgezeichnet. — Die Legende vom Ritter Herrn Peter Diemringer von Staufenberg in der Ortenau. Hannover. 1849. Gr. 8. 25 Ngr.

Seidl, J. G., Bifolien. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Pfautsch u. Voß. 1849. 16. 2 Thlr.

Vogl, J. N., Soldaten-Lieder. Mit Bildern und Singweisen. 2te Auflage. Wien, Gerold. 1849. Br. gr. 8. 12 Ngr.

Weber, O., Ueber Protagoras aus Abdera. Marburg, Elwert. 1849. Gr. 4. 6 Ngr.

Zedlitz, Soldaten-Büchlein. Der österreich-italienischen Armee gewidmet. 4te Auflage. Wien, Gerold. 1849. 8. 8 Ngr.

Neue deutsche Zeitbilder. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Anna Hammer. Ein Roman der Gegenwart in drei Bänden. Eisleben, Kuhnt. 8. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 20. —— 23. Januar 1850.


## Flugschriften über Staat und Kirche.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Mit Recht sagt der Verf. der unter Nr. 3 aufgeführten gediegenen Schrift:

Wäre die Entwickelung des Staats und der Kirche schon bis zu dem Normalziele, zum Permanenzstande geführt, so würde die Menschheit der Zeitlichkeit in scharf abgegrenzte Völker sich geschieden, jedes Volk aber auch seine Nationalkirche gewonnen haben.

In gewisser Beziehung dürfte Das aber in der That schon jetzt der Fall sein, und ist z. B. die katholische Kirche in Frankreich, in Spanien, in England, in Amerika, in Polen, in Oestreich, in Italien überall eine andere, wenn auch ihre Gesetze und Formen dieselben sind. Ebenso beruht die Aehnlichkeit und die Verschiedenheit der protestantischen Kirche in Deutschland, in Frankreich, in Schweden, ja selbst z. B. in Preußen und in Sachsen keineswegs blos auf Dem was sie in Gesetzen und Einrichtungen gemein und verschieden haben, sondern auch in ihrer ganzen Stellung zu dem geschichtlichen Volks- und Staatsorganismus, in dessen Mitte sie sich befinden. Sätze wie folgender:

Wenn nun weder der Staat kirchenlos, noch die Kirche staatlos sein darf, so ist damit nothwendig gefodert daß unbeschadet dieser Selbständigkeit eine Einheit des Staats und der Kirche gegeben sei, bei welcher jener nicht ohne diese, und umgekehrt diese nicht ohne jenen gedacht werden kann.

sind gewiß sehr begründet, bringen aber freilich die Sache zu keiner Entscheidung. Sie gehören zudem zu den vielen welche Jedermann in abstracto anerkennt, und in tausend concreten Fällen dagegenhandelt. Wol aber hat der Verf. Recht wenn er sagt: es lasse sich

eine positive Bedeutung der von der Jetztzeit gefoderten gleichen Berechtigung aller Bekenntnisse dem Staate gegenüber zuvörderst nur dahin geben, daß jedes Culturvolk als ein christliches jedenfalls sich anerkennen müsse, zugleich aber auch die Aufgabe habe unter Anerkennung höchster ethischer Verpflichtung Staat und Kirche so gegeneinander auszugleichen daß in diesen beiden Factoren, unter Berücksichtigung der in jedem derselben gegebenen mehr oder weniger mannichfaltigen Individualität, das ihm zukommende Leben in der erwünschtesten Weise gefördert werde.

Einer Misdeutung könnten aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen die folgenden Sätze ausgesetzt sein:

Jedes im Sinne der Neuzeit vollständig entwickelte Volk hat zwar seine eigene Kirche, wie seinen eigenen Staat, zugleich aber gesteht es auch den Kirchen und Staaten anderer Völker, unter gleicher Voraussetzung vollständiger Entwickelung innerhalb der von ihnen eingenommenen Grenzen, die völlig gleiche Berechtigung zu die es für seinen Staat und seine Kirche in dem eigenen Lande in Anspruch nimmt.

worauf denn die ganze Bedeutung der Rechtsgleichheit der Kirchen darauf zurückgeführt wird,

daß die Kirchenangehörigen des einen Volks bei einem vorübergehenden Aufenthalte im Lande des andern in kirchlicher Hinsicht dieselbe Begünstigung genießen werden die ihnen als Staatsangehörigen in solchem Falle in der Mitte des Volks bei welchem sie als Fremde verweilen zutheilwird, bei völliger Uebersiedelung aber aus einem Volke in das andere, für welche consequenterweise forthin nur Freizügigkeit das Princip sein kann, der Eintritt in die neue Landeskirche in derselben Nothwendigkeit erfolgt in welcher in solchem Falle die völlige Aufnahme in den neuen Staatsverband erfolgen muß.

Die Hauptfrage um die es sich in unserer Zeit handelt bewegt sich nun aber allerdings nicht um das Verhältniß der Angelegenheiten des einen Landes zu der Kirche des andern, sondern um das der Angehörigen der Kirchen eines und desselben Landes zueinander und zu dem Staate. Versteht nun der Verf. unter der „Landeskirche" nicht eine einzige herrschende, oder vielmehr alleinstehende Kirche, sondern eine Mehrheit von Kirchen, von denen aber jede von dem Lande in dem sie besteht einen specifischen Charakter angenommen hat, so würde Das mit unsern obigen Bemerkungen zusammenstimmen. Geht er aber davon aus daß ein jedes Volk bei weiterer Entwickelung auch in die Gemeinschaft einer einzigen Kirche treten, also die ursprünglichen Zustände des reinen Naturvolks mit Bewußtsein wiederholen müsse, so würde Das freilich in eine unbestimmbare Ferne hinausweisen, wie denn auch der Verf. sagt:

Ich lege hier allerdings ein hauptsächliches Gewicht darauf daß die Völkerbildung im Sinne der neuen Weltphase als vollendet durchgeführt angenommen wird, ein Ziel von welchem wir jetzt zumal, wo wir am Anfange stehen, noch weit entfernt sind, dem überhaupt nur allmälig angenähert werden kann.

Was nun aber das Verhältniß des Verf. zu den der nähern Gegenwart wichtigen Fragen über die Stellung der Confessionen zueinander anlangt, so sagt er hier in Betreff der Juden:

Das Verhältniß eines christlichen Volks zu den Juden wird immer in gewissem Sinne ein innormales sein. Kann es auch

in staatlicher Hinsicht mit ihm sich Eins fühlen, so doch nimmermehr in kirchlicher Hinsicht.... Die Wurzel des Christenthums bleibt das Judenthum immer, aber die ihm eigenthümliche entschiedene Zurückweisung des christlichen Kerns macht Gemeinschaft mit ihm unmöglich. Mag auch die staatliche Berechtigung den Juden nicht versagt werden können, für ihr kirchliches Leben können sie nur Duldung ansprechen. An jener Einheit der Kirche mit dem Staate in dem Begriffe des Volks, für die wir allerdings immer ein christliches Volk voraussetzen, können sie nicht theilnehmen;... diejenigen Beziehungen welche aus dem Verhältnisse des Staats zur Kirche hervorgehen müssen ihnen unzugänglich bleiben.

Letzteres liegt in der Natur der Sache. Im Uebrigen aber haben wir zu bemerken: daß uns erstens jener innige Zusammenhang des kirchlichen und staatlichen Lebens, den der Verf. zugleich als Basis und als Ziel bezeichnet, bei nichtchristlichen Völkern, z. B. im Islam und ganz besonders bei den Juden, deren Religion die einzige streng nationale ist, weit entschiedener zu bestehen scheint als bei den Christen, die sich zudem eher weiter von diesem Ziele zu entfernen als ihm anzunähern scheinen. Dann meinen wir auch daß die kirchliche Gleichberechtigung der Juden, von der ihre Ausschließung von einem Einflusse auf die christlichen Kirchenangelegenheiten schon deshalb keine Ausnahme begründen würde, weil dieses Verhältniß reciprok sein könnte, weit weniger Schwierigkeit und Bedenken machen dürfte als ihre staatliche Gleichberechtigung. Uns sind immer nicht die aus der Religionsverschiedenheit entlehnten Gründe gegen die sogenannte Emancipation der Juden so erheblich erschienen wie diejenigen welche davon ausgehen daß die Juden ein fremdes Volk seien, was nicht blos für die christliche, sondern auch für die germanisch-europäische Auffassung in ihren tiefern und feinern Beziehungen unempfänglich ist. In Betreff der christlichen Confessionen bedauert der Verf. daß sie zur Zeit nicht genau mit Ländern oder Provinzen zusammenfallen,

noch auch in allen einzelnen Fällen aus den vorliegenden tellurischen oder nationalen Verhältnissen die Nothwendigkeit der angenommenen Confession für die ihr Angehörigen sich vollständig nachweisen läßt...

meint aber doch:

Jedenfalls muß indeß das geschichtlich Gegebene genommen werden wie es ist; gewaltsame Umbildung des Vorgefundenen ist nie naturgemäß; alle Einwirkung, wenn sie nicht die Grenze überschreiten will, muß sich auf allmälige Ausgleichung und Milderung der bestehenden Unterschiede beschränken, und wird positiv nur neuer Vervielfältigung der Differenzen, soviel es ohne Zwang geschehen kann, zu begegnen bemüht sein.

Weiter geht nun der Verf., in richtiger Würdigung des von uns oben hervorgehobenen Gewichts der besondern geschichtlichen Wirklichkeit, auf die speciellen Verhältnisse des Königreichs Sachsen über, wobei wir ihn nicht begleiten wollen. Eine sehr wichtige zweite Abtheilung dieser Schrift betrachtet aber das Verhältniß von Staat, Kirche und Schule, und spricht sich hier ebenso geistvoll als sachkundig aus, auf einen großen, zusammenhängenden Organismus des gesammten Schulwesens in all seinen Zweigen hinweisend. Mit Recht unterscheidet er die Elementarschule von der Volksschule im engern Sinne. Ebenso stimmen wir ihm bei wenn er von der Realschule, welche irrthümlich nur zu oft mit der Gewerbschule verwechselt wird, sagt:

Entweder ist die Realschule ein zuletzt im Nebel einer modernen Barbarei sich auflösendes Erzeugniß unsers maßlos idealisirenden Zeitalters, oder, wenn sie in den realisirbaren Organismus der Volksbildung eingereiht werden soll, so kann sie nur als der höhere Abschluß der Nichtgelehrtenschule, als die zweite und höhere Stufe, als die Stütze der Bürgerschule begriffen werden.

Nur möchten wir den allerdings vorkommenden Misverstand nicht sowol aus einer idealisirenden Richtung der Zeit als aus ihrem Materialismus und dessen oberflächlicher Unkenntniß erklären, wie wir überhaupt an der Zeit nur zu wenig wahrhaft Ideales und nach hohen Idealen Trachtendes bemerken. Doch hat der Verf. Recht, falls er unter dem Idealisiren des Zeitalters ein Ueberschätzen der Strebensziele desselben verstanden hat. Ein solches findet allerdings statt so lange diese Ziele noch nicht erreicht sind; dann fallen sie in Misachtung und Vergessenheit.

Dr. Lange in Zürich widmet sein Schriftchen der Aufmerksamkeit christlicher Staatsmänner, echter Freimaurer, gläubiger Katholiken und evangelischer Unionsfreunde. Er findet das bisherige Verhältniß zwischen Staat und Kirche unhaltbar, will aber keine Trennung von Staat und Kirche, sondern eine Auseinandersetzung zwischen beiden. Auch er legt der Nationalität eine große Bedeutung in diesen Fragen bei, und sagt in dieser Beziehung mit Recht: „Die Kirche ist das Christenthum in seinem Zuge zur Nationalität." Wenn wir aber seinen andern Satz: „Der Staat ist die sittliche Nationalität in ihrem Zuge zum Christenthum..." mit den Staaten der Wirklichkeit, mit den meisten Staaten der Vergangenheit vergleichen, so wird uns etwas sonderbar zu Muthe. Weiter betrachtet er die verschiedenen Theorien über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Sie zerfallen nach ihm in zwei Hauptclassen, die sich wieder beide in einem Gegensatze darstellten, sodaß sich vier Gruppen bildeten. Die erste Classe von Ansichten gehe von der Voraussetzung aus daß es eigentlich nur eine Grundform der Gesellschaft gebe, in welcher jede andere aufzugehen oder sich ihr jedenfalls zu unterwerfen habe. Sie theile sich aber in zwei Gegensätze, indem die Einen die Kirche, die Andern den Staat als diese einzige Gesellschaft betrachteten. Er verwirft beide, und bekämpft sie in warmer und einschneidender Rede, sagt aber mit Recht: „So lange es Papismus gibt auf der einen Seite, wird es auch Cäsaropapismus geben auf der andern." Die zweite Hauptclasse trete der vorbezeichneten mit der Ueberzeugung gegenüber daß der Staat und die Kirche zwei wesentlich voneinander unterschiedene, eigenthümliche, berechtigte und selbständige Institutionen seien, daß jede dieser Stiftungen die andere als eine göttliche zu achten habe. Die Einen aber wollten die Beibehaltung des bisherigen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, theilweise freilich mit dem Vorbehalt der nöthig gewordenen Reformen. Die Andern drängen auf Trennung von

Staat und Kirche, und nur Wenigen scheine sich diese in der gereinigten Gestalt einer Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche dargestellt zu haben. Hier bespricht er die bekannte Schrift von Gladstone, macht überhaupt darauf aufmerksam wie auch in dieser Sache in England jene Mischung und Ausgleichung der Systeme zu erkennen ist, in welcher ein Hauptgeheimniß des englischen Staatswesens beruht. Blicken wir nur auf die anglikanische Kirche selbst, so sehen wir sie grundsätzlich und thatsächlich unter der Herrschaft einer ausgebildeten klerikalischen Hierarchie. Blicken wir aber auf ihr Verhältniß zum Staatsoberhaupt, so begegnen wir Principien die an den starren Cäsaropapismus byzantinischer Selbstherrscher erinnern. Aber dieser Souverain ist wieder durch sein Ministerium, dieses ist durch das Parlament und dieses ist durch die öffentliche Meinung gebunden, sodaß die letzten bestimmenden Einflüsse auf eine Art Souverainetät des Volks zurückführen, die jedoch weder eine rein mechanische, noch von solcher Natur ist daß sie in das innere Verfassungsleben der Kirche mit Eigenmacht eingreifen könnte. Ferner bespricht er die schweizerischen Ansichten, wo der Volksgeist im Allgemeinen der Trennung wenig geneigt sei. Dann mehre deutsche Erscheinungen, wie die Schriften von Thiele, von Bunsen, von Julius Müller, von Ullmann, von Wolf, Rettig, Thiersch, die „Briefe eines Idioten"; dann die Tendenzen des „Avenir", des „Semeur", Vinet's u. A. Folgende Stelle mag die Weise des Verf. bezeichnen:

Viele wollen in unserer Zeit in dem reinen Humanismus die gesuchte Basis des Staats gefunden haben. Die Gesetze der reinen Menschlichkeit sollen die Gesetze des Staats sein. Aber worin bestehen diese Gesetze der reinen Menschlichkeit? Gewiß wird der Mensch augenblicklich zu dem Räthsel aller Räthsel, sobald man ihn von der religiösen Beziehung ablöst. Oder vielmehr er wird die vollkommenste Caricatur, ein Zerrbild sonder Gleichen. Der Mensch soll rein auf sich selbst stehen, das allgemeine Wesen des Menschen soll als Gottheit verehrt werden. Fürwahr, ein wunderlicher Schöpfer, dieses Gebilde, das unter allen Geschöpfen als das allerbedingteste Geschöpf dasteht, so lange ihn seine Bedingtheit nicht durch seine Selbstbedingung in dem ihn und das ganze All bedingenden, ewigen Geiste verklärt! Fürwahr, ein wunderlicher Gott, dieser unendlich verletzende, der in dem nächsten Augenblicke wieder in dem rollenden Stein der ihn zu zermalmen droht einen Gott sehen muß, sobald ihr ihn den ewigen Gott nehmt der die Berge und die Felsen gegründet hat, und allmächtig in seiner Hand hält. Nein, diesen Widerspruch aller Widersprüche, diese „Spottgeburt von Dreck und Feuer", den Menschen ohne Gott, versteht kein Mensch.

Er bekämpft nun die Versuche allerlei abstracte Principe an die Stelle des allgemeinen Begriffs des Menschen zu setzen, wie: die Liebe, die Achtung, die Ehre, den Genuß, den Egoismus, und begründet darauf die Sätze:

Will der Staat human bleiben, so muß er sittlich bleiben; will er sittlich bleiben, so muß er religiös bleiben. Wenn er aber religiös bleiben will, so muß er christlich bleiben.

Eine volle, eigentliche Trennung der Kirche vom Staate werde die Kirche nicht blos vom Staate, sondern auch von dem nationalen Leben abwenden, den Staat aber nöthigen darauf Bedacht zu nehmen wie er der Kirche das Herz der Nation entziehen könne. Mit der Trennung der Kirche von der Nationalität sei aber die Trennung der Kirche und der Familie schon angekündigt. Und immer werden streitige Punkte und Anlässe zu Bruch und Kampf genug bleiben, sodaß in der That eine ganz consequente, absolute Trennung zwischen Staat und Kirche eine Unmöglichkeit sei. In Betreff Dessen was er „Auseinandersetzung" nennt, beruft er sich theils auf das Beispiel von Schottland und Irland, theilweise auf Nordamerika, theils auf die Schriften von Smend, Rougemont, Hundeshagen. Er betrachtet dann den christlichen Staat im Gegensatz gegen den confessionnellen Staat und ficht als Typus desselben den Freimaurerorden an. Der Staat müsse christlich sein und dürfe nicht confessionnell sein, es müsse also eine Christlichkeit geben die zunächst nicht confessionnell sei. Aus dem Maurerthum aber wehe uns überall das Grundprincip der christlichen Humanität entgegen, wobei er jedoch nur auf die Mythen der Maurer, auf ihre Statuten und auf einzelne Festlieder Bezug nimmt. Dann betrachtet er die christliche Kirche in ihrer symbolischen und in ihrer realen Gestalt. Hier sagt er unter Anderm:

Alle Reformatoren sind sich darin gleich daß sie es nicht vermocht haben die ganze Fülle des römischen Katholicismus in evangelisches Leben zu übersetzen.... Alle Reformatoren sind sich aber andererseits auch darin gleich daß sie das ganze Christenthum zur Nothdurft in ihrem evangelischen Princip aus der Gefangenschaft der katholischen Kirche herübergerettet haben in die evangelische Freiheit, während ihre Systeme in der Peripherie theilweise defect sind, theilweise noch mit katholisch gesetzlichen Bestandtheilen behaftet.

Er charakterisirt darauf die einzelnen Hauptreformatoren, als deren größten er Luther anerkennt, in treffender Weise; er bespricht dann die weitern, die Grundformen ergänzenden Sektenbildungen, in denen sich der Rest des gebundenen Lebens Luft gemacht habe. Man sieht er kommt mit Meißner, trotz großer Verschiedenheit beider Männer, doch sowol in der der Nationalität beigelegten Bedeutung als in der Ansicht überein daß die verschiedenen Confessionen der Ausdruck der Mannichfaltigkeit des Bedürfnisses seien.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die fünf Brüder Pendrill, Nachtrag zu der Geschichte Karl's II.

Es gibt ein Büchlein das den Titel führt: „Boscobel ou abrégé de ce qui s'est passé dans la retraite mémorable de S. M. (Karl II.) après la bataille de Worcester"; in demselben ist die Treue des Pächters Pendrill und seiner vier Brüder verzeichnet. Karl II., der am 3. Sept. 1651 um 6 Uhr Abends nach Verlust der Schlacht sich von Worcester entfernte, langte um 4 Uhr Morgens mit dem Grafen von Derby zu Boscobel an. „Sie pochten im Dunkel", sagt der Bericht, „an die Thüre eines gewissen Pendrill, eines katholischen Bauers und Verwalters der sogenannten White-Ladies-(weißen Frauen) Meierei, die ein Kloster der Bernhardinerinnen gewesen war, und auf Steinwurfweite im Gehölze lag."

Der Bauer nahm seinen jungen König mit Lebensgefahr auf. „Alsbald", fährt unsere Erzählung fort, „schnitt man

dem Könige die Haare ab, schwärzte ihm die Hände, verbarg seine Kleider unter der Erde und hüllte ihn in den Rock eines Landmanns. Man führte den König in den Wald; er befand sich allein an unbekanntem Orte, eine Hacke in der Hand. An diesem Tag sah Karl Niemand, weil das Wetter sehr feucht war, außer Pendrill's Schwägerin, die ihm Etwas zum Essen und Zudecken in das Gebüsch brachte. Wenn der König wegen irgend einer Gefahr die Meierei nicht verlassen konnte, schloß man ihn in einen Schlupfwinkel ein, dessen die katholischen Priester sich bedienten um heimlich die Messe zu lesen. Derselbe befand sich in einem Baue welcher Hobbal hieß und von Richard Pendrill, einem der vier Brüder Wilhelm's, bewohnt ward."

Karl wollte sich nach London begeben, Richard Pendrill diente ihm als Führer; sie waren genöthigt zurückzukommen, da sie alle Wege besetzt fanden. „Der Schlamm welcher in die Schuhe des Königs gedrungen war hatte ihm die Füße blutig gemacht, und die Nacht war so schwarz daß er zwei Schritte von Richard diesen nicht gewahren konnte. Er folgte ihm geleitet von dem Geräusche seines Wamses, das von Leder war. Vor Tag befanden sie sich wieder in Boscobel. Richard ging, nachdem er den König im Gesträuche versteckt hatte, nachzusehen ob sich nicht einige Soldaten in seinem Hause befänden: er traf nur einen einzigen Mann daselbst, den Oberst Carleß."

Joubert, dieser liebenswürdige Denker, den wir erst aus seinen nach dem Ableben veröffentlichten Schriften kennen lernen, hat in einem Zeitungsartikel ohne Namen obiges Büchlein genau untersucht. „Carleß", sagt er, „war einer der berühmtesten Führer des königlichen Heers; er hatte an dem Tage von Worcester bis zum Aeußersten gekämpft. Als er Alles verloren sah stellte er sich mit den Grafen Clive und Jakob Hamilton kühn an eines der eroberten Stadtthore um die Sieger aufzuhalten und sich der Verfolgung der Besiegten zu widersetzen. Er harrte auf diesem Posten den er sich selbst angewiesen aus, bis er annehmen durfte daß die Zeit seinem Gebieter gestattet haben konnte sich zu entfernen und außer Gefahr zu begeben. Erst dann zog er sich zurück. Er stand im Begriffe sich ein Asyl an seinem eigenen Herde zu suchen, ungewiß was aus Karl geworden und ob er ihn je wiedersähe, als das Schicksal ihm plötzlich den König zuführte."

Man denke sich ihre Freude bei dieser ungehofften Begegnung. Sie bewohnten nun jene berühmte Eiche, die man so bewundert und von der man dem Wanderer gesagt hat: „Das da war das Schloß des Königs." Diese Eiche war so groß und ästereich daß 20 Mann auf ihr Platz gehabt hätten. Karl von Mühen erschöpft bedurfte der Ruhe; er wagte nicht auf dem Baume sich ihr hinzugeben, und den Baum verlassen hieß sich einer Erkennung bloßstellen. Ueber dem Abgrunde schwebend, in den Zweigen versteckt, hätte ihn ein Augenblick Schlaf hinabgestürzt. Carleß war stark, er übernahm es zu wachen. Der einundzwanzigjährige König legte sich in seine Arme, lehnte sich an seine Brust und entschlief, von den tapfern Händen seines Kriegers mit mütterlicher Sorgfalt gehalten, hoch in den Lüften.

Karl schied bald von Boscobel. Eines Tags in einem Herbergsaale, wie er seinen Hut vor der an diesem Orte vorbeigehenden Frau vom Hause lüftete, erkannte ihn der Kellner nachdem er ihn aufmerksam betrachtet hatte. Dieser Mann nahm ihn auf die Seite, bat ihn mit ihm in den Keller hinabzugehen, und da einen Kelch haltend füllte er ihn mit Wein und trank auf das Wohl des Königs. „Ich weiß was Sie sind", sagte er indem er sich auf ein Knie niederließ, „und bleibe Ihnen treu bis zum Tode."

Die Pendrill bewahrten den Cultus ihrer Väter; sie hatten eine geheime Nische wo der Priester die Messe las, ihr protestantischer König fand eine unverletzliche Freistätte am Fuße des alten katholischen Altars. Verdienen solche rührende Beispiele von Treue nicht daß man sie dem Bücherstaub der Vergessenheit entreiße? 9.

## Literarische Notizen.

### Études de moeurs et de critique sur les poëtes latins de la décadence.

Wer vermuthet hinter diesem Titel ein Buch das nicht nur gelehrt, sondern auch durch seinen Stoff fesselnd und unterhaltend ist? Unter den Schülern Villemain's, der die kritische Schule des 19. Jahrhunderts in Frankreich begründete, nimmt dieses Buches Verfasser Désiré Nisard vermöge seiner Kenntnisse und der Beweglichkeit und Feinheit seines Geistes eine ausgezeichnete Stellung ein. Bereits 1834 war die erste Auflage seiner „Études sur les poëtes latins" erschienen, jetzt ist die zweite ausgegeben worden, vermehrt mit „jugements sur les quatre grands historiens latins". Es hatte 1833 den Verf. in Erstaunen gesetzt daß er über das innere und häusliche Leben der Römer mit wenig Ausnahmen nur zerstreute oder unpassend angebrachte Bemerkungen vorfand. Als er die Dichter der letzten Periode Roms studirte war ihm eine solche Menge anekdotischer Enthüllungen aufgestoßen, daß er dieselben in sechs Hauptclassen zu vertheilen und an gewisse Dichter anzuknüpfen beschloß. So hat er ein Capitel „Persius oder der Stoicismus", ein anderes „Juvenal oder die Declamation", ein drittes „Statius oder die öffentlichen Vorlesungen", noch ein anderes „Martial oder Dichterleben" u. s. w. Unter dem Namen Persius hat nun Nisard Alles gesammelt was er von wirklichen oder Scheinstoikern in Erfahrung bringen konnte; unter Juvenal Alles über Redekunst und Wortgepränge; unter Statius die ganze Geschichte der Größe und des Verfalls der öffentlichen Vorlesungen; in dem Capitel Martial endlich sind die Verlegenheiten, Aengste und Kämpfe eines armen Teufels von Dichter der unter Domitian vegetirte aufgeschichtet. Die obenerwähnten jugements über Cäsar, Sallust, Livius und Tacitus sind vielleicht weniger interessant und glänzend geschrieben als die Untersuchungen über Phädrus, Seneca und Martial; ihrem Gehalt nach aber stehen sie als die Früchte angestrengter Studien den „Études" gleich.

### Baron Joseph Eötvös.

Dieser ehemalige ungarische Cultusminister ist bekanntlich auch ein bedeutender Romandichter seines Vaterlandes. An Fruchtbarkeit steht er hinter Josika Richard Grabi und Ludwig Kuty zurück, allein durch einen blendenden Stil und eine hinreißende Phantasie übertrifft er Beide. Sein „Karthäusermönch" erinnert an Goethe's „Werther" und Rousseau's „Heloise", sein „Dorfnotar" ist eine treffliche Schilderung des ungarischen Volkslebens. Allein sein gelungenstes Werk bleibt doch sein Roman „Ungarn im J. 1544". Dieses Buch — so bekennt er selbst offen in der Vorrede — soll die revolutionnaire Geschichte seines Vaterlandes populair machen, und den Geist stählen „daß er Alles wage ehe er nachgibt". Zu diesem Ende hat er sich als Vorwurf den großen Bauernaufstand unter Georg Dosa gewählt, der als ein Werkzeug des leibeigenen geborenen Premierministers Bakas unter dem schwachen Könige Wladislaus den Kreuzzug gegen die übermüthige Aristokratie predigte. Nur den ungeheuersten Anstrengungen des Adels gelang es die Revolution zu unterdrücken und Dosa grausamen Todes sterben zu lassen. Dessenungeachtet trug die große Revolution ihre Früchte: der Adel ward liberaler und näherte sich dem Volke, bis die Französische Revolution eine noch größere Verschmelzung vorbereitete. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 21. —— 24. Januar 1850.


## Flugschriften über Staat und Kirche.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Schließlich von dem Verhältniß zwischen dem christlichen Staat und der christlichen Kirche im Allgemeinen und im Besondern. In Bezug auf die Juden will er hier keine „Emancipation", sondern Wiederherstellung Israels: womit wir unserstheils sehr einverstanden sein würden, aber schwerlich die Juden. Die von Christen betriebene Emancipation der Juden erklärt er für den letzten Ausdruck unbewußter Judenverachtung, da sie die Vernichtung der jüdischen Nationalität involvire, und ihre freudige Aufnahme von Seiten der Juden nennt er aus gleichem Grunde den letzten Ausdruck der nationalen Selbstverachtung der Juden. Gleiches gelte von allen Nichtchristen. In Bezug auf die christlichen Confessionen soll sich der Staat anticonfessionnell verhalten. Der Kirche aber ruft er zu:

> Die schlimmste Verirrung der Kirche ist die, wenn sie politisch sein will ohne volksthümlich zu sein.... Wie volksthümlich zeigt sich die Kirche Christi von Anfang an! Wie treu bedenkt sie den hebräischen Nationalgeist in der Kirche mit dem Evangelium des Matthäus, den römischen mit dem Evangelium des Marcus, den griechischen mit dem Evangelium des Lukas, den orientalisch-hellenischen Kleinasiens mit dem Evangelium des Johannes.

Auch in den speciellern Vorschlägen, welche den Schluß der gehaltvollen Schrift bilden, kommt viel Gutes.

Keine oder nur gelegentliche Erörterung allgemeiner Fragen und Principien bringt die zuletzt aufgeführte Schrift, gewährt aber ein um so reicheres Interesse durch die Einblicke die sie in das praktische Verhältniß zwischen Staat und Kirche eröffnet, wie es sich in Preußen zur Zeit der Ministerien Altenstein und Eichhorn gestaltete. Von einem einflußreichen frühern Mitgliede des letzten Ministeriums, dem Hrn. Eilers, verfaßt, ist sie allerdings eine Schutzschrift für das so vielfach angeklagte Ministerium Eichhorn, und zum Theil in Betreff von Maßregeln an denen die öffentliche Stimme dem Verf. einen persönlichen Antheil zugeschrieben hat. Aber sie beruht ganz und gar auf actenmäßigem Grunde, und führt unableugbare Thatsachen ins Feld. Auch wird der unbefangene und seelenkundige Leser aus dieser Schrift jedenfalls die Ueberzeugung mitnehmen daß der Verf., mag auch seine persönliche kirchliche und politische Richtung nicht die der Majorität der sogenannten gebildeten Stände sein, theils doch kein solcher extremer Parteimann ist wie man von ihm und seinem Minister ausgesprengt hatte, theils jedenfalls in aufrichtiger Ueberzeugung und bester Absicht handelt. Ja man kann wol sagen, die eigentlichen letzten Gründe aus welchen dieses Ministerium gehandelt, soweit ihm dieselben zum Bewußtsein gekommen, die Endzwecke die es sich für seine Maßregeln vorgesteckt, waren solche daß es dem allergrößten Theil derselben Majorität welche gegen das Ministerium Eichhorn gestimmt war niemals beikommen wird sie zu verwerfen, sodaß also der Streit sich eigentlich nur um die Mittel bewegen kann. In der That, es kommt nicht so leicht Jemand darauf, und Wenigere noch wagen es, zu leugnen daß eine einseitige Verstandesbildung, und was schlimmer ist, eine einseitige Halbbildung des Verstandes, daß Dünkel und Ueberhebung, daß Selbstsucht und Materialismus Grundübel der Zeit sind, und daß eine Hebung des Gemüthslebens und eines wahrhaft religiösen Sinnes und kirchlichen Lebens noththut. Das Eigene ist nur daß bisher jedes Mittel das dazu in Vorschlag gebracht, jede Strebung die darauf gerichtet worden einen weitüberlegenen Widerspruch bei denselben Seiten gefunden hat die das Ziel selbst billigen, und daß auf denselben Seiten die Verdächtigungen mit welchen die principiellen Gegner derartige Maßregeln für Verfinsterungspläne ausgaben nur zu leicht Anklang fanden. Gegen solche Verdächtigung nimmt die vorliegende Schrift wenigstens den Willen des Ministeriums Eichhorn wirksam in Schutz, und stellt die Tendenz desselben als lediglich auf die obenbezeichneten achtbaren Zielpunkte gerichtet dar. Dabei habe der Minister wie der König die Regeneration des kirchlichen Lebens hauptsächlich auf eine Regeneration der Kirchenverfassung, gegründet auf Freiheit und Selbständigkeit der Kirche, stützen wollen. Es ist zwischen den Zeilen zu lesen daß die Durchführung dieses Plans hauptsächlich an der Unfähigkeit des specifisch preußischen Staatswesens in die Idee einer freien und selbständigen Kirche einzugehen gescheitert war. Im Uebrigen möchte es allerdings leichter sein die allgemeine Tendenz des Ministeriums Eichhorn zu vertheidigen als es gegen den Vorwurf zu schützen daß es in manchem

einzelnen Mittel sich vergriffen, daß es sich in kleinlichen Personenhader eingelassen, und dadurch viel Feindschaft und Verbitterung erweckt, daß es durch nicht recht geschickte Abfassung mancher Erlasse, und durch einzelne wie es scheint versuchsweise begonnene Maßregeln, die es dann, nachdem sie einigen Lärm machenden Widerstand gefunden, meist wieder fallen ließ, endlich durch den Schein einer Vorliebe für die Vertreter des Extrems der ihm zugeschriebenen Tendenzen zu wahrscheinlich grundlosen Verdächtigungen selbst vielen Raum gegeben. Ueberhaupt scheint es gerade den umgekehrten Weg von dem eingeschlagen zu haben der vielleicht zum Ziele geführt hätte. In den ersten Jahren seines Bestehens drängten sich unvorsichtige, Aufsehen machende und zum Extrem neigende Schritte, und nachdem es sich dadurch eine fast allgemeine Misgunst und den gewaltigsten Gegensturm zugezogen, lenkte es allmälig wieder ein, gab sich Mühe seine Intentionen als unverfänglich erscheinen zu lassen, und schlug nicht ohne einigen Erfolg einen versöhnlichen Weg ein. Als aber die Revolution eintrat, vergaß die öffentliche Meinung das mildere Licht in welches das Ministerium in der letzten Zeit vorher gekommen war, und erfaßte den Standpunkt der vorhergehenden Jahre von neuem. Wenn man nun zu dem Verdachte geneigt sein könnte daß das Ministerium wirklich beabsichtigt habe was ihm seine Gegner schuldgeben, und daß es nur aus Furcht vor der öffentlichen Meinung zurückgewichen sei und sich verstellt habe, so scheint dagegen aus der vorliegenden Schrift hervorzugehen: daß seine Tendenzen im Hauptwerke in der That achtbar waren, daß es sie aber im Anfange vielleicht zu heftig und unbedingt, mit zu wenig Rücksicht auf die entgegenstehenden Wirkungen einer vorhergehenden Gesetzgebung und Verwaltung und der im wirklichen Leben bestehenden machtvollen Verhältnisse verfolgt hatte, daß es für seine Pläne zu wenig Verständniß bei den mitwirkenden Organen der preußischen Bureaukratie, daß es active und passive Hinderung an Stellen fand wo es die kräftigste Beihülfe erwarten konnte, und daß es darüber vielleicht zu früh und zu weit zurückging, jedenfalls in der consequenten Verfolgung seines Ziels beirrt ward. Freilich bietet die vorliegende Schrift, welche übrigens durch den überall bei dem vielverleumdeten Verf. hervortretenden Charakter der Offenheit und Biederkeit einen vortheilhaften Eindruck macht, keine Vollständigkeit, und sichtbar hat sich der Verf. über manche streitige Punkte noch Manches in petto behalten.

Im Uebrigen behandelt die erste Abtheilung das evangelische Kirchenwesen, wobei zuerst in einem Rückblick nachgewiesen wird wie sehr seit Friedrich II. die preußische evangelische Kirche in dem Staat aufgegangen war, wobei ferner viel Interessantes über das Ministerium Altenstein, weniger über die Unions- und Agendenangelegenheit, Manches über das Verhältniß Altenstein's zu den Hegelianern, über den kirchlichen Standpunkt des jetzigen Königs, über die persönlichen Ansichten Eichhorn's beigebracht wird. Der zweite Abschnitt beleuchtet das Verhältniß zur katholischen Kirche, der dritte das Unterrichtswesen, der vierte das Censur- und Zeitungswesen, besonders die an mancherlei Ungeschick und Hinderung gescheiterten Versuche eine den Staatstendenzen förderliche Presse zu schaffen.

Unter vielen interessanten Einzelheiten heben wir nur folgende Mittheilung über ein Votum hervor, welches bei Gelegenheit des Agendenstreits in ausführlicher Motivirung von Niemand anders erstattet worden war als von dem „freisinnigen und aufgeklärten" Minister Altenstein, und worin es unter Anderm heißt:

Der tiefere Grund der Bewegung sei politischer Natur und der Kampf gegen die bestehende Ordnung im Staate überhaupt, vom Regenten an bis zur letzten Behörde im Dorfe — wenn auch nicht direct doch indirect — gerichtet, indem man den Zweck der Vernichtung der Union und Agende verfolge. Um Angriffen solcher Art entgegenzutreten lasse das landesherrliche Recht sich nicht allein nach gegebenen Gesetzen bestimmen, wie die Justizbehörden solches zum großen Nachtheil für den beabsichtigten Zweck gethan. Wenn der landesherrliche Wille ausgesprochen und der Gang desselben genehmigt sei, so komme es nicht weiter darauf an ob ein Gesetz entgegenstehe, oder ein Gesetz analog angewandt werden könne, oder auch ganz fehle. Es sei daher unzulässig daß eine Justizbehörde die in solchen Fällen höchstens ihr Bedenken äußern dürfe sich misbilligend über das Festgesetzte ausspreche, oder einen Weg einschlage durch welchen die landesherrliche Vorschrift direct, oder auch nur indirect vereitelt werde. Eine solche Miskennung des landesherrlichen Rechts nach seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Kraft habe bei einem Kampfe gegen die bestehende Ordnung immer die traurigsten Folgen. Welche Maßregeln der Landesherr für erfoderlich halte um einen von ihm gemisbilligten Zustand zu bekämpfen, müsse lediglich seinem Ermessen und namentlich auch seiner Bestimmung überlassen werden, ob es durch policeiliche Maßregeln, oder durch ein gerichtliches Verfahren geschehen solle. Der Gesichtspunkt könne nur sein daß der Zweck auf das vollständigste in mildester Weise erreicht werde.

16.

---

## Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Drei Vorträge von F. H. T. Allihn. Nordhausen, Büchting. 1849. 8. 12 Ngr.

Thukydides wollte für alle Zeiten schreiben, er schrieb unter Anderm nach dem traurigen Erfolge des Peloponnesischen Kriegs (III, 106): „Die gewöhnliche Bedeutung der Worte zur Bezeichnung der Sachen veränderte man nach Willkür. Unbesonnene Verwegenheit galt als Tapferkeit im Interesse der Partei; wohlbedachtes Zögern als Feigheit die sich einen guten Anschein geben will; Besonnenheit als Vorwand der Unmännlichkeit. Wer an Alles vernünftig hintreten wollte hieß zu Allem faul sein, hingegen tollkühne Hitze hieß mannhaftes Verfahren. Wollte Jemand um sicher zu gehen Etwas in Berathung nehmen, so hieß es er suche einen Vorwand sich aus dem Handel zu ziehen. Wer nur recht wüthete galt als ein Mann auf den man sich verlassen könne, hingegen wer ihm widersprach galt für verdächtig. Wer hinterlistig verfuhr war gescheit, und wer der Sache inneward galt als ein durchtriebener Kopf. Hingegen wer sich so berieth daß er keines von Beidem brauchte, von dem hieß es er sei ein Parteistörer und habe Angst vor dem Gegenpart. Ueberhaupt wer Einem zuvorkam der ihm einen übeln Streich zudachte, oder einem Andern der nicht von selbst daraufkam dergleichen an die Hand gab, der ward gerühmt. Selbst die Bande der Blutsverwandtschaft galten für

wesentlich lockerer als die der willkürlichen Parteiungen, weil diese weit mehr bereit machten die tollsten Dinge unweigerlich zu unternehmen. Denn dergleichen Verbindungen verfolgten keinen von den geltenden Gesetzen erlaubten Zweck, sondern Anmaßung wider die bestehende Ordnung, und ihre gegenseitigen Bürgschaften hafteten nicht sowol in dem göttlichen Gesetz, sondern in der gemeinschaftlichen Ungesetzlichkeit ihrer Unternehmungen."

Lauten diese Worte nicht wie gestern geschrieben? Darum nennt auch der Verf. obiger Vorlesungen das Werk des Griechen eine Philosophie in Beispielen, und findet unser Heil nicht in demokratischen Verfassungen, wol aber die Gerbernatur eines Kleon in unsern Demokraten verborgen. Mithin muß man ihn als einen Reactionnair betrachten, welches zu sein er selbst eingesteht, und von der Plage der modernen Spinozischen Lehren Schelling's, Schleiermacher's und Hegel's, sowie von einem Glaubensbekenntniß gegen den confusen Steffens spricht. Schon das Hinweisen aufs Alterthum ist ein Rückwärts, das rechte Vorwärts muß sich außer Athem laufen und auf gar Nichts hinter sich achten, wodurch es freilich (S. 8 und 10) zu einer Schmach deutscher Geschichte, auch zu einem philosophischen Modethum, zum Unsinn als Form speculativer Wahrheit gekommen ist, ja sogar die speculative Entwickelung des christlichen Bewußtseins findet der Verf. fad und geschmacklos. Er will dagegen man soll von vorn an philosophiren mit den Griechen, setzt den Werth der Philosophie darin mit seinem Denken zurechtzukommen — was die neuern Schüler nicht wollen, sondern mit Phrasen über ihr Denken hinaus —, will das von der Erfahrung Gegebene beachtet wissen, was selbst die Paulskirche nicht that, und wodurch dem deutschen Vorwärts ein Zustand erwächst den Platon im „Theätet" beschreibt, „wo Nichts gilt als ein absolutes Werden, ein bloßer Wechsel ohne alles Bleibende, eine stete Veränderung ohne ein Seiendes als etwa den Proceß des Werdens, wo Keiner den Andern versteht, Schüler des Andern wird, höchstens ihm nachbetet, Alle von selbst aufwachsen, und der Eine den Andern für Nichts hält".

Wirklich, es ist merkwürdig und überraschend einen jungen Mann wie unsern Verf. solche reactionnaire Vorträge halten zu sehen, und wer nicht den von Platon geschilderten Zustand als einen seligen verehrt muß sich darüber freuen. Ob aber die Zuhörer dadurch insichgegangen und die Belehrung zu Herzen genommen? Dies läßt sich bezweifeln. Denn jedenfalls waren sie jünger als der Lehrer, zum raschen Vorwärtslaufen gerüsteter, und die Richtung unserer Zeit hielt den Grundsatz fest: das Alter müsse von der Jugend lernen, nicht umgekehrt, und eine jüngste Weisheit sei die beste. Vielleicht, wenn mehrfach die Nächstältern auf die Alten hinweisen, und der Geist ihrer mit sich selbst abgeschlossenen Schriften eine Ruhe des Erwägens findet, wird dadurch ein Umschwung unserer Zeitrichtung vorbereitet. 21.

## Anekdote von Napoleon.

Nach seiner Entlassung aus dem Tower, wo Lord Cloncurry wegen Verdachts der Theilnahme am irischen Aufstande eine Zeit lang gefangen gesessen, besuchte er den Continent und wurde zugleich mit dem inzwischen verstorbenen Lord Holland bei Napoleon vorgestellt. Von dieser Audienz erzählt er in seinen „Personal recollections" (Dublin 1849) Folgendes: „Wir wurden in den prachtvollen Gemächern der Tuilerien in großem Staate empfangen, Treppen und Vorzimmer waren mit Mannschaft des corps d'élite in ihren glänzenden Uniformen und büffellederenen Wehrgehängen mit reichem silbernen Beschlage garnirt. Nach unserer Vorstellung wurden Erfrischungen gereicht und ein Kreis gebildet wie bei einer Privatentrée. Napoleon unterhielt sich viel und ungezwungen mit Lord Holland und mir, und fragte mich insbesondere nach der Bedeutung einer irischen Pairswürde, deren Eigenthümlichkeit und Unterschied von einer englischen ich ihm mit Mühe begreiflich machen konnte. Während der Audienz wurde drei mal an die Thür geklopft, eine Deputation des Conservativen Senats wie unerwartet angemeldet und vorgelassen. Der Führer hielt eine niedergeschriebene Rede, worin er dem Ersten Consul das Consulat auf Lebenszeit antrug, und worauf dieser aus dem Stegreife antwortete, d. h. von einem im Kopfe seines Huts liegenden Papiere die Antwort ablas. Bonaparte war damals schlank und mager, und besaß, soweit ich beurtheilen konnte, ebenso wenig Kenntniß von allgemeinen Gegenständen als Vertrauen zu seinen oratorischen Fähigkeiten. Als ich später meine Verwunderung über einige seiner Bemerkungen äußerte, erwähnte mir General Lawleß daß er nebst mehren andern Iren (darunter wie ich glaube Wolfe Tone) vor kurzem in Betreff des Plans einen Einfall in Irland zu machen eine Unterredung mit Bonaparte gehabt, wo er nach vielen Fragen seiner und Antworten ihrerseits gesagt: «Es ist doch jammerschade daß dieses schöne Land so gräulich von Wölfen geplagt wird.» Lawleß und dessen Begleiter versicherten daß Solches durchaus nicht der Fall. Er würdigte sie aber als Antwort blos eines verächtlichen «Bah!»" 5.

## Bibliographie.

Aigner, J., Die Schönheit des apostolischen oder ursprünglich katholischen Glaubens. München, Palm. 1849. 8. 5 Ngr.

Angst, E., Die Geschichte und Geographie der Schweiz für das Gedächtniß bearbeitet, nebst einem Wort über die Gedächtnißkunst. Winterthur, Steiner. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bäßler, F., Erzählende Gedichte. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lose Blätter aus dem Tagebuche meines Herzens; denen gewidmet die es verstehen. Von G. W. S. Hamburg. 1849. 8. 20 Ngr.

Driesen, L., Leben des Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen, General-Gouverneurs von Niederländisch-Brasilien, dann Kur-Brandenburgischen Statthalters von Cleve, Mark, Ravensberg und Minden etc. Mit 1 Facsimile. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ennen, L., Geschichte der Reformation im Bereiche der alten Erzdiözese Köln. Cöln u. Neuß, Schwann. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Feuerbach, L., Das Wesen des Christenthums. 3te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fleck, F. F., Der Krieg und der ewige Friede. Letztes Manuscript. Herausgegeben mit einer kurzen Charakteristik des Verf. von F. A. Schütz. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. 8. 15 Ngr.

Gabelsberger, F. X., Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie. 2te Auflage, nach des Verfassers hinterlassenen Papieren von dem Gabelsberger-Stenographen-Centralverein umgearbeitet. 1ste Lieferung. München, Franz. Gr. 4. 15 Ngr.

Geyer, C. A., Virginien, physiko-geographische und statistische Beschreibung desselben mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung. Nebst einer colorirten Spezialkarte von Virginien. Meißen, Goedsche. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Godwie-Castle. Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. Drei Theile. 5te Auflage. Mit einer Abbildung des Schlosses. Breslau, Max u. Comp. 1849. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Gotthelf, J., Erzählungen und Bilder aus dem Volksleben in der Schweiz. 1ster Band. Berlin, Springer. 8. 27½ Ngr.

Gott in der Natur. Hymnen für Kinder. Nach dem Englischen von Thekla von Gumpert. Illustrirt von L. Richter. 2ter Abdruck. Berlin, A. Duncker. 1849. Gr. 16. 20 Ngr.

Grone, C. v., Briefe über Nord-Amerika und Mexiko und den zwischen beiden geführten Krieg. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von A. C. E. v. Grone. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Gumprecht, T. E., Die vulcanische Thätigkeit auf dem Festlande von Africa, in Arabien und auf den Inseln des Rothen Meeres. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Buch der Lieder. 2te Auflage. Leipzig, Thomas. 1849. 16. 2 Thlr.

Huttner, C. F., Die Postverfassung des Königreichs Sachsen. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Leipzig, Brauns. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Jungbrunnen. Neue Märchen von einem fahrenden Schüler. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kapp, Ottilie, Manhold. Roman. Berlin, Wiegandt. 8. 2 Thlr.

Krummacher, F. A., Parabeln. 8te rechtmäßige Ausgabe. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Essen, Bädeker. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

F. A. Krummacher und seine Freunde. Briefe und Lebensnachrichten mitgetheilt von A. W. Möller. Zwei Bände. Mit den Bildnissen Krummacher's und seiner Gattin und einem Facsimile der Handschrift Krummacher's. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Krummacher, F. W., Blicke ins Reich der Gnade. 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Layard, A. H., Niniveh und seine Ueberreste. Nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern; sowie eine Untersuchung über die Sitten und Künste der alten Assyrier. Deutsch von N. N. W. Meißner. Mit 94 Illustrationen, 6 Plänen und 1 Karte. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 6 Thlr.

Meinertzhagen, G., Ueber Werth und Bedeutung der biblischen Geschichte, besonders im Blick auf unsere Zeit. Eine Vorlesung gehalten bei einer Pastoral-Conferenz in Bremen. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Mesnewi oder Doppelverse des Scheich Mewlânâ Dschelâl-ed-din Rûmi. Aus dem Persischen übertragen von G. Rosen. Leipzig, Vogel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Müller, A., Die Kyffhäuser-Sage. Berlin, Decker. 1849. 8. 6 Ngr.

Müller, J., Die christliche Lehre von der Sünde. 3te vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Breslau, Max u. Comp. 1849. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Oesterreich, der Centralstaat und der Föderativstaat. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Buch der Liebe. 5te Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, Thomas. 16. 2 Thlr.

Olfers, C. v., Beiträge zur Geschichte der Verfassung und Zerstückelung des Oberstiftes Münster besonders in Beziehung auf Jurisdictions-Verhältnisse. Nebst einer Karte des Regierungsbezirks Münster. Münster, Coppenrath. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Pachmann, T., Lehrbuch des Kirchenrechts mit Berücksichtigung der auf die kirchlichen Verhältnisse Bezug nehmenden österreichischen Gesetze und Verordnungen. 1ster Band: Einleitung, Verfassung der Kirche. Olmütz. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Perle der Tage. Von einer Gärtnerstochter. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von A. Harleß. Illustrirt von W. Georgy. Leipzig, E. Kretzschmar. 16. 16 Ngr.

Peter, F., Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1848. Systematisch zusammengestellt. Leipzig. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Philippson, L., Stimmen und Stimmungen aus der Zeit. Eine erste Gabe. Magdeburg, Fabricius. 1849. 8. 7½ Ngr.

Plaugmann, D., Littge Hoop, bat Nestkieken. Ein Gedicht in niedersächsisch-plattdeutscher Mundart, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Berlin, Stuhr. 1849. Gr. 16. 5 Ngr.

Rauschenbusch, H. E., Passionsandachten. Herausgegeben von A. G. Jaspis. 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. 1849. Gr. 12. 10 Ngr.

Steenken, F. E., Bevölkerungsstatistik der europäischen Staaten mit besonderer Berücksichtigung des Herzogthums Oldenburg. Zur Erweiterung der Völker- und Menschenkunde. Oldenburg, Schulze. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Thomas von Aquin, Das Gebet des Herrn und der englische Gruß. Aus dem Lateinischen übersetzt von M. Reithmeier. Schaffhausen, Hurter. 1849. 8. 5 Ngr.

Wulff's, F., schriftlicher Nachlaß. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Zimmermann, G., Die deutsche Polizei im neunzehnten Jahrhundert. 3ter Band: Ueber die Organisation der Polizei nach dem reformirten Zuschnitt. Hannover, Schlüter. 1849. Gr. 8. 3 Thlr.

---

## Tagesliteratur.

Diesterweg, A., Die Göthe-Stiftung. Ein Antrag. I. Die Göthe-Stiftung nach den Anforderungen der Gegenwart. II. Die Göthe-Stiftung nach F. Fröbel's Erziehungs-Bestrebungen. Essen, Bädeker. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Erläuterungen zu dem Promemoria der K. Preuß. Regierung über die Dänische Angelegenheit. Kiel, Schwers. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Evers, G., Zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage. Lübeck, Aschenfeldt. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Krabbe, O., Dies ist der Tag, den der Herr macht. Predigt, gehalten zur Feier der hohen Vermählung des Großherzogs Friedrich Franz mit der Fürstin Auguste Mathilde, Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz, bei dem Universitäts-Gottesdienste am 3. Novbr. 1849 zu Rostock. Rostock, Stiller. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Lern- und Lehrfreiheit in Bayern, zunächst die Habilitation der Privatdocenten an den k. bayerischen Universitäten betreffend. Ein Memorandum für die Kammer der Abgeordneten im J. 1849. München, Franz. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Luhn, Farmer F. W., Bericht über seine Erfahrungen in Texas. Verwandten, Freunden und Auswanderern gewidmet. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Mazzini's, J., Brief über die Unterdrückung der Republik Rom durch die französische Republik, an die Minister Tocqueville und Falloux. Bern, Jenni, Sohn. 1849. Gr. 12. 4 Ngr.

Mergner, F., Offener Brief an Hrn. G. Fr. Heinisch. Eine Kritik des Satzes, daß es in der evangelischen Kirche zu keiner Zeit einen rhythmischen Gemeindegesang gegeben habe. Passau, Pustet. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, H., Meine Ehrensache mit dem Obersten von Süßmilch, Kommandant der 2ten Infanterie-Brigade. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Ob Wahrheit!? Ob Täuschung?! Fragen der Gegenwart, gemeinverständlich beantwortet nebst einer Abhandlung über die Mythe der heiligen Schrift, hervorgerufen zur Warnung vor einer schlüpfrigen Basis der Religion der Zukunft wie sie in „Jesus der Essäer" skizzirt worden ist. Berlin. 1849. 8. 7½ Ngr.

Wiesner, A. C., Psalmen eines Verbannten. 1stes Heft. Zürich. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Militärisches Tagebuch aus Baden. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Ungarns Fall und Görgey's Verrath. Mit mehreren Aktenstücken. Ebendaselbst. 1849. 8. 7½ Ngr.

Wülffing, F., Die Nothwendigkeit der Grundsteuer-Ausgleichung im Preußischen Staate, historisch, statistisch und kritisch nachgewiesen. Potsdam, Riegel. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 22. — 25. Januar 1850.


**Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Erster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.**

Es ist eine Freude nach Zeitstürmen die jedes geistige und sittliche Wesen bedrohten alte Bekannte glücklich und wohlbehalten wiederzufinden. Und diese Freude gewährt einen doppelten Genuß, wenn sie nicht blos die alte Bekanntschaft zur Quelle hat, sondern auch die Erinnerung an lange bewährte und allgemein anerkannte innere Tüchtigkeit. Allein auch hier gilt das ebenso wahre als berühmte Wort des Dichters: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu theil." Denn gar Manches dessen Bekanntschaft man gern für eine lange Zukunft wiedererneuert hätte ist dem Gifthauche der Zeit unterlegen, oder hat wenigstens von der letztern einen Schlag erhalten der einen tödtlichen Ausgang in Aussicht stellt; gar Manches ist aber auch auf Bahnen geworfen worden auf denen man es mit Widerwillen oder mit Bedauern bemerkt, sodaß man ihm auf denselben zu folgen nicht geneigt sein kann. Dabei ist man zugleich innegeworden daß gar Vieles was sich für echt, stark und wahr ausgab als die Zeit der Versuchung kam diese Probe nicht bestand, und von den Stürmen der Ereignisse erfaßt nach allen Richtungen der Windrose hin sich bewegen ließ, und dadurch allen und jeden Blütenstaubes den es vielleicht doch insichtrug beraubt nur noch taube Früchte zu erzeugen vermag. Endlich ist aber auch der Schmerz noch dem Beobachter der Zeit beschieden gewesen zu sehen wie gar manches schöne Talent entweder von dem Schimmer eines inhaltlosen Ideals geblendet dieser Täuschung zu Liebe sein vergangenes Wirken und Thun gänzlich verleugnete, oder von keiner haltbaren sittlichen Basis getragen gleich in den Anfängen seiner Entwickelung in Tiefen hinabsank aus denen die Rückkehr sehr schwer, vielleicht ganz unmöglich ist. Kurz, die Leidenschaften und Blendwerke der Dinge haben unter Geistern und Schöpfungen derselben eine Ernte gehalten, vergleichbar epidemischen Krankheiten welche die Leiber entweder dem Tode überliefern oder einem langen Siechthume in die Arme werfen. Wer wird die Kranken heilen und womit? Und hier begegnet man wieder einer Erscheinung die neuen Schmerz regemacht: sie stoßen die Mittel der Heilung von sich in ihrem Irrwahn, indem sie unter diesen Mitteln gerade die Uebel argwöhnen die sie als ein Unglück oder als einen Verderb der Zeit betrachten, und dem sie mit ihrer Weisheit begegnen zu müssen und zu können sich einbilden. Hat man nicht die Strenge öffentlicher und häuslicher Zucht, die edelsten Beschäftigungen der Geister, Künste und Wissenschaften, die reinste Quelle der Erziehung des menschlichen Herzens, die Religion selbst, zu ächten gesucht? Und wie mag man das Werk der Erziehung oder der Besserung für möglich halten an Menschen die gerade Das was allein zu erziehen und zu bessern geeignet ist als veraltet oder der Feme des Zeitgeistes verfallen betrachten? Geschichte wollen wir machen! riefen Die welche am meisten sich dünkten den Schlüssel in der Hand zu haben der die Räthsel der Gegenwart lösen sollte. Aber sie dienten am sichtbarsten zum Beweis daß sie von dem Gange und dem wahren Geiste der Geschichte entweder nie Etwas gehört hatten, oder Das was sie davon gehört war ihrem Gedächtnisse entschwunden und war niemals in ihren Geist, niemals in ihr Herz eingedrungen. Die Menschheit macht die Geschichte, und diejenigen Geister greifen in den Gang derselben ein die entweder mit überlegener Thatkraft und Weisheit oder mit hervorragender Tugend ausgerüstet sind, aber nicht Pygmäengestalten die aus ihrem Schatten in der Herbstsonne eine täuschende Größe sich anlügen. Wahr ist es: manche Leute haben Geschichte gemacht; aber diese ist nichts Anderes als die Stätte aus der namentlich unsere Feinde den Schmuz holen womit sie unsern Namen, unsere Ehre und unsern Ruhm schadenfroh bewerfen! Doch genug der düstern und schmerzlichen Betrachtungen! Wenden wir uns zu unserm alten Bekannten der schon lange auch Geschichte macht, aber mit einer Tüchtigkeit und Lebenskraft daß ihn die Stürme der Zeit nicht zu vernichten vermocht haben: es liegt die dritte Folge des „Historischen Taschenbuch" in ihrem ersten Jahrgange vor uns. Und dieser erste Jahrgang bringt seinen Lesern folgende Gaben:

1. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von G. E. Guhrauer. Erste Abtheilung.
2. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen von A. F. Schaumann.

3. Geschichte der deutschen Seemacht. Von F. W. Barthold. Erste Abtheilung.
4. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von G. F. Waagen.
5. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von R. Prutz.

Bestimmen wir zuvörderst im Allgemeinen den Werth der soeben genannten Monographien, so gebührt unsers Bedünkens Nr. 1 — 3 der erste Rang nicht blos in Absicht auf ihren Umfang, sondern auch rücksichtlich der Bedeutsamkeit des Inhalts und der Gelungenheit der Darstellung, ohne daß wir deswegen den beiden übrigen Arbeiten ihr bescheideneres Verdienst verkümmern wollen. Mit besonderm Vergnügen bemerken wir daß bei den vier ersten Monographien Quellen- und Hülfsschriften am Ende angegeben sind, wodurch ihr materieller Werth unbedingt gewonnen hat: sie erhalten dadurch eine wissenschaftliche Autorität, und für Den der sich selbständig oder weiter in den betreffenden Dingen unterrichten will bieten sie durch dieses Mittel eine dankenswerthe Anleitung dar. Wenn dann ungewöhnlicherweise Nr. 1 und 3 nur in ihren ersten Abtheilungen vorliegen, mithin abgebrochen sind, und jedenfalls im nächsten Jahrgange ihre Fortsetzung oder Vollendung erhalten sollen, so ist Dies wol ein Uebelstand welcher der augenblicklichen Wißbegierde unbequem fallen mag, aber keineswegs von solcher Bedeutung um einen gerechten Tadel darauf werfen zu können. Wir sind vielmehr der Meinung: Verfasser und Herausgeber erscheinen vollkommen gerechtfertigt dadurch daß sie zwei gediegenen Arbeiten die Möglichkeit verschafft haben der Wissenschaft den erwünschten Dienst zu leisten. Und wer wollte es tadeln, wenn man die Form zum Opfer bringt um der Gediegenheit des Inhalts einer Monographie den verdienten wissenschaftlichen Platz zu verschaffen? Uebrigens wird man sich den nächsten Jahrgang des Taschenbuchs um so bereitwilliger anschaffen, je mehr man schon im voraus gewiß ist abermals etwas Tüchtiges zu finden und zu lernen. Indeß wollen und können wir damit nicht gesagt haben daß die Redaction von ihrem bisherigen Grundsatze nur Abgeschlossenes aufzunehmen unbedingt abgehen dürfe oder solle.

Die Pfalzgräfin Elisabeth, die Tochter des unglücklichen böhmischen Königspaars, Friedrich's V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, ist eine liebenswürdige und interessante Erscheinung, in deren Bilde sich ebenso wol die eigenthümliche Richtung ihrer Zeit als die besondern Charaktere, Schicksale und Verhältnisse ihrer Familie abspiegeln; und wir sind dem Verf. sehr dankbar dafür daß er die in der Geschichtschreibung der Deutschen so gut wie vergessene Königstochter gleichsam wieder ins Leben zurückgerufen hat, und zwar in einem Gewande der Darstellung welches anziehend genug ist um sowol die Blicke des Historikers als des nach belehrender und unterhaltender Lecture begierigen Lesers aufsichzuziehen und zu fesseln. Und der Verf. darf in der That das Verdienst in Anspruch nehmen die fürstliche Philosophie, die durch ihre enge und langdauernde Verbindung mit Descartes von den Franzosen gewissermaßen als die ihrige betrachtet ward, den Deutschen und dem schönen Kreise ihrer ausgezeichneten fürstlichen Frauen wieder zurückgegeben zu haben. Er hat sich mit Liebe und Eifer seiner Aufgabe gewidmet, und sagt:

> Wir waren so glücklich über die letzte Periode im Leben der Prinzessin Elisabeth aus dem königlichen geheimen Staatsarchive in Berlin neue Aufschlüsse von allgemeiner geschichtlicher Bedeutung zu erhalten. Was die Jugend der Prinzessin anlangt, in welcher ihr Verhältniß zu Descartes den Mittelpunkt ihres geistigen Daseins ausmacht, so haben wir zwar gegen 40 gedruckte Briefe des Philosophen an Elisabeth, von ihren Antworten an ihn aber leider nicht eine einzige. Alle unsere Nachfragen und Nachforschungen hierüber bei deutschen Archiven und Bibliotheken sind ohne Erfolg geblieben.

Uebrigens ist des Verf. Arbeit eine Vervollständigung des Bildes welches Söltl in seiner „Elisabeth Stuart" von der unglücklichen kurpfälzischen Fürstenfamilie gegeben hat. Welche Anhänglichkeit aber Descartes für Elisabeth insichtrug, und wie der Ruf der letztern selbst bis an den schwedischen Hof der Christine gedrungen war, gibt namentlich ein Brief des Erstern von Stockholm aus zu erkennen, der auch deshalb ein besonderes Interesse hat, weil der französische Philosoph sein Urtheil über die berühmte Tochter Gustav Adolf's in demselben ausgesprochen hat. Wir theilen ihn deshalb unsern Lesern mit:

> Seit vier oder fünf Tagen (September 1649) bin ich in Stockholm, und zu den ersten Dingen welche meine Pflicht mir auferlegte rechne ich es Ihro Hoheit das Anerbieten meines gehorsamsten Dienstes zu erneuern, damit Sie erkennen mögen daß die Veränderung von Luft und Land in meiner Hingebung und meinem Eifer Nichts verändern noch verringern kann. Ich habe erst zwei mal die Ehre gehabt die Königin zu sehen, aber ich glaube sie schon hinlänglich zu kennen um sagen zu dürfen daß sie so viel Verdienst und Tugend hat als der Ruf ihr beilegt. Neben der Großmuth und Majestät welche aus allen ihren Handlungen hervorbricht bemerkt man zugleich eine Sanftmuth und Güte, welche alle Diejenigen welche Tugend lieben und die Ehre haben sich ihr zu nähern nöthigen sich ihrem Dienste gänzlich zu weihen. Eins der ersten Dinge worüber sie mich gefragt hat war: ob ich Nachrichten von Ihnen hätte, und ich habe gleich anfangs nicht verhehlt was ich von Ihrer Hoheit denke. Denn indem ich die Kraft ihres Geistes gewahrte fürchtete ich nicht daß ihr Dies einige Eifersucht einflößen möchte; wie ich auch versichert bin daß Ihro Hoheit darüber keine haben können daß ich meine Meinung über diese Königin frei heraussage. Sie neigt sich außerordentlich zum Studium der Wissenschaften; aber weil ich nicht weiß ob sie schon Etwas von der Philosophie gesehen hat, so kann ich nicht urtheilen ob sie Geschmack daran findet und Zeit darauf verwenden können wird, mithin ob ich fähig sein werde ihr einige Genugthuung zu verschaffen, und ihr in Etwas nützlich zu sein. Dieser große Eifer für die Kenntniß der Literatur spornt sie jetzt besonders an die griechische Sprache zu lernen, und viele Classiker zu sammeln; aber vielleicht wird sich Dies ändern, und wenn es sich nicht änderte, so wird die Tugend welche ich an dieser Fürstin bemerke mich immer verpflichten die Nützlichkeit in ihrem Dienste dem Verlangen ihr zu gefallen vorzuziehen. Und so wird mich Dies nicht hindern ihr meine Meinungen frei zu sagen, und wenn sie ihr nicht angenehm fallen, was ich nicht denke, so werde ich wenigstens den Vortheil daraus ziehen daß ich meiner Pflicht genügt habe, und daß mir Dies Gelegenheit geben wird umsoeher in meine Einsamkeit zurückzukehren, außerhalb welcher ich nur schwer in der Untersuchung der Wahrheit weiterkommen kann, und darin besteht ja mein vorzüglichstes Gut in diesem Leben. Hr. Freins-

heim hat es bei Ihrer Majestät erwirkt daß ich nur zu den Stunden auf das Schloß zu gehen habe in denen es ihr gefallen wird mir Audienz zu geben. So wird es mir nicht drückend werden den Hof zu machen, was meinem Charakter sehr zusagt. Nach alle Dem, wie groß auch meine Verehrung für Ihro Majestät ist, glaube ich doch nicht daß mich Etwas in diesem Lande länger halten kann als bis zum nächsten Sommer; allein ich kann durchaus für die Zukunft nicht einstehen.

Der Verf. von Nr. 2 hat seine Befähigung zu dergleichen Arbeiten durch seinen „Zweiten Pariser Frieden" hinlänglich beurkundet, und bewiesen daß er auf dem Gebiete dieser Studien heimisch sei. Und trotzdem daß es an in- und ausländischen Werken über dasselbe Thema welches der Verf. zu seiner Monographie gewählt hat nicht mangelt, so hat sie doch ein Recht auf besondere Anerkennung theils durch Benutzung noch ungedruckter Quellen für den Historiker von Fach, theils durch ihre schlichte und höchst klare Darstellungs- und Auffassungsweise der Thatsachen für jeden gebildeten Leser; man nimmt aber an dem Ganzen um so lebhaftern Antheil, und die Aufmerksamkeit wird umsomehr gefesselt, als Blicke auf die Gegenwart und Vergleichungen mit den Zeitverhältnissen in deren Bereiche wir leben vielfach wahrnehmbar sind. Und wie könnte Dies auch anders sein, da ja so viele der Drachenzähne die zur Zeit des Wiener Congresses gesäet worden sind in unsern Tagen ihre gräuliche Brut erzeugt haben? Ein Grundirrthum war es, wie der Verf. sehr wahr bemerkt, wenn die Höfe meinten die Einheit Deutschlands hänge allein von der Einigkeit der Fürstenhäuser ab; daher freilich auch das verderbliche Bestreben diese Einigkeit durch Befriedigung aller nur möglichen persönlichen Wünsche derselben herzustellen.

Dreiunddreißig Jahre hindurch mühten sich die Cabinete ab dieses System durch öffentliche und geheime Maßregeln zu halten. Das Jahr 1848 entschied darüber unwiderruflich. Der erste Versuch das neue Deutschland auf dem Grunde der zu Wien gewonnenen Resultate einig zu machen, ist um deshalb im Laufe seiner Ausführung so ganz mislungen, weil er einseitig der Unumschränktheit der Höfe in die Hände gelegt ist, und diese folgeweise nach menschlicher Schwäche der Versuchung des einseitigen Interesses nicht entgehen konnten; weil Unumschränktheit beim Bundestage mit den Landesverfassungen immer mehr in Widerspruch gerieth, und daraus Reibungen entstanden, sodaß entweder zu Hause oder in Frankfurt eine Aenderung nöthig wurde. Den Fürsten also allein die ausschließliche Ausbildung und Erweiterung der in Wien gewonnenen Grundlage zu übertragen, ist nach dem Ausspruche der Geschichte ein mislungenes Unternehmen gewesen.

Mögen nun aber auch die Bestrebungen der Paulskirche im J. 1848 und 1849 ihres Ziels fehlgegangen sein, so bleibt es doch kaum zu bezweifeln: wir dürfen hoffen wie man 1815 einiger war als 1812, daß auch nach 1849 sich zeigen werde man habe nicht vergebens gestrebt und gerungen.

Denn wir haben die wahren Kräfte im Staate erst kennen gelernt, und gesehen daß die Macht der Regierungen nicht eine willkürliche Usurpation sei, die man nur so verdrängen könne, indem man ein Vorurtheil für sie was man unzeitgemäß nannte bei den Staatsbürgern zu vernichten trachtete, oder indem man eine über ihnen stehensollende Macht auf dem Papiere decretirte. Wir haben vielmehr die Macht der Regierungen als eine uralte berechtigte, und darum beständig kräftig fortlebende erkannt, so kräftig, daß Die welche sie stürzen wollten endlich Schutz suchend zu ihnen zurückkehren mußten. Andererseits haben die Regierungen wieder gesehen daß sie auch nicht mit der öffentlichen Meinung im Volke spielen können, und daß eine Verachtung derselben immer eine Herausfoderung ist die stets aufgenommen und blutig ausgefochten wird. Diese beiden Gewalten, indem sie einmal jede eine Zeit allein einseitig die Usurpatoren gespielt, werden eingesehen haben daß jede allein für sich auf die Dauer Nichts ausrichten kann, daß sie sich gegenseitige Zugeständnisse machen müssen, um im harmonischen Verein, indem jeder ihr Recht gegeben wird, ein dauerhaftes Ganzes zu bilden.

Schließlich machen wir unsere Leser darauf aufmerksam, daß ihnen die Vergleichung der vorliegenden Arbeit mit Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen und von Stein's Biographie, deren erster Band vor kurzem erschienen ist — beide Arbeiten sind von Pertz und vortrefflich — ebenso viel Interesse als historischen Gewinn gewähren wird.

(Der Beschluß folgt.)

---

## La nuit de Walpurgis. Comédie politique du temps présent. Paris 1849.

Wir Deutsche haben Glück, Das muß man sagen. Trotz aller Unfälle, getäuschten Erwartungen, hintergangenen Hoffnungen, trotz des Umstandes daß wir erst neuerlich einen empfindlichen Verlust zu beklagen hatten (ich meine den der deutschen Einheit, die uns plötzlich über Nacht abhandengekommen ist), gibt es doch noch manche heimliche Freude, manch süßen Trost für uns, und gar manche „Errungenschaft" kann uns noch immer mit stolzem Bewußtsein erfüllen. Zu den letztern zählen wir auch den Umstand daß es unsers Wissens noch keinem unserer Landsleute eingefallen ist dieses merkwürdige Buch ins Deutsche zu übersetzen. Man muß Gott für Alles danken; wer weiß ob wir uns in minder bewegten Zeiten desselben Glücks hätten erfreuen dürfen. Diese französische „Walpurgisnacht" ist der entsetzlichste Unsinn den wir je gelesen, eine umgestürzte Pyramide deren in den Lüften baumelnde Grundlage der tiefpoetische Schacht unserer Blocksbergsagen bildet. Das Buch soll eine Satire sein, und der Verfasser desselben ist offenbar ein Grand seigneur, der sich irgendwo in Deutschand langweilte, und dem plötzlich die Idee kam die Geschichte der Gegenwart in schlechten Quatrains zu persifliren. Wie weit es die Franzosen, trotz aller deutschen Collegien zu Paris, in dem Verständnisse unserer Dichter gebracht, Dies beweist der Verfertiger vorliegender Poesien in seiner Vorrede, woselbst er im Professorentone äußert: „C'est à la Nuit de Walpurgis, rendez-vous des esprits, sorte de kermesse cabalistique, espèce de tour de Babel du romantisme du Nord (ein etwas zweideutiges Compliment), que Méphistophélès conduit Faust, pour lui montrer à travers les ombres chinoises du rêve et du cauchemar, à travers les hallucinations d'une nuit de sabbat, les mille extravagances littéraires, politiques, sociales du temps. La satire ici coudoie la fantaisie; l'idéal et le réel se touchent." Auf diese Entdeckung thut sich unser Franzose nicht wenig zugute, und mit dem schnell fertigen Entschlusse seiner Landsleute ist er bereit die Welt durch eine Secundogenitur jener babylonischen Thurm-Romantik zu überraschen. Doch halt! Der Ausdruck war unrichtig, er selbst bereitet uns langsam auf dieses Kunsterzeugniß vor, und meint einige Zeilen später: „Idéaliser le réel, jeter dans le monde de l'invisible ce que nous n'avons, hélas! que trop vu; voir défiler sur un fond de nuages en manière de silhouettes les découpures de notre vie sociale, les illusions de *Notre Vrai*, il y aurait là, ce

semble, une échappée nouvelle pour l'imagination." Wirklich? Die Idee ist, weiß Gott, pyramidalisch kühn, eine camera obscura auf dem Blocksberg! Was thut der Dichter zu diesem Zwecke? Er packt mit einem Griffe halb Europa zusammen, Frankreich, Ungarn, Rom, wirft sie alle in einen Topf, und stellt diesen auf den zauberischen Brocken, um uns dort eine brodelnde und sehr schmackhafte Mockturtlesuppe aus den abenteuerlichsten Ingredienzen zu bereiten. „Es ist Alles schon dagewesen", sagt Ben-Akiba, aber, wie Figura zeigt, hat er Unrecht.

Gleich im ersten Buche dieser unerhörten politischen Komödie, „Les Mandragores" überschrieben, kommt der Dichter mit Vater Mephistopheles zusammen, und meint nach den herkömmlichen Eingangscomplimenten:

Attendez, en effet, plus je vous examine,
Plus d'un certain fripon je vous trouve la mine.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Mais comment voulez-vous que je vous reconnusse?
Vous, sans plume de coq, ni manteau satiné,
Vous me faisiez l'effet du ministre de Prusse;
Et jamais mon esprit n'aurait imaginé
De chercher là l'auteur du vieux *Lied de la Puce*.

Armer Goethe! Du würdest dich im Grabe umdrehen, wüßtest du, daß ein Franzose deinen alten Mephisto als den Verfasser des „vieux Lied de la puce" bezeichnet. Unserm Dichter mag die Scene in Auerbach's Keller dunkel vorgeschwebt haben. Nachdem er sich mit dem Verfasser des „vieux Lied de la puce" über die Nebensachen verständigt, fängt er mit ihm den gespensterhaften Flug nach dem Brocken an. Hier nun wird die Geschichte der letzten Jahre, und besonders jene der pariser Februarrevolution, in ziemlich humoristischer Weise, natürlich vom Standpunkte des Dichters, parodirt. So läßt er eine Baßstimme singen:

Que la république s'amuse!
Mesdames, et messieurs, allons!
Des fifres, et des violons,
La guitare et la cornemuse!

Soyons gentilshommes un peu,
Fêtons la ville et la province!
Une écharpe est un cordon bleu,
Et l'on sait son métier de prince!

Es versteht sich daß der ungerathene Neffe noch längere Zeit in diesem Tone fortfährt. Auch an Trivialitäten fehlt es nicht; so singt eine andere uns bekannte Stimme:

Ultramontain dans ma jeunesse,
Sur la thiare j'ai craché!
Royaliste jusqu'à l'ivresse,
Sur les fleurs de lis j'ai marché!
Aujourd'hui je suis démagogue,
Par haine, et non point par amour!

Und der Chor des Volks ruft:

Plus de riches, plus de salaire!
Plus de travail, et plus de pain!
Nous avons soif, nous avons faim!
Oh! la misère! la misère!

Zum Schlusse tanzen die Mandragores (die Gnomen des Harzes), über deren Natur sich der Dichter von dem Verfasser des „vieux Lied de la puce" gelegentlich hatte belehren lassen, einen Cancan, und das erste Buch ist zu Ende. Nun kommt eine kostbare Episode. Die Scene stellt einen „Todtensee" vor, (Le lac de la mort). Zuerst tritt der Tod in höchsteigener Person auf, und hält einen Monolog à la Wallenstein, dann kommen nach der Reihe ein Mönch, ein Einsiedler, ein Reactionnair, ein Banquier, ein Dichter, ein König, ein großer Mann (Lamartine), eine Ludwig-Philippistin aus der Vorstadt St.-Germain, ein junges Mädchen: sie Alle singen ihre Couplets, nach deren Schlusse sie der Tod ergreift, und in den Strudel hinabzieht. Zum guten Ende erscheint die Cholera (generis masculini bei unserm Dichter), und hält eine salbungsvolle Rede. Diese Allegorie ist sehr geistreich, und beweist uns daß es, was den delicaten Punkt betrifft, auch in den Augen eines légitimiste du lendemain eine Art von Gleichheit geben müsse. Wir übergehen die weitern Einzelheiten, das höchst eigenthümliche zweite Buch („La divina commedia" überschrieben), auch eine ganz burleske Scene in dem Conclave zu Gaëta, und eilen zum Schlusse. Dieser nämlich ist zu merkwürdig um hier übergangen zu werden. Wir befinden uns auf dem Schlachtfelde von Temeswar: hier treten Kossuth, Dembinsky, Görgey, die ungarischen und polnischen Generale, sonderbarerweise auch le général Jellatschitsch (!) auf, zuletzt kommt noch die sterbende „Revolution" und singt ihren Schwanengesang, der einen piquanten Widerspruch enthält. Im Anfange nämlich heißt es:

Hélas, mon destin se consomme,
Mes plus beaux jours sont révolus;
Frères de Paris et de Rome,
Frères, sur moi ne comptez plus!

Und der Schlußvers lautet:

Que mon souffle est éteint: n'importe!
Comptez sur moi, je reviendrai!

Das Alles ist sehr lehrreich, denn Sothanes ist wirklich geschehen. Das Geisterlied schließt mit der plötzlichen Erscheinung eines alten Türken, der auf einem hervorragenden Felsen sitzt, und melancholisch in die Lüfte seufzt:

Ainsi s'éteint le ciel de feu,
Ainsi s'apaise la tempête;
Allah! il n'est de Dieu, que Dieu,
Et Nicolas est son prophète!

Wir können uns füglich jeder weitern Bemerkung über dieses Buch enthalten; denn es beweist uns zur Genüge aus welchem Gesichtspunkte der blasirte Franzose die Negation des Goethe'schen Mephisto betrachtet. Das Gedicht enthält mitunter sehr geistreiche Impromptus und treffende Sarkasmen; doch ist der Humor gesucht und die Ironie zu derb. Man parodirt eine Ananas nicht wenn man sie im Kothe herumwälzt, und braucht nicht alles Heilige im Menschen zu negiren um ihm die Nichtigkeit seiner Bestrebungen zu beweisen. Wir können unsern Nachbarn jenseit des Rheins zu dieser Errungenschaft nur Glück wünschen; denn offenbar scheint der Verf. des vorliegenden Buchs eine neue Richtung der politischen Poesie anbahnen zu wollen, gleich seinem gelehrten Landsmanne Berlioz, der mit der geistreichen Erfindung der Kinderpfeifchen und Glasscherben in seinen Monstreconcerten die Trommelfelle von halb Europa zur Verzweiflung brachte. Doch hoffen wir von dem gesunden Geschmacke unserer Landsleute, daß diese neue Art von Dichtkunst bei uns keine Nachbeter finden werde.

10.

## Notiz.

### Expedition nach Timbuktu.

Laut Correspondenznachricht aus Paris in der „Literary gazette" hat Hr. Bodichon der Société géographique den Plan vorgelegt von Algerien eine Expedition nach einem Orte zu senden von welchem zwar Viele sprechen, aber Niemand viel weiß, nach Timbuktu. Wie alles von Frankreich Unternommene soll natürlich auch diese Expedition in großem Maßstabe sein, an ihrer Spitze sollen die in allen Zweigen der Wissenschaft und des Handels hervorragendsten Männer stehen, und 800 bewaffnete Europäer nebst 3—400 Afrikanern sie begleiten. Der Weg soll über Gardia gehen, eine Stadt des Stammes der Beni-Mzab, ungefähr 15 Tagereisen von Algier, dann über Metlili, El Golea, In' Salab, Agabli und Mabrouk, von da nach Timbuktu.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 23. —— 26. Januar 1850.


## Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Dritte Folge. Erster Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Die Arbeit Barthold's, die das sehr passende Motto aus Ossian trägt: „A tale of the times of old! The deeds of days of other years!" füllt geradezu eine Lücke in unserer deutschen Geschichtsliteratur aus, und wir können deshalb nur dankbar dafür sein daß die Redaction dem Verf. so viel Raum für seine Arbeit zugestanden hat, daß aus ihr etwas Befriedigendes theils bereits geworden ist, theils gewiß noch werden wird. Denn wenn auch in dem Werken von Sartorius und Lappenberg über die deutsche Hansa bereits Tüchtiges geleistet worden ist, so liegt es doch in dem Wesen jener Werke, daß sie über die deutsche Seemacht nicht so speciell sein können, und ebenso wenig alle die Zeiträume zu berühren vermögen die der Verf. seiner Aufgabe gemäß zu durchlaufen hat. Wie alle Arbeiten des Verf. so ist auch die vorliegende reichlich ausgestattet mit den Ergebnissen eines guten Quellenstudiums und der Benutzung untergeordneter Hülfsmittel. Die Schreibart ist wie gewöhnlich in des Verf. Schriften kernig, präcis und ohne rhetorischen Flitterstaat. Bei der großen Belesenheit des Verf. ist es uns aufgefallen weder die „Kritischen Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt" von Alexander von Humboldt noch desselben zweiten Band des „Kosmos" unter den benutzten Hülfsschriften erwähnt zu finden. Es führt aber des Verf. Darstellung den recht anschaulichen Beweis welch eine tüchtige Seemannsnatur zu allen Zeiten den Anwohnern der Nord- und Ostsee und den benachbarten und stammverwandten Skandinaviern eigen war, und wie unverantwortlich die Lenker und Tonangeber der deutschen Politik gehandelt haben, daß sie gleichsam wegwarfen was die Natur einem Theile des deutschen Volks gegeben, und das bereits Entwickelte gedankenlos verkümmern ließen. Fürwahr, jene Politiker hatten keine Ahnung von der Richtigkeit Dessen was einst der bekannte Walter Raleigh sagte: „Wer die See beherrscht beherrscht den Handel, wer den Handel der Welt beherrscht beherrscht die Reichthümer der Welt und folglich die Welt selbst." Sehr richtig aber finden wir die Bemerkung des Verf., daß die Germanen im Seewesen ihre eigenen Rathgeber und Erfinder sein mußten: Griechen und Römer konnten ihnen nicht zum Muster dienen. Denn es reichten deren Erfindungen nicht aus

gegen die krause kurze Wellenbewegung der Nordsee, gegen den plötzlichen Wechsel der Winde, die gewaltigen Stöße der Stürme an den seichten, dünenbedeckten Ufern und auf den weitgestreckten Sandbänken. Dazu die Rauheit und der Witterungswechsel eines Himmels welcher zum Schutze der Mannschaft bedeckte, nicht offene Fahrzeuge nöthig machte.

Indem wir die beiden biographischen Skizzen Mantegna's und Signorelli's als recht dankenswerthe Beiträge zur Kunstgeschichte bezeichnen, die eine künftige Darstellung italienischer Kunstentwickelungen und Leistungen nicht wird unberücksichtigt lassen dürfen, wollen wir etwas länger bei Bahrdt's Lebensabriß verweilen. Es schließt derselbe mit dem J. 1771, ist also unvollendet; doch macht der Verf. Hoffnung das Fehlende bei einer Gelegenheit nachholen zu können. Jener mehr berüchtigte als berühmte Theolog, der auf der einen Seite sich den gemeinsten Sünden in die Arme warf, auf der andern Seite aber durch sein Genie und seine wilde Thatkraft die ganze theologische Welt in Bewegung setzte und lange Jahre in Athem hielt, war der Sohn eines Geistlichen in Bischofswerda, geb. 1741. Schon seine Schülerjahre, die er theils auf der Nicolaischule in Leipzig, theils in Pforta verlebte, verkündeten so ziemlich im voraus sein künftiges Treiben und Thun. Hätte aber seine Sittlichkeit eine Stärke erhalten die seinen Talenten und seiner rastlosen Thätigkeit gleich gewesen wäre, so würde er noch jetzt in der Geschichte als einer der ersten Sterne am theologischen Himmel glänzen; aber seine bei einem wissenschaftlichen Manne kaum glaubhafte sittliche Gemeinheit raubte ihm nicht nur jedes ehrenvolle Andenken bei der Nachwelt, sondern war auch die Quelle aller seiner Leiden, Verfolgungen und schweren Demüthigungen. Er gehörte unleugbar zu den unglücklichen Charakteren deren ganze Thatkraft nur durch äußern Hader und innere Leidenschaften zur Entwickelung gebracht wird, weil die sittliche Spannkraft in ihnen zu schwach ist: eine wilde Thätigkeit ist die natürliche Folge davon. Merkwürdig aber ist es, und für das Genie des berüchtigten Theologen Zeugniß ablegend, daß er trotz der Unruhe

und Abenteuerlichkeit seines Lebens eine so große Menge von Schriften zu verabfassen vermochte, die sogar fast immer Aufsehen erregten theils im Volke, theils in der gelehrten Welt. Sie tragen aber alle das Gepräge der Oberflächlichkeit an sich, wie denn seine ganze Wissenschaftlichkeit keine tiefgehende war: nur seine „Moral für alle Stände" und seine „Rhetorik" sind nicht ohne höhern Werth. Bahrdt war aber nicht blos ein gewandter Schriftsteller, er verstand nicht blos in Schriften besser als die meisten seiner theologischen Zeitgenossen die Muttersprache anzuwenden, auch auf der Kanzel und auf dem Katheder zeichnete er sich aus. Die Zuhörer in der Kirche und in dem akademischen Hörsale wußte er zu fesseln; daher war sein Name in den verschiedenen Volkskreisen und unter den Studenten nicht weniger gekannt und theilweise selbst gefeiert als in der gelehrten Welt. Und wenige unter den deutschen Gelehrten haben wol in so ausgebreiteten Verbindungen gestanden als Bahrdt: er war eine Zeit lang der Name der durch Aller Mund ging. Allein der Boden auf dem sein Leben, sein Ruhm, sein ganzes Thun und Treiben sich bewegte war! hohl, es fehlte ihm jede sittliche Stütze: Bahrdt versank zuletzt ganz in den Sumpf sittlicher Unwürdigkeit. Er starb 1792 auf seinem Weinberge bei Halle nach langen Leiden. Leider hatte er auch viele namentlich jugendliche Gemüther durch seine maßlosen und frivolen Angriffe auf Religion und Moral in ihren sittlichen Grundsätzen entweder wankendgemacht oder sie ihnen gänzlich geraubt. Bahrdt hat in seiner Zeit in ähnlicher Verderblichkeit auf dem Gebiete der Kirche gewirkt wie in unsern Tagen so Mancher auf dem Felde des Staatslebens. Durch solche Beispiele lernt man die hohe Bedeutsamkeit der Moralität für den Menschen und sein Wirken recht klar einsehen: auch der tüchtigste und thatkräftigste Geist, wenn an ihm die Fäulniß der Unsittlichkeit nagt, gereicht sich und Andern zum Verderben. Uebrigens hat sich der Verf. durch seine Skizze von Bahrdt's Leben, wenn sie auch nicht ganz Das ist was man von seiner Feder erwarten durfte, doch ein Verdienst erworben, daß er eine richtige Vorstellung von dem berüchtigten Theologen in den Kreisen zu verbreiten bemüht gewesen ist, wo sie noch nicht vorhanden sein möchte.

**K. Zimmer.**

---

## Heinrich Conscience.

René Taillandier gibt in einem bemerkenswerthen Artikel der „Revue des deux mondes", dessen Inhalt wir im Wesentlichen folgen lassen, eine Charakteristik des neuvlämischen Dichters Conscience, welche einen klaren Ueberblick über die Gesammtthätigkeit dieses Schriftstellers gewährt. Nur den polemischen Standpunkt, den Standpunkt eines patriotischen Neides, von dem aus Taillandier sich gegen die Wiederbelebung einer vlämischen Literatur ausspricht, möchten wir nimmer theilen. Es ist evident daß die französisch-belgische Literatur, die Geschichtsforschung ausgenommen, es bisjetzt zu keiner Bedeutung, viel weniger zu einer nationellen Originalität gebracht hat, daß sie nur eine Sklavin des tyrannisirenden Geschmacks von Paris, ein propädeutisches Institut für eine einstige Zusammenschlagung Frankreichs und Belgiens ist. Da kann man das Streben der Vläminger nach literarischer Selbstständigkeit, und ihren Kampf gegen das sich immer von neuem aufdrängende Franzosenthum nicht genug anerkennen: Das ist kein künstliches Galvanisiren des Längstverstorbenen, nein, Das ist eine männliche Bewegung, der das Bewußtsein der Kraft an der Stirn leuchtet, eine Reaction gegen die Unterdrückung, die Wiederbehauptung eines geschichtlichen Rechts. Wenn die Wallonen nicht die Kraft haben von fremdem Einflusse unabhängig zu leben, und den geistigsten Theil der Volksexistenz, die Sprache, aus sich fortzuentwickeln, so mögen sie immerhin mit dem Rechte des Armen in fremden Landen borgen, und unter dem geistigen Protectorate von Frankreich sich wohl fühlen. Die Vläminger, die sich mit Vorliebe ihrer großen Geschichte erinnern, sträuben sich gegen diese Unterordnung, und einzelne Männer, wie Conscience, haben das Werk ihrer geistigen Befreiung muthig zur Hand genommen. Die sittliche Entrüstung gegen eine ungerechte Unterdrückung in poetische Werke kleiden, Das heißt nicht „Haß predigen", Das heißt mit den edelsten Waffen für sein Recht kämpfen. Die Bewegung der Vläminger geht nicht auf die Unterdrückung aus, „gegen die sich die ganze Geschichte Belgiens mit einem Verdammungsurtheile erheben würde", sie ist nur gegen Unterdrückung gerichtet. Wenn Taillandier weiter von der „viel freisinnigern und aufgeklärtern wallonischen Literatur" spricht, so kann man nur bedauern daß er nicht durch Namen diese These wenigstens oberflächlich zu belegen gesucht hat. Oder setzt er voraus daß alle Welt Stassard's begeisterte Apologie der belgisch-französischen Literatur im Gedächtnisse habe? Gustav Höfken hat ein treffliches Buch über Belgien geschrieben, das auch von Franzosen mit ganz besonderm Nutzen würde gelesen werden können. Sieht man von dem einseitig französischen Standpunkte Taillandier's ab, so kann man seiner Darstellung, die sich durch klare Uebersichtlichkeit, Eleganz und Vollständigkeit auszeichnet, den wohlverdienten Beifall nicht versagen.

---

Eines der schmerzlichsten und seltsamsten Räthsel unserer Zeit ist das Wiederaufleben längstverschwundener Stämme, die plötzlich ihre zerstreuten Erinnerungen, ihre erloschene Sprache wieder aufsuchen, und ihren alten Platz in Anspruch nehmen. Eine genaue Geschichte dieser Bewegung würde ebenso unfruchtbar als schwierig sein; denn wie die Ursachen entdecken welche die Nationalitäten der Kroaten, Czechen, Iren und Flamänder erweckt haben? Wie ihre unerwarteten Ansprüche beurtheilen? Und aus welchem Gesichtspunkt eine Entscheidung geben? Unser Jahrhundert scheint hier zu seltsamen Widersprüchen bestimmt. Wir sprechen von allgemeiner Brüderlichkeit, wir rufen es laut aus, die Schranken unter den Völkern müssen fallen; aber wie zum Hohne sehen wir jeden Tag eine verschwundene Nation, einen zerstreuten Stamm seine Stimme erheben um die Erdkarte zu verändern.

Ein vernünftiger Sinn wird diese Ehrfurcht vor dem Alten nicht tadeln. Wir wollen lieber jenen Leuten mistrauen die auf Kosten des Vaterlandes allgemeine Brüderlichkeit predigen. Sie setzt, weit entfernt Vaterlandsliebe auszuschließen, diese nur zu lebhaft voraus. Und wirklich miteinander sich zu vereinigen, müssen die Völker überhaupt erst existiren, sich im Besitz ihrer Kraft, und das heißt als Patrioten fühlen. Eine wunderliche Brüderlichkeit unter Schattenvölkern; sie würde ein bloßes Chaos sein. Niemand indeß wird die dumpfe Wuth eines erst unterdrückten Volks mit jener Parteiagitation verwechseln wollen welche eine 1000 Jahre verschwundene Sprache und Literatur wiedererwecken möchte. Dort leidet eine ganze Nation, während hier nur vereinzelte Stimmen ein heiliges Andenken zu bewahren suchen.

Wir mußten diese Gedanken voranschicken um die literarische Bewegung wie sie gegenwärtig den vlämischen Theil Belgiens erfüllt beurtheilen zu können. Niemand wird verkennen daß dieses Land, trotz seiner unzähligen Verwandtschaften mit Frankreich, doch mehre Provinzen besitzt die dem alten Nationalgeiste treugeblieben sind. Während im Süden

und Osten mit dem Laufe der Maas unser Einfluß unaufhörlich eindringt, existirt an der Seeküste von Dünkirchen bis Sluis und im Innern des Landes von Dendermonde bis Ostende eine zähe und thatkräftige Bevölkerung, über welche die Revolutionen spurlos weggegangen zu sein scheinen. Dieser Theil Belgiens besteht aus den noch heute sogenannten Provinzen Flandern mit den Hauptstädten Brügge und Gent. Hier ist noch die alte vlämische Sprache bewahrt, und weder Franzosen, Spanier, noch Deutsche, welche nach und nach diese Gegenden innehatten, konnten die alten Sitten vernichten. Selbst bei ihren Empörungen zur Zeit Karl's des Kühnen oder Herzog Alba's setzten sie der Eroberung eine eigenthümliche Kraft der Unthätigkeit entgegen, um nur ihre Originalerinnerungen zu bewahren. Mitten unter den Großmächten gelegen, mußte Belgien diesen von jeher zum Schlachtfelde dienen, und wenn eine Gegend ihren Originaltypus in den ewigen Reibungen mit Fremdem verlieren mußte und verloren hat, so ist es ganz gewiß Belgien, immer jedoch mit Ausnahme jenes geduldigen, aber kraftvollen Winkels. Soll Das aber heißen daß diese rührende Ehrfurcht vor dem Alten diesen Provinzen heiligere und höhere Rechte gebe als die Ereignisse und die Geschichte? Eingeschlossen in einem Lande welches schon seit lange durch einen entgegengesetzten Einfluß umgestaltet worden ist, werden die Flamänder vergeblich gegen ein Werk der Jahrhunderte protestiren. Wenn die Vertheidiger der vlämischen Individualität sich eine politische Mission zuschreiben um ein neues Volk zu schaffen, so sind wir nicht allein als Franzosen ihre gezwungenen Gegner, sondern auch vom allgemeinen Gesichtspunkt der europäischen Bedürfnisse. Etwas Anderes wäre es, wenn diese Bewegung keinen andern Zweck hätte als die Pflege poetischer Erinnerungen.

Ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, Johann von Gorp, stellt zwar die Behauptung auf: schon der liebe Gott habe mit Adam im Paradies Vlämisch gesprochen; indeß hat es für uns weit mehr Wahrscheinlichkeit daß das Vlämische eng mit der teutonischen Sprache (im Norden Galliens und dem Lande der Belgier unter der karolingischen Herrschaft) verwandt ist. Als Frankreich über den germanischen Einfluß triumphirte, und Hugo Capet den Thron bestieg, stieß es auch das Idiom der Eroberer von sich, und die romanische Sprache dehnte sich über das nördliche Frankreich bis nach Belgien aus, wo sie den Namen wallonisch annahm. Die verdrängte teutonische Sprache fand nur noch ein Asyl jenseit des Rheins, usurpirte jedoch in Frankreich den Elsaß und Lothringen, in Belgien setzte sie sich neben dem Wallonischen zwischen Schelde und Ocean fest. Dieses „Vlämische" oder „Brabantische" entwickelte sich fast ebenso schnell als das Französische und noch viel mehr das Holländische. Seit dem 12. Jahrhundert war es bereits nicht blos Gesetzessprache, sondern erzeugte bereits poetische Werke. Das Vlämische gab der europäischen Literatur die ersten Skizzen zu jenem großen komischen Epos in dem das Mittelalter alle seine kühnen Spöttereien und Protestationen des gesunden Menschenverstandes niederlegte, die Geschichte des Reineke, welche als unerschöpflich zu unzähligen Erweiterungen diente. Wenn nun auch nicht das Nibelungenlied ein Werk der flamländischen Sprache ist, wie einige patriotische Alterthümler behaupten möchten, so zeigt sich doch im 12. Jahrhundert eine gewisse literarische Entwickelung an dem Hofe der Grafen Thierry und Philipp von Elsaß. Man citirt unter Anderm ein „Leven von Jesus", eine „Reise des heiligen Braendaens", und ein poetisches Fragment unter dem Namen „Gräf Rudolphe". Im folgenden Jahrhundert machte sich Willem Utenhove durch Bearbeitung des Reineke bekannt. Maerlant griff diese Literatur aufs heftigste an, und schrieb dagegen moralische Gedichte, Uebersetzungen und Nachahmungen der Bibel, der Kirchenväter und Scholastiker. In derselben Richtung schrieben Lodewyk van Velthem und Henri Goethals, und begannen einen Kampf der hausbackenen Prosa der Niederlande mit den glänzenden Geschichten Karl's des Großen und Arthur's. Zu derselben Zeit entwickelte sich auch das Wallonisch-Französische; der Trouvère Chrétien von Troyes lebte in Flandern am Hofe Philipp's von Elsaß, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts ließ Graf Baudrin die Geschichte seiner Staaten in französischer Sprache abfassen. Die Gelehrten zeichnen sich durch Dramen und populaire Mysterien aus, die von Stadt zu Stadt getragen wurden: so wurden die „Sitte von Antwerpen", die „Heldenthaten von Brabant" citirt. Es scheint indeß als wenn das Vlämische nach dem ersten glänzenden Aufschwung nicht lange mehr ernstlich fortgeblüht habe. Im Gegentheile begann von nun an die langsamere Schwester des Vlämischen, das Holländische, seine Epoche. Von großem Einfluß auf seine nationale Entwickelung waren die rhetorischen Kammern, eine Art von Akademien. Aber erst nach den Zerwürfnissen des 16. Jahrhunderts, nachdem der französische Einfluß und die Wiedererweckung des Alten, welche diese Literatur lange Zeit unterdrückt hatten, beseitigt worden waren, gründeten Hooft, Bondel und Jakob Cats die holländische Sprache und Poesie. Später hat sie eine bedeutende Unterbrechung nicht gelitten, sodaß das Vlämische seine Periode im Mittelalter, das Holländische in den letzten Jahrhunderten hatte.

Trotz dieses langen Darniederliegens der vlämischen Literatur hielt die Nationalsprache, gegenüber einem achtzehnjährigen Angriff, doch Stand. Man weiß wie König Wilhelm das Holländische zur Gerichts- und überhaupt zur officiellen Sprache machte, bis durch die Revolution vom September 1830 eine Reaction gegen das Idiom der alten Herrscher stattfand. Mit dem Holländischen fiel jedoch zugleich das Vlämische, und das Französische trat an beider Stelle. Einige Jahre ging Das wol, allein im Innern und Westen gesprochen, vom Landvolke heilig bewahrt, und selbst in den Städten oft angetroffen, nahm das Vlämische seinen Sturz nicht an, und im Augenblick noch, wo das Französische zu siegen schien, begann eine Art Wiederauferstehung der unterdrückten Sprache. Schon unter dem Königreich der Niederlande versuchte der zu früh verstorbene Willems seiner Muttersprache ihre Rechte wiederzuerringen. Ihm folgten van der Weyer (über die belgische Sprache), Octavius Delepierre und Raoux, Verfasser eines denkwürdigen Memoire über die vlämische und wallonische Sprache. Bis hierher war die patriotische Bewegung in den Händen der Gelehrten geblieben; die Dichter und Erzähler werden bald nachkommen. Ohne indeß weiter in ein detaillirtes Studium einer Literatur einzudringen in der es gewiß mehr guten Willen gibt als dauernde Werke, wollen wir uns blos mit dem Schriftsteller beschäftigen der durch sein populaires Talent, durch den Erfolg seiner Romane und die Rolle die er unter den Parteien gespielt hat der vollkommenste Typus der vlämischen Bewegung in Belgien ist.

Heinrich Conscience ist geboren zu Antwerpen am 3. Dec. 1812. Sein Vater, ein geborener Franzose und lange Zeit in Diensten der kaiserlichen Marine, hatte eine Flamänderin geheirathet. Nach den Ereignissen von 1815 etablirte er sich definitiv in Antwerpen als Kaufmann und Schiffsbauer. Die Kindheit des jungen Conscience war kümmerlich. Frühzeitig seiner Mutter beraubt, gab er seine Seele melancholischen Eindrücken hin. Mit Erstaunen sprachen seine Freunde von der fieberhaften Gier nach Lecture von seiner ersten Jugend an, welche zur verzehrenden Leidenschaft wurde. Ein Freigeist besonders wirkte mächtig auf das Gemüth des flandrischen Romantikers ein. Er war etwa 14 Jahre alt als sein Vater sich aufs Land zurückzog; mitten in einem weitläufigen Garten stand eine Art von Eremitage, in der Conscience mit seinen zwei Söhnen, fern vom Geräusch der Welt, fern von den Menschen und Ereignissen, in einer Art seltsamen und schweigsamen Ascetismus sein Leben verbrachte. Ohne Freunde und Diener mußten sie von ihrer Hände Arbeit mit der Frugalität eines Anachoreten leben. Ihre sonderbare Existenz wurde nur durch die lange Abwesenheit des Familienhauptes unterbrochen, wenn es durch industrielle Interessen in belgische

und französische Häfen gerufen wurde. Wie sollte da nicht ein zugleich unschuldiges und feuriges Gemüth den Reizen und Erregungen der Einsamkeit zugänglich geworden sein. In dieser gezwungenen Zurückgezogenheit lernte der junge Conscience, was kein Lehrer lehrt: er wurde in die geheimnißvollen Schönheiten jener Natur eingeweiht die anmuthig oder düster, vom Sonnenlicht übergossen oder in Nebel gehüllt, immer in der Tiefe eines bevorzugten Gemüths die Keime des Dichters oder Künstlers legt. Der ruhige Horizont der Scheldeebenen, die weiten feuchten Prairien, die unendlichen Weideplätze, welche das nachdenkliche Gemüth Paul Potter's begeisterten, werden uns in den Erzählungen des Dichters ebenso grün, ebenso friedlich in ihrer schweigsamen Harmonie wiedererscheinen wie auf der Leinwand des vlämischen Meisters.

Drei Jahre waren über diese Naturbetrachtungen hingegangen, und die Begeisterung des jungen Träumers würde noch länger gedauert haben, wenn sich sein Vater nicht wieder vermählt hätte. Eine strenge Stiefmutter nahm Besitz von dem poetischen Zufluchtsorte, und die beiden jungen Leute wurden nach Antwerpen in ein Institut geschickt um ihre Studien zu vollenden. Heinrich Conscience war damals 18 Jahre alt. Er wollte Lehrer werden: ein bescheidenes Ziel; allein die Unabhängigkeit reizte ihn. Unermüdlich arbeitete er, seine bisher unregelmäßigen Studien nahmen eine praktischere Richtung; die alten Sprachen besonders zogen seine Wißbegierde auf sich. Jugendliche Begeisterung zerstörte seine Pläne. Die Julirevolution hatte die belgische zur Folge. So sehr er sich in seine Naturliebe und seine Studienpläne vertieft hatte, konnte er doch die großen Worte, Freiheit und Vaterland, nicht ohne Bewegung hören. Er verließ die Schule, sagte dem väterlichen Hause Lebewohl, und diente als Volontair sechs Jahre lang. Das Feldleben war ihm nützlich; es stählte seinen Geist und entriß ihn entnervenden Träumereien. Seine ersten literarischen Versuche machte er unter den Waffen; er wurde der Dichter der belgischen Armee genannt; seine französischen Lieder, lustig und launig, eilten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund. Im J. 1836 in den Schoos seiner Familie zurückgekehrt, zog er eine arbeitsame Armuth der Gebundenheit vor, und suchte Beschäftigung für seine Thätigkeit. Noch immer war sein Wunsch eine Lehrerstelle in einem einsamen Dorfe des Scheldethals; wenn nicht, so doch eine Anstellung als Commis. Aber vergeblich klopfte er an alle Thüren. Mitten unter diesen Aengsten der Dürftigkeit, das Brot seiner Jugend unter bittern Thränen verzehrend, trat der junge Romandichter zum ersten male vors Publicum.

Schon regte sich die vlämische Wiedergeburt; bald nach dem Siege von 1830 begann schon die Furcht anstatt dem holländischen einem noch fürchterlichern Einfluß zu unterliegen. Gegen die zahlreichen Anhänger des Franzosenthums mußte man zum Vlämischen greifen. Obwol geborener Franzose, war Conscience seinem Vaterlande zu sehr ergeben um nicht mit Begeisterung bei diesem kleinen nationalen Aufstand mitzuhelfen. Außer diesem flamändischen Idiom war es noch die ultramontane Partei, die unversöhnliche Feindin des Franzosenthums, welche durch den religiösen Fanatismus der Belgier zahlreiche Proselyten machte, und eine ganze Literatur für die Bewegung zu Stande brachte. Vom Vater verbannt, fand Conscience hierin seinen Trost. Er fragte sich nicht ob die Freiheit seines Ideenganges durch engherzige Parteimänner compromittirt werde; er nahm die Feder in die Hand um die großen Epochen der flandrischen Geschichte zu feiern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarische Miscellen.

### Der erste Verfechter der Preßfreiheit.

Es ist noch nicht hervorgehoben daß Milton der Erste war der für die Preßfreiheit auftrat und sie förmlich forderte, und daß seine politischen Gedanken ihn zu einem Mann unserer Zeit stempeln. Der Dichter des „Paradise lost" hat sogar unsere moderne constitutionnelle Sprache geschaffen: die Ausdrücke Decret, Motion u. s. w. sind von ihm. Welch Genie, das zugleich für Politik und Poesie das neue Wort finden konnte! Milton ist ebenso groß als Schriftsteller in Prosa wie in Versen. Wir entlehnen eine Stelle aus seiner Schrift: „A speach for the liberty of unlicens'd printing. To the parliament of England."

„Einen Menschen tödten", sagt der Verf. „heißt ein vernünftiges Wesen tödten; ein Buch tödten heißt die Vernunft tödten, viel mehr die Unsterblichkeit als das Leben tödten. Die Revolutionen aller Zeiten finden oft eine entzogene Wahrheit nicht wieder für deren Entbehrung ganze Nationen ewig dulden .... Das Volk beschwört Sie nicht zurückzuweichen die Bahn der Wahrheit und Tugend zu betreten. Ich sehe in meinen Gedanken eine edle und mächtige Nation sich wie ein starker Mann aus dem Schlafe aufrichten; mir däucht einen Adler zu schauen der sich in jugendlicher Kraft regt, seine ungeblendeten Blicke am vollen Mittagsonnenstrahl entzündend, an dem himmlischen Lichtquell selbst die Schuppen von seinen langgetäuschten Augen reißend, indeß die lauten und scheuen Vogelschwärme welche das Dunkel lieben verstört entfliehen. Wollen Sie die blühende Ernte von neuen Kenntnissen und Einsichten unterdrücken welche in dieser Stadt gewachsen sind und noch täglich wachsen? Werden Sie eine Oligarchie von zwanzig Monopolisten einsetzen um unsere Geister auszuhungern? Sollen wir nur die Ladung haben die sie uns von ihrem Gebräu einschenken? Glauben Sie mir, meine Lords und Communen, ich bin unter den fremden Gelehrten gesessen, sie priesen mich glücklich in einem Lande der philosophischen Freiheit geboren zu sein, indeß sie über die Dienstbarkeit seufzen mußten welche in ihrer Heimat die Wissenschaft erlitt. *) Ich habe den berühmten Galilei heimgesucht, der zum Greis und zum Gefangenen der Inquisition ward, weil er in der Sternkunde anders dachte als ein Franciscaner- oder Dominicaner-Censor. Freiheit ist die Amme aller großen Geister: sie hellt unsere Gedanken auf wie der Strahl des Himmels."

### Alte schottische Prophezeiung.

Fordun widmet das 31. Capitel des dritten Buchs seiner schottischen Chronik dem Berichte vom Tode des gefeierten Barden und Propheten Merlin Wyllt bei Drumelziar, einem Dorfe an der Tweed, dessen Name (quasi tumulus Merlini) von dem Ereignisse abgeleitet wird. Man zeigt noch die Stätte wo er begraben liegt. In Pennycuick's „Description of Tweeddale" (Edinburg 1715), S. 26, heißt es: „Hier ist eine Merkwürdigkeit, nämlich daß der Bach, Pausayl geheißen, an der Ostseite dieses Kirchhofs in die Tweed fließt; auf der Seite dieses Baches, etwas unterhalb vom Friedhofe, soll der berühmte Wahrsager Merlin beerdigt sein. Die genaue Stelle seines Grabes an der Wurzel eines Dornbaumes ward mir vor vielen Jahren von dem alten und ehrwürdigen Geistlichen des Orts, Richard Brown, gezeigt; und hier hat sich die alte Prophezeiung erfüllt welche lautet: «Wenn Tweed und Pausayl sich an Merlin's Grab begegnen, werden Schottland und England einen Herrscher erhalten.» Denn am nämlichen Tage da unser König James VI. zum Könige von England gekrönt ward, überschwemmte der Fluß Tweed durch außergewöhnliche Anschwellung seine Ufer dergestalt, daß er, was niemals zuvor geschehen, mit dem Pausayl sich an dem erwähnten Grabe vereinigte."

7.

*) Milton wohnte zu Neapel bei Manso Marquis von Villa, dem greisen Freunde Tasso's. Der Sänger des grauenvollen Satan hat sogar mit den süßen Zahlen Petrarca's getändelt und einige italienische Sonette entworfen:

Canto del mio buon popol non inteso;
E'l bel Tamigi cangio col bel Arno.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 24. — 28. Januar 1850.

Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert von D. W. Danzel. Nebst einem Anhange: Daniel Wilhelm Triller's Anmerkungen zu Klopstock's Gelehrtenrepublik. Leipzig, Dyk. 1848. Gr. 8. 3 Thlr.

Es kostet in einer Zeit wo die unmittelbare Gegenwart fortwährend zur lebendigsten Antheilnahme an dem wirklichen Leben auffodert, und die heftigsten Aufregungen sich drängen, eine gewisse Ueberwindung zu reinwissenschaftlichen Zwecken in die Vergangenheit zurückzugehen, und sich nur einigermaßen in Gegenstände zu vertiefen welche dem übermächtigen „Herrscher Augenblick" gegenüber dürr und gehaltlos scheinen. In der That aber kann man sich, gerade wenn man sich recht lebhaft mit dem Tage und seinen Hervorbringungen beschäftigt, keine größere Wohlthat anthun, und dem lastenden Uebergewicht der Gegenwart keinen geeignetern Gegensatz bieten als wenn man eine ruhige Stunde zu finden weiß in welcher man sich dem unruhigen Drange des Augenblicks entzieht, und sich durch die Betrachtung einer Zeit welche keine Leidenschaft und keinen Parteieifer mehr zu erwecken vermag das Auge klar und das Herz ruhig macht. Konnte man sich in den letzten Monaten oft wirklich kaum der Verzweiflung erwehren über die jammervolle Lage des Vaterlandes, so war die Beschäftigung mit dem Leben und den Thaten weiland Johann Christoph Gottsched's ein ganz passender Ableiter. Fanden wir dabei das landläufige Urtheil bestätigt welches jenen Mann als den Repräsentanten des jämmerlichsten Zustandes unserer Literatur hinstellt, so konnten wir hübsch demüthig werden, und uns darein ergeben in staatlichen Dingen dasselbe Schicksal zu haben welches unsern Altvordern in der Gelehrtenrepublik beschieden war. Zeigte sich aber gar daß das Zeitalter Gottsched's doch nicht ganz so schlimm war als es gewöhnlich heißt, daß es vielleicht auch durch Nacht zum Licht führte, so wird uns daraus Trost und Hoffnung erwachsen, daß auch wir oder doch unsere Enkel noch dereinst aus diesem staatlichen Irrsal erlöst werden, und Das in Wahrheit erleben mögen was wir vor einem Jahre schon mit beiden Händen zu halten glaubten. Schon diese Betrachtung also verpflichtet uns zu lebhaftem Danke gegen Hrn. Danzel, der uns in obengenanntem Buche eine Arbeit geliefert hat welche uns mehr als eine Stunde und einen Tag in Anspruch zu nehmen sehr geeignet ist.

Zunächst einiges Nähere über die auf dem Titel schon angedeutete Entstehungsgeschichte des Buchs.

Die leipziger Universitätsbibliothek besitzt durch Vermächtniß J. C. Gottsched's selbst dessen Briefwechsel, welcher in 22 Foliobänden 4700 Briefe aus den J. 1722 — 56 umfaßt; die große Mehrzahl der Briefe ist an Gottsched oder seine Frau gerichtet; „von den entsprechenden Briefen Gottsched's und seiner Frau fanden sich nur die an den Grafen Manteuffel fast vollständig im Original vor; manche andere im Brouillon oder in Abschrift". Bei der ungemeinen Rührigkeit und nicht geringern Eitelkeit Gottsched's, welche in dem brieflichen Verkehr mit den namhaftesten Zeitgenossen die befriedigendste Nahrung fand, ist es wol erklärlich daß diese Sammlung neben sehr viel Werthlosem doch auch nicht wenig von wahrem literarhistorischem Werthe enthält, und so ist wol neben der Verachtung die so lange auf dem Namen Gottsched ruhte besonders gerade der große Umfang der Sammlung es gewesen der bisher von aller Durchforschung derselben abgehalten hat; denn wenn derselben auch bisher öffentlich nur sehr spärliche Erwähnung geschehen ist, so muß sie doch den leipziger Bibliothekaren und Gelehrten bekannt gewesen sein, von denen freilich für deutsche Literaturgeschichte und besonders für die spätern Jahrhunderte derselben seit geraumer Zeit außerordentlich wenig geleistet worden ist. Eine vollständige Ausbeutung des gesammten Stoffs rühmt auch Danzel nicht von sich; namentlich weist er auf zwei vielfach in den Briefen berührte Punkte hin, denen er aus Mangel an sonstigen Hülfsmitteln nicht habe nachgehen können, auf die Geschichte der königsberger Universität und auf Gottsched's Verbindung mit den Ausläufern der schlesischen Dichterschule. Aber auch so muß man die Ausdauer bewundern mit welcher Danzel die Spreu vergilbter Papiere durchgesiebt und seinen Gewinn einigermaßen geordnet hat, und die Anerkennung für dieses Verdienst muß eine durchaus unverkümmerte bleiben,

wenn man auch an der Art der Verarbeitung und der Gestalt die derselben gegeben ist Einzelnes aussetzen mag. Um einige solche Mängel gleich hier zu erwähnen, so ist es doch kaum begreiflich daß in Leipzig nicht Gottsched's eigene Werke vollständig aufzutreiben sein sollten; aber Danzel beklagt ausdrücklich daß ihm dieselben nicht vollständig zugänglich gewesen seien. So scheint er ein Stück Selbstbiographie welche Gottsched einem seiner spätern Werke, wenn ich nicht irre (denn das Buch ist mir im Augenblick auch nicht zur Hand) einer spätern Auflage der „Ausführlichen Redekunst", vorgesetzt hat, nicht gekannt zu haben, da dieselbe einige in den ersten Abschnitt des Buchs einschlagende Notizen enthält. *) Ein anderer wesentlicherer Mangel des Buchs liegt in seiner Form: dieselbe ist, was auch an andern verdienstlichen Arbeiten desselben Verf. auffällt, nicht so glatt und genießbar als nöthig wäre um dem Buche den verdienten Beifall leicht zu gewinnen; einzelne Theile sind geradezu so stilisirt daß sie den meisten Lesern ihr Geschäft gründlich verleiden können, und es gehört in der That das ganze Interesse für die Sache und die Einsicht in den wirklichen Werth der Arbeit dazu um sich ganz durch dieselbe hindurchzuschlagen. So kleinlich es scheinen kann einem sonst verdienstvollen Schriftsteller solche Dinge vorzurücken, so halte ich es doch einerseits für eine Pflicht gegen den Leser daß ihm jeder Schriftsteller seine Gerichte in möglichst genießbarer Weise vorsetzt, andererseits für eine Pflicht gegen die Muttersprache daß man bei jeder Gelegenheit fein säuberlich mit ihr umgeht, und endlich wird gewiß auch der Sache am meisten genützt, wenn man seine Gaben in einer solchen Form vorbringt daß sich jeder Leser gern zu dem Kern und Inhalt des Gesagten durcharbeitet. Deshalb möchte ich diesen Tadel nicht ganz zurückhalten; auf Einzelheiten in dieser Beziehung einzugehen würde wol zu sehr nach schulmeisterlicher Pedanterie schmecken. Dagegen will ich hier gleich noch einen andern Uebelstand erwähnen, von dem ich nicht weiß inwieweit er auf Danzel's eigene Rechnung kommt: es sind dies die zahlreichen Druckfehler die sich außer den schließlich verbesserten vorfinden, und von denen viele, weil sie den Zusammenhang der Worte und Sätze stören, die Lecture wesentlich erschweren. Doch es wird gut sein wenn wir uns von diesen mehr äußerlichen Dingen zu dem Inhalt des Buchs wenden.

Hr. Danzel konnte sich natürlich nicht damit begnügen das Bedeutendere aus dem Briefwechsel einfach abdrucken zu lassen; der Zusammenhang würde unvollständig, das Verständniß zum Theil kaum möglich, der unmittelbare Gewinn daraus ein so geringer gewesen sein daß sich erst ein neuer Bearbeiter über diesen rohen Stoff hätte hermachen müssen. Danzel hat also diese Mühe selbst übernommen. Es standen ihm zur Erreichung seines Zwecks vornehmlich zwei Wege offen: entweder konnte er seine Auszüge an eine ins Einzelne eingehende, fortlaufende Darstellung von Gottsched's Leben und seiner literarischen Thätigkeit anknüpfen, oder er mußte bestimmte Kategorien aufstellen und in diese den Stoff vertheilen. Wenn das erstere Verfahren eine größere Uebersichtlichkeit gewährte, und bei der rechten Behandlung sicherer auf ein Gesammtbild von Gottsched's Wirksamkeit und Einfluß hinauslaufen mußte, so bot das zweite allerdings ungleich reichere Gelegenheit einzelne Punkte der Literaturgeschichte, an denen sich Gottsched lebhaft betheiligt, die sich um ihn gruppiren, allseitig und erschöpfend zu besprechen. Danzel hat den letzten Weg eingeschlagen, jedoch die einzelnen von ihm aufgestellten Abtheilungen im Ganzen so geordnet wie die betreffenden Verhältnisse nacheinander in Gottsched's Leben hervortraten, und sich dadurch jener erstern Methode wenigstens einigermaßen genähert.

Wie es fast immer die Folge einer eingehenden Beschäftigung mit einem wissenschaftlichen Gegenstande ist, so hat auch Danzel im Verlaufe seiner Arbeit eine gewisse Zuneigung zu seinem Helden gefaßt, und sucht demgemäß vorzugsweise die Glanzseiten von Gottsched's Thätigkeit hervorzuheben, oder doch seine Schwächen, die zu übersehen er zu einsichtig ist, so auf ihre Quellen zurückzuführen, daß sie nur als die Gegenseite löblicher Bestrebungen erscheinen. Wir finden dies Verfahren gerade bei einem Schriftsteller der seit langer Zeit fast nur ungünstige Beurtheilungen erfahren hat umsomehr in der Ordnung, da Danzel nach Anleitung seines Stoffs das letzte Jahrzehnd von Gottsched's Leben gar nicht in seinen Kreis ziehen konnte: und doch ist es hauptsächlich diese seine letzte Lebenszeit wo er sich einer neuen, uns näher befreundeten Zeit gegenüber zu den Thorheiten altersschwacher Eitelkeit hinreißen ließ, welche dem gewöhnlichen Urtheile über ihn vielfach zu Grunde liegt. Nur darin können wir Danzel nicht Recht geben daß er vielfach etwas scharfe Angriffe gegen Gervinus richtet; nicht als ob wir des Letztern Auffassung Recht gegen Danzel geben möchten, wol aber ist sie hinreichend erklärt, ja berechtigt durch die ganze Haltung des Werks von Gervinus, der an allen überlebten Literaturperioden mehr die Ursache ihres Verfalls als ihre augenblickliche Berechtigung nachweist, weil er eben von vornherein auf die Blütezeit der deutschen Literatur unter Goethe und Schiller als das Ergebniß aller frühern Jahrhunderte hinarbeitet. Ganz anders freilich ist die Aufgabe des Literarhistorikers der ausschließlich bei einem frühern Zeitabschnitt verweilt, und nur sein Verhältniß zu seiner, nicht das zu unserer Zeit ins Auge zu fassen hat. Kommt nun hinzu daß sich Danzel's ganze Arbeit mit der Erforschung und Benutzung von Einzelheiten beschäftigt, die Gervinus unleugbar zu wenig beachtet, so ist der Gegensatz zwischen beiden Schriftstellern freilich hinreichend klar, ohne daß wir jedoch die Art wie er von Danzel ausgesprochen wird ganz billigen könnten.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vergl. hierüber Nr. 164 d. Bl. f. 1848. D. Red.

## Heinrich Conscience.

(Fortsetzung aus Nr. 23.)

Der erste Roman Conscience's heißt „Wunderjahr" („Wonderjaer"); eine interessante Studie über die spanische Periode in Belgien ist er mehr eine Skizze als ein Gemälde. Er enthält eine Reihe von Episoden, in denen sich das lebendige Bild einer glänzenden und dramatischen Epoche abspiegelt. Im Allgemeinen ein treuer Ausdruck jener doppelten Schule, der patriotischen und der ultramontanen, will er zu gleicher Zeit den Patriotismus entflammen und die alte Landesreligion vertheidigen. Conscience wählte dazu eine Epoche wo Flanderns Eroberer auch Soldaten des Katholicismus und die entschlossensten Vorposten des Heiligen Stuhls sind. Die Spanier Philipp's II. und Alba's sind gewiß verhaßt, aber werden die Belgier, nachdem sie den Feind geschlagen, gemeinsame Sache mit dem Protestantismus machen? Werden sie den Haß den sie gegen Spaniens Banden hegen auch auf den Katholicismus übertragen? Das beunruhigt den Erzähler, Das ist der tiefe Grund seines Gedichts.

Der Held des Buchs ist ein junger Edelmann, Lodewyk van Hameln, dem Vaterland und seiner Religion gleich ergeben. Unter den geheimen Verschwörungen hält Lodewyk allein fest an der Unantastbarkeit der flandrischen Religion; tapfer und beredt vertheidigt er sie gegen seine Freunde mit Wort und That. Seine Schöpfung gereicht dem jungen Romandichter zur größten Ehre. Eine andere nicht minder gelungene Gestalt ist die Gertrud's, der Tochter eines alten Verschwörers Godmaert; Gertrud ermuthigt Lodewyk in den gefährlichen Kämpfen wie jeder Tag sie bringt, und erneut die stolze Begeisterung des Jünglings für Vaterland und Glauben. Die Empörung mit ihren einzelnen Ausbrüchen ist lebendig geschildert; der Bildersturm durch die Ketzer liefert zahlreiche Episoden. Ich erwähne nur eine einzige: den Tod jenes jungen Malers der in einer Kapelle zum Tode getroffen dahinsinkt, noch sterbend sein Bildniß vertheidigend. Man kann den Roman nicht analysiren; dazu ist er zu episodisch. Der Gesammtgedanke aber, der dem Buche seine Einheit gibt, ist: zu zeigen wie die Verschworenen des 16. Jahrhunderts die Spanier schlugen, aber im Glauben nicht wankten. Wir stehen nicht am Ende des Kampfes, die Scene spielt im J. 1556, und erst 15 Jahre später verlor Philipp II. die Niederlande. Conscience wählte den Beginn des Kampfes; der letzte Act des Dramas hätte ihm lebendigere Farben geliefert, aber er zog es vor die Ereignisse erklären zu wollen, und Dies ist ihm meisterlich gelungen.

Eines nur beunruhigt mich: ich fürchte daß sich das belgische Priesterthum des jungen Schriftstellers bemächtige, und die ursprünglichen Eingebungen seines Gemüths entstelle. Hat Conscience nur eine dramatische Erklärung einer der denkwürdigsten Thaten Flanderns geben wollen, so ist Dies ihm vollkommen geglückt; hat er aber geglaubt dem Pfaffenthum ein Pfand geben zu müssen, so hat er sich in ein gefährliches Geschäft eingelassen. Gleichwol wurde das „Wunderjahr" sehr günstig aufgenommen. Deutschland beeilte sich von der quasigermanischen Wiedergeburt Vortheil zu ziehen, und zeichnete den jungen Romandichter aus. Gleichwol war das äußere Loos Conscience's noch traurig; sein Vater hatte ihm alle Hülfsquellen genommen, und schon begann seine Lage unerträglich zu werden, als er auf die enthusiastische Empfehlung des Hofmalers Wappers König Leopold vorgestellt ward, der ihm eine Unterstützung gewährte. Conscience veröffentlichte bald darauf ein neues Werk, „Phantasia", eine Novellensammlung von unbeschreiblicher Anmuth. Bald darauf erhielt er einen bescheidenen Platz als Archivar zu Antwerpen, und konnte sein großes Werk mit frommem Eifer vorbereiten, den Originalroman der seinen Ruf begründet hat, und bisjetzt sein schönstes Buch bleibt, „Der Löwe von Flandern".

Der Löwe von Flandern ist jener Graf von Bethune der sich im 13. Jahrhundert durch seinen Muth und seine ritterliche Tollkühnheit auszeichnete; derselbe der dem Bruder des heiligen Ludwig Neapel erobern half, derselbe endlich der bei der Hinrichtung Konradin's unmuthsvoll den Richter Karl's von Anjou zusammenhieb und die Treppe hinabstürzte, „weil es der Elende gewagt einen so edeln Herrn zum Tode zu verurtheilen". Sein Vater Guy de Dampierre, war Graf von Flandern und Vasall Frankreichs. In dem Streit Eduard's I. und Philipp's des Schönen nahm Guy Partei für England, und schloß mit Adolf von Nassau und den Herzögen von Lothringen und Burgund eine schreckliche Ligue. Philipp der Schöne verwüstete ihm dafür sein Land, schlug die Vläminger und besetzte ganz Flandern. Conscience hat sich zum Ziel gesetzt den Nationalhaß zu schildern, wie er erst dumpf grollt, während mehrer Jahre hier und da aufblitzt, und zuletzt in unwiderstehlicher Explosion in der Schlacht bei Courtray losbricht. Die Verschwörung wie Conscience sie erzählt ähnelt nicht den gewöhnlichen. Der eigentliche Charakter der Vläminger gab ihr eine seltene Kraft. Die glänzenden Ritter Philipp's, Chatillon und Raoul de Nesle, Robert d'Artois und d'Aumale, die Grafen Soissons, Dreux und Tankarvill hatten sich auf Flanderns reiche Beute gestürzt; aber sie kannten es noch nicht, dies arbeitsame Geschlecht, diesen Vorposten der Industrie. Michelet sagt: „Flanderns gekrönter Löwe, der zu der Jungfrau Füßen schläft, schlummert nur leise, und oft erwacht er." Die Rolands-Glocke tönte öfter zum Aufruhr als zum Feuerlärm, ihre Inschrift hieß:

> **Roelandt! Roelandt! als ick kleppe, dan is Brandt,**
> **Als ick lüye, dan is storm in Vläunderlandt.**
>
> **Roland! Roland! Die Glocke tönt, Das ist Feuer!**
> **Die Glocke stürmt, Das ist Empörung!**

Conscience hat ein großes Geschick in Aufregung dieser wüthenden Massen bewiesen. Die Rolands-Glocke stürmt weit hinaus. Brauer, Fleischer, Weber, Schmiede, das ganze Volk der Arbeiter und der Meister, sie stürzen sich auf Philipp's Truppen mit dem Ungestüm der Wuth; angeführt von Meister Johann Breydel und Meister Peter von Conynk, Dieser kühn bis zur Tollheit, Jener klug, verschmitzt und erfahren in allen Künsten der Kriegführung. Robert von Bethune, obwol gefangen gehalten in Frankreich, ist doch mit da; er ist es in der Begeisterung. „Flandern und der Löwe", Das ist das Kriegsgeschrei wie es von Gent nach Brügge tönt, von Brügge bis zum Meer. Das Schlußgemälde ist das wichtigste und kunstvollste. Es ist die Schlacht von Courtray, wo Frankreichs Feudaladel in einem flandrischen Graben zu Grunde ging. Sie glaubten wol, die stolzen Ritter, mit den neugebackenen Soldaten bald fertig zu sein, und stürzten sich in tollem Uebermuth in einen gewaltigen Graben! Der Kampf da unten war noch schrecklich genug; aber es war geschehen um die Ritter, abgeworfen unter Pferden und Leichen. Und die Vläminger brauchten nur mit ihren Degen, Hacken und Stampfen zu arbeiten. Viertausend goldene Sporen wurden in Courtrays Kathedrale aufgehangen. Conscience hat so viel als möglich das Wilde seines Gemäldes verdeckt, und lenkt die Augen des Lesers auf eine poetische Episode. Mitten im dicksten Kampfgewühl zieht ein unbekannter Ritter Aller Blicke durch seine Kühnheit und glänzende Rüstung auf sich. Golden war sein Helm, golden seine Rüstung, und golden blitzte die Streitart in seiner Faust. War Das der heilige Georg, der heute morgen in allen Kirchen Courtrays herbeigerufen worden war? Oder wat es der Löwe von Flandern, durch ein Wunder seinem Gefängniß entkommen, und plötzlich auf dem Schlachtfeld erschienen den Sieg zu entscheiden? Und Robert von Bethune entdeckt sich seinen Freunden, seiner Tochter und seinem Bruder, dem Grafen von Namur; dann gibt er seinem Rosse die Sporen und geht zurück ins Gefängniß. Das Volk aber blieb überzeugt daß der heilige Georg vom Himmel gekommen sei um Frankreichs Ritterschaft zu vernichten.

Das Studium der alten Chroniken hat dem Erzähler, ohne ihm seine Phantasie zu lähmen, treffliche Elemente zur Reproduction geliefert. Können wir alle die Gesinnungen in der Erzählung gleichmäßig billigen? Wir glauben vielmehr daß Angesichts eines Theils von Belgien, der die Unabhängigkeit des andern nicht bedroht, es nicht angemessen scheint verjährten Haß wieder anzuschüren. Sollen die Wallonen welche französisch sprechen aber belgisch bleiben wollen in der parteilichen Schilderung Frankreichs nicht eine offene Herausfoderung finden? Hat der Verf. als er die Mönche von Courtray darstellte nicht dem geistlichen Einflusse gehorcht, der seit 1830 Belgien Unruhen bereitet? Hätte er seine Anhänglichkeit an den Nationalcharakter nicht auf tausend andere Weisen zeigen können? Ich richte diese Fragen an den Verf., damit er selbst unparteiisch richte. Bereits zeigen sich die übeln Folgen des Buchs: Vläminger und Wallonen polemisiren miteinander. Närrische Art sein Vaterland zu einigen indem man alten Haß dazwischen säet. Er nehme sich die Romane die er seit dem „Löwen“ schrieb zum Muster. In diesen finde ich jene Liebe zum Hergebrachten, jene einheimische Ursprünglichkeit, mit Einem Worte, jene wahre Liebe zum Mutterlande, welche im „Löwen von Flandern“ durch undurchführbare Ansprüche entstellt ist.

Der erste dieser Romane ist die „Geschichte des Grafen Hugo von Craenhoven“. Wir sind noch im Mittelalter, aber ohne blutigen Haß, ohne Leidenschaften. Es ist eine Legende, eine ruhige und unschuldige Familiengeschichte, eine Erzählung flandrischer Sitten auf einem einsamen Schlosse. Eine eigenthümliche Melancholie ist über das Ganze verbreitet. Zwei Brüder, Hugo und Arnold von Craenhoven, bewohnen dasselbe Schloß. In zärtlicher Liebe füreinander waren sie stets einig gewesen, als ein schönes Burgfräulein in der Nachbarschaft ankam, und Beide in Haß entbrannten. Eines Abends begegneten sich die Kämpen bei der Burg der Dame, ein Kampf war die Folge. Beide waren verwundet. Graf Arnold ward aufs Schloß gebracht, und als man Hugo suchte war sein Platz leer. Arnold beweinte im einsamen Thurm seinen Bruder, den er getödtet wähnt, während dieser, der sich in das Innere des Waldes zurückgezogen hat um als Einsiedler zu leben, Dasselbe von Arnold fürchtet. Im Schloß Craenhoven war auch ein gewisser Abulfaragus, ein Arzt, Gelehrter und Magiker; seine ganze Erscheinung hat etwas Geheimnißvolles und Unglückverheißendes. Außer ihm waren nur noch zwei Kinder da, das eine ein armes Waisenkind, Sohn eines benachbarten Ritters, Bernhard, das andere die Nichte der Brüder, Aleidis von Craenhoven. Eines Tags jagt Abulfaragus Bernhard fort. Allein, ohne Hülfsquellen wird Bernhard Hirt, und wird einst den Grafen Hugo in das Haus seiner Väter zurückführen. Aber warum soll ich diese kindlichen Fabeln erzählen? Die Ausführung ist die Hauptsache, die Naivetät eines Chronikenschreibers verbreitet jenen unsagbaren Reiz über Alles. Man glaubt wirklich ein altes Manuscript zu lesen, etwa vom Burgkapellan verfaßt. Dieser Zug der Wahrheit schreibt sich von den persönlichen Erinnerungen des Verf. her, der die Eindrücke seiner melancholischen Jugend mit der Erzählung verwebt; das Leben des jungen Hirten in den einsamen Haidefeldern ist sein eigenes. Als Potter seine Kühe auf den holländischen Weideplätzen malte, hatte er die Poesie der Stille und die nachdenkliche Würde des entfernten Horizonts nicht besser erfaßt.

Der zweite Theil dieser schönen Legende ist die Geschichte des Abulfaragus. Die beiden Grafen sind todt; Bernhard hat Aleidis geheirathet, und der alte durch die Jahre gekrümmte Abulfaragus übergibt den jungen Leuten das kostbare Manuscript was seine traurige Lebensgeschichte enthält. Schnee bedeckt die weiten Ebenen, der Himmel ist grau, ein Rabe schaukelt sich auf den kahlen Aesten; so lesen in einer Fensternische Bernhard und Aleidis zitternd die Geschichte des Abulfaragus. Er war ein Jude von Bagdad, der Sohn eines im Oriente hochberühmten Arztes. Der Vater der beiden Grafen bekehrte die Familie des Abulfaragus zum Christenthum, und führte sie nach Europa. Aber großes Unheil erwartete sie hier. Der Vater des Abulfaragus erkrankte an dem Aussatz. Conscience gibt uns hier ein dramatisches und wahres Bild jener fürchterlichen Epidemien des Mittelalters. Mehre unserer alten Dichter aus Artois und Flandern sind ebenso aussätzig gewesen; so hat Jean Bodel, der Verfasser der „Sachsenlieder“, sein Unglück erzählt, und sagt der Welt in einem rührenden Gedichte „Der Urlaub“ Lebewohl.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Lesefrüchte.

### Mittel zur Auffindung eines Ertrunkenen.

Sir James E. Alexander erwähnt in seinem „L'Acadie; or, seven years' explorations in British America“ (2 Bde., London 1849) ein seltsames aber probates Mittel der Indianer die Leiche eines Ertrunkenen aufzufinden. Einer seiner Leute war im Flusse gesunken. „Den ganzen folgenden Tag“, schreibt er, „ließ ich an der Stelle wo Lavery zuletzt gesehen worden von zwei Abtheilungen der Mannschaft nachsuchen. Die Leiche war nicht zu finden. Während am nächsten Morgen aufs neue gesucht wurde kam Mac Connell der Fallensteller an den Fluß, sah eine Weile zu und sagte dann: «Probirt doch die indische Methode, laßt einen Span Cedernholz den Fluß hinabschwimmen, gebt Acht wo er sich dreht und sucht da.» Die Mannschaft that Dies, der Span schwamm eine Strecke, stand plötzlich still und drehte sich zwei oder drei mal im Kreise. Sogleich rief ein Mann in einem der nachgeruderten Boote: «Ich sehe ihn.» Der Leichnam, in einer Tiefe von zwölf Fuß Wasser größer erscheinend als im Leben, lag unmittelbar unter dem Cedernspane. Er wurde sofort heraufgezogen. Die Indianer glauben daß der von einem ertrunkenen Körper emporsteigende eigenthümliche Dunst auf den Span einwirke und ihn drehend mache. Richtiger ist es vielleicht daß Letzteres eine Folge des Wirbels ist welchen der in der Tiefe liegende Körper auf der Oberfläche des Flusses hervorbringt. Welches aber auch die Ursache sei, die Wirkung steht fest.“

---

### Eine gute Antwort.

Noch im J. 1774 war die Zahl der jüdischen Mäkler an der Stockbörse in London auf zwölf beschränkt, und pflegte eine solche Stelle vom Lord-Mayor durch ein ansehnliches Geldgeschenk erkauft zu werden. Da geschah es in genanntem Jahre, wo ein gewisser Wilks das Bürgermeisteramt verwaltete, daß Einer jener Zwölf auf den Tod erkrankte, und mit charakteristischer Keckheit sprach Wilks davon wie viel dessen Ableben ihm eintragen würde, ließ sich auch jeden Tag wiederholt nach seinem Befinden erkundigen. Die lustigen Vögel an der Stockbörse verbreiteten hierauf das Gerücht: Wilks habe dem kranken Mäkler öffentlich den Tod gewünscht, und sorgten dafür daß es dem Sohne des Letztern zu Ohren kam. Erzürnt eilt dieser zu Wilks und macht ihm wegen seiner Aeußerung und schmuzigen Habsucht die heftigsten Vorwürfe. Wilks hört sie ruhig an, und als jener geendet antwortet er mit der ihm eigenen Kaltblütigkeit: „Mein liebster, bester Freund, Sie sind meilenweit auf dem Holzwege. Ehe ich Ihrem Herrn Vater den Tod wünschen sollte, möchte ich lieber daß alle andern jüdischen Mäkler das Zeitliche segneten.“ So berichtet John Francis in seinen belehrenden und unterhaltenden „Chronicles and characters of the stock-exchange“ (London 1849).

5.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 25. —— 29. Januar 1850.

## Gottsched und seine Zeit. Auszüge aus seinem Briefwechsel zusammengestellt und erläutert von D. W. Danzel.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Gleich der erste Abschnitt von Danzel's Arbeit: „Gottsched's Verhältniß zur Philosophie und zum Grafen Manteuffel", weist auf eine bisher so gut wie gar nicht gewürdigte Geistesrichtung Gottsched's hin, die hier um so wichtiger wird als sie eine Grundlage für die weitern Abschnitte abgibt. Wenn in der angegebenen Ueberschrift zunächst die Zusammenstellung der Philosophie mit einem in der Geschichte der Philosophie bisher wol kaum genannten Grafen Manteuffel auffällt, so erklärt sich Dies daraus, daß Letzterer, ein in Berlin lebender Mäcenas im Stil des 18. Jahrhunderts, der äußere Anhalt und theilweise Anstoß für Gottsched's philosophische Bemühungen war. Im Wesentlichen aber ergibt sich aus dem hier Mitgetheilten daß Gottsched philosophischen Studien nicht nur nicht fremd war, sondern von ihnen gewissermaßen seinen Ausgang nahm; daß er dabei, ohne sich an ein bestimmtes System ganz hinzugeben oder ein neues zu schaffen, die von Leibniz und Christian Wolff eröffnete Bahn verfolgte, und dadurch namentlich mit der pietistisch-theologischen Richtung welche damals am sächsischen Hofe herrschte in Zwiespalt kam. Große Dinge hat Gottsched freilich für die Fortentwickelung der Philosophie nicht gethan, vielmehr sagte er sich von der systematischen Betreibung derselben allmälig so gut wie ganz los; es blieb ihm aber aus derselben sein Leben lang das Nüchterne, Aufklärerische, im engsten Sinne Verstandesmäßige anhaften, welches später alle seine gelehrten Fehden veranlaßte, und der Grundzug seines Einflusses auf die deutsche Literatur im Guten und Bösen blieb. So erhält also Das was man bisher als etwas fast Willkürliches oder auf geistiger Armuth Beruhendes bei Gottsched in Rechnung brachte seine tiefere wissenschaftliche Begründung.

Von den übrigen Abschnitten erwähnen wir, da eine Besprechung aller einzelnen zu weit führen würde, hier zunächst noch den fünften, „Theater", und den siebenten und achten, „Die Schweizer", und „Die jüngere Generation, besonders die Bremer Beiträger". Die beiden letztern, welche eng zusammengehören, geben, leider in etwas ungenießbarer Form, die erste wirklich auf den Kern der Sachen eingehende Darstellung von Gottsched's literarischen Kämpfen, und daran anschließend, was noch ungleich wichtiger ist, die erste genaue Geschichte von den Anfängen der Aesthetik als einer selbständigen Wissenschaft in Deutschland. Was den erstern Punkt betrifft, so finden wir hier zum ersten mal die einzig richtige Ansicht wirklich erwiesen: daß weder Gottsched noch die Schweizer im Rechte waren, da diese über dem dichterischen Inhalt, von dem sie überdies noch sehr wunderliche Begriffe hatten, die Form ganz vergaßen, dieser aber nur für die Form und die formale Richtigkeit Sinn hatte; deshalb endete der Kampf auch für beide Theile mit einer Niederlage, und wenn das jüngere Dichtergeschlecht mehr den Schweizern seine Huldigungen zollte, dabei aber doch Sachen von ganz anderm dichterischen Gehalte schuf, so hätte Gottsched ganz zufrieden sein können daß ihnen seine Regeln vielfach thatsächliche Richtschnur blieben. Aber freilich konnte sich seine Eitelkeit mit einer solchen stillschweigenden Anerkennung nicht begnügen, und so gab es immer wieder Anlaß zu neuen Streitigkeiten, bei welchen die jüngern Dichter mit „vollendeten Thatsachen", die hallischen Aesthetiker mit dem Schwerte der Theorie fochten. Da Danzel namentlich die Thätigkeit und die Werke der letztern mit ebenso viel Genauigkeit als Sachkenntniß verfolgt hat, eine Arbeit bei welcher er eigentlich noch gar keine Vorgänger hatte, so möchten wir Dies als den bedeutendsten und verdienstlichsten Theil seiner Arbeit ganz besonders hervorheben. Ein einzelnes Urtheil freilich, in welches wir durchaus nicht einzustimmen vermögen, ist das über C. L. Liscow (S. 232 fg.); Danzel gibt hier, nur ausführlicher, dasselbe Verdammungsurtheil ab welches schon W. Wackernagel gelegentlich ausgesprochen hat. Das zwar wird man wol zugeben mögen, daß Liscow keine „epochemachende Erscheinung" sei; hauptsächlich aber gründen seine Gegner ihre Urtheile doch immer auf die werthlosen Gegenstände seiner Satiren, während Andere, nach unserer Meinung mit Recht, ihn eben deshalb so hochstellen, weil er trotz dieser erbärmlichen Gegenstände von dem vergänglichsten Interesse so darüber geschrieben hat daß die Art seiner Darstellung im Einzelnen und im Ganzen auf die Dauer fesselt. Nebenbei ist doch auch Danzel hier nicht ganz in seinem Recht wenn er meint

daß Liscow erst von Gervinus hervorgezogen worden sei, während doch schon Goethe zwar seine positiven Leistungen nicht überschätzt, aber doch mit unverkennbarer Achtung von ihm spricht.

In dem Abschnitt „Theater" ist die äußerlich merklichste und ausgedehnteste Wirksamkeit geschildert die hier die literarische Thätigkeit welche er hauptsächlich auf seine „Deutsche Schaubühne" gründete, mit der unmittelbar praktischen, zunächst auf das leipziger Theater gerichteten verband. Aber auch von dem Einfluß den Gottsched in der Zeit seiner Blüte auf auswärtige Bühnen ausübte sind hier die Beweise gesammelt; doch möchte es fast scheinen als ob Danzel diesem Abschnitt eine besondere Vorliebe nicht zugewandt, da man von demselben sonst wol einen noch reichern Ertrag hätte erwarten können.

An mancherlei ergötzlichen Zügen fehlt es unter dem hier mitgetheilten Material natürlich auch nicht; wer vorzugsweise diesen nachgeht Dem sind besonders der zehnte Abschnitt: „Gottsched's Verhältnisse zu den Höfen und die Reise nach Wien", der unter Anderm bittere Klagen über den Einfluß der Jesuiten in Wien enthält, und der zwölfte: „Von Schönaich", zu empfehlen, welcher letztere ein komisches Zerrbild von Dem aufstellt wohin Gottsched's literarische Richtung in ihrer äußersten Entartung führen mußte.

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über den Inhalt eines vielfach lehrreichen Buchs, um diese ohnedies unbillig verspätete Anzeige nicht noch mehr hinauszuziehen; übrigens aber gibt uns diese Verspätung Gelegenheit auf ein neues, eben erschienenes Werk desselben Verfassers: „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke", aufmerksam zu machen, dessen erster Band soeben erschienen ist, und das schon nach flüchtigem Anblick zu einem sehr günstigen Urtheil zu berechtigen scheint. *)

W. A. Passow.

## Heinrich Conscience.

(Beschluß aus Nr. 24.)

Conscience hat aber nicht blos das Mittelalter mit Liebe behandelt, er hat auch die Sitten des modernen Flandern in anmuthigen Skizzen gefeiert. Sein Werk „Abendstunden" („Avondstonden") ist eine Sammlung von Erzählungen und Familienscenen, die im Volke die Ehrfurcht vor den Sitten der Altvordern und die Liebe zum Vaterland nähren sollen. Mitunter geht allerdings die Einfachheit des Dichters in Leerheit über, allein die eigenthümliche Treuherzigkeit versöhnt wieder. „Das Kind des Henkers" ist ein lebendiges Gemälde zärtlicher Liebe; „Die neue Niobe" ist ein kleines geschickt angelegtes Drama mit einer strengen Lehre. Vor Allem aber empfehle ich die allerliebste Geschichte „Rikke Tikke Tack". Ein Soldat hat im Kriege seine kleine Tochter verloren. In einer Pachtwohnung aufgenommen, muß sich die arme Lena den gröbsten Arbeiten unterziehen, welche durch die Härte der Pachterin nur noch drückender werden; ihr einziger Trost ist eine schwache Erinnerung an ihre Familie und an den Gesang den ihr Vater ihr immer vorsang: „Rikke Tikke Tack, Rikke Tikke Tou ꝛc." Der Vater, der unterdeß Oberst geworden ist, findet sein Kind wieder und nimmt es mit. Aber der Sohn der bösen Frau, der kleine Jean, hat sich an Lena so sehr gehangen daß er ihr nachzieht, immer singend „Rikke Tikke ꝛc." bis er sie endlich wiederfindet. Mitunter sind diese Dorfgeschichten auch sogar in die Form gebracht wie sie im Volke zu cursiren pflegen, so „Der Geist", und „Der Schulmeister aus der Zeit Maria Theresia's". Dagegen ist „Quintin Metzys" ein allerliebstes Genregemälde. Ich bedauere daß Conscience sich immer genöthigt glaubt die Franzosen und Diejenigen welche sich ihrer Sprache bedienen verfluchen zu müssen. Diese systematischen Feindseligkeiten dienen nicht allein dazu die Gemälde des Verf. zu entstellen, sondern sie scheinen uns auch in einem Lande wo das Vlämische nicht herrscht nicht wohl angebracht.

Durch den Erfolg ermuthigt, scheint die Thätigkeit Conscience's sich seit einiger Zeit verdoppelt zu haben. Nachdem er seine Landsleute durch ernste Romane und Familiengeschichten erregt und ergötzt hatte, wollte er ihnen auch ihre Geschichte lehren. Bis dahin gab es noch keine zusammenhängende Geschichte Belgiens, und man mußte sie zerstreut bei den einzelnen Völkern suchen denen Flandern unterworfen gewesen war. Erst Conscience brachte seinem Vaterlande diese Gabe unter dem Titel „Geschichte von Belgien" („Geschiedenis van Belgie"). Es ist dies keine gelehrte Geschichte, keine Originalarbeit, aus Quellen geschöpft, sondern nur gemacht um mit Vergnügen gelesen zu werden, wie etwa Schiller seine „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs" geschrieben hat. Das Gefühl was Conscience dabei beseelte war mehr Patriotismus als wirkliche Unparteilichkeit, mehr Proselytismus für Flanderns Wiedergeburt als geduldige Belehrung und philosophische Kritik, wie sie jetzt verlangt wird. Das Buch zerfällt in zehn Bücher, welche die zehn wichtigen Perioden Belgiens umfassen. Die letzte, von der Französischen Revolution bis zur Jetztzeit, beträgt zum nicht geringen Erstaunen nur 5—6 Seiten, welche hingereicht haben uns Das was uns am meisten interessirt zu berichten. Ich hätte im Gegentheil gedacht daß sämmtliche Schicksale des Landes nur als Einleitung zu der Jetztzeit dienen sollten, und daß der Verf. nach dem Studium der Vergangenheit die gegenwärtige Gestaltung jener Nationalität betrachten würde die ihn so sehr interessirt. Ich bedauere auch daß die Geschichte der Kunst und Wissenschaft einen so geringen Raum einnimmt; und gleichwol ist doch die Malerei das wirklich Originelle an dem Lande; was dann die vlämischen Wissenschaften betrifft, so glaube ich würde Niemand geeigneter sein als Conscience uns ein lebendiges Bild dieses noch so unbekannten Gegenstandes zu geben. Trotz dieser Lücken befriedigt das Buch ein langgefühltes Bedürfniß.

Die „Geschichte von Belgien" erschien 1845; ein Jahr darauf vertauschte Conscience die staubigen Chroniken gegen die grünen Wiesen seines Heimatlandes, und überließ sich in einem herrlichen Buche seiner andächtigen Naturliebe. Das Buch ist weder ein Roman noch eine wissenschaftliche Abhandlung; es sind vielmehr Betrachtungen, ein Gespräch zwischen einem Greise und einem Kinde über das viele Unbegreifliche das uns umgibt. Conscience wollte sein Buch auch anfangs „Wunder der Welt" nennen; allein aus Bescheidenheit wählte er den Titel „Einige Blätter aus dem Buche der Natur" („Einige Bladziden uit het Boek der Natuer"). Eine unendliche Anmuth, eine Art geheimnißvoller Zartheit liegt in den Beschreibungen des Dichters. Die Bibelworte welche jedem Capitel zur Aufschrift dienen geben einen Einblick in das Ganze; bald ist es die Hymne Hiob's: „Quis est pluviae pater? Vel quis genuit stillas roris? Quis praeparat corvo escam suam? etc.", bald der Ausruf der Psalmen: „Quam magnificata sunt opera tua, Domine! Omnia in sapientia fecisti." Ich will diese originellen Commentare zu der Begeisterung der Alten weder mit Rousseau noch mit Bernhardin St.-Pierre vergleichen; denn sie haben weder die Glut Jean Jacques' noch die malerischen Harmonien seines Schülers: allein man wird doch ganz neue Eindrücke einer unschuldsvollen Seele finden, die von ihrem Gegenstand begeistert ist. Nicht

*) Ein anderer Mitarbeiter wird darüber nächstens berichten.
D. Red.

vergeblich hat Conscience drei Jahre seiner Jugend in einer Einsamkeit hingebracht, als einzige Herrin die Natur verehrend.

Man sieht an der Verschiedenartigkeit der Arbeiten wie vielseitig das Talent Conscience's ist. Der geschickte Erzähler verdankt seine Popularität nicht allein seinem Patriotismus, sondern auch den natürlichen Vorzügen seiner Werke. Er hat endlich eine seiner würdige Stellung gefunden; aggregirter Professor an der Universität Gent, Mitglied des leydener Instituts, und mit dem sprachlichen und literarischen Unterricht der Kinder König Leopold's beauftragt, kann sich der Verf. des „Löwen" jetzt ohne Sorge seiner Begeisterung überlassen, und durch neue Erfolge das Wohlwollen des literarischen Europa rechtfertigen. Conscience ist, obwol so wenig bei uns gekannt, in fremden Literaturen glänzend aufgenommen worden. Ins Deutsche ist er mehrfach übersetzt worden, einmal vom Bischof Diepenbrock; außerdem größtentheils ins Englische, Dänische, Böhmische, Polnische und Italienische. Ohne durch diese Erfolge stolz gemacht zu sein, sucht er nur immer mehr seinem eigentlichen Beruf nachzukommen, zu unterrichten, zu unterhalten und zu bessern. Deshalb haben wir uns auch nicht enthalten ihm einige Rathschläge zu ertheilen. Ein so christliches und liebendes Herz wie das seine soll nicht Haß gegen Fremdes predigen um die Verehrung gegen angestammte Sitte zu nähren. Und es würden ja auch nicht Fremde sein die er ausschließen würde, sondern seine wallonischen Mitbrüder. Wie man sagt schreibt Conscience gegenwärtig an einem Roman, dessen Held, Jakob van Artevelde, den Kampf der vlämischen Städte gegen die Feudalaristokratie repräsentiren soll. Der Verf. wird darin gewiß auf jene unübertrefflichen Sittenschilderungen und Naturbetrachtungen zurückkommen welche die reinste religiöse Begeisterung mit so viel Lieblichkeit verklären. Der historische Roman, das Familiengemälde, die ruhige Betrachtung in den frischen Prairien der Schelde, Das ist das dreifache Feld welches seiner Thätigkeit geöffnet ist, und wo er immer mehr Schätze herbeibringen wird. *)

Was sollen wir nun von dieser kleinen, nationalen Insurrection der Vläminger halten? Gewiß hat Conscience vollkommen Recht wenn er seine Sprache liebt und ihr seine Huldigungen durch Arbeiten darbringt; sobald er indeß prätendirt den französischen Einfluß in seinem Lande zu vernichten, so wird sich die ganze Geschichte Belgiens erheben ihn zu verdammen. Mag Belgien an seiner Nationalität halten, Das wird es unabhängig machen, und seine Unabhängigkeit ist zur Ruhe Europas nöthig. Aber eine gleichartige Bevölkerung wird es nie erreichen, dazu haften beide, Vläminger und Wallonen, zu sehr an ihren beiderseitigen Ueberlieferungen. Sollen sich aber beide Nationen in einem Kampfe messen? Das würde der Nation nur ein neues Unglück bringen. Ich weiß man hat daran gedacht, die Ultramontanen wollen in ihrem unverständigen Haß gegen alles Ausländische das belgische Volk von allen benachbarten Einflüssen absperren, wie Moses die Juden von den Amelekitern.

Die letzten Ereignisse in Belgien haben diese Ansicht gerechtfertigt. Die Isolirungspolitik hat die Klerusparteì dahin gebracht ein Bündniß mit Frankreich zu suchen gegen das sie erst Haß predigte. Man kann sich den Gesetzen der Logik und der Nothwendigkeit nicht widersetzen. Belgien wollte isolirt bleiben, seine Interessen brachen diese Schranken; Preußen und Holland zogen es nach und nach an sich, allein Das waren nicht seine natürlichen Verbündeten: es mußte sich mit Frankreich verbinden. Dasselbe was hier in commerzieller Beziehung stattfand wird auch in intellectueller noch werden. Die Schmeicheleien Deutschlands bei den kölner Festen, und in den Toasten des Königs von Preußen auf das siegreiche Erwachen Flanderns umnebeln Belgien. Alexander von Humboldt schreibt im Namen Friedrich Wilhelm's IV. zärtliche Briefe an Conscience, und tausend andere Schmeicheleien werden verschwendet. Frankreich that währenddem Nichts. Die Gewalt der Ereignisse allein schmiedet das Band zwischen Belgien und Frankreich: schon ist die germanische Propaganda auf vielen Punkten geschlagen; sie wird es völlig werden sobald das Joch der Ultramontanen zerbrochen sein wird. Flandern möge seine Sprache bewahren, allein auch das wallonische Element wird nicht erstickt werden. Und sollte eine von beiden Racen siegen, so wird es nicht schwer sein den Sieg vorauszusagen: die wallonische ist besonders in der Literatur viel aufgeklärter und freisinniger, und wird von der vlämischen zum mindesten nicht entthront werden.

Auch Conscience wird sich nicht mehr zum Organ des Hasses hergeben. Wie er sich von den Ultramontanen freigemacht hat, so wird er es auch von der teuto-vlämischen Propaganda, die ihn anziehen möchte. Man versichert uns daß Conscience nächstens neue Novellen herausgeben werde die in französischer Sprache geschrieben sind: der geschickte Romandichter wird ganz recht daran thun sich zugleich beiden Stämmen zu widmen; die Stellung die er einnehmen wird würde um so fruchtbarer werden, und sein Name anstatt zum Schlachtruf einer Partei zu dienen dem gemeinsamen Vaterlande angehören.

6.

*) „Jakob van Artevelde" ist seitdem im Original wie in einer deutschen Uebersetzung erschienen. Wir kommen wol später noch darauf zurück. D. Red.

## Bibliographie.

Breier, E., Die Revolution der Wiener im 15. Jahrhundert. Historischer Roman. Drei Bände. Wien. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Brugsch, H., Die Inschrift von Rosette, nach ihrem ägyptisch-demotischen Texte sprachlich und sachlich erklärt. Theil I. Sammlung demotischer Urkunden mit gleichlautenden hieroglyphischen Texten als nächste Grundlage zur Entzifferung der Inschrift von Rosette, grösstentheils zum ersten Male veröffentlicht. Mit 10 Kupfertafeln. Berlin, Amelang. Imp.-4. 6 Thlr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das J. 1850. Begründet von Aloys Schreiber und fortgesetzt von J. W. Appell. 35ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. 1849. Gr. 16. 2 Thlr.

Deutsche Gedichte des XI. und XII. jahrhunderts. Aufgefunden im regulierten chorherrenstifte zu Vorau in der Steiermark und zum ersten male mit einer einleitung und anmerkungen herausgegeben von J. Diemer. Mit 4 nachbildungen der handschrift. Wien, Braumüller. 1849. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gerhardt's, P., geistliche Lieder getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wiederabgedruckt. 2te Auflage. Stuttgart, S. G. Liesching. 1849. Gr. 16. 12 Ngr.

Gruppe, O. F., Theudelinde, Königin der Lombarden. Berlin, Decker. 1849. 8. 1 Thlr.

Hislop, A., Die rothe Republik oder das scharlachfarbene Thier der Offenbarung Johannis. Eine Untersuchung über die Periode der Weissagung der zwei Zeugen und über das Thier, das sie tödtet. Mit Erläuterungen über die Ansichten von Fleming Elliott und die „siebente Schaale." Aus dem Englischen von W. Bachmann. Stuttgart, Scheible. 1849. 32. 7 Ngr.

Ein Jude des 19. Jahrhunderts. Historisch-romantisches Charaktergemälde neuerer Zeit. Zwei Bände. Wien. 8. 2 Thlr.

G. und Johanna Kinkel, Erzählungen. Stuttgart, Cotta. 1849. 8. 2 Thlr.

Kohl, J. G., Reisen in den Niederlanden. Zwei Bände. Leipzig, Arnold. 8. 4 Thlr.

Lubieński, Graf J., Die Abgaben und das Kapital. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Br. gr. 8. 10 Ngr.

Meinhold, W., Das Vaticinium Lehninense gegen alle, auch die neuesten Einwürfe gerettet, zum ersten Male

metrisch übersetzt und commentirt. Mit einer Ansicht des alten Klosters Lehnin. — A. u. d. T.: Weissagung des Abtes Hermann von Lehnin um's J. 1234 über die Schicksale des Brandenburgischen Regentenhauses wie über den Beruf Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Könige. Vorausgehend eine religionsphilosophische Einleitung für die gebildeten Leser aller Confessionen über den Begriff, das Wesen und die Unterschiede aller Weissagung in alter, wie in neuer Zeit. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meissenhausser, W. F. C., Letzte Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Wien. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oelsner-Monmerqué, G., Drei Missionen. Politische Skizzen aus Paris. Bremen, Schlodtmann. 8. 2 Thlr.

Die Perle der Tage oder die Vortheile des Sabbaths für die arbeitenden Klassen. Von der Tochter eines Arbeiters. Mit einem Lebensabriß der Verfasserin. Aus dem Englischen. Stuttgart, Scheible. 1849. 32. 3½ Ngr.

Die Perle der Tage oder die Vortheile des Sonntags für die arbeitenden Klassen von der Tochter eines Arbeiters. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von B. Andreae. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 6 Ngr.

Erster gekrönter Preisversuch über die zeitlichen Segnungen einer zweckmäßigen Sonntagsfeyer, besonders für die ländliche und gewerbtreibende Bevölkerung. Von einem Pförtner, der früher Gärtner gewesen. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Ngr.

Quellensammlung für fränkische Geschichte herausgegeben von dem historischen Vereine zu Bamberg. 2ter Band. — A. u. d. T.: Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Vorkurfürstliche Periode 1440—1470. Aus dem ehemals hohenzollerischen Archive der Plassenburg herausgegeben von C. Höfler. Mit einem historischen Commentare. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 28 Ngr.

Röse, F., Der neue Eulenspiegel oder Deutschland vor hundert Jahren und jetzt. Beschrieben von Eulenspiegel Vater und Sohn. 1ster Abschnitt. — A. u. d. T.: Die schöne Geschichte vom neuen Eulenspiegel oder Eulenspiegel-Perükenmacher. Tübingen, Laupp. 1849. Gr. 16. 15 Ngr.

Schaden, A. v., Des Postmeisters Himpel Liebes- und gastronomische Leiden und Freuden. Schwank. Waldenburg, Kühn. 1849. Gr. 16. 6 Ngr.

Schefer, L., Laienbrevier. 6te Auflage. Berlin, Veit u. Comp. 16. 2 Thlr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 12ter Band. 45ste bis 48ste Zelle. — A. u. d. T.: Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker, mit Bezugnahme auf die aus den kirchlichen, abergläubischen ꝛc. und Rechtsgebräuchen hervorgegangenen Mythen und Volkssagen. Von F. Nork. Stuttgart, Scheible. 1849. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Streckfuß, A., Die Ereignisse im Jahre 1849 nebst einer Geschichte der Kriege in Ungarn, Italien, Schleswig-Holstein und Baden, so wie des deutschen Parlaments im J. 1848. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Der Freiheitskampf in Ungarn in den J. 1848 und 1849. 1ste Lieferung. Berlin, Sacco. 8. 3 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1850. Herausgegeben von J. N. Vogl. 37ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 1849. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Vergißmeinnicht. Taschenbuch für 1850. 4ter Jahrgang. Herausgegeben von C. Herloßsohn. Mit Beiträgen von Bernd v. Guseck, T. Drobisch, A. Görling, A. Grün, H. Heine, E. Kauffer, J. G. Seidl und dem Herausgeber. Mit 4 Stahlstichen. Leipzig, Thomas. 1849. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Zedlitz, Soldaten-Büchlein. Der österreich-italienischen Armee gewidmet. 3te Auflage. Wien, Gerold. 1849. 16. 27 Ngr.

## Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Die Ueberreichung der schleswig-holsteinischen Adresse an die Landesversammlung am 5. Novbr. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Beleuchtung der Hauptpunkte des neuen Grundgesetzes für das öffentliche Unterrichtswesen des Kantons Bern. Ein freies Wort von einem Diener des göttlichen Wortes. Bern. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Dreer, J. G., Was hat sie denn gethan, die christkatholische Kirche, daß man nun abermals auch in diesen unsern Tagen ein so gewaltiges Geschrei gegen sie erhebt? Kanzelvortrag gehalten zu St. Gallen am Feste des heil. Gallus 1849. St. Gallen. 1849. 8. 3¾ Ngr.

Hermann, F. B. W. v., Die Reichsverfassung und die Grundrechte. Zur Orientirung bei der Eröffnung des bayerischen Landtags im Septbr. 1849. München, Kaiser. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Holzschuher, A. Freih. v., Die materielle Noth der untern Volksklassen und ihre Ursachen. Gekrönte Preisschrift. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Kossuth, L., Die Katastrophe in Ungarn. Originalbericht. Leipzig, O. Wigand. 1849. Lex.-8. 7½ Ngr.

Kraft, J., Würde und Segen des christlichen Tempels, dargestellt in einer Predigt bei der feierlichen Einweihung der Kirche zu Rickenich den 25. Sept. 1849. Trier, Lintz. 1849. 8. 3¾ Ngr.

Die geistliche Macht des Papstes und die weltgeschichtliche Bedeutung ihres neuerdings angekündeten Sturzes. Dargestellt von Ed. Blr. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 4 Ngr.

Die Majorität im gegenwärtigen Wiener Gemeinderathe. Wien, Gerold. 1849. 8. 5 Ngr.

Medicina mentis oder Sächsisch-Hannoverscher Grundriß der Logik. Ein Leitfaden zum Selbststudium und zum Unterrichte auf höhern Lehranstalten. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Der Nothruf der Preußen oder das Steuerverweigerungsrecht der Kammern und die für dasselbe in der Vossischen Zeitung vom 21. Oct. 1849 aufgestellten Trostgründe, beleuchtet von F. W. A. D. R. Berlin, Hayn. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Peip, A., Aussichten auf Deutschlands Einheit. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Pesch, R., Pius IX. ein Hermesianer, oder Beleuchtung der Schrift: „Pius IX. und die katholische Kirche in Deutschland ꝛc." von H. J. Stupp. Coblenz, Hergt. 1849. Gr. 12. 5 Ngr.

Prince-Smith, J., Ein Gespräch über Handel. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Reden bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Elberfelder Missions-Gesellschaft. Gehalten in der reformirten Kirche am 6. Juni 1849. Elberfeld. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Schaefer, J. W., Goethe. Rede, gehalten bei der öffentlichen Schulfeierlichkeit zu Goethe's hundertjährigem Geburtsfeste am 28. Aug. 1849. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Schröder, F. W. J., Die Schmach des Herrn. Passions-Predigt über Lukas 23, 32. 33. vor der reformirten Gemeinde zu Elberfeld gehalten am 25. März 1849. Elberfeld, Hassel. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze, C., Erinnerungen aus Baden. Meurs, Dolle. 1849. 16. 1 Ngr.

Ueber die Verhältnisse Preußens bei der Versammlung der Abgeordneten des engern deutschen Bundes zu Erfurt. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Politisches Vermächtniß eines Russomanen. Herausgegeben von Philalethes. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 4 Ngr.

Waldmüller, F. G., Vorschläge zur Reform der österreich-kaiserlichen Akademie der bildenden Künste. Wien, Gerold. 1849. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 26. —— 30. Januar 1850.


**Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung. Von G. F. Daumer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 3 Thlr.**

Das Gefühl, die Ahnung einer Religionserneuung ward seit Jahrzehnden mannichfach laut; daß das seitherige religiöse Leben ungenügend gewesen stellte sich in seinem Verfall dar, wenn die sogenannte gebildete Gesellschaft aus der Kirche blieb, und die Wissenschaft nach mancherlei Kämpfen mit der Theologie diese zu ignoriren anfing, wenn bei den politischen Stürmen eine Entsittlichung und Verwilderung der untern Schichten emporgewühlt ward, die als eine erschreckende Anklage gegen die geistige Volkserziehung betrachtet werden muß. Lessing schon, wenn er gleichmäßig gegen eine seichte, flache und verflachende Aufklärung wie gegen das dogmengläubige Zionswächterthum Götze's und seiner Genossen zu Felde lag, sehnte sich nach einer Versöhnung von Gemüth und Verstand, nach einem Christenthum der Vernunft, das er im Sinne hatte als er weissagte: „Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." An dies Wort knüpften Friedrich Schlegel, Schelling und Hegel an, und während Hölderlin, der Griechenbegeisterte, von einer verjüngten Kirche redete die der Menschheit den Frühling bringen werde, dachte Novalis an eine Auferstehung des altgewordenen Europa durch eine Wiedervereinigung des Protestantismus mit dem Katholicismus, und schrieb Bettina an die Günderode von einer Religion bei der es der Menschheit wieder wohlwerden soll. Ich habe solchen Stimmen die meine anschließend wiederholt auf sie hingewiesen. Daumer gedenkt Dessen, und hat mich dadurch selbst berufen, daß ich mich über sein Unternehmen mit ihm auseinandersetze.

Eine einflußreiche Partei unserer Tage glaubt die kranke Zeit dadurch zu heilen daß die symbolischen Bücher, daß die alten Bekenntnißformen des Christenthums aufrechterhalten, aus der Vergessenheit hervorgezogen und von Frischem ins Volksbewußtsein eingepflanzt werden. Es sind Männer unter ihr die es ernstlich wohlmeinen mit dem Volk, die selbst von echter Religiosität beseelt sind, und die Einsicht haben daß ohne solche kein dauerndes Band der Gesellschaft zu weben sei, daß nur eine solche dem Zeitlichen die ewige Weihe gebe. Aber übersehen sie nicht daß doch die Aufklärung die sich kritisch gegen die Orthodoxie verhielt auch ein wahres Bedürfniß der menschlichen Natur, das des Erkennens, der Verstandesbildung befriedigte? Uebersehen sie nicht daß der Naturforscher der Gottes Weisheit in den Gesetzen der Natur erkennen wollte von einer Theologie abgestoßen ward die in der Aufhebung dieser Gesetze, in der Durchlöcherung des Naturzusammenhangs gerade die Größe ihres Gottes zu bewundern, und mit Unglaublichem das Glaubliche zu beweisen sucht? Uebersehen sie nicht daß, wenn Gott aus Raum und Zeit auf den jenseitigen Thron einer schweigenden Ewigkeit verwiesen wird, alsdann die Weltweisheit dadurch aufgefodert ist sich an der Welt genügen zu lassen? Auch das Daumer'sche Buch, der Versuch einer Religionserneuung auf dem Grunde der gegenwärtigen Bildung gegen das Christenthum, erscheint mir als der Gegensatz, der gerade dadurch hervorgerufen wurde daß das Christliche von seinen Bekennern zu sehr in den Buchstaben des Dogmas gesetzt, zu wenig im Geiste der freien Wissenschaft ergriffen und dargestellt wurde. Betrachten wir es als diesen Gegensatz, und suchen wir von ihm aus zugleich unsere Idee anzudeuten.

Daumer bezeichnet selbst seine Darstellungsform als eine combinatorisch-aphoristische; sein Buch ist eine Art von musivischer Arbeit, durch Auswahl, Sammlung und Gruppirung vieler fragmentarischer Aeußerungen verschiedenen Ursprungs zum Ganzen gestaltet, eine systematisch geordnete Blumenlese aus vielen andern Schriften, somit, wie er selbst sagt, in subjectiver Hinsicht etwas höchst Bescheidenes, Anspruchsloses, das aber in objectiver und sachlicher um so stolzer sein Haupt erhebt, indem es sich des Berufs und Zwecks erkühnt ein ganz eigenes, neues Licht des Bewußtseins zu entzünden, und da ein solches Buch auch neue Zustände fodert und schafft, eine weltgeschichtliche Wirkung und Folge der größten und allgemeinsten Art zu begründen. Das ist in der That nicht wenig, und reizt zur Frage:

Quid dignum proferet tanto promissor hiatu?

Er gibt seine Antwort also:

Das Ungeheuere dessen wir bedürfen, und das ich unter dem Namen der zur Erscheinung zu bringenden neuen Religion, der auf dem Titel verkündeten Religion des neuen Weltalters begreife, kann, wie ich die Sache fasse, nicht das ausschließliche Erzeugniß und Eigenthum eines mit ganz einzigen Kräften und Eigenschaften ausgestatteten Originalgenies, nicht die der Menschheit ohne den innigsten genetischen Zusammenhang mit ihr selbst und ohne ihre wesentliche Mitwirkung und Selbstbethätigung werdende Gabe eines prophetisch und messianisch bevorzugten und auftretenden Individuums — es muß das Product des ganzen Geschlechts und des sich in ihm manifestirenden universellen Genius, speciell dasjenige der in den modernen Gährungen, Arbeiten, Kämpfen und Schmerzen begriffenen, eine neue befriedigendere Form ihres Bewußtseins und Daseins so sehnsüchtig anstrebenden Menschheit sein, hat auch durchaus nur als solches hervorzutreten, und um die ihm nöthige Beistimmung und Anerkennung zu werben. Alles ferner was zur Bildung dieses großen Phänomens gehört ist wie ich finde schon da; doch nicht in einheitlich zusammengefaßter, concentrirter Art und Gestalt, nicht in der Weise der Totalität und des systematischen Bezogen- und Verbundenseins, sondern zerstückelt und zerstreut in einer Menge von Lichtblicken, Genieblitzen und partiellen Wahrheitserkenntnissen, die aber nur gesammelt, zusammengestellt, in eine gewisse Ordnung und Uebersicht gebracht zu werden brauchen um als eine wenigstens für den Anfang schon höchst erfreuliche und genügende literarische Grundlage zur Constituirung und Feststellung der neuen Gottes- und Weltanschauung auf die es ankommt, und zum Beginn einer derselben entsprechenden Lebensentwickelung als ein sozusagen kanonischer Spiegel und Ausdruck der höhern Menschheits- und Zeitbildung, als das Evangelium, die Bibel, der Koran der neuen Weltreligion zu erscheinen, und die dieser Bedeutung und Würde gemäßen erleuchtenden, belebenden und anregenden Wirkungen zu äußern.

Diese Stelle ist ein Gemisch des Wahren mit dem Scheinsamen. Alles Große ist ein Werk der Individualität, der Universalgenius wirkt und waltet gerade in den großen Männern, und wohin eine vermeintliche Reformation ohne solche führt hat schon der Deutsch-Katholicismus bewiesen. Durch Aufnahme in das eigene Innere, durch Bethätigung im Leben ist freilich die Religion Sache der Gesammtheit, aber mitgeschrieben haben doch nicht Alle am Daumer'schen Buch, sondern immer nur Wenige! Vielmehr kann jedes bedeutende Werk eines Einzelnen als eine Gesammtthat insofern angesehen werden als der Einfluß der Mitlebenden und der frühern Geschlechter sich in der Art mächtig erweist daß auch ein Goethe bekennen mochte wie ihm nur Weniges eigen bleibe wenn er Alles was er Andern verdanke in Anschlag bringe. Nie wird ein Organismus durch bloße Zusammensetzung fertiger Bestandstücke, sondern von innen heraus wird er entfaltet und das Aeußere assimilirt; Nahrungsstoff, Lebensluft mochten daher die vielen Stellen sein die Daumer hier zusammengelesen hat; aber von einer Grundidee aus mußte er die sogenannte neue Lehre entwickeln wenn er ihr einen wichtigen Dienst thun wollte. Jetzt muß der Leser den rothen Faden besitzen der durch all die Gedankengeflechte sich hinzieht, der sie zusammenhält; Daumer's Pflicht wäre es wenigstens gewesen diesen Faden der Idee selbst zu spinnen, und daran kann die Worte der Andern aufzureihen; jetzt hat er nur Material, nur Stoff geliefert. Ein Buch wie das seine richtet sich an die Gebildeten, an die Männer der Wissenschaft; da gilt aber eine Summe von Behauptungen und eine Schar von Autoritäten, denen man andere entgegenstellen kann, weit weniger als der Beweis aus dem Wesen der Sache und des Gedankens. Diese zu liefern, aus den Resultaten der Naturforschung die Schlüsse zu ziehen welche die Nothwendigkeit einer weltdurchwaltenden Intelligenz, eines göttlichen Selbstbewußtseins darthun, aus dem menschlichen Leben die Idee eines Gottesgeistes als des Ichs des Universums zu entwickeln, zu zeigen, wie die seitherige Kritik der Bibel nur ein Reinigungsproceß war, aus welchem das lautere Gold des Christenthums in neuer Gestalt hervorgeht, und dazu wie einen Chor die Stimmen der Edelsten und Besten unter den Helden des Geistes zu sammeln: Das scheint mir die Aufgabe der Gegenwart, zu deren Lösung ich bald einen öffentlichen Beitrag zu geben hoffe.

Der erste Band von Daumer's Buch ist negativ: er bekämpft das Religiöse im herkömmlichen Sinne des Worts, und streitet gegen die Theologie des alten Weltalters als gegen die des Unfriedens und der Unwahrheit. Wenn das Alte genügte, so wäre kein Neues nöthig; auch Christus wandte sich gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten; aber während er das Gesetz nicht auflösen sondern erfüllen wollte, meint Daumer es müsse mit dem Christenthum schlechthin gebrochen werden, es müsse dasselbe wie ein Alp von der Brust der Menschheit erst abgeworfen werden, ehe ein Heil und Friede, ehe die Freude des Daseins zu gewinnen sei. Man kennt die Daumer'sche Idiosynkrasie den Moloch überall zu sehen, selbst im Homer'schen Hektor, die Idiosynkrasie einige vereinzelte Auswüchse des Christenthums für den Stamm zu nehmen und schauerliche Gebilde der Einbildungskraft, Verirrungen des Verstandes und Herzens für das echt Christliche zu erklären, welches das Gute zum Bösen, das Wahre zum Falschen, die Unnatur zur Natur gemacht. Auch jetzt gibt er diese Anklagen besonders durch Stellen seiner eigenen Schriften wieder, und bemerkt dabei:

Die Religion ist des Menschen höchste und heiligste Angelegenheit; darum ist es aber auch so schrecklich, wenn ihm gerade in Hinsicht dieser ein Betrug gespielt ist, namentlich ein so großartig und welthistorisch durchgeführter wie im Christenthum.

Ich kann hierüber Nichts sagen als noch einmal den Ausspruch Hegel's wiederholen, der diesen Misverstand ein mal für alle mal für jeden Einsichtigen abgethan hat:

Messing statt Goldes, nachgemachte Würfel statt echter mögen von Einzelnen verkauft, eine verlorene Schlacht als eine gewonnene Mehren aufgeheftet und sonstige Lügen über finnliche Dinge und einzelne Begebenheiten auf eine Zeit lang glaubhaft gemacht werden; aber in dem Wissen von dem Wesen worin das Bewußtsein die unmittelbare Gewißheit seiner selbst hat fällt der Gedanke der Täuschung ganz hinweg.

Daumer stellt in einem ersten Buch allerlei Ausfälle gegen das Christenthum im Gegensatze gegen Herz und Welt, gegen Natur und Realität, gegen Bildung und

Humanität zusammen; er häuft Stimmen über Pfaffentrug, Unduldsamkeit, Despotismus. Das zweite Buch bezeichnet er selbst als das „ins Allgemeinere und Tiefere gehende"; wir heben aus jenem darum nur Einzelnes hervor. Wer leugnet daß Alexander Borgia ein scheußlicher Papst gewesen, daß an Leo's X. Hof von der viel Geld einbringenden fabula de Christo geredet worden? Aber wer weiß auch nicht daß deshalb eine Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern gefodert wurde, daß das Christenthum die Kraft hatte auch aus diesem Verderbniß, das ihm nicht sein Geist, sondern die Schlechtigkeit der Menschen, die es gerade überwinden will, damals bereitet hatte, sich siegreich zu erheben? Was soll man sagen wenn Daumer sich nicht entblödet einen Edgar Bauer als Zeugen wider den Heiland aufzuführen und behaupten zu lassen:

Die genial verrückte Zerstörungswuth eines Caligula, eines Nero ist mit der des Christenthums kaum auf gleiche Höhe zu stellen.

Und wie lautet der Beweis für dieses Zeugniß?

Nero der auf dem Thurme des Mäcenas dem Brande der Stadt zusieht und die Verse Homer's recitirt, und der Menschensohn der mit seinen Feuern den Himmel durchrast um das Wort der Propheten zu erfüllen, was ist der Letztere anders als ein in ungeheuerlicher Ausdehnung in den Himmel geworfener Schatte des Erstern?

Soll man widerlegen wo man nicht weiß ob man mit bubenhafter Frechheit oder mit den fixen Ideen eines unglücklichen Gehirns zu thun hat, wie bei diesem Unsinn, zu dem eine jämmerliche Feuerbach-Nachäfferei sich aufspreizt? Daumer kennt solche negative frivole Bursche sonst gut genug; er nennt sie in der Vorrede „hohle Kritiker die Nichts zu fassen, zu schätzen und zu lieben vermögen, die wol für einen Augenblick Lärm machen, aber schnell wieder in Nacht sinken" — wie mag er da sich auf sie berufen? Daumer behauptet daß Scheu vor Kunst und Wissenschaft zum Wesen des Christenthums gehöre: ein gebildeter kunstsinniger Mann behauptet es angesichts der gothischen Dome, der Rafael'schen Gemälde, der Dante'schen, Shakspeare'schen Gesänge, der Pergolese'schen, Händel'schen Melodien? Angesichts eines Scotus Erigena, Leibniz, Kant und Fichte, eines Kepler, Newton und Cuvier? Daumer führt einen Ausspruch von Thomas Payne an:

Die Quäker würden, wenn man bei der Schöpfung ihren Geschmack zu Rathe gezogen hätte, die ganze Natur lautlos gemacht und in trübe Farben gekleidet haben, nicht eine Blume hätte ihre Farbenpracht erhalten, nicht ein Vogel hätte sein Lied singen dürfen.

Die Quäker! Warum vergißt doch Daumer das wunderschöne Wort das der Heiland selbst von den Lilien des Feldes gesagt?

Das zweite Buch geht wirklich mehr in die Tiefe. Große Männer reden hier von der Noth des Lebens und dem Schmerz des Daseins, von der Grenze des Wissens, von der Trennung und Entfernung des Menschen vom wahrhaft Göttlichen. Wir hören wie Schiller den Menschen zuruft:

Dich zu beglücken ist der Kranz um den alle Wesen buhlen, wonach alle Schönheit ringt; deine wilde Begierde strebt diesem gütigen Willen entgegen, gewaltsam verkehrst du die wohlthätigen Zwecke der Natur. Fülle des Lebens hat die Freundliche um dich her bereitet, und Tod nöthigst du ihr ab; dein Haß schärfte das friedliche Eisen zum Schwerte, mit Verbrechen und Flüchen belastet deine Habsucht das schuldlose Gold, an deiner unmäßigen Lippe wird das Leben des Weinstocks zum Gift.

Wir hören wie Hölderlin singt:

... Weh, es wandelt in Nacht, es wohnt wie im Orcus
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in tosender Werkstatt
Höret ein Jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen.

Und wiederum:

Arm ist, ihr guten Götter, wer euch nicht kennt;
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie;
Nacht ist die Welt ihm; keine reine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Wie nahe lag es hier auf die Klage hinzuweisen, die bald leiser bald lauter die ganze alte Welt durchstöhnt, von den indischen Büßern zu den Buddhisten, die um dem Schmerz des Daseins zu entrinnen in das Nichts verwehen wollen, bis herab zu den Hellenen, wo wahrlich nicht erst des Menschen Sohn mit seinem Kreuz in die olympischen Hallen zu treten brauchte um das unauslöschliche Göttergelächter verstummen zu machen, wo Homer selbst von den armen Sterblichen redet, und wie nichts Jammervolleres sei als sie, wo Sophokles in seinem berühmten Chorlied nie geboren zu sein als das schönste Loos preist! Wie nahe lag es da zu erkennen wie diese Gottentfremdung das Werk der Sünde war, wie der Mensch das Bewußtsein seiner Einheit mit Gott verlieren mußte, als er mit seinem Willen von dem göttlichen ausging! Wie nahe lag es da im Sieg über die Sünde auch das wiedergewonnene Gottesbewußtsein, das Liebesgefühl der Kindschaft zu erkennen, das Christus kundthut wenn er sagt: „Ich und der Vater sind Eins!" Und jeder Misklang hätte sich in einen Lobgesang zu Ehren Christi aufgelöst, der die Schrecken des Todes, der die Macht der Sünde heldenkühn überwunden, der das reine Herz selig gepriesen weil es Gott schaut, der als treuer Hirte zu den verlorenen Schafen gesandt war, der zu sich rief alle Mühseligen und Beladenen daß er sie erquicke, durch den wir wieder in Gott leben und Gott in uns wissen!

Das dritte Buch ist eine reiche Sammlung hoffender, ahnender Aussprüche religiöser Gemüther: das prophetische Buch des neuen Weltalters könnten wir es nennen; auch Andeutungen falscher Wege und die Hinweisung auf den rechten soll es enthalten, und hier weichen wir wieder ab. Daumer versteht unter jenen jede Anknüpfung an das Christenthum, das zu begreifen und in seiner ganzen Fülle in uns lebendig werden zu lassen mir gerade der Weg der Rettung und des Heils scheint. Sonst aber wird man freudig bewegt, wenn man sieht wie tief die Sehnsucht nach einer allbefriedigenden Form des religiösen Lebens und Denkens in den Herzen liegt,

wie viele herrliche Geister sie unserer Zeit verheißen haben, und uns den Sieg der Wahrheit und der Liebe verbürgen.

Daumer fügt hier eine Reihe von Aussprüchen an die das abstract politische Treiben der Zeit, seinen Werth und seine Resultate kritisiren. Er steht auf der Seite der Freiheit, aber er kann sie nur in Bildung und Gesittung der Individuen erblicken; er erschrickt über die Bestialität der Blutgier die bei unsinnigen Demagogen ausgebrochen; er sammelt aber auch die härtesten Urtheile gegen die Begnadigungen zu Pulver und Blei, gegen das Standrecht, durch welches nach dem Sieg eine Armee ihre Gefangenen abschlachtet. Der humane Sinn Daumer's tritt hier mit energischem Mannesmuth gegen Anarchie und Reaction für Volkswohl und Menschenwürde in die Schranken. Er weiß es daß hundert Esel doch kein Pferd sind, und erwartet darum nicht daß irgendwo eine Wahrheit durch Abstimmung gefunden werde; er citirt uns die Goethe'sche Xenie:

> Viele Köche versalzen den Brei;
> Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
> Wir aber sind, gesteht es frei,
> Ein Lazareth von Medicinern.

Er hätte hinzusetzen können: vide die constituirenden Versammlungen in Frankfurt, Wien, Berlin ꝛc., die alle bald die Verkehrtheit der Kopfzahlwahlen, bald die Richtigkeit einiger weitern Goethe'schen Sprüche dargethan:

> Wegen der Majorität haben wir ganz eigene Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen zu ihr. Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die sich accommodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und aus der Masse die nachtrollt ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Neues über die Gründung von Astoria.

Die Namen Astor und Astoria sind weder eine biographische noch eine geographische Neuigkeit. Gewiß wenigen Lesern d. Bl. ist unbekannt daß Johann Jakob Astor um 1768 zu Walldorf bei Heidelberg geboren wurde, 1783 nach London, später nach Nordamerika ging, sich in Neuyork mit dem festen Vorsatze reich zu werden dem Pelzhandel widmete, seinen Vorsatz durchführte, 1809 an der Mündung des Columbiastroms eine Colonie gründete, welche nach ihm Astoria hieß, und 1838 das Zeitliche segnete mit Hinterlassung eines zeitlichen Segens von sehr vielen Millionen Thalern. Alles über jene Colonie Veröffentlichte bestand bisher in einem Werke von Washington Irving: „Astoria; or, the enterprise beyond the Rocky mountains" (3 Bde., London 1836), eine Geschichte ihres Entstehens, Aufblühens und Untergangs. Das Buch machte seiner Zeit Aufsehen und mit Recht. Wie der Verf. es in die Welt geschickt, war es nicht die trockene Erzählung eines Handelsunternehmens, das ruhig begonnen, in der Schreibstube fortgesetzt und endlich aufgegeben wird, weil die Bilanz erweist daß das angelegte Capital sich schlecht oder gar nicht verzinst. Es enthielt die Geschichte einer Entdeckungsreise voll haarsträubender Gefahren zu Land und Wasser, einer Ansiedelung unter tausend Schwierigkeiten und einer weniger vom Kaufmanne als vom Menschen gefoderten Auflösung — Alles angeblich laut ungeschminkter Mittheilung dabeigewesener Personen und zusammengestellt mit der dem Verf. eigenen Gewandtheit und nachgerühmten Ehrlichkeit. Da tritt jetzt ein „Dabeigewesener" mit seiner eigenen Mittheilung auf, in „Adventures of the first settlers on the Oregon or Columbia river: being a narrative of the expedition fitted out by John Jacob Astor to establish the «Pacific Fur Company», with an account of some Indian tribes on the coast of the Pacific, by *Alexander Ross*, one of the adventurers" (London 1849), und pflückt verschiedene Blätter aus Washington Irving's Ehrlichkeitskranze, oder macht es mindestens anschaulich daß ein Romantiker nicht eben ein wahrheitsgetreuer Geschichterzähler sein muß. Jedenfalls liegt hier zum ersten male ein vollständiger Bericht in nüchterner Prosa vor, gegen dessen Glaubwürdigkeit kein Zweifel aufkommen kann. Während also Washington Irving den deutschen, aber amerikanisirten Astor zum Helden seines Drama erhoben, stürzt ihn Roß von dieser Höhe und malt den Millionnair mit keineswegs lieblichen Farben, indem er alles die Ausgesendeten betroffene Ungemach seiner Knauserei, seinem Uebermuthe und seiner Unwissenheit beimißt. Mag auch Roß in dieser Hinsicht wegen seiner tiefen Betheiligung am Erfolge des Unternehmens nicht unparteiisch über Astor Gericht halten, die von ihm vorgebrachten unleugbaren Thatsachen bedürfen keines Commentars. Hiermit übereinstimmend sagt das „Athenaeum" in seiner Anzeige des fraglichen Buchs: „Es ist nicht unsere Mission bei Astor's Schuld und seiner Gründungsweise einer Handelscolonie zu verweilen. An den Ufern des Columbia, wo sein Vorhaben scheiterte, tönt jetzt mit Aussicht auf bessern Erfolg der Axthieb und der Hammerschlag neuer Ansiedler; ein Staat wird nach und nach in jenen herrlichen Gegenden aufwachsen, Astor's Unternehmen dann ein Abschnitt in der Geschichte einer Nation und das Roß'sche Werk eine historische Urkunde werden. Bis dahin beruht der Hauptreiz des letztern in der Thatsache daß es eine der ergreifendsten Schilderungen eines abenteuerlichen Lebens ist die uns seit lange vorgekommen. Und dabei ist das Buch ebenso lehrreich als unterhaltend, Letzteres in einem Grade daß Wenige die es einmal angefangen zu lesen es aus der Hand legen werden ehe sie am Ende sind." 8.

---

## Literarische Notiz.

### Geschichte Friedrich's des Großen.

Die „Histoire de Frédéric le Grand", aus der Feder des ehemaligen Staatsraths Camille Paganel, ist ein neues Zeugniß für das Streben der Franzosen sich überall mit unserer geschichtlichen Entwickelung vertrautzumachen, selbst wo diese Entwickelung für das französische Nationalgefühl mit empfindlich unangenehmen Erinnerungen verknüpft ist. In einer langen und gründlichen Einleitung verbreitet sich der Verf. über den Ursprung Preußens und des Hauses Hohenzollern, verweilt ausführlich bei der Regierung des Kasernenkönigs Friedrich Wilhelm I. (denn dieser war es ja der seinem Sohne die furchtbare Waffe der preußischen Armee vorbereitete), und malt dann in den folgenden zehn Büchern das Jugendleben und die frühen Leiden des großen Königs, sein Verhältniß zu Voltaire, Maupertuis, Rollin, Wolff, Algarotti, den Despotismus seines strengen Vaters, seine Thronbesteigung, seine Kriege und Friedensschlüsse und endlich seine Verwaltungsreformen. Das zehnte Buch, eines der merkwürdigsten dieses interessanten Werkes, zeichnet in einer allgemeinen Darstellung des 18. Jahrhunderts geschickt die Stellung Friedrich's unter den Encyklopädisten. Allein zu einer objectiven Anschauung der Geschichte hat es Paganel doch nicht gebracht. Er hätschelt mit aller Wohlgefälligkeit die französische Seite des Königs, und meint daß der Ausspruch Friedrich's: „die Nachwelt werde an ihm mehr den Philosophen als den Krieger bewundern", den Freund Voltaire's, den Beschützer der französischen Sprache und der Ideen Frankreichs hoch über den Eroberer Schlesiens stelle, und daß er seinen, des Verf., Schmerz über die Schlacht bei Roßbach wohlthuend lindere. 2.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 27. —— 31. Januar 1850.


## Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung. Von G. F. Daumer. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 26.)

Daumer will mit uns selbständige Entfaltung der Individualitäten, er will daß Jeder thut was er versteht, er will im Staat die Herrschaft des Rechts, daß die nothwendigen Bedingungen des geselligen Lebens sichergestellt, daß diejenigen sittlichen Gesetze ohne deren Erfüllung eine Gemeinschaft unmöglich wäre durch eine im Volksgeist wurzelnde starke Regierung aufrechterhalten werden, daß so im Staat die Basis der sittlichschönen Menschlichkeit gegründet sei; er citirt gegen den communistischen Unsinn unserer Tage, der nur die Gleichheit des Elends, der Roheit und Sklaverei bringen würde, was ein Ungenannter so beherzigenswerth gesagt:

Die Arbeiter werden sich organisch bethätigen, das Leben wird sich gestalten, wenn man es sich ruhig entfalten läßt, wenn man es vom Drucke der Polizei, der Privilegien, der Menschensatzung und Tyrannei befreit; aber das Leben machen, seine Organisation von oben herab befehlen zu wollen, diesen Neronischen Wahnwitz kann nur eine Pöbelherrschaft versuchen, die nie dauern kann, und der das Schicksal immer nur so lange Raum gibt als nöthig ist um den Menschen deren Schmuz und die Schlacken abzustreifen, und durch die Noth und den Krieg Aller gegen Alle das Gemüth zu erwecken, daß es zu dem einzigen Socialismus zurückkehrt der Sinn und Bedeutung hat: daß Der welcher zwei Röcke hat aus freiem Antrieb und um Gottes willen Dem gibt der keinen hat, und daß Einem der arm und niedrig ist Nichts von Dem abgeschlossen wird was das Gemüth jedes Menschen beanspruchen darf, und was sein Schweiß und sein Geist erringen kann.

Was ist aber Das anders als der Wille des Christenthums, welches jenes Gebot mit den zwei Röcken gegeben hat, welches den Armen das Evangelium predigt, welches alle Menschen als Glieder Eines Leibes betrachtet? Ist es nicht specifisch christlich wenn Daumer selbst fodert daß das menschliche Herz verbessert werde, wenn er selbst erörtert wie alle äußern Veränderungen im Leben der Gesellschaft Nichts nützen ohne die Veredelung und Höherstellung der Einzelnen? Ist nicht gerade das Christenthum darauf bedacht die Welt von einem lebendigen Mittelpunkt aus zu erobern? Nun, in diesem Sinne stehen wir zusammen, auf die Parole soll es uns nicht ankommen, ob die der Eine aus dem Evangelium, der Andere aus dem Koran holt; wir haben den Vereinigungspunkt des Ziels für verschiedene Wege, und vor des Pöbels Geschrei tröstet uns das Dichterwort:

Und im wüstesten Getriebe
Dankt's die stille, beff're Welt!

Wir wenden uns zum „zweiten, eigentlichen Theil"; sein erstes Buch hat die Aufschrift „Gott". Hier verkündet uns, der aufgeblasenen Selbstgenügsamkeit unserer neumodischen Auf- und Ausklärer zum Trotz, sogleich an der Schwelle Napoleon: daß ein natürlicher Hang uns zur Religion hinziehe, und tritt Friedrich von Raumer auf mit der schönen Wahrheit: daß es nicht nur keine Religion, sondern auch keine Philosophie ohne Demuth gebe, daß man nur dadurch daß man Etwas über sich anerkennt frei wird, und sich aus der übelsten Sklaverei, der eigenen, rettet. Goethe bestätigt Das: die Verehrung des Höhern hebt uns zu ihm empor, und zeigt daß wir selbst das Höhere in uns tragen. Rahel erklärt es für sinniger einen allbegreifenden Gottesgeist anzunehmen als bei Unsinn stehen zu bleiben, und Lichtenberg findet den Glauben an einen Gott zur Wohlgestalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlich.

Dann tritt Daumer selbst auf den Höhepunkt der gegenwärtigen Philosophie: er will weder einen abstracten, außerweltlichen, jenseitigen Gott, noch eine blinde, bewußtlose Substanz oder Materie, sondern Ein ewiges, harmonisches Leben, welches in sich selbst Alles entfaltet und erkennt, seiner selbst bewußt ist, und in seiner Einsicht Alles begreift. So faßt er sogleich die Allgegenwart Gottes nicht „popanzartig, als ein richterlich beaufsichtigendes Wissen und Beobachten alles menschlichen Denkens und Thuns, wie sie pfäffisch geltendgemacht wird", sondern wirklich, real, lebendig als das Wesen aller Dinge die in ihm weben und sind, wie der Apostel Paulus sagt, der auch der Ansicht ist daß Gottes ewiges unsichtbares Wesen an seinen Werken ersehen werde. Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm, da ist die reale Gegenwart Gottes auch im Geiste von Johannes ausgesprochen: wir sind berechtigt sie als eine Grundidee des Christenthums in Anspruch zu nehmen. Auch Jakob Böhme, auch J. H. Fichte knüpfen ihre hier mitgetheilte Begründung dieses Gedankens an das Christenthum; auch Luther. Servet

nannte die ganze Natur Gottes verkörperten Geist; Goethe verkündete das volle Gefühl des Unendlichen als sein Glaubensbekenntniß im „Faust", und Platen schrieb es sich als Lebensregel auf: „Deine Religion sei die der Vernünftigen; sie bestehe im Glauben an eine große, Alles durchdringende Seele, deren Körper wir die Welt nennen." Sehr sinnig ist noch was aus Eckermann's „Gesprächen mit Goethe" über die Beseelung des Alls, die Allen mitgetheilte göttliche Liebe angeführt wird. Die folgenden Abschnitte thun dar wie die Ordnung in der Welt nur durch ein ordnendes Bewußtsein erklärt, die Zweckmäßigkeit nur durch die Beziehung eines Gegenstandes auf den Verstand als Ursache denkbar wird. Kant, Jean Paul, Fichte der Sohn und F. Fischer treten hier als Stimmgeber auf; für Viele ist vielleicht der Physiologe Valentin eine bessere Autorität; mit Recht hat Daumer aus den Schriften dieses scharfsinnigen Naturforschers eine Reihe von Thatsachen zusammengestellt die schlagend beweisen was Valentin selbst an die Spitze stellt: „Die unendliche Weisheit des Schöpfers tritt uns so gebieterisch entgegen als wenn wir die verschiedenen Werkzeuge der von ihm geschaffenen Vorrichtungen in ihrem Zusammenhange zu ermitteln suchen." Ungenügend dagegen sind die Aussprüche über Gottes Walten im Geistigen, Sittlichen und Geschichtlichen; vielleicht daß spätere Abschnitte die Nachlese bringen. Doch wollen auch wir eines Ausspruchs von Friedrich dem Großen gedenken; je demüthigender er ist, desto merkwürdiger von einem solchen Mann:

> Ich ergebe mich in das Geschick welches die Welt nach seinem Belieben lenkt. Als Politiker und Krieger sind wir Nichts weiter als Drahtpuppen der Vorsehung. Nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand bewegen wir uns und handeln wir ohne zu wissen was wir thun, und nicht selten ist die Frucht unserer Bemühungen das Gegentheil von Dem was wir erwarteten.

Da wäre nun freilich zu erörtern gewesen wie doch der Mensch frei sein kann, und wie sich danach seine Lebensaufgabe stellt, was freilich nicht durch Aphorismen, sondern nur durch eine innerlich zusammenhängende und äußerlich geschlossene Gedankenentwickelung möglich ist.

Das zweite Buch behandelt Gott unter dem Namen der „Natur". Denn Natur nennt Daumer die Totalität des Daseins in ihrer sich selbst erfassenden Einheit; er sagt:

> Wol darf man Welt und Natur selbst als eine in sich selbst persönlich bestimmte Einheit und Ganzheit betrachten, als die allgemeine, absolute Persönlichkeit in der alle andern als besondere und relative gesetzt und begriffen sind; denn dies ungeheuere Dasein das uns umgibt und befaßt drängt sich uns, wenn wir uns ohne verblendetes Vorurtheil verhalten, als ein in sich begründetes und beschlossenes, organisch lebendiges Eins voll Geist, Bewußtsein, intelligenter Selbstbestimmung und Selbstgewißheit auf.

Warum aber dann der Namenstausch? Um anzukämpfen gegen den einseitigen Spiritualismus. Das geht aber nicht ohne Störung und Verwirrung ab; wir hätten lieber die Ueberschrift gesehen: Gott in der Welt, oder die Natur in Gott, im Lichte des göttlichen Lebens. Für den Verständigen ergibt sich freilich bald daß auch hier der Gegensatz des Deismus und des Pantheismus in der Idee eines wahrhaft Unendlichen und zugleich Selbstbewußten überwunden ist. Vieles was die gemeine Ansicht der Dinge, die das Bewußtsein entweder einem von der Natur geschiedenen jenseitigen Gottesgeiste leiht, oder ein allgemeines Bewußtsein leugnet und nur blinde Materie sieht, Vieles, sage ich, was diese Betrachtungsweise theils ignorirt, theils verwirft, weil es ihr unerklärlich ist, wird gerade von Daumer herangezogen um die allwaltende Seele der Welt zu beweisen, wie er selbst abschließend schreibt:

> Einen der schönsten Beweise für das Dasein eines geistig Höhern und Göttlichen — nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb ihrer selbst, eines göttlichen Weltinnern, bilden die wunderbaren Ahnungen und Instincte der Thiere und die damit verwandten Erscheinungen im Menschengeschlecht, wie sie sich theils im wachen Fühlen, Ahnen und Schauen, theils in Schlaf, Traum und somnambulen Zuständen zeigen, namentlich das die Objecte der Außenwelt erkennende Durchdringen des Raums bei eingeschlafenen Sinnen, und trotz der sich entgegenstellenden dem wachen Sinne undurchdringlichen Körperlichkeiten, der Blick in die Zukunft ohne Reflexion und äußere Vermittelung, wobei zum Theil die geringfügigsten, scheinbar unbedeutendsten Umstände vorausgesehen werden, das unmittelbare sichere Bewußtsein Dessen was dem kranken Organismus gut und heilsam ist, das Verstehen, ja Sprechen niegelernter Sprachen, das Wissen der geheimen Gedanken und Thaten Anderer, und so fort. Diese dem thierischen und menschlichen Selbst als solchem so völlig fremden Vermögenheiten geben uns zu erkennen daß noch ein anderes, mehr als thierisches und menschliches Bewußtsein im Weltall vorhanden ist, mit welchem das ihm sonst in abstracter Weise entgegengesetzte thierische und menschliche in jenen Zuständen und Momenten zusammengeht, an welchem es ahnend, träumend, hellsehend in verschiedenen Graden theilnimmt, indem es so seine creatürliche Besonderheit und Beschränktheit in die Universalität der durch Alles lebendig hindurchgehenden allwissenden Seele der Welt aufhebt.

Das dritte Buch heißt „Das Weib". Die Stellung des Weibes in der Gesellschaft wird Daumer zum Maßstabe für die Bildung und Gesittung der Völker, ohne daß er daran dächte wie er hiernach der christlichen Welt das beste Zeugniß geben muß! Im Weibe sieht er den tiefbeglückenden Central- und Ruhepunkt des sonst unendlich zerrissenen und friedlosen Daseins, sieht er mit Schiller und Goethe das Menschheitliche, welches in den Männern nach seinen verschiedenen Seiten auseinandertritt, in der ursprünglichen Reinheit und Harmonie. „Wer erklärt die wundervoll magische Gewalt im Weibe?" fragt er mit Platen, und ergeht sich mit Volksliedern und Philosophen, mit Naturforschern und Historikern in einem Preise der Weiblichkeit; der Glaube an die Liebe Gottes ist ihm die Anerkennung des Ewigweiblichen, ja das Weib ist ihm der in einem ganzen Geschlecht menschgewordene Gott der neuen Religion, dessen schon in der Welt nachgewiesene Gegenwart hiermit eine nähere Bestimmtheit erhält. Der Begriff des Gottmenschlichen, der Menschwerdung Gottes ist aber ohne eine Betrachtung der ethischen Probleme nicht zu besprechen, und da eine solche die bisjetzt vorliegenden Bände noch nicht geben, müssen wir erwarten daß uns Daumer später zu

einer Verhandlung hierüber Anlaß und Gelegenheit gibt.

Daumer's Buch ist ein Zeichen der Zeit. Der Naturalismus, die Kritik, die sich vom Christenthum und von der Erkenntniß eines lebendigen Gottes überhaupt abgewandt, beginnen eine Rückkehr zur Religion im Allgemeinen, zum Gefühl und Bewußtsein eines unendlichen Geistes als Seele der Welt; wenn von Seiten des Christenthums Dasjenige was den Naturgesetzen widerspricht als Zeitvorstellung oder Mythus gefaßt, und der Kern der Wahrheit frei hervorgehoben wird, dann müssen beide Bestrebungen einander begegnen. Und sie werden einander die Hand reichen. Atheismus, Pantheismus, Deismus müssen bei ihrem Ungenügen für Geist und Herz in ihrer Einseitigkeit aufgegeben, und an ihre Stelle muß die Totalität eines in sich und im All lebendigen, eines sich in Allem entfaltenden und Alles in sich wissenden Gottes treten, dessen Erkenntniß philosophisch und religiös befriedigt.

**M. Carriere.**

---

## Eine neue Gattung von literarischem Charlatanismus.

Charles Eynard, der Philanthrop in Genf, der vor einigen Jahren, als die griechische Regierung gedrängt ward von England eine verfallene bedeutende Anleihe zurückzuzahlen, den Hellenen 500,000 Francs zur Verfügung stellte, hat kürzlich ein „Vie de la baronne de Krudener" herausgegeben. Dieses seinen Freunden Fallour und Nességuier gewidmete Buch enthält neben geschichtlich Merkwürdigem auch Anekdotenschaum. Wir erkennen in der glänzenden Weltdame, die sich bisher nur durch Schönheit, Geist, Glücksgüter und Rang auszeichnete, und nun auch schriftstellerischen Ruhm erwerben will, die fromm begeisterte Predigerin nicht wieder, die freiwillig von ihrer gesellschaftlichen Höhe herabstieg, sich mit den Armen und Geringen verband, eine Art christlichen Communismus übte, zu einer Zeit wo man dies Wort noch nicht nannte; und die, großherziger als es in unsern Tagen geschieht, die reinsten Grundideen des Evangeliums, die wahre Brüderlichkeit, Freiheit und Gleichheit in dem misbrauchten göttlichen Texte fand, um deren Vorenthaltung so viel Blut geflossen ist und noch fließt. Doppelt verstehen wir aber warum Frau von Krüdener später nicht mehr von ihrem Liebling „Valérie" hören mochte, wenn wir erfahren wie dieses kleine Meisterwerk zur Mode gemacht wurde.

Die Verfasserin stieg jeden Tag in den Wagen und gab ihrem Kutscher Befehle vor den beliebtesten Magazinen zu halten. „Haben Sie eine écharpe à la Valérie?" fragt sie beim Eintreten in einen eleganten Laden. „Nein, gnädige Frau." — „Aber ich wünschte eine solche, man trägt keine andern Echarpen mehr." — „Nun, gnädige Frau, beschreiben Sie uns das Gewebe, die Farben dieser Echarpen." — „Es sind Echarpen à la Valérie, sonst weiß ich Nichts. Ich habe sie bei der Prinzessin B .... bei der Marquise V .... u. s. w. gesehen." — „Ganz gewiß, gnädige Frau, haben wir morgen Echarpen à la Valérie."

Frau von Krüdener steigt von neuem in ihren Wagen um im nächsten Augenblicke vor einem Modemagazin anzufahren, wo sich die nämliche Scene wiederholte. „Ich wünschte einen Hut à la Valérie." Alle Modistinnen hören in der Arbeit auf um die Dame mit großen Augen anzuschauen. Die Herrin holt ihre schönsten Hüte herbei. „Keiner ist à la Valérie", entgegnet Frau von Krüdener. „Wollen die gnädige Frau uns nicht die Form dieser Hüte bezeichnen?" — „Nun, es ist eine ganz neue, junge, reizende Form, voll Grazie, wie die Heldin von welcher der Name kommt." — „Ach, Valérie ist ein Buch!" zischelten die jungen Mädchen mit plötzlich erwachtem Interesse. „Ist es erst erschienen? Ist es ein Roman?" fragte die keckste. — „Ja, es ist ein Roman; er wird erst seit einigen Tagen ausgegeben und gefällt so sehr daß man ihn kaum mehr auftreiben kann." — „O wir werden ihn schon bekommen!" riefen die Mädchen mit steigender Theilnahme. „Man spricht von nichts Anderm", fuhr Frau von Krüdener fort. „Alle Damen der Faubourg St.-Germain haben schon Hüte à la Valérie." — „Sonderbar!" dachte die Modistin, „ich habe nicht von diesen Hüten reden hören"; laut versprach sie darauf der eleganten Besucherin baldigst Hüte à la Valérie. Die jungen Lehrmädchen haben bald keinen andern Gedanken mehr als „Valérie" zu lesen. Nach acht Tagen findet man „Valérie" auf den Ladentischen, in den Boudoirs, den Salons, kurz überall wo es Frauen gibt; die Hüte, die Echarpen sind à la Valérie. Der Name bleibt ihnen und die Baronin sieht alle ihre Erwartungen von dem Erfolge ihrer kleinen Kunstgriffe übertroffen.

9.

---

## Bibliographie.


Arndt, F., Das Leben Jesu. Predigten im J. 1849 gehalten. 1ster Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 Thlr.

Böttger, A., Dämon und Engel. Gedicht. Leipzig, O. Klemm. 16. 15 Ngr.

— — Ein Frühlingsmärchen. Gedicht. 2te Auflage. Ebendaselbst. 1849. 16. 18 Ngr.

Das Buch aller Prophezeiungen und Weissagungen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 4te Auflage, bedeutend vermehrt und durch eine Abhandlung über die Nähe des Weltendes durch den Canonicus Remusat, auch durch einen Beitrag Sr. Heiligkeit Pius IX. bereichert. Stuttgart, Scheible. 1849. 32. 11 Ngr.

Fürstenau, M., Beiträge zur Geschichte der K. Sächs. musikalischen Kapelle. Großentheils aus archivalischen Quellen. Dresden, Meser. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Giebel, C. G., Kosmos oder Geschichte des Weltalls, der Erde und ihrer Bewohner. Ein Volksbuch. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Kummer. 8. 1 Thlr.

Goethe's Sammlungen. Drei Theile. Jena. 1848, 49. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hirsch, R., Soldaten-Spiegel. 2te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 1849. 8. 10 Ngr.

Kugler, F., Jacobäa. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 8. 27 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1850. Herausgegeben von P. A. Klar. 9ter Jahrgang. Mit 1 gestochenen Portraite, 1 Musikbeilage und 3 lithographirten Ansichten. Prag. 1849. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Merz, J., Göthe von 1770 bis 1773 oder seine Beziehungen zu Friederike von Sesenheim und Werther's Lotte. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 5 Ngr.

Oroß de Balásfalva, A., Das Unhaltbare unseres Steuer-Systems. Verglichen mit einer zeitgemäßen Verbesserung desselben. Praktische Ansichten. Wien. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Palmen-Zweige gelegt auf den Hausaltar meiner Brüder und Schwestern. Wien. 1849. 8. 12 Ngr.

Schrader, W., Der wahre Constitutionalismus, der christliche Staat und die Majoritäts-Regierung. Eine Kritik. Erfurt, Müller. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum. Leipzig, Herbig. 8. 15 Ngr.

Stens, W., Vincentius von Paulus. Ein episch-lyrisches Gedicht. Köln, Eisen. Gr. 12. 1 Thlr.

## Tagesliteratur.

Bamberger, L., Erlebnisse aus der Pfälzischen Erhebung im Mai und Juni 1849. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Drobisch, T., Faren aus Sachsen. 1stes Heft. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 4 Ngr.

Hosse, F., Was giebt der Herr uns bei den gegenwärtigen Ereignissen zu bedenken? Predigt, gehalten zu Duisburg am 21. Octbr. 1849. Duisburg, Bagel. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Heugel, C., Demokratisches ABC- und Lesebuch. Ein Geschenk für große und kleine Demokraten. Mit Bildern und erbaulichen Versen. Berlin, Weyl u. Comp. 8. 6 Ngr.

Krummacher, F. W., Herrsche unter deinen Feinden! Predigt am Missionsfeste zu Magdeburg über Psalm 110, V. 2 gehalten. Magdeburg, Heinrichshofen. 1849. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Lange I., Das dritte Bataillon [2. Berliner] 20. Landwehr-Regiments im J. 1849. Mit besonderer Beziehung auf die 9. Compagnie dieses Bataillons. Auszug aus einem Tagebuche. Berlin, Hayn. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Ledwina, G., Das bedeutungsvolle Jahr 1848. In seinen Hauptmomenten geschildert. Wien, Dirnböck. 1849. Gr. 16. 6 Ngr.

Middendorff, W., Die Kindergärten. Bedürfniß der Zeit, Grundlage einigender Volkserziehung. Blankenburg. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Riemann, E., Predigt über 1. Cor. 16, 13. 14. gehalten bei der Eröffnung der Hannoverschen allgemeinen Ständeversammlung am 8. Nov. 1849. Hannover, Rümpler. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Platner, E., Festrede an dem hundertjährigen Geburtstage Göthe's bei der akademischen Feier der Universität Marburg gehalten. Marburg, Elwert. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Gegen „des Hrn. Geh. Kirchen- und Schulrathes im k. sächs. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts Dr. Conr. Benj. Meißner, exegetische Beiträge zur Erklärung der Grundrechte des deutschen Volkes über Kirche und Schule." Leipzig, Matthes. 1849. 8. 3 Ngr.

Schuselka, F., Das Interim, die kleinen deutschen Staaten und die deutsche Freiheit. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 10 Ngr.

— — Deutsch oder Russisch? Die Lebensfrage Oesterreichs. 2te mit einer Epistel an die Politiker Oesterreichs vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 1849. 8. 9 Ngr.

Wigard, F. J., Protestation und Appellation gegen Einleitung eines strafrechtlichen Verfahrens wegen Theilnahme an der deutschen National-Versammlung zu Stuttgart. Leipzig, Matthes. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

## Inhalt des Monats Januar.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 28. —— 1. Februar 1850.



## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.


## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von **Friedrich von Raumer.**

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

### Siebenter Brief.

Ich will heute in höchster Kürze noch einige Vorschläge erwähnen welche zur Abstellung verschiedener geselliger Krankheiten gemacht worden sind.

1) Herstellung der Zünfte. Gewiß ist man bei eiliger Aufhebung derselben zu weit gegangen, und denkt mit Recht daran gewisse damit in Verbindung stehende nützliche Einrichtungen neu zu beleben. So einen geselligen Zusammenhang, moralische Aufsicht, Sorgfalt für die Kranken, Ehrgefühl für gute Arbeit u. dergl. Allein in dem abgeschlossenen Monopol gewisser Meister und in der Chicane gegen neue Aufnahmen, in der willkürlichen Beschränkung selbst der Tüchtigen liegt kein Mittel gegen vielbeklagte Uebel. Das berliner Maurergewerk hatte einst einem Gesellen aufgegeben: er solle einen Bauplan entwerfen zu einem Palaste für drei fürstliche Familien, die sich nicht in die Quere kommen sollten; und dieser Palast solle genau ein Fünfeck ausfüllen. Wer kann sich einbilden auf solchem Wege übermäßigen Andrang von Bewerbern zweckmäßig abzuhalten. Es hat überhaupt gar keine Schwierigkeit durch Anwendung beschränkender Gesetze Lehrlinge und Gesellen aus einer Stadt oder einem Bezirke hinwegzuweisen; keiner von Denen welche dies Verfahren empfehlen hat aber bisher gezeigt wo denn die Zurückgewiesenen bleiben und was aus ihnen werden soll? System und Zeitrichtung ist gar nicht aus einem Stück, wenn man an einer Stellung übermäßig die Arbeiter gegen den Fabrikherrn unterstützt, und dann doch die Gesellen gegen die Meister zurücksetzt. So viel genüge an dieser Stelle; die Frage über Ansiedelungsgesetze führt jedoch nochmals in diese Gegend zurück.

2) Festhaltung des erworbenen Reichthums durch Majorate, Fideicommisse, Erschwerung der Veräußerungen und der Theilung des Grundvermögens. Liederliche Vergeudung des Erworbenen und übermäßige Theilung der Besitzthümer kann Niemand vertheidigen; selten aber können die mannichfachsten Verhältnisse durch Gesetze geregelt werden welche Alles über einen Leisten schlagen. Auffoderungen in Deutschland (etwa zur Begründung eines reichen Adels) Majorate und Fideicommisse zu stiften werden keinen Anklang finden; und Gebote sie unverzüglich aufzulösen greifen zu sehr ein in Familien- und Privatverhältnisse. Wenn die Erlaubniß sie zu stiften gegenüber ihre Aufhebung durch Familienbeschlüsse erleichtert wird, setzt sich Alles in das natürliche Gleichgewicht. Das an sich oft wohlwollende Bestreben auf viele Geschlechtsfolgen hinaus regelnd einzuwirken trägt nur selten die erwünschten Früchte, und was durch Arbeit und Anstrengung gewonnen ist geräth durch begünstigende Vererbung jener Art nur zu oft in die Hände genußsüchtiger Faullenzer.

3) Landvertheilungen oder ackerbauende Colonien. Hierbei liegt wenigstens die Absicht zum Grunde nützliche Thätigkeit zu befördern und nicht der Faulheit Vorschub zu leisten. Aber schon deshalb findet die Sache ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Zuvörderst ist sorgfältig zu berücksichtigen wie viel Land etwa neben der Hauptbeschäftigung mit der Hand kann bebaut werden; auch hat die Erfahrung gezeigt daß viele Personen (z. B. Weber) für ländliche Arbeiten zu schwach oder so ungeschickt und unkundig sind, daß sie nicht den frühern Ertrag etwa vertheilter Domainen zu erwirthschaften vermögen. Die Versuche Kirchspielländereien durch Arme in Cultur zu setzen scheiterten fast jedesmal*), und ebenso ist die Hoffnung auf diesem Wege das Uebel zu vertilgen, und für die Zukunft weitere Anfoderungen abzu-

*) Kleinschrod, S. 309.

schneiden, nie in Erfüllung gegangen. Die Anlage größerer Ackerbaucolonien erfodert ein um so größeres Capital, als gewöhnlich das bessere Land schon längst in Besitz genommen ist. Schon deshalb haben sich selbst geschickt geleitete Unternehmungen der Art auf die Dauer selten bewährt; wie denn überhaupt Colonisirung durch freie, nicht ganz besitzlose Arbeiter wesentlich von Armencolonien verschieden, und ohne Vergleich leichter sowie des Erfolgs sicherer ist.

4) Auswanderungen. Durch sie ist die Erde bevölkert, bebaut, vergeistigt worden, mithin nicht der geringste Grund vorhanden sie im Allgemeinen zu hemmen und zu verdammen. Wem es im Vaterlande wohl geht sucht sehr selten einen neuen Wohnsitz in der Ferne. Man befördere nur jenes Wohlsein in erwünschter Weise, und das Auswanderungsfieber wird sich bald legen. Daß aber diejenigen Länder welche am reichsten sind und gut regiert werden ebenfalls (und wol in noch höherm Maße) den Ueberschuß ihrer Bevölkerung fortsenden müssen, bedarf keines Beweises. Der Nachwuchs wird aber hierdurch keineswegs gehemmt, und die Hinwegführung unzähliger Arme in ferne Welttheile auf Kosten ihrer Mitbürger würde, nach unerschwinglichen oder doch übermäßigen Opfern, nicht zum erwünschten Ziele führen. Aus sehr erheblichen Gründen ist selbst das reiche England nicht auf Uebersiedelung armer Irländer eingegangen.

5) Abschaffung oder doch Beschränkung und Besteuerung der Maschinen. Das was eine Maschine leisten und zu Stande bringen kann, soll nie von einem lebendigen Menschen unternommen werden. Die Maschinen vergeistigen den Menschen, lassen ihm Zeit und Kraft zu höhern Beschäftigungen, vermehren Erzeugnisse und Genüsse in unglaublicher Weise: Ehre also und Dank den Erfindern der Maschinen, diesen Befreiern der Menschheit. Vom Spaten und Dreschflegel an bis zur Anwendung der Dampfkraft, welche Reihe von erstaunenswürdigen, heilsamen Fortschritten! Diese gerechte Freude und Bewunderung soll uns indessen antreiben mit doppelter Aufmerksamkeit die Schattenseiten ins Auge zu fassen, welche wie mit jeder menschlichen Einrichtung so auch mit dem Maschinenwesen verbunden sind. Ich will deren nur zwei erwähnen. Jede hierhergehörige wichtige Erfindung setzt durch ihre Anwendung eine bedeutende Zahl bisher beschäftigter Menschen außer Thätigkeit: so eine Druckerpresse viele Abschreiber, eine Spinnmaschine viele Spinner, ein Dampfwagen viele Fuhrleute. Die Gefahr, die Krisis tritt jedoch oft allmälig ein und ist dann nur gering, oder sie dauert nicht lange, weil zuletzt durch die neuen Einrichtungen noch mehr Menschen als zuvor beschäftigt werden, wenngleich in anderer Weise. So setzt das Drucken jetzt eine größere Zahl in Bewegung als sonst das Abschreiben, und die Fuhrleute sind bei und neben den Dampfwagen thätiger als je zuvor.

Eine zweite unangenehme Folge des Maschinenwesens ist: daß oft für die dabei beschäftigten Menschen fast nur einzelne Handgriffe übrigbleiben, wobei sie verdummen und nicht die geringste geistige Thätigkeit üben und gebrauchen. Neue Erfindungen haben jedoch allmälig auch viele dieser Hülfsleistungen den Maschinen zugewiesen. Gewiß helfen gegen die beiden hier angedeuteten Uebel keine übereilten Gewaltmittel. Sind jene vorübergehend und örtlich, so muß man nur einstweilige und örtliche Maßregeln ergreifen, über welche sich im Allgemeinen Nichts bestimmen läßt; sind sie dauernd, so muß insbesondere geistige Hülfe, z. B. durch Erziehung und Beschaffung einer freien Zeit, gewährt werden. Wenn Maschinen und Theilung der Arbeit unzweifelhaft die Menge der Erzeugnisse vermehren, so muß auch Etwas für diese edlern Zwecke übrigbleiben; ja wenn die Maschine wohlfeiler arbeitet als der Mensch, so müßte (bei gleichbleibenden Fabrikpreisen) selbst eine Erhöhung des Lohns möglich werden.

6) Erschwerung oder Erleichterung der Ansiedelungen. Die gerade Entgegensetzung beider Vorschläge zeigt zunächst daß man mit Untersuchung und Beurtheilung des Gegenstandes gewiß noch nicht im Klaren ist. Die Erschwerung (sagt die eine Partei) ist durchaus nothwendig um den Andrang habeloser und sittenloser Menschen abzuhalten, welche sehr bald ihren Mitbürgern auf unverschämte Weise zur Last fallen und die Armenkassen völlig erschöpfen. Die Erleichterung (sagt die andere Partei) ist durchaus nothwendig, damit jeder Einzelne nach bester Einsicht unbehindert dahin gehen und sich ansiedeln könne wo er die meiste Beschäftigung und den größten Erwerb findet.

Gewiß haben diese Doppelansichten durch abwechselnde Einwirkung eine unzusammenhängende Gesetzgebung, und die härtesten und willkürlichsten Maßregeln hervorgebracht. So herrschte in England (zufolge der dortigen Armengesetze) eine solche Furcht vor der Ansiedelung habeloser Personen, daß man auch die Tüchtigern zurückwies, und unzählige, kostspielige Processe geführt wurden*) um die Menschen einer oder der andern Gemeinde zu überweisen. Wenn umgekehrt Jeder sich (wie in Berlin) niederlassen darf der Nichts besitzt als gesunde Arme und Beine, so entsteht ein um so gefährlicherer Andrang von Leuten aller Art, als die Gesetze über Ansiedelung in unserm deutschen Vaterlande höchst verschieden sind. Während nämlich an einer Stelle fast Nichts gefodert wird, verlangt man an anderer Stelle hohe Bürgschaften, großes Vermögen, Grundbesitz u. s. w., oder man überläßt Zulassen oder Abweisen ganz dem Belieben einzelner Orts- und Stadtbehörden.**) Daran reihen sich dann Kunststücke, Schliche, Lügen aller Art um die Niederlassung zu bewirken oder zu vereiteln; oder man erhebt auch wol Versicherungssummen zur Deckung künftiger Kosten und Unterstützungen.

Die Deutsche Bundesacte §. 18 gibt Jedem das Recht aus einem Bundesstaate in den andern zu ziehen, der

---

*) Naville, I, 150, 165.

**) In Oestreich entscheidet die Ortsobrigkeit. Rudhart, „Zustand des Königreichs Baiern“. Vierteljahrschrift, 1840, II, 215, 265.

erweislich sie zu Unterthanen aufnehmen will. Dieses Satzes letzte Hälfte hebt aber in Wahrheit die erste auf, und mit Recht bezweckte man in den neu entworfenen Grundrechten des deutschen Volks eine grössere Freiheit und Gleichheit einzuführen. Schwierig wird es jedoch bleiben Beides zu versöhnen mit bestehenden Einrichtungen, Antheil an Gemeingütern, Erhaltung gewisser Vorrechte oder Entschädigung für die Aufhebung derselben. Viel ist in dieser Beziehung schon im Preußischen überwunden und zu Stande gebracht worden; möge Theorie und Erfahrung von den übrigen deutschen Staaten benutzt werden, bei dem unausweichlichen Uebergang in neue Verhältnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Romanliteratur.

Diese Ueberschrift ist während der letzten beiden Jahre eine Seltenheit in literarischen Blättern geworden. Wenn zu andern Zeiten irgend eine merkwürdige Begebenheit das allgemeine Interesse beschäftigt, so finden sich immer Schriftsteller welche diese Begebenheit sofort als ergiebigen Stoff für einen Roman benutzen. Die Märztage des Jahres 1848 waren jedoch so gewaltiger und die Gesammtheit wie das Individuum durchaus bewältigender Natur daß Keiner Ruhe fand zu romantischer Darstellung des Erlebten; denn er mußte selbst eine Rolle in dem großen historischen Drama mitspielen, oder sich ganz und gar isoliren. Wenn A. v. Sternberg die berliner Ereignisse dennoch sofort in einen Roman zu kleiden versuchte, so sollte dieser besondern Zwecken dienen und kann daher als Erzeugniß künstlerischer Unfreiheit nicht weiter in Betracht kommen. Es konnte jedoch leicht vorausgesehen werden daß der gewaltsamen Anspannung entweder ein Zerspringen, oder aber bald genug, wenn auch nicht Erschlaffung, doch ein allmäliges Nachlassen und damit ein Hinlenken zu ruhigerer Beschaulichkeit folgen müsse. Vor jenem Zerspringen sind wir bisjetzt bewahrt geblieben; die Ereignisse drängen vielmehr nach einem Ruhepunkte hin. Sie haben sogar jenen Reiz welcher bisher Jedermann an die politischen Zeitungen fesselte soweit verloren, daß aus der Gesammtheit nur ein verhältnißmäßig geringes Häuflein den Gang der Dinge für diesen oder jenen Zweck zu lenken sich bemüht, oder doch mit noch immer lebhaftem Antheil begleitet. Die Uebrigen bilden entweder den Chor für Jene oder Diese, oder aber sie wenden sich bessere Zeiten hoffend ihren frühern Bestrebungen wieder zu. Die Zahl derselben ist bedeutend, und eben unter ihnen wird das Bedürfniß nach Demjenigen was wir nun einmal Unterhaltungsliteratur nennen wieder rege. Vorzugsweise sind es jedoch die Frauen die, weil sie so Vieles entbehren mußten, gegenwärtig mit um so größerm Eifer nach Neuem sich umschauen. Doch werden sie das bisher Gewohnte, nur in dem Kreise der Liebe und Ehe, des Familienlebens, der französischen Romantik und dergleichen sich bewegend, wol noch längere Zeit nicht wiederfinden; denn es ist natürlich daß die Schriftsteller, mehr oder weniger betheiligt bei den politischen Fragen der beiden letzten Jahre, zunächst aus ihren Erinnerungen schöpfen, daß daher auch die Romane Spiegelbilder der nächsten Vergangenheit sein werden. So gehören denn auch die Werke welche wir für diesmal anzuzeigen haben bis auf eins lediglich unsern Tagen an. Beginnen wir mit der obengedachten Ausnahme:

1. Für Stadt und Land von C. Spindler. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1849. 8. 2 Thlr.

Spindler scheint zu den wenigen Schriftstellern zu gehören welche sich isolirten, wenigstens finden wir in den zehn Erzählungen dieser beiden Bände keinen Anklang an die Fragen des Tags. Sie scheinen schon früher geschrieben, und wenigstens zum Theil einzeln veröffentlicht gewesen zu sein. Wir finden unter dem Gegebenen nur eine Erzählung den Ansprüchen genügend welche wir an Spindler zu machen berechtigt sind; es ist die letzte des zweiten Bandes: „Der Klosterhirt", in ihrer schlichten Entwickelung die Aufgabe erschöpfend. „Die Auswanderer" im ersten Bande tragen die Tendenz an der Stirn die Menschen gegen Auswanderung einzunehmen. Dazu ist jedoch ein concreter Fall wie er hier entwickelt ist nicht geeignet. Ein an sich bedeutendes Thema bietet in demselben Bande „Saat und Ernte". Weil aber hier wie in den meisten übrigen Erzählungen die Personen den Verhältnissen angepaßt sind, und in sehr knapp gehaltenen Gruppirungen weitergeschoben werden, so ist das Thema: „Was du säest Das erntest du", verfehlt. Die Hauptperson, der Arzt Redenbach, säet durchaus nicht, sondern weil ihm Clementinens Hand versagt wird nimmt sein Lebensgang eine immer düsterere Richtung, die in seiner Ermordung ihr Ende findet. Wir können es beklagen daß ihm jede Selbstbestimmung mangelte, eben deswegen aber läßt sein Leben wie sein Tod uns theilnahmlos.

Das folgende Buch:

2. Moderne Intriguanten, oder Enthüllungen der Aristokratie. Ein Roman von Adolf Schirmer. Zwei Bände. Hamburg, Berendsohn. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.

schildert Zustände der vormärzlichen Zeit; auch ist es, da dem Verf. das neue Einschläferungsmittel Chloroform noch nicht bekannt ist, sicher schon 1847 geschrieben, und mag damals nicht durch die Censur zu bringen gewesen sein. Im Allgemeinen handelt es sich in dem Buche darum einen Erbprinzen zu Ausschweifungen zu verleiten, die ihn, wenn nicht unter die Erde bringen, doch regierungsuntüchtig machen sollen, damit möglicherweise ein nicht ebenbürtiger Sohn zur Erbschaft gelange. Für diesen Zweck wird, weil solche Personen für dergleichen Dinge gut genug gehalten werden, eine Schauspielerin gewonnen; dann wird es auch mit dem Pharaotisch und sonstigen Mitteln der nobeln Gesellschaft versucht. Indessen hat der prinzenverderbende Roué in einem gemeinen Wirthshause ein schönes Mädchen von 15 Jahren entdeckt, und weil er sein Ziel auf anderm Wege nicht zu erreichen hofft, soll das Kind durch Schwefeläther bezwungen werden. Der Kronprinz vereitelt diese Nichtswürdigkeit, und die Schönheit und Unschuld des Mädchens bringen ihn so weit daß er eine Trauung einleitet. Da erscheint ihr Vater, ein polnischer Großer, und nun weiß auch die Mutter des Erbprinzen, die gekommen ist die Mesalliance zu stören, Nichts gegen die Trauung einzuwenden. Wir sehen auch zwei emancipirte Damen: eine Prinzessin, die eigentlich der Erbprinz heirathen sollte, und die Gemahlin des Roué. Beide compromittiren sich mit einem Eclat der die Prinzessin nach England, die Freundin nach Italien treibt. In den 17 Capiteln welche das ganze Buch umfaßt sind die Situationen sorgfältig gewählt und ausgemalt, und diese geschickt bis zum Ziele durchgeführt. Die Ausmalung ist, namentlich in den Gegensätzen des Glanzes und der Armuth, in schreienden Farben ausgeführt, doch entbehren die Partien in den hohen Cirkeln keineswegs der Wahrheit. Sie geben ein anschauliches Bild Dessen was mancher Orten die Noth und die Schande von 33 Friedensjahren war, und schon deshalb ist das Buch nicht ohne Nutzen zu lesen.

3. Fürst und Volk. Historischer Roman aus der berliner Märzrevolution. Von L. Schubar. Zwei Theile. Berlin, Sacco. 1849. 8. 2 Thlr.

Wer zu erfahren wünscht wie ein Buch nicht gemacht werden soll findet dazu in diesen beiden Theilen gründliche Anleitung. Vom Volk sehen wir nur im Anfang des ersten Theils zwei berliner Bürger einige Worte wechselnd, von der Märzrevolution nur auf der letzten Seite des zweiten Theils die

Nachricht daß das reiche Material ein besonderes Buch nöthig mache, welches man auch als dritten Theil des obigen Romans betrachten könne. Was das Jahr 1745 mit der Märzrevolution zu thun hat, ist nicht ersichtlich, jedenfalls aber beschäftigt sich der ganze erste Theil mit diesem Jahre um uns einige Geschichten von Friedrich II. zu erzählen. So wie sie dastehen sind sie schwer glaublich, und haben überhaupt wol nur den Zweck jenen König als eine Art Tyrannen darzustellen. Uebrigens stoßen wir hier auf merkwürdige historische Schnitzer. Die Hauptperson, der Leiter und Lenker ist der Tausendkünstler Philadelphia, der bekanntlich erst etwa 30 Jahre später in Deutschland auftrat. Sodann haben wir die zwecklose Erscheinung der weißen Frau, deren Aeußeres, deren Gebahen in keiner Weise mit den bekannten Relationen und einer Abbildung zusammentrifft. Wahrscheinlich hat Philadelphia die Erscheinung aus einer Zauberlaterne hervorgehen lassen! Sodann tritt Casanova auf! Wenn auch dessen Memoiren nirgend eine Jahreszahl nachweisen, so ist aus ihnen doch auf den ersten Blick ersichtlich daß dieser Held erst einige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege in Berlin eingetroffen sein muß. Er kam von London, wo die Frau von Hinüber Foderungen ihres Mannes aus der Zeit dieses Kriegs liquidirte, während ihre drei Töchter von Casanova zu historischen Personen seiner Art erhoben wurden. In Berlin wird Casanova vom Verf. benutzt um die Correspondenz Trenck's mit der Prinzessin Amalie dem König in die Hände zu spielen. Wenn Etwas daran wäre, hätte es Casanova sicher selbst erzählt. Bekanntlich sagt er kein Wort der Art; dagegen hält es der Verf. für angemessen diesen Aventurier dem Leser deutlich vorzuführen, und zu diesem Zweck werden allerlei Lebensansichten desselben mitgetheilt und zwei Anekdoten erzählt. Eins wie das Andere war überflüssig, da es nicht zur Sache gehört, und da Casanova's Memoiren bekannt genug sind. Zu den Eigenthümlichkeiten des ersten Theils gehört es auch noch daß Friedrich II. von der Umgebung schon „der Alte" genannt wird, obgleich er 1745 noch ein junger Mann war. Der zweite Theil gibt eine ganz neue Geschichte voll unabsehbarer Heimlichkeiten, die denn wahrscheinlich in dem verheißenen dritten Theile, wenn es das überreiche Material irgend zuläßt, ihre Lösung finden.

(Der Beschluß folgt.)

## Mancherlei.

Der feine J. M. Sailer, welcher allen Kirchlichen so werth war, Katholiken wie Protestanten, dessen Gebetbücher Lavater empfahl, antwortete (1803) auf eine bei Gelegenheit des Stolbergischen Uebertritts zur römischen Kirche von Perthes („F. Perthes' Leben", I, 132) an ihn gerichtete Frage: „Ob es wirklich begründet sei daß ein zur katholischen Kirche Uebergetretener das ganze System als wahr annehmen müsse?" Folgendes:

„Vor Gott im Gerichtshof des Gewissens und im Urtheile eines jeden vollendeten Denkers kann Niemand glauben was er nicht glauben kann, soll es also auch nicht. Im Urtheile der buchstäblichen und absoluten Orthodoxie dürfte aber der Grundsatz anders lauten, und wenigstens in der Praxis so ausgesprochen werden: Das ist wahr, Das muß vollständig geglaubt werden, also glaube auch du es. In der buchstäblichen Orthodoxie und in der Praxis dürfte wenig Unterschied gelten zwischen Glaubbarem und Unglaubbarem. Wer sich aber in seinem Gedankenreich aus dieser durchaus absoluten Rechtgläubigkeit zu dem milden Geist aller Orthodoxie hindurchgearbeitet hat, der wird im katholischen Kirchensystem so wenig wie in irgend einem andern die Nothwendigkeit des Glaubens nie über die Grenze der Ueberzeugung ausdehnen, und sich mit dem Dahingestelltseinlassen Dessen was der Andere nicht glauben kann begnügen. Mehr weiß ich nicht zu schreiben."

Mit Vergunst! Es gibt keine milde Orthodoxie, so wenig wie ein mildes Kirchensystem; wer daran deutelt ist kein Katholik oder confessionneller Protestant, und scheint dann äußerlich mehr als er innerlich ist. Mußte nicht Sailer um Bischof werden zu können alle vermuthlich „in den Grenzen der Ueberzeugung" entstandenen Irrthümer seiner Schriften, als homo pius sed dubius vor Rom, öffentlich widerrufen und verdammen?

---

Goethe sagt („Eckermann's Gespräche mit Goethe", III): „Es gibt zwei Standpunkte von welchen die biblischen Dinge zu betrachten: den Standpunkt der Urreligion, der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft; dieser wird ewig derselbe bleiben, so lange gottbegabte Worte vorhanden; doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art: er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen, das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend als daß es den armen schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche tritt als Vermittlerin ein; dadurch daß ihr der Glaube beiwohne daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Sie hat daher weniger zu fragen ob dieses oder jenes biblische Buch große Aufklärung des Geistes bewirke, und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose's auf die Geschichte des Sündenfalls Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf ihn den Erwarteten, sowie in den Evangelien sein wirkliches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Dafür haben der edle Tobias, Weisheit Salomonis und Sprüche Sirach's kein bedeutendes Gewicht. ... Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und geneigt ist sich beherrschen zu lassen."

Nach diesen scharfen, aber auch beherzigungswerthen Worten, die zugleich über Echtes und Unechtes des Kanons Erklärung geben sollen, preist Goethe die Reformation Luther's, daß wir frei geworden von den Fesseln der Bornirtheit, das Christenthum rein auffassen können; über dessen Hoheit und sittliche Cultur der menschliche Geist nicht hinauskommen wird; auch werde das protestantische Sektenwesen aufhören, und man auf ein bischen So und So im äußerlichen Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen.

Letzteres ist stark zu bezweifeln. Wenn ein aus Goethe'scher Farbenlehre entlehntes Gesetz der Trübung als Ursache der Farbenerscheinungen auf die Offenbarung anwendbar ist, so wird für farbenlustige Augen das Entstehen neuer Trübung und Farbe stets Anziehung besitzen und größere Werthgebung erfahren als das ungetrübte, für menschliche Augen nicht erträgliche und eigentlich nur vorausgesetzte reine Licht. Darum liebt die Kirche das Farbenspiel, und der Kirchliche hat in ihm so viel Licht als er bedarf, hält sich zugleich gegen den Unkirchlichen bevorzugt, dessen Auge weniger farbenempfänglich ist, und dessen Verstand den Werth der Farben geringer achtet. Katholische Kirche und Gläubigkeit sind hierin der protestantischen gleich; beide unterscheiden sich nur durch Farbenverschwendung und Sparsamkeit; auch gilt Dasselbe von protestantischen Sekten. Schwerlich daher wird ein So und So — nicht blos des äußerlichen Cultus, sondern auch der Lehrfassung — den Christen gleichgültig werden, oder sich in ein theologisch Abgeblaßtes oder philosophisch Graues verlieren; das „Vieldumme der Kirche" ist gerade das von der Kirchlichkeit Gefoderte, und darum keineswegs durch Reformationen und Proteste aus der Welt zu schaffen. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 29. —— 2. Februar 1850.

## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

### Achter Brief.

Ich erwähne heute noch einige Vorschläge zur Abstellung der vielfach besprochenen gesellschaftlichen Uebel.

7) Erlaß von Steuern oder Umgestaltung des Steuersystems. Zuvörderst muß man hier dem Irrthume widersprechen: es könne die Armuth durch irgend ein Steuersystem ganz vertilgt werden; obwol das eine oder das andere die Reichen mehr begünstigen oder die Armen mehr bedrücken kann. Zweitens ist es unwahr daß jeder Steuerzahlende sich an Andern erholen, ihnen die Last zuweisen und aufwälzen könne. Dies vermag der Grundeigenthümer so wenig bei einer nach physiokratischem Systeme ihm auferlegten alleinigen Grundsteuer als der Arbeiter und Tagelöhner hinsichtlich der Verzehrungssteuern. Gegen die letztern (insbesondere sofern sie die ersten Lebensbedürfnisse betreffen) ist die lauteste Klage erhoben und ihre Abschaffung gefodert worden. Gewiß zahlt der Arme verhältnißmäßig mehr Brot- und Fleischsteuer als der Reiche; beim Erheben der hierauf bezüglichen Klagen wird aber Mancherlei übersehen: so erstens daß diese mittelbaren Steuern immerdar sicher eingehen und schon deshalb kaum zu entbehren sind. Zweitens daß sie sehr viele Personen treffen und deshalb viel einbringen. Drittens daß nach ihrer Abschaffung (wegen ihres verhältnißmäßig geringen Betrags) Brot und Fleisch gar nicht sichtbarlich und bemerklich wohlfeiler werden kann, und der Gewinn nicht den Armen, sondern fast allein andern Personen zugutekommt. Viertens schafft man die mittelbaren Verzehrungssteuern ab, so zahlen unzählige Personen gar Nichts zu den Staatsbedürfnissen; es ist ihnen in keiner Weise beizukommen. Selbst Cambon und Robespierre (welche man gewiß nicht den Begünstigern der Reichen beizählen wird) widersprechen einer solchen Steuerfreiheit der Armen. Jener sagte:

> Man muß den gesetzgebenden Körper in der Verwaltung und den Finanzen nicht durch unbedingte Grundsätze und durch oft unausführbare Theorien binden.

Robespierre fügte hinzu:

> Ich habe einen Augenblick den Irrthum getheilt, aber ich komme immer wieder auf die Grundsätze zurück und bin durch die gesunde Vernunft des Volks aufgeklärt worden, welches fühlt daß die Art der Begünstigung welche man ihm darbietet eine Beleidigung ist. Beschließt nicht die Aristokratie des Reichthums, nehmt dem Bürger nicht was ihm am nöthigsten ist, die Genugthuung: der Republik den Heller der Witwe darzubieten.

Fünftens wenn der Arme verhältnißmäßig zu gewissen Steuern mehr zahlt als der Reiche, so soll man andererseits aber auch hervorheben, und ihn darauf aufmerksam machen daß die Staatseinnahmen weit über seinen Beitrag hinaus für ihn verwandt werden. Jene unmerklichen Abgaben sind für ihn eine sich sehr reichlich verzinsende Sparkasse. Daher sagt Frégier *):

> Ich glaube und hoffe zu beweisen daß die auf den Verzehrungsgegenständen der Armen wie auf denen der Reichen lastende Steuer, wenn man die Verwendung betrachtet welche den durch sie erzeugten Hülfsmitteln gegeben wird, wirklich weit weniger eine Last für den Armen als ein Mittel der Arbeit, des Schutzes, des Beistandes und der Belehrung für ihn und seine Familie ist.

Dadurch daß ich den Reichen durch steigende Steuern aus dem Lande weise oder zu Grunde richte stelle ich die Armuth nicht ab; weshalb denn auch steigende Einkommensteuern nur aus irriger Begeisterung empfohlen, von echter Besonnenheit aber immer (so vor kurzem in Frankreich) verworfen wurden.

Ungeschreckt durch die Lehren der Theorie und der Erfahrung, gehen gewisse Fanatiker noch weiter und fodern

8) allgemeine Vermögensgleichheit und zu diesem Zwecke Vermögenstheilung. Gewiß wäre Dies keine Versöhnung zwischen dem ursprünglich immer aus Arbeit hervorgegangenen Capitale und der Arbeit des letzten Augenblicks, sondern es wäre die ungerechteste Beraubung aller natürlichen und wohlverdienten Früchte der Einsicht, des Fleißes und der Sparsamkeit. Während man sonst wol die Reichen bevorzugte, wäre Dies nicht blos eine verdammliche Bevorzugung der unverschuldet Armen, sondern noch mehr der Faulen und Liederlichen. Abgesehen aber von der verdammlichen Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel, ist ihre Ausführung

*) Frégier, II, 122.

auch ganz unmöglich; und wäre sie möglich, so würde sie binnen kürzester Frist unwirksam, weil die Ungleichheit des Vermögens aus tausend Gründen sogleich wieder hervorwachsen müßte. Ohne eine solche Ungleichheit ist gar keine Entwickelung der Einzelnen und der bürgerlichen Gesellschaft denkbar, und die ungeheuern Gütereinziehungen (welche aus ähnlicher Thorheit und Gewalt in gewissen Zeiträumen stattfanden) haben immer nur verderblich gewirkt.

Manche welche sich scheuen bis zu diesem Aeußersten zu gehen fodern:

9) eine wesentliche Umgestaltung der Erbgesetze. Man muß hier daran erinnern daß alle Vererbung auf Besitz und Eigenthum beruht, und jeder Eingriff in die seit Jahrtausenden üblichen Vererbungen dazu treibt die neuen Gesetze zu umgehen und in der Hauptsache an der Familie und den Verwandtschaftsgraden festzuhalten. Allerdings gibt es gesetzliche und in Gewohnheiten begründete Modificationen des Erbrechts (z. B. Vorzüge der Erstgeburt, Zurücksetzung der Töchter, Untheilbarkeit des Grundeigenthums u. dergl.), deren Folgen wichtig, jedoch hier nicht im Einzelnen zu erörtern sind. Es genüge die Bemerkung daß je freier und unbeschränkter die Vererbungen sind, desto mehr wirken sie zu einer gleichmäßigen Vertheilung der Besitzthümer. St.-Simon's Vorschlag sie nach der Fähigkeit (capacité) vertheilen zu lassen war eine tyrannische, unausführbare Grille!

10) Abänderung der politischen Formen und Rechte. Unter allen und jeden Verfassungsformen hat sich Reichthum und Armuth erzeugt, obwol gewisse Aristokratien mehr die Reichen, gewisse Demokratien mehr die Armen zu begünstigen pflegen. Solche Einseitigkeit findet jedoch über kurz oder lang ihre gerechte Strafe und zerstört sich selbst. Erweiterung politischer Rechte bietet keine unmittelbare Hülfe wider die Armuth; sie kann vielmehr zu Lässigkeit und zu übertriebenen Foderungen führen; während allerdings die rechte Freiheit oder Befreiung wenigstens allmälig vortheilhaft wirkt und Misbräuche verhindert. Bisweilen wirken politische Veränderungen in unerwarteter Weise auf Reichthum und Armuth. So führte das Wahlrecht der Zehnschillingsmänner zu einer sehr nachtheiligen Vermehrung und Verkleinerung der Pachtungen in Irland, und umgekehrt das Beschränken des Wahlrechts auf die Zehnpfundmänner zu einem verderblichen und grausamen Kündigen oder Verjagen der kleinen Pächter.

11) Es werden Aufruhr, Krieg und Pest auch wol als Mittel genannt gesellschaftliche Uebel zu vertilgen oder zu vermindern. Da sie aber selbst zu den entsetzlichsten Uebeln gehören, so könnte dieser Zweck nur beiläufig und in sehr untergeordnetem Maße auf diesem Wege erreicht werden. Dies umständlich zu erweisen erscheint überflüssig; doch mögen folgende Aeußerungen Buret's hier Platz finden. Er sagt *): „Gewalten welche Zorn und Haß in Bewegung setzen vermögen Nichts, durchaus Nichts zum Besten der von Armuth und Elend Gedrückten." Und: „Politische Verwirrungen und gesellschaftliche Verlegenheiten aller und jeder Art haben zur unmittelbaren Folge die Verminderung der Arbeit und das aufgezwungene Nichtsthun sehr vieler Menschen."

So richtig Dies ist, stellt doch Buret selbst eine Reihe von Besserungsvorschlägen auf welche ganz unausführbar sind, oder doch in eine grenzenlose Vielregiererei hineinführen würden. Ich theile sie ihrer Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit halber mit, obwol sie in den von mir bereits geprüften Punkten zum Theil widerlegt sind. Man soll also, Dies verlangt er, Erbschaften nicht über den ersten und zweiten Grad der Seitenverwandten verstatten, Schenkungen unter Lebendigen und das Recht zu testiren beschränken oder aufheben, vom Grundvermögen, selbst wenn es an Descendenten übergeht, ein Viertel oder ein Fünftel (wenigstens bei großen Erbschaften) dem Staate überweisen, um dadurch möglichst vielen Leuten ein unabhängiges Dasein zu verschaffen. Auch von Fabriken erbt der Staat etwa ein Fünftel, das Uebrige soll möglichst in kleinen Theilen den Fabrikarbeitern billig verkauft werden, um sie dadurch in Theilhaber der Unternehmung zu verwandeln. Nebenher läuft eine Vermögenssteuer mit steigenden Procenten. *) Die Größe und Dauer der Pachtungen **), sowie alle hierauf bezüglichen Verhältnisse ordnet der Staat durch Gesetze. Derselbe vertheilt die Bevölkerung, indem er gewisse Industriezweige hierhin oder dorthin verweist, und auch die Armensteuer gewissen Gewerben auferlegt.

Es ist unbegreiflich wie man sich einbilden kann Wohlstand und Freiheit zu begründen indem man alle selbständige Thätigkeit der Einzelnen aufhebt und sie unter die drückendste Vormundschaft stellt; wie man sich einbilden kann durch Zerstörung der Familienverhältnisse bessere Bande zu knüpfen. Alles was auf diese Weise gegeben wird muß vorher anderswo genommen sein, und an die Stelle der natürlichen Entwickelung tritt die ärgste Tyrannei schädlicher Behörden. Das Einzige was sich in diesen Richtungen durchführen läßt ist ein zweckmäßig abgestufter Erbschaftsstempel.

Gleich mangelhaft sind Buret's Vorschläge über die sogenannte Organisation der Arbeit, wo drei übereinander gebaute Behörden von Fabrikherrn, Arbeitern und obrigkeitlichen Personen die Arbeiter annehmen, entlassen, ihren Lohn bestimmen und Streitigkeiten entscheiden. ***) Insbesondere soll die höchste Behörde nachweisen: wo im Lande zu wenig oder zu viel erzeugt wird, das Maß der Einfuhr und Ausfuhr feststellen, fremde schlechte Waaren (in Folge von Prüfungen) zurückweisen, verbieten unter dem rechten Preise zu verkaufen, wenn neue Erfindungen die Preise im Auslande verringern, Schutz-

*) Buret, I, 77; II, 243, 383—390.

*) Buret, II, 398.

**) Buret, II, 354—361.

***) Buret, II, 427.

steuern dagegen auflegen u. s. w. Doch genug oder schon zu viel von diesen unpraktischen Träumereien!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 28.)

4. Berlin und Breslau. 1847—49. Roman von Max Ring. Zwei Bände. Breslau, Kern. 1849. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Buch gibt gewissermaßen zwei Romane, weshalb auch jeder der beiden Bände noch ein besonderes Titelblatt hat: „Maria", „Wanda". Maria ist ein Proletarierkind, von dem Maschinenarbeiter Rolf heimlich geliebt, und von einem jungen Aristokraten verführt, der sie nun natürlich wegwirft. Er glaubt noch sehr edel zu handeln indem er eine Ruffiana als Vermittlerin vorschiebt zu einer Heirath mit Rolf; denn für so einen Arbeiter ist die Gefallene ja nun gut genug. Maria wählt den Tod. Er selbst bewirbt sich mit Erfolg um Wanda's Hand. Man hat sogenannte emancipirte Frauen in Romanen aufgestellt, man hat sie im Leben gesehen, und es mag sein daß Einer oder der Andere sie liebenswürdig fand: wahrhaft schön und edel wird sie Niemand finden können. Sie haben so Etwas von Kunstreiterinnen an sich die man während ihrer Darstellungen wol mit Gefallen betrachten mag. Wer sie außer denselben aufsucht findet sich in der Regel gewaltig enttäuscht. Wenn wir dennoch Wanda emancipirt nennen, so geschieht es weil der Geist wahrhaften Lebens sie über die Anmaßungen der Salonpuppen wie der forcirten Manndamen erhebt. So muß sie denn auch bald gewahren daß der Bewerber um ihre Hand doch nur eine jener Aristokratennullen ist, die Nichts wissen, Nichts können als Ansprüche machen, weil sie wenigstens dunkel ahnen daß sie um Etwas zu bedeuten eine Zahl vor sich haben müßten. In der berliner Barrikadennacht bringt Rolf den schwerverwundeten Dr. Dörner in Wanda's Haus, und der Leser ahnt bald das leise Aufblühen eines Verhältnisses zwischen Wanda und Dörner, über welches endlich Bettina einen schönen Segen spricht. Bettina so wenig als andere bekannte Persönlichkeiten werden genannt, doch erkennt man sie leicht. Im zweiten Bande finden wir die Hauptpersonen in Breslau, einer Stadt die, wie die Darstellung vermuthen läßt, die ganze Märzbewegung in Preußen und damit wol auch in Deutschland entscheiden konnte, es jedoch vorzog Berlin sich selbst zu überlassen, um die eigenen gefährdeten Interessen möglichst zu sichern. Hier erscheint auch Maria wieder, die der Tod verschmähte: sie findet bei Wanda eine Zuflucht. Was Wanda's Bewerber an Maria verschuldet Das zerschneidet den letzten Faden zwischen ihr und ihm nicht allein, sondern auch zwischen dem ganzen Kreise dem sie bisher angehörte. Sie reicht Dörner die Hand; Beide verlassen mit Maria Breslau um in Würtemberg der Jugenderziehung in ländlicher Einsamkeit zu leben. Hier erscheint auch Rolf, der, da seine Liebe eine verlorene war, sich überall in die Revolutionsstrudel stürzte um von ihnen wieder ausgeworfen zu werden und endlich Ruhe zu finden. Den politischen Theil des Buchs haben wir nur berührt, da die Hauptereignisse allgemein bekannt sind. Nur darf nicht unerwähnt bleiben daß sie schlicht dargestellt und geschickt benutzt sind, und wiewol wir in dem Verf. einen Anhänger des demokratischen Princips erkennen, so gibt er doch dem Rechten und Wahren wo es auch sein mag die Ehre.

Wir haben das an charakteristischen Persönlichkeiten und Situationen reiche, und ebendeshalb hier nur im Allgemeinen skizzirte Buch mit vielem Antheil gelesen, und sicher findet es in vielen Kreisen Freunde. Dennoch müssen wir diese Anzeige nach alter Recensentenweise mit dem Fragezeichen des Bedenkens bei einer Behauptung schließen welche im ersten Bande (S. 162—163) den beiden Schlegel, Tieck und Novalis, also der sogenannten romantischen Schule, eine schwere Schuld aufbürdet. Die Romantiker sollen nämlich die Sittlichkeit des Familienlebens untergraben, die Begriffe von Liebe und Treue verwirrt, das Institut der Ehe angegriffen und vernichtet haben. Dagegen läßt sich doch Vieles sagen! Casanova's Schilderungen seiner Zeit nicht zu gedenken, weiß Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" daß, ehe noch Einer der Romantiker geboren war, nach dem pariser Muster die Sittenlosigkeit der Höfe alles Mögliche that um Deutschland in einen Morast zu verwandeln. Viel eher läßt sich, und Das ist schon mehrfach geschehen, den Romantikern vorwerfen daß sie Deutschland ungetreu wurden, daß sie fast Nichts thaten um tüchtige Gesinnung zu wecken und zu festem, klarem Charakter heranzubilden. Das Junge Deutschland that dann hinterher auch das Seinige um einen wahrhaften Charakter nicht aufkommen zu lassen. Es gefiel sich in der Zerrissenheit, und gab damit freilich ein getreues Bild vom lieben Deutschland, an dem nun nach Herzenslust umhergeflickt wird. Ueberhaupt aber müssen wir die Ansicht aussprechen daß nicht die Literatur die Zeit gestaltet, sondern umgekehrt die Zeit Mutter der Literatur ist. Gibt dann und wann ein Begabter der Literatur eine besondere Richtung, so nehmen wir doch immer wahr daß in seiner Zeit die Bedingungen zu suchen sind welche ihn heben und tragen. Ein erotisches Gedicht kann wol hier und da einen Menschen verderben, nicht aber eine ganze Stadt, ein Land, ein Volk. Das geschieht nur durch Beispiel von oben. Friedrich Schlegel's „Lucinde" ist unter den Productionen der Romantiker so ziemlich das einzige Buch welches der Verf. für seine Behauptung anführen könnte. Ob dieses Buch jedoch in seiner wir möchten sagen ehrlichen Nacktheit jemals den Schaden angerichtet hat wie Wieland's lüsterne Schleiergeschichten, darüber ist wol kaum ein Zweifel möglich. Damit sei es genug über eine Behauptung die wir aus dem Buche wegwünschten, da sie ein mit den wenigen Worten nicht abzufindendes Thema berührt, und schon aus diesem Grunde unhaltbar ist.

Zuletzt müssen wir noch eines Buchs gedenken dem wir eigentlich keinen Platz anzuweisen wissen. Es ist:

5. Ines und Ortigosa, oder: Erinnerungen aus der Schweiz. Eine Novelle. Von Otto Jacobi (vom Ravensberg). Hamburg, Nestler u. Melle. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Es gab eine Zeit in unserer Literatur wo sentimentale Reisebeschreibungen mit eingestreuten novellistischen Stoffen beliebt waren. Sie wurden in Deutschland zunächst durch Yorik's „Sentimental journey" hervorgerufen. Wer gegenwärtig es unternehmen will in ähnlicher Weise sich bemerkbar zu machen, darf Landschaften nicht beschreiben wollen die der Lesewelt aus tausend von Wanderbüchern durchweg bekannt sind, und zu solchen Landschaften gehören die der Schweiz im vorliegenden Falle umsomehr, als die Darstellung in ihrer weichen Romantik des Reizes der Neuheit durchaus entbehrt. Dem novellistischen Theile fehlt innerer Zusammenhang: die Figuren tauchen hier und da in den Landschaftsbildern nur als Stafage auf. Wären sie mit ihren Schicksalen, ihrem Thun und Treiben unabhängig dargestellt, so könnten wir, da es an guten Motiven durchaus nicht fehlt, eine ansprechende Novelle vor uns haben, anstatt daß nun das ganze Buch an Zwitterhaftigkeit kränkelt. Wir sprechen dem Verf. keineswegs Befähigung ab, wol aber ist es noth daß er sich bestimmter entscheide um die Stoffe künstlerisch zu sondern und selbständig abzurunden. 23.

## Bibliographie.

Bibliothek der Zauber-, Geheimniß- und Offenbarungs-Bücher und der Wunder-Hausschatz-Literatur aller Nationen in allen ihren Raritäten und Kuriositäten. Zur Geschichte der Kultur, hauptsächlich des Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. 6te Abtheilung. — A. u. d. T.: Das sechste und

siebente Buch Mosis, d. i.: Mosis magische Geisterkunst, das Geheimniß aller Geheimnisse. Wort- und bildgetreu nach einer alten Handschrift mit 23 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 1849. 8. 22 Ngr.

Conscience, H., Flämisches Stillleben, in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von M. Diepenbrock. Mit Holzschnitten. 3te Auflage. Regensburg, Pustet. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Demmin, A., Ihr seid Sonnenanbeter und nennet euch Christen! Die Fabel des Christenthums, vom politisch-democratischen Standpunkte aus, theils nach eigener Anschauung, theils nach dem Werke „Der Ursprung aller Culten oder die Universal-Religion" des Dupuis. Bremen, Geisler. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Francke, A. H., Hohes Lied auf König Friedrich Wilhelm IV. Ihm und Seinem Volke gewidmet. Halle, Mühlmann. 1849. 8. 6 Ngr.

Gallerie berühmter Schweizer in leichtfaßlichen Biographien und wohlgetroffenen Bildnissen herausgegeben von schweizerischen Männern. I. — A. u. d. T.: Heinrich Zschokke. Sein Leben und Wirken nach seiner „Selbstschau", seinen Werken und mündlicher Mittheilung einfach erzählt von J. K. Bär. Mit Zschokke's Bildniß. Winterthur, Literarisches Comptoir von Hegner, älter. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. (4ter Band.) VIII. Jahrhundert. (1ster Band.) — A. u. d. T.: Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Longobarden übersetzt von O. Abel. Berlin, Besser. 1849. 8. 18 Ngr.

Graevell, F., Die medicinischen Zustände der Gegenwart und das Mittel ihrer Hülfe, ein Wort an die Aerzte und die Studirenden der Medicin. Berlin, A. Hirschwald. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopf, G. W., Ueber Jugendschriften. Mittheilungen an Aeltern und Lehrer. Fürth, Schmid. 12. 7½ Ngr.

Jellachichiade. Heldengedicht in fünf Gesängen. Leipzig, Keil u. Comp. 16. 7 Ngr.

Kirchsteiger, M., Prophezeiungen über die Zukunft des Antichristes und der nachfolgenden Zeit. Bloß allein gegründet auf die Aussprüche der heiligen Schrift und der heiligen Väter. Zur Beherzigung für alle Menschen. 2te Auflage. Linz, Ebenhöch. 8. 10 Ngr.

Meißner, A., Gedichte. 3te vermehrte Auflage. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 27½ Ngr.

— — Ziska. Gesänge. 3te Auflage. Ebendaselbst. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Mertens, F., Die Baukunst des Mittelalters. Berlin, Reimarus. Lex.-8. 1 Thlr.

Quinet, E., Kreuzzug der Oesterreicher, Spanier, Franzosen und Neapolitaner gegen die römische Republik. Deutsch von G. Fink. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput V.: Apostel und Apostaten. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 7½ Ngr.

Scherenberg, C. F., Ligny. Ein vaterländisches Gedicht. 2te Auflage. Berlin, Hayn. 1849. Hoch 4. 10 Ngr.

— — Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht. 2te Auflage. Ebendaselbst. 1849. Hoch 4. 20 Ngr.

Scherr, J., Eine deutsche Geschichte [1848—1849.] Zürich, Kießling. 8. 20 Ngr.

Trendelenburg, A., Die sittliche Idee des Rechts. Ein Vortrag gehalten in der Akademie der Wissenschaften zur Nachfeier des 15. Octbr. 1849. Berlin, G. Bethge. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Neugriechische Volkslieder in den Originalen und mit deutscher Uebersetzung. [Μνημόσυνον.] Herausgegeben von T. Kind. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zu Humboldt's Kosmos. Einige Zugaben zum historischen Theile dieses berühmten Werkes. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 5 Ngr.

---

## Tagesliteratur.

Arnim, H., Blicke auf die Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands mit besonderer Beziehung auf die merkwürdigen Prophezeiungen der heil. Hildegarde, Aebtissin von Rupertsberg und deren Erfüllung in unseren Tagen. Bremen, Geisler. 1849. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Beltz, K. C., Elberfeld im Mai 1849. Die demokratischen Bewegungen im Bergischen und der Grafschaft Mark. Nebst einem Anhang. Elberfeld, Bädeker. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine Erwiederung auf die bei C. W. Leske in Darmstadt erschienene Broschüre: Die Gebrechen der heutigen Militärzustände Deutschlands und ihre Abänderung u. s. w. Darmstadt, Küchler. 1849. 8. 2 Ngr.

Francke, A., Predigt vor der feierlichen Eröffnung der Versammlung der Volksvertreter des Königreichs Sachsen am 26. Nov. 1849 zu Dresden gehalten. Dresden, Gottschalck. 1849. 8. 3 Ngr.

— — Worauf darf die evangelische Kirche hinweisen, um sich gegen die Verdächtigung zu verwahren, als hege sie einen Geist der Feindseligkeit gegen die Staatsgewalt? Predigt am Reformationsfeste 1849. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Herzog, C. G., Das Lied von der Weberei. Berlin. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Der neue Himmel. Glaubensbekenntniß eines Demokraten. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 1849. 8. 2 Ngr.

Hirscher und die katholische Kirche. Eine Beleuchtung der Hirscher'schen Reformpläne vom kirchlichen Standpunkte. Von einem Priester der Diöcese Limburg. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kruse, C. A. W., Die Reorganisations-Entwürfe für das höhere Schulwesen. Kritische Zusammenstellung der Ministerial-Vorlagen und der gutachtlichen Revision der Schulmänner-Conferenz. Elberfeld, Bädeker. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Kuhn, J. A. B., Die katholische Kirche und ihre Gegner aus dem katholischen Schullehrerstande. Würzburg. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Die rothe Liste des Hauses Habsburg vom J. 1848/49. Ein Kalender auf alle Tage des Jahrs mit Angabe aller Sonn- und Feiertage der Dynastie. Leipzig, Keil u. Comp. 16. 7 Ngr.

Merckel, D., Confirmations-Rede am 19. April 1849 zu Lüneburg gehalten. Lüneburg. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Wie lehrt uns Christus der Noth unserer Zeit begegnen? Eine Predigt, gehalten am 7. Sonntag n. Trin. zu Lüneburg. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rentzsch, C. F., Schutzrede für die Neigung Böses von Andern zu reden in Hohnstein gehalten von der Grazie Mandelkern. Hohnstein, Centralschulbuchhandlung. 1849. Gr. 16. 3 Ngr.

Schell, F. J., Die Nothwendigkeit des Deutschkatholicismus nach Ausweis der geschichtlichen Entwickelung des Christenthums. Dargestellt in einer Reihe von Predigten. 1ste bis 3te Predigt. München, Franz. Gr. 8. à 2 Ngr.

Biblische Schutz- und Trutzwaffen gegen die politischen Anfechtungen unserer verhängnißvollen Zeit, bevorwortet durch eine überseeische Correspondenz. Bremen, Heyse. 1849. Gr. 12. 2½ Ngr.

Von dem Antheile des Presbyteriums am Kirchenregiment. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zusammenstellung von staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältniß des Großherzogthums Posen zur Preußischen Krone betreffen. Nebst einigen Erläuterungen. Berlin. 1849. 4. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 30. —— 4. Februar 1850.

## Briefe
### über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.
Von Friedrich von Raumer.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

### Neunter Brief.

Wenn der Druck und die Geistlosigkeit der mechanischen Arbeiter in neuerer Zeit zugenommen hat, so ist es doppelt nöthig die Erkenntniß und Sittlichkeit durch Erziehung zu vermehren, und nicht blos das Gefühl für zustehende Rechte zu erwecken, sondern auch für obliegende Pflichten einzuschärfen. Aeußere Noth kann hierdurch nicht kurzweg fortgeschafft werden, wol aber die Kraft erhöht ihr zu widerstehen und sie zu ertragen. Den rechten, höchsten Trost gibt endlich Gottesfurcht und Religion; obwol die Behauptung durch die Erfahrung widerlegt wird daß irgend ein einzelnes Bekenntniß alle Mängel irdischer Verhältnisse allein abgeholfen habe oder abhelfen könne.

An einer fast entgegengesetzten Stelle, und doch mit dem Religiösen in wesentlichster Verbindung, stehen die Vergnügungen und Genüsse der niedern Classen. Spielen und Saufen, in Verbindung mit dem die Familienkreise auflösenden Wirthshausleben, sind die verderblichsten Laster, denen Mäßigkeitsvereine in einigen Ländern (so in Irland und Nordamerika) mit großem Erfolge entgegengetreten sind. Aber noch immer ist sehr häufig die Ausgabe des Armen für Taback und Branntwein größer als die für Brot. Bleiben zahlreiche Vereine von Armen ganz vereinzelt, so bilden sie sich leicht in unsern Tagen ein eigenes und gefährliches System der Sittenlehre und des Rechts. Grundbesitzer und Fabrikherren, Geistliche und Armenbehörden müssen danach streben in diesen Gegenden eine nützliche Einwirkung zu gewinnen. Volksbibliotheken, welche schlechte Leserei verdrängen und echte Einsicht und Moralität verbreiten, sollten mit viel größerm Eifer als bisher gegründet und befördert werden. Eine solche Vergeistigung der Vergnügungen und Genüsse trägt nothwendig die erfreulichsten Früchte.

Fast wäre es gerathen und mir am bequemsten hier meine Andeutungen und zerstreuten Bemerkungen zu schließen; ich habe aber bisjetzt zwei gleich wichtige und schwierige Punkte zur Seite geschoben, welche ich nicht unerwähnt lassen kann. Der erste betrifft die sogenannte Uebervölkerung (overpopulation). Diese, sagt man, ist da vorhanden wo die Nahrungsmittel für die Menschen nicht ausreichen, oder diese überhaupt außer Stande sind sich ein irgend erträgliches Dasein zu verschaffen. Hieran reihen sich folgende Bemerkungen: 1) Wäre nicht ein Ueberschuß der Bevölkerung häufig an bestimmten Stellen vorhanden gewesen, so würden sich die Menschen gar nicht verbreitet haben; für die ganze Erde ist aber noch keineswegs eine Uebervölkerung vorhanden. Wol aber kann diese da sein für einzelne Länder, Städte, Häuser, Stuben, Familien. 2) Uebervölkerung kann bei einer sehr dünnen Bevölkerung eintreten, wenn z. B. Beschäftigung für Diejenigen fehlt welche von ihrer Hände Arbeit leben. Dies ist jedoch nur ein bedingtes, oft vorübergehendes Verhältniß. 3) Wo Ausfuhr des Getreides stattfindet ist noch keine Uebervölkerung, und ebenso wenig wo man Getreide einführt, es aber zu bezahlen im Stande ist.*) Wol aber kann neben starker Ausfuhr des Getreides insofern eine Uebervölkerung (wie in Irland) vorhanden sein als die niedern Classen dasselbe zu behalten oder zu bezahlen außer Stande sind.

Jede Zeugung eines Menschen ist (woher auch die Seelen kommen mögen) eine Vergeistigung des Materiellen, und insofern ein unleugbarer Fortschritt. Die Vermehrung der Menschen erzeugt auch an sich noch keine Armuth, vielmehr betrachtet man z. B. in Nordamerika die wachsende Zahl der Kinder als eine Zunahme des Besitzthums. Abnahme der Bevölkerung kann aus sehr vielen Gründen entstehen, und schließt fast immer Rückschritte in sich; Zunahme der Bevölkerung kann aber nicht unter allen Verhältnissen als ein erwünschtes Glück betrachtet werden. Solch Ueberwachsen der Bevölkerung tritt nicht blos in Fabrikstädten, sondern auch auf dem Lande ein, obwol hier fast Alle für Mehrung der Lebensmittel thätig sind. Die Behauptung: daß bei steigender Armuth die Zahl der erzeugten Kinder sich mindere, ist durchaus irrig; die Erfahrung zeigt bestimmt das Gegentheil.

Allerdings gibt es Leute die gar keine Kinder zeugen, oder die deren weniger haben als sie ernähren können; im Ganzen und Großen ist aber (trotz aller wunderlichen Einreden von Gottlosigkeit) Malthus' Lehre ganz richtig daß die Menschen im Stande sind mehr Kinder zu zeu-

*) Thornton, S. 1—2.

gen als zu ernähren.*) Wenn es Manna regnete, die Bevölkerung würde bald nachkommen und es verzehren, und nach einer Berechnung über die Möglichkeit der Vermehrung der Menschen würde in England auf eine Familie nur ein Quadratzoll kommen. Deshalb sagt Thornton (S. 116):

Wenn nicht aus übermüthiger Streitsucht die offenbarsten Wahrheiten bisweilen eigensinnig bestritten würden, so wäre es überflüssig zu erweisen daß die Menschen (gleich allen andern Thieren) die Kraft haben sich über die Mittel bequemen Unterhalts hinaus zu vermehren, und daß sie zu gleicher Zeit einen starken Hang haben diese Kraft zu üben.

So wären wir unausweislich bei einem Gegenstande angelangt der aus Ziererei und verkehrtem Anstandsgefühle fast nie mit der gehörigen Offenheit und Wahrheitsliebe behandelt worden ist.

Die Fortpflanzung der Menschen hängt durch höhere Fügung ab von der Trennung und der Vereinigung beider Geschlechter. Diese Thatsache ist nicht abzuleugnen und nicht abzuändern, wol aber von einem doppelten Standpunkte zu betrachten, von dem natürlichen und dem sittlichen. Gehen wir zuvörderst von dem letzten aus, so wird die Aufgabe darin bestehen das Natürliche zu regeln und in Maß und Zucht zu halten. In dieser Richtung findet sich aber eine Schule oder Partei welche (weiter gehend) eine jede Unterwerfung unter natürliche, vorzugsweise körperliche Triebe als eine unwürdige Sklaverei bezeichnet, von welcher sich der Mensch durch geistige Kraft befreien und auf eine höhere Stufe erheben solle. Ein freiwilliges Gelübde steter Keuschheit gilt für den edelsten Beweis der Erhabenheit und Vernünftigkeit der menschlichen Natur.**) Gewiß ist es ein Beweis der Einseitigkeit und Bornirtheit einer Zeit, wenn sie diese Ansicht und Gesinnung gar nicht begreifen kann oder blos lächerlich findet. Alle Achtung vor vielbekinderten Hausfrauen: aber eine nicht wegzuleugnende dichterische und sittliche Heiligkeit der Jungfrau geht mit ihrer Verheirathung verloren, und es gibt keinen geringhaltigern Witz als der nur zu oft von platten Gesellen über alte Jungfern ausgesprochen wird.

An jene freiwillige, aus tiefem Gemüthe hervorgehende Ehelosigkeit reiht sich die an welche Gesetze (wie bei dem Cölibat der Geistlichen) vorschreiben, oder ärmliche Verhältnisse aufzwingen. Am übelsten wenn Ehelosigkeit wesentlich Folge der Eigenliebe und Genußsucht ist.

Ohne hier näher auf die Licht- und Schattenseiten der Ehelosigkeit einzugehen, genügt es hier daran zu erinnern daß die Unverheiratheten seltener in Noth gerathen, oder mit (unehelichen) Kindern ihren Mitbürgern und den Gemeinden zur Last fallen.

Der äußerste Gegensatz zum Cölibate ist die Polygamie oder Vielweiberei; zwischen beiden liegt die Monogamie als die natürlichste und beste Form ehelicher Verhältnisse, wofür nähere Beweise zu geben überflüssig sein dürfte. Doch sind wir hiermit noch nicht am Ziele angelangt. Es bleiben noch schwierige Fragen zu beantworten übrig, von denen ich wenigstens einige näher ins Auge fassen will.

1) Es ist Thatsache daß viele Menschen nicht heirathen dürfen oder nicht wollen, bei mächtigem Naturtriebe sich aber ihm hingeben und uneheliche Kinder in die Welt setzen. Aufsicht, Strafen, Keuschheitscommissionen u. dergl. haben hiergegen Nichts geholfen; ja vielfache Erfahrungen bewiesen daß es besser sei über die Vaterschaft gar keine Untersuchung zuzulassen (la recherche de la paternité est interdite) als auf entgegengesetztem Wege, durch eine Art von Sicherheit des Erwerbs, ja des Gewinns, die außereheliche Kinderzeugung gleichsam zu begünstigen. Seitdem in England die Mutter allein für Verpflegung des Kindes einstehen muß (sofern sie nicht der Gemeinde damit zur Last fällt), hat die Zahl der unehelichen Geburten sehr abgenommen. So betrug die Zahl der den Gemeinden zur Last fallenden Kinder im J. 1835 71,298 und im J. 1837 nur 45,135.*) Es ist sehr leicht über leichtfertige Mädchen den Stab zu brechen; man darf aber nicht vergessen daß neben dem Naturtriebe, dem Leichtsinne, der Putzsucht noch weit öfter Hunger und Noth in diese Bahn treiben, und Töchter sogar das Gewerbe (bei dem Unzureichenden aller andern Mittel und Wege) ergriffen um ihre alte Mutter zu ernähren. Auch verführt bei Schönern der außerordentlich hohe Gewinn im Vergleiche mit dem außerordentlich kleinen Ertrage gewöhnlicher Handarbeit.**) Man behauptet daß nur wenige Mädchen durch diesen Wandel eigentlich unfruchtbar werden; gewiß nimmt aber durch diese Art von Vielmännerei die Zahl der erzeugten Kinder sehr ab; sie ist ein bedeutender Ableiter sonst fruchtbarer Zeugungskraft.

2) Es ist Thatsache daß viele Menschen voreilig heirathen, und leichtsinnig Kinder in die Welt setzen welche ihren Mitbürgern zur Last fallen, weil jene außer Stande sind dieselben zu ernähren. Was ist nun hinsichtlich dieser folgenreichen, höchst unglücklichen Verhältnisse zu thun? Zuvörderst muß man sich gegen Das erklären was manche Geistliche vorsagen, und viele Verheirathete gar zu gern als Entschuldigung nachsagen, nämlich: das nach der Sündflut ertheilte Gebot oder die Empfehlung sich möglichst zu vermehren müsse man noch jetzt befolgen, und wenn eine Frau schwanger werde, sei Dies der ausdrückliche Wille und eine unmittelbare Gabe Gottes. In ähnlicher Weise entschuldigte der bekannte Hr. v. Schweinichen seine tägliche Trunkenheit mit dem Willen und der unwiderstehlichen Vorherbestimmung Gottes.

Es ist Naturgesetz oder Naturgebrauch bei Thieren und bei Pflanzen daß weit der meiste Samen nicht zur Vermehrung bestimmt ist und verwandt wird. Noch weniger gibt die bloße Naturkraft dem vernünftigen Menschen Maß des Rechts und der Pflicht Kinder zu zeugen. Wenigstens wird durch diese Lehre die Monogamie völlig untergraben und das spartanische Verleihen der Weiber gerechtfertigt. Wie in tausend Verhältnissen geht hier Entsagung neben dem Genusse her, und es ist

*) Senior, S. 9.
**) Villeneuve-Bargemont, „Économie politique chrétienne“, I, 183.

*) Buret, I, 420.
**) Thornton, S. 208.

ein Unrecht und eine Sünde gegen sich und seinen Nächsten*) leichtsinnig Kinder in die Welt zu setzen welche zu ernähren und zu erziehen man außer Stande ist. Unter allen Gründen zur Erzeugung von Armuth und Misverhältnissen in der bürgerlichen Gesellschaft ist leichtsinniges Kinderzeugen beiweitem der wichtigste, folgereichste, unaustilgbarste. Ja mit der Armuth mehrt sich der Leichtsinn mit welchem Ehen voreilig geschlossen werden.**) Unbekümmert um eigene Sorgfalt sagen die Gewarnten in frecher Gleichgültigkeit: Die Kinder gehören nicht uns, sie gehören der Gemeinde, der Stadt; diese muß sie ernähren, kleiden, erziehen.***) Viele Kinder treiben keineswegs immer zur Arbeit, sondern sie erhöhen die Sorglosigkeit; oder die Arbeit reicht für eine zahlreiche, nur zu oft schwächliche, ungesunde Familie nicht aus. Mit Recht sagt deshalb ein wohlunterrichteter Schriftsteller: es ist die Pflicht eines jeden Menschen nicht zu heirathen, bevor er die Gewißheit hat daß er Frau und Kinder ernähren könne.†) Diese Neigung oder Leidenschaft muß wie jede andere einer Regel unterworfen sein, wenn man den Menschen nicht herabwürdigen will zu einem blos vom Naturtriebe geleiteten Thiere.

Man hat wol gesagt: Aus dem Ueberschusse des Kinderreichthums der niedern Classen muß der Ausfall bei den höhern ersetzt werden; es sterben aber andererseits auch verhältnißmäßig mehr Kinder der Armen als der Reichen. In dem ärmsten Bezirke von Paris war die Kinderzahl um 73 Procent größer als im reichsten††), und die Findelhäuser bieten (wie wir sehen werden) kein taugliches Mittel sie am Leben zu erhalten. Zum Theil eine mittelbare Folge davon ist daß man den Auswurf (rebut) der pariser Bevölkerung auf 64,000 anschlägt.†††)

(Der Beschluß folgt.)

## Ein Gedicht von Schiller.

Mehrfach ist die Notiz wiederholt worden Schiller habe im J. 1781 eine Zeit lang die „Mäntlerische Zeitung" redigirt, ohne daß irgend Jemand etwas Bestimmteres darüber zu sagen wußte. Diese Zeitung schien völlig verloren, doch als auf meine dringende Bitte in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart Nachsuchungen gehalten wurden, fand sich dort ein vergessenes Exemplar derselben. Sie war eigentlich nur ein politisches Wochenblättchen, welches unter dem Titel: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", Dienstags und Freitags beim Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien.

Der Jahrgang 1781 enthält einige poetische Beiträge; gleich Nr. 1 beginnt mit den Versen:

Bei dem Anfang dieser Periode
Lass', Allgütigster! dir diese Ode
Heut' ein angenehmes Opfer sein ꝛc.

Es wird wol Niemand auf den Einfall gerathen daß eine solche Poesie von Schiller herrühren könnte. Dann begegnen wir in Nr. 13 einer Ode zum 11. Febr., dem Geburtstage des Herzogs Karl, welcher damals eine größere Reise unternommen hatte. Deshalb heißt es in dem Gratulationsgedicht:

Engel Gottes! — schützt Karl auf der Raise!
Wälzt vom Wagen jeden Unglücksstein!
Lasset die Academie nicht Waise
Durch Verzögerung noch länger seyn!

Auch hier berührt uns kein Hauch des Schiller'schen Geistes. Dagegen ist eine andere Dichtung, welche die Rückkehr des Herzogs feiert, unzweifelhaft aus Schiller's Feder geflossen. Hoffmeister theilte die vierte Strophe desselben, aus Petersen's Nachlaß, in seinen Supplementen (I, 28) mit, aber schon früher hatte eine Nachdruckausgabe von Schiller's Werken (Grätz 1824, III, 196 fg.) die Strophen 3, 4 und 5 veröffentlicht.

Das Gelegenheitsgedicht, welches man bisher als „verlorengegangen" zu bezeichnen pflegte, findet sich in Nr. 19 der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" vom 6. März 1781. Es lautet dort:

Ode auf die glückliche Wiederkunft unsers gnädigsten Fürsten.

Dein Fürst ist da! — Laß rund herum erschallen
Des frohen Jubels lauten Silberton!
Komm Wirtemberg mit deinen Bürgern allen
Laut dankend vor des Wiedergebers Thron.

Der Fürst ist da! — Sagt Thäler es den Hügeln,
Ruf's Erde ruf's zu dem Olymp empor!
Zurückgeführt auf Cherubinen = Flügeln
Zieht Er izt ein in unser Freudenthor!

Er kommt zurück, bringt Glück für seine Kinder
Von Völkern mit, die Er gesegnet sah.
Der Frühling fliegt voran, Sein herrlicher Verkünder,
Jauchzt Bürger jauchzt! — KARL und der Lenz ist da!

Sag' Ausland, schielst du nicht mit neid'schen Blicken
Auf Wirtembergs glücksel'ge Hütten her?
Trägt ihr nicht gern die Ketten Republicken
Wär' euer Herrscher — Er?

Sprecht Nachbarn! sprecht! Ihr habt Ihn selbst gesehen?
Wer tadelt noch der Wirtemberger Stolz?
Er ist gerecht — Ihr selbst müßt es gestehen!
Wir haben Ihn — und spotten eures Golds!

Wenn man auch diesen Versen keinen hohen poetischen Werth beimessen kann, so ist es doch von ganz besonderm Interesse daraus die stürmische Verehrung zu erkennen mit der Schiller — fünf Monate vor dem Erscheinen seiner „Räuber" — den Herzog begrüßte.

Ueber des Blattes sonstigen Inhalt gebe ich vielleicht nächstens einen ausführlichern Bericht. **E. Boas.**

## Zur Geschichte der Conciergerie.

Es ist ein schmerzliches aber merkwürdiges Studium den Kerkern eines Landes seine Geschichte abzufragen. Unter allen Gefängnissen hat wol die Conciergerie, das älteste Gefängniß in Paris, nicht nur für Frankreich, sondern für die Welt Bedeutung erhalten. Es sei uns vergönnt für den künftigen Historiographen dieser dunkeln Steinmassen einige Züge hinzuwerfen.

Zu beklagen ist daß das Archiv der Conciergerie nicht weiter als in die frühesten Jahre des 17. Jahrhunderts zurückführt. Ueber diesen Zeitpunkt hinaus sind die Register bis zur Unleserlichkeit zerrissen und entstellt. Der erste deutlich bewahrte Urtheilsspruch ist der gegen Ravaillac erlassene wegen Ermordung Heinrich's IV. Der fanatische Jesuit entgegnete

*) Thornton, S. 269; Villermé, S. 566.

**) Les classes moyennes ne pullulent pas avec cette fécondité bestiale, que tous les observateurs ont signalée chez les dernières classes des societés. Buret, II, 235.

***) Naville, I, 80, von England.

†) „Enquête sur le pauperisme dans le canton de Vaud", S. 146.

††) „Mémoires de l'Académie, Nouvelle série, II. Passy, S. 294.

†††) „Mémoires", II, 132.

auf die Frage des Parlaments womit er sich beschäftige: „Kindern lesen, schreiben und beten zu lehren.“ Die über ihn verhängte grauenvolle Todesmarter ist bekannt.

Aus der Conciergerie war es daß die Marschallin von Ancre, Eleonora Galigai, die Günstlingin der Maria von Medici, 1617 zur Hinrichtung geführt wurde, angeblich wegen Judenthum und Hexerei, in Wahrheit aber durch Eifersucht und Habgier ihrer Verfolger. Unter ihre denkwürdigen Antworten im Verhöre gehört die über den Gebrauch gewisser in ihrem Hause gefundener Bücher: „Diese Bücher“, sagte sie, „haben mich gelehrt daß ich Nichts weiß.“

Erst gegen Ende der Regierung Ludwig's XIII. gelang es der Polizei die Stadt einigermaßen von den Schwärmen der Diebe und Mörder zu säubern. Sie hausten in der von Romanschreibern ausgebeuteten Cour des miracles. In diesen schlammigen Höhlen des Verbrechens galt als stehende Regel: daß jeder Gewinn augenblicklich wieder ausgegeben werden müsse und man Nichts für den folgenden Tag zurücklegen dürfe. Zwischen dem Räuberneste und den Gefangenen der Conciergerie war mittels des Jagdhorns ein Communicationssystem eingerichtet. In diese Tonwissenschaft weihte man die jungen Diebe regelmäßig ein für den Unglückstag wo sie die Außenseite jener Mauern mit der innern vertauschen mußten, und wahrte das Geheimniß so streng daß sonst Niemand die Signale zu deuten wußte.

Jetzt kommen die Giftmischer des 17. Jahrhunderts in der Conciergerie an die Reihe, die Brinvillier und Voisin. Nach ihnen Cartouche. Drei Monate lang sprach man zu Paris nichts Anderes als Cartouche. Ein dramatischer Schriftsteller, Legrange, suchte den Verbrecher in der Conciergerie auf um die kleinsten Züge seines Lebens von ihm zu hören. „Und wann wird Ihr Stück gespielt?“ fragte der berühmte Räuber höflichst, nachdem er jede gewünschte Auskunft ertheilt. „Am Tage Ihrer Hinrichtung“, erwiderte der Verfasser enthusiastisch. Cartouche wünschte ihm viel Beifall und sie schieden in höchster Leutseligkeit voneinander. Wir sehen daß es keine moderne Erfindung ist aus Verbrechern Helden zu stempeln. Cartouche äußerte gegen Guignaud, den Jesuitenpriester der ihm in den letzten Augenblicken beistand, daß er alle seine begangenen Verbrechen als kleine Fehltritte betrachte im Vergleiche mit der Unthat durch welche Ravaillac seinen Orden befleckte. „Ich hegte so große Verehrung für das Andenken Heinrich's IV.“, sagte er, „daß wenn ein von mir verfolgtes Opfer sich unter sein Standbild auf dem Pont neuf geflüchtet, ich sein Leben verschont hätte.“ Denn Cartouche war ein gar aristokratisch gesinnter Dieb, der selbst gern vornehme goldgestickte Kleider trug, den Degen an der Seite, den Hut auf einem Ohr, und aus feiner Damengesellschaft mitten von dem glänzenden Maskenfeste in die Conciergerie geholt wurde, nachdem er zehn Jahre hindurch die Schmuckkästchen und Herzen der schönsten Frauen von Frankreichs Hauptstadt geplündert hatte.

Die Kerker der Conciergerie wurden beim Hochzeitsfeste Ludwig's XVI. überfüllt mit den Dieben von Paris, die sich zu einem allgemeinen Raub bei dem unheilvollen Feuerwerke verbunden hatten, bei welchem eine so große Anzahl Personen umkamen; unter den Todten fand man nur Einen von der Bande. Er hieß Petit Jean und war im Gedränge erstickt, doch nicht ohne vorher eine Ernte von funfzig Uhren und vielen andern Kostbarkeiten gemacht zu haben. 400 von diesen Gaunern wurden zur Durchsuchung in die Conciergerie gebracht, und das Resultat an Armbändern, Ketten, Uhren, Ohrringen und Börsen muß allen Glauben überstiegen haben. Die schöne junge Königin, welche die Opfer dieses Complots beklagte, dachte nicht daß sie selbst da wo die Schuldigen sich jetzt befanden ihr Haupt niederlegen und ihren letzten Schlaf auf Erden schlafen würde.

Die unmittelbare Nähe des Revolutionstribunals bevölkerte während dieser Krise die Conciergerie fortwährend mit politischen Gefangenen von jedem Alter, Geschlecht, Stand. Nach einiger Zeit versuchte man eine Classification in „pailleux“, wie man Die nannte welche auf Stroh lagen und nahezu von Ratten und Würmern gefressen wurden; „pistoliers“, die vermochten ein Bett zu bezahlen und es mit irgend einem Unglücksgefährten theilten; und „secrets“ endlich, welche in gräßlichen Kerkern in gleicher Höhe mit dem Flusse eingesperrt waren. Als noch eine in der unglücklichen Stadt wüthende Hungersnoth zu all diesem Elende kam, trugen auch die Gefangenen in der Conciergerie ihren Theil daran. Da die Regierung aufhörte Etwas für Nahrung zu bewilligen, mußten die reichen Gefangenen die Armen erhalten. Das Vermögen eines Mannes ward jetzt nach der Zahl von „sans-culottes“ berechnet die er verköstigte, wie vormals nach der Zahl der Pferde, Reitknechte und Hunde. Natürlich fehlten unter solchen Umständen die Krankheiten nicht, und zuletzt ward Etwas das einem Krankenhause ähnlich sah eingerichtet, wo es, nach Banthelmy Maurice, mindestens zehn Verschreibungen bedurfte um die kleinste Arznei zu verschaffen, indeß der Doctor, welcher der Form nach den Kranken besuchte, ein einziges Recept, das er nie änderte, für alle seine Kranken hatte. In ihrem Jammer scherzend nannten sie es „la selle à tous chevaux“. Eines Tags bemerkte der Doctor, indem er einem Patienten den Puls fühlte, daß er ihn wohler fände als am Morgen zuvor. „Ja, Bürger“, entgegnete die Krankenwärterin, „er ist besser, aber es ist nicht der Nämliche — der Eine ist todt und der Andere ist an seine Stelle gekommen.“

Neben den Menschen-Aufsehern bedienten sich alle pariser Gefängnisse während der Revolution auch der Hunde. Die Conciergerie hatte eine berüchtigte Dogge, „Ravage“ genannt, eine eifrige und unversöhnliche Bestie, welche die Gefangenen haßte und für unbestechlich galt. Eines Morgens jedoch fand man Ravage mit einem ihm an den Schwanz gebundenen Assignat von fünf Francs, auf welchem geschrieben stand daß dieser treue Wächter der Verführung einer Schafhürde erlegen sei. Seinen Verderbern gelang ihre Flucht.

Aus einem der Kerker der Conciergerie schrieb General Beauharnais sein letztes rührendes Lebewohl an die Gattin, die künftige Kaiserin Frankreichs, das sie — Josephine — dem Napoleon Bonaparte bei ihrer ersten Begegnung las und sein Herz gewann.

Charlotte Corday verlebte die kurze Frist zwischen ihrer That und dem Schaffote in diesen Wänden. Hier ward das letzte Mahl der Girondisten gefeiert in der Nacht vor ihrer Hinrichtung; bis 5 Uhr Morgens, wo die Kerkermeister sie abriefen zum schicksalsschweren Gange, hallten diese dumpfen Mauern von den Witzworten, Gesängen und Scherzen, sowol philosophischen als poetischen, der feinsten Geister von Paris wider. Noch leben alte Männer die sich erinnern bald nach jenem berühmten Feste in den Straßen ein junges Bettlermädchen ein von Ducos bei dem Mahle improvisirtes Lied singen gehört zu haben. Thränenbäche brachen ihr während sie sang aus den Augen. Man sagte sie wäre wahnsinnig geworden aus Liebe für den Dichter, den sie zur Hinrichtung führen sah.

Marschall Ney ging 1815 durch die Pforten der Conciergerie zum Schaffot. Einige Tage nach seinem Tode hatte ein Herr Bellart, welcher damals öffentlicher Gerichtskläger war, und dessen Name auf traurige Art mit dem Geschicke des Marschalls verflochten, in seinem Hotel eine glänzende Gesellschaft versammelt. Fröhlich war der Abend mit Tanzen, Singen, Lachen und Schwatzen vergangen, als man plötzlich gegen Mitternacht beide Flügelthüren des Salons aufriß, und ein Lakai mit lauter und deutlicher Stimme rief: „Herr Marschall Ney!“ Die Musik hörte auf, die Tänzer standen still, das neckende Wort erstarb auf den Lippen; jedes Auge wandte sich nach der Thüre, ein Herr in tiefer Trauer kam herein: der Marschall Ainé, welchen der bestürzte Lakai, durch den verwandten Klang getäuscht, als Marschall Ney meldete.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 31. —— 5. Februar 1850.

## Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.

Von Friedrich von Raumer.

(Beschluß aus Nr. 30.)

Was ist nun bei diesen traurigen, furchtbaren, zerstörenden Verhältnissen von Seiten der Behörden und der bürgerlichen Gesellschaft zu thun? Nichts, antwortet die eine Partei oder Schule. Jede Beschränkung des schlechthin freien Heirathsrechts *) ist ein zugleich unnützer und tyrannischer Eingriff in die Selbstentscheidung jedes Einzelnen, ein lächerliches Hofmeistern der Naturgesetze, ein Verkennen der Wohlthaten steigender Bevölkerung. Und noch weniger als auf die Zahl der Heirathen kann man von obrigkeitswegen einen hemmenden Einfluß auf die Zahl der Kinder ausüben, oder höchstens (in sehr verkehrter Weise) die Zahl der unehelichen in dem Maße vermehren als man die der ehelichen vermindert. Die Einwirkung der Aeltern und Vormünder, sowie der gesunde Menschenverstand und die Selbstbeherrschung der Heirathslustigen und Verheiratheten können allein die beklagten Uebel, wenn nicht austilgen, doch ermäßigen.

Hierauf antworteten Andersgesinnte: Wenn die Regierungen nicht selten leichtsinniges Kinderzeugen (z. B. durch Geldbelohnungen) in verkehrter Weise beförderten, so ist es ihre Pflicht dasselbe durch zweckmäßige Mittel zu hemmen. Mögen bei eintretenden Ehebeschränkungen einige uneheliche Kinder mehr geboren werden, so ist doch diese Steigerung der Zahl sehr unbedeutend im Verhältniß zu der welche innerhalb der leichtsinnig geschlossenen Ehen erzeugt wird. Der Einfluß von Aeltern und Vormündern ist in unsern Tagen so gering als die weisheitsvolle Vorsicht der Heirathslustigen; auch darf der Einzelne da nicht unbedingt entscheiden wo die Wirkung seines Thuns und Lassens die wichtigsten und obenein nachtheiligsten Folgen für das gemeine Wesen hat. Rathsam ist es deshalb keinem Manne (schon um Abschwächung der kommenden Geschlechter zu verhüten) die Erlaubniß zur Verehelichung vor vollendetem vierundzwanzigsten Jahre zu ertheilen, und hiervon nur in einzelnen Fällen (z. B. eines vollkommen ausreichenden Vermögens) Ausnahmen zu gestatten.

Aehnliche Vorschriften bestehen für Baiern. In Bern soll Niemand Heirathserlaubniß erhalten *) der da Armenunterstützung empfangen und sie nicht zurückgezahlt hat. In Schwyz und Unterwalden kann die Obrigkeit den Armen das Heirathen verbieten; in Bern, Freiburg, St.-Gallen und Unterwalden müssen Brautleute eine Summe zur Armenkasse zahlen. Von Wien aus wird (unter dem 23. Febr. 1848) berichtet **): „Der hiesige Magistrat hat allerhöchsten Orts eine umfassende Denkschrift wegen der wachsenden Uebelstände überreicht welche aus der Ueberhäufung von Ansässigmachungen und Heirathsbewilligungen für die Residenz dadurch hervorgehen daß die Ertheilung von Befugnissen sogenannter freier Beschäftigungen und Gewerbe ohne alles Maß geschieht, die Heirathen mittelloser Personen in Folge Dessen über Gebühr zunehmen und die Stadt mit erwerblosen Personen übervölkert wird, welche zuletzt alle Hülfsmittel und Vorsorge von Seiten der Stadtgemeinde und der öffentlichen Wohlthätigkeit erschöpfen müssen."

Diese Darlegung trifft den Mittelpunkt der gerügten Uebel und Krankheiten, und es wird, trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten Heilmittel zu finden, dennoch Seitens des Staats und der Behörden nicht möglich sein die jetzigen Wege länger zu verfolgen welche das Uebel von Jahr zu Jahr nothwendig bis zum Unerträglichen vergrößern. Unbedingte Freiheit des Ansiedelns, Heirathens und des unsittlichen Kinderzeugens ohne irgend eine Bürgschaft für die Gemeinden richtet diese unausbleiblich zu Grunde. Aber nicht blos die Behörden werden mehr oder weniger eingreifen und regeln müssen, sondern vor Allem liegt es den Geistlichen ob in heilsamer Weise für das Wohl der Einzelnen, der Familien, der Gemeinden zu wirken. Statt der Redereien: Im Himmel werden die Ehen geschlossen, der Herr hat eure Herzen zueinander geführt, die Kindlein kommen von Gott u. s. w., sollten sie in viel ernsterer und strengerer Weise auf die unendliche Wichtigkeit und Schwierigkeit jeder ehelichen Verbindung hinweisen, und daß die Kin-

*) Rudhart, I, 28, 162.

*) Buret, I, 294; Naville, I, 112—116.

**) „Preußische Zeitung", 1848, Nr. 59.

der kommen nach Maßgabe der Selbstbeherrschung. Man kann in unsern Tagen nicht oft genug wiederholen daß es ein Unrecht und eine Sünde ist mehr Kinder in die Welt zu setzen als man zu ernähren und zu erziehen im Stande ist.

Ich muß an dieser Stelle noch großer Anstalten erwähnen welche die besprochenen Uebel mindern sollen, in Wahrheit aber auf abscheuliche Weise vermehren: dies sind die Findelhäuser. Im J. 1831 wurden 2625 Kinder in das mailänder Findelhaus gebracht *), während in der ganzen Landschaft nur 1576 uneheliche Kinder geboren wurden. Wären also (eine irrige Voraussetzung) auch alle unehelichen Kinder ohne Ausnahme ins Findelhaus gebracht worden, so mußten sich doch unter jener Zahl 1049 ehelich geborene Kinder befinden. Im J. 1836 wurden 2963 Kinder im Findelhause ausgesetzt, von denen 1764 starben. Auf eine Bevölkerung von 380,000 Seelen (weniger als die Einwohnerzahl von Berlin) kommen in der Landschaft Turin jährlich 500 ausgesetzte Kinder. Im Genuesischen waren 1813 1202 Findlinge vorhanden, 1835 aber 2555. In demselben Jahre wurden daselbst ausgesetzt und lebendig gefunden 275, todt gefunden 163. Das elfte Kind war im Durchschnitt ein Findling. Im ganzen Lande betrug 1835 ihre Zahl 3480, wovon 1957 starben. Von 3332 in das Findelhaus zu Padua Aufgenommenen starben innerhalb der ersten 18 Monate 1139. Unter 7600 Findlingen waren in Toscana (zufolge einer Schätzung) etwa 3400 ehelicher Geburt. Die Sterblichkeit belief sich viele Jahre hindurch auf 80 vom Hundert. In Neapel wurden ausgesetzt im J. 1824 1977, davon starben 1471; im J. 1838 2022, davon starben 1440. Die Zahl der in Messina ausgesetzten Kinder beträgt monatlich 30—50. In einer palermitanischen Uebersicht für 1836 sind (die lebendig gefundenen Kinder ungerechnet) folgende drei Posten oder Classen aufgeführt: im Drehrade wurden todt gefunden 21; halbtodte Kinder welche sehr bald darauf starben 45; durch Fehlgeburt und Abtreibung umgekommene 36. In Paris wurden von 1670—1770 jährlich im Durchschnitt 2000, in Summa also 200,000 Kinder ausgesetzt.**) Im J. 1834 gab es 129,699 Findlinge in Frankreich, 1784 aber nur 40,000. Die Zahl der Findelhäuser steigt daselbst bis auf 300. Von etwa jährlich in Paris geborenen 30,000 Kindern werden im Durchschnitt 5500 ausgesetzt. Im J. 1815 befanden sich 85,808 Kinder in den Findelhäusern; binnen 25 Jahren wurden 880,639 ausgesetzt, von denen 475,127 starben.

Doch genug der Beweise und Thatsachen daß diese, unbegreiflicherweise noch immer von einigen angeblichen Menschenfreunden empfohlenen Anstalten leichtsinnige Ehen und sündliches Kinderzeugen befördern, das Gefühl und den Sinn für älterliche Pflichten untergraben, den überlebenden Findlingen Haß gegen Aeltern, Familie und bürgerliche Einrichtungen einimpfen, und eine Mördergrube werden für Die welche man zu erretten vorgibt.

*) Raumer, „Italien", I, 202, 329, 99; II, 402, 445.

**) Marchand, S. 300; Buret, I, 418; Villeneuve, II, 518; Degérando, II, 165.

---

Blicke ich zurück auf meine Briefe, so sehe ich sehr deutlich daß sie nur ungenügende Andeutungen und unvollständige Bruchstücke enthalten; ich wiederhole aber daß es gar nicht meine Absicht war etwas irgend Vollständiges zu liefern. Indessen bleibt es jedenfalls nützlich sich zu orientiren und vorläufig davon zu überzeugen: es gebe kein Universalmittel gegen die großen und beklagten geselligen Uebel, und ebenso wenig tauge es immer nur zu verneinen und die Hände in den Schoos zu legen. Durch immer wiederholte Betrachtung und Prüfung der Thatsachen steigt indessen die Erkenntniß, und vermehrte Erkenntniß bringt jedem Ziele näher, wenn auch nicht jedes vollständig erreicht werden kann.

---

## Du romancium occidental, ou Etudes et recherches historiques et philologiques sur nos origines. Par *E.-M. Masse*. Zwei Bände. Marseille 1847—48. Gr. 8.

Als wir noch die Welt regierten, wir die Männer vom kritischen Dreifuße, — ach, Freunde, Brüder! es gab (für uns) schön're Zeiten, und ein gläub'ger Volk hat einst gelebt. Heutzutage, wo die Weisheit von allen Dächern herunter gepredigt wird, wo statt des alten idyllischen Gänsekiels jene künstlichen Dinger von Stahl herrschend geworden, die sich fälschlich Feder nennen, in einem Zeitalter von Eisen wie das unsere ist Jedermann nicht nur gelehrt, scharfsinnig, geistreich, witzig und spitzig, auch anmaßungsvoll genug, gibt hierin keinem Recensenten Etwas nach, ist ihnen in diesem Allen überlegen, und pocht auf das Recht nicht nur keiner Recension zu glauben, ja solche oft gar seinerseits wieder zu recensiren. Wer wundert sich da, darf sich darob verwundern, wenn man von den bisherigen Gelehrten-Tribunalen in schneller Reihenfolge bald dieses, bald ein anderes aufgehoben hört, die Richterstühle, glücklich genug, falls der noch schmählichern Erniedrigung zu Armesünder- und Folterbänken entronnen, blos verlassen und niedergeworfen liegen?

Wie ganz anders, anders jetzt als eh'! Man mißgönne nicht den abermaligen tiefen Stoßseufzer einer armen Recensentenseele, die, nicht mehr Kläger und Richter in Einer Person zugleich, nunmehr demüthiger Staatsanwalt bei der Gelehrten-Republik (sit venia verbo!) vor Geschworenen und Richtern schwere Anklage zu erheben sich anschickt. Und gegen wen? Gegen einen, er sagt es wiederholt selbst (z. B. II, 81), und man wird es ihm glauben müssen, keiner, sicherlich wenigstens keiner demokratischen Partei angehörenden, ja, so scheint es, auch sonst harmlosen, und sich seines Buchs (S. VII) kindlich freuenden Mann, dem etwa ein staatsgefährliches? behüte, nur ein völlig unnützes Buch in die Welt gesetzt zu haben als Verbrechen zur Last fällt. „Verbrechen?" Ja, Hr. Vertheidiger; oder sollten Sie nicht wissen, was bereits Kant bewiesen: das erste einem Menschen widerfahrene „Unrecht" sei dessen — wo nicht wider seinen Willen, jedenfalls ohne seine Zustimmung — von den Aeltern vollzogene Erzeugung, ein Unrecht, wie ein Jurist judicirte, nur schlecht wieder zu remediren durch möglichst beschleunigtes Hinausschaffen des Neugeborenen wieder aus der Welt? Können Sie vom Buche den Beweis führen es habe unter der Presse sich in die Welt hineinmartern zu lassen je seinen Willen kundge-

geben? Oder, lasse ich ein Verbrechen fallen das, weil zu allgemein geworden, leider nur wenig als solches erkannt und bestraft wird, gilt denn Nichts Auflehnung gegen einer Göttin Willen, eine Handlung so völlig invita Minerva? Der Vertheidiger fand es dem Rufe des Beklagten zuträglicher, hiervon ganz Absehen nehmend, zu einem neuen Argumente überzuspringen. Wie? sprach er in langer salbungsvoller Rede, die in den engen Raum einer Nuß zusammenzuziehen erlaubte Klugheit gebietet, wie? hat nicht mein Client, weit entfernt ein Verbrechen aufsichzuladen, Papierfabrikant, Drucker, Buchbinder, Jeden nach Verdienst, sein Stücklein Brot an dem — so doch gewiß nicht nutzlosen — Buche verdienen zu lassen, der Brave! augenscheinlich den edlen Zweck verfolgt und erreicht; zugestrebt mindestens, wäre dieser auch bisjetzt noch mit geringem Erfolge gekrönt worden, dem noch höhern in Buch-Händlers, kaum in eigenen Angelegenheiten?

Da steht nun Recensent als öffentlicher Ankläger. Ehemals hätte einfach zu sagen genügt das Buch sei ein völliger Taugenichts; und Niemand als höchstens der Autor selbst in unwirksamer Antikritik hätte sich gegen das Urtheil zur Wehre gesetzt. Jetzt, was geschieht? Es gilt die Wette 10 gegen 1: Beklagter kommt mit 7 gegen 5 Stimmen frei, wird nicht vom Recensenten Geschütz von gröberm Kaliber aufgefahren und in Ernst bewiesen, was Ein Blick in das Buch bewiese. Ich soll also mit gewissenhafter Recensententreue zwei nicht eben schmale Bände, den Rothstift zwischen Zeigefinger und Daumen, wenigstens mit dem Auge durchfliegen? Und warum? um bei der letzten Seite des letzten Bandes in den von überzeugungsvollem Aerger ausgepreßten Ausruf auszubrechen, wie doch, vielleicht einige wunderlich eingemischte bald poetische, bald (gegen die gente nuova gerichtete) politisch-moralische Herzensergießungen und etwa hier und da ein unbekanntes provençalisches Wort in Abzug gebracht, auch so gar Nichts, gar nichts Lesenswerthes darin stehe, und daß, hätte ich mir die glanzvollsten Blumen des Unsinns, wie zu Anfang, roth anzustreichen fortgefahren, dann keine andere Schlußabrechnung herauskäme als: Und siehe, es war Alles — Strich. Ist denn das menschliche Leben im jetzigen Zeitalter länger geworden, und die Zeit minder kostbar?!

Was ist denn Dies was Das ist (wie die so liebenswürdig-schwatzhafte französische Phrase lautet) — *Romancium?* Im mittelalterlichen Latein — Ausdruck für eine der jetzt neu-lateinisch oder romanisch geheißenen Töchtersprachen vom Latein, d. h. freilich nicht sowol dem classischen als dem gemeinen, volksüblichen. Nein — belehrt uns der Autor: „Un *romancium* n'est pas le fils de langues savantes qui l'auraient précédé; tout au contraire (!), les langues les mieux faites, les plus artistement travaillées, sont émanées d'un *romancium* primitif .... Le mot *romancium* signifie tout ce qu'on peut voir de plus agreste, de plus inculte" (I, 12). Weiter (S. 128): „D'après ma manière de voir, que je n'ose appeler ni système ni méthode (ja wol! mit vollkommenem Recht), le *romancium* de l'humanité c'est l'ensemble de toutes les créations de l'esprit spontanées, sauvages, naturelles, sans préméditation, sans art ni culture."

Man sieht leicht was der Verf. hiermit ungefähr sagen will: „Der Kunstsprache geht eine Natursprache, eine rohere, ungebildetere Form voraus, etwa sowie aus der lingua rustica der Römer nicht nur nach einer Richtung hin die lateinische Schriftsprache hervorging, sondern auch nach andern hin — Italienisch, Französisch u. s. w." Alles, die barocke Ausdrucksweise abgerechnet, noch erträglich. Was will aber weiter unser explorateur de *hasard*, wofür er sich bescheiden (I, 16) selbst ausgibt, und „dans ce royaume des ombres, sans autre guide qu'une inspiration de *hasard*" (S. 49)? Welche Entdeckung hat uns ein Schriftsteller mitzutheilen der seit lange ohne andere Bücher als das „Buch der Bücher", und ohne gelehrten Umgang (I, S. IX und 14) in La Ciotat versteckt lebte, und dem nur un peu de latin et son provençal zu Diensten stehen? Unglaublich Großes und Wichtiges. Er hat seinem Buche als Motto die Worte der Genesis in der Uebersetzung der Vulgata vorgesetzt: „Et vocavit Deus *Aridam*, terram, congregationesque aquarum, appellavit *Maria.*" *Ar* bezeichnet demnach im Munde Gottes (wohlverstanden nach der Vulgata!): Berg und alles Hohe, gelegentlich auch, durch den Gegensatz, Fluß, *Mar* aber, verbunden mit der Negation — Meerestiefe; und — wer es nicht gesehen, d. h. vorher bezahlt, glaubt es nicht welch außerordentliche Taschenspielerkunststücke sich schon mit dieser einen Wortwurzel herstellen lassen. „Deux stratifications principales se laissent d'abord apercevoir, celle de l'*ar* et celle de *cau*, en autres termes celle de l'*Ararat*, de la montagne des montagnes, sur laquelle s'arrêta l'*arche* du déluge, et celle du *Caucase* ou montagne des *Ases*" (der nordischen Asen, überhaupt der, wie man sich nicht sehr schicklicherweise zu sprechen gewöhnt hat, — kaukasischen Race), „peut-être parviendrons-nous à trouver que *cau* (quod Deus bene vortat!) n'est qu'une transformation de *Are*, comme *Ase* lui-même n'est autre que *Are;* mais, à première vue, on ne peut qu'admettre à la tête du *romancium* occidental ces deux radicaux dont la forme diffère avec un sens égal." Genug solcher, es bildet sich vielleicht der Eine oder Andere ein, original-dummer, und deshalb piquant schmeckender, nein, den Sprachforscher wenigstens ihres allzu häufigen Vorkommens wegen anekelnder Unverdaulichkeiten. Ex ungue leonem, aus grauer Farbe und Ohrenlänge den Esel! Wer Brauchbareres als so verrückte theologisirende Etymologien, namentlich wer geschichtliche Aufschlüsse über das alte Frankreich in dem Buche zu finden wähnte, der irrt ungeheuer, — und sei, so er hartnäckig bei dem Irrthume beharrt, dazu verdammt es aber und aber „mit allnächtlicher und täglicher Hand zu wälzen". Und die Strafe für den Verf.? Ich verlange nicht von den Geschworenen ein todkündendes Theta auf ihre Täfelchen zu schreiben, aber ich beantrage — Auslöschung seines Namens aus dem Verzeichnisse vernünftiger, soll ich sagen, Schriftsteller oder blos Etymologen? Möglich daß seine (I, 124) erwähnte Schrift „Le siège de Toulon" besser sei.

A. F. Pott.

---

## Soldatenspiegel. Von Rudolf Hirsch. Wien, Gerold. 1849. 8. 10 Ngr.

Dieser „Soldatenspiegel" ist Nichts als eine Sammlung von Lobgedichten auf die östreichisch-italienische Armee. Er erschien zuerst in Triest, woselbst der Verf. wohnte, als Privatunternehmen, welches in dem Patriotismus des Lloyd eine schnelle Unterstützung fand. Dieser ließ 4000 Exemplare drucken, bestimmte den Erlös für die Verwundeten der italienischen Armee, und schickte die eingehenden Beträge, die in dem „Osservatore triestino" verzeichnet wurden, an Radetzky. So gelangten die Gedichte nur in den Besitz der Subscribenten, und kamen erst später in den Buchhandel. Hirsch ist uns aus frühern Zeiten als gemüthlicher lyrischer Dichter bekannt, der den Mond und die Sterne in den geistreichsten und mannichfaltigsten Wendungen besang, und es gehörten die Großthaten Radetzky's dazu um die keusche Muse eines anspruchlosen Dichters zu diesen feurigen Schlachtgesängen zu begeistern. Es gibt wol, wie männiglich bekannt, sehr viele Hirsche in den Revieren des Parnassus, deren Jagd uns bescheidenen Recensenten ein ganz anständiges Vergnügen gewährt: allein der Hirsch mit dem wir es hier zu thun haben ist, gelind gesagt, kein Edelhirsch, und wir bedauern seinen Gedichten, die wir

---

*) Z. B. in Marseille Artoun, „Brot" (I, 48), was allerdings aus dem Griechischen der phokäischen Ansiedler beibehaltenes ἄρτος sein könnte.

übrigens den Freunden militairischer Evolutionen als eine interessante Lecture empfehlen, jeden poetischen Werth absprechen zu müssen. Mag auch dieser Ausspruch hart scheinen, so wird doch der geneigte Leser mit uns übereinstimmen wenn er einige Proben dieser kernigen Kanonenpoesie, die wir ihm zum Besten geben wollen, gleich uns zu überwinden den Muth hat.

Hirsch tritt anfangs sehr bescheiden auf, und meint in seinem Widmungsgedichte an die italienische Armee:

> Es war ein Jeglicher von euch ein Heros,
> Und würdig euch zu preisen nur Homeros.

Allein Hirsch-Homeros besinnt sich bald eines Bessern, und fängt nun an die Koryphäen des östreichischen Heers nach der Reihe und in ihren respectiven Rangstufen zu besingen. Um sich die Mühe zu erleichtern nennt er sie in einem Gedichte (S. 30) Alle miteinander, und ruft aus:

> Wie die Blätter an dem Stamme eines alten Lorbers hängen,
> Um den Marschall sich die treuen Generale freudig drängen,
> Wratislaw, Heß, Thurn und Wimpffen, D'Aspre, Lichtenstein;
> Heroen,
> Deren Seelen Aetnafeuer nie gebeugter Kraft durchlohen.

Das Scandiren der beiden letzten Verse dürfte keine leichte Arbeit sein, und wir empfehlen sie den Freunden geselliger Vergnügen an langen Winterabenden. Von solchen Härten wimmelt das Buch, und in den meisten Gedichten wetteifert die Plumpheit des Gedankens mit der Unbehülflichkeit des Ausdrucks; z. B.: „Die sardinische Flotte" (S. 3):

> Wer kennt nicht Oesterreichs Artillerie?
> 'Ne bessere findet mir Keiner wie sie!

Wir haben alle Achtung vor der östreichischen Artillerie, und geben gern zu daß „'ne bessere" nicht zu finden sei; allein das Wort Artillerie in einem Gedichte! Das ist doch offenbar nur versificirte Prosa, und es gehört das eigenthümliche Talent eines Berlioz dazu um diese Verse in Musik zu setzen. „Das Scheibenschießen von Caorle" (S. 8):

> D'rauf hat es entsetzlich herübergekracht,
> Es lag überm Meere wie Pulvernacht.

Entsetzlich!! Ein genialer Compositeur dürfte die erschütternde Wirkung dieser Verse am besten durch einen Kanonenschuß wiedergeben. S. 24:

> Doch herrlich, wie niemals, hier thät' sich erweisen
> Der alte Radetzky, der Feldherr von Eisen.

„Er thät' sich erweisen" ist mittelalterlicher Legendenstil, und paßt nicht in ein modernes Schlachtlied. Wenn Hirsch seine Ode „An Welden" (S. 40) mit dem Verse anfängt: „Es gährt der Wein im Fasse", so scheint uns die Form dieser Allocution etwas undelicat zu sein. „Die Kroaten" (S. 48):

> Sie jauchzen in den Schlachten und holen unbefohlen
> Mitunter manchen Braten für And're aus den Kohlen.

Mitunter! In diesen Versen liegt allerdings geschichtliche Wahrheit, allein der Dichter durfte sie nicht in einer Apologie jenes Truppenkörpers gebrauchen. Auch die deutsche Sprache ist Hrn. Hirsch vielen Dank schuldig, denn er bereichert sie durch unzählige noch nie dagewesene Ausdrücke und Wendungen; so meint er in einer Randglosse zu seinem Gedichte „An Wimpffen" (S. 9): „Es ist gewiß daß die Siege von Custozza und Curtatone erst durch den Sieg bei Volta ihre durchschlagende Vervollständigung erhielten"; und „Der Gast in Vercelli" (S. 27): „Es lehnte das Gewaffe jetzt in den Ecken stumm." In dem hochpoetischen Liede „Stimme des Heers" (S. 60) ruft der Dichter aus:

> Wir haben gestritten bei Tag und Nacht,
> Das Herz hat uns laut im Leibe gelacht; (sic!)
> Wir dachten daheim nicht an Hab' und Gut,
> An unsere Weiber, an unsere Brut;

Und in der Schlußhymne „An den Kaiser":

> Die Brut des Bösen raste fluchverschworen,
> Um zu verwüsten unsern grünen Hain.

Dieser unparteiische Gebrauch des Wortes Brut beweist uns die demokratische Richtung des Verf., und die östreichischen Generäle würden am besten thun sich mit ihm gar nicht einzulassen.

Die östreichisch-italienische Armee ist von Sternen erster Größe, wie Grillparzer, Zedlitz, besungen worden, und wir müssen es geradezu für ein Unglück erklären daß auch die Muse Hirsch's sich an ihren, aller Anerkennung würdigen Waffenthaten begeistert hat. 10.

## Miscellen.

### Die Schwester von Collot-d'Herbois und Lamartine.

Vor fünf Jahren lebten zu Paris noch vier historische Frauen, vier Schwestern von Conventmitgliedern: die Schwester Robespierre's, die Schwester Marat's, die Schwester von Camille Desmoulins, die Schwester von Collot-d'Herbois. Drei sind bald nacheinander gestorben, die Letztere blieb am Leben. Zur Zeit als Lamartine seine „Histoire des Girondins" zu schreiben begann, führte ihn ein junger Dichter, Simeon Chaumier, geheimnißvoll tief in die Altstadt hinein. In der Straße Glatigny, in einem Hause von bescheidenem Ansehen, öffnete sich den beiden Besuchenden eine Thüre. In einem Voltaire-Armstuhl fanden sie eine Frau mit weißen Haaren. Trotz dem hohen Alter hatten die Augen noch Feuer, die Züge Spuren männlicher Schönheit. Collot-d'Herbois, der wandernde Schauspieler, der, nachmals Proconsul geworden, mit einem silbernen Hammer die Mauern Lyons erschütterte, um sich für die Pfeifen zu rächen die ihn einst auf dem dortigen Stadttheater empfingen, hat seiner Schwester einige vertrauliche Tagbuchblätter hinterlassen. Sie besaß auch ein kleines Bildniß ihres Bruders, von Greuze, das in ihrem Schlafzimmer hing; von Greuze, der Marie Antoinette, alle vornehmen Damen im Schlosse, alle Stutzer des Oeil-de-boeuf und auch den künftigen Mann des Berges zeichnete. Dieses Bild wurde dem jetzigen Conservator des Museums vom Louvre, Jeanron, zugestellt. Französische Blätter berichten daß die Schwester von Collot-d'Herbois, als man sie fragte ob ihr eine Pension genehm wäre, die Antwort gab: „Ich habe 1000 Francs Einkünfte und das Andenken meines Bruders, Das ist genug. Eine Republikanerin bedarf nicht mehr um in Frieden zu sterben."

### Whig und Tory.

Die Kämpfe Karl's I. und des langen Parlaments erzeugten die zwei Parteien welche bis auf den heutigen Tag Volk und Kammern in England theilten. Zur Zeit des Bürgerkriegs nannten sie sich Cavaliere und Rundköpfe. Bei einem Aufstande gewahrte die Königin Marie Henriette aus den Fenstern ihres Palastes einen großen drolligen Lehrling, der sein geschorenes Haupt vor dem Volke hin- und herbewegte. „Ach der schöne Rundkopf!" rief die Tochter Frankreichs. Ihr Wort blieb der Volkspartei als Bezeichnung. Die Rundköpfe ihrerseits wenn sie die schmucken und tapfern Freunde des Königs vorübergehen sahen — jene Edelleute mit kriegerischen und feinen Köpfen, gedrehten Schnurbärten, langniederwallenden Haaren unter dem aufgestülpten Filzhute mit wehender Feder, jene lebenden Vorbilder der Portraits von van Dyk, welchen die Italiener so richtig „il pittore cavalicresco" heißen — warfen ihnen wie eine Schmähung das französische Wort Cavalier hin, welches zum Zeichen der Königspartei ward. Erst bei der Thronbesteigung Jakob's II. verwandelten sich diese Beinamen in Whig und Tory. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 32. — 6. Februar 1850.


## Karl Schall.

Karl Schall's nachgelassene Reime und Räthsel nebst des Dichters Lebenslauf. Herausgegeben von A. Kahlert. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1849. Gr. 12. 1 Thlr.

Ist es ein Zeichen daß die Zeit anfängt wo das Publicum wieder Empfänglichkeit für harmlose literarische Producte gewinnt, oder nur ein Zeichen dafür daß in Schlesien sich eine provinzielle Pietät für seine Dichter erhalten hat, wenn A. Kahlert wagt Schall's nachgelassene Reime und Räthsel zu sammeln, und mit einer Lebensbeschreibung des Dichters herauszugeben? Nehmen wir es als ein Omen für das Erstere; es könnte aber um so bedeutender sein wenn man erwägt daß die wilde Wahnfurie in Schlesien gerade am heftigsten und zerstörendsten getobt hat. Empfindet man auch dort das Verlangen von der Politik sich loszureißen, und sogar den Witz der vergangenen Zeit heraufzubeschwören, um die Gedanken an die Wunden fortzuscheuchen, so ist Das gewiß ein beachtenswerthes Zeichen.

Ein Mann wie Karl Schall und die gegenwärtige, d. h. die eben abgelaufene Zeitepoche, Das sind Gegensätze die man sich bildlich schwer vergegenwärtigen kann. War der Dichter doch — in seiner Erscheinung, nicht in Dem was ihm zum Grunde lag und nicht zur Ausbildung gekommen ist — selbst zu der Zeit die ihn geboren und werden ließ zu Dem was er geworden nur ein Neben- und Auswuchs des natürlichen Zeugungsprocesses. Seine Genialität war die Crême einer ins Kleinliche spielenden Geistesbildung; naturwüchsig war da Nichts mehr, nicht in seiner äußern Erscheinung, nicht in seinem sprudelnden Witz, nicht in seiner geistvollen Unterhaltung, nicht in seinen Gedichten, nicht in seinem Lebenslauf. Nur eine Bildung die sich so entfernt hatte von den Naturgesetzen konnte einen Dichter, einen Charakter wie Karl Schall hervorrufen. Geistreich durch und durch, hatte er sich durchgerungen durch das Alltagsleben, ohne zu den Höhen einer genialen Auffassung, sei es religiös, philosophisch, künstlerisch, poetisch, zu gelangen, um da Leben und Schöpferdrang zu empfinden; er hatte sich durchgearbeitet um draußen und drüber mit dem Henker und unter ihm ein wesenloses Spiel zu spielen. Als Philosoph, möchten wir sagen, war er zu dem Resultat gelangt: daß das Leben eben nicht mehr werth ist als es zu zerpflücken wie eine Blume, und mit ihren Blättern sich zu amusiren. Fähig und begabt auch das Große und Erhabene zu würdigen, gelangte er doch nicht weiter als dahin es so sich zuzustutzen daß es auf seinem Nipptische ein zierliches Plätzchen einnahm. Darin einzig daß auch die fürchterlichen und tragischen Ereignisse ihn nicht überwältigen konnten, verbrauchte er Alles was ihm in die Hände kam zu seinem Amusement, den Mahnungen des Gewissens, von woher diese auch kommen, unzugänglich. Könnte man doch sagen er war eine neckische Elfennatur, wenn sein Bild nicht zugleich an das Gnomenhafte erinnert hätte; denn zum Scherz immer gestimmt, auch im nagenden Schmerze, konnte ihn Nichts zu einem dauernden Ernste stimmen.

Schall war, vermöge dieser Eigenschaften, wie sich von selbst versteht, der angenehmste Mann in der Unterhaltung, der Liebling aller geselligen Kreise, aber nur in der socialen Bildung die sich selbst schon so nuancirt und zersplittert hatte wie es in jenen langen Friedenszeiten allein möglich war. Was hatte da nicht Wichtigkeit: der Schatten eines Strohhalms, die Faser die sich im Sonnenstrahle schaukelt. Er war genial, aber eine Genialität die wir heute, wenn wir sie verstehen, nur noch historisch verstehen. Um zu glänzen, hinzureißen, ja um nur verstanden zu werden, dazu gehörte jene Aus- oder Ueberbildung der socialen Verhältnisse, jene falsche aristokratische Bildung in der er sich schaukelte. Wie, wenn er nicht gestorben, wenn er nur seit 1833 in einem Starrkrampf gelegen und 1848 unter dem Rauschen der Revolution wiedererwacht wäre, hätte Karl Schall in dieser chaotischen Welt sich zurechtgefunden? Vielleicht doch. Mitzuschwärmen als Sohn des Volks, Das wäre ihm freilich unmöglich gewesen, er konnte darüber weder eine tiefe Begeisterung noch Entrüstung empfinden; möglich aber daß der Satyr in ihm recht lustig mit den neuen Phantomen gespielt hätte, und so gut und lustig daß die Zuschauer ihm Glauben geschenkt! Doch wohl ihm daß ihm dies Unbehagen gespart war. Seine Welt war todt, und wehe uns Allen wenn die Restauration nichts Anderes gebiert als ihre Palingenesie.

Schall's Wesen spricht sich nicht klarer aus als in seinen Theaterstücken. Wer spricht ihnen Witz, Feinheit der Empfindung, Feinheit der Ausführung ab, wer Wirkung auf dem Theater, eine Wirkung die sie noch lange haben werden, die sie aber in ungleich höherm Maße haben würden, wären sie auf naturwüchsigem Boden gewachsen. Alle haben sie nur die Misère, Spreu und Staub, die Schminke des socialen Lebens zum Gegenstande, seine Intriguen entwickeln sich uns in aus der Natürlichkeit zumeist hinausgeschraubten Situationen; da blitzt Schall's Witz, ja sein Genius auf. Damit will ich keinen Tadel ausgesprochen haben; denn er träfe nicht den Dichter, sondern das gesammte moderne Lustspiel, zumal das der neuern Franzosen, das uns so lange unterhalten hat und noch unterhält. Aber hier und da kehrt doch der Lustspieldichter zu den natürlichen Verhältnissen des Lebens zurück, er holt sich wieder Stärke indem er die mütterliche Erde küßt. Von dieser Rückkehr zum Ursprünglichen und Gesunden findet sich in Schall's Lustspielen kaum eine Spur, wogegen sein petillirender, immer nach Piquantem, Epigrammatischem hinausstrebender Geist, damit noch nicht einmal zufrieden, endlich nur noch im Theater und seinen Verhältnissen selbst den Boden fand auf dem er weiterackerte. Das ist denn ein so precairer daß auch Andere als Schall daran untergehen können. Wir möchten überhaupt wissen ob und wie ein Lustspiel wieder entstehen wird, wenn die Revolution wirklich und auf so lange gebändigt sein sollte daß die bürgerliche Gesellschaft sich wieder ihrer gewohnten Thätigkeit überlassen könnte. Mögen, können wir darin zum Gewöhnlichen zurückkehren? Können wir wieder an der Misère anknüpfen, uns über sie lustig machen, und darüber uns freuen daß wir uns über sie lustig machen, während es der schöne Wahn so vieler Tausende gewesen daß diese Misère wenigstens durch die Revolution zu einem seligen Ende gelangen müsse!

(Der Beschluß folgt.)

---

## William Allen.

William Allen, his life and labours; reprinted from the Eclectic review for April 1848.

Dieser aufgeklärte und unermüdliche Philanthrop, Sohn von Job Allen, einem Seidenfabrikanten in Spitalfields, zeigte schon in seiner frühesten Jugend Spuren von jenem Unternehmungsgeiste der ihn später in so hohem Grade auszeichnete. Kaum 14 Jahre alt verfertigte er sich selbst einen Teleskop zum Behuf seiner astronomischen Studien, und da nach seinem eigenen Geständnisse „seine Kasse nicht sehr gefüllt war", so bediente er sich dazu der Pappendeckel, wußte jedoch die Gläser so geschickt einzufügen daß er damit zu seiner großen Freude die Satelliten Jupiter's entdecken konnte. Seine Lieblingsbeschäftigung war indessen die Chemie, und noch als Knabe stellte er häufige Versuche an. Obschon er gute natürliche Anlagen hatte, so trug jedoch die Erziehung die man ihm gab nicht sonderlich zu ihrer Entwickelung bei; denn man verwendete ihn für das Geschäft seines Vaters, dem er sich bis zu seinem 22. Jahre mit Fleiß und Hingebung widmete.

Erst im J. 1792 vereinigte er sich mit Joseph Gurney Bevan zur Errichtung eines chemischen Instituts in London, und von nun an entsprach seine Beschäftigung ganz seinem Geschmacke. Auch sah er seine Bemühungen vom schönsten Erfolge belohnt; Dies hinderte ihn jedoch keineswegs auch den allgemeinen Wissenschaften seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und seine ernsten philanthropischen Pläne zu verfolgen. William Allen wurde Mitglied der Society of friends, und Dies beweist hinreichend daß seine Tendenz praktisch und auf sociale Verbesserungen gerichtet war. Von Natur mit einem menschenfreundlichen Herzen und einem hellen Verstande ausgestattet, ging vom Beginn seiner Laufbahn seine Absicht darauf hin Verbesserungspläne zu entwerfen, und wirklich Gutes zu thun. Bald darauf trat er mit Astley Cooper, Dr. Babbington, Joseph Fox und mehren Andern zur Bildung einer Philosophical society zusammen. Im J. 1794 machte er die Bekanntschaft von Clarkson, mit welchem ihn die Uebereinstimmung seiner Denkweise bald aufs innigste verband — ein Freundschaftsbündniß welches fast ein halbes Jahrhundert dauerte.

Als sich nach Verlauf von drei Jahren Bevan von der Theilnahme an dem chemischen Etablissement ganz zurückzog, trat W. Allen an die Spitze desselben. Bald darauf verheirathete er sich, und lebte, leider nur kurze Zeit, in der glücklichsten Ehe; denn schon nach zehn Monaten verlor er seine liebenswürdige Lebensgefährtin. Dieses unglückliche Ereigniß beugte ihn eine Zeit lang so nieder daß er selbst seinen Lieblingsstudien entsagte. Doch erstarb unter diesem Kummer keineswegs seine Sympathie mit der leidenden Menschheit; denn 1797 errichtete er mit W. Philipps die lange unter dem Namen der Spitalfields soup society bekannte Anstalt, der er seine ganze Thätigkeit widmete. Im März 1798 findet sich sein Name gleichfalls auf der Comitéliste der „Gesellschaft für die Verbesserung der Lage der armen Volksclassen", und diese Gesellschaft erwies sich bei der ungemeinen Theurung aller Lebensmittel als sehr wohlthätig. Auch beschränkte sich sein Wohlthätigkeitssinn nicht blos auf diese öffentlichen Anstalten; denn täglich konnte man ihn die Hütten der Armen besuchen und noch andere Liebeswerke ausüben sehen.

Seine wissenschaftlichen Bestrebungen erlitten jedoch nur eine Unterbrechung von etwa zwei Jahren; denn er widmete sich nun wieder aufs neue den mannichfaltigsten physikalischen Studien, indem er bald mit Astley Cooper und Bradley Versuche über die Respiration anstellte, bald mit Humphry Davy Entdeckungen in der Elektricität, oder mit Dr. Jenner und Andern Beobachtungen über die Kuhpocken machte. Auch studirte er um diese Zeit gründlich die Botanik, vervollkommnete sich im Französischen und Deutschen, bildete geologische und mineralogische Gesellschaften, beschäftigte sich mit astronomischen Beobachtungen und wurde Mitglied des Board of agriculture, wo er häufig Vorlesungen hielt. Von dieser Zeit an waren seine öffentlichen Beschäftigungen so zahlreich daß man mit Recht darüber erstaunen muß wie ein vergleichungsweise in niedriger Sphäre lebendes Individuum im Laufe eines kurzen Lebens im Stande war eine so bedeutende Masse Gutes zu thun wie W. Allen.

Im J. 1801 erhielt er den Auftrag Vorlesungen in der Askesian society (so nannte man die frühere Philosophical society) zu halten. Das Jahr darauf wurde er Mitglied der Linnaean society, und hielt in Guy's hospital Vorlesungen über Chemie, in welcher Anstalt er bald darauf zu einem der Präsidenten ernannt wurde; auch nahm er auf den Rath seiner Freunde eine Einladung von der Royal institution an daselbst Vorträge zu halten, sodaß er 1804 im Ganzen etwa 108 öffentliche Vorlesungen gab. Er stand nun auf der Höhe seines Rufs, und das Feld der Ehre und des Reichthums lag offen vor ihm. Sein Ziel war jedoch nicht weltlicher Beifall oder Vermehrung seines persönlichen Einflusses, sondern seine Motive waren der uneigennützigsten Art, indem er Vermögen, Gesundheit und Talent der Beförderung des Wohls seiner Mitmenschen aufopferte.

Im J. 1805 trat er in das von Clarkson, Wilberforce

und mehren Andern für die Abschaffung des Sklavenhandels gebildete Comité. Dieser schändliche Menschenhandel hatte von jeher seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und noch als Knabe faßte er den Entschluß sich nicht eher den Genuß des hauptsächlich durch Negerarbeit gewonnenen Zuckers zu gestatten, bis die Freilassung der Sklaven durchgesetzt wäre. Dieser Enthusiasmus währte bei ihm 43 Jahre.

Auch fühlte er nicht weniger Theilnahme für das Leiden seiner unglücklichen und verwahrlosten Mitbürger. Er widmete seine ganze Thätigkeit der Umgestaltung des peinlichen Verfahrens in England, besonders hinsichtlich der Todesstrafe. Zu diesem Zwecke bildete sich ein Verein von sieben Mitgliedern, welche sich im J. 1808 in seiner Behausung zusammengefunden hatten. Damals stand noch Todesstrafe auf das geringste Vergehen. Im J. 1813 sehen wir ihn das lebhafteste Interesse für einen jungen Menschen nehmen welcher, nachdem er überführt worden war in ein Fenster gestiegen zu sein und einige Sachen von ganz geringem Werthe gestohlen zu haben, zum Tode verurtheilt wurde. Er wendete sich deshalb persönlich an Lord Sidmouth mit der Bitte ein so barbarisches Strafverfahren zu mildern, und hatte die Genugthuung seine edelmüthige Verwendung mit Erfolg gekrönt zu sehen.

In demselben Jahre wurde er Schatzmeister der British and foreign school society. Und da sich damals die Joseph Lancaster'sche Schulanstalt in einem so kläglichen Zustande befand daß es einer kräftigen Anstrengung bedurfte um die ungeachtet der eifrigsten Bemühungen ihres würdigen Stifters ihrem Verfalle sichtbar zueilende treffliche Anstalt zu retten, so widmete sich W. Allen mit ganzer Seele diesem neuen Werke, und schrieb in seinem Tagebuche bei dieser Gelegenheit: „Von allen meinen vielfachen Obliegenheiten liegt mir keine so schwer auf dem Herzen." Diese Schulangelegenheit brachte ihn mit verschiedenen Mitgliedern der königlichen Familie in häufige Berührung, und der Herzog von Kent faßte für ihn eine so hohe Achtung daß er ihn stets wie einen vertrauten und ergebenen Freund behandelte.

Im J. 1813 finden wir unsern unermüdlichen Philanthropen mit neuen Vorschlägen zur Errichtung von Sparkassen beschäftigt, deren Verwirklichung erst drei Jahre später erfolgte. Auch verband er sich um die Lage der ärmern Volksclassen zu verbessern mit dem berühmten Socialisten Robert Owen, der damals in Lanark seine praktischen Versuche anstellte. Durch die Bitten seiner Freunde zu diesem Schritte gedrängt, bereute er später seine Theilnahme an diesen Versuchen, hauptsächlich auf den Grund seiner religiösen Ansichten, die von denen Owen's völlig abweichend waren.

Im J. 1814 wußte Wilberforce das Interesse Allen's und Clarkson's für die Lascars und Chinesen zu erwecken, und suchte und erhielt mit ihnen die Erlaubniß die Kasernen von Ratcliff besuchen zu dürfen, wo 200 dieser Unglücklichen in einem erbärmlichen Zustande sich befanden. Die Lascar's society war die Folge dieses Schrittes. Auch schloß sich Allen der Peace society an, welche bei dem Besuche den die alliirten Fürsten in London machten denselben eine Adresse überreichte, und Allen hatte bei dieser Gelegenheit die Ehre den Kaiser Alexander nach dem Sitzungslocale der Gesellschaft zu begleiten. Das J. 1815 bezeichnen neue Anstrengungen seines nie rastenden Eifers der Sache der Menschheit zu dienen. Zuvörderst befaßte er sich mit einer Anstalt für die Verbesserung jugendlicher Verbrecher; dann gründete er eine Zeitschrift „The philantropist" genannt, dessen Aufgabe war zu zeigen daß Jedermann bis zu einem gewissen Grade im Stande ist die Leiden seiner Mitmenschen zu erleichtern und das Maß menschlichen Glücks zu vermehren.

Im J. 1816 faßte er einen andern neuen und wichtigen Plan, nämlich die verschiedenen europäischen Länder in der Absicht zu besuchen aus persönlicher Anschauung den Zustand des Gefängnißwesens, der Nationalerziehung, der Armenpflege und der religiösen Gewissensfreiheit kennen zu lernen. Nachdem er seine Erkundigungen eingezogen, begab er sich an die verschiedenen Höfe um seine Beobachtungen mitzutheilen und zu gleicher Zeit Vorschläge zu etwanigen nothwendigen Verbesserungen vorzubringen. In den meisten Fällen wurde er wohl aufgenommen, obwol er zuweilen eine starke Opposition von Seiten Derjenigen zu bekämpfen hatte welche die Wissenschaft als ein zu mächtiges Werkzeug betrachteten um es in die Hände der Massen zu geben. Allen bewies dagegen die Haltlosigkeit dieser Gründe, indem er entwickelte wie die Unwissenheit das unübersteiglichste Hinderniß für den Fortschritt der Moral und der Civilisation sei. Auch verfocht er überall kräftig die Gewissensfreiheit, indem er behauptete daß die bürgerliche Behörde verpflichtet sei das Volk in seinen Rechten und Privilegien zu beschützen, aber daß sie sich keineswegs in Religionssachen zu mischen habe, vorausgesetzt daß die gute Ordnung nicht gestört werde. Die erste dieser Reisen unternahm er in Gesellschaft mit mehren Freunden. Er begab sich über Calais nach Belgien, Holland, Deutschland und der Schweiz. In Genf hatte Allen den schmerzlichen Verlust seiner zweiten Frau zu beklagen, und Dies bestimmte ihn bald wieder nach England zurückzukehren. Auf der zweiten Rundreise, die er 1818 unternahm, begleitete ihn Stephen Grellet. Sie begaben sich über Norwegen nach Stockholm, wo sie beim Könige persönlich zur Audienz gelassen wurden und ihm Adressen über die betreffenden Gegenstände zu überreichen die Ehre hatten.

In seinem Tagebuche spricht sich Allen über diesen Besuch folgendermaßen aus: „Der König war ungemein freundlich und herzlich mit uns; als ich beim Abschiednehmen seine Hand ergriff, drückte ich ihm, als Beweis der Liebe die ich für ihn fühlte, meinen Wunsch aus daß der Herr ihn segnen und erhalten möge. Dies schien ihm zu Herzen zu gehen, und er reichte mir seine Wangen, erst die eine dann die andere, zum Kusse hin. Denselben Abschied nahm er von meinen beiden Freunden Stephen und Enoch und empfahl sich ihrem Gebete." Von da reiste Allen mit seinen Begleitern nach Finnland und dann nach Petersburg. Obschon der Kaiser damals in seiner Hauptstadt nicht anwesend war, so wurden sie doch von der kaiserlichen Familie und dem Hofe zuvorkommend aufgenommen. Nach der bald darauf erfolgten Rückkehr zeigte ihnen der Kaiser Alexander durch den warmen und von allem Ceremoniell freien Empfang den er ihnen angedeihen ließ, daß seine Versprechungen die er Allen in England gemacht hatte redlich gemeint waren. Im folgenden Frühjahre gingen sie über Moskau und die Krim nach Griechenland, und kehrten über Italien und Frankreich nach England zurück.

Eine dritte Reise im J. 1822 unternahm Allen hauptsächlich in der Absicht den Kaiser Alexander für die Abschaffung der Sklaverei zu interessiren und ihn für die Sache der unglücklichen Griechen zu gewinnen. In Wien hatten sie mehre Audienzen bei ihm, und der Kaiser ging mit Lebhaftigkeit in Allen's wohlmeinende Vorschläge ein. Alexander, der damals nach dem Congresse in Verona zu reisen im Begriffe war, veranlaßte unsern Philanthropen gleichfalls dorthin zu gehen. In Verona sahen sie sich zum letzten male. Ihr Abschied war rührend, denn Standesunterschied und Hofceremoniell verschwanden vor den warmen Ergüssen gegenseitiger Achtung. Nachdem sie eine mehrstündige Unterhaltung gehabt, umarmte ihn der Kaiser und küßte ihn drei mal mit den Worten: „Gedenken Sie meiner bei Ihrer Familie; ich wünschte sie gern zu kennen; ach! wo und wann werden wir uns wiedersehen?"

Canning hatte gegen den britischen Gesandten in Turin den Wunsch geäußert über den Zustand der Waldenser, welche damals unter schweren Verfolgungen seufzten, Erkundigungen einzuziehen, und Allen begleitete ihn nach jenen Thälern; in Folge jenes Besuchs wurden den Waldensern wesentliche Erleichterungen zu theil.

Im J. 1825 errichtete er eine Industrieschule zu Lindfield bei Brighton, und versuchte in Verbindung mit dem Parlamentsmitgliede John Smith die Ausführung eines Plans woran

er lange gearbeitet, nämlich die Errichtung einer „Gesellschaft für Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen", auch unter dem Namen Cottage society bekannt. Im folgenden Jahre unterbrach er seine Vorlesungen an Guy's hospital, und seine Abschiedsrede gehört zu dem Schönsten was die englische Literatur bei ähnlichen Gelegenheiten aufzubieten hat. Nachdem er sich zum dritten male mit einer der Society of friends angehörenden Witwe verheirathet hatte, verlebte er noch acht glückliche Jahre in diesem Ehebündnisse. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er größtentheils in einem kleinen Landhause in der Nachbarschaft von Lindfield mitten unter den Wohnungen die er dort für dürftige Arbeiter zu erbauen den Plan verwirklicht hatte. Hierher zog er sich von den Anstrengungen und dem Geräusche des öffentlichen Lebens zurück. Doch entsagte er noch nicht gänzlich aller nützlichen Berufsthätigkeit. Noch 1832 unternahm er eine Reise nach Holland, Hanover, Preußen und Ungarn, und ging 1833 über die Pyrenäen, wobei er stets dieselben menschenfreundlichen Zwecke verfolgte.

Um unsern Lesern schließlich einen Beleg von der menschenfreundlichen Gesinnung unsers Philanthropen zu geben, führen wir an daß Allen in einem Alter von mehr als 70 Jahren, als er bei zunehmender Schwäche seine gewöhnlichen Arbeiten nicht mehr ausführen konnte, und um den Versuchungen zur Ungeduld zu begegnen, die bei einem thätigen frühern Leben sich später so häufig einfinden, sowie um seinen Mitmenschen sich noch immer nützlich zu erweisen, Bekanntschaft mit allen jüngern Leuten seiner Nachbarschaft machte, und ihrem Unterrichte sowie ihrem Vergnügen viele Zeit widmete, indem er so, „gleich der untergehenden Sonne, bis zum letzten Augenblicke Licht und Wärme verbreitete". Seine Gesundheit wurde allmälig schwächer, und den 30. Dec. 1843 verschied er eines sanften Todes.

Es gibt wenig Menschen die wie W. Allen ein so allgemein nützliches und geehrtes Leben aufzuweisen haben. Anlagen und zufällige Umstände begünstigten allerdings seinen menschenfreundlichen Beruf; allein das Geheimniß seines Erfolgs lag in der Stetigkeit seiner Bemühungen und seiner rastlosen Thätigkeit. Das Systematische in seinen Arbeiten verhinderte jede Verwirrung oder Zeitverlust, und das strenge Pflichtgefühl woraus alle seine Handlungen entsprangen schützte ihn vor schwindelnder Eigenliebe und Eitelkeit, welche bei dem großen Beifalle dessen er sich erfreute ihn sonst leicht hätten bethören können. Sein ganzes Leben war eine heilsame Lehre und sein Beispiel eine wohlthuende Auffoderung an seine Mitmenschen.

24.

## Lesefrüchte.

### Hochverrathsriecherei.

„Zu der Zeit wo Lord Edward Fitzgerald verhaftet worden", heißt es in „Personal recollections of the life and times, with extracts from the correspondence, of Valentine Lord Cloncurry" (Dublin 1849), „hatte seine Gemahlin, bekannt als Pamela, sich zu meinen Schwestern geflüchtet, und wohnte ohne meines Vaters Vorwissen in dessen Hause in der Merrion-Straße. Die Polizei fand sie hier, suchte nach Papieren, entdeckte mehre in ihrem Schlafzimmer versteckt, und nahm dieselben fort. Darunter war der Abdruck eines Siegels welches die Quidnuncs (die Neuigkeitskrämer) im Schlosse unbedenklich für das große Siegel der Republik Irland erklärten. Der 1799 gedruckte Bericht des Geheimen Comité des irischen Hauses der Gemeinen enthält in Nr. 23 des Anhangs eine Abbildung jenes bei Lord Edward Fitzgerald am Tage seiner Verhaftung gefundenen Siegels und daneben die Erklärung: «In einem Ringe hält Hibernia mit der rechten Hand eine Reichskrone über einem Schilde. Ihr zur Linken befindet sich eine irische Harfe, darüber ein Dolch. Zu Füßen liegen zwei Schweine.» Erst vor kurzem kam diese Abbildung sammt Erklärung mir zu Gesicht, und zu meinem nicht geringen Erstaunen erkannte ich in ersterer eine alte Bekanntschaft, deren kleine Geschichte jetzt Spaß machen dürfte, wo das dadurch bloßgelegte Versehen der Hochverrathsriecherei wahrscheinlich nicht mehr aufs Schaffot führt. Das Siegel also welches den Geheimen Comité mit Schauder erfüllte war Abguß eines von dem berühmten Wappenstecher Strongitharm in London während eines meiner dortigen Besuche für mich gestochenen Petschafts. Es zeigt eine Harfe von welcher Britannia — nicht Hibernia — mit der rechten Hand nicht eine Reichskrone, sondern eine Irlandskrone abgehoben und dafür einen Dolch hingelegt hat. Ihre linke Hand zerreißt die Saiten der Harfe, zu deren Füßen nicht zwei Schweine, sondern zwei irische Wolfshunde an ihrem Posten schlafen. Alles Dies ist sehr deutlich zu sehen, sogar auf der Vignette des Geheimen Comité. Britannia trägt ihren gewöhnlichen Helm; ihr Schild mit dem Kreuze des heiligen Georg liegt neben ihr, und die Krone in ihrer Hand gleicht so wenig der Reichskrone wie sonst Etwas; es ist augenscheinlich das alte irische zugespitzte Diadem. Das Petschaft selbst war weder zum großen Siegel der Republik Irland noch zu dem irgend einer Republik bestimmt; es war ein von mir erdachtes Emblem meine patriotische Gesinnung auszudrücken. . . . Das Original, ein schöner Carneol, den ich noch besitze, hatte ich von Tassie auf Leicester-Square, einem damals rühmlich bekannten Künstler, mehre male in Glas abgießen lassen und einen dieser Abgüsse Lord Edward Fitzgerald geschenkt."

5.

### Ein entsprechendes Honorar für Homöopathen.

Man erzählt sich in Paris daß unlängst einer der berühmtesten Homöopathen von einem seiner Patienten daselbst ganz hübsch mystificirt worden ist. Ein sehr bekannter General nämlich hatte sich seiner Behandlung anvertraut, da er von einem allopathischen Mitteln widerstrebenden Magenschmerz geplagt war. Der Homöopath verspricht sofortige Abhülfe, allein seine Arzneien schlagen nicht an. Nach drei Monaten wird es dem General mit Pülverchen und Kügelchen doch zu arg, und er bezeigt auf eine sehr militairische Weise seine Ungeduld. Der Homöopath erbittet sich noch einen einzigen Monat, allein auch dieser schwindet und mit ihm alle Hoffnung auf Besserung. Da läuft dem wackern Krieger die Galle über, und unter dem Eindruck seines Aergers richtet er an den Arzt folgendes Billet: „Doctor! Seit vier Monaten habe ich geduldig Ihre Kügelchen und Ihre Tropfen verschluckt. In Zukunft danke ich dafür; heben Sie dieselben für Andere auf. Allein Sie verdienen auch homöopathisch von mir bezahlt zu werden, und beiliegend empfangen Sie daher die größtmögliche Verdünnung unsers Münzsystems." Das Billet enthielt als Einlage einen Centime.

### Statistik der deutschen Zeitungen.

In dem letzten Jahre erschienen in Europa 1558 deutsche Zeitungen und zwar in Anhalt 10, in Baden 55, in Baiern 127, in Braunschweig 9, in Bremen 18, in Frankfurt a. M. 17, in Frankreich 6, in Großbritannien 1, in Hamburg 24, in Hanover 32, in Hessen-Darmstadt 34, in Hessen-Homburg 4, in Hessen-Kassel 22, in Hohenzollern 4, in Holstein 17, in Lippe 4, in Lübeck 4, in Luxemburg 4, in Mecklenburg 22, in Nassau 13, in Oldenburg 8, in Oestreich 74, in Preußen 632 (und zwar kommen auf die Provinz Brandenburg 110, auf Pommern 56, auf Posen 18, auf Preußen 77, auf Schlesien 103, auf Sachsen 91, auf die Rheinprovinzen 110 und auf Westfalen 67), in Reuß 11, in Rußland 14, im Königreich Sachsen 183, in den sächsischen Herzogthümern 44, in Schaumburg 2, in Schleswig 5, in Schwarzburg 12, in der Schweiz 77, in Waldeck 2 und in Würtemberg 67.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 33. —— 7. Februar 1850.

## Karl Schall.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Der epigrammatische Witz war Schall's Stärke. Er zeigt sich in seinen Räthseln und Charaden, die denn auch vielleicht das Dauerndste sind was er geliefert, und Kahlert verdient allen Dank gerade diese gesammelt zu haben. Sie sind das Unmittelbarste und, wenn man will, Ursprünglichste was er geschaffen. Vermöge seiner Natur schufen sie sich vielmehr selbst. Der Gedanke der bei einer tiefen, sittlichen Kraft sich herausarbeiten müßte zu einer größern Schöpfung, krystallisirte sich sofort beim ersten Aufleuchten in eine piquante, niedliche Form. Wie ein Componist phantasirt, weil ihm der wachhaltige Nerv abgeht um, sei es auch unter Ringen und Würgen, zu schaffen, sind Dies Schall's Phantasirungen. Als schlechter Speculant und Oekonom lebte er von der Hand in den Mund, und brachte sofort zu Markt was ihm täglich zuwuchs, ja er pflückte rasch ab was noch nicht einmal für seine Art reif war. Er brauchte es für die Damenwelt, unter der er so vergnügt sein Dasein verschwendete, täglich frische neue Bouquets, er brauchte es für seine Zeitung, er brauchte es für sich selbst. Es war die süße Gewohnheit seines Daseins seine witzigen Einfälle so zu krystallisiren. Es ist auch ein Symbolum jener zu Grabe getragenen Zeit daß sie in Charaden für ihren Witz und Scharfsinn sich Luft machen mußte. Die großen Räthsel zu lösen kostete zu viel Anstrengung, man verwandelte lieber das Alltägliche in Räthsel, die sich mit nicht zu großem Aufwand von Scharfsinn lösen ließen. Wäre doch diese Zeit mit der trübseligsten aller Räthselschrift zu Grabe getragen gewesen, mit der grauenhaft dürren Hieroglyphenschrift der Rebus, denen die „Fliegenden Blätter" einst ein so treffendes Grabdenkmal gesetzt. Da Dies kaum zu hoffen ist, wollen wir wenigstens zufrieden sein daß unsere Literatur einige Sammlungen guter sinnreicher Charaden aufzuweisen hat, und zu diesen gehören die von Schall unbedenklich. Der Herausgeber hat auch eine Anzahl seiner Gedichte mit aufgenommen. Auch sie charakterisiren Schall wie er leibte und lebte: es findet sich Alles darin wieder was eben über ihn gesagt ist; wir zweifeln indeß ob sie noch heute viele Verehrer finden werden. Sie sind zurückgesetzt in ihr historisches Repertoire, dort allerdings von Werth.

Schall's Persönlichkeit ist so oft und meisterhaft geschildert daß wir glauben mögen auch seine persönliche Erscheinung werde wenigstens auf einen Theil der Nachwelt übergehen. Wir meinen damit außer den gelegentlichen Mittheilungen, die A. Lewald in seinen „Aquarellen" und Steffens in seinem „Was ich erlebte" von ihm gegeben, die Charakteristik welche zuerst Laube von ihm entwarf und die so großes Aufsehen erregte, und dann die fortgesetzten Bilder welche Holtei in seine „Vierzig Jahre" eingestreut hat. Die Wahrheit und Schärfe mit welcher beide Schriftsteller ihren Fund gemacht und zergliedert haben hat manchen Tadel seiner Zeit gegen sie hervorgerufen, als man noch mit pruder Schau jedes Bild der Todten gemalt foderte, wie es hergebrachte Sitte auf die Leichensteine stellt, in voller Rüstung, die Hände im Gebet, und darunter Nichts als Tugenden. Seitdem hat man gelernt daß: „Von den Todten Nichts als Gutes!" so zu verstehen daß man das Wahre auch als Gutes ansieht. Zudem war Schall's Erscheinung eine so öffentliche, sie foderte selbst heraus ihn zu nehmen wie er sich gab, daß ein Bemänteln hier am wenigsten angebracht war. Schall's Leben und Wirken mit diplomatischer Zartheit darzustellen hätte sein eigenthümliches Wesen ganz zerstört. A. Kahlert's Lebenslauf, den er in diesem Buche liefert, gibt ein drittes und ein vollständiges Bild des Dahingegangenen. Er lernte ihn erst in den letzten fünf Jahren seines Lebens kennen, war daher genöthigt oft zu den Mittheilungen jener Zeitgenossen zu greifen, die er als umsichtiger Historiker benutzt hat. Von seinem mehr objectiven Standpunkte aus durfte und mußte er Vieles mildern was jene noch subjectiv erwärmt, und vielleicht vom Parteistandpunkte aus mit wärmern Farben aufgetragen hatten. Dies stört indeß die Wahrhaftigkeit nicht. Mit vollem Interesse wird Jeder, auch wer Schall nicht persönlich gekannt, diese Lebensbeschreibung lesen, und sie ist eine treffliche, ja nothwendige Zugabe des Buches; denn es ist in dem Vorwort mit Recht angedeutet daß Schall's Reime und Räthsel, d. h. sein ganzes dichterisches Treiben und Schaffen, nur ein Theil, und der gewiß geringere eines Ganzen ist, in welchem seine Persönlichkeit,

der wunderbare, dämonische und kindliche Zauber seines Umgangs eine so bedeutende Rolle spielte.

Kahlert sagt zur Rechtfertigung der Herausgabe, und wir stimmen ihm vollkommen bei:

Von allen Geistesgaben welche in der deutschen Literatur ihren Ausdruck gefunden haben ist der Humor wol immer die seltenste gewesen. Noch jetzt darf dieser Seltenheit wegen ein Humorist aus der letztverflossenen Periode — auf einige Theilnahme rechnen, umsomehr wenn von den Lebenden noch Viele mit fröhlichem Lächeln an seinen persönlichen Umgang sich erinnern. Durch die mannichfachsten Zeugnisse ist festgestellt daß er unendlich mehr von jenen Geistesfunken in mündlicher Unterredung verausgabt als durch Schrift festgehalten oder zum Kunstwerk gestaltet hat.

Schall lebte der Gegenwart, Das wissen wir, aber nicht als studirter Epikuräer, Das sei hier beiläufig erwähnt; denn kein Mensch konnte mit den Mitteln die Natur und Glück ihm gewährten weniger genießen als er. Er verstand die unglaubliche Kunst, sagte einer seiner Freunde, sein eigenes großes Vermögen und das seines Bruders bei Sauerkraut und Bratwurst innerhalb der Mauern von Breslau aufzuessen. Bei allem seinem Rufe, seinem bezaubernden Umgange hat er sich — bis auf den Besuch in Berlin — nie zu einer Reise in lebendigere Kreise, in heiterere, schönere Gegenden entschließen, erheben können. Selbst den Kreis seiner Häuslichkeit hat er nie verstanden nur zu einer gewissen Behaglichkeit umzuwandeln. Er erstickte in seiner Bequemlichkeit und Trägheit. Schall, wiederholen wir, lebte der Gegenwart, so dürftig sie war; aber er leistete auch freiwillig Verzicht auf den Nachruhm. Dies that er mit vollem Bewußtsein, vielleicht in parodistischer Laune, wenn er die Aeußerungen so vieler Dichter anhören mußte die, nicht anerkannt, sich mit der Anerkennung der Nachwelt trösteten. Zum Herausgeber berief er sich deshalb einst auf die Worte der lustigen Person im „Faust":

Wenn ich nur Nichts von Nachwelt hören sollte;
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will ich doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.

Etwas von der Nachwelt, wir wiederholen es, sei ihm vindicirt, und Dank Denen die ihr Schärflein dazu beigetragen haben. **W. Alexis.**

---

## Bulwer's jüngster Roman.

The Caxtons: a family picture. By Sir *E. Bulwer Lytton.* Drei Bände. London 1849.

Den Mittelpunkt dieses Familiengemäldes bildet das Haupt der Familie Caxton, ein bescheidener, zurücktretender Gelehrter, so zerstreut wie der Held in den „Zerstreuten", rücksichtsvoll wie eine Frau, sanft wie ein Kind und weise wie Nestor. Fast jedes seiner Worte ist ein classisches Citat, gleichviel ob er mit seinem Erstgeborenen tändelt oder mit seiner Gattin traulich plaudert. Hat nun aber auch der Leser noch nie einen Mann dieser Art in der Wirklichkeit getroffen, so bleibt ihm doch jeder Zweifel fern daß Herr Austin Caxton ein Geschöpf der Wirklichkeit sei. Er thut Nichts und sagt Nichts was damit unvereinbar wäre oder die Theilnahme für ihn minderte. Der Charakter seiner Gattin schildert sich vielleicht am kürzesten in der Versicherung daß sie unter all den lieblichen Frauen und Mädchen welche Bulwer in langer Reihe vorgeführt die lieblichste sein dürfte. Der Sohn dieser Beiden, der schon gedachte Erstgeborene, halb im Ernst, halb aus Scherz Pisistratus getauft, schreibt das Tagebuch und erzählt die Geschichte des Hauses. Obwol er, wie dem Helden eignet und gebührt, jeder Zoll ein Mann ist, Abenteuer liebt, die Welt kennt und ihr zu nützen sucht, ist er nichtsdestoweniger der Sohn seines Vaters, des Bücherwurms, und kann, wenn er es auch nicht immer thut, ebenso gelehrt sprechen wie jener. Letzterm gegenüber auf dem Familiengemälde steht sein Bruder, der soldatische Oheim Hauptmann Roland, ein strenger, ehrenhafter Mensch mit echt adeligem Blute. Auch er hat einen Sohn, ein düsteres Schattenbild des Herrn Pisistratus, der sich eigentlich etwas zu weit verirrt um glaublicherweise so vollständig wie es geschieht in den Schoos seiner Familie zurückkehren und Aufnahme finden zu können. Um seine Erlebnisse und deren Ausgang gruppirt sich — nicht ohne fühlbaren Zwang — das melodramatische Interesse der Erzählung. Neben diesem Herrn Vivian steht Frau Caxton's Bruder, Oheim Jack, ein speculirender Feuerkopf, der bei außerordentlicher Leichtgläubigkeit von Vielem Etwas, aber von Nichts viel weiß. Seine Beweglichkeit und Elasticität kann Einem wahrhaft Angst machen, und die Summe des von ihm angestifteten Unheils ist so beträchtlich daß man kaum begreift warum man ihm das Glas Punsch gönnt mit welchem seine Opfer ihn in der Stunde seiner Reue trösten. Jedenfalls geht es ihm zuletzt besser als er es — um der Wahrheit willen verdient. Den Reihen der hervorragenden Personen schließt Sedley Beaudesert, ein edler, liebenswürdiger Charakter, dem zutheilwird was ihm von rechtswegen gehört, ein junges Weib von adeliger Schönheit und adeligem Sinne.

An vorstehende, nothwendig kurze Inhaltsangabe knüpft das „Athenaeum" über das Ganze folgendes Urtheil: „Unsern Bedünkens nähert sich unser gewandter Autor der ihm angeborenen Ader in den «Caxtons» beiweitem mehr als in irgend einem seit den frühen Tagen des «Devereux» von ihm erschienenen Romane. Wie immer ist zwar auch hier die Art seiner Erzählung, seines Speculirens und seiner Geständnisse nicht frei von Ziererei. Aber er zeigt sich in vorliegendem Buche von seiner angenehmsten Seite. Als Humorist hat er Einfälle, Gefühle und Auswege, dergleichen weder unsere Lamb noch unsere Hood, weder unsere Dickens noch unsere Thackeray kennen. Klug, ruhig und schmuck, nicht überall natürlich, ebenso häufig parador als tief haben doch seine leichtern und minder ehrgeizigen Schriften das Verdienst einer Vollständigkeit und einer Schärfe der Gedanken welche wir in gleicher Maße den Schrecknissen der «Lucretia» oder dem mystischen Wesen von «Zanoni» nicht zugestehen können. Er ist glücklicher wenn er schwärmt, wenn er mit als wenn er ohne Gefühl schreibt." 8.

---

## Lorenzo Ilari.

In Siena starb zu Anfang vorigen Jahres ein merkwürdiger Mann, Lorenzo Ilari. Er war der Sohn eines unbemittelten Tischlers, kam zu einem Böttcher in die Lehre, wurde dann Aufwärter in einem geistlichen Convict, eröffnete eine Buchbinderwerkstatt, lernte so allmälig Bücher kennen, und erhielt endlich die Stelle eines Custos an der öffentlichen Bibliothek seiner Vaterstadt — eine Stelle deren Bedeutung man nicht mit jener unserer Bibliotheks-Custoden verwechseln darf, da sein Amt lediglich im Holen, Wiederhinstellen, Beaufsichtigen der Bücher, also in dem des Bibliothekdieners bestand. Hier versah er mit Fleiß und gutem Willen seinen Dienst, und

die Bände welche die Wände des schönen Saals und der Nebenzimmer in dichten Reihen deckten wurden mehr und mehr seine Bekannten und Freunde, und ungelehrt wie er war beschäftigte er sich viel mit ihnen, und sammelte im Stillen manche Kenntnisse. Da kam ihm einst der Gedanke die Anlegung eines Verzeichnisses der ihn umgebenden reichen Sammlung zu versuchen, alphabetisch nicht, denn Verzeichnisse dieser Art, mehr oder minder befriedigend, haben die italienischen Bibliotheken, sondern nach Materien. Ein encyklopädisches Werk gab ihm die Eintheilung an die Hand; im J. 1819 setzte er sich ans Werk. Wenn die Bibliothekstunden vorüber waren, er frei war, arbeitete er an seinem Repertorium. Anfangs fand er keine Aufmunterung, man spottete seiner gar ob der verlorenen Mühe. Er ließ sich dadurch nicht abhalten, sein Eifer mehrte sich je mehr er vorwärtsschritt. Da wurde zuerst der nun seit vielen Jahren verstorbene Graf Baldelli, der Biograph des Boccaccio und Herausgeber des Marco Polo, damals Gouverneur von Siena, dann Niccolò Tommaseo, welcher von den politischen Stürmen unberührt in Florenz den Wissenschaften lebte, auf Ilari's Arbeit aufmerksam und empfahlen sie, und die Municipalität der Stadt belohnte den fleißigen Mann durch Erhöhung seines bescheidenen Einkommens, unter der Bedingung daß er, nachdem er mit den Druckwerken, etwa 30,000 Bänden an der Zahl, zu Stande gekommen, auch die Handschriften, über 3400, unter denen ziemliche Unordnung herrschte, auf ähnliche Weise registriren sollte, ein Unternehmen welches dem ersten an Schwierigkeit kaum nachstand. Er führte es unverdrossen zu Ende. Ein schöner Lohn war ihm vorbehalten. Die Municipalität beschloß den Druck des Verzeichnisses zu allgemeinem Besten zu veranlassen, und gewährte dem Verleger geeignete Unterstützung; Gouverneur von Siena war damals Graf L. Serristori, als Statistiker nicht minder bekannt als durch sein vielseitig gemeinnütziges Wirken. Im J. 1844 begann der Druck des „Indice per materie della biblioteca comunale di Siena“; gegen Ende 1848 war er mit dem 108. Hefte vollendet. Der schon durch Alter und Kränklichkeit gebeugte Verfasser, welcher in der Vorrede in einfacher Sprache Entstehung und Plan seines Unternehmens schildert und von seinem gleich einfachen Leben Kunde gibt, besorgte selbst die Correctur. Die Arbeit ist nicht ohne Mängel, und die Classification an sich läßt Manches zu wünschen übrig; dieselbe ist aber nicht nur ein rühmliches Denkmal ausdauernden Fleißes, sondern ein brauchbares literarisches Hülfsmittel, namentlich für die Kenntniß der italienischen Literatur; denn so viele Lücken die sieneser Bibliothek (gleich allen italienischen ohne Ausnahme) auch haben mag, so ist sie doch eine reiche und schöne Sammlung, welcher die Heimatliebe der Bewohner der Stadt von jeher und so auch in neuern Zeiten durch werthvolle Vermächtnisse zugutegekommen ist. Es war als hätte Lorenzo Ilari nur auf die Vollendung seines während 30 Jahren gepflegten Werks gewartet um von der Welt zu scheiden. Ein paar Wochen nach dem Erscheinen der letzten Lieferung starb er plötzlich, am 10. Jan. 1849. Ein Muster bescheidenen, beharrlichen Wirkens innerhalb bestimmter Sphäre, welchem, wenngleich erst in späten Jahren, verdiente Anerkennung ward, die ihm auch im Tode nicht fehlte. Eine ehrende Grabschrift an der Wand einer Familienkapelle in der Nähe der Stadt gedenkt der gemeinnützigen Thätigkeit des „povero operoso pio onestissimo custode della Biblioteca di Siena“.

4.

## Bibliographie.

Anekdotenschatz der Deutschen. Herausgegeben von der Redaction des Komikers. Potsdam, Janke. 1849. Gr. 16. 10 Ngr.

Bernhard, C., Gesammelte Werke. 11ter Band. — A. u. d. T.: Das Glückskind. Deutsch von K. L. Kannegießer. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Bernhard, G. A., Fragmente aus dem Briefwechsel zweier Brüder oder Vernunftglaube und Mysticismus mit seinem Einfluß auf's Familienleben. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Blumenthal, A. D., Ueber Ablösung der Reallasten und Errichtung von Rentenbanken. Noch ein Wort vor der Entscheidung. Breslau, Trewendt. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Briefe über Alexander von Humboldt's Kosmos. Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. 1ster Theil. Bearbeitet von B. Cotta. 2te verbesserte Ausgabe. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Dasselbe. 2ter Theil. 1ste Abtheilung. Bearbeitet von J. Schaller. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470—1486. Mit einem aus Archivalien des Plassenburger Haus- und Staats-Archivs bearbeiteten Commentare, als Beitrag zur Charakteristik dieses Fürsten herausgegeben von J. v. Minutoli. Nebst 3 lithographirten Beilagen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Buß, Die Gemeinsamkeit der Rechte und Interessen des Katholicismus in Frankreich und in Teutschland. Nachgewiesen an den jüngsten und wichtigsten Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat. 2ter Band. — A. u. d. T.: Der Kampf der Kirche gegen den Staat um ihre Freiheit in Frankreich und in Teutschland. Dargelegt in einem Hirtenbriefe des Cardinal-Erzbischofs Hrn. v. Bonald und in vier Tagesschriften der HH. v. Cormenin, v. Cauchy, v. Montalembert und in vier Sendschreiben an deren Verfasser. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Channing's, W. E., Werke. In einer Auswahl aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von F. A. Schulze und A. Sydow. 1stes und 2tes Bändchen. Berlin, H. Schultze. 16. à 12½ Ngr.

Courier, P. L., Pamphlete und Briefe. Herausgegeben von A. Ruge. Nebst Couriers Leben von A. Carrel. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Daubeny, C., Die Vulkane, Erdbeben und heißen Quellen, nach den sie bedingenden Ursachen, dem Wesen ihrer Erzeugnisse und ihrem Einflusse auf die Erde in Frühzeit und Gegenwart. Nach der 2ten Auflage des Originals bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von G. Leonhard. 1ste Lieferung. Stuttgart, J. B. Müller. Lex.-8. 18 Ngr.

Die Demokratie. 1stes Heft. Berlin, Hempel. 1849. 8. 12 Ngr.

Fontane, T., Von der schönen Rosamunde. Gedicht. Dessau, Katz. 16. 15 Ngr.

Friedrich Wilhelm des Großen, Kurfürsten von Brandenburg Kinderjahre. Aus archivalischen Quellen. Berlin, Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Fritzsche, A. T. H., Hebe und Charis. Gedichte. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. 16. 20 Ngr.

Goltz, B., Das Menschen-Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen. 1ster Band. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hansemann, D., Das Preußische und Deutsche Verfassungswerk. Mit Rücksicht auf mein politisches Wirken. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hebbel, F., Schnock. Ein niederländisches Gemälde. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr.

Kalisch, D., Hunderttausend Thaler. Posse in drei Akten. Berlin. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Katholicismus unter der Fackel der Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nebst einer Einleitung: Die Enthüllungen und ihre Gegenschriften. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Kobell, F. v., Skizzen aus dem Steinreiche. Geschrieben für die gebildete Gesellschaft. München, Kaiser. Gr. 12. 1 Thlr.

Krieger, C., Die Wahrheit und die Wohlthätigkeit des christ-katholischen Glaubens. Sechs Fastenvorträge. Nebst der Rede: Was in den gegenwärtigen, für unser Vaterland so bedrängten Tagen uns als guten Bürgern und Christen zu thun obliegt. Gehalten zu Klosterneuburg. Wien, Braumüller. 1849. Gr. 12. 12 Ngr.

Krüger, J., Der Däne in der Mausefalle oder: Löwenmuth eines Flensburger Schneiders. Posse in einem Act. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 1849. 12. 3 Ngr.

Leutrum-Ertingen, A. Freih. v., Gedichte. Hannover, Ehlermann. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marck, P. T., Der Gräflich Fürstlich Königliche Stamm der Hohenzollern. Ein historischer Beitrag. Hechingen, Egersdorff. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Maria Luise und der Herzog von Reichstadt, der Sohn Napoleons, die Opfer der Politik Metternichs. Herausgegeben von einem ehemaligen Staatsdiener. 2te Auflage. Bern, Jenni. 1849. 8. 1 Thlr.

Menzer, R., Gedichte. Berlin, Hofmann u. Comp. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Prantl, C., Die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie. München, Kaiser. 1849. Gr. 8. 21 Ngr.

Reinecke, C. F. A., Die Bewegung des deutschen Volks im J. 1848. Vier Predigten. Hildesheim, Gerstenberg. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rentzsch, F., Das schwarze Raubschloß zu Goßdorf oder der schwarze Tod im J. 1349 im Meißner Hochlande. Hohnstein, Centralschulbuchhandlung. 1849. Gr. 16. 20 Ngr.

Berliner Revolutionschronik. Vollständige und ausführliche Darstellung der Berliner Zustände und Ereignisse vom Februar bis November 1848. Mit Benutzung sämmtlicher gedruckt vorhandener Quellen sowie vieler mündlicher Berichte und handschriftlicher Mittheilungen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. 1849. Lex.-8. 7½ Ngr.

Ritschl, A., Die Entstehung der altkatholischen Kirche. Eine kirchen- und dogmengeschichtliche Monographie. Bonn, Marcus. Gr. 8. 3 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch. Mit eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Saphir's, M. G., Herz-, scherz- und schmerzhafter Sylvester-Nachtwächter für die Neujahrsnacht 1849—50, oder: „Der Humorist" und „der deutsche Michel" gießen Blei, „Wer Lust hat, der komm' und steh' dabei!" Mit vielen Illustrationen. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 10 Ngr.

Schnell, K. F., Die Centralisation des allgemeinen Schul-Unterrichts. Ein vereinfachtes Lehr- und Uebungs-System für Elementar- und Gemeindeschulen. Berlin, David. Gr. 8. 10 Ngr.

Simrock, K., Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Für Schule, Haus und Wanderschaft. 4te verbesserte und vermehrte Auflage. Bonn, Weber. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Springer, A. H., Geschichte des Revolutionszeitalters. [1789—1848.] In öffentlichen Vorlesungen an der Prager Universität übersichtlich dargestellt. Prag, Ehrlich. Gr. 8. 4 Thlr.

Tannenbaum, M., Der Talmud in seiner Wichtigkeit. Eine Beleuchtung der Schrift von A. Buchner „der Talmud in seiner Nichtigkeit." Nach einem hebräischen Manuscript bearbeitet von H. Nußbaum. Magdeburg, Fabricius. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vater, Sohn und Enkel. Eine Dorfgeschichte von der Verfasserin von Martha die Stiefmutter. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

Komische Vorträge im Privat- und Familienkreise. Eine Sammlung des Neuesten und Beliebtesten aus dem Gebiete der Komik. Mit Original-Beiträgen von J. F. Rühling. Potsdam, Janke. 1849. 12. 15 Ngr.

Wurm, C. F., Die Diplomatie, das Parlament und der deutsche Bundesstaat. I. December 1848 — März 1849. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Zeit-Gedichte. Herausgegeben von T. Gülich und A. Nagel. Mit Beiträgen von Harro-Harring, J. C. Kruse, F. Lerow, F. Lampe, H. Staacke u. A. Rendsburg. 1849. 8. 10 Ngr.

## Tagesliteratur.

Die Ausführung der Berliner Friedenspräliminarien vom 10. Juli 1849. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Duckwitz, A., Zur Revision des Verfassungs-Entwurfs vom 26. Mai 1849. Ein Wort zur Verständigung. Bremen, Schünemann. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Frey, M., Beantwortung der von Sr. Maj. dem Könige Maximilian II. von Bayern gestellten Preisfrage: „durch welche Mittel kann der materiellen Noth der untern Klassen der Bevölkerung Deutschlands und insonderheit Bayerns am zweckmäßigsten und nachhaltigsten abgeholfen werden?" Speyer, Neidhard. 1849. Gr. 8. 4½ Ngr.

Hahn, J. C., Die Bürgerschule nach ihrem Bedürfnisse und im Verhältnisse zum Real- und reinen Gymnasium betrachtet. Greifswald, Otte. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hauschild, E. J., Ueber formale und reale Bildung. Bei Gelegenheit der ersten öffentlichen Prüfung der Schüler des modernen Gesammtgymnasiums zu Leipzig herausgegeben. Leipzig, Klinkhardt. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Kreuzritter im Sack. Ein Nachspiel zum Proceß Waldeck, von Eulalia Nemesis. Berlin, Hopf. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Die Lage der lutherischen Kirche in Heiligengrabe. Eine Denkschrift an die gesammte lutherische Kirche Deutschlands herausgegeben im Auftrag der Aebtissin des Stiftes Heiligengrabe in der Priegnitz. Mit Aktenstücken. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1849. 8. 6 Ngr.

Lehrerstimmen gegen die schulfeindlichen Umtriebe und die Anklage gegen Dr. Gräfe von Seiten der pietistisch-mystischen Parthei im kurhessischen Lehrerstande. Kassel, Appel. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Preller, C. H., Zum Verständniß der Zeit, ihrer Noth und ihrer Aufgabe. Betrachtungen über das Wesen der Gesetze und Verfassungen; der Obrigkeiten und Revolutionen; der Ehe, der Familie, des Volkes und der Volksobrigkeit; des Eigenthums und des Handels. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Schencke, H., Gott war auch in diesem Jahre unser Wohlthäter! Predigt, gehalten am Erntedankfest, den 15. Sonnt. p. Trin. 1849. Schwerin, Kürschner. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Briefsammlung. 2te Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1849. 8. 6 Ngr.

Ullmann, C., Ansprache an die Freunde der innern Mission, gehalten bei der 1sten öffentlichen Versammlung des badischen Landesvereins für dieselbe zu Durlach am 18. Octbr. 1849. Darmstadt, Leske. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Virchow, R., Die Einheitsbestrebungen in der wissenschaftlichen Medicin. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Weinhagen, seine politische Thätigkeit und der Aufruhr zu Hildesheim am 17. und 18. April 1848. Hildesheim, Gerstenberg. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Erörterung der Frage über die Statthaftigkeit des geheimen Untersuchungsverfahrens in Beziehung auf den Dresdener Aufstand vom 3. bis 9. Mai 1849 und die damit in Verbindung stehenden Vorgänge. Von einem sächsischen Rechtsgelehrten. Leipzig. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 34. —— 8. Februar 1850.

## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage. In übersichtlicher Darstellung von Karl Hagen. In zwei Bänden. Erste bis sechste Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1848. Gr. 8. Jede Lieferung 6 Ngr.

Keine Zeit hat es so oft unternommen die Ereignisse welche ihr selbst angehören zum Gegenstande der geschichtlichen Darstellung zu erheben als die unserige. Es wird ihr selbst als eine krankhafte Richtung vorgeworfen daß sie in unruhiger Erregtheit Alles was ihre Oberfläche oft noch in wildem Sturme bewegt sogleich in dem Spiegelbilde der Geschichte festhalten möchte. Und wer kann es leugnen daß bei einer solchen Betrachtung der rasch vorübergleitenden Erscheinung des Augenblicks leicht eine allzu hohe Bedeutung zugestanden wird, während zugleich der Darsteller, von einem leidenschaftlichen Interesse verblendet, den Gegenstand seines vereinzelten Strebens als den alleinigen Zielpunkt der ganzen Zeitbewegung in das Auge faßt. Dennoch ist unserer Zeit die unleugbare Aufgabe gestellt sich über das Ziel dem sie entgegenstrebt zu deutlichem Bewußtsein zu erheben, und dazu ist ihr die genaueste Vergegenwärtigung des Punktes der Bahn welchen sie selbst in jedem Augenblicke durchläuft unerlaßlich. Nur dann aber werden wir diesen richtig zu erfassen vermögen, nur dann, wenn auch nicht das in die Unendlichkeit hinausgerückte Ziel der menschlichen Bestimmung, doch die Richtung die wir zur Annäherung an dasselbe einzuschlagen haben klar erkennen, wenn wir mit umfassendem Blicke stets auf die weite Strecke der Laufbahn welche die Menschheit von Anbeginn durcheilt hat zurückschauen; wenn wir, durch tiefere Erforschung der geschichtlichen Entwickelung belehrt, die sich rechts und links verlaufenden Nebenstraßen von dem Hauptwege den eine höhere Hand zum Ziele gebahnt zu unterscheiden wissen; wenn wir durch eindringende Kenntniß der Menschennatur gelernt haben unter allen Wechseln der Erscheinungen welche das bunte Leben bringt das Wesen der Dinge zu erkennen, und damit zugleich das Gesetz das in der moralischen Welt nicht minder als in der physischen waltet.

Wem es so gelungen ist unter allen Irrsalen, denen kein Sterblicher entgeht, den festen Pol zu entdecken, der mag uns als Wegweiser die Hand bieten. Er wird uns sicher leiten, mag er uns zuvörderst die nächsten Erscheinungen deuten, die einzelnen Ereignisse der Gegenwart zwischen welchen unser Weg sich hindurchschlingt, oder in philosophischer Betrachtung des Allgemeinen unsern Blick auf das Unendliche lenken, zu den ewigen Gestirnen die uns unwandelbar die Richtung der Bahn bezeichnen. Nach diesem Merkzeichen haben wir zu unterscheiden wessen Führung wir vertrauen dürfen.

Die von Dr. Karl Hagen begonnene „Geschichte der neuesten Zeit" ist nach den bisherigen Proben wol geeignet ein solches Vertrauen zu erwecken; und wenngleich von der „übersichtlichen Darstellung" wie sie dieses Werk beabsichtigt weder eine allseitige Betrachtung der dargestellten Zeitverhältnisse noch individuelle Lebendigkeit erwartet werden darf, so fehlt es derselben doch nicht an einer tiefern Auffassung. Die Ankündigung spricht sich über diese in folgender Weise aus:

> Es ist keineswegs unsere Absicht ein weitläufiges Werk zu liefern; vielmehr wollen wir nur in großen Umrissen die Entwickelung der gegenwärtigen Menschheit dem Leser vorüberführen; wir wollen versuchen ihn in dem mannichfachen Getriebe der Zeit zu orientiren und ihm zu einem Standpunkte zu verhelfen. Wir werden allerdings dabei keine wichtige Thatsache übergehen; ja wir glauben sogar daß unser Werk in dieser Beziehung sich gut zum Nachschlagen und leichten Finden eignet; aber zugleich sollen die einzelnen Thatsachen in einem innern Zusammenhange stehen, sie sollen die wohlgeordneten Glieder eines Ganzen ausmachen.
>
> Denn wenn je eine Epoche, so ist die unsere eine Epoche der Ideen, und die äußern Erscheinungen sind nur die Reflexe der im Innern schaffenden Geister. Unsere Zeit ist daher die Geschichte eines großen geistigen Kampfes. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erscheinen die einzelnen Begebenheiten in einem überaus großen Zusammenhange; in diesem fühlt sich selbst der Einzelne trotz seiner beschränkten Kraft gehoben: er erkennt sich als das nothwendige Glied in einer unermeßlichen Kette. Diesen geistigen Zusammenhang hervorzuheben soll unsere Hauptaufgabe sein; dadurch hoffen wir dazu mitzuwirken dem Leser das Verständniß der Gegenwart und ihrer mannichfachen Kämpfe zu eröffnen.

Für jetzt möge es uns vergönnt sein nach Anleitung des ersten Bandes die Keime der politischen Kämpfe welche die Gegenwart namentlich unsers deutschen Vaterlandes bewegen in die Zeit bis 1815 zurückzuverfolgen und daran einige Winke über die seitdem erfolgte Entwickelung zu knüpfen, insbesondere über die nur hiernach zu beurthei-

lenden Foderungen der Gegenwart und die Aussichten für die Zukunft. Der Verf. hatte „vorderhand" noch einen zweiten Band verheißen, der nach dem beigegebenen Conspectus bis zum J. 1840 reichen soll; doch ist die äußere Gestalt des Werks, dessen Fortsetzung durch Hagen's Theilnahme an der frankfurter Nationalversammlung längere Zeit unterbrochen wurde, schon jetzt etwas geändert. Der erste Band hat die demselben gesteckte Aufgabe bisher nur etwa zur Hälfte durchgeführt (bis zum Congreß zu Laibach), und hiermit soll die erste Abtheilung schließen.

Nach unserer Meinung würde die Einsicht in das Gesetzmäßige des Ganges unserer politischen Entwickelung schon durch eine etwas veränderte Abtheilung des ganzen Werks nach Büchern und Capiteln wesentlich gefördert sein, worauf der Verf. wol nur deshalb nicht kommt, weil er den eigentlichen Anfangspunkt jener Entwickelung in die Einleitung des Buchs (Cap. 1) verweist und nur beiläufig behandelt. Es ist jedoch unverkennbar daß der Wendepunkt für die innern wie die äußern Verhältnisse des europäischen Staatensystems welcher mit dem Sturze Napoleon's erfolgt in der mit diesem Ereignisse selbst verbundenen nationalen Erhebung der europäischen Völker begründet ist, die in der That in einem revolutionnairen Aufschwunge hervortrat. Erst durch diesen wurden „die Restaurationen bis zum Jahre 1820" hervorgerufen, nach welchen der Verf. sein erstes Buch bezeichnet; und was der Verf. in dem zweiten Buche behandelt, „die revolutionnairen Bewegungen in den J. 1820—23", ist nur der Kampf zwischen den fortdauernden Zuckungen jenes revolutionnairen Geistes und der demselben gegenübergetretenen Reaction. In diesem Kampfe siegt nun zunächst die Reaction, doch sieht sich dieselbe schon damals zu manchen Concessionen gegen den Freiheitsgeist gedrungen, da sie zwar seine extremen Wirkungen zurückgedrängt hatte, ihn selbst aber nicht dauernd zu unterdrücken vermochte; und so trat als endliches Ergebniß des Kampfes zwischen den Extremen ein allmäliger Fortschritt ein, der sich je länger je mehr Bahn brach, und endlich durch gesteigerte Anregung des Freiheitsstrebens eine neue revolutionnaire Epoche (1830 fg.) heraufführte. Was der Verf. im dritten Buche zusammengestellt, „die innere und äußere Politik der europäischen und amerikanischen Staaten bis zur Julirevolution", ist nichts Anderes als die seit etwa 1825 unter „Canning's Verwaltung" (Buch 3, Cap. 1) beginnende freiere Wirksamkeit des liberalen Princips, das endlich von Frankreich aus durch die Julirevolution zu entscheidenderm Siege gelangt. In der von uns bezeichneten Weise folgte also in dem Zeitraume von 1815—30 auf den Kampf der Extreme, der mit dem Auftauchen der Revolution begann und naturgemäß das Gegenstreben der Reaction hervorrief, eine Zeit des allmäligen Fortschritts, die etwa fünf Jahre fortdauerte.

In ganz ähnlicher Weise wiederholte sich dieser Entwickelungsgang in dem Zeitabschnitte von 1830—48. Und Dieses hat auch der Verf. bereits in der vorläufig mitgetheilten Inhaltsanzeige des zweiten Bandes der Hauptsache nach anerkannt. Die ersten beiden Bücher desselben sollen uns den Kampf der Extreme darstellen, und das erste Buch enthält „Die Julirevolution und die durch sie angeregten revolutionnairen Bewegungen in den J. 1830 und 1831"; im zweiten Buch folgt darauf der „Kampf des Liberalismus mit der Reaction und Sieg der letztern". Schon das dritte Buch aber meldet uns die „Wendungen zu Gunsten des Liberalismus im Westen", obgleich dasselbe mit dem J. 1840 schließt. Von diesem Jahre an (mit welchem der Verf. zu einer dritten Periode übergehen will, die wir erst mit dem J. 1848 ansetzen würden) beginnt jedoch erst mit größerer Deutlichkeit jener Sieg des allmäligen Fortschritts, der bis zu der neuen revolutionnairen Erhebung des J. 1848 reicht.

Diese Auffassung scheint uns die übersichtlichste Darstellung der neuesten Geschichte zu liefern; aus derselben ergibt sich denn auch schon vorläufig wie wir nach dem revolutionnairen Streben des J. 1848 eine Reaction erwarten mußten. So wenig wir aber den Anfang und das Maß derselben im voraus zu berechnen vermochten, so wenig maßen wir uns allerdings auch an Etwas über ihre Dauer zu prophezeien; Das halten wir jedoch nach dem naturgemäßen Entwickelungsgange der Menschheit — nicht blos nach der Analogie der eben vorausgegangenen Phasen — als beruhigende Ueberzeugung fest: daß auch die jetzt waltende Reaction nur der Uebergang zu einer Zeit des allmäligen Fortschritts ist, ja der Beginn des letztern scheint uns schon jetzt, mitten in der Reaction, für den Unbefangenen unverkennbar.

Es zeugt von der tiefern Auffassung unsers Verf. daß er als die Idee um die sich der geistige Kampf der neuesten Zeit (seit 1789) bewegt nicht den abstracten Begriff der „Freiheit" betrachtet, sondern anerkennt daß das Verlangen der europäischen Menschheit nach einer „Umwandlung in den innern Zuständen der Staaten und Völker", welches wir als die natürliche Gegenwirkung gegen den in der vorausgegangenen Periode überhandgenommenen fürstlichen Despotismus ansehen, „auf das Princip" nicht nur „der Freiheit", sondern auch „der Gerechtigkeit und der Nationalität gestützt" war. Denn ein lebendiges Freiheitsstreben wird sich immer auf gegebene Verhältnisse beziehen und in den Foderungen der Gerechtigkeit für den Einzelnen oder ganze Classen im Staate, wie der freien Entwickelung der Nationalitäten zur Wirksamkeit gelangen. Deshalb bezeichnet der Verf. das Streben nach Nivellirung aller staatlichen Verhältnisse auf Grundlage abstracter Ideen mit Recht als eine Verirrung, und hieraus geht die nicht minder richtige Ansicht hervor daß sich Napoleon die gleiche Verkehrtheit, nur in anderer Weise, wie die ersten Führer der Französischen Revolution zuschuldenkommen ließ. Hiernach wird denn auch der Kampf der Völker gegen Napoleon nicht blos aus dem Widerstreben gegen den Absolutismus als solchen hergeleitet, sondern aus jener Ei-

genthümlichkeit des Napoleon'schen Staats: „daß er das Historische, Gegebene, die aus ursprünglichen Lebenskeimen entsprossene Mannichfaltigkeit nicht anerkannte", und zunächst daraus daß er, indem er „Alles nur nach einseitigen Verstandesbegriffen regeln wollte, auch über die Nationalitäten sich hinwegsetzte, sie sogar mit Füßen trat". S. 26 heißt es:

Diese Einseitigkeit der Staatsidee ist von Napoleon bis auf die höchste Spitze getrieben worden; aber eben dadurch weckte er auch in den Völkern das Bewußtsein ihrer Schädlichkeit und Verwerflichkeit. Wir haben gesehen wie es vorzugsweise das empörte Nationalgefühl war welches den Kampf wider Napoleon erhoben und denselben zum glorreichen Ende geführt hat; eben dieses Nationalgefühl bildet von nun an eines der wesentlichsten Elemente in dem politischen Bewußtsein der europäischen Menschheit. Die einzelnen Völker empfinden sich wieder in ihrer Volksthümlichkeit, in ihrer Individualität, und drücken Dieses theils dadurch aus daß sie den guten Kern der ihnen zu Grunde liegt ans Licht zu ziehen und zu entwickeln streben, theils durch den Drang nach politischer Selbständigkeit, theils durch das Streben nach staatlicher Einheit, da nämlich wo ein Volk, wie das italienische und das deutsche, in verschiedene Staaten zerspalten ist. Die Vaterlandsliebe hat einen glänzenden Sieg über das sogenannte Weltbürgerthum davongetragen.

Daran muß aber auch immer wieder erinnert werden daß das weltbürgerliche Freiheitsstreben das der Französischen Revolution bereits vorausging, und anfangs durch sie befördert wurde, im weitern Verlaufe derselben an den unverrückbaren Naturverhältnissen scheiterte, und eben deshalb in ein Streben nach freier nationaler Entwickelung umschlug, welches in der Gegenwart immer lebendiger — oft freilich auch allzu sehr im abstracten Begriffe — zum Bewußtsein gekommen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Goethe in Begleitung des Herzogs Karl August auf dem Kyffhäuser (1776).

Aus einem Briefe Wieland's an Merck ersehen wir daß Goethe mit dem Herzoge einige Tage vor dem letzten Mai 1776 nach dem fürstlichen Kammergut Allstedt sich begeben hatte, von wo er am 1. Juni zurückkehren sollte; daß diese Reise nicht vor dem 28. Mai unternommen wurde, wahrscheinlich erst am 29., beweisen die Briefe Goethe's an Frau von Stein. Unbekannt ist es aber bisher geblieben daß von Allstedt aus der Herzog mit Goethe den Kyffhäuser besuchte, wie sich Dies aus einem am 1. Juni 1776 im Dorfe Tilleda aufgenommenen, uns von Hrn. Hofrath und Archivar Dr. L. F. Hesse in Rudolstadt freundlichst mitgetheilten Actenstücke ergibt, welchem wir die folgenden Nachrichten verdanken.

Am 30. Mai Nachmittags gegen 4 Uhr erhielt der Wirth Johann Adam Lutzie zu Tilleda durch einen Boten von Allstedt aus die Nachricht daß gegen Abend fremde Herren bei ihm einkehren würden, für die er zwei Stuben in Bereitschaft halten solle; zugleich wurde er aufgefodert den vom Boten mitgebrachten Vorrath an Wein, selterser Wasser und Speisen bis zur Ankunft der Herrschaften im Keller aufzubewahren. Gegen 7½ Uhr kamen zehn Personen zu Pferde nebst einem Läufer vor dem Wirthshause an, ohne sich dem Wirthe zu erkennen zu geben, obgleich dieser, da die Nachricht ihm von Allstedt zugekommen war, den jungen Herzog von Weimar unter ihnen vermuthete. In der Begleitung des Herzogs befand sich außer dem Kammerherrn Oberforstmeister von Wedel, einem Jugendgespielen und beständigen Begleiter des Herzogs, und dem Kammerherrn von Kalb der junge frankfurter Dichter, dessen Umgang dem Herzog längst unentbehrlich geworden war, obgleich seine Ernennung zum Geheimen Legationsrath erst kurz darauf, am 11. Juni, erfolgte. Den Wirth befragten sie sofort nach dem Besteigen des Kyffhäusers, und trugen ihm auf für einen Boten zu sorgen, der sie am andern Morgen um 3 Uhr hinaufführen sollte, wo sie den Sonnenaufgang genießen wollten.*) Nach 11 Uhr begaben sich die Herren zur Ruhe, nachdem sie sich vorher in dem einen Zimmer (das andere war für die aus sieben Personen bestehende Dienerschaft bestimmt) eine Streu hatten zurechtmachen lassen, da sie sich der bereitstehenden Betten nicht bedienen wollten. Gegen 2 Uhr standen sie auf und ritten, nachdem sie die von ihrem Koche bereitete Chocolade getrunken hatten, von ihren Bedienten und einem Führer, einem Handarbeiter aus Tilleda, begleitet, dem Kyffhäuser zu. Als sie am Thore vor dem Hause des Försters vorbeikamen, bemerkte der Herzog die an demselben angebrachten Hirschgeweihe; auf seine Frage wer hier wohne erfuhr er daß dieses die Wohnung des Försters Schilling sei.

Am Fuße des Berges angekommen schickten sie ihre Pferde mit einigen Bedienten zurück, und bestiegen sodann zu Fuße den Kyffhäuser, wo sie sich der herrlichen Aussicht in die von den jungen Strahlen der aufgehenden Sonne zauberhaft erleuchtete Goldene Aue erfreuten, die Ruinen der Burg erstiegen, auch in den Grubengängen sich umsahen. Ehe sie die Höhe verlassen wollten, setzten sich der Herzog und Goethe vor der Mauer des sogenannten Kirchhofs nieder, und der Letztere zeichnete mit Bleifeder in sein Portefeuille, das er auf allen seinen Ausflügen mitsichführte, die Ansicht der Trümmer des Schlosses, dessen Verfall der Herzog sehr bedauerte, sowie der nähern Umgebung desselben, bis die Herren von Wedel und von Kalb zur Rückkehr drängten. Unterdessen war der Jägerbursch Schilling, der älteste Sohn des Försters, seiner Gewohnheit nach zum Holzhauen in den Bergforst gegangen, von wo er, da er oben einige Personen bemerkte deren Anwesenheit er sich nicht erklären konnte, mit einem der Holzhauer hinaufstieg. Kaum aber war er in die Nähe der fremden Herren, die er für Kaufleute oder Studenten hielt, gekommen, als ein großer Hund auf ihn lossprang. „Ich würde den Hund auf der Stelle todtschießen", rief der ergrimmte Jägerbursch seinem Begleiter zu, „hätte ich nur meine Flinte bei mir!" Und zu den Fremden gewandt fuhr er mit der barschen Frage heraus: wie sie sich unterstehen könnten hierher zu gehen und den Forst so früh zu beunruhigen, wie sie den Hund so frei laufen lassen dürften. Zugleich drohte er dem Führer mit der stärksten Strafe. Auf die Erwiderung: wer ihnen denn verbieten wolle diesen kahlen Berg zu besteigen, entgegnete Schilling in strengem Tone: es sei dies ein Berg wo Erz stehe, und es dürfe einmal nach dem Befehl des Jägermeisters**) Niemand den Berg hinauf der sich nicht vorher bei seinem Vater, dem Förster, gemeldet habe; wer sich ohne solche Erlaubniß hier betreffen lasse werde ohne Weiteres arretirt. „Da müßte ich doch auch dabei sein, Schilling!" rief lächelnd der Herzog, indem er sich auf seinen Stock gelehnt dem Droher entgegenstellte. „Wenn ich nur gleich Leute hätte!" äußerte der immer hitziger werdende Jägerbursch. „Ja, Das ist's eben, Schilling!" spotteten die so derb angegangenen Begleiter des Herzogs. Aber Schilling meinte Das habe Nichts zu bedeuten, unten gebe es Orte wo man Leute genug bekommen könne, und der Oberforstmeister sei auch nicht weit von da. Nachdem sie erfahren daß Letzterer Herr von Beulwitz sei, fuhren sie fort ihren Inquisitor aufzuziehen. Auf die Frage: warum

---

*) Welch tiefes Gefühl der Herzog für solche Naturscenen hatte bemerkt Riemer, II, 20.

**) Diesen Befehl sollte der verstorbene Oberjägermeister von Lengefeld, der Vater von Schiller's Gattin, gegeben haben.

man denn das Verbot ohne Erlaubniß des Försters den Berg zu besteigen nicht unten anschlagen lasse und dafür sorge daß man im Wirthshause davon in Kenntniß gesetzt werde, bemerkte Schilling trotzig: fremde Herren müßten ja wol von selbst wissen daß man einen Forst nicht beunruhigen dürfe. „Zudem sehe ich schon“, fügte er hinzu, indem er auf die ledernen Beinkleider und den Oberrock des Herzogs deutete, die mit rother Erde beschmuzt waren, „daß ihr nicht des bloßen Sehens wegen hergekommen, sondern auf den Kux gegangen seid, wovon der Herr da noch das Wahrzeichen ansichträgt. Aber es wundert mich daß die Herren in ein solches Loch gekrochen sind, was oft gefährlich.“ „Glaubt Er daß wir in dem Kux gewesen?“ rief ihm der Herzog entgegen. „Ich will Ihm den Kux zeigen den wir haben“, worauf er einen rothen Schmergelstein (der eigentliche Schmergel ist blauschwarz) aus der Tasche zog, den er ihm mit den Worten wies: „Wenn Er wüßte was Das werth ist! Das ist gar viel werth!“ und dann wieder einsteckte. So sehen wir den Herzog schon damals mit Neigung den mineralogischen Studien zugewandt, für die ihn Goethe immer mehr gewinnen sollte, sodaß er sich mit einem interessanten dort aufgefundenen Steine zu beschweren keinen Anstand nahm. Aber einer von den Begleitern, der weiter hinten stand, vermuthlich Goethe, rief dem Herzog zu: „Er will uns wahrscheinlich begleiten, um etwas —“, wobei er die Hand an den Mund legte und das Umstürzen eines Bechers andeutete. Der Herzog, der sich bei diesen Worten umsah, schüttelte sich vor Lachen, der Jägerbursch aber, durch eine solche Andeutung daß es ihm nur um ein Trinkgeld zu thun sei beleidigt, erwiderte verächtlich: „Wo die Herren den Weg herauf gefunden, werden sie ihn auch wieder hinunter finden!“ „Hier lassen wir uns nicht arretiren“, bemerkte ein anderer von den Begleitern des Herzogs; „Er muß mit hinuntergehen in den Gasthof auf ein Glas Wein“; aber der Herzog befahl seinen Bedienten ihm sofort ein Glas Wein einzuschenken, welches er selbst mit den Worten: „Trink' Er auf meinen Befehl!“ ihm darreichte. Erst als er das Glas auf die Gesundheit des Herrn geleert hatte, gab dieser sich zu erkennen. „Ich bin der Herzog von Weimar“, sagte er, „und mache Er dem Herrn Oberforstmeister mein Compliment!“ Der durch diese Entdeckung in die größte Angst versetzte Jägerbursch bat unterthänigst den Herzog um Verzeihung daß er ihn so barsch angegangen sei, worauf dieser erwiderte: „Es ist gut!“ und sich rasch entfernte. Der Oberforstmeister von Wedel aber, der mit den Uebrigen eine Weile zurückblieb, gab dem Jägerburschen einen mit Bleistift beschriebenen Zettel mit den Namen des Herzogs und seiner Begleiter, welchen Schilling sofort an den Oberforstmeister von Beulwitz auf dem fürstlichen Schlosse zu Rathsfeld besorgen und dabei sagen sollte: wenn er die Herren sprechen wolle, solle er in das Gasthaus zu Tilleda kommen; sie seien bereit ihre Strafe zu leiden, wenn der Herr Oberforstmeister Straftag halte. Beim Hinuntersteigen ließ sich Goethe mit dem Herzog noch einmal im Mittelweg nieder um die Aussicht von dort aufzunehmen.

Gegen 8 Uhr kamen die Begleiter des Herzogs in den Gasthof zurück, wo sie dem Wirthe bemerkten die Bewegung sei ihnen nicht wohl bekommen; der Förster sei ein grober Mensch. Als der Herzog, der vorher etwas um das Dorf spazieren gegangen war, bald darauf eintrat, äußerte er er habe sich ein wenig „alterirt“. Dann nahmen sie nach einer kurzen Zwischenpause eine Biersuppe und darauf etwas Wein und Schinken zu sich, und eilten gegen 9 Uhr in scharfem Ritte auf Ichstedt zu, wohin der Wirth Lutzie, der für Alles zusammen nur 4 Thaler nahm, womit er es billig gemacht zu haben glaubte, als Vorreiter ihnen den Weg zeigte. „Es hat mir recht wohlgefallen“, sagte der Herzog zu Letzterm als er sich bei Ichstedt von ihm verabschiedete; „wir werden bald wiederkommen und Ihn besuchen.“ An Ichstedt vorbei ging es nach dem Städtchen Oldisleben, wo sie zu Mittag speisen wollten; die Nacht gedachten sie zu Frohndorf bei dem Grafen Werther von Beichlingen zuzubringen. Kurz vor ihrer Abreise von Tilleda hatten sie ihrem Führer einen Brief an den Oberforstmeister von Beulwitz, da sie diesen vergebens erwartet hatten, zugestellt. Der Bote traf gleich vor Rathsfeld den Präsidenten von Ketelhodt, der von Frankenhausen geritten kam um den Herzog von Weimar zu begrüßen, aber auf die Nachricht daß dieser bereits Tilleda und das fürstliche Gebiet verlassen habe wieder umkehrte. Da er von dem Boten vernahm daß der Herzog durch den Jägerburschen Schilling einige Unannehmlichkeiten gehabt habe, so befahl er eine genauere Untersuchung der Sache. Am folgenden Tage mußten der Jägerbursch, der Führer und der Wirth Lutzie ein Verhör bestehen, aus dem sich ergab daß Schilling, der wol seit lange keine so frühen Besucher des Kyffhäuser gesehen, sich streng an das Gesetz welches längst in Vergessenheit gerathen war gehalten habe, weil er seiner ihm wol noch sehr neuen Pflicht und seiner Amtswürde Nichts vergeben zu dürfen glaubte.

Von Frohndorf, wo Goethe der Gräfin von Werther Beichlingen *) ein Exemplar seines „Erwin“ versprochen hatte, kehrten sie am 1. Juni nach Weimar zurück. Am 31. Mai hatte Goethe auf einem Queroctavblättchen einen Bauernhof sehr schlicht und kunstlos mit Bleistift skizzirt, und mit der Unterschrift: „G. den 31. Mai 1776 from“, zu Seiten der Unterschrift mit den Namen Amalie Luise, versehen. Dasselbe befand sich unter den Briefen an Frau von Stein, dürfte aber kaum von Goethe der Freundin damals zugesandt, sondern später übergeben worden sein. **) An welchem Orte zwischen Tilleda und Frohndorf er diese Zeichnung gemacht, wenn man nicht etwa an Tilleda selbst denken will, läßt sich nicht ermitteln. Die Erinnerung an die beiden Fürstinnen bei der Zeichnung des einfachen Bauernhofs ist sehr bezeichnend: Goethe will die Entsagungsübung welche ihm Frau von Stein seit kurzem auferlegt hat so weit treiben daß er selbst in der Entfernung den Gedanken an die Geliebte möglichst vermeidet, woher sich auch die Bemerkung daß er heute fromm sei erklärt, und er widmet daher diese Zeichnung in Gedanken den verehrten Fürstinnen welche ihn mit ihrer Liebe und herzlichinnigster Theilnahme und Freundschaft beglückten, welche Beide ihren höchsten Schatz, den jugendlich aufgeregten Herzog, der Leitung des ein paar Jahre ältern genialen Dichters überlassen sahen, was Manchen, und zum Theil der jungen Herzogin selbst, nicht unbedenklich schien. Hiernach erkennt man leicht wie bezeichnend es ist wenn er in jener „frommen“ Stimmung in welcher er den Bauernhof zeichnete der beiden Fürstinnen gedenkt.

**H. Düntzer.**

---

*) Die Gräfin war eine geborene von Globig und ist wohl zu unterscheiden von der Gräfin Werther von Neunheiligen, einer geborenen von Stein von Nassau, und von Frau von Werther, einer geborenen von Mühlhausen. Vergl. die „Briefe an Frau von Stein“, I, 36, 320, 370. Ueber die Gräfin Werther von Neunheiligen als Urbild der Gräfin im „Wilhelm Meister“ vergl. „Studien zu Goethe's Werken“. Wenn an der angeführten Stelle des Briefs an Frau von Stein (I, 37) der Sohn der Letztern Frau von Werther versteht, so beruht Dies auf Irrthum; denn am 1. Juni schreibt Goethe an Frau von Stein: „Ich bringe Grüße von der guten Werther“, was nur auf die Gräfin Werther von Beichlingen gehen kann, die er in Frohndorf gesehen hatte.

**) Auffallend ist es, wenn er zu einer andern Zeit die Zeichnung eines Schweinstalls an Frau von Stein schickt. „Ich schicke Ihnen“, schreibt er am 1. Mai 1780, „das Höchste und das Tiefste, eine Hymne und einen Schweinestall. Liebe verbindet Alles.“ Der Schweinestall kehrt wieder in einer Federzeichnung vom 22. Sept. 1781.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 35. — 9. Februar 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.
Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 34.)

Wir wollen aus diesem Gesichtspunkte zunächst einen Blick auf die nationale Entwickelung des deutschen Volks nach den Befreiungskriegen werfen, bei welchem mehr wie bei irgend einem andern europäischen Volk das Nationalgefühl vor dem Kosmopolitismus zurückgetreten war, sodaß es, auch nach menschlicher Einsicht, unzweifelhaft der entsetzlichen Gefahren bedurfte mit denen Napoleon die Selbständigkeit des deutschen Volks bedrohete, um eine energische Gegenwirkung des Nationalgefühls wie sie in den Befreiungskriegen sich kundgab hervorzurufen. Wie aber dieses Nationalgefühl, das am sichtbarsten seit jenem Westfälischen Frieden erlosch, „der unsere Schwäche heiligsprach", besonders durch zwei Ursachen untergraben war: 1) durch die immer weiter gediehene Zersplitterung und endliche gänzliche Auflösung des einigen Deutschen Reichs, und 2) durch den gleichzeitig immer mehr ausgebildeten Absolutismus der Fürsten, der alle Theilnahme des Volks an den allgemeinen Angelegenheiten des Staats und der Nation absichtlich und unabsichtlich erstickte: so war auch eine Wiedergeburt unsers nationalen Lebens nur von einer lebendigen Mitwirksamkeit des Volks bei den gemeinsamen Interessen und von einer politischen Einigung der gesammten Nation zu erwarten. Die Ideen der Freiheit und Einheit Deutschlands waren es nun aber auch von welchen die Begeisterung des deutschen Volks in den Befreiungskriegen getragen ward. In dem Bewußtsein der Zeit welche sich zunächst zum Kampfe für die äußere Freiheit erhob lagen beide große Gedanken noch ungetrennt; doch war in Preußen durch Stein der Grund zu thätiger Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, dem Wesentlichen der politischen Freiheit, noch früher gelegt als der Gedanke an Wiederherstellung des Deutschen Reichs lebendig wurde. Die Wünsche welche sich damals im deutschen Volke regten sind auch in den Andeutungen der Proclamation von Kalisch (13. [25.] März 1813) trotz aller absichtlichen Unbestimmtheit derselben deutlich genug berücksichtigt. Nach der Verheißung der Monarchen „der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten", und der Erklärung daß die Auflösung des Rheinbundes in ihren bestimmtesten Absichten liege, heißt es weiter:

> Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen in welchem Se. Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da Sie den fremden Einfluß (!) vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein als eine schützende Hand über ein Werk zu halten dessen Gestaltung allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben soll u. s. w.

Wir verweilen hier auf Veranlassung von Cap. 2 etwas länger bei der Erinnerung wie über die Herstellung deutscher Einheit und Freiheit auf dem Wiener Congreß gehandelt wurde, und liefern zu der vom Verf. gegebenen Skizze einige Ergänzungen, die unter den gegenwärtigen Zeitumständen eine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Es ist in der That unter den seit 1848 mit neuer Kraft erwachten Bestrebungen der verschiedenen Parteien viel zu wenig beachtet welche ganz ähnliche Ideen schon 1814 einander gegenüberstanden. Und doch traten damals wie gleiche Pläne so auch gleiche Hindernisse ihrer Verwirklichung hervor, und jene wie diese werden aus den seitdem nur allmälig weiter entwickelten Zuständen und Verhältnissen des europäischen Staatensystems und insbesondere unsers deutschen Vaterlandes vollkommen begreiflich. Ein Hauptunterschied ist allerdings der daß bei dem Wiener Congreß die Völker in völlig passiver Haltung und selbst ohne Kunde von den diplomatischen Umtrieben blieben, von denen sie endlich nur die unbefriedigenden Resultate erfuhren, bis späterhin jene Verhandlungen in ihrer ganzen Nacktheit vor den Richterstuhl der Geschichte gezogen sind. Im J. 1848 aber nahm das Volk das Werk seiner Einigung und Befreiung selbst in die Hand, und was sich früher in den Schleier des Geheimnisses hüllte ward jetzt von den Dächern gepredigt. Indem aber so, seitdem die Cabinete sich endlich auch zu Verhandlungen herbeiließen, wenigstens ein großer Theil der diplomatischen Stärke noch während sie gesponnen wurden an das Licht gezogen ward, traten die aus denselben hervorgehenden Hindernisse unsern Wünschen und Leidenschaften allerdings um so greller und gehässiger entgegen; aber es bleibt uns daneben der Trost daß der laut ausgesprochene Wille der Nation, wenn auch gewiß nicht vollstän-

dig, doch jedenfalls in höherm Grade berücksichtigt werden wird als Dieses vor drei Jahrzehnden selbst nur möglich war. Und auch darin haben wir einen mächtigen Fortschritt der Zeit zu erkennen; die immer lauter ausgesprochenen Foderungen der Nation können auf die Dauer nicht überhört werden.

Welch höfisches Gepränge zeigte schon das Aeußere jener Zusammenkunft der Fürsten und Diplomaten. Eine maßlose Verschwendung kam hier zu Tage; Nichts konnte glänzend, prunkvoll genug sein. Kostete doch die kaiserliche Tafel allein, wie uns wenigstens der Graf de la Garde berichtet, täglich 50,000 Gulden u. s. w. Unter diesen Zurüstungen aber versteckte sich Egoismus, Vergrößerungssucht; Hinwegsetzung über die Foderungen der Nationalitäten, Feilschen mit Völkern und Staaten zeigte sich bei allen Verhandlungen, und die zur Schau getragene Einigkeit der fürstlichen Personen, die zum Theil durch wahre Freundschaft unter sich verbunden waren, war in den Cabineten keineswegs vorhanden. Freilich handelte es sich damals um eine Neugestaltung von ganz Europa, um eine neue Vertheilung großer Ländergebiete, um die künftige Machtstellung in dem europäischen Staatensysteme, um eine Ausgleichung unter den fünf Hauptmächten wie um die Bedeutung, ja um das Bestehen mehrer kleinerer Staaten. Unter solchen Verhältnissen bedurfte es des ganzen Einflusses der ungeheuern Erfahrungen aus der jüngsten Vergangenheit, und selbst der bald von neuem drohenden Gefahren, um überhaupt ein Ergebniß der verwickelten Verhandlungen herbeizuführen. Auch damals aber zeigte sich wie sehr jede Umgestaltung Deutschlands theils überhaupt durch die Stellung der europäischen Hauptmächte, theils insbesondere durch die Eifersucht Oestreichs und Preußens aufeinander bedingt ist. Das deutsche Volk mochte es damals unter dem Jubel mit welchem es die russischen Heerscharen als seine Befreier begrüßt, und dann mit ihnen für dieselbe Sache gekämpft hatte, einstweilen vergessen daß die Befreiung eines Volks mit Hülfe eines fremden immer eine sehr gefährliche Wohlthat bleibt, und dem Beschützer oder Bundesgenossen jedenfalls zu einem bedenklichen Einflusse verhilft. In Rußland hat man seit Peter dem Großen die Gelegenheit zu einer zweckmäßigen Machtvergrößerung — durch Erweiterung des Länderbesitzes oder des politischen Einflusses — nie aus den Augen verloren. Man wußte es vortrefflich auch mit der liberalen Richtung des Kaisers Alexander in Einklang zu bringen daß Rußland für seine Anstrengungen zur Befreiung Europas zunächst auf die Entschädigung durch Polen hingewiesen wurde; es durfte als liberale Anerkennung der polnischen Nationalität gelten wenn das ganze ehemalige Polen — als ein besonderes Königreich mit freisinnigen Institutionen — dem russischen Reiche hinzugefügt wurde. Auch konnte Rußland, wenn es durch diese Erweiterung gegen den Westen seinen Einfluß in Europa auf eine bis dahin unerhörte Weise erhöht sah, die Abrundung Preußens durch die Verschlingung des Königreichs Sachsen ohne Sorge für sich betrachten. Preußen war schon längst nicht blos durch die persönliche Freundschaft seines Herrschers mit dem Kaiser von Rußland gefesselt, und je mehr sich die Macht dieses Reichs hob, desto minder schien Preußen eine selbständige Rolle behaupten zu können. Hatte doch schon in dem Tilsiter Frieden Napoleon nur „aus Achtung vor dem Kaiser von Rußland" die Fortdauer des preußischen Staats zugestanden.

In Oestreich freilich regte sich die Eifersucht auf die auch während der Vorherrschaft des französischen Kaiserreichs vergrößerte Macht Rußlands (nicht blos durch Erwerbung Finnlands, sondern auch der Moldau bis zum Pruth), und ihm konnte auch die Preußen zugedachte Abrundung in seiner nächsten Nähe, wodurch demselben ein völliges Uebergewicht in Deutschland zufallen konnte, nicht gleichgültig sein. Der zunehmenden Uebermacht Rußlands wie der Ausdehnung Preußens stand aber aus mehren Gründen auch die Eifersucht Englands und Frankreichs entgegen, und es ist bekannt daß die polnisch-sächsische Frage es war welche die Heere noch unter den Waffen erhielt, als Napoleon in Berechnung der eingetretenen Zwietracht unter den Großmächten den französischen Thron von neuem usurpirte. Wenn Rußland nun auf die Gewinnung des gesammten Polens verzichtete, so wurden dabei doch vorzugsweise die Ansprüche Preußens geschmälert, indem dieses statt der verheißenen Abrundung im Osten nur sein getrenntes Gebiet im Westen vergrößert sah. Auch hier aber hat erst die spätere Entwickelung dieser neuen Erwerbungen Preußens es vergessen lassen daß dieser Staat durch den Wiener Congreß nicht einmal wieder zu der extensiven Größe gelangte welche er vor dem Tilsiter Frieden (durch den Preußen auch Warschau verlor) gehabt hatte, weder an Quadratmeilen noch an Einwohnerzahl; denn bis zu jenem Frieden besaß Preußen 6120 Quadratmeilen mit 10,660,000 Einwohnern, seit 1815 4976 Quadratmeilen mit 10,346,000 Einwohnern. Jene Erweiterung Preußens an der Westgrenze ist indessen hier noch aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, dessen ganze Bedeutung auch bei den Fragen der Gegenwart oft nicht gehörig gewürdigt wird. Es galt eine starke Schutzwehr für Deutschland, dem auch nach seiner Demüthigung allzu mächtigen Frankreich gegenüber. Man konnte es nur allseitig zweckmäßig finden daß Oestreich auf die Herstellung seiner Herrschaft über die ihm bereits in dem ersten Revolutionskriege entrissenen Niederlande (Belgien) verzichtete; weniger hat es sich bewährt daß diese Lande durch eine künstliche Schöpfung der Diplomatie mit den nördlichen Niederlanden zu einem Staate vereinigt wurden der, auch bei länger dauerndem Bestande, nur einen sehr mangelhaften Schutz gegen Frankreich gewähren konnte. Zu dem letztern Zweck war aber jedenfalls die Vergrößerung des preußischen Gebiets am Rhein von hoher Wichtigkeit, und Preußen hat in Folge der dortigen Erwerbungen seit dem Wiener Congreß die Rolle des Beschützers von Deutschland gegen Frankreich übernommen. Allerdings dachte man auf dem Congresse daran Oest-

reich eine ähnliche Rolle am deutschen Oberrhein zuzutheilen; nicht nur war bei den Plänen zur Neugestaltung Deutschlands fortwährend die Rede von Dem „was Oestreich am Oberrhein erwerben würde", sondern langehin beschäftigte man sich ernstlich mit dem Gedanken Baden wegen seines (in den Verhältnissen begründeten) dauernden Festhaltens an Frankreich zu zertheilen.*) Daß Oestreich diese ihm zugedachte Vergrößerung im Westen verschmähete, beweist noch stärker als seine Verzichtleistung auf Belgien und Vorderöstreich (Breisgau) die Absicht dieses Staats sich gänzlich von den Grenzen Frankreichs zurückzuziehen. Indem es hierdurch aufhörte die Vorhut Deutschlands gegen den westlichen Nachbar zu sein, verscherzte es eben damit den Anspruch auf die Kaiserwürde, d. h. auf die alleinige Vormacht in Deutschland. Man darf nicht übersehen daß Oestreich auf diese Politik durch den ganzen Gang der Geschichte hingewiesen war; seit dem Ende des Mittelalters hatten ihm seine Zwistigkeiten mit Frankreich seine besten Kräfte gekostet; in Folge der Französischen Revolution war es immer mehr (1797, 1805, 1809) auf seine östlichen Besitzungen beschränkt, und so war ihm, als die Zeit der Restaurationen erschien, der Gedanke nahe genug gelegt daß es wohl thue seine Macht im Osten zu concentriren. Der Verf. bemerkt: „Oestreich wußte sich damals viel besser zu arrondiren als Preußen"; auch er weist uns jedoch nicht die ganze selten hinreichend gewürdigte Bedeutung nach welche die Umgestaltung Oestreichs für die Stellung der Hauptmächte im europäischen Staatensystem und besonders zu Deutschland mit Nothwendigkeit insichtrug. Indem sich Oestreich in unserm Südosten zu einem wohlabgerundeten Ganzen zusammenschloß, wußte es jedoch zugleich durch seine Besitzungen in Deutschland, welche die jedes andern deutschen Staats an Größe übertrafen, ein Uebergewicht in diesem Lande, außerdem aber durch sein Ländergebiet und seine politischen Verbindungen in Italien geradezu die Vormacht zu behaupten. In diesem Lande erhielt es nicht nur sein 1797 an Frankreich abgetretenes Gebiet (Mailand) zurück, während es die dafür empfangene Entschädigung, die venetianischen Besitzungen, beibehielt, sondern es sorgte auch für die Vergrößerung Sardiniens durch Genua, garantirte Murat den Besitz von Neapel, ließ sich vom Kirchenstaate den Theil von Ferrara nördlich vom Po und das Besatzungsrecht in dieser Stadt zusprechen, erwarb für die Tochter des Kaisers, Napoleon's Gemahlin, Parma und Piacenza, wie für einen östreichischen Prinzen das Herzogthum Modena, und erlangte die Wiedereinsetzung des Erzherzogs Ferdinand in Toscana, welcher des Kaisers Bruder war. So wußte Oestreich die italienischen Staaten an sich zu fesseln und Frankreichs Einfluß daselbst zurückzudrängen. In dieser Stellung durfte Oestreich ein Principat nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland ansprechen, und wie ihm dieses unter mannichfach verschiedenen Verhältnissen in beiden Ländern in der That bis auf unsere Tage gesichert blieb, so sieht es auch noch jetzt die Vorherrschaft in Deutschland nicht minder als in Italien als ein ihm gebührendes Recht an; ja es ist nach unzweideutigen Zeichen unverkennbar daß Oestreich das Streben „es aus Deutschland hinauszudrängen" ganz ebenso wie die nationalen Zuckungen in Italien als einen revolutionairen Schwindel betrachtet, der, wenn nicht durch den Einfluß der Zeit, mit Gewalt der Waffen geheilt werden müsse.

Unter solchen Tendenzen der Großmächte sollte nun Deutschland auf dem Wiener Congreß neu constituirt werden. Erwägen wir hier, mit Zurückhaltung unserer theuersten Wünsche, zunächst die Verhältnisse unter welchen eine solche Wiedergeburt unsers Vaterlandes damals versucht wurde. Der längst schon bis zum Zerfalle aufgelockerte Reichsverband war 1806 völlig aufgelöst. Als Napoleon am 1. Aug. 1806 zu Regensburg erklären ließ daß er das Deutsche Reich nicht mehr anerkenne, antwortete der damalige Kaiser von Deutschland und Oestreich am 6. Aug. mit der Erklärung: „Da er die Pflichten seines Amts als römisch-deutscher Kaiser nicht mehr erfüllen könne, so lege er die Kaiserkrone nieder, sage aber auch seine Länder von dem Reiche los um dieselben als Kaiser von Oestreich zu regieren." Im Frühling 1813 war das deutsche Volk mit der Hoffnung auf eine Wiedergeburt des Deutschen Reichs unter die Waffen getreten; in dem Pariser Frieden war jedoch unter dem Einflusse der Mächte, insbesondere nach einer Erklärung Oestreichs, festgestellt: daß die deutschen Staaten durch ein föderatives Band zu vereinigen seien. Inzwischen foderten jetzt in Deutschland viele Organe der öffentlichen Meinung laut eine Wiederherstellung des Kaiserthums mit zeitgemäßen Modificationen, vor Allem aber mit entschieden hervortretendem Princip der Einheit. „Diese Ansicht hatten nicht nur die deutschen Patrioten unter dem Volke, sondern auch der Adel, ja selbst der größte Theil der Fürsten. Sogar der Papst fand es in seinem Interesse auf die Wiederherstellung des Kaiserthums zu dringen."

Welche ungeheuere Hindernisse aber standen der Verwirklichung dieses von nationaler Begeisterung oder von besondern Interessen eingegebenen Wunsches entgegen! Abgesehen von dem Widerstreben der auswärtigen Mächte, die ein Gesammtdeutschland mit natürlicher Eifersucht betrachteten, gab es in Deutschland selbst zwei Großmächte und daneben mehre größere Staaten denen das Bedürfniß ihre Existenz durch enges Zusammenschließen mit der gesammten Nation zu sichern nicht in gleichem Maße als den kleinern fühlbar war, und von denen Baiern wie Würtemberg, Baden und Sachsen eben durch die Unterjochung Deutschlands von Frankreich eine selbständigere Stellung gewonnen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Auch in der neuesten Zeit war wieder davon die Rede. Wird Baden mit seinen weitausgedehnten Grenzen neben den Republiken Frankreich und der Schweiz sich als ein selbständiger monarchischer Staat zu behaupten vermögen?!

## Luther und Melanchthon als Kinderfreunde.

Kindlicher Sinn, neben der weitern Bedeutung in welcher man diesen Ausdruck zu nehmen pflegt auch von einem der Kinderwelt mit Theilnahme und Liebe zugewendeten Sinne verstanden, verbunden mit der Fähigkeit oder doch wenigstens mit dem Bestreben sich zu ihnen herabzulassen, um sie dadurch zu sich emporzuziehen, ist von jeher als ein hervorstechender Charakterzug ausgezeichneter Männer angesehen worden. Auch in dem erhebenden Bilde des Heilandes tritt uns seine Kinderliebe wohlthuend entgegen. Er scheint seine Lehre nie an Kinder gerichtet, auch den Aposteln Nichts deshalb geboten zu haben; aber die Kinderwelt war ihm heilig: ihr gehörte sein Reich, die Kleinen liebte und segnete er.

Die beiden Männer denen wir als evangelische Christen zu ewigem Danke verpflichtet bleiben, Luther und Melanchthon, waren auch wahre Kinderfreunde. Dies bestätigen, abgesehen von ihrem häuslichen Leben, zahlreiche, mehr oder wenig von ihnen bekanntgewordene Charakterzüge. Ihr kindlicher Sinn tritt uns aber mit besonderer Klarheit aus zweien von ihnen uns aufbewahrten Briefen hervor.

Des Erstern Brief (Kinderschrift) „an sein liebes Söhnlein Hänsichen Luther" (in der Ausgabe der Werke Luther's von Walch, XXI, 328—329) ist allgemein bekannt; unzählige male wieder abgedruckt wird er von Kindern und Erwachsenen mit immer neuem Vergnügen gelesen; denn es gilt von ihm was Grotius in Beziehung auf seine fleißige Lecture des Terenz sagte: „Aliter pueri Terentium legunt, aliter Grotius."

Weit weniger bekannt ist Melanchthon's Brief an einen jungen Grafen von Wied (ad nobilem et generosum Comitem Joannem a Vada) vom 23. März 1539, der gleich im Jahre seiner Erscheinung besonders gedruckt erschien (Frankfurt 1539), dann mehre male in verschiedenen Sammlungen Melanchthon'scher Briefe, zuletzt in Bretschneider's „Corp. reformatorum" (III, 653—666). Melanchthon knüpft hier seine Belehrung über die von Gott geordnete Verschiedenheit der Stände in der menschlichen Gesellschaft an eine Legende, die von ihm als in einem alten Gedichte vorkommend bezeichnet wird, nach deren Inhalt Gott der Herr dem ersten Menschenpaar im Paradiese einen Besuch abstattet, ihre Kinder examinirt, den Abel mit Auflegung der Hände zum Priester weiht, den Seth zum Richter über die Gottlosen einsetzt ꝛc. Melanchthon nennt die Legende „narratiunculam, non illam quidem historicam, sed venustam"; es kommen auch wirklich in ihr so naive Züge vor daß man sie, gehoben außerdem von dem leichten, herrlichen Latein des Melanchthon, mit wahrem Vergnügen liest. Es seien wenigstens einige Details hier angedeutet: Gott Vater kommt mit einem Comitate von Engeln; Eva sieht zufällig zum Fenster heraus und erschrickt. Tags darauf war ein Festtag; sie hatte eben angefangen die Kinder zu waschen; die noch ungewaschenen müssen sich unter Stroh und Heu verstecken; die bereits gereinigten haben sich in einer Reihe aufzustellen. Eva sagt ihnen sie sollen wenn Gott Vater hereingetreten sei auf ihn zugehen, ihm die Hand bieten, einen Knix machen, und sich dann ruhig wieder an ihren Ort stellen. Sie selbst schreitet nun dem hohen Besuche entgegen (procedit obviam pulcerrima mater). Gott Vater redet sie freundlich an, lobt sie daß sie die Kinder so schmuck halte und an Höflichkeit gewöhne. Er forscht nach wie es mit dem Religionsunterrichte stehe; Eva sagt sie und ihr Mann ließen es hier nicht an dem möglichsten Fleiße fehlen; es thäte ja auch noth wegen ihres unseligen Fehltritts; der Herr solle doch die Kinder selbst examiniren. Das geschieht. Abel, Seth und ihre Schwestern bestehen vortrefflich, und halten Reden trotz einem Professor oder Superintendenten. Gott Vater ist ganz zufriedengestellt; aber auch die andern Kinder sollen erscheinen, und er schmält die Eva aus daß sie habe glauben können er, der Allwissende, hätte sie in ihrem Verstecke nicht gesehen. Sie kriechen hervor; Kain kommt, er grüßt den Herrn nicht, und sieht ganz trotzig und muffig aus; Heu- und Strohhalme hängen ihm in den Haaren, und er besteht ausgezeichnet schlecht in der Prüfung ꝛc.

Hans Sachs hat bekanntlich Melanchthon's Brief unter dem Titel „Die ungleichen Kinder Evä" zu einer fünfactigen Komödie umgearbeitet, in welcher er aber viel derber aufträgt als der feinfühlende Melanchthon. Doch hat er dessen Andeutungen manchmal recht artig ausgeführt; so läßt er einen der ungerathenen Söhne Adam's das Vaterunser also verstümmelt und verworren hersagen:

> O Vater Himmel unser,
> Laß uns allhier dein Reich geschehen,
> Im Himmel und auf Erden sehen,
> Gib uns Schuld, täglich viel Brot,
> Und alles Uebel, Angst und Noth.

Ueberhaupt geschieht die Prüfung ganz nach den Hauptstücken des Luther'schen Katechismus. Auch an der nöthigen Zugabe von Späßen fehlt es nicht. So bekommt Eva, als sie einmal nach dem Kain fragt, vom Abel zur Antwort: er laufe draußen auf der Gasse herum, und schlage sich mit den Jungens.

Wir zweifeln nicht daß die beiden Briefe der Reformatoren, an welche wir hier einmal erinnert haben, besonders zusammenabgedruckt ein dankbares Publicum finden würden, als ein hübscher Beitrag zur Charakteristik der auch im Kleinen großen Männer die sie uns hinterlassen haben. 25.

## Zur Sagenerklärung.

Wenn nicht zu leugnen ist daß die Engländer im Allgemeinen das Praktische gleichsam in Pacht haben, so folgt daraus noch nicht die Richtigkeit des ihnen häufig gemachten Vorwurfs blos praktisch, nur utilitarisch, rein materiell zu sein. Wenigstens steht fest daß dafern sie diesen Tadel verdienen sie ihn abzuschütteln suchen. Mehr als vielleicht je und gewiß mehr als noch vor 10 oder 12 Jahren treten Geschmack und Kunstsinn hervor, und zeigen sich namentlich in dem Baustil ihrer neuen Kirchen und in deren Ausschmückung. Die Zeit ist in England vorüber wo man glaubte ein Gebäude das besser als eine Scheune zieme sich nicht zum Gottesdienste, wo gemalte Fenster eine Ketzerei hießen, und ein echter Prediger statt auf einer zierlich drapirten Kanzel auf einem alten ungewaschenen Fasse stehen mußte. In alledem wie nebenbei in andern Dingen macht sich eine Reaction bemerkbar, eine jener unausbleiblichen Reactionen, sobald Meinungen auf die Spitze getrieben werden welche gegen Gefühle verstoßen die zwar in der Menschenbrust eingelullt, aber durch keine Beredtsamkeit und durch kein Vorurtheil mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden können. Während Dies geschieht, das Geistige in der Kunst frisch auflebt, hat die der literarischen Welt vortheilhaft bekannte Mistreß Jameson in „Sacred and legendary art" (2 Bde., London 1848) den zeitgemäßen Gedanken ausgeführt über eine Menge Dinge Auskunft zu geben welche ehemals dazu beigetragen die Religion poetischer zu gestalten und, obschon an sich mehr oder weniger werthlos, den Realitäten des Daseins einen gewissen Reiz zu verleihen. Das Buch beschäftigt sich natürlich viel mit den Kunstleistungen des Bildhauers und Malers, bespricht aber auch in dessen Folge Mancherlei aus dem Sagenkreise, worauf die Künstler ihre Schöpfungen gegründet, und geht in dieser Hinsicht der Geschichtsforschung hülfreich zur Hand. Jedenfalls wird es Diejenigen befriedigen welche gern einen Ausflug in die Geisterwelt machen. Es erklärt den Ursprung frommer Legenden und allgemein anerkannter Embleme und Attribute, handelt von Engeln, Erzengeln und Hierarchien, erzählt von den Aposteln, Kirchenvätern und Heiligen und nimmt dabei stets auf die Kunst und insonderheit auf Kirchenschmuck Bedacht. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 36. —— 11. Februar 1850.

## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 35.)

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des deutschen Volks, so zeigt sich von Anfang an ein unausgesetzter Kampf zwischen dem Streben nach Einheit und nach selbständiger Entwickelung der Einzelbestandtheile der Nation, und dieser tief in dem Volkscharakter begründete Individualismus ist die Hauptursache der immer von neuem hervortretenden politischen Spaltung Deutschlands. Schon bei der uranfänglichen Zersplitterung des deutschen Volks fehlte es zwar nicht völlig an einem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller durch gleiche Sprache, Religion und Sitte verbundenen Stämme; doch bedurfte es der dringenden Gefahr einer Unterjochung durch den äußern Feind, um im Laufe der Jahrhunderte, welche unter den Kämpfen mit den Römern vergingen, erst nach mehrfach wiederholten vergeblichen Versuchen allmälig große und dauernde politische Vereinigungen unter den Deutschen zu gestalten. Selbst aber als unter wechselnden Geschicken ein selbständiges deutsches Reich begründet war, und das mit fortschreitender Cultur heller erwachte Nationalgefühl das römische Kaiserthum zu einem wahren Mittel- und Einheitspunkte des deutschen Volks erhob, dauerte ein Gegenstreben der einzelnen Stämme und Staaten gegen die Centralisation unausgesetzt fort, obgleich nicht verkannt werden darf daß seit jenen Zeiten das Bewußtsein einer Einheit der Nation niemals, auch in den zerrüttendsten Verhältnissen nicht, wieder verschwunden ist. Nun aber war schon in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters der Grund zu einer selbständigen Staatenbildung in Deutschland gelegt, sodann durch die Reformation die Entwickelung derselben wesentlich befördert, und nach dem Dreißigjährigen Kriege hatte der Westfälische Friede nur äußerlich sanctionnirt was längst durch die gesammten Verhältnisse des deutschen Volks bedingt war. Das Emporstreben Preußens — bereits seit dem Großen Kurfürsten (1640) und in höherm Maße seit Friedrich dem Großen (1740) — in einer Zeit wo das östreichische Kaiserhaus durch seine großen Erwerbungen sich Deutschland mehr und mehr entfremdet hatte, rief die große Zweitheilung in Deutschland hervor, die in dem Baseler Frieden (1795) nur greller als jemals zur Erscheinung kam. Die unter diesen Verhältnissen immer weiter gediehene Abschwächung des Nationalgefühls ließ nicht nur die Auflösung des Reichsverbandes fast theilnahmlos aufnehmen, sondern setzte auch der Entstehung des Rheinbundes kein Hinderniß entgegen; Erweiterung des Länderbesitzes, Macht- und Titelerhöhung gewann viele deutsche Fürsten für den fremden Machthaber, und als dessen Herrschaft gebrochen war, überwog bei den zur Souverainetät erhobenen ehemaligen Reichsständen das Gefühl einer selbständigen Stellung allzu sehr die weniger in die Augen fallenden Vortheile die von der Unterordnung unter einen größern nationalen Staatsverband zu erwarten waren. Bei andern Staaten freilich, besonders bei den minder mächtigen, war gerade durch die jüngsten Erfahrungen welche die meisten derselben Frankreich gegenüber gemacht hatten, das Bewußtsein daß ihr Bestehen selbst nur durch eine innige Verbindung gewährleistet werden könne, wieder lebendig geworden; und da auch die Nation die verlorene Selbständigkeit nur durch ihre Vereinigung wiedererlangt hatte, so war für das Einheitsstreben eine kräftige Stütze gewonnen.

Bei solchem Widerstreit der Interessen erklären sich die mannichfachen Versuche die schon auf dem Wiener Congresse zur kräftigen Einigung Deutschlands gemacht wurden, wie das endliche unbefriedigende Resultat daß, trotz allen Anstrengungen einen wahren Bundesstaat zu begründen, doch nur ein lockerer Staatenbund möglich wurde. Auch unser Verf. deutet uns die wichtigsten Phasen welche diese Verhandlungen zu durchlaufen hatten in seiner „übersichtlichen Darstellungsweise" mit wenigen klaren Hauptzügen an; nur vermissen wir hier ganz besonders eine auch bei der gebotenen Kürze immer noch mögliche Individualisirung, welche das Interesse in hohem Maße gesteigert und zu sehr lehrreichen Parallelen für die Gegenwart Anlaß gegeben haben würde. Wir wollen von diesem Gesichtspunkte aus die von Hagen gegebene Uebersicht etwas weiter ausführen.

Es ist charakteristisch genug daß, während sowol die Standesherren als 29 (später 32) Fürsten und Städte in einer Note an den hanoverischen Gesandten Grafen Münster, der persönlich ihre Ansichten theilte, den Wunsch nach Wiederherstellung der Kaiserwürde ausgesprochen, nur Baiern

Würtemberg, Baden, Sachsen, wie Preußen und Oestreich sich derselben nicht anschlossen. „Nach Theorie und Geschichte", sagt die Eingabe der letztern vom 20. Dec. 1814, „könne ein bedeutender Staatenbund ohne ein Oberhaupt dauernd nicht geknüpft werden, und der Größe und Ehre der deutschen Nation sowie ihrem allgemeinen Wunsche entspreche die Verbindung der Kaiserwürde mit der ihres Bundesoberhaupts am meisten." Dabei war es indeß ein offenbarer Misgriff, der sich nur aus phantastischer oder mechanischer Hingebung an historische Erinnerungen erklärt, wenn man unter gänzlich veränderten Verhältnissen (s. oben) daran dachte das erneuerte Kaiserthum ohne Weiteres Oestreich zu übertragen. Oestreich selbst wollte jedoch, nach Maßgabe der vorhin bezeichneten Politik, die Interessen der östreichischen Monarchie ungehindert verfolgen, und dabei schien das deutsche Kaiserthum, namentlich Frankreich und auch wol Preußen gegenüber, nur Störungen herbeiführen zu können. Bereits vor dem Pariser Frieden hatte es deshalb die Herstellung in die deutsche Kaiserwürde zurückgewiesen, und ist später immer bei diesem Entschlusse geblieben. Wir erinnern hier an die einfachste und bestimmteste Weise in der diese Ansicht von Kaiser Franz selbst ausgesprochen wurde, als er die Anrede der Fürstin Elisabeth von Fürstenberg, welche diese Frau am 22. Oct. 1814 an der Spitze einer Deputation der deutschen Standesherren hielt, in folgenden Worten erwiderte: „Ich bin schon von mehren Seiten angegangen worden die deutsche Krone wiederanzunehmen, und es ist auch mein Wunsch, wenn dessen Erfüllung sich mit dem Interesse meiner eigenen Länder vereinigen läßt." Besonders überraschend ist aber die Sprache einer Verbalnote welche der braunschweigische Geheimrath von Schmidt-Phiseldeck im Namen von 29 deutschen Fürsten und Städten dem Grafen Münster überreicht hatte, und in welcher er in ganz ähnlicher Weise wie die kräftigsten Vorfechter der Kaiserpartei auf dem frankfurter Reichstage des J. 1848 die Nothwendigkeit einer Herstellung der Kaiserwürde darthut. *) Graf Münster verwies jedoch darauf daß der Prinz-Regent von Großbritannien bei dem Pariser Frieden vergeblich Alles versucht habe „um Oestreich zu bewegen die deutsche Kaiserkrone von neuem anzunehmen. Wenn aber auch jetzt die Meinung und der Wunsch Sr. Hoheit unverändert bleibe", so hätten doch andere Mächte auf die damalige Ablehnung Oestreichs bei Abschluß der Negociationen „Rücksicht genommen", und könne die Herstellung der Kaiserwürde nur durch eine „freie Uebereinkunft mit den paciscirenden Theilen" zur Wirklichkeit gelangen. In der Befangenheit welche aus der Begeisterung jener Zeit selbst hervorging wurde die eintretende Wendung der Dinge von den feurigsten Patrioten vielfach beklagt; doch dürfen wir es nach umsichtiger Ergänzung der Verhältnisse, die sich unter den seitherigen Erfahrungen immer deutlicher herausgestellt haben, als eine der Natur der Dinge gemäße Fügung preisen daß der enthusiastische Wunsch nach Herstellung des Kaiserthums für Oestreich damals nicht in Erfüllung ging. Die Uebernahme der Kaiserwürde hätte Oestreich unzweifelhaft in die widerwärtigsten Verhältnisse mit Preußen bei dessen zunehmendem Einfluß auf Deutschland (dem Zollverein u. s. w.) verwickelt, und wenn sich nicht leugnen läßt daß eine undeutsche Politik, wie sie Metternich übte, der östreichischen Monarchie seit ihrer Neugestaltung, bei der das deutsche Element mehr (besonders hinter dem slawischen) zurücktrat, geboten war, so würde diese mit noch größerer Schwere als es geschehen auf der innern (constitutionellen) Entwickelung Deutschlands gelastet haben, im Falle Oestreich unbestritten an die Spitze eines hergestellten Deutschen Reichs getreten wäre.

Es lag inzwischen ebenso sehr in der Natur der freilich noch nicht völlig entwickelten Verhältnisse daß auch schon im J. 1814 eine Fraction in Preußen die Kaiserkrone für den König dieses Landes bestimmte. Preußen hatte eben damals, wo es als der eigentliche Hort der deutschen Sache erschien, die größten Sympathien des Volks gewonnen, während Oestreichs Indifferentismus gegen Deutschland schon allgemein gefühlt, wenn auch noch nicht klar erkannt wurde. Jener Gedanke wurde besonders von Stein angeregt, der sich jedoch auch mit kalter Besonnenheit die Schwierigkeiten seiner Verwirklichung gestand. *) Die Frucht war für Preußen noch nicht gereift, aber sie reifte schon hervor. Wenngleich daher Preußen selbst die Kaiserwürde in Wien nicht wollte, so erhielt sich doch der Gedanke des preußischen Kaiserthums „auf dem Congresse bis in den Anfang des J. 1815, in der öffentlichen Meinung noch viel länger".

Noch mehr Anklang fand in Folge der Machtverhältnisse Oestreichs und Preußens der Vorschlag einer Zweiherrschaft, „und zwar entweder so daß Oestreich den Titel eines Kaisers behalte, Preußen aber die Controle führe; oder so daß Oestreich den Süden, Preußen den Norden von Deutschland beherrsche". Hagen bemerkt hierbei:

> Bei genauerer Ueberlegung mußte man auch diesen Gedanken aufgeben. Selbst die erste Form dieses Vorschlags hätte viel Anlaß zu Zwiespalt gegeben; vollends aber die zweite hätte die Spaltung Deutschlands unheilbar gemacht. Außerdem würden sich alle mindermächtigen deutschen Staaten widersetzt haben, welche sich wol dem Kaiserthum, keineswegs aber einem ihrer ehemaligen Mitstände untergeordnet hätten.

Für die Parallele mit der Gegenwart ist die Schwierigkeit auf welche E. Münch hinweist von besonderm Interesse:

> Vor Allem trat die Stellung Hanovers im Norden und Baierns im Süden, welche beide sehr zu schonen und in Verbindung mit andern furchtbar waren, der Verwirklichung des Theilungs- und des Zweiherrschaftsentwurfs entgegen.

Man wandte sich nun auf die Idee einer Fünfherrschaft der mächtigsten Staaten, wobei die beiden Großmächte die Leitung haben sollten. Auf diesen Plan be-

*) Vergl. Münch's „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit" (Stuttgart 1848), I, 330 fg.

*) Vergl. Münch a. a. O., S. 281.

ziehen sich die ersten officiellen Verhandlungen, da bald nach Eröffnung des Congresses die Gesandten von Oestreich, Preußen, Baiern, Hanover und Würtemberg (Sachsen war damals noch nicht restaurirt) zu einer Berathung über die zukünftige Verfassung Deutschlands — ohne Zuziehung der übrigen Staaten — zusammengetreten waren. Es wurde dabei ein von Oestreich und Preußen ausgegangener Entwurf zum Grunde gelegt, der immer noch einen wahren Bundesstaat mit einer starken Centralgewalt für das Innere wie gegen außen foderte. Die übrigen Großmächte Europas betrachteten dieses Project jedoch mit ungünstigen Blicken; im Schoose der fünf deutschen Hauptstaaten selbst erhoben Baiern und Würtemberg Widerspruch gegen das Aufgeben unbedingter Souverainetät. Die heftigste Opposition ging indessen dabei von den kleinern deutschen Staaten aus. Für diese kämpfte vor Allen der Freiherr von Gagern als nassauischer Bevollmächtigter, der als unermüdlicher Vorfechter der Einheit unter einem Kaiserthum — ein Vorbild seines gefeierten Sohnes — mit Offenheit und Energie, jedoch nicht ohne Bitterkeit, wider den Fünferbund auftrat. In seiner Zuschrift an den Grafen Münster vom 13. Jan. 1815 heißt es unter Anderm:

Das ganze Werk des Congresses sollte dahin zielen das falsche angemaßte Recht des Stärkern in gesetzliches echtes Recht und Gleichgewicht aufzulösen. Und nur vermöge dieses Rechts des Stärkern constituirten sich alsbald fünf Höfe um den andern Gesetze vorzuschreiben, und sich eine Gattung von Oberherrlichkeit oder Attribute die ihr ähnlich sahen anzumaßen!

Ein hierneben aufgestellter Plan, welcher ein Correctiv des pentarchischen bilden sollte, ward in einer anonymen Schrift (zu Ende 1814) ausgeführt; nach demselben sollten alle kleinern deutschen Staaten den fünf größern gegenüber, mit denen zusammen sie zu „dem föderirten Deutschland" zusammentreten wollen, einen „Fürstenbund" unter einem „Oberfürsten" mit einem „Fürstenrath" bilden. Der Oberfürst und zwei Assistenten sollten die Leitung der diplomatischen Angelegenheiten ohne Zuziehung des Fürstenraths und die oberste Leitung des Heers haben; wider diesen Plan erklärten sich jedoch alle fünf größern Staaten. Ein anderer Entwurf, nach welchem sämmtliche deutsche Staaten mit Ausnahme von Oestreich und Preußen (das französische Allemagne) eine Conföderation bilden sollten, war zum Glücke Deutschlands gegen Oestreich und Preußen nicht durchzusetzen.

So drängte Alles zu dem Gedanken eines Bundes mit möglichster Gleichmäßigkeit der Rechte sämmtlicher Theilnehmer, auf den schon der Buchstabe des Pariser Vertrags hinzuweisen schien, und der sich als der einzige Weg zur Versöhnung aller Interessen herausstellte. Auch hier aber traten sich noch zwei wesentlich verschiedene Ideen entgegen: der Bundesstaat, der gemeinschaftlich ein Repräsentativsystem — wie es Stein verfocht —, eine bewaffnete Macht und eine Bundes-Justizgewalt haben sollte, und der Staatenbund, hauptsächlich zum Schutze gegen auswärtige Feinde. Vortrefflich bemerkt Leonhard von Dresch:

Wie es aber überall in der wirklichen Welt ist daß in ihr unsere abstracten Begriffe sich nirgendwo verkörpert finden, sondern in Dem was ist, Das was wir im Denken sich entgegensetzen gewöhnlich ineinander fließt, so war der Deutsche Bund weder das Eine noch das Andere ganz, weder ein Bundesstaat noch ein Staatenbund, sondern ein Mittleres aus beiden selbst durch den Gegensatz der sich bekämpfenden Ansichten. Zuerst aber war mehr der Gedanke eines Bundesstaats vorherrschend, wenngleich zuletzt der Verein vorzugsweise zum Staatenbunde ward.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Die letzte Nacht der Girondisten. Von Moritz Carriere. Gießen, Ricker. 1849. 12. 4 Ngr.**

Der Verfasser der „Philosophischen Briefe", die in d. Bl. mit so vieler Aufmerksamkeit gelesen worden, der Forscher der uns in seinem inhaltreichen Werke über die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit mit den Geistern und Gedanken des 16. Jahrhunderts vertrautgemacht hat, beschenkt uns hier mit einer Dichtung in achtzeiligen Stanzen von edelstem Gepräge. Daß der Philosoph aus dem Hörsale im blühenden Parke der Poesie erscheint hat für uns Deutsche nichts Befremdendes, und Carriere ist nicht der Erste. Vielmehr ist es eine Eigenheit des deutschen Geistes den Denker und Dichter in sich zu vereinigen, wie wir denn poetische Philosophen und philosophische Poeten haben. Schon in der frühern armen Zeit unserer Literatur erschienen vortreffliche Productionen in der Beiderwand von Philosophie und Poesie, und später verbesserte sich mit den Umständen der Anzug durch schillernde Seide aus Gelb und Blau. „Es wird wol ein didaktisches, ein Lehrgedicht sein?" Diese Frage möchte Ref. mit keinem unbedingten Ja beantworten, besonders wenn damit ein Vorurtheil gegen die Dichtung hingeworfen sein sollte. Carriere hat durch eine glückliche Wendung sein Gedicht, das allerdings über eine der höchsten Lebensfragen belehren soll, doch über das Didaktische hinaus poetisch zu potenziren verstanden. Folgen wir seinem Gange!

Der Poet findet sich in Paris vor den alten grauen Pforten des Karmeliterklosters, und erblickt das Verließ noch heute

> Wie damals, als es sah die Girondisten
> Zum Todesgang mit Todesernst sich rüsten.

Bei den noch lesbaren, von den Gefangenen eigenhändig an die Wände geschriebenen Sprüchen edeln Muths gedenkt er jenes Abends da sie zum Leichen- und Triumphmahle sich um den blumenbekränzten Pokal gesetzt hatten. Vergniaud erblickt ahnungsvoll im goldenen Wein ein Bild jenes Festmahls da die edeln Freunde bei Roland's Gattin auf die Ewigkeit der Republik tranken. In drei schönen Strophen zeichnet der Dichter: warum die Republik entsteht, wodurch sie sich erhält, und zu welchem Ziele sie führt. Unsere Republikanischen die von allem Dem Nichts wissen mögen sich den guten Vers gesagt sein lassen:

> Nur Weisheit wird und Tugend dich erheben;
> Am höchsten steht wer kühn das Beste schafft.

So sitzen die Freunde beisammen, und in die Scherze über ihren letzten Todesgang, „die wie Blumen als Huldigung auf einen Sarg fallen", mischen sich ernste Betrachtungen über die unglückliche Zukunft des Vaterlandes, das, „wie ein Kind nach seinem Steckenpferde, zurück nach seinen Königen greifen wird". Gebeugt von solchem Kummer der Zeit erheben sich die Gedanken der Tafelrunde himmelwärts. Die Frage entsteht:

> Was thun wir morgen wol zu dieser Stunde?

Und die Antwort lautet:

> Die Elemente die sich freundlich trafen,
> Sie scheiden sich in uns — wir werden schlafen.

Hiermit ist der Dichter an seiner Aufgabe angelangt. To be

or not to be — that is the question! Diese Frage Hamlet's, die Unsterblichkeitsfrage, war es ohne Zweifel um die es dem Philosophen galt als er den Dichter in sich erweckte. Weil nämlich diese Frage weit über aller Erfahrung hinausliegt, so stellte er die Leiter des Syllogismus, deren Sprossen so weit nicht tragen, beiseite und nahm poetische Flügel an, auf denen die Seele in das Gebiet höherer Anschauungen gelangt. Vielleicht hatte er dabei Platon in der Erinnerung, den poetischen Philosophen, der dieselbe Frage aus gleichem Grunde mythisch behandelt, sodaß die philosophische Lehre und das poetische Gebild sich innigst durchdringen. So läßt nun der Poet, wie vorher den bekränzten Pokal, ein Wechselgespräch über Unsterblichkeit im Kreise der todesmuthigen Freunde umgehen. Und hierin erkennen wir seinen glücklichen Fund, indem er nicht selbst belehrend auftritt, sondern seine Betrachtungen aus einer concreten Situation hervorblühen läßt. Unmittelbar vor dem Tode, wo die Seele des Menschen erhabenen Ahnungen, unmittelbarer Ueberzeugung offen und empfänglich ist, sprechen jene hochgestimmten Männer ihre Empfindungen und Gedanken über das ihnen so nahe Jenseits warm und schwungvoll aus. Die Gedanken hören auf didaktisch zu sein, weil sie lyrisch werden; der Lehrsatz legt sein Schwergewicht ab, indem er sich zum Pathos ahnungsvoller Herzen erhebt.

Es ist unsere Absicht nicht die Beweispunkte vorzuführen die theils bekannt, theils dem Verf. eigen sind. Im Munde der verschiedenen Sprecher nehmen sie sich als augenblickliche und individuelle Eingebungen aus, und gewinnen dadurch an Ueberzeugungskraft. Nur die Bewunderung versagen wir uns nicht, wie sehr es dem Dichter gelungen ist die zum Theil sehr abstracten und speculativen Sätze nicht nur höchst klar und faßlich darzustellen, sondern auch in den schönsten Versen hinreißend zu beleben. Leser die es erfreut Alles was in diesen bildlichen Gedanken knospet nachdenkend zu entwickeln, werden an diesem Büchlein von 59 Strophen ein Vademecum für die Unsterblichkeitsfrage gewinnen. Vor mehren Jahren wurde viel über diesen Gegenstand geschrieben; theologische, philosophische, naturwissenschaftliche Pfade zu dem großen Lebensgeheimniß eingeschlagen oder aufgesucht. Es schien als ob unsere jämmerliche Existenz die Menschen in Verzweiflung setzte doch ja die Ueberzeugung zu gewinnen daß es mit diesem öden, faulen, zwangvollen und zwecklosen deutschen Leben nicht aus, sondern der Seele noch ein weiteres Strebensgebiet bestimmt sei. Doch auch für das freieste, bewegteste und bedeutendste Dasein wird die Frage um Sein oder Nichtsein, um Vergehen oder Schlafen Nichts von ihrem Gewicht verlieren; nur werden die Anschauungen und Gesichtspunkte jenes hehren Räthsels der Erdenhoffnung erhabener zu fassen sein. Solche Fassung gibt die vorliegende Dichtung. Sie schließt die gedankenvolle Nacht damit daß die Pforte des Karmeliterklosters sich öffnet, und die Knechte der Guillotine eindringen den sterblichen Theil der entschlossenen Helden abzuholen:

Sie geh'n: Allons, enfants de la patrie!
Schallt laut und feierlich ihr Chorgesang.
Schon stehen auf dem Blutgerüste sie,
Es dröhnt des Beiles Auf- und Untergang.
Stets schwächer tönt des Liedes Melodie,
Bis sie allein aus Vergniaud's Munde klang.
Da fällt das Beil. Der letzte Ton verhallt,
Und zwanzig Männer liegen stumm und kalt.

Welche schöne Anschaulichkeit des schweren Moments in diesen Versen! Aber mit dieser Strophe sollte denn auch die lobenswerthe Dichtung schließen; denn die letzte Stanze erscheint uns verfehlt und überflüssig. Sie geht über die glückliche Situation hinaus; sie fällt aus der Aufgabe des Dichters, und mit ihr erlahmt selbst das poetische Wort. Dabei verstimmt die literarische Erinnerung an die Girondisten Lamartine's. Mit diesem Namen schließt Vers und Reim. Wie man aber auch über diesen Mann, besonders in seiner dermaligen Phase, und über sein zwischen Geschichte und Roman von bilderreichen Antithesen gewiegtes Werk denken mag: diese kleine aber inhaltschwere Dichtung hätte er nicht stören sollen! **H. Koenig.**

## Miscellen.

### Ein weiblicher Freimaurer.

Die Britin Elisabeth St.-Leger war die einzige in das alte Geheimniß der Freimaurerei eingeweihte Frau. Das „Limerik Chronicle" erzählt wie sie zu dieser Ehre kam. Ihr Vater Lord Donneraile, ein sehr eifriger Maurer, hielt eine Loge in Donneraile-Haus, an welcher seine Söhne und einige vertraute Freunde theilnahmen, und man versichert daß nirgend die Pflichten des Ordens strenger geübt wurden als hier. Es traf sich daß vor der Einweihung eines Herrn in die ersten Grade der Freimaurerei Miß St.-Leger als junges Mädchen sich in einer an das gemeinhin als Logenzimmer gebrauchtes Gemach anstoßenden Stube befand. Dieses Gemach erlitt zu jener Zeit einige Veränderungen, unter Anderm ward an einer Stelle die Wand bedeutend verringert. Die junge Dame, welche die Stimmen der Freimaurer hörte und von Neugier getrieben wurde ein so lang und tief bewahrtes Mysterium zu schauen, wagte es mit ihrer Schere einen Ziegelstein aus der Wandung zu kratzen, und nahm die Ceremonie die zwei ersten Grade hindurch in Augenschein. Nachdem die Neugierde befriedigt war, bemächtigte sich plötzlich die Angst ihres Gemüths. Kein anderer Ausweg zur Flucht war möglich als eben durch das Zimmer in welchem man noch sich mit der Schlußfeier vom zweiten Grade beschäftigte; und als diese zu Ende und da das Zimmer ein sehr geräumiges war, entschloß sich die Miß ihr Entkommen auf diese Weise zu versuchen. Mit leichtem aber zitterndem Schritte schlüpfte sie unbemerkt hindurch, legte die Hand auf die Thürklinke, öffnete leise und vor ihr stand zu ihrem Schrecken ein grimmiger und düsterer Mann mit großem blanken Schwerte. Ein durch das Zimmer hallender Schrei brachte alle Mitglieder der Loge in Aufruhr, sie stürzten nach der Thüre, und als sie entdeckten daß die Dame Zeugin der Feier gewesen, beschlossen sie im ersten Paroxysmus der Wuth den Tod des Mädchens. Aber durch die beweglichen Bitten ihres jüngern Bruders ward ihr Leben gerettet, unter der Bedingung daß sie die ganze Feier der Ceremonie mitmachen müsse der sie ungesetzlich beigewohnt. Sie willigte darein und man führte die schöne und erschreckte junge Miß durch alle jene Proben, die oft mehr als zu viel für männliche Entschlossenheit sind. Dabei dachte man wol nicht daß in den Schoos der Gesellschaft ein Mitglied aufgenommen ward welches einst Glanz über die Annalen der Freimaurerei ausstrahlen würde. Die Dame vermählte sich später mit Richard Aldworth von Newmarket. So oft auf den Theatern zu Dublin oder Cork eine Vorstellung zu Gunsten des freimaurerischen weiblichen Waisenasyls gegeben ward, ging Elisabeth an der Spitze der Freimaurer mit ihrer Schürze und den andern Freimaurerabzeichen und saß in der Vorderreihe der Theaterloge. Das Haus war bei solchen Gelegenheiten immer übervoll. Man trifft ihr Bildniß beinahe in jeder irischen Freimaurerloge.

### Feentradition in England.

Noch schleicht der Glaube an das Dasein und die nächtlichen Feste der Feen durch das Volk von Selkirkshire. Eine ergiebige Quelle an dem Höhenzuge von Minchmore, Cheesewell (Käsebrunnen) genannt, soll diesen phantastischen Geistern geweiht sein, und es war üblich ihre Gunst dadurch zu gewinnen daß man im Vorübergehen Etwas hineinwarf. Eine Stecknadel diente als herkömmliche Huldigung, und die Ceremonie wird noch jetzt zuweilen vollzogen, obschon mehr scherzweise als im Ernste. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 37. — 12. Februar 1850.

## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Der erste Entwurf zu den neuen Verhandlungen ging von Preußen (Hardenberg) aus; er fodert noch wesentlich den Charakter des Bundesstaats. Eigenthümlich ist in diesem Plan der Gedanke von Oestreich und Preußen nur einen Theil ihres Gebiets in den Bund aufzunehmen (von Oestreich nur Tirol nebst Vorarlberg, Salzburg und Berchtesgaden, wie „was am Oberrhein demselben zufallen wird"), „damit es desto weniger Schwierigkeit habe diejenigen Theile beider Monarchien welche mit in den Bund aufgenommen werden allen Bundesgesetzen zu unterwerfen". Außerdem ist das Wesentlichste: eine Eintheilung in sieben Kreise (mit den mächtigsten Fürsten als Kreisobersten), eine Bundesversammlung (in Frankfurt), die aus dem Directorium (Oestreich mit dem Vorsitz und Preußen), dem Rath der Kreisobersten und dem Rath der Fürsten und Stände (auch der Mediatisirten) besteht. Die Directoren führen den Vorsitz in den beiden Räthen; die gesetzgebende Gewalt wird von den drei Abtheilungen der Bundesversammlung gemeinschaftlich geübt; die vollziehende Macht hat der Rath der Kreisobersten; ein Bundesgericht soll zu Frankfurt aus Mitgliedern der einzelnen Bundesstände gebildet werden. Die Militairmacht ist in Friedenszeiten zur Disposition des Landesherrn; den Kreisobersten steht die Aufsicht über die ganze Kriegsverfassung zu. Ständische Verfassung und „näher zu bestimmende deutsche Bürgerrechte" werden garantirt. Die Niederlande und die Schweiz sind zu einem beständigen Bündniß mit dem Deutschen Bunde einzuladen.

Da in diesem Plane besonders das Directorium Oestreichs und Preußens Anstoß fand, so wurde eine Modification desselben von beiden Mächten in Verbindung mit Hanover vorgenommen, nach welcher unter Wegfall des Directoriums die fünf Hauptstaaten den Kreisoberstenrath mit vollziehender Gewalt bilden sollten. Die Hauptopposition gegen Alles was an den wahren Bundesstaat erinnerte ging von Baiern aus: die unumschränkte Souverainetät, sagte man, sei zwar misbraucht, aber es seien nur Misbräuche Einzelner, und schon durch Verfassungen (und im Bundesgericht) lasse sich Dem vorbeugen; — die Vielherrschaft zeige sich bei den vielen Hauptstädten als ebenso vielen Mittelpunkten des Reichthums, der Landescultur und des Gewerbfleißes (besonders in einem Binnenlande wie Deutschland) wohlthätiger für Verbreitung gleichmäßigern Wohlstands als einer oder zweier Hauptstädte Pracht und Alles ansichreißender Ueberfluß; die Vielherrschaft wecke und nähre die Vielseitigkeit und den Wetteifer der Deutschen in Wissenschaft und Kunst, sie sei von jeher der wirksamste Schutz individueller Freiheit, der Freiheit der Rede und Schrift gewesen! Würtemberg aber (König Friedrich) erklärte daß, so aufrichtig sein Wunsch sei zu dem großen Zwecke des Bundes ferner mitzuwirken, er dessenungeachtet außer Stande sich befinde, und es als mit den gegen seinen Staat und sein Haus obhabenden Pflichten unvereinbarlich ansehe sich fernerhin immer über einzelne Gegenstände zu erklären, bevor der Plan des Ganzen mitgetheilt worden u. s. w. Der würtembergische Gesandte Graf Winzingerode, der an die gemessensten Instructionen von seinem Könige gebunden war, bestand namentlich hartnäckig auf dem Ausdruck „Souverainetätsrechte". Selbst Baiern, das sich schon in der Rieder Convention seine „Unabhängigkeit" als Preis des Uebertritts zu der Sache der Verbündeten ausbedungen hatte, zeigte sich wenigstens hinsichtlich jenes Ausdrucks nachgiebiger, und bequemte sich zu der von Hardenberg vorgeschlagenen Bezeichnung „Regierungsrechte". Hierfür sprach sich auch Metternich mit einer liberalen Wendung aus: „weil in neuern Zeiten despotische Rechte, dergleichen man doch nicht begehren könne, gar zu gern mit dem Worte Souverainetätsrechte verwechselt würden, da doch letztere nur Regierungsrechte enthielten." Graf Münster aber erklärte: weder der Umsturz der deutschen Reichsverfassung noch die Verträge mit dem Kaiser der Franzosen hätten die Fürsten berechtigen können unumschränkte Rechte über ihre Völker sich anzumaßen. Dagegen hielt Baiern (Fürst Wrede mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit) wie Würtemberg auf das strengste an dem Widerstande gegen die Einführung eines Bundesgerichts, bei welchem die Unterthanen gegen die Regierungen Recht nehmen könnten, wie gegen jede Beschränkung ihrer staatlichen Selbständigkeit fest.

Inzwischen waren diese Verhandlungen fortwährend in dem aus den fünf Hauptstaaten zusammengesetzten Ausschusse gepflogen, und ihnen gegenüber beriethen die

kleinern Staaten ihre Angelegenheiten auf einer Art Nebencongreß, indem sie unerschütterlich ihr Recht der Theilnahme an der Reconstituirung Deutschlands behaupteten. Viele derselben aber (besonders Hessen-Darmstadt und Nassau, denen sich auch Sachsen zugesellte) warfen sich jetzt, da ihre Hoffnung auf die Wiederherstellung des Kaiserthums gescheitert war, umsomehr auf die Wahrung ihrer Unabhängigkeit von den größern Staaten. Das östreichische Cabinet, das überhaupt ebenso staatsklug als versöhnend den unter dem Kampfe der Einzelinteressen sich regenden Leidenschaften entgegentrat, dem aber freilich auch von Anfang an eine lockere Verbindung Deutschlands genügend erschienen war, überzeugte sich zuerst von der Nothwendigkeit den projectirten Rath der Kreisobersten (mit vollziehender Gewalt) aufzugeben, zumal als die nach Napoleon's Rückkehr drohende Gefahr die schleunige Einigung Deutschlands unerlaßlich machte. Dieses Zugeständniß verstimmte aber den König von Würtemberg vollends so, daß derselbe die weitere Theilnahme an den Verhandlungen einstellte. Von Seiten der übrigen vier Hauptstaaten unterhandelte man jetzt mit den vereinigten Fürsten und Städten wie mit einer europäischen Macht. Dieselben erklärten (22. März) dem Bunde gegen Napoleon beitreten zu wollen, foderten dagegen schleunige Abschließung eines Deutschen Bundes unter ihrer Mitwirkung. Jetzt schloß sich auch Preußen, welches fortwährend am stärksten auf möglichste Concentration gedrungen hatte, willig den Verhandlungen über einen Staatenbund an. Nach verschiedenen Modificationen ward endlich ein von Oestrich ausgegangener Entwurf den am 23. Mai beginnenden Verhandlungen zu Grunde gelegt, und diese führten, „unter der allgemeinen Ermüdung und dem Drange der Verhältnisse", wovon allein die letzte Entscheidung zu erwarten war, bereits am 8. Juni 1815 zum Abschluß der Bundesacte. Dabei enthielt sich jedoch Baden, das vorlängst vergeblich Sitz und Stimme in dem Verfassungsausschusse verlangt hatte, und sich deshalb den Verhandlungen gänzlich entzog, der Zustimmung bis zum Juli, wie Würtemberg seinen Zutritt zum Bunde erst im September desselben Jahres erklärte.

Wir wissen wie ungenügend unter diesem Gewirre der Verhandlungen das tiefempfundene Bedürfniß einer Einigung Deutschlands befriedigt ward, und wie man selbst jede Fortbildung des Bundes durch die an das Liberum veto im polnischen Wahlreich erinnernde Art der Abstimmung erschwerte, indem für die wichtigsten Fälle und so auch für Abänderung der Bundesverfassung Stimmeneinhelligkeit gefodert wurde.

Hier mag nur noch kurz daran erinnert werden wie der Wiener Congreß auch das zweite Erfoderniß zu einer wahren Wiedergeburt unsers Vaterlandes, die Sicherung der Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten, verkümmerte. Der von Stein angeregte Gedanke einer Repräsentation des Volks bei dem Bunde wurde freilich weder von der öffentlichen Meinung nach ihrer damaligen Entwickelungsstufe kräftig genug unterstützt, noch war seine Verwirklichung möglich als die Begründung des Bundesstaats vereitelt wurde. Auf eine Garantie von Seiten des Bundes für eine ständische Verfassung in den Einzelstaaten wie für die Feststellung eines nicht unbedeutenden Minimums ständischer Rechte drangen dagegen von Anfang her mehre Staaten, besonders Preußen und Hanover, mit Eifer und Nachdruck. Dennoch scheiterte auch dieses Bestreben an den Hindernissen des Bundesstaats. Schon am 21. Oct. 1814 hatte Hanover erklärt: es müsse darauf bestehen: 1) daß die auf Gesetzen oder Verträgen beruhenden Territorialverfassungen erhalten; 2) daß da wo bisher keine Verfassungen bestanden neue eingerichtet würden; und zwar sollten die Stände wenigstens folgende Rechte haben: a) Einwilligung zu den aufzulegenden Steuern; b) Stimmrecht bei der Gesetzgebung; c) Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern; d) Anklage schuldiger Staatsdiener. Erst gegen Ende des Congresses hat dann auch der Artikel (13) über die ständische Verfassung die dürftige Gestalt erhalten in welcher er in die Bundesacte aufgenommen wurde; ja Baiern setzte es dabei in seiner Eifersucht gegen jede Beschränkung seiner Souverainetät durch die Obergewalt des Bundes auch noch durch daß die Form des Gebots in die einer Verheißung umgewandelt wurde. „In allen deutschen Staaten wird (soll) eine landständische Verfassung stattfinden" (bestehen).

Trotzdem vermögen wir nicht dem Urtheile Hagen's nach seinem Umfange beizutreten:

> Faßt man das Resultat der Verhandlungen über die deutsche Verfassung von einem weitern Gesichtspunkte aus, so ist dasselbe ein Sieg des fürstlichen Elements über das volksthümliche, des Princips der Zersplitterung über das Princip der Einheit.

Dasselbe ist wenigstens nur wahr wenn man Das was erreicht wurde mit Dem was man gehofft und gewünscht hatte zusammenhält; vergegenwärtigt man sich aber die wirklichen Zustände Deutschlands seit der Auflösung des Deutschen Reichs wie in der Zeit vor und nach derselben bis zu dem Wiener Congreß, so erscheint jedenfalls auch Das was die Bundesacte feststellte als ein Fortschritt in unserer politischen Entwickelung. Es war doch wieder ein, wenn auch noch so ungenügender, Grund für die Einheit und Freiheit Deutschlands gelegt! Und hat sich nicht im Laufe der letzten drei Jahrzehnde das constitutionelle Leben in Deutschland trotz aller Hemmungen immer mehr entwickelt? Nur wer in trüber Verstimmung daß nicht das ganze Ziel der vaterländischen Wünsche erreicht ist, auch den unleugbar erfolgten Fortschritt übersieht, kann verkennen daß das nationale Freiheitsstreben in Deutschland nicht minder als in dem übrigen Europa seit den Befreiungskriegen allmälig immer weitergediehen ist, und, wenn auch nur pausenweise, immer neue Erfolge errungen hat. Der große Gedanke einer Vertretung des Volks bei den öffentlichen Angelegenheiten, welcher die Seele der politischen Entwickelung für das gegenwärtige Europa ist, hat sich nicht nur nach und nach in allen deutschen Staaten

Bahn gebrochen, sondern wird auch in immer reinerer Gestalt von allen Classen der Nation erfaßt und gepflegt; und er ist es durch den auch das Streben nach kräftiger Einheit des Gesammtvaterlandes neue Stärke gewonnen hat!

Zu einer bestimmten Vergegenwärtigung Dessen was in Deutschland wie in Europa überhaupt für die Entwickelung des constitutionnellen Lebens in der „neuesten Zeit" seit dem hier gesteckten Anfangspunkte geschehen ist, wird uns die weitere Besprechung von Hagen's „Geschichte der neuesten Zeit" später Veranlassung bieten. *) 26.

## Zweiter Roman von Currer Bell.

Zu Anfang des J. 1848 erschien in England ein Roman: „Jane Eyre", von Jemand der sich Currer Bell nannte, und gewann nach allen Richtungen ungewöhnlichen Beifall. Die „Blätter für literarische Unterhaltung" haben in Nr. 167 f. 1848 nicht verfehlt das Original zu erwähnen. Vielleicht hätte es eine längere Besprechung verdient als gebotene Raumrücksicht gewähren konnte. Jedenfalls ist „Jane Eyre" trotz unleugbarer Mängel ein bedeutendes Buch. Es leidet an einer gewissen Unzierlichkeit der Gedanken und des Ausdrucks, bringt, nachdem die Erzählung zu Ende, noch Mancherlei wofür keine Nothwendigkeit vorliegt, und schwächt dadurch im dritten Theile den Eindruck der zwei vorhergegangenen. Dessenungeachtet wird kein Leser es schnell vergessen, lange sich mit Vergnügen des gehabten Genusses erinnern. Das kommt daher weil es frisch und originell, voll Wahrheit und Leidenschaft, überaus glücklich in seinen Naturschilderungen und ein scharfer Späher in der Werkstatt der menschlichen Seele ist. Die einleitenden Scenen dürfen geradezu unübertroffen heißen. Das Ringen und Streben der Jane Eyre in der Schule und jeder Zug im Gemälde dieser Schulanstalt sind dem Leben abgelauscht, die Farben aber besitzen eine Kraft wie solche nur die Wirklichkeit und diese nur der Hand des Genies darbietet. Es war natürlich daß die romanlesende und die kritisirende Welt einem anderweiten Producte derselben Feder — einer weiblichen, wie auf das bestimmteste versichert wird — mit Spannung entgegensah, die Frage im voraus erörterte, ob es ein Rück- oder ein Fortschritt sein werde. Länger als man vermuthete hat die Verf. gezögert die Spannung und die Frage zur Lösung zu bringen, hat es erst kürzlich gethan in

**Shirley. A tale. By *Currer Bell*. Drei Bände. London 1849.**

Und wie gestaltet sich das Urtheil? Zuvor ein Wort vom Inhalte. Es ist nicht leicht ihn in eine Nußschale zu packen, kann es schon deshalb nicht sein, weil die eigentliche Erzählung für die Verf. offenbar weniger Haupt- als Nebensache war. Ihr Zweck geht deutlich dahin die Schicksale und Gefühle zweier Mädchen zu schildern, und die enge Verbindung der letztern mit erstern macht die Schwierigkeit einer gedrängten Inhaltsangabe. Das eine der beiden Mädchen, Karoline Helstone, ist die, nicht mishandelte, aber vernachlässigte Nichte eines Geistlichen, eines unaufmerksamen Verwandten, eines rauhen, muthigen Mannes, welcher in der Armee besser an seinem Platze gewesen sein würde als auf der Kanzel. Die Andere heißt Shirley Keeldar und ist die reiche, unabhängige Eigenthümerin des Gutes wo die Geschichte spielt. Jene ist zärtlich, Diese blendet, Beide sind krank, haben die unter den Frauen des 19. Jahrhunderts herrschende Krankheit der Unruhe und des Misbehagens, welche so viele Emancipationstheorien und dawider ergangene Proteste zur Folge gehabt hat. Das Fieber und das Gefühl des Verlassenseins werden in Beiden durch ein und dasselbe Zaubermittel gemindert — versteht sich, durch Liebe. Beide Mädchen sind im Eingange des Romans vertraute Freundinnen, und die Verf. scheint Willens ihre Leser glauben zu machen daß Beide einem und demselben Manne anhängen. Indessen erfodert es keinen eminenten Scharfsinn sehr bald zu entdecken daß Solches nicht der Fall ist, daß die innige und stille Hingebung Karoline's an Gerard Moore, den Baumwollenspinner, und das offen eingestandene Vergnügen Shirley's an seinem Umgange Früchte zweier Bäume sind, welche weit voneinander abstehen und sich wesentlich unterscheiden. Kann es daher auch nicht überraschen die Mühe der Verf. sich wie Nebel heben und den Knoten sich entwirren zu sehen ohne daß die Fäden zerreißen, erscheint sogar das Mittel zu welchem die Verf. greift etwas unwahrscheinlich, so handhabt sie es doch mit einer Ruhe und Zuversicht daß muthmaßlich die Mehrzahl der Leser es für ein tägliches Vorkommniß nehmen, folglich der Verf. die Täuschung und ihre Absicht gelingen wird.

Der Schauplatz des Romans liegt in einem gewerbfleißigen Theile von Yorkshire, die Zeit trifft gegen das Ende des letzten europäischen Kriegs, wo die englische Regierung, um sich für Napoleon's kaiserliche Decrete zu rächen, durch ihre Cabinetsbefehle einen Nothzustand über die Fabrikdistricte brachte und in dessen Folge zu Unordnung und Aufstand Veranlassung gab. Hier lebt und spinnt der erwähnte Moore, ein sehr stolzer und sehr demüthiger, sehr abstoßender und sehr für sich einnehmender, sehr unangenehmer und sehr liebenswürdiger Mann, halb Ehrlichkeit, halb Schurkerei. Die Französische Revolution hat ihn, den geborenen Belgier, in seiner Familie zugrundegerichtet. Er strebt nun danach ihr und sich aufzuhelfen, den erblichenen Glanz seines Hauses wiederherzustellen; er führt deshalb Maschinen in seiner Fabrik ein, und verfällt dadurch dem Hasse der Arbeiter. Hiermit eröffnet die Erzählung. In seiner Nähe und mit ihm verwandt wohnt der erwähnte Pfarrer Helstone nebst Karoline. Wie sie für Moore, fühlt er für sie. Sie kost mit ihm, er tändelt mit ihr. Während aber sie aus ihrer Liebe kein Hehl macht, verbirgt er die seinige, und nicht gemeint das wenig bemittelte Mädchen zu heirathen, weist er sie oft hart von sich. Er bricht ganz mit ihr als ihm der Gedanke kommt sich um die reiche und nicht minder schöne Shirley zu bewerben, und der Schmerz bettet Karoline aufs Krankenlager. Doch stirbt sie nicht, sondern genest ebenso schnell als sie krank geworden. Shirley nämlich hat in Frau Pryor eine Dueña, mit welcher sie, wenn auch sonst in Wenig oder Nichts, doch in ihrer Liebe zu Karoline übereinstimmt, und ihr daher gern gestattet Karoline zu pflegen. Da stellt sich zufällig heraus daß Frau Pryor Karoline's Mutter ist, und die Freude dieser Entdeckung macht die Kranke gesund. Inzwischen hat Shirley ihr Haus voll Besuch bekommen: einen Oheim nebst Frau, Töchtern, Sohn und Hofmeister, Letzterer, Ludwig Moore, ein Bruder des Baumwollenspinners. In diesen verliebt sich Shirley und er in sie. Sobald er jedoch die Bewerbung seines Bruders bemerkt und Shirley ihm geneigt glaubt, zieht er sich zurück und wird darüber krank, worauf Shirley, so weit thunlich, ihn pflegt. Dasselbe geschieht Seiten Karoline's dem Baumwollenspinner, nachdem dieser von einem der ihm aufsässigen Arbeiter verwundet worden; und wenn dann an einem schönen Augusttage zwei Brautpaare sich trauen lassen, so erräth Jeder wer die Glücklichen sind, und daß damit der Roman schließt.

Aus dem Gesagten ergibt sich von selbst daß der Werth des Romans nicht in seiner Geschichte liegt, diese Nichts weniger als neu und im höchsten Grade einfach ist. Aber wie in „Jane Eyre" gebührt der Verf. das Anerkenntniß graphischer Schilderung, starker Phantasie, männlicher Diction und tiefen Eindringens in die Gefühlswelt. Es läßt sich daher begreifen,

*) Einen zweiten Artikel, der über Bamberg's „Geschichte der Februar-Revolution" handeln wird, theilen wir im Monat April mit. D. Red.

warum ein Kritiker in der „Times" den Roman eine der hochtrabendsten und zugleich eine der schalsten Dichtungen nennt, und das „Athenaeum" seine betreffende Anzeige mit den Worten endigt: „Unsern Dafürhaltens ist «Shirley» kein Fortschritt nach «Jane Eyre», und ohne ihm sein letztes Schicksal prophezeien zu wollen, erachten wir es für ein Buch welches die Frauen wegen seiner Leidenschaftlichkeit bewundern und die Männer etwas langweilig finden werden." Der deutschen Lesewelt ist durch eine bereits erschienene Uebersetzung Gelegenheit geboten sich ihr eigenes Urtheil zu bilden. 8.

## Bibliographie.

Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. Leipzig, Lorck. 1849. 16. 25 Ngr.

— — Gesammelte Märchen. Vollständige vom Verfasser besorgte Ausgabe. 3te Auflage. Leipzig, Lorck. 8. 1 Thlr.

Bülow, Freih. A. v., Der Freistaat Nicaragua in Mittel-Amerika und seine Wichtigkeit für den Welthandel, den Ackerbau und die Colonisation. Nach eigener Anschauung und mit besonderer Bezugnahme auf die Berliner Colonisations-Gesellschaft für Central-Amerika dargestellt. Nebst einer Karte von Nicaragua und einem Colonisations-Plan. Berlin, Hempel. 1849. 8. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Beiträge zur neusten deutschen Geschichte. Vier Aufsätze. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Ernst, Planetognosis. Neues Planetenbuch oder Mikro- und Makrokosmos. Eine These. 2te vermehrte Auflage. Zwei Lieferungen in einem Band. Nebst einem Anhang: Papierstreifen aus dem Portefeuille eines verstorbenen Naturforschers. Breslau, Kern. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Flegler, A., Geschichte des Alterthums. Stuttgart, Franckh. 1849. Ler.-8. 1 Thlr. 9 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 17te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1849. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Helferich, J. H., Das Leben der Cretinen, mit besonderer Rücksicht auf Psychologie, Physiologie, Pathologie, Pädagogik und Humanität nach Grundlage der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft und mehrjährigen eigenen Erfahrungen geschildert. Stuttgart, J. B. Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

Kölbing, F. W., Der Graf von Zinzendorf. Dargestellt aus seinen Gedichten. Eine Skizze. Gnadau. 8. 5 Ngr.

Lieder eines Maigefangenen. Dresden, Kori. 1849. 8. 2 Ngr.

Likawetz-Oberhauser, A., Die Democratie in Oestreich. Prag, Ehrlich. 1849. Gr. 12. 16 Ngr.

Rüthling, J. F., Komische Gedichte und Vorträge. Gesammt-Ausgabe. Nebst einer Biographie des Verstorbenen und einem interessanten Briefwechsel mit Seidelmann. Potsdam, Janke. 8. 12½ Ngr.

Strupp, J., Populäre Darstellung des Anklageprozesses und des Schwurgerichts, mit besonderer Berücksichtigung der englischen und französischen Gesetzgebung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1849. Gr. 16. 7 Ngr.

Struve, G., Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden. Bern, Jenni, Sohn. 1849. Gr. 12. 18 Ngr.

Der wiedererstandene Till Eulenspiegel. Eine politische Hundekomödie in einem Act. Altona. 1849. Gr. 16. 10 Ngr.

Wette, W. M. L. de, Eine Idee über das Studium der Theologie. Dem Druck übergeben und mit einem Vorwort begleitet von A. Stieren. Leipzig, T. O. Weigel. Br. 8. 6 Ngr.

Wiesner, A. C., Die österreichische Revolution und die Provinzen. Zürich. 1849. 8. 6 Ngr.

## Tagesliteratur.

Ahner, G. E., Drei Feldpredigten, vor einzelnen Abtheilungen des 2. Corps der K. Preuß. Rhein-Armee im Badischen Feldzuge gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 4 Ngr.

Die wandernde Barrikade, oder: die württembergische, pfälzische und badische Revolution. Wohl geleimt und wohl gereimt in drei Aufzügen, mit der ganzen türkischen Musik. Von einem Schock ungehenkter Hochverräther. Bern. 1849. Gr. 12. 8 Ngr.

Beleuchtung des neuen Auswanderungs-Projects mehrerer Mitglieder der Ersten Preuß. Kammer von einem Freunde geregelter Colonisation. Berlin, David. Gr. 8. 5 Ngr.

Bouverot, L. v., Offener Brief an Se. Majestät den jetzt regierenden König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. und an alle Nichtkatholiken Europa's, in welchem dieselben an die nothwendige Einkehr in den Schooß der katholischen Kirche gemahnt werden, bei Gefahr furchtbarer Kriege, Hungersnoth, Krankheiten, schrecklicher Strafgerichte in der Zukunft, und bei Verheißung herrlicher Vortheile. Mit Bezugnahme auf die Offenbarungen der heil. Hildegard, welche vom Papst Eugen III. im J. 1148 geprüft und auf dessen Befehl schriftlich aufgesetzt wurden. Düsseldorf, Kampmann. Gr. 16. 2½ Ngr.

Cohen, A. J., Der Lebensbaum. Eine Predigt gehalten am Bußsabbath 5610 zu Cassel. Berlin, Enslin. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Douai, A., Der Volkskatechismus der Altenburger Republikaner vertheidigt vor dem Schwurgericht zu Altenburg am 1. Dezbr. 1849 nebst einer Darstellung des wider ihn erhobenen Prozesses. Altenburg, Expedition des Volksblattes. 1849. 8. 6 Ngr.

Einführungsrede und Antrittspredigt, die erste gehalten am 21. Trin. von Harms, die andere gehalten von Schrader. Kiel, Akademische Buchhandlung. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Frings, C. H., Die Belagerung von Rastatt. Preußisches Soldatenlied. Ein Blatt in 4. Rastatt, Hanemann. 1849. 1 Ngr.

Gittermann, J. C. H., Der General Bonin und die preußischen Offiziere in ihrem Verhältniß zur Schleswig-Holsteinischen Armee, dargestellt. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 8. 5 Ngr.

Heinzen, K., Einige Blicke auf die badisch-pfälzische Revolution. Bern, Jenni, Sohn. 1849. Gr. 12. 7½ Ngr.

Koch, M., Unsere Zustände und die Nothwendigkeit ungesäumter Herstellung des Reichsrathes und Berufung des Reichstages. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Nitzky, A. N. v. d., Die Preußische Armee. Eine Darstellung ihrer gesammten innern Organisation nach amtlichen Quellen, nebst Beweis der Nothwendigkeit ihrer Reorganisation im Interesse von Preußens Finanzen, Macht und Wohlstand. Berlin, Hempel. 1849. 8. 7½ Ngr.

Eine Propheten-Stimme an Deutschlands Volk und Fürsten. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ronge, J., Wider die standrechtlichen Hinrichtungen in Baden. Sendschreiben an das deutsche Volk. Basel, Schabelitz. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Verweisung der Christkatholiken in Breslau aus der Kirche zu St. Bernhardin. Zur Rechtfertigung der christkatholischen Gemeinde aktenmäßig dargestellt und der Oeffentlichkeit übergeben vom Vorstands- und Aeltesten-Collegium der Gemeinde. Breslau, Schuhmann. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Waldeck's Leben und Prozeß bis zu seiner Freisprechung. Breslau, Schmeidler. 1849. 8. 7½ Ngr.

Warnung und Aufruf an das protestantische Deutschland. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Zum Gruß an Waldeck. Von C. S. Ein Bogen in Folio. Berlin, Stuhr. 1849. 1 Ngr.

Zurkowski, A., Kurze Darstellung des Feldzuges in Baden und der Pfalz. Bern, Jenni, Sohn. 1849. Gr. 12. 7½ Ngr.

Zur Vertheidigung der sächsischen Maiangeklagten. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 38. —— 13. Februar 1850.

Der deutsche Stil von Karl Ferdinand Becker. Frankfurt a. M., Kettembeil. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. *)

Theorien über die Kunst vermögen keine Künstler zu bilden; Naturgabe, Uebung in der Kunst, Anschauen der vorhandenen Werke der Kunst und Natur sind vielmehr die natürlichen Bedingungen unter welchen echtes Künstlerleben und Kunstwerke gedeihen. Dessenungeachtet haben die Theorien auch ihre Berechtigung. Ihr Studium wird nämlich sowol von Denen die Andere für eine Kunst zu bilden berufen sind, als auch von der großen Menge Derer die, ohne productive Geister zu sein, den äußern Schein der Kunst sich anzueignen das Bedürfniß haben, getrieben werden. Außerdem liegt ihre Berechtigung auch in dem wissenschaftlichen Streben vieler Menschen die Dinge nach der Seite ihres Begriffs hin sich deutlich zu machen. Darum wird auch diese Theorie Becker's über den deutschen Stil Vielen willkommen sein. Auch verdient sie unstreitig eine Erwähnung in d. Bl., deren Zweck es ist auf hervorragende Werke der Literatur von allgemeinem Interesse aufmerksam zu machen, umsomehr als die Theilnahme die man in neuerer Zeit sowol in der Wissenschaft als in der Schule und in dem öffentlichen Leben der Sprache und Rede zugewendet hat eine sehr allgemeine ist. Als ein hervorragendes Werk unserer Literatur ist aber das Becker'sche Werk, auch wenn es nicht in allen seinen Theilen volle Zustimmung erhalten sollte, sowol wegen der Originalität, des Reichthums und des Scharfsinns seines Inhalts als auch wegen der musterhaften Darstellung, die man so selten in rein wissenschaftlichen Werken findet, mit vollem Rechte zu bezeichnen.

Die Originalität des Werks liegt darin daß es ein neues oberstes Gesetz für die Stilistik aufstellt und durchführt, nämlich nicht wie frühere Stilistiker die Zweckmäßigkeit, sondern die organische Schönheit der Darstellung. Unter dieser organischen Schönheit versteht jedoch Becker nicht die ästhetische Schönheit des dargestellten Gedankenstoffs, die in dem poetischen Stile sich mit der organischen Schönheit verbindet, sondern eine Darstellung welche nach den organischen Gesetzen des Denk- und Sprachvermögens gebildet und ein ganz adäquater Ausdruck der Gedanken ist. Becker hat demzufolge die Stilistik in ihrem ganzen Umfange auf die Grammatik zurückgeführt, und zwar ganz im Sinne seines grammatischen Systems, nach welchem die Sprache eine organische Verrichtung, die Rede der organische Ausdruck der Gedanken, die Formen in denen sich der Gedanke in der Rede darstellt als organische Formen aufgefaßt werden, d. h. als Formen welche ihren Grund in der Natur des Menschen, nämlich in den organischen Gesetzen seines Denk- und Sprachvermögens, haben. Die allgemeine Stilistik, als deren Gegenstand die schöne Darstellung der Gedanken im Allgemeinen bezeichnet wird, ist nach ihm eine Ergänzung der Grammatik; die besondere Stilistik, als deren Gegenstand die schöne Darstellung der Gedanken im Besondern bestimmt wird, behandelt die besondern Arten des Stils, die nach den besondern Arten der darzustellenden Gedanken unterschieden werden.

Als neu ist auch der Theil des Werks zu betrachten in welchem eine neue Theorie über die Figuren der Rede versucht wird. Die Figuren werden nicht, wie von den frühern Stilistikern, als ein nicht gewöhnlicher Schmuck der Rede aufgefaßt, den man der Rede nach Willkür geben oder nicht geben könne, sondern als natürliche Ausdrücke der Gefühle und der Phantasie. Becker verwirft Quinctilian's Eintheilung der Figuren in Figuren der Wörter und Sätze, weil sie nur von einem äußerlichen Verhältnisse hergenommen sei; ebenso Adelung's Eintheilung der Figuren in Figuren der Aufmerksamkeit, der Phantasie, der Gemüthsbewegung, des Witzes und Scharfsinns, weil sie zu unbestimmt und unklar sei, und theilt sie in Beziehung zu dem organischen Vorgange der Gedankenmittheilung in Figuren des Inhalts und der logischen Form. Der Gebrauch mancher nicht gewöhnlicher Lautverhältnisse, wie die Congruenz, die Harmonie, die Alliteration, der Reim, das Echo und das Anagramm, wird von den Figuren ausgeschlossen, ebenso das Wortspiel. Diese Formen gelten ihm als Formen der Darstellung, bei welchen nicht sowol die Mittheilung der Gedanken als die künstlerische Schönheit der Darstellung der Zweck ist.

Wir begnügen uns mit dieser Hervorhebung des Neuen was uns in dem Becker'schen Werke geboten wird, und müssen es den kritisch-wissenschaftlichen Blät-

*) Der Verfasser des hier besprochenen Werks ist am 5. Sept. 1849 zu Offenbach als Vorsteher einer Erziehungsanstalt verstorben. D. Red.

tern überlassen zu erörtern ob das von Becker aufgestellte oberste Gesetz für die Stilistik nicht zu einseitig formal, das Verhältniß der Stilistik zur Grammatik nicht zu unbestimmt,* und die Theorie über die Figuren nicht zu logisch-grammatisch aufgefaßt worden sei. Mag das Urtheil darüber auch ausfallen wie es will, das Verdienst wird Becker unbestritten bleiben: zur wiederholten Prüfung dieser wissenschaftlichen Gegenstände eine sehr gewichtige und ernste Veranlassung gegeben zu haben. Wie durch Originalität so zeichnet sich das Werk auch durch den Reichthum seines Inhalts aus. Wir heben aus ihm besonders hervor was über den Stil der unterschiedenen Sprachen, über die Vergeistigung des Stils und den geistreichen Stil gesagt wird.

Es muß jeden Deutschen freuen aus dem Munde eines Mannes wie Becker, der sich durch eine nicht gewöhnliche Kenntniß anderer Sprachen auszeichnet, das Lob der deutschen, oft von den Gebildetsten unsers Volks so verachteten Sprache verkünden zu hören. Er stellt sie hinsichtlich der lebendigen Anschaulichkeit entschieden über die romanischen und die englische Sprache, und hinsichtlich der Darstellung der logischen Form der Gedanken nicht blos über diese, sondern auch über die alten Sprachen.

Als ein Mangel lebendiger Anschaulichkeit der Darstellung in den romanischen und der englischen Sprache sei z. B. der oft unnatürliche Gebrauch von Substantiven abstracter Bedeutung anzusehen. Dieser gebe dem Ausdrucke einen besondern Schein geistiger Fülle, der aber bei näherer Betrachtung als ein leerer Schein erkannt werde. Z. B.: Il est dans la confidence (der Vertraute) du premier ministre. The first error is in the assertion (zu behaupten), that etc., and the second error is in the expectation (zu erwarten), that etc. Oft seien auch jene Sprachen genöthigt einfache Begriffe die wir durch ein Wort ausdrücken durch zusammengesetzte Formen des Ausdrucks zu bezeichnen; z. B. avoir peur, froid, soin, faire plaisir, chagrin, faire les dents (zahnen); to give way, to pay a visit, to go on horseback etc. Die französische Sprache habe besonders Mangel an zusammengesetzten Wörtern; wie: Weinglas, Dampfboot, Blumentopf, Erdbeben. Auch fehle den fremden Sprachen die feinere Nuancirung der Begriffe, die der deutschen Sprache eigenthümlich sei. Sonner z. B. und to sound bezeichne Alles was wir durch „lauten", „tönen", „schallen", „klingen" ausdrücken; „stellen", „legen", „setzen", „stecken" werde durch mettre und to put, „sprechen" und „reden" durch parler und to speak bezeichnet. Ferner vermöge die deutsche Sprache durch die Zusammensetzung mit Vorsylben und Präpositionen Verben zu bilden, durch welche die mannichfaltigsten Schattirungen der Begriffe in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt werden, wofür jene Sprachen keine Wörter hätten. So könnten z. B. die Begriffe der Verben „beschämen, beglücken, besingen, erleben, erdenken, verargen, verdenken, ausschlafen, vor- und nachsprechen, umkleiden, zumuthen" u. s. w. nicht durch ein Wort, sondern nur durch Phrasen bezeichnet werden, die zum Theile die besondere Bedeutung des deutschen Verbs nur unvollkommen ausdrückten. Auch unterschieden sie nicht ebenso wie die deutsche Sprache in den Formen des Verbs zwischen transitiver und intransitiver, zwischen passiver und reflexiver Bedeutung, und in den Formen des objectiven Satzverhältnisses nicht zwischen ergänzender und adverbialer Beziehung, zwischen Person und Sache u. s. w. Z. B. changer (ändern und sich verändern), to grow (wachsen und ziehen), to move (bewegen und sich bewegen), être surpris (sich wundern), to be ashamed (sich schämen), obéir le capitaine, to obey the captain, il a été nommé par une méprise und par le roi, he was appointed by a mistake und by the king. Ebenso vermöchten sie nicht die räumlichen Gegensätze der Richtung durch Zusammensetzungen mit Präpositionen und Vorsylben und durch besondere Formwörter, wie „her" und „hin", anschaulich zu machen, wie in „aufsteigen und niedersteigen, zufallen und abfallen, eingießen und ausgießen, erziehen und verziehen, hernehmen und hinnehmen". Endlich sei die geringere lebendige Anschaulichkeit jener Sprachen in der starren Regelmäßigkeit ihrer Wortstellung begründet, die nur einen sehr beschränkten Gebrauch der Inversion zulasse, und ihnen nicht erlaube die wandelbaren Verhältnisse der logischen Form in der freien Bewegung des Gedankens auf eine lebendige Weise darzustellen. Die Formen welche sich diese Sprachen dafür gebildet hätten, wie, daß sie das hervorzuhebende Satzglied zu einem Hauptsatze erweiterten, z. B.: c'est la première fois que je l'ai vu lui-même; it was not before yesterday, that he arrived, seien nur unvollkommene Surrogate für die der deutschen Sprache geläufigen Formen. In der Darstellung der logischen Form der Gedanken, nach welcher ein Begriff als der Hauptbegriff gedacht und diesem der andere Begriff untergeordnet werde, wird der deutschen Sprache eine entschiedene Ueberlegenheit nicht blos über die romanischen und die englische Sprache, sondern auch über die alten Sprachen zugesprochen. Der Grund davon liege besonders darin daß die Betonung in der deutschen Sprache überhaupt eine andere Bedeutung und andere Gesetze habe als in den andern Sprachen. In der deutschen Sprache sei die Form des Tonverhältnisses reiner Ausdruck der logischen Form; in den andern Sprachen herrsche jedoch die phonetische Seite der Sprache vor; in ihnen sei die Betonung phonetisch, in der deutschen Sprache aber logisch und zugleich phonetisch. Die deutsche Sprache lege in jedem Worte auf den Stamm, als den Träger der Begriffe, den Hauptton; die alten und romanischen Sprachen dagegen nicht immer, sondern auch oft auf die Endungen, z. B. καιρός, λεγόμενος, chanter, liberté, italienisch libertà, spanisch civitad. Ferner werde in den romanischen Sprachen durch die Wortstellung weniger die logische Form der Gedanken als die grammatische Form der Satzverhältnisse bezeichnet. Auch gehöre hierher der sehr oft der logischen Form der Gedanken nicht entsprechende Gebrauch der

Participialconstructionen und der unterordnenden Verbindungsform. Endlich auch der häufige Gebrauch von Phrasen statt einfacher Wörter, und die besonders den römischen und englischen Dichtern vorgeworfene Anhäufung verschönernder Adjective, epithets, wie Goldsmith sagt, that improve the sound without carrying on the sense. Endlich bezeichnet Becker auch die Thatsache daß die deutsche Sprache früh Ableitungs- und Flexionsendungen verloren habe, die sich in den classischen Sprachen erhalten haben, und daß sie die ihr mangelnden Flexionsformen durch Hülfsverben und Präpositionen ersetze, nicht wie Andere, besonders die historisch-grammatische Schule, als einen **Verfall der Sprache**, sondern als eine **natürliche Folge** der entschiedenen Herrschaft welche der Ton über die Lautverhältnisse der Wörter ausübe. Und wenn er auch zugibt daß in den classischen Sprachen eine größere Fülle von Wortformen, eine mehr abgemessene Rundung der Perioden und überhaupt ein Rhythmus der Sätze der das Ohr mehr befriedigt sich vorfinde, so sucht er doch der deutschen Sprache eine größere Anschaulichkeit und Bestimmtheit in der Darstellung der Begriffe und größere Lebendigkeit in der Darstellung der logischen Form der Gedanken zu bewahren. Man sieht daß die große Neigung Becker's zu der logischen Seite der Sprache nicht ohne Einfluß auf die zuletzt erwähnten Urtheile über die Vorzüglichkeit der deutschen Sprache geblieben ist. Denn daß der in der deutschen Sprache beschränkte Gebrauch von Participialconstructionen, die den alten und auch der französischen Sprache so geläufig sind, dem deutschen Ausdrucke ebenso wie die Menge von Hülfsverben, Präpositionen und Fürwörter, die statt der Flexionsendungen gebraucht werden müssen, leicht eine Weitschweifigkeit verleihen die nicht selten das phonetische Verhältniß des Satzes und auch die Auffassung des ausgedrückten Gedankens stört, Das werden die Ausländer kaum als einen Vorzug der deutschen Sprache anerkennen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Blätter aus dem afrikanischen Tagebuche einer Dame. (Algerien. Tunis.) Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1849. 8. 3 Thlr.

Ueber diese Blätter ist es der Kritik sehr schwierig Etwas zu sagen, da sie als Naturproduct mit derselben eigentlich in gar keine Berührung kommen. Wir können eigentlich nur sagen: wer sich für den Orient interessirt, wer Algier und Tunis in der Anschauung kennen lernen will welche sie einem unbefangenen Reisenden gewähren, der lese diese Briefe. Eine gebildete Dame, aus den höhern Ständen, wie wir gelegentlich erfahren, eine Engländerin von Geburt, hat sich entschlossen Rom und Italien im Augenblick zu verlassen wo die politischen Conflicte daselbst ernst zu werden drohten, um in der afrikanischen Welt die Naturruhe und die Genüsse des tropischen Himmels in den gebliebenen Erinnerungen aus einer blühenden Vorzeit zu genießen. Mit außerordentlichem Muthe erträgt sie die großen Anstrengungen der Reisen und Ritte ins Innere, und besieht sich das algierische Land und Tunis, so weit es einem Fremden, und namentlich einer Dame zugänglich ist. Was sie gesehen und erlebt legt sie sofort harmlos in Briefen nieder, und wie ihr helles Auge es auffaßte erscheint es uns hell und anspruchslos wieder in diesen jetzt gedruckten Briefen. Es gibt vielleicht keine schlagendern Gegensätze als unsere modernen Reisetouristen und -Touristinnen, an deren Spitze die Gräfin Hahn-Hahn und die ungenannte afrikanische Reisende. Wo Jene alle Gegenstände aus dem innern Lichte betrachtet und ihr subjectives Urtheil denselben aufdrückt, zuweilen mit Gewalt, klatscht Diese das eben Empfangene ohne — wir wollen nicht sagen Urtheil, aber ohne kritische Beurtheilung ab. Sie ist nicht Schriftstellerin, sie will nicht Schriftstellerin sein, sie vermeint nur daß was sie gesehen sei für uns Andere von solchem Werth daß die schlichte Copie davon auch ohne künstlerische Behandlung interessant sein müsse. Und die Lesewelt die überhaupt vom Orient Etwas wissen will, und die schlichte Relation liebt, wird ihr darin beistimmen. Für uns verwöhnte Leser, nämlich verwöhnt durch jene Gattung Touristen die in letzter Zeit allein die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, wird es allerdings sonderbar vorkommen wenn diese Touristin auch das Gewöhnlichste mit derselben Genauigkeit und Leichtigkeit wiedergibt wie das Piquante, und nicht allein, von dem Außergewöhnlichen etwas mehr angeregt, nicht lebhafter schreibt, sondern auch alle piquanten Abschlüsse ihrer Briefe und Bilder vermeidet, da wo sie sich von selbst zu geben scheinen. Vielleicht ist aber gerade dieses Enthalten von allem Epigrammatischen, weil wir von ihm bis zum Ueberdruß genossen haben, wieder interessant. Der Stoff ist sehr reich, die Bilder wechseln, wie sich Das von selbst versteht, Menschen, Thiere, Architektur, Alterthümer, Naturbilder, wir möchten der Beschauerin gern zu Roß folgen, ohne daß doch auch nur einmal in uns der Wunsch rege wird in dieser doppelt und dreifach zerstörten Vorwelt, welche die Franzosen noch nicht verstanden haben wiederaufzurichten, auf die Dauer zu weilen. Dem mit der Reiseliteratur Vertrauten wird Vieles von dem hier Angeführten bekannt sein, Einiges jedoch wird er daraus lernen, z. B. besucht die Dame, eine andere Lady Montague, nur unter sittlichen Formen, das Harem in Tunis, und ist uns eine gute Gewährsmännin der dort vorkommenden Scenen. Dazu rechnen wir lebhafte Schilderungen, z. B. von einem Sturm, dem Eindruck der maurischen Architektur in den Städten u. s. w. Im Blättern wird man schwer ein Ende finden, aber es ist auch nirgend ein eigentlicher Anfang. 27.

---

## Das Denkmal G. B. Marini's.

In S.-Domenico Maggiore zu Neapel, der großen Kirche welche Karl II. von Anjou als Kronprinz (Prinz von Salerno) 1284, ein Jahr vor dem Tode seines blutbefleckten, aber talentvollen und kräftigen Vaters, gründete, sieht man das Denkmal Giovanni Batista Marini's. Die panegyrische Inschrift spricht es aus in welchem Ansehen der Dichter des „Bethlehemitischen Kindermords" bei den Zeitgenossen und den zunächst auf ihn Kommenden stand:

D. O. M.
et memoriae
equitis Ioannis Baptistae Marini
poetae incomparabilis
quem ob summam in condendo
omnis generis carmine felicitatem
reges et viri principes cohonestarunt
omnesque musarum amici suspexere
Ioannes Baptista Mansus
Villae marchio
dum praeclaris favet ingeniis
ut posteros ad celebrandam illius
immortalem gloriam excitaret
monumentum extruendum legavit
quod Montis Mansi rectores
ad praescripti normam exegere anno MDCLXXXII.

Die Leute täuschten sich, indem sie das „liricae italianae

poesiae princeps" Ruhm bei der Nachwelt prophezeiten. Der Cavaliere Marini, ein gleich großes und fruchtbares wie corruptes Talent, ist in Italien nicht mehr bekannt noch gelesen als in Deutschland Lohenstein und Hoffmanswaldau, mit denen er große geistige Aehnlichkeit hatte. Und doch ward er zu seinen Lebzeiten (er starb 1625) als ein Wunder angestaunt: über seinem „Adonis" und dem als Muster angestaunten Schwulst und der Licenz seiner übrigen Dichtungen vergaß man Ariosto und Tasso, und es ist für den Geschmack des Marchese Manso, dem man gewöhnlich die Lebensbeschreibung des armen Torquato beimißt (der vom Herzoge Savoyens keine Ordenskreuze, vom Könige Frankreichs keine reiche Pension — senatorium censum — erhielt!), gerade kein vortheilhaftes Zeugniß daß er in Marini den „Parthenopeus Maro" sah. Indeß solche Geschmacksverirrungen sind häufig vorgekommen, und Manso war Marini's Erbe nicht minder als eifriger Bewunderer.

Das Denkmal — ein Werk welches den Ungeschmack der Zeit in bildender Kunst ebenso sehr verkündet wie die Bewunderung Dessen dem es errichtet ward, den in der Dichtkunst — besteht aus einer Art Nische von verschiedenen Marmorgattungen, darin eine Graburne worüber in einer Muschel Marini's Bronzebüste von Bartolommeo Viscontini aus Mailand. Es veränderte mehrmals den Ort: zuerst in Manso's Hauskapelle errichtet, dann nach des Besitzers Tode und dem Verkaufe seines Palastes im Klosterhofe von Sant' Agnello (aus welcher Zeit die obenmitgetheilte Inschrift stammt) ward es, bei der Verwendung des letztgenannten Locals zu andern Zwecken, durch König Joachim Murat im J. 1813 nach S. Domenico übergesiedelt, wo es unter zahlreichen Monumenten eine Stelle gefunden hat.

Der Dichter des „Paradise lost", nicht ganz frei von den Fehlern welche bei Marini mit einer Art Virtuosität, die man nur den tollsten und dabei phantastisch-wesenlosen Auswüchsen des Rococo vergleichen kann, aufs höchste gesteigert sind, sah gegen 1640 das Denkmal in Manso's Hauskapelle und erwähnte desselben in seiner lateinischen Epistel „Mansus":

Ille itidem, moriens, tibi solo debita vates
Ossa tibi solo supremaque vota reliquit:
Nec manes pietas tua clara fefellit amici;
Vidimus arridentem operoso ex aere poetam.

In seiner gegenwärtigen Gestalt ist Giovanni Batista Marini's Monument eine Anklage unedler Gesinnung beim neapolitanischen Volke. Eine Marmortafel über demselben verkündigte daß „Joachimus Napoleo — Utriusque Siciliae rex p. f. aug." es hier „certiore et honestiori loco" aufstellen ließ. Nach der Restauration der Bourbons hat man Namen und Titel ausgemeiselt! Alle localen Erinnerungen an Joseph Bonaparte und Joachim Murat sind in Neapel sorgfältig vertilgt worden, nimmt man ein paar Bildnisse aus die in Portici geblieben sind: die Erinnerung aber an die Zeiten ihrer Regierung kann man nicht vertilgen, und diese Erinnerung ist ehrenvoll, mochten auch manche Misgriffe vorgekommen sein in dem für die Herrscher fremden Lande, mochte auch das Napoleonische System, welchem diese sich nicht entziehen konnten, nebst der Trennung von Sicilien und dem englischen Kriege manche ungünstige Verhältnisse herbeigeführt haben. 4.

## Miscellen.

### Ludwig Napoleon's Urtheil über die Niederländer.

Der ehemalige König von Holland, Ludwig Napoleon, fällt über dieselben in seinen 1820 erschienenen Memoiren folgendes Urtheil: „Wenn man die Fähigkeit dieses Volks erwägt in Allem was es unternimmt, wenn man die großen Männer in allen Fächern betrachtet welche aus demselben hervorgegangen sind, den Zustand seines Ackerbaus, seines Handels, seiner Künste und Wissenschaften, den hohen Grad seiner Cultur und seiner Kenntnisse: dann würde man es lieber einem Vereine von Philosophen vergleichen welcher in seiner Entrüstung über die Thorheiten, die Verirrungen, die Verkehrtheiten anderer Völker sich ein Eckchen Land auserwählt hat um dort seinen Sitten und den Eingaben seines Gewissens zu leben, während er mit Mitleid den Glanz und die lärmenden Vergnügungen, die Pracht, die Ueppigkeit, den Leichtsinn und die Sittenlosigkeit der andern Völker betrachtet. Oder wie ein Volk welches von der Vorsehung bestimmt ist ein Vorbild für die andern Völker zu werden." Diese letztern Worte klingen wie eine Wahrsagung wenn man an die Haltung der Niederländer seit Februar 1848 denkt, während ganz Europa in seinen Grundvesten erschüttert wurde.

### Heinrich von Gagern über die deutsche Burschenschaft.

Heinrich von Gagern, der selbst ein Mitglied dieses deutschen „Carbonarismus" gewesen und sich später (1833) in der hessen-darmstädtischen Kammer offen dazu bekannte, nahm ihn bei dieser Gelegenheit zugleich mit Muth und Wärme in Schutz. Er erklärte damals daß in den Statuten der Allgemeinen Burschenschaft keine Grundsätze ausgesprochen waren welche den Verfassungen der deutschen Staaten feindlich und mit der Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung unvereinbar sind. Die einzige Grundidee welche diesen Verbindungen untergelegen habe darin bestanden daß man sich auf den großen deutschen Bildungsanstalten, „welche wir Universitäten nennen und welche niemals das Gepräge des Particularismus angenommen haben", zunächst als Deutsche betrachten lernen solle. Die Burschenschaft, „welche ganz dazu geeignet war die deutsche Nationalität verwirklichen zu helfen, weil sie in den jugendlichen Gemüthern die Idee und das Bewußtsein ausbildete einem großen Volke anzugehören, hat man aber unterdrückt, weil man diese Einheitsidee nicht genährt haben wollte" u. s. w. Darum ist auch die deutsche Einheit eine solche Schwergeburt.

### Volksgebräuche.

Es ist interessant den Spuren öffentlicher Sittlichkeit in dem Leben des Volks nachzugehen und diese Spuren aufzusuchen. Dies ist z. B. der Fall in Ansehung aller derjenigen Volksgebräuche die sich wie eine Art Sittenpolizei ankündigen und als eine Strafe vorfinden für gefallene Mädchen. Ein solcher Gebrauch ist das in Altbaiern gewöhnliche „ins Haberfeld treiben", gegen das noch im J. 1834 Militair aufgeboten werden mußte. Der Anfang dieses Gebrauchs wenigstens war sittenpolizeilicher Natur. Denn es war vieler Orten in Baiern die Gewohnheit daß wenn ein Mädchen zu Fall kam, sie des Abends von den jungen Burschen des Dorfs unter unzähligen Geißelhieben in ein Haberfeld und von da wieder nach Haus getrieben wurde. Der Verführer mußte dabei selbst mitmachen. Daraus entwickelte sich später eine Art Femgericht, das sich gegen Personen richten will denen irgend ein den gewöhnlichen Gesetzen unerreichbares, wirkliches oder eingebildetes Vergehen zur Last gelegt wird. Daß die Sache, welche ursprünglich von einem dunkeln oder klaren sittlichen Bewußtsein getragen wurde, nach und nach in verschiedenen Beziehungen ausartete, und dabei mancherlei Eifersucht und Privatrache mitunterlief, kann im Wesentlichen Nichts ändern, und beweist nur daß die Leidenschaften des Menschen auch hier die Hand mit im Spiele haben und selbst den Spiegel der Sitte und des Sittengesetzes trüben. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 39. —— 14. Februar 1850.


## Der deutsche Stil von Karl Ferdinand Becker.

(Beschluß aus Nr. 38.)

So viel von den Vorzügen welche Becker der deutschen Sprache vor den andern Sprachen einräumen zu müssen glaubt. Nicht weniger anziehend ist Das was er über die Vergeistigung des Stils sagt. Die Vergeistigung einer Sprache tritt nach ihm dann ein, wenn sie ihre ursprüngliche sinnliche Anschaulichkeit verliert, und die Wörter nicht mehr die leibliche Erscheinung, sondern nur conventionnelle Zeichen der Begriffe sind. Er stellt sie der organischen Entwickelung der Sprache entgegen und betrachtet sie als etwas dem gesunden Leben der Sprache eigentlich Fremdes. Unnatürlich ist nach ihm diese Vergeistigung wenn sie nicht aus den Fortschritten der Wissenschaft und einem höhern Aufschwunge der intellectuellen Entwickelung hervorgeht, sondern daraus daß in der Sprache eines Volks der natürliche Gang ihrer Entwickelung durch Vermischung mit einer fremden Sprache gestört werde, oder die geistige Entwickelung eines Volks eine unnatürliche Richtung annehme. In den romanischen Sprachen trete sie besonders hervor, weil sie aus der Vermischung des Germanischen und Lateinischen entstanden seien; noch auffälliger sei die Verfälschung der Wörter in der englischen Sprache, da sie aus der Vermischung der angelsächsischen mit einer schon gemischten Sprache hervorgegangen sei. So z. B. im Englischen fortune (Vermögen), umbrella (Regenschirm), privilege (Recht), title (Berechtigung), occasion (Anlaß) u. s. w. In der deutschen Sprache habe diese Vergeistigung der Sprache, die besonders in den Ausdrücken nichtsinnlicher Begriffe vorkomme, in der Sprache der gebildeten Stände Eingang gefunden und gehöre gewissermaßen zum guten Tone der vornehmen Gesellschaft, indessen die Volkssprache ihr beharrlich widerstrebe. Sie unterscheide sich von der organischen Entwickelung insbesondere durch die Aufnahme fremder Wörter und Ausdrucksformen, durch einen häufigern Gebrauch der Abstracten, durch Wortbildungen die von den Gesetzen der Ableitung abweichen, und durch stereotypische Phrasen von conventioneller Bedeutung. Eine Vergeistigung der deutschen Sprache trete zuerst hervor mit der Aufnahme der griechischen und römischen Wissenschaft, indem ihr besonders von Scholastikern eine Menge fremder Wörter für fremde Begriffe zugeführt wurden; dann durch die Mystiker des 14. Jahrhunderts, besonders Tauler's, welcher von Abstracten strotze, wie „Anhaltung, Anhaftung, Unerkenntniß, Geschaffenheit, Istigkeit" (Wesen) u. s. w.; ferner aus der Barbarei des 17. Jahrhunderts und der mit ihr eintretenden Verarmung der deutschen Sprache: man habe sich damals der deutschen Sprache geschämt, als der Sprache des geistig und leiblich verarmten Volks, und die Gelehrten hätten die lateinische und die Vornehmen die französische Sprache vorgezogen.

Bei der großen Vorliebe welche Becker zu der organischen Entwickelung und der sinnlichen Anschaulichkeit der Sprache hat können ihm folgerecht die Abstracten der neuern philosophischen Schulen, wie „Selbheit, Ganzheit, Vereinheit, Wesenheitureinheit" u. s. w. (Krause), und Ausdrücke wie: „In dem Bei-sich-sein des Menschen in Gott liegt alles Große, Wahre, Gute; die Formen in abstracter Fertigkeit und Inhaltlichkeit, als Selbstmöglichkeiten ihrer Wirklichkeit" u. s. w. (Hegel), nicht gefallen. Er findet sie in der That abschreckend und ihre Dunkelheit oft Schauder erregend. Auch gedenkt Becker in der Einleitung zu seiner Theorie des geistreichen Stils der in der Literatur der neuern Zeit sich besonders bemerklich gemacht habe. Er äußere sich insbesondere in der Neuheit der Darstellungsformen, und sei durchaus untadelhaft, wenn wie bei Jean Paul geistreiche Gedanken, d. h. solche welche die Dinge in Beziehungen auffassen die ideal und zugleich ganz neu sind, den Inhalt desselben bilden. Sobald ihm aber dieser geistreiche Inhalt abgehe, so sei er die Ausgeburt eines fehlerhaften Geschmacks, und wenn solche geistreiche Producte der neuern Literatur Eingang und oft großen Beifall fänden, so sei der Grund davon nicht so sehr die Tiefe der Gedanken als die Flachheit und die mit Flachheit Hand in Hand gehende Eitelkeit der Schriftsteller und der Leser. Als Beispiel eines solchen geschmacklosen geistreichen Stils führt er folgende Charakteristik Jean Paul's von einem seiner begeisterten Jünger an, die wir als ein Curiosum mittheilen wollen:

In Jean Paul's Herzen blühete ein ewiger Frühling, voll dornenloser Rosen und Immergrün, und sein Herz, das Gewächshaus ewiger Blumen, war anstatt der Glasdecke überbaut

mit einem reinen tiefen Gemüthshimmel; und in diesem unendlichen Himmel brannten die ewigen Astral- und Sucumbrallampen der strahlenden Liebe, und gossen ihr mildes Licht wie einen Staubbach herab in die Blumenbeete seines Herzens, sodaß sie alle ihre Kelche öffneten und ihre Duftseelen hinaussendeten in das Leben, in die Menschheit, und um dieses Herz flutete eine unnennbare Sehnsucht wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Frauenauge. Dieses zarte Herz fühlte sich ängstlich in dieser hohlen Raum- und Wasserkugelwelt wie ein irrend kreisender Schmetterling in einem wüsten Pagodentempel.

Bewundernswerth ist auch der Scharfsinn mit welchem Becker das von ihm aufgestellte oberste Gesetz für die Stilistik durchgeführt und mittels desselben auch die speciellsten Theile der Stilistik beleuchtet hat. Nur dürfte Das was in der besondern Stilistik aus der Metrik aufgenommen worden ist in der allgemeinen Stilistik eine ebenso begründete Stelle in Anspruch nehmen können wie die in ihr aufgestellte Lehre von den Figuren, die ja auch hauptsächlich nur dem poetischen und rhetorischen Stile dienen. Auch fällt es auf daß in der besondern Stilistik, wo von dem rührenden Stile als einer Art des prosaischen Stils gesprochen wird, als Beispiele viele Stellen aus Dichtern, besonders aus Schiller, als Belege gewählt werden. Einen eigenthümlichen Eindruck bringt das Werk in den Stellen hervor in welchen selbst unsere ausgezeichnetsten Stilisten, wie Lessing, Goethe, Schiller, Tieck u. A., vor dem Richterstuhle der strengen Theorie nicht immer als mustergiltig abgeurtheilt werden; häufiger Tadel trifft besonders Heinrich von Kleist in seinem „Michael Kohlhaas" und Saphir wegen des ihm eigenthümlichen Gebrauchs der Figuren. Doch wir brechen hier ab und laden Alle die sich für eine tiefe Auffassung der Sprache interessiren zu dem Genusse des classischen Werks selbst ein. 29.

---

## Tirso de Molina.

In den J. 1844—46 ist zum ersten male in Madrid eine Gesammtausgabe von den Werken eines spanischen Dramatikers in zehn Bänden erschienen dessen Namen wir in keinem „Conversations-Lexikon" finden, und der in seiner Zeit doch eine ziemlich bedeutende literarische Rolle spielte.*) Philarète Chasles hat es der Mühe nicht für unwerth gehalten seinem Lesepublicum einige biographische und verständigende Notizen über den Autor dieser Werke, Gabriel Tellez, bekannter unter dem Namen Tirso de Molina, zu geben, aus denen wir das Nachstehende mittheilen wollen.

Der Bruder Gabriel Tellez, Verfasser von mehr als 300 Theaterstücken, war Prior eines Barfüßer- und Karmeliterklosters, und lebte zwischen 1570 und 1650 theils in Madrid, theils in Sevilla; weiter kam er nie. Als Zeitgenosse Cervantes' und Shakspeare's, Corneille's und Molière's, Tasso's und Marino's, gehörte er zwei verschiedenen Epochen an, dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Alles was die französische und selbst die spanische Kritik über diesen eigenthümlichen Schriftsteller weiß ist, daß Molière sein „Le festin de pierre" nach des spanischen Mönches „El burlador de Sevilla, ó el convivado de piedra" gearbeitet hat. Die zehnbändige Gesammtausgabe enthält 60 Dramen, die sich von ihm auf der spanischen Bühne noch erhalten haben; auch ist als Vorwort eine unvollständige Lebensbeschreibung beigegeben.

*) In der neunten Auflage des „Conversations-Lexikon" findet sich ein Artikel über ihn unter dem Worte Tellez (Gabriel). D. Red.

Gabriel Tellez, der Mann der Kirche und des Theaters, ist ein doppelter Mensch. Des Morgens zieht er seine Kapuze über den Kopf, um in der stillen Einsamkeit seiner Zelle die Chronik seines Ordens zu schreiben. Wenn aber die Theaterzeit kommt, da fällt die Kapuze zurück, der dienende Bruder verschwindet, und es bleibt nur noch Don Gabriel Tellez, der leichten Fußes nach dem Patio eilt, wo seine Schauspielerinnen und Schauspieler ein neues Stück von ihm probiren. Sehen wir einmal ein wenig zu was er sie spielen läßt.

In allen 60 Dramen sind die Grundzüge: verwickelte Abenteuer, Lobpreisung der Frauen und unaufhörliche Verspottung der Mönche und Hofschranzen. Selbst in seiner „Verganza de Tamar" schildert er die Judenfrauen als Heldinnen, die Juden als erbärmliche Charaktere; so kommen bei ihm die Männer und namentlich die Priester immer zu kurz. Er hatte in den Frauen, und Denen die von diesen in Abhängigkeit gehalten wurden, sein Publicum. Ein Schriftsteller fürs Volk wandte er sich nicht an die Literaten wie Cervantes, oder an die Hofleute und den König wie Calderon, sondern an den Bürgersmann von Sevilla, an die Majos von Madrid, an die Amancebadas, die Emancipirten, die so zierlich die Castagnetten schlagen, und eine wahre Macht sind im Staate. Seine Sprache war die des Volks: sie hatte deren Würze, das Epigrammatische und Unbefangene derselben, ihre Wortspiele und ihre lebhaften Antworten. Kein spanischer Dichter ist von den unendlichen zierlichen Ausschmückungen durch Blumen, Diamanten und Sterne, wie sie z. B. Calderon verschwendet, freier als er. Dafür macht er sich aber auch Nichts aus unmotivirten Lösungen seiner Conflicte; wenn ihm ein Charakter nicht mehr paßt, so ändert er ihn um, ohne sich durch die logische Folge der Ereignisse binden zu lassen. Seine Absicht geht nur darauf zu unterhalten, und Dies gelingt ihm allerdings vortrefflich. Seine Schilderungen bäuerlicher Sitten sind immer wahr, weil er alles Gekünstelte haßt: kurz, seine Schöpfungen sind mit einer reizenden Leichtigkeit hingeworfen; dabei sind sie effectvolle Skizzen, freilich aber auch nur Dies.

Es dürfte fast lächerlich scheinen die Werke eines Dramatikers classificiren zu wollen dessen System es war kein System zu befolgen. Gleichwol kann man leicht dreierlei Arten seiner abenteuerlichen und epigrammatischen Dramen unterscheiden. Die der Zahl nach kleinste Gruppe ist die der heiligen Stücke, in denen Bruder Tellez indeß immer seine satirischen und romantischen Seitensprünge macht; die zweite ist die der satirischen Gelegenheitsstücke; die dritte endlich einigt sich im Preise — nicht der Damen, denn diese gehörten in Calderon's Gebiet, sondern — der Frauen und ihrer Vorzüge. Diese Classe ist an Zahl und Eigenthümlichkeiten die reichste. Die Frauen sind bei ihm immer fehlerlos, klug, verschwiegen, tapfer, ganz besonders aber verliebt; gesteht er an seinen Heldinnen einige kleine Sünden zu, so geschieht Dies nur um sie dadurch womöglich noch liebenswürdiger zu machen. „Ich möchte wol wissen", fragt ein geistvoller spanischer Schriftsteller, Augustin Duran, „warum Tellez uns als so unangenehm darstellt, während er das andere Geschlecht so preist. Es wird Einem doch langweilig in jedem Stücke einer unbedeutenden Person zu begegnen welche Liebhaber oder Mann oder Vater ist, und mitten in einer Gruppe thatkräftiger, verständiger, gefühlvoller und schöner Frauen steht. Selbst sein Don Juan im «El burlador de Sevilla» ist Nichts als ein Bandit, dessen ganzes Verdienst darin besteht daß er tüchtig trinkt, bei Gelegenheit sich schlägt, und ein schön geformtes Bein hat." Ein einziges mal spricht Tellez übel von den Frauen, und noch dazu von den frommen, von seinen eigenen Beichtkindern. Marta la Piadosa heißt das komische Conterfei eines weiblichen Tartufe, das er uns mit ebenso lebhaften als grellen Farben malt.

Frauen dagegen die sich zwanzig mal verkleiden um zu einem Rendezvous mit ihrem Liebhaber zu kommen, andere die sich fünf mal des Tags duelliren, oder ihrem Verführer das Haus über dem Kopfe anzünden, Das sind so die kleinen Heiligen des Bruder Tellez. Die Condesa Bandolera ist Befehlshaberin einer Räubertruppe, Mary Hernandez la Gallega unterhält drei Liebschaften auf einmal, la Villana de la Sagra ist noch viel verschmitzter als Figaro. Alle sprechen für Zehn und haben Verstand für Vier, machen sich lustig wo sie gehen und stehen, halten die Fäden aller Intriguen in den Händen, und lenken Herz, Sinn und Verstand mit der unschuldigsten Miene. Aber gerade hierin besteht der Werth der Tellez'schen Stücke: unregelmäßig, ohne Reflexion, ohne Zierathen, sind sie zwar formlos, aber plastisch und gerade der Gegensatz alles Pedantischen. Die Palme des Siegs würde freilich Dem gehören der lebendig zugleich und regelrecht schreibt; allein aber auch das Eine ist nicht zu verachten. In der Kunst wie in der Politik und Natur gibt es zwei Kräfte: Freiheit und Ordnung. Immer wird der Mensch auf dieses ungelöste Problem zurückkommen, auf diesen Kampf der Nothwendigkeit und des entwickelungssehnsüchtigen freien Willens. Tellez begnügt sich nur mit dem einen von beiden, aber er interessirt auch hier durch seine lebhafte Schilderung, selbst wenn seine Hypothesen unhaltbar sind.

„Gil de las calzas vertes" wird noch heute zum großen Vergnügen der untern Classen aufgeführt. Ein Bauer geräth in diesem Stücke unter die Hofleute in der Stadt, und hat da nun all die Abenteuer zu bestehen die eine solche Lage mitsichführt. „El burlador de Sevilla" nimmt eine höhere Stellung ein; er ist kein Atheist, wie bei Molière, sondern ein Verführer von Profession, ein frivoler Wollüstling, dabei ein tapferer Degen und stolzer Edelmann, der die Männer auslacht und die Weiber betrügt: die Mozart'sche Trias, jene schreckliche Gruppe von Don Juan's Opfern, ist eine Erfindung Tellez'. Bei ihm klagen diese Opfer freilich nicht, sondern sie verfolgen und verfluchen den Verräther, um ihm schon auf Erden einen Vorgeschmack der Hölle zu geben. Was die Katastrophe betrifft, so ist Tellez gegen Molière im Vortheil, denn er hatte einmal die Freiheit seiner Bühne für sich, und anderntheils auch die Legende selbst, die er treu wiedergibt. Die letzte Scene spielt in der Kathedrale von Sevilla, in die sich der Mörder geflüchtet hat, am Hochaltar, vor dem Grabmal des Comthurs, unter den weiten gothischen Bogen, unter unzähligen Statuen von Heiligen, mitten in tiefer Nacht. Hier deckt Gracioso (das Original des Leporello) auf Befehl seines Herrn die Tafel. Um auf die spöttische Einladung des Taugenichts zu antworten, steigt der alte, todte Edelmann beim Glanze des Mondes, der durch die Kirchenfenster scheint, die weißen Marmorstufen herunter. So ist die Legende auch wahrscheinlich. Wo sollte der von Häschern verfolgte Don Juan auch anders essen als in der Kirche, in der er eben sichern Schutz gefunden hat. Diese Frivolität die Gott herausfodert und die Todten erweckt, dieser Ernst des Todes und des ewigen Lebens der aus der Tiefe der Kathedrale dem jungen Verbrecher Antwort gibt, Das sind geniale Züge, die erst vom katholischen Standpunkt aus recht verstanden werden können.

Das Wenige was von Tellez in andere Sprachen übersetzt worden ist ziemlich schlecht übersetzt. Ganz neuerdings hat man aus den „Cigarrales de Toledo", einer Sammlung von Novellen und Dramen, „Cigarren von Toledo" geformt; cigarrales sind aber die Gärten in die man sich in Toledo zurückzieht um zu rauchen. Ein Deutscher hat die „Escarmientos para el cuerdo", ein Drama, durch „Kämpfe des Herzens" übersetzt, es bedeutet aber „Lehrjahre des Weisen". „Treu in der Liebe sein", Das ist des Dichters erster Rathschlag, und als Text über dieses Thema benutzt er das portugiesische Gedicht von Cortereal: „Schiffbruch Sepulveda's", in welchem ein treuloser Bräutigam hart bestraft wird. Nachdem dieser Edelmann, wie Shakspeare's Romeo, den Stern seiner Leidenschaft verlassen hat, fängt er neue Liebeshändel an, und entführt sein Lieb auf ein Schiff; vom Sturm an ein wildes Eiland geworfen, von den Eingeborenen und den wilden Thieren verfolgt, entblößt von Allem muß er endlich sein Weib in den glühenden Sand mit eigenen Händen verscharren. Im ersten Acte kommt er aus dem Kriege zurück, zieht triumphirend in Goa ein, erklärt seiner Braut daß er seine Neigung geändert habe, und vermählt sich mit einer Andern. Im zweiten Acte erfolgt der Schiffbruch, im dritten rettet sich der Held aus den Felsen des Ufers, schart seine wenigen Matrosen um sich, und schlägt sich mit den Wilden herum, bis sein Weib vor Ermattung und Hunger in seinen Armen stirbt. Das Alles macht zwar nach heutigen Begriffen noch lange kein Drama, allein es sind doch augenscheinlich lebhaft geschilderte Tableaux.

Die Frauen hätten ihm hierfür Kränze winden sollen, allein die Geschichte erzählt davon Nichts: dagegen zeichneten ihn seine Kameraden, die er doch so maltraitirte, auf alle Weise aus. Sie machten ihn zu ihrem ersten Chronikenschreiber und endlich gar zu ihrem Obern. Das hinderte ihn nicht seinen „El condenado por desconfiado" zu schreiben, eine herbe Satire auf das Mönchsleben, deren Träger zwei Personen sind, ein Frommer, der sich auf alle Art kasteit, aber ohne Glauben, und ein Taugenichts, der tausend schlechte Streiche begeht, im Uebrigen aber sich Gott empfiehlt. Für den Letztern interessirt man sich, während man vor dem Andern zurückschrickt. Es gibt nichts Gräßlicheres als diesen „verdammten" Mönch Tellez', der trotz seiner Jugend keine Theilnahme finden kann, der weder Gott noch die Menschen liebt, der seine Pflichten erfüllt, sich der Gewohnheit fügt, sich zu besiegen sucht, und Dies doch nie erreicht, der das Schicksal beherrschen will, und doch immer in der Tiefe seiner Seele eine Leere, in seiner Jugend eine Lücke, in seiner Religion eine Trostlosigkeit mehr entdeckt. Die Liebe fehlt seinem Herzen: er theilt Almosen aus, aber ohne Barmherzigkeit, er betet, aber sein Sinn wird nicht ruhig, all sein Martyrthum ist umsonst, nicht seine Glaubenssätze, nicht seine Strenge retten ihn. Was ihn zugrunderichtet ist daß er aus seinem Glauben Haß, aus seiner Religion Leiden, aus seiner Gewohnheit Sklaverei macht. Hat Prior Tellez wol diese Studien an einem Vorbilde gemacht? Auch der Gegensatz dieses Mönchs ist wahrhaft tragisch gezeichnet. Ein wilder Mensch, ein wahrer Bandit, aber von Herzen gutmüthig, nährt sich von Raub und Beute; er betet niemals, begeht alle möglichen Verbrechen, und bereut diese zwar nicht regelrecht, aber er möchte sie gern wieder alle gutmachen; er hat Vertrauen zu Gott und Liebe zu den Menschen; sein Herz ist gut, und er wird gerettet.

Tellez hat auch einen „Menschenfeind" geschrieben. Menander, Shakspeare und Molière haben denselben Gegenstand behandelt, und zwar Letzterer als Sieger. Es ist ein hübscher Stoff Studien über diese vier Menschenfeinde zu machen, die entgegengesetzsten Ausdrücke desselben Ekels am socialen Leben. Bei Molière ist das Motiv dieses Ekels ein übermäßiges Verlangen nach dem Guten, das Bewußtsein der Idealität, das an der Realität seinen Anstoß findet; bei Terenz oder Menander ist es die Reue die Jugendzeit misbraucht zu haben; bei Shakspeare der Zorn eines Verschwenders der seine Schätze verschleudert hat, und die Bitterkeit des großen Herrn der sich von seinen — Freunden verlassen sieht; bei Tellez endlich der halb ernste, halb satirische Einfall eines Philosophen der eines Tags die Männer revolutionnair und die Frauen treulos zu finden fürchtet, und seine Stellung beim Könige dazu benutzt beide zu prüfen. Dasselbe Stück hat Gozzi unter dem seltsamen Titel „El metafisico" mit großem Erfolge auf die venetianische Bühne verpflanzt. Sein Metaphysiker ist ein Träumer, wie Jean Jacques, ein Melancholiker des 16. Jahrhunderts geworden.

Man sieht daß es wol der Mühe lohnt ernstlich diesen

wichtigen Schriftsteller zu studiren, der sich während seines ganzen Lebens unter dem Namen Tirso de Molina verbarg, und nur seinen ernsten Werken den wahren Namen Fray Gabriel Tellez, Mönch vom Orden der Barmherzigkeit, Prior von Soria voransetzte. 6.

## Bibliographie.

Arneth, J., Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. — A. u. d. T.: Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Mit XXV Kupfertafeln. Wien. 1849. Imp.-Folio. 10 Thlr.

Fecht, C. L., Der christliche Geistliche für alle, besonders für die jetzige Zeit, an jüngere, aber auch ältere Geistliche und Laien der evangelischen und katholischen Welt, an die hohe deutsche Reichsversammlung und an die Synoden. Lahr, Geiger. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.

Gundermann, I., Ueber die Einstimmigkeit der Geschwornen. Beitrag zu Geschichte und Verständniss des Schwurgerichts. München, Franz. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Heinrich, K., Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in drei Akten. 2te durchgesehene mit einem Vorwort vermehrte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Jörg, J. C. G., Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung so wie zur Führung eines gesunden, langen und weniger kostspieligen Lebens. Leipzig, Teubner. 8. 6 Ngr.

Koch, T., Ein Blick auf die wissenschaftlichen Richtungen in der heutigen Medicin. St. Petersburg. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Lachmann, K. H., Ueber Platon's Vorstellungen von Recht und Erziehung, mit Rücksicht auf die Gegenwart. Hirschberg, Resener. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Messenhauser, W. F. C., Novellen und Erzählungen. Fünf Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1849, 50. 8. 5 Thlr.

Mill, J. S., Die inductive Logik. Eine Darlegung der philosophischen Principien wissenschaftlicher Forschung, insbesondere der Naturforschung. Nach dem Englischen in's Deutsche übertragen von J. Schiel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pachmann, T., Lehrbuch des Kirchenrecht's mit Berücksichtigung der auf die kirchlichen Verhältnisse Bezug nehmenden österreichischen Gesetze und Verordnungen. 1ster Band: Einleitung, Verfassung der Kirche. Olmütz. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Piil, C., Ueber unnachahmliche Werthpapiere. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Radowitz. Eine Silhouette. Aus den Papieren des Grafen ***. Berlin, Gerhardt. 1849. 8. 20 Ngr.

Raven, O. G. C. v., Die sociale Frage und der Ackerbau der Zukunft durch die freie Konkurrenz. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 12 Ngr.

Die magyarische Revolution. Kurzgefaßte Schilderung der jüngsten Zeitereignisse in Ungarn und Siebenbürgen. Von einem Augenzeugen. Pesth. 1849. Gr. 16. 20 Ngr.

Skepsgardh, Angelika v., Die Träume. Zwei Mährchen. Berlin, Löwenherz. Gr. 16. 5 Ngr.

Steinmann, F., Temme. Sein Leben und sein Hochverraths-Prozeß. Mit und nach Aktenstücken. Berlin, Gerhard. 12. 15 Ngr.

Sternberg, A. v., Braune Märchen. Mit einem Titelbilde. Bremen, Schlodtmann. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

Deutsches politisches Tagebuch für 1850. Ein Hülfs- und Notizbuch für Abgeordnete, Gemeindevertreter, Geschworene und Wahlmänner, sowie für jeden deutschen Staatsbürger. 2ter Jahrgang. Berlin, Duncker u. Humblot. 16. 1 Thlr.

Zeise, H., Neuere Gedichte. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

## Tagesliteratur.

Baumgarten, M., Die Ueberreichung der schleswig-holsteinschen Adresse an die Landesversammlung am 5. Novbr. 2te Auflage. Kiel, Academische Buchhandlung. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Beitrag zur Beantwortung der Frage: Welches sind die Ursachen der plötzlichen Auflösung aller Disciplin in dem badischen Armee-Corps? Karlsruhe, Bielefeld. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Bugeaud, Marschall, Gespräche in einer Hütte über Socialismus, Volkswohl und Reform der Arbeit. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 16. 5 Ngr.

Dorn, C., Vertheidigungs-Rede für den Geh. Ober-Tribunals-Rath Waldeck. In der Schwurgerichts-Sitzung vom 3. Dezbr. 1849 gehalten. Berlin, Gerhard. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Droysen, J. G., Ein Sendschreiben an Se. Excellenz den Hrn. Baron von Pechlin. Kiel, Schröder u. Comp. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Einweihung der protestantischen Kirche in Perlach nebst einer kurzen geschichtlichen Mittheilung über die Verhältnisse der dortigen protestantischen Gemeinde. München, Kaiser. 1849. Lex.-8. 6 Ngr.

Friederich, G., Was der Mensch säet, das wird er ernten. Predigt am Ernte-Dankfeste, den 4. Novbr. 1849 in Frankfurt a. M. gehalten. Frankfurt a. M., Auffarth. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Helferich, F. J., Einziger Rettungsweg aus dem National-Verderben. Predigt auf dem am 29. Aug. 1849 zu Seeheim stattgehabten Missionsfeste gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Hofferichter, T., Rede zum Gedächtniß an Robert Blum. Gehalten bei der Blum-Feier zu Breslau am 9. Nov. 1849. Breslau, Schuhmann. 1849. 8. 2½ Ngr.

Lachmann, K. H., Ideen zu einer Reform der Kirche. Hirschberg, Resener. 1849. 8. 3 Ngr.

Müller, H., Meine Ehrensache mit dem Obersten v. Süßmilch, Kommandant der 2ten Infanterie-Brigade. 3te, mit einem Anhang: „Zur Abwehr" vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Pestalozzi, L., Der Schweizerfranken als eidgenössische Münzeinheit. Gutachten laut Auftrag der Zürcherischen Handelskammer abgefaßt. Zürich. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Pistorius, H. A., Nachricht über die Versammlung von Gliedern und Freunden der evangelisch-lutherischen Kirche, gehalten zu Leipzig im August 1848 und 1849. Im Auftrage dieser Versammlung der lieben deutschen lutherischen Christenheit mitgetheilt. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Breslauer Politiker und ihre Politik im Jahr der Klubbs. Ein Taschenspiegel für Alle. Breslau, Schulz u. Comp. 1849. 8. 5 Ngr.

Reue eines preußischen Soldaten über die Greuelthaten des „herrlichen Kriegsheeres" in Baden. In der Verzweiflung von ihm niedergeschrieben zur Warnung für seine Kameraden. 2te Auflage. Herisau, Schläpfer. 1849. 8. 3 Ngr.

Simon, L., Ein Wort des Rechts für alle Reichsverfassungs-Kämpfer, an die deutschen Geschwornen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. Gr. 8. 9 Ngr.

Teipel, F., Offenes Sendschreiben an den Hrn. Prof. v. Hirscher in Freiburg. Eine Stimme aus Westfalen. Paderborn, Schöningh. 1849. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Wallerstein, Fürst, Zwei Reden über die deutsche Frage in der XVII. und XIX. Sitzung der Kammer der Abgeordneten am 3. und 6. Novbr. 1849. Nördlingen. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Zustände Schleswig-Holstein's geschildert in einigen Actenstücken. Mit einem Vor- und Schlußwort von P. W. Forchhammer. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 40. — 15. Februar 1850.


## Ludwig Rellstab.

Gesammelte Schriften von Ludwig Rellstab. Zwölf Bände. 1843—44. Neue Folge. Acht Bände. 1846—48. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Thlr.

In 20 Bänden überliefert hier die Verlagsbuchhandlung der Lesewelt die Werke eines Schriftstellers dem man auf allen Wegen der literarischen Production zu begegnen schon längst gewohnt war. Es ist fast kein Feld der Literatur auf dem sich Rellstab nicht versucht hätte und wovon wir im vorliegenden Werke nicht die Proben wiederfänden, wiewol nicht zu verkennen ist daß die Thätigkeit dieses Schriftstellers noch eine größere war als sie hier in der Sammlung sich überschauen läßt: denn er gesteht selbst zu daß er Manches was zu sehr die Spuren des flüchtigen Augenblicks ansichgetragen, oder daß er von Erzeugnissen derselben Art nur einzelne als Probe ausgewählt habe. Der Leser findet in dieser Sammlung also vertreten den großen historischen Roman in dem Buche „1812" und in „Algier und Paris"; sodann die historische Novelle in den „Räubern im Schwarzwald", den „Artilleristen", den „Kameraden"; außerdem die gewöhnliche Novelle, die zuweilen wie in der „Badereise" ans Genreartige streift, in einer größern Anzahl als: „Die Strandbewohner", „Der Wildschütz", „Die Venetianer" u. s. w.; die Kunstnovelle, vorzugsweise nur die musikalische Kunst behandelnd, in verschiedenen Skizzen; die Sage und die romantische Erzählung; das Drama mit fünf Trauerspielen: „Karl der Kühne", „Herzog von Burgund", „Bianca", „Franz von Sickingen", „Eugen Aram"; außerdem das nach der gleichnamigen Novelle bearbeitete Drama „Die Venetianer", und eine Posse „Die drei Tanzmeister"; die Lyrik in einem Band Gedichte; Kritik, Reiseliteratur, genreartige Skizzen u. s. w. Der Leser ersieht hieraus wie reichhaltig die ganze Sammlung ist, und wie sich für die mannichfache Stimmung des menschlichen Herzens immer eine geeignete Lecture aus der Sammlung auswählen läßt.

Nachdem auf diese Weise sich ein äußerer Ueberblick über den Inhalt der ganzen Sammlung uns dargeboten hat, können wir uns zur allgemeinen Charakteristik und sodann zur Betrachtung der einzelnen Theile selbst wenden. Rellstab besitzt, indem wir zuerst die Form betrachten, eine ungemeine Leichtigkeit, fast möchten wir sagen Raschheit der Darstellung; der Stoff biegt sich schnell und geschmeidig unter seinen Händen in die entsprechende Form; es ist da kein Kampf, kein Ringen zu erblicken zwischen Form und Stoff, sondern beide scheinen füreinander geschaffen, stehen in der innigsten Harmonie zueinander. Dies ist jedenfalls ein großer Vorzug für jeden Schriftsteller, und eine der höchsten Aufgaben der Kunst, wenn nur der Inhalt selbst hinwiederum auch die nöthige Tiefe, die größere poetische Bedeutung für sich in Anspruch nehmen kann. Hier aber kommen wir sofort zu einem zweiten Momente wodurch die Schreibart Rellstab's, natürlich im weitesten Sinne des Worts genommen, sich charakterisirt. Die Darstellung knüpft gar gern und eben vermöge der oben angegebenen Leichtigkeit um so lieber an äußern Ereignissen an; die äußere Erscheinung, ohne daß wir im Stande sind deren innere poetische Berechtigung zu erkennen, bildet gar oft die Hauptentwickelungsmomente in der Darstellung. Die einfache Thatsache muß aber immerhin in einem Kunstwerke erst ihre Vermittelung finden, sie muß durch dasselbe wahrscheinlich gemacht werden, sie muß als ein Glied des Ganzen dastehen ehe sie als solche berechtigt ist; statt daß es den Anschein hat als bestimme sie als ein äußeres zufällig hinzugekommenes Moment den innern Gang der Entwickelung. Es läßt sich zwar nicht verkennen daß auf diese Weise gar oft die Erzählung einen gewissen Reiz bekommt, daß sie eine Spannung auf den Leser ausübt, die es ihm oft nicht möglich macht das Buch aus den Händen zu legen; aber der eigentlichen poetischen Darstellung, dem wahren Kunstgenusse wird dadurch keine Befriedigung verschafft. Die Wirkung die so herbeigeführt wird läßt sich bei einem großen Kreise des lesenden Publicums nicht verkennen, und wir gestehen ihr gern auch ihre Berechtigung zu; aber auf die Länge der Dauer, namentlich wenn es Jemand einfallen sollte die Schriften Rellstab's hintereinander zu lesen, wird doch durch diesen fortwährenden Reiz, durch diese Ueberspannung der Aufmerksamkeit eine Abspannung, ein Ueberreiz sich um so gewisser einstellen als die Methode un-

gefähr in allen Werken des Verf. sich gleich bleibt, also fast immer dieselben Lagen wiedererscheinen und eben durch diese Einförmigkeit ermüden. Besonders wird jedoch dieser Eindruck noch erhöht durch einen Umstand auf den wir erst weiter unten zu sprechen kommen, wir meinen nämlich die Gleichartigkeit der Erfindung oder die Zugrundelegung derselben Motiven, die Aehnlichkeit des Stoffs. Hier haben wir es jedoch zunächst mit der Form, mit der Schreibart im engern Sinne zu thun, und wollen hier nur aus dem Hauptwerke Rellstab's, seinem „1812", einige Beispiele anführen. Wie sehr Rellstab es liebt die Spannung zu fördern, das Interesse, wir müssen jedoch besser sagen, das äußere Interesse aufrechtzuerhalten, sehen wir gleich im ersten Bande. Nachdem am Fuße des Simplon sich zwei oder drei der Hauptpersonen des Romans auf ziemlich abenteuerliche Weise zusammengefunden und das Interesse des Lesers an ihnen schon lebendig geworden ist, führt sie und den Leser der Schriftsteller über die Alpen an einem lauen Aprilabende; es waren warme Tage vorhergegangen, die Lawinen stürzen da herunter „wie die Sperber auf die Lerche". Der Postillon stutzt, thut einen Schuß aus seiner rostigen Muskete um eine loshängende Lawine schnell zum Sturze zu bringen; der Schall dröhnt weit durch die öden Berge, doch Alles bleibt still. Der Postillon treibt nun die Pferde bergab. Plötzlich donnert und kracht es dumpf in der Höhe; der Postillon peitscht auf die Pferde, der Wagen läuft mit Blitzesschnelle; ein furchtbares Krachen ertönt als stürze der Berg zusammen. Die Pferde bäumen sich, sie werden scheu und rennen mit dem Wagen dem Abgrunde zu: — doch der Lenker bringt sie wieder auf die rechte Bahn, aber die Reisenden sind in eine weiße Wolke gehüllt. Der Boden bebt, die Wolke verdunkelt sich „wie zu dichten schwarzen Rauchwirbeln", der Wagen erhält einen furchtbaren Stoß und — steht still: sie waren in eine Galerie eingefahren, der Wagen war ganz entzweizerschellt und in der Galerie verschüttet; doch mit Hülfe des Postillons kamen sie endlich aus der gefährlichen Lage. Wer diese ausgedehnte Schilderung im Buche liest wird wol sofort sagen daß sie lebendig und anziehend ist, aber für den innern Zweck der Erzählung ist und bleibt sie nur ein äußeres, zu weit ausgesponnenes Moment. Was hier gesagt ist von Erscheinungen und Schilderungen in Naturereignissen, Dasselbe gilt übrigens auch von der allzu großen, fast zur Gewissenssache gemachten Ausführung in geschichtlichen Thatsachen. Gerade in diesem letzten Punkte ist „1812" sowol als „Algier und Paris" eine wahre Fundgrube, wenn man diese Eigenschaft des Verf. weiter begründen wollte. Ja der Verf. geht sogar in der Vorrede zu dem Romane „Algier und Paris" so weit daß er einem Kritiker, der ihm vorgeworfen hatte daß die Schilderung des Schiffbruchs von höchster Unkenntniß der Marineverhältnisse zeuge, gegenüber sich damit vertheidigt: er sei dabei zum Theil „wörtlich" den Berichten der Capitaine Bruat und Assigny im „Moniteur" gefolgt, und in der Vorrede zu „1812" bekennt er daß er den Darstellungen Ségur's bisweilen „fast wörtlich" gefolgt sei. Es läßt sich zwar nicht verkennen daß der Verf. mit großem Geschick hier und da das historische Factum im Interesse seiner Erzählung ausgebeutet hat, daß der Leser gern und willig auf diesem Felde ihn begleitet, zumal er es versteht überall das Effectvollste auszuwählen; aber der Umstand läßt sich auch nicht verkennen, und wenn man beide Bücher immerhin als historische Romane betrachtet, was sie denn auch wirklich sind, daß die Geschichte fast fragmentarisch in die Erzählung hineinragt, und daß die einzelnen Momente, so lebendig sie auch dargestellt sind, so sehr sie das Talent des Verf. in der Ausschmückung solcher Scenen auch beurkunden, dennoch als zu weit ausgedehnte, ja sogar für den Plan des Ganzen oft fremdartige Stellen zu bezeichnen sind. Durch diese Vorliebe des Verf. für die Schlagpunkte, wenn man sich so ausdrücken soll, in der Geschichte kommt es dann daß andere Bestrebungen, die von gleicher historischer Bedeutung und Berechtigung sind, schon um deswillen mehr in den Hintergrund gedrängt sind, weil sie diese Behandlung nicht gestatten, und in nothwendiger Folge davon kommt es daß das historische Bild nur ein einseitiges, oftmals nur ein äußeres ist.

In Folge dieser soeben gemachten Ausführung ergibt sich sodann als weiteres charakteristisches Merkmal Rellstab's daß er in seinen Novellen, Romanen und Erzählungen nur mit Ausnahme einzelner Stellen und Charaktere fast größtentheils sich mit der Entwickelung der äußern Lebensmomente seiner handelnden Personen befaßt, und eine aus dem innersten Wesen derselben entspringende, überall in die Entwickelung der Handlung eingreifende, diese zum Theil selbst bildende Entfaltung verschmäht. Die äußere Thatsache stößt und treibt seine Personen, knüpft die Knoten, steigert die Verwickelung und entwirrt sie auch wieder; so ist der Charakter nur insofern vorhanden wie er diesem Einflusse sich gegenüber stoßen läßt, die Wirkung ist immer da, und das selbstbestimmende, tief psychologische Moment, wodurch die Schilderung zuerst zum wahren Kunstwerke geläutert wird, geht leer aus. Daher kommt es auch daß fast alle Richtungen, Neigungen, Leidenschaften gleich bei Anfang der Erzählung schon als gegebene Größen vorhanden sind, es ist ein eigentliches Erwachsen aus dem Geiste, ein Erschließen des Herzens, ein Oeffnen der geistigen Blüten nicht zu erblicken; die Uebergänge fehlen daher auch, und der Verf. bildet gewissermaßen mit seiner ganzen Art und Weise zu erzählen einen Gegensatz zu jenen Schriftstellern die über dem ruhigen Ausspinnen der geistigen Natur ihrer Personen, über einem allzu behaglichen Verweilen bei der Entwickelung innerer Momente den Fortgang der Erzählung selbst vergessen, also das äußere Moment vernachlässigen und dadurch in Schilderung innerer Entwickelung ebenso einseitig werden wie Dies Rellstab bei der Darstellung des Gegensatzes oft wird. Die Rellstab'sche Person ist fast immer gegenüber den Ereignissen die von außen kom-

men, wozu sie Nichts beiträgt, leidend, duldend; sie wird mitgenommen, durch dieselben bestimmt, dadurch oft sogar unfrei, ein unabwendbares, unabänderliches Geschick waltet über ihren Häuptern, dessen unbewußte Vollbringer sie sind, dessen Pläne sie nicht kennen, das sie zwingt so zu handeln wie ihnen nichts Anderes übrigbleibt. Es braucht wol nicht noch besonders bemerkt zu werden daß auf diese Weise gar oft der Gedanke an Willkür und Zufälligkeit rege wird, und daß man hinter dem Ganzen den Dichter erblickt, wie er die Fäden der Erzählung mühsam zusammenhält, dieselben gewaltsam erschüttert und durcheinanderwirft um das Ganze zum Ziele zu bringen. Rellstab läßt, um diese ganze Auseinandersetzung noch einmal kurz zusammenzufassen, die Ereignisse an den Personen sich entwickeln, statt daß die Personen an den Ereignissen sich entfalten sollten. Er verliert dadurch ein tieferes poetisches Element und gewinnt freilich die Pracht der Schilderung, die Ausschmückung der Scenerie. Daher kommt es aber auch daß uns inmitten der gespanntesten Momente, inmitten der erwartungsvollsten Scenen eine Sehnsucht nach einem tiefern, geistigern Inhalte überfällt; die Spannung quält uns mehr als sie erheitert, die Schilderung unterhält uns mehr als sie erbaut; das Herz sucht sehnsuchtsvoll nach einem warmen Pulse des wahren poetischen Gefühls, das Auge blickt verlangend nach dem grünem Zweige einer frischen Empfindung. Dieser Mangel an Tiefe in den Werken Rellstab's läßt sich nicht wegleugnen, nicht wegraisonniren, er tritt uns überall in den Gedichten wie in den Dramen, in den Novellen wie in dem Romane entgegen; für die poetische Fülle tiefer Empfindungen bietet er den Glanz der äußern Schilderung, für die geistige Erschütterung und das Interesse das wir an den Personen nehmen muß uns die allerdings oft ungemein künstliche Anlegung und Entwickelung äußerer Momente schadloshalten. Will man ein Gleichniß wählen was etwa die Vorzüge und Mängel der Schreibart Rellstab's annähernd charakterisiren würde, so könnte man einen Bach wählen, wir meinen ein Bächlein das klar, ruhig und eben über die glatten Kiesel hinfließt: hier und da hat es sich selbst durch den Sand den es führt einen kleinen Damm gebildet, allein es umfließt denselben ruhig; hier und da hat ihm die Natur sogar einige Schwierigkeiten in den Weg gelegt, es überwindet dieselben; es ist stets durchsichtig bis zum Grunde und gewinnt nirgend eine besondere Tiefe, oft aber eine nicht unverhältnißmäßige Breite. Doch lassen wir das Gleichniß! Entsprechend diesen oben ausgeführten charakteristischen Merkmalen zeichnet sich auch die Sprache Rellstab's durch eine gewisse Leichtigkeit und Glätte aus, ohne daß sie weder die Eleganz mancher modernen Schriftsteller noch auch eine besondere Tiefe verräth; sie ist jedoch ungezwungen und ohne Schwulst, nur hier und da einförmig und eintönig.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Der Communismus in alter und neuer Zeit.

Ein neues, glänzend geschriebenes Buch über einen alten Stoff, das den Preis wohl verdient den ihm die Französische Akademie zuerkannte, ist die

**Histoire du communisme, ou réfutation des utopies socialistes par** *Alfred Sudre.*

Bei den großen Verirrungen der Gegenwart, die sich besonders in Frankreich zeigen, wird die Frage: ob die Krankheit an der wir leiden, ob der Communismus etwas unserer Zeit ausschließlich Zugehöriges, oder ob derselbe ein Erbübel der Geschichte sei, mehr als oft aufgeworfen. Die Beantwortung dieser Frage hat Sudre zunächst übernommen. Er untersucht als Historiker und verurtheilt als Kritiker. Wie die Schüler des Hippokrates den Ursprung der Seuche die Europa decimirt in den Miasmen des alten Orients zu finden glauben, so auch hat Sudre das Vaterland der Geißel unserer gesellschaftlichen Existenz im grauen Alterthum gesucht. Wenn der Communismus sich als Evangelium, als frohe Botschaft, brüstet, so straft ihn die Geschichte Lügen; er ist ebenso alt als die Welt, ebenso alt als das Eigenthum. In den drei größten Hauptepochen der Weltgeschichte, im heidnischen Alterthum, im christlichen Mittelalter und der Französischen Revolution, hat man den Communismus gepredigt, bald im Namen der Philosophie und Politik, bald im Namen des Evangeliums und der christlichen Brüderlichkeit, und bald im Namen des socialen Fortschritts und der demokratischen Gleichheit. Platon hat die Ehre der Stammvater desselben zu sein; seine Republik gründet sich auf Gemeinschaft der Güter, der Weiber und der Kinder; weniger starr, sucht er in seinem Buch über die Gesetze seine Ideen mit denen seiner Zeit zu vereinbaren, und läßt die Familie bestehen, sich mit gleichmäßiger Gütervertheilung begnügend. So entstanden die zwei Richtungen des Communismus, die eine als reiner Communismus ohne Eigenthum und Familie, und die andere als sein Gegner der Socialismus, der die Familie beibehält.

In kurzen Worten schildert der Verf. den weitern Verlauf der communistischen Disciplinen bis zu Cabet. Betrachte man das Buch des Kanzlers Thomas Morus als ernstlichen Reformversuch oder als Satire, der Name „Utopien" ist von ihm dem Socialismus geblieben; sein Werk ist jedenfalls die Quelle der wilden Angriffe und abgedroschenen Declamationen gegen den gesellschaftlichen Zustand unserer Zeit, gegen das Eigenthum, den Egoismus der Reichen, das Elend und die Noth der Armen; nur die Frauen sind noch nicht gemeinschaftlich. Consequenter als Morus bietet uns der Mönch Campanella in seiner „Civitas solis" die Skizze einer radicalen Gemeinschaft; die Ehe ist das abscheulichste Verbrechen und die geschlechtliche Vermischung ist regelrecht organisirt. Morelly und Mably sind die beiden communistischen Lichter des 18. Jahrhunderts. Ein „Code de la nature" des Erstern ward lange Diderot zugeschrieben, und ist in der That Nichts weiter als ein Code des Communismus. An sie schließt sich Jean Jacques Rousseau, Diderot und Brissot-Warville an.

Der Communismus existirte aber nicht blos in Platon's imaginairer Republik, in Utopien und in der Sonnenstadt, sondern er herrschte in der Verfassung der Insel Kreta und in der Gesetzgebung Lykurg's. Der Verf. gibt ein kurzes, aber getreues Bild der spartanischen Gesellschaft mit ihrer halb kriegerischen und halb barbarischen Aristokratie, ihrer „Menschenstuterei" statt der Familie und einer Sklaverei wie sie nie seitdem sich wieder ausgebildet hat. Im Mittelalter war es die Sekte der Karpokratienser welche das gemeinschaftliche Leben bis zu den seltsamsten Consequenzen führte. In interessanter Skizze führt Sudre die ausgedehnte praktische Befolgung des Communismus in der Bewegung der Wiedertäufer vor; er beginnt mit dem blutigen Bauernaufstande unter Thomas Münzer, der in Mühlhausen den Communismus einführte, und en-

digt mit dem Uebergange des letzten Propheten der Wiedertäufer, Johann's von Leyden, in Münster.

Sudre kommt nun auf die Bekämpfung jener Ansicht als habe der Communismus noch eine engere Verknüpfung mit dem Evangelium als die daß die ersten Communisten zugleich Ketzer waren; besondere Sorgfalt wendet er auch auf die so oft gehörte Behauptung als hätten die ersten Apostel und Jünger Gütergemeinschaft in socialistischem Sinne gehabt. Er meint, Das hieße ebenso schließen als wenn man sagen wolle Rom habe den Diebstahl gebilligt weil es von einer Diebsbande erbaut sei. Ein Phalanstère sei ein Kloster ohne Entsagung und Cölibat, und so möchten die Apostel des Communismus aus der ganzen Welt ein Kloster machen, nicht um den Gütern und Freuden dieser Erde zu entsagen, sondern um sich im Wohlleben dem grassesten Materialismus zu ergeben.

Unendlich wichtig und anziehend ist die Rolle welche der Communismus in der Französischen Revolution spielte. Die falschen Begriffe welche Rousseau über den socialen Staat verbreitet hatte, seine Lehre vom Eigenthum, das er nur als ein auf Vertrag beruhendes Rechtsinstitut darstellte, hatten Eingang in die offensten Köpfe der Constituirenden Versammlung gefunden. In seiner Abhandlung über das Eigenthum ist Mirabeau wider Wissen und Willen Socialist. Dies falsche Princip fand Eingang in dem Convent, und vor Allem in dem Wohlfahrtsausschuß, wo Robespierre es in seiner Erklärung der Menschenrechte zu förmeln suchte. Während er die Vertheidiger der Agrargesetze bekämpfte, machte er selbst das Eigenthum zu einem bedingten Besitz, einem Ususfructus, decretirte er die Abschaffung des Testirrechts, proclamirte er das Princip der progressiven Steuer und des Rechts auf Arbeit. Noch weiter gingen die andern Jakobiner; da träumte St.-Just von der Abschaffung der Beerbung durch Seitenverwandte, von der Vertilgung des Ueberflusses und der Errichtung einer gemeinsamen Domaine. Rabaut St.-Etienne verlangte Vertheilung und Gleichheit des Vermögens; Hérault de Sechelles wollte die Constitution von 1793 auf die Gesetze des Minos zurückgebracht wissen, bis endlich, von Consequenz zu Consequenz, der Socialismus in seiner äußersten, radicalen Spitze seinen Apostel, Meister, Helden und Märtyrer zugleich in einem Manne, Babeuf, fand.

So sind wir denn seiner Entwickelung gefolgt, von seinem Ursprung bis ins 18. Jahrhundert. Und was haben wir gelernt? Die großen Ideen der bürgerlichen Gleichheit, der politischen Freiheit, der nationalen Einigung haben sich Bahn gebrochen und sind befestigt. Aber der Communismus ist stehen geblieben da wo er bei seinem Entstehen vor 2000 Jahren war. Morus hat den Platon abgeschrieben, Morelly den Morus, Babeuf den Morelly. Und was haben die Reformatoren der Gegenwart zu dem großen Werke gethan? Nichts; sie sind noch ärmer als ihre Vorgänger. Der erste, Robert Owen, hat sein Dogma von der Unverantwortlichkeit der menschlichen Strafen offenbar der Sündlosigkeit der Wiedertäufer entnommen. Der St.-Simonismus ist auf den seltsamen Plan wie Campanella's Sonnenstadt gegründet. Am Fourierismus ist Nichts neu als der Name Phalanstère; Ackerbauer-Associationen waren schon lange in Frankreich bekannt. Cabet hat seine Lehre von der anziehenden Arbeit von Morelly und Mably; aber Den dem er das Meiste verdankt, die Conspiration und wol auch seine Nationalwerkstädten, Babeuf nennt er nicht. Wenn man endlich den Widerspruch gegen Alles und Jedes, die Sucht ganz gewöhnliche Gedanken unter bizarre Phrasen der deutschen Scholastik zu verstecken, die Kunst sich zwischen Ja und Nein, Falsch und Wahr, Recht und Unrecht zu halten, originell nennen will, dann allerdings ist Proudhon ein Original. Sonst aber hat Proudhon gar Nichts erfunden, nicht einmal die Volksbank; denn ähnliche Unternehmungen sind schon oft in England zugrundegegangen. Und wenn er stolz ausruft: „Die Definition des Eigenthums ist die meinige, und all mein Ehrgeiz ist daß ich ihre ganze Ausdehnung begriffen habe. In 1000 Jahren hat man nicht zwei solche Worte gesagt wie Eigenthum ist Diebstahl. Sie sind mir kostbarer als Rothschild's Millionen, sie sind das denkwürdigste Ereigniß unter Ludwig Philipp's Herrschaft", so entgegnet Sudre sehr ruhig: „Leider müssen wir Proudhon widersprechen, denn schon 60 Jahre früher hat Brissot in seinen «Recherches philosophiques sur le droit de propriété et de vol» gesagt: Das ausschließliche Eigenthum ist nach den Naturgesetzen ein Diebstahl." Proudhon ist, wie man sieht, Praktiker; denn was ist denn das literarische Eigenthum auch anders als Diebstahl! 6.

---

## Miscellen.

### Der „gute Deutsche" in Lyon.

Der „gute Deutsche" hieß Johann Kleberger und war ein Reichsstädter — nicht ein Baier, wie der „Courrier de Lyon" in seinem Berichte über die Einweihung der am 17. Sept. 1849 dem „guten Deutschen" zu Lyon errichteten Statue mit der gewohnten französischen Oberflächlichkeit in deutschen Angelegenheiten entdeckt —, zu Nürnberg 1486 geboren, zu Lyon 1546 gestorben, hatte die Schlacht von Pavia mitgemacht und Franz I. das Leben gerettet. Zwei deutsche Münzen wurden ihm zu Ehren geprägt, mit den Siegestrophäen. Im J. 1526 vollendete Albrecht Dürer das Bildniß seines Landsmannes, mit dem ihn Freundschaft verband. Dies werthvolle Werk, auf Holz gemalt, befindet sich in der kaiserlichen Galerie Belvedere zu Wien. Kleberger verwendete in Lyon sein großes Vermögen zu Wohlthaten, stattete die armen Mädchen des Quartier St.-Paul aus, war der erste Gründer vom Hospiz der Charité; er steht obenan auf den Marmortafeln welche die Namen der Donatoren bewahren. Unter vielen Besitzungen gehörte ihm das Schloß mit „dem Thurme der schönen Deutschen", dem die blendende Schönheit von Kleberger's Frau, deren Lieblingsaufenthalt es war, diese Bezeichnung lieh. „Der gute Deutsche" und „die schöne Deutsche" gehören unter die mittelalterlichen Erinnerungen der Stadt Lyon. Zum Andenken seiner Wohlthaten errichteten ihm die Einwohner eine schlichte Holzstatue auf einem Felsen vom Quai Bourgneuf, weshalb man ihn auch l'homme de la roche nannte. Das gebrechliche Werk, das die Zeit oft zerstörte, ward von der Arbeiterclasse zu Lyon drei Jahrhunderte hindurch mit rührender Ausdauer immer wieder aufgerichtet. Die jetzige, festlich eingeweihte Statue ist von Bonnaise, einem jungen Künstler dieser Stadt. Die Züge sind den erwähnten Münzen nachgebildet. „Der gute Deutsche" hält mit einer Hand die Börse, mit der andern sein Testament, in welchem er das Hospiz reichlich bedachte.

---

### Die Hymne der Stuarts: „God save the king."

Die Geschichte dieser britischen Nationalmelodie ist seltsam. Sie gilt für eine Composition von Lully. Die jungen Mädchen in den Chören der „Esther" erfreuten zu St.-Cyr das eitle Ohr des „großen Königs" durch die Harmonie des „Domine salvum fac regem". Die Diener Jakob's nahmen den majestätischen Anruf mit in ihr Vaterland hinüber; sie richteten ihn an den Gott der Heere wenn sie in den Kampf gingen für ihren verbannten Herrscher. Die Engländer von der Partei Wilhelm's, ergriffen von der Schönheit des Gesangs der Gläubigen, bemächtigten sich seiner. Er blieb der Eroberung und der Volksherrschaft, die nicht wissen daß sie eine fremde Melodie singen, die Hymne der Stuarts, das Lied des göttlichen Rechts und der Legitimität. Wie viele Revolutionen in ein Dutzend Noten gehäuft, die alle diese Revolutionen überlebt haben! Das herrliche „Domine salvum" des katholischen Ritus hat ein umgekehrtes Schicksal. Man stimmte es im 10. Jahrhundert an wenn der Kaiser von Konstantinopel im Hippodrom erschien. Es ging vom Schauspiel in die Kirche über. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 41. —— 16. Februar 1850.


## Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Wir wenden uns nun zum Stoffe oder dem Inhalt. Der Verf. wählt diesen, wie schon Dies die Reichhaltigkeit der verschiedenen Gattungen beweist, theils aus der Sage, der Geschichte, aus der Natur, aus den wechselnden Bewegungen des menschlichen Herzens und Lebens; er führt uns aus den höhern Kreisen der Gesellschaft in die einfache Schenkstube der Bauern, von dem Schlachtfelde auf welchem die Schicksale ganzer Zeiten und ganzer Völker entschieden werden zu Räubern in die einsamen Schluchten des Schwarzwaldes, oder zu Schleichhändlern in das böhmische Gebirge; vom Hofe der Fürsten in die Hütten der Armuth, von den Schauern des Meers und den donnernden Lawinen der Gebirge in die stille Waldeseinsamkeit; aus dem Treiben und Wogen der wirklichen Welt hinein in das Träumen eines sagenhaften Märchens. So beschreiben wir alle Kreise des Lebens, lernen alle Lagen des menschlichen Herzens kennen. So mannichfach hiernach auch der Stoff sich darstellt, so abwechselnd er sich, je nach den verschiedenen Kunstformen in die er verarbeitet ist, vor unsern Augen gestaltet, so können wir doch den Punkt auf den wir bereits oben hingewiesen haben hier nicht übergehen, umsoweniger da es ein wesentliches charakteristisches Merkmal der Poesie Rellstab's abgibt und sich fast in allen seinen Werken die hierher einschlagen vorfindet. Es betrifft Dies zunächst die Erfindung, oder wie man Dies, um mit den Griechen zu reden, ausdrückt, die Fabel des Stücks, der Erzählung, des Romans. Wir sprachen oben von einer gewissen Einförmigkeit der Form, und wiesen darauf hin wie diese durch den Inhalt noch vermehrt würde; wir werden nun versuchen unsere Ansicht ausführlich zu begründen. Rellstab bringt vorzugsweise dadurch eine gewisse Spannung, einen eigenthümlichen Reiz hervor daß er scheinbar ganz fremde Personen sich einander nahe bringt; hier und da verräth er nun in einzelnen Andeutungen daß die Personen Das eigentlich doch nicht sind was sie scheinen, es schwebt über ihrer Geburt ein gewisses Dunkel; der Leser wird dadurch gespannt, setzt sich selbst zusammen, sucht voraus zu bestimmen wie die Verhältnisse sich etwa entwirren könnten, kurz, der Schriftsteller erreicht seinen Zweck vollkommen, er reizt die Neugierde und hält ein eigenthümliches Interesse rege, umsomehr als er nur stückweise die Enthüllungen folgen läßt. Die Dankbarkeit dieser Anlagen, die Leichtigkeit mit der sich derart Verwickelungen ersinnen lassen, hat nun den Verf. verleitet dieselben und ähnliche Motive in dem größten Theile seiner Novellen, sowie in seinen zwei großen Romanen anzuwenden. Durch irgend ein Schicksal werden die Kinder einer Familie auseinandergerissen, oder die That ist schon geschehen ehe nur die Erzählung beginnt, und wir glauben wildfremde Menschen sich gegenüber zu haben, bis sich die Sache aufklärt daß sie im engsten verwandtschaftlichen Verhältnisse zueinander stehen. Wir können nicht umhin, namentlich wenn wir die Anzahl der Erzählungen, größere wie kleinere, überblicken, und in ihnen dasselbe Thema auf so verschiedene Weise, aber ganz in demselben Sinne variirt finden, der Erfindung Rellstab's eine lästige Wiederholung, wenn man nicht geradezu Armuth sagen wollte, zum Vorwurfe zu machen. Dieser Umstand wird jedoch jenen Lesern weniger auffallen, im Gegentheil wird vielleicht ein großer Theil derselben sich dabei ganz gut unterhalten, welche sich nicht zum Vorsatze gemacht haben die Schriften Rellstab's hintereinander kennen zu lernen, sondern dieselben in Zwischenräumen, durch andere Lecture unterbrochen, lesen. Zur Begründung unserer Ansicht wollen wir nun gleich einmal an den Inhalt einzelner Werke herangehen, und zwar so daß wir von den umfassendern zu den kleinern herabsteigen; bevor Dies jedoch geschieht, haben wir noch auf einen eben durch diesen Umstand herbeigeführten sehr wesentlichen Punkt aufmerksamzumachen. Es konnte natürlich nicht fehlen daß bei der einmal gegebenen Verwickelung zwischen Bruder und Schwester, die sich nähern ohne sich zu kennen, also ein Recht sich zu lieben zu haben glauben, ebenfalls der Vater in dieselbe Lage versetzt wird; so lange freilich der Leser nicht weiß daß die betheiligten Personen in einem nähern Blutsverhältnisse stehen, so betrachtet er sie auch eben als Berechtigte; wie er aber ahnt daß der Vater seine Tochter liebt, und nun gar, wie Dies dabei gerade der Fall ist, nur rein sinnlich liebt, also sein eigenes Kind verführen will: so entsteht ein Widerwillen, ein sittlicher Ekel in ihm, der ihm die Lust an der Lec-

ture verdirbt, und in der That läuft, wie namentlich in den „Venetianern“ und in den „Strandbewohnern“, die ganze Erzählung so scharf auf der Kante her, wo das Sittlichschöne und sein Gegentheil sich begrenzen, daß man oft bange wird es möchte hinüberschlagen; aber wenn Dies nun auch wirklich nicht geschieht, so kann man doch den Eindruck den man in dieser Lage empfindet keineswegs einen ästhetischen nennen. Man könnte sich vielleicht hier auf die Sage vom Oedipus berufen und daraus schließen wollen daß wir, weil die Griechen ähnliche Motive angewendet hätten, gleichfalls ohne Nachtheil der Kunst dazu berechtigt wären. Aber bedenke man doch nur daß wir auf einem weit freiern sittlich-religiösen Boden stehen, daß was den Griechen als unabänderlich, unabwendbar von den Göttern gesandt erschien, also als ein Fatum, dem der einzelne Mensch sich beugen muß, so sehr er es auch beklagt, bei uns nur nach unsern sittlichen Begriffen als die freie That eines vollberechtigten Menschen erscheint, daß wir hierfür also in dem Urtheile und der öffentlichen Meinung keinen andern Maßstab anlegen als den der freien Sittlichkeit, und daß wir keineswegs wie die Griechen konnten im Stande sind dem unwiderstehlichen Verhängniß dergleichen Ereignisse zuzuschieben.

Im Romane „1812“ sind diese Verwickelungen jedoch weniger in dem Vordergrund, sie bilden hier nicht die Knotenpunkte; aber immerhin nimmt die Geschichte zweier Hauptfiguren, der Feodorowna-Bianca und des Bernhard-Benno, zweier Geschwister, einen Hauptantheil für sich in Anspruch. Ein russischer Graf, schon längere Zeit kinderlos vermählt, lernte zu Pyrmont eine Frau kennen die kränklich der Geburt eines zweiten Kindes zu dem ersten, einem Knaben, entgegensah. Die Mutter starb nach der Geburt einer Tochter, welche der Graf als Kind anzunehmen sich entschloß. Der Knabe wurde unter fremde Leute gegeben, ohne daß man weiter Etwas von ihm wußte. Eine Magd hatte jedoch dem Knaben einen Ring in den Gürtel eingenäht, wovon das Gegentheil sie für das Mädchen aufbewahrte. Die Magd, Leibeigene des Grafen, hatte vorher geschworen bei ihren Lebzeiten an Niemand das Geheimniß zu verrathen. Als sie jedoch starb, offenbarte sie dasselbe an Feodorowna, dies war das Mädchen; diese erfuhr dadurch ihre Geburt und schwärmte nun für ihren unbekannten Bruder, den sie dann auch endlich findet. Diese Geschichte ist jedoch gewissermaßen nur die Episode des Romans, und kann daher bei Betrachtung dieses weniger in die Wagschale gelegt werden, wie überhaupt hier vermöge der ganzen Construction auch diese Wendung oder Verwickelung, wie man will, mehr als natürlich sich ergibt; allein sie mußte auch hier herausgehoben werden, um nachzuweisen daß selbst in den besten Werken Rellstab's sich dieser Zug vorfindet. Deutlicher schon zeigt sich uns diese Erscheinung in „Algier und Paris“. Der Oberst Clermont wird zur Zeit der Restauration, wenn er nicht in die Hände seiner Feinde fallen will, als Anhänger des Kaisers genöthigt Frankreich zu verlassen; er läßt seine geliebte Gattin nebst zwei Kindern, einem Mädchen Leontine und einem Sohne Eduard, zurück; das dritte Kind aber, eine Tochter Eugenie, nimmt er mit sich. Beide, Vater und Tochter, gerathen in die Hände von afrikanischen Seeräubern, und werden getrennt ohne daß sie voneinander Etwas erfahren. So vergehen nun mehre Jahre; Leontine wird die Braut eines Seeoffiziers Namens Adolf, dessen Bruder heißt Victor, der ebenso wie Eduard auf der französischen Flotte dient. Es brach nun der Krieg mit Algier aus; der Bräutigam Leontine's und sein Bruder Victor befanden sich auf dem Aventure der Schiffbruch litt, nur Wenige retteten sich an das Land und geriethen in die Hände der Mauren. Victor lernt hier ein junges maurisches Mädchen kennen das in großer Verehrung bei diesem Volke stand; mit Hülfe desselben rettete er sich, nachdem er vorher erfahren daß sie die Schwester der Braut seines Bruders, also Eugenie sei. Sie flohen in das französische Lager, wo sie ihren Bruder Eduard fand. Nun fehlte noch der Vater; bald lernen wir auch diesen in der Person des flüchtigen Sklaven Hassan kennen, der sich nach Algier gerettet hat. Clermont schaut dem Gefechte zu, da sieht der Oberst einen Offizier mit wenig Mannschaft eine Schlucht hinaufklettern und die Mauer eines Gartens umgehen in welchem sich viele türkische Geschütze befanden. Hier heißt es:

> Es regte sich eine Theilnahme für den jungen Mann in der Brust des alten Kriegers die ihn selbst befremdete.... War es das vereinzelte Unternehmen, wodurch die Aufmerksamkeit mehr auf den Einen geleitet wurde, oder ein zufälliges Gefühl, oder eine jener absichtlichen Wählen des Herzens, die so oft Diesem oder Jenem Neigung zuwirft, ohne sich Rechenschaft zu geben, oder mochte es endlich eine jener geheimnißvollen, unerklärlichen Empfindungen sein mit welchen eine dunkle Gewalt der Natur so oft unsere Brust ahnungsvoll erfüllt, und uns zu Fremden hinüberzieht die später bedeutsam mit unserm Geschick verknüpft werden.

Nun der Leser ahnt sofort daß dieser Offizier Eduard, der Sohn Clermont's, sein soll oder vielmehr ist; wir sagen sein soll, denn eine solche Wirkung in die Ferne, eine solche Sympathie zwischen noch so verwandten Geistern und Leibern ist sehr unwahrscheinlich und, wenn man sich des Ausdrucks bedienen soll, mit Haaren herbeigezogen. Rellstab mag Dies selbst gefühlt haben, darum sucht er noch verschiedene Gründe auf, von denen der erste das Natürlichste und Wahrscheinlichste ist und vollständig genügt hätte. Der Vater findet jedoch in Afrika seine Kinder nicht, sondern erst in Paris, im Straßenkampfe, wo ebenfalls eine gewisse Sympathie die zukünftigen Schwiegersöhne Victor und Adolf in die Nähe des Obersten treibt.

In den „Räubern im Schwarzwald“ findet der Vater Verona, das Kind seiner Geliebten Lisbeth, die von einem Wahnsinnigen ermordet worden war, plötzlich und unerwartet wieder. In dem „Wildschütz“ ist der Leser längere Zeit der Meinung daß zwei Geschwister ohne daß sie es wissen in Blutschande leben. Ein Fürst hatte nämlich eine heimliche Ehe, aus welcher er einen Sohn erhielt, den die Schwester seiner Geliebten gleich-

sam als ihren Sohn neben ihrer Tochter auferzog. Diese Schwester wurde von Räubern überfallen und getödtet, die Kinder getrennt; das Mädchen wuchs in einer Dorfschenke, der Sohn bei einem Jäger auf. Beide verlieben sich, und da der Schein eines Mordes auf Hubert, so hieß der Sohn, gefallen war, so flüchtete er sich mit seiner Geliebten in den Wald, wurde aber als Wildschütz ergriffen; der Fürst erkannte in ihm seinen Sohn und die Verbindung wurde gutgeheißen. In der „Badereise" finden sich ebenfalls zwei Geschwister wieder: der Grenzjäger Hubert ist der Graf Hubert Olginski, den ein Kosack nach Sibirien führen sollte, der aber Mittel gefunden hatte zu entkommen. In den „Artilleristen" werden am Sterbebette eines alten Pfarrers, der in zweiter Ehe lebt, seine beiden Kinder getrennt: der Knabe entflieht, weil auf ihm der Verdacht lastet das Haus seines Vaters angezündet zu haben, und geht unter die Soldaten; das Mädchen wird hülflos zurückgelassen von seiner Stiefmutter, die mit ihrem Geliebten nach Rußland entflieht. Ein Pfarrer nimmt sich des Mädchens an, und der Knabe wird zu einem tüchtigen Kriegshelden, und das Glück des Kriegs brachte ihm seine Schwester wieder und eine Braut in der Schwester des Bräutigams seiner Schwester. In den drei folgenden Novellen, die wir nun noch kurz anführen wollen, tritt das obenerwähnte charakteristische Merkmal am deutlichsten hervor. Die „Kameraden" spielen im zweiten Schlesischen Kriege. In einem Dorfe an der böhmisch-schlesischen Grenze lebt der Unterförster Leberecht mit seiner jungen Frau Gertrud und drei Kindern, zwei Knaben und einem Mädchen. Leberecht war ein wilder Geselle und ließ eines Tags Haus und Kind im Stich und zog in den Krieg. Die Mutter mußte vor dem hereinbrechenden Feinde fliehen; sie gerieth ins Gefecht, ward scheinbar todtgeschossen, die Kinder von ihrer Seite gerissen und gerettet, durch zwei Dragoner die Knaben, das Mädchen durch eine Marketenderin. Die bewegte Zeit schleuderte sie auseinander; die Brüder stehen sich feindlich gegenüber, der Eine hat bei den Preußen, der Andere bei den Oestreichern Dienst genommen; doch der Letztere geht auch zu den Preußen über und Beide werden Freunde und gefangen. Der Major der sie hat gefangennehmen lassen erkennt sie als seine Söhne und läßt sie entwischen, ohne daß er sich ihnen entdeckt, und ohne daß er ihnen sagt daß sie Brüder sind. Das Mädchen, ihre Schwester, ist indeß auch herangewachsen, und beide Brüder verlieben sich in dieselbe, und waren im Begriff sich zu schießen, als sie die Nachricht bekamen Aennchen — dies war ihre Schwester — sei von dem Major, also ihrem Vater, entführt. Als die Beiden mit geschwungenen Säbeln auf ihn eindrangen, da rief er: „Halt, ihr ermordet euern Vater!" Die drei Geschwister fanden sich ein und die Mutter dazu. In den „Venetianern" liebt der Bruder ebenfalls seine Schwester, die sich als Geliebte in dem Haus ihres Stiefvaters befindet, ohne daß sie derselbe kennt; beide Männer suchen sich zu verderben, aber außerdem daß dies Verhältniß sich aufklärt, findet der Doge in einem armen Schiffermädchen auch seine Tochter wieder. Die „Strandbewohner" sind von ähnlicher Anlage. Während eines Sturmes gebärt eine Frau zwei Kinder, das Schiff scheitert, der Knabe wird mit der Mutter gerettet, das andere Kind, ein Mädchen, von einem Wärter des Leuchtthurms erzogen. Der Vater dieser Kinder sieht später seine Tochter und sucht sie zu verführen, ohne daß er sie kennt; aber auch der Bruder verliebt sich in sie, bis auch hier endlich der „Knoten der verschlungenen Geschichte sich löst".

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Goethe's Sammlungen.

„Belebt von dem Wunsche Etwas zur Feier des hundertjährigen Geburtstages unsers verewigten Großvaters Johann Wolfgang von Goethe beizutragen, übergeben wir, bei dem Herannahen dieses Tages, der Oeffentlichkeit das Verzeichniß der Kunst- und Naturalien-Sammlungen welche sich während seines langen und glücklichen Lebens bei demselben angehäuft hatten. Aus diesem Verzeichniß kann man die Kenntniß derjenigen Gegenstände des Besitzes unsers großen Ahnen gewinnen welche ihm bei Abfassung seiner Werke, je nach dem Umfange der einzelnen Theile eben dieses Besitzes, bald als unmittelbares Hülfsmittel oder als nächster Gegenstand der Behandlung, bald als Erinnerungszeichen an den einen oder andern Kreis menschlicher Bildung, dessen Kenntniß er bei der einzelnen Arbeit voraussetzte oder anregen wollte, dienten, und ihm außerdem in täglicher Betrachtung eine Erheiterung des Lebens gewährten." Mit diesen Worten führen Goethe's Enkel, Walther und Wolfgang von Goethe, das Verzeichniß der von ihrem Großvater hinterlassenen Kunst- und Naturalien-Sammlungen, welches in drei Theilen vor kurzem herausgekommen ist, in die Oeffentlichkeit, gewiß einer der schönsten, werthvollsten und wichtigsten Beiträge zur allgemeinen Feier von Goethe's hundertstem Geburtstage.*) Dies läßt sich einem jeden wahren Verehrer Goethe's mit Einem Worte nahebringen; denn diese Sammlungen enthalten den lebendigen Commentar zu den Urtheilen und Betrachtungen Goethe's über die Kunst und das Kunst-Schöne, oder auch wenn man will, sie sind selbst der Text, dessen Commentar uns durch Goethe's Schriften geliefert wird. Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten dieser Sammlungen werden von dem Herausgeber und Redacteur des Verzeichnisses der Kunstsammlungen, Herrn Schuchardt in Weimar, welcher in den letzten neun Jahren von Goethe's Leben diese Sammlungen mit beaufsichtigt hat, mit Einsicht und Wärme in dem Vorworte entwickelt. Von Künstlern und Kunstfreunden sind gegen Goethe's Kennerschaft und Sammeleifer früherhin so manche Ausstellungen und Bedenken erhoben worden: gegen diese richtet sich der Verf., indem er im Allgemeinen zeigt daß die Kunstgegenstände in deren Besitz Goethe sich gesetzt für ihn kein todter Schatz waren, daß er nicht sammelte um zu sammeln; daß Goethe ferner das Wesentliche der Kunst in jeder Form würdigte, was nur Der vermag welcher auf einer hohen Stufe der Kunstbildung steht, sich mit dem Kunstwerk und

---

*) Goethe's Sammlungen. Drei Theile. Jena. 1848—49. 12. 2 Thlr. 20 Ngr. Inhalt: I. Kunstsammlungen. Erster Theil. Kupferstiche, Holzschnitte, Radirungen, Schwarzkunstblätter, Lithographien und Stahlstiche, Handzeichnungen und Gemälde, beschrieben von Chr. Schuchardt. — II. Kunstsammlungen. Zweiter Theil. Geschnittene Steine, Bronzen, Medaillen, Münzen, Arbeiten in Marmor, Elfenbein und Holz; antike Vasen und Terracotten, Gypsabgüsse, Majolica u. A. beschrieben von Chr. Schuchardt u. A. — III. Mineralogische und andere naturwissenschaftliche Sammlungen. Mit einer Vorrede der Gebrüder von Goethe.

dem Schöpfer desselben zu identificiren im Stande ist. Gegen die Schönheit und Vollendung der Ausführung bei Originalen und Nachbildungen war Goethe Nichts weniger als gleichgültig, und er legte den Ernst dieser Bestrebungen durch mancherlei Opfer zu Tage: doch war ihm der geistreiche Gedanke, die Art und Weise der Auffassung und der Darstellung desselben die Hauptsache bei einem Kunstwerk. Diesen erkannte er in einer weniger guten Nachbildung, aus einem weniger guten Abdruck, ja in dem Fragment eines bedeutenden Werks. „Zur wahren Erkenntniß braucht man eigentlich blos Trümmer", schrieb Goethe an Heinrich Meier am 15. Sept. 1809 („Briefe an und von Goethe", herausgegeben von Riemer, S. 86). „Wie sehr Recht haben Sie daß es zur wahren Kenntniß nur wenig bedürfe; wie sehr Recht hätten Sie nicht, wenn es nicht eines großen Umwegs bedürfte zu diesem Wenigen zu gelangen!" Gegen den Vorwurf einer ungerechten Bevorzugung der antiken Kunst hat Goethe sich selbst in dem Aufsatze „Antik und Modern" (XXXIX, 74 fg.) so geistreich als treffend vertheidigt, wenn er die Ausgleichung jenes Streits in die goldene Regel zusammenfaßt: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche! Aber er sei's!" Der Herausgeber fügt mehre aus dem Leben gegriffene Bemerkungen hinzu, namentlich mit Hinsicht auf die einseitigen Urtheile von Künstlern, unter denen nur „sehr Wenige Goethe's Werke in der Absicht zur Hand genommen haben um seine Kunstansichten genau kennen zu lernen". Dahingegen wird auf das Beispiel des trefflichen deutschen Künstlers Erwin Speckter hingewiesen, in dessen „Briefen aus Italien" die Goethe'schen Maximen und Kritiken über ältere und neuere Kunst überall harmonisch widerklingen; Dies war eine Folge seiner vertrauten Bekanntschaft mit Goethe's Werken. Goethe's Neigung zu sammeln ward nach eigenen Bekenntnissen (XXIV, 45) frühzeitig angeregt. Den Grund zu einer wirklichen Sammlung hat aber Goethe, nach des Herausgebers Vermuthung, während seines Aufenthalts in Italien gelegt. Schon bei seinem Leben war mit einem speciellen Verzeichnisse der Sammlung begonnen worden. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Goethe sogar angefangen das Vorzüglichste der Sammlung mit seinem Namen zu stempeln, einzelne zusammengehörige Partien zusammenzufiegeln, und eigenhändig mit Aufschriften zu versehen. Die Inhaltsverzeichnisse sind von dem Herausgeber sehr zweckmäßig nach den Schulen, und in jeder einzelnen Abtheilung in alphabetischer Ordnung entworfen.

Näher in das Einzelne dieser Schätze einzugehen kann der Zweck dieser Anzeige nicht sein*); dagegen liegt es im Gesichtspunkte unserer Betrachtung auf die eigenen Handzeichnungen Goethe's, welche hier (I, 264—268 oder Nr. 319—358) aufgeführt sind, einen Blick zu werfen. Was Goethe an mehren Orten seiner Bekenntnisse über diese von ihm mit mehr Eifer als Erfolg betriebenen Studien und Uebungen sagt, darf hier als bekannt vorausgesetzt werden. Hier ist indessen nach den Erörterungen Schuchardt's ein Unterschied zu machen. So findet man bei Freunden Goethe's und bei Kunstliebhabern Zeichnungen von Goethe welche theilweise allerdings keinen günstigen Begriff von dessen künstlerischen Leistungen geben. Mehre davon mögen unecht sein, andere sind flüchtige Notizen die Goethe sich zur Erinnerung an irgend einen Gegenstand machte, noch andere sind in Gesellschaft entstanden, und eine große Menge davon stammt aus seinen frühesten Jahren. Aber auch von denjenigen Zeichnungen welche „einer höhern Stufe allgemeiner Kunstbildung" entsprossen darf man „kein durchgebildetes Kunstwerk erwarten", obgleich Erfindung, Composition, Anlage, Andeutung der Farben bei den meisten Zeichnungen, besonders den Landschaften, so beschaffen sind daß kein Künstler sich deren zu schämen brauchte. Die hier verzeichneten 22 Zeichnungen stellen Goethe's letzten Versuch dieser Art aus dem J. 1810 vor, worüber er in den „Tag- und Jahresheften" (XXXII, 60) eine allgemeine Andeutung gibt. Goethe hat diese Zeichnungen in einen Band vereinigt, und in einem diesem Bande beigegebenen Vorworte, welches hier als ungedruckt mitgetheilt wird, den Wunsch ausgesprochen daß sie „als ein Denkmal seiner künstlerischen Leistungen beisammen aufbewahrt werden möchten".

Man erinnert sich schließlich der frühern Verhandlungen über den Ankauf dieser Sammlungen von Seiten des Deutschen Bundes, um sie der Nation als Eigenthum zu erwerben. Die Enkel Goethe's erklären hier daß „persönliche Verhältnisse es ihnen zur Zeit noch nicht gestattet sich über jene Verhandlungen öffentlich auszusprechen", und bitten alle wahren Verehrer Goethe's, sowie alle Die „welche überhaupt in keiner Angelegenheit ein Endurtheil fällen mögen wenn ihnen die Acten nicht vorliegen, ihre Ansicht über die Handlungsweise der Brüder von Goethe bis zu dem Zeitpunkt zu verschieben wo es ihnen vergönnt sein wird sich über das Geschehene ausführlich auszusprechen: ein Wunsch", setzen sie hinzu, „der nicht ohne Grund erscheint, wenn man sich an die zahllosen Misdeutungen erinnert die öffentlich in Betreff jener Verhandlungen gegen uns geltendgemacht worden sind, und um so leichtern Eingang fanden als nur unsere Gegner sprachen, wir uns aber schweigend verhielten". Eine Foderung von so einfacher Billigkeit, und welche von so vieler Selbstverleugnung zeugt daß wir den Erklärungen der Enkel Goethe's auch in Bezug auf so manche andere Anklagen und Vorwürfe, wie sie z. B. Düntzer in seinen „Studien über Goethe" hingeworfen hat, mit vollem Vertrauen entgegensehen. 30.

*) Wie fruchtbar in vielseitiger Beziehung diese Sammlungen, wenn sie einst, wie zu hoffen, der öffentlichen Benutzung zugänglich sein werden, sich bewähren müssen, geht schon jetzt daraus hervor daß Professor Piper für seine „Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst" (Weimar 1847) nach seinem Bekenntnisse die Kataloge vor ihrer Ausgabe mit Gewinn benutzte.

## Notiz.

### Die deutschen Universitäten.

Der jüngste Rector der Universität Leipzig, Prof. Bülau, sagte am Schlusse derjenigen Rede womit er am 31. Oct. 1849 sein Amt antrat Folgendes: „Auch bei den neuesten sturmvollen Bewegungen haben die deutschen Universitäten mit aller Begeisterung für die große nationale Freiheit, als deren edelstes Organ sie stets der Nation so theuer sind, für wahrhafte, der Staatsordnung eines gebildeten Volks gemäße Freiheit, für den Vorschritt zum Edlen und Würdigen doch auch das sichere Urtheil verbunden welches die Freiheit von ihren falschen Herolden und von den Wahnbildern unterschied die ihren hehren Namen usurpirten, welches die unreinen Elemente erkannte die den Kampf auf falsche Bahnen und über das Ziel hinaus zu drängen strebten, und deren Verwerflichkeit wenn sie zum Siege kämen, so gewiß aus ihren schlechten Früchten erkannt werden würde wie sie jetzt aus ihren schlechten Mitteln hervorgeht. Die Universitäten haben erkannt daß gar manche Strebung die sich heuchlerisch in den Nimbus der Freiheit des Volkswohls und des Vorschritts hüllte in Wahrheit mit dem furchtbarsten Rückschritt in Barbarei und Verwilderung drohte, und nicht gegen Willkür und Gewaltherrschaft, sondern gegen den maßgebenden Einfluß der Bildung und Sittlichkeit im Volks- und Staatsleben gerichtet war. An solchen Strebungen haben sie nicht theilnehmen mögen, ihnen haben sie sich mit Beharrlichkeit und Eifer entgegengesetzt, und darin die gemeinsame Sache der gebildeten Stände des Volks überhaupt, die Bildung und Sittlichkeit selbst vertreten." Sollte auch diese Schilderung des Verhaltens der deutschen Universitäten seit März 1848 gewisse Ausnahmen, die jedoch nur vereinzelt stattgefunden haben, nicht ausschließen, so enthält doch die Schilderung in scharfen Zügen ein vollkommen richtiges Urtheil über den Standpunkt den die deutschen Universitäten in Betreff der großen Fragen des gemeinsamen Vaterlandes einzunehmen haben, und über Das was dabei ihre nationale Pflicht ist. W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 42. — 18. Februar 1850.

## Ludwig Rellstab.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wir haben nun auf diese Weise die größte Anzahl der Novellen durchgegangen und in allen die gleiche Anlage entdeckt, und es wird gewiß Niemand nach der vorausgegangenen Auseinandersetzung unser obiges Urtheil für zu hart oder gar für unrichtig halten. Jedoch wollen wir darauf aufmerksam machen daß man nun nicht etwa die Novellen ganz einseitig nach diesem Punkte hin beurtheile und ihre andern guten Eigenschaften verkenne; hierauf zurückzukommen ist unsere Absicht wenn wir jetzt die Werke einzeln betrachten.

Es kann natürlich hierbei nicht unser Plan sein die einzelnen Producte kritisch zu beleuchten, denn Dies würde den gesammelten Werken gegenüber eine fruchtlose Mühe sein: sondern wir wollen blos dazu beitragen daß ein richtiges Verständniß zwischen Leser und Schriftsteller eintritt, wir wollen den Standpunkt festzustellen uns bemühen von dem aus die einzelnen Werke etwa zu betrachten sein dürften. Das Hauptwerk Rellstab's ist und bleibt immer „1812", welches hier bereits in der dritten Auflage erscheint; es ist nicht allein von allen Werken das umfassendste, sondern auch fast möchten wir sagen der Grundton für alle andern Werke, sowol was Methode als auch was Erfindung und Composition anbelangt; es ist sodann dasjenige Werk wodurch Rellstab seinen eigentlichen Stand in der Literatur begründet hat. Wir nannten „1812" soeben den Grundton für alle oder doch wenigstens die meisten Werke Rellstab's: ja wir können sogar noch weiter gehen und können, was namentlich die kleinern historischen Novellen anlangt, sagen daß sie gewissermaßen nur eine Variation des bekannten Themas sind. Wir haben Dies oben bereits an einer Seite des Stoffs nachgewiesen; es läßt sich aber auch ohne besondern kritischen Scharfblick in der ganzen Anlage und Ausführung wiederentdecken. Wir können, um die Idee welche dem Verf. bei der Dichtung dieses Romans voranleuchtete zu bezeichnen, Dies nicht besser thun als indem wir uns auf seine in der Vorrede zur ersten Auflage ausgesprochenen Gedanken beziehen. Ref. gesteht gern ein daß er ursprünglich ehe er die Vorrede gelesen hatte einen andern Maßstab anlegen, und namentlich dem Verf. zum Vorwurfe machen wollte daß er den deutsch-nationalen Standpunkt, die Bestrebungen jenes Jahres in Deutschland so sehr in den Hintergrund gedrängt habe; allein nachher sah er ein daß der Verf. von einem andern Gesichtspunkte aus die Sache angesehen wissen wollte, und er mußte ihm hierin Recht geben, obgleich er sich dabei doch immer nicht verhehlen kann daß der Roman als „historisches Bild" getreuer geworden wäre wenn diese deutsche Bewegung, dieses Erwachen des nationalen Bewußtseins, diese neue Morgenröthe eines bewußten deutschen Volks, dessen Mittag wir leider auch jetzt noch nicht erreicht zu haben scheinen, mehr in den Vordergrund getreten wäre. Der Verf. hat sich über den Boden seines Vaterlandes empor in ein freies unbegrenztes Reich der Unparteilichkeit erhoben, von dessen Höhen herab der Ruhm des Siegers, die unterliegende Größe Napoleon's, der Kampf und das Dulden seiner Helden, die sich mächtig über ein zerschmetterndes Geschick erhoben, der düstere Untergang einer edeln Nation im Osten, die goldenen Morgenröthen und Hoffnungen des deutschen Vaterlandes, das ganze erhabene Walten und Weben der Allmacht in den Geschicken der Völker zu erblicken waren. Mit dieser Bestimmung überschreitet also der Verf. die Bahnen des engern nationalen Lebens und stellt sich auf einen universalhistorischen. Ein Vorwurf kann ihm aber deswegen nicht gemacht werden daß man nun verlange er solle alle die Völkerbestrebungen jenes Jahres in seinem Werke zur Anschauung bringen; der ursprüngliche Plan des Verf. war es zwar, allein er hat mit richtigem Blicke das mehr Unwesentliche ausgeschieden, eingedenk des Spruchs daß in der Beschränkung eben das höchste Maß der Schönheit liege. Dagegen hat er was die Schilderung der Gefühle, das innere Leben des Gemüths anlangt, entschieden den Boden des Vaterlandes festgehalten. Es ist nicht unser Zweck auf den reichhaltigen Inhalt des Buchs weiter einzugehen, da wir voraussetzen daß es den meisten Lesern bekannt ist, und Diejenigen die es noch nicht kennen mögen sich veranlaßt sehen es zu lesen. Die mannichfachsten Situationen des menschlichen Lebens gehen hier an unsern Blicken vorüber, die tiefsten und höchsten Saiten der menschlichen Brust werden angeschlagen, und eine Fülle von Handlungen und Charakteren macht das Buch zu einer unterhaltenden Lecture.

An zweiter Stelle wäre sodann der Roman „Algier und Paris" zu erwähnen. Durch die Schicksale einer Familie wird zunächst die Eroberung Algiers mit der französischen Geschichte gewissermaßen in einen innern persönlichen Zusammenhang gebracht. Wir folgen den Unternehmungen der französischen Flotte, wohnen der Belagerung und Beschießung Algiers bei, und erhalten durch unsere Gefangene manches anschauliche Bild über die innern Zustände jenes Volks, wodurch die Eroberung als eine große historische, erfolgreiche That sich nothwendig herausstellt, indem der Barbarei, dem Raub- und Mordstaate ein Damm gesetzt und der europäischen Civilisation neue Wege geöffnet wurden. Bald jedoch werden unsere Augen von der Erstürmung abgelenkt und auf Paris gezogen. Wir stehen mit den handelnden Personen in den Straßen der Stadt, Barrikaden erheben sich, der große Kampf der einer Dynastie das Leben kostet zieht an unsern Blicken vorüber. Mit derselben Lebendigkeit wie Rellstab den Rückzug aus Rußland geschildert stellte er nun diese heißen erboßten Kämpfe in den Straßen von Paris dar; die Hauptfiguren des Romans stehen mit auf den Barrikaden, die Kugeln sausen um sie her, wir sind in Angst um ihr Leben, wir wünschen der guten Sache den Sieg. Aber mehr als ihr Leben interessirt uns die Sache um die sie kämpfen, und Das ist eines jener Merkmale auf die wir bereits oben hingedeutet haben: der Stoff überragte die Persönlichkeit, der historische Hintergrund gilt uns mehr als die Romanfiguren, sie sind zur Stafage einer großartigen prächtigen Landschaft herabgesunken. Auch ließe sich noch hier besonders hervorheben daß zwar in dem Hauptmanne Lormeuil das zu besiegende Princip persönlich hervortrete, aber nur in einer ganz einseitigen und der edelsten Richtung, daß sonach der eigentliche lebendige Gegensatz fehle, wodurch das Bild oder der Roman zu einem wahrhaft historischen werde. Anschaulicher würde dann sowie künstlerischer zugleich die ganze Darstellung sein; denn Lormeuil repräsentirt nicht eigentlich das im Kampfe begriffene Princip, sondern nur den treuen persönlichen Anhänger, den Soldaten, der seinen Schwur nicht brechen mag, und selbst wenn die Person oder die Sache für die er kämpft seine Billigung nicht mehr hat: er ist der bloße Landsknecht des Königs Karl X., nicht einmal der Vertheidiger der Bourbons, geschweige denn ihres politischen Systems.

Die historische Novelle, oder wie man vielleicht besser sagen würde, die „geschichtliche Erzählung", da zunächst diese Stücke weniger die Ausführung merkwürdiger psychologischer Fälle oder socialer Verwickelungen sind, wird vorzugsweise, wie bereits oben bemerkt, durch drei Stücke dargestellt. Die „Räuber im Schwarzwald" ist wol das schwächste darunter; es spielt zur Zeit der französischen Kriege 1797 in Deutschland, und zerfällt wesentlich in zwei besondere Abtheilungen, wo man bei der zweiten nur mit Mühe sich an Persönlichkeiten des ersten Theils erinnert. Außerdem ist die Art und Weise wie sich der Knoten vor Gericht umständig löst viel zu criminalistisch. Die beiden andern, „Die Artilleristen" und „Die Kameraden", spielen im Siebenjährigen Kriege; sie bieten mitunter, namentlich die zuerstgenannte Erzählung, treffliche Lagerscenen und Soldatenstücke dar, und werfen glückliche Streiflichter auf jene Zeit wo Friedrich der Große durch seine Energie und seinen Geist die Grundlage zur preußischen Größe ausbildete.

Die gewöhnliche Novelle, die man im Grunde genommen ebenfalls besser Erzählung nennen könnte, wird vorzugsweise durch die bereits oben im Allgemeinen ausgeführten Punkte auch im Besondern charakterisirt; nur ist es uns aufgefallen daß größtentheils die Hauptpersonen von Adel sind und vornehmen Familien angehören. Die „Badereise" ist humoristisch gehalten, allein die Erzählung wird dadurch wenig gefördert, wie überhaupt der Humor just keine starke Seite unsers Verf. zu sein scheint. Der „Wildschütz" ist wol die beste der Art, an ihn reihen sich „Die Venetianer", obgleich in beiden die romantische Färbung etwas stark aufgetragen ist, wozu der Verf. besonders Anlage zu haben scheint, wie wir Dies auch namentlich aus den „Sagen und den romantischen Erzählungen" welche den fünften Band füllen ersehen können. Sie sind zugleich Jugendarbeiten des Verf., die, abgesehen von dem der Jugend eigenen Drang nach dem Wunderbaren, noch besonders ihre Veranlassung gefunden haben, wie Dies der Verf. selbst gesteht, in dem Studium der Werke Ludwig Tieck's. Wir wollen nicht weiter auf dieselben eingehen; sie zeugen allerdings von einem empfänglichen Gemüthe, aber der Verf. hat ihre sonstigen Mängel selbst eingesehen, und stellt sie blos auf, damit sie die Spuren bezeichnen über welche hin seine Entwickelung vorwärtsgeschritten ist. Wir werden sie auch als solche blos aufnehmen, jedoch können wir einen Punkt nicht unterlassen hervorzuheben: es ist Dies eine Erscheinung die man gewöhnlich mit dem Namen der Ratepoesie zu belegen pflegt, wonach der Sohn eines Adeligen, selbst wenn er von seiner Geburt gar Nichts weiß, und schon seit frühester Kindheit in andere Lebensverhältnisse versetzt worden ist, immer nur ritterliche Geschäfte verrichtet, adelige Sympathien zeigt und selbst wenn er Kohlenbrenner ist. Einen Ausspruch dieses romantischen Zugs wird Rellstab gewiß jetzt nicht mehr vertreten. „Es ist schön", sagt er, „daß noch ein schauerlicher Glaube an das Wunderbare irgendwo in versteckten Gebirgsschluchten lebt. Aberglaube (!) ist wenn nicht besser, doch wenigstens tausend mal dichterischer als Unglaube."

Die Kunstnovellen befassen sich vorzugsweise mit der musikalischen Kunst. Um den musikalischen Kern, die künstlerischen Ansichten wird die Arabeske einer kleinen Novelle gelegt, und auf diese Weise die Ansicht selbst gewissermaßen in einer Person verkörpert. Die Novellenform ist so nur der äußere Halt, der flüchtige Umriß für die Ansichten und Ideen des Verf. über Musik und was damit zusammenhängt; man trifft hier, da der Verf. in Musik erfahren ist, manches schlagende Urtheil und manche originelle Ansicht, die den Sachverständigen

gewiß überraschen wird. Diese Schilderungen sind um so interessanter, da sie vielfach erlebte Zustände darstellen und an Charaktere angeknüpft sind die zum größten Theil der Wirklichkeit angehören. Der Verf. schätzt sie persönlich sehr hoch, indem er von ihnen sagt sie seien seine Hoffnungen, Träume, Kämpfe, sein Glück und Weh, sein ganzes Selbst aus jener selig-jugendlichen Zeit der Begeisterung, des Glaubens und der Liebe. Auffallend war uns besonders ein Punkt, nämlich der daß manche Capitel in diesen Novellen geradezu in der Form eines Dialogs geschrieben sind, der nur so hingeworfen erscheint, abgesehen selbst davon daß diese Form für die Novelle überhaupt sehr schlotterig ist.

Bevor wir uns nun zu den dramatischen Werken wenden, wollen wir gleich von vornherein unsere Ueberzeugung, die sich bei der Lecture derselben gebildet hat, dahin aussprechen daß wir glauben das Talent des Verf. sei vorzugsweise und fast ausschließlich für die erzählende Form mehr geeignet als für jede andere; wir können darin nur das Urtheil des Ref., der sich bereits in Nr. 147 d. Bl. f. 1845 über Rellstab ausgesprochen hat, theilen, und wem es hier darum zu thun wäre genauere Nachweise und Belege zu suchen, der vergleiche beispielshalber nur einmal die als Novelle geschriebene Erzählung „Die Venetianer" mit dem gleichen dramatischen Stücke; hier treten die Uebergänge so schroff und grell hervor daß sie die allgemeinen Fehler fast gar nicht verdecken, während sie dort unter dem gleichen, ruhig fortlaufenden Gewebe der Erzählung weniger hart hervorspringen.

Das vielfach auf den Bühnen aufgeführte Drama „Eugen Aram" ist nach der gleichnamigen Erzählung Bulwer's bearbeitet, und ist beiweitem nach der Ansicht des Ref. das bessere unter den dramatischen Werken; besonders verdient rühmlich erwähnt zu werden das Geschick mit welchem der Verf. es verstanden hat aus dem größern Werke ohne Vernachlässigung des hauptsächlichen Charakters des Stoffs dies Drama zu schaffen; die Handlung schreitet ohne Unterbrechung in geschlossener Haltung ihrem Ende nahe und das Stück ist gut abgerundet, der Dialog obgleich in Prosa weit besser als in den andern Dramen, wo der fünffüßige Jambus gar oft in leeren Worten einherstolzirt.

Ueber „Die Venetianer" als Drama werden wir nicht besonders mehr sagen, und wollen blos, ehe wir zu den historischen Tragödien uns wenden, erst noch das Trauerspiel „Bianca" etwas näher ins Auge fassen. Abgesehen davon daß auch hier jener oben bereits ausführlich entwickelte Umstand der gleichmäßigen Erfindung sich wieder vorfindet, daß auch hier ein Fürst eine geheime Liebe gehabt hat, die ihm zunächst einen Sohn geschenkt, während die Geliebte als sie zum zweiten male Mutter werden soll von Piraten entführt wird und in der Fremde den zweiten Sohn gebärt, und daß beide Brüder aufeinanderstoßen ohne daß sie sich kennen: abgesehen davon, sagen wir, so erinnert der Grundgedanke selbst wieder, wenn auch hier die Modification eintritt daß Bianca nicht die Schwester der beiden Brüder ist, dennoch sehr lebhaft an Schiller's „Braut von Messina". Ueberhaupt möchte der Stoff weit eher eine gute Novelle als vielleicht ein mittelmäßiges Drama gegeben haben, und schwer ist einzusehen auf welche Weise das Geschick der beiden Brüder eigentlich ein tragisches Interesse hat, inwiefern irgend eine Schuld auf sie fallen kann, da sie ja gar nicht wissen daß sie Brüder sind. Bei Schiller ist es ganz anders: hier finden sie sich als Brüder, die Schuld wird dadurch bedingt, das tragische Interesse lebendig; aber hier wird die Frage gar nicht gelöst: was ist das Ende der Brüder, nachdem Bianca den Giftbecher genommen hat? Konnte Bianca mit Recht glauben daß durch ihren freiwilligen Tod die feindlichen Brüder sich aussöhnen? Werden sie wirklich ausgesöhnt? Wir können auf diese Fragen alle und mehre die Antwort im Stücke selbst nicht finden. Mit Uebergehung der einactigen Posse „Die drei Tanzmeister" wenden wir uns zu den historischen Tragödien und zwar zunächst zu „Karl von Burgund". Eine allgemeine Bemerkung wollen wir jedoch noch vorausschicken.

In den Dramen Rellstab's, vorzugsweise aber in den historischen, haben wir lebendige bald stärkere, bald schwächere Anklänge an ältere deutsche Dichter gefunden, die sich theils auf die Construction einzelner Scenen, theils auf einzelne Gedanken beziehen. So erinnert uns Karl von Burgund an viele Stellen von Schiller's „Wallenstein", Körner's „Zriny", und die achte Scene im fünften Act an die Erscheinung Egmont's in Goethe's gleichnamigem Stücke. Die Sprache ist in den Dramen mitunter zu sehr überladen oder auch gar oft allzu matt. Als Beleg für Ersteres möge hier die Stelle aus einem Monologe dienen. Campobasso, der die Tochter Karl's von Burgund, Marie, liebt, aber von dieser verachtet wird, spricht:

> Weh mir! Der Unschuld lauteres Gefühl
> Erkannte was des Argwohns schärfster Blick
> Noch nicht durchschaut. Gleich einer Wetterwolke
> Wälz' ich mich über deinem Haupt; ich sauge
> Des Feuers Glut mit ew'gem Dürsten ein
> Und sammle Blitze in dem schwarzen Schoos.
> Du siehst das düst're Ungewitter nicht,
> Doch fühlst du ahnungsvoll beklemmend
> Der Schwüle Druck auf der gepreßten Brust.
> Sei's d'rum! Ich will mich Tod verbreitend denn
> Entladen, wenn ich's nicht mehr tragen kann.

Der obenerwähnte Referent sagt über die Trauerspiele „Karl von Burgund" und „Franz von Sickingen": daß die Katastrophe in beiden zu ausschließlich durch die verrätherische That einzelner Menschen herbeigeführt werde, was statt der tragischen Erhebung sittlichen Unwillen hervorruft. Es ist Dies sehr richtig, und abgesehen davon daß kein eigentliches historisches Mark in diesen Dramen steckt, flößen uns die Helden keine Theilnahme ein. Die Ruhmbegierde Karl's, also seine Leidenschaft wodurch er für uns Interesse gewinnen könnte, tritt nicht einmal scharf genug hervor, die Farben sind zu matt und zu wenig wirksam; wir sehen

nicht die Nothwendigkeit ein weshalb Karl zugrundegehen muß, die Jolanta ist dem Gange fast ganz fremd und dadurch ist ein rechtes Ineinandergreifen verhindert, und außerdem hat das ganze Drama ein getheiltes Interesse: einerseits steht Karl, auf der andern Seite aber Maximilian und Marie; Tragödie und Schauspiel laufen in- und durcheinander, und dadurch gelangt keins zu rechter Wirkung. Es ist das erste Werk das den ersten, wie der Verf. sich ausdrückt, jugendlichen, begeisterten, ebenso schüchternen als zugleich kühnen Schritt des Jünglings in die Oeffentlichkeit bildete; wir müssen daher dasselbe mit Nachsicht aufnehmen, können aber hierbei den Wunsch nicht verschweigen wie vortheilhaft es im Allgemeinen für die Auffassung Rellstab's gewesen wäre wenn einige chronologische Notizen über die Entstehung der einzelnen Werke der Ausgabe angefügt wären, da man nur auf diesem Wege die Entfaltung des Geistes und den literarischen Fortschritt ruhig zu würdigen im Stande ist, indem man anders Gefahr läuft an Erstlingswerke die Anfoderungen einer größern Reife zu stellen.

(Der Beschluß folgt.)

## Die Modejournale als Geschichtsbücher der französischen Politik.

Im pariser Modejournal aus den Jahrgängen 1780—85 entnehmen wir den Anzeigen daß man den Damen einen „Admiralshut" anbot, „einen Hut auf welchem ein Schiff mit aufgepflanzten Kanonen, allem Takelwerk und allen Apparaten dargestellt ist". Ferner: „Puffhüte mit kriegerischen Trophäen", was wir mit dem Zusatze lesen: „Die auf dem Schirme angebrachten Fahnen und Pauken machen einen sehr schönen Effect."

Im J. 1790 erschien die Levite, ein anliegendes Kleid, welches das Gedicht „Die eroberte Levite" hervorrief. In der Bürgerclasse wich 1791 das Kleid dem Ueberrocke. Der Hut schlüpfte, sehr bezeichnend, unter dem Arme vor um seinen Platz auf dem Haupte einzunehmen. Puder, Schminke und Schönheitspflästerchen verschwanden allmälig. Die Natur machte ihre Rechte wieder geltend. Die große Erschütterung von 1793 brachte einen radicalen Umschwung in der französischen Tracht hervor. Von 1793—1800 vervielfältigten sich die Moden so rasch wie die Constitutionen. Auch das Jakobinerthum hatte seine Moden: das Camisol, die rothe Weste, das weite Pantalon, der runde Hut mit Cocarde. Jede andere Tracht war des Aristokratismus verdächtig. Jedoch trugen einige berühmte Republikaner, unter Andern Robespierre, fortwährend Frack, Puder und Haarbeutel. Allein es bedurfte sehr großer Beweise von Bürgertreue um eine solche Toleranz von der öffentlichen Meinung zu erlangen.

Unter dem Directorium mochte sich Jeder genau nach seiner Laune kleiden, die Mode bewahrte aber ihren politischen Charakter: der carrirte Rock verrieth einen Chouanen; der blaue, zugespitzte einen Republikaner; die breiten Aufschläge und das bordirte Beinkleid verkündete einen Reactionnair; die frisirten und gepuderten Haare einen Royalisten; die langen und platten Haare einen Jakobiner u. s. w.

Seit 1789 bis zu dieser Epoche hatte das geringste Ereigniß eine Mode erzeugt: die Erscheinung eines Chinesen in Paris brachte den chinesischen Haarputz und die spitzen Stiefelchen in Aufnahme. Die Ankunft des türkischen Gesandten führte die Mode der Halbmonde ein. Nach der Einnahme der Bastille wurden Steinchen von diesem Kerker in Gold und Silber gefaßt zu Halsschmuck, Armbändern, Ringen, die man „bijoux de la constitution" nannte.

Eine Feuersbrunst verzehrte das Opernhaus. Man trug Kleider von „Opern-Feuer-Farbe" (couleur feu d'opéra). Eine Maus die auf den Boulevards erschreckt entfloh, und ein Stück Papier mitschleppte das ihr ein Kind an den Schwanz gebunden hatte, brachte ein gewisses Grau in die Mode, das man „erschreckte Mausfarbe" (couleur de souris effrayée) nannte. Die Guillotine sogar flößte ja den Frauen Lust ein kleine Guillotinen von Gold im Ohre zu tragen. Diese seltsamen Kleinode hießen „bijoux de la révolution".

Es läßt sich auch auf das neuere Deutschland eine logische Anwendung des Mitgetheilten finden. Wir haben keine Mode weil wir keine Geschichte haben; und wie sollten wir schon Geschichte machen da wir nicht einmal Mode machen können? Selbst die Hecker-Hüte, unsere Calabresen, waren leider nicht Original, und wie scharf hat die Bayonnetpolizei diese ersten Probenummern einer deutschen Modezeitung censirt! 9.

## Bibliographie.

Damberger, J. F., Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter. Kritisch aus den Quellen bearbeitet mit Beihülfe einiger gelehrten Freunde. 1ster Band. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 1 Thlr.

Hansemann, D., Das Preußische und Deutsche Verfassungswerk. Mit Rücksicht auf mein politisches Wirken. 3te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Lange, J. P., Kritische Beleuchtung der Schrift von Ludw. Feuerbach: das Wesen des Christenthums. Heidelberg, K. Winter. 1849. 8. 9 Ngr.

Melancholie an Germania. Poetische Klänge aus dem Exil. Paderborn, Winkler. 1849. 8. 7½ Ngr.

Phillips, G., Die Diöcesansynode. 2te Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder. 1849. Gr. 8. 25 Ngr.

Sorg, F., Die Stimme der Natur. Gedichte. Speyer, Reidhard. 1849. 16. 20 Ngr.

Tobler, T., Bethlehem in Palästina. Topographisch und historisch nach Anschau und Quellen geschildert. Mit Karte und Tempelplan. St. Gallen, Huber u. Comp. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zur Erinnerung an Julius Eduard Hitzig. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

### Tagesliteratur.

Bericht und Anträge an den Kleinen Rath des Kantons St. Gallen von Seite der von demselben zur Begutachtung der eidgenössischen Münzfrage niedergesetzten Kommission. St. Gallen, Huber u. Comp. 1849. 8. 2½ Ngr.

Czerski, J., Sendschreiben an die Römer. Schneidemühl, Eichstädt. 1849. 8. 2½ Ngr.

Die kriegerischen Ereignisse in Italien im J. 1849. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 17 Ngr.

Koch, M., Genesis der Wiener Revolution. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 8 Ngr.

Merz, L., Blick auf unser gesammtes Schulwesen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 5 Ngr.

Rennecke, Der erste Stein zur Kirchenverfassung wird damit zu legen sein, daß die Selbst-Disciplin innerhalb des Clerus organisirt werde. Eine Thesis zur Lehre von der Kirchenverfassung. Demmin. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Sendschreiben an Hrn. Prof. Dahlmann von einem Namenlosen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Ngr.

Suum cuique in der deutschen Frage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wiggers, J., Die Mecklenburgische constituirende Versammlung und die voraufgegangene Reformbewegung. Eine geschichtliche Darstellung. Rostock, Leopold. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zeller, C., Die Bildung des Bauernstandes, eine der dringendsten Aufgaben der Staatsfürsorge. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 43. —— 19. Februar 1850.

## Ludwig Rellstab.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Es bleiben uns jetzt noch vier Bände zur Betrachtung übrig, von denen drei Aufsätze vermischten Inhalts enthalten, der vierte aber Gedichte insichbegreift. Indem wir zunächst die erstern betrachten, so haben wir zuerst eine „Auswahl aus der Reisebildergalerie" des Verf., es sind bruchstückartige Genrebilder, kleine Erlebnisse, die ein großes Interesse der Aufmerksamkeit nicht verlangen, flüchtige Reiseskizzen, Blicke in Landschaften mit dem Vordergrunde einer für den Verf. merkwürdigen Bekanntschaft, eines reizenden Mädchens u. s. w. Diese Touristen-Literatur war in den Jahren 1830—40 zu einer solchen Höhe aufgeschwollen, und hatte hier und da, was jedoch auf Rellstab keinen Bezug hat, Elemente insichaufgenommen die allmälig den guten Geschmack des Publicums abstumpften und gleichgültig machten. Rellstab hat freilich Recht wenn er behauptet daß viele, er sagt alle, Schriftsteller der Gegenwart einen bedeutenden Theil ihrer Individualität in ihr niedergelegt und ihr mitunter das Beste ihrer Kräfte gewidmet haben: wir wollen hier nur an Heine erinnern; aber er wird auch gern zugestehen daß so viele flüchtige Momente in derselben vertreten waren, die bewirkten daß man schon jetzt einen großen Theil jener Werke nicht mehr kennt. Wir betrachten diese Gaben Rellstab's die er aus zwei Bänden zusammengezogen hat als einen Tribut den fast alle Talente der letzten Zeit der Mode oder Richtung dargebracht haben, und billigen den im Vorwort zum neunten Band als dritten Punkt angeführten Grund vollständig, indem Nichts leichter verlorengeht als die flüchtige, bewegliche Gestalt der Gegenwart, und indem es ungemein schwer ist in spätern Zeiten sich davon wieder ein lebendiges Bild zu schaffen. Wir folgten dem Verf. darum nicht ungern als er ausrief: „Laß dein Horn klingen, Schwager, Vorwärts!"

Von besonderm Interesse ist das Choleracapitel, was ein satirisches Streiflicht auf eine Zeit wirft wo die Menschen aus Mangel aller politischen Thätigkeit in einer wahren Gespensterfurcht sich befanden und in dieser Angst zu wahren Lächerlichkeiten hingerissen wurden. In den J. 1848 und 1849 herrschte auch mehrfach wieder die Cholera, allein die Menschen achteten derselben weniger, weil sie mit ganz andern Dingen beschäftigt waren als in einer Zeit wo der Polizeistaat sich vermaß die Elemente visiren zu können. Besonders empfehlenswerth in diesem Bande ist aber der Aufsatz über Ludwig Devrient, indem er uns ein getreues Bild des geistreichen Schauspielers darbietet, den der Verf. mit Wärme und Liebe behandelt und darum seiner Schilderung oft so beredte Worte leiht. Rellstab läßt hier ein Urtheil einfließen das wir nicht unterlassen wollen hervorzuheben, weil er in der Vorrede zum zehnten Bande mit Recht ein besonderes Gewicht auf die in dem Urtheile über Gentz ausgesprochene „politische" Gesinnung legt. Wir theilen ganz seine Ansicht wenn er sagt daß in der jetzigen Zeit sich der wahre innere Werth eines Mannes nur aus seiner politischen Denkungsart bestimme; denn keine Kunst, keine Wissenschaft, er möge eine Stellung darin einnehmen welche er wolle, berechtige ihn sich von dem Antheil an den allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten auszuschließen. Wir achten diese Ansicht um so höher, als leider die entgegengesetzte an gar vielen schlimmen Zuständen unsers politischen Lebens Schuld trug, indem Gleichgültigkeit, vornehme Zurückhaltung, Dünkel gar manches Talent abhielt lebhaft für das Wohl und die Freiheit seines Volks in die Schranken zu treten. Bezeichnend sagt Rellstab von Gentz:

> Er war Nichts als der Advocat der Politik; nicht der Politik, sondern einer politischen Partei, welche die starre, eigensüchtige Feindin aller ursprünglich unveräußerlichen Rechte des Menschen, die bis zum Wahnsinn verblendete Gegnerin der Uebermacht aller freigewordenen Geisteskräfte der Zeit ist. So war sein ganzes Leben ein langes Unrecht, ein schweres Vergehen gegen die Menschheit und um so schwerer, je größer die Gaben waren die ihn befähigten es mit solcher Folgerichtigkeit zu üben. Hat sich jemals ein Deutscher an seinem Vaterlande, an seinem Volke schwer vergangen, so war er es, weil er der Berufensten einer war ihm zu dienen.

Sodann schließt er:

> Sein Leben als Einzelner, sei es nun verwerflich oder rühmlich gewesen, erlischt mit ihm wie jedes Einzeldasein. Nicht so sein öffentlicher Charakter, der dem öffentlichen Urtheil, der der Zeitgeschichte angehört. Für diesen gibt es nur eine Amnestie, die der ursprünglichen Bedeutung des Worts: Vergessen!

Auf diesen Aufsatz sowie auf manche andere drama-

tische und musikalische Kritik des zehnten Bandes und achten Bandes neuer Folge wollen wir und insbesondere musikalische Kritiker, selbst auch Componisten wiederholt hinweisen, indem hier die Resultate eines in diesem Felde kenntniß- und erfahrungsreichen Mannes niedergelegt sind. Dem Zweck d. Bl. widerspricht es hier auf das Einzelne derselben einzugehen. Da der Verf. durch seinen Aufenthalt in Berlin fortwährend Gelegenheit hatte alle Erscheinungen der musikalischen Kunst, sowol persönliche als literarische, kennen zu lernen, so hat er auch über dieselben wiederholt seine Ansichten in diesem Buche niedergelegt, ein Umstand der für den musikalischen Kunstfreund gewiß Beachtung verdient.

Ehe wir zum Schlusse noch den Blick kurz auf die lyrischen Productionen Rellstab's wenden, können wir nicht umhin vorher noch einmal an Das zu erinnern was wir bei Betrachtung der dramatischen Werke vorausgeschickt haben, weil Dasselbe auch hier gilt. Obgleich sich manch gutgelungenes Gedicht in der Sammlung befindet, so stehen sie doch im Allgemeinen, was Schwung der Gedanken, Eleganz der Sprache, Neuheit der Bilder, Tiefe des Gefühls anlangt, nicht sehr als Muster voran, und manche sind in der That so trocken daß man versucht ist sie einer weit ältern Literaturperiode zuzuschreiben. Das hindert jedoch nicht, wie bereits angedeutet, daß sich viele ganz lesenswerthe und gute Gedichte darunter befinden, wie z. B. „Blücher's Gedächtniß“:

> Ich hab' einen muthigen Reiter gekannt,
> Der wußte ein Roß zu regieren;
> Er schwang seine Klinge mit kräftiger Hand
> Und wußte die Scharen zu führen.
> Er ritt in den Schlachten wol immer voran,
> „Hurrah!“ so rief er, „frisch auf! frisch auf!
> Wir fechten fürs heilige Vaterland.“
> Den muthigen Reiter, den hab' ich gekannt!

Oder „Der Herzog von Braunschweig“:

> Auf! auf! mein Volk, das Schwert zur Hand,
> Der Franke bricht ins deutsche Land,
> Wir sind ein Häuflein schwach und klein,
> Doch Gott wird mit den Schwachen sein.
> Wir fechten Alle muthig, treu,
> Und dulden keine Tyrannei;
> Für Freiheit ist das Herz entbrannt,
> Die Freiheit ist das Vaterland.

Die Gedichte zerfallen in zwei Theile, in die erster und in die zweiter Sammlung; die erster Sammlung erinnern in Ton und Haltung an bekannte Gedichte Schiller's, so, um nur eine Probe hervorzuheben:

> Wo schauerlich einsam die Klippe ragt,
> Dahin hat kein Helfer sich rettend gewagt;
> Und stünde zum Preis deine Krone,
> Mich lüstete nicht nach dem Lohne.

Wem fällt hier nicht sofort der „Taucher“ ein?

Das ganze Gedicht übrigens hat denselben Stoff zum Vorwurfe wie Collin's „Kaiser Max auf der Martinswand“: „Hinauf, hinauf in Sprung und Lauf!“ jedoch ist es breiter und weitschweifiger als jenes. Ebenso erinnert das Gedicht „Belisarius“ an Schiller's „Graf von Habsburg“, wo ein Sänger eingeführt wird, der in ähnlichen Gedanken wie bei Schiller redet. Die Gedichte haben zwar im Ganzen eine gute Versification, aber es ist keine echte Tiefe und viel Tändelei darin zu gewahren; außerdem sind viele weit ausgedehnt, sodaß der eigentliche Eindruck dadurch noch mehr geschwächt wird. Wie spielend und tändelnd oft die Form ist, dazu mögen die Schlußverse des Gedichts „Sehnsucht“ als Beleg dienen:

> Blaue Blümchen pflück' ich an dem Bach,
> Drücke sie ans Herz und seufze — Ach! —

Wir sind dem Verf. auf allen Wegen seiner literarischen Thätigkeit mit Ernst und Ruhe nachgegangen und haben unser Urtheil unverholen ausgesprochen, sodaß wir nun hier uns von ihm verabschieden können.

**A. Gegenbaur.**

---

## Fra Tommaso Campanella's politische Ansichten.

In der Brancacci'schen Bibliothek bei der Kirche S.-Angelo a Nilo zu Neapel befindet sich eine Handschrift des 17. Jahrhunderts von geringem Umfange: „Discorsi politici ai principi d'Italia del P. *Tommaso Campanella.*“ Der Verf. ist durch seine philosophischen Lehren wie durch seine Schicksale zu bekannt als daß es nöthig wäre viel über seine Person zu sagen, namentlich seit in neuern Zeiten die Italiener Botta, Libri, Capialbi, M. Baldacchini, sodann Orelli, M. Colet, M. Carriere in verschiedenem Sinne Manches über ihn beigebracht, und namentlich Baldacchini, gleich Campanella aus Calabrien stammend, die genügendste Biographie dieses theils überschätzten theils verkannten Mannes geliefert hat (Neapel 1847), welche ihn im Zusammenhange mit seiner Zeit und seinem Heimatlande wie mit dessen geistigen Traditionen darstellt. Tommaso Campanella von Stilo ist nicht auf dem Scheiterhaufen gestorben wie Giordano Bruno von Nola: aber er verbrachte mehr denn 25 Jahre zu Neapel im Kerker, und starb im Exil, mochte dies Exil in Paris, unter Ludwig's XIII. und Richelieu's unmittelbarem Schutze ein auch noch so ehrenvolles, und ruhiger und sicherer sein als das Leben in der Heimat. Je mehr Süditalien von jeher Neigung und Talent zur speculativen Philosophie gezeigt hat, umsoweniger haben die Italiener Unrecht auf die Vorwürfe wegen der spätern Entwicklung derselben durch Hindeutung auf Bruno's und Campanella's Schicksale zu antworten. Daß der gelehrte und phantasiereiche Dominicaner sich nicht etwa auf die eigentlichen philosophischen Doctrinen beschränkte, weiß Jeder der sich mit ihm befaßt hat: von der Astrologie kam er auf die Medicin, von der Poesie auf die Politik, und neben vielem Wahren sind nicht selten ebenso viele Träume und Utopien in seinen zahlreichen Schriften enthalten. So ist es mit den obengenannten „Discorsi“ der Fall, welche der Bibliothekar der Brancacciana, Abate Paolo Garzilli, im J. 1848 herausgegeben hat. Sie sind der Beachtung werth: Manches ist heute noch buchstäblich auf die italienischen Verhältnisse anzuwenden, bei Anderm braucht man nur die Namen zu ändern; es kommen Ideen vor welche man zuerst in Gioberti's „Primat“ gelesen zu haben glaubte; es findet sich die Widerlegung von andern, welche die traurige aber heilsame Erfahrung der beiden letzten Jahre nochmals widerlegt hat. Wie die Zeit und die Verhältnisse unter denen ein Autor schreibt stets Einfluß und Geltung bewahren, glaubt er sich auch noch so sehr von ihnen freigemacht zu haben, so ist es bei Campanella der Fall, welchem man unter Anderm seine Apologie des spanischen Uebergewichts zugutehalten

dürfte wenn man bedenkt welches die Umstände waren, und wie wenig Aussicht vorhanden war daß Italien eine politische Selbständigkeit erlangen könnte, gelänge es ihm auch sich der Suprematie Spaniens zu entziehen. Eine Zusammenstellung der leitenden Hauptideen dieser zwölf Reden, unter Weglassung der Exemplificationen und zahlreichen Auswüchse, möge die Ansichten dieses merkwürdigen Mannes über Lage, Bedürfnisse, Mittel und Aussichten seiner italienischen Heimat ins Licht stellen.

„Die Historiker und Poeten Italiens nicht nur, sondern auch viele des Auslandes", sagt Campanella, „beklagen das Aufhören des italienischen Reichs, und können sich nicht darüber trösten, umsoweniger als die großen Herrschaften welche der römischen gefolgt die Welt verderbt haben, und tief unter jenem Ruhme geblieben sind. Dabei klagen sie denn Konstantin an, gleichsam als habe er Italien der Tapferkeit enterbt, und es den Barbaren zur Beute gegeben; sie beschuldigen ihn zugleich die Kirche so bereichert zu haben daß der christliche Sinn dadurch erstickt, und der Klerus von dem Himmlischen zum Irdischen heruntergezogen worden sei. Wer aber die Sache genauer ansieht findet keinen Grund zum Klagen. Der Wechsel ist in allen Dingen nöthig, alle Dinge haben Anfang, Mitte und Ende. Ich will nicht über Gottes Rathschlüsse handeln, sondern blos zeigen daß Dies für uns keine Zeit ist nach großer Herrschaft zu streben, daß der Kreisgang der menschlichen Dinge es uns nicht gestattet, und es folglich darauf ankommt das beste oder mindest schlimme Theil zu ergreifen. Wer die Geschichte des Römerreichs genau untersucht wird inne daß dessen Sturz eine Nothwendigkeit war. Es mußte fallen weil es keine lebendige Seele hatte, welche die vollkommene Religion ist. Die Kirche bereichern war keine üble; sondern eine fromme Handlung; denn daß der Klerus die irdischen Schätze misbraucht ist kein Wunder noch ein Irrthum Konstantin's: in der Kirche würde Verfall eingetreten sein nachdem die Verfolgungen aufgehört, möchte sie nun arm gewesen sein oder reich. Die Bereicherung der Kirche war ein Glück für Italien, denn durch ihre Stellung bewahrte es seine Weltherrschaft, indem die mit geistlicher und weltlicher Macht ausgestattete Kirche unüberwindlich ist. Die Geschichte Roms hat Dies bewiesen. Es ist wahr daß die Päpste bisweilen Fremde herbeigerufen, was unser Unglück gewesen: aber sie haben durch Hebung des Pontificats noch mehr Gutes gebracht, und die Herrschaft der Welt ist heute mehr denn im Alterthum in Rom vereinigt. Keine Nation hat die verlorene Herrschaft wiederzuerlangen vermocht. Auch uns sind, betrachten wir die politische Welt, die Sterne entgegen, das Schwert ist von Italien gewichen, und nur die Glorie des Papstthums ist uns geblieben, das über alle Fürstengewalt steht, und der Welt Gesetze gibt."

„Der König von Spanien besitzt den größern Theil Italiens, nämlich die Königreiche Neapel, Sicilien und Sardinien, das Herzogthum Mailand und beinahe die ganze Mittelmeerküste. Den Venetianern gehört Friaul, Istrien und ein Theil der Lombardei, deren beide andere Theile den Herzogen von Parma und Mantua anheimgefallen sind. Der Herzog von Savoyen besitzt das Gebirgsland auf französischer wie auf italienischer Seite. Der Herzog von Urbino hat einen geringen Theil der Romagna und Umbriens. Da ist noch der Großherzog von Toscana dem ein bedeutender Landstrich gehört, ein kleiner der Republik Lucca. Genuas Besitzthum ist groß, nämlich ganz Ligurien und Corsica, und so viele Galeeren daß sie mehr denn ein Reich gelten. Der Papst hat seinen Sitz in Latium wo Rom die Hauptstadt der Welt; ihm gehört überdies ein Theil Toscanas mit Umbrien, der Romagna und Mark, und einem Stück Lombardei bis Ferrara. Alle diese Fürsten und Republiken sind an sich schwach, und können nicht nach Weltherrschaft trachten, sei es weil das Schicksal (il fato) Das Italien nicht gestattet, sei es weil sie Einer dem Andern mistrauen, und sich voreinander wie vor dem Herbeirufen fremder Hülfe durch einen von ihnen fürchten, sodaß sie auf Nichts Anspruch machen können als sich so zu erhalten wie sie sind. Die bloße Furcht vor den Türken hält sie zusammen: auf Spanien aber sind sie eifersüchtig, und besorgen es könne ihm einmal einfallen sie Alle zu unterjochen, weshalb sie mit Frankreich und der Schweiz Bündnisse schließen, und stets darauf Acht geben wohin das Zünglein der Wagschale sich neigt. So finde ich bei Allen nur Besorgniß und Misère, und geringe Rücksicht auf das gemeinsame Wohl, keinen Gedanken aber an Wiedererlangung der verlorenen Herrschaft. Blicke ich dagegen auf Spanien, so finde ich daß es seit Erschaffung der Welt keine so wunderbare Monarchie gegeben hat wie diese. Es muß Dem eine Fabel scheinen der das Fatum unserer Zeiten nicht begreift. Was Spanien in Europa besitzt ist sozusagen ein Nichts im Vergleich mit seinen übrigen Reichen. Mehr als irgend eine Monarchie ist diese in Gottes verborgenem Rathschluß gegründet, nicht aber auf blos menschliche Klugheit und Kraft: denn die der spanischen Nation innewohnende Tendenz der Trennung und Vereinzelung hätte gerade das Gegentheil von Dem erzeugen müssen was wir vor uns haben. Sonst ist die Nation wie gemacht für die Herrschaft. Sie sind weniger listig als klug, sind gehorsam, geduldig, und je kühner je größer die Gefahr. Sie sind fleißig und achtsam, wahren das Erworbene, sehen dem Gegner den Vortheil ab, sind vorsichtig und ausdauernder als ihr Körperbau anzeigt. Dies geht den Franzosen ab, welche nie Herrschaft im Auslande bewahren konnten, weil sie ungeduldig sind und verwegen ohne Zweck. Dies mangelt auch den übrigen europäischen Nationen, die zum Erobern geschickter sind als zum Erhalten. Zum Verwundern ist es auch wie Spanien so umfangreiche und ferne Länder mit so geringer Mannschaft regiert. Denn der größere Theil Spaniens ist dürr und unfruchtbar, Viele kommen im Kriege um, Viele sind Mönche und Geistliche, das Erbrecht ist der Vermehrung der Familie entgegen, und sie haben ihrer geringen Zahl noch nicht durch Kreuzen der Racen und durch Hispanisiren anderer Nationen abzuhelfen gewußt. Und doch herrschen sie durch ihre Kunst und Geschicklichkeit über so viele verschiedene Länder und Völker."

„Italien für sich ist nicht stark genug den Osmanen Widerstand zu leisten: es bedarf dazu eines fremden kräftigern Armes. Die Wahl liegt zwischen Spanien und Frankreich, denn von Beiden zugleich kann bei ihrer alten Eifersucht nicht die Rede sein. Heutzutage aber taugen weder Schweizer, noch Deutsche, noch Franzosen für Italien. Abgesehen davon daß wenn sie kämen sie uns mehr Last denn Hülfe brächten, ist jetzt auch der religiöse Zwiespalt zu befürchten welchen sie unfehlbar mitbringen würden: Leute welche die menschliche Willensfreiheit leugnen, und die Einheit des apostolischen Principats in Abrede stellen, würden uns in augenscheinliches Verderben stürzen. Es ist ein Unglück für eine Nation, wenn sie nicht etwa ganz thierisch geworden, unter einer andern stehen zu müssen. Aber von zwei Uebeln soll man das geringere wählen, und müssen einmal Fremde in Italien herrschen, so sind die Spanier immer noch die erträglichern. Ihre klimatischen Verhältnisse stimmen mit den unsern mehr überein; sie sind in ihrer Haltung ruhiger und gemäßigter; sie gehorchen der Autorität; sie führen die Regierung mit Klugheit und Feinheit im Gegensatz zu den heftigen und unruhigen Leuten jenseit der Berge; sie sind der katholischen Religion und dem Papstthum anhängig, aus Ueberzeugung wie aus Interesse. Hat man sie einmal auf dem Halse, so ist es freilich schwerer sie loszuwerden; aber sie sind leichter zu ertragen weil sie nicht ohne Noth beleidigen, sondern immer eine gewisse Form beobachten. Wenn der Franzose sich betrinkt, so nimmt er dir Weib und Habe, und demüthigt dich dazu durch tausendfältige Insolenzen. Hat der Spanier einmal so was zu thun, so thut er es mit bewundernswürdiger Kunst; da er aber meist sich scheut das Volk zu beleidigen, so kommt es selten so weit. Diese Scheu oder Furcht ist bei dem Spanier ein Theil seiner Stärke, umsomehr als er sie durch Großthuerei zu verdecken

sucht, was dem Volke gegenüber Effect hervorbringt. Würden die italienischen Verhältnisse überhaupt anders, so dürfte kein italienischer Fürst sich fremder Hülfe bedienen. Denn wer kommt, kommt nicht uns zulieb, sondern um uns zu nehmen was wir besitzen, oder Andere am Nehmen zu hindern. Fremde Hülfe ist auch jedesmal übel ausgeschlagen. Es ist Thorheit wenn italienische Fürsten auf Frankreich oder Spanien oder Deutschland und Andere hoffen: nur auf sich in Gott vereint sollen sie ihre Hoffnung setzen. Die alten Propheten mahnten die hebräischen Könige daran, und auch der schlimme Machiavelli ist voll dieser Lehre."

„Da die Fürsten Italiens nicht nach großer Herrschaft streben können, sondern nur nach Selbsterhaltung, dieser aber die Schwächung der spanischen Macht statt zu nützen schaden würde, so kommt es darauf an für ihr Erhaltung und zugleich die unsers Italiens ein Mittel zu finden. Kein Fürst kann zur Universalmonarchie gelangen so lange der oberste Priester mit geistlichen und weltlichen Waffen herrscht; denn, wie schon gesagt, die bewaffnete Religion ist unüberwindlich. Das Papstthum heben und stärken ist das wahre Mittel uns davor zu sichern die Beute des Königs von Spanien zu werden, sowie den Ruhm Italiens und zugleich den des Christenthums aufrechtzuhalten. Sind die Italiener mit dem Papstthum vereint, so kann kein Fremder ihnen Etwas anhaben, und wie gegen äußere ist es ihnen gegen innere Feinde ein sicherer Hort. Was das Papstthum besitzt ist überdies der gesammten Christenheit gemein: das Papstthum ist recht eigentlich der Schatz der Christenheit, und da Alle an demselben theilnehmen, handeln sie selbst zu eigenem Vortheil indem sie ihn wo sie können vergrößern. Das wahre Mittel wäre in Rom einen Senat zu bilden in welchem alle christlichen Fürsten oder, wenn die auswärtigen nicht wollten, alle italienischen Sitz und Stimme hätten durch ihre Agenten; jeder könnte auch einen Cardinal als Vertreter haben, und der Papst als Haupt des Ganzen mittels eines Stellvertreters Platz nehmen. Dort müßten alle das allgemeine Wohl betreffenden Angelegenheiten entschieden werden, mit Stimmenmehrheit, während bei gleichen Stimmen dem Papste die Entscheidung bliebe, welche er durch seinen Legaten verkünden würde. Ein solcher Senat würde die Einigkeit und Sicherheit der Christenheit herbeiführen, und zugleich die Glorie des Pontificats sein. Verträte eine Versammlung dieser Art auch blos die Fürsten Italiens, so würde sie ihnen schon große Kraft einflößen; denn die Religion verleiht dem Papstthum auch bei schwächern Waffen Macht gegen zahlreiche Feinde. Die Fürsten würden ihren Theil an der Ehrfurcht erlangen die dem Pontificat bezeigt wird. Der Name Italiens würde wieder über die der andern Nationen steigen, und eine solche Vereinbarung würde zugleich die Monarchie Italiens bilden wie Roms und unsers Herrn Christus."

So urtheilte dieser geistvolle Dominicaner, der nur größere Concentrirung seiner glänzenden Geistesgaben bedurft hätte um einer der bedeutendsten Philosophen oder scharfsinnigsten Politiker zu werden, wie er schon jetzt bei unendlicher Zersplitterung und phantastischem Haschen nach vielen Wahngestalten in beiden Fächern höchst Denkwürdiges geliefert hat, über Italiens damalige Lage, über seine Zukunft, und die Aufgabe seiner Fürsten. Vieles von Dem was 1600 bestand hat sich 1850 noch nicht geändert, so manche Versuche auch zur Abänderung gemacht worden sind. Die Rolle die damals Spanien-Habsburg spielte hat jetzt Oestreich-Habsburg übernommen, und es ist wenig Aussicht vorhanden daß Italien sich habsburgischer Suprematie, welche seit drei Jahrhunderten währt, bald entziehen werde. Wer weiß ob es nach den traurigen Erfahrungen der beiden letzten Jahre zu wünschen wäre. Ob aber ein Primat des Papstes möglich ist wie einst Campanella, in unsern Tagen Gioberti ihn predigten, Beide Geistliche und politische Visionnaire, muß und wird die Folgezeit der Regierung Pius' IX. lehren. 4.

## Literarische Miscellen.

### Professoren und Studenten.

Muret verstand es vortrefflich seine Zuhörer wenn sie sich während seiner Lection muthwillig aufführten und ihn dadurch störten durch ein piquantes Wort zur Ordnung zu rufen; ja es ging ihm sogar hin, als er einst da einer seiner Zuhörer im Auditorium mit einer Schelle klingelte sagte: „Es hätte mich gewundert wenn unter dieser Heerde nicht ein Leithammel gewesen wäre." Nicht so glücklich war der berühmte Böcler in Upsala, welchen die Königin Christine aus Strasburg für ihre Universität gewonnen hatte. Als er über Tacitus las und Unachtsamkeit unter seinen Zuhörern verspürte, sagte er: „Sed haec non capiunt stupida Suecorum ingenia." Ein Student Namens Lindemann erhob sich sofort, sagte: „Capiunt haec, imo plura!" und ging hinaus; seine Commilitonen folgten ihm.

Man weiß daß die akademische Jugend es nie daran hat fehlen lassen gegen strenge Rectoren und Professoren die Geißel der Satire zu gebrauchen. Der Professor Thomas Ihre in Lund wollte in seinem Rectorate etwas Schärfe gebrauchen. Es währte nicht lange, so fand man als Parodie auf das Kirchenlied: Aufer immensam, Deus, aufer iram, an seiner Thüre angeschlagen:

Aufer *immensum*, Deus, aufer Ihrum!

Das Epitheton immensum war deshalb so passend weil Ihre ein baumlanger, starker Mann war. Die vier Professoren in Jena: Baier, Goetze, Jäger und Sagittarius, welche die ausgelassenen jenenser Burschen etwas mehr kurz halten wollten, wurden mit dem Distichon begrüßt:

Bavarus, Idolum, Venator teste Sagitta
Jenam perturbant, o Deus, aufer eos!

Aehnliches ist in unsern Tagen gewiß auch häufig vorgekommen, manches Witzwort ist aus den Collegiensälen in das größere Publicum verpflanzt worden; aber Dergleichen haben die Studenten nicht gepachtet: auch von Professoren rühren sie her, wie das wo ein solcher einen plaudernden Studenten fixirt und ganz ruhig sagt: „Audire aut ire."

### Die Bücherschätze in Samarkand.

In dem Januarhefte der „Nouvelles annales des voyages" von diesem Jahre befindet sich ein Bericht des Armeniers Khatcadur Hovanisian aus Ispahan, welcher, im Dienste der Ostindischen Compagnie stehend, auf seinen Reisen als Scheikh allenthalben Zutritt erhielt, bei dessen Lesung jedem Bibliophilen schon, geschweige denn erst einem Bibliomanen, der Mund wässern wird. In Samarkand verschaffte er sich die Erlaubniß den Thurm zu besuchen in welchem die von Tamerlan angesammelten alten Bücher verwahrt sind. In einem großen Gewölbe haben, versichert der gelehrte Armenier, Tausende von Büchern im Staube bunt durcheinandergelegen. Es war ihm für den Besuch des Thurmes nur eine Stunde Zeit zugestanden. Er schlug einen dicken Pergamentband auf; er war in einem armenischen Dialekte mit griechischer Schrift geschrieben und führte den Titel: „Geschichte der alten Helden aller Völker von den Priestern des Tempels der Diana und des Mars." Ein anderes syrisches Werk ohne Titel war eine Geschichte der Welt. Er fand mehre griechische Werke von unbekannten Verfassern, aber auch die Schriften des Origenes. Die Ankunft der Wächter des Thurms hielt Khatcadur von weiterm Nachschlagen ab. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 44. —— 20. Februar 1850.


## Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Zweiter Artikel.*)

Drei Epochen sind in der Geschichte des deutschen Parlaments zu unterscheiden. Die erste davon bezeichnen wir als die naive. Wie durch ein Wunder sah sich das deutsche Volk plötzlich vom Belt bis zum Bodensee, vom Ausflusse der Weser bis weit über die steirischen Alpen hinaus, bis Görz, Triest und an den Gardasee hin in seinen Vertretern zu einer großen Kammer vereinigt, wie — selbst abgesehen von der Aufgabe — von solchem Umfange und solcher Verschiedenheit der Bestandtheile noch Europa kein Beispiel erlebt hatte. Als jene russische Katharina das seltsame Völkergemisch ihres ungeheuern Reichs in Moskau zu einer Art gesetzgebenden Körpers zusammentrieb, so waren zwar die räumlichen Entfernungen größer, die Abkunft und äußere Gestalt der Abgeordneten mannichfacher als was sich im J. 1848 in der Paulskirche begegnete. Allein es waren doch immer Unterworfene desselben Scepters, von den nämlichen Grenzen umschlossen, von derselben bald genialen, bald brutalen Willkür regiert zu werden gewohnt, nicht Alle russischer Abkunft, wol aber sämmtlich russischen Gehorsams. Was dagegen die Paulskirche umschloß, die beinahe 600 Mitglieder seines ersten Parlaments, Das waren nicht einmal dem Namen nach alles Deutsche, sondern vielmehr nur die Abgeordneten deutscher Bundesländer, von theilsweise ganz fremdartiger Bevölkerung besetzt, daneben aber die Vertreter von einem Kaiserthume und sieben Königreichen, worunter von zweien die Hauptstadt im Auslande, auf einer dänischen Insel die eine, hinter den niederländischen Deichen und Grachten die andere, zu suchen ist, die Summe der Großherzogthümer, Fürsten- und Herzogthümer, ein Kurstaat und vier Republiken ungerechnet! Die Wandlung war wie im Traume geschehen. So ausgedehnte Landschaften, so viele Kronen, so große Reiche, so bunte, widerstreitende Gesetze: und dennoch aus Allem eine Einheit hergestellt, aus 100 Trennungen ein Band geschaffen, aus einem Chaos — doch Das wäre leicht gewesen — aus 30 strenggegliederten Ganzen ein Höheres, ein Nationalstaat, errichtet — Das war das Märchen der Wirklichkeit welches jede kühnste Phantasie überbot. Denn nicht einmal eine Zeit der Hoffnung nur war diese erste naive Epoche des Parlaments, sondern schon der Erfüllung. Nicht als ein Werdendes, sondern als ein Gewordenes betrachtete man die deutsche Gesammtheit. Wer einen Zweifel hegte, wer auf die unermeßlichen Schwierigkeiten der Einigung hindeutete, der galt als ein verächtlich Kleinmüthiger, wenn nicht als ein Verräther. Denn war auch der Sache noch die Form zu geben, so war doch die Sache, d. h. die Einheit, wie über Nacht und gleichsam von selbst, viel vollständiger und glänzender gekommen als daß noch irgend eine Besorgniß gerechtfertigt schien, und am wenigsten die daß das Gefäß für den Inhalt zu finden viel mehr Mühe verursachen werde als der Inhalt. Man trat feierlich bewegt in die Paulskirche, der Danziger nahm mit klopfendem Herzen seinen Sitz neben dem Innsbrucker, der Baier neben dem Schlesier, der Mähre bei dem Holsteiner. Ist Das nicht bereits die stolzeste deutsche Einheit, fragte der gerührte Blick des Patrioten, indem er die Versammlung der Genossen durchflog. Kein Land fehlt und kein Ländchen, einige slawische Kreise ausgenommen, die den Völkertag auch noch beschicken werden wenn sie seine Macht fühlen. Die That ist also geschehen, nur ihr Rechtstitel ist noch auszusprechen; zögern wir nicht.

Es war die schönste, die jungfräuliche, aber es war auch die kürzeste Epoche des deutschen Parlaments, diese naive. Sofort folgte ihr die zweite, die Epoche der Grundrechte, das ist die des Kampfes der maßlosen, die Individualität über den Staat setzenden Freiheitsfoderung mit der Ordnung. Aus der Stimmung des Vorparlaments, aus den Maßregeln des Funfziger-Ausschusses hatte die ebenso zahlreich ausgestreute als rüstige Partei der sogenannten reinen Demokratie ersehen daß die Meinung der deutschen Mehrheit eine monarchische sein, daß das Ergebniß der Revolution in constitutionnelle, keineswegs aber in republikanische Formen einlenken werde. Die Schaffung der deutschen Centralgewalt, die Wahl eines Erzherzogs an ihre Spitze, bestätigte die Befürchtung der Linken daß auch im Parlamente der monarchische Charakter der überwiegende sei. Jetzt also galt es den Versuch die entstehende Monarchie zum min-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 4 d. Bl. D. Red.

desten im Innern durchaus demokratisch auszubauen. Nicht allein daß damit die deutsche Gesammtmonarchie überhaupt noch vertagt, sondern daß ihr auch eine Beschränkung bis zur Ohnmacht zugefügt werden sollte, wenn nicht neue Ereignisse vielleicht inzwischen eine solche Wendung der Dinge brachten daß selbst ein conservatives Parlament zur Republik greifen mußte. Regierten doch bereits die Studenten in Wien, in Berlin die Tumulthaufen. Noch ein Schritt — und das Königthum war so bis auf den Schatten ausgetilgt daß ihm kein Verständiger mehr den deutschen Oberbefehl überliefern konnte. Das war die Bedeutung welche die Grundrechte und die hinausgezogene Art ihrer Behandlung in der Paulskirche hatten. Die Führer des Centrums warnten und beschworen vergebens. Keine Beseitigung der verschleiften Frage gelang, nur ein abgekürztes Verfahren in ihrer Behandlung — der sogenannte Schneer'sche, eigentlich Bassermann'sche Antrag — ward angenommen, und die kostbarste Zeit ging in einer tiefsinnigen Berathung über Kirche und Schule, über Preßfreiheit und Vereinswesen, über Bestimmungen öffentlichen und privaten Rechts verloren, die alle nur dann Bedeutung hatten, wenn sie durch die Verfassung eines großen Staats lebendige Anwendung, Schutz und Geltung erlangten. Aber diese Verfassung selbst blieb man dem Volke schuldig — denn die Linke rief: erst müsse das gehörige Maß von Freiheit verliehen sein, die Particularisten auf der Rechten pflichteten händereibend bei, und in den Centren selbst fanden sich popularitätsüchtige Piepmeier genug den Chorus für die Grundrechte zu verstärken. Die Frage des Malmöer Waffenstillstandes unterbrach ihn nur einen Augenblick. Barrikaden wurden rings um die Paulskirche her aufgeworfen, und als Folge des aufgeloderten und besiegten Aufstandes erhielt die Fortberathung der Grundrechte eine eigenthümliche Begleitung durch die Aufhebung des regelmäßigen Rechts überhaupt, mittels des Belagerungszustandes, der von der Reichsregierung über Frankfurt verhängt war.

Aber mit dem Waffenstillstand von Malmoe hatten nicht blos die rohen Knüttel der Demokratie an die Thüren der Paulskirche angedonnert, sondern ein viel gefährlicherer und mächtigerer Feind hatte zum ersten male etwas stärker an die Pforten des deutschen Volkshauses angeklopft: der Dualismus, von welchem die dritte Epoche der Parlamentszeit ihren Charakter erhielt. Das Verhältniß der beiden Großmächte zu Deutschland und zur künftigen Verfassung war bisher im Hintergrunde geblieben und kaum schüchtern bei der Wahl des Erzherzogs zum Reichsverweser berührt worden. Nicht als ob es für die Hoffnungen und die Einsicht der parlamentarischen Mehrheit kein Preußen und kein Oestreich mehr gegeben hätte, nicht etwa als ob sie geneigt gewesen wäre den beiden großen Staatenkörpern mit der Linken den Untergang zu wünschen, oder sogar die Hand zur Vollendung ihrer eingebrochenen Zerstörung zu bieten, sondern man verschwieg sich und Andern seine Besorgniß und steigerte dafür seine guten Erwartungen desto höher. Der Glaube der Berge versetzt war freilich nicht in Allen gleich mächtig. Nicht Alle waren der Zuversicht daß es so tiefer Erschütterung gelingen würde zwei große Reiche einem dritten neuen als Provinzen einzuverleiben, und anstatt zweier vorhandener europäischer Mittel- und Anziehungspunkte plötzlich einen dritten, beide überwiegenden in Frankfurt herzustellen. Allein die Schwierigkeiten zogen sich in eine fast nebelhafte Ferne zurück, aus deren Bläue vom Stephansthurm die deutsche Fahne wehte und von dem Helme des Königs von Preußen die schwarzrothgoldene Cocarde verheißungsvoll glänzte. Die Linke nun gar, die überall ihre Lösung bereit hatte, war auch dem deutschen Dualismus gegenüber durchaus nicht verlegen. Ihre „republikanische Spitze" der Verfassung brachte auch das Ungleichartigste in Eintracht und das Widerstrebendste gefällig zusammen. Bei der Berathung über den Malmöer Waffenstillstand war das Wort „Preußen" in die Versammlung erschollen wie eine Gefahr des bedenklichsten Anstoßes, wenn nicht des unmittelbaren Zwiespalts. Bei der Berathung der ersten Verfassungsparagraphen kam das Wort „Oestreich" hinzu. Sie wurden endlich zum Feldruf, der das bis dahin einmüthige conservative Lager in zwei feindselige Heerscharen zertrennte. „Preußen" und „Oestreich" — an diesem Dualismus entzündete sich der Kampf der den ganzen Herbst und Winter hindurch die besten Kräfte der Versammlung anspannte und aufrieb. Noch bevor die Paulskirche geschlossen ward, hatte er alle Cabinette nebst dem Volke selbst ergriffen, und der Moment ihn zu entscheiden, den Sieg und zugleich das Recht des Siegs mit der parlamentarisch endlich doch noch obliegenden Partei des Centrums zu erobern ward in Berlin versäumt. Die mühevolle Arbeit vieler Jahrzehnde wird dazu gehören um in Brosamen zurückzusammeln was in der ganzen Fülle der Gabe einen Augenblick lang in Friedrich Wilhelm's IV. Händen war!

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zwei Anthologien.

1. Bildersaal der Weltliteratur. Aus dem Literaturschatz der Morgenländer (Inder, Chinesen, Hebräer, Araber, Perser, Türken), der Alten (Hellenen und Römer), der Romanen (Provençalen, Italiener, Spanier, Portugiesen, Franzosen), der Germanen (Engländer, Deutschen, Niederländer, Isländer, Schweden, Dänen), der Slawen (Böhmen, Serben, Polen, Russen), der Magyaren und der Neugriechen ausgewählt, systematisch geordnet, von der ältesten bis auf die neueste Zeit fortgeführt, mit Anmerkungen und einem literarhistorischen Katalog versehen und herausgegeben von Johannes Scherr. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, Becher. 1848. Lex.-8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Nachdem die deutsche Wissenschaft das Verständniß der geistigen Producte aller Zeiten und Völker vermittelt, nachdem unsere bedeutendsten Dichter die Idee einer Weltliteratur mit Eifer ergriffen, und die Realisirung derselben durch treffliche Uebersetzungen fremder Poesien so großartig gefördert haben, ist unserer Zeit — diesem literarischen Spätherbst, wo unter dem ämsigen Sammeln längstgereifter Früchte fort und fort neue Blüten emportreiben, und in hoffnungsreichen Gemüthern den Glauben an schon wiederbegonnenen Frühling erwecken —

durch genanntes Werk der Ruhm zutheilgeworden die herrlichsten Schöpfungen des poetischen Geistes aller Nationen zusammenzufassen, und so auf deutschem Boden gleichsam ein Pantheon der Weltpoesie zu errichten. Wie diese Idee eine vollkommen volks- und zeitgemäße ist, so können wir die Ausführung derselben eine durchaus wohlgelungene nennen, und dürfen getrost erwarten daß nicht nur die deutschen, sondern alle civilisirten Völker das Werk des Hrn. Scherr mit Freude und Dank aufnehmen werden. Was der Verf. versprochen, und was zu leisten nach den vorhandenen Hülfsmitteln an Erläuterungen, einzelnen Uebersetzungen und Sammelwerken fremder und einheimischer Dichtungen einem Mann von Geschmack und Belesenheit nicht unmöglich ist, Das ist durch den „Bildersaal der Weltliteratur" erreicht. Er gibt in der That ein Gesammtbild des dichterischen Schaffens der Mehschheit, verständlich für jeden Gebildeten, ebenso geeignet zur Unterhaltung wie zur Belehrung. Wir haben hier die umfassendste Geschichte der poetischen Literatur in Beispielen, die wieder durch den beigegebenen literarhistorischen Commentar ihre fortlaufende Erläuterung finden, die mit kritischer Auswahl gesichtet in ihrer chronologischen Ordnung den Entwickelungsgang der dichterischen Production bei den verschiedenen Nationen aufzeigen, und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter charakteristisch hervortreten lassen.

Der jeder Nationalliteratur vorgesetzte Commentar, dessen Anspruchslosigkeit der Verf. schon durch die Bezeichnung „Katalog" andeuten wollte, ist bei aller Kürze stets anschaulich, die Hauptsache treffend, und so klar daß dadurch auch der weniger Belesene in den Stand gesetzt wird in die Eigenthümlichkeit und die Entwickelung der Literatur bei den verschiedenen Völkern Einsicht zu gewinnen. Was jedoch die Auswahl und Anordnung der Beispiele betrifft, so müssen wir hier das ebengespendete Lob doch etwas einschränken. Zwar geben wir dem Verf. vollkommen Recht wenn er auf den ungeheuern Umfang des zu durchschreitenden Gebiets hinweist, um einen allzu strengen Maßstab von den Einzelheiten seines Werkes abzuwenden; auch sind wir umsoweniger gesonnen an Einzelheiten zu mäkeln, da der Verf. selbst in der Vorrede manche Mängel, namentlich in Betreff der Anordnung, freimüthig zugesteht. Ferner ist anzuerkennen daß dem Leser so viel als möglich ganze, abgerundete Dichtungen, oder wo Dies nicht anging, z. B. beim Drama, doch verständliche Bruchstücke vorgeführt werden. Ebenso wird Jeder die Reichhaltigkeit der Sammlung zugestehen, und die Worte des Verf. als wahr gelten lassen müssen wenn er in der Vorrede sagt:

„In das phantastische Dunkel der indischen Urzeit zurückweisend, durchwandert sie das Alterthum, das Mittelalter, die neue Zeit, und läßt der Gegenwart die aufmerksamste Rücksicht angedeihen. Die Bilderpracht und der Tiefsinn des Orients, die gottvolle Plastik und Weisheit der Alten, die heiße Leidenschaft und lodernde Phantasie der Romanen, die Geisteshoheit, Kraft und Gemüthsinnigkeit der Germanen, die melodienreiche Schwermuth der Slawen — dies Alles zieht in unsterblichen Gesängen und Gemälden an uns vorüber. Vom Volkslied bis hinauf zur Tragödie durchläuft der «Bildersaal der Weltliteratur» die ganze Scala poetischer Gattungen, und umfaßt alle dichterischen Formen, den Stabreim wie das Ghasel, das alkäische Metrum wie die Terzine, kurz sämmtliche antike und moderne, morgenländische und abendländische, südliche und nördliche Töne und Maße. Daß die deutsche Poesie am reichsten vertreten ist wird Keinen befremden, und keiner Rechtfertigung bedürfen. Ebenso wenig bedarf der Umstand daß ich die aus unserm altdeutschen Literaturschatz gewählten Stücke in neudeutscher Uebertragung mittheilte, einer weitern Grundangabe."

Aber Folgendes müssen wir doch in Erinnerung bringen. Gerade weil wir es im höchsten Grade billigen und natürlich finden daß der deutschen Poesie ein verhältnißmäßig großer Raum vergönnt, und eine schöne Auswahl auch der duftigsten Blüten unserer neuesten Lyrik beigegeben ist, müssen wir bedauern daß das deutsche Volkslied nicht nur im Verhältniß zur Kunstpoesie, sondern sogar zu den Volksliedern der andern germanischen Völker und der Romanen und Slawen eine so geringe Auswahl aufzuweisen hat. Zwar rechtfertigt der Verf. diesen Umstand damit daß das Volkslied ja schon im Gemüth und Gedächtniß des Volks vorhanden sei; allein wir befürchten im Gegentheil daß viele seiner Leser sich wundern werden wie gar dürftig doch unsere Volkspoesie im Vergleich zu der anderer Völker sich ausnehme.

Ferner sind wir der Meinung daß der Verf. bei seiner Auswahl bisweilen den ästhetischen Standpunkt, der allerdings dem Plane des Werkes gemäß der vorherrschende sein muß, zu einseitig den historischen Rücksichten gegenüber festgehalten hat. Wir glauben nämlich fodern zu müssen daß die Auswahl aus den Poesien der größten Dichter, wenigstens unserer Classiker, eines Schiller und Goethe, der Art sei daß dem Leser nicht nur die Vollendung ihrer Kunst, sondern auch der Gang ihrer Entwickelungen in den Hauptmomenten veranschaulicht werde. Wie wenig Letzteres durch die Beispiele vorliegender Sammlung erreicht wird, erhellt daraus daß von den originellen und urkräftigen lyrischen Gedichten aus Schiller's erster Periode kein einziges mitgetheilt ist; und auch die aus den „Räubern" mitgetheilten Scenen (Act 4, Scene 1, 2; Karl Moor vor seinem väterlichen Schloß, und sein Zusammentreffen in der gräflichen Gemäldegalerie mit Amalien) sind wol einige der schönsten des ganzen Stücks, keineswegs jedoch die am meisten charakteristischen, und nicht solche die Schiller's übersprudelnde Jugendkraft und ungezügelte Genialität zur Anschauung brächten, und zeigten wie er bei seinem ersten Auftreten noch alle Zeichen der Sturm- und Drangperiode an sich trägt. Dasselbe wäre an den aus Goethe's „Götz von Berlichingen" ausgewählten Scenen (es sind die Schlußscenen) auszustellen.

Zuletzt haben wir noch zu erinnern daß der Verf., trotz der Sorgfalt mit der er durchgängig bei der Wahl der Uebersetzungen nichtdeutscher Poesien verfahren ist, in dieser Beziehung sich doch einiger Verstöße schuldig gemacht hat. So finden wir bei den Proben aus Homer's „Ilias" noch die Voß'sche Uebersetzung zu Grunde gelegt, während wir schon seit 1846 eine Uebersetzung der „Ilias" von Monjé besitzen, die anerkanntermaßen die Voß'sche an Geschmeidigkeit, Wohllaut, Klarheit, und hier und da selbst an Treue weit übertrifft. Bei den Musterstücken aus Sophokles war es nur auffallend daß der Verf. als Beispiel eines Chorgesanges Solger's Uebersetzung des Lobgesanges auf Athen aus „Oedipus auf Kolanos" gegeben hat. Hier wird dem Leser statt einer Uebersetzung eine freie Nachbildung geboten, die, so vortrefflich sie auch an sich ist, doch keineswegs die Eigenthümlichkeit eines tragischen Chores unserm Gefühle zu vermitteln vermag, da neben andern Freiheiten besonders das antike Metrum ganz verlassen ist, und statt des glykonischen Versmaßes bloße Daktylen gewählt sind, die etwas gar zu monoton und leichtfertig einherhüpfen. Der Leser wird hier überhaupt ungern eine Probe aus der „Antigone", dieser Krone der Sophokleischen Muse, vermissen, und wir können uns das Uebergehen dieser Tragödie umsoweniger erklären, als nicht nur einige Chorgesänge ganz wunderbar schön sind, sondern auch viele Partien des Dialogs sich leicht verständlich aus dem Ganzen herausnehmen lassen, und der Verf. hier zwischen den vortrefflichen Uebersetzungen von Donner und Böckh die Wahl hatte.

Somit schließen wir die Anzeige eines Werkes dessen Mängel durch seine Vorzüge weit überwogen werden, und das uns Deutsche in dieser Zeit der gescheiterten Hoffnungen auf ein großes, einiges Vaterland in mehr als einer Beziehung trösten kann. Es zeigt daß wir die wir so wenig geschickt scheinen Weltgeschichte zu machen unserm Beruf zur Weltliteratur Ehre machen; es muß unser Selbstgefühl erhöhen, indem es uns zeigt wie unsere Nationalliteratur selbst in der großen Gesellschaft aller übrigen sich gar stattlich ausnimmt, und den

ehrenvollen Beweis liefert daß wir Deutsche bei dem Reichthum einer eigenen Nationalliteratur zugleich vielseitig genug organisirt sind das Beste aller Zeiten und Völker uns mit Genuß und Nutzen aneignen zu können.

Indem wir mit vollster Befriedigung von dem „Bildersaal der Weltliteratur" scheiden, stoßen wir auf eine Anthologie die geradezu bezweckt was jene Sammlung gewähren mag, nämlich Trost und Erhebung in trostloser Zeit. Es ist

2. Trosteinsamkeit in Liedern. Gesammelt von Philipp Wackernagel. Frankfurt a. M., Zimmer. 1849. 16. 15 Ngr.

Eine ziemlich lange Vorrede erörtert Plan und Zweck dieser Liedersammlung. Dieselbe enthält neben manchen wahren und patriotischen Bemerkungen so viel des Wunderlichen und Paradoxen daß wir auf eine Entgegnung der hier ausgesprochenen Ansichten nicht eingehen können, wollen wir nicht Gefahr laufen dafür mehr Raum in Anspruch zu nehmen als d. Bl. für die Anzeige des ganzen Werkchens darzubieten haben möchten. Nur Eins, worauf es hier vor Allem ankommt, darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Wackernagel ist nämlich der Meinung: das deutsche Volk habe seit geraumer Zeit aufgehört zu singen und zu beten, und es sei Gefahr vorhanden daß eine Menge schöner Lieder, die man sonst, namentlich nach den Befreiungskriegen, überall und besonders in Preußen habe singen hören, über kurz oder lang ganz der Vergessenheit anheimfallen möchte. Diesem vorzubeugen, und dem Volk zugleich Antrieb und Stoff zum Singen zu geben, hat er sich eben bewogen gefunden vorliegende Sammlung deutscher Gedichte zu veranstalten.

Dieser Vorwurf ist nur halb wahr, und insofern er wahr ist trifft er das Volk nicht, denn das Volk hat wahrlich die letzte Schuld daß es nicht mehr in der Stimmung ist die begeisterten Lieder der Freiheitskriege zu singen. Und es werden deren doch auch noch manche gesungen! Uebrigens aber ist das deutsche Volk Nichts weniger als stumm geworden, sondern läßt nach wie vor seine Gesänge erschallen: man achte nur auf Burschen und Mädchen wenn sie Sonntags Abend sich unter der Linde versammeln, oder einen ländlichen Spaziergang machen, oder im Winter in der Spinnstube traulich beisammen sitzen. Es findet hier freilich ein Unterschied statt zwischen den verschiedenen deutschen Volksstämmen und Gegenden: hier wird jetzt, wie zu Großvaters Zeiten, viel und gut gesungen, dort sitzt ein schweigsames oder unmelodisches Geschlecht, das nicht jetzt erst aufgehört hat zu singen, sondern von dessen Gesang überhaupt die Geschichte Nichts zu melden weiß. Welche Verschiedenheit selbst bei demselben Volksstamme in dieser Beziehung herrscht, Das wird Jeder wissen der sich einigermaßen mit dem Volksleben im Gebirge und in den Ebenen des als sangreich bekannten Thüringens bekanntgemacht hat. Wackernagel gegenüber könnte man leicht darthun daß der Volksgesang gerade in neuester Zeit an Ausdehnung und Ausbildung bedeutend gewonnen hat. Hier sei nur an die zahllosen Singvereine und Sängerfeste selbst in solchen Gegenden erinnert wo man früher weder viel noch gut sang. Demgemäß würde man nicht sowol dem schweigsamen Volke zum Antrieb, sondern dem sanglustigen Volke Liederbücher schreiben müssen, weil es deren bedarf; und die schnell aufeinanderfolgenden Auflagen vieler Liedersammlungen mit und ohne Melodien geben für solches Bedürfniß den besten Beweis.

(Der Beschluß folgt.)

## Oliver Goldsmith.

Wenn auch Oliver Goldsmith längst todt ist, gehört doch der Verfasser des „Vicar of Wakefield" keinenfalls zu den Vergessenen. Es sind kaum zwei Jahre daß eine gute Beschreibung seines Lebens von John Forster erschien (besprochen in Nr. 209 d. Bl. f. 1848), zum großen Theil mit Benutzung des von James Prior in dessen kurz vorher veröffentlichter Lebensgeschichte Goldsmith's mühsam und reich gesammelten Materials, und bereits empfängt die Literatur eine dritte Biographie unter dem Titel: „Life of Oliver Goldsmith, by *Washington Irving*" (London 1849). Als Veranlassung erwähnt der Verf. daß eine vor mehren Jahren von ihm geschriebene kurze Skizze von Goldsmith's Leben in eine neue Gesammtausgabe seiner Schriften mit habe aufgenommen werden sollen, es ihm jedoch unmöglich gewesen sei abermals „ein so mageres Ding in die Welt zu schicken". Daraus ist ein Buch von nahe 400 Seiten geworden. Neues bringt es nicht, sondern eigentlich nur die von Prior aufgesuchten und beglaubigten Thatsachen in frischer, anmuthiger Darstellung. Da Forster bis auf einige hinzugefügte Kleinigkeiten Dasselbe gethan, Washington Irving ihm das Zeugniß gibt daß er eine Biographie geliefert welche „an Geist, Gefühl, Zierlichkeit und Eloquenz Nichts zu wünschen lasse", und deshalb nur aus Rücksicht für seine Skizze sich zu der Arbeit entschlossen, so wäre es zwar ein selbstredender, nichtsdestoweniger aber irriger Schluß daß Irving ein unnöthiges Buch fertig gemacht. Hat auch er und Forster über denselben Gegenstand geschrieben, und aus derselben Quelle geschöpft, sind doch Beider Bücher weit voneinander verschieden. Forster strebt und greift nach Höherm als Irving. Glücklicher als Letzterer vertheidigt er die Ansprüche des Genies, beweist bei Zeichnung „der traurigen und trostlosen Uebergangsperiode vom Mäcen zum Publicum", wie er das Zeitalter Goldsmith's nennt, eine tiefere Kenntniß der Autorsleiden, und ein innigeres Mitgefühl für die Gebühr geistiger Mühen. Besser als bei Irving erkennt der Leser bei Forster in dem Geschilderten den Schriftsteller aus Zwang. Indessen beruht der Hauptunterschied beider Bücher nicht sowol hierin als daß Forster mehr von Goldsmith's Zeit und Zeitgenossen, Irving beinahe zu ausschließend von Goldsmith's Persönlichkeit handelt. Er maßt sich nicht an in Goldsmith's Leben einen neuen Zug entdeckt zu haben. Er will blos bereits Bekanntes so hübsch und kurz wie möglich erzählen, will seinen Lesern den ganzen Mann von allen Seiten und mit Allem zeigen was er von der Wiege bis zum Grabe gelitten. Was in dem Buche neu und anziehend erscheint ist der Stil, der Gedanke, die Erläuterung und die Anordnung. Die Ausdrucksweise ist leicht und gefällig, obschon selbst ein Washington Irving sich von amerikanischem Englisch nicht frei erhalten kann, der Ideengang meist eng dem Gegenstande angepaßt, die Anordnung die eines Gemäldes, wo die Hauptereignisse im Vorder-, Nebendinge im Hintergrunde stehen.

8.

## Vorschlag für unbeschäftigte Literaten.

Bekanntlich ist der seit 27 Jahren erscheinende „Nekrolog der Deutschen" ein sehr interessantes Buch. Wir erlauben uns durch die Revolution brotlos gewordenen Literaten ein jedenfalls noch weit interessanteres Gegenstück zu demselben in Vorschlag zu bringen; dasselbe könnte den Titel führen: „Nekrolog politisch-todter Deutschen", und würde es an Stoff für denselben von Ferdinand dem Gütigen und Ludwig dem Deutschen an bis zu Hrn. von Hinkeldey und Hrn. Handlungsbeflissenen Ohm in Berlin u. s. w. nicht fehlen. Um größerer Uebersichtlichkeit willen könnte das Buch in zwei Abtheilungen zerfallen: „Ganztodte" und „Scheintodte", für welche letztere unter Anderm etwa die „in Fäulniß übergegangene Leiche" des weiland hohen Bundestages, Fürst Metternich, Freiherr von Blittersdorff zu empfehlen wären. Ein Anhang könnte endlich von „Scheinlebenden" handeln und dahin so Manches in unserm lieben Vaterlande gerechnet werden.

31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Blätter**

**für**

**literarische Unterhaltung.**

Donnerstag, —— Nr. 45. —— 21. Februar 1850.

## Zur Literatur des frankfurter Parlaments.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Nach dieser Einleitung beginnen wir mit einer Betrachtung der naiven Epoche. Heinrich Laube, in seiner „Geschichte des ersten deutschen Parlaments", erzählt (I, 11. Abschnitt) den Schluß des Vorparlaments, und seine Schilderung kann sehr wohl als die entsprechende Bezeichnung von einer Stimmung und von Verhältnissen dienen die auch durch die Anfangszeit der Reichsversammlung noch eine ziemliche Weile fortdauerten.

Der Ruf womit in den letzten Tagen des März und den ersten des April das Verlangen nach der Republik besiegt worden war hieß bekanntlich: „Deutsches Parlament." Ein Funfziger-Ausschuß ward erwählt und in Frankfurt zurückgelassen um für die Einberufung des großen deutschen Reichstags Sorge zu tragen. Die letzte Sitzung des Vorparlaments hatte sich bis über den Mittag hinaus verzögert und man wollte zu Ende. Was also noch vorgebracht wurde erledigte man in Eile und Hast. Darunter der Beschluß daß der Funfziger-Ausschuß selbst ermächtigt sein sollte sechs Oestreicher nach seiner Wahl in seine Mitte aufzunehmen; ferner die Frage um Posen, die durch die Demokraten noch einmal zum Nachtheile der Deutsch-Posener entschieden wurde, weil die Parteiführer jener Seite, wie Blum und Hecker, den Polen mehr Liebe widmeten als den von den Polen bedrängten Deutschen. Laube sagt (I, 117):

> Dieser Mißton war nicht zu überwinden. Er wurde indessen damals auch von Denen nicht tief empfunden welche leugnen konnten daß es ein Mißton sei. Wir waren doch froh und billigerweise froh daß unsere so lange und so arg niedergehaltene Nation den endlich errungenen freien Raum fest und mäßig, also tüchtig zu benutzen wisse. Dreißigspaltig und ungeübt kam frei und formlos mit der Windsbraut ein erstes deutsches Parlament zusammen, und bildete sich und gestaltete sich dergestalt daß binnen vier Tagen seine Aufgabe gelöst war. Wir können ohne Unbescheidenheit behaupten: Das war tüchtig und gereicht dem deutschen Volke zur Ehre. Ist es denn Jemand verborgen geblieben daß damals schon eine organisirte, zum Aeußersten drängende Partei vorhanden war, welche die parlamentarischen Wege und Formen der Freiheit überhaupt nur zum Vorwande despotischer Herrschaft gebrauchen wollte? Schon wenigstens seit einem Jahre waren die Liberalen Deutschlands, die Liberalen der Bildung und Vaterlandsliebe innerlich nicht nur, sondern auch äußerlich geschieden von den Radicalen, denen Bildung und Vaterland Nebensache, denen ein abstracter Begriff, Demokratie, Republik und sonstwie geheißen, Hauptsache war. Diese Radicalen waren damals schon heimlich gegliedert und soldatisch verbreitet von Manheim bis Leipzig, ihre Heerführer traten am 3. April aus, und waren voll Zorns gegen Blum und Genossen, welche in der entscheidenden Stunde sich als Nachzügler und Unentschlossene erwiesen hatten; ihre Verlangnisse gingen damals schon auf provisorische Regierung und tabula rasa, und ihr Interesse war es schon nach der ersten Sitzung nicht mehr dies gemischte Vorparlament zu Macht und Ehren kommen zu lassen.
>
> Dennoch kam es dazu, und Deutschland lieferte hierin den Beweis daß es reif sei zu wahrer Freiheit und kräftiger Einheit, weil es im verhängnißvollen Augenblick sich selbst zu besiegen wußte durch Mäßigung und Treue. So war es an jenem 3. April eine wahrhaft rührende und erhebende Scene als paarweise die Männer des Vorparlaments aus der Paulskirche heraustraten, und unter dem Zurufe der Frankfurter, unter Glockengeläute und Kanonenschlägen um die Kirche wandelten, des Sieges voll daß der erste Schritt für das einige Deutschland gelungen sei.
>
> So festlich und jungfräulich froh ist Frankfurt nie wieder gesehen worden als jenen Abend, da der Frühling durch die Lüfte und der Fackelzug, der Gesang aus tausend Kehlen durch die Straßen ging, vor jedem Zugwinde geschützt durch die hundert und aber hundert schwarzrothgoldenen Fahnen, das wiedergefundene, damals noch unentweihte Sammelzeichen des neuen Deutschen Reichs. Es waren die Tage der Jugend, die Stunden der ersten, schwärmerischen Liebe. Sie können nicht bei uns bleiben; es schreitet die Zeit, und die Mühen und sauern Stunden werden keinem Lebenden erlassen. Bis zum nächsten März sollte sich ein Menschenalter, ein ganzes, entfalten mit all seinen Wechseln, seinen Enttäuschungen und seinen Erfahrungen. Der bloße Zuschauer mag müde werden, aber wer für sein Vaterland handelt und zu hoffen nicht aufhört, wie hoffnungslos auch die Kräfte sich manchmal verwirren, der wird selbst die herbsten Erfahrungen als einen Schatz betrachten für die Zukunft des Vaterlandes. Damals freilich war Alles noch Knospe und weich, selbst der Dorn an der Rose. Aber Gott hat der Rose den Dorn gegeben, er sei uns recht und werde uns dienstbar gegen zutappende Hände welche die Blume nur brechen, nicht aber pflegen wollen und nicht genießen können. Ja man bilde ihn nach in Stahl und Eisen diesen Dorn, wenn es sein muß, und vertheidige mit ihm bis zum Aeußersten die Blume des Vaterlandes, die Bildung und Kraft einer deutschen Nation. Eine Freiheit ohne Bildung ist die Freiheit des Wildes; eine Einheit ohne Kraft ist die Einheit der Heerde.

Sieben Wochen darauf war die verfassunggebende Reichsversammlung in Frankfurt eröffnet und in Thätigkeit. Wie denn nun aber jene Einheit voll

Kraft in der naiven Parlamentsepoche den Nächstbetheiligten theils „vorschwebte“, theils von ihnen erstrebt wurde, darüber gibt das Werk J. G. Droysen's: „Die Verhandlungen des Verfassungsausschusses“, die vollständigste Auskunft, indem es in die Werkstätte selbst blicken läßt wo der Verfassungsentwurf und überhaupt alle die wichtigsten Vorlagen der constituirenden Gesetzgebung für die Paulskirche entstanden. Der Ausschuß hatte es unterlassen gleich in seinen ersten Sitzungen einzelne Mitglieder mit dem Gesammtentwurf einer Verfassung zu beauftragen. Er hatte es sogar vermieden allgemeine Grundsätze und Richtungen darüber festzustellen. Es war als scheue man sich dem Dunkel dieser folgenreichsten Frage näherzutreten. Die Anträge über Gründung einer inzwischentlichen Centralgewalt kamen von anderer Seite, aus einem besondern Ausschusse, dessen Bericht am 19. Juni 1848 auf die Tagesordnung, am 28. Juni aber zur letzten Entscheidung der Versammlung gelangte. Der Verfassungsausschuß hatte während dieser bewegten Tage den Entwurf der Grundrechte vollendet. Seine Verhandlungen über den ersten Entwurf des Abschnitts von der „Reichsgewalt“ begannen am 8. Juli. Es muß hier daran erinnert werden daß die 17 Männer des öffentlichen Vertrauens, die dem Bundestage zugesellt wurden, vergebens erwartet hatten daß die von ihnen ausgearbeitete Verfassungsvorlage von den Regierungen geprüft und beziehentlich abgeändert, als deren Vorschlag an die Reichsversammlung gebracht und durch Bevollmächtigte dort vertreten würde. Heinrich von Gagern hatte daher vollkommen Recht wenn er beim Antritte des Vorsitzes unter dem stürmischen Beifall der Mitglieder des Hauses erklärte: „Den Beruf und die Vollmacht das Verfassungswerk zu schaffen hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen: die Unmöglichkeit daß es auf anderm Wege zu Stande komme.“ Im Verfassungsausschuß, der am 24. Mai aus 30 Mitgliedern errichtet wurde und anfangs Hrn. Bassermann, später Hrn. von Soiron zum Vorsitzenden, Hrn. Droysen aber zum Schriftführer hatte, war es Hr. von Andrian, ein Oestreicher, der zunächst die Ueberzeugung aussprach zwei wesentliche Punkte seien vor Allem ins Auge zu fassen: das Heerwesen und die auswärtigen Verhältnisse. Denn von ihnen hänge das Verhältniß der Einzelstaaten von dem zu begründenden Reiche ab. Allein gleich in Bezug auf die ersten §§. des Entwurfs, die den Einzelstaaten die Sondervertretung im Auslande nehmen, erklärte er daß Oestreich unmöglich darauf eingehen könne, worauf hinsichtlich Preußens von Seiten des Hrn. von Beckerath bemerkt wurde daß dann auch von diesem Großstaate billigerweise nicht gefodert werden dürfe was Oestreich verweigere. Es ist charakteristisch, denn es verräth daß es eine unüberwindliche Schwierigkeit nicht sowol der Meinungen als der Verhältnisse war, die sich den Verfassungsautoren gleich an der Schwelle ihrer Wirksamkeit zu erkennen gab: bei der Ausschußabstimmung über die Beibehaltung oder Aufhebung des Rechts der Einzelstaaten ständige Gesandtschaften im In- und Auslande zu halten, sprachen sich zwölf Stimmen für und ebenso viele dagegen aus, in Folge wovon die betreffende Beschlußfassung vertagt ward.*)

**R. Heller.**

## Zwei Anthologien.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Wie nun Wackernagel bei Abfassung seiner Sammlung von falschen Voraussetzungen ausgegangen, so dürfte schwerlich diese selbst die gehoffte Wirkung machen. Auf zwölf Bogen bietet sie eine reiche Anzahl von Liedern, die in zwei Hauptrubriken getheilt sind: weltliche und geistliche; zum Schluß ein Register der Lieder mit Angabe der Verfasser, und ein anderes der Dichter mit kurzen biographischen Notizen. Der weltlichen Lieder (Liebes-, Trink- und Kriegslieder) sind die meisten, sie sind theils aus dem „Wunderhorn“, theils von Goethe, Schiller, Claudius, F. und W. Müller, Uhland, Rückert, Körner, Arndt und andern Dichtern aus der Zeit des Freiheitskrieges; von spätern Dichtern hat der Verf. nur Geibel, von dem er Ein Lied mitgetheilt hat, und Freiligrath, von dem sich die Nachbildung eines englischen Gedichts findet, gewürdigt in diese Sängerhalle einzutreten. Wir können Dies bei der ungemein reichen Blüte unserer Lyrik gerade im letzten Jahrzehnd nicht billigen; noch weniger aber können wir uns damit einverstanden erklären daß von eigentlichen Volksliedern so gar wenige aufgenommen sind, und doch dürfte der Verf. seinen Ansichten gemäß von Geschichte und Volksthümlichkeit gerade aus diesem Schatz so wenig als möglich vorenthalten, und die Sammlungen von Uhland und Hoffmann, ja schon der „Hausschatz deutscher Poesie“ von Wolff zeigen wie reich wir an vortrefflichen Liedern sind, die theils vom Volke ausgegangen, theils leicht und schnell dessen Eigenthum geworden, und vor allen geeignet sind den frischen Volksgesang von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben. Am allerwenigsten endlich soll ungerügt bleiben daß Wackernagel an solchen Liedern sich Veränderungen erlaubt hat, wie es scheint, nicht sowol aus ästhetischen als aus pädagogischen Rücksichten; ja eins hat er nicht nur in einzelnen Ausdrücken abgeändert, sondern sogar verstümmelt, indem er nur ungefähr die Hälfte davon mittheilt. Die Zusammenstellung des Liedes 1. wie es sich bei Wolff findet, und 2. nach der Recension von Wackernagel, liefert zu dem Gesagten den besten Beweis:

1. Wolff.

Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhlich' Sommerzeit,
All mein Geblüt erneuen,
Der Mai viel Wollust geit.
Die Lerch thut sich herschwingen
Mit ihrem hellen Schall,
Lieblicher die Vögel singen,
Dazu die Nachtigall.

Der Kuckuk mit seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann.
Des Abends fröhlich reyen
Die Maidlein wohlgethan.
Spazieren zu den Brunnen
Pflegt man zu dieser Zeit.
Alle Welt sich freut in Wonnen
Mit Reisen fern und weit.

Es grünet in dem Walde,
Die Bäume blühen frei,
Die Röslein auf dem Felde
Von Farben mancherlei,

*) Wir hoffen bald einen dritten Artikel geben zu können.
D. Red.

Ein Blümlein steht im Garten,
Das heißt: Vergiß nit mein,
Das edle Kraut Wegwarten
Macht guten Augenschein.

Ein Kraut wächst in der Auen
Mit Namen Wohlgemuth,
Lieb sehr den schönen Frauen,
Dazu die Holder-Blüt',
Die weiß und rothen Rosen
Hält man in großer Acht,
Und thut's Geld darum gloffen,
Schöne Kränze daraus macht.

Das Kraut Je länger je lieber
An manchem Ende blüht,
Bringt oft ein heimlich Fieber,
Wer sich nicht dafür hüt't;
Ich hab' es wohl vernommen,
Was dieses Kraut vermag,
Doch kann man dem vorkommen,
Wer mäß'ge Lieb' braucht alltag.

Des Morgens in dem Thaue
Die Maidlein grasen geh'n,
Gar lieblich sie anschauen,
Die schönen Blümlein steh'n;
Daraus sie Kränzlein machen
Und schenken's ihrem Schatz,
Thun freundlich ihn anlachen,
Und geben ihm ein Schmatz.

Darum lob' ich den Sommer,
Dazu den Maien gut,
Der wendet allen Kummer,
Und bringt viel Freud' und Muth.
Der Zeit will ich geniessen,
Derweil ich Pfenning hab',
Und den es thut verdriessen,
Der fall' die Stiegen hinab.

---

2. Wackernagel.

Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhliche Sommerzeit,
All mein Geblüt erneuen,
Der Mai in Wonne freut. (sic!)
Die Lerch thut sich erschwingen
Mit ihrem hellen Schall,
Lieblich die Vögel singen,
Dazu die Nachtigall.

Der Kukuk mit seinem Schreien
Macht fröhlich jedermann,
Des Abends fröhlich reihen
Die Mägdlein wohlgethan,
Spazieren zu dem Brunnen,
Bekränzen sie zur Zeit,
Alle Welt sich freut in Wonnen
Mit Reisen fern und weit.

Es grünet in dem Walde,
Die Blumen blühen frei,
Die Röslein auf dem Felde,
Von Farben mancherlei;
Ein Blümchen steht im Garten,
Das heißt: Vergiß nicht mein,
Das edle Kraut zu warten
Macht guten Augenschein.

So ist auch in dem Liede von F. Müller: „Heute scheid' ich, heute wandr' ich", die fünfte Strophe ausgelassen:

Heb' zum Himmel unsern Kleinen,
Schluchz': Nun fort der Vater dein!
Lehr' ihn beten! gib ihm Segen!
Reich' ihm seines Vaters Degen!
Mag die Welt sein Vater sein!

Die geistlichen Lieder gehören alle dem 16. und 17. Jahrhundert an, sie finden sich in allen Gesangbüchern, und Wackernagel konnte sich die Mühe sparen sie hier in so fremdartiger Gesellschaft erscheinen zu lassen. Warum hat er nicht statt des längst bekannten aus dem reichen Schatze neuerer religiöser Lieder, die dem Volke noch ganz vorenthalten sind, eine passende Auswahl getroffen, wenn er einmal der Ansicht war daß in einem Volksbuche das religiöse Element nicht fehlen dürfe? Sind die Lieder von Klopstock, Tiedge, Mahlmann, Novalis, Herder, Arndt, Rückert, Kerner, Knapp, Diepenbrock, A. F. v. Droste-Hülshoff für das Volk zu schlecht oder zu gut? Oder hält der Verf. nur die religiösen Lieder des 17. Jahrhunderts für würdig mit dem Namen geistlicher Lieder benannt und dem Volke empfohlen zu werden? Wir meinen diese Fragen hätte uns Wackernagel ersparen sollen. Viele jener alten Kirchenlieder sind allerdings der ergreifendste Ausdruck wahren religiösen Gefühls und wirken wunderbar durch ihre Naivetät und Kraft; viele dagegen, die Wackernagel noch aus vergilbten Gesangbüchern hat abdrucken lassen, passen schlechterdings nicht mehr für unsere Zeit, indem sie theils den altlutherischen Zeloteneifer nähren, theils mit antiquirten Vorstellungen, alttestamentlichen Reminiscenzen u. dgl. angefüllt sind, theils in einer unschönen ungefügen Sprache abgefaßt, und mit Ausdrücken behaftet die heutzutage auch dem Gefühl des gemeinen Mannes anstößig sind, oder doch zu dessen Erhebung und Gefühlsbildung nicht eben günstig wirken. Zum Beweis nur ein paar Beispiele (S. 313):

Herr, wer zu dir schreiet,
Seine Sünd' anspeiet.

S. 326—330 ein langes Lied, voll wüsten Martyrthums, in roher, prosaischer Sprache und crassen Bildern. Wir können uns nicht enthalten die drei letzten Strophen mitzutheilen:

Fort, weg mit dem Sinn der Griechen!
Denen Kreuz ein Thorheit ist!
O laßt uns zurück nicht kriechen,
Wenn ans Kreuz soll Jesus Christ!
Naht in Jesu Namen,
wenn der Schlangen Samen
sich dem Glauben widersetzt
und das Schlachtschwert auf uns wetzt.

Gebt euch in das Leiden wacker!
mit dem Blut der Märtyrer
wird gedüngt der Gottesacker;
Diese Fettigkeit treibt sehr. (!)
Und macht stark aussprossen,
wenn mit wird begossen;
o dann trägt er reichlich Frucht,
eine schöne Gartenzucht.

Schwäng're vor, o güldner Regen,
uns, dein theures Erb' und Erd'!
Daß wir dir getreu sein mögen
und nicht achten Feuer und Schwert,
Als in Liebe trunken,
Und in dir versunken!
Mach' dein Kirch' an Glauben reich,
Daß das End' dem Anfang gleich!

G. Wippart.

---

## Bibliographie.

Ahlfeld, F., Der verlorene Sohn. Sieben Zeitpredigten über Lucas 15, 11—32. gehalten zwischen Ostern und Pfingsten 1849. Halle, Mühlmann. 8. 9 Ngr.

Arnim, C. O. L. v., Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden. 5ter und 6ter Theil. — A. u. d. T.: Reise

ins Russische Reich im Sommer 1846. Zwei Theile. Mit 2 Titelbildern. Berlin, A. Duncker. 8. 3 Thlr.

Burckhard, G. W., Aus der Praxis deutscher Geschworenengerichte. Erörterungen in zwanglosen Heften herausgegeben. 1stes Heft. Weimar, Hoffmann. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Charbonnel, Abt, 1929 oder: Noch 60 Jahre und die Welt ist nicht mehr, so spricht die Offenbarung Johannis. Nach dem Französischen von F. Freih. v. Biedenfeld. Weimar, Voigt. Gr. 8. 20 Ngr.

Deutsche Gedichte eines Welschen. Ein Beitrag zur schweizerischen Literaturgeschichte. Zürich, Kiesling. 1848. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 18te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Genesis der Revolution in Oesterreich im J. 1848. 2te Auflage. Leipzig, F. Fleischer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerlach, F. D., Die Zeiten der Römischen Könige. Eine geschichtliche Untersuchung. Basel. 1849. Gr. 4. 15 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 1ster und 2ter Band. 2te Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. à 2 Thlr. 7½ Ngr.

Koch, C. F. J., Geschichte der Dynastie, des Amtes, der Stadt, Burg und Festung Peina in Niedersachsen. Von der ältesten Zeit bis zum J. 1260 gleichlaufend mit der Geschichte des Deutschen Reiches dargestellt und nach Quellen bearbeitet. Peina, Heuer. Gr. 8. 1 Thlr.

Lebensgeschichte Jesu, mit einer Würdigung der verschiedenen Ansichten darüber und einer daraus gefolgerten Beurtheilung der römischen und evangelischen Kirche, der deutschkatholischen und freien Gemeinden, des Sozialismus und der Religion der Zukunft. Nürnberg, Korn. 12. 10 Ngr.

Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von C. H. G. Geibel. 2te Auflage. Peine, Heuer. 8. 10 Ngr.

Rüstow, W., Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution. Königsberg, Samter. Gr. 12. 20 Ngr.

Wienbarg, L., Darstellungen aus den schleswig-holsteinischen Feldzügen. In drei Bändchen. 1stes Bändchen. Kiel, Schröder u. Comp. 8. 25 Ngr.

## Tagesliteratur.

Baltzer, E., Die freie Gemeinde zu Nordhausen, ein Zeugniß aus ihr und über sie zum 4ten Stiftungsfeste am 5. Jan. 1850. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 3 Ngr.

Beust, F. C. Freih. v., Bemerkungen zu der „Beurtheilung des Entwurfs zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen von einem Juristen und Gewerken." Freiberg, Engelhardt. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Cotta, B., Die Bergakademie zu Freiberg, ihre Beschränkung oder Erweiterung beleuchtet. Freiberg, Engelhardt. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Denkschrift eines hochgestellten geistlichen Apostaten an die Cabinette von Wien und Rom betreffend die Errichtung eines geheimen militärischen Ordens. Zürich, Kiesling. Gr. 16. 10 Ngr.

Diezel, G., Baiern und die Revolution. Zwei Hefte. Zürich, Kiesling. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Excurse zu dem Entwurfe des künftigen Berggesetzes für das Königreich Sachsen, von dem Standpunkte der Kritik. Dresden, Kori. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Fournier, A., Was der Herr an unsern Vätern gethan hat. Predigt zum Gedächtniß der Reformation und der Aufnahme der reformirten Flüchtlinge aus Frankreich in die Churbrandenburgischen Lande gehalten am 4. Nov. 1849. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hecking, F. H., Denkschrift an die hohen deutschen Kammern. Betreffend die Regelung und den Schutz der deutschen Auswanderung. Zürich, Kiesling. Gr. 8. 7½ Ngr.

Herzens-Ergießungen eines Staatsmannes der Gegenwart. Nach dem Französischen von L. v. R. Berlin, Brandis. 8. 3 Ngr.

Der Hochverrathsproceß gegen Dr. Johann Jacoby, wegen seiner Betheiligung an den Sitzungen der deutschen Reichsversammlung in Stuttgart. Verhandelt am 8. Decbr. 1849 vor dem Königsberger Schwurgericht. Königsberg, Samter. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Holleuffer, A. v., Politische Zeitfragen in Preußen beleuchtet. I. Die deutsche Frage. II. Das Wahlgesetz und die Kammern. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 7½ Ngr.

Jellinek, A., Die Bürgschaft. Kohelet, Sohn David's. Zwei Kanzel-Vorträge gehalten am 30. Decbr. 1848 und am 6. Octbr. 1849. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Traurede bei der Vermählung seines Bruders am 22. Octbr. 1849 zu Ungarisch-Brod gehalten. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Justus, S., Die Revolution und die Volkswehr. In zwei Abtheilungen. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Wo ist das wahre Heil zu suchen nachdem das chronische Siechthum des organischen Völkerlebens von allen Seiten zur Krisis gelangt. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Ein Lied von deutscher Treue. Zur Jahresfeier der November-Siege. 2te Auflage. Stettin, Weiß. 1849. 8. 2 Ngr.

Die Märzrevolution in Kopenhagen und die Schleswig-Holsteinische Armee. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Nielsen, N., Materialien zu einer Appellation für Schleswig-Holstein und dessen Geistlichkeit; unter Mittheilung von Acten an alle, in Dänemark nicht weniger als in Deutschland, die Gott fürchten und Recht thun. Schleswig, Bruhn. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Schröter, A. W. v., Bemerkungen über die beabsichtigte neue Ordnung der Rechtspflege in Mecklenburg-Schwerin und Strelitz. Rostock, Stiller. Gr. 8. 15 Ngr.

Sporschil, J., Der österreichische Protest vom 28. Nov. und die preußische Antwort vom 12. Decbr. 1849. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Streitfragen in dem Verwaltungs-Rath vom Standpunkte des Rechts aus beurtheilt durch einen Juristen. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 10 Ngr.

Verhältnisse der praktischen Aerzte zum öffentlichen Sanitäts- und Medicinalwesen in Sachsen. Ein zeitgemäßes Wort und wesentlicher Beitrag zur allgemeinen Medicinalreform von K. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogel, A., Denkrede auf Johann Wolfgang Döbereiner, gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften am 27. Nov. 1849 zur Vorfeyer des Geburtstages Sr. Maj. des Königs. München. 1849. Gr. 4. 4 Ngr.

Wackernagel, W., Pompeji. Oeffentlicher Vortrag gehalten zu Basel im Namen der Antiquarischen Gesellschaft 27. Oct. 1849. Basel, Schweighauser. 1849. Gr. 8. 9 Ngr.

Weinreich, E., Ein Wort zur Lösung der deutschen Arbeiterfrage oder „die Auswanderungslust" in ihrer Entstehung, ihrem Einflusse auf die vaterländischen Gewerbs-Verhältnisse und in ihrem Verhältnisse zu Regierung und Volk. Nebst einigen belehrenden und erläuternden Zusätzen für Reisende nach Nordamerika aus dem Gebiete eigner Erfahrung vom 12. April bis 30. August 1849 bearbeitet. Landshut. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Wille, A. D., Worin liegt es, daß die Aussaat des göttlichen Wortes einen so ungleichen Erfolg hat unter den Menschen? Einen festen Glauben an Christum den Herrn bringe ich euch mit! Zwei Predigten, als Gast- und Antrittspredigt gehalten zu Leipzig Dom. Sexag. und 1. Adv. 1840. Leipzig, Serig. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur kirchlichen Reform. Eine Einleitung zu den Entwürfen der Presbyterialordnung, der Presbyterialwahlordnung und der Pfarrwahlordnung für die evangelischen Pfarrgemeinden der Thüringischen Länder. Rudolstadt, Renovanz. Gr. 16. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 46. —— 22. Februar 1850.

## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.

Weder Narren noch Verständige beneide ich, weder Große noch Kleine, weder Schwache noch Mächtige. Die Todten beneide ich: mit ihnen allein wünsche ich zu tauschen. Jede freundliche und willkommene Aussicht, jedes Bild der Zukunft welches ich zum Zeitvertreib in meiner Einsamkeit entwerfe bezieht sich auf den Tod, umfaßt ihn, läßt nicht von ihm. Und in dieser Sehnsucht stört mich nicht mehr wie ehemals die Erinnerung an die Träume meiner Jugend, nicht der Gedanke daß ich umsonst gelebt habe. Nahet mir der Tod, so werde ich so ruhig und so zufrieden sterben als wenn ich auf dieser Welt nie Anderes gehofft, nie nach Anderm gestrebt hätte. Es ist die einzige Wohlthat die mich auszusöhnen vermag mit dem Schicksal.

Ihr Hügel und ihr Küsten, wenn der Lichtglanz verglommen ist der im Westen noch silbern säumte den Schleier der Nacht: lange werdet ihr nicht verwaist sein! Im Orient hellt sich bald wieder auf der Himmel und das Morgenroth bricht an, und es folgt die Sonne, die mit ihren gewaltigen Lichtfluten euch überschwemmen wird wie die Räume des Aethers. Das menschliche Leben aber, ist einmal vorüber die schöne Jugendzeit, wird von keinem neuen Lichte bestrahlt, erhellt von keiner andern Morgenröthe. Verwaist bleibt es bis zum Ende, und bei der Nacht welche die vergangenen Zeitalter in ihr Dunkel hüllt setzten die Götter als Markstein das Grab.

So schrieb, viele Jahre vor seinem Tode, Giacomo Leopardi in Prosa und in Versen. „Ich gebe Euch zu daß ich diese Welt satt habe", sagt er, neunzehnjährig, in einem Briefe an Pietro Giordani. Und das Letzte was wir von ihm besitzen, ein Brief an seinen Vater, 20 Jahre nach diesem, 18 Tage vor seinem Tode geschrieben, endigt mit den Worten:

Entgehe ich der Cholera und gestattet mir's meine Gesundheit, so werde ich alles Mögliche thun Euch wiederzusehen, welche auch immer die Jahreszeit sein möge. Denn ich habe Eile, jetzt durch Facta von Dem überzeugt was ich immer vorausgesehen, daß das von Gott meinem Leben gesetzte Ziel nicht ferne liegt. Meine täglichen und unheilbaren Leiden sind mit den Jahren zu dem Punkte gelangt daß sie nicht mehr zunehmen können, und ich hoffe daß sie, endlich den schwachen Widerstand besiegend welchen mein sterbender Leib ihnen in den Weg stellt, mich zur ewigen Ruhe führen werden, die ich jeden Tag erflehe, nicht aus Heroismus, sondern im Uebermaß der Leiden welche ich erdulde. Herzlich danke ich Euch und der Mutter für die Gabe von 10 Scudi, küsse Euch Beiden die Hand, umarme meine Geschwister und bitte Euch Alle mich Gott zu empfehlen, auf daß, nachdem ich Euch wiedergesehen, ein guter und rascher Tod meinen physischen Uebeln ein Ende mache, für die es kein anderes Mittel gibt.

Er sah aber die Seinen nicht wieder, und es ging nicht in Erfüllung was er zehn Jahre früher geschrieben: „Ich will im Vaterhause sterben." Er verschied in Neapel auf der Höhe von Capodimonte, am 14. Juni 1837.

Manche haben über Giacomo Leopardi geschrieben *), ein vollständig begründetes Urtheil über den Menschen und über den Einfluß welchen innere und äußere Lebensverhältnisse auf Geistesrichtung und Gemüthsstimmung geübt ist aber erst jetzt möglich, nachdem außer den Schriften die er selbst in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen zu sehen gewünscht auch seine Jugendarbeiten und Briefe ans Licht getreten sind. **) Wenn

---

*) Außerhalb Italiens Karl Witte in den „Blättern für literarische Unterhaltung" bei Gelegenheit der Anzeige der Kannegießer'schen Uebersetzung der „Canti", 1837; H. W. Schulz in der „Italia", 1840; Sainte-Beuve in der „Revue des deux mondes", Sept. 1844; der Verf. gegenwärtigen Aufsatzes in den „Römischen Briefen", IV, und in den „Monatsblättern zur Allgemeinen Zeitung", Dec. 1845. Vieles Andere mag dem Ref. unbekannt geblieben sein.

**) „Opere di *Giacomo Leopardi*. Edizione accresciuta, ordinata e corretta secondo l'ultimo intendimento dell' autore, da *Antonio Ranieri*" (2 Bde., Florenz 1844); „Studi filologici di *Giacomo Leopardi*, raccolti e ordinati da *Pietro Pellegrini* e *Pietro Giordani*" (Florenz 1845); „Saggio sopra gli errori popolari degli Antichi, pubblicato per cura di *Prospero Viani*" (Florenz 1845); „Epistolario di *Giacomo Leopardi*, con le iscrizioni Greche Triopee da lui tradotte, e le lettere di Pietro Giordani e Pietro Colletta all' autore; raccolto e ordinato da *Prospero Viani*" (2 Bde., Florenz 1849). Ich habe jetzt nur das „Epistolario" zur Hand welches vor wenigen Wochen erschienen ist. Es hätte in keine ungünstigere Zeit fallen können: wer kann jetzt an schöne Literatur denken, wer kann die Ruhe gewinnen die zum Eingehen in solche, weit hinter uns liegende Epoche und beengte Verhältnisse nöthig ist? Als Pietro Giordani im vorigen Sommer starb, sprach man kaum davon — und welche Stellung hatte der Mann in der öffentlichen Meinung und der Literatur eingenommen! Man muß dem Herausgeber Dank wissen für diese Briefsammlung: aber er ist in den gewöhnlichen Fehler verfallen, er hat viel zu viel gegeben. Die Hälfte der Briefe würde man nicht missen wären sie ungedruckt geblieben. Einerseits ist gar zu viel Unbedeutendes darin: — was fragen wir nach dem Taback welchen Leopardi schnupft und den Sendungen von Oel und Feigen aus der Mark (ich hoffe das Oel war besser als das was man mir hier vorsetzt, an Formias und der Lirismündung berühmtem fruchtbaren Strande), nach den verunglückten Heirathsplänen für die Schwester (deren Verlobung wir eine der schönsten seiner Canzonen verdanken) und den Wohnungsdifficultäten in Neapel und hundert andern Dingen? Anderntheils wäre es viel rathsamer gewesen von intimen und Familienverhältnissen Manches auszuschließen was durchaus nicht zur Charakteristik des Dichters beiträgt und vielfach unangenehm berührt. Briefsammler überschreiten leicht die vernünftige Grenze.

ich sage: ein vollständig begründetes Urtheil, so meine ich damit nicht etwa als würde dasselbe, wie es neuerdings aus dem Studium der Dichtungen und Prosaschriften Leopardi's hervorgegangen, durch diese Briefe wesentlich modificirt. Sie tragen vielmehr dazu bei es in den Hauptzügen zu bestätigen, indem sie überzeugend darthun wie Leopardi eine durchaus subjective Natur war; und wie Solche vollkommen Recht haben welche der Meinung sind daß seine ganze Lebens- und Weltansicht mit seiner Persönlichkeit aufs engste zusammenhängt.

Es ist ein trauriges Leben in welches wir blicken, so glänzend auch, in Einer Beziehung, dessen Ergebnisse sein mögen. Es ist von Jugend auf eine gequälte, genußlose und freudlose Existenz, eine ewige Unzufriedenheit, ein endloses Hadern mit dem Schicksal, ein vergebliches Ringen nach irgend einem Gleichmaß, das sich nicht finden will, zwischen Wunsch und Erfüllung. Innere Anlässe und äußere Umstände haben dazu beigetragen, nicht sowol eigene Schuld als halb imaginaires, halb wirkliches Unglück, das mit den Jahren wuchs und über den Mann vernichtend zusammenschlug, während es in einer geistig sowol wie körperlich krankhaften Verstimmung des Jünglings seinen Ursprung und ersten Sitz gehabt hatte. Je berühmter Giacomo Leopardi als Dichter ist, je glänzender seine Geistesgaben waren, umsomehr verdient er daß man in sein inneres Leben schaue und die Erklärung einer Erscheinung versuche welche, während sie durch geistige Hoheit zugleich imponirt und anzieht, durch bittere Trostlosigkeit erschreckt, durch beinahe absolutes Verleugnen des Guten und Versöhnenden in der Natur und im Menschen wie durch Zurückweisen der höhern Versöhnung abstößt und einen unendlich peinlichen Eindruck zurückläßt, weil man, ungeachtet der seltenen Begabung, dennoch den Sieg der Materie über das geistige Element gewahrt. Wenn man Dies in den bisher bekanntgewordenen Schriften mehr denn ahnte, so haben die Briefe es zur traurigen Thatsache gemacht.

In Leopardi's Erziehung lag zunächst der Keim des Uebels. Sein Vater, der den Sohn überlebte und bis in ein vorgerücktes Alter fortfuhr als Schriftsteller thätig zu sein, war überaus starr in religiösen und politischen Grundsätzen wie in seinen Erziehungsansichten. Seine Kinder sollten sich ohne irgend einen Widerspruch seinen Maximen und Anordnungen und der strengen und wie klösterlich abgeschlossenen Lebensweise in einer kleinen, abgelegenen, todten Provinzialstadt fügen. Sein eiserner Wille, nebenbei die Beschränktheit der Geldmittel, ungeachtet nicht unbedeutenden nominellen Einkommens, verwehrte den Söhnen jede freie Bewegung, ja machte ihnen das Einschlagen irgend einer Laufbahn außerhalb der Vaterstadt unmöglich. Seine Ausbildung verdankte der junge Giacomo größtentheils sich selbst. Lehrer (schrieb er im J. 1826 in einem kurzen für den bekannten Grafen Carlo Pepoli aufgesetzten Lebensabriß) hatte er nur für die ersten Anfangsgründe, die ihm durch Pädagogen beigebracht wurden welche sein Vater für ihn im Hause hielt. Dafür stand ihm der Gebrauch einer reichen Bibliothek frei, die von dem wissenschaftlich so bewanderten wie thätigen Vater gesammelt worden war.*) In dieser Bibliothek verbrachte er seine meiste Zeit, so lange und insoweit seine durch das Studium zerrüttete Gesundheit ihm Dies gestattete: jene Studien begann er, von seinen Lehrern unabhängig, im Alter von zehn Jahren und fuhr ohne Rast darin fort, indem er sie zu seiner einzigen Beschäftigung machte. Nachdem er ohne Lehrer die griechische Sprache erlernt, legte er sich ernstlich auf die Philologie und harrte sieben Jahre hindurch dabei aus, bis er, nachdem seine Sehkraft sehr geschwächt und er sich genöthigt fand ein ganzes Jahr (1819) ohne Lecture zuzubringen, sich dem Denken zuwandte und die Philosophie liebgewann, welche seitdem mit der ihr verwandten schönen Literatur seine einzige Beschäftigung geblieben ist. Schon früh war eine gefährliche Nervenverstimmung in ihm entstanden. In seinem achtzehnten Jahre schrieb er an den berühmten Giordani:

> Kein Verlangen hat mich je unglücklich gemacht noch wird es je können, selbst nicht das Verlangen nach Ruhm; denn ich glaube ich würde sicher über Unehre lachen wenn ich sie nicht verdient hätte. Mich macht aber vorerst der Mangel an Gesundheit elend; denn abgesehen davon daß ich nicht der Philosoph bin der sich nicht ums Leben kümmert, werde ich dadurch genöthigt meiner Liebe, d. i. dem Studium, fernzubleiben. Das Zweite was mich elend macht ist das Denken. Ich glaube daß Ihr wisset, hoffe aber daß Ihr nicht selbst erprobt habt in welchem Grade der Gedanke einen von Andern im Urtheil irgendwie abweichenden Menschen kreuzigen und martern kann wenn er ihn in der Gewalt hat, d. h. wenn ein solcher Mensch durchaus keine Zerstreuung oder Ableitung findet als das Studium, welches mehr schadet denn nützt, weil es den Geist auf einen bestimmten Punkt fixirt. Seit lange hat der Gedanke mir solche Marter verursacht, da er mich völlig beherrscht und keine Sehnsucht in mir aufkommen läßt, daß er mir höchst nachtheilig gewesen ist und mich tödten wird wenn meine Verhältnisse sich nicht ändern. Die Einsamkeit ist nicht für Solche die sich in sich selbst verzehren.

Bald darauf wiederholte er:

> Kein Verlangen kann mich elend machen, wol aber der Mangel der Gesundheit, welcher indem er mir in Recanati das Studium raubt mir Alles raubt, den Gedanken ausgenommen, der von jeher mein Henker gewesen und mich vernichten wird wenn ich in seiner Gewalt in dieser Einöde ausharren muß.

Und ein Jahr später, nachdem er sich wieder, wenn-

---

*) Die Leopardi'sche Bibliothek ist eine der bedeutendsten in den Marken. Darf man der Inschrift trauen („Filiis amicis civibus Monaldus de Leopardis bibliothecam a. MDCCCXII"), so ist sie auch dem Publicum zugänglich. Der jüngste Bruder des Dichters hat für das Sammeln in Literatur und Kunst vielen Sinn, und die pecuniairen Verhältnisse der Familie haben sich neuerdings sehr gebessert. Unter des alten Leopardi Werken findet sich eines von nicht geringem Verdienst: „Vita di Niccolò Bonafede vescovo di Chiusi e officiale nella corte Romana dai tempi di Alessandro VI ai tempi di Clemente VII" (Pesaro 1832). Man hat von ihm auch eine Geschichte der Bischöfe von Recanati. Giacomo's Oheim mütterlicherseits, der Marchese Carlo Antici, den ich in Rom gekannt, hat sich viel mit deutscher Literatur in der katholisch-historischen und theologischen Richtung beschäftigt.

gleich mit gebrochener Kraft und gebrochenem Muthe, an die Arbeit gesetzt hatte:

Lange Zeit hindurch glaubte ich fest in ein paar Jahren sterben zu müssen. Seit ich aber den Fuß in mein zwanzigstes gesetzt, habe ich merken und mich davon überzeugen können (ich sage nicht: mir schmeicheln, da Anlaß dazu mir nur zu ferne bleibt) daß die Nothwendigkeit dieses frühen Todes nicht in mir liegt, und ich, mit unendlicher Sorgfalt, noch leben kann, ein Leben das man so gerade mit genauer Noth dahinschleppt und das nicht zu der Hälfte von Dem taugt was die Menschen gewöhnlich thun, wobei ich noch immer mich vorsehen muß daß nicht der geringste Zufall oder die kleinste Unvorsichtigkeit mir schade oder mich tödte. Denn durch sieben Jahre wahnsinnigen und verzweifelten Studiums, in dem Lebensalter in welchem meine Constitution sich hätte bilden und kräftigen sollen, habe ich mich gänzlich zugrundegerichtet. Ich habe mich unselig und für mein ganzes Leben zugrundegerichtet, habe mein Aussehen elend gemacht und jenen ganzen wesentlichen Theil des Menschen vernichtet auf den allein die Meisten achten, mit welchen Meisten man in dieser Welt umgehen muß. Nicht die Meisten blos, sondern Jeder der den Wunsch hegt daß die innere Begabung nicht allen äußern Schmucks entbehre, und wenn er dieselbe so ganz nackt und schmucklos findet sich betrübt und, dem Naturgesetz nachgebend von welchem alle sogenannte Weisheit machtlos abprallt, kaum den Muth hat Den zu lieben an welchem Nichts schön ist als die Seele. Mit solchem und anderm Elend hat die Natur mein Leben umgeben, indem sie mir den Verstand so offen gelassen daß ich klar sehe und erkenne was und wie ich bin, so offen das Herz daß es innegeworden ihm stehe Freude nicht an: es müsse Trauer tragen und die Melancholie zur ewig-unzertrennlichen Gefährtin wählen. So weiß und sehe ich denn daß mein Leben nicht anders als elend sein kann: doch ich verzage nicht. Möchte dies Leben nur zu irgend Etwas nützlich sein, wie ich ohne Feigheit durch dasselbe zu wandern suchen werde. Ich habe so bittere Zeiten erlebt daß mir nicht scheint Schlimmeres könne mir bevorstehen. Darum aber verzweifele ich nicht auch Schlimmeres zu erdulden. Ich habe die Welt noch nicht gesehen: wenn ich sie nun sehe und die Menschen kennen lernen werde, dann werde ich mich gewiß voll Bitterkeit in mir selbst verschließen müssen. Nicht etwa wegen Unglücks das mich betreffen könnte, und wogegen ich mich mit zäher Hartnäckigkeit gewappnet zu haben glaube, auch nicht wegen der zahllosen Anlässe die meine Eigenliebe verletzen werden, da ich entschlossen bin mich vor keinem zu beugen, und da mein Leben Verachtung für Verachtung, Hohn für Hohn zurückgeben wird: sondern jener Dinge wegen welche, was nicht ausbleiben kann, mein Herz verletzen werden.

Noch hatte er seine Vaterstadt nicht verlassen als er, zu Ende des Winters 1820, an Giordani schrieb:

Auch ich seufze sehnsuchtvoll nach dem schönen Frühling als der einzigen Hoffnung einer Arznei für die Erschöpfung meines Geistes. Vor einigen Abenden öffnete ich bevor ich mich niederlegte das Fenster meines Zimmers, und da ich einen klaren Himmel sah und hellen Mondschein, und laue Luft empfand und fernes Hundegebell vernahm, erwachten alle Traumbilder in mir, und mir schien ich fühlte eine Regung in meinem Herzen. Da begann ich zu schreien wie ein Wahnsinniger: um Barmherzigkeit flehte ich die Natur an, deren Stimme ich nach so langer Zeit wieder zu vernehmen wähnte. Und indem ich in diesem Moment einen Blick auf meinen frühern Zustand warf, in welchen alsbald wieder zu verfallen ich sicher war, erstarrte ich vor Entsetzen und konnte nicht begreifen wie es möglich sei dies Leben zu ertragen, ein Leben ohne Illusionen und lebendige Affecte, ohne Phantasie und Enthusiasmus, wie sie einst meine Existenz ausfüllten und inmitten der Leiden beseligten. Jetzt bin ich verdorrt wie ein dürres Rohr: keine Leidenschaft findet mehr den Zugang zu dieser armen Seele, und in diesem meinem Jugendalter ist die ewige und herrschende Macht der Liebe selbst vernichtet.

Ein paar Wochen darauf äußerte er sich folgendermaßen in einem Briefe an den Advocaten Pietro Brighenti zu Bologna:

Nachdem Alle mich verlassen, ist die Gesundheit denselben Weg gegangen. Im einundzwanzigsten Jahre, nachdem ich als Kind schon zu denken und zu leiden begonnen, habe ich die Bahn des Elends eines langen Lebens zurückgelegt und bin geistig alt, ja abgelebt: denn selbst Empfindung und Enthusiasmus, meines Daseins Gefährten und Nahrung, sind in mir verraucht in einem Maße daß ich vor mir schaudere. Es ist Zeit zu sterben. Es ist Zeit dem Geschick zu weichen: das Entsetzlichste was ein Jüngling thun kann der gewöhnlich voll schöner Hoffnungen ist; aber die einzige Lust welche Dem bleibt der nach langer Anstrengung endlich innewird daß er unter dem feierlichen und unabwendbaren Fluche des Schicksals geboren ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Braune Märchen. Von A. v. Sternberg. Bremen, Schlodtmann. 1850. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.**

Wir haben ein ernstes Wort mit dem Dichter dieser Märchen zu sprechen. Hr. v. Sternberg ist uns als geistreicher Schriftsteller bekannt, dessen scherzhafte Muse uns manche Stunde versüßt, dessen schalkhafter Humor uns manchen Gram von der Stirne hinweggetändelt. Mit um so schmerzlicherm Erstaunen mußte uns die Lecture dieser „Braunen Märchen" erfüllen, die in ihrem schlichten Gewande eine Sinnlichkeit bergen, eine so cynische, jedes sittlichen Gefühls bare Darstellung des Geschlechtsverkehrs, daß sie Alles was wir je in dieser Gattung gelesen überbieten. Wie kam Hr. v. Sternberg dazu und was vermochte ihn die keusche Göttin Poesie auf eine so brutale Weise zu profaniren, und jedes noch nicht erstorbene Sittlichkeitsgefühl seiner Leser mit einem solchen Buche so unerhört zu beleidigen? Hr. v. Sternberg löst uns dieses Räthsel in seiner Vorrede, und gibt uns dort nicht undeutlich zu verstehen daß er die Absicht hatte die deutsche Literatur mit einer ganz neuen Gattung von Märchenpoesie zu bereichern. Hören wir ihn selbst.

„Wenn wir die Folge der Verwandlung des Märchens betrachten", meint der Verf., „so bemerken wir daß zwei wesentliche Formen fehlen und beharrlich wegbleiben: es sind Dies das «politisch-satirische» und das «frivol-witzige» Märchen. Beide Gattungen cultivirte das 18. Jahrhundert und mit großem Glück. In der erstern war bekanntlich Swift hervorragend, in der zweiten Voltaire, Diderot, Hamilton, Crébillon und noch manche Andere. Es ist die Frage ob wir Deutschen bei unserm jetzigen politischen Aufleben nicht einen Swift erhalten werden; ebenso könnte es sein daß wenn die Pruderie die auf unserer schöngeistigen Literatur wie ein Alp bisjetzt gelegen zu weichen beginnt, wir auch das frivol-witzige Märchen bekommen. Zu wünschen wäre es. Man wird sich darüber verständigen müssen was wahre Sittlichkeit und was nur deren Scheinbild ist. Wir haben in neuerer Zeit Romane erscheinen sehen die das Wort vermeiden, aber die Sache geben und die Sache um so stärker geben, je sorgfältiger sie das anstößige Wort zu vermeiden verstanden. Ist damit der wahren, echten Sittlichkeit gedient, oder ist nur der Heuchelei, der Pruderie Vorschub gethan? Und bis zum Vermeiden des Wortes kann es eben auch nur eine Censur bringen. Die Poesie ist allmächtig, sie fodert gebieterisch die Freiheit die ihr zukommt. So fodert sie denn auch die Freiheit den sinnlichen Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern so zu schildern wie die Natur ihn ihr vorbildet. Besteht aber die Poesie auf ihr gutes Recht wenn sie ernsthaft spricht, so wird sie ebenfalls darauf bestehen wenn sie

scherzt. Sie wird immer Das sagen wollen was einen wahrhaften Scherz, nicht einen künstlichen in sich birgt, und gerade wieder dieses sinnliche Verhältniß unter den Geschlechtern gibt wie dort zum Ernst, hier zum Scherz die willkommenste und ungesuchteste Gelegenheit. Man muß auf den «Nerv» des Lebens zu tasten verstehen: aus dieser Quelle und immer nur aus dieser sprudelt die ewige Jugend dem Leben, also auch dem Abbild des Lebens, der Poesie."

Diese Beweisführung enthält eine merkwürdige contradictio in adjecto. Eine verhüllte Unsittlichkeit ist Heuchelei, warum? Weil sie die Sache gibt und doch das Wort vermeidet. Wie also wenn sie auch jene letzte Hülle vonsichwirft? Dann wird sie zur wahren, ächten Sittlichkeit, man versteht es auf den „Nerv" des Lebens zu tasten, und entspricht einem tiefgefühlten Bedürfnisse der Poesie. Das ist eine ganz neue Doctrin, die mit genialer Kühnheit alle herkömmlichen Begriffe über den Haufen wirft. Das angeborene Sittlichkeitsgefühl wird nicht verletzt wenn man nur den Muth hat sich über die conventionnellen Anstandsformen hinwegzusetzen, und die gewissen mythologischen Feigenblätter waren eben auch nur Pruderie — unsere guten Aeltern im Paradiese haben den Diderot nicht gelesen. Wir wußten nicht daß eine naturgetreue Schilderung des sinnlichen Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern zu dem „guten Rechte" der Poesie gehört — die unserm Dichter nur ein Abbild des Lebens ist — und sind Hrn. v. Sternberg aufrichtigen Dank für diese Bereicherung unserer ästhetischen Kenntnisse schuldig. Daß er selbst es unternehmen will jenen drückenden Alp der auf unserer schöngeistigen Literatur lag zu bannen, und uns Deutschen mit liebevoller Rücksicht auf unser politisches Aufleben eine Wiedergeburt jenes frivol-witzigen Märchens des 18. Jahrhunderts in Aussicht stellt, zeugt von einer Hochherzigkeit und Selbstverleugnung die alle Anerkennung verdienen.

Doch wir wollen mit dem Verf. unsers Buchs nicht im Ernste rechten, denn es hat allen Anschein als ob er uns mit seiner unerhörten Geschmackslehre nur zum Besten halten wollte. Zum Beweise dafür führen wir noch jene Stelle seiner Vorrede an woselbst er im Tone der gekränkten Unschuld ausruft: „Seit einiger Zeit hört man mit bedenklicher Miene wenn von einem neuen Buche die Rede ist: «Aber wird auch eine Mutter es ihrer Tochter in die Hand geben dürfen?» Das klingt fast als ob nur Mütter und Töchter in der Welt existirten. Gibt es nicht auch Männer, ihr Poeten? Und würdet ihr nicht endlich die Männer völlig von der Literatur wegscheuchen wenn ihr bei diesen kläglichen, pruden und unwahren Darstellungen beharrt? Wehe der feigen Poesie die sich des Antheils am Beifall der Männer begibt! Und dann sind ja auch Frauen da, edle Frauen die, das Leben kennend, mit keuschem Sinne einem freien Scherze sich gern hingeben. Sind jene Männer, sind diese Frauen für euch außerhalb der Literatur? Dann seid ihr zu beklagen, und eure Bücher sind es noch mehr. Ihr werdet Beide schnell vergessen sein."

Dieses Raisonnement ist höchst eigenthümlich, und Hr. v. Sternberg, wenn es ihm wirklich damit Ernst war, vergaß daß der wahre Dichter nur für die Sittlich-Reinen zu schreiben, und den andern wenn auch überwiegenden Theil seiner Leser als nicht vorhanden zu betrachten pflegt. Gift hört nicht auf Gift zu sein wenn es auch in einer goldenen Schale gereicht wird, und ein Buch das nur für emancipirte Frauen geschrieben ist muß diese Bestimmung auch im Titelblatte führen.

Was nun die vorliegenden Dichtungen selbst betrifft, so sind sie, abgesehen von ihrer verwerflichen Tendenz, ganz in jenem netten und correcten Stile geschrieben der Hrn. v. Sternberg zu einem der begabtesten Novellisten der Jetztzeit macht. Nur hätten wir den häufig vorkommenden Knittelversen eine etwas sorgfältigere Behandlung gewünscht, und auch einige Reminiscenzen vermieden gesehen die uns an verschiedenen Stellen des Buchs störend entgegentreten. So erinnert die Geschichte von den drei Soldaten doch etwas zu auffallend an die Rolands-Knappen, und jene des Pagen Bip an „Gulliver's Reisen". Auch das Abenteuer vom Rothkäppchen ist schon zu oft dagewesen, und selbst der tragische Schluß desselben, wo der böse Zauberer Rothkäppchen sammt der Großmutter auffrißt, vermag uns nur wenig trotz seiner originellen Nutzanwendung zu trösten. Im Ganzen jedoch zeigt sich die reiche und üppige Phantasie des Verf., wie dessen gewandte Darstellungsgabe in jedem einzelnen dieser Märchen, und besonders das letzte: „Der Sohn des Mondes", gehört zu den witzigsten Erzählungen die je in diesem Genre geschrieben wurden. Wie schade daß Hr. v. Sternberg um nur etwas Neues zu bringen auf diesen Irrweg gerieth! Wir können ihm in seinem wie in unserm Interesse nur dringend rathen in seinem nächsten Werke eine veränderte Richtung einzuschlagen. Man gelangt auf verschiedenen Wegen zur Nachwelt, allein einem Manne von Geschmack sollte es doch etwas peinlich sein zur Erreichung eines lockenden Zieles — durch eine Pfütze zu waten. 10.

## Lesefrüchte.

### Gezähmter Patriotismus.

In Lord Campbell's „The lives of the chief justices of England" (2 Bde., London 1849) kommt Folgendes vor: „Als 1532 ein Parlament berufen worden, gelang es dem Oberrichter Montague einen Sitz im Unterhause zu erhalten. Das hätte jedoch für ihn beinahe sehr schlecht geendet. Gleich Sir Thomas More und Lord Bacon beging er die Unklugheit seine Jungfernrede wider eine beantragte Geldbewilligung loszulassen. Das Parlament war dasselbe in welchem Sir Thomas More zum Sprecher gewählt worden und Wolsey im Unterhause erschien das langsame Fortschreiten der Geldbill zu rügen. Hierin eine vortreffliche Gelegenheit zu seinem début erblickend wetterte Montague über sothane Verletzung des Hausprivilegiums. Folgenden Tags wurde er zum Könige entboten. «So, so», redete ihn Heinrich VIII. an; «man will meine Bill nicht durchgehen lassen?» Bis ins Mark erschrocken stürzte der junge Patriot dem Könige zu Füßen. Da legte Heinrich ihm die Hand auf den Kopf und sagte: «Entweder ist meine Bill bis morgen Schlag 12 Uhr durchgegangen, oder Schlag 2 Uhr fällt dieser dein Kopf.» Augenblicklich war Montague von seinem Eifer für innere Politik geheilt und blieb sein Leben lang ein Anhänger des Hofs." 5.

### Griechische Volkssitten.

Auf der griechischen Insel Keos (heutzutage Zea) herrschte im Alterthume die Sitte daß Greise welche über 60 Jahre alt waren sich selbst das Leben nahmen. Derjenige der Dies zu thun beabsichtigte vereinigte dann seine Freunde um sich, und nach einem festlichen Abschiede trank er, die Stirn mit Kränzen umwunden, einen Becher voll Mohnsaft und entschlummerte. Mehr über diese eigenthümliche Sitte, namentlich mit Bezug auf die betreffenden Mittheilungen der alten Schriftsteller hierüber, findet sich in Bröndsted's „Untersuchungen und Reisen in Griechenland", Heft 1 (1826), welches die Insel Keos zum Gegenstande hat. Ein Seitenstück dazu aus dem Leben des neugriechischen Volks erzählt der Grieche Antonios Miaulis, der Sohn des berühmten neugriechischen Admirals, in einer Abhandlung über die Insel Hydra (München 1834). Nach dessen Mittheilung nämlich bestand früher auf der gedachten Insel Hydra die Gewohnheit daß die Söhne ihre Väter welche das 60. Lebensjahr erreicht hatten und zur Arbeit unfähig geworden waren von einem erhabenen Punkte der Insel, den der genannte Grieche auch näher beschreibt und mit Namen aufführt, herabstürzten. Er sagt indeß nicht zu welcher Zeit diese Gewohnheit geherrscht, und bemerkt nur daß sie nicht mehr bestehe. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 47. —— 23. Februar 1850.


## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.

(Fortsetzung aus Nr. 46.)

Auf solche Weise schildert der Jüngling Leopardi seine Seelenzustände. Abgesehen von dem Unglück welches seine früh zerstörte Gesundheit über ihn brachte, gab es für ihn ein anderes noch, das der Frühreife bei drückender Beschränkung äußerer Verhältnisse, wodurch auch seine falsche Stellung zu dem Vater herbeigeführt und mit jedem Jahre verschlimmert ward. Er schreibt im December 1817 an Giordani:

Ich bin ein Knabe und werde als solcher behandelt, nicht etwa im Hause nur, wo ich nur als ein Kind angesehen werde, sondern auch außerhalb. Wenn irgend Einer einen Brief von mir bekommt und diesen neuen Giacomo sieht, so hält er mich entweder für die Seele meines vor 35 Jahren gestorbenen gleichnamigen Großvaters oder für eine Hauspuppe, glaubt er thue mir eine besondere Ehre an wenn er, ein erwachsener Mann, einem Jungen antwortet, und macht die Sache mit zwei Zeilen ab, von denen die eine Grüße an meinen Vater enthält. In Recanati betrachtet man mich als Das was ich bin: als einen rechten Jungen, welchem dann die Titel Philosoph, Pedant, Eremit und was weiß ich beigelegt werden.... Wisset*) daß ich nicht einen Bajocco auszugeben habe. Aber mein Vater versieht mich mit Allem was ich frage, und will und verlangt daß ich frage was ich wünsche. Und zwischen dem Nichthaben und dem Fragen stehend, wähle ich das Nichthaben, ausgenommen wenn das Bedürfniß meiner Studien oder das zu heftige Verlangen irgend ein Buch zu lesen mir Gewalt anthun. Ich sage: das Verlangen nach irgend einem Buche, denn nie habe ich etwas Anderes als Bücher gefragt, ausgenommen einmal ein paar Postpferde, die er mir nicht gibt, weil er sich eine Sache eingeredet hat die ich mir nicht einreden kann: daß ich in seinem Hause den Galant'uomo spielen soll.

Und drei Jahre nachher, in einem Briefe an den schon genannten Brighenti, welcher ihm bei der Herausgabe seiner Dichtungen behülflich sein sollte, die vom alten Leopardi verboten ward:

Ich weiß nicht wie mein Vater Etwas erfahren haben kann worüber ich weder mit ihm noch mit Andern gesprochen habe, da ich auswärts wenig Freunde, in diesem barbarischen Ort keinen habe; es sei denn daß er meine Papiere durchstöbert hat, worüber ich mich weder wundere noch beklage, da Jeder seine eigenen Grundsätze hat. Was die Zweifel meines Vaters betrifft, so antworte ich daß, während ich immer sein werde wie's mir gutdünkt, so Allen erscheinen will wie ich bin: daß man mich zum Gegentheil nicht nöthigen kann, ist mir so ziemlich aus demselben Grunde klar welcher Cato in Utika seiner Freiheit gewiß sein ließ. Mein Loos ist aber von allen Denen mit welchen ich täglich umgehe für einen armen Tropf gehalten zu werden, der von Welt und Menschen Nichts als die Farbe kennt und nicht weiß was er thut. Deshalb glauben sie mich erleuchten und überwachen zu müssen: für die Erleuchtung danke ich bestens, und was die Ueberwachung betrifft, kann ich versichern daß sie Wasser mit einem Sieb schöpfen.

Wie sehr das Misverhältniß zu seinem Vater Wurzel schlug ersieht man aus dem offenen Geständniß das er diesem selbst in einem im December 1827 von Pisa aus geschriebenen Briefe ablegte. Er sagt:

Sie wünschen ich möchte nur einen Moment in Ihr Herz blicken. In dieser Hinsicht gestatten Sie mir eine Erklärung und Versicherung welche für die Zukunft als Erläuterung meiner Gefühle für Sie dienen kann. Ich versichere Sie mit aller Wahrheit und vor Gott daß ich Sie so zärtlich liebe wie irgend je ein Sohn seinen Vater hat lieben können; daß ich Ihre Liebe zu mir klar erkenne; daß ich für Ihre Zuneigung und Wohlthaten die wärmste Dankbarkeit empfinde; daß ich all mein Blut nicht aus dem bloßen Gefühl der Pflicht, sondern der Liebe, oder mit andern Worten, nicht aus Reflexion, sondern aus wahrer Empfindung für Sie hergeben würde. Wünschen Sie aber in mir mehr Vertraulichkeit oder eigentlichern Ausdruck der Intimität, so schreibt sich deren Mangel von nichts Anderm her als von einer in der Kindheit angenommenen Gewohnheit, einer Gewohnheit, mächtig und unbesiegbar, weil zu früh eingewurzelt, weil durch die Zeit zu sehr gekräftigt.

Gegen jenes Verhältniß im Vaterhause, welches übrigens auf seine Anhänglichkeit an die Geschwister nicht nur keinen erkältenden Einfluß übte, sondern sogar ein noch engeres Anschließen an dieselben, namentlich an seinen Bruder Carlo, auch in der Abwesenheit hervorgerufen zu haben scheint, rang Giacomo Leopardi, wie er im Juni 1819 an Giordani schreibt, „wie ein Bär in seinem Käfig herumtobt"; er wälzte sich (Schreiben vom April 1820) auf dem Boden umher und frug wie lange er noch leben müsse. Und von Jugend an nährte er leidenschaftliche Abneigung gegen seinen Geburtsort, den er als seinen Kerker ansah. In seinem zweiten Briefe an Giordani, 21. März 1817, schreibt er:

Reden Sie mir nicht von Recanati. Es ist mir so lieb daß es mir schöne Ideen zu einer Abhandlung vom Vaterlandshasse eingeben würde: war Kodrus nicht timidus mori für die Heimat, so wäre ich timidissimus vivere. Aber mein Vaterland ist Italien, für welches ich von Liebe entbrenne, in

*) In Leopardi's Briefen an Giordani geht die Anrede der Zeit nach vom „Sie" zum „Ihr" und dann zum „Du" über.

dem ich dem Himmel danke daß er mich als Italiener auf die Welt kommen ließ.

Diese mit seiner ganzen krankhaften Stimmung zusammenhängende Bitterkeit sucht der ältere und erfahrene Freund zu bekämpfen:

Was die Vaterlandsliebe betrifft, so kann ich Ihnen jetzt schon meine Meinung sagen. Zum Troste gereicht mir Ihr edler Ausspruch daß Sie Italien als Ihr Vaterland erkennen. Wären Viele dieser Gesinnung, so würde Italien Länderherrin sein, nicht Haus der Sünde, nicht Herberge des Schmerzes, sondern wohlgerüstetes Schiff dem Sturm zu trotzen. Mir scheint es aber dem Weisen zu ziemen seinen Geburtsort zu lieben: Ihr Recanati zu lieben scheinen Sie mir Grund zu haben. Alfieri, den Sie mit Recht bewundern, rühmte sich Astis, und Piemont steht nicht höher denn Picenum, Asti nicht höher als Recanati. Ich habe in ganz Italien den Aufenthalt in großen und kleinen Städten erprobt, und glaube daß für Den welcher das Studium liebt kleine Städte vielleicht passender sind als große. Ihr Geburtsort hat eine gesunde und angenehme Lage, und Ihr Vaterhaus bietet für das Studium Bequemlichkeiten die Sie sonst nicht leicht finden dürften.

Darin aber stimmt Leopardi keineswegs ein. Er antwortet:

Glauben Sie denn die Marken und der Süden des Kirchenstaats gleichen der Romagna und dem Norden Italiens? Hier ist Alles Tod, Alles Unsinn und Stupidität. Literatur ist ein nie vernommenes Wort. Die Namen Parini, Alfieri, Monti bedürfen eines Commentars, ja Tasso und Ariosto sammt allen Andern. Es gibt Keinen der danach trachtete Etwas zu sein; es gibt Keinen dem der Name Ignorant seltsam erscheinen würde.

Und nach zwei Jahren schreibt er an Monti's Schwiegersohn Giulio Perticari:

So warme Liebe zu unserm gemeinsamen Vaterland Italien ich im Herzen trage, so heftig ist mein Haß gegen diese niedrige Erdscholle auf welcher ich geboren ward, von der Ihr, in der Ferne, nichts so Schlimmes denken könnt was Ihr nicht in der Nähe noch weit ärger finden würdet.

Und wenn er auch, nachdem er andere Städte kennengelernt, zu Zeiten davon zurückkommt, wenn er von Rom aus und in der entsetzlichsten Verstimmung über Rom im December 1822 seiner Schwester Paolina schreibt: sie möge sich überzeugt halten der einfältigste Recanatese habe eine größere Dose gesunden Menschenverstandes als der weiseste und ernsteste Römer, und seinem Bruder Carlo: ein tüchtiger Marchigianer gelte für die halbe Welt, so verfällt er doch immer wieder in die unheilbare Abneigung gegen Recanati, und während seines letzten Aufenthalts in der Heimat (1829—30) spricht er zu seinem Freunde, dem geistvollen Arzt Francesco Puccinotti, damals Professor in Macerata, jetzt in Pisa, von dem „verabscheuten Leben in den Marken", und sagt ein anderes mal: er werde allem Stolz entsagen und jedes Anerbieten annehmen „um dieser Hölle zu entfliehen".

Man darf sich aber hierin nicht täuschen: Leopardi trug sein Elend in und mit sich selbst herum; er war überall unglücklich und überall unzufrieden. „Ueberall, wo es auch sein möge, ist das Leben mir unausstehlich und eine Qual", schrieb er 1832 seinem Vater. Höchstens in Bologna und in Pisa gefiel er sich auf kurze Zeit, an ersterm Orte persönlicher Beziehungen, an letzterm eigentlich nur des Winterklimas wegen. Seine Schilderungen Roms, wo er erst 1822, dann verschiedene male war, sind so daß man sich verwundert fragt ob man ihn wol beim Worte nehmen dürfe. Und im J. 1831 noch nennt er in einem Briefe an seinen Bruder den Aufenthalt in Rom „ein herbes Exil".*) In Mailand findet er sich (Brief an den Grafen Papadopoli, August 1825) sehr „wider seinen Willen" und in völliger Einsamkeit, und erklärt Das sei für ihn kein Aufenthalt. Kaum ist er in Florenz und kaum hat sein Augenleiden ihm auszugehen erlaubt, so sagt er (Juli 1827), Florenz würde gewiß nicht der Ort seiner Wahl sein dort sein Leben zuzubringen. Ein Jahr darauf schreibt er an Giordani:

Hinderte mich nicht meine schlechte Gesundheit am Reisen in dieser Hitze, so hätte ich Florenz sehr gern verlassen; denn ich gestehe dir daß ohne deine Gegenwart diese Stadt für mich sehr trübselig ist. Diese Gäßchen die man Straßen nennt ersticken mich, diese allgemeine Unsauberkeit macht mich krank, diese unbeschreiblich einfältigen, unwissenden und hochmüthigen Weiber erregen meinen Zorn. Ich sehe nur Vieusseux und seine Gesellschaft, und wenn diese, wie oft der Fall, mir fehlt, befinde ich mich wie in der Wüste. Endlich beginnt die anmaßende Verachtung mich zu ärgern mit welcher man hier alles Schöne und alle Literatur behandelt, und am wenigsten will mir's in den Kopf daß das Höchste des menschlichen Wissens in der Kenntniß der Politik und der Statistik stecken soll.

Allen welche Florenz in seinen schönen, jetzt leider, wer weiß auf wie lange, geschwundenen Tagen gekannt haben, darf ich es getrost überlassen über die Wahrheit dieses aus innerlicher Verstimmung hervorgegangenen Ausspruchs zu urtheilen: eines Ausspruchs welchem Leopardi dann selbst widerspricht wenn er von „diesen schönen Städten Toscanas" redet und, in einem Schreiben vom März 1832 an Giovan Batista Zannoni, den damaligen Secretair der Akademie der Crusca, seine unendliche Liebe heraushebt zu diesem „theuren, seligen und gesegneten Toscana, der Heimat aller Eleganz und aller schönen Sitte, dem ewigen Sitz der Civilisation". Das ist der wahrere zugleich und würdigere Ton, Nachklang von Alfieri's „Deh! chè non è tutta Toscana il

---

*) In seinem literarischen Urtheil über Rom ist übrigens viel Wahres, wenn es auch zu herbe sein mag: „Was die Literatur betrifft, so weiß ich wirklich nicht was ich sagen soll. Entsetzen über Entsetzen! Die heiligsten Namen profanirt, die jammervollsten Thorheiten in den Himmel erhoben, die besten Geister unsers Jahrhunderts unter den geringsten Schreiber Roms gestellt, die Philosophie als Kinderspiel verachtet, die Archäologie an die Spitze des menschlichen Wissens gestellt und ausschließlich als das einzig wahre Studium betrachtet. Ich übertreibe nicht, ja es ist unmöglich genug zu sagen. Literat und Antiquar ist in Rom vollkommen Eins. Bin ich kein Antiquar, so bin ich kein Literat und weiß gar Nichts. Und dann dabei der Fanatismus dieser Leute für Literatur, ärger als einst der meinige; dieser miserable Kleinhandel mit Rechen welchen Einer dem Andern wegschnappt; diese anhaltenden Prahlungen; dies ewige dumme Geschwätz über Literatur wie über irgend ein Amt oder Handwerk, den lieben langen Tag projectirend, kritisirend, sich selbst lobend und das elendeste Zeug erhebend: alles Dies drückt mich dermaßen nieder daß, hätte ich nicht die Zuflucht der Nachwelt und die Gewißheit daß mit der Zeit Alles an den rechten Platz kommt, ich die Literatur tausend mal zum T—l jagen würde." So schrieb er im December 1822.

mondo?" und von Foscolo's wunderschönem „Te beata" in den „Sepolcri"; Nachklang der dankbaren Worte Aller welche in Florenz in den Zeiten wo die politischen Zustände den Aufenthalt in dem größern Theile der Halbinsel kaum erträglich machten eine Oasis fanden.

Noch müßte ich seines Misbehagens während des Aufenthalts in Neapel gedenken, wo er die letzten Lebensjahre (1833 — 37) zubrachte. Im Februar 1835 schreibt er dem Vater:

Ich sehne mich diesen patricischen und plebejischen Lazzaroni und Pulcinelli zu entfliehen, die Alle Diebe und Nichts so sehr verdienen als spanisches Regiment und den Galgen.

Aber er war damals im elendesten Zustande, halb blind, contract, wassersüchtig, sozusagen von fremder Mildthätigkeit lebend, und zuletzt noch durch die Cholera geängstigt, welche 1835 in Italien erschien und bekanntlich im Süden der Halbinsel die furchtbarsten Verheerungen anstiftete. Nicht ohne leisen Schauder gedenke ich heute noch des Sommers 1837, in welchem Leopardi starb, während die Krankheit in Rom, in Neapel, in Palermo wüthete. Beinahe trübern Eindruck als das Uebel selbst machten die Maßregeln durch die man dasselbe abzuwehren suchte, Maßregeln meist so thöricht wie barbarisch, während das ganze Land in einem Zustand der Verwilderung sich befand, wo man zur Selbsthülfe zu greifen versucht und jede Verbindung selbst zwischen den nächsten Ortschaften, zum Theil durch mit Heu- und Mistgabeln bewaffnete Bauern, aufgehoben war, mochte auch hier wie dort, rechts wie links die Krankheit in gleichem Maße ihre Opfer verlangen. Diese über alle Beschreibung traurigen Jahre Leopardi's will ich darum übergehen, umsomehr als sie auch in Hinsicht seiner Productionen die unerquicklichsten sind, und nur wenige Briefe sich vorfinden, welche meist von seinen jammervollen Umständen und dem ihn bedrängenden Geldmangel reden. Das ist ein tristes Capitel: aber ich muß es berühren, da es nicht nur zur Vervollständigung der Charakteristik des Mannes durchaus nothwendig ist, sondern überhaupt das Schriftstellerleben in Italien erläutert, wie es bis auf die letzten Tage gestaltet war und auch gegenwärtig nur in einzelnen Fällen sich modificirt hat, während es durch die politischen Verhältnisse und Alles was sich daran knüpft schon wieder mit erneuter Ungunst bedroht ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Jesus der Essäer.

Unter dieser Inhaltsbezeichnung geben wir die Geschichte einer literarischen Bewegung des vorigen Jahrs, welche man in frühern Zeiten — und die zurückgebliebene Bildung mag es noch heute thun — schlechtweg eine theologische Fehde genannt haben würde. Die bloßen Gelehrten, mögen sie nun moderne Kritiker der Religion oder Säulen des orthodoxen Lehrgebäudes sein, werden ohne Zweifel mit souverainer Verachtung auf diese Fehde nur einen flüchtigen Nebenblick werfen; kein berühmter Name wird, wie in den vorigen Decennien geschah, aus ihr erwachsen, keine gefeierten Autoritäten werden sich der Mühe einer Widerlegung unterziehen. Wenigstens würden wir es ihnen verdenken, denn neue wissenschaftliche Lorbern sind hier nicht mehr zu pflücken, es handelt sich um alte hervorgeholte Gedanken und überwundene Standpunkte.

Aber für das Publicum d. Bl., welches glücklicherweise kein blos theologisches ist, wird die Darstellung und Kritik jener Fehde doch von eigenthümlichem Interesse sein. Als Zeiterscheinung ist sie merkwürdig, indem sie theils einen tiefen Blick in die Bildung und unbewußte Neigung einer großen Classe thun läßt, und theils die Hindernisse und Bedingungen der wissenschaftlich- und kirchlich-religiösen Entwickelung sich in besonders klarem Lichte dabei zeigen.

Der Ausgangspunkt dieser kleinen Literatur ist unsern Lesern vielleicht noch aus den frühern Referaten über den gegen eine der uns vorliegenden Broschüren eingeleiteten Preßproceß erinnerlich.*) Es handelt sich um „Enthüllungen" über die evangelische Geschichte, besonders in Betreff des Todes, der Geburt und Jugendgeschichte Jesu. Schon dem bloßen Inhalte nach sind die beiden Schriftchen welche anonym mit diesen Enthüllungen hervortreten demnach unterschieden von Daumer's „Geheimnissen des christlichen Alterthums", welche wir in Nr. 103—105 d. Bl. f. 1848 besprachen. Daumer's Werk war eine gelehrt-phantastische Hypothese, welche den meisten Stoff zur Enthüllung des sogenannten specifischen Christenthums aus dem Mittelalter nahm, nur von dort aus einige Rückblicke nach den Evangelien that, und schon aus diesem Grunde nicht in so weiten Kreisen interessiren oder wirken konnte. Das gewöhnliche Urtheil, wenn auch überrascht und vielleicht von manchen Thatsachen überzeugt, erklärte doch den Kern, das Christenthum der Evangelien, für unangetastet von allen spätern Entartungen; die deutsche Gemüthlichkeit konnte sich obendrein durchaus nicht mit dem glühend fanatischen Hasse Daumer's gegen Alles was christlich heißt befreunden, und so ging ein Buch welches von viel größerer wissenschaftlicher Bedeutung als die gegenwärtigen „Enthüllungen" war an der Masse ziemlich spurlos vorüber. Die „Enthüllungen" dagegen haben sowol wegen des behandelten Stoffs als auch wegen der Art der Behandlung und ihrer ganzen Tendenz, und obendrein als handliche wohlfeile Broschüren, ein großes Publicum gefunden: fünf Auflagen in kurzer Zeit geben Zeugniß davon. Einerseits enthüllten sie den Wißbegierigen gerade die hauptsächlichsten, dunkelsten und bestrittensten Punkte der evangelischen Geschichte; andererseits sprachen sie mit hoher Achtung und Liebe vom wahren Christenthum, und ihre Tendenz ging dahin: dies wahre, gemeinverständliche, natürliche und sonnenklare Christenthum eben dadurch aufzuhellen und festzustellen daß sie aus alten Documenten bewiesen Jesus sei ein Essäer gewesen, und Alles was man in den Evangelien fälschlich als Wunder erscheinen sehe sei nur durch den geheimen Einfluß des essäischen Ordens erklärlich. Kurz, wer an die Enthüllungen glaubt wird von Allem was ihn mit Zweifeln quälte befreit, und gewinnt Alles was er in seinen gemüthlich-christlichen Phantasien nur zu wünschen wagte; er erhält das echte historische Christenthum und behält doch zugleich nicht nur seinen modernen Menschenverstand, sondern auch die ganze evangelische Geschichte, ja als Prämie bekommt er noch die schätzenswerthesten, geistig und gemüthlich interessantesten Erzählungen über Jesu Leben, von denen die Evangelien uns kein Wort mittheilen, gratis und authentisch hinzu. Dem widerstehe wer kann! Die „Enthüllungen" gingen reißend ab.

Mustern wir nun die von ihnen ausgegangene Literatur, so drängt sich uns gleich eine erfreuliche Bemerkung auf. Die Gedanken welche durch jene Mittheilungen angeregt sind versanden nicht in der theologischen Sahara, sondern augenblicklich strömen sie in das ganze Werden, in die gesammte Entwickelung der Gegenwart über. Einiges Kleintheologische wird uns zwar nicht erspart, die geistvollsten der veranlaßten Broschüren gehen aber frisch weiter. Zu Strauß' Zeiten war die nächste

*) Vergl. die Mittheilungen darüber in Nr. 282 und 283 f. 1848. D. Red.

Frage nur: was für Consequenzen sind aus dieser neuen evangelisch-geschichtlichen Anschauung (oder vielmehr Leere) für die orthodoxe Dogmatik, für die christliche Religion als unsern kirchlichen und individuellen Glauben zu ziehen? Die Religion und Kirche erschienen also verhältnißmäßig noch als ein abgesondertes Gebiet. Die Jahre von da bis jetzt errangen und verbreiteten aber das Bewußtsein der durchaus einigen wechselbedingten Entwickelung aller Lebensgebiete. Die Menschen fühlen es jetzt daß neue Thatsachen und neue Principien welche sich auf einem einzelnen Gebiete geltendmachen auch Consequenzen für die andern insichschließen, ja daß sie nur in dem Maße bedeutungsvoll sind wie sie über ihre eigene Sphäre hinauswirken. Und so sehen wir denn gleich nach dem Erscheinen der „Enthüllungen" die Frage aufgeworfen und beantwortet: was aus diesen „Enthüllungen" (die doch nur Thatsachen und nicht einmal Lehren aus Jesu Leben bringen wollen) für die gesammte Religion, was aus ihnen für die Principien des Staats und der Gesellschaft folge? und überhaupt, was für den von diesem Hergang der Dinge vor 1800 Jahren Ueberzeugten das Ziel der gegenwärtigen Revolution sei? Man sieht hieran recht deutlich daß theologische Fehden nur noch innerhalb einer und derselben theologischen Partei möglich sind; sobald aber die Religiösen überhaupt davon berührt werden, springt nicht mehr blos wie sonst die Philosophie, sondern gleich die Politik und am Ende gar die Nationalökonomie als wesentlich betheiligt hinzu. Die unglückselige Vereinzelung ist überwunden.

Indem Rec. nun daran geht die „Enthüllungen" selbst zu enthüllen, kann er sich ähnlicher Gedanken nicht erwehren wie sie ihm und sehr vielen Andern vor Jahren bei dem Streit über Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi aufgestiegen sind. Hier wie dort kommt das ethisch-politische Interesse in einigen Conflict mit der objectiven interesselosen Kritik. Der wissenschaftliche Kritiker mußte den Ronge'schen Brief für ein in mehr als einer Beziehung durchaus unbedeutendes Machwerk erklären, wie er denn auch den deutsch-katholischen Gemeinden mit leichter Mühe nachweisen konnte daß sie noch manche Gemeinschaft mit dem Arnoldi'schen Standpunkte hätten. Der Politiker aber hielt die Feder welche Das niederschreiben wollte eifrig zurück und behauptete mit Recht: die Wirkungen dieses Briefs und der ganzen Bewegung kämen so sehr der Humanität und Freiheit zugute daß man die zwar unvollkommenen, aber um so trefflicher zur Wirkung auf die Massen geeigneten Werkzeuge nicht aus abstract wissenschaftlichem Interesse vorzeitig zerstören müsse. Aehnlich ist es bei unsern „Enthüllungen". Während sie keinen Schaden anrichten können, enthalten die in und nach ihnen ausgesprochenen Gedanken so viel Vernünftiges, Humanes, Befreiendes, daß Rec. sich nicht überwinden könnte in einer populairen Broschüre ihre Unechtheit aufzudecken. Der Leserkreis d. Bl., welche nicht der „halbgebildeten" Sphäre jener Broschüren angehören, beruhigt sein politisches Gewissen vollständig.

Gehen wir nun auf die „Enthüllungen" näher ein. Den Reigen eröffnet sachgemäß

1. Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nach einem alten zu Alexandrien gefundenen Manuscripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer. Aus einer lateinischen Abschrift des Originals übersetzt. Fünfte unveränderte Auflage, mit einem Nachworte, enthaltend: Kurze Beantwortung einiger öffentlichen Angriffe und Urtheile. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 15 Ngr.

Das nächste Interesse nimmt natürlich das alte Manuskript in Anspruch. Dem Vorworte zufolge wurde durch ein Mitglied der abyssinischen Handelsgesellschaft zu Alexandrien in der Bibliothek eines alten, früher von griechischen Mönchen bewohnt gewesenen Gebäudes eine alte Pergamentrolle gefunden, deren Entzifferung von einem zufällig anwesenden Gelehrten kaum begonnen war als ein Missionair im fanatischen Eifer der Orthodoxie die gewaltsame Zerstörung dieses alterthümlichen Documents versuchte. Dasselbe wurde aber bis auf den Verlust einiger mit in der Rolle befindlich gewesenen Nachträge gerettet, und eine wörtliche Abschrift des lateinischen Urtextes gestattet, welche auf maurerischem Wege nach Deutschland gekommen ist. Aus den archäologischen Forschungen welche in Alexandrien selbst über den Fundort angestellt wurden hat sich herausgestellt: daß jener Platz zu der Zeit Christi Eigenthum des essäischen Ordens gewesen war, und daß jene aufgefundene Pergamentrolle aus dem Nachlasse jener essäischen Colonie herstamme. Der beim Funde anwesende Gelehrte, ein Franzose, hat den Urtext in den Besitz der Französischen Akademie zu bringen gesucht. Die getreue Abschrift aber, welche diesem Herrn unter dem Schutze sehr einflußreicher Abyssinier und eines angesehenen triester Commissionnairs möglich geworden ist, wurde durch Vermittelung Pythagoräischer Gesellschaften vor den Nachforschungen orthodoxer Finsterlinge gerettet, und gelangte dabei mehr zufällig als absichtlich eine Zeit lang in den Besitz einer deutschen Verbrüderung die gewissermaßen als letzte Fortbildung der essäischen Weisheit betrachtet werden darf. In dieser Periode wurde die deutsche Uebersetzung der Abschrift des lateinischen Urtextes möglich. Das Document besteht aus einem Briefe, welchen ein sogenannter „Therapeut", d. h. ein Aeltester und auf hohem Ordensgrade stehender Oberer der Essäer, einige Jahre nach der Kreuzigung Jesu an einen Collegen in Alexandrien gerichtet hat, um diesen über die Gerüchte aufzuklären welche über Jesu Leben und Tod nach Aegypten gekommen waren.

Ueber die **Echtheit** des Documents und die **Wahrheit** seiner Angaben äußert sich der anonyme Herausgeber unserer Broschüre in folgender harmloser Weise: „Daß ein Essäer immer die strengste Wahrheit sprach und schrieb, ist eine Gewißheit die aus den Ordensregeln der Essäer von selbst hervorgeht. Daß hier ein Aeltester des Ordens die Begebenheiten deren Augenzeuge er gewesen, ohne Wunderschwärmerei und Vorurtheile, vielmehr in der nüchternsten Wahrheitsliebe und mit der geläuterten Anschauung eines in den geheimen Naturkenntnissen des Ordens gereiften Verstandes geschildert hat, läßt wol keinen Zweifel zu." Mithin, schließt der Verf., verdiene diese Erzählung offenbar mehr Glauben als die Evangelien. Nach dieser naiven Sicherheit sollte man in unserm Verf. einen Pythagoräischen Obern voraussetzen, der das Publicum wie seine an das αὐτὸς ἔφα gewöhnten Schüler behandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Miscellen.

### Die allergetreueste Stadt Neapel.

Einen seltsamern Gegensatz zwischen Name und Wirklichkeit einer Sache kann es wol nicht leicht geben als bei der Stadt Neapel. Sie führt den Ehrennamen der „allergetreuesten" und ist von jeher der Schoos so vieler Empörungen gewesen daß bereits in den funfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kurz nachdem wieder ein Aufruhr daselbst gestillt war, eine Schrift erschien welche den Titel führt: „Relazione della quarantesima rebellione della fidelissima città di Napoli." Wie mancher Aufstand ist seitdem zu dieser Zahl hinzugekommen!

### Die Schranken der Kunst.

Als der Maler Klinsky aus Dresden in den letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts in Prag um die Erlaubniß bat einige schöne Gegenden, besonders um Teplitz, zu zeichnen, erhielt er dieselbe folgendermaßen: „Man habe kein Bedenken dabei: nur darf der Maler bei seiner Landschaft keinen Berg, kein Thal, keinen Fluß und keinen Wald anbringen; denn Abzeichnung dieser Theile sind für künftige Kriegszeiten bedenklich." („Genius der Zeit", 1794, St. 5, Nr. 7.)

32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 48. — 25. Februar 1850.

## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Die Familie besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen, aber ihr Einkommen war, wie es in Italien so häufig der Fall, zum Theil in Folge mislungener Speculationen des Grafen Monaldo, durch Schulden beinahe neutralisirt. Der Vater war, wie schon bemerkt, ein eigenwilliger, starrer, herrischer Mann: des Sohnes Richtung behagte ihm nicht; er hätte diesen gern für die Prälatur bestimmt, im Kirchenstaat das einzige Mittel fortzukommen, und da der Sohn sich weigerte, wollte er Nichts mehr für ihn thun. In einem Briefe vom Januar 1829 an den General Colletta, den Verfasser der mit Recht gerühmten „Geschichte Neapels", setzt Leopardi Dies einfach auseinander:

Will ich außerhalb des älterlichen Hauses mich einrichten, so muß ich von meinem Gelde leben, nicht von dem meines Vaters. Denn mein Vater will mich außerhalb des Hauses nicht unterhalten, vielleicht kann er's nicht, in Folge des unglaublichen Mangels an Gelde in dieser Provinz, wo mit dem Eigenthum nicht geholfen ist und die Signori ihre Producte in natura anbringen müssen, da es nicht möglich ist sie in Geld zu verwandeln. Auch der Umstand trägt dazu bei daß das Vermögen meiner Familie, obgleich es zu den bedeutendern gehört, durch Schulden erdrückt wird. So kann ich denn von dem Meinigen nur leben indem ich viel arbeite: viel arbeiten aber kann ich bei dieser Gesundheit nimmermehr auf dieser Welt. Aus letzterm Grunde mußte ich mein Verhältniß zu dem mailänder Buchhändler Stella aufgeben und auf das Einkommen verzichten welches ich von ihm bezog, 20 Scudi des Monats, die mir eine anständige Existenz sicherten. Fände sich irgend eine passende Anstellung im Staatsdienst die keine zu große Anstrengung bedingte (mit den öffentlichen Aemtern ist gewöhnlich wenig Arbeit verbunden), so würde ich sie gern annehmen: hier im Kirchenstaat aber kann ich keine finden, denn Alles ist für die Priester und Mönche; und außerhalb, welche Hoffnung auf ein Amt kann ein Fremder haben?

Die Geldnoth seines ganzen Lebens ist die jammervollste Misere. Aus dem Vaterhause wegzukommen, suchte er einen Posten in der Accademia ecclesiastica in Rom zu erlangen, dann wurde ihm durch Freunde eine entfernte Aussicht auf eine philologische Professur in der Lombardei eröffnet. Niebuhr *), damals preußischer Gesandter in Rom, bekanntlich durch philologische Arbeiten auf ihn aufmerksam gemacht, empfahl ihn 1823 dem Cardinal-Staatssecretair Consalvi zu irgend einer Anstellung, und die Sache hätte sich machen können, wäre nicht der Eine abgereist, der Andere bei Pius' VII. Tode zurückgetreten und bald darauf gestorben. Spätere Bemühungen von Niebuhr's Nachfolger Bunsen, dessen Leopardi immer dankbar gedenkt, blieben ohne Erfolg. Schade daß er nicht an der Vaticana beschäftigt ward, wo seine großen philologischen Kenntnisse so recht an ihrer Stelle gewesen wären. (Welchen Begriff er von dem Zustande der Philologie, namentlich der hellenischen, in Italien hatte, zeigt sich an manchen Orten.) Für den genannten Buchhändler bearbeitete er die Blumenlese italienischer Prosaiker und Dichter und den Commentar zu Petrarca's Poesien, und nahm an der Zeitschrift „Spettatore" theil, während er überdies zu Bologna Unterricht gab. Eine Professur an der miserabeln Universität Urbino lehnte er ab: eine andere, und zwar der Naturwissenschaften (wovon er kein Jota verstand!) zu Parma, auf welche Freunde in der Zeit seiner höchsten Bedrängniß für ihn reflectirten (mit vier Dukaten Monatsgehalt!), gehörte zu den vielen verunglückten Plänen.

Außer dem Nöthigsten für Wohnung und Nahrung würde wenig Geld (3 — 4 Scudi monatlich) für mich reichen, denn mit Kleidung würde ich hinlänglich von Hause versorgt werden. Mit 200 Scudi oder wenig mehr würde ich leben können.

So schrieb er im April 1829 von Recanati aus an Colletta, der ihm im Namen toscanischer Freunde das Anerbieten einer Pension gemacht hatte für irgend eine größere literarische Arbeit, wie es bei Botta für seine Fortsetzung der Geschichte des Guicciardini der Fall war. Anfangs lehnte Leopardi ab, weil er nicht im Stande sei irgend Etwas zu leisten; im folgenden Jahr nahm er aber das erneute Anerbieten an, und zu Ende desselben erschien die hübsche Ausgabe der „Canti", für welche man ihm ein nicht unbeträchtliches Honorar verschaffte.

Seine Verlegenheit ward indeß immer ärger. Im

*) In einem der frühesten Schreiben Leopardi's findet sich ein Ausfall gegen Niebuhr (den er damals nicht persönlich kannte) wegen seines Urtheils über den Fronto (März 1818). Leopardi war aber in offenbarem Irrthum. Niebuhr stellte die Briefe als historisches Document ebenso hoch als er ihren literarischen Werth gering anschlug.

J. 1832 sah er sich genöthigt sich an den Vater mit der Bitte um Unterstützung zu wenden.

Ich weiß nicht ob die Familienverhältnisse es Ihnen erlauben mir ein kleines Monatseinkommen von 12 Scudi zu bestimmen. Mit 12 Scudi lebt man selbst in Florenz nicht menschlich, und doch ist Florenz die wohlfeilste unter den italienischen Städten. Ich verlange aber auch nicht menschlich zu leben: ich werde mir solche Entbehrungen auflegen daß ich zur Noth mit 12 Scudi auskommen kann. Der Tod würde besser sein: aber den Tod muß man von Gott erwarten.

Der Vater bewilligte ihm dies Gesuch: aber theils scheint die Zahlung oft gestockt zu haben, theils wiederholte sich immer die Auffoderung nach Hause zurückzukehren. So bildet denn die Geldmisère den Hauptinhalt der Briefe der letzten Jahre, und um seinen Vater bei besserer Laune zu erhalten, lobt Leopardi selbst gelegentlich dessen famöse reactionnaire Schriftchen, die 1832 erschienenen „Dialoghetti" über die Vorfälle des letzten Jahres, und die „Prediche di D. Musoduro", die im Geiste des berüchtigten Fürsten von Canosa und der von ihm gegründeten Zeitung „Voce della verità", wie zur großen Herzensfreude des Herzogs von Modena geschrieben waren — Productionen die mit Verstandesschärfe und Witz manchen Irrthum und manche Inconsequenz des damaligen französisch-italienischen ziemlich revolutionnairen Liberalismus geißeln, aber mit ihrer eigenen Consequenz auf vielleicht nicht minder gefährlichen Abweg führen.*) Als dann diese Schriftchen dem vielbekannten Sohne beigemessen wurden (der Herzog von Modena soll gesagt haben er habe sich bekehrt), protestirte dieser gegen die Autorschaft, worüber er sich beim Vater zu rechtfertigen suchte. In dieser Rechtfertigung sagt er:

Ich bin niemals weder irreligiös noch der That oder dem Grundsatz nach revolutionnair gewesen. Wenn meine Grundsätze nicht genau diejenigen sind welche sich in den „Dialoghetti" aussprechen, und welche ich an Ihnen wie an Allen achte die darin ehrlich sind, so sind sie doch nie von der Art gewesen daß ich sie verleugnen müßte oder wollte.

In den letzten drei bis vier Jahren seines Lebens ward Leopardi großentheils durch seinen Freund, den Neapolitaner Antonio Ranieri, unterhalten, welcher die neueste Ausgabe seiner Schriften besorgt und ihm in der Kirche S.-Vitale an dem von Neapel nach dem Posilippo führenden Wege ein kleines Denkmal gesetzt hat.

Selbst wenn man Leopardi's Geburt (vornehm, so viele Concessionen man auch dem Uebermaß an Adelstiteln in Italien und besonders in den durch das „Estote omnes Comites" berühmten Marken machen will) und die Stellung seiner Familie, und sein großes Genie und früh erworbenen Ruhm nicht in Anschlag bringen will, ist ein solches Elend wie das welches der Briefwechsel der letzten Jahre uns enthüllt beinahe unerhört. Sein Gesundheitszustand trug freilich einen großen Theil der Schuld, aber der verwahrloste Zustand von Schriftstellerei und Buchhandel in Italien bis zu den letzten Jahren, in denen es wie gesagt etwas besser ward, kommt dabei auch zu Tage. Leopardi's Dichtungen sind in Tausenden und Tausenden von Exemplaren über die ganze Halbinsel wie im Auslande verbreitet: was brachten sie ihrem armen Verfasser ein? Die ersten Drucke veranstaltete er auf eigene Kosten, und verschenkte sie und ärgerte sich über schlechte Ausstattung und typographische Sünden und über die Exemplare die auf der Post verloren gingen. Ein einziges mal nur erhielt er ein einigermaßen anständiges Honorar für diese Dichtungen: 80 Zechinen (250 Thaler) für die florentiner Ausgabe von 1831, von welcher freilich viele Hunderte von Exemplaren im voraus bestellt waren. Es ist diese Ausgabe welcher er die schöne Widmung „an die toscanischen Freunde" vorausandte, worin er von den Studien und dem Leben gewissermaßen Abschied nimmt.

Ich sage meinen geliebten Studien Lebewohl. Einst glaubte ich sie würden meine spätern Jahre aufrichten: ich glaubte mit dem Verlust aller andern Genüsse, aller andern Güter der Kindheit und Jugend ein Gut erworben zu haben welches keine Gewalt, kein Unglück mir zu rauben im Stande wäre. Jetzt aber habe ich auch dies ganz verloren: ich bin ein entlaubter Stamm der Nichts als Schmerz empfindet.

An seinen Sachen wie an Allem was Gutes erschien vergriff sich der Nachdruck. Im J. 1827 schreibt er an seinen Verleger Stella:

Eine Gattung Diebstahl, der, wenngleich durch literarischen Namen ehrlich zu machen gesucht, nicht minder unehrlich und ein ebenso wirklicher Diebstahl wie ein anderer, von dem nachtheiligsten Einfluß auf das Privatinteresse nicht blos, sondern auf den gesammten Buchhandel.

Ueber die toscanischen Verhältnisse meldet er vier Jahre darauf seinem Vater:

Hier in Toscana ist es immer sehr schwer gewesen Manuscripte zu verkaufen; denn wenn die Buchhändler, arm und habsüchtig, dieselben nicht gratis erhalten, so ziehen sie's vor ältere Bücher neuaufzulegen oder neue nachzudrucken. In den gegenwärtigen bedrängten Handelsverhältnissen aber druckt man selbst in Frankreich kaum Anderes als Zeitungen und Pamphlets; weder in Toscana noch auch in der Lombardei wird Etwas unternommen. Die Literatur ist überall in einem Zustande der Asphyxie und die armen Literaten sind auf die Straße gesetzt. Man hört in Europa nur von fallirten Buchhändlern.

Was würde Leopardi erst geschrieben haben hätte er 1848—49 erlebt! Seit seiner Zeit besserten sich die Zustände wesentlich. Man begann einzusehen daß der Nachdruck ein unehrliches Handwerk sei, welchem mehre der italienischen Regierungen steuerten, indem sie Conventionen gegen denselben abschlossen. Bei manchen Werken wurden ansehnliche Summen für das Verlags-

---

*) Eine charakteristische Stelle in einem an den Vater geschriebenen Briefe (Neapel, Februar 1836) verdient hierhergesetzt zu werden. „Mit vieler Betrübniß habe ich vernommen daß die Legitimität sich gegen Ihre Feder so wenig dankbar zeigt, gegen eine Feder welche für deren Sache so tapfer gekämpft hat. Mit Betrübniß, sage ich, nicht mit Verwunderung, weil so die Leute aller Parteien es machen, und weil die Legitimen (erlauben Sie mir's zu sagen) es nicht besonders lieben daß man ihre Sache mit Worten vertheidigt, indem das bloße Bekenntniß daß es auf der Welt Irgendwen gibt der an der Fülle ihrer Rechte zu zweifeln sich untersteht Etwas ist was über die den Federn der Sterblichen concessionnirte Freiheit weit hinausgeht. Abgesehen davon daß jene Herren klugerweise eine andere Gattung Gründe denjenigen vorziehen auf die man, gut oder schlecht, antworten kann, die Gründe der Kanonen und des Carcere duro, auf welche ihre Gegner bisjetzt noch keine Erwiderung gefunden haben." Welch herber Spott! Aber der Papa verdiente ihn.

recht gezahlt, und die Verleger hatten keinen Grund es zu bereuen; in Venedig, Mailand, Turin, Florenz entwickelte sich eine bedeutende literarische Thätigkeit. Wie diese aber schnell in den Fehler der Buchmacherei verfiel, sobald den Dii minorum gentium in der Literatur eine Aussicht auf Gewinn sich darbot, so konnte der Buchhandel an sich den Charakter der Krämerei nicht abstreifen, und wenn die Schwierigkeiten an fremdem Ort gedruckte Bücher sich zu verschaffen nicht mehr genau in demselben Verhältnisse vorhanden sind über welches der arme Leopardi in seinen jüngern Jahren klagt, so sind sie doch kaum bedeutend modificirt. Die mit dem Anfang des Jahres 1848 eingetretene böse Zeit hat nun alle buchhändlerische Speculation gelähmt und manche Unternehmung ins Stocken gerathen lassen, während die Kräfte, geistige wie pecuniaire, sich in der Journalistik gänzlich zersplittern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Jesus der Essäer.

(Fortsetzung aus Nr. 47.)

Um der zweiten Schrift nicht vorzugreifen, geben wir hier nur sehr kurze Grundrisse des dem Titel entsprechenden Inhalts. Nahe bei Golgatha hatte der essäische Orden, dem Jesus angehörte, eine Colonie, gleichsam das Hauptquartier des großen Rettungsplanes. Als gebildete Naturforscher wußten die Essäer das Erdbeben am Kreuzigungstage voraus, und calculirten auch nachher den Einfluß der Luftelektricität auf Jesu Erwachen. Dieser war am Kreuz nicht wirklich gestorben, auch der Stich in die Seite war nur eine kleine Fleischwunde. Joseph von Arimathia und Nikodemus, auch Essäer natürlich, verschaffen sich nun den Scheintodten, verbinden unter dem Schein des Einbalsamirens seine Wunden, und senden dann einige Novizen des Ordens an das Grab, welche wegen ihrer weißen Kleidung und in der Beleuchtung des schwülen Morgennebels von den aufgeregten Wächtern, Weibern, Jüngern für Engel gehalten werden. Mit Hülfe der Ordensmaschinerie erscheint der wiederbelebte, aber noch sehr schwache Jesus dann zu verschiedenen Zeiten den Seinigen, und nachdem ihn die Essäer endlich zum Abschied mit vieler Mühe beredet haben, stirbt er nach sechs Monaten in Folge der stets unvorsichtig erneuten innern Aufregung und Reiseanstrengungen am Todten Meer in den Armen seiner essäischen Freunde, die ihn dort begraben und tiefes Schweigen außerhalb des Bundes allen Mitgliedern auferlegen. Dies Alles wird recht ausführlich und detaillirt beschrieben, und wir erhalten mehr Notizen als in allen vier Evangelien zusammengenommen. Wo die Erzählung aber sich mit der evangelischen berührt, da wird die letztere überall im Wesentlichen, in allen Thatsachen und Worten von ihr bestätigt, nur daß die Evangelisten die natürlichen Dinge für Wunder anschauen und demgemäß auch die Worte ein klein wenig transscendentaler berichten. Wir schränken uns auf ein einziges Beispiel ein, welches zugleich den Ton des alten essäischen Herrn charakterisiren mag:

„So ging Jesus aus dem Hause, ein stiller Gärtner, durch den Hof an der Mauer fort, und schlug seinen Weg nach dem Felsen ein wo das Grab eingehauen ist. Und als ihn Maria, die Suchende, erblickte, glaubte sie den Gärtner des Gartens zu sehen, aber Jesus erkannte sie, weidete sich an ihrer Liebe und redete sie an. Aber als sie ihn noch immer nicht erkannte, denn er sah sehr leidend und schwach aus, da seufzte Jesus: «O Maria!» — und da erkannte sie ihn, wollte seine Füße küssen, und dann in seine Arme stürzen. Aber Jesus fühlte Schmerzen in den Handwunden und über der Hüfte, und fürchtete sich vor der heftigen Umarmung, trat vorsichtig einige Schritte zurück und rief: «Rühre mich nicht an! Noch lebe ich, aber ich komme bald zu meinem Vater im Himmel, denn mein Leib ist hinfällig geworden und muß bald erlöset werden, damit erfüllet werde mein Tod.»"

Die „Enthüllungen" erlebten fünf Auflagen, und im Nachworte der fünften theilte ihr Herausgeber die frohe Botschaft mit daß noch eine andere Urkunde über die nicht minder wichtige Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu, gleichfalls zu Alexandrien, aufgefunden sei. Dies ist

2. Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu. Als Fortsetzung der zu Alexandrien aufgefundenen alten Urkunden aus dem Essäer-Orden. Nachtrag zu den Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Aus einer wortgetreuen Abschrift des alten Originals übersetzt. Zweite unveränderte Auflage. Braunschweig, Horneyer. 1849. 8. 15 Ngr.

In der Vorrede finden wir über diese neue Urkunde nur wenige neue Angaben: sie ist von einer andern Hand als die erste, das Original ist diesmal griechisch; ferner erfahren wir daß der triester Commissionnair M. heißt, und daß der französische Gelehrte Mitglied des Instituts ist. Außerdem erhalten wir einen Briefauszug von diesem verdienstvollen Manne, und endlich die Aeußerung eines gelehrten Archäologen und Theologen, welcher den Urkunden jedenfalls einen hohen praktisch-moralischen Werth vindicirt. Mehr zu verlangen wäre gewiß unbescheiden, zumal auch der Inhalt dieser Vor- und Jugendgeschichte viel erfreulicher als das Umherziehen des armen Sterbenden ist. Sie bringt so viel neue, interessante und romantische Thatsachen daß man mit wahrem Bedauern im Vorworte hört: die Handschrift breche beim Eintritt Jesu in das öffentliche Leben plötzlich ab. Nun sei aber (avis à messieurs les libraires!) eine Fortsetzung zwar möglich, doch nicht wahrscheinlich.

Maria, die Mutter Jesu, früh verwaist, sieht uns mit einem dunkeln sehnsuchtsvollen Mignon-Auge entgegen. In „heiligen Gefühlen" und „hoher Schwärmerei" wünscht sie den Messias ihres Volks zu gebären. Zuerst hofft sie Joseph, der sich im Tempel mit ihr verlobt, werde der glückliche Vater sein; die Zeit wo er ihr sein Haus rüstet währt ihr indeß so lange daß sie dieselbe mit Visionen ausfüllt. In einer solchen Vision tritt ihr ein essäischer (natürlich weißgekleideter) Jüngling entgegen, dem sie sich vertraut. „Gereizt von ihrer Schönheit und frommen Sehnsucht führt er sie in den Rausch des Genusses." Maria aber, trotzdem in dieser Erzählung Alles natürlich zugeht, und der Herausgeber gewiß kein Katholik ist, muß dennoch specifisch von allen andern Frauen unterschieden gewesen sein, wenigstens nach unsern bescheidenen „natürlichen" Ansichten; denn als sie aus dem „Rausch" erwacht, hält sie Alles für einen Traum, in welchem sie nur die Verheißung eines Engels empfangen habe. Von ihrer Schwangerschaft ist sie nachher so vollständig überrascht daß auch Joseph ihre Unschuld einsieht und sich einredet es müsse durch den Heiligen Geist ein Wunder geschehen sein.

In Bethlehem findet sich glücklicherweise die alte Hannah (die neben Simeon in den Evangelien erscheint) als Wehmutter ein; ebenso exaltirt als Maria, verkündigt sie den Hirten auf dem Felde die Geburt des Messias, und in der Beleuchtung eines recht starken Blitzes erscheint sie den Hirten als Engelchor. Der Orden adoptirt nun das Kind; — wir hätten bald vergessen daß der schuldige Essäer, der nun das dritte Mitglied der „natürlichen" Trinität werden muß, daß Jesu wirklicher Vater also Euphanias heißt. In Aegypten genießt die Heilige Familie vorzugsweise den Schutz des Ordens, und es versteht sich von selbst daß jeder Traum und jeder Engel den die Evangelisten in der Kindheitsgeschichte gebrauchen zum Menschenwort und zu irgend einem essäischen Obern oder dienenden Bruder wird. Jesus weiß nun von all diesen Sachen Nichts. Er wird von den Essäern vortrefflich erzogen, schließt intime Freundschaft mit dem Täufer Johannes, und wird zur gebührenden Zeit mit diesem in den Orden aufgenom-

men, obwol allerdings Beide späterhin sich eigenthümlich entwickeln: Johannes zelotisch-politisch, Jesus als ein friedlicher Revolutionnair. Daß er den Zeloten Petrus aber auch zum Frieden bekehrt, vergibt ihm die Partei nicht, und Sadoc, ein Faiseur der äußersten Linken, der in Jesus einen Rivalen argwöhnt, ja Niemand anders als Sadoc, ist der Versucher, welcher zu drei verschiedenen malen, wie es in den Evangelien nur etwas ungenau und mystisch erzählt wird, den Herrn auf die Probe stellt. Eine weit schwerere Probe als diese ist freilich die andere, von der die Evangelien gar Nichts erzählen, obwol Ref. nicht so unbewandert in der christologischen Literatur ist um zu meinen daß wir durch das alexandrinische Document zum ersten mal von dieser ebenso rührenden als erhebenden Geschichte hörten. Die Leserin räth es gewiß! Wer so viel weiß muß auch über die Herzensangelegenheiten unterrichtet gewesen sein. So viele Frauen haben Jesus verehrt: sollte nicht Eine sein Herz gerührt haben? Gottlob ja, und nun kann man erst rechte Sympathie für Jesus empfinden. Wer war die Glückliche anders als Maria, die Schwester des Lazarus, welche zu Jesu Füßen saß! Und nicht nur zu seinen Füßen, sondern in der schönsten Geisblattlaube. Martha ist die eifersüchtige Schwester, Joseph von Arimathia ist der hartherzige Alte, welcher den liebenden Jüngling, der ihm gesteht „daß er ohne Maria nicht leben könne", an seinen höhern Beruf erinnert. Daß Jesus ihm folgt und entsagt weiß die Leserin schon voraus, sonst gäbe es ja kein Christenthum; aber den rührenden Abschied, den sie noch nicht kennt, mag sie S. 70 fg. nachlesen. Ganz unbefriedigt wird sie nicht sein, denn wenigstens ein „schwesterlicher" Kuß fehlt nicht.

Genug! Sapienti sat.

Ref. würde sich schämen in wissenschaftlichem Streite, der nur mit Ebenbürtigen geführt werden kann, ein Wort über die Echtheit oder Unechtheit der Urkunden, und über die Wahrheit der in ihnen erzählten Thatsachen zu verlieren. Man kann es begreifen wie Geistliche, um der einreißenden Heterodoxie zu steuern, und durch die fünf Auflagen erschreckt, mit Widerlegungen und halbgelehrten Beweisen vor das Publicum treten; wer aber die Frage ernsthaft wissenschaftlich discutiren wollte würde sich dadurch als einen Dilettanten oder als einen vollständigen Idioten auf dem Gebiete der theologischen und speciell der evangelisch-historischen Literatur zeigen. Gegenüber einem solchen Machwerke genügt es vollkommen literarhistorische Notizen über seine Vorläufer zu geben. Die „Enthüllungen" sind ein nach der Schablone der „natürlichen Erklärung" des heidelberger Paulus gearbeiteter Roman ohne Schwung und Phantasie; benutzt sind dabei Excerpte aus mancherlei ähnlichen Commentaren, zuweilen auch aus neuern geistvollern Werken, und endlich die in Klopstock's „Messiade", in Venturini's Roman u. s. w. gegebenen Andeutungen. Des Neuen oder Selbständigen ist äußerst wenig darin, meist hat der Herausgeber blos die langweilig einförmige Maschinerie des essäischen Ordens in Bewegung gesetzt. In Summa, eine wohlmeinende, aber in jeder Beziehung bornirte Arbeit. Nicht einmal so viel Talent hat der Herausgeber gehabt, um — was einen Mann von Phantasie hätte reizen können — wirklich die Redeweise der Zeit treu nachzubilden; vielleicht fehlten ihm auch die Kenntnisse dazu. Dennoch hat er, vielleicht besser als es einem gelehrten oder talentvollen Falsarius gelungen wäre, dem Standpunkte seines Gleichen, des ungelehrten und ungebildeten Publicums, vortrefflich angemessen geschrieben. Möglich ist auch daß er selbst von einem guten Freunde mystificirt worden ist. Wenigstens war es nicht eben schön ein eigenes, ihm selbst als falsch bekanntes Machwerk so zu vertheidigen wie er in dem Nachworte thut, nämlich mit tugendhafter Entrüstung gegen „die Leute welche sich nicht entblöden den Uebersetzer zu verdächtigen". Indeß auch diese indifferente Frage möchten wir nicht bejahen, da andererseits keiner von den für die Hypothese aufgetretenen Schriftstellern es riskirt hat seinen Namen lächerlich zu machen.

Uns interessirt eine ganz andere Frage. Die fünf Auflagen scheinen nicht blos von der Neugier gelebt zu haben; der Verf. der noch zu erwähnenden Schriftchen unter Nr. 3 und 4 ist ein sonst sehr aufgeklärter und dem fahlen Rationalismus fernstehender Mann, und Ref. selbst hat endlich mit manchen sonst leidlich gebildeten Männern gesprochen welche alles Ernstes sowol die Echtheit der Urkunden als auch die Richtigkeit der darin enthaltenen Thatsachen für mehr als wahrscheinlich hielten. Wo liegt der Zauber der für diesen Roman gewirkt hat? Wie kann, nach allen Arbeiten der beiden letzten Decennien, jetzt der aufgewärmte Kohl einer vor 50 Jahren auftauchenden Fiction noch solche Freunde finden, die doch in andern Dingen keineswegs leichtgläubig sind und hundert Stadt- und Zeitungsgerüchte als Phantasien erkennen, aber doch diese apokryphischen Phantastereien der „Enthüllungen" annehmen? Es ist ein psychologisches und ein ethisch-politisches Interesse in der Beantwortung dieser Frage, und wir versuchen dieselbe zu geben.

Man erinnert sich wie großen Anklang Strauß unter dem gebildeten und halbgebildeten Publicum fand. Eine Menge überzeugte sich aus dem Lesen und Hören von seinem Werke daß in den Evangelien so gut wie Nichts zuverlässig sei, und kaum die Thatsache des Todes am Kreuze historisch bleibe. Hätte Strauß mit seiner Erklärung von der Mythenbildung und mit jenem Resultate wirklich Recht gehabt, so würde gegenwärtig die Zahl seiner Anhänger in ebenso großer Proportion gestiegen sein als sie nun gesunken ist. Aber er hatte nicht Recht, und von zwei Seiten her wurde sein Werk zerstört. Zuerst kam die scholastische Theologie und setzte das dem gewöhnlichen Verstande vollkommen begreifliche und auch gegenüber Strauß relativ berechtigte Dogma fest: Sind es auch Mythen, ist auch Manches wunderbar dargestellt darin, so müssen den Dichtungen doch wirkliche Thatsachen zugrundeliegen; denn aus der Luft und aus dem Alten Testament können die Evangelien doch nicht gegriffen sein. Dann führten sie den Kampf aus der vortheilhaftesten Position, indem sie durch unzählige, willkürliche, gezwungene Combinationen die Widersprüche der Evangelien zu vermitteln suchten. Sie hatten dabei jedesmal das Resultat: also kann die evangelische Geschichte wahr sein; sie hatten das Positive, während Strauß immer beim Nichtswissen ankam und damit die Deutschen nicht befriedigen konnte. Andererseits gingen nun auch die wissenschaftlichen Kritiker (besonders Weiße und Bauer) über Strauß hinaus und verwirrten so auch den Rest seiner Anhänger. Fragt man: Wenn diese Kritiker nun wirklich positive Resultate gewonnen (wie Weiße nach der Ansicht des Ref. mehrere solche gewonnen hat), warum fanden diese denn beim Publicum so wenig Eingang? Das ist nur zu bald gesagt. Weil zur Einsicht in die Richtigkeit dieser Resultate durchaus entweder dieselbe gelehrte Bildung, oder dieselbe Charakteranlage erfoderlich ist wie zum Finden derselben. Die Bildung ist im Publicum selten, ebenso selten aber jenes aus Verstand und Phantasie combinirte Vermögen, welches ich geschichtlichen Instinct nennen möchte. Dieser Instinct kann allerdings die mangelnde Gelehrsamkeit ersetzen; ehe wir ihn aber in Deutschland verbreiteter, und als reine Empfänglichkeit für die Wahrheit auch beim Volke finden werden, müssen erst die unzähligen Vorurtheile ausgerottet werden welche, von der häuslichen Erziehung und der Volksschule anfangend, in die ganz unbeschriebene gesunde Tafel der kindlichen Anschauung unablässig eingekratzt werden. Von der Wegräumung noch anderer Hindernisse schweigen wir, es würde uns zu weit abführen. Nur Eins gehört noch hierhin: daß nämlich die evangelische Kritik selbst noch nicht beendigt ist, und mithin die Gesammtheit der Resultate, die ganz ausgebildete Anschauung noch fehlt. Wenn die Lehrer noch nicht fertig sind, wie sollten die Schüler es sein? Sie laufen Dem zu der ihnen ein fertiges und recht faßliches System bringt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 49. —— 26. Februar 1850.


## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.


(Fortsetzung aus Nr. 48.)


Bisjetzt bin ich wesentlich Giacomo Leopardi's äußern Lebensschicksalen gefolgt, wenngleich immer in der Absicht den Einfluß derselben auf seine Anschauungen anzudeuten und klarzumachen. Das Endresultat dieser Anschauungen, die Summe seiner Lebensphilosophie war: „Die Welt ist ein Bund der Schlechten gegen die Guten, der Feigen gegen die Hochsinnigen." Was ihn aber zu der desperaten Philosophie führte, die er in den Dichtungen manchmal, in den kleinen Prosaschriften häufig, namentlich in den Dialogen „Brutus der Jüngere" und „Tristan" mit erschreckender Consequenz, dargelegt und entwickelt hat, ist vorzugsweise sein eigenes Unglück. Er will es nicht eingestehen: er will seine Ansichten aus der objectiven Speculation herleiten, und glaubt sein Ich aus dem Spiele lassen zu können. Im Mai 1832 schreibt er an den deutschen Philologen L. von Sinner *):

Wie groß immer mein Unglück sein möge, so habe ich Muth genug gehabt die Last desselben weder durch gleißnerische Hoffnung auf angebliche künftige nicht gekannte Glückseligkeit, noch durch feige Resignation zu erleichtern zu suchen. Meine Empfindungen gegen das Geschick waren und sind immer dieselben die ich im jüngern Brutus ausgesprochen habe. Eine Folge des nämlichen Muthes ist gewesen daß ich, durch meine Forschungen zu einer verzweifelnden Philosophie hingeführt, nicht gezaudert habe sie in ihrem ganzen Umfange zu umfassen, während es andererseits blos von der Feigheit der Menschen, die von dem Wohl der Existenz sich überzeugen lassen müssen, sich herschreibt daß man meine philosophischen Ansichten als das Resultat meiner persönlichen Leiden betrachtet, und darauf besteht materiellen Zuständen beizumessen was nur aus meinem Verstande hervorgegangen ist. Bevor ich sterbe denke ich gegen diese Erfindung der Schwäche und Gemeinheit Einspruch zu thun, und meine Leser zu bitten sie mögen lieber meine Beobachtungen und Schlüsse umzustürzen versuchen statt sie meinen Krankheiten zur Last zu legen.

Das ist blos speciös, Das ist blos Wirkung gereizten und beleidigten Selbstgefühls — Dies hatte er selbst widerlegt als er im Sommer 1820 an Giordani schrieb:

Kommt mir mein Herz vor wie ein trockenes dornichtes Reis, so bin ich doch insoweit besser geworden daß ich sicher glaube geheilt werden zu können, und daß *mein trauriger Seelenzustand mehr von der Empfindung meines persönlichen Elends sich herschreibt als von der Gewißheit des allgemeinen nothwendigen Elends.* Ich glaube auch daß Niemand, unter welcher Conjunctur es immer sein möge, an der Wiederkehr seiner Illusionen verzweifeln dürfe, weil diese nicht das Ergebniß von Verstand der Kunst sind, sondern das der Natur.

Wenn man seine Schriften verfolgt, wenn man die progressive Stimmung in seinen Briefen beachtet, kann man höchstens annehmen daß er sich über den Zustand seines Innern täuschte. Wie ganz anders erscheinen seine Ansichten, wie ganz anders erschließt sich sein Herz in den Schlußworten eines seiner erst kürzlich bekanntgewordenen Jugendwerke, des „Versuchs über die volksthümlichen Irrthümer bei den Alten", wie kommt ihm, in ethischen und religiösen Beziehungen, als Wahrheit vor was er später als Illusion vonsichstieß!

Er sehnte sich nach Liebe — mit aller leidenschaftlichen Heftigkeit seiner Seele sehnte er sich danach, erst noch hoffend, dann verzweifelnd. Im J. 1822 schreibt er seinem Bruder:

Ich bedarf der Liebe, Liebe, Liebe, Feuer, Enthusiasmus, Leben! Die Welt scheint mir nicht für mich gemacht: ich habe den Teufel schwärzer gefunden als man ihn malt.

Und sechs Jahre später, in einem Briefe an die Gattin des nunmehr verstorbenen berühmten Arztes, Prof. Tommasini zu Bologna:

Nicht der Achtung bedarf ich, nicht des Ruhmes, nicht anderer ähnlichen Dinge: ich bedarf der Liebe.

Er empfand die Kälte der Welt, sie verletzte ihn, sie erbitterte ihn und er wandte sich von ihr ab: — seine Philosophie ward erst menschenfeindlich, dann verlor sie sich in religiöse Skepsis und gelangte so zu den trostlosen Extremen die uns zurückstoßen, während wir die Verirrungen eines edeln Geistes beklagen. Zu welchen

*) Von Italien aus sind häufig Nachfragen in Betreff der von Leopardi an Hrn. von Sinner übergebenen philologischen Handschriften ergangen. Nun wird man dringender — man will wissen mit welchem Rechte Hr. von Sinuer die Manuscripte ansichbehalte. Ich führe hier nur das Factum an, und muß annehmen daß hierüber ein Verständniß mit der Familie, oder ein dem Herausgeber unbekanntes sonstiges Abkommen besteht. Am 15. Nov. 1830 schrieb Leopardi seiner Schwester: „Der Fremde welcher den Eusebius wollte ist ein deutscher Philolog, welchem ich nach mehren Sitzungen all meine philologischen Manuscripte, Excerpte, Noten u. s. w. förmlich übergeben habe. Er wird sie, so Gott will, redigiren und vervollständigen und in Deutschland herausgeben, und verspricht mir dafür Geld und berühmten Namen." Sein Vater warnte ihn: er wies aber jeden Verdacht entschieden zurück. So viel ich weiß, ist außer den „Excerpta ex schedis criticis etc." Nichts erschienen.

Schlüssen geräth er aber in Betreff von Gut und Böse, in Betreff der menschlichen Empfindungen?

> Ich glaube nicht daß die Schlechten besser daran sind als wir. Wäre es möglich irgendwie zum wahren Glück zu gelangen, so würde die Realität der Dinge nicht so entsetzlich sein. Aber Gute und Schlechte schwimmen beklommen in diesem Meere der Mühen, an dessen Küste es keinen andern Hafen gibt als Trugbilder und Phantasien. Glück und Unglück jedes Menschen (die körperlichen Leiden ausgeschlossen) sind absolut gleich denen jedes Andern, ohne daß Stand oder Lage Einfluß darauf übten. Darum leidet der Arme, der Alte, der Schwache, der Häßliche, der Unwissende gerade so viel wie der Reiche, der Junge, der Starke, der Schöne, der Unterrichtete, weil Jeder in seinem Verhältniß sich sein Gut und sein Uebel schafft, und die Summe von Gut und Uebel bei allen Menschen untereinander gleich ist.

Und so schuf er sich, nachdem er zum Schlusse gelangt daß „die Menschen überall Menschen sind, nämlich Verräther und elende Feiglinge" (Schreiben an seinen Vater vom April 1835), eine solche Summe des Uebels daß er, an kein Jenseits glaubend, daran unterging.

Von Allen die mit Leopardi befreundet waren, und namentlich in seinen jüngern Jahren in häufigem Briefwechsel mit ihm standen, scheint mir nur Einer wirklichen Einfluß auf ihn geübt zu haben: Pietro Giordani. Ob dieser Einfluß ein guter, lasse ich dahingestellt sein. In literarischer Beziehung hätte der Jüngling kaum eine bessere Leitung finden können, wenn er nicht so frühe schon so selbständig geworden wäre: in allem Uebrigen war Giordani nicht der Führer der ihm noththat. Tief verstimmt, unstät, leidenschaftlich, melancholisch, versuchte er, der die Gefahr erkannte welcher Leopardi entgegenging, ihm eine andere Richtung zu geben: aber seine eigene Natur brach dann immer wieder durch, und so traf es sich wol daß er die Sache verschlimmerte. Der Jüngling hätte einer ganz andern Diätetik bedurft, einer viel robustern Behandlung. Seine übermäßige Sensibilität mußte auf andere Weise geheilt werden. Giordani steigerte seine Reizbarkeit einestheils durch das übertriebene Jammern über sein Geschick, anderntheils durch den ungemessenen Weihrauch den er ihm streute. Es ist wahr, Leopardi war in seiner frühen Jugend eine seltene Erscheinung: aber es ist zu rechtfertigen wenn der Mann welchen Italien wol seinen ersten Schriftsteller der Neuzeit nennt in dem Achtzehnjährigen den werdenden „vollkommenen Schriftsteller Italiens" begrüßt, wenn er ihm zwei Jahre später schreibt: „Von Euch redet man wie von einem Gott", und nachmals: „Du, der du den außerordentlichsten Geist hast den ich kenne"; wenn er seine Briefe hinsichtlich ihrer Schönheit über die des Tasso und den Ciceronischen gleichstellt, und von seinem Unglück redet das „groß wie sein Genie". Wenn er dann genau in dieselben Klagen und Vorwürfe ausbricht wie Leopardi, seine Geburtsstadt Piacenza eine Hölle schilt in welcher er sich begraben müsse, sein Leben wenig besser denn ein todtes, die Natur ein scheußliches und widerwärtiges Geheimniß nennt, und (1820) schreibt:

> Trösten können wir einander nicht, und wären wir beisammen, so würden wir vereint über diese Unzahl von Verbrechen und Uebeln weinen welche Dem der nicht ein Bösewicht ist das Leben unerträglich machen. Ich sehe und empfinde daß deine Uebel nicht Maß noch Ende haben, nicht Abhülfe noch Linderung. Nur Das kann ich dir sagen: sendet Gott dir den Tod, so empfange ihn als eine Wohlthat, und sei überzeugt daß du Nichts aufgibst indem du das Leben verlierst. Ich habe viel länger gelebt als du: glaube mir, die Welt hat kein Gut für Den der nicht schlecht ist. Ich sprach dir Muth zu, rieth dir zu hoffen so lange es ging. Jetzt habe ich dir nur ein Wort zu sagen: Geduld, Geduld! Was sonst haben wir unvermeidlichen Uebeln entgegenzustellen? Diese ganze Welt ist Nichts als ein immenses Uebel.

Und all dieser Pessimismus einem jungen Menschen gegenüber dessen Unglück damals hauptsächlich aus überreizten Nerven hervorging!

Pietro Giordani hätte ein großer Schriftsteller werden können wenn er gewollt hätte. Aber er wollte nicht: er hat seinen glänzenden Geisteskräften nie mit Beharrlichkeit und Entschiedenheit ein würdiges Ziel vorgesetzt: durch des äußern Lebens Unstätheit und Ungunst in seinem Innern unstät geworden und verstimmt, hat er der Nation nicht ein einziges literarisches Denkmal hinterlassen. Er machte sich darüber keine Illusion, aber er vermochte sich nicht aufzuraffen. Giordani hat sein langes Leben (er starb hochbejahrt im vergangenen Sommer) damit zugebracht Pläne zu Werken zu entwerfen, und zum Theil mit solchem Detail daß die Leute schon an deren Existenz glaubten, Journal- und Taschenbuchartikel und akademische Reden und eine wahrhaft colossale Menge von Briefen zu schreiben. Er ärgerte sich dann wol über sich selbst, aber er schob die Schuld mehr den äußern Dingen zu als eigener Stimmung. Im Mai 1828 schrieb er von Florenz aus:

> Verurtheilt Nichts zu sein und Nichts zu thun, versuche ich so wenig Schmerzen und Aufregung als möglich zu haben. Wären meine Anfälle von Studirlust nicht sehr selten und kurz, so würde mich die Lust anwandeln aus diesem schlechten, ärmlichen Orte (Piacenza) zu entfliehen, wo der Mangel selbst an den gewöhnlichsten Büchern eine wahre Schmach ist. Aber da ich nur lese um wieder in Schlaf zu verfallen, der das Element meines Lebens ist, so ertrage ich leicht solche Misere.

Die richtigste Parallele zwischen ihm und Leopardi stellt in zwei Worten Colletta auf, indem er der großen Dienste erwähnt welche diese Beiden der italienischen Literatur in ihrer ernsten gediegenen Richtung zu leisten vermocht hätten: „Der Eine will nicht — der Andere wird am Ende nicht können." Der äußerer Umstände halber Nichtkönnende hat aber doch sein Bestes gethan. Die Lecture des Briefwechsels zwischen Giordani und Leopardi hat in mir wiederum die Betrachtung erzeugt welche die neuere italienische Literatur so oft in mir hervorgerufen. Es ist eine Ueberschwenglichkeit darin welche par ricochet auch der Wirkung des Wahren und Gefühlten schadet. Man kann sich der Empfindung nicht erwehren daß hier mit dem Schmerz coquettirt wird — ich leugne den Anlaß zum Schmerze gewiß nicht (wer würde es thun der Leopardi persönlich oder auch nur aus seinen Schriften gekannt hat?), aber diese Art von Schautragung des Unglücks, dies Greinen der feinsten

fübern desselben kann dem wahren und grossen Eindruck nur Eintrag thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Jesus der Essäer.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Ein solches System ist nun das altrationalistische, welches von den „Enthüllungen" wieder hervorgeholt ist. Es erweist sich um so wirksamer, da es die Wünsche eines grossen Publicums befriedigt: es lehrt Das was friedfertige Leute die nicht gern für orthodoxe Düpen gelten, aber auch nicht ihr Christenthum fahren lassen möchten, immer zu glauben gewünscht haben: und was man wünscht glaubt man leicht. Nach den „Enthüllungen" ist durch eine einzige Gesammthypothese alles Wunderbare aus den Evangelien entfernt, und dennoch das wesentliche Gerüst der Thatsachen und Worte geblieben. Diese Hypothese hat ferner einen Anhaltspunkt an den wirklichen historischen Notizen über den Essäer-Orden, und diese Notizen sind dem halbgebildeten Bewußtsein ganz handgreiflich. Es hält fest: daß die Essäer friedlich waren, in Gütergemeinschaft lebten, sich mit dem Kusse grüßten, Liebesmahle mit Brot und Wein feierten u. s. w. Daß Josephus und Philo Dies berichten kann der Gelehrteste nicht leugnen, und dem Publicum ist also die Verwandtschaft sonnenklar und die Hypothese durchaus natürlich, während die Bedenken der tiefern wissenschaftlichen Kritik ganz außerhalb seines Horizonts liegen. Es erhält durch die Annahme einen ganz menschenverständigen, rationnellen, Niemand incommodirenden Jesus, auf dessen Worte es blos dasselbe Princip der exaltirten und misverstehenden Jünger anzuwenden braucht um sie ebenso vernünftig zu finden wie die rationnell erklärten Wunderthaten. Von transscendentalen Dogmen bleibt Nichts übrig als etwa ein himmlischer Vater und eine Unsterblichkeit — Beides ganz bequeme Vorstellungen, die das Publicum beizubehalten wünschte. Kurz: die „Enthüllungen" sind ein zeitgemäßer Puff, gleichsam eine kleine Nebenexplosion der Entwickelung aus welcher der Deutsch-Katholicismus und die Freien Gemeinden hervorgegangen sind. Wem die letztern noch zu geistvoll und zu gefährlich destructiv sind, der adoptirt die Enthüllungsreligion, um endlich aus den immer wiederkehrenden lästigen Zweifeln auf einen ganz festen, behaglichen Boden zu kommen wo er „Recht thut und Niemanden scheut" — außer die Kritik und das Denken.

Ueber diese Muffe erheben sich

3. Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft. Eine Beleuchtung der „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" und ihrer Consequenzen für die Gesellschaft, verbunden mit einer Kritik der Einwendungen der orthodoxen Theologie, wie sie die Schrift des F. G. Kirchenraths Dr. Wohlfarth ausspricht. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 10 Ngr.
4. Der wahre christliche Staat oder die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution. Die letzten Consequenzen der Lehre Jesus des Essäers, geschöpft aus den „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu". Zweite mit Vorwort vermehrte Auflage. Braunschweig, Hornyer. 1849. 8. 7½ Ngr.

Beide Broschüren sind mit einem warmen Herzen für die gute Sache der ganzen Freiheit geschrieben; sie sind ebenso frisch und interessant gehalten wie die Reflexionen des Enthüllers langweilig zu lesen sind, und die Bildung des Verf. geht weit über den Horizont eines ordinairen Enthüllungsgläubigen hinaus, wenngleich er freilich von der Kritik der evangelischen Geschichte Nichts versteht. Auch ist es ihm eigentlich um die Echtheit des Essäerbriefs, obwol er sie vertheidigt, und um die befriedigende Erklärung der neutestamentlichen Wundergeschichten weit weniger zu thun als um eine Handhabe für die Praxis, und eine solche glaubt er in den „Enthüllungen" gefunden zu haben. In der ersten Broschüre bemüht er sich, gestützt auf diese Grundlage, den Beweis zu führen daß das Christenthum in seiner jetzigen kirchlichen Gestalt nicht die Lehre Jesu des menschlichen Weisen, und noch viel weniger eine Religion durch göttliche Offenbarung sei; daß die Rückwirkung der Lehre Jesu des Menschen die Gesellschaft zu andern und beglückendern Resultaten geführt haben würde, und daß die Religion der Zukunft eine andere sein werde. In der zweiten Schrift stellt er sich die Aufgabe durch die Unterlage des historischen Fundaments die Resultate der theologischen Kritik populair zu machen, und indem er im Verhältniß der alten Lehre zum alten Staat die Ursachen der gegenwärtigen Verwirrung sucht, die Lösung derselben in der neuen Lehre, nämlich im Einfluß der Zukunftsreligion auf die Bildung des neuen Staats, zu finden. Das Ziel der Revolution erblickt der Verf. in der Herstellung eines Staats welcher im Stande ist die Bedingungen des Bestehens der Gesellschaft zu erfüllen. Diese Bedingungen bestehen ihm in der Möglichkeit daß der Einzelne sich im Staate eine menschliche Existenz begründe. „Eine menschliche Existenz nennen wir eine solche die dem Individuum gestattet sich durch Arbeit die Mittel zur Befriedigung der körperlichen und geistigen Bedürfnisse zu verschaffen, ohne durch das Uebermaß der Arbeit erdrückt und durch die Unzulänglichkeit des Gewinns entsittlicht zu werden. Zur Ermöglichung solcher Existenzen, welche nothwendig das Aufhören einer allgemeinen Demoralisation zur Folge haben muß, bedürfen wir keineswegs der chimärischen Theorien welche der Socialismus in seiner heutigen Kindheit aufgestellt hat. Wir bedürfen dazu keiner Güter- und Frauengemeinschaft, keiner Aufhebung des persönlichen Eigenthums, keiner Zerstörung der Familie, keiner Vernichtung der natürlichen Aristokratie des überlegenen Geistes, mit Einem Worte: keiner Freiheit deren Despotismus vernichtender sein würde als der Despotismus der alten Staaten."

In dieser Weise führt der Verf. sein Thema weiter aus. Wenngleich eben nichts Neues in seinen Gedanken zu finden ist, so hat er sich doch von dem Neuen vielfach das Beste zueigengemacht, und wer die beiden kleinen Heftchen gelesen hat wird den Essäerbrief, der besonders im letzten eigentlich nur vorbeigehend erwähnt wird, bald vergessen haben. Wir fürchten daß es sehr schwer halten wird die Resultate der wissenschaftlichen evangelischen Kritik in der Weise als Mittel zum Zweck zu gebrauchen wie es hier mit Phantastereien geschehen ist.

Die polemische Literatur endlich welche sich gegen die „Enthüllungen" erhoben hat läßt sich kurz abfertigen und weckt kein wesentliches Interesse.

Von ultramontaner Seite hat der Herausgeber die Genugthuung eines recht regulairen Donnerkeils der augsburger „Sion" erhalten: „Ein Werk, von höllischer Feder geschrieben, hat die Presse verlassen; mit Schauder und Entsetzen gehen wir daran diese neue Geburt des Antichrists vor Augen zu führen! Voltaire und seine Horde würde sich darüber entsetzen, selbst Celsus, Julian, Strauß, und diese Teufelssöhne" — genug, Das kennen wir.

5. Würdigung und Beleuchtung einer soeben bei Kollmann in Leipzig unter dem Titel „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" erschienenen Schrift. Von J. F. L. Wohlfarth. Weimar, Voigt. 1849. 12. 15 Ngr.

Wohlfarth, der unter Anderm auch gegen die gefährlichen Grundrechte geschrieben hat, ist nicht so grimmig orthodox wie ihn die Verf. von Nr. 1—4 in ihren Widerlegungen und Nachworten erscheinen lassen. Er kommt uns vielmehr wie ein recht gemüthlicher, wohlbestallter Pastor entgegen, der nur noch nicht ganz im Reinen darüber ist ob der rationale Supranaturalismus oder der supranaturale Rationalismus das Rechte sei. Eine Gelegenheit sein Herz auszuschütten findet sich nicht alle Tage, und Wohlfarth benutzt die „Enthüllungen" auch nur auf

nicht weniger als 169 Seiten nebst einer kleinen Vorrede sich über jene Schrift, ferner über die Märzrevolution, verschiedene Grundlehren des christlichen Glaubens, verschiedene Erklärungsweisen vieler Gelehrten, und endlich über die Hoffnungen seines eigenen Herzens recht behaglich und erbaulich auszusprechen. Nach der Einleitung referirt er den Inhalt der Handschrift, greift dann ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit an, stellt hierauf die Kirchenlehre und dann noch eine Reihe commentirender Versuche über die letzten Schicksale Jesu zusammen, und erholt sich auf den letzten 70 Seiten mit dem Beweise daß unser Glaube an Christus auf etwas Höherm als auf historischen Nachrichten beruhe, ingleichen auch der Glaube an Unsterblichkeit, Vergeltung und Wiedersehen jenseit des Grabes auf etwas Höherm als auf Christi Auferstehung und Himmelfahrt.

6. Für jeden Christen höchst nothwendige Aufklärungen über die allein wahre Todesart Jesu Christi. Ein unentbehrlicher Beitrag zum Verständnisse des Werkchens: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu." Nicht aus einem alten Manuscripte, sondern aus Profanschriftstellern und Vernunftgründen nachgewiesen von J. N. Truelle. Zweite unveränderte Auflage. Regensburg, Manz. 1849. 8. 15 Ngr.

Hier ist, von katholischer Seite, aber im Gegensatz zu den Pöbelhaftigkeiten der „Sion", eine fleißige, gelehrte Widerlegung der „Enthüllungen". Ohne Fanatismus und ohne das katholische Arsenal des Glaubens zu Hülfe zu nehmen, hat der Verf. sich darauf beschränkt die zahlreichen innern Widersprüche, die Unrichtigkeiten und überhaupt die ganze hohle Grundlage des Essäerbriefs nachzuweisen. Solche Gegner sind die gefährlichsten.

7. Ob Wahrheit!? Ob Täuschung!? Fragen der Gegenwart, gemeinverständlich beantwortet nebst einer Abhandlung über die Mythe der Heiligen Schrift, hervorgerufen zur Warnung vor einer schlüpfrigen Basis der Religion der Zukunft wie sie in „Jesus der Essäer" skizzirt worden ist. Berlin, Logier. 8. 1849. 7½ Ngr.

Ueber dies Schriftchen müssen wir uns kurz fassen, um nicht ungebührlich lang zu werden. Wir sagen also nur daß unter Katechisationen über die Bibellehre, unter Beantwortung der Fragen: wie dem Branntweintrinken, dem übermäßigen Kartoffelbau und dem Fleischessen zu steuern sei? welche gefährlichen Folgen das Schutzzollsystem habe und worin Englands Suprematie über die andern Völker beruhe? und warum die deutsche Flotte nicht das Arcanum der Gegenwart sei? — daß unter diesen und sehr, sehr vielen andern interessanten Untersuchungen auch einmal in einer Anmerkung, S. 37, das Schriftchen „Jesus der Essäer" erwähnt wird, um zu beweisen daß die darin ausgesprochene Meinung: Jesu Lehre sei vervollkommnungsfähig, uns ins Elend stürzen werde. Der Verf. hat sich nicht genannt, wer aber einmal, und wäre es auch nur vor Jahren, eine der vielen namenlosen Broschüren dieses Autors gelesen hat, erkennt auf einer einzigen Seite unwidersprechlich den Sohn einer berühmten Mutter, von der er ein gutes Herz, etwas Esprit und übermenschlich viele, wie es scheint, unheilbare Confusion geerbt hat. Einzelne Sätze glänzen zuweilen wie Thautropfen oder Edelsteine, das Ganze als solches ist jedesmal ein geistiges Abbild des berühmten Palastes von Palagonia. 33.

---

## Bibliographie.

Beiträge zu einer Charakteristik des Kriegsschauplatzes und der Kriegführung in Oberitalien. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Charbonnel, Abbé J., 60 Jahre noch!!! und die Welt ist nicht mehr. Neue und scharfsinnigste Erklärung der Offenbarung Johannis. Stuttgart, Scheible. 1849. 32. 5½ Ngr.

Frensdorff, E., Joseph von Radowitz. Eine Charakterschilderung. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 15 Ngr.

Hettner, H., Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Göthe und Schiller. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr.

Kaufmann, A., Caesarius von Heisterbach. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 12. und 13. Jahrhunderts. Cöln, Heberle. Gr. 12. 7½ Ngr.

Luther's, M., Abhandlung von der Liebe und ihrer Vortrefflichkeit über 1. Joh. 4 V. 16, 17, 18. Mit einer Vorrede von J. J. Rambach. Herausgegeben von einem Lutheraner. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. 8. 5 Ngr.

Merlo, J. J., Kunst und Künstler in Köln. Abtheilung der Künstlernachrichten. — A. u. d. T.: Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler. Mit 174 Monogrammenabbildungen. Köln, Heberle. Lex.-8. 3 Thlr.

Neff, F., Beiträge zur Bauern-Politik oder wie dem niedergetretenen Mittelstand wieder aufzuhelfen ist. Philadelphia. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Radowitz, J. v., Die Devisen und Motto des späteren Mittelalters. Ein Beitrag zur Sprachpoesie. Stuttgart, Cotta. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Schütte, A., Ungarn und der Ungarische Unabhängigkeitskrieg nach den besten Quellen und zahlreichen Mittheilungen ungarischer Notabilitäten dargestellt. Zwei Bände. Mit Kossuth's Portrait. Dresden, Schaefer. Gr. 8. 3 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Die Nachbarn. Von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zwei Theile. 5te verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Sue, E., Die Geheimnisse des Volkes oder Geschichte einer Proletarierfamilie. Deutsch von E. Reinhold. 1ste Lieferung. Leipzig, O. Klemm. Gr. 16. 3 Ngr.

Basler Taschenbuch auf das Jahr 1850. Herausgegeben von W. T. Streuber. 1ster Jahrgang. Basel, Schweighauser. 16. 15 Ngr.

Vogt, Minna, Das Glas Wasser. Ein bergmännisches Familien-Gemälde. Schwiebus, Wagner. 12. 15 Ngr.

---

### Tagesliteratur.

Boer, J. van, Die Mißhandlung der politischen Verbrecher unserer Zeit. Mit besonderer Rücksicht auf das Zellengefängniß zu Bruchsal in Baden. Mit 1 lithographirten Zeichnung. Leipzig, Hartknoch. 8. 7½ Ngr.

Heinrich, J. B., Die kirchliche Reform. Eine Beleuchtung der Hirscher'schen Schrift: „die kirchlichen Zustände der Gegenwart." 1ste Hälfte: Von der Freiheit und Verfassung der Kirche — insbesondere von der Diöcesansynode. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 14 Ngr.

Lotz, G., Die innere Mission. Predigt über Jesaia 61, 1—2. gehalten am 1. Advent-Sonntag 1849. Nürnberg, Raw. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Merz, E. H., Weckruf an allerlei Volk vom deutschen Brudergeschlecht am Neujahrstage des 1850. Jahres der Gnade. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Nägelsbach, C. F., Rede beim Antritte des Prorektorats der königl. bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen am 5. Novbr. 1849 gehalten. Erlangen, Bläsing. 1849. Gr. 4. 2½ Ngr.

Pfeil, B. Graf, Der Reactionär. Eine politische Schrift für alle treue Preußen. Den Offizieren der Preußischen Armee gewidmet. Breslau. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Rückblick auf die Entwicklung der deutschen Angelegenheiten im J. 1849. Ein Bruchstück aus der innern Geschichte Deutschlands von 1848 bis ... Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur deutschen Frage. Mitgetheilt von einem Mitgliede der II. Kammer an seine Collegen. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 3 Ngr.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 50. —— 27. Februar 1850.

## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Es ist nun Zeit einige von Leopardi's Ansichten und Urtheilen zu betrachten, welche zum Theil seine eigene Geistesrichtung und Schriften, zum Theil andere Autoren und die Literatur im Allgemeinen betreffen. Von Jugend auf hatte er sich mit Poesie beschäftigt: in einem seiner frühesten Briefe an Giordani (April 1817) erläutert er diese seine Vorliebe.

Betrachte ich die Natur dieser Gegenden — das einzige Anmuthige welches sie haben — und namentlich in dieser Frühlingszeit, so empfinde ich wie ich so ganz aus mir selbst heraustrete daß es mir sündlich erscheinen würde mich nicht darum zu kümmern, und diesen glühenden Drang der Jugend vorübergehen zu lassen um ein guter Prosaist zu werden, und ein zwanzig Jährchen zu warten bevor ich mich der Poesie widme, wo ich dann entweder todt oder meine Empfindungen erkaltet sein werden. Damit will ich nicht sagen daß wer Beruf zur Poesie hat für Nichts weiter zu sorgen brauche: es ist mir klar daß die Dichtkunst tiefes Studium und ernste Anstrengung erfodert, und man je weiter man gelangt, umsomehr gewahrt wie die Vollkommenheit fernliegt. Nur dünkt mich die Kunst müsse nicht die Natur ersticken, und es sei gegen die Natur erst guter Prosaiker werden zu wollen und dann Poet.

So schrieb er, achtzehnjährig, und im Jahre darauf wurden seine berühmten Canzonen an Italien und auf Dante's Denkmal in Sta.-Croce gedruckt: Meisterwerke, die das ganze Land elektrisirten und neben Petrarca's schönsten Dichtungen genannt werden. Von dieser Vollendung majestätischer Schönheit, von diesem Adel männlicher Gesinnung, von dieser Vereinigung heroischen Schwungs und elegischer Zartheit, von dieser Vollkommenheit der Form und Sprache war lange Nichts dagewesen. Man begreift wie groß die Ueberraschung sein mußte einen Dichter so ungewöhnlicher Art mit einem male völlig ausgebildet und in allen Stücken gewappnet dastehen zu sehen, während kurz vorher ein kleines Publicum nur den jugendlichen Philologen in ihm gekannt hatte. Im J. 1820 erschien sodann sein vollendetstes Gedicht, die Canzone an Angelo Mai, den Entdecker der Ciceronischen Bücher vom Staat. Nie hat er Schöneres geschrieben. Und wie entstanden seine Dichtungen? Er sagt es in einem Briefe (März 1824) an seinen Vetter, den als Alterthumsforscher nicht unbekannten Marchese Melchiorri:

Wisset, im Versemachen wie in allem Andern bin ich von den Uebrigen sehr verschieden und stehe Allen nach. Ich habe in meinem ganzen Leben nur wenige und kurze Poesien geschrieben. Im Schreiben folgte ich lediglich einer Inspiration oder Phrenesie: empfand ich diese, so entwarf ich in ein paar Minuten Plan und Vertheilung der ganzen Composition. Hierauf pflege ich immer zu warten bis mir ein anderer poetischer Moment naht: kommt er, was aber meist erst nach Monden geschieht, so setze ich mich an die Ausführung, aber mit solcher Langsamkeit daß ich selbst das kürzeste Gedicht nicht in weniger als zwei oder drei Wochen verfertige. Dies ist meine Methode: erzeugt sich aber die Begeisterung nicht von selbst, so würde leichter Wasser aus einem Baumstamm hervorquellen als ein Vers aus meinem Hirn. Andere können immer dichten wenn sie wollen: mir ist diese Leichtigkeit versagt.

Wie er in Versen wunderbar, so zeigte er später auch was er in der Prosa vermochte, und nachdem er, als halb scherzhafte Probe seiner Virtuosität in der Nachahmung der Sprache der Trecentisten, das „Martirio dei Santi Padri del Monte Sinai" (1825) geschrieben, womit er die italienischen Philologen täuschte, wie mit seinen Anakreontischen Oden und dem Neptun-Hymnus die Hellenisten, entwickelte er seine ganze Gewalt über die Sprache in jenen oftgedruckten „Operette morali", deren Ansichten zu so vielem und begründetem Tadel Anlaß gaben.

Zu keiner Zeit nahm er es leicht mit der Poesie. Im Februar 1819 schrieb er an Giordani:

Was die Lyrik betrifft, so bin ich, nachdem ich mich einige Tage hindurch durch die Lecture unserer berühmtesten Lyriker gelangweilt, durch die Erfahrung zu dem Schlusse gekommen welchen ich bei Parini gelesen und von Euch gehört, und der jetzt wenigstens von den Kennern so ziemlich angenommen ist: daß auch diese wichtige Literaturgattung in Italien noch zu schaffen ist und geschaffen werden muß. Von den vier berühmtesten aber, dem Chiabrera, Testi, Filicaja und Guidi, stelle ich die beiden Letzten tief unter die beiden Ersten, und wundere mich namentlich wie Guidi zu solcher Berühmtheit gelangen konnte und auch heute noch wiederholt gedruckt wird. Da nun Chiabrera bei seinen vielen Einzelschönheiten nicht eine einzige Ode hat die man durchgängig loben kann, sondern Alles von ihm vielseitigem Tadel unterliegt, so stehe ich nicht an die Palme dem Testi zu reichen. Wäre dieser in minder barbarischer Zeit auf die Welt gekommen, und hätte er Gelegenheit gehabt sein Genie mehr auszubilden als bei ihm der Fall war, so würde er ohne Widerrede unser Horaz geworden sein, und vielleicht wärmer und leidenschaftlicher und erhabener als der lateinische Dichter. Doch es ist kein Wunder daß Italien keine Lyrik hat, da es keine Eloquenz besitzt.*) Diese ist der Lyrik

*) Im J. 1817 schrieb Giordani an Leopardi: „Kennt Ihr Tasso's prosaische Schriften? Leset sie, mir zu Liebe, und um das Beste kennen zu lernen was es in italienischer Eloquenz gibt. Doch nicht

so unentbehrlich daß, wenn man mich fragt welche mir unsere beredtesten Stücke scheinen, ich ohne Verzug antworte: die einzigen unter unsern lyrischen Dichtungen welche ich dieses Namens würdig erachte, nämlich die drei Canzonen Petrarca's, „O aspettata“, „Spirto gentil“, „Italia mia“.

Und diese waren es welche er sich zum Muster nahm: — *wie* er ihnen nachstrebte, braucht nicht einmal gesagt zu werden.

Noch kommt er auf verwandte Gegenstände zurück. Einige Monate später schreibt er:

Melde mir ob Monti's Werk voranschreitet und Arici's Gedicht irgendwie Ruf hat. Ich habe nur einige Verse davon gesehen, von denen ich offen gestehe daß sie mich in meiner frühern Ansicht bestärkten. Homer und Virgil, Ariosto und Tasso haben epische Dichtungen geschrieben und den Weg vorgezeichnet: dem Italiener welcher dasselbe Unternehmen versucht fällt es selbst im Traume nicht ein eine andere Straße einzuschlagen. Nicht im Allgemeinen nur, sondern selbst was das Detail betrifft. Und gelänge es Arici uns mit einem zweiten Tasso zu beschenken, reichte der den wir hatten etwa nicht hin? Giusto de' Conti gab uns sozusagen einen andern Petrarca und Sannazaro einen neuen Virgil: aber Alle begnügen sich mit dem Petrarca und dem Virgil den sie schon hatten. In Italien ist die Gabe des Erfindens und des Imaginativen verloren, die einst das rechte Kennzeichen unserer Nation schien. *)

Wie er von Tasso dachte zeigt noch folgende Stelle eines im Februar 1823 zu Rom geschriebenen Briefs:

Am vorigen Freitag besuchte ich Tasso's Grab und weinte dabei. Es ist die erste und einzige Freude die ich in Rom empfunden — der Weg ist weit und man geht nur dieses Grabes wegen hin, aber sollte man nicht aus Amerika kommen um die Wonne der Thränen während zwei Minuten zu genießen? Manche ärgern sich, indem sie Tasso's Asche durch Nichts bedeckt und bezeichnet sehen als durch einen ein paar Handbreit langen und breiten Stein im Winkel einer unbedeutenden Kirche. Um Alles möchte ich diese Asche nicht unter der Last eines Mausoleums finden. Du begreifst die Menge von Empfindungen welche der Contrast zwischen Tasso's Größe und seinem bescheidenen Grabe erregte. Aber du machst dir keinen Begriff von dem andern Contrast, jenem zwischen dem in die Augen fallenden Pomp und den gewaltigen Formen der römischen Monumente und der Kleinheit und Aermlichkeit dieses Grabes. Man empfindet eine traurige, nervendurchzuckende Befriedigung, indem man bedenkt daß diese Aermlichkeit vollkommen genügt die Nachwelt anzuziehen und zu beleben, während man so viele der prachtvollsten Denkmale in dieser Stadt mit völligster Gleichgültigkeit in Betreff der Namen betrachtet, nach denen man entweder gar nicht fragt, oder nach denen man sich blos um des Monuments und nicht der Person willen erkundigt. Dicht bei Tasso's Grabe ist das des Dichters Guidi, welcher prope magnos Torquati cineres liegen wollte wie die Inschrift besagt. Daran that er sehr unrecht. Für ihn blieb mir auch nicht ein Seufzer. Ich brachte es mit Mühe über mich sein Denkmal anzuschauen, aus Furcht die Empfindungen zu schwächen welche Tasso's Grab in mir erregt hatte.

Welchen Eindruck die wahre und natürliche Beredtsamkeit auf ihn machte erkennt man aus seinem Urtheil über die bekannte Vertheidigungsschrift des Lorenzino de' Medici, des Mörders des Herzogs Alexander von Florenz, deren Lecture, zugleich mit einigen andern Mustern italienischer Prosa, Camillo Porzio's „Congiura dei Baroni“, Nardi's „Leben des Antonio Giacomini“, Historisches von Daniello Bartoli („darin ist sein Stil wunderbar, in den moralischen Schriften ist er verrückt“), Giordani ihm angerathen hatte. Im Juni 1819 schreibt er diesem:

Lorenzino's Apologie habe ich gelesen, und von neuem daran erkannt wie die beredtesten Schriftstücke und Stellen solche sind in denen Jemand von sich selbst redet. Seht zu ob dieser ein Zeitgenosse jener miserabeln Cinquecentisten zu sein scheint die zu ihrer Zeit und nachher in Italien für eloquent galten, und ob es glaublich scheint daß bei dem Einen und bei den Andern die Form der Beredtsamkeit dieselbe ist. Ich meine die griechische und lateinische Form welche jene Armen unter unsäglichem Schweiß und Mühen Stück für Stück bis zum Mattwerden in ihren Schichten angestrebt, während dieser sie uns bringt ganz und gar, aus einem Stück, schön und lebendig, indem er sie als Meister beherrscht und anwendet, mit einer Gewandtheit und Leichtigkeit in den feinsten Kunstgriffen, in der Anordnung, in den Uebergängen, in den Ausschmückungen, in den Affecten und der Schreibart, in der Sprache sodann, die so hart und widerspenstig bei jenen Andern wegen ihrer affectirten Latinismen, während sie bei ihm nicht minder originell ist als bei den Alten. Wer von sich selbst redet hat weder Zeit noch Lust den Sophisten zu spielen und Gemeinplätze zu suchen: jeder, auch der dünnste Wasserstrahl genügt ihm, denn er schöpft Alles aus sich selbst und braucht Nichts aus der Ferne zu holen. So wird er natürlich und bleibt seinem Gegenstande angemessen, und dabei lebendig und warm: das Studium kann ihn nicht erkälten, sondern nur kräftigen und schmücken wie bei dem Medici der Fall ist.

Wenn man solche Urtheile liest, die alle aus Leopardi's Jugendjahren stammen, so bedauert man umsomehr daß seine zahlreichen spätern Briefe an Giordani vernichtet sind und überhaupt aus den letzten Jahren in seiner Correspondenz wenig vorhanden ist. Denn sein kritisches Urtheil über Autoren und Sprache war äußerst scharf und treffend: seine Ausgabe des Tasso und seine Chrestomathien geben hinlängliche Proben davon. Nicht ohne Interesse ist es zu vernehmen wie diese beiden Schriftsteller, welche die Sprache wie kaum irgendwer unter den Neuern gehandhabt haben, über Sprache und

---

Alles: denn unerträglichste Langeweile steckt in seinen spitzfindigen Erörterungen und finstern peripatetischen Verwäldern. Jedenfalls indeß sämmtliche Briefe, den Dialog vom Familienvater, das Schreiben an Scipio Gonzaga über verschiedene Ereignisse seines Lebens, Roma's Antwort an Plutarch — diese wünsche ich daß Ihr leset, und wünsche zu erfahren was Ihr davon haltet.“ Und dann: „Tasso in seinen Prosaschriften scheint mir höchst ausgezeichnet durch eine ihm ganz eigenthümliche Würde, ja beinahe Majestät des Stils.“ In der Antwort auf obigen Brief: „Hinsichtlich der Lyrik bin ich ganz Eurer Meinung, nur daß ich den Testi geringachte: ich glaube nicht daß er je etwas Ausgezeichnetes hätte leisten können.“

*) Monti's Werk von dem hier die Rede ist die berühmte „Proposta“ der Verbesserungen im Wörterbuche der Crusca, deren Fortsetzung damals zögerte, weil Perticari's Abhandlung über Dante's Vaterlandsliebe nicht ganz vollendet war. Cesare Arici's (von Brescia) Epos war „La Gerusalemme distrutta“. Sein wirkliches Talent lag anderswo. Giordani schreibt von ihm, auf Leopardi's Bemerkung antwortend: „Arici hat ein sehr glückliches Organ für die Versification. Aber du hast Recht, wenn du sagst die wahre *poetische Invention* sei heutzutage in Italien verloren.“ Was die Italiener seit Tasso im Epos versucht haben ist nicht der Rede werth: die „Secchia rapita“ und der „Ricciardetto“ gehören natürlich nicht hierher. Unter den Neuern ist Grossi noch am lesbarsten, kann aber auch nur stellenweise anziehen. Ueber Sannazaro und den Verfasser der „Bella mano“ brauche ich für Kenner der italienischen Literatur Nichts zu sagen.

Volkseigenthümlichkeit sich äußern. Im Mai 1817 schreibt Giordani:

Sie wünschen Florenz zu sehen und haben Recht: Florenz ist Mutter, Wiege, Schule der schönen Kunst, ist voll davon und wunderbar prächtig. Sie glauben sogar daß der Umgang mit gut-Redenden zum gut-Schreiben nützlich, ja nöthig sei: der Grundsatz ist richtig, nur stellt sich hier aber das Einzelfactum anders. Es gibt keinen Theil Italiens wo man schlechter schreibt als in Toscana und Florenz, weil man nirgend weniger die Sprache und die Meisterschriftsteller studirt, ohne welche man nirgendwo gut schreiben lernen wird. Ueberdies redet man an keinem Orte weniger Italienisch als in Florenz. Von guter Sprache haben sie Nichts als den Accent: Worte und Phrasen sind barbarischer als anderwärts. Denn man liest Nichts als fremde Bücher. Wer in Toscana lesen kann spricht gewiß nicht Italienisch: Dies bleibt nur den Armen und Unwissenden die nicht lesen können. Die Conversation mit diesen aber kann Dem Nichts nützen der sich zum Schriftsteller bilden will. Ich rede Dies nicht in den Wind hinein, sondern mit der Ueberzeugung die ich durch lange Erfahrung gewonnen habe.

Inwieweit Dies wahr ist lasse ich dahingestellt sein: es offenbart sich darin der alte Zwiespalt des Lombarden und des Toscaners, ein Zwiespalt den gerade in jenen Tagen Monti durch scharfe Polemik wieder so heftig anregte. Ob aber die Conversation mit den niedern Ständen in Toscana dem Schreibenden Nichts nützt mögen Gino Capponi, Niccolò Tommaseo und Giuseppe Giusti erklären. Leopardi antwortet Folgendes, worin er im letzten Satz den Nagel auf den Kopf trifft.

Was Sie mir von den florentinischen und toscanischen Nichtungelehrten melden stimmt genau mit Dem überein was ich durch ihre Schriften und Sonstiges wußte. Aber ich rechnete darauf von den Ungelehrten zu lernen, oder vielmehr durch ihre Hülfe mich mit dieser zahllosen Menge von gäng und gäbe Ausdrücken vertrautzumachen die bisweilen in der Schrift sich so gut lassen, mit jener Eigenthümlichkeit und Ausdruckschärfe welche das Volk vermöge seiner Natur so wunderbar in den Worten bewahrt. Ich dachte dabei an Platon welcher sagte: das Volk sei Alcibiades' Lehrer im Wohlreden gewesen und habe es sein müssen, an das athenische Weib welches Theophrast am Sprechen als Fremden erkannte, an Varchi welcher sagte: um die florentinische Sprache zu lernen müsse man von Zeit zu Zeit sich unter die Hefe des florentinischen Pöbels mischen. Da Sie aber glauben daß ich vom toscanischen Volk nichts Gutes lernen kann, so unterwerfe ich mich Ihrem Urtheil.

Leopardi hatte aber Recht: Giordani irrte aus municipaler Befangenheit und eingewurzelter Abneigung. Man sieht wie viel solche auch über so geistvolle Leute vermögen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die Bürgertugenden des classischen Alterthums, nebst einem Anhange aus Cicero's Buche über den Staat. Von Arthur Baumgarten-Crusius. Löbau, Dümmler. 1849. 8. 10 Ngr.

Bei Abfassung dieser Schrift, der wir in allen Kreisen recht viele Leser, und nicht blos Leser, nicht blos Hörer, sondern Beherziger des Worts wünschen, hat sich der Verf. von der Absicht leiten lassen die Thaten des classischen Alterthums in einem gewissen Zusammenhange darzustellen, und auf die Denk- und Handlungsweise der Griechen und Römer aufmerksamzumachen, dadurch aber darauf hinzuweisen inwiefern auch wir Neuern, und namentlich wir Deutsche, dem Beispiele der Griechen und Römer nacheifern, und die politischen Tugenden uns aneignen können die die Griechen und Römer groß gemacht haben. Dazu hielt es der Verf. für nöthig einige Bemerkungen über die Staatsverfassungen Spartas, Athens und Roms vorauszuschicken, weil außerdem die Geschichte, der Geist und die Gesinnung der Bürger dieser Staaten nicht zu verstehen sind. War nun auch die Tugend jener großen Männer der Vorzeit meist eine politische Tugend, so finden sich doch auch unter ihnen erhebende Beispiele häuslich-moralischer Tugend, in welcher Hinsicht allerdings das deutsche Volk einen Vergleich mit andern Völkern — wenigstens zur Zeit noch! — nicht zu scheuen braucht; aber an politischen Tugenden, an wahrhaft hingebender, aufopfernder Liebe zum Vaterlande, und an heiliger Glut für die Freiheit im edlern Sinne des Worts werden uns die Alten noch lange überlegen bleiben: und doch sind Dies Tugenden welche nicht blos der republikanischen Staatsform entsprießen, sondern auch unter einer constitutionell-monarchischen Verfassung sich entwickeln können. Es ist besonders für unsere Zeit unendlich Vieles aus der vorliegenden Schrift zu lernen, und wenn die Beispiele die uns hier vorgehalten werden uns nicht auf den rechten Weg der allein zum Ziele wahrer Volksbeglückung führt leiten und zur Festhaltung dieses Wegs bestimmen können (was nur an uns selbst liegen würde), so können sie uns doch mindestens vor Abwegen und Irrthümern warnen und davon abhalten. Dies z. B. im Betreff der sogenannten socialistischen Demokratie, die eine Nachahmung der Lykurg'schen Principien ist, wonach Robespierre, St.-Just und Andere die Sitten, den Geist und die Gewohnheiten Frankreichs verändern, und daraus eine nach Art der Alten gezimmerte Republik machen wollten, ohne danach zu fragen ob auch das System wirklich ausführbar sei. Ebenso mag man den Unterschied zwischen der Lykurg'schen und Solon'schen Gesetzgebung, welchen schon Schiller in einer besondern Abhandlung treffend auseinandersetzte, recht beherzigen und festhalten, und es sich gesagt sein lassen daß eine systematische Gleichmacherei aller Staatsbürger auf Kosten des Menschen — und des Menschheitlichen — des Menschen selbst unwürdig, und auf die Länge gar nicht haltbar ist.

Die größten Gesetzgeber haben es vielmehr erkannt daß nicht die unbedingte Gleichheit, wobei der rohe Pöbel durch die Masse vorherrscht, sondern daß nur ein nach dem Verhältnisse des Eigenthums bestimmtes Maß des politischen Rechts die passendste Grundlage eines vor Anarchie gesicherten Staats sei. In dieser Hinsicht, und was die Entwickelung und Sicherstellung der wahren politischen Freiheit anlangt, können und müssen wir Neuern noch immer bei den griechischen und römischen Philosophen und Staatsmännern in die Lehre gehen. Zu sothanem Zwecke kann besonders auch der Auszug aus Cicero's Werke über den Staat von großem Nutzen sein, der hier mitgetheilt wird, und der Lehren und Warnungen für unsere Zeit enthält als ob sie für dieselbe geschrieben wären. Namentlich machen wir wiederholt auf die treffenden Bemerkungen nach Platon aufmerksam, wozu das Jahr 1848 in Europa den traurigsten Commentar geliefert hat. Eine andere in hohem Grade interessante Zugabe ist der erhabene, auf wahrer christlicher Anschauungsweise beruhende „Traum des Scipio".

28.

---

## Die Wirkungen des Credits in Amerika.

Unter dem Titel „Scènes de l'Amérique du Nord en 1849" veröffentlicht ein Hr. Tolmer in dem Feuilleton des „Journal des débats" eine Reihe von Briefen welche die interessantesten Einblicke in das eigenthümliche Leben der transatlantischen Staaten thun lassen. Die Wirkungen des Credits treten in ihrer ausgedehnten und fast unglaublichen Bedeutung besonders hervor, und einige bemerkenswerthe Angaben des

kundigen Briefschreibers aus Neuorleans mögen deshalb hier einen Platz finden.

Zwischen Charleston und Neuorleans findet man auf der Reise durch Georgien und Alabama wol mehr als 20 neue Städte, von denen die einen blühen während die andern ehe sie es noch zur Blüte brachten schon wieder verfallen, alle Töchter des Credits. Der Credit macht das Glück Amerikas: das weite Land ist eine ungeheuere Börse, wo man unaufhörlich auf Steigen und Fallen speculirt. Nie würde es ohne das System der Anleihen fruchtbar gemacht, ja nicht einmal bevölkert werden. Das riesenhafte Vorschreiten der Vereinigten Staaten hat keine andere Ursache. In Ermangelung einigen Capitals würden alle Colonisten, Ackerbauer, Jäger und Pachter in dem tiefsten Elend verkümmert sein; mit diesem Capital war ihnen Nichts unmöglich. Man sah z. B. Wisconsin, das vor etwa 15 Jahren nur zwei Dörfer aufweisen konnte, sich nicht nur mit Flecken und Pächtereien, sondern bald mit bedeutenden Städten bedecken. Gegenwärtig circuliren Gold und Silber in dieser Provinz fast im Ueberfluß und Banknoten sind hier kaum bekannt. Und Alles ward durch Anlehen bewerkstelligt, die Amerikaner vertrauten auf sich, auf ihren Fleiß, ihr Land und ihre Regierung. Man hatte nicht einen Penny aufzuweisen, aber an Muth fehlte es ebenso wenig als an unbebautem Boden. Straßen, Dampfschiffe, Gießereien entstanden wie durch Feenhand geschaffen, der Boden war reich genug um die Anleihen zu decken, und die Schuldner waren ehrlich genug pünktlich zu zahlen. Alles ward in Ordnung gebracht und der Reichthum des Landes ward vervierfacht. Nahe am Michigan-See sah man plötzlich eine bewundernswerthe Stadt sich erheben, Milwaukee. Dieses Milwaukee ward ohne einen Schilling Capital gebaut, aber die Sache war gut auscalculirt, und Alles gelang. Das von Mineral-Point bezogene Erz kostete früher schwere Transportkosten, jetzt fahren im Sommer 12 Dampfschiffe von Milwaukee ab, durchschneiden auf einem Wege von mehr als 800 Meilen mehre Seen, und bringen das Metall aus Mineral-Point zuerst nach Buffalo, dann nach Neuyork. Die auf solche Weise gemachte Ersparniß zeigte sich so ersprießlich daß ein einziges Jahr genügte um alle Anleihen zu decken. Während der letzten 10 Jahre haben sich mehr als 50,000 Menschen in Milwaukee niedergelassen, welche alle Speculationen die dies jungfräuliche Land begünstigt ausbeuten.

Diese Leichtigkeit des Credits bringt Bewegungen, ja selbst Revolutionen in den Vermögensverhältnissen hervor. Wenn dieselben mit der Ehrlichkeit bisweilen nur wenig gemeinhaben, so nimmt man Das eben hin gleichwie der Soldat sich ja auch in Manches fügen muß. Jede Eroberung hat ihre Abenteuer und jedes Unternehmen seine schlimmen Seiten. Die Prellerei thut sich hier im Großen auf: man spielt um Städte und sprengt die Bank. Industrieritter wie Joë Smith, der Mormone, gehen auf nichts Geringeres aus als sich zu Kaisern oder Sultanen zu machen. Der Maßstab aller Dinge ist kolossal: hier machen nicht einzelne Häuser, sondern Provinzen bankrott. Wenigen ist wol die Stadt Kairo bekannt, nicht das große ägyptische, sondern das kleine Kairo dieser Gegenden. Das ist spaßhafterweise eine Stadt die am Zusammenfluß des Ohio und Mississippi eben zu blühen anfangen wollte als sie ihre Zahlungen einstellen mußte. Sie ist noch da, aber nicht fertig; sie hat große Lust sich weiterbauen zu lassen, und besitzt bereits als vorbereitende Gebäude ein Gefängniß, eine Bank und eine Kirche. Einwohner hat sie nicht einen. Sie hat Einwohner überhaupt nie gehabt, sie hatte nur Unternehmer. Die Millionen Dollars die für ihre beabsichtigten, aber nicht ausgeführten Straßen bestimmt worden waren gingen theilweise aus den Kassen der londoner Banquiers hervor, die sich von dieser Speculation verführen ließen, und die jetzt glücklich wären nur ½ Procent ihrer Capitalien wiedererlangen zu können. Die gehofften Dome und geträumten Minarets, Alles ist verschwunden. Der Ohio grollt noch wenn er an den Wartsteinen vorüberrauscht, und der Reisende zieht seines Wegs ohne den Ruinen einer Stadt die nie bestand seine Aufmerksamkeit zu schenken.

Die schlimmen Folgen des amerikanischen Unternehmungsgeistes darf man nicht zu hart beurtheilen. Wie könnte man auch ohne dies going a head, wovon jeder Tag die außerordentlichsten Belege liefert, die großen Kämpfe wider die Natur bestehen? Man vergesse nicht daß hier eine Welt geboren wird, und von einer so großartigen Schöpfung lassen sich Leidenschaften und Ruinen nicht abtrennen. Der Schmerz der Geburt mißt sich nach ihrer Größe ab. 6.

## Lessing's „Philotas" versificirt von dem Verfasser der „Preußischen Kriegslieder".

Ein glücklicher Zufall spielt mir dies längst vergessene Werkchen Vater Gleim's in die Hände. Es ist vergessen, und sein Kunstwerth hat ohne Zweifel kein besseres Schicksal verdient. Allein der Gedanke das spröde und straffe Erstlingskind der tragischen Muse Lessing's in Verse zu bringen ist so originell daß es wol der Curiosität wegen der Mühe lohnt einmal wieder daran zu erinnern. Es ist 1760 bei Voß in Berlin erschienen, und der regierenden Fürstin von Braunschweig gewidmet. Gleim hat es, wie er sich ausdrückt, versucht den jungen Helden Philotas „die Sprache der Musen reden zu lassen", und bittet die Dame um Erlaubniß Philotas vor ihr sterben lassen zu dürfen. „Welch Glück vor solchen Augen für sein Vaterland zu sterben!" Darauf bittet er für sich selbst um die Vergünstigung in tiefster Demuth lebenslang der Herzogin unterthänigster Knecht sein zu dürfen. Was sagen unsere Leser dazu? Ist Vater Gleim nicht ein Erzreactionnair und verthierter Söldling? Nicht weniger interessant als diese Zueignung, die einen heutigen Poeten für immer unmöglich machen würde, ist nun das Werkchen selbst. Die sechsfüßigen Jamben in welche die lakonische Prosa des Originals aufgelöst ist nehmen sich eigenthümlich genug aus. Die aphoristische Kürze wird redselig, und doch — wie steif, wie abgezirkelt folgen die Verse aufeinander.

> Gefangen? ich gefangen? Götter: Ach!
> Mein Vater! Fang' ich so zu lernen an?
> Ein Kind, träumt' ich Feldlager, Schlachten, Sturm!
> O träumt' ich jetzt, ein Jüngling, Wunde, Tod,
> Und das viel Aerg're, die Gefangenschaft!
> Allein ich wache, denke, sehe mich,
> Und eine leichte Wund', ach eine nur,
> Durch die der blut'gen Hand das Schwert entsank,
> Schmerzt.

Oder der Schluß:

> Aribäus.
> Was, o ihr Götter! Was für einen Tod
> Stirbt er! O Prinz! Du jammerst mich!
> Strabo.
> O Held!
> Aribäus.
> O Patriot!
> Philotas.
> O Vaterland!
> Strabo.
> Er stirbt.

Klingt Das nicht als wenn man die beschnittenen Taxuswände eines altfranzösischen Gartens in sechsfüßige Jamben übersetzt vorüberrauschen hörte? Wozu das Alles? fragt der Leser. Ich lasse den Famulus Wagner für mich antworten:

> Verzeiht! Es ist ein groß Ergötzen
> Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
> Zu schauen wie vor uns ein weiser Mann gedacht,
> Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.

**A. Henneberger.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 51. —— 28. Februar 1850.

## Giacomo Leopardi in seinen Briefen.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Bevor ich dem Schlusse dieser Bemerkungen über Leben, Charakter, Schicksale und Ansichten eines in jeder Hinsicht merkwürdigen Mannes nahe, muß ich die Epoche in welcher er auftrat, die Umgebungen welche er fand und die Gesellschaft in welcher er durchs Leben vorwärtsschritt, wenigstens in der Kürze bezeichnen. Es war in literarischer Beziehung gerade keine sehr bewegte Zeit in welche seine Jugend fiel. Man erholte sich nur allmälig von Politik und Krieg und dem vorwaltenden französischen Einfluß. In Mailand ward unter Acerbi's Leitung die „Biblioteca italiana" wichtig; in Rom gründeten Giulio Perticari und seine Freunde das „Giornale arcadico"; in Florenz einige Jahre später G. P. Vieusseux die „Antologia". Zwei dieser Zeitschriften sind, die eine eines natürlichen, die andere eines gewaltsamen Todes, gestorben: die römische hält sich, bejahrt, mühsam und einflußlos. Vincenzo Monti war damals noch in seiner Kraft; G. B. Niccolini hatte seine besten Tragödien noch nicht geschrieben; Giordani, obgleich er nie etwas Größeres ausgegeben, galt für den ersten Prosaisten. Als Leopardi's erste Sachen erschienen, zankte sich die Crusca mit Monti, und beinahe ebenso heftig war Sebastiano Ciampi's, des vor anderthalb Jahren Verstorbenen, Fehde mit Angelo Mai wegen der von diesem aufgefundenen Fragmente des Dionys von Halikarnaß, in welche auch unser junger Autor sich mischte. So rasch dieser bekannt ward, so sind doch seine persönlichen Beziehungen kaum je sehr ausgedehnt gewesen: zuerst hinderte ihn die Abgeschiedenheit seines Geburts- und Wohnorts, dann seine elende Gesundheit. Mit den Romagnolen war er bekannt und zum Theil befreundet: mit Perticari, welchen er seltsamerweise weit unter seinem Verdienst schätzt, indem er (Mai 1826) schreibt er sei „allerhöchstens ein Grammatiker" gewesen (hatte er die Schrift über den „Amor patrio" und die Abhandlung über Pandolfo Collenuccio denn wirklich gelesen?); mit Dionigi Strocchi von Faenza, dem trefflichen Uebersetzer der „Georgica" und feinen Dichter und Sprachkenner; mit Francesco Cassi von Pesaro, dem Uebersetzer der „Pharsalia"; mit Carlo Pepoli von Bologna, der schon genannt ward und der für die leichtere Lyrik nicht geringes Talent zeigte; mit Giovanni Marchetti, dessen Dichtung, Dante im Apenninenkloster Fonte Avellana, zu den schönsten der neuern zu zählen ist, während der Autor (ich glaube sehr gegen seinen Willen!) als römischer Minister in der Zeit des Umsturzes des alten Klerikal-Régime vor einem Jahre gerade keine brillante Rolle gespielt hat; mit Francesco Orioli, bei dem man nicht recht sagen kann ob Physik oder Archäologie sein eigentliches Feld, durch Vielseitigkeit sich selbst schadend, durch politisches Wirken 1831 ins Exil getrieben, aus dem er spät zurückkehrte um sich wie die meisten alten Liberalen bald von den Jungen überflügelt und als unnütz beiseitegeschoben zu sehen; mit Paolo Costa, wie die Vorhergehenden gleichfalls von Bologna, als Aesthetiker und Kritiker nicht ohne Verdienst, wenngleich Leopardi Recht haben mag wenn er (September 1820) ausruft:

> Es würde schlecht stehen mit der Analyse der Ideen, hätte sie keine andern Bearbeiter als die Costas: — andere Geistestiefe ist nöthig Neues in der Metaphysik zu sagen, und seine Philosophie zeigt nur die große Misère der Italiener in diesem Fache wie in allen andern.

Den alten Cancellieri, den römischen Polyhistor, kannte er schon in der Jugend durch Briefe; Don Pietro Odescalchi, welcher an den classisch-literarischen Bestrebungen immer thätigen, wenngleich keineswegs bestimmenden Antheil genommen hat, lernte er in Rom nebst manchen Andern kennen. Mit Antonio Cesari kam er durch Giordani in Verbindung, der auf dieses Haupt der Puristen sehr viel hielt, „ein Mann der Verehrung und Liebe Aller würdig welche die echte Literatur werthhalten, seit vielen Jahren Beschützer der Ehre unserer Sprache" (Schreiben vom 15. April 1817), zu sehr gepriesen und zu sehr verlacht, außerordentlich sprachgelehrt und wohlmeinend, aber gedankenarm, wie sich unter Anderm aus den zwei Bänden seiner Briefe ergibt, welche der Abate Giuseppe Manuzzi, der neueste Herausgeber und Ergänzer des Vocabulars der Crusca, vor drei Jahren zu Florenz hat drucken lassen. Auch Angelo Mai's genauere Bekanntschaft dankte er Giordani. Je öfter und härter dieser Mann, eine der größten und seltensten Zierden des heutigen Italiens, angegriffen worden ist, um so wohlthuender ist es hier von Solchen die ihm nahestanden Aeußerungen der innigsten Zuneigung

und Bewunderung zu vernehmen. „Oft spreche ich über Sie mit Monti, der nicht minder gut als groß (schreibt Giordani Ostern 1817), und mit diesem wahren Engel Mai, in gleichem Grade gelehrt wie liebenswürdig." Was Giordani damals vom Bibliothekar der Ambrosiana schrieb (erst Ende Octobers 1819 kam Mai an die Vaticana und entdeckte gleich darauf die Bücher vom Staate), habe ich in viel spätern Jahren beim Cardinal bestätigt gefunden. Zu Giuseppe Grassi, dem ausgezeichneten Sprachforscher, von dem wir das classische Werk über die Synonymen und das fleißige Wörterbuch über die Kriegssprache besitzen, scheinen nur briefliche Beziehungen stattgefunden zu haben.

Als Leopardi 1827 nach Florenz kam, trat er in einen ganz andern Kreis. Schon vier Jahre früher hatte Giordani ihm von dem Manne geschrieben, welcher seit lange den Mittelpunkt des literarischen Lebens in der toscanischen Hauptstadt bildet.

Der Hauptzweck meines heutigen Schreibens aus diesem seligen Florenz, welches zu verlassen ich mich nie werde entschließen können (nach der Julirevolution mußte er es verlassen — aus seinen Briefen weiß ich mit welchem Schmerz!), ist um dir von einem der bravsten und liebsten Männer zu berichten die ich je gekannt, der seit fünf Jahren in dieser Stadt wohnt, welcher er schon viel Gutes erwiesen und dessen mehr noch erweisen wird, Florenz nicht nur, sondern in Wahrheit dem ganzen Italien, welches kein gutes Journal haben würde, hätte ihm nicht Herr Giampietro Vieusseux die „Antologia" gegeben. Ich wünsche also daß du auf mein Wort hin ihm deine Freundschaft schenkest, den ich (du weißt es daß ich nicht gerade leicht zu befriedigen bin) zu den Besten und Seltensten rechne. Er weiß daß deine Person und Freundschaft ein Schatz sind: du mußt aber Dasselbe von ihm halten. Die Censur in Florenz ist die gelindeste in Italien, und Vieusseux ist der Einzige welcher versteht was eine gute Zeitschrift ist und wie sie geleitet werden muß.

Vieusseux und die „Antologia" verdienen in gleichem Maße das ihnen gespendete Lob: Beide haben auf die Belebung des literarischen Lebens und auf das Einschlagen der nationalen Richtung in der Literatur kaum berechenbaren Einfluß gehabt. Seit 1830 kenne ich den Kreis in welchen drei Jahre früher Leopardi trat: er hat sich natürlich in den Personen mannichfach verändert, der vorwaltende Charakter ist derselbe geblieben. Die Männer welche Leopardi am meisten sah waren, außer Giordani, der General Colletta, dessen ich schon erwähnte, seit den Constitutionstagen aus Neapel verbannt, in strenger Zurückgezogenheit und fast anhaltend von Krankheit bedrängt seine „Storia del reame di Napoli" beendigend, welche erst nach seinem Tode erschien und vieler aus des Verfassers Ansichten und Stellung entspringenden Mängel ungeachtet eines der bedeutendsten neuern Geschichtswerke Italiens ist; Giuseppe Montani, einst Professor zu Lodi und durch die politischen Wirren in der Lombardei zur Auswanderung genöthigt, längst mit Leopardi bekannt, von feinem Geschmack und tüchtigen Kenntnissen, besonders in der italienischen Philologie; Francesco Forti, Sismondi's Schwestersohn, als Jurist nicht minder ausgezeichnet denn in der Literarkritik, klar und scharf und ideenreich, wovon sowol seine Aufsätze über den Romanticismus Zeugniß ablegen wie sein leider nicht vollendetes praktisches Buch über die bürgerlichen Institutionen; G. B. Zannoni, Secretair der Crusca, deren Geschichte er schrieb, und verdienter Alterthumsforscher. Alle Diese sind nun seit Jahren todt: von den Lebenden nenne ich nur Gino Capponi und Giovan Batista Niccolini.

Leopardi's Gesundheitszustand und pecuniaire Verhältnisse, die mehr und mehr auf ihm lasteten, hinderten ihn übrigens auch in dem geselligen Florenz angenehmen Umgang so zu genießen wie es für ihn wünschenswerth gewesen wäre. Er lebte so eingeschränkt wie zurückgezogen: er fürchtete sich vor jedem Lüftchen, warm wie kalt, und die kleinste Fahrt, wäre es nur nach Pisa gewesen, war für ihn ein Unternehmen. In die par excellence sogenannte Gesellschaft kam er nie. Unter den Personen von denen er in den Briefen redet findet sich eine Dame, gleich ausgezeichnet durch Geburt und Talent, durch Liebenswürdigkeit und traurige Geschicke, Charlotte Bonaparte, die zweite Tochter des vormaligen Königs von Spanien, mit ihrem Vetter Napoleon, dem ältern Bruder des jetzigen Präsidenten der Französischen Republik, verheirathet, der zu Anfang 1831 in der Romagna starb. Er schreibt:

Charlotte Bonaparte est une charmante personne; pas belle mais douée de beaucoup d'esprit et de goût, et fort instruite. Elle dessine bien, elle a de beaux yeux. J'allai la voir hier au soir pour la troisième fois.

Sie starb zu Sarzana vor zehn Jahren und ruht neben ihrer Mutter, der sanften und guten Julie Clary, in einer der Chorkapellen von Santa-Croce.

Die Jahre 1820—30 waren eine Zeit erfreulicher Bewegung in der italienischen Literatur. Wenn jene Literatur der frühern Jahre, welche mit der in Frankreichs Kaiserepoche manche Aehnlichkeit hatte, unterging, wenn Monti's großes Gestirn sank, so blühte die Romantik auf. An anderm Orte („Römische Briefe", IV) habe ich den Charakter Alessandro Manzoni's und seinen Einfluß zu schildern versucht. Eine Schule hat er nicht gebildet oder jedenfalls ist von derselben nicht viel zu sagen — der „Carmagnola" und „Adelchi" haben auf die dramatische Poesie keine wohlthätig-bestimmende Wirkung geübt, und die Vorzüge des historischen Romans in Italien, wie „I promessi sposi", ein an sich so schönes Buch, ihn hervorriefen, sind mindestens sehr problematisch. Aber das religiös-patriotische Element in Manzoni ist von unberechenbar wohlthätigem Einflusse gewesen: neues Leben, neuer Geist, neue Wärme kamen in die Dichtung, über welche ein wohlthätig-milder Hauch sich ergoß, während sie ins Volk drang, was bei Leopardi nie der Fall sein konnte. Letzterer vermochte sich mit dieser Richtung nicht zu befreunden. Je tiefer man in ihn blickt, um so natürlicher wird man es finden — aber die Gründe sind traurig. Er hatte sich dem positiven Christenthum mehr und mehr abgewandt: hier wurde der Katholicismus reichsprudelnde Quelle der Poesie; er bezog Alles auf die alte Welt, welcher sein Herz gehörte: hier wurden die Bande zwi-

schen der neuen Zeit und dem Mittelalter enger gezogen und in mittelalterliche Gefühlsrichtung eingegangen; er hatte für die Schwäche und Verirrungen der Mitwelt nur herben Tadel, nur Schmerz oder Spott: hier ward Vermittelung angestrebt und Versöhnung. Seine Form selbst, so trefflich sie war, hinderte ihn populair zu werden: Manzoni opferte wol (so in seinen geistlichen Hymnen) das Erhabene um auf die Gefühle der Nation im Großen zu wirken. Leopardi scheint beinahe absichtlich zu vermeiden sich über die neue Phase zu äußern. Von Manzoni schreibt er nur (Pisa, Februar 1828):

Ich habe Manzoni's Roman gesehen, welcher ungeachtet vieler Fehler mir sehr gefällt und gewiß das Werk eines großen Geistes ist. Als solchen habe ich dessen Verfasser in mehren Unterredungen erkannt die ich in Florenz mit ihm hatte: er ist ein wahrhaft liebenswürdiger und achtungswerther Mann.

Das ist Alles. Colletta aber, der auch nur antike Muster vor Augen hatte, scheint gerade von Giordani und Leopardi den Kampf gegen „die Geschosse der Romantiker" erwartet zu haben. „Nun hat Giordani bankrottgemacht (schreibt er im December 1828), auf einige Andere können wir nicht bauen — wenn Leopardi uns im Stich läßt, wer bleibt dann noch?"

Diese Zeit, die so viel Freudiges und Schönes hatte, ging was den echten Schöpfungstrieb betrifft mit 1830 zu Ende. Die Julirevolution brachte vielfältige politische Unruhe in das so friedliche Toscana, und zersprengte theilweise jenen Kreis dessen ich gedachte. Giordani und der berühmte neapolitanische Rechtsgelehrte Poerio nebst manchen Andern mußten das Land verlassen. Colletta entging neuem Exil nur durch den Tod: er ruht in der einfach schönen Kapelle der Capponischen Villa Varramista im untern Arnothal. Zu Anfang 1833 wurde die „Antologia" unterdrückt: einer ihrer fleißigsten jüngern Mitarbeiter, Niccolò Tommaseo, nachmals so viel genannt und so vielfach thätig, literarisch wie politisch, mußte damals gleichfalls Toscana meiden. Leopardi war in dieser Zeit schon völlig ohne Einfluß auf die Literatur: hätte seine Gesundheit ihm auch Beschäftigung erlaubt, die ewige Negation in die er hineingerathen war, die Verdüsterung seines ganzen immer enger sich ziehenden Horizonts hätten ihm jede Wirkung auf die Nation entziehen, hätten ihm diese gänzlich entfremden müssen. Ich kann nicht umhin an eine geistige „Peau de chagrin" zu denken wenn ich mir die letzten Jahre dieses unglücklichen Mannes vergegenwärtige. Seine Verzweiflungstheorie konnte weder der Poesie noch der Philosophie Heil bringen.

Manches würde mir noch über Giacomo Leopardi zu sagen bleiben, könnte ich seine bemerkenswerthen Jugendschriften vergleichen und die Aeußerungen der Mitlebenden, namentlich das Urtheil welches, in seinem berühmten Buche über den Primat der Italiener, Vincenzo Gioberti über ihn gefällt hat, der in seiner Jugend mit ihm bekannt und 1828 sein Reisegefährte war. Aber äußere Umstände nöthigen mich zu schließen, an einem Emigrationsorte wo keine Art literarischer Hülfsmittel mir zu Gebote steht und ich nur aus meinen Erinnerungen schöpfen kann. Vielleicht findet sich ein anderer Anlaß die Charakteristik zu vollenden.

Mola di Gaeta, im Juni 1849.

A. v. Reumont.

## Glaubensroman.

Panthea: the spirit of nature, by *Robert Hunt*. London 1849.

Die Schwierigkeiten und Hemmnisse zu zeigen mit welchen ein im Irrsaal der neuern philosophischen Systeme nach Wahrheit forschender Geist zu ringen hat, scheint Zweck und Vorwurf des in England wenigstens durch seine „Poetry of science" vortheilhaft bekannten Verf. obigen Romans zu sein. Lord Julian Altamont, Sohn des Grafen von Devonport — so ungefähr lautet die Fabel —, hat einen Herrn Cheverton zum Erzieher, einen reich begabten Mann, der nicht nur Ortsgeistlicher, sondern auch tiefer und praktischer Kenner der Experimentalwissenschaften ist. Sein Schüler begleitet ihn gern auf seinen Wanderungen in diesem Gebiete, und eignet sich zwar dessen allgemeine Kenntnisse an, bleibt aber hinter ihm in der Fähigkeit zurück durch sie große Naturerscheinungen zu erklären. Unweit von Altamont-Hall wohnt ein Weltweiser, Laon Aelphage, der über den Naturgott in dessen Verschiedenheit von dem durch die Heilige Schrift offenbarten Schöpfer besondere Ansichten hegt. Aeltgiva, Laon's reizende Tochter, theilt die Ansichten ihres Vaters und glaubt das wirkliche Dasein des Naturgeistes in der Art und Weise zu entdecken wie er die Schönheiten der Schöpfung durchdringe. Häufige Besuche Lord Julian's im Hause dieses mystischen Paars sind die Veranlassung daß sein junger reger Sinn jene Täuschungen aufnimmt, und da Laon und dessen Tochter sich vermittels ihrer himmlischen Erscheinungen in Rapport glauben mit „Panthea, dem Naturgeiste", versetzen sie Julian in magnetischen Schlaf, worin er die Mysterie schaut. Panthea zeigt ihm die Welt im Chaos und die Beschaffenheit der Kräfte durch welche sie Leben empfängt. Die untern Schichten entstehen, verrichten ihren Dienst auf Erden und verschwinden.

Durch diesen magnetischen Traum verwirklicht sich in Julian's entzündeter Phantasie das Bild der Panthea, und er macht Laon's und seiner Tochter betreffende Vorstellungen zu den seinigen. Die „exacten" Wissenschaften verlieren dann für ihn allen Reiz; er verlebt seine Tage in müßiger Träumerei und vertraut sich allein seiner Schwester, die jung und lebhaft auf das Mystische seiner Gedanken eingeht. Ein anderes Mädchen, seit lange ihm verlobt, Eudora Spencer, Tochter eines reichen Baronet, hat immer Freude empfunden über Julian's geistiges Fortschreiten und durch entsprechende Studien sich seiner würdig zu machen gesucht; aber ihr Glaube an die Lehren der offenbarten Religion hält sie ab ihm auf seinen mystischen Streifereien zu folgen. Dies entfernt sie voneinander. Während Solches geschieht siedelt Graf von Devonport mit seiner Familie nach London über, namentlich um seinen Sohn ins öffentliche Leben einzuführen. Julian macht die Bekanntschaft der größten Denker Englands, fühlt sich aber bald angewidert von ihrem Mangel an Ernst und von ihrer Hinneigung zu conventioneller Denkweise, und eilt zurück nach Altamont, zu Laon und dessen Tochter. London hat ihn jedoch gelehrt seinem eigenen Urtheile zu vertrauen, es gehen ihm Zweifel gegen Ansichten bei für welche nicht sein Verstand, sondern seine Phantasie sich erklärt hat, und ein Zufall welcher ihn ein Gespräch zwischen Aeltgiva und Eudora anhören läßt ist der Anfang zur Prüfung seiner selbst mit Hülfe der Letztern. Die Krankheit und der Tod seiner Schwester bricht seinen Stolz. Eudora die Krankenpflegerin ergreift diese Gelegenheit ihn aus seinem träumerischen Brüten zu wecken. Die Verheerungen der Cholera rufen ihn zur Thätigkeit auf, und mit Aeltgiva, die ihr zum Opfer fällt und insgeheim Julian geliebt, sinkt das letzte Hinderniß seiner geistigen Genesung. 8.

## Bibliographie.

Borsum's, J. F. J., Reise nach Constantinopel, Palästina und Egypten, oder: Lebendiger Beweis, wie gnädig Gott dem durchhilft, der seine Hoffnung auf ihn setzet. Ueberarbeitet von D. T. Kopf. 4te erweiterte wohlfeile Ausgabe. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 12. 15 Ngr.

Ficker, J., Reinald von Dassel, Reichskanzler und Erzbischof von Köln. 1156—1167. Nach den Quellen dargestellt. Köln, Heberle. Gr. 12. 12½ Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 13ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des Kaisers Maximilian des Ersten von K. Haltaus. Mit dem Portrait Maximilians. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Holzinger, Die Schwurgerichte in Württemberg dargestellt nach Anleitung des Gesetzes vom 14. Aug. 1849 über das Verfahren in Strafsachen, welche vor die Schwurgerichtshöfe gehören, mit Erläuterungen, insbesondere unter Berücksichtigung seiner Quellen, und unter steter Vergleichung desselben mit dem englischen, nordamerikanischen, französischen und belgischen Strafprozesse, so wie mit den neuesten Gesetzgebungen im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, in den Königreichen Bayern, Preußen und Sachsen, im Kurfürstenthum Hessen, im Großherzogthum Baden 2c. Mit dem Gesetzestext und einem alphabetischen Register. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ueber zweckmässige Einrichtung der Sparcassen. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 12 Ngr.

Wegner, R., Grundzüge einer zeitgemäßen Reorganisation des Gemeindewesens, und im Zusammenhange damit, des Staatsverwaltungssystems. Mit einer einleitenden Darstellung der Geschichte des Landgemeindewesens in Westpreußen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

## Tagesliteratur.

Hirscher, J. B., Antwort an die Gegner meiner Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart.“ Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Luthardt, C., Von der Wiederkunft Christi in der Zeit. Eine Predigt zu Nürnberg gehalten am 4. Advent-Sonntage 1849. Nürnberg, Raw. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Pfeilschmidt, E. H., Sylvesterpredigt. Zu Dresden am Abend des 31. Decbr. 1849 gehalten. Dresden, Kori. Gr. 8. 2 Ngr.

Ventura, J., Trauer- und Lobrede auf die Todten in Wien, gehalten zu Rom. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

## Inhalt des Monats Februar.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 52. —— 1. März 1850.

## Zur Nachricht.

**Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.**


## Griepenkerl's „Robespierre“ in Berlin.

Wie ich eben höre ist Griepenkerl's „Robespierre“ in Braunschweig zum ersten mal, und mit großem Erfolg, über die Breter gegangen. Die Aufführung eines Dramas in des Dichters Vaterstadt, die von vornherein für die Person desselben und für die Dichtung selbst, die so oft vorgelesen und besprochen, eingenommen war, beweist noch nicht für das übrige Deutschland über deren dramatischen und ästhetischen Werth. Aus dem Gelingen läßt sich nur Das entnehmen daß das dramatische Gestell nicht von der schwächlichen Beschaffenheit ist daß es bei der Execution von selbst zusammenbricht. Dies würde sich auch bei der Darstellung auf einer Bühne zweiten Ranges und vor einem voreingenommenen Publicum herausgestellt haben. Wo nicht natürliche Lebenskraft ist helfen alle künstlichen Mittel, hilft alle Geneigtheit nicht; es fühlt sich durch den Partei- und Achtungsbeifall heraus was fehlt, und selbst die voreingenommenste Kritik muß es niederschreiben, wenn auch nur zwischen den Zeilen. Je großartiger der behandelte Gegenstand, um so fühlbarer wird diese Schwäche; der Draht und Bindfaden der die Glieder zusammenhalten soll reißt von selbst, und die schweren Gliedmaßen verursachen in ihrem Fall eine weit andere Störung als wenn die übel zusammengefügten Theile einer leichtern dramatischen Arbeit einknicken. Hier gerade hilft oft die Geschicklichkeit der Mimen; in der kolossalen Arbeit eines Dramas, wo eben ein Danton oder Camille Desmoulins abfiele, vermag der Schauspieler durch seine Kunststücke nicht den Gliederbau scheinbar wiederherzustellen.

Also das Griepenkerl'sche Drama hat seine Aufführbarkeit bewiesen. Dies wollen wir jetzt als Resultat hinnehmen, obgleich wir daran, schon nachdem wir es von dem Dichter selbst vorlesen gehört, nicht zweifelten. Indeß ist damit noch wenig bewiesen, am wenigsten ob es ein so kolossales Dichterwerk und Drama ist daß es seiner erschütternden Wirkung überall gewiß sein müßte, und auch die Zeit überdauere wo es um seines Stoffs willen das Interesse des großen, durch die eigenen Revolutionen aufgeregten Publicums in Anspruch nimmt.

Das läßt sich selbst noch nicht einmal durch den Erfolg auf mehren großen Bühnen bestimmen. Das Publicum mag geneigt, es mag abgeneigt sein; jene revolutionnaire Stimmung, die Alle ergriffen hat, mit und wider Willen, wird in den nächsten Jahren noch immer mitvotiren. Zu einem reinen Urtheil gehört die Appellation an die Zukunft.

Doch kann es darauf hier nicht ankommen. Der Dichter will sehen ob sein Drama auf die Gegenwart wirkt; hat es Das erfüllt, so ist ihm für den Augenblick damit genug geschehen. Griepenkerl rechnet auf die Darstellung in Berlin, er war deshalb zwei mal hier, er las den „Robespierre“ in Privatkreisen, ein mal öffentlich vor, er hoffte auch zu einer Vorlesung vor dem Könige zu gelangen. Letzteres ist ihm bisjetzt nicht geglückt, aus sehr begreiflichen Ursachen. Die Entschlüsse welche dem Monarchen in der Politik vorlagen stimmten ihn am wenigsten zu einer solchen Erholung, wo die Blutgestalten der französischen Schreckenszeit als dramatis personae vor seinen Augen agiren sollten. Ich verdenke es Friedrich Wilhelm IV. nicht daß er für diesmal die ästhetische Lust das Ungeheuerliche zu hören in sich unterdrückte. Es kam die traurige Erinnerung dazu welche Effecte die nicht überwundene Lust den Dichter Friedrich Herwegh zu sehen hervorgebracht. Für den Dichter ist Das schlimm. Ohne den Wink, ohne die Zustimmung des Königs ist schwerlich daran zu denken daß die berliner Bühne es wagt ein Drama dieses Namens einzustudiren. Selbst der Name Aeschylos oder Shakspeare davor könnte den Bann der Scheu nicht lösen. Ich behaupte damit nicht daß es nie in Berlin gegeben werden wird, jetzt müßte es aber zuerst den Stempel der Anerkennung anderwärts empfangen, und wenn es den Kreislauf durch andere deutsche Theater gemacht, mit dem

allgemeinen deutschen Bürgerrecht ausgestattet Einlaß in Berlin fodern. So erschien auch Goethe's „Faust" bei uns erst ganz zuletzt. Es mußte anderwärts erst der Beweis geführt sein daß es ein auf unserm realen Theater darstellbares Drama sei!

Des Königs Urtheil würde für den Dichter ein günstigeres gewesen sein als das der berliner Kritiker.

Sie haben ihn freilich nicht ganz zerrissen. Das ist schon ein Zeugniß für das Werk; die Abgunst mit der man über die Schwächen sich herwarf ist eben nur ein berliner Naturtrieb. Die Revolution hat darin Nichts geändert. In einem Brillantgeschmeide das eben noch Alle bewundert, Alle verblendet, die böhmischen Steine herauszuerkennen, ist eine zu unwiderstehliche Lust. Auch lasse ich gelten daß Griepenkerl durch die Art wie er umherreiste, den Triumph als Tribut gewissermaßen einzukassiren, den unüberwindlichen Trieb hier noch besonders herausfoderte. Aber die Art wie man das Drama anfaßte lehrt aufs neue daß wir noch lange nicht heraus sind aus der Parteienwuth um eine Dichtung ihrer selbst willen zu würdigen. Das verlangte der Dichter freilich auch nicht: indem er aus dem ersten glühenden Gährungskessel seine dämonischen Gestalten herausgriff, mußte er auch auf ein Parteiurtheil gefaßt sein; aber nicht allein, nicht so. Er konnte doch hoffen daß es in Berlin noch eine Anschauungsweise gibt die auf Augenblicke sich aus dem Wirbel der Zeitmeinung freimacht um ein Product der Dichtung aufzufassen wie ihr Schöpfer sie erfaßt, um dann zu prüfen und urtheilen ob er sich selbst treublieb, und seine Art eine Berechtigung hat, oder aus aller Art schlug.

Die Demokratie ging begreiflicherweise mit der Erwartung hin ihren Helden verklärt zu finden. Ich sage ihren Helden. Die Demokratie ist auch eine Dichterin. Sie weiß so wenig als wir, als irgendwer, was die begrabene, historische Gestalt Robespierre in Wahrheit, d. h. vor sich selbst, gewesen; aber sie hat das unbestreitbare Recht ihn zu einem Heros umzudichten, der ihre heutigen Tendenzen vertritt. Ihre Dichtung fand sie nicht in der Griepenkerl's; die des Dichters convenirt ihr nicht (ich weiß dafür keinen bessern Ausdruck), ohne daß sie entschieden sich dadurch verletzt fühlt. Er wird zum Phantasten in ihrem Sinn, und ihr Robespierre soll ein durch und durch mit Bewußtsein vollgefütterter Tyrann gegen die Aristokratie und solcher Freund des Volks sein. Darum ist sie lau gestimmt. Aber die Lauigkeit geht in eine verdrießliche Stimmung über, weil der Dichter die Wirklichkeit der Schreckensscenen zu wahr, zu warm, zu entsetzend geschildert hat. Er hat zwar dem Unglück nicht geschmeichelt, Nichts von sentimentaler Beschönigung der unterliegenden Partei, aber das Volk und seine Helden sind auch in ihrer ganzen, gräßlichen Wahrhaftigkeit wiedergegeben, daß Niemand sich nach diesen Zuständen sehnt, Niemand das Verlangen trägt auch nur einen dieser blutgetränkten, wüthenden oder kaltblütigen Heroen an sein Herz zu schließen. Auch die Demokratie möchte etwas Gemüthlichkeit haben, einen Mann des Volks dessen Leiden unser Herz zerreißen, und unser empörtes Gefühl will ihm Recht verschaffen. Aber davon Nichts, nicht hüben nicht drüben, die Fieberangst schüttelt Einen wie den Andern, der Wahnsinn schwebt wie eine Gewitterwolke über ihren Häuptern; sie rennen Alle dem Verderben entgegen, denn in dieser Atmosphäre ist kein Heil.

Wenn man nicht findet was man sucht, so findet man Vieles was man nicht suchte. Der Mismuth ist eine treffliche Quelle für eine Art der Kritik. Gerade die der Demokraten hat denn auch mit Scharfsinn die wirklichen Mängel des Stücks herausgekehrt, obgleich Das eigentlich nicht schwer ist. Dieser Danton der mit furchtbaren Rodomontaden umsichwirft könne unmöglich der Danton gewesen sein der die Septemberscenen arrangirt, die Schreckensherrschaft organisirt. Allerdings ist er Das nicht: des Dichters Aufgabe war aber auch nicht die Giftblüte des Meteors zu zeichnen, sondern den Moment wo es platzt. Sein Danton ist der in Sünde und Stolz aufgeschwollene Danton, von dem ein Anderer sagt man dürfe Nichts an ihm rütteln, so bräche er zusammen, und der selbst fühlt daß für ihn die Lebenslust und die eigene Thatkraft ausgegangen: er sei reif zu sterben. Eine solche Nemesis und Selbsterkenntniß wünscht freilich die Partei ihrem Helden nicht; wen sie als ihren Helden erkennt soll mit der Sünde Nichts zu thun haben, weil er sie nicht anerkennt, von Gewissensbissen nicht geplagt werden, weil Das Illusionen sind die sich für einen seiner selbst und seiner Aufgabe Bewußten nicht schicken; er soll endlich nicht in sich selbst zusammenbrechen, weil Das eine Hohlheit schließen läßt die nicht zugegeben werden darf. Wenn die Parteien auch die Dichtung corrigiren mögen, die Geschichte werden sie niemals corrigiren. Sie hat das Eigenthümliche daß sie ihren Weg geht, unbekümmert um die Propheten des Wahns und der Philosophie. Ihr trauriges Loos ist: sie lehrt indem sie schafft, aber die mit ihr Fortlebenden belehrt sie nie.

Verlassen wir die Kritik der Demokraten, die sich in Beweisen erschöpft daß Griepenkerl nirgend und in keinem Punkte Das geleistet was sie erwartet. Wir glauben es ihnen auch ohne Beweise. Hätte er in Robespierre das Compendium oder vollendete Ideal eines rücksichtslosen Volksfreundes aufgestellt, so würde er ihnen doch auch nicht rechtgethan haben, weil er auf das Publicum alsdann ganz gewiß keine Wirkung geübt hätte. Es übt aber eine Wirkung das Drama, es reißt mit sich fort. Das ist die abgeklatschte Wahrheit, müssen sie eingestehen. Die Sprache, der Schwung der Reden fesselt. Sie räumen auch Das ein; aber diese Sprache wäre ja die erregte Sprache der Zeit, die Reden wären die wirklich gehaltenen. Man könne sie im „Moniteur", in den Zeitungen jener Tage nachlesen. Nun sind aber andere Reden und Gespräche die nicht aus dem „Moniteur" entnommen sein können, denn sie sind offenbar erfunden, und sie stechen nicht ab gegen jene; also hat der Dichter doch auch einen Theil an der Wirkung. In diesem Kreislauf des Tadels und der Anerkennung bewegt sich die Parteienkritik, aber das endliche Resultat der vielen Mühe trifft

hier nicht ästhetisch den Dichter, sondern politisch die Partei.

Doch möchte ich jener Kritik immer noch mehr Berechtigung in sich zugestehen als der gegenüber. Während jene mit Hoffnungen, ging diese mit Zittern und Zagen in die Vorlesung. Auch sie erwartete und fürchtete darum eine Glorificirung Robespierre's. Das findet sie nicht, nur ein Spiegelbild der Wirklichkeit. Sie nimmt vergnügt Act davon daß es hier nicht auf Propaganda für die Revolution abgesehen ist, daß im Gegentheil ihre grauenvollen Excesse die Vernünftigen in Schrecken setzen müssen; aber in raschem Umschlag fodert sie nun für ihre Partei: wer nicht für die Revolution Propaganda macht soll sie gegen sie machen. Selbst dem Dichter will sie nicht das juste milieu zugestehen daß er die Dinge zeigt wie sie sich seinem innern Auge widerspiegelten! Die Moral mit Zopf und Puder tritt auf den Katheder: wer das absolut Verwerfliche und Abscheuliche in der Dichtung wiederzugeben unternehme — was noch immer zweifelhaft sei, ob überhaupt erlaubt — erhalte doch nur dann die Concession, wenn er es so grell und schwarz male daß die Kinder davor erschrecken. Sonst handelt er sträflich, denn es könnte doch ein Leichtsinniger davon verführt werden. Etwas beschönigen, Entsetzliches in der Wirkung auf mildere Motive zurückführen, ist Sünde. An eine solche streift nun der Dichter sehr nahe wenn er einen Robespierre und seine Genossen nicht in ihrer ganzen Scheußlichkeit und Niederträchtigkeit zeichnet, wenn er es je unternimmt Gedanken und edlere Vorstellungen ihm unterzulegen. Leider hat Das Griepenkerl mit Robespierre gethan; vor dieser Kritik kann also seine Arbeit keine Gnade finden: mag die Ausführung noch so wahr und abschreckend, die Anschauung noch so dichterisch, die Sprache noch so schön, die Handlung noch so hinreißend sein, es könnte doch ein armer, verirrter, halbblinder Mensch dadurch noch mehr verirren, und die Aufgabe der Dichtung ist — Moralität.

Ueber diese Schulmeisterkritik ist eigentlich kein Wort zu verlieren. Wer so die Geschichte, so die Dichtung betrachtet, scheidet eo ipso aus den zu berücksichtigenden Stimmabgebern aus. Wer an die gewaltigen Gährungsprocesse des Menschengeschlechts die Elle und den Leisten der Schulmoral legt kann nimmermehr Geschichte schreiben. Wer dem Dichter nicht vergönnt, was das ewige Gesetz der Dichtung und höhern Moral ist, in den Gräuelthaten welche die Geschichte uns aufbewahrt und den Ungeheuern welche sie verübt den Schlüssel zu suchen der im Gräßlichen das Menschliche aufschließt und im Menschlichen selbst den edlern Keim finden läßt, wem Das Beschönigung des Verbrecherischen dünkt, nun der mag ein vortrefflicher Lehrer sein für junge Mädchen und Knaben, aber von der dichterischen Beurtheilung historischer Momente die über das Alltagsleben hinausragen soll er sich fernhalten. Die Poesie hat eine andere Aufgabe als ein Sittenspiegel zu sein der guten Thaten und ein hochnothpeinliches Halsgericht der schlechten.

Und doch treffen wir hier auf eingewurzelte Schwächen auch bei edlern Naturen, solchen die, mit dem innern Grauen vor den Männern des Terrorismus aufgewachsen, sich schwer und kaum daran gewöhnen mögen wenn neuere Historiker Denen die sie von Jugend auf nur als Scheusale betrachtet eine menschliche gute Seite beilegen. Wenn die Demokraten unzufrieden sind daß Griepenkerl's Danton zu wenig Held sei, zürnen wir daß ein hochstehender Veteran der Aesthetik und Poesie das Manuscript aus der Hand gelegt hat, weil Danton so sehr als Held geschildert sei.

Nehmen wir lieber an daß er es vielmehr aus allgemeinem ästhetischen Widerwillen gegen den Stoff gethan. Mit ästhetischen Gefühlen ist nicht zu richten. Wer noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur in der Welt des Schönen und Harmonischen lebt, wer neben den ewigen Kunstgesetzen dem Lebendigen in der Kunst und Poesie gar kein Recht einräumt, mit dem ist eben nicht zu rechten. Wir bestreiten ihm ebenso wenig seines, ja wir sind des Wunsches daß die Gährungsstoffe unserer Welt sich je früher je besser setzen mögen, um eine reine Kunstanschauung wieder zuzulassen; aber wir meinen auch daß jede Zeitepoche das Recht hat die Erscheinungen die aus ihrem warmblütigen Lebenspulse erstehen durch die Kunst zu reproduciren, wenn diese Kunst auch, selbst von jenen Pulsen durchhaucht, in andern Formen sich krystallisirt. Wo ist denn Das nicht geschehen! Und wo ist denn das Maß des Entsetzlichen an das die Kunst nicht Hand anlegen darf ohne sich zu entweihen? Doch nur da wo der wilde Graus aller sittlichen Ideen entbehrt. Wenn aber Shakspeare aus den wüsten Bürgerkriegen der beiden Rosen, an Grausamkeit, kannibalischer Ruchlosigkeit, niederträchtiger Intrigue ihres Gleichen suchend, seine wunderbar schönen historischen Schauspiele gestalten konnte, in einer Form die noch nicht dagewesen, dann darf auch einem modernen Dichter die Französische Revolution nicht verschlossen sein. Oder hatte der blutige Wahnsinn, weil er sich in vernichtender Haß überstürzte, keine sittlichen Ideen zum Grunde? Es kommt eben nur auf die Behandlung an, ob ein Dichter das Thema ergreift der psychologisch in das Herz der Thaten und Ereignisse dringt, oder ein literarischer Arbeiter der nur die widerwärtige Wirklichkeit ängstlich getreu copirt. Wir möchten, verglichen mit allen ähnlichen Gräuelkatastrophen der Geschichte, der Französischen Revolution unbedingt das objective Recht vindiciren poetisch sich reproduciren zu lassen, während wir es ebenso unbedingt den Gräueln der byzantinischen Palastintriguen und Kämpfe absprechen, weil hier gar nichts Sittliches, nur der Kitzel, die Grausamkeit, das selbstische Interesse einer blasirten Bildung eines ausgelebten Volks sich widerspiegelt. Wenn diese Lichter aus der Französischen Revolution als Meteore untergingen, verabscheut und verflucht von den mit und nach ihnen Lebenden, so waren sie doch der Widerschein einer gewaltigen Sehnsucht, eines Bedürfnisses, der sich chaotisch aus der geborstenen Erde herausrang. Eben die-

ser wilde, dämonische Drang, der zur Vernichtung führte, weil er, sich selbst nie genügend, sich überstürzte. Die erwürgend und zertretend die wieder Fuß fassen wollten auf dem realen Boden, wird eine rechte Aufgabe der Tragödie werden, insofern wir an der alten Bedeutung derselben festhalten daß sie die Kämpfe der Titanengeschlechter mit dem Schicksal, des gewaltigen Willens mit der noch gewaltigern Nothwendigkeit darstellt. Durch die Unsitte empört, durchbrach sie die Schranken welche sie hegten, und ward erst in ihrem Unterliegen inne daß sie, auf Sturmesfittichen rauschend, auch die ewige Sitte, das göttliche Recht im Menschen und seiner Gemeinschaft verletzt hatte. Da fielen sie hin, die Titanen, Einer um den Andern, Einer vom Andern getroffen.

Die Frage wäre eigentlich nur: wann dem Dichter das Recht zusteht das Lebendige künstlerisch zu reproduciren? Die Antwort klingt sehr leicht und hübsch: er muß abwarten bis die richtende Geschichte das Chaos der Thaten abgeklärt hat. Wenn nun aber der Dichter selbst Lust hat die Rolle des Historikers zu übernehmen? Wenn er nicht schon Zurechtgelegtes und Präparirtes, sondern das Frische sich selbst präpariren will? Wo steht das Gesetz das es ihm verbietet? Die griechischen Tragiker ließen freilich die Schatten ihrer Heroen erst über die Bühne schreiten als mit der Heroenwelt auch die Dynastengeschlechter untergegangen, und die Perserkämpfe erst dann als die Perserfurcht zum Mythus geworden und die Griechenstämme sich untereinander selbst zerfleischten. Shakspeare gehorchte diesem Gesetz nicht, die spanischen Dramatiker auch nicht. Sie machten sich ihre eigenen Gesetze, und ließen wol gar noch lebende historische Personen auf ihren Bretern erscheinen. Es ist gar kein Gesetz dafür da, nicht in der Autorität, nicht in der wahrhaften Sitte; wer die Kraft hat macht es sich. Wo noch poetisches Naturleben in den Völkern ist singen ihre Sänger das eben Geschehene, die Schlachtfelder wo das Blut noch raucht, die Helden deren Wunden noch nicht verbunden sind. So thun es die Spanier in den Provinzen wohin die französische Cultur noch nicht drang, so thaten es gestern die Serben in dem blutigen Ungarnkampfe. Vor ihrem Helden Knicanni rührten sie die Saiten der Gusle, und seinen Sieg singend vergaßen sie, und er auch, ihn zu verfolgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein Geschichtschreiber seiner eigenen Familie.

**Lives of the Lindsays; or, a memoir of the houses of Crawford and Balcarres. By Lord *Lindsay*.** Drei Bände. London 1849.

Der Kastengeist vermag nicht Geschichte, nicht einmal Familienchronik zu schreiben. Auch Lord Lindsay hätte nicht eines der besten Bücher welche je in dieser Kategorie erschienen hervorgebracht, wenn er Aristokrat im alltäglichen Sinne des Wortes wäre. Er verachtet die Meinung Derer welche ihren Werth nach den Diensten Anderer bemessen, und tritt der Ansicht von Lord Clarendon bei: daß Geburt ihrem Erben kein Verdienst, aber viele Pflichten auferlegt. Der Verf. erinnert dabei an jenes Witzwort von Sir Thomas Overbury: daß Personen die alles Ansehen blos den Ahnen verdanken wollen Kartoffeln gleichen, deren einzig schätzbarer Theil unter der Erde ist.

Lord Lindsay sagt von seinem Stamme: „Es ist eine schwermüthige Geschichte; ein böser Stern oder vielmehr ein erblicher Fluch scheint selbst die Würdigsten in Elend und Verderben herabzuziehen." Diesen Fluch leitet er von dem Verbrechen des „Wicked master" (1542) ab, dem Absalon des Jahrhunderts. Der Titel „master" gehörte von der Mitte des 15. Jahrhunderts dem ältesten Sohne der wahrscheinlichen Erben einer schottischen Pairschaft. Mit diesem Alexander, master of Crawford, beginnt eine lange Reihe von Sündern und Unglücklichen, die bis zu den Trümmern des väterlichen Schlosses führt, an denen die Zeit ihr Richteramt übt. Da finden wir undankbare Söhne, Mörder, Empörer, Wahnsinnige. Ein „captive Earl" hat diesen Namen von seiner unfreiwilligen Gefangenschaft im Schuldthurme. Seine hülflos verlassene Tochter, Lady Jean Lindsay, entflieht mit einem „jockey" und fristet ihr Leben als Bettlerin, bis Karl II. nach seiner Rückkehr ihr eine kleine Pension bewilligte „wegen ihrer hohen Geburt und dürftigen Lage". Nur selten verirrt sich die Erzählung in gar zu häusliche Details, womit uns die Verf. der berühmten Ballade, Anne Lindsay, beschenkt, und selbst in die Stube der Kinder, welche der Ruthe entfliehen wollen und, von dem alten Schäfer Robin Gray heimgebracht, zur Strafe Rhabarber schlucken müssen. Wir dürfen diese drei Bände als eine Rüstkammer für Romane und Novellen empfehlen. 9.

## Lesefrüchte.

### Die Liebe in dem Leben Lamartine's.

Ein bekannter geistvoller französischer Kritiker zerlegt mit ätzender Schärfe das Moment der Liebe in Lamartine's Leben wie dieser selbst es in seinen Schriften hervortreten läßt. „Die erste Liebe Lamartine's", sagt er, „ist eine Liebe des Verstandes, die zweite die Liebe einer grausamen und sorglosen Phantasie, die dritte aber eine Liebe wechselseitigen Unvermögens zwischen zwei Seelen welche von Langeweile gepeinigt und von künstlich erregten Gefühlen geschwächt werden. Kindisch im ersten, ohne Leidenschaft und ohne Mitleid im zweiten Liebesverhältniß, überläßt er sich im letzten der Faselei einer geschwätzigen Sentimentalität. Eins fehlt überall in seinen so glänzend geschriebenen Liebesgeschichten, und das ist die Liebe selbst, oder besser: in der Liebe vermißt man Eins bei ihm, den Mann. Alles zeigt er uns: den Poeten, den geistreichen Kopf, den umgänglichen, großherzigen, ungezwungen natürlichen Menschen, aber nirgend den liebenden Mann. Es scheint als sei er für das Gefühl nie reif und für die Liebe nie stark genug gewesen, und so bleibt ihm denn auch Nichts von ihr als das Andenken an die Spielereien mit Lucy, die Gewissensbisse wegen Graziella und Julia's hyperbolisches, verführisches Traumgebild.

### Die Pius auf dem päpstlichen Stuhle und die Revolutionen in Frankreich.

Für Liebhaber historischer Curiositäten muß es ein besonderes Interesse haben zu erfahren daß seit 1789 alle Revolutionen in Frankreich unter dem gleichzeitigen Regimente solcher Päpste die den Namen Pius führten ausgebrochen sind. Ludwig XVI. ward entthront unter Pius VI. Das Directorium ward gestürzt unter Pius VI. Napoleon erlag unter Pius VII. Karl X. floh unter Pius VIII. und Ludwig Philipp endlich unter Pius IX. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 53. —— 2. März 1850.


## Griepenkerl's „Robespierre" in Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Die Danton und Robespierre sind courfähig im großen Salon der historischen Tragödie; es kommt nur darauf an wer sie einführt. Griepenkerl hat den Beruf dazu insichgefühlt; ist er der Mann dazu? Hat seine Art es zu thun eine Berechtigung in sich, oder schlägt sie aus aller Art, und wenn nicht, blieb er sich selbst treu? Das sind die Fragen auf die es allein hier ankommt.

Der Dichter hat Das für sich daß sein Drama wo er es vorlas die Zuhörer mitsichfortriß, daß es eine gewaltige Wirkung hervorbrachte, und daß dann die Kritik, wie es in Berlin geschah, über den Erfolg erschreckt, nachkam, um es zu zerlegen, zu zersetzen und zu beweisen daß es diesen Erfolg nicht verdiene, und daß es so nach Diesem und so nach Jenem hätte construirt werden müssen um regelrecht zu sein. Das kann sich der Verfasser eigentlich gefallen lassen. Hätte er es regelrecht gemacht nach Diesem und regelrecht nach Jenem, so würde er dieses und jenes Kritikers Zustimmung gehabt haben, schwerlich aller Kritiker zusammen, gewiß nicht den Erfolg.

Die Schwächen und Fehler springen in die Augen; es bedarf gar keines Scharfsinns sie aufzudecken. Wer leugnet daß die letzten beiden Acte in sich zersplittern, daher auch schwächer werden als die ersten drei, die ein dramatischer Guß sind. Die Geschichte selbst zersplittert hier. Ich weiß nicht ob es möglich gewesen wäre ohne der Geschichte Gewalt anzuthun einschlägiger, drastischer Robespierre's Ende zu motiviren und zeichnen. Shakspeare in seinen historischen Dramen that der Geschichte wo sie auseinanderging nicht Gewalt an, um einen künstlichen dramatischen Faden fortzuspinnen wo der natürliche ausging. Er suchte dann das Interesse, die Rührung auf einzelne Persönlichkeiten, auf Nebenmomente zu fixiren. Dies ist Griepenkerl in diesen beiden letzten Acten nicht gelungen, er hat es auch kaum versucht. Der Vadier welcher Robespierre unterminirt und stürzt hat nicht die Bedeutung eines Antonius erlangt der Cäsar's Mörder unterminirt und verdirbt. Robespierre soll sich selbst unterminiren, stürzen, durch seine Phantasmen, durch das Tugendidol das aus den Blutlachen gespenstisch vor ihm aufsteigt. Ein Gedanke gegen den Nichts zu erinnern wäre, aber dramatisch ist er nicht verkörpert genug um den Vergleich auszuhalten mit den gewaltigen Scenen die den Kampf Robespierre's mit Danton darstellen. Jeder fühlt mit Danton's Tode eine Lücke ohne daß sein Schatten sie ausfüllt.

Daß die Art wie der Verf. den Charakter seines Helden aufgefaßt die mannichfachsten Anfechtungen, Zweifel vom Parteistandpunkte hervorrufen mußte, sagten wir oben. Berechtigt dazu war er: wo die Geschichte schweigt konnte, mußte er als Dichter ihre Lücken ausfüllen. Ja es war seine Pflicht. Der Schulmeisterkritik gegenüber nur Das: es wäre unerhört in der Geschichte des Menschenlebens, wenn eine so in die Geschicke von Ländern und Völkern hineinwirkende Persönlichkeit wie Robespierre nicht in sich selbst ein System der Rechtfertigung zurechtgelegt haben sollte. Damit ist nicht gesagt daß dieses System von Anfang an in ihm fertig war, daß er damit an seine Blutarbeit gegangen sei. Nein, Systeme der Art erstehen, wachsen, bilden sich aus erst im Erfolg: je ungeheuerlicher derselbe, um so crasser, dämonischer. Der Gedanke an eine Mission erzeugt sich durch den gelungenen Erfolg nicht minder bei dem Ungläubigen als bei dem Gläubigen. Der Freigeist der Nichts glaubt, vor Nichts erschrickt, glaubt zuerst an sich selbst, und ist von der Größe seines Erfolgs fortgerissen, ballt sich vor ihm ein Wahngebilde das er endlich nicht mehr beherrscht, das ihn beherrscht. Er gerade wird zum Diener des Aberglaubens. So möchten wir a posteriori den Beweis vertreten daß ein Robespierre der keinem solchen Systeme sich hingegeben, keine Mission sich gebildet, der in kaltblütiger Grausamkeit, aus reinem Blutdurst vor sich hin mordete, um durch jedes neue Opfer die mahnenden Gedanken an das vorige zu ersticken, unnatürlich wäre. So mag ihn der Morallehrer für die Kinder hinstellen, der Dichter durfte es nicht; der Dichter war geradezu berechtigt ihn in Aberglauben versinken zu lassen. Auch Napoleon, trotz seiner freigeistischen Protestationen dagegen aus St.-Helena, glaubte an ein Fatum: er hielt sich für einen Gesendeten, und selbst der Blutmensch Carrier, der die Najaden in der Loire arrangirte, hatte sich überredet eine Mission zu vollführen: Frankreich war ihm zu bevölkert, er wollte ihm Luft machen.

Wir lassen unentschieden inwiefern Griepenkerl hierin

das Rechte traf; es wird Das Niemand entscheiden, denn auch die unterrichtetsten wie die phantasiereichsten Historiker können nur Hypothesen liefern. Robespierre's Decret und Fest des Daseins eines höchsten Wesens finden dabei wenigstens eine bessere Erklärung als wenn wir nur einen Act der berechnenden Klugheit darin erblicken. Allein nach den Rissen die wir vom wirklichen Robespierre haben geht der Verf. zu weit wenn er ihn in seinen Phantasmagorien soweit versunken darstellt daß der Allgewaltige den weiten Weg nach St.-Denis macht um dort unter den zerstörten Königsgräbern über Sein und Nichtsein zu träumen. Ja wäre es eine Klostergruft, drei Schritte von seiner Wohnung, durch eine Hinterthür zu erreichen, unbemerkt — vielleicht! Die ganze Scene mit ihrem Grabesduft und romantischen Nebel will durchaus nicht zu dem plastisch-drastischen Charakter des Uebrigen passen. Ihre historische Entstehung ist nicht schwer zu verfolgen, wenn uns das Laroche'sche Bild Cromwell am Sarge Karl's I. an jedem Bilderladen entgegentritt; aber Robespierre war kein Cromwell, und noch weniger seine Zeit die Zeit von Cromwell.

Der Verf., hören wir, will diese Scene fallen lassen; wir glauben auch kaum daß sie von theatralischer Wirkung ist. Er will noch Anderes fallen lassen; wir möchten ihm zu bedenken geben ob er daran rechtthut? Denn die Kritik wird er damit nie befriedigen, und es ist besser er spart seine Kräfte zum neuen Schaffen als zum Umändern des Geschaffenen. Freilich stößt sich Mancher an den Volksscenen, aber er mag das Volk schildern wie er will, den demokratischen Lesern und Zuhörern wird er nie genügen, er müßte denn die Sache auf den Kopf stellen und den populairen Witz, das Ridicule, in die handelnden Personen legen, und die Straßenläufer in Jamben und Tiraden vernünftig reden lassen. Das Volk im „Julius Cäsar" ist und bleibt eine Satire auf die Perfectibilitätstheorien unserer Demokratie; aus der Dichtung mögen sie es den Poeten fortstreichen, aus der Geschichte können sie es nicht, und in der Wirklichkeit wird es immer wieder neu.

Einen Misgriff der das Drama in seinem innersten Leben berührt wird der Verf. überhaupt nicht entfernen können ohne das Drama ganz neu zu dichten. Die Scene im dritten Act zwischen Robespierre und Therese Cabarrus ist schön, aber wozu führt sie? Sie ist so bedeutend daß sie zu einer Katastrophe führen müßte, aber sie verläuft in sich selbst. Die Amazone von Bordeaux kommt um Den anzustaunen, zu erkennen, vielleicht zu bekehren, in dem sie einen neuen Messias des Menschengeschlechts bewundert. Sie wird gerührt und Robespierre wird gerührt: aber dabei bleibt es. Sie meint er habe nun genug gethan, d. h. gemordet, und möge nun begnadigen und die Kerker leeren; er findet daß er noch nicht genug gethan hat, daß er noch fortfahren müsse guillotiniren zu lassen. Darauf folgt natürlich eine Enttäuschung von ihrer Seite, aber damit hat es sein Bewenden. Er mordet fort und befiehlt daß Therese aus Paris entfernt werde. Freilich kommt der Zeitfolge nach darauf sein Umschlag, wenn man es so nennen will, daß er die Nothwendigkeit Gottes für eine Republik und die armen Leute erkennt und Gottes Dasein decretiren läßt, und sie haßt darauf Robespierre und freut sich nachher über seinen Sturz. Alles Das fühlt sich heraus, in einem Drama will man es aber sehen. Ursache, Wirkung sollen in drastischer Kraft vor die Augen treten. Wie gesagt, es ist das Zwiegespräch so gewaltig angelegt und geführt daß wir auch eine gewaltige Wirkung erwarten; aber sie zerläuft, und durch zwei Acte werden wir nur durch Nachdenken darauf zurückgeführt daß was jetzt geschieht die Folge von Dem sein könnte was wir vorhin gehört haben.

Einige sind wol die zugeben müssen daß das Drama gewaltige Effecte habe, Effecte gegen die sich Nichts sagen lasse, nicht künstlerisch, nicht psychologisch, nicht historisch; aber was sei das für eine Kunst mit einem Gegenstande zu wirken der durch sich selbst wirkt. Wo man in diesen Theil der Geschichte, der Französischen Revolution hineingreife, und wenn man auch Nichts thue als die wirklichen Begebenheiten dialogisiren, werde man erschütternde Tragödien produciren; so hätte der Verf. noch ganz anders wählen können, und würde noch mehr Effecte hervorgebracht haben, ja er hätte aus dieser einen mehre Tragödien machen können, wenigstens wären Danton und Robespierre eine und Robespierre's Sturz eine andere gewesen. Wir geben dieses hätte und wäre vollkommen zu; warum hat aber kein Anderer es ihm zuvorgethan, oder warum haben die Andern die es Griepenkerl zuvorgethan nicht dieselbe Wirkung hervorgebracht? Denn verlorene Tragödien aus der Französischen Revolution werden sich doch, wenn nicht anderswo, doch auf den Maculaturböden oder in den Gewürzläden auffinden lassen. Die Eigeschichte des Colombo ist so oft verbraucht daß man sich wirklich scheut sie zu allegiren. Wenn Jeder Dasselbe konnte, wenn er nur in den überreichen Vorrath hineinzugreifen brauchte um einen reichen dramatischen Fang zu machen, warum hat es noch Keiner vor diesem gethan? Es muß also doch auch Etwas in der Art liegen wie dieser Verf. in der Französischen Revolution fischte.

Die negative Probe führt hier vielleicht am besten zum Resultat. Wer philosophisch-tendenziös, wer politisch-parteiisch an die Arbeit ginge, verarbeitete sich, seine Weltanschauung, nicht den Gegenstand. Dieser ist aber so gewaltig daß er mehr als ein kleines Ich dichterischer Machtvollkommenheiten zu Boden drücken würde. Ein Anderer möchte, dieser subjectiven Verirrung entweichen wollend, nur die Thatsachen portraitiren, copiren. Aber was ist denn Thatsache als die Blutgerüste, die Reden und Decrete? Die Scenerie ohne einen leitenden Faden würde erschüttern, aber übersättigen ohne zu fesseln und zu erheben. Der Verf. hat hier den Mittelweg gefunden, den ich den richtigen nenne: er hat das Interesse auf das Persönliche geleitet. Er hat warmblütige Menschen mit Mark und Blut hingestellt — verstehe

man mich recht, nicht Menschen wie wir sie lieben und bewundern, nicht Menschen mit denen wir Bett und Tisch theilen möchten, noch Solche denen wir uns hingeben um ihnen als Höherbegabten zu folgen — solche Menschen gab es nicht in jener Periode: aber er hat aus Denen die er dort fand, die er gebrauchen mußte, so viel Warmblütig-Menschliches zu entlocken gewußt als es einem Dichter möglich ist. In einer Epoche die nur wahngeschwollene Ungeheuer, glühende Giftblüten, Meteore zeitigte hat er nicht, was so nahe lag, Caricaturen geliefert, sondern wirkliche menschliche Wesen, freilich solche wie die Luft die sie einathmeten sie angeschwellt, wie sie in dieser Luft nur existiren konnten. Versetzt in eine andere müßten sie zusammensinken.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Belgien in politischer, kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung. Von Adolf Helfferich. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.**

Mit Recht erwähnt der Verf. in der Vorrede das Interesse was es erregen muß einen so neuen und kleinen, aus so verschiedenen und so unruhigen Bestandtheilen zusammengesetzten Staat allein in Mitteleuropa von den Wellenschlägen des Februar und März 1848 unberührt zu sehen. Man bedenke nur die Gegensätze von Vlaminger und Wallonen, von liberaler und katholischer Partei, die unzähligen Tumulte des Mittelalters, welche dem belgischen Volk noch auf dem Wiener Congreß den Beinamen des „unregierbaren (ingouvernable) zuzogen, endlich die drei Revolutionen: von 1566, welche durch den Adel, von 1788, welche durch den Mittelstand, und von 1830, welche durch das Volk bewirkt wurde. Diesen Gegensatz von 1848 zu der ganzen frühern Geschichte des Volks findet Helfferich nicht ohne Grund darin daß den frühern Bewegungen dieses kräftigen Stammes das Bestreben zugrunde lag von fremder Herrschaft loszukommen, und einen eigenen Staat zu bilden, den zu bilden sie sich Manns genug fühlten: ein Zweck der seit 1830 erreicht war. Ueber die Gestaltung welche Europas Geschichte wahrscheinlich genommen hätte wenn nicht die Religionsspaltung Deutschlands auch sein Niederland zerrissen hätte, über den Widerstand den das mehr als verdoppelte Holland, wie es vor 1584 bestand, den Vergrößerungsgelüsten Frankreichs, den Seeunternehmungen Englands entgegengesetzt haben würde, theilt der Verf. interessante Betrachtungen mit. Auf zwei Hauptpunkte aus der belgischen Geschichte, welche der Verf. in ihren wichtigsten Momenten und innerlichen Beziehungen mit großer Belesenheit kritisch und gedrängt an uns vorüberführt, müssen wir jetzt gleich kommen. Die Französirung des Landes begann schon 1384 als Flandern an Burgund kam. Die Habsburger, welche im Gegensatz zu ihrem Ahnherrn, der 1286 verordnet hatte daß alle Reichsverhandlungen in deutscher Sprache verfaßt würden, allmälig immer mehr entdeutscht wurden, wirkten in demselben Sinne. Margarethe von Oestreich schrieb fast ausschließlich französisch, und Karl V. befahl in französischer Sprache daß zu den Aemtern seines Geburtslandes nur Eingeborene oder der Landessprache Kundige zugelassen werden sollten. Dennoch behielt 150 Jahre lang, von Karl V. bis Max Emanuel von Baiern, die hochdeutsche Sprache den Vorzug in allen diplomatischen und staatlichen Beziehungen Belgiens, und erst als 1713 die katholischen Niederlande von dem spanischen Zweige Habsburgs an den deutschen übergingen, beförderte das Haus Oestreich nach seiner gewöhnlichen Theilungs- und Veruneinigungspolitik die französische Sprache um die niederländischen Erblande mit dem Deutschen Reich nicht in zu nahe Berührung kommen zu lassen. Die Strafe für Oestreich wegen dieses Verfahrens war daß 1792 das französirte Volk ohne Widerstand sich Frankreich ergab; die Nemesis für die alles Französische mit größtem Eifer nachahmenden Belgier war die daß zu Ende des 18. Jahrhunderts eine Franzose von ihnen sagte: „Die Brabanter wie die Vlaminger und ihre Nachbarn sind das dummste, eitelste und abergläubigste Volk von Europa. Während man von Zeit zu Zeit unter den übrigen Völkern, sogar in Spanien, ein erhabenes Genie in Literatur, Kunst oder Philosophie auftauchen sieht, vegetiren diese belgischen Thiere in einem Zustand von Lethargie und Indolenz welcher der Menschheit Schande macht." Napoleon endlich verbot das Erscheinen von Zeitungen in vlämischer Sprache, ja sogar den Druck von Gebetbüchern in derselben. Eine ähnliche Enttäuschung traf die Belgier in Bezug auf den zweiten Hauptpunkt. Im J. 1788, wie nachher 1830, hatte eine Coalition von Radicalen und Ultramontanen gegen Joseph's II. Reformen, welche das Wesen des Katholicismus nicht im mindesten berührten, das Volk in Aufruhr gebracht, und schon nach vier Jahren hörten sie im eigenen Lande den Hohngesang der Sansculotten:

Rendez-nous nos apôtres de bois
Et nos vierges de plâtre!

Die Geschichte der holländischen Herrschaft und der Septemberrevolution, welche nun endlich dem Gebiet der Leidenschaften entrückt und der Historie anheimgefallen scheint, ist von dem Verf. kritisch mitgetheilt, und Dies führt ihn ganz natürlich auf die Geschichte des Unterrichts, dessen Hebung im Sinne der humanen Bildung, nicht im Dienste des Klerus, die nächste Ursache des Hasses der Ultramontanen gegen die holländische Regierung war. Welche Sprache das Organ dieser Partei, welche sich immer für die Stütze der Throne ausgibt, das „Journal de Louvain" als treue Wiederholung des „Journal historique" von 1788, damals geführt hat, ist bemerkenswerth: „Sage uns doch Jemand, mit welchem Fug und Recht ein Ketzer Christen befehlen soll", und am 15. Nov. 1829: „Es bedarf nur einer Minute einen hänfenen Strick um einen königlichen Hals zu legen, oder einen Capet auf das Bret des Fallbeils zu binden. Eine erlauchte Person hält ihren Willen für stark und mächtig weil er eigensinnig ist. Man zählte bisher auf die Feigheit der Nation, aber die Nation hat Muth gefaßt. Man hat ihr viel Böses gethan, sie wird sich dafür rächen!"

„Da nirgend Umwälzungen und Revolutionen so pädagogischer Natur sind als gerade in Belgien", so theilt der Verf. eine gründliche Geschichte des Unterrichts in dem Lande mit, wozu der Minister Rogier ihm Actenstücke mitgetheilt hat. Diese Gründlichkeit und Unparteilichkeit unterscheidet das vorliegende Werk über Belgien zu seinem Vortheil von seinen Vorgängern, den Schriften Kuranda's und Höfken's, von welchen jenes mehr einen journalistischen Charakter trägt, diese unter dem Einflusse einer vlämischen Partei geschrieben ist. Nach Allem was man schon über die vlämische Sprachbewegung gelesen bleibt des Verf. Darstellung, in der viele der Hauptführer redend eingeführt sind, immer belehrend. Sehr gut hebt er den eigentlichen Hemmschuh eines gedeihlichen Fortschritts der nationalen Bewegung hervor indem er sagt: „Die Vlaminger sind «Kirchthurmsmenschen»; was darüber hinausliegt gewinnt ihnen nicht leicht eine unmittelbare Theilnahme ab. Aus den höhern und mittlern Ständen gibt es Leute genug die zu Hause nur Vlämisch sprechen, außer einigen Bruchstücken der vlämischen Literatur aber von dem eigentlichen Kern und Wesen der daran geknüpften Bewegung rein gar Nichts wissen. «Die Franzosen haben Belgien civilisirt, und sind überdies so höchst liebenswürdige Leute»: in so zweideutiger Weise läßt man sich weit und breit vernehmen. Noch immer schämt sich der Vläming, wenn er Städter ist und Französisch versteht, seiner Muttersprache. In der ersten Viertelstunde sprechen die behäbigen Bürgersleute wenn sie in den Eisenbahnwagen ge-

stiegen sind, sobald nur Ein Fremder zugegen ist, selbst unter sich unfehlbar Französisch. Erst wenn sie etwas warm und zutraulicher werden, und ihre übelangebrachten Rücksichten beiseitesetzen, treten die angestammten Mutterlaute in ihre unverjährbaren Rechte ein. Eine ehrbare brüsseler Bürgersfrau gegen die ein Reisender unmittelbar vor Ausbruch der Revolution seine Verwunderung aussprach daß ihre Töchter nicht einmal die eigentliche Muttersprache des Landes verständen, entgegnete sehr naiv: «Enfin, ce n'est pas une langue!»" Es ist Dies ganz dieselbe Erscheinung wie die baseler und berner Städter, welche, sich ihres „Schwyzer-Dütsch" schämend, Französisch sprechen. Welche unlautere Beweggründe bei den Fransquillons herrschen, welche schroffe Parteispaltung die Führer der niederdeutschen Sprachbewegung selbst spaltet, ist auf den folgenden Blättern erörtert, weniger aber auf den neben dem literarischen von Höfken hervorgehobenen politischen Hauptpunkt eingegangen, daß nämlich alle Freiheiten der Verfassung für die ungeheure Zahl der vlämischen Landbevölkerung ein todter Buchstabe bleiben, so lange ihre Muttersprache im eigenen Lande geächtet ist, so lange ein Dolmetscher sich zwischen den Richter und den Angeklagten stellt. Nach dem, wie erwähnt, ausführlichsten Capitel über die Unterrichts- und literarischen Verhältnisse kommt die Besprechung der Kunst und dann der Industrie, welche beide weniger Neues enthalten. Der folgende Abschnitt: „Die politische Entwickelung und die Zukunft Belgiens", schildert den in den verschiedenen Ministerien ausgesprochenen Kampf zwischen der katholischen und liberalen Partei, und gibt Vermuthungen über das Schicksal Belgiens im Fall eines europäischen Kriegs.

Ein ganz besonderes Interesse hat für den deutschen Leser der Schluß des Werks: „Der belgische Protestantismus." Die belgischen Protestanten sind beiweitem der Mehrzahl nach erst im Verlauf der Zeiten eingewandert, unter den zehn vom Staate ausgestatteten Gemeinden befinden sich nur zwei eigentlich nationale, d. h. zumeist aus Landeskindern bestehende, nämlich die zu Maria-Hoorebeke und die zu Dour bei Bergen. Die natürliche Folge davon ist daß in Ermangelung des einigenden Bandes reformatorischer Ueberlieferungen die Beziehungen der verschiedenen Gemeinden unter sich keineswegs diejenige Innigkeit und Festigkeit haben welche in einem so streng katholischen Lande doppelt wünschenswerth wären. Noch jetzt herrscht unter einem großen Theil des belgischen katholischen Klerus ein activer Fanatismus und eine aggressive Unduldsamkeit wie nur immer in der „Terra obedientiae", in Tirol und Altbaiern. Der Verf. theilt Züge aus der Leidensgeschichte der belgischen Protestanten, von den in Brüssel 1523 verbrannten, und von Luther besungenen Blutzeugen H. Voes und J. Esch bis auf Joseph's II. Toleranzedict mit. Eine besonders ergreifende Geschichte ist folgende: „Noch vor wenigen Jahren erzählte eine betagte Frau die seit ihrem neunten Jahre blind war, und wegen ihrer Anhänglichkeit an die Bibellehre viel auszustehen hatte: zu ihres Großvaters Zeit habe es in der Gegend nur Eine Bibel gegeben. Dieselbe versteckte man in einer Wiege, und gab einem zehnjährigen Mädchen die Weisung immerfort zu wiegen, auch wenn das Kind schlafe. Vom Speicher bis zum Keller wurde von den dazu abgeschickten Leuten jeder Winkel durchsucht, als es Einem von ihnen einfiel auch in der Wiege nachzusehen. Der Jammer der armen Leute über den Verlust ihrer theuern Bibel war grenzenlos; und eine Frau rief aus es hätte sie lange nicht so sehr geschmerzt wenn sie bei der Heimkehr ihr Haus verbrannt gefunden hätte. Einige Familien legten sofort zusammen und ließen in Holland eine neue Bibel kaufen um den hohen Preis von 42 Fr."

Besondere Wirksamkeit zur Befestigung des evangelischen Lebens schreibt der Verf. der englischen Bibelgesellschaft zu, und zollt schließlich warmes Lob den Bemühungen Scheler's den deutschen Auswanderern in Antwerpen belehrend und anregend zur Seite zu stehen, welchen Bestrebungen um ihnen Dauer zu verleihen die thätige Hülfe des Gustav-Adolf-Vereins zu wünschen ist. Auch in dem Stil des vorliegenden Werks spricht sich der Fleiß und die Liebe aus mit der der Verf. gearbeitet; doch vermissen wir jede Anzeige des Inhalts, wodurch das Wiederauffinden einer Notiz, an denen das Buch so reich ist, sehr erschwert wird. 34.

## Literarische Entdeckungen.

Prof. Tischendorf hat neulich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beilage zum 31. Jan.) Nachrichten von den großen literarischen Schätzen gegeben die vor wenig Jahren das Britische Museum aus den koptischen Klöstern der Nitrischen Wüste gewonnen hat. Eben darüber macht uns derselbe folgende Mittheilungen:

In kurzem erscheint eine glänzende Ausgabe von viertausend Versen aus der Iliade, die Cureton, der verdienstvolle Herausgeber des „Corpus Ignatianum", in einem griechisch-syrischen Palimpsesten unter den Nitrischen Manuscripten entdeckt hat. Diese Homerischen Fragmente gehören zu den ältesten griechischen Documenten auf Pergament die wir überhaupt besitzen. Sie sind gewiß von gleichem Alter mit dem „Codex Ephraemi" und dem „Codex Alexandrinus". Von Lepelle, auf den man durch die Facsimiles zum pariser Palimpsesten aufmerksam geworden, werden sechs Blätter des londoner Palimpsesten als kostbares Facsimile ausgeführt. Jedes Blatt wird ihm mit 100 Pf. St. honorirt. Die übrigen Fragmente werden mit denselben Typen gedruckt die zur Herausgabe des „Codex Alexandrinus" durch Baber auf Kosten des Britischen Museums angefertigt worden sind.

Ein anderer griechisch-syrischer Palimpsest enthält griechische Fragmente des Lukas-Evangeliums aus dem 6. Jahrhundert. Wahrscheinlich erscheinen diese Fragmente später gleichfalls nach Cureton's Entzifferung.

Verlorengeglaubte Schriften des hohen christlichen Alterthums haben sich mehre in diesen syrischen Manuscripten vorgefunden, z. B. vom Gnostiker Bardesanes, von Melito von Sardes, von Irenäus, von Hippolytus, von Titus von Bostra, von Athanasius, von den Recognitionen des Clemens Romanus. Die letztern gehören insofern hierher weil blos eine lateinische und zwar, nach des Verfassers eigener Angabe, freie und ungenaue Uebersetzung des Rufinus davon auf uns gekommen, der syrische Text aber ohne Zweifel unmittelbar aus dem griechischen Originale geflossen ist. Prof. Tischendorf erwähnt hierbei daß er bei seinen letzten manuscriptlichen Forschungen zu Paris Fragmente vom griechischen Originaltexte der Recognitionen selbst aufgefunden habe, die demnach eine wichtige Stelle zwischen dem syrischen und dem lateinischen Texte einnehmen würden.

Von der höchsten Bedeutung ist endlich ein uralter syrischer Codex der vier Evangelien, worin das Evangelium des Matthäus in einem Texte vorliegt der auffällig von den bekannten Texten des Matthäus abweicht, und besonders durch sein eigenthümliches Verhältniß zum Evangelium des Lukas auf die Vermuthung einer directen Ableitung aus dem hebräischen Originaltexte des Matthäus geleitet hat. Da dieser hebräische Text, an dessen einstmaliger Existenz sogar von manchen Gelehrten gezweifelt worden ist und noch gezweifelt wird, schon im frühesten Alterthume verlorengegangen, deshalb auch in späterer Zeit mit vergeblicher Mühe aufgesucht worden ist, so begreift sich leicht welches Interesse die Veröffentlichung dieses Documents, die Cureton bereits in Angriff genommen hat, nicht nur für die Theologen von Fach, sondern vielmehr für die gesammte christliche Welt haben muß. Bestätigt sich die obige Vermuthung von der Beziehung dieses syrischen Textes zum hebräischen, so werden dadurch manche schwierige Fragen, besonders in der so dunkeln Entstehungsgeschichte unserer Evangelien, das überraschendste Licht erhalten. 35.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 54. — 4. März 1850.


## Griepenkerl's „Robespierre" in Berlin.

(Beschluß aus Nr. 53.)

Dies ist was ich unbedingt am Drama lobe wenn es Andere tadeln, Das weshalb ich den Wurf als einen gelungenen, den Verf. für einen Dichter zu erkennen geneigt bin. Er hat die richtige Atmosphäre getroffen in der diese Gestalten nur leben können. Mögen Kritiker rügen daß die Sprache fieberhaft sei, daß man keinen Augenblick zur Ruhe komme. Wer will denn hier ruhen, wer kann ruhen? Wer kann sagen er ist gesund wenn der Samum weht? Wie kann Einer nüchtern bleiben in einer Gesellschaft Trunkener? Sind ihm die Thüren verschlossen, so ist seine einzige Rettung mitzutrinken, homöopathisch den Ekel von sich abzuwehren. Als die Blutatmosphäre ganz Paris durchdrang, wer war denn da noch nüchtern, wer betrachtete die Dinge wie vorhin? Das Fluidum des Wahnsinns hatte sich Allen mitgetheilt, und selbst zum Tode gingen Viele wie zu einem Feste. Wer diese excentrische Stimmung (wie sie vielleicht in der Welt nie da war) sich nicht zu vergegenwärtigen weiß, der gehe nicht an eine dramatische, auch nicht einmal an eine epische Schilderung aus jener Zeit. Es wird ein kaltes Machwerk. Er darf gar keine reine Luft athmen, sonst entgeht ihm das Verständniß, und käme er gar mit Sentimentalität, so sänke er unter in dem Gegenstand; mit Goethe's und Schiller's Kräften schaffend, lieferte er nur Misgeburten. Der Dichter muß trunken sein um hier wahr zu sein, er muß das Fieber sich eingeimpft haben um es zu schildern.

Diese Sprache hat Griepenkerl gefunden. Das nenne ich sein Verdienst, an diesem halte ich, wenn ich auch alles Uebrige der Kritik preisgeben wollte. Eine Gewitterschwüle drückt vom Anbeginn des ersten bis zum Schluß des letzten Acts, ein dumpfer, gerötheter Horizont, untermischt mit den gelben Streiflichtern, den Sturmverkündern, wölbt sich über unsern Köpfen. Dazwischen zücken freilich auch einzelne Lichter aus reinern Quellen, aber im Aufsteigen schon nehmen sie die Färbung des Ganzen an. Immermann sagt irgendwo daß er lange mit seinem „Merlin" umgegangen ohne zur Gestaltung zu kommen, weil ihm der rechte Ton gefehlt. Da sah er in einer alten Kirche die Abendsonne durch die gelbgefärbten Fenster die Gegenstände anleuchten, und im Augenblick vergegenwärtigte sich ihm der Ton der das wunderbare Gedicht von Anbeginn bis Ende so schauerlich geheimnißvoll färbt. Beiläufig ein Ton der Nichts weniger als zu diesem Robespierre gepaßt hätte; ich weiß nicht wo Griepenkerl den seinigen fand, aber nachdem er ihn gefunden hielt er ihn fest und, mit Ausnahme der Gräberscene in St.-Denis, auch bis zu Ende.

Dies Ende ist freilich — ein schlimmes Ende, sagt die Kritik, und ich kann ihr nicht widersprechen. Erschüttert hat er uns, gepackt und fortgerissen, aber nicht erhoben. Das konnte weder Robespierre's eiskalte Tugendmacherei, noch seine diplomatische Speculation auf Gott, noch die Nemesis die wir sehen, noch auch konnten es die Trillerschläge der poetischen Therese Cabarrus; auch diese Lerche wirbelt nicht in den reinen Aether, nur in Brandwolken die ihre Fittiche versengen müssen. Es fehlte an Stoff zur Reinigung, zur Abklärung, zur Erhebung; denn was will das dürftige Hülfsmittel am Schluß daß General Bonaparte's Name genannt wird? Wir tadeln es nicht, es gibt eine momentane Beruhigung, eine Aussicht in eine etwas bessere Zukunft, ein Semikolon zu der langen Phrase die unsern Athem erschöpfte, aber keinen Schlußpunkt. Wer das Drama um deswillen verwirft weil der Dichter Das nicht geben konnte was nicht da ist, der hat für sich Recht. Aber Stücke dieser historischen Art müssen mit andern Augen gelesen, mit anderm Sinne betrachtet werden als fertige, in sich abgeschlossene Trauerspiele, die nur eine einzelne große Begebenheit behandeln. Was ist eine unter Shakspeare's historischen Tragödien für sich allein, was ist in der großen Hohenstaufen-Tragödie (die freilich für das Theater noch nicht gedichtet ist wie sie gedichtet werden sollte) ein herausgegriffener König und Kaiser ohne ihn, sein Schicksal im Zusammenhang betrachtet mit seinen Vorgängern, Nachfolgern! Ihre Krisis muß jede historische Tragödie innerhalb ihres Rahmens finden, ihre Krisis und Katharsis findet sie erst in der Totalanschauung. Griepenkerl hat den gräßlichsten Moment der Revolutionstragödie herausgegriffen; bliebe es dabei, so wäre der Werth sehr zweifelhaft, auch wenn das Bild in sich gelungener sein sollte als es ist. Aber, wie wir hören, soll Dies nur der Anfang eines Cyklus von Tragödien sein. Dann wird sich darüber entscheiden lassen ob der Stoff ihn

oder er den Stoff bewältigt, ob durch die drastische Kraft der Facten der richtende Geist der Geschichte, der Philosophie, der höhere Blick des Dichters weht, oder ob er sich genügen läßt die Begebenheiten und ihre Factoren in erschütternden Spiegelbildern uns vorzuführen.

Dann wird auch erst die Frage zu beantworten sein ob wir einen wirklichen, schaffenden, dramatischen Dichter begrüßen, die jetzt nach diesem Versuche zu früh aufgeworfen ist. Dann genügt uns nicht eine kräftige, kernige und bilderreiche Sprache, die zuweilen an Shakspeare gemahnt, nicht einzelne Scenen, die in drastischer Kraft Alles überbieten was wir letzthin auf der deutschen Bühne sahen: wir werden auch durch einzelne schöne Frauengestalten uns nicht befriedigen lassen, wir werden Charaktere verlangen die sich vor unsern Augen in der Handlung entwickeln, wir werden neben dem Crassen und Rohen und dem sich Ueberstürzenden, neben dem Fieberhaften auch Ruhe, edle Charaktere, wir werden neben dem Gewaltigen das Sanfte, neben dem Kranken das Gesunde, einen Dialog fodern der uns nicht nur fortreißt, sondern Gedanken entfaltend einen bleibenden, einen wohlthätigen Eindruck auf die Seele zurückläßt; und dann fodern wir endlich auch eine Beruhigung, eine Erhebung für das zerrissene Gemüth, des Dichters eigene Anschauung und Weihe, die in reiner Höhe über den Gestalten schwebt, und sich doch wieder in ihnen verkörpert.

Alle diese Anfoderungen an dieses einzelne Stück aus einer großen Tragödie zu stellen wäre ungerecht. Hier ließen sie sich nicht befriedigen. Auf diesem Sumpfe, wo die Guillotine selbst einsank, weil der Boden unter ihr vom Blute durchweicht war, ist ein stolzer Gang, ein edler Schritt unmöglich. Man kann nicht in die Sterne sehen wenn man bei jedem Tritt in den Abgrund sinkt. Auf solchem Boden geht oft der Trunkene am sichersten, die Irrlichter spielen darüber hin. Aber ganz anders schon wird seine Aufgabe wenn Griepenkerl diesem „Robespierre" die Tragödie der Girondisten folgen läßt. In welchen andern glänzenden idealen Flimmer mag er diese Gestalten hüllen, aus welcher andern Welt der Anschauungen mögen da Streiflichter in das blutbefleckte Getreibe fallen. Die Gewitterschwüle muß eine andere, so brandig roth darf der Himmel nicht gefärbt sein. Und doch ist auch schon die Grenze der Realität des historisch-bürgerlichen Lebens überschritten. Geht er aber auf Mirabeau zurück, so treten wir wieder in einen Kreis den wir kennen. Es sind Menschen um uns die mit uns fühlen, denken, deren Vorstellungen wir theilen, und der größte Genius der Revolution erhebt seinen stolzen Kopf über sie alle. Es ist eine große, eine schwere Aufgabe für den Dichter. Löst er diese — dann hat er gewonnen, wir haben auch gewonnen.

Wir möchten Griepenkerl nicht rathen nach dem Urtheil der Kritik auf die er hört noch immer an seinem „Robespierre" zu feilen. Wir wiederholen es, er wird nie Allen genügen. Und wozu denn die verlorene Arbeit, die Kräfte die er besser zu jenen folgenden Tragödien spart? Er hat genug erreicht für sich durch die Aufmerksamkeit und den Erfolg jenes Dramas; für uns Alle, indem er dargethan wie die Kunst jenen uns so naheliegenden Gegenstand anfassen muß um ihn in die Dichtung einzubürgern, ihn auf der realen Bühne möglich zu machen.

Was den Unterzeichneten betrifft, wird Mancher sich wundern woher die warme Theilnahme, er wird mich vielleicht mit Denen zusammenwerfen die von vornherein in die Posaune gestoßen um der neuen Dichtung Succeß zu verschaffen. Er wird irren. Gerade diese Trompetenstöße machten mich mistrauisch, unwillkürlich kam mir Heine's bitterbeißendes Gedicht gegen die die Trommel rührenden Mausche in den Sinn wenn eine neue Oper von Meyerbeer von Stapel laufen soll. Zu diesen Propheten der Propheten gehöre ich nicht. Aber schon die erste Vorlesung des Dramas wirkte bedeutend auf mich; bei der zweiten fühlte ich zwar die Fehler wie Jeder heraus, die Wirkung und der Eindruck aber blieben, ja sie wurden in einzelnen Momenten stärker. Dann verdroß mich die Parteikritik, aber nur auf einen Augenblick, weit mehr die welche zufrieden wäre wenn der Verf. ein regelrechtes Verstandesdrama, mit Entfernung aller Fehler, aufgezimmert hätte, aber der poetischen Wärme, oder sei es Trunkenheit, dabei quittgegangen wäre. Endlich freut es mich wenn ein Dichter Schranken durchbricht und der Welt zeigt wie reich die Poesie ist, wenn man nur nicht verzweifelt und ihre Offenbarungen nur in der Vergangenheit sucht, die Zukunft aber für sie verschlossen hält. Ihre Gesetze sind ewig, ihre Formen wandelbar mit der Zeit.

**W. Alexis.**

---

**Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Stuttgart, Cotta. 1849. 8. 2 Thlr.**

Als wir diese lieblichen Dichtungen zum ersten male durchlasen, da überkam uns ein unnennbares Gefühl. Nicht jenes düstere Zellengefängniß stand vor uns in dem Kinkel — stirbt, jenes schreckliche System dessen Durchführung zum Wahnsinn oder Selbstmord treibt; nicht die Sträflingsjacke des Dichters sahen wir, das entsetzliche Spinnrad, den geistigen Tod dem er entgegeneilt; auch nicht dem erschütternden Gedanken gaben wir Raum daß man den armen gepeinigten Dichter neuerdings durch ganz Deutschland schleppen wolle um einer — Formalität zu genügen: die Gegenwart war uns entrückt, wir dachten nur an sein vergangenes Leben. Wie war es möglich, so sprachen wir zu uns selbst, daß dieser zarte, sensitive Dichter dem wüsten Treiben seiner Zeit nicht fremd blieb? daß sein contemplatives Gemüth den Schrecken eines so blutigen Kampfes nicht erlag? Wunderbare Widersprüche der menschlichen Natur! Hier sehen wir eine welkende Pflanze, eine verblühte Centifolie die dem rauhen Froste erlag; einen Dichter der einsam stirbt, weil er seiner Phantasie freien Zügel ließ und, gleich Heine's Lictor, die That seiner Gedanken sein wollte.

Doch kehren wir zu unserm Thema zurück. In diesem neuesten Werke tritt Kinkel mit einer Sammlung von Erzählungen vor uns die, abwechselnd von ihm und seiner Gattin geschrieben, bald heiter scherzend, bald ernst und klagend das Gemüthsleben des deutschen Volks, besonders jenes der niedern heimischen Gegenden, im Relief uns darzustellen bemüht sind,

oder auch im phantastischen Fluge in das dämonische Gebiet einer idealen Traumwelt hinüberschweifen. Zu den Dichtungen der ersten Gattung gehören die „Geschichte eines ehrlichen Jungen" und „Der Hauskrieg", beide von Kinkel selbst, die wir zugleich für die besten der Sammlung halten. Der ehrliche Junge ist seines Zeichens ein Tapezierergeselle, und die Stadt Bonn am schönen Rheinstrom ist seine Vaterstadt. Wie er dazu kam jenen Stand zu wählen wird uns auf ergötzliche Weise in den Eingangscapiteln erzählt. Die Erlebnisse seiner ersten Jugendjahre, wie er in dem Dorfe seines geistlichen Herrn Vetters einen Religionskrieg anstiftet, später Mitglied eines Gesangvereins wird, und dabei „manch anständiges Vergnügen" findet; endlich seine Abenteuer am kölner Carneval, wo dem frommen, treuherzigen Jungen zugemuthet wird „à Becke" zu machen, das Alles erfahren wir aus den folgenden Capiteln. Den Glanzpunkt der Erzählung aber bildet die Reise des ehrlichen Jungen nach Paris, und seine erste Bekanntschaft mit dem Communismus. Die unausführbaren Lehrsätze dieser Apostel der „Gleichberechtigung" werden hier in drolliger Weise paraphrasirt, und der gute Rheinländer kommt in Gefahr in Folge einer von seinem Reisegefährten beabsichtigten thatkräftigen Durchführung jener Doctrin nicht blos sein Geld, sondern auch seine Geliebte zu verlieren. Er bekommt Streit mit seinem Genossen, kann es aber, so sehr er beleidigt wurde, nicht übersichgewinnen vor Gericht seinem Kameraden etwas Uebles nachzusagen. „So strich ich denn", erzählt uns der ehrliche Junge, „nur die edeln Zwecke des Communisten heraus, der eine Ausgleichung aller Lebensgüter zu Gunsten der Armuth durchzuführen sich vorgesetzt hatte, und mit dem größten Eifer Mitglieder für seinen Verein anzuwerben trachtete. Zu meinem grossen Erstaunen hörte ich später daß dieses mein Lob und meine Anerkennung seiner eifrigsten Thätigkeit das Meiste zum Verderben meines armen Stubenkameraden beigetragen hatte. Was mich aber noch mehr wunderte war der Umstand daß ein vorgefundener Brief den der Communist an einen Freund geschrieben mir bei der Polizei von großem Nutzen gewesen war, und damals meine rasche Freilassung bewirkt hatte. In diesem Briefe hatte unter Anderm gestanden: ich sei ein einfältiger Bursche ohne alle Tendenz. Diese Geschichte verursachte mir viele curiose Gedanken über die Polizei und was für Leute wol bei ihr am besten angeschrieben sein möchten. Je mehr ich über den Vorfall nachdachte, je dümmer wurde ich, und zur rechten Zeit fiel mir das Wort meines alten Freundes, des Landpastors, ein: daß es nicht gut sei über Dinge zu grübeln die der menschlichen Vernunft zu hoch lägen. Ich trachtete also ferner nicht mehr danach die Weisheit und Gerechtigkeit der Polizei begreifen zu wollen, sondern kehrte zum blinden Glauben an dieselbe zurück, ging ihr aber künftig so weit als möglich aus dem Wege." Die lustige Erzählung schliesst mit einer gemüthlichen Beschreibung des häuslichen Wohlstandes zu welchem der ehrliche Junge, nach so vielen Wanderungen und Abenteuern endlich in seine Vaterstadt zurückgekehrt, gelangt ist.

„Der Hauskrieg" ist eine geistreiche Paraphrase des alten Satzes: „Concordia res parvae crescunt etc." Auch die Erzählungen „Margret", „Die Heimatlosen" und „Der Musikant" bewegen sich in einem ähnlichen Genre, und sind den besten Erzeugnissen von Rank und Auerbach an die Seite zu stellen, wenn auch bei dem Letztern die charakteristische Eigenthümlichkeit des Dorflebens prägnanter hervortritt. Bei der zuletztgenannten Erzählung müssen wir jedoch tadelnd erwähnen daß ganze Seiten im niederrheinischen Volksdialekte geschrieben sind. Wenn auch in Randglossen die Uebersetzung beifolgt, so beweist eben der Umstand daß eine Uebersetzung nöthig erschien wie unzweckmäßig diese Methode ist. Sind derlei Erzählungen nicht für die Gebildeten aller deutschen Stämme geschrieben? Wozu uns durch das fremde Idiom an die Verschiedenheit des öffentlichen Volkslebens erinnern, wo uns die Gleichheit des innern Gefühlslebens so mächtig rührt und anzieht?

Die Dichtungen „Ein Traum im Spessart" und „Lebenslauf eines Johannisfünkchens" sind anmuthige Märchen voll Innigkeit und Poesie. Die Novelle „Musikalische Orthodoxie" von Johanna Kinkel behandelt auf eine sehr geistreiche Art die Irrthümer und Uebergriffe jener „musikalischen Pietisten" die blos zu Gluck, Händel, Beethoven geschworen haben, und denen jede moderne Musik ein Gräuel ist. Wir sehen am Schlusse der Erzählung die begeisterte Anhängerin jenes Systems ein reizendes Notturno von Chopin spielen, zum Beweise wie wenig stichhaltig und leicht besiegbar die Argumente jener verstockten Feinde des musikalischen Fortschritts sind. Die Humoreske endlich: „Aus dem Tagebuche eines Componisten", gleichfalls von Johanna Kinkel, macht uns in drolliger Weise die Leiden eines jungen Compositeurs anschaulich, der in seiner Stube keine Ruhe findet, weil ein über ihm wohnender Lieutenant die Malice hat den ganzen Tag Polkas mit aufgehobener Dämpfung zu spielen. Erst durch den verzweifelten Entschluß drei mal früh morgens ein Organum von Hukbaldus aufzuspielen, besiegt er seinen tapfern Nachbar, und zwingt ihn das Feld zu räumen.

Wir empfehlen diese Novellensammlung allen Freunden einer geistreichen Lecture. Möge der Dank des deutschen Volks für diese Spende den armen Dichter trösten! 10.

---

## Bibliographie.

Conscience, H., Der Rekrut. Aus dem Flämischen übersetzt von P. Gigot. Mit 4 Original-Illustrationen. Brüssel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Friedlaender, J., Die oskischen Münzen. Mit 10 Kupfertafeln. Leipzig, G. Wigand. Hoch 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Alte Geschichten. Getreulich aufbewahrt und nach Königlich besiegelten Privilegien gehorsamst im J. 1848 und 1849 wortgetreu und thatsächlich herausgegeben vom Schleswigholsteinischen Volke. Einzig rechtmäßige Ausgabe in 2ter vermehrter Auflage. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 6 Ngr.

Helfferich, A., Briefe aus Italien. I. — A. u. d. T.: Briefe aus Triest, Venedig, Piemont, Genua, Florenz im Spätjahre 1849. Leipzig, Hinrichs. 8. 1 Thlr.

Janotyckh von Adlerstein, J., Federzeichnungen. Eine Reihe von Skizzen, den socialen und politischen Zuständen in Ungarn vor und während der Revolutionszeit entnommen. Zwei Bände. Wien, Keck u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kalisch, L., Schlagschatten. 2te vermehrte Auflage. 1stes und 2tes Heft. Mainz, Wirth Sohn. 1849. 16. à 6 Ngr.

Kolbe, B., Der Bischof Synesius von Cyrene, oder Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis, der Kirchengeschichte und der Geschichte der Philosophie; nach den Quellen, namentlich nach den wenig gewürdigten Schriften des Synesius von Cyrene. 1ster Theil: Forschungen auf dem Gebiete der Erdkunde und Geschichte der Libyschen Pentapolis. 1ste Lieferung. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lepsius, R., Denkmäler aus Aethiopien nach den Zeichnungen der von Sr. Maj. dem Könige von Preussen Friedrich Wilhelm IV. nach diesen Ländern gesendeten und in den Jahren 1842—1845 ausgeführten wissenschaftlichen Expedition auf Befehl Sr. Maj. herausgegeben und erläutert. (Vorläufiger Bericht über die Herausgabe dieses Werkes.) Berlin, Nicolai. 1849. Imp.-4. 10 Ngr.

Lisch, G. C. F., Graf Heinrich 24. Reuß zu Köstritz und Herzog Carl Leopold von Meklenburg-Schwerin. Ein urkundlicher Beitrag zur Kirchengeschichte Meklenburgs. Schwerin, Stiller. Gr. 4. 15 Ngr.

Lubojatzky, F., 1849 oder des Königs Maienblüthe. Historischer Roman aus der Gegenwart. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Lüders, W., Des Dr. Kuhlmann neue Welt oder das

Reich des Geistes auf Erden. Für das deutsche Volk, für Bürger, Bauern, Soldaten und Jedermann angenehm, nützlich und lehrreich zu lesen. In einem Auszuge herausgegeben. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 5 Ngr.

Macaulay, T. B., Die Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jacob II. Uebersetzt von G. F. W. Rödiger. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Hartleben. 8. à 10 Ngr.

Mises, Räthselbüchlein. Leipzig, G. Wigand. 16. 10 Ngr.

Mommsen, T., Die unteritalischen Dialekte. Mit 17 Tafeln und 2 Karten. Leipzig, G. Wigand. Hoch 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Naumann's, J., Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, siebenjähriger Aufenthalt in denselben und Rückkehr nach Deutschland. Mittheilungen für Auswanderungslustige, mit besonderer Beziehung auf Ackerbau, Handel und Gewerbe. Herausgegeben von F. Bülau. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Neate, Charles, Gespräche politisch Todter. I. Guizot und Louis Blanc. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Paoli, Betti, Neue Gedichte. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Perle der Tage, oder die schottische Gärtnerstochter. Zur Beherzigung für Freunde einer würdigen Sonntagsfeier. 2te Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 3 Ngr.

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von H. Müller, mit Einleitungen begleitet von K. Steinhart. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Stöger, J. N., Die aszetische Literatur über die geistlichen Uebungen, nebst einer kurzen Abhandlung über das Exercizien-Büchlein. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11⅓ Ngr.

Storch, L., Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbilder aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 3te Abtheilung: Das Haus Fugger. Roman in drei Theilen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Struve, Amalie, Erinnerungen aus den badischen Freiheitskämpfen. Den deutschen Frauen gewidmet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 20 Ngr.

Vendidad Sade. Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von H. Brockhaus. Leipzig, Brockhaus. Gr. Lex.-8. 6 Thlr.

Volks-Taschenbuch für 1850. Mit Beiträgen von Eichholz, Moneke, Ruge, Walesrode, Wiesner, Zeise u. A., herausgegeben von W. Lüders. Altona, Lehmkuhl. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zille, M. A., Julius Kell. Eine Lebensskizze. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 5 Ngr.

Zimmermann, A., Kurze historische Entwickelung des parlamentarischen Regierungssystems in England. Ein Beitrag zur Geschichte der konstitutionellen Monarchie. Berlin, Logier. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

## Tagesliteratur.

Aus dem Kraichgau. Eine Skizze zur Geschichte der Revolution in Baden. 2te umgearbeitete Auflage. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aus Kossuths Memoiren. In's Deutsche übertragen vom Grafen S—. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6½ Ngr.

Bülau, F., Das Jahr 1849. Eine politische Darlegung und Betrachtung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Deininger, Der treue Schöpfer dieser Zeit. 1. Petr. 4, 17—19. Predigt am letzten Abend des J. 1849 zu Bayreuth gehalten. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dem Volke! Demokratische Anschauungen eines Ungläubigen. Altona, Lehmkuhl. 12. 10 Ngr.

Denkschrift über die neuen Belastungen, welche seit dem Gesetze vom 5. Sept. 1848 die Geistlichen und Schullehrer im Königreich Hannover bedrohen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 5 Ngr.

Den öffentlichen Cultus betreffende Differenzpunkte zwischen den verschiedenen religiösen Partheien in den israelitischen Gemeinden des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, dargestellt vom israelitischen Oberrathe. Schwerin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Dohna, Graf B., Bausteine zum Tempel der Wahrheit. Inhalt: Sociales. Politisches. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Finis Poloniae von einem Preußen. Zu Ende des J. 1849. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Floerke, G., Randnotizen zu von Schröter's Bemerkungen über die beabsichtigte neue Ordnung der Rechtspflege in Mecklenburg. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 10 Ngr.

Heinen, Helena Wallraff von Brüggen, Pfarrei Kirdorf bei Lechenich, die merkwürdigste Seherinn am Rhein. Eine kurze Lebensbeschreibung nebst den Hauptzügen ihrer Offenbarung, welche der ehrwürdige Pfarrer Heinen in Kirdorf aus ihrem Munde aufzeichnete ꝛc. Aus der Nachlassenschaft seines ehrwürdigen Onkels herausgegeben. Euskirchen. 1849. Gr. 16. 2 Ngr.

Höfler, C., Bayern, sein Recht und seine Geschichte. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ist Christus nicht der erste und erhabenste Demokrat. Ein Entwurf von einem katholischen aber ehrlich denkenden Priesterfreunde und Lehrer seiner Mitmenschen, der nur später öffentlich genannt sein will, damit er seinem Namen nichts zu verdanken habe. Bonn, Sulzbach. Gr. 12. 5 Ngr.

Leupold, R. E., Warum sind so viele sächsische Lehrer Anhänger und Mitglieder der demokratischen Partei? Eine Zeitfrage, freimüthig und unparteiisch beantwortet. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Patow, R. v., Die Grundsteuer-Ausgleichung im Preußischen Staate und die sich daran knüpfenden Entschädigungs-Ansprüche von dem geschichtlichen und rechtlichen Standpunkte aus beleuchtet. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rellstab, L., Friedrich Wilhelm Ludwig Prinz von Preußen, Statthalter von Pommern, K. Preuß. General der Infanterie ꝛc. Kurzer Abriß seines Lebens und Wirkens. Mit dem Bildniß des Prinzen. Augsburg. Lex.-8. 5 Ngr.

Rohmer, F., Bayern und die Reaktion. Für deutsche Freiheit und bayerische Ehre. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Scheidtmann, G., Retrospective Studien über das Junkerthum in Preußen. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Schultze, A., Neuestes über Auswanderung und von Ausgewanderten für das J. 1850. Leipzig, O. Wigand. 8. 12 Ngr.

Die Stellung der Handelskammern im Staats- und Gemeindeleben. Aeußerungen über Handelskammern, Handels- und andere Korporationen von einem praktischen Kaufmanne. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Das schmachvolle Treiben der conservativen Wühler in der deutschen Nationalversammlung. Von J. T. Mainz, Wirth Sohn. 1849. Gr. 8. 3½ Ngr.

Der Erfurter Vereinstag. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Wigard, F. J., Zweite und letzte Protestation und Appellation gegen Einleitung eines strafrechtlichen Verfahrens wegen Theilnahme an der deutschen Nationalversammlung zu Stuttgart nebst Entscheidung des K. Sächs. Oberappellationsgerichts, die Einstellung der Untersuchung betreffend. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 6 Ngr.

Noch ein Wort in der Mecklenburgisch-Deutschen Zollfrage von X. Y. Z. Wismar. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Erzgebirgischen und Chemnitz-Riesaer Eisenbahn-Angelegenheit. Eine als Petition an die Volksvertreter-Versammlung von 1849/50 gerichtete Denkschrift. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 3 Ngr.

Schleswigsche Zustände. Mittheilung an die Deutschen Fürsten und das Deutsche Volk. Itzehoe. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 55. —— 5. März 1850.


## Arnold Ruge und Pastor Dulon.

In neuester Zeit haben die politischen Verhältnisse sich bekanntlich so gestaltet daß man sich versucht fühlen könnte Ruge und seine Meinungsgenossen als beseitigt, als über Bord geworfen zu betrachten, und da man besiegte Feinde glimpflich behandeln soll, so könnte leicht Jemand der Meinung sein es sei jetzt nicht an der Zeit die Blöße jener versprengten Flüchtlinge auch noch literarisch aufzudecken. Aber Ruge selbst würde diese Ansicht lebhaft bekämpfen: denn er ist nicht besiegt, er hat gesiegt; und Diejenigen welche ihn für besiegt halten sind blödsinnige Tröpfe, welche nächstens zu ihrem Leidwesen erfahren werden wie entsetzlich sie sich jetzt täuschen. Ruge sagt in seinem neuesten Werke *):

> Das Ehrgefühl des Volks hat sich in den Märztagen gegen das Bedientenregiment empört. Die allgemeine Entrüstung führte zu einem blutigen Siege über den Despotismus und seine bewaffnete Macht. Dieser Sieg wird jetzt bestritten! Vergebliche Lügen! Alle Verschwörungen, alles Geld, alle Verwüstungen und Gräuel des boshaften Lakaienthums sind Nichts gegen das Blut welches dem entrüsteten Volke in das Gesicht steigt. An Bedienten hat es nicht gefehlt die sich ohne Schamgefühl in Mordbrenner und Banditen verwandeln ließen; aber die alte Gemeinheit und Ehrlosigkeit des Volks, daß es sich diesem Gesindel unterwürfe, ist nie wiederherzustellen.

Nun hat Ruge indem er Dieses sagt jedenfalls entweder die Wahrheit auf seiner Seite oder nicht. Im ersten Falle verträte er noch immer ein mächtiges Princip, das der Bekämpfung wol würdig wäre, im zweiten wäre er ein so hartnäckiger Narr daß er schon als naturhistorische Erscheinung merkwürdig genug und einer genauern Betrachtung würdig wäre. Für eine solche Betrachtung liefert nun das soeben erwähnte neueste Werk Ruge's den geeignetsten Stoff, da es ein kurzer Abriß der gesammten Lehrmeinungen des Verf. ist. Ruge hatte indem er dieses Büchlein schrieb keineswegs die Absicht irgend eine neue, besondere Wahrheit zu verkündigen, sondern er wollte seinen Freunden und Anhängern einen Katechismus in die Hände geben, in welchem möglichst übersichtlich und gemeinverständlich auseinandergesetzt wäre was der Verf. in frühern Schriften zerstreut, oder zu gründlich und ausführlich als daß es für Jedermann faßlich wäre, gelehrt hat.

Dieser Katechismus zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste überschrieben ist: „Der Volksstaat. Ein Rückblick." Hier erörtert der Verf. zunächst den Zweck der großen Erhebung des Jahres 1848, und untersucht warum dieser Zweck für den Augenblick noch nicht vollständig erreicht sei. Dies ist deshalb nicht geschehen, „weil die Volkspartei es versäumte den Bedientenstaat aufzuheben, an dessen Stelle der Volksstaat gegründet werden sollte". Um zum Ziele zu gelangen mußte man nach Ruge „nach der gelungenen Revolution" nothwendig die alten Staatsdiener in Civil und Militair, sowie die reactionnairen Prediger, Professoren und Schullehrer aus ihren Stellen entfernen, und das Gemeindewesen vollständig in die Hände Derer legen die ehrlich der Revolution und ihren Ideen angehörten. Weil man Dies unterlassen habe sei der alte Bedientenstaat noch „auf einige Zeit" gerettet, und das Volk gehindert worden sich zur demokratischen Selbstregierung zu constituiren. Diesen Fehler werde man künftig natürlich nicht mehr begehen; wenn das Volk sich wieder erhebe, werde man sogleich alle Staatsämter „ehrlichen" Clubisten anvertrauen, und dadurch das Volk unbeschreiblich glücklich machen.

Außerdem sei freilich auch, meint Ruge, jener scheinbare Sieg der Contrerevolution einigermaßen durch den Unverstand herbeigeführt worden mit welchem „das bewaffnete Volk" sich seinem eigenen Vortheile zuwider gegen das unbewaffnete habe misbrauchen lassen. Aber dieses Misverständniß werde ebenfalls bald beseitigt werden. „Die Aufklärung dieser Massen über den Unverstand womit sie gegen ihr eigenes Interesse gefochten haben wird nicht ausbleiben, und der bunte Adel wird eine unangenehme Erfahrung machen wenn die Bauerburschen sich besinnen."

Ruge vergißt hier anzuführen daß auch unter dem unbewaffneten Volke, und namentlich unter den Gewerbtreibenden, sich einige verblendete Philister befinden welche dem Bedientenstaate und der durch ihn begründeten Ruhe und Ordnung nicht ganz abhold sind, sowie daß unter den deutschen Landleuten sich sehr viele finden welche zwar gern die ihnen versprochenen fünf oder acht Mor-

*) Die Gründung der Demokratie in Deutschland oder der Volksstaat und der social-demokratische Freistaat. Von Arnold Ruge. Zweite Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 1849. 8. 12 Ngr.

gen Landes in Empfang nehmen würden, aber dennoch durchaus nicht Lust haben auch nur das Geringste für diesen Zweck zu thun oder zu wagen. Freilich würde Ruge, wenn er auf diesem Wege der Forschung allzu weit vorgeschritten wäre, am Ende vielleicht zu dem Ergebnisse gelangt sein daß jene unglaubliche Verblendung sich wol gar der Majorität des deutschen Volks bemächtigt haben könne, und da er wenigstens früher (in diesem neuesten Werke wird des Rechts der Mehrheit freilich kaum mehr gedacht) einige Achtung vor Majoritäten heuchelte, so könnte ein solches Ergebniß ihm freilich nicht ganz angenehm sein. Er bleibt daher klüglich dabei stehen daß nur die Beamten und der Adel mit Hülfe des „bewaffneten Volks" die Contrerevolution herbeigeführt haben, während das ganze übrige Volk ob dieses Frevels im höchsten Grade entrüstet sei.

Diese Contrerevolution ist übrigens für Ruge ein höchst wünschenswerthes Ereigniß. Er sagt sie sei nur eine Ausbreitung der Revolution gewesen. „Es gab kein Mittel in der Welt die Revolution tiefer in das Volk hineinzutreiben als die unblutige Gewalt in Preußen und die blutige in Oestreich."

Nebenbei baut Ruge sehr stark auf die Ungarn und Italiener. Der Ausgang des Kampfes in Ungarn war nach ihm nicht zweifelhaft. „Die edeln Magyaren retten troß der Russen die europäische Revolution." Ohne Zweifel ist die seitdem erfolgte Besiegung der Ungarn für Ruge auch nur eine scheinbare Niederlage, in Wirklichkeit aber eine „Ausbreitung der Revolution".

Besonders verdrießlich sind für den Verf. die Männer „der Halbheit und des Betrugs, die Welcker, Gagern, Camphausen: lauter Männer die von Herrenlosigkeit, von Selbstregierung, von Republik und vollends von social-demokratischen Freistaaten Nichts hören wollten, und nach dem März sofort auf die Seite der Contrerevolution traten". Diese Leute haben nach Ruge ebenso wenig eine „Zukunft" wie der Despotismus. „Der Schein den man kennt blendet nicht mehr." Die bevorstehende neue Revolution wird diese Betrüger sämmtlich hinwegfegen.

Diese neue Revolution wird nun auch die deutsche Einheit zustandebringen, sie wird Deutschland natürlich in eine untheilbare Republik verwandeln. „Daß die Einzelstaaten in dem Ganzen zurücksinken, versteht sich am Rande." Das preußische Erbkaiserthum wäre daher Ruge willkommen gewesen, weil er es als einen bequemen Uebergang zur deutschen Republik betrachtete. Daher sandte er schon im Februar 1849 ein Schreiben an den Minister Manteuffel ein, welches auch hier wieder abgedruckt ist, und in welchem der Verf. den Minister über seine Stellung zur deutschen Frage belehrt, und ihm sagt er müsse nothwendig die deutsche Nationalversammlung nach Berlin verlegen, sie aber nicht blind neben den Einzelversammlungen der Staaten herlaufen lassen, sondern sie aus diesen zusammensetzen, und auf diese Weise jene Einzelversammlungen in Provinziallandtage verwandeln!

Ruge wundert sich daß dieser sein Rath nicht beachtet und befolgt worden ist!

Der zweite Theil des vorliegenden Ruge'schen Katechismus ist überschrieben: „Der social-demokratische Freistaat. Ein Blick in die Zukunft", und enthält den eigentlichen Kern der Ruge'schen Lehre. Wie Mohammed einst einen Ritt durch die sieben Himmel machte, so hat Ruge einen Ritt in die Zukunft gemacht, und zeigt nun gefälligst was er von seinem Gaule herab gesehen hat. Die menschliche Gesellschaft, sagt er, wird künftig so eingerichtet sein daß sie „den wahren Menschen hervorbringt". Diese Einrichtung wird zunächst dadurch zustandegebracht werden „daß die Jugend urtheilsfähig und willenskräftig, arbeitsfähig und geschäftskundig gemacht und vor Verderbniß und Entwürdigung bewahrt werde".

Sonderbar! Wir antediluvianischen Philister und unsere Vorfahren haben schon seit Jahrtausenden nach demselben Ziele gestrebt, auch wir wollten die Jugend urtheilsfähig und willenskräftig, arbeitsfähig und geschäftskundig machen, und sie soviel als möglich vor Verderbniß und Entwürdigung bewahren, und nun erfahren wir erst durch Ruge daß wir im Gegentheile die Jugend der Verderbniß und der Entwürdigung entgegenführen, und daß nun erst das einzige Mittel entdeckt ist sie dieser Entwürdigung zu entreißen. Man gelangt nämlich zu diesem schönen Zwecke wenn man die Jugend „frei organisirt". Die Sache war so einfach als möglich; man dürfte nur die Jugend frei organisiren, d. h. machen lassen was sie wollte, und wir hätten das Paradies auf Erden! Und doch waren wir alten Philister bisher noch immer verblendet genug uns dieser elysischen Einrichtung zu widersetzen: wir setzen die Studenten und Gymnasiasten in den Carcer wenn sie Das machen was wir dumme Streiche nennen, und was doch in der That nur Aeußerung jugendlicher demokratischer Weisheit und Tugend ist. Der echte Demokrat handelt ganz anders, „er betrachtet noch im höchsten Alter die Jugend als seine Pythia, ihrem Gefühle traut er mehr als seiner Weisheit". Wann werden wir doch dahin gelangen daß unsere Minister sich von unsern Gymnasiasten, „die allein der Wahrheit kein Vorurtheil entgegensetzen", über Recht und Staatswohl belehren lassen!? Wann werden wir endlich ein Gesetz erhalten daß jeder Studiosus und jeder jugendliche Handlungsdiener sich mindestens eine halbe Stunde täglich auf den Dreifuß setze, und den um ihn in Demuth sich versammelnden Männern und Greisen Pythische Aussprüche ertheile?! Wir müssen schon deshalb Ruge zum Präsidenten der deutschen Republik erwählen, damit wir dieser herrlichen Orakelsprüche, welche, wie die Sachen jetzt stehen, so häufig in der nächsten, der besten Bierstube unbeachtet verlorengehen, vollständig theilhaftig werden, und damit endlich einmal die Anmaßung der Alten, welche größtentheils meinen klüger und erfahrener zu sein als ihre zwanzigjährigen Söhnlein, gedemüthigt und unschädlich gemacht werde!

Indem Ruge dieses ganz neue demokratische Princip

aufstellt, fühlt er indessen doch daß dasselbe nicht über jedes Misverständniß erhaben sei. Er hält daher für nöthig zu bemerken daß er, indem er rathe die Jugend frei zu organisiren, keineswegs der Roheit das Wort reden wolle. Ganz und gar nicht! Ruge ist ein Freund der Bildung und der Humanität, und wird, wenn er Präsident von Deutschland sein wird, seine Gegner mit der äußersten Milde behandeln. „Die Doulokraten und Müßiggänger des alten Systems", sagt er, „wird der Demokrat nicht tödten, sondern durch Colonisirung für die Menschen wiederzugewinnen suchen." Leider raubt er uns aber die Beruhigung welche wir aus dieser Aeußerung zu schöpfen vermöchten zwei Zeilen später wieder, indem er fortfährt: diese Milde könne aber natürlich erst nach Beendigung des Kampfes, nach erfochtenem Siege eintreten, und es sei daher z. B. ein unverantwortlicher Fehler gewesen daß die Provisorische Regierung Frankreichs im Jahr 1848 „den Schein des Sieges für den wirklichen Sieg nahm, und der revolutionnairen Leidenschaft mitten im Kampfe die Spitze abbrach". Bekanntlich stellte der Provisorischen Regierung sich kein Feind entgegen. Alle Franzosen unterwarfen sich ihr, und die auswärtigen Mächte ließen sie ruhig gewähren. Dennoch sollte sie sich als im Kriegszustande befindlich betrachten solange sich noch Leute fanden die ihr möglicherweise Widerstand leisten konnten. Sie mußte also alle Reactionnaire, alle Gegner vernichten um des Sieges für alle Zukunft gewiß zu sein! Die Milde Ruge's soll also erst eintreten wenn die Gegner der Revolution nicht nur gedemüthigt, unterworfen, sondern auch ausgerottet sind! Wer soll denn aber dann colonisirt werden?

Nach diesen Vorbemerkungen wendet Ruge sich endlich zu den socialen Einrichtungen durch welche Europa künftig beglückt werden wird. Er beschreibt zuerst die künftige „demokratische Familie". An die Stelle „der bisherigen Haustyrannei" wird nämlich künftig „die möglichst frühe Selbstbestimmung der Kinder und die Anerkennung der Gleichheit aller Erwachsenen" treten. „Die Geschäfte theilen sich ein, sie werden nicht nach Launen commandirt und nicht als Dienste vollzogen; die Menschen sind nicht Hausherrschaft und Dienerschaft, sondern befreundete und näherverbundene Mitbürger." Die unglaubliche Tyrannei welche jetzt noch immer mit und ohne Hülfe der Polizei in diesem Verhältniß ausgeübt wird zeigt nach Ruge am schneidendsten die Lage der Gesellen und Lehrlinge in den Handwerkerfamilien. „Das ganze Volksbewußtsein über dies Verhältniß liegt noch so sehr im Argen daß die Gehülfen und die Handwerker fast überall eine misachtete, zurückgesetzte, gehudelte und geschundene Classe bilden."

Das ganze Volksbewußtsein! Das ist ein wichtiges Geständniß, denn bisher hat Ruge sich noch immer angestellt als wenn er „das Volksbewußtsein" dem Adel und den Beamten gegenüber verträte. Hier erscheint aber der idealisirende Phantast in seiner ganzen Nacktheit, er ruft aus: Die Menschheit gefällt mir nicht, wir wollen eine andere machen! Das ganze Volksbewußtsein liegt im Argen; wir wollen den Völkern ein besseres, ein Ruge'sches Bewußtsein einflößen, und dann werden sie erst würdig sein von uns beglückt und beherrscht zu werden. Wir wollen die Lehrlinge und Schüler „frei organisiren", damit sie uns das Bewußtsein der philisterhaften, vorurtheilsvollen, bornirten Erwachsenen reformiren helfen! Das ist der Kern der Ruge'schen Philosophie, und die Redensarten von Volkswünschen, von Geltendmachung der Volksrechte sind Nichts als heuchlerische Lüge! Jetzt erklärt sich auch was Ruge zu erklären so schwer fällt, nämlich warum die sogenannte Reaction so viele „scheinbare" Siege über die Weltverbesserer davonträgt. Sie hat nämlich das Volksbewußtsein für sich; zwar nur ein im Argen liegendes Volksbewußtsein, aber doch immer ein vorhandenes, gegenwärtiges, selbst von Ruge anerkanntes Volksbewußtsein! Und die Weltverbesserer haben das Volksbewußtsein gegen sich, sie bekämpfen es, sie wollen an die Stelle eines im Argen liegenden Volksbewußtseins das Bewußtsein des wahren Menschen, das Ruge-Bewußtsein setzen, und man darf sich also nicht darüber verwundern daß sie mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, daß sie einige „augenblickliche" Niederlagen erleiden. Aber nur Geduld! Sowie die Lehre Christi dem Volksbewußtsein der Juden widersprach, wie Christus gekreuzigt wurde und seine Lehre doch Jahrhunderte später triumphirte, so wird auch Ruge vielleicht noch „augenblicklich" zu Pulver und Blei begnadigt werden, aber der wahre Mensch wird nichtsdestoweniger zustandekommen!

Ruge führt nun unter dem Titel: „Demokratischer Landbau, Industrie und Verkehr oder die sociale Frage", weiter aus wie die Welt künftig eingerichtet sein wird. Sowie die Familie nur eine Genossenschaft Gleichberechtigter sein wird, so wird auch ein Familienvater, wenn er einen Mitarbeiter von außen herbeizieht, ihn nur in das Recht der Familie aufnehmen können, und dieser wird nur auf gleichem Fuß, d. h. mit gleichem Antheil am Ertrage, mitarbeiten. Es wird dann nur Societätsgeschäfte geben, „bei denen Jeder im Buche durch sein Conto vertreten wird". Der Lohn hört unter solchen Umständen natürlich ganz auf, denn Jeder arbeitet unmittelbar für seine eigene Rechnung. „Die Arbeit und der Verkehr vertheilen sich verschieden nach den verschiedenen Fähigkeiten und Bedürfnissen, der Antheil am Gewinn des ganzen Geschäfts hingegen wird jedem Theilhaber ohne Unterschied des Geschlechts gleich berechnet."

Hier darf man nun nicht fragen: Was geschieht denn wenn ein Theilhaber sich auf die Bärenhaut legt und Branntwein trinkt statt zu arbeiten? Werden dann die übrigen Theilhaber für ihn arbeiten, und ihm dennoch seinen gleichen Antheil am Gewinn berechnen? Oder werden sie etwa ein Ehrengericht bilden und durch Majoritätsbeschlüsse entscheiden ob Jemand genügend gearbeitet hat? Und was wird dann wenn die Majorität in das Wirthshaus geht und kneipt? Wird dann die

Minorität für Alle arbeiten? Alle diese Fragen sind durchaus überflüssig, denn — „der wahre Mensch" kann unmöglich faul oder ein Trunkenbold sein! Denn wenn sich das gemeinschäftliche Grundstück oder die sonstige Geschäftsbasis verschlechtert, so verlieren ja alle Theilhaber, und wenn das Grundstück sich verbessert, so gewinnen Alle: folglich wird der wahre Mensch stets nach Kräften arbeiten um den gemeinschaftlichen und so mittelbar seinen eigenen Besitz zu mehren. Sowie Solon es unterließ für den Vatermord eine Strafe festzusetzen, weil er ihn für unmöglich erklärte, so hält auch Ruge nicht für nöthig Einrichtungen zu treffen welche der Liederlichkeit und der Faulheit wehren, weil der wahre Demokrat unmöglich faul oder liederlich sein kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Denkstein für Miß Edgeworth.

Dem Gedächtnisse dieser auch in Deutschland hochgeachteten Schriftstellerin hat das „Athenaeum" einen eigenen Aufsatz gewidmet, welchen wir in Folgendes übertragen.

„Mit den jüngsten Nachrichten aus Irland kommt die Botschaft vom Tode Einer die reich geehrt ist. Noch ausdrücklicher als von ihrer Schwester-Novellistin, Fräulein Burney, kann es von Maria Edgeworth heißen daß sie gelebt hat eine Classikerin zu werden. Ihr Tod in einem Alter von 83 oder 84 Jahren vermag nicht die Literaturwelt zu erschüttern, wol aber raubt er ihrem häuslichen Kreise eine Persönlichkeit welche an jedem ihrer vielen Tage ihn neu schmückte, so ungeschwächt blieb bis nahe ans Ende ihres Daseins ihre Fähigkeit Freude und Belehrung zu geben und zu empfangen."

„Die Geschichte ihres Lebens hat Miß Edgeworth vor wenigen Jahren in der Lebensgeschichte ihres Vaters selbst erzählt. Sie wurde in England geboren, ist die Tochter von Richard Lovell Edgeworth aus der ersten seiner vier Ehen, und war 18 Jahre als sie nach Irland übersiedelte. Es sind 50 oder mehr Jahre seit ihr «Castle Rackrent», der Anfang einer langen Reihe von Erzählungen, nationaler, moralischer und fashionabler, nie romantischer, ihr rasch einen Vorderplatz unter den Novellisten anwies als scharfer Beobachterin der Sitten, gutmüthiger Sammlerin der Volkslaunen und entschlossener Bewahrerin der Reinheit in der Dichtung. Vor dem Erscheinen ihrer irischen Erzählungen war der Leserwelt nichts Dergleichen geboten worden, nichts so Vollständiges, so Frisches, so Traulichés, ohne Gemeinheit, so Heiteres mit Gefühl. Die Wirkung erstreckte sich über die Scharen der Leser hinaus auf die Schar der Schriftsteller, selbst der Staatsmänner. Sir Walter Scott versichert daß er beim Beginn seiner schottischen Romane den Gedanken gehabt Miß Edgeworth nachzueifern, und dürfen wir O'Neill Daunt glauben, so äußerte später O'Connell seine große Unzufriedenheit weil sie, die soviel Einfluß habe, ihrem Lande nicht in der Weise diene wie er meinte daß dem armen Irland allein gedient werden könne — durch Wühlerei. Klugheit besänftigt Stürme, regt sie selten an, und Klugheit war stets Maria Edgeworth zur Seite, wenn sie — mit Scott zu reden — «den Zauberstab schwang durch welchen sie solche Wunder hervorbrachte». Hierin lag ihre Stärke, hierin auch ein Grund für den Tadel und die Entfremdung Derjenigen die Nichts mögen was nicht romantisch ist. Eine glückliche Bemerkung von James Mackintosh sagt: «Als Sittenlehrerin wie als geistreiche Frau hat sie das außerordentliche Verdienst eine Classe Tugenden sich erschen zu haben die schwerer als andere ins Gewand der Dichtung zu hüllen, und deshalb von frühern Schriftstellerinnen ihr überlassen worden sind»."

„Es würde unnütz sein eine vollständige, mit der reizenden und sorgsam gearbeiteten «Helen» 1834 abschließenden Liste von Miß Edgeworth's Dichtungen vorzulegen. Doch dürfen wir in «Vivian», «To-morrow», und «The absentee» drei Meisterstücke nennen, welche ihre schöpferische Kraft nach den verschiedensten Richtungen bekunden. Im Allgemeinen war Miß Edgeworth in der kurzen Erzählung glücklicher als in der langen. Die Satire handhabte sie, wie ihre «Modern Griselda» bezeugt, mit zartem und festem Griff. Im Pathos war sie mehr rückhaltend als verschwenderisch. Wo ihre Charaktere freie und glänzende Bewegung foderten, wie in «Lady Delacour», verstand sie ihnen Beides zu geben. Auch das Entstehen, die Fortschritte und Folgen einer Schwäche wußte sie, wie in «Almeria», mit eiserner Consequenz durchzuführen. Ihr Dialog ist vortrefflich, ihr Stil bisweilen zu mühsam gefeilt, aber stets charakteristisch und voll Proben jenes reinen und zierlichen Ausdrucks, welchen so viele gleichzeitige Novellisten zu umgehen suchen, blos weil Küchenmägde glauben daß reines Englisch gemein sei. Ihre Erzählungen enthalten eine merkwürdige Fülle von Anspielungen und Anekdoten, beweisen, mit Einem Worte, intellectuelle Meisterschaft und seltene Bildung. Miß Edgeworth hat selbst die Sorgfalt eingestanden die sie darauf verwendet. Wenn die Durchsicht ihres Vaters viel dabei gethan, so versichert sie doch daß sich Solches auf das Wegschneiden von Auswüchsen beschränkt habe. Gemeinschaftlich mit ihm schrieb sie den «Essay on Irish bulls» und die Abhandlung über «Practical education». Etliche Jahre nach dem Erscheinen der letztern stellten die Verf. in Abrede daß es ihnen um eine Theorie zu thun gewesen sei welche in der Praxis statt praktisch sich unpraktisch erwiesen. Dies bringt uns auf den großen und wichtigen Theil von Maria Edgeworth's Schriften — ihre Geschichten für Kinder. Hier wie überall ist sie durch und durch vorsichtige Klugheit; gleichwol hat gewiß Nichts die Phantasie und Aufmerksamkeit der kleinen Menschen dauernder beschäftigt als ihre Rosamunden und Lucien. Unter ihren Händen fesselt der geringste Zwischenfall Auge und Herz, gewinnt die trockenste Wahrheit eine gewisse Grazie und Frische. Wir können nicht umhin einige Lehrsätze ihrer Schule in Zweifel zu ziehen, wissen aber daß Niemand irgend eine ihrer Kindererzählungen unvollendet läßt, sei er noch so didaktisch oder gar romantisch gesinnt. Erinnern wir uns recht, so war ihre letzte literarische Arbeit das Kinderbuch «Orlandino». Es erschien vor einem oder zwei Jahren in einer der Serien der Herren Chambers."

„Hat das lange literarische Leben von Miß Edgeworth Nützliches bezweckt und gewirkt, so sind dagegen auch ihre Ansprüche und Leistungen schon während ihres Lebens nicht ohne Anerkennung geblieben. Sie besaß viele Freunde und nahm in der englischen und irischen Gesellschaft einen ausgezeichneten Platz ein. Byron, der selten Frauen lobte denen nicht er oder die ihm nicht den Hof machten, hat ihr Thun gebilligt. Scott, ihr persönlich noch fremd, redete zu ihr wie zu einer alten Freundin und Schwester, und während der letzten 50 Jahre hat wol kein Reisender von Stand oder Geltung Irland besucht ohne von ihrem Werthe und ihrer Lebhaftigkeit inmitten eines weiten und vereinten häuslichen Kreises Zeugniß gegeben zu haben. Sie war klein von Wuchs, lebendig in ihrer Rede und etwas breit in ihren Briefen. Alles in Allem darf man sagen daß die Wechsel und Entwickelungen von welchen die Welt der Phantasie erschüttert worden ist seit Fräulein Edgeworth die schriftstellerische Bahn betreten, sie von ihrem Fußgestelle nicht herabgestürzt noch ihren Namen von dem Ehrenplatze verdrängt haben, welchen er in den Annalen europäischer Dichtung stets einnehmen wird." 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 56. —— 6. März 1850.


## Arnold Ruge und Pastor Dulon.

(Fortsetzung aus Nr. 55.)

In der Stadtgemeinde, fährt Ruge fort, würde diese neue Einrichtung mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen haben, „weil die Geschäftsführung bedeutender ist, und also die Buchführung verwickelter sein würde". In der That, verwickelt genug würde diese Buchführung werden; denn in den Städten sollen nicht nur etwa Gewerbetreibende, sondern auch „Künstler und Gelehrte, Staatsmänner, Könige und Kriegskundige" Mitglieder dieser neuen Societäten werden, „und ihren Antheil an dem Gewinn der Societät oder der combinirten Societäten erhalten".

„Ihren Antheil" heißt hier natürlich wieder soviel als: einen gleichen Antheil. Dasjenige Mitglied der Societät welches Stiefeln putzt würde natürlich ebenso viel erhalten als dasjenige welches den König spielt. (Denn Könige läßt Ruge zu, da er das Vertrauen hegt daß dieselben durch die Einrichtungen die er vorschlägt vollkommen unschädlich gemacht werden würden.)

Wir wollen uns erlauben auf einige Schwierigkeiten aufmerksam zu machen mit welchen diese demokratisch-socialen Einrichtungen zu kämpfen haben würden. Es versteht sich nämlich von selbst daß Ruge seiner frei organisirten Jugend das Recht zugesteht sich ihren Lebensberuf selbst zu wählen, und wenn nun auch in Folge dieses Rechts in einer Stadt etwa zu viele Aerzte oder Advocaten sich finden, so würde die Gemeinde doch wahrscheinlich nicht das Recht haben diese Leute auszustoßen, wenn sie auch nicht immer Beschäftigung fänden. Diese überzähligen Aerzte oder Advocaten würden vielmehr ebenso wie die beschäftigten „ihren Antheil an dem Gewinn der Societät beziehen". Da nun dieser Jugend auch keine besonders strengen Prüfungen auferlegt werden dürfen, sondern vielmehr, wie es ja schon in Nordamerika Sitte ist, es Jedermann ohne weiteres freistehen wird sich für einen Arzt oder einen Anwalt zu erklären, so ist freilich zu fürchten daß jeder Taugenichts der auf Kosten der Gemeinde zu leben wünscht, ohne Etwas dafür zu thun, sich einer jener Berufsarten widmen wird. Ein solcher Doctor oder Advocat hat natürlich keine Schuld wenn auch zufällig Niemand dumm genug sein sollte ihm seine Gesundheit oder seine Habe anzuvertrauen, und er muß also nothwendig so lange er lebt „seinen Antheil am Gewinn der Societät beziehen". Gesetzt nun es ergriffe einmal der größere Theil der Mitglieder einer Societät diesen bequemen Ausweg, und ließe sich ernähren ohne Etwas dafür zu thun, wie würde es dann wol um den Gewinn der Societät überhaupt stehen? Aber freilich, Ruge sagt uns wieder: Der wahre Mensch kann nicht müßig gehen, er kann kein Taugenichts sein, er muß nothwendig das Wohl der Gemeinde stets fördern, weil dieses ja zugleich sein eigenes ist!

Sonderbar dabei ist nur daß Ruge den gegenwärtig bestehenden Einrichtungen ausnehmend vielen Einfluß auf die Sittlichkeit der Menschen einräumt. So versichert er z. B. daß es keine feilen Dirnen geben würde wenn das Lehnverhältniß nicht wäre, und überhaupt sollen die gegenwärtigen Einrichtungen den Menschen eine knechtische, gemeine Gesinnung einflößen. Es scheint also Ruge's Meinung zu sein daß der Einfluß der Einrichtungen auf die Sittlichkeit der Einzelnen in der Natur des Menschengeschlechts begründet sei: und doch schlägt er uns Einrichtungen vor welche vollkommen geeignet sind Müßiggänger und Taugenichtse in Masse heranzubilden, und hofft dennoch daß seine demokratisch-socialistischen Societätsmitglieder dieser Versuchung glücklich widerstehen werden! In der That, die „freie Organisation" der Jugend muß ein Zaubermittel sein welches aus gewöhnlichen, schwachen Menschen Engel macht die jeder Versuchung siegreich widerstehen!

Wenn Ruge uns doch nur etwas genauer unterrichtete worin diese sonach ganz unschätzbare „freie Organisation" der Jugend eigentlich besteht. Sowie er die Sache darstellt bestände das ganze Geheimniß derselben darin daß man die Jugend machen ließe was sie will. Dieses Erziehungsprincip haben aber schon die Hottentotten und viele Hundert andere sogenannte wilde Völkerstämme mit vieler Folgerichtigkeit und Ausdauer zur Anwendung gebracht, und doch haben sie den gegen jede Versuchung gestählten wahren Menschen noch nicht zustandegebracht. Es muß nothwendig ein noch tieferes Geheimniß hinter dieser freien Organisation verborgen sein, und Ruge würde sich jedenfalls ein unschätzbares Verdienst um die Menschheit erwerben, wenn er uns mit dem wunderbaren Universalmittel gegen alle mensch-

lichen Schwächen und Leidenschaften, in dessen Besitz er sich ohne Zweifel befindet, bekanntmachte. Sollte dagegen Ruge fortfahren den Geheimnißvollen in Beziehung auf den eigentlichen Inhalt jener freien Organisation zu spielen, so würde er sich freilich dem ohne Zweifel ungerechten Verdacht aussetzen daß jener Ausdruck eine leere, hohle Redensart sei, und daß Ruge wirklich die Absicht habe an die Stelle unserer, wenn auch mangelhaften, doch nicht ganz ergebnißlosen Erziehungsweise die der Hottentotten zu setzen, und daß er auf diese Weise den wahren Menschen zu erzielen hoffe. Einen so wenig schmeichelhaften Verdacht wollen wir aber für jetzt noch nicht als begründet annehmen, sondern vielmehr hoffen daß Ruge demnächst durch ein ausgezeichnetes Werk über die freie Organisation der Jugend sich glänzend rechtfertigen werde.

Ueber die Art wie die neuen Einrichtungen zunächst in der Welt einzuführen sein möchten läßt Ruge sich ebenfalls kein graues Haar wachsen. Er sagt: Schafft die neue Basis, und die neue Societät macht sich hinterher von selbst. Die neue Basis aber ist: Kein Dienst und kein Lohn! Sobald der erste radicale negative Schritt allen Dienst und allen Lohn aufzuheben gethan sein wird, werden sich am andern Tage Arbeitersocietäten, die zugleich Verkehrsocietäten sind, bilden. Und diese Societäten werden gelingen, denn sie müssen gelingen, d. h. sie müssen soviel produciren als sie brauchen.

Hierbei ist vorausgesetzt daß die gegenwärtigen Eigenthümer von Grund und Boden sowie Capitalien vollständig außer Besitz gesetzt werden. Der Vorschlag Ruge's hat also eigentlich den Sinn: Hebt nur jedes jetzt bestehende Rechtsverhältniß auf, und „am andern Tage" werden die Verhältnisse sich gestalten die ich vorschlage. Warum gerade diese Verhältnisse und keine andern sich gestalten können, Das zu erörtern hält Ruge nicht der Mühe werth; die Wahrheit seiner Behauptungen versteht sich meist von selbst. Der gesunde Menschenverstand lehrt zwar daß wenn einmal plötzlich jedes Rechtsverhältniß aufgehoben würde (was aber schon an und für sich ganz unmöglich ist), dann das Recht des Stärkern in seiner ganzen Schärfe eintreten, und zunächst zu einem Kriege Aller gegen Alle führen würde. In Folge Dessen würden sich sodann bald kriegerische Gemeinschaften bilden, welche die friedlichern Arbeiter mehr oder weniger zu Sklaven machen würden u. s. w. Mit Einem Worte: Derselbe Proceß den die Geschichte schon durchgemacht hat würde noch einmal beginnen. Ruge aber weiß Das besser; denn er hat auch hier natürlich wieder seinen wahren Menschen im Hinterhalte. Wenn alle Rechtsverhältnisse aufgelöst würden, so würde urplötzlich, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter, der wahre Demokrat aus dem Chaos hervorgehen; und dieser wahre Demokrat ist natürlich stets gerecht und weise. Merkwürdig ist hierbei nur daß Ruge hier plötzlich schon der gegenwärtigen Generation zutraut was doch vorher nur erst durch die freie Organisation der Jugend hervorgebracht werden sollte. Jetzt scheint Ruge zu meinen alle Menschen würden sich plötzlich in wahre Menschen verwandeln, wenn nur „die neue Basis geschafft würde"! Dieser Widerspruch ließe sich indessen vielleicht vermitteln, wenn man etwa annähme die Jugend würde, wenn jene neue Basis (die völlige Rechts- und Gesetzlosigkeit) geschafft würde, sogleich alle alten Leute todtschlagen, und so sich die freie Organisation der Jugend von selbst ergeben.

Dies ist nun wirklich der ganze Kern der Ruge'schen Prophezeiungen! „Kein Dienst und kein Lohn, und das Uebrige wird sich von selbst machen." Ruge schließt seine Erörterung dieser Dinge mit den Worten: „Die Sache ist nun wol klar, aber wenn gar Nichts mehr dagegen zu sagen ist, so steht dem Gegner der Verstand still, und Das ist Grund genug für ihn nun erst lauter als vorher zu schreien." Hierin hat Ruge vollkommen Recht; ich glaube allerdings gern daß manchem „Gegner" der Verstand stillstehen wird wenn er sieht daß ein Mensch der doch weder ohne Verstand noch ohne Bildung ist dennoch mit ernster Miene solch unglaublich tollen Unsinn vorbringt. Weniger richtig dagegen scheint es wenn Ruge fortfährt: „Entdeckt er (der Gegner) im Anfange Unsinn, so empfindet er am Ende Gewalt." Es ist vielmehr zu fürchten daß „der Gegner" in diesen weltumwälzenden Orakelsprüchen von Anfang bis zu Ende Nichts als Unsinn entdecken wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

### Zweiter und letzter Artikel.*)

„Wie in keinem andern Dichter, so durchdringen sich bei Goethe gegenseitig Natur und Kunst; die ausgezeichnetsten seiner dichterischen Erzeugnisse sind aus ungetrübter Naturerscheinung hervorgegangen." So, von inniger Liebe zu Goethe durchdrungen, ein denkender Arzt und Naturforscher.**) Sollte nicht ein der in den angeführten Worten ausgesprochenen Erkenntniß verwandtes, wenn auch sich selbst nicht ganz klares Gefühl großentheils die im verflossenen Jahre durch Deutschland an so manchen Orten angestellte und genossene Feier des 28. Aug. erzeugt haben? Denn wir können es uns nicht verhehlen: wir sind von dem Wege der Natur abgewichen, und, was gleichbedeutend ist, von dem der Wahrheit. Tausend Erscheinungen in den höhern Regionen der Gesellschaft wie in den niedern halten uns Dies zum Erschrecken vor; es mußte ein gewaltsamer Ausbruch erfolgen. Daher in den Bessern die Sehnsucht nach einem der Natur, der Wahrheit gemäßen Zustande. Und mußte ihnen da nicht ein Tag willkommen sein, konnte ein Tag unbeachtet bleiben, ungefeiert vorübergehen, recht geeignet das Bild eines Mannes vorzuhalten der, wenn je einer in der Natur und Wahrheit gelebt, durch unsterbliche Werke für ihre Erkenntniß gewirkt hat, der dem eben in der traurigsten und gefährlichsten Krise sich befindenden Vaterlande angehört.

Wenn je ein Dichter den Namen „Dichter der Natur" verdient hat, so war es Goethe. Auch Homer und Shakspeare kann man so nennen. Wenn aber bei dem Erstern die natürliche Sehkraft des Griechen, die Verwandtschaft desselben mit der Natur sich in höchster Vollkommenheit zeigt, bei dem An-

---

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. [illegible] d. Bl. f. 1849.
D. Red.

**) Clemens, „Goethe als Naturforscher", S. [illegible].

dern eine unendlich tiefe Penetration und Intuition im Gebiete des Psychologischen und Sittlichen, so ist es bei Goethe Studium der Natur und Kunst was sich durchdringt, Erkenntniß beider, gesellt zu dem ursprünglichen, angeborenen Genie. Goethe hat sich als Dichter Shakspeare untergeordnet; in seiner Bescheidenheit gedachte er nicht des Wortes das Jarno zu Wilhelm Meister spricht da er diesen mit Shakspeare bekanntmacht: „Eins bedinge ich mir aus: daß Sie sich an die Form nicht stoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlassen", jenes Wortes das auch Gervinus nicht beachtet hat, indem er den Briten so hoch über den Deutschen erhebt.

Wir haben Goethe neben Homer und Shakspeare gestellt weil es verwandte Naturen sind. Eine gewaltige Kluft trennt ihn von einem Dichter wie Dante, dem kein Kundiger den Namen eines großen versagen wird. Wir gedenken hier seiner in Rücksicht auf die Liebe, die bei beiden Dichtern eine große Rolle spielt, ihren Genuß und ihre Behandlung. Einen Dante entrückt die Liebe dem Boden der Wirklichkeit; sie wird von ihm ganz phantastisch genossen und behandelt, sodaß man in der „Vita nuova" nicht weiß was Wirklichkeit und was Einbildung ist, und ein Aufgebot der höchsten Dichterkraft dazu gehörte um der Geliebten späterhin eine der Dichtkunst würdige Gestalt zu geben. Bei Goethe, dessen Leben, Wirken und Schaffen das Wort bethätigt: „daß ein Leben ohne Liebe nur eine comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück ist, in dem Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt nur schlecht zusammenhängt", bei Goethe ist die Liebe Natur, von den ersten zwischen Sinnlichem und Geistigem schwankenden Anfängen in der Liebe zu Gretchen und Käthchen bis zu der geistigverklärten, zu der weimarischen Charlotte; worauf dann ein mehr der sinnlichen Seite zugewandtes, dem vorgerückten Alter gemäßes Behagen, ein ruhiger häuslicher Genuß bei ihm eintrat.

Diese Betrachtungen sollen die Anzeige eines Buches einleiten das unter den zu Goethe's Jubelfeier erschienenen Schriften eine vorzügliche Stelle einnimmt, das uns in seine Jugendzeit einführt und Documente über die Liebe enthält wie sie des Jünglings Herz erfüllte. Wir meinen

8. Goethe's Briefe an leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn. Mit drei lithographirten Bildnissen. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1849. Gr. 12. 2 Thlr.

ein Buch zugleich das uns die bedeutendsten Spuren eines Mannes vor Augen führt der den Weg der Natur und Wahrheit gewandelt ist.

Müssen wir unter dem Vielen was in dieser Zeit von Goethe und über Goethe erschienen ist den „Briefen an Charlotte von Stein" den ersten Rang zuerkennen, so rührt Das theils von dem Inhalt derselben her — Goethe zum Mann geworden in jeder Hinsicht, vor Allem in geistiger und sittlicher —, theils davon daß wir für keine Periode in Goethe's Leben reichere Documente haben. Aber auch die Erkenntniß der Stufen die der große Mann übersteigen mußte um zu solcher Höhe zu gelangen ist Dem der dessen ganzes Leben überschauen will unentbehrlich; und deshalb ist das angezeigte Buch dem Verehrer Goethe's von Bedeutung. Es werde hier gelegentlich bemerkt daß uns vom J. 1765 an (aus ihm ist der erste der in demselben mitgetheilten Briefe), wenn wir Schöll beipflichtend*) einen Brief an eine ungenannte Freundin vom J. 1767 Goethe zuschreiben, aus keinem Jahre bis zu Goethe's Uebersiedelung nach Weimar, wo die größern Briefsammlungen eingetreten sind, und die Zahl der Briefe sich mehrt, ein Brief fehlt, aus mehren eine größere Zahl vorhanden ist. Möchte nur endlich die Kestner'sche Familie sich entschließen ihren Schatz zu veröffentlichen, wodurch wir das für diese Jahre Wichtigste und Bedeutendste erhalten würden. Leider ist das Jahr das zu dieser Veröffentlichung so dringend einlud vorübergegangen ohne daß der Wunsch, das Verlangen so Vieler erfüllt ist!

Unser Buch beginnt schicklich mit einer Rede des Herausgebers, gehalten am 28. Aug. 1849 in der leipziger akademischen Aula: „Goethe's Jugend in Leipzig." Wir wissen wie des Dichters geistvolle Darstellung der verschiedenen Perioden seines Lebens vielfältig zu Erläuterungen, Berichtigungen, Ergänzungen aufgefodert hat und immerfort auffodert. Eine Probe von einer Berichtigung wie sie nicht sein sollte gaben wir in unserm ersten Artikel. Bemerkungen wie sie dort gemacht wurden haben wir hier nicht zu machen; vielmehr gibt Jahn in gediegener Kürze und wohlgeordnet das Wünschenswerthe, die Lücken der Goethe'schen Schilderung ausfüllend, die Personen die auf Goethe eingewirkt schicklich gruppirend, welche von diesem übergangen zufügend. Man kann sagen daß Goethe's Schilderung seiner leipziger Zeit durch diese Rede an Klarheit und Uebersichtlichkeit gewonnen hat.

Es folgen drei Briefe an J. J. Riese, Goethe's Jugendfreund, der, während dieser in Leipzig, in Marburg studirte. Der erste ist vom October 1765, der letzte vom April des nächsten Jahres. Jener ganz ein Brief eines „Studentchen" der froh ist dem väterlichen Hause und Zwange entflohen zu sein: „Stellt euch ein Vögelein auf einem grünen Aestelein in allen seinen Freuden für, so leb' ich"; der zweite schon gehaltener: der Schreiber ist aus den Knabenjahren völlig heraus. Besonders interessant ist eine Schilderung Gottsched's in Versen, theils lateinischen, theils deutschen Herametern, reimlosen Jamben und Alerandrinern. Auch der dritte Brief ist meist poetisch, eine Mischung von Schwermuth und Heiterkeit, wie sich denn der natürliche Ernst in dem „Vögelein" bald wieder einfand; die Heiterkeit brachte wol besonders sein Freund Horn, der nun nach Leipzig gekommen war. Merkwürdig ist das Bekenntniß:

> Ich glaubt' ich hab' sie schon (die poetischen Schwingen) und könnte fliegen.
> Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
> Vor meinen Augen sank, als ich den Ruhm
> Der großen Männer sah, und erst vernahm
> Wie viel dazu gehört Ruhm zu verdienen.

Wer denkt hier nicht an so manches spätere Wort des Dichters über die Originalgenies, über die in ihrer Wichtigkeit sich blähenden Verächter der Vorgänger! Wer denkt nicht an das Autodafé das Goethe in Leipzig über seine Gedichte ergehen ließ.

Es folgen desselben „Briefe an Christian Gottlob Schönkopf und seine Tochter Anna Katharina"*), acht an der Zahl, alle aus Frankfurt datirt, der erste vom 1. Oct. 1768, der letzte vom 23. Jan. 1770. Es hat sich wol Mancher diese Menschen, indem er sie nur aus Goethe's Selbstbiographie kannte, und des Letztern Verhältniß zu ihnen anders gedacht als er sie in diesen Briefen findet. Statt des Wirthshauses und einer Tochter, in der man sich vielleicht eine Wirthschafterin dachte, wie sie in solchen Häusern vorkommen, finden wir ein anständiges Bürgerhaus, Besitzer desselben, in deren Nähe man sich ohne Anstoß zu nehmen einen in edlern Verhältnissen erwachsenen Jüngling denkt, eine Tochter, die bei Anmuth und natürlichem Gefühl, durch Bildung und einen ihr angehörigen freundschaftlichen Kreis das Herz des Jünglings wol zu gewinnen und einzunehmen im Stande war, diese später an einen wackern, angesehenen Arzt verheirathet. Wie traulich Goethe in diesem Hause leben mochte Das geht aus dem ersten nach seiner Rückkehr in das Vaterhaus (1. Oct. 1768) an Vater und Tochter gerichteten Briefe hervor. Wir sehen Goethe an einem Winterabend rasch in das bekannte

*) „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86", S. 9 fg. Vergl. unsere Schrift, S. 87.

*) Von Goethe in „Dichtung und Wahrheit" Annchen genannt, oder Annette.

Stübchen, das auch uns durch den Brief heimlich wird, eintreten, die Familie auf ihren gewohnten Plätzen; Käthchen muß ihm den ihrigen räumen, und sein gewiß sehr belebter Discours hebt an. Noch nennt er sich den Herzog Michel, auf den wir schon in der Selbstbiographie hingewiesen wurden. Wir wissen aus demselben Buche wie er Käthchen's Neigung verscherzte; ein Nachklang der dadurch erzeugten Stimmung zieht sich durch diese Briefe, doch dünkt uns der Herausgeber habe zu viel gesagt wenn er behauptet Goethe habe bei seinem Weggehen von Leipzig die volle Liebe zu Käthchen und die Hoffnung sie einst zu besitzen mit fortgenommen.*) Klagen daß er Leipzig nicht genossen wie er es gesollt und gekonnt hätte, Klagen über Frankfurt, über den eigenen körperlich leidenden Zustand, Erinnerungen an gemeinschaftliche Freunde und Freundinnen, Gefälligkeiten wodurch sich Goethe dem lieben Hause verbunden erhält, Mittheilungen über den nun wieder in Frankfurt lebenden Freund Horn, von dem wir auch einen Brief an die „Jungfer Braut" erhalten, Aussicht auf Strasburg und Paris — Das macht den Inhalt dieser Briefe, die sehr erwünscht zu Ergänzung und Belebung Dessen dienen was Goethe in „Dichtung und Wahrheit" über die Zeit zwischen dem leipziger und strasburger Aufenthalt mitgetheilt hat.

Noch wichtiger sind in dieser Hinsicht die zum Theil schon durch das „Morgenblatt" veröffentlichten „Briefe an Oeser und dessen Tochter, Friederike", von denen zehn (der letzte vom J. 1783) an Jenen, vier, wenn man zwei in Strasburg geschriebene Briefe mitzählt, die der Herausgeber aus gewichtigen Gründen als an Friederike Oeser gerichtet ansieht, an Diese geschrieben sind. Eine Oeser und das Verhältniß Goethe's zu ihm darstellende Einleitung ist vorausgeschickt. Von Liebe, welche die eben besprochenen Briefe so piquant macht, ist in diesen nicht die Rede — denn Goethe stand in einem ganz andern Verhältnisse zu Friederike als zu Käthchen —; aber als dankbare, herzliche Ergießungen eines Schülers gegen seinen Lehrer, als Erinnerungen an eine geistige, bildende und fördernde Unterhaltung, doppelt schmerzlich in Tagen wo solche Anregung fehlte, Krankheit sie nicht finden oder genießen ließ, von großer Bedeutung für eine Charakteristik des Schreibers. Allerdings fällt es auf, wie auch der Herausgeber bemerkt, daß Goethe in dem Buche „Winckelmann und sein Jahrhundert" Oeser's, dem er doch in dem Briefe vom 9. Nov. 1768 sagt: „Ich bin Ihnen mehr schuldig als daß ich Ihnen danken könnte, den Geschmack am Schönen, meine Kenntnisse, meine Einsichten habe ich alle durch Sie", gar nicht gedenkt. Aber mit Recht wird auch von Jahn bemerkt daß zwischen diesem Briefe und der Herausgabe jenes Werkes Italien lag. Er hätte hinzusetzen können daß jene Kunstgeschichte eigentlich von H. Meyer verfaßt ist. Schicklich wird dagegen auf die „Propyläen" hingewiesen, wo ein Aufsatz, „Oeser" überschrieben, wie von gerechtem, gesundem Urtheil, so von Liebe und Dankbarkeit des frühern Schülers zeugt.

Der erste Brief an Friederike Oeser, eine poetische Epistel vom 6. Nov. 1768, befindet sich nun in Goethe's sämmtlichen Werken. Hier durfte er, als ein lebendiges Document für jene traurige Periode des Dichters, nicht fehlen, und hier erhält er erst das rechte Verständniß, was ihm unter den vermischten Gedichten abgehen mußte. Höchst interessant ist der Brief vom 13. Febr. des folgenden Jahres, ein sehr ausführlicher, in welchem wir ihn, den kaum Zwanzigjährigen, noch immer an den Folgen der schweren leipziger Krankheit leidend finden; während deren er jedoch „das Capitel von Genügsamkeit, Geduld und was übrigens für Material ins Buch des Schicksals gehört, wohl und gründlich studirt hat, auch dabei etwas klüger geworden ist". („Man sieht", sagt Wieland später bei Gelegenheit einer andern Störung, „an diesem herrlichen Gottesmenschen geht Nichts verloren.") Klagen daß in Leipzig nicht Alles genossen worden, was sich doch so aus der Nähe bot, über die Dürre Frankfurts, welche doch wol zum Theil Folgen des krankhaften Zustandes waren, machen einen Theil des Briefs. Doch offenbart sich auch in ihm die Kraft des Willens, die den Leidenden „trutz der Krankheit die war, trutz der Krankheit die noch da ist, vergnügt, munter und lustig macht". Auch eine Farce hat er in dem neuen Jahre gemacht, die unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" erscheinen soll. Das Interessanteste aber was der reiche Brief enthält sind die Bemerkungen über den eben erschienenen „Gesang Rhingulf's des Barden als Varus geschlagen worden war", über die sich Goethe noch später in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" lustig machte. Friederike scheint eine bessere Meinung von diesem Producte Kretzschmar's gehabt zu haben. Goethe denkt anders darüber. „Gott sei Dank daß wir Frieden haben! Zu was das Kriegsgeschrei? Ja, wenn es eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge! Aber Nichts als ein ewiges Gedonnere der Schlacht, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein Dutzend ungeheuere Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! wenn der Vers nicht voll werden will." Man denkt an das spätere: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen" u. s. w., und an Goethe's Aeußerung gegen Eckermann, da man ihn im J. 1813 aufgefodert hatte Kriegslieder zu dichten, und ihn schalt, da er's nicht gethan. Interessant war uns eine Vergleichung jener Kritik des „Rhingulf" mit einer wol zur selbigen Zeit geschriebenen von Herder*), die uns zeigt wie diese Geister, persönlich einander noch nicht bekannt, sich begegneten.

Goethe's „Leipziger Lieder" mit Bemerkungen und Varianten sind schicklich jenen Briefen angehängt.

Es folgen dann desselben „Brief an Chr. G. und J. G. E. Breitkopf, Sohn und Vater", fünf an Zahl, nicht von dem Interesse der eben angezeigten; doch sehen wir aus dem einen, an den ein Jahr jüngern als Goethe, Gottlob, gerichteten daß jener sich wol die traurigen Erfahrungen die er in Leipzig machte erspart haben würde wenn er „das Capitel von Genügsamkeit und Geduld" früher studirt hätte. „Wer kein Leipzig gesehn hätte, der könnte hier (in Frankfurt) recht wohl sein. Aber das Sachsen! Sachsen! Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel." Danken wir der Vorsehung, die Goethe von Haus aus „so gesund und stark" machte daß er ein Leid wie das leipziger und frankfurter und so manches andere überwindend das 83. Jahr erreichen konnte.

Von den 23 Briefen und Brieschen an den Buchhändler P. E. Reich waren fünf schon der Hirzel'schen Sammlung der Briefe an Lavater angehängt, unter ihnen der bedeutendste, vom 20. Febr. 1770, der des Jünglings echte Bescheidenheit und freudige Anerkennung jedes Guten und Großen, auf dem er fortbauen will, das er übertreffen sollte, im schönsten Contrast gegen das Gebahren der Originalgenies darstellt. Die übrigen, meist Lavater's „Physiognomik", deren Verleger Reich war, betreffend, zeigen wie Goethe sich für seinen Freund bemühte, wie ausdauernd und sorgsam. Es wäre wol der Mühe werth Das was Goethe in der „Physiognomik" angehört auszuscheiden und besonders bekanntzumachen. Aus dem zwölften Briefe, wenn derselbe anders, wie die Anmerkung sagt, vom 2. Nov. 1775 ist, sehen wir daß Goethe auch in sehr bedrängten Tagen die Sammlung und Herausgabe der Hamann'schen Werke nicht aus den Augen verlor.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In einem Briefe vom 1. Juni 1769, da ihm Käthchen's Verlobung kundgeworden, heißt es: „Aus Ihrem Briefe an Hornen habe ich Ihr Glück und Ihre Freude ersehen: was ich dabei fühle, was ich für eine Freude dabei habe, Das können Sie sich vorstellen, wenn Sie sich noch vorstellen können wie sehr ich Sie liebe."

*) Sie liegt in Herder's Manuscript vor uns; wir wissen nicht ob sie gedruckt ist, und wo?

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 57. —— 7. März 1850.


## Arnold Ruge und Pastor Dulon.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Was nun Ruge schließlich von den politischen Einrichtungen der Zukunft sagt ist neben dem bisher Besprochenen von geringer Bedeutung. Er sagt nämlich: man habe hier und da gemeint der Socialismus hebe die politische Gemeinde, den Staat auf; Das sei aber keineswegs der Fall: den bisherigen Polizeistaat hebe der Socialismus zwar auf, nicht aber den wahren demokratischen Staat. Jede politische Gemeinde müsse zunächst eine social-ökonomische Gemeindedeputation haben, welche das alte Finanzwesen, das Handels-, Gewerbs-, Ackerbau- und Finanzministerium ersetzen werde, und außerdem müsse jede einzelne Societät „sich zur Besorgung der Gesetzgebung und der allgemeinen Geschäfte und zugleich als freie Gemeinde für die idealen Interessen constituiren". Die Mitglieder der Societäten werden einerseits persönlich als Urversammlung das Gemeinwohl fördern, und andererseits eine Deputation für Gesetzgebung in den Gemeinderath senden. Dieser Gemeinderath wird die eigentlich souveraine Behörde der künftigen social-demokratischen Freistaaten sein, und aus sich einen Vollziehungsausschuß wählen, der im Innern die Gesetze und Grundsätze des Staats durchführt, nach außen seine Interessen wahrt und seine Beziehungen regelt.

Man sieht daß Ruge's politische „Anschauungen" beiweitem minder eigenthümlich und genial sind als seine ökonomischen Vorschläge. Die Presse und die Clubs sind natürlich auch hier unbedingt frei, und diese Freiheit enthält „die Wahrung des Rechts der Minderheit, wenn der Beschluß der Mehrheit zum Gesetze erhoben wird".

Hier tritt also plötzlich wieder die Mehrheit als souveraine Macht auf, aber wohl gemerkt! erst dann wenn die neuen social-demokratischen Einrichtungen in das Leben getreten sind. Denn die Frage ob diese Einrichtungen eingeführt werden sollen ist Ruge weit entfernt von einem Beschlusse der Mehrheit abhängig zu machen. Denn er weiß recht wohl daß die gegenwärtig bestehenden Majoritäten, „das im Argen liegende Volksbewußtsein", dumm und gemein genug sein würden sich lebhaft gegen seine Vorschläge zu erklären.

Wieder etwas eigenthümlicher wird Ruge, indem er nun erörtert wie Religion, Kunst und Wissenschaft in Zukunft werden gepflegt werden. Als Philosoph und Dichter kann er nämlich Kunst und Wissenschaft nicht unberücksichtigt lassen, und selbst der Religion wendet er einige Gönnerschaft zu. „Die freie Gemeinde", sagt er daher, „bildet sich zu einer Akademie der Künste, die sie zu ihrer öffentlichen Angelegenheit macht, und indem sie dieselben dem Luxus und dem Privilegium entreißt, zur wesentlichen Ergänzung der freien Geistesbewegung erhebt. Die Künste sind Eigenthum, Arbeit und Unternehmung der ganzen Gemeinde oder des Staats."

Wie man sieht hat Ruge hier wieder vollständig den Dreifuß bestiegen, und drückt sich ungemein dunkel aus. Die Künste sind Unternehmung des Staats! Was soll Das heißen? Wie kann eine Novelle Unternehmung des Staats werden? Aber Ruge ist vielleicht der Meinung daß auch künftig zwar der Einzelne dichten, daß aber die vollendeten Dichtungen etwa auf Kosten des Staats gedruckt werden sollen? Wer wird aber darin entscheiden was gedruckt werden soll und was nicht? Das Belieben des Dichters? Dann möchte noch viel mehr Unsinn gedruckt werden als jetzt schon geschieht. Oder soll etwa die freie Gemeinde in Urversammlungen entscheiden was gedruckt werden soll und was nicht? Denn daß etwa eine Commission zu diesem Behufe niedergesetzt werde wird Ruge nicht wollen, Das wäre ja eine arge Bevormundung und keine freie Organisation. Der Ausdruck: „Die freie Gemeinde bildet sich zu einer Akademie der Künste", deutet vielmehr darauf hin daß die freie Gemeinde in ihrer Gesammtheit über dergleichen Gegenstände berathen, und also den Dichter freilich auch bevormunden wird. Der wahre Mensch wird also ungeheuer vielseitig gebildet sein. Vormittags wird er Dünger laden, und Nachmittags wird er entscheiden ob diese oder jene Hymne oder Ballade, oder ein Musikstück, ein Drama, eine Oper der Veröffentlichung würdig sei, oder ob eine kolossale Statue oder Gruppe in Marmor oder Erz ausgeführt werden solle. Und des Abends constituiren dieselben Leute sich „zu einer Akademie der Wissenschaften", und bestimmen ob eine neue Ausgabe des Thukydides, oder ein Lehrbuch der Physik, oder ein Geschichtswerk des Drucks würdig sei. Man klagt jetzt so

viel über das Zuvielregieren unserer sogenannten Bureaukraten, der wahre Mensch wird aber noch viel mehr zu regieren haben. Die freie Gemeinde wird, wie es scheint, ihre Mitglieder noch viel sorgfältiger bevormunden als es jetzt irgend ein König oder Beamter vermag.

Zum Schluß gibt Ruge uns noch einmal die tröstliche Versicherung daß alle diese herrlichen Einrichtungen recht bald zur Ausführung kommen werden. Er sagt:

Wie nahe wir übrigens daran sind über den Halys zu gehen, und das Reich des Krösus zu zerstören, Das könnt ihr daraus abnehmen daß ich in dem Vortrage der hier zu Ende geht Nichts weiter gethan habe als die Gedanken die alle schon in der Welt sind in ein kurzes System gefaßt. Das heißt: die alte Welt ist voll von der neuen, und es ist ein großes Schauspiel für Den der die Arbeit dieser Revolution zu schätzen weiß, mit welcher reißenden Schnelligkeit sie sich vollendet und ihr Product andentagbringt.

Also weil die Gedanken welche Ruge vorträgt alle schon in der Welt sind, müssen sie nothwendig die Grundlage der künftigen Welteinrichtung werden! So waren einst auch die Gedanken welche den Herenprocessen zum Grunde lagen in der Welt, und sie haben auch in der That eine Anzahl praktischer Erfolge, nämlich Hinrichtungen und dergleichen, zustandegebracht, und sie wären auch vielleicht noch zu der Ehre gelangt zur Grundlage einer Weltordnung zu dienen, wenn sie nicht unglücklicherweise in neuerer Zeit durch die communistischen „Gedanken" verdrängt und ersetzt worden wären. Jedenfalls trägt Ruge seine „Gedanken" ganz so zuversichtlich vor wie nur jemals die Lehre von Heren und Herenmeistern vorgetragen worden ist. Da findet sich kein „Hoffentlich" oder „Wahrscheinlich", sondern Alles ist apodiktisch gewiß; so unumstößlich als die Ueberzeugung Derer nur irgend sein kann welche wissen daß sie Jupiter oder Christus sind, oder daß ihr Hinterer von Glas ist.

---

Ruge ist zwar groß in seiner Art, aber er steht doch nicht allein auf seiner Höhe; es finden sich einige andere große Geister und erhabene Menschenfreunde welche ihn zwar nicht ganz erreichen, aber ihm doch sehr eifrig nachstreben. Ein solcher Menschenbeglücker ist unter Andern Pastor Dulon zu Bremen, der uns in seinem neuesten Werke *) ebenfalls einen trefflichen Abriß der gegenwärtig „in der Welt" sich findenden demokratischen „Gedanken" darbietet. Auch Dulon ist, wie Ruge, ein Mann von Talent, und hat sich überdies, wie jener, viele formelle Bildung angeeignet; dabei ist er beiweitem beredter als Ruge: seine Rede strömt ihm vom Munde, frisch und voll wie ein Gebirgsbach wenn der Schnee schmilzt oder starke Regengüsse gefallen sind. Dagegen hat er freilich ebenso wie Ruge sich eine politische „Anschauungsweise" angeeignet die so genial ist daß sie uns bornirten Philistern als närrisch erscheint. Als Probe sowol der Beredtsamkeit des Verf. als auch der wunderbaren Art wie er die Welt anschaut, mag hier folgende Stelle seines Lesebuchs Platz finden:

Wie haben die Menschen sich weggeworfen vor ihren Königen und Gewaltigen! Deutsche Menschen die sich einbildeten Stammgenossen Hermann's, Nachkommen der alten freien Germanen zu sein, wie haben sie sich weggeworfen, wie sich entwürdigt zu feilen Menschenknechten! Wie war es vor den Märzstürmen dieses gesegneten Jahrs? Wo ein König erschien da stand Alles in schweigender, zitternder Ehrfurcht! Wo er zürnte erbebten die Scharen. Wo er winkte stürzten Tausende in den Staub! Keine Stimme, kein Blick, kein Athemzug war frei wenn der Gewaltige in der Mitte seiner Sklavenbanden stand. Nicht die Hochachtung die der freie Mann willig dem Verdienste zollt, nicht die Ehrerbietung die der freie Bürger dem freien Könige darbringt, nein, die zitternde Furcht des Knechts, die Selbstentwürdigung des feigen, rechtlosen Sklaven sprach in dem Verhalten der Unterthanen gegen ihre Fürsten sich aus. Wie geberdeten sich die Massen wenn der Gnädige oder Ungnädige die Provinzen seines großen oder kleinen Reichs heimsuchte. Zu Tausenden strömten sie zusammen, alle Wege und Stege wurden umlagert, Ehrenpforten wuchsen aus der Erde hervor, ganze Städte hüllten sich in Blumengewinde und Eichenkränze, Jungfrauen in weißen Kleidern, Lobgedichte, Illuminationen, und was sonst der schmeichelnde Aberwitz zu erfinnen wußte, begrüßte in demüthigster Unterthänigkeit den erhabenen Herrn des Landes.

Die entsetzlichen Thatsachen daß hier und da Ehrenpforten gebaut worden sind, und daß weißgekleidete Mädchen Gedichte überreicht haben, werden wir zugeben müssen, aber das Zittern und Beben bei solchen Gelegenheiten hat Dulon vollständig hinzuphantasirt. Wer wirklich öfter in der Nähe solcher Ehrenpforten gewesen ist, der weiß daß dabei nicht einmal „die Ehrerbietung die der freie Bürger dem freien Könige darbringt" vorherrschend war, sondern daß die Tausende welche alsdann herbeiströmten und Wege und Stege umlagerten ganz einfach von Neugier und Schaulust herbeigetrieben wurden. Dulon hat aber in seinem republikanischen Bremen solche ruchlose Ehrenpforten vielleicht nur aus den Zeitungen kennengelernt, und deshalb wurde es ihm freilich leicht seine Phantasie frei walten zu lassen und sich eine orientalisch zitternde und in den Staub stürzende Sklavenbande hinzuzudichten. Ganz ebenso geniale Phantasiegebilde sind nun aber alle andern Schilderungen welche Dulon im Verlaufe seines Buchs von den bestehenden Zuständen entwirft.

Die Vorstellungen des Verf. von Dem was an die Stelle dieser entsetzlichen Zustände treten soll zu charakterisiren wird ein einziges Citat vollständig genügen. Dulon stellt nämlich den Grundsatz auf: die Wähler von Volksvertretern müßten das Recht haben jeden Augenblick die von ihnen gewählten Abgeordneten zurückzuberufen wenn diese nicht dem Willen ihrer Auftraggeber gemäß stimmten. Denn, sagt er, es kann ja Jemand heuchlerisch die Worte und Grundsätze des Volks in den Mund nehmen und nach der Wahl zum Verräther an der Sache des Volk werden. Und die Auftraggeber sollen das Recht nicht haben den treulosen Verräther zurückzurufen? Nimmermehr! Gehen die Herren nicht freiwillig, wenn ihnen das Mistrauen des Volks auf deutliche und unverkennbare Weise zu verstehen gegeben

*) Vom Kampf um Völkerfreiheit. Ein Lesebuch fürs deutsche Volk. Erstes Heft. Zweite Auflage. Von Rudolf Dulon. Bremen, Geisler. 1849. 8. 12½ Ngr.

wird, so müssen sie fortgejagt und zum Lohne mit Ruthen gegeißelt werden.

Diese Ansicht Dulon's ist um so seltsamer, da er an einer andern Stelle behauptet das Volk **könne sich bei den Wahlen gar nicht irren.** Er sagt hier unter Anderm:

Ehrt die Wahl freier Männer den Jüngling der eben den Knabenschuhen entwachsen ist, so muß der Jüngling ein eminentes Genie sein, der seltenen Menschen einer in denen der Geist die Größe seiner schöpferischen Kraft bewährt, und es ist ein Segen für das Volk wenn er früh auf den Schauplatz tritt der seiner Kraft das Feld öffnet. Ruft das Vertrauen der Wähler den Verbrecher aus seinem Kerker auf den Thron der Volksvertreter, so ist das Vertrauen von Tausenden freier Männer die beste und schönste Rechtfertigung die gedacht werden kann!

Wie? Und diese Tausende freier Männer können dennoch Heuchler und Verräther wählen? Oder wenn sie Das können, kann nicht auch der Jüngling der den Knabenschuhen kaum entwachsen ist ein Verräther sein, oder der Verbrecher in seinem Kerker? Oder hat das Volk nur gerade bei der Beurtheilung von Jünglingen und Verbrechern eine so feine Nase, in dem gewöhnlichen Manne aber der nicht im Zuchthause sitzt weiß es den Maulhelden, den Verräther nicht von dem wahren Volksfreunde zu unterscheiden? Höchst wunderbar!!

(Der Beschluß folgt.)

---

## Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

### Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Nach den „Mittheilungen aus Briefen und Tagebüchern von Cornelie Goethe" würden wir, wäre sie nicht Goethe's Schwester, wäre sie nicht von dem Bruder geliebt worden, sagen sie sei, wie ihr den „Mittheilungen" zugegebenes, vom Bruder selbst auf einen Correcturbogen der ersten Ausgabe des „Götz von Berlichingen" gezeichnetes Portrait*) eine Caricatur desselben scheint, ein Contrast zu ihm, und ein nicht liebenswürdiger. Aber der Bruder erkannte das Gute und Tiefe was unter dem Starren, Unlieblichen verborgen lag, und gern nehmen wir ihn als Zeugen an gegen sie selbst. Auch pflichten wir dem Herausgeber bei wenn er den Eindruck den das Tagebuch macht einen schmerzlichen und rührenden nennt, wenn er neben sittlichem Ernst, der sich manchmal nicht ohne Größe ausspreche, eine trübe und unruhige Stimmung findet, der die innere Befriedigung des Gemüths fehlt, wobei doch auch manche Züge mädchenhaften Wesens hervortreten: Interesse für Kleidung und Putz, wie eine Neigung zur Koquerie. Wir freuen uns daß eine Neigung zu einem jungen Engländer, dessen auch Goethe in seiner Biographie, nur am unrechten Orte, gedenkt, der in dem Tagebuche Corneliens eine bedeutende Rolle spielt, dem in mancher Hinsicht abstoßenden Wesen etwas Anziehendes, dem Bruder Verwandtes gibt, dessen Schilderung von der Schwester übrigens im Wesentlichen sehr treffend und wahr ist. Die Briefe und das Tagebuch sind an eine Freundin aus Worms, Katharine Fabricius, gerichtet, die später an einen Kaufmann in Leipzig, Welcker, verheirathet wurde, dann im Sommer 1767 bei einem Besuche in Frankfurt mit Cornelie bekanntgeworden war. Briefe und Tagebuch sind in französischer Sprache geschrieben, beide in den J. 1767—69.

Manches und sehr Verschiedenes begreift der kleine Band den wir anzeigen: den ersten der bisjetzt bekanntgewordenen Briefe von Goethe, den Brief des Jünglings, den man fast noch Knabe nennen möchte, zum Schluß Briefe des Mannes, die sich weit in das Greisenalter hineinziehen; denn der letzte ist sechs Monate vor dem Hinscheiden Goethe's geschrieben. Wir sprechen von „Briefen an F. Rochlitz", den Kunst-liebenden, -übenden und -fördernden. Es sind deren nicht weniger als 62, der erste vom 25. Dec. 1800, der letzte vom 11. Sept. 1831. Die Gegenstände die in ihnen besprochen werden sind Theater, Musik, bildende Kunst, Werke der Correspondenten. Was uns vor Allem in ihnen anzieht ist das Wohlwollen, die ruhige Haltung, die Sicherheit und Milde in jedem Urtheil, in jeder Aeußerung, die Gefaßtheit unter mannichfachen, auch unerfreulichen Ereignissen; kurz, wir haben hier den Hochbegabten, den das Schicksal merkwürdig geführt, den aber eigene Kraft und strenger, steter Wille gebildet, den Mann „schlecht und recht" (im alttestamentlichen Sinne). Wenn wir diese Briefe lesen, haben wir ein Gefühl, dem ähnlich das Shakspeare in uns erzeugt wenn er von Brutus sagt:

> His life was gentle, and the elements
> In him so mix'd, that nature might stand up
> And say: he was a man.

Auch war es uns manchmal als vernähmen wir zwischen den Zeilen Goethe's Wort: „Nur aus vollendeter Kraft gehet die Schönheit hervor."

So hätte der Herausgeber nicht nöthig gehabt um Entschuldigung zu bitten wegen „der etwas bunten Mischung des Inhalts, für den nicht einmal ein passender Titel zu finden war". Wir finden den Titel angemessen, und in dem von uns angedeuteten Sinne durch ihn eine Verbindung bezeichnet die das der Zeit nach weit Auseinanderliegende, zwei Drittheile eines Jahrhunderts Einnehmende in Einen Gedanken zu fassen, zu Einem Bilde zu gestalten einladet. So wird kein Verehrer Goethe's, kein Freund der Literatur das Buch aus der Hand legen ohne dem Herausgeber zu danken daß er den 28. Aug. 1819 in so passender als würdiger Weise gefeiert hat.

9. Goethe in Berlin. Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertsten Geburtstags am 28. Aug. 1849. Berlin, A. Duncker. 1849. Lex.-8. 10 Ngr.

An Tagen die ein halbes oder ganzes Jahrhundert beschließend dem Andenken an einen großen Mann geweiht sind, ist ein Rückblick auf dessen Anfänge natürlich, passend und für die Erkenntniß seines Wirkens fruchtreich; die Erinnerung an sie wird interessanter wenn mit ihnen der Eindruck gegeben wird den der große Mann damals auf seine Zeitgenossen machte, und man veranlaßt wird diesen mit der Stimmung zu vergleichen durch die das gegenwärtige Fest herbeigeführt wurde. In diesem Sinne danken wir dem Verf. der angezeigten Schrift für die Mittheilung über die von der Koch'schen Schauspielergesellschaft veranstaltete Darstellung des „Götz von Berlichingen" auf dem berliner Theater, die erste die dieses Schauspiel erfuhr. Sie fand statt am 14. April 1774, also vor der Erscheinung des „Werther", und etwa ein Jahr nachdem diese merkwürdige Dichtung im Druck erschienen war. Das Bekanntwerden Goethe's im weitern Kreise datirt man gewöhnlich vom Erscheinen jenes Romans; um so willkommener ist jede Notiz die uns darthut wie dieser Genius schon vor jener Zeit den lebhaften Enthusiasmus erzeugte. Der Andrang zu der Vorstellung des „Götz", dessen Verfasser in einem jene beurtheilenden Zeitungsblatte „ein Dr. Göde in Frankfurt a. M." genannt wird, war so groß daß das Stück sechs Tage hintereinander gegeben werden mußte. Die der Vorstellung vorangehende Ankündigung nennt es „ein ganz neues Schauspiel, welches nach einer ganz besondern und jetzt ganz ungewöhnlichen Einrichtung von einem gelehrten und scharfsinnigen Verfasser mit Fleiß verfertigt worden". Man sieht es dem guten Schauspieldirector an welches Bedenken er getragen dieses

---

*) Auch von Käthchen und F. Oeser gibt uns das Buch sehr artige lithographirte Bildnisse.

„Ungeheuer", wie Friedrich der Große es nannte, auf die Bühne zu bringen. Aber dem Verlangen des Publicums mußte nachgegeben werden; und jene Beurtheilung äußert sich sofort verständig und beruhigend. „Es würde sehr sonderbar sein wenn man das Schauspiel nach den Regeln der sogenannten regelmäßigen Beurtheiler, noch sonderbarer wenn man sich der willkürlichen Regeln die wir von Griechen und Franzosen angenommen erinnern, und danach den Werth dieses Stücks bestimmen wollte." Allerdings klingt, wie auch der Verf. des Büchleins bemerkt, Lessing's Wort: „Daß «Götz von Berlichingen» großen Beifall in Berlin gefunden hat ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins", wunderbar, läßt sich aber gar wohl erklären.

Diese Mittheilung über die Aufführung des „Götz" ist das Interessanteste in der kleinen Schrift. Ihr geht voraus was wir aus einem Briefe an Merck, aus zweien an Frau von Stein, und aus Riemer's Mittheilungen über Goethe's Reise nach Berlin im Mai 1778 wissen. In der „Berlinisch privilegirten Zeitung" las man damals: „Die Herzoglich-Weimarischen Kammerjunker Herren von Wedel und von Ahlfeld und der gleichfalls in Sachsen-Weimarischen Diensten stehende Legationsrath von Gade sind aus Weimar hier angekommen." Man mußte also damals ein Herr Von sein wenn man mit einem Herzog reisen wollte (geadelt wurde Goethe bekanntlich durch Joseph II. erst im J. ;1782). Was die Goethe und den Poeten Burmann betreffende Anekdote, die hier als von Tieck „aus Hörensagen in spätern Jahren vernommen" mitgetheilt wird, betrifft, so begnügen wir uns mit dem schwedischen Obersten im „Wallenstein" zu sagen: „Glaub's wer's kann."

Ein dem J. 1821 gehörender, den von Goethe gedichteten Prolog zur Eröffnung des neuen berliner Theaters betreffender Briefwechsel zwischen dem Dichter und dem Grafen Brühl, der damals dem Theater vorstand, ist interessant, indem er die hohe Achtung die der Dichter von Seiten der edelsten fürstlichen Personen genoß, und die Weise wie Dieser solcher Anerkennung begegnete, documentirt.

Zugegeben, aber mehr als zwei Drittheile des Büchleins einnehmend, ist ein Lorberkranz Goethe von den Zeitgenossen gewunden. Es sind 16 Gedichte von Knebel, Wolf, Schiller, den Schlegel, Tieck, Rückert, Geibel und Andern, in früherer und späterer Zeit verfaßt. Den Schluß macht Schelling's Wort, gesprochen in der Akademie der Wissenschaften zu München, nachdem am Abend zuvor die Kunde von Goethe's Tode eingetroffen war. Wir geben hier den Schluß jener Mittheilung: „Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und innerer Zerrüttung groß, reich und mächtig an Geist, so lange Goethe lebte." Das ward gesprochen am Ende des März 1832.

Das Büchlein:

10. Goethe von 1770—73, oder seine Beziehungen zu Friederike von Sesenheim und Werther's Lotte. Von Julius Merz. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1850. Gr.8. 5 Ngr.

auch zu Goethe's Jubelfeier verfaßt, hätte füglich ungedruckt bleiben können, da das in ihm Behandelte weit ausführlicher und gründlicher von Andern, besonders von Düntzer (in d. Bl. und in den von uns angezeigten „Studien") dargestellt ist. Wo er etwas Eigenes gibt, namentlich in seinen Vermuthungen, scheint er uns nicht glücklich. So meint er Goethe's eigene Verhältnisse und Schicksale werden im „Werther" bis zu den wenigen Zeilen vom 16. Juli (im zweiten Theile) repräsentirt, da Werther ausruft: „Ja wol bin ich nur ein Wanderer, ein Waller auf der Erde." Demnach, so scheint es, müßte man die Scenen im Anfang des zweiten Theils auf Goethe beziehen, da man doch bei ihnen viel natürlicher an Jerusalem denkt. In einem Briefe des Vaters dieses Unglücklichen, der im Original vorunsliegt, heißt es: „Wilhelm befindet sich in Wetzlar sehr vergnügt. Sein hiesiger Herr Subdelegatus (von Höfler) ist zwar ein seltsamer Patron, aber er hat sich mit ihm auf einen Fuß gesetzt wie es sein muß; und er wird durch die distinguirte Freundschaft der übrigen Herren Gesandten sowol als Assessoren schadlos gehalten. Der Präsident, der Herr Graf von Bassenheim, hat ihm einmal für allemal sein Haus und Tafel angeboten, und mir seinetwegen sehr verbindlich geschrieben." Ferner soll „Wanderers Sturmlied" von Goethe's Aufenthalt in Wetzlar entstanden sein, wo die Briefe mit Jacobi Hrn. Merz hätten anders belehren können. Dann soll der Dichter in künstlerischer Weise „erreicht haben, daß Werther's Selbstentleibung mit Jerusalem's wirklichem Ende zusammentrifft". Des Letztern Tod fällt auf den 29. Oct., Werther erschießt sich am 22. Dec. Genug. Wer jetzt Etwas für Goethe's Biographie thun will, der muß, Düntzer's Vorgang folgend, etwas Gründliches, Tüchtiges geben. Es ist zu bedauern daß Viehoff zu voreilig gewesen ist; ihm werden die „Briefe an Frau von Stein" zu Freude auch Leid gebracht haben.

(Der Beschluß folgt.)

## Ein literarhistorisches Haus.

Man reißt gegenwärtig zu Paris, um den Quai St.-Paul zu erweitern, eine Häusergruppe ein, „das Ave Maria" genannt. Neben dem im Juniaufstande von der Artillerie mißhandelten und seither unter dem Namen Maison des sept boulets bekannten Hause stand ein anderes, unter dessen Terrasse sich eine kleine Weinschenke befindet und an welches sich literarische Erinnerungen knüpfen. Es ward 1624 von dem Dichter Desyveteaux gebaut, jenem Originale das sich als Schäfer verkleidete um seine Verse in den Herbergen zu singen, und wegen seiner großen Kenntnisse in alten Sprachen und in der Geschichte, und trotz allen Verirrungen seiner Einbildungskraft, von der Königin Maria von Medici zum Erzieher Ludwig's XIII. gewählt wurde. Zu dem erwähnten Baue hatte er sich mit seinem Bruder Vauquelin de la Fresnay verbündet, einem satirischen Dichter welcher recht schätzbare kritische Studien über Menschen und Begebenheiten seiner Zeit hinterließ. Aus Anlaß einer Wohnung welche Desyveteaux dem Dichter Theophile in seinem Hôtel geben wollte, entstand der berüchtigte Proceß von welchem die Chronikschreiber jener Tage erzählen, und der so viel Aergerniß erregte wegen der Schmähungen welche die beiden Brüder gegeneinander drucken ließen. Im J. 1636 ging das Haus auf den Poeten Sarrazin über, der es vom Advocaten Patru gegen eine Besitzung im Pays de Caux austauschte und seinerseits für eine Secretairstelle des Königs verpfändete. Da er die Zahlungen vergaß, ward es nach langem Rechtshandel im Ausruf verkauft und 1646 von Frau von Lafayette erstanden. Sie schenkte es dem Dichter Segrais um ihn für die Secretairstelle bei der grande Mademoiselle, Tochter Gaston's von Orleans, Bruder Ludwig's XIII., zu entschädigen, eine Stelle die er in Folge eines literarischen Streites mit dem Prinzen von Conti im Hôtel Rambouillet verlor; und vielleicht auch um ihn für einige literarische Dienste zu belohnen welche dieser Dichter der Schriftstellerin erwiesen, indem er für sie die Geschichte des Romans verfaßte welche die Vorrede zur „Zaïde" bildet, und das Manuscript der „Princesse de Cleves" durchsah und corrigirte. Fräulein von Scudéry bewohnte daselbst den ersten Stock, Racan einen Theil des vierten. Auf ihre Bitten trat Segrais an Saint-Amand, den Verf. von „Jonas", ein Giebelstübchen ab, in welchem er alt und gebrechlich im höchsten Elende starb. Das Haus ward nachmals Eigenthum von Lancri, ersten Maler Ludwig's XV., welcher hier sein Atelier einrichtete und alle Gemälde für Brimborion fertigte, ein Schlößchen der Frau von Pompadour in Bas-Meudon. Hr. von Sénancourt, Verf. von „Obermann", hat hier in den letzten Zeiten der Revolution und den ersten des Kaiserreichs gewohnt. Ebenso Alphonse Esquiros, welcher unter der letzten Regierung daselbst blieb, und Felix Pyat, den dies Haus noch beherbergte als im Monate Juli 1849 Befehl zum Niederreißen kam. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 58. — 8. März 1850.


## Arnold Ruge und Pastor Dulon.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Während in diesen Lehrsätzen Dulon noch über Ruge hinausgeht, bleibt er doch in andern sehr wesentlichen Punkten hinter ihm zurück. Bis zu der Abschaffung von Dienst und Lohn und zu der Vertheilung von „gleichen Antheilen am Societätsgewinn" schwingt Dulon sich nicht empor; ja er ist sogar unhöflich genug gelegentlich zu sagen:

Der Traum von Gütergemeinschaft und Gütervertheilung, von Gleichheit im Besitz von Geld und Gut ist ein hirnloser. Er kann nur platzgreifen in Köpfen die weder die Welt, noch die Menschen, noch das Wesen der Freiheit kennen, die keinen Begriff von menschlicher Tugend und menschlicher Würde haben. Ungleichheit wird bleiben, muß bleiben und ob ein Engel vom Himmel die Demokratie errichtete.

Wie? Ruge sollte die Menschen und das Wesen der Freiheit nicht kennen? Ruge sollte keinen Begriff von menschlicher Tugend und menschlicher Würde haben? Ruge, der Schöpfer des wahren Menschen?!?! Und sein herrliches Project von den freien Societäten sollte hirnlos sein?! Ueberhaupt muß man gestehen daß Dulon sich zuweilen ganz so äußert als wenn er — ein Reactionnair wäre; es finden sich höchst bedenkliche Aeußerungen in seinem Buche, Aeußerungen wie man sie eher etwa „dem elenden Bassermann" zutrauen sollte als Dulon. Man höre! Dulon sagt unter Anderm:

Blicken wir nach einer andern Seite. Da sehen wir Arbeiter. Unter ihnen wackere, verständige, ehrenwerthe Männer in großer Zahl, aber auch — welche Verblendung! Die Freiheit soll ihrer Trägheit bequeme Ruhepolster verschaffen. Sie wollen viel verdienen, aber wenig arbeiten. Sie wollen das große Wort führen, Geltung haben, ihren Willen durchsetzen, aber nach Bildung, nach Würdigkeit, nach sittlicher Tüchtigkeit, nach klarem Verständniß Dessen was noththut trachten sie nicht. Sie wollen Freiheit, ja Freiheit, aber daß bürgerliche Freiheit ohne sittliche Freiheit unmöglich Dauer und Bestand haben kann, Das verstehen sie nicht. Sie wollen Gerechtigkeit für sich, und fangen damit an die Gerechtigkeit Andern zu versagen. Sie wollen glücklichere, frohere Tage sehen und freveln im rohen Unverstande gegen die billigsten und vernünftigsten Gesetze. Sie wollen Umgestaltung des Bestehenden zu ihrem Heile, und verschmähen es den Rath einsichtsvoller Männer zu beherzigen deren Liebe und Treue ihnen bekannt ist. Da treten uns Männer des bisher vorzugsweise sogenannten Bürgerstandes entgegen. Gott weiß es wie hoch wir die Männer des Bürgerstandes ehren; wie wir das ganze Gewicht und die hohe Bedeutung dieses Standes aus vollem Herzen anerkennen. Aber nimmer werden wir dem Bürger, dem Handwerker Recht geben wenn er sich geberdet als sei seit dem März die Welt nur für ihn da, als müsse die ganze Neugestaltung allein auf sein Interesse, auf den Vortheil seines Standes berechnet werden. Nimmer werden wir ihm beipflichten wenn er alle Rechte für sich in Anspruch nehmen, alle Lasten auf die Schultern der Begüterten wälzen, die sogenannten Vornehmen verdächtigen, die Reichen beargwöhnen, die höhere Geistesbildung geringschätzen will. Nimmer werden wir es rechtfertigen wenn er es vergißt daß der höhere Grad geistiger Durchbildung die umfassendere Kenntniß und die tieferdringende Einsicht, welche bisjetzt im natürlichen Gefolge ihres Bildungsganges vorzugsweise bei den Mitgliedern der sogenannten höhern Stände gefunden wird, bei der staatlichen Neubildung durchaus unentbehrlich ist. Ein engherziges, selbstsüchtiges Wählen, das neue Scheidewände baut, und neue Zwietracht säet zwischen den Angehörigen verschiedener Stände, das den Reichen zurückdrängen will weil er reich, und den Vornehmen weil er vornehm ist, ist durchaus und völlig undemokratisch. Kein Mensch, kein Stand darf sich allein wollen in der Demokratie. Jeder muß gelten was er werth ist, und seine Stellung darf nur abhängig sein von seiner Tüchtigkeit. Das Handwerk ist wichtig, — ist es der Handel, der Ackerbau weniger? Ist nicht die Blüte des Handels und des Ackerbaus die wichtigste Grundbedingung der allgemeinen Wohlfahrt? Wahrlich, solange die Selbstsucht und die Engherzigkeit nach Herrschaft strebt, trete sie hervor bei Königen oder bei Holzhackern, bei Grafen oder bei Schuhflickern, solange ist an den Segen der Demokratie nicht zu denken.

Man traut seinen Augen kaum wenn man dergleichen Aeußerungen in einem Buche findet welches außerdem Nichts als die radicalsten Tollheiten enthält. Man sieht aber aus solchen Stellen deutlich daß es Dulon ergangen ist wie es in den letzten Jahren Vielen ergangen. Der Rausch welcher ganze Völker ergriffen hatte hat in vielen Einzelnen so wunderbar nachgewirkt daß gesunder Sinn und wackere Gesinnung plötzlich in Tollheit und rücksichtslosen Ehrgeiz verwandelt erschienen. Nur muß man gestehen daß Dulon selbst da wo er sein politisches Rößlein die allerwunderlichsten Sprünge machen läßt, doch immer zugleich unverkennbaren Ernst der Ueberzeugung und redlichen Eifer zeigt, und man kann daher wol annehmen daß solche Stellen wie die zuletzt angeführte, so selten sie auch in seinem Buche sind, doch in Wahrheit seine ursprüngliche Gesinnung und Ansicht verrathen, und daß diese besonnenere und gesundere Ansicht nur für einige Zeit von jenen Phantastereien verdrängt worden ist, wie ja einst auch tüchtige und verständige Männer an den Thorheiten und Aus-

schweifungen der Flagellanten theilnahmen, von dieser Krankheit aber geheilt und somit wieder brauchbare und zurechnungsfähige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft wurden. Hoffen wir daß auch Dulon recht bald in dieser Weise genese! Ruge dagegen ist offenbar unheilbar.

Da dieses Büchlein „Vom Kampf um die Völkerfreiheit" in der That mit Talent geschrieben ist, so ist ihm auch eine Ehre angethan worden deren solche Bücher sich sonst nicht leicht erfreuen: es ist nämlich ausführlich und ernsthaft widerlegt worden. Ein Wilhelm Gröning, ein wackerer bremer Bürger, ebenfalls freisinnig, aber mit Maß und Verstand, hat sich die Mühe nicht reuen lassen ein Buch zu schreiben welches mindestens ebenso stark ist als das Dulon's, und keinen andern Zweck hat als diesem auf allen seinen Abwegen und Luftsprüngen zu folgen, und seinen Phantastereien besonnenere Ansichten entgegenzustellen. Diese Arbeit führt den Titel:

Pastor Dulon's Wühlerbuch: „Vom Kampf um Völkerfreiheit." Als solches gewürdigt von Wilhelm Gröning. Bremen, Schlodtmann. 1849. 8. 15 Ngr.

Höchst wahrscheinlich dürfte die Mühe welche Gröning an dieses Buch wendete eine ziemlich verlorene sein. Entschiedene Demokraten zu bekehren hat Gröning wol selbst nicht gehofft, und für den Besonnenen und Unterrichteten versteht sich fast Alles was Gröning sagt von selbst. Die Schrift desselben könnte also nur etwa den Zweck haben Leute die ohne bestimmte politische Meinung sind, und vielleicht in Gefahr wären durch Dulon's Beredtsamkeit in das Lager der Demokratie gelockt zu werden vor dieser Gefahr zu behüten.

Sonderbarerweise hat sich nun auch Jemand gefunden der seinerseits wieder ein besonderes Büchlein geschrieben hat um Gröning zu widerlegen. Dieses Büchlein heißt:

Gröning über Dulon. Bremen, Löning und Comp. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Der ungenannte Verf. dieser Schrift sagt: er habe das Buch Dulon's gelesen und sei „im Allgemeinen mit dem Verf. einverstanden gewesen", und hierauf habe er das Buch Gröning's gelesen, und sich sehr darüber gewundert daß dieser, der doch auch liberale Grundsätze als die seinigen bezeichne, dennoch an Dulon's Schrift soviel zu tadeln finde. Der Verf. sagt:

> Da nun Dulon Demokrat ist, Gröning sich auch zu demokratischen Grundsätzen in seinem Buche bekennt, und ich ebenfalls dieser Partei angehöre, so müßten wir Drei eigentlich Freunde sein. Weil aber Gröning dem Dulon bisjetzt noch feindlich gesinnt ist, so ist es die Pflicht des Dritten womöglich eine Verständigung herbeizuführen; denn was nützt der guten Sache eine solche Zersplitterung der Kräfte, die in Einigkeit soviel schaffen könnten.

Der wackere Verf. scheint ganz vergessen zu haben daß ja der „elende Bassermann" und ihm ähnliche Volksverräther, denen Dulon so übel mitspielt, sich auch „zu demokratischen Grundsätzen bekennen". Auch ist sein — des Unbekannten — Büchlein so geschrieben daß zu fürchten ist Gröning werde die dargebotene Vermittlerhand zurückgewiesen haben. Denn dieser angebliche Vermittler gibt Dulon Punkt für Punkt Recht und Gröning Unrecht, und überdies ist der Tadel welchen er Letzterm spendet oft von sehr sonderbarer Art. Unter Anderm findet er es im höchsten Grade tadelnswerth daß Gröning „viele der bedeutendsten Stellen (in Dulon's Buche) ganz mit Stillschweigen übergangen habe", und er legt auf diesen Umstand sogar soviel Gewicht daß er sich die Mühe nimmt ein Verzeichniß der Stellen anzufertigen die Gröning übergangen habe. Er bringt 14 solcher Stellen heraus! Es ist gewiß ein kaum je erhörtes Verlangen daß Jemand der die Ansichten eines Andern widerlegen will nun auch jede Zeile die der Gegner geschrieben hat speciell anführen und besprechen soll! Ferner entrüstet der Unbekannte sich sehr darüber daß Gröning behauptet Dulon habe gerathen daß die 34 deutschen Fürsten fortgejagt würden, und Dulon sagt doch nur: „Wird die Demokratie es dulden daß in dem einen Deutschland 34 Fürstenfamilien auf Rechnung des Volks zahlreiche Millionen verbrauchen?" Ei, ei, Herr Gröning, wie können Sie den wackern unschuldigen Dulon so sündlich verleumden!?!

In ähnlicher Weise wie Gröning Dulon's Ansichten zum Gegenstande der widerlegenden Erörterung machte, hat ein anderer Schriftsteller Ruge und seine sämmtlichen Mitarbeiter an den „Hallischen Jahrbüchern" auf das Korn genommen. Das Buch in dem Dies geschicht führt den Titel:

Die Hegelweisheit und ihre Früchte. Oder: Arnold Ruge mit seinen Genossen in den Hallischen Jahrbüchern und in der Paulskirche zu Frankfurt und anderswo. Briefe an den Pastor Fix von J. K. A. G. Müglich. Regensburg, Manz. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verf. dieser Schrift war als Protestant geboren, trat aber 1839 zum Katholicismus über und lebt jetzt als katholischer Priester zu Regensburg. Er bespricht in der vorliegenden Schrift nicht weniger als 90 Aufsätze der „Hallischen Jahrbücher", einen nach dem andern. Der Hauptinhalt der Schrift besteht in Ausrufungen der Verwunderung und der Entrüstung über die Unverschämtheit der Verfasser der genannten Aufsätze. Die 40 Briefe, in denen diese 90 Aufsätze besprochen werden, sind übrigens schon vor zehn Jahren geschrieben, nur den letzten der hier mitgetheilten Briefe hat der Verf. erst vor kurzem geschrieben. In diesem letzten Briefe bespricht er die Bewegungen der letzten anderthalb Jahre, und entrüstet sich besonders darüber daß manche Abgeordnete in der Paulskirche verlangt haben die Kirche solle mehr als bisher unter die Aufsicht des Staats gestellt werden. Die ganze Schrift ist beinahe weniger gegen Ruge als vielmehr gegen den Protestantismus überhaupt gerichtet. Luther wird darin als der Haupturheber aller seit seiner Zeit von den Feinden der katholischen Kirche gegen diese verübten Frevel bezeichnet.

36.

## Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 57.)

Gewiß wäre es dankenswerth wenn Einer die Stimmen die in Deutschland zu der Jubelfeier Goethe's lautgeworden sind sammelte, und in Einem Bande niederlegte, als ein Document der Dankbarkeit, Ehrfurcht und Liebe die Deutschland einem seiner größten Söhne schuldig ist, die es in einem Jahre ausgesprochen hat wo anderweitige, tief in Leben und Herz der Nation eingreifende Interessen dieselbe in Anspruch nahmen. Daß es Viele gab die über diesen Interessen des Tages dennoch jenes Tages eingedenk waren der vor 100 Jahren Deutschland seinen größten Dichter gab, Das ist erfreulich und eine Bürgschaft daß, um mich der Worte Schelling's zu bedienen, „Deutschland bei aller Schwäche und innern Zerrüttung doch noch groß und reich ist an Geist", indem es Den ehrt der vor Allem durch diesen mächtig war.

Alles was uns als bezüglich auf die Goethe-Feier durch den Druck zugekommen ist hier aufzuführen erlaubt der in d. Bl. uns angewiesene Raum nicht. Wir nennen, uns bescheidend daß gar manches Nennenswerthe uns entgangen sein mag, nur Folgendes:

„Die Goethe-Feier zu Berlin im Jahre 1849" enthält Reden bei dem Festmahl, dem auch der türkische Gesandte Davoud-Oghlou, ein Mann von schwärmerischer Begeisterung für Goethe, beiwohnte, gehalten vom Prof. Rosenkranz, Director August, Generaldirector der Königlichen Museen Olfers, Prof. Rötscher, in welchen Poesie, bildende Kunst und Tonkunst dem Dichterfürsten wie persönlich huldigen; an Gedichten fehlt es nicht, ernsten und scherzhaften. Den Beschluß macht der von Tieck im J. 1832 zu Goethe's Todtenfeier im dresdener Theater gedichtete, nun für die theatralische Feier des J. 1849 zugerichtete Epilog. Einen unvergleichlichen, tiefen Eindruck mußte es machen als am Festmahl der achtzigjährige Freund des gefeierten Dichters, Alexander von Humboldt, nach ergangener Auffoderung das Wort verlas das er in das von der Prinzessin von Preußen für die im weimarischen Schlosse den großen Genien Weimars gewidmeten Säle gestiftete Album niederschrieb: „Dem Andenken an den Einfluß eines Herrschergeschlechts auf Erweiterung und Verschönerung der freien Gedankenwelt, auf den Ausdruck zarter Empfindung, auf die Bereicherung der Sprache sind sinnig diese Blätter gewidmet. Wenn nach vielen Jahrhunderten die hier heimischen Gesänge wie Stimmen aus der Vorwelt ertönen, wird ihre ungeschwächte Kraft noch erfrischend, belebend und bessernd auf die spätesten Geschlechter wirken."

Leipzig, das Goethe als Studenten sah, dann öfters als Gast, das einen Oeser, Rochlitz, Hermann unter seine Bürger zählte, hatte besonders Ursache sich bei der Feier zu betheiligen. Des bedeutendsten Beitrags, den O. Jahn lieferte, haben wir gebührend gedacht. Wir nennen noch zwei kleine Schriften von S. Hirzel: „Fragmente aus einer Goethe-Bibliothek" und „Goethe-Ausstellung zu Leipzig am 28. Aug. 1849", wovon die erstere unter Anderm die Thesen enthält über die Goethe in Strasburg am 6. Aug. 1771 um den Doctorgrad zu erhalten disputirte, die andere Das aufzählt was zur Beschauung öffentlich in Leipzig ausgestellt war: Bildnisse Goethe's und verwandter oder befreundeter Zeitgenossen, Handzeichnungen des Dichters, Radirungen desselben, Handschriften und eine zahlreiche Sammlung gedruckter Werke Goethe's, worunter viele jetzt sehr seltene erste Drucke.

Einen Prolog von K. Gutzkow zur Aufführung seines Lustspiels „Der Königslieutenant" enthält nebst einem Bericht über die ganze Goethe-Feier das „Dresdener Journal" in Nr. 238—240.

Die frankfurter Festlichkeiten sind in der „Illustrirten Zeitung" (Nr. 325) zu finden. Anmuthig ist die Schilderung im „Morgenblatt" von der Feier zu Wetzlar und in Garbenheim unter der einen noch stehenden Linde des Kirchhofs. Gern gedächten wir noch der trefflichen Rede Platner's in der akademischen Aula Marburgs, der inhalt- und gedankenreichen Vorlesung Berthold's über Goethe's „Anatomia comparata", gehalten in einem Kreise göttinger Verehrer und Verehrerinnen des Dichters. Doch können wir diesen Artikel nicht schließen ohne ein Wort über die Feier die in Weimar begangen ward. Man sieht daß Goethe'scher Geist auch in der im Widerspruch gegen ihn bewegten Zeit dort nicht entflohen ist. In der That ist die Feier des 28. und 29. Aug., dieser Beginn derselben mit Vocal- und Instrumentalmusik am Grabe Goethe's, eine Stätte, einzig in ihrer Art, die Aufführung des „Tasso", die des „Jahrmarkts von Plundersweilern" am nächsten Tage im Park des classischen Tiefurt, das glänzende Concert, das unter der Leitung Liszt's zum Schluß im Theater gegeben ward, so wohlgeordnet, so sinn- und geistreich durchgeführt daß sie die gelungenste unter allen genannt werden dürfte.*) Auch an einer Illumination und Ausschmückung der Stadt, die an die bei Karl August's Jubelfeier bewiesene Meisterschaft der Weimaraner erinnert, fehlte es nicht. Wer an die alberne Sage von Goethe's vornehmem, aristokratischem Wesen glaubt, der lese die Inschrift über einer kleinen Sackgasse dem Goethe'schen Hause gerade gegenüber:

> Den Mann von so viel Geisteskraft
> Liebt heut' noch seine Nachbarschaft.

Sie leuchtete gewiß bedeutend unter vielen glänzenden.

Vor Allem aber großartig, in Goethe's Sinn gedacht und ausgeführt war das Fest in der Bibliothek, deren neuer Ausbau am 28. Aug. geweiht wurde. Welchen Eindruck der Saal, dessen Wände die Bildnisse der ältern Fürsten aus der Reformationszeit, der Gründer der Landesuniversität, wie der neuesten tragen, welchen Eindruck die Bilder und Büsten der großen Geister Weimars, besonders des in den verschiedenen Lebensaltern dargestellten Gefeierten, machen mußten, Das spricht die vortreffliche „Rede des Oberbibliothekars Preller" aus, die wegen der Wahl des Gegenstandes, wegen der wahrhaft oratorischen Hereinziehung des Locals und der ungesuchten Beziehung auf das Fürstenhaus das diese Räume gründete, erweiterte, schmückte, den Genius dem das Fest galt pflegte und ehrte, ein Meisterstück genannt werden darf. Denn meisterhaft ist der Gedanke dessen praktische Wirksamkeit sich durch Goethe's ganzes Leben offenbart durchgeführt, der Gedanke dessen Verwirklichung die Sorge aller Edeln und Tüchtigen unserer Zeit sein sollte, wie er es ist, der Gedanke der dem 28. Aug. 1849 Anspruch gab ein Fest des deutschen Volks zu sein: „daß wir vor allen Dingen ehe wir weiter streben das richtige Gleichgewicht zwischen dem Alten und dem Neuen herstellen, daß wir mit unserer ruhmvollen Vergangenheit, die wir im blinden Eifer für das Neue zu wenig gewürdigt haben, einen neuen Bund knüpfen, und daraus für alle Zukunft ein richtiges Verständniß und eine maßvollere Haltung gewinnen sollen." Das war Goethe's Sinn, den er so herrlich in dem gleich nach seines Karl August Hinscheiden zu Dornburg geschriebenen Briefe ausdrückt, in dem er die schönen Worte dichtete:

> Laßt fahren hin das allzu Flüchtige;
> Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
> In dem Vergang'nen lebt das Tüchtige,
> Verewigt sich in schöner That.

---

*) Es ist kaum glaublich was die „Grenzboten" berichteten, daß es in Weimar eine Partei gibt die das Festcomité schon vor der Feier schonungslos angriff, weil es sich „octroyirt" habe. Das Wort läßt vermuthen woher der Wind bläst. Indeß die frankfurter Buchdrucker beschlossen ja auch ihre Fahne durch Betheiligung an dem Festzuge zu Ehren des größten Sohnes ihrer Stadt nicht zu entweihen.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die lebendige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

37.

## Bibliographie.

Almanach für Freunde der Schauspielkunst auf die Zeit 1850. Herausgegeben von A. Heinrich. 14ter Jahrgang. Berlin, Lassar. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Arx, A. v., Phantasieen im Berner Kornhauskeller. Mit Illustrationen von H. von Arx. Bern, Jent u. Reinert. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Unsere Bekenntnißschriften, eine Hauptquelle unserer Uebel; oder: Beweis aus der Schrift und der Natur der Sache, daß die Lehren der protestantischen Bekenntnißschriften ganz unbiblisch und verwerflich sind, und mit innerer Nothwendigkeit zum Unglauben und zur Sünde, damit aber auch zum Untergang der Nationen hinführen, die Wiederherstellung der wahren christlichen Lehre also, deren Grundzüge hier nachgewiesen werden, das dringendste Bedürfniß unserer Zeit ist. An die Geistlichen und Laien gerichtet von einem Protestanten. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 8 Ngr.

Braungard, H. A., Theorie der Bewegung der Himmelskörper, so wie der im Weltalle wirkenden Kräfte, basirt auf eine Analyse der magnetischen Kräfte. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 10 Ngr.

Cramer, J. A., Einleitung in die Psalmen. 19 Abhandlungen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Francke, St. M. A., Patriotische Predigten, gehalten vor den katholischen Gemeinden zu Nauen, und Stargard, in Pommern, 1848, und 1849. 1stes Heft. Berlin, Brandes u. Schultze. 8. 12½ Ngr.

Häfelin, F., Der nothwendige Einfluß der Kirche und ihrer Diener auf die Gestaltung eines christlichen Familienlebens. Synodalproposition, mit Reflexionen von J. U. Oschwald. Zürich, Meyer u. Zeller. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Lange, W., Zum Verständnisse Friedrich Fröbel's. 1ster und 2ter Beitrag. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 12. 10 Ngr.

Leibnizens gesammelte Werke aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgegeben von G. H. Pertz. III. Folge. 1ster und 2ter Band. — A. u. d. T.: Leibnizens mathematische Schriften herausgegeben von C. J. Gerhardt. I. Abtheilung. 1ster und 2ter Band. Berlin, Asher u. Comp. 1849, 50. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Sechsunddreissig ungarische Lieder und Gedichte. Aus Berzsenyi, Kölcsey und Vörösmarty übersetzt von G. Stier. Halle, Schmidt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Montalembert, v., Der hohe und niedere Radicalismus in seiner Feindseligkeit gegen Religion, Recht, Freiheit und Gesittung in der Schweiz, Frankreich und Italien. In Teutschland mit Rücksicht auf die Gründung der Reichsverfassung von F. J. Buß. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Drei Theile. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Raudot, M., Der Verfall Frankreichs. Uebersetzt von C. van Dalen. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 12 Ngr.

Schatte, L., Lebensbilder aus der deutschen Nationalversammlung. Drei Lieferungen. Schw. Hall, Pfeiffer. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Sue, E., Die Geheimnisse des Volks oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Herausgegeben von E. Meyen. 1ster Band. 1stes Heft. Berlin, Literarische Association. 8. 3 Ngr.

— — Dasselbe. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Troxler, J. P. V., Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Heil. Programm einer bessern Zukunft. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 15 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 4te vermehrte Auflage. Zwei Bände. Marburg, Elwert. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weber, J., Neuestes und ausführliches Comptoir-, Post- und Zeitungs-Lexikon, enthaltend die geographische, statistische, historische Beschreibung aller Erdtheile, Länder, Staaten, Städte rc., nebst Angabe ihrer Lage, Producte, Fabrik- und Handelsverhältnisse rc. in alphabetischer Ordnung. Nach den neuesten und vorzüglichsten Quellen und mit besonderer Beziehung auf unsere jetzigen politischen Verhältnisse bearbeitet. M. Gladbach. 32. 12½ Ngr.

## Tagesliteratur.

Beta, Der Genius Octroa. Politisch-satirische Posse. Mit Illustrationen von W. Scholz und G. Heil. Berlin, Lassar. Gr. 8. 5 Ngr.

Blaeser, C. F., Die Lösung der socialen Frage philosophisch und staatswissenschaftlich entwickelt. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Böricke, J., Meine Selbstvertheidigung. Im Gefängnisse geschrieben und zunächst allen mir wahrhaft befreundeten Mitbürgern gewidmet. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 4 Ngr.

Dumhof, F., Die Sorge für die Nachwelt. Predigt, gehalten am 15. Jänner 1850, dem Gründungsfeste der freien christlichen Gemeinde in Nürnberg, und dem Tage der Eröffnung der Synode daselbst. Fürth, Schmid. Gr. 16. 1½ Ngr.

Finsler, G., Abschiedsworte an die Gemeinde Neumünster. Predigt über 1. Kor. III, 21—23. gehalten am 30. Dezbr. 1849. Zürich, Meyer u. Zeller. 8. 3 Ngr.

Freytag, E., Geschichte von Ungarn, von der Einwanderung der Magyaren im J. 899 bis zur Beendigung der Revolution im J. 1849. Eine getreue Darstellung der merkwürdigen Geschichte des ungarischen Volkes, mit besonderer Berücksichtigung der ungarischen Revolution von 1848 und 1849. Mit den Biographieen von Ludwig Kossuth, Dembinsky, Bem, Görgey, Perczel, Klapka, Jellachich rc. Nebst einer speziellen Karte von Ungarn. Leipzig, Wengler. 8. 5 Ngr.

Gerhard, F., Was will die Demokratie? Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1½ Ngr.

Gubitz, R., Ein Beitrag zur jetzigen Stellung der richterlichen Beamten in Preußen. Aktenstücke. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Hirzel, H., Der Herr ist der Geist. Eine Mahnung an die Welt und an die Kirche unserer Zeit. Synodalpredigt gehalten den 30. Oktbr. 1849. Zürich, Meyer u. Zeller. 1849. Gr. 8. 4½ Ngr.

Horváth, S., Graf Ludwig Batthyány, ein politischer Märtyrer aus Ungarns Revolutionsgeschichte und der 6. Oct. 1849 in Ungarn. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Koester, Ueber die Gefahren des deutschen Verfassungs-Entwurfes vom 26. Mai 1849 für den preußischen Staat. Vortrag gehalten am 17. Jan. 1850 im 7. Kreisvereine. Berlin, Behr. Gr. 8. 5 Ngr.

Lichterfeld, F., Theodor Mögling vor dem Standgerichte zu Mannheim den 19. Oct. 1849, zur Charakteristik der badischen Standgerichte. Mannheim. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Orth, E., Die Hirten und die heiligen drei Könige. Predigt, gehalten am zweiten Christtage 1849. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wachenhusen, D., Beiträge zur Lösung unserer Gewerbefrage. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 5 Ngr.

Wiesner, A., Herr Heinrich Laube gegen Friedrich Hecker, Robert Blum, Adolph v. Trützschler, die Wiener Studentenlegion. Einige Streiflichter über das Pamphlet: „Das erste deutsche Parlament." Leipzig, Matthes. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 59. —— 9. März 1850.

## Deutschland und die deutsche Sprache.

Sprachkarte von Deutschland, entworfen und erläutert von Karl Bernhardi. Zweite Auflage, unter Mitwirkung des Verfassers besorgt und vervollständigt von W. Stricker. Kassel, Bohné. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies Buch, den deutschen Geschichtsvereinen zu Förderung des gemeinsamen Zwecks vom Verf. dringend empfohlen, und in seiner ersten Auflage (1844) den in Kassel versammelt gewesenen Philologen Deutschlands, in gegenwärtiger den Mitgliedern der frankfurter Nationalversammlung gewidmet, welche Erinnerungen und Empfindungen ist es wie durch seinen Inhalt so jetzt durch die bloße, gewiß andern zukunftfrohern Tagen angehörende Widmung in einem deutschen Gemüthe zu erwecken geeignet!

Ein Deutschland, frei und stolz und stark in sich und nach außen, reichend womöglich so weit hin die deutsche Zunge klingt, und wenn bisher, aller Gaueigenthümlichkeit in Mundart, Sitte, Recht u. s. w. zum Trotz, im Bewußtsein und leider fast nur im Bewußtsein der Gleichheit von Grundcharakter, Sprache, Wissenschaft und Lied sich als volkliche Einheit, dann von nun ab auch durch mächtige politische Bande zu Einem mannichfaltig-einheitlichen Staats-Ganzen engest zusammengeschlossen fühlend und werthachtend, Das soll, sollte es sein, jenes vielverheißene und vielersehnte Gelobte-Land, das nach mehr denn dreißigjährigem Irren und Schmachten in der Wüste endlich von den Kindern Tuisko's, wähnten sie, erblickt, sei's nun weil ihnen kein gottgeweihter Moses den rechten Weg gezeigt, oder weil das Maß der Jahre noch nicht erfüllt, oder weil dem Weltgeist gefiel hinfüro den deutschen Namen (man wagt es von Trauer befallen nicht auszudenken) — genug abermals ein eitel gleißend Dunstbild scheint.

Breitet sie aus, vor euch, ihr Deutschen, die dem Buche beigegebene Karte mit des deutschen Volkes sprachlichen, d. h. seinen ethnisch natürlichsten Abgrenzungen, und zur Linken, so ihr wollt, die Karte des Romanischen*), zur Rechten die des slawischen**) Sprachgebiets, und schaut mit Augen welch ein verhältnißmäßig kleines Stücklein Erde euer ist, dazu eingeklemmt zwischen jene beiden übermächtigen Nachbarstämme, die außer dem germanischen in Europa fast allein nur noch geschichtliche Geltung haben. Begreift dann und fühlt, wenn euch der Verstand und das patriotisch warmschlagende Herz nicht völlig abhanden kam unterm Getobe selbstisch-eigensüchtiger Leidenschaft, das Eine was euch vor allem Andern noththut: Eintracht zu Hause, einmüthig-kräftiges Auftreten gegen alle fremden Einmischer. Oder, geht hin zu Jupiter in seinen Himmel, wie der Poet welcher bei der Theilung der Erde zukurzgekommen: denkt aber nicht, von zu später Einsicht und Reue euch überraschen lassend, ihr unseligen Träumer, dieser Himmel stehe für euch auf Erden. Warten würde die Hölle eurer hier, treffen euch, vielleicht noch euch selbst, vielleicht erst, Dies gewiß, eure Kinder, Enkel das Loos des Pflugstiers (sic vos non vobis) der keuchte unterm Joche morgen- und abendländischer Deutschlandstheiler und Deutschlandstreiber. Am Tage der Entscheidung hülfe wenig die Berufung auf deutsche Gemüthstiefe, das Pochen auf unsere Geistesfülle und wissenschaftliche Ueberlegenheit.

Mieden wir doch endlich einmal den freilich altgewohnten Fehler germanischen Sinnes, über allzu eifrigem Hindrängen nach individueller Selbständigkeit und Vereinzelung (einst schon Griechenlands Unheil!) in centrum-fliehender Richtung des Mittelpunkts selbst verlustigzugehen und seiner zusammenbindenden Stärke! Wie die Sonne die ihr in Liebe zugewendeten, oft von Monden umwandelten Wandelsterne, selbst von ihnen hinwiederum

*) Von August Fuchs in dessen werthvollem hinterlassenen Werke: „Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen" (Halle 1849).

**) Siehe Schaffarik's, bei den vielen verwickelten Sprachverhältnissen Osteuropas, so z. B. in den Gegenden an der untern Donau, äußerst bunte, umsomehr aber unsere Bewunderung und unsern Dank verdienende „Slovansky semevid" (Slawische Sprachkarte, Prag 1842). B. Biondelli's „Prospetto topografico delle lingue parlate in Europa" und „Regno delle lingue Indo-Europee" (auch die außereuropäischen Colonien angebend) bei seinem wie es scheint in Stocken gerathenen „Atlante linguistico d'Europa" (Mailand 1841), wovon ich nur den ersten Band kenne, sind noch, wie z. B. die Klaproth'sche „Sprachkarte von Asien", zu wenig detaillirt um tiefereingehenden Anfoderungen zu genügen. Wilhelm Obermüller gibt in Lüdde's „Zeitschrift für vergleichende Erdkunde", II, 94—104, von seinem im „Atlas ethno-géographique" (Paris 1842): „Planche ethnologique de l'Europe, IIe édit. revue et augmentée", beobachteten Verfahren, Farbenwahl u. s. w. erwünschte Rechenschaft.

getragen und gehalten, durch das Gleichgewicht einander widersprechender Kräfte jeden in vom Finger Gottes ihm vorgeschriebener Umschwungsweite trägt und sich ewig nah und doch zugleich, ohne daß sie je zusammenklumpten, fernhält: — so sei das künftige Deutsche Reich! Traum, wenn man will, ideologisches Hirngespinnst; nicht Traum, schönere Wirklichkeit, auch, wenn man will, wenn die Deutschen, getrieben von höherm Egoismus, dem Selbsterhaltungstriebe ihrer Nation, mit dem ernstlichen Gesammtwillen es wollen. Was Nation sei? z. B. Frankreich wird's euch sagen was Nation nicht sei, fragt darum das „polyglotte" Oestreich. Einheit in der Vielheit an beiden Orten, aber eine wie verschiedene! Dort drinnen eine natürliche Einheit, ein einziger und, wie zerfahren sie seien in politischer Parteistellung, dennoch allen Gliedern gemeinsamer Herzschlag, in zusammengehörigem Leibe die eine selbe Seele welche in Einer Sprache ihren lebendigen Ausdruck findet; hier draußen und drüber in einer Faust welche mit straffem Zügel widernatürlich, wie Pferd und Ochs, zusammengejochte, einander weder sprachlich noch geistig verstehende Völker und Völkerbruchstücke, wenn auch lange, doch mühsam und nothdürftig zusammenzwängte, — bloße Gewalt, Staatskunst, besser gesagt, auf die Dauer auch ohnmächtige — Künstelei, welcher Natur in Unnatur zu verkehren leichter fällt als sie tödten, vollends das Unmögliche zu vollbringen: Unnatur in Natur, in ein καϑῆκον der Stoiker, in ein naturae et rationi consentaneum verwandeln. Ihr Diplomaten und Minister, hinwischen könnt ihr mit eurem einfarbigen Pinsel über die Sprachkarten: unvertilgt, laßt es euch gesagt sein, bleiben oder kehren sie wieder — usque recurrunt — unter der Tünche aus, höchstens, allmälig verbleichend, schwinden nach Jahrhunderten die Flecken und Farbenkleckse *), welche Sprachunterschiede anzuzeigen der Kartenfertiger aufs Papier warf; und, so wenig ihr des Mohren Haut wandelt, so wenig oder kaum etwas mehr die Sprache der Völker, ihr geheimstes und doch offenbarstes Innere. Ihr habt keine Gewalt an ihr. Bis zur Stunde seinem an Zahl mächtigern Halbbruder, dem romanischen Spanier, unwillig sich beugend und oft mit ihm in unversöhnlich-bitterm Kampfe, hat der Baske sein ihm eigenes, vor Kelten, Römern, Gothen, Arabern, Romanen geborgenes Sprachidiom, lebendige Ruine vom alten Iberertum, in seine Berge geflüchtet und unvergessen in Gedächtniß und Uebung behalten. Wie der Ire, im Grunde alle keltischen Völkerreste Großbritanniens dem Sachsen (in Jener Munde vielleicht das allergehässigste der ihnen bekannten Wörter) noch heute grollen, wer weiß es nicht? und, glaubt es mir, nicht blos aus politischem Haß, angefacht und genährt von politischer Unterdrückung, ebenso sehr in dem ihrem Herzen noch tiefer, mit noch giftigern Essenzen eingeätzten Gefühle sprachlich-nationaler Abgeschiedenheit von dem fremden Eindringling, ihrem jetzigen Herrn. Nicht bekehrst du den Slawen zum Deutschen oder umgekehrt; nicht Beide zum Magyarenthum, wie jüngst, freilich in Etwas entschuldigt von staatlich höchst unbequemen Mißständen, welche allerdings in jedem Staate und so auch in Ungarn Vielzüngigkeit erzeugt, der Magyar durch einseitiges Machtgebot durchzusetzen sich vermaß. Bindet Dänen und die Deutschen Schleswig-Holsteins fester zusammen als sie bisher gewohnt gewesen: ebenso füglich könntet ihr Feuer und Wasser zur Einheit verschmelzen; und doch sprechen Dänen und Deutsche nicht einmal einander wildfremde, gegentheils nahverwandte Sprachen.

Luther, ein anderer Hermann, der die Römer zum zweiten male schlug, nicht mit Eisen, mit dem Schwerte des Geistes, ihm schuldet Deutschland auch die Ausbildung und die Verbreitung seiner κοινή, des seitdem von allen Gebildeten aller deutschen Lande gepflegten Gesammtheiligthums, jenes Hochdeutsch, welches die andern einheimischen Mundarten — umhergeworfene Glieder auch eines Dichters, des sprachschaffenden Genius — selten noch anderswo als am traulichen provinzialen Herde duldete, aller sprachlichen Sektirerei und Zersplitterung so siegreich für immer ein Ende machte daß selbst das katholische Deutschland die einherrschaftliche Macht und Majestät der protestantischen Bibelsprache anerkannte. Es gibt kein größeres Volk (oft ist es schon mit kleinen der Fall) das nicht mundartlich in sich mehr getheilt wäre. Frankreich, der mannichfaltigen Untermundarten zu geschweigen, hat in diesem Betracht seinen Süden und Norden; desgleichen Deutschland. Zwischen beiden aber waltet der große Unterschied daß, wenn dort Provençalisch, allmälig aus der Literatur sich zurückziehend, dem Nordfranzösisch den Platz räumte, hier, polarisch entgegengesetzt, aus der südlichen Sprechweise das jetzt allgemeine Schriftdeutsch sich entwickelte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Ein Beispiel: Häusler's „Sprachkarte der östreichischen Monarchie" (1846), prangend, als wäre jenes um dieses Umstandes willen sehr beklagenswerthe Reich mit mehr als kaleidoskopischer Willkür und Zufälligkeit zusammengewürfelt, von narrenjackig-lächerlichem Farben- und Sprachgemenge.

## Zur Charakteristik Machiavelli's.

Soviel über diesen außerordentlichen Mann geschrieben worden ist, so werden doch seine Schriften und Handlungen immer neuen Stoff zur Beurtheilung bieten: je tiefer man in diese Schriften eindringt, je mehr man sie namentlich im Zusammenhang betrachtet, umsomehr wird die schlimme Meinung welche die Analyse einzelner veranlassen dürfte einer gerechtern Würdigung seines Strebens Platz machen. Die neuesten traurigen Zeiten Italiens, welche so manche Analogien mit den ersten 30 Jahren des 16. Jahrhunderts darbieten, sind nicht ungeeignet Machiavelli in günstigerm Lichte erscheinen zu lassen: was diesmal noththat that damals noth, und Zersplitterung der Kräfte und Uneinigkeit brachten das Land aufs neue um die Gelegenheit sich zu entsprechenderer politischer Gestaltung zu erheben. Dies war das Ziel nach welchem Machiavelli beständig hinstrebte, und zu dessen Erreichung Personen und Mittel ihm zuläßig schienen welche die strengere Moral entschieden verwerfen muß. Er irrte sich in Beidem, aber das Ziel stand lebendig vor seiner Seele wie er es klar vor uns, seine Leser nach drei Jahrhunderten und mehr, hingestellt hat.

Dies Ziel leuchtet über alle großen und kleinen Miseren seiner Zeit, über seine eigenen beschränkten Lebenslagen und traurigen Schicksale hinweg, und wenn wir heute über des Mannes Irrthum uns wundern können der von Cesare Borgia oder Lorenzo de' Medici von Urbino das Heil Italiens erwartete, so dürfen wir diese und andere Irrthümer nicht hart beurtheilen bei Dem welcher die große Wahrheit erkannte daß Italien ohne Einigung, mochte sie auch durch einen Borgia, kurz durch irgend eine feste Hand erreicht werden, zu Nichts und wieder Nichts gelangen würde.

Ein Brieffragment Machiavelli's ist neulich in dem florentiner Archiv der Riformagioni aufgefunden worden, welches zugleich von seiner richtigen Beurtheilung der Verhältnisse wie von seiner Nutzanwendung der Geschichte und seiner Ergebenheit gegen die Medici, die es ihm schlecht lohnten, Zeugniß gibt. Man hat seine Anhänglichkeit an diese Familie, nachdem er doch unter dem frühern streng-republikanischen Regiment als Staatssecretair gedient, oft angegriffen: aber man sollte nicht außer Acht lassen daß er der Demokratie nie hold war, daß er mit vielen andern der ausgezeichnetsten Staatsmänner seiner Zeit deren Fortbestehen in Florenz unter den gegebenen Verhältnissen, und nach der Wendung der öffentlichen Dinge seit dem Sturze der Adelsherrschaft, der Albizzi (1434), für eine Unmöglichkeit hielt, und überhaupt die Ansicht hegte man müsse die Menge eher kräftig im Zaume halten als ihr Theilnahme an der Staatsgewalt gönnen. Zur Erläuterung des erwähnten Brieffragments, welches in dem florentiner Journal „Lo Statuto" mitgetheilt worden, ist Folgendes vorauszuschicken. Als im J. 1494 die Medici zum zweiten mal aus Florenz vertrieben wurden, confiscirte der Staat ihre Güter, welche theils verkauft theils verschenkt wurden. Als sie im J. 1512 zurückkehrten suchten sie das Verlorene wiederzuerlangen, und eine aus fünf Bürgern bestehende Commission wurde eingesetzt das alte Mediceische Patrimonium den dermaligen Besitzern wiederabzufodern. Da schrieb Niccolò Machiavelli an den Cardinal Giovanni, der nicht lange darauf Papst Leo X. ward, einen Brief von welchem folgendes längere Bruchstück geblieben ist.

„.... Einen andern Umstand noch werde ich Euch mit Ehrfurcht ins Gedächtniß zurückrufen, in der Hoffnung daß meine Zuneigung zur Entschuldigung der Kühnheit dienen werde. Es sind fünf Beamte ernannt worden um die gegenwärtigen Besitzer Eures Eigenthums aufzufinden und sie zur Rückerstattung anzuhalten. Es ist unvermeidlich daß Dies mit schwerer Beeinträchtigung Einzelner geschehe; denn Kauf und Zahlung haben stattgefunden, und der Handel ist unter öffentlicher Gewährleistung geschlossen, und auf diesen oder jenen Rechtstitel begründet worden. Da nun Jeder den neuen Erwerb seinem bisherigen Einkommen hinzugerechnet, so wird er den Verlust als einen schweren ihm zugefügten Schaden betrachten: denn die Menschen klagen lauter über einen Meierhof den man ihnen genommen als über Vater oder Bruder die man ihnen getödtet. Den Tod vergißt man bisweilen, die Habe niemals. Der Grund ist einfach: Jeder weiß daß durch eine Staatsveränderung ein todter Bruder nicht wiedererweckt werden kann, wol aber der Meierhof sich wiedererlangen läßt. Wenn Dies im Allgemeinen der Fall ist, so findet es besonders auf die Florentiner Anwendung, welche eher geizig sind als großmüthig. Ich glaube nun daß es Eurem Hause vielmehr noththut Freunde zu gewinnen als zu verlieren: Dies ist aber nicht der Weg dazu. Ich will Euch an ein Beispiel in Eurer eigenen Familie erinnern. Als Cosimo de' Medici starb, empfahl er Eurem Großvater Piero er sollte alle öffentlichen und Privatangelegenheiten mit Messer Diotisalvi (Neroni) berathen und seine Weisungen wie die eines Vaters befolgen. Nach Cosimo's Tode vertraute sich nun Piero völlig dem M. Diotisalvi an und bat ihn von den Vermögensverhältnissen des Hauses Kenntniß zu nehmen und ihm Rath zu ertheilen, auf daß er nach Regelung der eigenen Angelegenheiten mit jenen der Republik sich beschäftigen könnte. Als nun M. Diotisalvi Piero's Vermögensumstände untersuchte, fand er dieselben sehr in Unordnung, und da er gesehen daß dieser Gläubiger vieler Bürger bis zur Summe von 20,000 Dukaten und mehr war, und er schon im Sinne hegte den Medici zugrundezurichten und aus Florenz zu verjagen, zeigte er ihm die Unordnung in seinen Geschäften und die Nothwendigkeit derselben ein Ende zu machen. Dazu sei es nöthig sich der ausstehenden Gelder zu bedienen, weshalb er ihn ermahnte die geschuldeten Summen von den Bürgern einzufodern. Piero glaubte ihm und gerieth darüber in Gefahr seine Stellung in Florenz zu verlieren; denn er ward beim Volke so verhaßt daß M. Diotisalvi und M. Luca (Pitti) ihn aus der Stadt vertreiben zu können hofften, was zu der Staatsveränderung des Jahres 66 Anlaß gab. So wiederhole ich denn meinen Wunsch: daß Eurem Hause Freunde gewonnen werden, nicht Feinde. Ich würde vorschlagen daß man einen Gesetzentwurf einbrächte gemäß welchem die Commune von Florenz eine gewisse Zeit hindurch Eurem Hause 4—5000 Dukaten jährlich zahlte, als Entschädigung für die frühere durch diese Commune getroffene Verfügung über Eure Güter. Alles Dies bemerke ich mit treuer Anhänglichkeit: Ihr selbst möget gemäß Eurer Weisheit darüber entscheiden."

Funfzehn Jahre hindurch blieben die Medici im ungestörten Besitz ihrer Autorität in Florenz, bis die Revolution des Jahres 1527 sie nochmals und zwar zum letzten mal auf drei Jahre ins Exil trieb. Während dieser Zeit, die wesentlich durch das Pontificat zweier Mediceischen Päpste ausgefüllt ward, blieb Machiavelli fast ganz von wichtigen Geschäften entfernt, denn auch Clemens VII. brauchte ihn nur spät. Ist Dies für seine Heimat zu beklagen, so verdanken wir dieser Zeit hingegen seine meisten und größern Werke: „Il principe", die „Discorsi sopra la prima Decade di Tito Livio", die „Istorie fiorentine", die „Arte della guerra". Welches seine Gesinnungen, seine trübe Stimmung und Ansichten waren als jene Umwälzung von 1527 stattfand, und die öffentlichen Verhältnisse seiner Vaterstadt aufs neue der äußersten Ungewißheit, den Chancen eines Kriegs unterlagen welcher den Rest der Freiheit zerstören mußte, wissen wir durch gleichzeitige Schriftsteller, namentlich aus Giovanni Batista Busini's merkwürdigen Briefen an M. Benedetto Varchi, in denen er dem Historiker der berühmten Belagerung von den innern Vorfällen während derselben und den mithandelnden Personen Nachricht ertheilt.

Machiavelli blieb immer arm. Daß sein Amt als Staatssecretair und seine vielfachen Missionen ihm keine Reichthümer erwarben ersieht man aus seinen Depeschen, aus welchen in Beziehung auf die pecuniaire Stellung der damaligen Abgesandten in dem Aufsatz von A. von Reumont: „Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse" (im „Historischen Taschenbuch" von 1841), mehre Stellen mitgetheilt worden sind. Manche seiner Briefe schildern uns sodann seine beschränkten häuslichen Verhältnisse in den Jahren nach seiner Dienstentlassung. Zur Bekräftigung Dessen was er selbst sagt dient ein kürzlich im Mediceischen Archiv aufgefundener und bekanntgemachter Brief Francesco Vettori's, eines der angesehensten florentinischen Staatsmänner jener Zeit, in Gesandtschaften wie in der innern Verwaltung viel gebraucht und zu den Häuptern der Mediceischen Optimatenpartei gehörend. Als Schriftsteller ist er durch einige kleine, die Geschichte seiner Zeit betreffende Werke bekannt, durch die Relation über seine Gesandtschaftsreise zu Kaiser Maximilian im J. 1508 und den Abriß der italienischen Begebenheiten in den J. 1512—27, erstere zu Paris, letztere vor kurzem in dem „Archivio storico italiano" gedruckt. Francesco Vettori gehörte, wie aus Machiavelli's Briefwechsel bekannt ist, zu dessen standhaften Freunden, und suchte ihm wo er es vermochte zu nützen und ihn zu fördern. Am 18. April 1514 schrieb er von Rom aus an Lorenzo Strozzi:

„Spectabilis vir et tanquam frater. Niccolò Machiavelli wird zu dir nach dem Monte (der Staats-Creditanstalt) kommen

um seine Geldangelegenheiten zu ordnen. Er ist mein vertrauter Freund, arm und brav: mag das Gegentheil sagen wer will, er ist es doch und ich kann's bezeugen — er und ich haben's so gemacht daß wir uns viel in der Welt umhergetrieben ohne je einen Heller beiseitezulegen. Er findet sich mit schwerer Last und geringem Einkommen, ohne einen Quattrin und mit starker Familie. Ich empfehle ihn dir so dringend ich vermag, und bitte dich ihm aus Liebe zu mir irgend eine außergewöhnliche Erleichterung zu gewähren. Mir könnte keine größere Freude geschehen als zu vernehmen daß dieses Schreiben ihm genützt, was von dir abhängt. Anderes habe ich dir nicht zu sagen, außer daß ich nochmals ihn wie mich selber dir empfehle. Christus habe dich in seiner Obhut.

Franc. Victorius orator Romae."

Gewiß ist dieser Brief so ehrenvoll für Vettori wie für Machiavelli, welcher damals auf seiner Villa bei S.-Casciano in den gedrückten Verhältnissen lebte, wovon er selbst eine so anschauliche Schilderung hinterlassen hat, die man bei allen seinen Biographen, unter Andern bei Artaud, lesen kann.

Ein harter Ankläger Machiavelli's vom moralischen wie vom politischen Standpunkte aus ist neuerdings in dem Grafen Cesare Balbo aufgetreten. Was man gegen den Segretario Fiorentino und die ganze politische Richtung seiner Zeit sagen kann resumirt sich so ziemlich in dem Urtheil welches dieser ausgezeichnete Historiker und Denker in seinem trefflichen „Sommario della storia italiana" ausspricht, und welchem hier eine Stelle vergönnt sein mag, so wenig auch Einzelnes in diesem Urtheil mit der Ansicht des Schreibers dieser Zeilen übereinstimmt: „In seiner Jugend war Machiavelli ganz der Mann der Praxis, gebildet aber kein Gelehrter. Mit 29 Jahren erlangte er das Amt des zweiten Staatssecretairs der reconstituirten Republik, und behielt es 14 Jahre lang bis zur Rückkehr der Medici, währenddessen er zu vielen Gesandtschaften verwendet ward: beim französischen Könige, beim Kaiser, beim Papst, beim Borgia und andern dieser von Grund aus verderbten Politiker. Seine Depeschen zeigen ihn selber wenig verschieden, was weder Verwunderung noch argen Scandal zu erregen braucht. Nach der Rückkehr der Medici seines Amtes entlassen, der Verschwörung angeklagt, verhaftet, gefoltert, durch Dazwischentreten Leo's X. befreit, empfand oder zeigte er mindestens nicht Dante's Zorn gegen seine Verfolger: er ging zur Mediceischen Partei über, und auch Dies ist ein gewöhnlicher Fall. Er wünschte wieder in den Staatsdienst einzutreten, dem Feinde der Regierung welcher er gedient hatte, dem Principat nach der Republik zu dienen; Das ist gleichfalls etwas sehr Gewöhnliches. Doch hintangesetzt entwarf er eine Schrift, ein politisches Memorial welches er den Medici widmete ohne es herauszugeben. Es war das bekannte Buch vom Fürsten, in welchem ein großer Zweck mit den berühmten Worten Papst Julius' II. vorangestellt wird, der Zweck Italien von den Barbaren zu befreien, wo aber die Mittel jene der damaligen Fürsten, Völker und Politik sind: List, Verrath, Gewaltthätigkeit, Rache, Grausamkeit. Hier wird die Schuld groß, ja ungeheuer, in der Verderbtheit wie in ihren Wirkungen. In der Verderbtheit, welche unendlich größer bei dem Schreibenden ist als bei dem Handelnden, indem jenem die Entschuldigung wie die Verführung der Praxis fehlen; in den Wirkungen, weil es gottlob Wenigen gegeben ist in der täglich sich erneuenden Praxis dauerndes Uebel zu stiften, während der durch ein unsterbliches Buch veranlaßte Schaden Generationen hindurch währt. Unnütz dünkt mich die oft wieder angeregte literarische Streitfrage: welches des Verfassers Zweck gewesen? Seine eigenen Worte scheinen mir deutlich einen doppelten Zweck zu enthüllen, einen niedrigen persönlichen, sich bei den Fürsten in Gunst zu setzen welche die Republik zerstört in deren Diensten er gestanden; einen erhabenen allgemeinen sodann, die Unabhängigkeit. Der erstere aber erscheint hier schlimmer denn je, der zweite herabgewürdigt durch die Schlechtigkeit der vorgeschlagenen Mittel. Denn damals, wie früher und später und immer, konnte und kann Unabhängigkeit nie durch solche Mittel errungen werden, selbst nicht durch die Gewandtheit, die Zweideutigkeit, die versteckte Geschicklichkeit und die Geheimnißkrämerei welche noch das geringere Uebel an der Politik Machiavelli's sind. Ein Streben welches zur Unabhängigkeit führen soll ist gerade das welches am meisten der Einhelligkeit bedarf, und diese, Dank sei dem Himmel und Dem was Göttliches in der Menschennatur geblieben, wird nur durch offene, aufrichtige, ich möchte sagen plumpe Tugend zuwegegebracht. Darum glaube ich daß niemals ein Buch einer Nation solchen Schaden zugefügt hat wie das vom Fürsten Italien: es hat die Unabhängigkeitsbestrebungen verderbt und verderbt sie noch. Bei manchen Guten finden wir ein Heucheln des Bösen; sie bilden sich ein die Politik könne nicht praktisch sein ohne falsch oder mindestens versteckt zu sein: ein Irrthum in welchem sie durch diese Autorität und diesen Codex bestärkt werden. Dies umsomehr je schöner das in demselben vorgesetzte Ziel ist; Dies umsomehr als Machiavelli, von den Medici vernachlässigt, später in den Betrachtungen über Titus Livius und in den Geschichtsbüchern ungleich weniger schlimme Grundsätze entwickelte; Dies umsomehr als er in allen seinen Werken, fast der Einzige, einfach, rein, natürlich, ein Feind des gewöhnlichen pedantischen Periodenbaus, kurz: ohne Vergleich der zierlichste und trefflichste aller unserer ältern Prosaiker ist. Uebrigens verfolgte den großen Politiker das Unglück bis an sein Lebensende. Die Medici brauchten ihn endlich wieder, aber kurz vor ihrem neuen Sturz 1527. Darin erging es ihm besser daß er diese Katastrophe nur um wenige Tage überlebte: ihm blieb nicht Zeit mit dem Glückswechsel noch ein oder zwei mal zu wechseln. Ein wahres Verdienst hatte er: er predigte, förderte, ordnete volksthümliche Bewaffnung und Waffenkunde in seiner verweichlichten Vaterstadt und schrieb darüber sein Buch vom Kriege. Ein Leben Machiavelli's nach wahrem Moralprincip geschrieben und ohne die gewöhnliche traurige Sucht Alles und Jeden in Italien zu vertheidigen, würde für die Bildung der gegenwärtigen und künftigen vaterländischen Politik ein sehr nützliches Werk sein."

Soweit Balbo, welcher was die ganze Richtung der Politik jener Zeit betrifft, als deren Repräsentanten man Machiavelli immer hinstellen mag, nur nicht als deren Urheber, unzweifelhaft Recht hat, am wenigsten Recht aber wo er auf des Florentiners Sinnesänderungen hindeutet. Machiavelli, Guicciardini, Vettori u. A. dienten Alle der Republik unter Soderini's Banneramt, aber sie waren darum nicht mehr Republikaner als heutzutage Odilon-Barrot und Hr. Falloux. Ueber das Loos demokratischer Republiken in unserer alten europäischen Gesellschaft, mag der Präsident auf zwei Monate oder auf drei Jahre gewählt sein und etwas mehr oder minder Befugnisse haben, hat schon der Anfang des 16. Jahrhunderts den Stab gebrochen. Es ist noch ein Glück wenn sie so heroisch fielen wie im J. 1530 die florentinische. 4.

---

## Bibliographie.


Drobisch, T., Faxen aus Sachsen. Neue Folge. 1stes Heft: Carnevalscherze. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 4 Ngr.

Hartmann, M., Der Krieg um den Wald. Eine Historie. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr.

Horst, G. v. d., Populäre Anschauungen der übersinnlichen Welt. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 15 Ngr.

Jürgens, K., Zur Geschichte des Deutschen Verfassungswerkes 1848—49. In zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung: Vom Frühjahr bis December 1848. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Leubuscher, R., Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 12 Ngr.


Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 60. —— 11. März 1850.


## Deutschland und die deutsche Sprache.

(Beschluß aus Nr. 59.)

Sollen wir neiden dem Griechen jene (von Jacobs in einer eigenen Abhandlung aufgezeichneten) schönen Vortheile welche aus literarischer Benutzung der vier griechischen Hauptmundarten, zumeist freilich nur in der Dichtung, früher auch selbst in der Prosa sein glücklicher Jünglingsgenius zog? Ich meine, kaum. Auch er, in die Jahre nachdenklicherer Ueberlegung und umfassendern Blicks gelangt und, allerdings mit Abbruch an politischer Unabhängigkeit, immer mehr von der engen Cantönlibühne hinweg zu höherer Bestimmung berufen auf einen Weltschauplatz, auch er fühlte und, einmal gefühlt, befriedigte das Bedürfniß eines zum erweiterten Geistesverkehre nöthigen Tauschmittels von minder eigensinnig-individuellem Stempel. Wer lauschte nicht gern von Zeit zu Zeit süßem Gesange einer Muse in ländlicher und, nicht in allgemeinmodischer, in eigenthümlich besonderer Landestracht? Wem wäre nicht vor Allem lieb Hebel's naiv-holdselige Landsmännin? Und doch, kommt sie uns nicht vor wie ein schüchternes Landmädchen, höchstens wie eine, freilich solchen Anblicks schon gewohntere tiroler Sängerin in einem Prunksaale inmitten stolzer Gewänder und im Witzfeuer einer Unterhaltung noch blendender als die Blitze der Kronleuchter? Nein; was sollten wir auf dem deutschen Büchermarkt mit einem mundartlichen Haderdurcheinander, etwa wie auf Leipzigs Messe, von Bairisch-Westfälisch, Allemannisch-Meißnisch, Thüringisch-Friesisch, oder gar Berlinisch-Wienerisch? Nichts als leidiges Babel der Verwirrung, noch tiefer einfressender Eifersüchtelei zwischen den Provinzen, noch ärgern aus Bruderzwist entspringenden politischen Gesammtunglücks als in Folge zu wenig centripetaler Anziehung im deutschen Volkscharakter ein hartes, aber gerechtes Geschick über Deutschland nur zu oft schon und mit zu schwer aufliegender Last verhängte! Thoren wir, denen ein größerer Stolz däucht Preuße oder Baier, Sachse oder Hanoveraner, Anhalter oder ein noch geringerer Wicht sein und heißen denn — ohne darum (kein unauflöslicher Widerspruch!) häuslicher und hausväterlicher Behaglichkeit im provinziellen Daheim gänzlich zu entsagen — öffentlich im allgemein-öffentlichen Leben in den Namen Deutscher, welcher (wollten wir einmüthig) der stolzesten einer wäre unter allen Völkernamen, unsern ganzen Stolz, das beste Theil unserer Kraft legen. Drei mal Thoren, daß wir, sonst alle Welt nachzuahmen bereit, nur in dem Einen Niemand nachahmen: Volk, ein einiges, großes Volk, sein zu wollen, was wir, es genügt zu sagen, durch die — Sprache sind.

Ich vergesse mich, allein Eins sei noch gesagt. Nicht genug daß, jeden zu grellen Abstich binnenländischer Abtrennungslinien Deutschlands inskünftige zu meiden, mit desto markig-festerm Pinselstrich alle nach außen gekehrten Sprach- und Landesgrenzen scharf zu bestimmen und zu wahren einzig frommt, unsere Politik muß noch weiter hinausgreifen. Ich rathe zu Anderm als Eroberung; doch, ich rathe zu Eroberung, — unblutiger! Jüngst sahen wir umgehen wie ein drohend Gespenst, über kurz oder lang vielleicht schlimmer als Gespenst, den — Panslawismus. Napoleon's Reich, was war es anders als ein allromanisches? Es ist wieder in Stücke gegangen; vielleicht nur deshalb weil es an Germanen- und Slawenthum zu früh oder zugleich an beiden sich vergriff. Kann es nicht, wer bürgt uns daß nicht, das einmal gewesene wiedererstehen? Was stellen wir Deutschen entgegen diesen, Gnad' uns, wenn etwa gar über den gemeinschaftlichen Raub sich verständigenden Leviathans in Ost und West mit weitaufgethanem breiten Rachen uns zu verschlingen? Uneinigkeit und innern Zwiespalt. Hoc signo *non* vinces, Germania! Eines heiligen, d. h. unantastbaren und für jeden schnöden Angriff abwehrbereiten, Deutschen, nicht (Das sei vergessen) Römischen, Reichs vor Allem bedarf es; aber dies Reich stütze sich, wenn auch zunächst und zumeist auf die eigene Kraft, doch, kann es mit Ehren und auf Grund gegenseitigen Vortheils geschehen, zugleich auf möglichst weiten — Pangermanismus, auf Verbündung mit allen uns nächstverwandten Stammgenossen. So erfodert es die Natur, so ein über zeitliche Zufälligkeit erhabenes ewiges Interesse Deutschlands. Ebenso sehr aller nichtdeutschen Germanen; sie werden es, die letztern, erkennen, wenn (ja leider erst zu sagen wenn) Deutschland, zu neuer einheitlicher Macht erstarkt, einen gleich festen Stütz- und Anlehnepunkt ihnen

als sie uns zu gewähren vermögen sich im Stande fühlt. Im Bunde mit der Schweiz, mit den uns nördlich vorgelagerten Reichen: Holland, Großbritannien, Skandinavien, mit all diesen germanischen, dazu vom frischern Anhauche des Protestantismus durchweheten Ländern (wollen wir nicht hinüberblicken auch nach Nordamerika und den andern fernen Siedelungen germanischer, insbesondere englischer Abkunft), welchem Feinde wäre ein einiges Deutschland nicht stark genug die Zähne zu weisen, wäre es auch der Zar an der Spitze seiner im griechischen Glauben erstarrten Horden, oder der Papst mitsammt der ganzen lateinischen Kirche?

Wo aber blieb inmittels einer langen Abschweifung das Buch? Der Verf. gab es seinen Mitabgeordneten in Frankfurt als Andenken mit „zur Erinnerung an die lebhaften Erörterungen über die natürlichen (!) Grenzen des Deutschen Reichs", und man halte damit zusammen was über „unser widernatürlich gespaltenes Vaterland" mit jetzt mehr noch als am 11. Juni 1848 beherzigungswerthen Worten aus Frankfurt schrieb ein anderer Sprachforscher, Jakob Grimm, in der Widmung seiner „Geschichte der deutschen Sprache" an Gervinus! Sollten Verf. und Leser einer Betrachtung den Platz misgönnen welche, allem gegentheiligen Scheine zuwider, stets das Buch im Gedächtniß und Auge behielt bei einer auf den gleichen Gegenstand bezüglichen Erörterung? Es zerfällt nämlich in zwei Abtheilungen: 1) „Die deutsche Sprachgrenze nach außen", 2) „Abgrenzung der verschiedenen deutschen Mundarten", und bildet somit, von allen politischen und sonstartigen Grenzen absehend, eine reine Sprach- (oder zieht man den übrigens fast damit identischen Ausdruck vor: Volks-) Geographie Deutschlands nebst kartlicher Veranschaulichung. Die Karte gibt einmal ein Abbild des gesammten deutschen Volks nach seiner sprachlichen Umgrenzung, d. h. im Gegensatze zu den umwohnenden, nichtdeutsch, sondern andersredenden Völkern; dann — nach innen zu — umzieht sie mit, weil theils in der Wirklichkeit verschwimmenden, theils sprachwissenschaftlich noch zu unbestimmt erkannten, deshalb minder scharfen Linien die mundartlich am hervortretendsten in sich geschiedenen Volkschaften. Grimm fodert politische Wiederherstellung alter Stammgrenzen, wie z. B. Thüringens, der beiden Hessen; Bernhardi geht darauf aus an der Hand der Geschichte „aus den gegenwärtig bestehenden Sprachverhältnissen und der mundartlichen Verschiedenheit des deutschen Volks womöglich einen Schluß zu gewinnen auf dessen ursprüngliche Stammverhältnisse oder doch mindestens Hülfsbeweise für Forschungen über die Urgeschichte Deutschlands". So würde die Sprachkarte gewissermaßen zu einer gemalten Stammesgeschichte Deutschlands, in anderer Hinsicht politischer Entwurf zu Rückführung alter naturgemäßerer Stammes- und Gaueintheilung.

Wenn der Verf. vorzugsweise jenen historischen Standpunkt genommen, dagegen den übrigens mit der Aufgabe engverbundenen sprachlichen minder berücksichtigt zu haben offen bekennt, und ohnehin selbst seine Schrift „nur als Versuch auf einem neuen Felde und als Auffoderung zu einer gründlichern Bearbeitung des Gegenstandes" gelten läßt, so wäre es Unrecht ihm statt Dankes für die den Umständen nach schon bedeutende Leistung eine Anklage aus dem Nichtgeleisteten zu bereiten, was zu genügender Lösung der verwickelten — nicht Eines Mannes — Aufgabe ein Zusammenwirken mannichfacher Kräfte erfoderte, von Einzelnen nicht blos, von wissenschaftlichen Vereinen, vielleicht selbst — mittels der statistischen Bureaux — von den Regierungen. Das Verhältniß der beiden Ausgaben anlangend ist zu bemerken daß sich die Seitenzahl, ja, genauere Grenzbestimmungen nach außen hin (S. IX) und einige im Ganzen nur nebensächliche Zuthaten von Stricker abgerechnet, der Inhalt in dem Wiederabdrucke ziemlich gleichgeblieben. Dieser ist augenscheinlich etwas eilig betrieben; und an eine abermalige Auflage würde man höhere Anfoderungen stellen müssen. Daß S. 68 Theodor Schulz statt Schelz stehen gelassen, ist eine Kleinigkeit. Unangenehmer berührt oftmaliger Mangel an Rücksichtsnahme auf Schriften die seit der ersten Ausgabe erschienen sind. Ich weiß nicht ob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache" (1848) noch rechtzeitig herauskam; ich finde ihrer nirgend gedacht. Auch Karl Weinhold's aus Reichenbach vom 28. Febr. 1847 datirte „Auffoderung zum Stoffsammeln für eine Bearbeitung der deutsch-schlesischen Mundart", wo auf S. 6 in Schlesien drei Hauptmundarten angenommen werden: 1) die Gebirgsmundart; 2) die niederländische, auf dem rechten Ufer des Bobers im Saganischen und Sprottauischen, rechts vom Laufe des Schwarzwassers in ganz Niederschlesien und auf dem rechten Oderufer, auch in einzelnen Ortschaften des linken, so z. B. in den breslauer Kräutereien; 3) die mittelländische im Liegnitzischen und Hainauischen, welche einen Uebergang von der Gebirgsmundart zu der von Weinhold sogenannten niederländischen macht, auch dies, freilich die Streitfrage (S. 89) unberührt lassende Blatt mag leicht den Herausgebern nicht zu Gesicht gekommen sein. Kann man sich aber einigen Kopfschüttelns erwehren wenn man in der zweiten Ausgabe (S. 130) das Seufzen wiederholt findet nach sachverständiger Behandlung der mittelfriesischen Mundarten, während gerade diese neuerdings, namentlich in Ehrentraut's „Friesischem Archiv", 1847—49 (die Helgolander jetzt von Clement in der „Allgemeinen Literaturzeitung", 1849, Nr. 81—83), recht gründlich untersucht worden? So ferner scheint auf derselben Seite die Klage ungerecht als sei über die pommerschen Mundarten seit 1833 keine öffentliche Mittheilung erfolgt; eine Abhandlung darüber von Kosegarten s. in „Baltische Studien", 1845, S. 143 fg. S. 57 konnte in Betreff der angeblichen Gothen in der Krim an Maßmann's „Gothica minora" erinnert werden in Haupt's „Zeitschrift", I, 294 fg. Ich übergehe Anderes, wovon die Titel bei Jülg, Art. „Deutsch", und Höfer's „Zeitschrift", Bd. 2, zu suchen. Ueber zweifelhafte Einzelheiten (z. B. S. 88, wo sehr unpassend Schaffarik's Mengung

der Iberer Spaniens und eigentlichen Kaukasier mit dem grossen tatarischen Stamme als gültig hingenommen wird) mit dem Verf. zu streiten oder ihm etwanige Irrthümer nachzuweisen, dürfte hier wenig am Orte sein. Statt Dessen wird sich mit uns der Leser vielmehr des mühsam errungenen, und wie sehr auch im Besondern noch berichtigender Nachhülfe bedürftigen, doch wol im Grossen ziemlich sichern Resultats freuen. Auf der Karte sehen wir Deutschland von zwei grossen Linien, die der Quere nach laufen, durchschnitten und in drei, dem Umfange nach einander, mit grossem Maßstabe gemessen, ziemlich gleiche Theile zerlegt, durch welche drei mundartliche Hauptabtheilungen unsers Vaterlandes vorgestellt werden. Der Lauf der nördlichen Linie ist, von Osten angefangen, ungefähr folgender. An der polnischen Grenze bei Züllichau und Krossen unweit der Oder beginnend, setzt sie, nachdem die Lausitz im Süden geblieben, bei Lübben über die Spree, dann nördlich von Wittenberg, Dessau und Barby, südlich von Magdeburg, Aschersleben und Halberstadt über Elbe und den Harz (woselbst auch noch eine hochdeutsche Sprachinsel um Klausthal), biegt sich darauf etwas südwärts unter den südlichen Provinzen Hanovers nach Münden hin, wo von ihr die Werra und Fulda durchschnitten werden, und gelangt, Eder und Sieg im Süden lassend, in der Gegend von Bonn nicht völlig an den Rhein, läuft von hier mit nördlicher Wendung ohne ihn zu berühren dem Rheine parallel bis Düsseldorf, und endet bei Roermond an der Maas, sodaß, vom Niederländischen abgesehen, am linken Rheinufer höchstens nur zwischen Rhein und Maas sich noch ein niederdeutsches Stückchen Land vorfindet. Alles nun nördlich jener Linie von Deutschen bewohnte Land ist das Sprachgebiet niederdeutschen, davon südlich hochdeutschen Stammes. Letzteres zerfällt wieder in ein mittel- und oberdeutsches, zwischen welche sich eine Scheidelinie hinlegt, die in der Richtung von Westen nach Osten auf folgende Oerter stößt: Pfalzburg, Rastadt, Heilbronn, Donauwörth, Regensburg, Umgegend der Quelle des Regen, von wo ab böhmisch-slawisches Sprachgebiet anhebt. Hieraus ergibt sich: Preussen und Hanover nebst den andern kleinern Nordstaaten nehmen das zuerst genannte Bereich völlig ein, und überdem streckt Preussen noch gleichsam drei Landzungen südwärts in das mitteldeutsche Gebiet, nämlich die transrhenanische, thüringisch-sächsische, zuletzt schlesische. Den mittlern Raum füllen nicht ganz: Nassau und die beiden Hessen, Sachsen mit den sächsischen Herzogthümern, sondern auch von den im Süden belegenen Staaten reichen mehre mit ihren nördlichen Theilen (so namentlich Baiern mit Franken) in ihn hinein. Die Südstaaten sind, außer dem größern (deutschen) Theile der Schweiz und dem an Frankreich verlorenen Elsaß: Baden (Schwarzwald), Würtemberg, Baiern, Oestreich mit Tirol.

A. F. Pott.

---

## Bulwer und sein „King Arthur".

Nach einer erschöpfenden Analyse dieses in zwölf Bücher getheilten ersten grossen Epos des Novellen- und Theaterdichters Bulwer, des „erwählten Lieblings deutscher Frauen", fährt das „Edinburgh review" fort:

„Beim Ueberblicken der Art und Weise wie wir dieses gefeilte Gedicht unsern Lesern vorgeführt haben, gewahren wir daß es uns fast unbewußt so geschehen ist als wäre ihm verdientermaßen bereits ein dauernder Platz in der Literatur zuerkannt worden und es nur unsere Absicht gewesen das Studium desselben zu empfehlen und zu erleichtern. Wenn dies zu dem Schlusse berechtigt daß wir seinen Werth hoch stellen, so haben wir auch kein Hehl daß Solches der Fall ist. Unsers Bedünkens hat der Verf. Recht, daß er in ihm das am wenigsten vergängliche Denkmal seines Genius vermuthet. Mit Zuversicht erklären wir es nicht allein für das kräftigste und originellste Gedicht unserer jüngsten Zeit, sondern auch trotz allem Trügerischen einer kritischen Prophezeihung für würdig und für berufen seinen Platz neben den schönen, wenn auch nicht fehlerfreien Leistungen einzunehmen, welche einst die poetische Literatur Englands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts repräsentiren werden. Der Dichter, im Besitze vollgereifter, lange und mannichfach geübter Kräfte, wollte sich nicht begnügen eine pathetische Liebesgeschichte zu erzählen oder Ergüsse lyrischer Aufwallung zusammenzuschütten: er entwarf den kühnen Plan aus wunderbar wechselnden Stoffen ein symmetrisches und mächtiges Werk epischer Kunst zu erbauen, und was er geschaffen, gibt unwiderlegliches Zeugniß von dem echten Gefühle und der echten Phantasie des Dichters, aber auch von etwas Seltenerm und Höherm, von der tiefen Gedankenfülle des poetischen Künstlers."

„Indem wir daher von einem rühmlichst gekannten Schriftsteller einen werthvollen Beitrag zu den dichterischen Schätzen unserer Sprache mit wahrer Herzensfreude empfangen, ist es unser Recht und ist es unsere Pflicht das Werk in seinen Einzelnheiten um Vieles strenger zu beurtheilen als wenn es sich darum handelte einen jungen Anfänger zu Wiederholung eines gelungenen Versuchs aufzumuntern oder einen schon glücklich gewesenen Schriftsteller wegen eines neuen fehlgeschlagenen Versuchs zu trösten. Wir müssen demgemäß aussprechen daß wir nicht umhinkönnen in «King Arthur» Manches fehlerhaft zu finden, um so fehlerhafter je tiefer es in das Wesen der Dichtung eingreift. Einige dieser Fehler verringern unsern Dafürhaltens unbedingt den poetischen Werth des Werks, während andere, wenn sie es auch jenen gefühlvollern und sinnigern Geistern in denen eines Dichters Lied am harmonischsten wiederklingt um nichts lieblicher machen, ihm doch eine Chance benehmen ins Volk zu dringen." . . . .

„Wollten wir das Gedicht streng als Kunstwerk messen, den Punkt feststellen von welchem aus es gesehen werden muß, und die Art bezeichnen wie die Theile zu der Wirkung des Ganzen beitragen, so müßten wir bei mehr Raum auch mehr Lust haben auf eine ausführliche Kritik aller Einzelnheiten einzugehen. Es gibt eine Menge Stellen die uns ausgesucht schön dünken, im Gedanken wie im Ausdruck . . . . Der Charakter der Diction ist ganz des Dichters Eigenthum, nur lassen die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten sich besser fühlen als beschreiben. Ein Hauptfehler liegt vielleicht in einem Mangel an Ruhe und in einer Hinneigung zum Gekünstelten. Auch der Sinn ist bisweilen nicht recht klar. Ursache von alle Dem dürfte theils ein lobenswerthes Streben nach energischer, freilich zu oft durch harte Versetzungen erreichter Kürze sein, theils die dem Gedankengange des Dichters leitende metaphysische Richtung, theils die angehäuften Personificationen voll mythologischer und anderer Gelehrsamkeit, theils und am meisten die furchtbaren Schwierigkeiten welche die angenommene und obgleich sehr wohltönende doch selten gebrauchte Stanze einer langen und zusammenhängenden Erzählung entgegenthürmt.

Die Versification, nicht überall gut, ist an den besten Stellen meisterhaft, ebenso wohlklingend als geschickt und mannichfach abwechselnd. Namentlich ist das Couplet am Schlusse der Stanze oft ein entzückender Ohrengenuß. Die gewählten Bilder — in fast überreicher Fülle — sind ungemein mannichfaltig und häufig nicht nur poetisch schön, sondern auch wirklich neu. Einige der zartesten gehören der classischen Fabel und Kunst an. Das Vorwort sagt uns sie hätten Anstoß gegeben. Es würde uns leid sein sie zu verlieren."

„Wie in seinen übrigen Schriften, ob in gereimter oder ungebundener Rede, hat Sir Edward Bulwer Lytton auch in gegenwärtigem Epos weder durch einen glücklichen Stil noch durch glänzende Schilderungen seine Erfolge errungen oder erringen wollen. Seine Stärke ist weder lyrische Phantasie, noch Naturzeichnung, noch sogar dichterisches Einkleiden abstracter Gedanken. Sie liegt in der Darstellung menschlichen Lebens und Handelns mittels schlagender und anziehender Ereignisse, und öfterer noch als in seinen frühern Werken resultirt in diesem die Macht jener Darstellung weniger aus der Trefflichkeit besonderer Theile als aus dem kräftigen und geschickten Bau des Ganzen .... Die Art aber wie er sowol Charaktere als Begebenheiten moralisch aufgefaßt ist nicht blos an sich interessant, sondern auch eine beachtenswerthe Thatsache in der Geistesgeschichte des Dichters. Hier wie in einigen seiner neuesten Schriften zeigt sich ein offenbares Zurückschrecken vor den schwarzen Gläsern durch welche er einst die menschliche Natur und sociale Zustände zu sehen pflegte. Ein scharfer Beobachter von den Mängeln unserer Gesellschaft und mit tiefem Gefühl für die Kraft und für die Leiden der Menschen entwickelte er in seinen Gemälden des modernen, künstlichen Lebens das Interesse der Geschichte meist aus einem unmittelbaren und unversöhnlichen Widerspruche zwischen Charakter und Zustand. Daher in seinen meisten Schriften jener dunkle Anflug von Satire oder Mismuth oder von Beidem. Jetzt scheint es daß er müde im Herzen vom Verkehr mit einer Welt wo Wünsche gegen Wünsche kämpfen und Bestrebungen vor erreichtem Ziele hinsterben, sich der freien und schattigen Welt ferner Vergangenheit zugewendet hat, hingezogen zu ihr durch Gefühle ähnlich denen unter deren Drucke gedankenschwere und religiöse Männer aus Kriegsstädten flüchteten, um in der friedlichen Wüste sich Einsiedeleien zu bauen."

„«King Arthur» ist in einer Stimmung geschrieben wie sie Folge des Wanderns durch eine schöne und einsame Gegend nach langer Gefangenschaft sein möchte. Das Elend wovon der Wanderer Augenzeuge gewesen, und der Ekel den er empfunden, er konnte es nicht vergessen haben; doch brauchte auch, wie wir anzudeuten wagten, die Erinnerung sich nicht so eindringlich zu äußern. Im Allgemeinen ist aber der vorherrschende Gefühlston ein freudiger, hoffnungsvoller, elastischer. Namentlich bekleidet die von neuen und bezaubernden Reizen angeregte Phantasie alles Erschaute mit Farben ungetrübten Glanzes. Bei so bewandten Dingen war es natürlich daß der ethische Sinn und Ausdruck des Gedichts ein reiner und erhabener, die idealen Gestalten welche diese ideale Welt bevölkern mit moralischen Attributen ausgestattet wurden, welche sie der Region gewöhnlicher Sympathien vielleicht etwas zu weit entrücken." ....

„Indessen soll eben Gesagtes nur muthmaßen was Andere empfinden dürften, keineswegs das Gefühl bezeichnen womit wir dahingelangt sind dieses edel gedachte Bild gereinigter Menschheit zu betrachten. Hat jener Eindruck uns angewandelt, so ist er wieder verschwunden, während wir durch erneuertes Lesen uns mit dem Plane des Werks vertrauter machten, und unsere Phantasie für die schöne und majestätische Welt die es zu erschaffen gesucht sich mehr und mehr belebte." *)

8.

*) Wir kommen in einem größern Artikel auf Bulwer's Gedicht zurück. D. Red.

## Die ersten bekannten Verse von Bossuet.

Der gelehrte Benedictiner Dom Pitra, in der wissenschaftlichen Welt durch seine Forschungen über Unsere liebe Frau von Affighem bekannt, zeigt den Fund eines lyrischen Gedichts an welchen er in einem Museum der Bibliothek von La Flèche gemacht. Er entdeckte diese schöne Poesie, welche unten mit Beibehaltung der Orthographie folgt, in einer frommen Briefsammlung („Lettres de piété") unter der Nummer A, 99, mit der Jahreszahl 1744 (S. 352—354), und gründet die Authenticität darauf daß verschiedene Briefe eines Liedes gedenken welches Bossuet dichtete als er seine „Élévations sur les mystères" zu Ende brachte. Er theilte zuerst „der verschwiegensten und verborgensten seiner geistlichen Töchter, der Schwester Cornuau", Fragmente davon mit, und sandte ihr dann auf ihre Bitten das ganze Gedicht mit der Erlaubniß es einer kleinen Zahl von Personen lesen zu lassen. „Singen Sie", sagt er, „die Hymne welche ich Ihnen schickte; sie ist an vielen Stellen für Sie, und im Ganzen für alle Seelen ...." „Lesen Sie", setzt er irgendwo hinzu, „die Verse soviel Sie mögen; ich habe Gründe nicht an Jedermann Abschriften geben zu wollen." Dom Pitra äußert: „Nicht ein Schatten von Bossuet kann trügen .... Beim bloßen Klange dieser Stimme, dieser unnachahmbaren antiken Zahl, dem Tone dieses herrlichen Instruments, das mit jeder Note unsaglichen Reiz ergießt, waren wir überzeugt. Selbst die Kühnheiten welche die Strenge der Prosodie brechen um in vollen Wogen diesen Strom von Harmonie fluten zu lassen, haben uns vollends von der Richtigkeit unserer Annahme durchdrungen."

Tibi, silentium, laus.

Eternel, je me tais, en ta sainte présence,
Je n'ose respirer, et mon âme en silence
Admire la hauteur de ton nom glorieux.
Que dirai-je? Abymés dans cette mer profonde,
Pendant qu'à l'infini ta clarté nous inonde,
Pouvons-nous seulement ouvrir nos faibles yeux?

Si je veux commencer à chanter tes louanges,
Et que, déjà meslé parmi les choeurs des anges,
Je médite en moy-même un cantique charmant,
Dès que pour l'entonner ma langue se dénouë,
Je cesse au premier son, et mon cœur désavouë
De ma tremblante voix l'indigne bégayement.

Plus je pousse vers toi ma sublime pensée,
Plus de ta majesté je la sens surpassée,
Se confondre elle-même, et tomber sans retour.
Je t'approche en tremblant, lumière inaccessible,
Et, sans voir dans son fond l'estre incompréhensible,
Par un vol etonné, je m'agite à l'entour.

Cessez: Qu'espérez-vous de vos incertitudes,
Vains pensers, vains efforts, inutiles études?
C'est assez qu'il ait dit: Je suis celui qui suis;
Il est tout, il n'est rien de tout ce que je pense.
Avec ces mots profonds j'adore son essence,
Et, sans y raisonner, en croyant je poursuis.

Dieu puissant, trois fois saint, seul connu de toy même,
A qui je dis sans fin, dans mon ardeur extrême,
Je suis à toy, Seigneur, et mon cœur est rendu:
(Mais quoi! puis-je l'aimer autant qu'il est aimable?)
Répands dans mon esprit ton esprit ineffable,
Et reçois dans ta paix mon amour éperdu.

Descends, divin esprit, pure et céleste flâme,
Puissant môteur des coeurs qu'en secret je réclame.
Et toi qui le produis dans l'éternel séjour,
Accorde sa présence à mon âme impuissante;
Fais-en, car tu le peux, une fidèle amante,
Et pour te bien aimer donne-lui ton amour.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 61. — 12. März 1850.

## Eine kleine lyrische Gesellschaft.

Die Sänger welche heutzutage ihr Lied ertönen lassen gehören genau genommen einem Zwitterdasein an. Sie schweben und singen in einem Zwischenreich, welches nicht Diesseits nicht Jenseits, nicht Himmel noch Hölle, nicht kalt noch warm ist. Zwar mußten wir uns schon seit Jahrhunderten davon entwöhnen daß das deutsche Lied eine in sich selbständige, concrete, der Ewigkeit der Poesie selbst und der Unendlichkeit der Weltanschauung angehörige Gestalt war, denn die Zeit, das Zeitereigniß, die Zeitfrage bemächtigten sich des deutschen Gesanges; der Dichter mußte singen was der „Mensch der Zeit" Alles vermißte und ersehnte; die Menschenrechte, die unverweigerlichen, wurden im Lied lebendig; das politische Bewußtsein transfigurirte sich in ihm, und endlich hart an der Pforte der gewaltigen Katastrophe die wir unlängst durchlebten kann man sagen daß das deutsche Lied Nichts mehr war als: der politische Zeitbegriff ins Poetische übersetzt. Auf dies so ganz von seinem eigentlichen Sinn und Ursprung abgekommene Lied folgte die blutige Katastrophe selbst. Sie begann ganz naturgemäß mit dem März; denn alles Leben, jeglicher Trieb, Kraft und Saft erwacht im Frühling, nachdem vorher der eisigstarre Winter die Brust jedes Sängers versteinert, seine Kehle stummgemacht hat. Die Katastrophe, d. h. Das was an ihr vorläufig war, ist nun vorüber. Aber zugleich ist es auch vorläufig mit dem deutschen Liede aus. Anastasius Grün, Herwegh und Genossen sangen von einer Zukunft. Jetzt gibt es keine Zukunft; ja man kann, vom Standpunkt des Philosophen und Kosmopoliten ausgehend, sogar sagen daß für den Augenblick die Zeit aufgehört hat. Was jetzt sich als Zeit, als Gegenwart geberdet ist nur ihre Form, ihre Schale, ihre Hülse, ihr caput mortuum, ihr Nichtsein, das erst wieder Etwas werden soll. Ein Zwischending, ein „wolkiges Schattengesicht", wie es in der alten Ballade heißt von damals, als

> Die Zeiten menschlicher noch waren
> Und die Dichter göttlicher.

Hiernach ist die Behauptung: daß was heute singt und klingt nur einem öden, marklosen Zwitterdasein angehört, keine übertriebene. Sie rechtfertigt sich aus der Thatsache selbst. Was soll der Poet auch jetzt singen? Das unsterbliche Wesen, die concrete Unendlichkeit der Poesie, das Ewige der Zeit ist ihm abhandengekommen. Was er an dem Popanz hat der sich im Heute zukunftlos für die Zeit ausgibt, Dies ist nicht des Gesanges werth, und wer es besingt so oder so muß mehr oder weniger Fiasco machen. Und hier lägen uns denn einige solche jüngstdeutsche Liedesthaten — rettende sind es nicht — vor, die wir dennoch näher betrachten müssen. Und ebenso begegnen uns hier Sänger und Lieder von denen man auch nicht einmal unbestimmt behaupten kann ob sie dem limbus patrum oder dem limbus infantum, ob sie der Zeit oder Nichtzeit, der Vergangenheit oder der Zukunft, dem Vormärz oder dem Nachmärz, oder endlich dem Märzen-Idus selbst angehören. Diese armen Lieder-Hermaphroditen wissen es selbst nicht ob sie sich verspätet oder verfrüht haben. Niemand als die Poesie, die, eine trauernde Niobe der Nationen, jetzt ihr Antlitz verhüllt, weiß wie sie mit diesen Stiefkindern daran ist. Wer wüßte denn auch jetzt unter hundert Millionen Sterblichen ob er Vorläufer oder Epigone seiner Zeit ist, ob er seinen „Augenblick" anticipirt oder verschlafen hat?

Kommen wir nun ohne weitere Vorrede zu unserer kleinen lyrischen Gesellschaft. Das was ihnen als trübes Wesen der Gegenwart Gemeinsames anhaftet haben wir bereits angedeutet. Näher zu gruppiren sind diese kleinen Erscheinungen nicht; wir müssen sie also der Reihe nach, Mann für Mann nehmen und betrachten. Der erste Sänger der hier vor uns erscheint ist ein ganz blutrother Mann:

1. Republikanische Gedichte von P. F. Trautmann. Kassel, Raabé u. Comp. 1849. 16. 4 Ngr.

Das rothe Wesen dieser Lieder markirt sich schon großentheils in ihren Ueberschriften. Da finden wir: „Ein Lied von der Kette", „Chor der Erschlagenen", „Das Weltgericht", „Tanz mit Höllenbrei", „Eine Königsnacht", „Satans Landtag" und dergleichen mehr. Dieses Rasen, Toben, Blutschreien, Zähneknirschen, dieses Grinsen und Zähnefletschen des Hasses, wie es in Producten wie die vorliegenden zutagekommt, wo wir auf Stellen stoßen wie diese in dem Gedicht „Eine Königsnacht":

> Mit Milliarden Krallen
> Zerfleischt's seine Brust,

Sein Auge, vorquellend
Aus glühenden Lidern,
Sieht rings um sich her
Einen Ocean von Blut....
— — — — —
Haufen von Schädeln
Fletschen die Zähne,
Leichengerüche
Verpesten die Luft;
Aus jeder Höhle
Verglaster Augen
Zischt eine Schlange
Nach des Tyrannen,
Nach des Verfluchten
Herzloser Brust u. s. w.

Dieses tolle Geberden fängt an mehr als widrig zu werden, es wird lächerlich. Selbst die Hyäne und das Pantherthier wälzen sich nicht con amore im Blute herum wie etwa die Katze auf dem Baldrian zu thun pflegt; sie saufen es höchstens, und zu diesem ihrer Natur allerdings angemessenen Getränk genießen sie doch wenigstens auch einige solide Bissen Fleisch und Knochen. Solch menschlich sein sollendes Dichten aber ist unter so bewandten Zeitumständen beiweitem etwas Ekelhafteres als wenn wir den Tiger im Blute waten sehen. Unsere jungen Nachfreiheitsmänner mit der Tertianerbildung und sonst eben nichts Weiterm wollen doch bedenken: daß zwischen Washington, Brutus, Franklin und den Scheusalen Marat und Fouquier-Tinville eine Kluft des Unterschieds ist, weiter gähnend als der Abstand zwischen Himmel und Hölle, und daß das wahre und einzige Grundprincip aller Freiheit zuerst die Humanität ist. Auch der Quartaner kann auf Blutgedanken gerathen, wenn ihm z. B. sein Subconrector ein Strafpensum zudictirt hat: ich habe selbst einen solchen gekannt, und Das war vor 25 Jahren! Aber der Quartaner muß ja auch bekanntlich noch drei Classengenerationen durchmachen bevor er in Halle, Jena oder Erlangen seine blutdürstende Quartanerbrust mit dem „Corps- oder Renoncenband" schmücken kann.

Aus Nr. 2 weht uns die Luft eines Damenboudoir entgegen. Die uns Allen wohlbekannte, emancipirte Frau Luise Aston ist es welche auftritt.

2. Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte von Luise Aston. Leipzig, Weller. 1850. 16. 7½ Ngr.

In diesen Räumen geht es etwas milder zu, und was die Hauptsache ist, um Vieles poetischer. Wir kennen die Verf. und die Tendenzen ihrer Feder wie ihres Lebens; ich habe, wenn mir etwas Geistiges von dieser Dame vorgekommen ist, sie immer unwillkürlich mit dem Fräulein von Cardoville vergleichen müssen. Das tertium comparationis liegt auch wirklich sehr nahe: es ist diese Art von Emancipation die sich zuerst den freien Genuß zum angestammten Recht erheben will. Das Motiv ist durchaus sinnlicher Egoismus, es ist aber ein ebenso aufrichtiges und hängt auf das innigste mit dem Geschlecht zusammen. Eine Frau will niemals als Mann emancipirt sein, sondern sie will es immer als Weib, und gerade Dies ist der Hauptpunkt worin man diese die Emancipation predigenden Frauen ganz und gar verkannt hat. Dies ist gerade ihre poetische Seite: der Wille, die Sehnsucht, das heiße Streben ist die Ungebundenheit des weiblichen Seins und Wesens mitten in derselben bürgerlichen Gesellschaft die dem Manne bisher so himmelschreiendes Vorrecht ertheilte, die seit Jahrhunderten der Schmach den Fuß des Mannes auf den Nacken des Weibes gestellt hat. Das muß anders werden. Wie kann es anders werden? Wenn in dieser ungerechten Welt das Unterste zu oberst gekehrt wird. Und wie kann wiederum Dies geschehen? Durch politisch-sociale Revolutionen. So lautet der Katechismus von Frau Luise Aston und Consortinnen, und dieses üppig-geniale Geradedurchgehen ist eben ihre poetische Seite. Darum beschäftigen ihre glühende Imagination ebenso sehr die Freischärler als die Freiheit selbst; darum sind die „Freischärler-Reminiscenzen" in ihrer aufgeregten Seele natürlich mächtiger als der Begriff der Freiheit es ist welche sich in der unaufhaltsamen Entwickelung der Weltgeschichte macht, und darum gilt ihre stolze Verachtung zunächst ihrem eigenen Geschlecht, welches durchaus noch in der Blödigkeit verharren will nicht über seine jahrtausendalten Schranken hinausgehen zu wollen. Aber dieser Stolz, mit welchem der weibliche Libertin Luise vorläufig noch sein ganzes Geschlecht verachtet, ist auch ihre Poesie und zwar eine recht frische und verführische Poesie. Was diesen Punkt betrifft, so können exempla niemals odiosa sein, und darum stehe hier als Probe (abgesehen von allen Freischärlern und ihren Reminiscenzen) das folgende Gedicht.

Den Frauen.

Ihr richtet streng, der Sitte heil'ge Fem',
Und schleudert auf mein Haupt das Anathem!
Mögt ihr zu Boden stürzen eure Kerzen
Und schlagen an die Brust, so tugendreich:
Ich fühl' es mächtig in dem tiefsten Herzen,
Daß meine Sünde eurer Tugend gleich.

Der Unschuld Lilien mögen euch umblüh'n,
Das Roth der Scham auf euern Wangen glüh'n;
Wie Schwäne sich auf stillen Fluten schaukeln,
Gefühle still durch eure Seele zieh'n;
Wie Falter neckend durch die Blumen gaukeln,
Der Liebe Wünsche leis' vorüberflieh'n!

Quält euch ein flammend Sehnen fessellos,
Mögt ihr entsagen stolz und seelengroß;
Mögt still verzehren eure heiße Jugend,
Auskämpfen ritterlich den heil'gen Krieg,
Und mit dem Vollmachtsbriefe eurer Tugend
Dem Tod, der Hölle nehmen ihren Sieg!

Ich achte dennoch eure Tugend nicht,
Verwerfe kühn eu'r heiliges Gericht!
Seid des Gesetzes Hort, der Sitte Rächer,
Des frommen Glaubens treuer Genius!
Es lebt ein heil'ger Geist auch im Verbrecher.
Der Freie sündigt weil er sünd'gen muß!

Das Leben auch verlangt sein mächtig Recht,
Verlaßt des starren Wortes todten Knecht;
Aus edlem Feuer flossen meine Sünden,
Aus Drang des Herzens, glüh'nder Leidenschaft.
Für sie würd' ich schon hier Vergebung finden,
Die Zeugen meines Werthes, meiner Kraft.

Entsagen ist der Manne Stolz und Ruhm,
Beglücken ist des Weibes Heiligthum.
Ihr wollt mühsam die Ewigkeit ergründen,
Mir lächelt sie aus jedem Augenblick;
Ihr wollt das Glück in eurer Tugend finden,
Ich finde meine Tugend nur im Glück.

Wenn mich der Liebe Flammen heiß umsprüh'n,
Will ich in sel'gem Feuertod verglüh'n;
Doch aus den Gluten steig' ich neugeboren,
Wie sich der Phönix aus der Asche schwingt,
Geläutert ward mein Wesen — nicht verloren,
Zu neuem, heil'gem Liebesglück verjüngt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Leben des Prinzen Ruprecht.

„Nach dem Erscheinen so vieler Werke über den Parlamentskrieg und dessen Führer kann es nicht befremden daß nun auch die entgegengestandene Partei in Betracht gezogen, und eine Geschichte der Cavaliere ausgebracht wird.“ Mit diesen Worten eröffnet eine englische literarische Zeitung eine lange Anzeige von

Memoirs of prince Rupert and the cavaliers, including their private correspondence. Now first published from the original manuscripts. By *Eliot Warburton*. Drei Bände. London 1849.

Das Blatt fährt dann fort: „Statt einer umfassenden Darstellung der royalistischen Anführer haben wir bisher nur einzelne, sie betreffende Bruchstücke erhalten, und sonderbar genug, selbst ihr Hauptbefehlshaber, Prinz Ruprecht, war bis zur Stunde keiner Biographie wertheerachtet worden. Erst der Umstand daß eine große Sammlung Briefe von Zeitgenossen, welche Oberst Benett, Secretair des Prinzen, aufbewahrt und seinen Nachkommen, den Benett auf Pythaus in Weltshire übermacht hat, mittels Kaufs an Bentley, Verlagsbuchhändler in London, behufs der Veröffentlichung gelangt ist, scheint Hrn. Warburton veranlaßt zu haben der Biograph eines, bei Englands großem Kampfe so tiefbetheiligten, «so notorischen und doch zugleich so wenig gekannten» Mannes zu werden.“

In dem Leben des Prinzen Ruprecht vereinigt sich Romantik mit Reichhaltigkeit der Ereignisse. Sohn des Kurfürsten Friedrich V., dessen schnelle Erhebung auf den böhmischen Thron einer Fabel gleicht, und Elisabeth's von England, der „britischen Perle“ und der „Herzenskönigin“, der Einzigen aus dem Hause Stuart in deren Brust hohes ritterliches Gefühl wohnte, geboren kaum sechs Wochen nachdem Vater und Mutter in der alten Kathedrale zu Prag unter Pomp und Freudensherrlichkeit gekrönt worden waren, mußte Prinz Ruprecht wol der künftige Erbe eines glänzenden Vermächtnisses erscheinen. Jauchzend strömten die Bürger Prags zu dem Palaste, wo ihnen freier Eintritt gestattet war, „ihren eingebornen Prinzen“ zu sehen, und groß waren die Festlichkeiten. Bethlem Gabor, der Schreckensmann, wurde zum Pathen gewählt, und es konnte prophetisch sein für die Zukunft des kleinen Prinzen daß bei seiner prachtvollen Taufe Graf Thurzo als Stellvertreter des Bethlem Gabor „ihn von der Oberstburggräfin empfing, und aus seinen stahlgepanzerten Armen in die gepanzerten Hände der Abgeordneten der Lausitz, Mährens und Schlesiens legte“. Schaugepränge und Feste folgten, bis nach wenigen Monaten die verbündete Macht Oestreichs und Baierns sich über die unglückliche Stadt ergoß, die Schlacht am Weißen Berge geschlagen wurde, und die „Herzenskönigin“ sammt ihren Kindern arme Flüchtlinge waren. In der Hast des Fliehens hatte die Amme des kleinen, noch nicht zwölf Monate alten Ruprecht ihn auf die Diele gelegt. Da fand ihn der Kammerherr fest eingeschlafen, nahm ihn eiligst auf und warf ihn in den letzten Wagen des traurigen Zugs, welcher Mutter und Kind erst nach Breslau, dann auf das Schloß von Küstrin brachte, wo zwei Tage später sein Bruder Moritz geboren wurde.

Friedrich und Elisabeth, Träger einer Königskrone und berechtigt zu einer Kaiserkrone, fanden nach mancher Abweisung endlich bei den strengen Republikanern Hollands den Schutz und die Theilnahme welche die Monarchie und der Adel ihnen verweigert hatten. Hier verliefen die ersten Lebensjahre des jungen Ruprecht, und frühzeitig kam er mit seinen zwei ältern Brüdern auf die Universität Leyden. In den Classikern machte er wenig, dagegen in den neuern europäischen Sprachen, in Mathematik und allen militairischen Wissenschaften merkliche Fortschritte. Es scheint daß er der Lieblingssohn seiner begabten Mutter war, und leicht möglich daß diese nach dem frühen Tode ihres kummergebeugten Gemahls in ihm den Einzigen erblickte welcher in spätern Jahren die Sache zu schirmen vermöge die jetzt rettungslos verloren schien. Kaum 16 Jahre alt machte Ruprecht 1635 seinen ersten Feldzug als Freiwilliger in der Leibgarde des Prinzen von Oranien, „that dabei den vollen Dienst, und theilte alle Strapatzen des gemeinen Soldaten“. Im folgenden Jahre besuchte er zum ersten male England, und wurde von Karl und Henriette auf das freundlichste empfangen. Während seines dasigen Aufenthalts begannen und dauerten einige Zeit die Unterhandlungen wegen seiner Vermählung mit Fräulein von Rohan, aber im Sommer 1637 kehrte er mit seinem Bruder, dem Pfalzgrafen, zurück, „sehr ungern“, wie es in dem Briefe eines Zeitgenossen heißt; „denn an demselben Morgen auf der Jagd wünschte der Prinz den Hals zu brechen, damit seine Gebeine in England blieben“. Begleitet von seinem Lieblingsbruder Moritz begab er sich zum Belagerungscorps vor Breda, wo er einige Engländer kennen lernte die später unter ihm dienten, so Goring, Astley, Monk. Nach der Uebergabe von Breda ging er zu den schwedischen Truppen unter Banér, wurde bald in einem Gefechte mit den Oestreichern von diesen gefangen, nach der Veste Linz gebracht und daselbst ziemlich drei Jahre festgehalten, indeß „artig behandelt, obschon man ihm nur einen Pagen und zwei Diener zur Aufwartung gestattete“. Laut Versicherung seines anonymen Biographen, dessen interessantem Manuscripte Warburton vorstehende Notizen entnommen hat, geschah dem Prinzen wie in der alten Ritterzeit: die Tochter seines Kerkermeisters verliebte sich sterblich in ihn. Bessern Gewinn brachte ihm ein Besuch des Erzherzogs Leopold, der, wahrscheinlich gerührt von dem traurigen Loose des jungen Mannes, bei seinem Bruder, dem Kaiser, mehre Erleichterungen für ihn auswirkte, so die Erlaubniß „Ball zu schlagen, nach dem Ziele zu schießen, zu exerciren“, und vor Allem, „drei Tage lang die Veste zu verlassen um zu jagen oder auf Besuch zu gehen, je nach seiner Wahl“. Bald jedoch wurden diese Vergünstigungen widerrufen, und „zwölf Musquetiere mit zwei Hellebardiers bewachten Tag und Nacht den unbärtigen Jüngling in der festen Burg“. Endlich gelang es den wiederholten Bemühungen des Erzherzogs Leopold ihm seine Freiheit zu verschaffen, und auf Einladung seines Oheims, Karl's I., reiste er nach England, wo er sofort den Befehl über 800 königliche Reiter erhielt.

Minder neu als das hier Ausgehobene sind die fernern Beiträge zu Ruprecht's Lebensgeschichte, zunächst in Betreff seiner Theilnahme an den Kämpfen zwischen Karl und dem Parlamente. In allen Schlachten focht er ritterlich, und was Muth und Tapferkeit erringen konnten Das errang er. Auf dem Blachfelde von Chatgrove, bei der Belagerung von Bristol, in der entscheidenden Schlacht von Newbery war er der Vorderste und Karl schuldete ihm viel. Es scheint indeß daß schon damals und besonders seit Ankunft der Königin Henriette in Oxford eine Spannung zwischen Oheim und Neffen bestand, welche von der Königin wie von Goring und Digby genährt wurde. Aeußerlich dauerte das gute Verhältniß fort. „Am 7. Mai 1645 eröffnete der König seinen letz-

ten, ihm verderblichen Feldzug", und Tags darauf vereinigte er sich mit Rupprecht, welcher an der Grenze von Wales thätig gewesen war. Leicester wurde belagert, genommen und geplündert. Ein kurzer Sieg; schon 14 Tage später erfolgte „die krönende Gnade", die Schlacht, die Niederlage bei Naseby. Auch hier that Ruprecht Wunder der Tapferkeit, aber vergebens. Das königliche Heer wurde zersprengt; es war die letzte Schlacht die Ruprecht oder Karl geschlagen. Ruprecht zog sich nach Bristol, der König in das Schloß Ragland, und als Ersterer am 10. Sept. Bristol übergeben, loderte der Zorn des Königs in voller Glut auf. Er erließ eine Proclamation worin er seinen Neffen aller seiner Würden entsetzte.

Diesen bisher unklaren Theil in Ruprecht's Leben hat der Verf. weitläufig gesichtet, und mit Hülfe der Briefe hell genug beleuchtet um fast keinen Zweifel zu lassen daß Ruprecht gehandelt wie er handeln mußte. Statt davon sich zu überzeugen, schickte ihm Karl einen Paß „seinen Unterhalt zu suchen wo er ihn finden könne". Ruprecht antwortete in einem tiefempfundenen Schreiben, foderte am Schlusse eine Zusammenkunft mit dem Könige, und wollte in seiner stürmischen, ihn charakterisirenden Weise „sich durch die Feinde einen Weg hauen" um nach Newark zum Könige zu gelangen. „Als der Prinz ankam, ging der Gouverneur ihm zum Empfange entgegen, und als der Prinz eingetreten, sagte er dem Könige: Wenn der König wünsche daß er das Land meiden sollte, möchte er ihn vor ein Kriegsgericht stellen. Solches geschah und er wurde freigesprochen." Ungeachtet Dies eine Aussöhnung Seiten des Königs zur Folge hatte, kam doch der Prinz nicht wieder in Gunst, und schied deshalb in seinem 27. Jahre mit seinem treuen Bruder Moritz aus England, um als Glücksritter erst in der französischen Armee, dann auf der hohen See zu dienen: ein Abschnitt seines Lebens welchen der Verf. nach einem unter den Benett-Papieren gefundenen Manuscripte erzählt, worin die Wechselfälle des tapfern Ruprecht „zu Land und Wasser" eine bisweilen sehr naive Darstellung erhalten.

So verliefen des Prinzen nächste Jahre unter Gefahren und Stürmen, und einer der letztern kostete ihn seinen treuen Bruder Moritz. Im J. 1652 ließ er sich in Frankreich nieder, wo seine glänzende Erscheinung, „seine edle Persönlichkeit, seine herrlich gefiederten Vögel, seine Mohre", am meisten vielleicht der Ruf seines angeblichen Reichthums an Gold und Geschmeide ihm die Hälfte der Hoffräulein geneigtmachten. Von jetzt bis zur Restauration scheint er an Waffenthaten sich nicht weiter betheiligt, sondern ein stilles Privatleben geführt, „in der Schmiede, dem Laboratorium und des Malers Atelier neuen Stoff unerschöpflichen Vergnügens entdeckt zu haben". Um diese Zeit erfand oder vervollkommnete er die Schabkunst, Schwarzekunst, stellte mehre Versuche mit Schießpulver an, und verbesserte den See-Quadrant. Nach der Restauration kehrte er nach England zurück, trat in den Geheimen Rath, und wurde Mitglied der Königlichen Gesellschaft, nahm jedoch scheinbar wenig theil an Staatsgeschäften, sondern beschränkte sich auf „den hohen Thurm von Windsor", wo Chemie und Physik seine Zeit ausfüllten. Als der Krieg gegen Holland ausbrach, wurde ihm zwar der Mitbefehl der Flotte übertragen, er jedoch, während sein Schiff schon die Anker lichtete, abberufen, man sagt, in Folge von Intriguen. Indessen wurde er nächstes Jahr aufs neue angestellt, und focht mit gewohntem Muthe. Von seinen dann wieder aufgenommenen wissenschaftlichen Arbeiten führte ihn 1673 ein Befehl gegen die französische Flotte zu seiner letzten Schlacht, und von da ist nur von ihm bekannt daß er im November 1682 gestorben mit Hinterlassung zweier unehelichen Kinder, Dudley Bard, Sohn einer Tochter des Lord Bellamont, und Ruprechta oder Ruperta, Tochter der Schauspielerin Hughes, der Erbin seines Vermögens. 5.

## Bibliographie.

Bodenstedt, F., Tausend und Ein Tag im Orient. Berlin, Decker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Denkmäler niederdeutscher Sprache und Literatur nach alten Drucken und Handschriften herausgegeben von A. Hoefer. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Claws Bur. Ein niederdeutsches Fastnachtspiel herausgegeben von A. Hoefer. Greifswald, Koch. 8. 15 Ngr.

Guizot, Ursachen des Erfolgs der englischen Revolution. Aus dem Französischen von A. Reclam. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Warum hat die Revolution in England gesiegt? Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 10 Ngr.

Lepsius, C. R., Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien nach den Zeichnungen der von Sr. Maj. dem Könige von Preussen Friedrich Wilhelm IV. nach diesen Ländern gesendeten und in den J. 1842—1845 ausgeführten wissenschaftlichen Expedition, auf Befehl Sr. Maj. des Königs herausgegeben und erläutert. Tafeln. I. Abtheilung. Lieferung 1—4. Berlin, Nicolai. 1849. Imperial-Folio. 5 Thlr.

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1850. Herausgegeben von C. Schad. Mit den Bildnissen von Daumer, Hoffmann von Fallersleben, Vogl, Weiß und einer Musikbeilage. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 16. 1 Thlr.

Sue, E., Die Geheimnisse des Volkes. Deutsch von C. E. Roth. 1ste bis 5te Lieferung. Leipzig, Weber. Hoch 4. à 1 Ngr.

---

## Tagesliteratur.

Baltzer, T., Kurzes, vorläufiges Wort an das hiesige Publikum bei seiner Entlassung vom Predigtamte an St. Moritz. Naumburg, Weber. Gr. 8. 1½ Ngr.

Degen, L., Zur Beurtheilung der badischen Revolution. Leipzig, Verlagsbureau. Lex.-8. 7½ Ngr.

Glossen zu Dr. Hirscher's Schrift: „Die socialen Zustände der Gegenwart und der Kirche." Sendschreiben an Hrn. Dr. Hirscher. Stuttgart, Scheible. Lex.-8. 3½ Ngr.

Haza-Radlitz, v., Skizze eines Planes wie Seiten des Staats der Verarmung der niedern Volksklassen vorgebeugt, resp. auf welche Weise und mit welchen Mitteln denselben fortdauernd Arbeit geschafft werden könnte. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 5 Ngr.

Levinstein, Politische Informationen für Deputirte, Wahlmänner und Urwähler. Berlin, Lassar. Gr. Lex.-8. 7½ Ngr.

Mahnbrief an alle Beamten besonders an Geistliche und Schullehrer. Auch ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. Von einem Unbekannten. Berlin, Brandis. 8. 3 Ngr.

Randglossen aus der Laienbibel über die Souverainität und den Predigereid im dänischen Staate. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 4 Ngr.

Tellering, Westdeutscher Zeitungsjammer. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber die Handels-Zustände der Ems-Häfen Emden und Leer und über die Hannoversche West-Eisenbahn. 2te Auflage. Emden, Rakebrand. Gr. 8. 10 Ngr.

Versuch einer Beleuchtung des vom „katholischen Schullehrerverein Bayerns" der Kammer der Reichsräthe jüngst eingereichten Petitums — Betreffs erziehlicher Zwecke, von G. H. K.....r. Fürth, Schmid. Gr. 16. 3 Ngr.

Wuttke, H., Der Stand der deutschen Verfassungsfrage. Denkschrift an Hrn. Abgeordneten Löwe. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 62. — 13. März 1850.


## Eine kleine lyrische Gesellschaft.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Ich komme nun zu einem wackern Altpreußen aus Landsberg a. d. Warthe, der uns gleich ein Zwillingspaar lyrischer Kinder darbietet:

3. Beobachter an der Warthe von Leopold Bornitz. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 1849. 8. 6 Ngr.
4. Europa von Leopold Bornitz. Landsberg a. d. W., Schäffer u. Comp. 1849. 8. 5 Ngr.

Der „Beobachter an der Warthe" ist ein recht närrischer, lebhafter, nach allen Richtungen beweglicher Kauz. Er ist ein local-satirischer Schelm, ein Rabener der Neumark, aber in Versen, der seine Kleinstädter zu tractiren, zu necken, zu geißeln versteht. Er besingt Alles was irgend locale Anknüpfungspunkte bietet an sein heimisches Städtchen Landsberg a. d. W., was allerdings ein ziemlich langweiliges Nest sein mag. Es wird dort ebenfalls, wie in Treuenbriezen, der Rinnstein mitten durch die Straße fließen, und man wird von einem Thor zum andern hinaussehen können. Ich kann mir lebhaft denken wie es doppelt vergnüglich und verdienstlich, ja selbst mit Regungen einer wollüstigen Wehmuth verbunden sein muß in solchem Ort ein Dichter zu sein. Hier muß denn freilich Alles und Jedes herhalten um die lyrische Muse zu beschwingen. Wenn der Dichter, so etwa um die Winterzeit, in Landsberg durch die halbzugefrorenen Fensterscheiben schaut, so wird ihm Alles was vorbeipassirt zur poetischen Mahnung, zum unwiderstehlichen Reiz: der Sperling der vor der Nachbarscheune sein Körnchen pickt, der halbbarfüßige Junge der zur Schule trabt, der Philister der im Zwielicht zu Biere geht, Alles muß herhalten, muß Stoff liefern, wo nicht zum Vers, doch zum Knittelvers, ja und sollten nöthigenfalls die „Braunkohle", der „Pfeffergurkensalat" und der „Schweinemarkt" selbst besungen werden. Wie Dem auch sei, man soll niemals das Kind mit dem Bade ausschütten. Auch der trübseligste Blick auf das grasdurchwachsene Straßenpflaster eines elenden Provinzialstädtchens im ödesten Erdwinkel kann gute und zeitgemäße Gedanken wecken, die, wenn auch nicht welterschütternd, doch des Aufzeichnens und Bedenkens werth sind. So z. B. wollen wir den beiden nachstehenden Producten alle spießbürgerliche und sonstige Gerechtigkeit widerfahren lassen:

Gegen die falschen Patrioten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Sie soll'n den Muth nicht dämpfen,
Daß wir für Wahrheit, Recht und Ehr',
Für Freiheit wollen kämpfen.

Gar großer Flamm
Vom Fünklein kam,
Das Unrecht wird sich rächen;
Naht's schon im Lauf,
Da sitz dich d'rauf,
Muß biegen oder brechen.

So sang einst Luther mit heißem Blut,
So sang Ulrich von Hutten;
Wir singen's nach mit festem Muth,
Trotz Bayonnet und Kutten.

Wir wollen Ordnung, Gesetz und Recht,
Doch Fluch sei dem Heloten,
Dem feilen Denunciantenknecht
In der Maske des Patrioten.

Linkes Centrum.

Welch ein Unstern leuchtet heute
Ueber dir, mein Vaterland,
Laster lösen und Verbrechen
Der Gesellschaft heilig Band.

Ist's vielleicht die Völkerfreiheit
Deren Strom sich wild ergoß?
Ist's die Reaction, die mächt'ge,
Die zu dämmen ihn beschloß?

Gleichviel! Bessert an den Schleusen,
Am Gemäuer morsch und schwach,
Halten kann es nur ein Weilchen
Und dann stürzt es schlimmer nach.

O bedenkt, die ihr des Staates
Glück durch alte Brillen seht,
Daß durch euch der Schmerz des Landes
Und sein Elend wird erhöht.

Einen Platz behaupte Jeder,
Er nur wird der rechte sein:
Linkes Centrum, linkes Centrum,
Linkes Centrum heut' allein!

Weit anspruchsvoller als diese ohne Wahl und Sortiment hingeworfene Lyrika des landsberger „Beobachters" kündigt sich das zweite opus des Herrn Bornitz, seine „Europa", an. Bei diesem Werk ist, wie uns sein Verf. versichert, der Genius selbst zu ihm niedergestiegen; er hat „seine Macht empfunden". Durch Europa trägt nun den Dichter diese Schwinge des Genius, und so, gleichsam aus der Vogelperspective, „erkennt er unbe-

wußt den Lauf der Dinge". Er erschaut mit ahnungsvollem vor- und rückwirkend-prophetischen Blick Europas „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft", und was sich hier als Erschautes in seinem Innern spiegelt, Das hilft ihm dieser Genius zum „Farbenbild in Glanz und Wahrheit" ausmalen. In der That, es ist etwas Somnambules, Mystisches in dieser Auffassungsweise, und wenn wir an diesem eigenthümlichen Weben und Schweben wirklich „des Urmagnetiseurs gewaltige Schwinge" erkennen, so darf es uns nicht wundern hier und dort auf dunkele Stellen, auf sibyllinische Ideenverknüpfungen, auf mystisch-jähe Uebergänge zu stoßen. Das Epos unsers Dichters zerlegt sich nämlich in drei Abschnitte: „Europas Schlaf", „Europas Traum" und „Europas Erwachen". In diese drei Zustandsformen der vergangenheitlichen, gegenwärtigen und zukünftigen „Europa", die der Verf. als ein schönes, schlummerndes, träumendes und endlich erwachendes Heldenweib concipirt, bildet der „Genius" des Dichters, so gleichsam in einem gedrängten epischen Compendium, den Verlauf der Weltgeschichte selbst hinein, und wir können auf diese Weise in den drei epischen Abschnitten bequem unterscheiden wo bei der Frau Europa Schlaf, Traum und Munterwerden ihren Culminationspunkt erreichen. Nahe vor Luther culminirt der Schlaf der Europa, und wo sie am bösesten, am grimmigsten träumt, Das ist natürlich die mitternächtige Schreckenszeit der Französischen Revolution. Aus diesem wüsten entsetzlichen Traume schüttelt sie endlich der Sohn der Revolution, Bonaparte, auf, mit welchem für Europa die Stunde des Erwachens anhebt. Wie der Dichter diesen Letztern, den Mann des Jahrhunderts, begreift, als weithin in alle Zukunft leuchtenden und selbst in deren ungeahnete Fernen hinauswirkenden Heros — Dies schildert er uns in den nachstehenden Strophen, die, obgleich an einer gewissen Verworrenheit der Phantasie kränkelnd, doch von dem Sprach- und Versbau des Dichters, dem es für seinen einmal erkorenen Stoff nicht an Wärme der Begeisterung fehlt, ein günstiges Zeugniß ablegen:

Kennt ihr ihn wol, Europas kühnen Freier,<br>
Der aus der Thräne ihrer Brust entsprossen,<br>
Den Corsen, der das höchste Glück genossen,<br>
Zu lüften ihr den jungfräulichen Schleier?<br>
O möchtest du, solch hohes Glück zu ehren,<br>
Dich, Bonaparte, würdig ihr bewähren!

Schon in Italien führt' sie den Erkor'nen<br>
Aus der Gefahr, im Lorberkranz zurücke,<br>
Trug ihm die Fahne auf Arcolas Brücke,<br>
Und weiht zum Consul ihren Machtgebor'nen,<br>
In Frankreichs Bienenkorbe ihn zum Weiser,<br>
Krönt mit dem Diademe ihn der Kaiser.

Napoleon, wo fände sich der Tadler<br>
Der deines Ruhmes Oelzweig dir zerrisse?<br>
Du überwand'st der Menschheit Hindernisse,<br>
Es führte dich Europens kühnster Adler,<br>
Vom Guadalquivir zum Wolgastrande<br>
Trägt er den Sieg dir vor durch alle Lande.

Was du gewollt, Das können Viele sagen,<br>
Was du gethan, Das wissen heut' noch Wen'ge,<br>
Du stürztest Throne und du kröntest Kön'ge,<br>
Und schienst die Welt in Fesseln nur zu schlagen;<br>
Das wolltest du, und Das war deine Schande,<br>
Doch was du thatst, dein Ruhm, heißt Propagande.

Der Freiheit Propaganda zu vollbringen,<br>
Von Frankreichs Stamm zu aller Länder Zweigen,<br>
Schien dein Triumphzug zwar nicht anzuzeigen,<br>
Und doch war Dies dein einziges Gelingen;<br>
Nicht kanntest du Europas Wunsch, der Schönen,<br>
Nur die Humanität durch dich zu krönen!

So stiegst du auf, gleich einem Meteore<br>
Das dunkle Nacht zu lichtem Tag erleuchtet,<br>
Dein Glanzweg war vom Blute angefeuchtet,<br>
Nur Siegesruf ertönte deinem Ohre;<br>
Und also trugst du deiner Schritte Spuren<br>
Vom Mittags Sirius bis zu den Arkturen.

Ich male nicht wie dich Italien schmückte<br>
Mit ihrem königlichen Eisenreifen,<br>
Nicht wie du Deutschlands Krone wollt'st ergreifen,<br>
Mit der die alte Kaisermacht zerknickte,<br>
Auch Jenas nicht, nicht Wagrams blut'ge Schlachten,<br>
Die zum Protector dich des Rheinbunds machten.

Ich rede nicht von Spanien und Westfalen,<br>
Von Holland nicht, und nicht von deinen Brüdern,<br>
Nicht Oftgehörtes will ich hier erwidern,<br>
Nicht tadeln will ich dich, nicht mit dir prahlen;<br>
Ich folge dir auf deinem dunkeln Pfade<br>
Nach Rußland, zu der Moskwa Eisgestade.

Besiegt lag nun Europa dir zu Füßen,<br>
Entwaffnet lag sie da, doch auch enttäuschet,<br>
Sie hat erfüllt was du von ihr erheischet,<br>
Als Herren dich in ihren Arm zu schließen,<br>
Damit durch dich ein Tempel auf der Erde<br>
Für die Humanität gegründet werde.

Humanität, der Menschheit echte Blume,<br>
Der Gottheit Erdensegen allerbester,<br>
Der Bruderliebe holde Zwillings-Schwester,<br>
Die Priesterin im ird'schen Heiligthume;<br>
Verhaßt, verachtet, du, der Menschheit Zierde,<br>
Vom Egoismus und von der Begierde!

Napoleon, du kanntest dein Vermächtniß;<br>
Dein Thron, gebaut von umgestürzten Thronen,<br>
Dein Schwert, geschliffen durch Revolutionen,<br>
Rief die Bestimmung dir in dein Gedächtniß;<br>
Der Freiheit galt, der Menschheit dein Versprechen,<br>
Doch schmied'st du Fesseln, statt sie zu zerbrechen.

Der Egoismus überwand die Liebe,<br>
Dein stolzes Ich das Mitleid für die Brüder,<br>
D'rum tratst du sie vor deine Füße nieder,<br>
Daß dir allein die Frucht der Arbeit bliebe;<br>
Nun ruft Europa, deines Ruhms Begleiter,<br>
Dir plötzlich: „Halt! — Bis hierher und nicht weiter!"

Es mag — um für uns ein Resultat aus den eben mitgetheilten Strophen zu gewinnen — erfreuen endlich einmal einen Vernünftigen zu finden der in dem Kaiser auch den weltgeschichtlichen Träger des Humanitätsprincips erkennt.

5. Blätter der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt. Von E. M. Arndt. Leipzig, Weidmann. 1849. 8. 10 Ngr.

Was in diesen Erinnerungsblättern uns anweht ist vielleicht der letzte Lebenshauch von der seltsamen Ne-

mantik des greisen Arndt, und weil das Wehen und Duften dieser Blätter noch so wundersam frisch ist, weil auch hierin der alte Koryphäe des geträumten einigen Deutschlands seine kernige biderbe Kraft bewahrt hat, so wird durch sie mehr als ein Gefühl anerkennender Neigung geweckt werden, und wir staunen fast daß dieser Mann in seinen Hoffnungen und Ahnungen sich noch so verjüngt erweist, während die jungen Geister in heutigen Tagen so früh altern.

Ja, es ist immer schön wenn man an der Schwelle eines Lebensalters von 80 Jahren noch so freudig und hoffnungsreich singen kann wie der Dichter in seiner Widmung:

Weht, ihr Blättchen schwerer Stunden,
Wehet hin mit andern Blättern,
Zarte Blüten sprießen nimmer
Unter Sturm und Donnerwettern;
Doch was frisch gelebt, geliebt hat,
Wie's der Tag auch mag verwehen,
Sieht nach seinem grauen Winter
Grünes Frühlingsauferstehen.

Es ist ein unverwüstlicher Lebensmuth der diese altdeutschen Naturen bezeichnet, ein Muth der durchaus nicht zu beugen, viel weniger zu brechen ist. Es gibt für sie Schicksale, aber keine Geschicke, denn die Stürme der Zeit brausen an ihnen vorüber wie an Felsen. Sie brechen nicht, sie bröckeln nicht; höchstens verwittern sie nur. Und was ebenso schön und innig als selten ist: die Freiheit ist in ihnen ein Lebenspostulat; sie zweifeln nicht daß es einmal dahin kommen müsse. Die Freiheit schwebt ihnen nicht vor, sondern sie ist mit und in ihrem Wesen selbst gesetzt. Diese angeborene Einigkeit ihres Wesens mit der Freiheit — nicht als Traum, Hoffnung, als Fernes, Auswärtiges, sondern als Element ihres Daseins — verleiht ihnen jene Wahrhaftigkeit und aufrichtige Consequenz die wir immer bewundern müssen, weil wir die Nachhaltigkeit der Gesinnung die unmittelbar sich daraus ergibt so häufig an den bloßen Schwärmern für Freiheit vermissen. So heißt es in dem Gedicht an Leubold:

Sei Mensch und Mann, sei wahr und treu,
Steh' fest, so steht die Welt dir fest,
Dem Reiter wird das Roß nur scheu
Der von Gefahr sich schrecken läßt;
Das heißt: Mit Gott sei frei und wahr,
Dann gehst du hell und fröhlich drein,
Dann liegt mit allen Schätzen klar
Vor dir die Welt im Sonnenschein.

Da glänzt am allerhöchsten Platz
Das vielgeliebte Vaterland,
Kühn greifst du nach dem gold'nen Schatz
Und fassest ihn mit starker Hand.
Die Freiheit auch, das edle Gut,
Die stolze Jungfrau still und hehr,
Vermählt sich froh dem Männermuth
Und läßt ihn nun und nimmermehr.

In diesen letzten Worten haben wir das wahre Credo dieser dauerhaften Naturen. Nicht der Mann, der muthige, erlangt die Freiheit, sondern die Freiheit *findet* ihn, sie vermählt sich ihm, wirft sich ihm als glühende Braut in die sehnigen Arme und läßt ihn nimmermehr.

Ein Lied von eigenthümlichem Flügelschlag und für den alten Arndt — der gar gern auch einmal den grimmigen Alten vom Berge spielt, angethan mit der uralten Asenrüstung, welche stahlblank an den Aesten der Rieseneschе Ygdrasil hängt — wegen seines sanftern, fast leichtfertigen Feuers doppelt bezeichnend, ist dies:

Muth des Tages.

Die Welt erbebt, sie zittert rings
Und alle Vögel sind im Schweben,
Des Geistes Vögel all', als ging's
Zum letzten Kampf auf Tod und Leben.

Komm denn, mein Vogel, leichter Sinn,
Komm, Leichtsinn auch. Wir müssen's wagen.
Man soll uns nicht als Leichen hin
Lebend'gen Leibs zu Grabe tragen.

Durch Blitz und Donner fröhlich hin!
Dein Flügelklang sei Klang der Wonne,
Als flöge Glück mit dir dahin,
Umleuchtet von des Sieges Sonne.

Hinein in dicksten Schlachtendampf,
Wo ält'ste Königsthrone fallen!
Dort überm Kampf und überm Dampf
Laß Siegeslieder lustig schallen.

Dort greife dir den süßen Raub
Des Muths, dem ew'ge Sterne blinken,
Und, muß es sein, laß froh den Staub
Der dich umhüllt zu Staub versinken.

Ha! was ist Leben? was ist Tod?
So weit des Geistes Lüfte wehen,
Wird neu erblüh'n dein Morgenroth,
Neu deine Sonne auferstehen.

Laß unten Kräh'n und Raben schrei'n,
Empor, wo Adlerschwingen tönen!
So in den vollsten Kampf hinein
Im Muth des Guten und des Schönen!

Gelüstet es uns, nach diesen anders tönenden Klagen, nun auch den stahlgerüsteten ergrimmten Alten einmal zu schauen, wie er den „Fratzen" und „Lügenleuten", denen er nimmer wohlgewollt, tüchtige Streiche ertheilt, so müssen wir das „Aergere dich nicht" aufschlagen, das, wie uns dünkt, nicht mit vollem Recht seinen Namen trägt, denn hier wird der alte Sänger wirklich etwas sehr ärgerlich:

Aergere dich nicht.

Aerg're dich nicht an den Fratzen,
Eseln unter Löwenhäuten,
An den Katzen ohne Tatzen,
Die den Freiheitsjammer*) läuten,
Ja den vollsten Freiheitsjammer,
Vaterlandesjammer heulen.
O ein Thor, der mit dem Hammer
Schlüge drein, ein Held mit Keulen!

Doch o weh! der hebt den Hammer
Nimmer für die du gewiesen,
Keilt nicht auf so dünnen Jammer,
Seine Schläge gelten Riesen!

*) Jammer, das eigentliche Wort vom Katzenheulen. Der Nordländer, wie der Lateiner sagt: Leo rugit, bos mugit, sagt: Katten jamar.

Spuk von Zaub'rern, List von Zwergen
Und des Hexenkessels Künste
Können seinem Stahl sich bergen:
Blitz zermalmet keine Dünste.

Mehr o weh! Der Geist der Lügen
Loke hat den Thor bezwungen,
Sieg ist seinen Wandelzügen
Uebers Reich des Lichts gelungen.
Darum hütet eure Lichter,
Tapf're Deutsche, fromme Christen!
Denn die feinen Bösewichter
Haben hunderttausend Listen.

D'rum frischauf! ihr Tapfern, Frommen!
D'rum frischauf! ihr Hellen, Lichten!
Zagt nicht! Deutschlands Thor wird kommen
Und die Satansbrut vernichten;
Tausendfach gefeite Hauben
Von dem feinsten Höllensegen
Halten nicht vor unserm Glauben,
Halten nicht vor seinen Schlägen.

In der „Klage um Auerswald und Lichnowsky" waltet ein tieferzürnter Sangesgeist. Man sieht wie den greisen Vertreter deutschen Wesens und deutscher Biederkeit eine That des Schreckens wie diese angegriffen hat. Diese „Klage" hallt als ob sie ewig währen, nimmer enden wollte. Der alte Biedermann vergaß nur da er sie ausströmte daß was in dem Geschick der Völkerkämpfe Tragisches waltet, die Extreme durchmachen und büßen müssen. Die äußerste Rechte hat ihre Tragödie, und die äußerste Linke auch. Wer in der Mitte sitzt kommt freilich allwegs am besten weg.

(Der Beschluß folgt.)

## Die Schiffahrt auf dem Mississippi.

Das ungeheuere Mississippithal, in welchem füglich 30 Millionen Menschen sich ernähren könnten, zählt bisjetzt noch keine 9 Millionen Einwohner. Nach dem Berichte eines neuern Reisenden hat man keine Vorstellung welch ein Symbol unablässiger Regsamkeit dieser Koloß unter den Flüssen ist, der mit dem Schlamme seiner Wasser zugleich große Eichen, die Trümmer der Urwälder, Böte, Fregatten, Sloops, Magazine, Boutiquen, Werkstätten, ja selbst Theater fortwälzt. Alles Dies häuft sich in einer chaotischen Verwirrung zusammen von der man keinen Begriff hat, Alles hüpft im bunten Durcheinander mit der jugendlichen Lust eines neugeborenen Titanen dahin. Schon glänzen an den Ufern die Dächer einiger Städte, schon steigen aus diesem öden Boden Kirchen und Manufacturen empor: wie aber wird es werden wenn der ganze große Raum ausgefüllt ist, wenn diese Wassermasse (beiläufig 10 mal so breit als die Themse in London und mehr als 50 mal so breit denn die Seine in Paris) die Füße von tausend reichen Städten mit ihren thätigen Fabriken, ihren Häusern und Gärten benetzen wird. Von Wisconsin bis nach Neuorleans wird sich dann nur eine einzige, 300 Lieues lange Straße ziehen, welche — Städte zu Häusern hat. Freilich wird man dann auch das eigenthümliche Schauspiel entbehren müssen das der Schiffahrt auf dem Mississippi, namentlich bei Nacht, jetzt einen so eigenthümlichen Reiz verleiht. Fast jeden Augenblick nämlich ziehen riesige, schwarz und weiß angestrichene Dampfschiffe mit ihren weiß und schwarz bemalten Schornsteinen und ihren Röhren von ungeheurem Umfange vorüber, einen Regen blauer Funken ausspeiend, welche knisternd in das dunkle Strombett niederfallen; sie verbrauchen eine unerhörte Masse Brennmaterialien und sind meist nur sehr leichte, aus schlecht zusammengefügten Bretern gezimmerte Fahrzeuge, die eben nicht länger als höchstens einige Monate halten sollen. Wie brennende Pfeile fliegen sie über die Wellen, und bald gehen sie durch Feuer, bald durch Wasser, zumeist durch beide Elemente zusammen unter. Es ist nichts Ungewöhnliches mehr: zu erfahren der Mississippi habe zwei oder drei dieser Schiffe mit Mann und Maus verschlungen.

Diese Schiffahrt auf dem Mississippi ist das wahre Symbol der amerikanischen Civilisation. Der Fluß in seiner ganzen Ausdehnung ist mit so mannichfaltigen Fahrzeugen bedeckt daß man sie unmöglich beschreiben oder gar zählen kann. Der größte Theil besteht aus Dampfschiffen deren Verdeck mit Reisenden beladen ist; nicht selten versinken dieselben oder sie rennen mit andern zusammen, um dann mit diesen zugleich unterzugehen. Davon wird weiter kein Aufheben gemacht: der einzelne Mensch hat in diesen Ländern der Neuen Welt zu wenig Werth.

Eine Art weißer Gebirge in der Form von Heuschobern schwimmen majestätisch den Strom herab: Das sind übereinandergeschichtete Baumwollenballen. Andere leicht zusammengefügte Fahrzeuge gehen bis an den Ort ihrer Bestimmung; da zerschlägt man sie und verbraucht ihr Material. Hier und da führen große Kähne eine ganze Familie herab, die mit ihren Matratzen, Meubeln, Hausthieren auswandert, und die, wenn sie einmal ihre neue Wohnstätte erreicht hat, ebenfalls ihre kleine Arche Noah in Stücken schlagen wird. Anderswo erblickt man vollkommen fertig gebaute schwimmende Häuser, die man vom Ufer bis zu dem Orte transportirt wo man sich niederlassen will. Auch Krambuden kann man sehen mit ihren Schildern, ihren Modeartikeln, ihren Kaufmanns-, Töpfer- und Strumpfwirkerwaaren. Wie unsere Colporteurs und Marktleute mit einem Pferde und einer zweiräderigen Karre umherziehen, so fährt hier der Krämer mit Hülfe seiner beiden Ruder seinen Laden herum. Es gibt auch Theater, Marionetten, Gaukler, chinesische Schattenspiele, ja selbst größere Bühnen auf den Schiffen, welche zwischen Himmel und Erde Shakspeare aufführen: anstatt den alten König zu erdolchen wirft Macbeth ihn in die Wasser des Mississippi.

Die Scenen die am Borde der Schiffe sich zutragen sind nicht minder erstaunlich. Hier schiffen sich die Industrieritter scharenweise ein und bringen die Zeit auf dem Verdeck mit einem höllischen Spiele hin. Der größere Theil dieser ehrenwerthen Herren ist mit revolving pistols ausgerüstet, welche ohne daß man sie neu zu laden braucht sieben bis zehn Schüsse hintereinander thun. Andere geben dem berüchtigten Bowiemesser den Vorzug, die sie gräßlich zu gebrauchen wissen. Bisweilen plündern sie friedlich und geräuschlos eine ganze Stadt aus. Solange sie die Stärkern sind muß die Stadt sich Das gefallen lassen, allein eines schönen Morgens kann man dann plötzlich ein Dutzend Leichen an einer Laterne hängen sehen. Das sind die Räuber die man gestraft und ohne weitere Proceßformen aufgeknüpft hat.

Die alten Unionsstaaten kennen diese Art der Justizhandhabung nicht mehr; allein vor erst sehr kurzer Zeit hatten sich hundert Abenteurer der kleinen Stadt Vicksburg bemächtigt und die Einwohner als Besiegte behandelt. Man ließ gut auftischen, nahm die Pferde, raubte die Frauen, prellte die Eigenthümer und Alles ging ganz prächtig. Allein die Langmuth der Vicksburgienser ermüdete. Die Herren Eroberer wurden in einer schönen Nacht alle geknebelt, und am andern Morgen führte man sie vor die Thore der Stadt. Da knüpfte man ein Dutzend von ihnen auf und die Uebrigen trieb man fort, indem man sie zwang unter den Füßen der Gehängten hinwegzugehen. Dies Laternengesetz hat überhaupt im Süden noch viele Anhänger.

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 63. —— 14. März 1850.

## Eine kleine lyrische Gesellschaft.

(Beschluß aus Nr. 62.)

In den „Stammbuchblättern und Sprüchen", die in dieser Gedichtsammlung, 92 an der Zahl, voraufstehen, offenbart sich das Runenhafte der Arndt'schen Dichtweise in einer Concentration und Mächtigkeit die selbst Solche überraschen muß welche mit seiner Natur und Wesen vertraut sind. Darunter finden sich die schönsten Perlen leben- und geschickedeutender Poesie, eine Gattung die heutzutage immer seltener wird. Manchmal erscheint die Perle getrübt und dunkel, eine räthselhafte Perle, aber wie du sie drehst und wendest in deiner prüfenden Hand, blickt plötzlich aus ihr ein echter lichter Schein, der dir den Punkt offenbart bei welchem du die Deutung und Lösung des Räthsels ergreifen mußt:

79.

Denke, denke, denke immer,
Denke still und fest Dasselbe,
Und du stehst im Sonnenschimmer
Schon auf höchstem Sterngewölbe,
Kannst mit höchsten Majestäten
Um die ersten Kronen ringen:
Denn nur die auf Erde treten,
Kann der Erdengeist bezwingen.

77.

„Es überdauert
Und überlauert
Ein Schurk' die Zeit."
Sei's! Was heißt währen?
Kurz sein in Ehren
Heißt Ewigkeit.

92.

Durch des Menschen Brust klingt Himmelssaitenspiel,
Aber manches and're ohne Maß und Ziel.
Was in tiefsten Tiefen klingt der Seelen
Kann man nicht nach Zahl und Noten zählen.

71.

Das Eisen sinkt im Meer,
Doch weißt du's auszuweiten,
So kann's auf Wogen reiten
Als leichtes Schiff einher.
So ist, o Mensch, dein Muth,
Daß er nicht schwer verdämm're,
Schlag rastlos d'rauf und hämm're,
Halt frisch der Schmiede Glut.

Da es unmöglich ist die ganzen Sprüchlein hier auszuschreiben, so stehe hier noch eins, worin aber der ganze Arndt steckt wie er leibt und lebt:

Was Links und Rechts? Was Süd und Nord?
Mit diesen Satanswörtern fort,
Die nur mit Satansfratzen greinen!
Sie führen weg vom graden Pfad,
Von grader Rede, grader That,
Und äffen dich mit Lügenscheinen.

Weg Links und Rechts und Süd und Nord!
Es liegt des Vaterlandes Hort
Gleich reich an allen Lebensenden.
Gehst du mit frommem Herzen aus,
Du trägst dein Theil davon nach Haus
Und hilfst die Hebung mit vollenden.

Doch nicht auf diese ernste Weise, vielmehr mit einem „bezüglichen" spitzigen Witzchen soll uns der frühlingslebendige Alte vom poetisch-germanischen Kyffhäuserberge Valet sagen. Hier ist dies Witzchen:

Schmerle heißt das kleinste Fischchen,
D'rum muß Schmerling dünn und fein sein,
Daß er leicht durch Netz und Eisen
Schlüpfe mit den schlanken Beinlein,
Daß er mit den spitzen Fingern
Selber Netze könne weben.
Welch ein Fischchen! Welch ein Füchschen!
Alles klar und gottgegeben.

Wir lassen auf die Runenklänge des alten biedern Ernst Moritz Arndt folgen:

6. Des Königs Gedanken und ein Stück Geschichte. 1816—47. Aus den Papieren eines Mannes der mit ihm alt geworden. Stuttgart, Neff. 1849. 16. 3¾ Ngr.

Ein treugesinnter Mann der es noch nicht verlernt hat edeln Fürsten ihren Tribut an Ehre zu zollen schreibt, denkt, fühlt, dichtet sich hier hinein in die geheimen und möglichen Gefühle und Gedanken eines Königs der es gutmeint mit seinem Volke, aber auch standhaft sich die eigene Würde und Hoheit bewahren will. Der König der in diesen anspruchslosen Gedichten zunächst gemeint wurde ist der König von Würtemberg, und da diese in seiner Seele gedachten Anschauungen und Empfindungen sich theilweise an bestimmte Ereignisse der würtembergischen Neuzeit knüpfen, so mag mit einigem Fug gesagt werden daß hier ein Stücklein vaterländischer Geschichte vorliegt. Was sie, an sich unbedeutend, auf nicht mehr als 20 Seiten aussprechen versteht sich eigentlich von selbst: daß das Königthum heute mehr als je eine Bürde ist; daß ein König, will er seinem Volk gerecht werden, auch die eigene Würde, Größe und das eigene

Recht bedenken und wahren muß, und dann die traurige oft gesagte Wahrheit: daß um die Tische auch der edelsten Herrscher häufiger die Lüge und die Falschheit sitzen als die Rechtschaffenheit und Aufrichtigkeit:

Wer nie im Rath der Fürsten saß,
Wer nie geseh'n wie da die Leute,
Wenn sie der Blick des Herrschers maß,
Als wollt' er sagen: „Keine Lüge!"
Sofort zwar nicht die Lüge eben,
Jedoch auch nicht die Wahrheit geben,
Vielmehr laviren mit dem Wind,
Der weiß, o nein, der weiß es nicht
Wie Fürsten zu beklagen sind.

Alter Freund, wenn wir auf das Capitel der Lüge kommen, so brauchen wir nicht erst in den Rath der Fürsten zu gehen! Die Welt, die ganze, weite, unermeßliche, besteht jetzt fast nur noch aus Schein und Lüge, und um diese Lügentenne der Welt zu fegen, dazu bedarf es wahrhaftig eines zweiten Gottessohns.

Noch ein kleines lyrisches Büchlein liegt uns vor, eigenthümlich und bedeutsam, aus ferner Zeit stammend und doch wunderbarlich in die misliche Gegenwart hinein wetterleuchtend:

7. Canzone. Sirvente von Pierre Cardinal. Wiederdichtung von G. v. H. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 12. 7½ Ngr.

Also keine Uebersetzung dieser Canzone eines alten Troubadour, sondern eine „Wiederdichtung", wie der Herausgeber ausdrücklich sagt, d. h. wol: eine Uebertragung in das deutsche Idiom mit möglichst freien Wendungen nach der Neustzeit hin. So wollte es uns bei der Lecture bedünken, wiewol hier Nichts zu behaupten ist, da Ref. das Original nicht kennt. Die Bemerkung des Herausgebers: daß „das vorliegende Gedicht aus Bruchstücken der Sirventen dieses Troubadour zusammengestellt sei", hat etwas Befremdendes. Pierre Cardinal ward nach der Angabe des Nostradamus zu Puy en Velay geboren, und starb, nach Nostradamus, im J. 1306 zu Neapel, lebte mithin in der Spätblütezeit der Troubadourepoche. Der Verf. meint daß „Cardinal" nur eine Art von „Spitzname" gewesen sei. Der eigentliche Name des Sängers scheint demnach unbekannt. Ueber die Fassung des Gedichts, das in dieser „Wiederdichtung" sich durch einen eigenthümlichen Wohllaut des Versbaus und durch eine lichtvolle Aneinanderknüpfung der Gedanken, sowie durch unleugbare Kraft ihres Ausdrucks empfiehlt, müssen wir den Herausgeber selbst hören. Er sagt:

Den historischen Hintergrund des Gedichts gibt der Albigenserkrieg. Simon von Montfort, dem alle Troubadours Schlechtes nachsagen, ist der „Schurke" und Raymond von Toulouse der gefeierte Unterdrückte. Der angegriffene König aber aller Wahrscheinlichkeit nach Philipp der Kühne von Frankreich, der Rom eben nicht kühn gegenüber stand. Sonderbar ist es jedenfalls daß nach so energischen Protestationen (wie die nämlich in dieser „Sirvente" Cardinal's) der Ablaßkram noch Jahrhunderte fortwucherte. Der Troubadour zählt immer: Rois, empereurs, ducs, comtes, et chevaliers, kurz all die Herren auf die irgend mit der Herrschaft zu thun haben; ich vermied durch den Sammelbegriff „Fürst" diese langweilige Nomenclatur, die stets mindestens einen klapprigen Vers gemacht hätte. Es steht aber wirklich selbst in der Verwässerung Millot's da: „Ils sont plus avides de proie que des loups, et mentent plus impudemment que des femmes perdues."

Diese energische Stelle kommt auch in der „Wiederdichtung" vor.

Was nun den Inhalt dieser Sirvente, welche es in der That beweisen kann daß die Troubadours nicht blos bei und mit Damen Helden waren, sondern auch den mächtigsten Männern ihrer Zeit die Stirn boten, betrifft, so besteht er nun eben in einem Angriff von consequenter Heftigkeit gegen die „gekrönten Laster" der damaligen Zeit und gegen die entartete Klerisei jener Tage; es ist eine gewaltige Rüge, voll der leidenschaftlichsten Unerschrockenheit und in einer üppigglänzenden Sprache erhoben. Der Raum verbietet uns ein Mehres mitzutheilen als den Anfang des Gedichts, aus welchem der Leser den sinnigen und trefflichen Bau des freien Verses, wie er in der Sirvente immer herrscht, deutlich abnehmen kann:

Macht singen dich des Zugwinds Hauch? Mandole,
Einst mein Geleit auf hundert frohen Wegen,
Die Freude And'rer, mir das Gut der Güter,
Des Jubels Quell, der Feste schönster Segen,
Bereit zu Tönen wie zur Glut die Kohle,
Und für den Wohlklang meines Lieds ein Hüter!
O wohl, ich ward ein Brüter,
— Wer würd' es nicht in unsern kranken Tagen?
Die Fahrt durchs Land, das heit're Sängerleben,
Ich hab' sie aufgegeben,
Und du hängst stumm, seit lange stumm am Schragen,
Fast wie ein Bild, vor Staub nicht zu erkennen,
Das Ahnungsschauer doch ein liebes nennen.

Was mahnst du mich? Was rufen deine Töne?
O holde Zeit wo ich sie selbst verlangte,
Frühroth und meine Dame zu begrüßen,
Wo noch mein Puls mit jeder Sylbe bangte,
Und ich von süßer Minne Pracht und Schöne
Ein heißes Lied sang zu der Schönsten Füßen.
Sie ist vorbei! Wir büßen
Was fremder Frevel, fremde Schuld gesündigt.
Die Welt ist eine welke Rose worden,
Und Winterstürme morden,
Eh' noch der Frühling sein Gesetz verkündigt.
Die Freude stirbt, und nur die Schmerzen bleiben,
Der Duft versiegt, und nur die Dornen treiben.

Von dieser trüben, hoffnungslosen, aber dennoch im Gedicht melodischen Weltanschauung geht der Troubadour aus und über zu der „tückischen Verderbniß" seiner Zeit, zu den „gekrönten und gesalbten Lastern, die des Himmels spotten" u. s. w. Und über diese gießt er wirklich die ganze Schale seines Zorns aus, der sich oft bis zur dithyrambischen Wuth steigerte, aber auch dann noch sich in der tadellosen Schönheit des Versbaus hält. Und so soll dann, nachdem es ausgesungen, der Jongleur hinziehen mit diesem zornerfüllten Liede:

Tritt ohne Scheu zu Fürsten und Vasallen,
Und laß in ihren Hallen
Mein Lied sich durch das Festgepränge winden. . . .
Zieh' hin, Jongleur, mein Bote,

Wirf meinen Fehdehandschuh, diese Rüge,
Die Lied und Pfeil geword'ne Schmerzensthräne,
Den Schergen in die Zähne;
Und wo die feige, giftgeschwoll'ne Lüge
Den Kamm erhebt, tritt sie zum Staube nieder,
Zum Kampf mit ihr ward uns die Macht der Lieder!

---

Referent würde mit diesem „Liede", das zu seiner Zeit, wenn auch nur „bruchstückweise" vorhanden und in die Zeit gestreut, wirklich eine Macht gewesen sein muß, diesen Artikel schließen; allein es ergeben sich auf seinem Schreibtisch noch drei heimatlose, der Jüngstzeit angehörige literarische Nachzügler, die auch untergebracht sein wollen, und die man doch, will man irgend Barmherzigkeit üben, nicht so ohne Weiteres aus der Thür werfen kann, sondern, indeß es draußen stürmt, wenigstens leidlich unter Dach und Fach bringen muß. Wir werden uns jedoch bei diesem christlichen Bemühen kurzfassen, da diese literarischen Nachzügler wirklich keiner andern Kategorie als blos dem Augenblick und ihrer eigenen Existenz angehören, und es wenigstens der Mehrzahl von ihnen schwer fallen möchte ihre eigene Existenz zu entschuldigen.

8. Stenographische Redeberichte, aus Schildburg's Parlamentsgeschichte, für Groß und Klein, für Alt und Jung, zur Belehr- und Besserung. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 4 Ngr.

Ein Stückchen Jobsiade, in Knittelversen, soll die Sache des Volksthums in ihren Vertretern oder Pseudovertretern, figürlich in der Person des allbekannten Candidaten Jobs, der hier als Redacteur des „Schildburger Schildknappen" und Volksagitator auftritt, lächerlich machen. Dieselbe Tendenz hat auch die folgende Schrift:

9. Wühlerpraxis. Commentar zu Struwwelpeter's „Handbuch für Wühler". Zum Besten eines allgemeinen deutschen Wühlerspitals. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Albernheit, die nur ein Register von schon Hunderten und aber Hunderten vermehrt, ist erschienen im Verlag des Verlags-Comptoirs zu Grimma, 1849. Aufgeschnittene und beschmuzte Exemplare werden nicht zurückgenommen.

Weit vorzüglicher ist die Tendenz des letzten hier zu besprechenden Werkchens:

10. Die schöne Geschichte vom neuen Eulenspiegel oder Eulenspiegel-Perückenmacher von F. Röse. Tübingen, Laupp. 1849. Gr. 16. 15 Ngr.

Hier waltet ein harmloser gesunder Volkswitz, der sich im und am guten Schwank ergeht und ergötzt. Eulenspiegel der Jüngere, Perückenmacher, erlebt allerlei wunderliche Fata, hat mit Politik auch nicht das entfernteste zu schaffen, geht auf die Wanderschaft, zettelt Krawall an, begibt sich nach Berlin, verliebt sich, geht unter die Studenten und wird zuletzt dicht vor der Hochzeit zum Spaß hingerichtet. Der Herausgeber dieses jüngstdeutschen „Eulenspiegel", Herr F. Röse, verspricht eine Fortsetzung, und Das ist recht tröstlich für Die so einen handfesten Spaß noch verstehen, und für Solche muß ja auch geschrieben werden. Glücklich Der der in so bedenklichen Zeitläuften noch zum Spaßen aufgelegt ist! 40.

---

**Nach der Natur. Lebende Bilder aus der Zeit. Drei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1850. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.**

Ein sonderbarer Titel! Jedes Buch soll „nach der Natur" sein, denn es soll wahr sein, und Wahrheit, die höchste Wahrheit ist eben nur die Natur. Wollte der Dichter vielleicht damit andeuten daß sein Buch vorzugsweise „wahr, nach der Natur" sei? Ich würde ihn auf manche Unnatur aufmerksam machen, die eben nur die Unnatur entschuldigen könnte! Doch Das klingt wie ein Tadel, und ich will nicht mit einem Tadel beginnen, ich will es umsoweniger weil das Buch gut, ja von Bedeutung ist, und nicht nur jetzt, da die Dichtungen durch die Politik fast gänzlich verdrängt worden sind: nein, auch im Reichthum würde dieser Stern noch glänzen. Doch Das läßt vielleicht auf zu viel schließen, darum gehe ich schnell zur Sache selbst über; ich referire, der Leser möge sich dann sein Urtheil selbst bilden.

Das Buch ist ein Roman. Der Verf., der sich beiläufig bemerkt nicht nennt, und von dem ich daher nur sagen will daß er ein Demokrat von Adel und zwar ein guter Demokrat von gutem Adel ist, fängt freilich den zweiten Theil seines Buches mit den Worten an: „Ich bin mir's bewußt daß ich keinen Roman schreibe"; aber dennoch behaupte ich das Buch ist ein Roman und zwar ein guter Roman, kein socialistischer wie Eugène Sue uns Deutschen gelehrt hat ihn zu schreiben, und wie so viele männliche und weibliche Nachahmer ihn nicht schreiben; auch kein politischer, denn die Politik hat mit dem Roman gar Nichts zu schaffen, obgleich zwei Bände die Politik und nur ein Band den Roman bilden, was gar politisch ist; also kurzweg: das Buch ist ein Roman. Der Verf. hat aber mit diesem Roman soviel Politik in die Lesewelt hineingeschmuggelt daß wir ihn von zwei Seiten betrachten müssen: als Dichter und als Demokrat. Der Dichter ist unstreitig höchst liebenswürdig; ich will nicht sagen daß er nicht versteht die Theilnahme schwacher Gemüther zu spannen, denn Das wollte er nicht. Er schrieb für starke Seelen die Nichts überschlagen und Alles wohl verdauen: Kraft und Stärke ist der rothe Faden des ganzen Buches. Der Roman ist ihm die Grundirung, er wollte eine Form, eine gefällige Form, die zugleich stark genug sei einen kräftigen Bau zu tragen, und darum gab er diesen Roman. Zu viel Kraft macht excentrisch, und so geht es ihm auch bisweilen, daher entsteht manche Unnatur, trotz dem „nach der Natur". Doch Das ist nur Einzelnes, z. B. eine Figur die Weigelsdorf genannt ist, und für welche ich — ich gestehe es offen — kein Verständniß habe. Diese Gestalt hat kein Leben, so lebendig sie auch ist; sie hat keine Wahrheit und wollte man ihr sogar weit mehr als Genie zugestehen, sogar soviel um einen Halbgott daraus zu machen. Ich will, aber nicht in allem Ernste, an die höchste Begabung glauben, die selbst Lavater mit seinem System nur wie ein Kind gegen ihn erscheinen läßt, und an die schottischen Seher erinnern würde, wenn nicht sogar die Theorie und das System mit geglaubt werden sollte; aber an die Barockheit glaube ich nicht, und kann mir umsoweniger denken daß sie da schön sein kann wo das Streben Alles in schöner Form zu geben und die Herrschaft der Form — im Leben wahrlich eine Schönheit — so vollkommen anerkannt wird daß man von dem ganzen Buche wol sagen darf: selten zeigt sich der Radicalismus in so schöner Gestalt wie hier. Die Shakspeare'schen Narren hatten ihre Zeit für sich, jene absichtliche Verachtung der Form hat Nichts für sich. Doch Das ist nur eine Gestalt. Dagegen ist Stein — der Held des Romans — ein Radicaler in bester Bedeutung, in der That ein Mann, ein schöner, ein kräftiger

Mann. Von den Hauptpersonen ist er der einzige Bürgerliche, die Uebrigen sind exclusiv, d. h. Grafen und Barone. Solche Unterlage hat aber ihr Gutes. Man bewegt sich stets auf dem Parquet, und da heißt es vorsichtig sein, ein einziges Wort macht straucheln, und ein radicaler Demokrat hat da eine schwere Aufgabe. Stein erfüllt sie mit Ehren, und die Demokratie kann sich bei ihm bedanken. Er ist aber so groß und stark gezeichnet daß er, trotz aller Verschiedenheit der Ansichten — denn ein Adeliger kann seinen Adel höchstens nur auf kurze Zeit und nie ohne Grund vergessen —, in dem ganzen Kreise herrscht. Den meisten Einfluß übt er auf Marie aus! Das ist eine liebliche Erscheinung. Sie ist eigentlich nur mit wenigen Strichen gezeichnet, und nur im Verlaufe des Romans lernen wir ihre Vollendung kennen und freuen uns dieses schönen Bildes. Was sie an Kraft besitzt hat sie von Stein, aber der Dichter hat die zarte Grenze der Weiblichkeit nicht überschritten. Sie bleibt immer das Weib, das liebende Weib. Ihre Aufgabe ist zu beglücken, und darum neigt sich ihre Liebe Dem zu der ihrer Liebe bedarf, der in ihr eine Stütze findet. Plessenberg ist unglücklich weil er selbst an der Liebe gesündigt, und Marie richtet ihn auf und zieht ihn zu sich empor. Sie denkt sich nicht daß Stein sie liebt, er ist ihr zu stark als daß sie Das glauben sollte; Stein kann ohne sie ein starker Mensch sein, Plessenberg ist Alles nur durch sie: sie liebt Plessenberg. Wol ist es wahr daß das Weib sich gern an die Stärke des Mannes stützt, aber es ist auch wahr daß das weibliche Herz sich dahin neigt wo man seiner bedarf. Plessenberg selbst ist wenig bedeutend, tritt selten in den Vordergrund und dient fast nur als Stafage. Dagegen ist Felix Halden trotz seiner Schwäche ein abgeschlossenes Ganzes; er wird ein Bösewicht weil er nicht die Kraft hatte gut zu werden. Er liebt Marie ohne sich nur im geringsten zu ihrer Höhe erheben zu können, und er haßt sie und haßt Alle, weil Niemand ihn für mehr nimmt als er in der That ist. Das sind die Bilder des Vordergrundes. Ich habe über den Gang der Handlung Nichts zu sagen, weil sie zu einfach ist, fast wie eine Familiengeschichte. Marie liebt Plessenberg und wird geliebt; Stein verbirgt seine Liebe. Doch noch einer Erscheinung muß ich Erwähnung thun, ich würde sagen einer Unnatur, wenn ich nicht erst gestern in der „Lucrezia" Dasselbe gehört hätte. Halevy hat nicht mit mehr Ausdruck gedichtet als die Prosa welche ich eben gelesen. Die Erscheinung heißt Nora und ist natürlich eine Italienerin, ich sage nicht daß sie eine Copie jener Gestalt ist die uns mit Schauder erfüllt, aber sie ist ihr verwandt. Sie haßt Stein und vernichtet deshalb Marie! Sie ist das böse Geschick. Aber eine Unnatur ist sie doch, wenn sie auch nicht allein dasteht.

Da wäre ich nun mit dem Romane fertig. Ich habe gesagt daß der Roman nur den geringsten Theil des Buches ausmache; die Politik bildet die größere Hälfte. Meistens wird sie in Form des Gesprächs gegeben. Da nun je nach der Verschiedenheit der Breiten- und Längengrade die Politik verschieden gehandhabt wird, hier mit mehr, dort mit weniger Politik, hat der Dichter den ersten Theil seines Buches nach Tirol, den zweiten nach Oberschlesien, den dritten nach Baden verlegt. Der zweite Theil ist der wichtigste, der beste, wol weil der Dichter die Verhältnisse seines Wohnorts am besten kennt. Wer in Oberschlesien lebt muß radical werden, und wir dürfen annehmen daß die Schilderungen nicht übertrieben sind. Sie tragen den Stempel der Wahrheit an sich, und Aehnliches ist von Andern gesagt worden, wenn auch nicht so gründlich, so ausführlich. Leider — es gibt noch Stellen in Deutschland, ja in dem intelligenten Preußen, wo der Boden nicht das Einzige ist was noch ganz roh, ohne Cultur daliegt; oder vielmehr wo man die Schollen Erde bearbeitet, den Geist aber verdummen läßt. Die welche die Macht und also auch die Verantwortung haben, mögen diesen zweiten Theil lesen: es kann viel Gutes daraus entstehen wenn der Wille da ist. Man glaube auch nicht daß nur auf die sogenannten untern Stände diese Bemerkungen sich noch beziehen, sie treffen auch einen Theil des Adels. Es hätte so glänzender Fassung kaum bedurft um solche Wahrheiten anziehend zu machen: man liebt immer Das was Mitleid erregt, ich liebe Oberschlesien jetzt. Und wenn einmal die Bureaukratie die Früchte ihrer Arbeit sehen will, gehe sie — mit offenen Augen — nach Oberschlesien. Das ist der socialistische Theil des Buches ganz besonders; doch überall tritt das Streben des Dichters seinen Ansichten Geltung zu verschaffen deutlich hervor, und in Bezug darauf sagte er wol: Ich schreibe keinen Roman. Wäre es anders, müßte ich dieses „zu viel" tadeln; nach Dem was ich voranschickte kann ich es fast loben. Und daß da wo die Wahrheit so schreiend, wo der Boden so mit Unkraut überfüllt ist, die Idee der Demokratie ein Recht gewinnt sich zu vertheidigen, und ihr da die Vertheidigung leicht wird, Das leuchtet ein. Dennoch tadele ich es daß Stein nicht Gegner hat die ihm kräftiger gegenüberstehen, den Sieg noch glänzender zu machen. Die Schlacht wäre um so vollständiger gewonnen, obgleich sie — im Buche gewonnen.

Soll ich mehr ins Detail gehen? Ich darf es wol kaum. Bleibe ich nicht beim Allgemeinen stehen, komme ich leicht in Versuchung ganze Spalten zu füllen, und meine Absicht war nur auf das Buch aufmerksam zu machen. Denn da wird keineswegs allein Politik — besser das Wohl des Volks — abgehandelt; im Gegentheil da gibt es nicht einen Gegenstand der nicht unter gebildeten Leuten einmal zur Besprechung käme, und der nicht dem Dichter Gelegenheit böte sich darüber auszusprechen. Wenn ich sagen wollte daß der Dichter in seinem Helden, der Maler und zugleich trotz aller seiner Kraft mitunter ein sehr verehrungswürdiger Schwärmer ist, mitunter zu weit geht und ich nicht immer folgen möchte, besonders da wo Kunstansichten geltendgemacht werden sollen und das Gefühl wol mitunter die Wirklichkeit überflügelt, so würde man sagen: Das ist eine Ansicht, und der Dichter hat mindestens ebenso viel Recht seine Ansichten zu vertreten als die Kritik. Ich will auch nicht ins Einzelne gehen wie ich schon sagte. Es sei hier nur noch bemerkt daß der erste Theil — Tirol — einem gemüthlichen Stillleben gleicht das sich in schöner Umgrenzung poetisch abwickelt; die Kunst ist in diesem ersten Theile am meisten vertreten. Das eigentliche Leben herrscht im zweiten Theile: er spielt vor und nach den berliner Märztagen und in Etwas ragen die Unruhen mit hinein. Der dritte Theil beschäftigt sich weniger mit Baden als man aus dem Titel desselben schließen dürfte; doch enthält er gute schlesische Dorfgeschichten. Das Buch ist bedeutend genug um besonders darauf hinzuweisen.

39.

---

## Literarische Notiz.

### Estienne Pasquier.

Unter den eifrigen Pflegern der altfranzösischen Sprache und unter den gelehrten Philologen welche die verschiedenen Phasen derselben aufgeklärt haben, hat sich Léon Feugère besonders ausgezeichnet. Seine Arbeiten über La Boëtie, Amyot und Estienne Pasquier empfehlen sich ebenso sehr durch die Angemessenheit, Sorgfalt und Mannichfaltigkeit der Untersuchungen, wie durch die feine Hervorhebung der charakteristischen Einzelheiten. Sein „Essai sur Estienne Pasquier" verdient den Beifall den die Journale diesem Buche so reichlich gespendet haben, und besonders dankenswerth ist es daß der Verf. wie eine nothwendige Zugabe die oeuvres choisies dieses naiven und piquanten Schriftstellers zugleich neu veröffentlicht hat. Dadurch ist das Gedächtniß des geistvollsten und schärfsten Prosaisten seiner Zeit, der 1564 muthig die Universität gegen die Angriffe der Jesuiten vor dem Parlamente vertheidigte, und kurz vor seinem 1615 erfolgten Tode noch den „Catéchisme des Jésuites" herausgegeben hatte, wieder aufgefrischt worden in dem Andenken des französischen Volks.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 64. — 15. März 1850.

## Die Fußstapfen des Genius.

Es war eine geistesmächtige Zeit in Frankfurt als man dort schien Geschichte machen zu wollen, eine schicksalsvolle Gegenwart auf dem Hintergrunde der reichen Vergangenheit. Was lag nicht Alles zwischen dem Saalhofe, dem urgrauen Fürstensitze und der Paulskirche, den Chorstühlen im Römer und der Tribune im Parlament, den Reichsinsignien von Kaiser Carolus und den Hecker-Bärten! Durch das Labyrinth mittelalterlicher Erinnerungen und moderner Politik zog sich wie ein leuchtender Faden Ein Menschenleben, das Ganze, das All harmonisch spiegelnd: der Erscheinung gewordene Genius.

Da steht er mit der Götterstirne unter seinen Bäumen. Wie schnell ist sie mir heimisch gewesen meine kleine Stube in dem Hause am Goethe-Denkmale, wo ich mir wie unter unmittelbarem geistigen Schutze schien! Da steht er in Erz gegossen, wie für eine Ewigkeit, an der nämlichen Stelle wo er einige flüchtige Augenblicke des schönsten Glücks geathmet, an jenem Abende nach der Kaiserkrönung, als der Jüngling zwischen den von bunten Lichtern flimmernden Wipfeln, die ihm einst zu Laubkronen werden sollten, sein Gretchen am Arme, auf- und abwandelte wie im Elysium. Verweht ist das süße warme Leben. Jetzt steht er da mit dem Lorberkranze von Erz. Aber seine Unsterblichkeit reicht über das Monument hinaus.

Auch ich habe hier eine Illumination gesehen, aber nicht für Kaiserkrönung, nein, für Kampf um Republik. Am 18. Sept. 1848. Es war geboten Licht an die Fenster zu stellen; allmälig flammten Lämpchen auf längs den Gesimsen, wol noch übrig von verklungenen Festen. Feenhaft funkelte es durch die Alleen — es lag eine zerreißende Ironie in diesem Glanze. Die Kanone dröhnte. Ich gewahrte ihren Blitz am schwarzen Nachthimmel, der wie von einer Wunde zu zucken schien, gerade über der riesigen Dichtergestalt, die wie ein Geist niederblickte in den Bürgerkrieg. In der folgenden Nacht funkelte das Goethe-Denkmal im Widerscheine der Wachfeuer des Bivouac, und wiehernde Rosse der umherlagernden Cavalerie waren an die Einfassung des Monuments gebunden.

Mitten im Gewitter der Gegenwart keine Stelle die nicht an ihn oder jene Tage des stillen Keimens, wundersamen Werdens mahnt, gegenüber dem trügerischen Reifen der Neuzeit, das der Sturm verstreut! An der Constablerwache vorbei, auf deren Zinnen der Adler die Schwingen regt — man weiß nicht ob zürnend, um davonzufliegen, oder die Gefangenen unter seine Fittiche zu nehmen —, wogt ein Meer von Proletariern nach der Pfingstweide durch das Allerheiligenthor, aus welchem Goethe hinausfuhr als er von der Vaterstadt schied. Mörderische Kugeln fliegen über die Sachsenhauserbrücke, auf deren goldenem Hahn über dem Crucifix, im letzten Sonnenstrahle schimmernd, das Auge des Dichterknaben ruhte, und sein älterliches Dach beherbergt jetzt einen Abgeordneten der äußersten Linken.

Auch ich bin zu ihm gewallfahrtet, zu dem ehrwürdigen Goethe-Haus auf dem Großen Hirschgraben. Es war der 28. Aug. 1848 als ich auf der Marmortafel mit goldener Schrift las: „In diesem Hause wurde Wolfgang Goethe geboren den 28. Aug. 1749." An dem steingehauenen Wappen über der Thüre barg sich ein Schwalbennest. Hinauf zu den Fenstern schauend dachte ich wie so lebendig die Freude welche da oben in die Wiege gelegt wurde, dachte an die prächtige Frau und den Goethe-Knaben. Unten war Alles voll Rüben und Kraut, die Straße auf und ab. Die Gemüseweiber umspannen gleichsam die Mauern mit grünen Fäden.

Wenn man von den in der Septemberschlacht von Kugeln durchbohrten Häusern eben des Allerheiligenthors sich links wendet, kommt man in die Friedbergerstraße und an ein Eckhaus, das Haus des Großvaters Textor, dessen Garten der Enkel auch erwähnt. Vor einigen Jahren hat man es leider umgebaut, ein Theil des Gartens und die alterthümlichen Giebel sind verschwunden. Aus diesen Fenstern hat die Frau Rath den für sie mit so wundersamen Umständen verknüpften Einzug Kaiser Karl's VII. gesehen.

Auch in geselligen Kreisen vegetiren noch hin und wieder Reminiscenzen an die Familie. Der Zufall führte mich mit Frankfurterinnen zusammen, wovon die Eine aus der Kindheit sich lebhaft erinnerte Goethe's Mutter begegnet zu haben, die ihr auffiel weil in Trauer gekleidet, ganz schwarz, und sehr geschminkt, was damals schon nicht mehr Mode war; die Andere, als Nachbarin der Frau Rath, mit deren Schwester sehr befreundet, auf

dem Hirschgraben wohnte, und die zwei Letztern in Trauer oft in dem Garten hinter dem Hause miteinander lustwandeln sah. Nachmals verkaufte Goethe's Mutter das Haus in welchem er der Welt geschenkt ward, und zog in den Goldenen Brunnen auf dem Roßmarkte, früher Gasthof, dann Privathaus. Hier starb sie auch.

Wenn wir uns die Frau Rath in ihren Greisentagen denken, sehen wir ein Elfenkind, aus Licht und Aether gewoben, lauschend zu ihren Füßen sitzen. Sammetbraune Augen voll hellem und doch intensem Feuer, die keine Fragen, lauter Antworten haben, strahlen uns entgegen. Ich habe sie nie geschaut diese Augen und ich kenne sie doch. Es ist kein Dichter, keine Dichterin — es ist die Poesie. Der Genius ist ein Mann, die Poesie Frau. Der Bund zwischen dem Genius und der Poesie ist der Goethe's mit Bettina. Mit ihr, mit ihren ersten Brief- und Tagbuchblättern ist ein neuer Frühling über die Erde gekommen. Sie hat den Mai entdeckt der in den Geistern schlummerte. Wenn sie nicht wahr wäre, in höchster Wahrheit wahr — wie konnten ihr, gleich Blüten in einem Lenzsturme, plötzlich so viele Herzen zufliegen? Es war damals als wenn ein neuer Heiland in die Welt gekommen. Bettina selbst zeigte einst einem Freunde Zuschriften von jungen Mädchen aus allen Weltgegenden, von Süden, hoch aus dem Norden, aus Schweden, vielleicht heimlich an sie geschrieben, ohne daß Lehrer und Erzieher es gewußt. Die Jugend hat ihre heiligen Ahnungen.

Wißt ihr die Geheimnisse die von der Lilie zur Rose in stillen Sommernächten weben? Eine weiße keusche Gestalt, wie eine Priesterin, neigt sich zu dem dunkellockigen Kinde des Südens. Dieses dem blitzenden allgegenwärtigen Sonnenstrahle ähnlich, jene dem zauberhaften Mondscheine. Bettina — Objectivität. Die Freundin — Subjectivität. Wenn nicht das Symbol der Phantasie, ist doch mindestens die Günderode gewiß Eine schöne Phantasie der Natur. Zwei Wesen welche die Schönheit wiegte. Die Eine verblutet wie das Morgenroth, entgleitet wie ein lieblicher Traum. Die Andere erfüllt die Orakelsprüche, löst die Räthsel, macht die frühe Weisheit wahr. Wie pulsirt in ihnen das All! Welche Offenbarungen! Zwei Mädchenherzen haben Vergangenheit und Zukunft, alles Große in der Gegenwart errathen, mit flammendem Glauben die Welt erfaßt, auf Schwingen der Liebe, gleich Tauben des Geistes, Erd und Himmel umkreist.

Täglich führte mich mein Weg an dem fast ängstlich-stillen Hause mit langer Fensterreihe vorbei in welchem die Günderode wohnte, und das gleichsam wie einen elektrischen Leiter bildet zwischen dem Goethe-Hause rückwärts auf dem Großen Hirschgraben und der Goethe-Statue gegenüber in der Allee: das Cronstädtische Stift, in welchem wol auch die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ geschrieben wurden, und wo jetzt wieder eine Günderode lebt, die Nichte der unserigen, Klotilde. Auf dem Walle steht das schöne aber moderne Haus ihres Vaters, des Schöffs von Günderode. Das Stift gemahnte mich wie ein Taubenhaus voll eingeschlossener weißer Seelen. Es wurde damals, in einer Zeit der Hoffnung, der Gedanke angeregt es niederzureißen und ein Parlamentshaus an die Stelle zu bauen. Glänzende Reden sollten von der Tribune erschallen wo einst die schüchternen Mädchen geträumt, gesehnt; wo ihre leisen Lieder erklungen, ihre duftigen Gestalten geschwebt waren, sollte Politik getrieben werden von bärtigen heftig erregten Männern. Jetzt wird nicht viel mehr in Deutschland gebaut, am allerwenigsten ein Parlamentshaus.

Ich kenne eine Britin. In ihrer Seele wohnt eine Gabe des Gesangs. Es ist eine hohe Junonische Gestalt mit stolzen Marmorgliedern, blauen Augen. Man sagt sie gleiche der Gespielin Bettina's. In Heidelberg lebt ein Greis, tief in den 80 Jahren, der so oft er dieser Engländerin auf dem Spaziergange begegnet in seltsame Aufregung gerathen soll. Auch er hat geäußert daß sie der Stiftsdame welche er in der Jugend kannte ähnlich sehe.

Wer weiß nicht daß sie ihn liebte, daß sie aus Schmerz starb? Er lernt sie kennen da er schon vermählt ist. Im Begriffe sich von der Gattin zu trennen um sich mit dem Fräulein zu verbinden, werfen ihn alle die Stürme, alle Kämpfe welche diese Leidenschaft anfacht, auf das Krankenlager. Ein Nervenfieber tobt in ihm. Seine Frau, obschon sie die Wünsche seines Herzens kennt, pflegt ihn so treu, so aufopfernd daß sie ihn rettet, einzig sie. Nach seiner Genesung schreibt er der Freundin: daß er nun, durch Dankbarkeit gefesselt, das edle Weib nicht zu verstoßen vermöge. In England ist ein Roman erschienen der sich diese Verwickelungen zur Aufgabe eines psychologischen Gemäldes stellt.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Nürnbergs Gedenkbuch. Eine vollständige Sammlung aller Baudenkmale, Monumente und anderer Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Mit hundert Blättern nach Originalzeichnungen von J. G. Wolff, und Erklärung der Kupfer von F. Mayer. Zwanzig Lieferungen. Nürnberg, Schrag. 1846—49. 4. 7 Thlr. 10 Ngr.**

Die ehrwürdige alte Stadt Nürnberg, die seit dem 13. Jahrhunderte einer der wesentlichsten Krystallisationsherde deutscher Cultur, vornehmlich aber einer der Mittelpunkte deutscher Kunst war, hat in älterer wie in neuerer Zeit so zahlreiche Geschichtschreiber, Topographen und Lobredner gefunden daß man eine ganze „Bibliotheca Norica“ hat zusammenstellen können. In neuerer Zeit als man nach der Rückkehr des Friedens die altdeutsche Kunst einer nähern Betrachtung würdigte, geschah Dies namentlich in dem vom verewigten Pfarrer Johann Christoph Jakob Wilder in Nürnberg herausgegebenen „Neuen Taschenbuch von Nürnberg“, zu welchem denn die 1824—26 erschienenen drei Hefte des „Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg“ gewissermaßen eine ins Einzelne eingehende Ergänzung lieferten.

Derjenige der so glücklich war längere Zeit in Nürnberg zu verweilen, und einen gemächlichen Gang durch seine architektonischen und plastischen überreichen Denkmale zu machen, fühlte das Bedürfniß sich Erinnerungsblätter in die ferne Hei-

mal mitzunehmen, an denen er später seine gewonnenen Ansichten wiederum auffrischen könne. Nun hat man zwar die „Nürnbergischen Prospecte" bei Peter Konrad Monath, 37 Blätter, die nicht allein selten — sie erschienen vor mehr als 100 Jahren —, sondern auch überaus mangelhaft sind. Deshalb stellte die Verlagshandlung des „Taschenbuch von Nürnberg" im J. 1823 die in demselben enthaltenen Ansichten von Stadttheilen, Gebäuden und einzelnen Denkmalen, 20 Blätter mit erläuterndem Texte, zusammen. Legte man dazu die zwölf Apostel von Peter Vischer in zwölf Blättern von Albert Reindel, welche bei Schrag etwas später erschienen, so hatte man so ziemlich Alles was in kleinerm Formate über die nürnberger Merkwürdigkeiten erschienen war, wenn man nicht die über den Schönen Brunnen, Jakobskirche, Johanniskirchhof u. A. erschienenen Einzelschriften, oder die größern Werke, wie die „Nürnbergischen Künstler", die „Neudörffer" u. s. w., sich anschaffen wollte.

Jetzt werden uns von dem Veteranen der nürnberger Buch- und Kunstverleger, von Johann Leopold Schrag, 100 Blätter dargeboten, die in Bezug auf Auswahl, geschmackvolle, getreue und zweckmäßige Auffassung und Darstellung, bequemes Format und billigen Preis allen gerechten Anfoderungen genügeleisten. Diese 100 Blätter erschienen in 20 Lieferungen, und ihnen sind zwei Hefte Erläuterungen beigegeben, sodaß man das Ganze bequem in einen mäßig starken Quartband vereinigen lassen kann. Treten wir diesem dankenswerthen Werke näher, so finden wir daß es mit Recht mit Nürnbergs größtem und vollendetstem Bauwerke, mit der St.-Lorenzkirche, beginnt, von welcher eine äußere und vier innere Ansichten gegeben sind, wobei dem prächtigen Sacramentshause von Adam Kraft auch seine gebührende Stelle vergönnt ist.

Die zweite Lieferung enthält das Nassauer Haus an der Lorenzkirche, dann auf einem Blatt die Deutschehauskirche und die Jakobskirche, den schönen Kreuzgang in der Karthause, der von Fremden nur selten besucht wird, dann auf dem neunten Blatt Spitalbrücke und -Kirche, und endlich den Schönen Brunnen den die Stadt auf Veranlassung des Königs Ludwig 1823 wiederherstellen ließ.

Das elfte Blatt bietet uns die Ansicht der Aegidienkirche und die reiche Façade des Poller'schen Hauses in deren Nähe, das zwölfte die an der genannten, im 17. Jahrhundert neugebauten Kirche befindliche Euchariuskapelle im Rundbogenstil. Es folgt die Innenansicht der Landauerkapelle, die in zierlicher Gothik ausgeführt gegenwärtig die werthvolle Kunstsammlung der unter Reindel's Leitung stehenden Kunstakademie enthält. Das Landauer Kloster war noch 1831 einem Essigfabrikanten überlassen und die herrliche Kapelle damals dem Fremden ganz unzugänglich. Das vierzehnte Blatt enthält zwei Brücken, die Karls- und die Fleischbrücke, und das funfzehnte die Jakobskirche und den Weißen Thurm, dessen Gründung ins 12. Jahrhundert nach der vorletzten Erweiterung der Stadt fällt.

Die vierte Lieferung ist ganz der Frauenkirche am Markte gewidmet, wovon zwei Blätter auf das reiche Portal, zwei auf die äußere Ansicht und eines auf das Innere kommen. Die Seitenansicht versetzt uns auf den belebten Fischmarkt, in dessen Mitte das Gänsemännlein seinen Stand hat.

Die fünfte Lieferung enthält das Rathhaus, eines der großartigsten Gebäude Süddeutschlands, das ganz an die florentiner Bauten des 16. Jahrhunderts erinnert. Die äußere Ansicht enthält noch ein Stück des Chors von St.-Sebald, nächstdem finden wir die untere gewölbte Halle, den Rathhaushof mit dem von Pancratius Labenwolf im J. 1557 gefertigten bronzenen Brunnen, die alte gothische Rückseite des Rathhauses und die Innenansicht des großen Rathhaussaals mit dem gewaltigen Tonnengewölbe.

Die sechste Lieferung (Tafel 26—30) bietet Einzelheiten, die Statuen Albert Dürer's auf dem nach dem Künstler genannten Platze und die Melanchthon's an der Aegidienkirche, das Pestelmeyer'sche Haus und das Theater, den Henkersteig und die Kettenbrücke, und endlich zwei jener malerischen Ansichten von der Schüttinsel aus, an denen Nürnberg so überaus reich ist.

Die siebente Lieferung ist ganz für die Burg in Anspruch genommen, von welcher man einen köstlichen Ueberblick über die ganze Stadt genießt, und die auch in ihren Mauern soviel des Herrlichen umschließt. Von jenen Blicken auf die Stadt hat Tafel 31 zwei festgehalten, das Himmelsthor und die Aussicht auf die Freiung, und Tafel 32 den runden und den fünfeckigen Thurm. Es folgen dann Innenansichten der Margarethenkapelle, deren kräftige Säulen sich sofort als Träger der Krypta kundthun, während die vier schlanken Marmorsäulen der Kaiser- oder Ottomarkapelle frei und leicht emporsteigen. Tafel 35 zeigt uns das Innere des von einer uralten Linde beschatteten Burghofs.

Die achte Lieferung ist der Sebalduskirche bestimmt. Tafel 36 bringt die beiden Thürme mit dem Abendchor, als dem ältesten Theil der Kirche, Tafel 37 den 1361—77 im schönsten Spitzbogenstil ausgeführten Morgenchor. Die nächsten beiden Tafeln zeigen Innenansichten und Tafel 40 das Sebaldusgrab. Sehr verständig hat der Zeichner Menschengestalten daneben angebracht; die meisten Fremden vermeinen ein kolossales Gebäude zu finden, während das Ganze doch nicht mehr als 15 Fuß Höhe hat.

Auch die neunte Lieferung enthält noch Ansichten von Einzelheiten an und in der Sebalduskirche, namentlich die zierliche Brautthür an der Südseite, die bronzene durch König Wenzel berühmt gewordene Taufe, und den einen großartigen Sandsteinpokal bildenden Chor am Sebalder-Pfarrhof, in welchem Melchior Pfinzing einst hauste, das Thiergärtnerthor und das Dürer-Haus, sowie die Innen- und Außenseite des Spitals.

In der zehnten Lieferung findet sich zunächst die mit reichen Thürmchen und Erkern verzierte Façade eines Privathauses der Adlerstraße; dann Hallplatz, Marthakirche und die Klarakirche, Laufferthorthurm und Vestnerthor und Wurzelbauers-Brunnen an der Lorenzerkirche.

Die elfte Lieferung bringt plastische Einzelheiten, wie die reichgeschnitzte Brautthüre der Lorenzkirche, den in derselben Kirche frei aufgehängten Engelsgruß der 1518 von Veit Stoß in Holz geschnitzt wurde, ferner mehre Thüren, Chörlein, und einen reichgegliederten alten Giebel im Deutschen Hause, sowie den Brunnen am Nassauer Hause.

Die zwölfte Lieferung (Tafel 56—60) bietet vorzugsweise Ansichten von einzelnen Theilen der städtischen Umgebung, darunter das Spittlerthor, dessen Thurm einer der drei in Gestalt eines aufgerichteten Kanonenlaufs erbauten Thorwarten ist, sowie das neue Krankenhaus von zwei Standpunkten aus.

Die dreizehnte Lieferung ist vorzugsweise der Sebalder-Stadtseite entnommen. Sie gibt zuvörderst die Ansicht des Platzes an der Sebalduskirche nebst der Moritzkapelle, in welcher bekanntlich die altdeutsche Abtheilung der städtischen Gemäldesammlung aufgestellt ist, eine Thüre und einen Chor des alten Rathhauses, zwei Chörlein an Privathäusern des Obstmarktes, das thurmartig emporstrebende Haus des Künstlers Petersen, und den an architektonischem Detail so reichen Hof des Poller'schen Hauses, dessen Wendeltreppe in der vierzehnten Lieferung gegeben wird. Sehr dankenswerth ist Tafel 67, die einen reich mit Schnitzwerk versehenen Saal desselben Hauses darstellt. Es folgt die äußere Ansicht des Tucher'schen Hauses, das alte Stadtwappen an der Kaiserstallung und die vom J. 1506 stammende, mit verschlungenem Stabwerke geschmückte Thür des Landauer Klosters. Tafel 70 enthält Peter Vischer's Bogenschützen vom J. 1532 und P. Labenwolf's Gänsemännlein.

Die funfzehnte Lieferung bringt drei plastische Denkmale: das Schreyer'sche Grabdenkmal vom J. 1492 von Adam Kraft, welches außen am Chore der Sebalduskirche aufgestellt, und den Oelberg am Burgberge, die innere Ansicht der Burggrafenstube im Scheuerle'schen Hause, in welcher noch ein alter Wandtisch mit einem sehr bequem construirten Lehnstuhle befindlich, endlich Ansichten des Thiergärtnerthors und Neuenthors.

Die sechszehnte Lieferung stellt uns zuvörderst den Marplatz mit seinem stattlichen Brunnen von Bromig aus dem J. 1687 vor Augen. Es ist ein kolossaler Triton, der aus einer

Muschel einen Wasserstrahl hoch emporsendet, und deshalb der Wasserspeier genannt wird. Es folgt die Rochuskirche mit Peter Vischer's Grab, die innere Ansicht der Jakobskirche, das große Relief, die Krönung Maria's von Adam Kraft im J. 1498, das sich in der Frauenkirche befindet, und endlich die Statuen mit Baldachinen aus der Sebalduskirche.

Die siebenzehnte und achtzehnte Lieferung enthalten die von der Burg nach dem Johanniskirchhof führenden sieben Stationen von Adam Kraft, nebst der Kreuzigung auf genanntem Kirchhofe und der Grablegung in der Holzschuher'schen Grabkapelle, dann aber auch eine Ansicht von Albrecht Dürer's Grab.

Die neunzehnte Lieferung gibt auf Tafel 91 eines jener in Bronze gegossenen Epitaphien, das Kurtzel'sche Wappen, von denen der Johanniskirchhof eine so große Fülle aufzuweisen hat. Es folgt das reiche Sacramenthäuschen der Sebalduskirche aus dem 14. Jahrhundert, welches an das Tabernakel im Chor des meißener Doms erinnert, ferner das Innere von Kraft's Hof mit der schönen Wendelstiege, der Gläserne Himmel oder das Eckhaus an der Bindergasse, und endlich die reiche Façade eines Privathauses am Marplatze.

Die letzte Lieferung zeigt uns den untern Theil des Kraft'schen Sacramentshauses in der Lorenzerkirche, dessen Totalansicht die vierte Tafel enthielt, und wovon schon früher ein großes von Wilder gezeichnetes und von Friedrich Geißler gestochenes Blatt in Royalfolio erschienen ist. Es folgt der stattliche Pfarrhof von St.-Lorenz und das Hauptportal der Kirche gleiches Namens, endlich aber die Ansichten des Bahnhofs vor dem Frauenthor und das neue Regensburger Thor: beide Bauwerke in einem würdigen, der übrigen Umgebung angemessenen archäischen Stile ausgeführt, schließen diese interessante Sammlung.

Aus der mitgetheilten Uebersicht ersehen wir daß der Ordner des Buchs alle Zeitalter der nürnberger Kunstdenkmale von der alten Eucharius-, Margarethen- und Kaiserkapelle bis zu den Bauten des 17. Jahrhunderts und der Neuzeit mit gleicher Liebe umfaßt und mit gleicher Sorgfalt dargestellt hat. Es vergegenwärtigen uns diese Blätter dadurch den eigenthümlichen Charakter der ehrwürdigen Stadt, die zu den wenigen gehört wo der Fanatismus mindere Opfer erlangte. Der Nürnberger war stets mit tiefer Ehrfurcht gegen die Denkmale seiner Vorzeit und die Stiftungen seiner Väter erfüllt, und so wird denn auch noch bis auf den heutigen Tag mit gewissenhafter Treue die Ewige Lampe in der Sebalduskirche genährt, obschon das Gebäude seit mehr als 300 Jahren dem protestantischen Cultus gewidmet ist.

Der die Kupfer erläuternde Text von Dr. Friedrich Mayer ist dem Gegenstand angemessen, und ertheilt in kurzen Worten die nothwendige Auskunft über das Geschichtliche. Es erweckt das Ganze den lebhaften Wunsch daß mit der zwanzigsten Lieferung das Werk nicht abgeschlossen bleiben möge. Nürnberg enthält noch eine außerordentliche Fülle von Einzelheiten die gewiß jedem Kunstfreunde willkommen sein würden; namentlich würde ich eine Darstellung des Details vom Sebaldusgrabe, das ja eine kleine Welt des kostbarsten Humors enthält, dann die bei St.-Sebald und St.-Lorenz befindlichen Tapeten, die Oefen der Burg, und das hier und da, z. B. auf dem großen Rathhaussaale, befindliche Geräth u. s. w. dazu vorschlagen.

Ich bin überzeugt daß die Besitzer von Rettberg's „Nürnberger Briefen zur Geschichte der Kunst", oder von Waagen's Reiseberichten aus Süddeutschland, ja jeder Freund von Kunst und Alterthum diese Sammlung als eine sehr dankenswerthe Gabe erkennen werden, da sie eben zur Geschichte eines jeden Zeitabschnitts der nürnberger Kunst die wichtigsten Documente darin finden.

G. Klemm.

## Miscellen.

### Ein Augenzeuge über die letzten Momente von Charlotte Corday.

Dumas in seiner nicht uninteressanten Studie über Verbrechen und Strafe in Beziehung auf das damit verknüpfte dunkle und oft sogar geheimnißvolle Phänomen, worin er die Möglichkeit des Bewußtseins nach der Enthauptung abhandelt, erzählt kürzlich aus dem Munde eines Augenzeugen die letzten Momente der Charlotte Corday, die beinahe zu einer Art moderner Tradition geworden sind: „Als der Karren welcher das verurtheilte Mädchen zum Schaffot führte hinauffuhr, sprang Charlotte heraus ohne zu gestatten daß man sie stütze, und stieg die durch einen am Morgen gefallenen Regen schlüpfrig gewordenen Stufen der Guillotine so rasch hinan als ein langes rothes Hemd, in welches sie gehüllt war, und die auf ihren Rücken gebundenen Arme es ihr erlaubten. Da sie die Hand des Henkers auf der Schulter fühlte um das Tuch von ihrem Halse zurückzuschieben, ward sie einen Augenblick bleich, aber eine Secunde später strafte ein Lächeln dieses Erbleichen Lüge; und um der Herabwürdigung an das Schandbret gebunden zu werden zu entgehen, drängte sie mit einem erhabenen und beinahe freudigen Kraftaufwand ihren Kopf durch die Oeffnung. Das Messer sank und das vom Leibe getrennte Haupt fiel auf die Platform und prallte noch einmal in die Höhe. Da geschah es daß einer der Gehülfen des Henkers, Legros mit Namen, dies Haupt bei den Haaren faßte und ihm, aus niedriger Schmeichelei für den Pöbel, einen Backenstreich gab. Bei diesem Schlage erröthete das ganze Gesicht, nicht die Wange allein die ihn erhielt, sondern beide Wangen und zwar mit gleicher Glut; denn es wohnte noch Empfindung in diesem Haupte, und es fühlte Zürnen über solche nicht in die verhängte Strafe eingeschlossene Behandlung." 7.

### Die Kunst die nach Brot geht.

Wenn unsere jetzigen Künstler über die niedrigen Preise klagen zu denen sie ihre Gemälde hingeben müssen, so dient es ihnen vielleicht zu einigem Troste zu erfahren für wie ganz andere Preise — selbst die durchgehends größere Wohlfeilheit jener Zeit mit in Anschlag gebracht — ihre Vorgänger im 16. Jahrhundert arbeiteten. Eine Rechnung vom J. 1568 für den Kurfürsten von Brandenburg, die Möhsen in seiner „Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg" (Berlin 1781) mittheilt, lautet: „Gegeben Ihre Churf. Gnaden drei gemalte Bilder, als den König aus Frankreich, Duca d'Alba und Kaiser Maximilian, kosten 4 Thaler 12 Groschen"; und ein Goldschmied Kunrath Schreck, welcher Kurfürst Joachim's I. Bildniß auf Gold gemalt geliefert hatte, reichte folgende Note ein: „Das Kunterfeth wiegt 5 Kronen, vors Krone thut 32 Silbergroschen, thut 6 Thaler 16 Silbergroschen, und vorn Kunterfeth zu malen 18 Groschen, Summa 7 Thaler 10 Groschen."

### Die zweite Goldene Bulle.

Man kennt unter dem Namen der Goldenen Bulle das bekannte Reichsgesetz welches Karl IV. im J. 1356 errichtete. Es gibt aber noch eine andere Bedeutung dieses Wortes, welche gleichfalls von einem Karl herrührt der auf dem deutschen Kaiserthrone saß. Der Kaiser Karl VI. nämlich ließ im Mai des J. 1719 durch zwei berühmte Künstler, den deutschen Johann Liebing und den Neapolitaner Gennaro, ein neues Reichssiegel anfertigen, welches zu den Diplomen und Privilegien der Fürsten und Stände des Heiligen römischen Reichs verwendet werden sollte. Es wurde zum ersten male angewendet bei dem am 20. Mai 1717 dem Prinzen von Cordona ausgestellten Diplome, welches denselben zum Fürsten des Römischen Reichs erklärt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 65. —— 16. März 1850.


## Die Fußstapfen des Genius.

(Beschluß aus Nr. 64.)

Ich nannte Heidelberg, die nachbarliche romantische Bergstadt. Auch hier Fußstapfen Goethe's, der in jener Glanzperiode wenigstens vorüberging. Ich lernte einen seiner Zeitgenossen von damals kennen, ein Greis mit ewiger Jugend im prächtig blitzenden dunkeln Auge. „Das war eine Zeit, liebes Kind", sagte er, „wo Tieck hier wohnte, die Brüder Boisserée und ihr genialer Freund Bertram, der Amalien von Hellwig geb. Imhof Balladenstoffe und Motive zu Gedichten gab; ein Wunder daß die Pflastersteine in Heidelberg nicht in Versen sprachen. Goethe sagte zu mir: «Sie haben jetzt die schöne Amalie hier, die Imhof; wir haben sie in Weimar nur La belle en cour geheißen.»" (Sie war Hofdame dort.) Die poetischen Einsiedler gründeten ihre Zeitung unter den überhangenden Epheumauern der Schloßruinen. Noch erzählen Waldelfen von den Tönen des „Wunderhorn" und nennen die Namen Arnim und Brentano. Sich und den Freund, und die Erinnerung einer gemeinschaftlichen Fahrt, hat Clemens gezeichnet im „Rheinmärchen" (I, 146), wo es heißt:

Die Sonne ließ eben ihre ersten Strahlen in den Rhein niedersinken, der wie ein fließendes Gold zitterte; man sah die Felsen oben und die Städte und die Berge und die Menschen und die Schiffe; man sah an der Felswand das ganze Haus der Frau Lurley hinauf bis an den blauen Himmel, wo die Vögel hin- und herschwebten; man sah den Reiher niederstürzen und einen vorwitzigen Fisch holen; ein Schifflein zog oben, und darauf fuhren zwei Knaben, der eine freudig, mit braunen Haaren, der andere traurig, mit schwarzen Haaren. Als sie an dem Fels waren riefen sie:

Lureley, Lureley!
Es fahren zwei Freunde vorbei!

Und nun sang der Schwarze:

Am Rheine fahr' ich hin und her
Und such' den Frühling auf,
Mein Sinn so leicht, mein Herz so schwer —
Wer wiegt sie beide auf?
Der Mond gehet unter,
Die Liebe geht unter,
Das Schiff zieht hinunter,
Wer hält sie auf?

Und Frau Lureley rief sieben mal:
Wer hält sie auf?

Und dann sang der Braune:

Wonne, Wonne still in Schauern,
Dich umfangen frische frische Luft;
Sinnend auf die Strahlen lauern,
Spielend in dem Morgenduft!
Lieben und geliebt zu werden
Ist das Einzige auf Erden,
Was ich könnte, was ich dächte, was ich möchte,
Daß es mir nur könnte werden,
Lieben und geliebt zu werden.

Und nun sprach Frau Lureley ihm sieben mal zurück:
Lieben und geliebt zu werden!
und sie schwammen hinab.

Clemens Brentano! Ich habe den Zauberer genannt. Er ist Bruder der Fee, welcher in der süßen Gestalt ihrer Herzensfreundin die Romantik seiner Jugend liebte. Sagte ich nicht daß ich Bettina's Augenstern kenne? Aus ihres Clemens ewigem Sonnenblick, den selbst nicht die Wolken des Alters verschleiern konnten, bis das Auge brach und der Strahl frei ward, das zum Urquell heimfliegende Sphärenlicht. Wie mir jede Stelle in seiner Vaterstadt den Freund zurückruft, der noch als Greis mit vollen Blumenhänden einen Seelenfrühling um mich gestreut! Dazu führt ein liebevolles Gedächtniß seinen, noch einen Lebensgenossen von ihm mir entgegen. Es war in einem ernsten alten Haus der Bockenheimer Straße, das einem Bürgermeister und Gesandten der Reichsstadt, dem edeln Friedrich von Meyer, gehörte. Als ich, wenige Monate vor seinem Heimgange, das erste mal bei ihm eintrat, glaubte ich in der hohen Gestalt, den schönen milden Zügen, einen greisen Johannes zu erblicken. Sein Sohn, Guido von Meyer, der Archivar und Poet, begrüßte mich liebenswürdig mit Reminiscenzen an unsern Brentano.

Selbst das bunte Meßgewirre ringsum mitten im Belagerungsstand, die wandernden Musikbanden an allen Ecken neben den Chorälen der Bergknappen, leiteten uns auf den Dichter zurück, der in einer seiner ergreifendsten Poesien, „Die lustigen Musikanten", in dem gleichnamigen, wenn ich nicht irre, nur wenig bekannten Singspiel wahrscheinlich aus ähnlichen frühen Eindrücken geschöpft haben mag:

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen zieh'n,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n.

Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drin,
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen und greifen
Ans Herz
Mit Freud' und mit Schmerz.

— — — — — —
— — — — — —

Die Tochter:

Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoß man todt;
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein' ich auf mein Brot.
Es brauset und sauset rc.

Die Mutter:

Ist's Nacht, ist's Tag? Ich kann's nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muß ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.
Es brauset und sauset rc.

Die beiden Brüder:

Ich muß die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein;
Euch muß ich frohe Weisen pfeifen,
Und möchte gern begraben sein.
Es brauset und sauset rc.

Der Knabe:

Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm;
Aufs Tambourin muß rasch ich pochen.
Sind wir nicht froh? Daß Gott erbarm'!
Es brauset und sauset rc.

Guido von Meyer holte uns die jugendliche Büste unsers Clemens, von Tieck in Berlin, des Dichters Bruder, die hinreißend ist, voll Schönheit und Geist; ich werde später noch darauf zurückkommen. Im Profil trat die hohe Lippe der Brentano hervor. Ein gewisser schnippischer Familienzug, behauptete Jemand, liege in der Nase. Ich meine sie haben Alle etwas Edelstolzes in diesem verschwenderisch begabten Geschlecht. Sie sollen sich auf ihre altitalienische Abkunft Etwas zugutethun, und mir scheint mit Recht: denn ist es nicht der Genius des Südens der einzig wundersame Blüte in ihnen treibt? Nach der Tradition stammen sie von einem Visconti ab, und führen im Wappen eine Bütte, aus der eine Schlange kommt. Bütte heißt brenta, Brentano also Büttenträger oder Bewohner von der Brenta.

Eine früh verstorbene Schwester, deren Clemens oft gedachte, soll noch schöner, noch genialer gewesen sein als Bettina. Die Schwester Meline lebt noch hier, an einen Herrn Guaita vermählt. Auch ein geisteskranker Bruder wohnte hier, der stets einen Geistlichen zum Begleiter hatte. Wenn Tieck von Jenem gesagt haben soll: alle Brentano seien verrückt, der sei nur ehrlicher als die Andern und gestehe es ein, so liegt diesem Scherze freilich ein höherer Sinn der Wahrheit zu Grunde, insoweit als der Wahnsinn tief in die Kreise der Poesie und Weissagung verschlungen ist. Auch der verstorbene, sonst sehr ernste Senator Brentano machte seine Witze. Er meinte als das Bibliothekgebäude am Main aufgeführt, der neue Kirchhof angelegt ward, auf dem wir jetzt Lichnowsky und Auerswald und die gefallenen Turner bestatten sahen: man habe jenes soweit hinausverlegt daß die Bücher geschont würden, und den Friedhof so fern von der Stadt damit die Todten frische Luft hätten. Clemens selbst hatte, wie alle ursprünglichen Dichter, Lust an Originalen, an eigenwüchsigen Menschenpflanzen. Es gibt deren in Reichsstädten immer viele, weil hier das Gepräge noch nicht so abgegriffen ist wie in andern. So erinnere ich mich daß er mit mir von „Herrn Calo" sprach — auch eine frankfurter Berühmtheit. „Man sieht sein Bild mit einer Katze in allen Conditorläden. Die Frauen gehen immer selbst zu ihm wenn sie Etwas brauchen, weil er so unterhaltend ist. Dann pflegt er zu sagen: «O ich kenne Sie wohl! Sie sind von einer respectablen Familie, die ihre Pfeffernüsse nicht in Offenbach, sondern bei mir holt.»" Er macht ein gutes Confect das er Schiffbrote nennt. Ich ging einmal hin, kostete und lobte es. „Das ist schon 40 Jahre in meiner Familie", versicherte er. „Ja, es dauert in Frankfurt lange bis ein Mitbürger Anerkennung findet. Der «Egmont» konnte auch 40 Jahre lang nicht gegeben werden, und doch ist Goethe Goethe, und Calo ist Calo."

Wer hätte sich nicht an diesen kleinen Geschichten Brentano's ergötzt, die überall mit gemüthlichen Beziehungen im Gespräche auftauchten: denn er war voll à propos, aber in einer andern als der geistlos tödtenden Weise der Anekdotenkrämer. Wir gehen z. B. in Augsburg nach dem Hause des Advocaten Werner, wo eine herrliche alte Copie der Annunziata hängt, „Maria delle grazie", ein Liebling von Clemens, die er früher in werthvollem Abbilde selbst besaß. Ein junger Graf Pappenheim führt uns, und auf dem Wege erzählt der Dichter: wie einmal die Großen sich, ich weiß nicht bei welchem Papste, beschwert daß wieder ein Bürgerlicher Bischof geworden, eine Würde zu welcher doch sonst nur die ersten Familien gelangen sollten. „Nun was wollt ihr denn", lautete die Erwiderung, „er ist ja ein Pappenheimer!" Der Gewählte war nämlich Buchbinder. Als unser Begleiter sich lange gemüht hatte die mittels schwerem Zugwerke zu bewegende Decke von dem großen Gemälde zu heben, das die ganze Treppenwand des echt reichsstädtischen Hauses einnahm, rief Brentano belobend: „Ja die Pappenheimer sind eben sehr geschickt im Bilderaufziehen!" „Ist es nicht wie ein weißer Mandelkern?" fragte er als wir vor dem andachtvollen inbrünstigen Gesichte (fast Profil) dieser Maria der Gnaden standen. „Der Engel", setzte er hinzu, „ist mir ein wenig zu lümmelhaft."

Ich besitze von dieser Zeit ein wunderliches Büchlein

aus den Händen von Clemens Brentano, das er noch in seinem letzten Lebensjahre für das schönste erklären wollte welches je geschrieben ward, und das ein kleines Curiosum in der Literaturgeschichte sein dürfte, da es wahrscheinlich eine Art Gevatterstelle bei der Taufe des Märchens „Hinkel, Gockel und Gackeleia" vertrat. Es ist schwarz und gelb eingebunden mit rothem Schnitt, und trägt, auf einem weißen Schildchen der Rückseite, von Brentano's Hand die Inhaltsschrift: „Gockelius vom Beschreien Bezaubern Arzneien 1699. — Magia naturalis. Deutsch 1602. — Schönfelder von Fallender Sucht. Ingolstadt 1675. Dieser Eberhardo Gockelio, dessen Pathenname unser Dichter durch seine Hahn- und Hühnerchronik berühmt gemacht hat, nannte sich auf dem Titel der nach 42jähriger Praxis zusammengetragenen Zaubermittel Med. D. hochfürstl. Würtemb. Weilting. Archiatro Primario, auch deren des Heil. Röm. Reichs Stadt Ulm rc. (Frankfurt u. Leipzig, In Verlag Lorenz Kronigers, und Gottlieb Göbels, Sel. Erben, Buchhändl. in Augspurg. 1699.)" Es hat immer etwas Rührendes den stillen trauten Bezügen nachzugehen welche weittönende Dinge mit den kleinsten alltäglichen haben. Ich dachte schon früher zu erwähnen daß Freunde von Clemens ihn in „Dya-na-Sore" wiederfinden wollen, dessen Verfasser, von Meyern, am Anfange dieses oder am Ende des vorigen Jahrhunderts in Mainz als Offizier lebte.

Guido von Meyer bereitete mir ein Erinnerungsfest an Brentano, am Vorabende meiner Abreise aus seiner Vaterstadt. Vor der von Kerzen und duftenden Blüten umringten Büste, die mitten unter uns stand, und mit der es Tieck wirklich auf einen Helios abgesehen hat, ertönte die süße Musik seiner Verse — zunächst Vermächtniß des Dichters, das sein Freund bewahrt, ein ungedrucktes Werk von Clemens, in spanischer Form, „Der Rosenkranz", dessen Held der italienische Faust ist, Pietro d'Abano, wie wir denn überhaupt reiches Material für künftige Mittheilungen überschauten. Für jetzt genüge die Hindeutung auf diese Dichtung, die ein Gewebe von Liebesgeschichten enthält, besonders die Neigung des Autors zu einer noch lebenden Geheimräthin * * *, früher als Tänzerin * * bekannt, die er als „fromme Tänzerin" einführt, während Clemens unter dem Namen „Megliore" erscheint, „der Bessere", da er sich einbildete sie wäre mit ihm glücklicher geworden als mit ihrem Manne. Brentano behauptete er könne den „Rosenkranz" nicht vollenden, es graue ihm davor: denn er habe darin gewahrsagt und Alles komme wie er es darin dichte, das Meiste habe sich schon erfüllt. Geht nicht eine verwandte dämonische Gabe, ein geheimnißvoller Faden durch jedes Menschen- und Dichterleben? Muß nicht Jeder mehr oder weniger für sich oder Andere so diviniren und gleichsam sein Schicksal selbst spinnen?

Ja, wie ein Göttersohn blickte er, durch die Plastik zu unsterblicher Jugend erhoben, wie nach dem irdischen Tode von neuem verjüngt, verklärt, aus Blumen zu uns nieder, wie ich ihn immer mit dem innern Auge geschaut, auch durch den Schleier der Greisenhülle. Um das schönlockige Haupt schwebten unsichtbar ewige Frühlingskränze. So werden wir ihn einst im Strahle anderer Sonnen wieder grüßen. Es wurden uns jetzt die Worte wahr welche seine einstige Gattin, Sophie Mereau, von dieser Büste in einem Sonett gesungen:

Auf eines Ungenannten Büste von Tieck.

(„Bunte Reihe kleiner Schriften", von Sophie Brentano, 1806, S. 47.)

Welch süßes Bild erschuf der Künstler hier,
Von welchem milden Himmelsstrich erzeuget?
Nennt keine Inschrift seinen Namen mir,
Da diese holde Lippe ewig schweiget?

Nach Hohem lebt im Auge die Begier,
Begeist'rung auf die Stirne niedersteiget,
Um die, nur von der schönen Locken Zier
Geschmücket, noch kein Lorberreis sich beuget.

Ein Dichter ist es. Seine Lippen prangen
Von Lieb' umwebt mit wunderseel'gem Leben,
Die Augen gab ihm sinnend die Romanze,

Und schalkhaft wohnt der Scherz auf seinen Wangen;
Den Namen wird der Ruhm ihm einstens geben,
Das Haupt ihm schmückend mit dem Lorberkranze.

Obschon Brentano keine persönliche Sympathie für Goethe zu hegen schien, die vielleicht durch den Enthusiasmus der Schwester gedämpft ward und in der Schwärmerei für den ritterlichen Arnim Widerspruch erfuhr, dessen Werke der Schwager statt jenen Tagbuchblättern und Briefen herausgegeben wünschte: so gehört doch Clemens zu der Gruppe von Geistern die sich näher oder ferner um den Verfasser von „Wilhelm Meister" in dessen Vaterort gruppiren; denn Frankfurt ist nicht nur durch seine historische Bedeutsamkeit deutsche Hauptstadt, sondern auch darum weil hier in dem Einen Manne eine Centralsonne unserer Literatur aufging, eine Sonne neben welcher in engern oder weitern Bahnen noch viele andere schöne Heimatsterne wandeln.

Emma Niendorf.

---

Die Erziehung des Menschen zur Selbstbeherrschung sowie zur Führung eines gesunden, langen und weniger kostspieligen Lebens, von J. Ch. G. Jörg. Leipzig, Teubner. 1850. 8. 6 Ngr.

Dies kleine Büchlein über einen für den einzelnen Menschen wie für die Gesammtheit der Staatsbürger hochwichtigen Gegenstand empfiehlt sich durch sich selbst und durch die klare und faßliche Darstellung seines Gegenstandes, und es hat sich auch bereits derjenigen Classe der Leser und Hörer des Werks für die dasselbe bestimmt ist insofern empfohlen, als nach kurzem Erscheinen des Buchs eine zweite Auflage davon nöthig geworden ist. Es handelt sich darin und in der hier gegebenen Anweisung, zunächst für die jüngern Zeitgenossen und für die heranwachsende Jugend sich selbst beherrschen zu lernen, um ein gar sehr nothwendiges Heilmittel gegen die Krankheit der Zeit, gegen den Krebsschaden woran unsere öffentlichen Zustände leiden, gegen den Fieberparoxysmus von welchem diese letztern selbst ergriffen sind, und es ist daher dringend nothwendig daß jeder Einzelne mit der Besserung und Wiedergenesung bei sich selbst den Anfang mache um auf diese Weise einen bessern und gesündern Gesammtzustand herbeiführen zu helfen. Denn

es ist nur gar zu wahr, was auch hier als die Hauptveranlassung zur vorliegenden Schrift selbst bemerkt wird (S. 5): daß es „mehr physisch oder sittlich verdorbene und sieche als gesunde Menschen gibt, die, ohne alle Kraft sich selbst zu beschränken und zu beherrschen, haltlos in der Welt hin- und herschwanken, und sich kein Gewissen daraus machen wenn sie die Rechte oder das Eigenthum Anderer antasten, und die von dem herrlichen, sehr viel Moral insichschließenden Satze: Was du nicht willst daß dir die Leute thun sollen, Das thue ihnen auch nicht! Nichts wissen und Nichts wissen wollen“; und die Ereignisse des J. 1848 haben als eine gar bittere Frucht einen maßlosen Egoismus, eine grenzenlose Anmaßung und einen wahrhaft lächerlichen Hochmuth des individuellen Bewußtseins neben entschiedenem Mangel an sittlicher Kraft und religiöser Scheu, wie an Patriotismus, an wahrhafter Treue der Ueberzeugung und an politischer Bildung zutagegefördert, wodurch wir dem Abgrunde einer Barbarei nahegebracht worden sind der uns zu verschlingen drohte, und uns verschlungen hätte wenn nicht der Genius Deutschlands noch einmal uns beschützt hätte. Das Uebel liegt tiefer als es scheint; aber es hat Schwächen und Krankheiten an die Oberfläche getrieben, die man, zugleich mit der Ursache des Uebels, zu bekämpfen und zu beseitigen sich angelegen sein lassen muß. Von der einen Seite der Krankheit unserer Zeit und der Schwindsucht unserer öffentlichen Zustände beizukommen, enthält die vorliegende Schrift die trefflichsten Winke und Rathschläge, und es ist Sache der häuslichen und der Schulerziehung diese Winke und Rathschläge in Fleisch und Blut der heranwachsenden Generation zu verarbeiten, daher denn auch der Verf. nicht ohne Grund die Schrift selbst „den Müttern und Lehrern der deutschen Jugend“ gewidmet hat. Andererseits ist es die Pflicht der Kirche eine wahrhaft religiöse Erziehung der Jugend auf der Grundlage der ewigen Lehren des Christenthums zu vermitteln; denn nur diese ewigen Lehren, nicht die Schwingungen des chamäleontisch wechselnden Zeitbewußtseins vermögen selbst eine bessere und auch in nationaler Beziehung gedeihliche Zukunft herbeizuführen. 28.

## Bibliographie.

Guillem's von Berguedan Lieder herausgegeben von A. Keller. Mitau, Reyher. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Boden, W. A., Die von der ehemaligen Deutschen Bundesversammlung und der ehemaligen provisorischen Centralgewalt für Deutschland in dem Gräflich Bentinck'schen Erbfolgestreite beschlossene und auszuführen versuchte Cabinetsjustiz, aus den Bundestagsprotocollen ꝛc. dargelegt. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hagenbach, K. R., Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Eine akademische Gedächtnißrede mit Anmerkungen und Beilagen. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Hauff, G. A., Behandlung der biblischen Geschichte alten Testaments in Volksschulen, besonders zu lebendiger Auffassung geschichtlicher Verhältnisse der alten Zeit und der Gegenwart. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 20 Ngr.

Rauchenstein, F., Der Zug Hannibals über die Alpen. Eine Rechtfertigung der Darstellung des Titus Livius. Aarau. Gr. 4. 7½ Ngr.

Die Religion in ihrer ganzen Wahrheit, oder praktische Anwendung der heiligen Schrift auf das alltägliche Leben. Von der Verfasserin der „Perle der Tage.“ Aus dem Englischen von H. Bischoff. Stuttgart, Scheible. 32. 3½ Ngr.

Die ächte Religiosität oder die Anwendung der heiligen Schrift auf unser tägliches Leben. Von einer Gärtners-Tochter, der Verfasserin der „Perle der Tage.“ Aus dem Englischen. Berlin, Hertz. Gr. 16. 6 Ngr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des J. 1849. Für Leser aus allen Ständen. Leipzig, Fest. 8. 12 Ngr.

Savigny, F. C. v., Vermischte Schriften. Fünf Bände. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 6 Thlr.

Snell, L., C. W. Glück und Henne, Pragmatische Erzählung der kirchlichen Ereignisse in der katholischen Schweiz von der helvetischen Revolution bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts. Mit einer einleitenden Darstellung der kirchlichen Verhältnisse der katholischen Schweiz von der frühesten Zeit bis zur Helvetik. 1ster Band und 2ten Bandes 1ste Abtheilung. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Spinoza's Lehre vom Verhältniß der Substanz zu ihren Bestimmtheiten dargestellt von C. H—r. Bern, Jenni, Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, J. J., Homer und Hesiod, ein Versuch über das griechische Alterthum. Ulm, Stettin. Gr. 8. 1 Thlr.

Wegener, C. F., Von der Landeshoheit über die alte Rendsburg auf der Eiderinsel. Mit einer früher ungedruckten Chronik (Hans Wieckes) von der Anlegung des neuen Rendsburg. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 1 Thlr.

## Tagesliteratur.

Albrecht, A. W. A., Die Hirten bei Bethlehem, unsere Führer durchs Weihnachtsfest. Eine Predigt, am 2ten Weihnachts-Feiertage des J. 1849 über das Evangelium Ev. Luc. 2, 15—21 gehalten. Neuhaldensleben, Eyraud. Gr. 8. 1½ Ngr.

Behrens, C. H., Predigt über 1. Tim. 3, 1, beim Antritte seines Amtes in der Gemeinde St. Pauli zu Hamburg am 27. Jan. 1850 gehalten. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein deutscher Bundesstaat, eine Unmöglichkeit. Von einem ehrlichen Deutschen. Leipzig, Hirschfeld. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fecht, G., Bilder aus der badischen Revolution. Lahr, Geiger. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Grundzüge für die künftige Gestaltung des Volksschulwesens und das Ernst'sche Sendschreiben an Victor Strauß. Hannover, Hahn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Krause, C. W. A., Jesus Christus gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Einführungsrede und Antrittspredigt bei Uebernahme des Amtes des Pastors zu St. Bernhardin und Propstes zum heiligen Geiste gehalten. Breslau, Gosohorsky. 8. 3 Ngr.

Martensen, H., Sendschreiben an den Hrn. Oberconsistorialrath Nielsen in Schleswig. 2te Auflage. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Märtyrer der Gegenwart. Märzfrüchte aus dem kleinen aber glücklichen Altenburg. Der Preßproceß und das Schicksal des zu 1¾jährigem Kerker verurtheilten Buchhändlers Jul. Helbig in Altenburg. Gera, Illgen. 8. 6 Ngr.

Noack, E. T., Predigt bei der am Neujahrstage 1850 erfolgten Einweihung der Kloster- oder St. Annenkirche zu Camenz gehalten. Camenz, Krausche. Gr. 8. 2 Ngr.

Otto, A., Die Herrschaft des Gesetzes. Festrede, zur Nachfeier des Geburtstages Unseres Königs, gehalten in der Philomathie in Neisse am 16. Oktbr. 1849. Neisse, Burckhardt. 1849. 8. 3 Ngr.

Scheel, L. N. v., Zeugniß, abgefordert von dem Kirchenprobsten Nielsen in Schleswig in dessen „Materialien zu einer Appellation für Schleswig-Holstein und dessen Geistlichkeit.“ Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 6½ Ngr.

Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung. Vorschläge zu einem Bundesparlament von A. M. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 8 Ngr.

Wolff, G. G., Eröffnungsrede gehalten bei der ersten öffentlichen Missionsstunde zu Darmstadt am 2ten Advent 1849. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Zoll- und Handelseinigung zwischen Deutschland und Oesterreich. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 66. —— 18. März 1850.

**Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation. Leipzig, Weidmann. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.**

Wir Deutschen lieben uns mit der Zukunft zu beschäftigen, auf sie unsere Gegenwart zu pfropfen, statt daß sonst umgekehrt die Gegenwart in die Zukunft hineinwächst. So erlangen wir dann Einheit und Einigkeit Deutschlands, Philosophie, Staat, Kaiserthum, eine Religion und Kirche — auch eine evangelische — der Zukunft. Unzufriedenheit mit der Gegenwart ist offenbar Ursache dieses Voreilens und Uebereilens, wol keinem Zeitalter ganz fremd dem Unvollkommenheiten seines Zustandes zum Bewußtsein gelangen, aber schwerlich rascher ergriffen und verfolgt als in unsern Tagen. Namentlich erfahren kirchliche Angelegenheiten ein Vorgreifen der Gedanken in die Ferne, und man vertieft sich in die letzten Dinge ohne immer die ersten oder mittlern gehörig zu würdigen, und eine mögliche Ausgleichung mit den kommenden versuchsweise wahrscheinlich zu machen.

Die römisch-katholische Kirche steht als Werk der Jahrhunderte fest auf ihrem Grunde, und begehrt von der Zukunft Nichts als Erhaltung bei feindlichen Angriffen, gegen dieselben sich vertheidigend und Besitz behauptend; die evangelische von ihr losgerissene begehrt etwas Anderes was sie in ihrer Vielförmigkeit nicht hat, und hofft es zu erlangen. Beide nehmen gemeinschaftlich das Heil ihrer Glieder in Anspruch, und wollen es herbeiführen durch Wahrung richtiger Lehre und geordnete Kirchenverfassung, jene durch ein Ueberliefertes, allmälig in der Geschichte Gebildetes, diese durch Umgestaltung und Verbesserung des Entstandenen für eine neuanbrechende Zeit.

Jede Kirche muß ihren Begriff erfassen um zu wirken und sich treuzubleiben. Wenn das Christenthum in seinem Ursprunge Seelengemeinschaft von Jüngern mit ihrem Meister darstellt, so ist die christliche Kirche eine Anstalt für Seelsorge, gemäß allgemeinem Seelenbedürfniß. Sich selbst zu helfen ist eine mit dem Begriff der Kirche streitende Voraussetzung, es soll den Heilsbedürftigen geholfen werden, welches bei dem Zustande der Menschheit nach Verlust des Paradieses ihr Rettungsweg bleibt. Hierzu nun muß die Kirche Machtvollkommenheit haben die Schwachen aufzurichten, kühne Verstockte zu strafen und auf ihr Heil zurückzuleiten; die Mittel welche sie dafür gebraucht müssen ihrer eigenen Erwägung anheimfallen, ob Ermahnung, Trost, Bußübung, Gebet, Fasten u. s. w. den Zweck erreiche, und gesetzt er ist erreicht, so muß das Kirchenglied seines Heils sicher und aller Sorge überhoben sein durch entschiedene Erklärung der Kirche, die vom Seelendruck entlastet. Die christliche Kirche nimmt ihre Machtvollkommenheit aus persönlicher Uebertragung ihres Stifters, des Erlösers und Weltheilandes; sie besitzt an den von ihm eingesetzten Sacramenten noch ganz besondere Verstärkungen der Zuversicht des von ihr gehobenen und zum Heile durchgedrungenen Menschen. Weil aber solcher Gewinn wieder verlorengehen kann und verlorengeht durch Leichtsinn oder angeerbten bösen Hang, so wird eine Wiederholung der Kirchenmittel nöthig, und zugleich eine Lossprechung von der Schuld des Vergehens welches der Kirchliche gegen die Heilsanstalt begangen. Gesammtbeurtheilung der daraus erwachsenden Verhältnisse, der Bedingungen woran die Kirche ihre Hülfe knüpft, bleibt ihr selbst überlassen, und darauf beruhen die Grundrechte ihres Bestehens und ihrer Wirksamkeit.

Folgerecht genug hat die christliche Kirche seit Konstantin und im Mittelalter mit hierarchischer Gliederung des Machtgebrauchs ihren Begriff festgehalten. Sie hat durch Concilien die Lehre ausgebildet, Sacramente vermehrt, durch Beichte den Zustand der Heilsbedürftigen erforscht, durch Kirchenbuße gestraft, durch Ablaß von der Schuld befreit, nur freilich die Bedingungen für Erwerbung des letztern nicht immer sorgfältig genug erwogen, auch überhaupt vor dem Uebergange in blos Aeußerliches, mit dem Seelenzustande in geringer Berührung Stehendes sich nicht gehütet, wiewol im Allgemeinen das Aeußerliche ihr als einem sichtbaren Institut nicht fremd zu werden brauchte oder fremd werden konnte. Ein schamloser Ablaßkrämer und die Unangemessenheit einer Geldzahlung für Seelenheil gaben den Anstoß zur deutschen Reformation; diese erstreckte sich bald weiter als auf jenen Streitpunkt, sie veränderte manche Lehrsätze und behielt eine Dogmatik; sie verminderte die Zahl und sinnenfällige Deutung der Sacramente, aber behielt

das Sacrament; sie beschränkte äußere Mittel für Frömmigkeit sammt der Beichte ohne sie aufzuheben, sie suchte mit rechtfertigendem Glauben sich der ursprünglichen christlichen Gemeinschaft der Gläubigen anzunähern, und behielt doch den Namen seelsorgender Kirche; sie verwarf hierarchische Gliederung mit dem Ablaß, und ließ als Ruine beider das Amt der Schlüssel im Anhang zum Lutherischen Katechismus erscheinen.

Dies Verfahren läßt die evangelische Kirche — auch abgesehen von ihren confessionnellen Theilungen — in gewissen Engen befangen sein, aus denen schwer herauszukommen. Soll sie auf das Innere und Unsichtbare im Gegensatz des sehr äußerlich sichtbar Gewordenen der katholischen Kirche zurückführen, so muß sie doch als äußeres sichtbares Kircheninstitut ein Aeußerliches festhalten; soll sie letzteres für sich gebrauchen, so wird sie mehr oder der von ihr verlassenen Kirche ähnlich, und zwar auf demselben Wege den diese, nur herzhafter, beschritten. Gegenwart oder Zukunft können diesen Zustand nicht aufheben, weil er aus dem Begriff der Kirche und ihrer geschichtlich evangelischen Gestaltung hervorgeht.

Dennoch will der ungenannte Verf. vorliegender Reden helfen durch „eine Zukunft die zur Gegenwart werden soll", und hält die Gegenwart dafür günstig, weil Verachtung der Religion aufgehört habe Ton zu sein unter den Gebildeten, und dadurch eine Zeit der gemeinsamen Berathung gekommen sei. Die Voraussetzung scheint trüglich: denn was die Gebildeten von Religion halten mögen ist für die Kirche selten vortheilhaft, deren Lenkung jene oft zu entfliehen wünschen, um sich auf eigene Füße zu stellen. Sagt doch der Verf. selbst: „Mit der Reformation ist der Anfang zu einem lebendigen Proceß geistiger Selbständigkeit gemacht", der sich also fortsetzt und dann die kirchliche Seelsorge schwächt oder aufhebt; und gewiß Viele unserer Zeitgenossen werden der Behauptung Locke's beistimmen: die Kirche sei „eine freiwillige Gesellschaft der Menschen, zweckmäßig gestiftet zum Behuf einer gemeinsamen öffentlichen Gottesverehrung", wogegen der Verf., und mit ihm gewiß die Theologen, der Bestimmung des Augsburger Bekenntnisses beitritt: sie sei „Versammlung der Heiligen, in welcher das Evangelium richtig gelehrt und die Sacramente richtig verwaltet werden".

Demgemäß heißt es ferner: „Kirche ist selbstbewußte Heilsgemeinschaft" (eigentlich eine durch Seelsorge und deren Mittel erworbene), „evangelische, die es an seine ursprünglich im Christenthum gegebene Bedingungen knüpft; die Heilsbegründung durch den Glauben ist sachliches Princip der evangelischen Kirche." Ganz gut, „wer den Glauben hat der weiß gewiß daß er in Gnaden sei", sagt Augustin, und Luther erklärt: „Heilsglaube ist das Selbstbewußtsein der im Element des Glaubens wiedergeborenen Persönlichkeit"; allein die Sicherheit desselben stützt die Kirche nicht auf den Gläubigen selbst, sondern auf sich, und darum gebraucht die evangelische Kirche die Heilige Schrift „als Ergänzung oder Voraussetzung jenes Sachprincips". Ist dann die Person Christi Mittelpunkt aller Heilsoffenbarung und diese selbst geschichtlich, so führt Dies auf den Begriff des Urkundlichen, und alle verschiedenartige Anschauung und Erwägung des Geschichtlichen wird Raum finden, daher die Sicherheit schwächen. Die Charaktere unter denen der Verf. seine Kirche der Zukunft auffaßt geben dafür vollen Beleg:

Gemeinschaft des göttlichen Reiches, dessen irdische Erscheinung sie zu sein Bestimmung hat, erstreckt sich unter den Menschen weiter als die Bedingungen welche sie, die Kirche, dem ausdrücklichen Mitgenuß ihrer Gemeinschaft setzen muß; sie begründet sich auf das Wort Gottes, hegt aber über das Verhältniß desselben zum Schriftbuchstaben noch ungleich freiere Ansichten als die freiesten ihrer Begründer, bringt zu ihrem Glauben an das Schriftwort die Einsicht welche nicht verstattet ihren geschichtlichen Offenbarungsglauben auf die Voraussetzung einer Durchbrechung oder Ueberschreitung der Naturgesetze durch willkürlich beliebte Handlungen der göttlichen Allmacht zu begründen.

Eine solche Kirche, heißt es, war noch nicht vorhanden; sie ist aber auch eine schwankende Stütze und ihrem eigenen Begriffe untreu, der Mensch wird an sich selbst gewiesen.

(Der Beschluß folgt.)

## Ueber den Landbau in Toscana.

Manuale storico delle massime e degli ordinamenti economici vigenti in Toscana, di *Antonio Zobi*. Florenz 1847.

Cenni storici delle leggi sull' agricoltura, dai tempi romani fino ai nostri, dell' avvocato *Enrico Poggi*. Zwei Bände. Florenz 1845—48.

In einer Beurtheilung der „Cinque letture di economia toscana" vom Marchese Gino Capponi, einem bei den neuesten politischen Ereignissen in seiner Heimat oft genannten Manne (vergl. Nr. 114—117 d. Bl. f. 1847), ist eine Schilderung der toscanischen Landwirthschaft, und namentlich des für dieselbe so wichtigen Colonen-Verhältnisses, versucht worden. Zwei Schriften sind unterdeß erschienen welche eine historische Entwickelung der auf den Ackerbau und die mit demselben zusammenhängende Industrie bezüglichen Gesetze und Verordnungen sich zum Ziel gesetzt haben: das kleinere Handbuch von Zobi, welches in mehr populairer Weise die neuern Zeiten, vom Aussterben der Mediceer an, betrachtet, und das größere Poggi'sche Werk, dessen Verfasser ein tüchtiger Jurist und Rath am Appellhofe (Corte regia) zu Florenz ist, in welchem zuerst in vielleicht nicht ganz genügender Weise die alte römische Agrargesetzgebung, dann die der barbarischen Völkerschaften, und der fränkischen und deutschen Herrschaft in Italien erläutert wird, um hierauf zu der Legislation der toscanischen Freistaaten, der Mediceischen Zeit, und der lothringisch-habsburgischen Administration überzugehen: eine Beschränkung welche durch den Titel nicht angedeutet wird, aber dem Buche zugutekommt, indem dasselbe an Genauigkeit und Brauchbarkeit gewinnt in dem Maße wie es mehr in das Specielle und Oertlichnaheliegende eingeht. Beide Bücher ergänzen einander, da das Zobi'sche auch gedrängte aber brauchbare Lebensskizzen der wichtigsten Schriftsteller über Landwirthschaft, Finanzwesen und innere Verhältnisse in Toscana enthält; beide geben vereint ein deutliches Bild wie Verhältnisse sich entwickeln konnten, deren Betrachtung auch in weitern Kreisen eine höchst lehrreiche ist, da in diesem Lande auf beschränktem Felde, und mit beschränkten Mitteln sehr Bedeutendes geleistet ward.

Es kann nicht meine Absicht sein eine vollständige Uebersicht des historischen Ganges mitzutheilen, welche, in der Kürze gefaßt die dem Zwecke d. Bl. sich anpassen würde, schwerlich einen deutlichen Begriff geben könnte. Aber auf einzelne wesentliche und charakteristische Punkte darf hier aufmerksam gemacht werden, und zwar zunächst auf das Verhältniß der Agricultur zur Industrie in den kleinen mittelalterlichen Freistaaten. Dies Verhältniß war ein durchaus ungünstiges: diese war Herrin, jene Magd. Die freien Municipien, indem sie die feudalen Servituten lösten, schufen neue, für den Ackerbau kaum weniger hindernd als jene. Zwischen Stadt und Land bestand ein gespanntes Verhältniß, welches eine Zeitlang in demselben Maße sich unfreundlicher gestaltete wie die Municipien einen größern Theil der souverainen Rechte ansichrissen, welches aber je nach der provinziellen Verschiedenheit der Lombardei, der Romagna, Toscanas u. s. w. verschieden war, und auch für die Folgezeit diesen Landschaften verschiedenen Charakter aufgedrückt hat. Als die Zwietracht zwischen den toscanischen Städten und den conti rurali es mitsichbrachte daß Letztere ihren Vasallen den Verkauf von Feldbauproducten an die Municipien untersagten, legten diese Municipien sich auf neue Industriezweige, um aus der Fremde zu erhalten was die Nachbarschaft ihnen verweigerte. Als hierin günstiger Erfolg sie lohnte, suchten die Feudatare durch Zölle und Raubzüge ihren Handel zu stören: darüber brach der Kampf aus, in welchem die Städte siegten, und sich ein Gebiet schufen oder dasselbe vergrößerten, zu dessen Sicherung sie dann eine Menge Verordnungen und Gesetze erließen, die großentheils mehr auf den Vortheil und die Bequemlichkeit der Städter als auf den Vortheil des Ackerbaus an sich berechnet waren. Ein Edict von 1289 gab den an die Scholle Gebundenen und den Colonen-Vasallen die Freiheit wieder, und annullirte jedes Lehen- und Herrenrecht auf Landbesitz sowie alle Erb- oder sonstigen Pachtcontracte welche Huldigung, Unterthanenschaft oder persönlichen Dienst bedingten, endlich jeden Frohndienst an sich unter ausdrücklicher Untersagung künftiger Foderung von solchem. Wie aber einerseits die Juristen im Interesse der Feudatare diese durch mehre spätere Verfügungen bestätigte Gesetzbestimmung schmälerten, so vernichtete die herrschsüchtige Tendenz der Municipien oder Republiken andererseits in mancher Weise deren heilsame Wirkungen. Ja man kann sagen daß die individuelle Herrschaft von Grafen, Gastalden, Bischöfen, Aebten, Adeligen jedes Namens nur mit dem Collectivregiment von Collegien und Zünften, Handelsleuten und Handwerkern vertauscht ward, während jede Genossenschaft, hatte sie einmal politische Freiheit erlangt, dieselbe mit der größten Eifersucht bewachte, und nicht Gleichstehende sondern Untergebene wollte: ein Zug der durch das ganze Mittelalter geht, mochte die Staatsform auch noch so demokratisch sein. Die neuen Fesseln welche die Republiken statt der alten dem Landbesitz und dem Feldbau anlegten hatten namentlich den Zweck: zum Besten der Städte und der Handelstreibenden den Ueberfluß und niedrigen Preis der Feldfrüchte zu sichern, ein Zweck welchem zulieb allmälig das Annonarsystem geschaffen ward, von welchem man sich in manchen Staaten Europas entweder noch nicht, oder nur nach langen Kämpfen hat losmachen können. Ein Magistrat, das Uffizio di grascia, sollte der Commune die für das Getreide- und Proviantwesen nützlich scheinenden Maßregeln vorschlagen, und nach erfolgter Gutheißung verkündigen, während ihm die Gerichtsbarkeit in den bei Ausführung der betreffenden Gesetze entstehenden Rechtsstreiten zustand. Die Verordnungen dieses Magistrats umfassen die Personen der Ackerbauer, die Ländereien und deren Producte, den Viehstand. In allen diesen Beziehungen sind nun die Beschränkungen vielartig, und gab es nützliche darunter, so waren hingegen die meisten nachtheilig. Gesetze verboten den durch die erlangte persönliche Freiheit zum Verlassen des bisher bearbeiteten Ackers berechtigten Bauernfamilien auf Taglohn auszugehen, und verpflichteten sie ein neues Colonenverhältniß zu suchen: eine Bestimmung welche zusammt den den Umzug erschwerenden Formalitäten zwar im ersten Moment eine ungerechte Beschränkung scheint, und als solche auch von den Verf. beider angezeigten Bücher gedeutet wird, aber dennoch auf die Gestaltung der toscanischen Bauernverhältnisse im Ganzen vortheilhaft gewirkt haben dürfte. Ein Gleiches läßt sich nicht von dem Reglement sagen welches die Cultur selbst an willkürliche Bedingungen knüpfte, wobei nur der angebliche Vortheil des Bürgers im Auge behalten war. So war der Besitzer eines kleinen Ackers verpflichtet ihn dem Eigenthümer des anstoßenden großen Gutes zu verkaufen, wenn Letzterer ihn urbar zu machen oder eine Colonenwohnung darauf zu bauen sich anheischig machte. Jede Comune oder Zunft ward angehalten solche Bauerngüter von Privaten in Pacht zu nehmen welche in Folge erlittener Verheerungen brach liegen geblieben, und zwar zu dem vom Eigenthümer verlangten Zins. Das Säen von Wecken auf ganz kleinen Äckern war untersagt, auf größern nur in einem beschränkten Verhältniß (1 zu 20) erlaubt, um nicht dem Getreide den Raum wegzunehmen. Der Ackerbauer durfte ohne besondere Erlaubniß des Gutsherrn nicht mehr als zwei Hühner und nur einige freiherumfliegende Tauben halten. Die Zeit der meisten Feldarbeiten war durch das Gesetz bestimmt. Kaum waren die Producte da, so regelten strenge Verordnungen die Modalitäten des Verkaufs; dabei lag die Absicht zu Grunde die Concentrirung von Getreide, Wein und Oel in wenigen Händen, und dadurch Mangel und Wucher zu verhindern: aber man verfehlte das Ziel durch Beschränkungen und Beaufsichtigungen welche vexatorischen Charakter annahmen, und den Verkehr lähmten. Mit der Verpflichtung die Quantität der Ernte den Proviantmeistern anzuzeigen, und nur auf den Märkten zu verkaufen, stand die Festsetzung der Marktpreise, und das Verbot der Ausfuhr in Verbindung, während die Einfuhr fremder Producte erlaubt war, und so ein Misverhältniß in den Preisen entstand welches zu Zeiten die Cultur für Nutzen Nachtheil bringen ließ. Die Verpflichtung der Grascieri, im Falle drohenden Miswachses bedeutende Ankäufe von Vorräthen auf Gemeindekosten zu machen, veranlaßte nebenbei viele übelberathene ökonomische Unternehmungen. Der Viehhandel war auf gleiche Weise durch eine Menge Verordnungen geregelt. Wenn bei der republikanischen Agrargesetzgebung etwas Gutes war, so lag es in dem Umstande daß die Ländereien nicht übermäßig mit Abgaben belastet waren. Die Finanzverfassung schonte sie vermöge des Grundsatzes daß die Haupteinkünfte des Staats von Grenzzöllen oder Gabellen herkommen sollten, statt von directen Steuern. Denn die Decima oder Grundsteuer von allen im florentiner District gelegenen Ländereien wurde erst 1494 eingeführt; mit dem Estimo, einer Steuer auf Ländereien im Verhältniß zu dem Ertrage, war nur das Eigenthum von florentinischen Bürgern belastet. In Zeiten dringenden Bedürfnisses halfen sich diese Republiken mit Zwangsanlehen, Accatti oder Prestanze, theils wirklichen Donativen, theils Vorschüssen die in Anweisungen auf die Staatseinkünfte, Luoghi di monte, zurückerstattet wurden. Das im J. 1427 angeordnete Kataster (von accatastare, zusammenstellen) hatte lediglich den Zweck die Vertheilung solcher Lasten auf billiger Grundlage zu bewirken.

Die bürgerliche Agrargesetzgebung und die Verhältnisse unter denen die Mezzeria sich entwickelte, übergehe ich, theils weil von denselben schon in dem obenangeführten Aufsatze die Rede war, theils weil deren juristische Darstellung hier nicht am rechten Orte sein würde. Dagegen verdient die Frage, in welchem Zustande Land und Landvolk sich in der republikanischen Zeit befanden, genauere Beachtung. Bereits ward im Vorbeigehen bemerkt daß dieser Zustand keineswegs ein vortheilhafter, und es ist ein Irrthum mancher Historiker, welche überhaupt in der mittelalterlichen Demokratie Musterverfassungen erblicken, die Blüte von Handel und Gewerbe auch auf die Agricultur ausdehnen zu wollen. Selbst die materiellen

Verbesserungen in manchen Gegenden, neue Straßenanlagen, Anbau von früher unfruchtbaren Hügeln u. s. w. sind keine triftigen Gründe für letztere Annahme. Der Reichthum der republikanischen Handelsleute beruhte auf Anderm als auf der Blüte der Agricultur. Ihre Gewinnste im Verkehr waren außerordentlich groß in Folge des zwiefachen Monopols, des factischen wie des durch Privilegium begründeten. Das factische Monopol ging hervor aus dem Mangel an Concurrenten in fremden Ländern, wo es sich um Herbeischaffung der schönsten Wollentücher und Seidenstoffe und sonstiger Luxusgegenstände handelte. Das Monopol durch Privilegium aber, welches sich nicht über den Kreis der Städte erstreckte, bestand darin daß die Corporationsverfassung der Handwerke und Künste die Ausübung der Manufactur- und Handelsbetriebsamkeit auf wenige Hände beschränkte, und folglich die Ansetzung willkürlicher Preise gestattete: ein Monopol welches in dem Maße zunahm wie Florenz seine Herrschaft über Toscana ausdehnte, und den Gewerbfleiß exclusiver anfichzog. Der Reichthum der Florentiner veranlaßte sie nun zwar zu vielen Bauten und Verschönerungen in der Nähe der Stadt, bei denen sie nicht etwa entsprechenden Gewinn von ihren Capitalien erwarteten: aber auf die Provinzen, die man wol nach der florentiner Umgebung hat beurtheilen wollen, hatte Dies geringen oder keinen Einfluß. Daß der Landbau nicht in gleichem Maße fortschritt geht aus dem Umstande hervor daß, als mit dem Monopol auch Gewerbfleiß und Handel sanken, ihnen die solide Grundlage fehlte welche sie auch in minder günstigen Zeiten aufrechterhalten haben würde; daß zu keiner Zeit die Agricultur im Stande war den Unterhalt, und noch weniger die rohen Stoffe zu den Manufacturen in gehöriger Menge zu liefern, und daß wir immer wieder von Hungersnoth und ihren unzertrennlichen Gefährten, ansteckenden Krankheiten, lesen. Nie war Ueberfluß an Wolle und Fellen da, weil die Eigenthümer sich auf das zum Feldbau unerlaßlich nöthige Vieh beschränkten, und sich nicht um Vervollkommnung und Verstärkung der Heerden kümmerten bei denen sie nur Schaden hatten. Gering war immer die aus dem Innern kommende Masse roher Seide, und man mußte sie für die feinen Stoffe aus der Levante verschreiben. Ein Zeitalter welches in bürgerlich-politischen Institutionen so Vieles und Großes geleistet hat häufte in ökonomischen Dingen Fehler auf Fehler. Der Grundfehler war aber: alle ökonomischen Interessen des Staats innerhalb der Stadtmauern zu concentriren, die Agricultur ganz von den Gewerben abhängig sein zu lassen. Und doch folgte eine Zeit in welcher das republikanische System zurückgewünscht wurde, indem die Mediceische Verwaltung zwei Jahrhunderte hindurch die bestehenden Beschränkungen mehrte, dazu die von den Comunen abgeschafften feudalen Lasten wiedereinführte, und ein Finanzsystem schuf das nicht minder drückend war als das alte römische: alles Dies zur Erreichung eines politischen Zwecks welcher das alte Toscana vollständig umgewandelt hat. Uebermäßige Vermehrung des Grundbesitzes des regulairen und secularen Klerus, und der Zahl der Majorate, Fideicommisse und Commenden; Einsetzung einer Menge Lehen, hinderliche Privilegien der Jagd und des Fischfangs, hinderliche Servituten der Weide und des Holzholens; Frohndienste der Vasallen bei den Feudataren, partielle Gabellen und Zollinien in jedem Bezirk, vielfache und unverständig vereinzelte Abgaben, Beschränkung des Verkaufs von Getreide und Vieh, Ungleichheit der Besteuerung, Privilegien in der Gerichtsbarkeit, häufige Zwangsanlehen, unzählige Monopole: des Salzes, Eisens, Brotes, des Detailverkaufs vieler der ersten Lebensbedürfnisse, Verpachtung der meisten Finanzquellen welche nicht dem Monte comune zum Zweck der Verzinsung der Staatsschuld verpfändet waren: solcherart waren Geist und Vorkehrungen der Mediceischen Gesetzgebung.

(Der Beschluß folgt.)

## Bitte um Nachweis.

Veranlassung zu solcher Bitte gibt eine Stelle in der Anzeige des Romans von L. Mühlbach: „Aphra Behn" (3 Bde., Berlin 1849), in Nr. 9 d. Bl. Sie lautet: „So wird sie", Aphra Behn, „die Gemahlin eines verhaßten Mannes, welcher sie mit Gefühlen verfolgt die sie nicht theilt. In England angekommen löst sie das Band, indem sie nach englischen Gesetzen sich von dem Gatten verkaufen läßt; sie selbst zahlt ihr ganzes Vermögen als Kaufsumme, und als Käufer nennt sie im Contracte: Oronooko." Schreiber Dieses las und erstaunte. Zugleich erschrack er über seine Ignoranz. Solches Gebahren in England war ihm neu, während er sich bisher eingebildet mit englischen Sitten und Gesetzen einigermaßen bekannt zu sein. Indessen beruhigte er sich. Er wußte daß fast ausschließend im Norden Englands der Volksglaube umgeht ein Ehemann habe das Recht seine Ehefrau mit einem Strick um den Hals auf offenem Markte an den Meistbietenden zu verkaufen, die Ehefrau sei verpflichtet sich Dies gefallen zu lassen, der Verkauf löse das Ehebündniß, und der Käufer trete in alle ehemännlichen Rechte und Verbindlichkeiten des Verkäufers. Er wußte daß Dergleichen, wenn auch stets nur in den untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, bisweilen geschieht, dann der öffentliche Verkauf blos der Schluß eines zwischen den drei Interessenten bereits getroffenen Uebereinkommens ist, und der Kaufschilling selten die Höhe von zwei Thalern erreicht. Daß aber die „englischen Gesetze" derartigen Verkauf gutheißen wußte er nicht, erinnerte sich jedoch daß er Zeuge einer solchen Scene in einem Marktflecken von Northumberland gewesen, und was er da gesehen. Er sah den Gerichtsdiener einschreiten, den verkaufslustigen Ehemann verhaften und vor den Friedensrichter bringen, und sah und hörte den Ehemann zu vierzehntägigem Gefängniß verurtheilen und unterm Jauchzen der Menge dahin abführen. Weil nun Schreiber Dieses in England ein Land kennen gelernt wo wegen gesetzlicher Handlung Niemand bestraft wird, und in den Engländern eine Nation wo Jeder sich dawider auflehnen, und in der englischen Presse ein Organ vor welchem der Herr Friedensrichter sich gehütet haben würde, so stellt er, und gewiß nicht zu seiner Belehrung allein, an den Verfasser der fraglichen Anzeige die ergebenste Bitte: die englischen Gesetze anzugeben nach welchen Aphra Behn sich von dem Gatten verkaufen ließ. Denn daß er Dies vermag scheint die Haltung des Satzes anzudeuten. Wie Frau L. Mühlbach es angefangen Aphra Behn ihr ganzes Vermögen als Kaufsumme zahlen und im Contracte den todten Oronooko als Käufer nennen zu lassen ohne durch solches „Ungeheuer der Erfindung" an der Klippe der Unwahrscheinlichkeit Schiffbruch zu leiden, Das steht muthmaßlich im Buche oder bleibt, wenn nicht, ein unlösbares Räthsel. 5.

## Bibliographie.

Conscience, Hendrik, Der Rekrut. Aus dem Vlämischen von O. L. B. Wolff. Leipzig, Lorck. 8. 10 Ngr.

Dulon, R., Vom Kampf um Völkerfreiheit. Ein Lesebuch für's deutsche Volk. 2tes Heft. Bremen, Geisler. 8. 15 Ngr.

Füster, A., Memoiren vom März bis Juli 1849. Beitrag zur Geschichte der Wiener Revolution. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Haym, R., Die deutsche Nationalversammlung. 3ter Bericht. — A. u. d. T.: Die deutsche Nationalversammlung von der Kaiserwahl bis zu ihrem Untergange. Ein Schlußbericht. Berlin, Amelang. Gr. 8. 27 Ngr.

Macaulay, T. B., Historische Abhandlungen. Uebersetzt von O. Seemann. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Machiavelli. Lord Clive. Zwei historische Abhandlungen. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 67. —— 19. März 1850.

## Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Im Christenthum ist die That des Stifters nach einer ihrer Hauptseiten Lehre. „Es ist nicht allein erlaubt, sondern auch geboten an der Schrift Kritik zu üben, man wird dann auf einen Kern göttlicher Offenbarung stoßen." Auf welchen? Dies ist von dem Kritiker abhängig.

Im Apostolischen Symbolum liegt der Keim aus welchem das bisherige Gebilde kirchlicher Lehrwissenschaft erwachsen ist; es ist möglich daß ein neues Symbol aus ihr hervorgeht, die Glaubensregel war der Heiligen Schrift über den Kopf gewachsen, die Reformation behielt sie bei, aber wollte nicht den ganzen Umfang katholischer Folgerungen gelten lassen: eine Lutherische Kirche z. B. welche außer der Augsburgischen Confession keine wahre Kirche erkennen will ist ein moderner Katholicismus. Einheit des Glaubens muß nicht durch Stockung kirchlicher Selbstthätigkeit erkauft werden.

Der Verf. hofft durch den Fund einer neuen Formel mittels neuerer historischer Kritik und Wissenschaft eine Einigung deutsch-evangelischer Kirche erwarten zu können. Er selbst sucht dazu den Weg in der stilistischen Eigenthümlichkeit der evangelischen Christusreden als der unter den gegebenen Umständen einzig möglichen Bürgschaft für Wahrheit des evangelischen Geschichtsinhalts, nämlich nicht nach dem Johannes, sondern nach den andern Evangelisten, „worüber die Theologen aus Mangel an Sinn für das Charakteristische des Stils sich nicht verständigt haben". Die Lehre der drei synoptischen Evangelien ist in drei Begriffen enthalten: *Himmlischer Vater*, *Sohn des Menschen*, *Himmelreich*; und sie nimmt nach wörtlichem Ausdruck die Stelle des kirchlichen Symbols in Anspruch. *Vater* ist Gott für Diejenigen welche durch Glauben, Bekehrung und geistige Wiedergeburt die Kindschaft erwerben, sie sind Vollbürger des Himmelreichs; *Menschensohn* bezeichnet die volle zur göttlichen Sohnschaft gesteigerte und verklärte Menschheit Christi; das *Himmelreich* ist keine äußerliche Herrlichkeit, sondern dessen Gegenwart ist eine schlechthin innerliche in den Tiefen des Gemüthslebens; doch wird in der jenseitigen Wirklichkeit dieses Reichs der Gegensatz der Innerlichkeit und Aeußerlichkeit verschwinden.

Faßt man in dieser Art das neue Symbol, sagt der Verf., so ist eine idealistische Ansicht von Christus und ein edler geläuterter Pantheismus dadurch nicht schlechthin ausgeschlossen; die bisherige Dogmatik der Kirche hat in christologischer Beziehung den Doketismus, in allgemein theologischer Beziehung, ohne es zu wissen und zu wollen, buchstäblich verstanden, den Pantheismus gelehrt. Das Symbol soll mit dem ausdrücklichen Bewußtsein kirchlicher Berechtigung eine neue Lehrgestaltung möglich machen, in welcher der positive Inhalt des Christenthums mit dem Geiste der Bildung unsers Zeitalters versöhnt wird. Die Lehrentwickelung geschieht auf dem philosophischen Wege, und der Verf. fürchtet nicht den philosophischen Systemwechsel, „die Entwickelung muß die Ansicht der Glaubenslehre als freier Wissenschaft mit unserer Anschauung der Kirche als freier Gemeinschaft des Himmelreichs unter dem menschlichen Geschlecht in Uebereinstimmung halten". Wie aber wenn der philosophische Entwickelungsweg Glaubenslehre, Kirche und Himmelreich dialektisch in den weiten Raum gleichgültiger Dinge oder schädlicher Phantasmen verschüttet?

Es folgen nun einige Grundzüge künftiger evangelischer Glaubenslehre. Der Begriff Gottes wird als absoluter Geist bestimmt, zugleich räumliche Gestaltung und Zeitfolge darin aufgenommen, da sonst das Dasein Gottes auf bloße Verneinung zurückgebracht wäre, und schon der christliche Schöpfungsbegriff ein Bewußtsein über das zu Schaffende, also ein ideales Vorher, verlangt. In den göttlichen Eigenschaften gibt es eine Abstufung, die sich an den Begriff des Vaters, Sohnes und Geistes schließt. Die Eigenschaften dieser Abstufung sind metaphysische, ästhetische und ethische; im Griechenthum kamen die ästhetischen Eigenschaften der Gottheit, im Judenthum die metaphysischen, im Christenthum die ethischen zur Offenbarung. Auf die Dreieinigkeitslehre und Eigenschaftslehre wird sich in einer wissenschaftlichen Dogmatik der Begriff der Weltschöpfung zu gründen haben. Schöpferische Gedanken der Gottheit sind die himmlischen Geister, die fort und fort im Innern des göttlichen Gemüths aufsteigen und das Geschöpf umspielen. Die Anschauung von dem in den Tiefen der Schöpfung verborgenen Urgrunde des Bösen und seiner menschenverlockenden Macht ist in Satan, seinen Engeln und ih-

rem Einfluß auf die Sünde ausgedrückt. Was durch den Sündenfall verlorenging, das Ursprüngliche, ist nicht die Wirklichkeit der mit jenem Ausdruck bezeichneten Eigenschaft, sondern nur die Möglichkeit ihrer ungestörten, sündenfreien Entstehung und Entwickelung. Der Sohn, nicht der Vater, ist in Beziehung auf die Schöpfung als das eigentliche Urbild zu denken, dies sollte in der Menschenwelt ausgeprägt werden. Gott mußte die individuellen Züge seines Charakterbildes offenbaren, an einem sterblichen Menschen herausstellen: Dies ist die Idee des Menschensohns und durch das Dogma der Menschwerdung des göttlichen Logos in Christo ausgesprochen. Die Lehrstücke welche das Apostolische Symbolum in seinen dritten Artikel aufgenommen hat werden bündiger durch den Begriff des Himmelreichs zur wissenschaftlichen Einheit verbunden.

Alle wesentlichen Functionen der Kirche, sofern sie nicht unter den Gesichtspunkt der Lehre fallen, lassen sich stellen unter den Begriff der Sacramente und ihrer Verwaltung, wobei allerdings die mittelalterliche Kirche, indem sie einen Cyklus von Gebräuchen daran schloß, die Idee des kirchlichen Mysteriums in ähnlicher Weise veräußerlichte als die Kirche selbst. Das Sacrament des Altars ist das wichtigste und hat darum so viele Streitigkeiten veranlaßt; der Verf. erklärt sich für einen aufrichtigen Lutheraner, und versteht 1. Kor. 10, 16 unter dem Leibe die Gemeinde, die Kirche selbst (beide sind doch nicht ganz einerlei), unter dem Blut das flüssige Lebenselement der Gemeinschaft; nennt die Einverleibung der Gläubigen in den organischen Leib des Himmelreichs das einzige Grundwunder des Christenthums; hält die Worte der Schrift vom Sacrament des Altars unter der Voraussetzung gesagt daß dieser Altar auch wirklich der Tisch eines gemeinsamen heiligen Festmahls für die im Geiste des Herrn herangereiften Glieder der Gemeinde, und nicht blos die Stätte einer dem jüdischen und heidnischen Opfercultus entnommenen Schaustellung sei; erklärt zugleich als Sinnbild sei das Sacrament kein Sacrament, und „so gewiß der Leib des Herrn, dessen wahre und ewige Substanz in diesem Sacramente gefeiert wird, nichts Anderes ist als die organische Gemeinschaft des Himmelreichs, die in dem Augenblick des Genusses nach seiner Verheißung zur unmittelbaren lebendigen Gegenwart für die Genießenden werden soll, so gewiß darf bei rechter Feier dieses Mysteriums die Gemeinschaft der Feiernden nicht jener einseitige nur empfangende, und zwar ein unerkanntes, nie zu durchdringendes Geheimniß empfangende sein". In diesem Sinne geschieht eine **Wiedergeburt der Kirche aus dem Sacrament**; und sie muß die Macht haben die Bedingung festzusetzen woran solcher Genuß geknüpft ist: ein geistlicher Stand muß ordinirt werden mit Verpflichtung zu einer Thätigkeit im Geist und Interesse der Kirche, nicht gerade zum Amt in derselben, ein Diakonat in erweitertem Begriff, auch für Frauen, und Functionen desselben sind die innere Mission, eine Propaganda des himmlischen Reichs, verbunden mit Kirchenzucht, weswegen die wahre Selbständigkeit der Kirche durch Abtrennung vom Staate nicht zu erreichen steht: ein Ineinanderwachsen beider ist das Ziel.

Nun dann! Diese etwas dunkele, zwischen Aeußerlichem und Innerlichem hinüber- und herüberschwankende Entwickelung des Sacramentbegriffs führt ziemlich auf die mittelalterliche Kirche zurück, mit Ausnahme des Dogmatischen und des Anspruchs auf Katholicität; denn es soll „der Heilsglaube kein dogmatischer" sein, und der Rechtsboden der evangelischen Kirche eine „Landesgemeinde, Landeskirche"; auch soll das landeskirchliche Regiment fortbestehen, und nur ein Repräsentativregiment im rechten Geiste und rechter Weise daneben sich bilden. Zuletzt noch lesen wir: „Das äußere sichtbare Kirchenwesen wird nie mit der wahren unsichtbaren Idee der Kirche zusammenfallen."

Nehmen wir diese Worte im strengsten Sinne, so kann die evangelische Kirche der Zukunft als wahre Idee nie „eine der Gegenwart werden", da die Gegenwart sichtbar sein muß, und die Gedankenbeschäftigung mit jener stimmt sehr gut zur deutschen Liebe in Ideen sich zu versenken denen die Vermittelung zur Wirklichkeit fehlt. Es möchte Einem dabei für die Kirche einfallen was J. G. Fichte für den Staat aussprach: sein letztes Ziel und nothwendiger Zweck sei sich selbst aufzuheben und entbehrlich zu machen. 16.

---

## Ueber den Landbau in Toscana.

(Beschluß aus Nr. 66.)

Der Verfall des Handels kam übrigens dem Ackerbau zugute. Unter den ersten Großherzogen behielten zwar Industrie und Handelsverkehr noch eine gewisse Bedeutung, und einige Zweige schienen sich sogar wieder zu heben; aber es war nur künstliche Blüte, die einem Schrecken erregenden Zusammenfallen unmittelbar vorausging. So wird im J. 1575 der Ertrag der Wolltuchfabrikation in Florenz auf 2 Millionen Goldgulden angegeben, 45 Jahre darauf berechnete man zur Noth 25,000 Goldgulden. Cosmus I. zerstörte selbst den Rest des levantischen Handels durch Einsetzung des St.-Stephans-Ritterordens, welcher gleich den Johannitern zum Kampf mit den Ungläubigen verpflichtet war. Luxus und Verschwendung des Adels, Versiegen des großen Gewinnes welcher früher aus Gewerben und Verkehr geflossen war, veranlaßten endlich die Toscaner dem Ackerbau größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Ackerbau stieg im Credit zu dem Grade daß er zum Theil ein Luxusgegenstand ward, wie Capponi einmal richtig bemerkt; die landwirthschaftliche Praxis wurde verbessert, der Abstand zwischen Städter und Landmann minderte sich, und in dem Maße wie die Herren mehr auf dem Lande wohnen gingen, und sich selbst um ihre Besitzungen bekümmerten, wurde auch das Verhältniß zwischen ihnen und den Colonen ein richtigeres. Der Uebergang vom Handel zur Landwirthschaft war langsam und geschah mehr aus Bedürfniß als aus Neigung, aber er trug seine guten Früchte: die Nation wurde eine ackerbauende, den schlechten ökonomischen Gesetzen zum Trotz, statt auf dem mare magnum der industriellen Unternehmungen Wagnisse auszuführen. Als dann die Legislation einen andern Charakter annahm fand sie einen guten Boden, und so wurden Verhältnisse herbeigeführt welche, mag ihnen auch noch soviel von menschlicher Unvollkommenheit ankleben, dennoch zu den selten glücklichen gezählt werden müssen, und an denen die neuesten Re-

volutionen vielfach gerüttelt haben, ohne, dem Himmel sei Dank, ihr Fundament ernstlich angreifen zu können.

Die große Umwandelung der ökonomischen Verhältnisse in Verbindung mit der Reform des Rechtszustandes des Volks begann unter der Regierung des ersten Großherzogs aus dem lothringischen Hause, Kaiser Franz I., oder richtiger unter der Verwaltung seines Ministers Grafen Richecourt, und ward unter Papst Leopold I. systematisch durchgeführt. Vorzüge und Schwächen des Leopoldinischen Systems sind so oft besprochen worden daß ich es für unnöthig halte dasselbe hier näher zu beleuchten, nachdem ich schon vor Jahren in d. Bl. (Nr. 107 und 108 f. 1838) bei Gelegenheit einer Anzeige von Repetti's „Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana" es in seinen Hauptzügen dargestellt habe. Factisch ist daß bis auf den heutigen Tag Wohl und Wehe der innern Zustände Toscanas wesentlich durch die Leopoldinische Gesetzgebung bedingt worden ist, die in sich weder immer consequent noch folgerichtig entwickelt, in den ersten Regierungsjahren des Nachfolgers, Ferdinand's III., und in der französischen Zeit vielfach abgeändert, ja der Form wie dem Geist nach zum Theil ganz beseitigt, und auswärtiger Politik zulieb durch ein ganz verschiedenes System ersetzt, dann nach der Restauration, und unter dem regierenden Großherzog Leopold II. wiederaufgenommen, und in freilich sehr ungeregelter und oft Nichts weniger als fördernder Weise fortgeführt wurde. Der Ackerbau ist gegenwärtig von keinem Reglement mehr beschränkt, die Disposition über das Grundeigenthum ist frei, mit Ausnahme der Dotation des Klerus und der Commenden des Stephansordens, die Zahl der Monopole und Regalien ist sehr verringert, die gewerbliche Industrie genießt vollständige Freiheit. Es sind gewiß manche und verschiedenartige Uebelstände in Toscana vorhanden; aber theils liegen sie wol nicht immer da wo die einheimischen Oekonomisten sie suchen, welche in der Regel jede, auch die kleinste Beschränkung wegwünschen, und z. B. nicht aufhören gegen die als Primogenituren beibehaltenen Familien-Commenden (es gibt neben denselben auch die kleinen Staats-Commenden welche gewöhnlich als Pensionen vergeben werden) zu eifern, während es ihnen nicht einzufallen scheint welche Gefahren mit der unendlichen Theilung des Grundeigenthums verbunden sind. Theils sind Uebelstände von keinem System, welches es immer sein möge, trennbar, und mich dünkt daß das toscanische in ökonomischer Hinsicht (die politische Seite lasse ich unberührt) immer noch relativ wenige darbietet, wenn auch der positive Ertrag als Zins nicht im rechten Verhältniß zum Capital stehen sollte. Wen der Anblick von Land und Landvolk nicht hinlänglich belehren möchte, der vergleiche einen Augenblick die Ziffern älterer und neuerer Ausfuhrtabellen. Im J. 1757, unter der Regierung Franz' II., wo die Verwaltung die Mängel des Beschränkungssystems wol einsah, aber in Folge der Finanzpacht nur im Einzelnen abzuhelfen im Stande war, belief sich nach der von dem Lombarden Grafen Carli angestellten Berechnung der Betrag der Ausfuhr auf 8,876,000 Lire (oder 1,902,000 Thlr.). In den J. 1837—41 betrug die jährliche Ausfuhr 38 Millionen Lire (oder 8,550,000 Thlr.), mithin ein Plus von 6,648,000 Thlr. Man rechnet dazu noch etwa 3½ Millionen Thlr. jährlich welche durch den Fremdenzug ins Land gebracht werden. Der steuerpflichtige Grundertrag beträgt dagegen nach dem 1834 eingeführten Kataster über 10 Millionen Thlr.

Noch muß ich hier auf eine bemerkenswerthe Operation in der Geschichte der toscanischen Staatswirthschaft aufmerksam machen. Es ist die durch den Kaiser Napoleon unternommene und durchgeführte Abtragung der Staatsschuld und Auflösung des Monte comune. Seit fünf Jahrhunderten hatte diese Schuld auf dem Lande gelastet. Die ehrsüchtigen Pläne der Republik hatten sie geschaffen, der Luxus und die verkehrte Finanzwirthschaft der Mediceer hatten sie gemehrt, die politische Verwirrung und die liederliche Administration der Revolutionszeit hatten das Uebrige gethan. Die Totalsumme der Schuld belief sich auf etwa 33 Millionen Thaler, für ein Land von damals nicht über 1,100,000 Einwohner eine enorme Summe. Seit drei Jahren waren keine Zinsen mehr bezahlt worden, als die französische Verwaltung 1808 ans Werk ging. Am 9. April des folgenden Jahres verordnete Napoleon die allgemeine Liquidation der Staatsschuld und Auflösung des Monte. Das Grundeigenthum der aufgehobenen Klöster und Corporationen wurde zu dieser großen Operation verwandt. Die diesen Klöstern gehörenden Antheile an der Schuld fielen von vornherein weg, sowie auch die verschiedenen Foderungen einzelner Administrationen, gewissermaßen Schuldfoderungen des Staats an den Staat, beide zusammen eine Summe von mehr denn 10 Millionen bildend. Der Rest wurde auf zwiefache Weise liquidirt, theils, und zwar bei solchen Luoghi di monte deren Jahreseinkommen unter 100 Francs blieb, durch Abtretung eines entsprechenden Antheils an den Domaineneinkünften, theils mittels Anweisung von Ländereien vom vormaligen Klostergut. Als Basis der Abschätzung wurde in diesem Falle bei Landbesitz der 26⅔ jährliche reine Rentenertrag, bei städtischem Eigenthum der sechzehnjährige Miethsertrag angenommen. Diese Liquidation wurde einer aus 30 der bedeutendsten Gläubiger zusammengesetzten Commission übertragen, welche am 2. Jan. 1815 den letzten Bericht über ihre Operationen abstattete. Die Summe des auf solche Weise in Privatbesitz gelangten und disponibel gewordenen Grundeigenthums der moralischen Körperschaften belief sich auf 13½ Millionen Thaler. Als 1816 die geistlichen Orden wieder eingesetzt wurden, gewährte die Regierung eine Dotation in liegenden Gütern zum Betrage von 6,194,000 Thlrn. Man hätte vielleicht die Zahl der Klöster beschränken können, aber die ihnen überwiesene Ausstattung war verhältnißmäßig nicht übertrieben. Die Dotation des wiederauflebenden Stephansordens, deren schon Erwähnung geschah, betrug jährlich 75,000 Thlr., welche auf die Factoreien des Chianathals angewiesen sind. Der Capitalwerth der Familien-Commenden wird auf etwa 2,250,000 Thlr. angegeben: diese namentlich sind den toscanischen Oekonomisten, bei ihrem vorwaltenden Hasse gegen Alles was einem Fideicommiß gleicht, mag sein Betrag auch noch so gering sein, ein Dorn im Auge, und Manche von ihnen wären im Stande die nicht ihren Wünschen entsprechenden Verhältnisse der Landwirthschaft dem Umstand zuzuschreiben daß die freie Disposition über Grundeigenthum von nicht neuntehalb Millionen Thaler durch das Gesetz gehemmt ist. Leider haben die beiden letzten Decennien eine neue Staatsschuld entstehen sehen, während Ferdinand III. einen nicht unbeträchtlichen Schatz zurückließ; Unternehmungen welche die beschränkten Kräfte Toscanas insofern überstiegen als der Erfolg wenigstens für den Augenblick nicht den Erwartungen entsprach, namentlich die großen hydraulischen Arbeiten in der Maremma trugen dazu ebenso bei wie die nicht hinlänglich geregelte Finanzverwaltung; die bedeutenden Ausfälle und noch bedeutendern Mehrausgaben, und die grenzenlose Unordnung der letzten Zeit traten dazu, und so ist in diesem Augenblick ein starkes Deficit vorhanden.

Schon ward im Eingang dieser Bemerkungen angeführt daß kurze Lebensskizzen der um die Landwirthschaft besonders verdienten Toscaner in der Bobi'schen Schrift enthalten sind. Die berühmtesten derselben sind Salustio Bandini, Pompeo Neri, der Verfasser des berühmten lombardischen Census und Minister Leopold's I., endlich Vittorio Fossombroni, die Seele der toscanischen Verwaltung unter Ferdinand III. und Leopold II. Keinem verdankt die Oekonomie in diesem Lande mehr als dem Archidiakonus Bandini, welcher, aus angesehener sienesischer Familie stammend, im J. 1677 geboren, bis zum J. 1760 lebte. Durch den bejammernswerthen Zustand des Sieneserlandes, und namentlich der Maremma, unter den letzten Mediceern auf die Erforschung des Hauptgrundes des Uebels hingewiesen, fand er diesen in der äußersten Beschränkung der Freiheit des Ackerbaus und Gewerbfleißes. Mit den

Vorschlägen die er den Ministern des Großherzogs Johann Gasto machte, als ein Visionnair abgewiesen, entwickelte er dieselben in dem „Discorso economico“ über die Maremma, welcher erst nach seinem Tode 1775 gedruckt ward. Von der Betrachtung ausgehend daß die vier beinahe beispiellos unfruchtbaren Jahre 1733—36, während deren Gouvernement und Privatleute zum Ankauf fremden Getreides zu hohen Preisen genöthigt gewesen, dennoch geringern Schaden gethan als die sichtbare Abnahme des Ackerbaus während einer Reihe vorhergehender fruchtbarer Jahre, kommt der Verf. zu dem Schlusse: daß die Fruchtbarkeit bei einer Gesetzgebung welche die Ausfuhr des Ueberflusses nicht gestattet noch sichert schädlicher ist als der Miswachs, weil die Eigenthümer den Anbau unterlassen, um nicht neben der Mühewaltung auch noch positivem Verlust sich auszusetzen. Bandini's Vorschlag war: gebet den Getreidehandel frei, wie einst die Republik Siena that; regelt die Industrie mittels weniger und einfacher Gesetze, schafft die unnatürlichen Hindernisse des Proviantamtes (der sogenannten Abbondanza) beiseite, und gewährt der Natur selber wieder ihr Recht: so werdet ihr die Agricultur bald wieder aufleben sehen. Die Freiheit des Getreidehandels dehnte er sodann überhaupt auf den Handel aus. Unter der Regierung Franz' II. von Lothringen, welchen Pompeo Neri auf den Archidiakonus aufmerksam machte, wurde dessen Grundsätzen zum ersten mal gehuldigt, indem schon 1739 der Getreidehandel in der Maremma auf zwölf Jahre freigegeben, und diese immer wieder auf gleichen Zeitraum verlängert wurden, bis das Princip des Freihandels ungeschmälert in das toscanische Recht überging.

4.

---

## Die Bekenntnisse eines Revolutionnairs.

Auch Proudhon, der Originalmensch unserer Zeit, ist in die Fußstapfen J. Rousseau's getreten, und hat der Welt die Geheimnisse seines Herzens offenbart als moderner Bekenntnißschreiber. *) Der Schauplatz der Handlung ist die Welt, die sich eben darauf vorbereitet unterzugehen, und deshalb ist das Buch des socialistischen Propheten von unheimlichem Leichengeruche erfüllt. Blasse Kirchhofgedanken erfüllen die Seele des Mannes der einst meinte die Gesellschaft sei krank und er sei berufen sie zu retten. Als ihr Arzt ist er aber ebenso unglücklich gewesen wie als ihr Banquier, und nun will er à tout prix ihr Todtengräber sein. Diese alte Welt muß begraben werden, denn die Gesellschaft ist todt, aber Proudhon lebt, und Das ist mehr als Leben, Das ist Unsterblichkeit! „Ich war eins der Originale der demokratischen und socialen Revolution — bekennt er —; indem ich meine Ansichten niederlege, gebe ich die der ganzen Demokratie wieder.“ Das heißt: Proudhon wird die Zuchtruthe führen und die Demokratie geduldig den Rücken herhalten: seit einiger Zeit ist man an dieses Manoeuvre gewöhnt. Er wird ironisch sein, er wird lachen, allein seine Ironie hat immer einen finstern und ernsten Nebengedanken; er lacht nicht um zu lachen, sondern um zu zerstören. Nicht ein Mirabeau, meint er, nicht ein Robespierre oder Bonaparte fehlt der Welt, sondern ein Voltaire. „Wir sind zu ernst und dadurch dumm geworden. Wir geben uns mit ganzer Seele den Leidenschaften hin und lachen über Andere nicht mehr als über uns. So ist mit dem Esprit auch die Freiheit verlorengegangen, und die Freiheit wie die Vernunft manifestirt sich nur durch die stolze Verachtung ihrer eigenen Werke! Deshalb ist die Ironie immer der Hebel des Fortschritts gewesen; der Mann aus dem Volke welcher lacht ist tausend mal vernünftiger und freier als der Anachoret welcher betet und der Philosoph welcher argumentirt!“ So erfindet er sein System der Ironie, und er weiht es mit einer poetisch rührenden Anrufung: Douce ironie! Viens, ma souveraine u. s. w. Auch in der Politik wird ein System aufgestellt. Voraussetzungen desselben sind: „Es gibt keine Regierung! Die Ordnung resultirt aus der freien Bewegung Aller. Jeder der die Hand über mich ausstreckt um mich zu regieren ist ein Usurpator, ein Tyrann, und ich erkläre ihn für meinen Feind. Also keine Autorität, sondern absolute Freiheit des Menschen und Bürgers!“ Auf diese Prämissen baut sich denn das System der „Anarchie“, oder wie sein Schöpfer zu schreiben beliebt „an-archie“. Die gegebenen Zeitverhältnisse kritisirt Proudhon mit seiner sanften, reinen, keuschen und discreten Ironie, und kommt dabei zu dem Resultate Alles reactionnair zu finden. Louis Blanc erscheint ihm als ein Vorläufer des Prinzen Louis Bonaparte, Plagiator Guizot's, systematischer Contrerevolutionnair. Außerdem stoßen wir in seinen revolutionnairen Bekenntnissen auf eine Reaction Ledru-Rollin, Reaction Barbès, Reaction Blanque, und endlich gar auf eine Reaction Proudhon; denn in der Wuth überall Reactionnaire zu sehen macht es Proudhon wie jener Gerichtsdiener im Lustspiel, der als er Niemand mehr arretiren kann, da alle Welt bereits im Gefängniß sitzt, zu seiner eigenen Verhaftung schreitet. Alle Revolutionsmänner werden heruntergemacht: Caussidière weiß nicht was er will; Barbès, Sobrier und Cabet sind Thoren. Die Hoffnung der Zukunft spricht sich so aus: „Das sociale System wird erst am Ende der Tage zur Erscheinung kommen, und nur vom letzten Sterblichen wird es erkannt werden.“ Das ist naiv; der letzte Sterbliche ist natürlich der Bekenntnißschreiber. Von den Ruinen der Welt aus ruft er das stolze Ultimatum aller Reformatoren des Tages: „Ich und Das ist genug!“ Seine Anhänger und Schüler aber triumphiren über die neue und große That ihres Meisters.

2.

*) Confessions d'un révolutionnaire, par *P.-J. Proudhon*. Paris 1850.

---

## Notiz.

### Das Unglück der Dichter.

Weder Valeriano Bolzani, der eine Abhandlung „De litteratorum infelicitate“, noch Israeli, der „The calamities of authors“ geschrieben, erschöpften den Gegenstand. Wir stellen hier allein von englischen Dichtern eine ergänzende Liste zusammen: Jakob, König von Schottland, 18 Jahre gefangen und dann ermordet. Rivers, Surrey und Thomas More, das Haupt zum Schaffot getragen. Lovelace und Butler, vom Elend verzehrt. Clarendon, zu Rouen gestorben, verbannt durch Karl II. Die Rechtfertigungsschrift des tugendhaften Magistrats zum Verbrennen durch Henkerhand verdammt. Milton, halbgeächtet, blind in das Grab steigend. Dryden, gegen das Ende seiner Tage genöthigt sein Talent Stück für Stück zu verkaufen um das Leben fristen zu können. „Ich habe nicht Ursache“, sagte er, „meinem Sterne zu danken daß ich als Engländer geboren bin; es ist genug für Ein Jahrhundert daß es Cowley vernachlässigte und Butler aus Hunger sterben ließ.“ Otway, erstickt, weil er zu rasch das Stück Brot verschlang das man seinem Elende hinwarf. Savage, an den Straßenecken dichtend; seine Verse auf Papiere geschrieben die er in den Rinnen auflas; im Kerker verschieden, sein Leichnam dem Mitleiden eines Gefangenenwärters überlassen, der ihn auf seine Kosten bestattete. Chatterton, nach mehren ohne Nahrung zugebrachten Tagen sich vergiftend. Um aus der Gruppe der neuen Beispiele herauszugreifen, deuten wir nur auf Byron, Shelley, Keats.

7.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 68. —— 20. März 1850.


## Meyerbeer's „Prophet".

### Musikalische Reflexionen.

Was heißt eigentlich „eine Musik verstehen"? Die Musik ist keine fremde Sprache, sie ist vielmehr eine allgemeine, wenn auch nach verschiedenen Begriffen verschieden modificirte Sprache der Menschheit; das „Verstehen" kann also bei ihr nicht den Sinn haben als müsse man Das was durch Töne gesagt wird erst in irgend eine andere Sprache übersetzen, nein! die Bedeutung muß eine andere sein! Geht man hier tiefer ein, so findet man daß der Sinn des „Verstehens" in der Musik kein anderer ist als der: daß man irgend ein musikalisches Werk als ein Ganzes und in der nothwendigen innern Gliederung seiner Theile begreife. Mozart in dem merkwürdigen, von mir mehrmals an andern Orten angezogenen Briefe über seine Art zu componiren *), sagt von seinem innern Schaffen eines Kunstwerks: „Ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, sodaß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen im Geiste übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich Alles zusammen." Nur Der also der annähernd in dieser Weise eine Musik die eben wirklich ein Kunstwerk ist (denn freilich gibt es Musiken die in Wahrheit Nichts als ein Quodlibet von Tönen sind) so im Geiste fassen kann daß er nun alle Theile in ihrem nothwendigen Zusammenhange unter sich und im Ganzen begreift, Der versteht diese Musik.

Ganz richtig hört man daher auch oft sagen: „man müsse eine Musik mehrmals hören um sie zu verstehen", und auch in diesem Falle wird dabei immer noch ein gewisses musikalisches Gedächtniß vorausgesetzt um die sämmtlichen Beziehungen der Theile unter sich und zum Ganzen festzuhalten und zu begreifen. Denn natürlich wird es in solchem Werke ein stetes Rück- und Vorwärtsgreifen geben, das Letzte wird sich oft genau auf das Erste beziehen und umgekehrt, und habe ich daher das Letzte noch nicht wenn ich das Erste höre, oder habe das Erste vergessen wenn das Letzte anklingt, so muß mir sehr Vieles, ja oft Alles entgehen was der Componist für das Verständniß seines Werks verlangen darf. Nun gibt es freilich auch gerade in Beziehung auf diese innere Einheit große Verschiedenheit selbst unter den bedeutendern Werken der Musik. Daß die großen Werke eines Mozart, eines Gluck so eine feste organisch gegliederte Einheit haben, macht es daß sie nicht nur überhaupt so schön, sondern auch daß sie soviel leichter erfaßbar und verständlich sind. Die neuere Musik, seit sie das Reich des harmonischen Umfangs so ausgedehnt hat daß in ihr Vieles erlaubt wird was früher als unstatthaft erschien, wird ebendarum auch schwerer verständlich, indem ihre Glieder nun oft in einer Mannichfaltigkeit auftreten welche es schwerer macht sie zugleich gegenständlich zu haben, und sie sämmtlich in einen Brennpunkt zusammenzuziehen. Was von diesen Werken indeß in der Tiefe doch das Band der Einheit, wenn auch verborgener, bewahrt, wird, sobald durch mehrfältiges Hören genugsame Gegenständlichkeit erreicht ist, wol begriffen werden und dann auch vollkommen befriedigen; denn allerdings, der menschliche Geist ist nun einmal darauf gewiesen sich nie an der Willkür und bloßen Mannichfaltigkeit begnügen zu können, sondern nach dem Gesetze und der darin gegebenen Einheit durchaus zu verlangen. Jenachdem nun es dem Einen oder dem Andern besser und früher gelingt auch in einem Werke der Mannichfaltigkeitsgattung doch zu dem Erkennen der Einheit durchzudringen, wird er auch ein solches besser und früher verstehen; wo dagegen Das nicht gelingt, da wird ein völliges Unbefriedigtsein allerdings gerechtfertigt erscheinen. Wer auf diese Dinge achten will wird darin den Grund finden zum Verständniß mancher so verschiedenen Urtheile über ein und dasselbe Werk.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt es mich indem ich zwei Aufsätze nochmals überlese welche ich unmittelbar nach der ersten Aufführung und der dritten Wiederholung von Meyerbeer's „Prophet" niedergeschrieben hatte. Ich theile beide hier mit, weil das Werk an sich jedenfalls sehr bedeutend genannt werden darf, und weil vielleicht die hier gebotenen Gedanken Andern zum Theil anregend, zum Theil auch hier und da aufschlußgebend sein könnten.

---

*) „Musikalische Zeitung", 1815, Nr. 30.

## Erste Aufführung des „Prophet" zu Dresden am 30. Jan. 1850.

Eine seltsam eigenthümlich berauschende Thatsache bleibt es immer wenn zum ersten male ein Werk von dieser Größe und dieser innern Kunstvollendung an uns vorübergeht! — Es ist nicht die Thatsache eines Rafaelisch tief insichgerundeten, aus den reinen Regenbogenfarben der Psyche gewobenen Werks, aber es ist die Thatsache einer großen halb erhebenden, halb sinneverwirrenden Begebenheit aus dem Leben einer ganzen Nation. Wenn eine Revolution sich begibt mit all ihren widerwärtigen und ihren hochbedeutenden, mit ihren gemeinen und ihren ungeheuern Erscheinungen, da haben wir auch ein anderes Gefühl als wenn an schönen gebildeten Naturen ein feines und edles, wenn auch oft schmerzliches Verhältniß unter unsern Augen sich löst. Im letztern Falle liegt Alles übersichtlich und klar vor uns, in reinen Formen bewegt sich das höhere Menschliche vor unsern Blicken, und weil nothwendig dergleichen Vorgänge mehr auf dem ewigen Hypomochlion der Seele selbst ruhen, so haben sie zugleich etwas mehr Ewiges, etwas Zeitloses, und so wirken denn unter den dramatischen Productionen die Tragödien des Alterthums, und in musikalischer Beziehung die besten Werke von Gluck und Mozart immer noch auf uns. Indeß die Welt hat ebenso unerlaßlich in ihrem Wesen das Princip der Mannichfaltigkeit als das der Einheit, und so ist es denn auch in der Welt der Kunst ganz wohlbegründet daß neben jenen Repräsentanten der Einheit und der Einfachheit die Repräsentanten einer großen bunten Mannichfaltigkeit und eines überquellenden Reichthums ihren Platz behaupten. Das Werk das ich heute erlebt habe gehört ganz vollständig zu dieser zweiten Gattung, und freilich, wer mit Ansprüchen der ersten Art an eins gleich diesem herankommt, der muß natürlich durchaus unbefriedigt sich finden.

Von dergleichen Einseitigkeit habe ich mich immer gern freigemacht, und habe auch dem Künstler gegönnt wie es in jenem Gedicht heißt:

> Will's aber Einer anders halten,
> So mag er nach Belieben schalten:
> Nur soll er nicht das Handwerk schänden,
> Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Und in diesem Sinne bin ich denn auch diesem „Prophet" ganz ernstlich nachgegangen, habe mich nicht stören lassen von manchem Gezwungenen und Verwunderlichen in Anlage und Ausführung des ganzen Plans, einzelnem Harten und weniger Geeigneten in der Musik, manchem Unzureichenden einiger Sänger und mimischer Darstellung, sondern habe die Intention im Ganzen ins Auge gefaßt, die kluge Anlage des technischen Gerüstes, die wohlberechnete Steigerung des Interesses und der Effecte, die prachtvolle Ausstattung in aller Buntheit und allem Reichthum, die große und edle Durchführung vieler musikalisch-würdiger Gedanken, die außerordentliche Behandlung von den schönen Stimmen der Hauptrollen und von einer trefflich eingeübten Kapelle. Ich möchte sagen das Ganze habe mich an die großen Werke von Biefve und Gallait, die wir einmal hier sahen — das Compromiß niederländischer Edeln und die Abdankung Karl's V. — erinnert! Ich stelle einen Cristo della moneta, oder eine Sixtinische Madonna auch höher als diese im Raum ungeheuer ausgedehnten reichen Bilder; aber Das hat mich nicht gehindert sie mit größtem Interesse und wiederholt zu betrachten! So werde ich es denn auch mit diesem „Prophet" halten!

Gewiß, es ist viel für Künstler darin zu lernen! Schon diese kluge, immerfort festgehaltene, zunehmende Folge und diese Vertheilung des Interesses ist sehr merkwürdig! Es heißt allerdings halb ironisch im Vorspiel zum „Faust":

> Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
> Wer Vieles bringt wird Manchem Etwas bringen.

und doch ist auch Das wahr! Denn wie eben jene obenerwähnten Weltbegebenheiten, jene Kriege, Empörungen, Staatszerrüttungen wirklich Nichts ungestört lassen, an Allem rütteln, Jedem irgendwie einen Anstoß geben, während die einfach seelischen Vorgänge zwischen Einzelnen kaum das Allernächste, obwol dann Das sehr tief, berühren, so wirken auch jene Kunstwerke mit dem Charakter der Mannichfaltigkeit auf die ausgedehnteste und verschiedenste Weise! Wahrlich, in diese heutige Oper können Taube und Blinde nebeneinander hereingehen, und Beide werden vielfach unterhalten und befriedigt zurückkommen: dem Blinden wird die Mannichfaltigkeit und der Reichthum der Musik zu denken und ebenso zu genießen als zu verurtheilen geben, und dem Tauben werden die prachtvollen Kunstwerke einzelner Decorationen, die reichen wohlgewählten Costumes und manche schöne Gruppirung Stoff genug darbieten. Doch dies Beispiel möge nur figürlich gelten um die Masse des Stoffs anzudeuten, und ich füge jetzt noch hinzu daß die Künstler welche hier alle ihre Arbeiten zu so reichen Garben binden, doch wol auch das Recht haben an den Beschauer eine Anfoderung zu machen, und zwar die daß er aller dieser Buntheit mit einer tiefen, innerlich productiven Phantasie nachgehe, und so von Traum zu Traum sich fortziehen lasse bis mehr und mehr auch das innere Mysterium der Seele berührt wird. So ging es mir namentlich als ich mich den weniger mächtigen Eindrücken der drei ersten Acte vorher mit einer gewissen stillen Gutmüthigkeit hingegeben hatte, und mich nun im vierten Acte die wahrhaft außerordentliche Erscheinung des Innern der Kathedrale erfaßte, mich erfaßte mit Größe der Hallen, mit Orgelklang und Chorgesang, und mir in Wahrheit die Krönung Johann's von Leyden ganz gegenständlich heranführte, sodaß mir nun auf einmal auch der Mensch in diesem Gekrönten hervortrat, und das einfach große tragische Verhältniß sich deutlich darstellte daß die Mutter in ihm den Sohn erkennt, und daß an diesem Sohne nun gleichsam als Fluch dieser Krone auch die Verleugnung des Menschen klar wird, und der fürchterliche Zwiespalt der Seelen somit tief und zerreißend ins Herz greift. Die Lebendig-

keit der Vorstellung dieser Seelenzustände war hier wirklich allmälig von außen bedingt worden, und wenn ich diesen Vorgang nun späterhin recht bedenke, so erinnert er mich wirklich an jenes Factum der Geometrie welches mich lehrt daß ich von der Peripherie des Kreises aus ebenso gut den eigentlichen Mittelpunkt finden kann als sich vom Mittelpunkt aus allemal die Peripherie von selbst ergibt. Ich gestehe daß ich früher nie daran gedacht hatte daß eine solche mathematische Thatsache in dieser Weise auch auf das Verhältniß der Kunst zur Erfassung des Gemüths Anwendung leiden könnte.

Merkwürdig ist es übrigens wie nun eben an dieses große menschliche Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, und an diese, auch sonst ja in so vielen Nuancen im Leben zum Vorschein kommende Seelenverleugnung sich die besten Gedanken des Componisten geheftet haben; denn nehme ich es recht, so liegen doch eben in diesem vierten Acte, und in dem bald nachfolgenden Duett zwischen Fides und Johann:

Hinweg mein Blick, nicht ferner kenn' ich dich!

die vornehmsten und tiefsinnigsten musikalischen Gedanken im ganzen Stück, obwol noch viele andere mich schon beim ersten Hören angezogen haben und bei wiederholtem Hören es noch mehr thun werden.

Und so führten denn allerdings zuletzt doch alle hier flüchtig niedergeschriebenen Gedankenzüge darauf wieder zurück: daß auch Werke in denen die Mannichfaltigkeit des Aeußern in größter Buntheit und größtem Reichthum vorherrscht, keineswegs eines Mittelpunkts in den Tiefen der menschlichen Seele entbehren können und sollen, daß aber allerdings dieser Mittelpunkt zuweilen mehr verborgen, zuweilen aber klarer hervortreten kann; den „Prophet" möchte ich zu einem der großen Werke der erstern Gattung zählen.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Der Verfall Frankreichs, von M. Raudot, übersetzt von C. van Dalen. Erfurt, Villerot. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.**

Von dem Verf. dieses Buchs, der Mitglied der gesetzgebenden Versammlung seines Vaterlandes ist, erschien bereits früher: „La France avant la révolution", das wir jedoch nicht kennen. Das vorliegende Buch ist nur für denkende Leser bestimmt die nicht nach dem blendenden Schimmer der Außenseite, nicht nach Vorurtheilen oder Haß, sondern nach innern Gründen und nach unleugbaren Thatsachen die Dinge beurtheilen: Andere als denkende Leser werden das Buch, schon nach der Aufschrift, nicht zur Hand nehmen, oder sie werden es ungeprüft, mit Unwillen oder doch ungläubig als eine Lästerung aus der Hand legen. Der Verf. hat Dies vorausgesehen, und er erklärt deshalb in der Vorrede: daß auch er bisher an die friedlichen, angeblich wunderbaren Fortschritte Frankreichs geglaubt, daß auch er die Meinung gehabt habe sein Reichthum nehme reißend zu durch die tüchtige Arbeit seiner Einwohner, die so gewerbthätig im Frieden wie kraftvoll im Kriege seien, daß alle Völker Europas die demokratischen Einheits- und Freiheitseinrichtungen bewunderten und beneideten, daß die Ideen dieses „mächtigen Hauptes der Civilisation" die Welt bewegten und erleuchteten. Allein eine aufmerksame und genaue Prüfung der Zustände und Einrichtungen habe seinen Glauben an die wachsende Größe Frankreichs erst erschüttert, dann vernichtet. Mit blutendem Herzen habe er die mit unwiderstehlicher Gewalt sich aufdrängenden Beweise seines Verfalls gesammelt, die er nun in diesem Buche mittheilt. Wie unvollkommen auch dasselbe sei, so werde es doch nach seiner Ansicht vielleicht hinreichen den Abgrund zu bezeichnen dem das Vaterland zueile; denn das Buch sei kein Werk der Partei, sondern die Frucht redlicher Ueberzeugung, und es sei übrigens eher angefangen worden als man die Republik proclamirt habe; auch greife er nur die Institutionen und Systeme, nicht die Menschen an. Der Verf. geht nun bei Behandlung seines Gegenstandes von dem auch gewiß richtigen Grundsatze aus: daß die Macht eines jeden Volks nur eine relative sei, und daß seine Größe nach der seiner Nachbarn oder anderer Mächte gemessen werden müsse, und demnach gründet er seine Ansicht von dem Verfalle Frankreichs auf eine Vergleichung desselben mit Rußland, England, Oestreich und Preußen, und zwar in Bezug auf Ländergebiet, Bevölkerung, Armee, Seemacht, Reichthum, Verschuldung des Grundbesitzes in Frankreich, Größe und Gesundheit der Menschen, sowie auf Sittlichkeit, wobei, auch wenn der Verf. nicht immer den Grundsatz der Vergleichung mit den andern Mächten und Ländern festhält, sondern sich auf Frankreich in einzelnen Perioden der neuern Zeit beschränkt, der Nachtheil auf Seiten Frankreichs und seines neuesten Zustandes sich befindet.*) Auf die Ursachen des Verfalls Frankreichs übergehend findet er die Hauptursache, wie Dies wol auch im Allgemeinen schon von Andern geschehen, in der Centralisation, die er denn nun auch in ihren verschiedenen nachtheiligen Wirkungen betrachtet, unter denen er auch Das mit aufführt daß sie die communistischen Ideen erzeugt und fortpflanzt, und daß sie die Revolution verewigt, sowie er zugleich, unter Hinweisung auf die Erfahrungen von 1814 und 1815, darauf aufmerksam macht daß die Centralisation für den Vertheidigungskrieg eine unermeßliche Gefahr, eine Ursache des Verderbens sei. Ebenso werden die nachtheiligen Wirkungen derselben an drei Institutionen, nämlich an der Polytechnischen Schule, dem Systeme der öffentlichen Arbeiten und der Universität, nachgewiesen, welche, wie die aus der Centralisation hergeleiteten Systeme, den Verf. zu der Ansicht bestimmen daß dieselbe — eine Geißel für sein Vaterland sei. Das Nämliche meint er auch von einigen andern Systemen und Principien, nämlich der Industrie und der Repräsentativverfassung, die als unerläßlich nothwendig für das Glück der Franzosen und die Größe Frankreichs angesehen werden. Außerdem betrachtet der Verf. die Verhältnisse seines Vaterlandes in Bezug auf den Zustand des Ackerbaus und des ländlichen Grundbesitzes, und bemerkt daß ersterer mittelmäßig und der Nahrungszustand des Volks ein schlechter sei, daß es dem Ackerbau an Intelligenz, Capitalien und Arbeitskräften fehle, und der Boden übermäßig zerstückelt werde, indem er zugleich die Ursachen dieser Erscheinungen nachweist, und Vorschläge macht um dem französischen Ackerbau aufzuhelfen. Von der Zukunft Frankreichs kann der Verf. nur Wenig oder vielmehr Nichts hoffen, wenn man fortfährt die traurigen Wege zu gehen welche Frankreich an den Rand des Abgrunds geführt haben; aber er fürchtet nicht daß sein Vaterland sich selbst werde morden wollen. „Vierunddreißig Jahre europäischen Friedens", sagt er S. 35, „hätten uns Freiheit in unsern Bewegungen, die Sicherheit der Kraft, eine dauernde Ruhe geben müssen; weit davon entfernt sind wir dahin gebracht über die Ohnmacht unsers Vaterlandes nach außen zu seufzen, und eine sociale Ueberstürzung und den Ruin im Innern zu fürchten." Aber die Nation hat ihre Zukunft in ihrer Gewalt, sie kann sich das Leben oder den Tod geben: sie wähle! 23.

*) Besonders heben wir hier Dasjenige hervor was über die zunehmende physische Schwäche des französischen Volksstammes gegen frühere Zeiten, namentlich in Bezug auf die Recrutirungen und die dabei gemachten Erfahrungen (S. 14 und 71 fg.) gefagt wird.

## Ueber Fanny Lewald's Auffassung der Rahel im „Prinz Louis Ferdinand“.

Nr. 17 d. Bl. enthielt einen Aufsatz über Fanny Lewald, einen Ueberblick ihrer schriftstellerischen Thätigkeit. Besonders eingegangen wurde auf ihr letztes Werk „Prinz Louis Ferdinand“. Jemehr der Standpunkt des Ganzen ein edler und würdiger war, destomehr überraschte uns das Urtheil über die Auffassung des Charakters der Rahel, und da dieses Urtheil ein sehr allgemein getheiltes ist, drängt es uns eine entgegengesetzte Meinung hier auszusprechen. Vielfach hat man es Fanny Lewald vorgeworfen daß sie die Rahel hinabziehe zu der Liebe für einen Mann wie Louis Ferdinand; man hat es eine Entweihung dieses hohen unantastbaren Wesens genannt, und die Verfasserin hart getadelt daß, wenn sie eine solche Gestalt in den Kreis ihrer Dichtung bringe, sie sie nicht so groß, so würdig hinstelle wie Rahel durch Leben und Wort in Aller Erinnerung glänzt.

Ist es aber denkbar daß Fanny Lewald, welche sich durch ähnlich große Begabung, durch einen freien mächtigen Geist, der Rahel so nahe fühlen muß und sie verstehen wie Wenige, gerade diesem Charakter, der als ein so seltener unter den deutschen Frauen dasteht, einen Theil seiner Größe nehmen wollte? Muß man nicht nach einem tiefen Grunde suchen der sie veranlaßte die weiblich hingebende Seite dieses starken, oft harten Wesens hervorzuheben? Fanny Lewald selbst rechtfertigt ihre Auffassung auf die edelste, die einzig wahre Weise.

Es ist der Schöpferdrang in Rahel wie die bewußte Schöpferkraft welche, gegenüber dem Chaos von Großem und Mächtigem in des Prinzen Natur, die Sehnsucht des Gestaltens empfindet, den heiligen Trieb das Getrennte, Verstreute und darum Unwirksame zu einem Ganzen zu schaffen, von dem die Schlacken abfallen müssen, wenn es nur einmal ganz ist und fortwachsen kann in seiner Ganzheit.

Die Männer pflegen diese Schöpferkraft für sich allein in Anspruch zu nehmen, aber über die Berechtigung zu einem Werk kann für freie Seelen nur die Befähigung entscheiden, und da Rahel sich mächtig befähigt weiß zu solcher Schöpferthat, erfüllt sie in Liebe ihre ganze Seele.

Wie viele Hoffnungen knüpften sich an des Prinzen Namen! Die deutsche Jugend blickte auf ihn als den letzten Stern in so dunkeler Zeit. Wenn seine vereinzelten flammenden Strahlen zur festen Sonne geworden wären, wenn er sich hätte zusammenfassen können zu voller Größe, wie mußte er wirken, wie helfen! So zerstörte er sich selbst langsam, und arbeitete mit dämonischen, wilden Schmerzen an seiner eigenen Vernichtung.

Hätte er eine Frau wie Rahel geliebt, vielleicht wäre es ihr gelungen die Befähigung in ihm zum Charakter, zur Kraft der That umzugestalten. Diese große Befähigung, das Ideal seiner Natur ist es welches sie in ihm liebt. Sie erfaßt den Grund seines Wesens mit all den Möglichkeiten zu reiner Größe welches es gibt, und steht nun vor ihm mit dem bebenden Bewußtsein wie ihre Liebe das Werde! für ihn sein müßte wenn er sie theilte.

Daß all dieses Empfinden zur Liebe in ihr wird ist das tief, das vollendet Weibliche ihrer Natur, welches nur mit dem Herzen ganz erfassen, mit dem Herzen ganz leben kann. Und eben Dies glauben wir war der tiefe Grund dieser Auffassung bei Fanny Lewald. Sie wollte zeigen daß der mächtigste Frauengeist, der reinste, höchste Charakter doch die Herzensliebe als die Allmacht insichfühlt, und daß, wenn alle Kräfte des Wesens auf ein Ziel sich richten, und dieses Ziel das Wirken auf eine Menschenseele ist, sie erst in der Liebe ihre Vollendung finden, und darum nicht anders können als in sie sich ergießen.

Mit der Liebe erwächst dann als ihre heilig berechtigte Folge die Sehnsucht nach dem Glück der Liebe, die gewiß in jeder Frauennatur ihre Schmerzenswellen schlägt, wenn sie einsam ausgeströmt in die Tiefe der Brust zurückflutet. Diese Sehnsucht, den Wunsch in dem Höchsten zu leben und sich selbst wie das Geliebteste wachsend zu verklären, welche so oft als ein Unrecht verborgen, und wo sie sich ausspricht als eine Schwäche verspottet oder getadelt wird, in ihrer tiefen sittlichen Berechtigung darzustellen, indem sie auch in solchen Naturen wie die der Rahel so gewaltig, so schmerzensreich lebt, war gewiß der Zweck der Verfasserin. Die Meisten welche sie tadeln sind wol nur noch nicht frei und menschlich einfach genug um diese Auffassung anzuerkennen und ihr beizustimmen. Und doch liegt gerade in diesem Punkte eine Lösung für so viele psychologische Räthsel, und Dem der mit Ernst und festem Blick einschauen will in die menschliche Natur und aus der Erkenntniß ihrer berechtigten, eingeborenen Sehnsucht Weisheit schöpfen möchte, dem Elend, dem Unglück abzuhelfen, ist es eine reiche Quelle des Forschens, wenn solche Gestalt wie die der Rahel, von solcher Hand wie die Fanny Lewald's gezeichnet, in so neuem, überraschendem Lichte ihm entgegentritt. Beide verdienen es daß man in die Tiefe ihres Wesens und Wollens schaut; denn sie reichen sich die Hand und arbeiten an dem gleichen Werk der Menschwerdung der Frauen mit vieler Kraft und vielem Muth. 41.

## Literarische Miscellen.

Johann Chapelain, Rath des Herzogs von Longueville (gest. 1679), war Mitglied der Französischen Akademie, und erhielt dafür daß er ein heroisches Gedicht auf die Jungfrau von Orleans schreiben sollte eine jährliche Pension. Um diese desto länger zu beziehen brauchte er mehr als 20 Jahre zur Vollendung des Gedichts, das als es 1656 erschienen war keinen Beifall fand, und dem Verf. folgendes Epigramm eintrug:

Illa Capellani dudum expectata puella
Post longa in lucem tempora venit anus.

Dieser Chapelain war so geizig daß ihm seine Collegen in der Akademie den Titel eines Chevalier de l'ordre de l'araigne beilegten, wie er denn noch kurz vor seinem Hinscheiden seine vollen Geldbeutel sich um das Bett herum soll haben stellen lassen. Ein Seitenstück von diesem Geizhals bildet Johann Jakob Hofmann, Doctor der Theologie zu Basel (gest. 1706), der sehr arbeitsam, aber auch in das Geld so verliebt war daß er seine zusammengesparten Thaler unbeschreiblich oft zählte, und auf die Frage: Wozu Das gut sei? antwortete: „Etiam sonus delectat.“ Anders dagegen Peter Victorius, Professor der griechischen und lateinischen Sprache zu Florenz, woselbst er seiner Gelehrsamkeit wegen für ein Orakel gehalten ward (gest. 1585), der mehr ruhmbegierig als ein Liebhaber des Geldes war, wie er denn nicht nur viele ansehnliche Berufungen ins Ausland ausgeschlagen, sondern auch das Anerbieten eines vornehmen Prälaten, ihm 2000 Goldgulden zu bezahlen wenn er ihm seine Rhetorik dediciren wollte, von der Hand gewiesen hatte. Papst Julius III. machte diesen Victorius zum Grafen, und König Heinrich III. von Frankreich schrieb eigenhändig an ihn, und bat er möchte ihn unter die Zahl seiner Freunde aufnehmen.

Nikolaus Baco, Groß-Siegelbewahrer der Königin Elisabeth von England (gest. 1578), suchte nicht nur nicht zu glänzen, sondern liebte es auch in einer seinem Range und Stande kaum angemessenen Mittelmäßigkeit zu leben. Als daher einmal ihm die Königin die Bemerkung machte: Das Haus das er bewohne sei zu klein für ihn, antwortete er: „Das Haus ist für mich nicht zu klein, aber Ihro Majestät Gnade hat mich für dasselbe zu groß gemacht.“ Der Dichter Christian Wernike (gest. 1710), von dem Friedrich v. Hagedorn in einem Epigramme sagt: daß er an Sprache und Wohllaut leicht, an Geist sehr schwer zu übertreffen sei, hat in einem in der „Epigrammatischen Anthologie“, herausgegeben von Haug und Weißer, II, 263, abgedruckten Epigramme obige Thatsache im poetischen Gewande darzustellen versucht. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 69. —— 21. März 1850.


## Meyerbeer's „Prophet".

(Beschluß aus Nr. 68.)

**Dritte Wiederholung des „Prophet" am 7. Febr. 1850.**

Zum zweiten male habe ich dieses Werk auf mich wirken lassen, und darf man das erste Erfahren solcher Vorstellung dem Ueberblick einer Gegend von einem Berge herab vergleichen, so steht dann die Wiederholung gegenüber dem Umherwandeln an Flüssen und Bächen und auf Wiesen und Feldern derselben Gegend, d. h. man erkennt nun das Einzelne näher, und man erforscht jetzt auch die Gesteine des Bodens und die Blüten der Pflanzen. Ich darf sagen daß mich heute insbesondere die Eigenthümlichkeit des musikalischen Baus beschäftigt hat. Man erkennt daran eine merkwürdige Technik in Vollendung des Einzelnen; ich wüßte nicht leicht ein noch so kleines Stück Musik darin das nicht wenn man es für sich betrachtete einen kunstreichen Bau, eine richtige Durchführung des eben vorliegenden Gedankens und eben deshalb auch ein Interesse gewährte welches stets mit Anmuth hervortreten würde, wenn man gerade dieses Stück sich ganz allein, etwa als kleine Concertaufführung, denken wollte. Was man wider manche Compositionen darin sagen kann trifft mehr die höhere psychische Bedeutung gerade für die Stelle im Ganzen welche sie einnehmen! So kann man das Duett der Fides und der Bertha in der dritten Scene des vierten Acts gewiß ebenso wenig überall in seiner poetischen Gesinnung billigen als die Arie der Fides im fünften Acte, und doch ist einzeln genommen Beides von tüchtiger musikalischer Durcharbeitung, und würde, gut ausgeführt, in jeder Akademie unzweifelhaft gefallen, ja glänzen. Es will nun aber freilich auch Etwas bedeuten eine Handlung von diesem Reichthum, dieser Mannichfaltigkeit durch und durch mit den güldenen Sternen der Harmonie nicht nur zur Darstellung zu bringen, sondern zu zieren und wahrhaft zu erleuchten! Man darf vielleicht sagen: das Bestreben einer jeden besondern kleinen Wendung des Gedichts überall ihr Recht zu thun, sie überall gerade in ihrer Eigenthümlichkeit zur Geltung zu bringen schadet hier oftmals der Wirkung im Allgemeinen, sodaß, wenn ich früher sagen mußte die große Einheitswirkung des Ganzen gehe merkwürdigerweise aus einem ungeheuern Reichthum und großer Mannichfaltigkeit der Theile hervor, hier wieder mitunter die zu große Mannichfaltigkeit des Einzelnen der Einheitswirkung der ganzen Musik Abbruch thut. Ich will ein Beispiel geben um Dies deutlich zu machen. Als im fünften Acte Johann, Fides und Bertha noch einmal sich zusammenfinden, und als mitten in ihrer elenden verzweifelten Lage noch der Gedanke auftaucht es sei doch wol ein Entrinnen möglich, und dadurch das Erreichen eines fernen friedlichen Asyls, so kann doch natürlich die von so tiefem Schmerz erfüllte Seele, auch wenn sie eine solche Möglichkeit auszusprechen wagte, darum nicht sogleich von ihrem Schmerze lassen: denn das Unglück ist ja da, und das Glück wird fortwährend als unerreichbar gefühlt; dessenungeachtet hat das Terzett:

> Fern zu dem Frieden
> Ländlicher Fluren...

sogleich die volle Färbung eines Pastorale mit allem arkadischen Schmelz, und würde ganz gewiß einzeln an einem Sommerabende im Freien aufgeführt den besten und anmuthigsten Eindruck geben, eben weil es wirklich höchst zart und harmonisch in sich gehalten ist; nichtsdestoweniger wird aber an diesem Orte die tragische Größe welche in dieser unterirdischen Scene nothwendig gefodert ist auf das entschiedenste gehindert, ja zerstört dadurch daß eben jener flüchtige Gedanke mit solcher Helligkeit sich zur Geltung bringen darf. Und solcher Dinge lassen sich wol noch mehre nachweisen!

Wenn aber in dieser Art Manches vorkommt was dem Bedürfniß nach großartiger Einheit des Gedankens und Gefühls nicht entspricht, so findet sich dagegen eine Menge sehr zartempfundener Züge welche erst nach und nach, und jemehr man so auf den Wellen dieses musikalischen Stroms ruhig sinnend sich dahinschaukeln läßt, recht hervortreten, und allerdings darthun daß neben dem großen Techniker und wahren im altitalienischen Sinne „Maestro" der Musik auch ein zarter Poet in diesem Haupte ruht, dessen Formen nicht ohne Bedeutung eine gewisse Verwandtschaft mit der Kopfbildung Mendelssohn's zeigen. So ist doch schon der Anfang des Ganzen tief empfunden! Da liegt unter der Windmühle am Hügel der Hirt mit seiner Schalmei, und in einzelnen Absätzen läßt er über das Land dahinaus eine

einfache Melodie erklingen, die jedesmal das ferne Echo ihm rein zurückgibt, symbolisch sagend: „So sollen dir, du Hörer, die Gedanken einer neuen Musik entgegenklingen, und, wie alle Poesie nur für Den da ist in dem sie widerklingt, so hoffe ich auch, was ich dir biete soll ein Echo in dir finden!" Und dann schließt ein innerlich fein und reich ausgebildeter Chor sich an, in dem das Läuten der Heerdenglocken und die Fröhlichkeit der Landleute recht zierlich erst die ruhigspiegelnde Wasserfläche zeigt, welche bald nachher durch den andringenden Sturm gräulich und gewaltsam bewegt werden soll.

Sodann ist vielfach das Hin- und Wiederfluten der Melodien schön und geschickt benutzt um Beziehungen deutlich zu machen die eben nur die Musik in dieser Tiefe aus der innersten Gemüthsregion zutagefördern kann. So treten z. B. auf eigene geheimnißvolle Weise als Johann den Wiedertäufern seinen Traum erzählt in der Musik schon ganz deutlich die Vorahnungen der spätern Krönung hervor: da klingt zuerst der Krönungsmarsch an, dann das Salvum fac regem! und der an sich so schöne Gesang der Chorknaben, und wenn nun Johann als ihm die Wiedertäufer die ihm zugedachte Größe ankündigen zuerst davon durchaus sich abwendet und nur mit Bertha sein Glück zu finden gewiß ist, so bricht dies Gefühl in dem Pastorale aus:

Keins von allen Erdenreichen u. s. w.

und wie tief dieser Gedanke in seiner Seele fortan fest bleibt zeigt sich nun später ganz merkwürdig. Im dritten Acte nämlich, wo uns schon der mächtige Prophet an der Spitze seines Heers gezeigt werden soll, tritt im Dunkel der Nacht Johann hervor, und wodurch deutet der Componist an daß in dieser Seele in tiefem Sinnen und insichbrütenden Gemüthsstimmungen doch als allein wahres Gefühl fort und fort die Vorstellung jenes nun auf immer zerstörten Glücks liegt? nur eben dadurch daß gleich die Introduction seines Auftretens ganz auf den in Moll gehaltenen Accorden jenes Pastorale selbst ruht. Wem Das noch im Gedächtniß ist, der fühlt nun sogleich an diesen Klängen was eigentlich die Seele dieses Propheten bewegt. In gleicher Weise kündigt sich im fünften Acte das Auftreten der Fides durch eine Einleitung an welche in ihren Klängen deutlich anzeigt was das Gemüth der Mutter jetzt allein bewegen konnte; denn diese Einleitung ist durchaus gewoben aus der Melodie jener schmerzensvollen Worte des vierten Acts:

Nein, er ist nicht mein Sohn.

Gewiß, in dergleichen Beziehungen steht der Musik ein weites Reich zu Gebote, und Mozart schon hat im „Titus", wie ich vor Jahren gezeigt habe*), schönen Gebrauch davon gemacht durch Wiederholung gewisser Melodien das Fortklingen gewisser Gefühle zu einem deutlichen Bewußtsein des Hörers zu bringen. Man könnte dergleichen das traumhafte und sympathische Reich der Töne nennen, wenn dagegen die unmittelbare Schilderung der Situation des Moments und der Persönlichkeit das charakteristische oder plastische genannt werden dürfte. Und auch in dieser letztern Beziehung liegen würdige und große Momente in dieser Musik vor. Ich zähle dahin im dritten Acte das Chor der vom Propheten scharf mit Worten gestraften Krieger:

O schenk' uns Gnade, Herr,
Vergib deinem Volke!

in welchem der blinde gefesselte Glaube einer unwissenden Menge ebenso tief bezeichnet ist als in der bald folgenden Siegeshymne Johann's:

Herr, dich in den Sternenkreisen u. s. w.

diejenige starke und vorausgreifende Ueberzeugung eines Führers, durch welche allein er die Menge zu fasciniren und zu regieren vermag.

Das Merkwürdigste aber bleibt auch in dieser Art jedenfalls die Kirchenscene des vierten Acts, wo in ganz eigen dämonischer Weise unmittelbar an die träumerische Verzückung des Propheten:

Besteigst den Thron! Ha, es ist wahr!

sich der verzweifelnde Ausruf der Mutter reiht:

Mein Sohn!

und nun in den folgenden Zwiegesang und Chor unter ganz eigener mysteriöser Begleitung der Instrumente der tragische Knoten sich schürzt, welcher nur mit dem Tode aller darin Betheiligten sich zu lösen vermag. Hier tritt Das ein was mir schon nach der ersten Aufführung klar wurde, nämlich die Worte tragen die Musik und die Musik hebt die Worte, der Ton wird getragen von dem größten Moment der hier dargestellten Geschichte, und die Geschichte führt die Gestalten der Zeit und die erhabene Oertlichkeit deutlich heran, sodaß nun wirklich an diesen körperhaften Momenten auch das geistige Element seelischer Zustände auf das tiefste zur Anschauung gebracht wird, dadurch aber in Wahrheit erreicht ist was die Kunst überhaupt immer in ihren Werken zeigen soll, nämlich ein reines Aufgehen der Theile im Ganzen und des Ganzen in den Theilen; denn nur auf dieser Höhe erst wird das Kunstwerk ja wirklich Das was es seiner Bedeutung nach eigentlich immer sein soll, nämlich das Abbild des Organismus, und damit zugleich das Abbild des Kosmos — der schönen ewigen Welt!

Ich bin gewiß, jedes neue Hören wird mir das Bedeutungsvolle dieses Werks immer noch bestimmter empfinden lassen!

C. G. Carus.

*) „Mnemosyne. Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern" (1848), S. 81.

## Aus dem Leben und den Ansichten eines berühmten berliner Arztes.

Ende des Herbstmondes 1848 starb zu Berlin der Jubilar Dr. Ernst Horn, einst bekannt als tüchtiger klinischer Lehrer, bis zu den letzten Wochen vor seinem Tode ein sehr beschäftigter und beliebter Arzt der Hauptstadt, in der ganzen Zeit ein geistreicher und vielerfahrener Mann.

Wir entnehmen folgende Mittheilungen über das Leben und die Ansichten dieses Arztes einer kleinen Denkschrift:

Aphorismen des Dr. Ernst Horn von Gustav Hauck. Dresden und Leipzig, Arnold. 1849. 16. 10 Ngr.

Als Arzt fand Horn unter jedem Publicum Verehrer, wennschon seine Stellung und sein praktisches Auftreten erst in spätern Lebensjahren es mitsichbrachte daß er meist bei den reichern Ständen ein- und ausging. Aber der Beamte und Gelehrte war ebenso von ihm eingenommen wie der Kaufmann und Künstler; Einheimische wie Fremde, die von weit und breit, namentlich wegen des auszuwählenden Badeorts, ihn in früher Morgenstunde auf der Durchreise consultirten, drängten sich seinen Rath zu hören, der durch Entschiedenheit und Eingehen in des Kranken Persönlichkeit ansprechend erschien. Diese fortdauernde und unermüdliche Berücksichtigung des Individuums eben eröffnete Horn so viele Herzen: denn, wie Hauck richtig sagt, der Kranke verlangt vom Arzte daß dieser seine Persönlichkeit nicht außer Acht lasse; das Gemüth, das Seelenleben, und sei es noch so alienirt, will er berührt wissen; die Krankheit darf nicht wie ein Drittes, nicht als Accidens behandelt werden, sondern stets muß der Kranke in seiner Besonderheit, mit seinen Eigenheiten, Schwächen und modificirten Krankheitssymptomen hervorgehoben und festgehalten werden. Und eben hierin excellirte Horn.

In dem Studium der Geisteskrankheiten, die, „wie keine eigenen, den Menschen in seinem Wohl und Wehe, in seiner Höhe und Tiefe zu erforschen", war Horn's Virtuosität begründet, entwickelt, gereift. „Daß aber der Kranke diese seelische, oft geheime oder geheim geglaubte Chorde berühren hört, ist ihm gar erquicklich und befriedigend; gleichzeitig fühlt er die Superiorität des Arztes, und schließt von jenem offenbar geistigen Einblick auf seine medicinischen Kenntnisse und Erfahrungen überhaupt: das Vertrauen ist da, jenes Wort was im Leben der Aerzte eine so großmächtige Rolle spielt."

Als Beispiele von Horn's psychischem Eingehen auf das Individuum führt der Verf. an wie Horn es verstand Hypochondrische zu beschäftigen, da Beschäftigung für diese Art von Kranken eine Hauptsache ist. Den einen Hypochonder schickt er, um dem drohenden Anfall von Manie zu begegnen, im Vorfrühjahr Knall und Fall nach Karlsbad. Noch sich sträubend steigt Patient in den Wagen. Die andere vollsaftige Melancholica läßt er nach vorangegangener Blutentziehung hier den Kissinger Brunnen trinken; sie solle aber diesmal nicht nach Kissingen reisen, überhaupt nicht nach Gegenden wo sie schon öfters war, sondern sich zu einer Reise nach Paris vorbereiten, damit sie etwas Neues sehe. „Durch dies tägliche Gespräch und Erwägen über eine mit vielen Schwierigkeiten verbundene Reise, die ihr Nachts sogar vorschwebte, schreckte er die tiefsinnige Kranke aus ihrem Schlummer auf"; sie ward theilnehmender, und Horn ließ endlich mit sich handeln, schickte sie wie in frühern Jahren nach dem ihr zusagenden Kissingen, von wo sie ihm Briefe über ihre vorschreitende Genesung schrieb.

Horn bediente sich im Allgemeinen nur weniger Arzneimittel, und überschätzte sie nicht; aber obgleich er seinerseits denselben geringen Glauben schenkte, so geschah Dies auf keine Weise dem Kranken gegenüber, dem er im Gegentheil dringend ans Herz zu legen wußte wie wichtig seine Verordnung sei, und wie viel von deren pünktlicher Durchführung abhänge. Daher liebte er auch ausführliche und genau anweisende Signaturen.

Trefflich verstand es Horn keine bestimmte Antwort zu geben um das Gemüth des Patienten nicht durch unzeitige oder voreilige Aussprüche zu beunruhigen. „Morgen" — „Das werde ich Ihnen Alles sagen" — „Davon sprechen wir morgen ausführlich" u. s. w., waren oft seine Antworten. Auf die Haupt- und Lieblingsfrage junger Frauen wegen der künftigen Ernährung ihres Kindes, ob sie selbst werden nähren können, ertheilte er in der Regel den Bescheid: „O ja, es wird Alles ganz gut gehen." Nun war die Frau beruhigt, die Familie befriedigt. „Schlimm genug allerdings für die arme Mutter die ihr Kind nicht selbst nähren kann; aber verhindern es dringende Umstände — Jugend, Schwäche, Krankheit —, so thut man wahrlich besser selbige ruhig abzuwarten, und naturgemäß sich entwickeln zu lassen als durch unzeitige oder voreilige Aussprüche die Hoffnung der betreffenden Familienglieder zu steigern oder herabzustimmen."

Einem vornehmen Staatsdiener der eigensinnig eine feuchte Wohnung miethen wollte entgegnete er: „Wollen Sie daß ich Ihr Todesurtheil unterzeichne?" Die Wohnung ward aufgegeben. Eine Frau die das Theater leidenschaftlich liebte lag an einem chronischen, sehr lästigen Unterleibsübel schwer darnieder. Horn erhielt sie bei dieser Passion, und brachte ihr die angenehme Nachricht er werde Bader's Auftreten zum Abschied solange zurückhalten bis sie genesen sei. Die Kranke fühlte sich durch diese Phantasie ihrerseits in vergangene Genüsse versetzt, „denn in langwierigen Leiden zumal sind unsere Erinnerungen lebhaft und höher gestimmt".

Familien die ihrer Pflicht oder dem Geschick folgend Berlin verlassen hatten gedachten noch nach Jahren ihres Horn (Hörnchen) mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit. Aufrichtig bekannte er, wenn die Heilversuche keinen Erfolg boten, daß „sein Latein zu Ende sei"; doch ließ er derlei Rathlosigkeit nicht dem Patienten merken. Er war ein unermüdlicher Tröster, zum Kranken liebreich, die Umgebung ämsig controlirend. Als ein alter College an einem unheilbaren, sehr schmerzhaften Uebel unsaglich litt, besuchte Horn den Unglücklichen und begrüßte ihn mit den Worten: „So oft habe ich Sie handelnd gesehen; nun sehe ich Sie 'mal in Ruhe!" Diese Worte wie die ganze Erscheinung Horn's trösteten den Tiefgebeugten, und stimmten ihn zuversichtlich auf viele Stunden, indem er an sich vorübergehen ließ die mannichfachen und interessanten Situationen welche er mit jenem erlebte, und sein eigenes Wirken. Den Vorwurf daß Horn für Collegen, zumal jüngere, schwer zugänglich, und in seinem Benehmen nicht recht collegialisch gewesen sei, beseitigt der Verf. damit daß dieser Vorwurf auf fast alle ältern Aerzte zu passen scheine. „Er war alt, somit stammte er aus der alten Zeit. Und einen rauhen, starren Sinn wird man in jeder ältern Eigenthümlichkeit, die nicht ganz alltäglich ist, leichter oder schwerer herausfinden." Es kommt hinzu daß Horn in Berlin erst spät zur Thätigkeit eines prakticirenden Arztes gelangte, nachdem er in Braunschweig (1800), Wittenberg und Erlangen (1804) Professor gewesen, und im Charitékrankenhause (1806—18) seine Lehrjahre, wie er sie nannte, durchgemacht hatte. „Nun trat er je später desto selbständiger als praktischer Arzt hervor, vielleicht auch abgeschlossener; aber es blieb ihm bis ans Ende die Palme."

Was Horn's Heilprincipien betrifft, so haben sie, sagt der Verf., mit denen der hervorragenden Aerzte aller Zeiten gemeinschaftlich jene Einfachheit in den Verordnungen, die großen Respect vor der Natur bekundet, gemäß der Einsicht daß der Sinn für die Wirksamkeit der Natur das Wesen der ärztlichen Kunst ausmacht. „Der Apotheker soll durch mich nicht reich werden", pflegte Horn zu sagen; „und doch", sagt der Verf., „dürfen wir nicht verhehlen daß eine gewisse Differenz zwischen den Lehren Horn's und seinem Handeln am Krankenbette stattfand. Denn nicht immer finden wir die Arzneimittel so einfach verschrieben wie er dringend empfiehlt, und manche Aeußerung klingt den in seinen Vorlesungen gehörten nicht conform." Doch habe sich diese Inconsequenz, dieser Widerspruch nur auf geringfügige Dinge und Aeußerlichkeiten erstreckt, nie den innern Kern, das Princip seines Heilverfahrens feindlich berührt.

Schließlich macht der Verf. in seiner Einleitung eine bittere Bemerkung über die Undankbarkeit der Hauptstadt bezüglich der ärztlichen Verdienste Horn's um dieselbe. Man durfte wol, sagt er, Worte der Anerkennung erwarten, zumal so Viele während seines Lebens ohne diesen Hausarzt — „Horn ist mein Hausarzt" war die größte Satisfaction für sogenannte reiche Leute — nicht existiren zu können wähnten. „Man könnte derlei Unterlassungssünde mit den Worten des Dichters

(Walter Scott) entschuldigen: Der kranke Mann erkennt den Arzt an seinem Gange, aber wenn er wiederhergestellt ist, kennt er selbst sein Gesicht nicht wenn er es sieht. El rio pasado, el santo olvidado. Aber Berlin ist als wohlthuend und dankbar anerkannt, auch haben andere tüchtige Männer die im selbigen Jahre heimgingen das nämliche Schicksal erfahren. Jener Mangel an Taktgefühl ist in Wahrheit in dem Zeitalter zu suchen, das in seinem ausschließlichen Interesse für das Geschlecht die Theilnahme für das Individuum erstickt hatte, ja selbst Wissenschaft und Kunst in Verfall zu bringen drohte." Der Verf. dankt Gott daß nach der „rettenden That" Bekehrung und Belehrung statt Entartung und Abfall wieder Macht gewonnen hat, sonst möchten wir, um mit Steffens zu reden, Maschinengeklapper statt der Orgeltöne hören, und Kaufmannsberechnungen statt geistiger Entwickelung. So ganz Unrecht hat der Verf. nicht. Doch mußte er andererseits auch wieder bedenken daß die Theilnahme für das Individuum nur dann eine gesunde ist, wenn die dem individuellen Leben zugrundeliegende politische und sociale Ordnung aus ihrem bisherigen Egoismus herausgerissen und auf die Principien der Gerechtigkeit basirt wird. Dieses war der große Zweck der Märzrevolution, und bevor dieser nicht erreicht ist, kann keine gesunde Theilnahme für das Individuum eintreten. Erst muß das Ganze gesund sein, ehe man an die Pflege des Einzelnen gehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

## Ein Roman aus der italienischen Revolution.

„Ernesto di Ripalta: a tale of the Italian revolution, by the author of «Notes of a two years' residence in Italy»" (3 Bde., London 1849), wie eine Erzählung aus dem jüngsten italienischen Freiheitskampfe sich nennt, wird vom „Athenaeum" folgendermaßen besprochen: „Wir stehen den Revolutionen von 1848 zu nahe als daß wir hoffen dürften sie bereits mit Glück zu einem Kunstwerke benutzen zu können. Das Erscheinen der Herzogin von Orleans in der Deputirtenkammer, ihren Knaben an der Hand, die Reise des «Herrn Smith» aus der Normandie nach Clermont, die stückweise Abschlachtung Lichnowsky's und Auerswald's in Frankfurt und jener sonderbare Tag für London, der 10. April vorigen Jahrs, sind insgesammt zu ernste Begebenheiten, zu gewichtig für Staat und Haus um als Unterlagen für Dichtungen zu dienen welche in der Masse anregen könnten, wie es mit den einfachen, uns von der Tagespresse erzählten Thatsachen der Fall gewesen ist .... Die Combinationen der jüngsten italienischen Bewegung leuchteten ein ehe sie noch in einen Roman zusammengestellt werden konnten. Wie ein Staat gegen seinen Nachbar sich benahm und ihn mishandelte; wie der Liberalismus sich auf päpstliche Autorität steifte um seine Reformen durchzusetzen; wie der Patriotismus sich nach fremder Hülfe heiser schrie; wie man blindlings sich einmischte und durch ungeschicktes, zweckloses Gebahren Diejenigen aneinanderhetzte die außerdem wegen ihrer kleinen Zwiste und Eifersüchteleien sich wol verständigt haben würden: — ist nicht Dies und Aehnliches die Geschichte der italienischen Erhebung? Und haben wir nicht etwas Dem Aehnliches vorhergesagt ehe sie begann, als Signor Mariotti's beredtes, aber unvernünftiges Buch schon durch den Ton und die Leidenschaftlichkeit seiner Beweisführung uns Klüfte und Spalten erkennen ließ für welche es keine Möglichkeit der Ueberbrückung gab, Meinungsverschiedenheiten die kein Macchiavelli zu versöhnen vermochte? Während wir nun den damals vorhergesehenen Ausgang wenigstens für einige Zeit hinnehmen müssen, denn beruhigen können wir uns dabei nicht, empfinden wir das herbe und seltsame Misgeschick Italiens zu tief und innig es malerisch auszuschmücken. Eine Novelle nach den traurigen Ereignissen im Potasch-Pachthofe oder auf dem Miniver-Platze würde ein gemeines, nacktes, empörendes Schauderbild sein, eine Prügelscene in Mailand, wie piquant auch erzählt, immer nur Abscheu erwecken. Wer der Zeitgeschichte treubleiben will, der muß darauf verzichten durch Zeitbilder einen Lorberkranz zu erringen. Es geht nicht an Phantasiegestalten zu schaffen welche das Werk der Radetzky, der Georgey, der Ludwig Napoleon, aller Derer thun sollen die ringsum die Welt in Brand setzen oder — wie es fällt — den Brand auslöschen. Sobald daher in «Ernesto di Ripalta» die Katastrophe naht, legt der Verf. die Dichterfeder nieder und ergreift die des Geschichtschreibers, schwächt dadurch in seinem Buche den Roman, und verleiht ihm in keiner andern Beziehung einen dauernden Werth .... Mit Allem was der Verf. denkt und sagt ist es ihm Ernst und seine Darstellung ohne Ziererei, dennoch sein Roman, zwar nicht geradezu langweilig, doch aus oben angeführten Gründen nicht interessant zu nennen." 8.

## Miscellen.

### Ein Ahne der Marquise von Maintenon als Prophet vor Heinrich IV.

Die berühmte Witwe Scarron's stammte aus alter Familie. Einer ihrer Ahnen, Savary d'Aubigny, vertheidigte Chinon für den König von England, und ihre Base, Mademoiselle de Marsilly, vermählte sich in zweiter Ehe mit Lord Bolingbroke. Der größte Vorfahr der Marquise von Maintenon — erzählt der Herzog von Noailles in dem neuen Werke „Histoire de Madame de Maintenon et des principaux événements du règne de Louis XIV." — war Theodore Agrippa d'Aubigné, ein gelehrter und hartnäckiger Hugenott. Dieser ritterliche Abenteuerer, der Großvater der Marquise, führte ein Leben der Gefahr, das in neuern Zeiten nicht seines Gleichen hat. Stets für die Sache des Protestantismus fechtend, mit der Feder oder dem Schwerte, entrann er zu verschiedenen Zeiten dem Kerker und Holzstoß wie auch dem Blutbade der Bartholomäusnacht, und war einer der festesten Anhänger Heinrich's IV. bis dieser König seinen Glauben abschwur, ein Abfall welcher den alten wackern Krieger mächtig erzürnte. Aus diesem Anlaß erschien er plötzlich vor dem Könige welcher sich gerade damals in dem Gemache der Gabrielle d'Estrées befand, und blieb daselbst mehr als zwei Stunden eingeschlossen. Während der Unterredung zeigte ihm Heinrich seine Lippe, die bei Jean Châtel's Angriff auf sein Leben verwundet worden war (1594). Aubigné machte eine Bemerkung darüber, welche in ganz Frankreich wiederhallte: „Sire, bisjetzt habt Ihr Gott blos mit den Lippen verleugnet, und er hat sich damit begnügt sie zu verwunden; aber wenn Ihr zu irgend einer Zeit ihn im Herzen verleugnet, so wird er Euch da verwunden." Lautet das nicht beinahe wie Weissagung? 7.

### Ein Kanal zwischen Elbe und Donau.

Was für seltsame Einfälle die Künstler des vorigen Jahrhunderts hatten, welche bei Vermählungs-, Trauer- und andern Feierlichkeiten gekrönter Häupter allegorische Darstellungen anfertigten, davon folgendes Beispiel. Als im August 1719 der Kronprinz von Sachsen und Polen, Friedrich August, sich mit der östreichischen Prinzessin Maria Josepha vermählte, war in Leipzig in der Universitätskirche auf einem Schaugerüst unter Anderm ein Bild angebracht welches die Elbe und die Donau darstellte, von welchen der Künstler jene nach Westen, diese nach Osten laufen ließ; von beiden Flüssen aus wird an einem Kanale zu deren Verbindung gearbeitet, mit der Umschrift: „Di votis concordibus adsunt." 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 70. —— 22. März 1850.

## Zur altniederländischen Kunstgeschichte.

Les ducs de Bourgogne, études sur les lettres, les arts et l'industrie pendant le XVe siècle, et plus particulièrement dans les Pays-Bas et le duché de Bourgogne par le comte *de Laborde*. Seconde partie. Tome I. Preuves. Paris 1849.

Der auch in Deutschland hochgeschätzte Kunstfreund, Graf Léon de Laborde, erfreut und überrascht uns beinahe in diesen politisch bewegten Zeiten durch ein Werk des ausdauerndsten Fleißes, womit er durch die Leuchte von Documenten ein helles Licht auf einen höchst interessanten Gegenstand wirft, der bisjetzt mit mehr Talent und Geist als mit zureichender Gründlichkeit ist behandelt worden. Wie der Titel des Buchs es angibt, betrifft er die Culturgeschichte eines der blühendsten Länder Europas in der lebensvollen Epoche des 15. Jahrhunderts, nämlich des damaligen burgundischen Reichs, mit seinen prachtliebenden Herzögen und mächtigen, die Freiheit liebenden Städten. Gegenwärtiger Band enthält Belege zu einer niederländischen Culturgeschichte welche den Zeitraum von 1384—1482 insichschließt. Entnommen sind sie den in Archiven und Bibliotheken aufbewahrten Rechnungsbüchern, Inventarien und Correspondenzen, worüber die Einleitung genauen Bericht erstattet. Wir ersehen daraus wie der unermüdliche Verf. nicht nur Nachsuchungen in Belgien, Burgund, Berry und Paris angestellt, sondern auch eigenhändig getreue Auszüge aus den bestaubten Documenten gefertigt, und so eine Masse bisher noch ungekannter Notizen zusammengestellt hat, die einen wichtigen Beitrag von Material bilden durch welches allein ein wahrhaftiges Bild des damaligen Culturzustandes und der Sitten jener Zeit und jenes Landes entworfen werden kann. Vorliegender erster Band enthält hauptsächlich Auszüge aus den Archiven zu Lille, welche Stadt ehedem dem burgundischen Reiche angehörte. Mittheilungen aus denen von Dijon und Bourges sollen folgen. Die Resultate seiner Untersuchungen der Archive zu Brüssel, Namur, Tournay, Brügge, Gent, Löwen, Ypern, Lüttich und Antwerpen will der Verf. vorerst noch zurückhalten, indem die Akademie zu Brüssel die Herausgabe aller Documente beabsichtigt welche zur Abfassung einer Kunstgeschichte Belgiens dienen können. Sollte dieses Vorhaben jedoch nur ungenügend oder gar nicht zustandekommen, so behält er sich vor seine Ausbeute aus den Niederlanden selbst zu veröffentlichen. Die Einleitung berichtet noch über den Plan und Inhalt des Werks, sodann theilt sie aber auch sehr interessante Notizen mit über die untersuchten Archive, und gibt Auszüge aus verschiedenen Schriften die zur documentalen Begründung der niederländischen Kunstgeschichte Beiträge geliefert, und nur in kleinern Kreisen bekannt sind, wie z. B. die von A. Wauters, Stoop, Carton, Vallet de Viriville, St.-Memin, Didron u. A. Der Text selbst enthält die Auszüge aus den Archiven zu Lille, chronologisch von 1382—1482 geordnet. Diesem sind beigefügt chronologische, methodische und alphabetische Tabellen oder Verzeichnisse zum leichten Auffinden der im Werk erwähnten Gegenstände und Personen, wodurch denn das Ganze erst recht brauchbar wird. Der Katalog der Gegenstände ist in 31 Rubriken eingetheilt, deren Ueberschriften ich hier mittheile, indem sie am übersichtlichsten den Inhalt des ganzen Werks darlegen.

1. Archivare. 2. Schriftsteller, Uebersetzer, Chronisten rc. 3. Aerzte. 4. Chirurgen. 5. Maler und Illuministen. 6. Glasmaler. 7. Emaillenmaler. 8. Copienschreiber. 9. Farbenlieferanten. 10. Bildhauer und Bildschnitzer. 11. Architekten. 12. Zimmerleute und andere Bauhandwerker. 13. Goldschmiede, Juwelenhändler, Siegelstecher. 14. Juwelenbewahrer. 15. Kupferstecher und -Drucker. 16. Gießer. 17. Waffenschmiede, Kanonengießer. 18. Schiffbauer. 19. Verfertiger von Musikinstrumenten und andern kleinen Geräthschaften. 20. Uhrmacher. 21. Sattler, Koffermacher, Buchbinder, Schuhmacher. 22. Leute im Amt. 23. Minnesänger, Musiker rc. 24. Falkenier und Hüter wilder Thiere. 25. Pelzhändler, Lieferanten von Tuch, Sammet und Seidenzeuch. 26. Sticker. 27. Teppichfabrikanten und -Händler. 28. Verschiedene Handwerker und Händler. 29. Narren, Närrinnen, Zwerge, Riesen. 30. Astrologen. 31. Maitressen und Bastarde der Grafen von Flandern und der Herzoge von Burgund.

Nachdem hier in Kürze der Inhalt des Werks angegeben worden, in welchem die Nachrichten über Kunst und Künstler eine bedeutende Stelle einnehmen, mögen jetzt einige nähere Mittheilungen aus dieser letzten Abtheilung ihren Platz finden. Ueber die Architekten jenes Zeitraums erfahren wir nur sehr wenig, da Herzog Philipp der Gute keine neuen Gebäude aufführen ließ, sondern nur einige Anbaue und Herstellungen anordnete. Fol-

gendes ist das Wenige was, selbst meistens aus frühern Bekanntmachungen entnommen, hierüber mitgetheilt wird:

1376. Jacques de Mulley, Werkmeister des Herzogs von Burgund, untersucht den Bau des Schlosses zu Dijon.
1377. Nicolas Bonnelaire, auch nur Nicolas le Maçon genannt, finden wir für den Herzog in Dijon beschäftigt, sowie 1378 den André Pasté.
1383. Drouet de Dampmartin, Maistre général des oeuvres de maçonnerie du duc à Dijon, leitete den Bau der Karthäuserkirche, der 1383 angefangen, und mit den Kapellen 1391 vollendet war.
1381. Henry de Bruisselles concurrirt mit zwei Künstlern aus Troyes wegen Errichtung eines steinernen Singchors (jubé) für die Kathedrale jener Stadt, und erwirbt den Sieg.
1405. Gilles Pauwels der Architekt prüft den Plan der Kirche zu Löwen.
1406. Jehan Dirk van Steenhoukfelde erbaut wieder den Thurm der St.-Nikolauskirche zu Gent.
1413. Wautier Martins und Daniel van Severne bauen die Kapelle der St.-Nikolauskirche zu Gent.
1420. Peter Appelmans, der Baumeister des Thurms der Kathedrale zu Antwerpen, stirbt am 23. Mai 1434, und wird in der Georgkirche die er gebaut begraben.
1434. Martin Utenhove, Architekt, arbeitet am Portal der St.-Martinskirche zu Ypern.
1442. Gerard van Haghen, Werkmeister, arbeitet an der Façade des Hauses der Schiffer zu Gent.
1449. Jehan van Ruysbroeck, Architekt von Brüssel, baut das Gemeindehaus.
1439. Matheus de Layens, Architekt der Stadt Löwen, macht 1448 den Plan zum Stadthaus, bleibt im Dienst der Stadt bis 1482 und stirbt um 1484.
1450. Lieven de Witte, Maler und Architekt zu Gent.
1460. Jean de Thuin baut die Kirche St.-Wandru zu Mons 1480; ihm folgt im Amt sein Sohn gleichen Namens und führt den Bau weiter.
1468. Mikiel Goetgoebeur baut den Saal der großen Banquette in Brügge.
1480. Hermann Gheerys, Stadtbaumeister (maître des oeuvres) der Stadt Brüssel.
1480. Collard de Handrecies, Oberbaumeister des Grafen von Artois.

Reichhaltiger sind die Nachrichten über die Bildhauer, wobei ein besonderer Abschnitt über niederländische welche außer ihrem Lande ihre Kunst geübt, namentlich in Portugal und Spanien; über solche in Frankreich will der Verf. später in einem Werk über die Kunst in jenem Lande ausführlich berichten. Gelegentlich erwähnt er jedoch einige derselben, unter Andern den Ymaginier Hennequin de Liège, welcher 1368 von Karl V., König von Frankreich, 1000 Francsdor für das in Marmor und Alabaster in der Kathedrale zu Rouen errichtete Monument erhält, in welches er nach seinem Tode sein Herz will aufbewahrt wissen. Auch über die Meister der prachtvollen 86 Chorstühle derselben Kirche erhalten wir Auskunft. Die ausgezeichnetsten waren die anfänglich damit beauftragten Philipot Viart aus Rouen, Laurentz von Ypern in Flandern und Paul Mosselman. Als aber 1465 das Capitel die Arbeit beschleunigt wünschte, nahmen sie noch einige andere Bildschnitzer von geringerm Talent an, unter denen auch zwei Flanderer: Gilles du Chastel und Hennequin d'Anvers.

1341. Guillaume Dujardin erhält von Johann III., Herzog von Brabant, den Auftrag dessen Grabmal in der Franciscanerkirche zu Löwen auszuführen.
1357. Guy le maçon, ymagier de Florey, près Dijon, erhält 250 Florins für seine Arbeit am Grabmal des Philipp von Burgund ersten Geschlechts, welches Jehan de Soignolles, „maçon et ymageur" aus Paris, in Dijon ausführte, sowie auch das der Königin, seiner Mutter, Gemahlin Johann's des Guten. Im J. 1359 erhält er 350 Florins. Er liefert den Alabaster, den Marmor stellt man ihm.
1372. Jehan Joses de Dinant 1372, lautet die Inschrift am Pult der Kathedrale zu Tongres.

Von großem Einfluß auf die Bildhauerkunst in Frankreich waren die in Dijon seit 1377 durch Philipp den Kühnen beschäftigten Meister, besonders seit Berufung des Niederländers Claux Sluter, der 1384 — 1404 in jener Stadt viele vortreffliche Werke ausführte, und zugleich eine Schule gründete, aus der viele der besten französischen Bildhauer des 15. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Anfänglich von 1384 — 90 arbeitete er unter Jean de Menneville in Gemeinschaft mit Gillequin und Tassin Tailleleu, Thierrion Boussone und Mont de Haine an den Grabmälern die der Herzog für sich und für mehre seiner Verwandten in der Karthause zu Dijon errichten ließ. Am 29. März 1390 folgte er ihm im Amte, vollendete die begonnenen Arbeiten, und unternahm noch andere für jene, leider jetzt ganz zerstörte Kirche, wobei ihm Jehan Midey de Fleuris, Rogier Westerhen und Hennequin Vascoquien als Mitarbeiter dienten. Im J. 1393 erhält er den Titel eines Kammerknechts (varlet de chambre). Nachdem er 1399 eine schwere Krankheit erlitten, vollendete er 1404 ein Crucifix für den großen Klosterhof, wobei ihm sein Neffe Claux de Werne (oder de Vougonne) behülflich war. Am 11. Juli 1404 bestätigte der Herzog Johann den Contract, wonach Sluter in Gemeinschaft mit ebengenanntem Claux de Werne das Grabmal Philipp's des Kühnen zum Preis von 3612 Francs zu fertigen hatte. Im J. 1411 wurde der Neffe in Eile von Paris nach Dijon gesendet um es zu vollenden. In jenem Jahr 1404 überließ das Capitel der Karthause dem Claux Sluter in Betracht seiner guten (agréables) Dienste ein Zimmer und den darunter befindlichen Keller auf Lebenszeit zu seinem Gebrauch. In der Urkunde darüber wird er Claux Sluter de Orlandes genannt, sonst heißt er in Documenten auch: Celoistre, Celustre, Celestre, Seluter und Slouter.*)

*) Ein theilweise noch erhaltenes Hauptwerk des Meisters war das 1399 aufgestellte Wasserbecken, der Brunnen des Moses genannt. Es hatte 22 Fuß im Durchmesser, und umschloß ein mit einem Kreuz gekröntes, sechseckiges Fußgestell, an welchem die Figuren von sechs Propheten, unter denen Moses. Sechs kleinere Engel halten das Gesims. Der Maler Jehan Maluel hatte dieses Werk prachtvoll bemalt und vergoldet. Das Fragment dieses mittlern Theils, nebst den Statuen Philipp's des Kühnen und der Margarethe von Flandern an der Ruine des Portals der Karthause sind Alles was uns von den Ausschmückungen jener berühmten Kirche übriggeblieben ist. Neben dem Bildhauer Claux Sluter waren die Hauptkünstler welche hierzu beitrugen: der Glasmaler Henri Glumosack, der Erzgießer Joseph Colart und der Zimmermann Jean Dullège, wie es

Der künstlerische großartige Stil seiner Bildhauerarbeiten hat eine auffallende Uebereinstimmung mit den Malereien des Hubert van Eyck an der genter Altartafel. Es findet hier dasselbe Verhältniß in der flanderischen Schule statt wie bei den Bildhauerarbeiten am Rhein zu Anfang des 15. Jahrhunderts, und denen am Schönen Brunnen zu Nürnberg zu den Malereien eines Meisters Stephan in Köln und dem des Imhof'schen Altars in Nürnberg. In allen diesen Kunstemporien sprach sich ein neuer und eigenthümlicher Genius der Kunst zuerst in Werken der Plastik, und erst später in solchen der Malerei aus.

Als einen Nachfolger des Claux Sluter haben wir den Pierre Antoine le Moiturier zu betrachten, den sein Schüler Michel Colombe „Maistre Anthoniet, souverain tailleur d'ymaiges" nennt. Im J. 1461 war er mit dem prachtvollen Grabmal des Herzogs Johann und seiner Gemahlin beschäftigt, und vollendete es 1468.

Michel Colombe zu Tours im J. 1431 geboren, bildete sich zuerst in der Schule des Sluter, und ging dann in die Werkstätte obigen Meisters Anthoniet. Im J. 1500 war er beschäftigt die Costumes zu zeichnen und den „Moule du harnois de Turonus" für die Mysterien und Vorstellungen zu fertigen welche man in Tours wegen des zu erwartenden Besuchs des Königs Ludwig XII. vorbereitete. Auch machte er zu denselben Festlichkeiten das Modell zur Medaille zu Ehren des Königs. Im J. 1506 arbeitete er am Grabmal Franz' I., Herzogs der Bretagne, welches man in Nantes bewundert. Als der Cardinal von Amboise den Meister seines hohen Alters wegen nicht nach der Normandie konnte kommen lassen, sandte er ihm einen Marmor um das Relief eines St.-Georg für einen Springbrunnen seines Schlosses Gaillon zu fertigen. Dieses köstliche Werk, in welchem St.-Georg dargestellt ist wie er zu Pferde ansprengend den sich gegen ihn aufbäumenden Drachen mit der Lanze durchsticht, ist jetzt in der Sammlung des Louvre unter dem Namen Paul Ponce aufgestellt. Am 2. Mai 1507 schloß er einen Contract mit dem Vorstande der Fabrik von St.-Salvator zu Larochelle, um ein Grab Christi mit fast lebensgroßen Figuren in Stein, jede zum Preis von 40 Thalern in Gold, zu fertigen. Am 8. Aug. 1510 bescheinigt er die Zahlung hierfür empfangen zu haben. Das Jahr danach schließt er einen Vertrag mit Jean le Maire, welchen Margaretha, die Statthalterin der Niederlande, nach Tours gesendet hatte auf daß der Meister in Gemeinschaft mit seinem Neffen nach der Zeichnung des Malers Jehan Perreal aus Paris das Grabmal des Philibert von Savoyen für die Kirche zu Brou ausführe. Dieses war sein letztes Werk. Im J. 1512 lebte er noch; man kann seinen Tod ins Jahr 1514 setzen.

(Der Beschluß folgt.)

scheint sämmtlich Niederländer. Erhalten und ebenfalls im Museum zu Dijon aufgestellt sind noch die herrlichen Grabmäler Philipp's des Kühnen, und des Johann ohne Furcht mit Margarethe von Baiern. Siehe hierüber: Ch. Machard de Chambure, „Dijon ancien et moderne" (Dijon 1840).

## Aus dem Leben und den Ansichten eines berühmten berliner Arztes.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Heben wir nun einige bemerkenswerthe Aphorismen Horn's aus der von Hauck mitgetheilten Sammlung heraus. Nach des Hippokrates Wort: „Ars ex tribus constat, morbo, aegroto et medico, artis ministro", hat Hauck sämmtliche mitgetheilte Aphorismen unter die drei Rubriken gebracht: I. Die Krankheit; II. Der Kranke; III. Der Arzt.

Unter der ersten Rubrik finden wir:

„Arbeiten macht nicht verrückt, Müßiggang und Wohlleben leicht."

„Wir sind gezwungen zu glauben daß bei der Cholera die Atmosphäre Einfluß übe: denn das Essen und Fressen von unreifen Früchten, Salat, nebst Weißbier und Limonaden kommt immer vor, die Cholera nicht."

„Es ist noch ungewiß ob es eine Therapeutik der asiatischen Cholera gibt, ob nicht die Natur geheilt hat, weil wo keine und schlechte Aerzte nicht mehr Opfer gezählt wurden als wo berühmte Männer die Behandlung leiteten. Die Naturtherapie glaube ich — Therapie der Aerzte? — Fragezeichen."

„Von allen mir bekannten Krankheiten ist die Wasserscheu die abscheulichste, die wir unserm getreuen Hausthier verdanken. Wenn man dies Ringen, dies Kämpfen, dies Sterben des Unglücklichen sieht, wird schon die Hundeliebe ein wenig vermindert."

„Es gibt Disposition zum Wahnsinn: angeerbt, angeboren, acquirirt. Wer die nicht hat kann unglücklich lieben, Verluste und Schicksalsschläge aller Art tragen; er bleibt gebeugt, wird aber schwer wahnsinnig. Gottlob! Sonst müßten wir ganze Straßen, Städte von Irrenhäusern bauen. Im Gegentheil gewinnen jene reich geschaffenen, tiefgebeugten Seelen dem Leben die geistigere Seite ab, und die Moral hält sie aufrecht."

„Gleichmäßige Seelenthätigkeit und gehörige Abwechselung von Erholung und Arbeit, von Thätigkeit und Ruhe sind nothwendige Bedingungen der geistigen Gesundheit."

Unter der Rubrik: „Der Kranke", sind folgende Aphorismen bemerkenswerth:

„Wenige Personen werden geisteskrank für deren Erziehung Nichts geschah, dagegen viele von hundert Mädchen und Frauen die verbildet sind; wie Wenige die im Schweiß ihres Angesichts das tägliche Brot verdienen!"

„Es ist leichter den durch Unglücksfälle Gebeugten wiederaufzurichten als einem Postmeister auszureden daß er schwanger ist. Die partielle Manie ist eine sehr schlimme Art."

„Der Besuch von guten Freunden die sich theilnehmend erkundigen und trösten wollen hat schon sehr oft geschadet; diese Vorschrift der Convenienz ist den Kranken gewöhnlich widerwärtig; bei psychischen Störungen paßt sie wie Faust aufs Auge."

„Es ist ein Hauptbestreben in der ganzen Praxis, zu erfahren wie war es denn, wie kam es denn zu diesem Maximo? Oft zeigen sich Eigenthümlichkeiten: Hang zur Einsamkeit z. B. und junger Bursch ist Widerspruch; oder ein Mädchen bei dem kein Gedanke an Eitelkeit und Putzsucht; — sehr schlimm!"

„Es ist wahr, Viele sterben weil sie arm sind, sich nicht gehörige Behandlung und Pflege verschaffen können, aber Reichthum erschwert die Cur oft sehr. Manchmal möchte man lieber wünschen es wäre ein Brauer- oder Schlächterkind als eine Gräfin."

„Nie sollen wir Jemandem, auch wenn wir glauben nicht helfen zu können, die Hoffnung nehmen, das Einzige was er hat. Wir haben dazu kein Recht; und wie oft wird der Kranke noch besser wo es Keiner gedacht hätte!"

„Die meisten Patienten sind so vernünftig daß sie lieber die Grobheit des Arztes loben als sich die Nachsicht gefallen lassen."

Endlich führen wir noch aus der dritten Rubrik: „Der Arzt", folgende Aphorismen an:

„Auch der Schein muß gezeigt werden. Die Mühe des Arztes ist Schuldigkeit. Er muß nach den besten Kräften handeln, reell und pro forma."

„Die Prognose betreffend verspreche man nie. Man halte Das was man kann. Warum? Weil Wolkenzug, Hiobsposten, Sünden bei der Pflege nicht in unserer Hand liegen."

„Die Klugheit räth das nomen morbi so spät wie möglich auszusprechen. Der Name findet sich. Man spricht z. B. vom Blasenkatarrh, es ist aber schon Phthisis, ein Steinbergwerk in den Nieren apart."

„Medicin verschreibe ich wenig, in vielen Fällen — Nichts; aber meine Sorge ist größer als wenn ich viel verschriebe."

„Das Herumfahren ist leicht, Geldeinstreichen noch leichter; aber recht gewissenhaft handeln, den Kopf nie verlieren, sich nicht verblüffen lassen, auf Alles achten, Das ist schwer, sehr schwer!"

„Mit vornehmer Miene den Puls gefühlt, Das macht den Kohl nicht fett. Der Arzt will schnell fertig sein, sucht seinen Stolz darin rasch aufzufinden und zu bestimmen, wünscht die einmal gefaßte Meinung festzuhalten, und blamirt sich alle Tage."

„Der Arzt muß zuweilen ein Tyrann sein; es wird ihm später gedankt."

„Difficile est satyram non scribere. Es ist für den Arzt bisweilen schwer zu schweigen; doch stumm wie'n Fisch! Ich schwieg und verschwieg — wie ein Grab."

Schon diese wenigen aus 86 herausgehobenen Aphorismen lassen uns in Horn einen originellen, aus eigener Ueberzeugung und Erfahrung schöpfenden, und zugleich gewissenhaften Arzt erkennen. Horn's Redeweise war, wie der Verf. sagt, kurz und eindringlich, mit wenig Umfang, reichem Inhalt. „Die aus dem Leben geschöpfte Erfahrung trat in ihm selbstredend so überzeugend auf, daß die Worte als tiefempfundene Wahrheit widerhallten und hafteten: daher zurückwirkend das mächtige Interesse für des Lehrers Persönlichkeit."

Die Mehrzahl der mitgetheilten 86 Aphorismen betrifft specielle Krankheitsformen und Fälle, und sie sind daher nur für den praktischen Arzt von Werth. Doch kommt dann mitunter wieder eine Aeußerung die auch den gebildeten Laien interessirt, namentlich über Brunnencuren, über Diät, über Homöopathie, über die Berufsweise, über die verschiedene Lebensweise in verschiedenen Ständen u. s. w. Wir können es uns nicht versagen noch einige Aphorismen dieser Art auszuheben, die Horn's eigenthümliche Redeweise bezeichnen.

„Tausend Menschen sitzen alle Tage zehn Stunden (versessen); sie rechnen, schmieren, concipiren; Referendarius, Präsident, Jurist, Jurist, Jurist. Wie kann man da heilen! Dazu noch Nachtwachen mit Punsch, Wein, Kaffee, gleichzeitige Excesse in Baccho et Venere nicht mitgerechnet."

„Das häufige Vorkommen der Hämorrhoiden ist in der Lebensweise begründet. Ich kann den Assessor, Tribunalrath nicht auf einen andern Fuß setzen, den Weber nicht zum Schlosser, den Schneider nicht zum Schmied machen, den Schwangerschaften keine Grenze setzen."

„Menschen die aus den Lungen bluten, wollen Schullehrer, Professor, Prediger, Komödianten werden. Das geht nicht. Sie müssen es aufschieben; erst müssen sie leben lernen, dann predigen."

„Ein melancholischer Bauer ist selten, ebenso hysterische Bauermädchen — beim Dreschen."

„In manchen Familien höherer Stände hört das Bonbonfressen nicht auf, den ganzen Tag Zwieback und Milchbrot, des Sonntags Kuchen. Was hilft das Recept wenn man hierauf nicht eingeht."

„Der Arzt des Hauses achte darauf daß junge Mädchen die sich Nichts abgehen lassen, die zu üppig leben (starker Kaffee, Bier, Gewürze, Wein), nicht anhaltend sitzen, keine Romane lesen, sich nicht fest schnüren, sich in wirthschaftlichen Angelegenheiten bewegen, einige Monate homöopathisiren; St. Germainthee, Cremor Tartari, Bitterwasser, Bäder von 24—26°, Flußbäder, Seebäder."

Zum Schluß noch einen Aphorismus, in dem sich Horn über die Art wie mancher Kranke seine Geschichte erzählt moquirt:

„Wenn man so hört die Kranken ihre Geschichte erzählen: «Da hatte ich die Lungenentzündung, vor fünf Jahren Leberentzündung, hitziges Nervenfieber.» Vera mixta falsis! Sie fangen gern von Erschaffung der Welt an: «Da kochten wir Kaffee, es war eine braune Kaffeekanne.»"

Möge das interessante Büchlein, das so manchen heilsamen Wink für Arzt und Nichtarzt enthält, recht viele Leser finden. So mancher Patient wird sein Bild darin wiedererkennen, so mancher Arzt das Wesen des ärztlichen Berufs tiefer erfassen lernen.

43.

## Lesefrüchte.

### Ein gezüchtigter Gottesbote.

Unter den Oberrichtern Englands, deren Lebensgeschichte in dem Werke vorliegt: „The lives of the chief justices of England, from the Norman conquest till the death of Lord Mansfield, by John Lord Campbell" (London 1849), zeichnet sich Sir John Holt als Derjenige aus welcher zuerst wider die gegen Hexerei giltigen Gesetze auftrat, und es erlangte daß wer Jemand der Hexerei beschuldigte auf Grund behext worden zu sein, als Lügner, Betrüger und Verleumder in Anklagestand kam. Ebenso ungewogen war er den damals häufigen Gottesboten oder Propheten wie sie sich nannten. Da geschah es daß, nachdem er einen dieses Gelichters, John Atkins mit Namen, hatte einziehen lassen um ihn vor die Assisen zu stellen, ein Genosse desselben, Namens Lacy, den Oberrichter zu sprechen verlangte. „Mein Herr ist krank", beschied ihn der Diener, „und kann heute Niemand sehen." „Bedeutet Euern Herrn", erwiderte Lacy in feierlichem Tone, „daß ich ihn sprechen muß. Ich habe von Gott eine Botschaft an ihn." Als hierauf Lacy vorgelassen worden redete er den Oberrichter folgendermaßen an: „Ich komme zu dir, ein Prophet von Gott unserm Herrn, der mich an dich gesendet dir zu gebieten dem John Atkins, seinem Diener den du ins Gefängniß geschickt, ein nolle prosequi zu gewähren." „Du bist ein falscher Prophet und ein lügnerischer Schurke", versetzte der Oberrichter. „Hätte Gott unser Herr dich zum Boten erwählt, so würde er dich an den Staatsprocurator entsendet haben, denn er weiß daß es diesem, nicht dem Oberrichter zusteht ein nolle prosequi zu gewähren. Mir aber als Oberrichter steht die Macht zu dich verhaften zu lassen um jenem Gesellschaft zu leisten." Solches erfolgte und beide Propheten wurden überführt und bestraft.

### Archäologisches aus Spanien.

Unter den Trümmern eines römischen Gebäudes in Saragossa ist ein archäologischer Fund gemacht worden. Nachdem man beim Ausgraben auf verkalkte Steine, verkohltes Holz und geschmolzene Metalle gestoßen war, deutliche Zeichen einer vorhandengewesenen Feuerkraft, grub man tiefer, und fand zuerst zerbrochenes Topfzeug von verschiedenen Arten und Größen aus Thon von Seguntum, Lampen von terra cotta, bronzene Medaillen, Statuetten und ein römisches Pflaster, dann noch tiefer eine Menge zum Theil versteinerte Menschenknochen, und eine große Zahl Medaillen und andere Merkwürdigkeiten, Alles unzweifelhafte Beweise daß schon vor dem Einfalle der Karthaginienser und vor der römischen Herrschaft ein civilisirtes Volk hier gewohnt hat. Laut Zeitungsberichten sollen die Nachgrabungen ringsumher fortgesetzt werden.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Blätter für literarische Unterhaltung.**

Sonnabend, —— Nr. 71. —— 23. März 1850.

## Zur altniederländischen Kunstgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 70.)

Als einen Herd der Bildhauerkunst aus welchem vom Ende des 14. Jahrhunderts an der Einfluß der niederländischen Art und Weise sich in Frankreich geltendmachte, bezeichnet Laborde die Stadt Tournay. Die nähern Angaben darüber gedenkt er jedoch erst in einem besondern Werk über die Kunst in Frankreich bekanntzumachen. Viele andere Notizen über weniger wichtige Bildhauer der Niederlande welche sich in unserm Werke vorfinden erlaubt mir der hier vorgeschriebene Raum nicht ausführlich mitzutheilen, ich schließe daher nur mit folgender:

1435. Gilles le Blackere, tailleur d'ymaiges d'Albastre, erhält 281 Francs 10 S. für das Grabmal der Michielle de France, ersten Gemahlin des Herzogs Philipp des Guten, welches jedoch erst später 1442 durch den Bildhauer Jydeman Maes in der Kirche St.-Bavon zu Gent ist errichtet worden; in den Rechnungsbüchern ist hierüber eine ausführliche Auseinandersetzung eingeschrieben.

Beiweitem am zahlreichsten sind die Nachrichten über die niederländischen Maler, obgleich gerade über die vorzüglichsten derselben, mit Ausnahme des Johann van Eyck, sich wenig Neues für uns in Deutschland bei denselben befindet, indem erst kürzlich in den stuttgarter Blättern die Entdeckungen von Wauters, Stoop und Carton durch Waagen sind mitgetheilt worden. Dagegen finden wir bei Laborde eine Masse von Malern verzeichnet, nebst dem Sold für ihre Arbeiten zur Verherrlichung mehrer großen Feste welche Philipp der Gute bei verschiedenen Gelegenheiten mit großem Aufwand veranstaltete. Z. B. 1419 für den Trauergottesdienst des verstorbenen Herzogs von Arras; 1420 für das Fest „de l'espinette" zu Lille; 1424 für das des Goldenen Vließes; 1430 für das in seinem Hotel Hestin. Bei diesen drei letztern leitete der Maler Hue de Boullogne die Arbeiten. Im J. 1453 wurde der große Banquetsaal zu Lille aufs festlichste decorirt, und einen noch größern künstlerischen Aufwand scheinen 1468 die Festlichkeiten in Brügge und die dabei aufgeführten Zwischenspiele veranlaßt zu haben. Viele Namen von Künstlern sind uns auch in den Aufnahmebüchern der Brüderschaft des heiligen Lukas zu Brügge und Antwerpen erhalten, ohne daß hierdurch für die Kunstgeschichte viel gewonnen wäre.

Unter den bei dem Fest zu Brügge 1468 beschäftigten Malern finden wir auch Hugo van der Goes mit einem Tagegehalt von 14 Sols, während Jean du Chasteau aus Ypern 16, und Lievin van Latte aus Brüssel sogar 18 Sols täglich erhalten; die meisten Andern werden allerdings nur mit 6—10 Sols täglich bezahlt, sodaß Hugo immer noch zu den Bevorzugten zu rechnen ist. Bei Gelegenheit dieses Malers erwähnt Laborde ein sehr merkwürdiges Gemälde der Eyck'schen Schule in dem großen Saal des Appellationsgerichts zu Paris, gewöhnlich dem Johann van Eyck selbst zugeschrieben. Waagen glaubt in ihm ein Jugendwerk des Memling zu erkennen; dagegen stimmt Laborde meiner Ansicht bei daß es ein Werk von Hugo van der Goes sein dürfte. Zum wenigsten kenne ich kein Bild von größerer Verwandtschaft mit dem bisjetzt einzig unzweifelhaften Werk dieses Meisters in Sta.-Maria Nuova zu Florenz, welches Tommaso Portinari dahin gestiftet. Aus einer Zahlung für Rechnung des Herzogs um 1460 an diesen florentinischen Kaufmann ersehen wir daß er sich damals in Brügge aufgehalten hat. Das pariser Bild zeigt in der überhöhten Mitte den segnenden Gott Vater mit dem Heiligen Geist über dem ans Kreuz geschlagenen Christus. Am Fuß desselben stehen Maria von einer Frau unterstützt, und eine Andere hinauf zum Herrn blickend, gegenüber Johannes der Evangelist. Links stehen einzeln König Ludwig der Heilige und Johannes der Täufer; rechts der heilige Dionysius und Kaiser Karl der Große. Unter den Gebäuden des Hintergrundes ist eine Ansicht des alten Louvre angebracht, woraus zu schließen daß das Bild in Paris gemalt worden ist. Taillandier hat in einer besondern Schrift eine Abbildung desselben gegeben und das ihm historisch darüber Bekannte mitgetheilt; jedoch konnte er weder über den Meister noch die Stiftung des Bildes ein Document auffinden; mit Laborde wollen wir hoffen daß es noch entdeckt werde, und hierdurch alle Zweifel über die Abkunft sich auflösen.

Die Namen Hubert van Eyck und seiner Schwester Margaretha kommen in dem liller Archiv nicht vor; dagegen finden wir in den Rechnungsbüchern daselbst folgende Notizen über Johann van Eyck:

1425. Brügge den 19. Mai. Jehan de Heik, Maler und Kammerknecht (varlet de chambre) des Herzogs Johann von Baiern, tritt in gleicher Eigenschaft in die Dienste des Herzogs von Burgund, Philipp des Guten, und erhält einen jährlichen Gehalt von 100 Livres.

Das unsern Künstler sehr ehrende Document von ziemlicher Ausdehnung enthält unter Anderm folgende anerkennende Stelle:

Icellui Jehan confians de sa loyauté et preudommie, a retenu en son pointre et varlet de chambre, aux honneurs, prérogatives, franchises, libertés, droits prouffis et émolumens accoustumez et qui y appartiennent.

1426. Leyden den 26. Aug. Dem Johannes de Eick 91 Livres 5 Sols für eine geheime Mission im Auftrag des Herzogs.

1426. Brügge den 27. Oct. An denselben 360 Livres zu 40 Gros flandrisch Geld für eine weite Reise zu demselben Zweck.

Welches große Vertrauen der Künstler bei dem Herzog sich erworben hatte geht hieraus deutlich hervor; welchen Gegenstand aber die Mission betraf dürfte sich bei näherer Kenntniß der Lebensgeschichte des Herzogs leicht ermitteln lassen.

1427. Der Herzog macht für ihn eine Ausnahme wegen seiner Ordonnanz die Zurückhaltung auf Besoldungen betreffend.

1427—28. Er erhält 160 Livres für verschiedene Dienste und wegen einer Reise die er jetzt mit Hrn. de Roubais antreten wird, und worüber der Herzog keine weitern Erklärungen gemacht haben will.

Hier ist die Rede von der Reise nach Portugal mit der Gesandtschaft welche für den Herzog um die Hand der Isabella anhielt. Johann van Eyck malte deren Portrait. Von dem Reisebericht besitzt die pariser Bibliothek ein Exemplar in portugiesischer, das Archiv zu Brüssel eines in französischer Sprache. Laborde glaubt gegen die Ansicht von Gachard, Reiffenberg und Warnkönig daß der erstere der Urtext sei.

1427—28. Der Herzog zahlt an den Goldschmied Miquiel Ranary in Brügge 46 Francs 4 S. für Miethe seines Hauses, welches Johannes de Eick, Kammerknecht und Maler S. H. in seinem Auftrag während zwei Jahren bewohnt hat.

1430—31. Er geht von Brügge nach Hesdin gewisser Arbeiten halber für welche ihn der Herzog verwenden will.

1432. Er erhält vom Herzog seinen jährlichen Gehalt von 100 Livres parisis.

1432. Die Schüler (varlets) des Johannes Deyk, des Malers, erhalten 25 Sols als der Herzog im Hause des Meisters eine gewisse Arbeit in Augenschein genommen.

Hier ist die Rede von der großen Altartafel für St.-Bavon in Gent welche Johannes van Eyck in jenem Jahre in Brügge vollendete.

1433. Er erhält 86 Livres für eine Zeichnung (composicion) und für Aufenthalt und Arbeit mehrer Tage in Auftrag des Herzogs und der Herzogin.

1434. 30. Juni. Der Herzog hebt ein Kind des Meisters aus der Taufe, und zahlt an den Goldarbeiter Jehan Pentin zu Brügge 96 Livres 12 Sols für sechs silberne Tassen die er jenem zum Geschenk gemacht.

1435. Er erhält vom Herzog 720 Francs um eine weite Reise ins Ausland in geheimen Angelegenheiten desselben zu machen.

1438—39. Der Herzog vergütet ihm die Auslagen von 6 Francs 6 Sols 6 d. an einen Miniaturmaler, der ein Buch mit 272 großen und 1200 kleinen Buchstaben verziert hat.

1448. Der Lyennie (Hennie) van der Encke, Tochter des Jehan van der Encke, ehedem Maler und Kammerknecht des Herzogs, als Geschenk des Letztern an sie für einmal, als Almosen um Gotteswillen, und um ihr zum geistlichen Stand in die Kirche des Klosters von Mazeck oder dem Lüttcherlande zu verhelfen. Francs 24.

Hierdurch erhält die schon alte Angabe daß Johann van Eyck aus Maseyck gebürtig sei eine neue Bestätigung.

Ueber Lambert van Eyck, den erst kürzlich entdeckten dritten Bruder der Malerfamilie und selbst Maler, enthalten die liller Rechnungsbücher folgende Notiz:

1430—31. Dem Lambert de Heck, Bruder des Johannes de Heck, Maler des Herzogs, dafür daß er mehrmals zu ihm gekommen um einiger Arbeiten willen die derselbe wollte ausführen lassen, 7 Livres 9 Sols.

Von Meister Rogier, dem Maler, wird unter den J. 1461—62 gemeldet daß er die unter seiner Aufsicht vom Maler Pierre Coustain gemalten und gearbeiteten zwei Figuren in Stein, oder Steinfarbe? (de pierre), zu 160 Livres taxirt habe. Sie stellten den heiligen Philippus und die heilige Elisabeth dar, und wurden in des Herzogs Wohnung zu Brüssel, bei dem Zimmer vor der Thüre welche nach dem Park führt, aufgerichtet.

Ueber Peter Christophsen steht in den Registern des Capitels der Kirche des heiligen Grabes zu Cambray die Notiz: Pierre Cristus (Vasari nennt ihn Crista), Maler aus Brügge, habe 1454 auf Verlangen des Grafen d'Etampe drei Copien des heiligen Bildnisses unserer gnadenreichen Frau gemacht, welches durch den Kanonicus Fourfy de Brusle 1451 von Rom nach Cambray gebracht und in die dortige Kathedrale sei gestiftet worden. Dieses wunderthätige Bild glaubte man vom heiligen Lukas gemalt.

Da René von Anjou, Graf von Provence und König von Sicilien, den letzten Theil seiner von 1431—37 dauernden Gefangenschaft in Lille verlebte, so wird es sehr wahrscheinlich daß er in dieser Stadt die nähere Bekanntschaft des Johann van Eyck gemacht, und dessen Unterricht im Malen mit Oelfarben erhalten habe. René schrieb in sein Gebetbuch: „Le 11 février 1436 (nach jetziger Zeitrechnung 1437) M. S. de Bourgogne quitte sa foy au roy René en Lisle en Flandres."

Zum Schluß meiner Mittheilungen der Notizen über Maler betreffend stehe hier noch folgende: J. Verhaegen, Maler aus Antwerpen, der 1471 in die Brüderschaft des heiligen Lukas jener Stadt eingeschrieben wurde, malte 1482 in Paris das Bildniß des François de Paule.

Manches wäre noch zu berichten über die Freigebigkeit des Herzogs Philipp des Guten, mit welcher er den Kirchen, selbst außerhalb seiner Lande, Kostbarkeiten aller Art zum Geschenk machte; oder über Glasmalereien, worin die flanderischen Künstler so ausgezeichnet waren; da diese Werke jedoch jetzt wol alle untergegangen sind, so beschränke ich mich hier nur einen Teppich zu erwähnen welchen der Herzog dem Papst Eugen IV. verehrte. Er stellte drei Allegorien (hystoires morales) auf den Papst, den Kaiser und den Adel dar, und wurde 1441 von

Grégoire de Conchiz in Brügge um 918 Fr. 15 S. gekauft. Vielleicht befindet er sich noch unter den altflanderischen Teppichen welche bei großen Kirchenfeierlichkeiten in der Colonnade von St. Peter zu Rom aufgehangen werden.

Hiermit die Auszüge aus dem an Notizen so reichhaltigen Werke schließend, bemerke ich noch wie es mir aufgefallen ist daß bei Erwähnung so vieler Goldschmiede nirgend eine Spur ihrer Kunst in Kupfer zu stechen und Abdrücke davon zu machen ist aufgefunden worden. Doch unterliegt es keinem Zweifel daß dieselbe in den Niederlanden schon unter dem Einfluß der Eyck'schen Schule mit großem Geschick ist gehandhabt worden. Einen augenscheinlichen Beweis hierfür liefert der Meister J. M. mit dem Weberschiffchen in Zwoll, der wol identisch ist mit dem ausgezeichneten Maler und Goldschmied Johannes de Colonia, der sich 1478 (nicht 1440 wie irrthümlich öfters ist angegeben worden) in dem Bruderhaus zu Zwoll befunden hat. Auch der Meister E. S. von 1466 hat offenbar seine Kunst in Flandern ausgebildet, obgleich er ein Deutscher ist, da alle seine mir bekannten Inschriften wenn nicht Latein, nur hochdeutsch sind, keine einzige aber im niederländischen Dialekt. Eine befriedigende Auskunft über die niederländische Kupferstecherkunst und ihre Meister würden gegen 70 Blätter gewähren können welche aus der alten Sammlung der Statthalter in die des Museums zu Amsterdam gelangten; allein es hat sich eine jede Tradition über sie verloren, und nicht ein einziges ist mit einem Monogramm oder einer Jahreszahl versehen: ein Umstand der gerade ihr hohes Alter bezeugt, wie denn auch die meisten noch mit dem Reiber oder Cylinder abgedruckt sind. Wenn Duchesne der Aeltere sie zum größten Theil einem holländischen Meister von 1480 zuschreibt, so gibt er Dieses ursprünglich selbst nur als eine Vermuthung aus, die in keiner Weise begründet ist. Für die Monogrammenkunde der Goldschmiedzeichen und somit auch vielleicht der Kupferstiche sind einige Kupferplatten in Gent, auf welchen Namen von Goldschmieden eingegraben und ihre Stempel dabei eingeschlagen sind, von besonderm Interesse; 13 derselben hat Graf Laborde aufgefunden, von denen drei aus dem 15. Jahrhundert, doch reicht das älteste dieser Documente nicht weiter hinauf als ins Jahr 1454. Ihrer Bekanntmachung sehen wir verlangend entgegen.

Aus dem Wenigen was hier über dieses an 2000 Auszügen noch unbekannter Documente reichen Werke des unermüdlichen Kunstforschers mitgetheilt werden konnte, geht genugsam hervor von welchem Belang dasselbe nicht nur für das Studium der Kunstgeschichte ist, sondern überhaupt ebenso sehr für das der Culturzustände und der Sitten der burgundischen Völkerschaften jener Zeit. Léon de Laborde reiht hierdurch Frankreich würdig den Bestrebungen an welche Deutschland durch Rumohr und Gaye den Ruhm gründlicher Kunstforschungen erworben haben. Möge nun auch der zweite Band der Documente recht bald nachfolgen, da wie wir vernehmen hierfür schon reichliches Material vorliegt oder in bestimmte Aussicht genommen ist.

J. D. Passavant.

## Guizot über das Gelingen der englischen Revolution.

Wie zu erwarten, gibt auch das „Athenaeum" seine Stimme ab über diese neue, vielbesprochene Schrift Guizot's. Wie es jedoch einem rein literarischen Blatte „eignet und gebührt", beschränkt sich das „Athenaeum" auf den historischen Theil. „Nicht", heißt es, „als entsagten wir unserm Rechte auch auf politische Fragen einzugehen, die Gesetze und Principien jener hohen Philosophie zu erwägen welche die Rechte und das Unrecht der Nationen und ihrer Lenker behandelt, sondern weil die in den politischen Theilen des vorliegenden Werks heraustretenden Punkte mit Gegenständen jetziger Parteistreitigkeiten zu eng verknüpft sind um sie in unsern Spalten gefahrlos besprechen zu können."

„Der Vorwurf dieses Werks", lautet die Kritik hier im Auszuge, „ist von unsaglicher und allgemeiner Wichtigkeit. Er berührt England vom Standpunkte der Belehrung, Frankreich von dem des Beispiels. Jenem will er zeigen wodurch der Lauf seiner Revolution gehemmt, wie die Gewalt der Volksleidenschaft zu Wechsel und Neuerung beherrscht und gebändigt, und wie jeder Traum der Theoretiker gezwungen worden ist genau angemessenem Gehorsame und richtig gegliederter Ordnung zu weichen. Weniger unmittelbar, aber nicht weniger verständlich redet Guizot zu Frankreich. Er hält ihm zum Behuf der Bewunderung das Beispiel einer Nation vor welche auf der Revolutionsbahn stillestand, sobald sie hinreichende Garantien erlangt hatte auf der einen Seite für «die wesentlichen, allen Bürgern gemeinen Rechte», auf der andern «für die thätige und wirksame Theilnahme des Landes an seiner eigenen Regierung», und lehrt dadurch daß «ein Volk welches seine höchsten Interessen so wenig kennt um nicht zu wissen wie dies Alles ist, was es bedarf und was es fodern soll, nie im Stande sein wird eine Verfassung festzustellen oder seine Freiheiten zu wahren». Schon aus dieser kurzen Darlegung von Guizot's Tendenz ergibt sich daß sein Buch theils historisch, theils politisch ist; für Frankreich ist es das Letztere, für England das Erstere.... Die mitwirkenden Ursachen bleiben wol mehr eigener Folgerung überlassen als daß sie geradezu genannt werden.... Aber der Schlüssel zu Guizot's Raisonnement ist die Lehre von der Manifestation des gesunden Verstandes in der Vereinigung aller Parteien zum Zweck des Unterdrückens der revolutionnairen oder — uns bestimmter auszudrücken — der anarchischen Wirren.... Sobald der gesunde Verstand selbst in die Reihen der Cavaliere eingedrungen war, wurde die Restauration leicht.... Der in gleicher Weise sich offenbarende gesunde Verstand schuf das Widerstreben gegen den Despotismus des zweiten Jakob.... Dasselbe Princip des gesunden Verstandes verschmolz in ähnlicher Art alle Parteien bei der Wahl des neuen Regenten 1688.... Und wieder war es derselbe durch die Union der Parteien documentirte gesunde Verstand, was 1745 die Geschicke Englands und seiner Regierung entschied."...

„Warum Guizot das Beispiel der Vereinigten Staaten eingemischt hat, können wir nicht recht begreifen, da es nur locker mit seiner Beweisführung und noch minder mit seinem Princip zusammenhängt. Der Kampf einer entfernten Colonie mit ihrem Mutterlande hat wenig Analoges mit den Revolutionskämpfen welche England und Frankreich erschüttert haben. Guizot räumt ein daß die That der Amerikaner durch welche sie das englische Joch abschüttelten «streng genommen keine Revolution gewesen sei. In Betreff ihrer localen politischen Institutionen und ihres Privatrechts hatten sie keine Revolution zu machen. Die coloniale Verwaltung seitens einer entlegenen

Monarchie ließ sich leicht in eine republikanische Verwaltung unter einem Staatenbunde umschaffen». Die einzige Beziehung des Beispiels von Amerika auf Guizot's Argumentation besteht in der sich kundthuenden vollständigen Union eines ganzen Volks, welches durch Verfolgung der eingeschlagenen Bahn «nur den Wunsch der Nation erfüllte und deren vorhandene Institutionen ausbildete, statt sie zu zerstören»."

Wieviel beherzigenswerthe Wahrheit in alle Dem für Deutschland! 8.

---

## Bibliographie.

Bouterwek, F., Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. Bis auf unsere Zeit fortgesetzt von E. Brinckmeier. 3ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Von E. Brinckmeier. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Castrén, M. A., Nordische Reisen und Forschungen. I. — A. u. d. T.: Versuch einer ostjakischen Sprachlehre nebst kurzem Wörterverzeichniss. St. Petersburg. 1849. Lex.-8. 25 Ngr.

Delitzsch, F., Aus dem Stammhause der Großherzogin. Urkundliche mecklenburgische Geschichten. Rostock, Stiller. Br. 8. 12½ Ngr.

Freytag, G., Dramatische Werke. 3ter Band. — A. u. d. T.: Graf Waldemar. Schauspiel in fünf Akten. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr.

Gutzkow's, K., dramatische Werke. 1ster Band. 1ste Abtheilung. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 3te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

— — Dieselben. 1ster Band. 2te Abtheilung. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Werner oder Herz und Welt. Schauspiel in fünf Aufzügen. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

— — Dieselben. 3ter Band. 1ste Abtheilung. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Ein weißes Blatt. Schauspiel in fünf Aufzügen. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

— — Dieselben. 3ter Band. 2te Abtheilung. 3te Auflage. — A. u. d. T.: Zopf und Schwert. Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. 3te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

— — Dieselben. 5ter Band. 1ste Abtheilung. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Der dreizehnte November. Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. 2te Auflage. Ebendaselbst. 8. 20 Ngr.

— — Dieselben. 5ter Band. 2te Abtheilung. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Uriel Acosta. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr.

— — Dieselben. 7ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Liesli. Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. Ebendaselbst. 8. 25 Ngr.

Herrendörfer, E. und T. Hofferichter, Religion und Zeit. Sechs Vorträge. Breslau, Schmeidler. Gr. 8. 12 Ngr.

Hoffmeister, J. C. C., Kleine Gedanken. Cassel, Bohné. 16. 15 Ngr.

Juweelen für gläubige Seelen. Gefunden in den Werken M. Chrn. Scriver's. Barmen, Langewiesche. 8. 5 Ngr.

Kiesselbach, W., Die Continentalsperre in ihrer ökonomisch-politischen Bedeutung. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte. Stuttgart, Cotta. Lex.-8. 18 Ngr.

Kottenkamp, F., Geschichte der Colonisation Amerika's. Nach den Quellen bearbeitet. 1ster Band: Spanische Colonisation und Herrschaft von der Entdeckung bis 1809. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Leben der Verfasserin der „Perle der Tage", einer schottischen Gärtnerstochter. Von ihr selbst erzählt. Aus dem Englischen übersetzt von F. Kayser. Basel. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 8. 3 Ngr.

Macaulay's, T. B., kleine geschichtliche und biographische Schriften. Nach der 6ten Original-Ausgabe übersetzt von F. Bülau. 1ste Lieferung. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 12 Ngr.

Quinton, J. A., Des Himmels Gegengift wider den Fluch der Arbeit, oder die irdischen Segnungen des Sonntags für die arbeitenden Classen. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Englischen übersetzt von F. Kayser. Nebst einer Lebensskizze des Verf. und den englischen Original-Holzschnitten. Basel. 8. 6 Ngr.

Ritter, C., Der Jordan und die Beschiffung des Todten Meeres. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Hiebei 1 Kartenskizze. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Neue Stunden der Andacht. Zur Beförderung wahrer Religiosität. Ein Buch zur Erbauung und Belehrung für denkende Christen. 1ster Theil. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

---

## Tagesliteratur.

Aktenstücke, die Reform des Gewerbwesens betreffend. Zunächst den hohen Staatsregierungen Thüringens ehrerbietig gewidmet von M. Arzberger. Gotha, Gläser. Gr. 8. 10 Ngr.

Betrachtungen über die österreichisch-deutsche Zoll- und Handelseinigung. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Böhm, J. G., Ueber die Tiroler Landesvertheidigung des J. 1848 im Allgemeinen und über den Antheil der Innsbrucker Universität an derselben. Innsbruck, Wagner. 1849. Br. gr. 8. 7½ Ngr.

Brunn, F., Kann ein rechtschaffener evangelischer Christ in der Nassauischen evangelischen Landeskirche bleiben? Eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn und machet Seine Steige richtig, Luc. 3, 4. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 4 Ngr.

Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im J. 1798 bis auf unsere Tage. Von einem niederländischen Wahlmanne. Köln, Bachem. 8. 6 Ngr.

Feder, H. v., Die Revolution und die Partei des gesetzlichen Fortschritts in Baden. Ein Selbstbekenntniß. Karlsruhe, Braun. 8. 3¾ Ngr.

Die kurhessische Finanzverwaltung und der Antrag des Abgeordneten Hildebrand. Kassel, Luckhardt. 8. 5 Ngr.

Die österreichische Nationalbank und ihre Zukunft. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 7 Ngr.

Pelz, E., Offener Brief an Heinr. Wuttke über den Stand der deutschen Verfassungsfrage. Leipzig, Matthes. 8. 2 Ngr.

Rechtsum kehrt euch! oder die Rechten haben das Rechte, nicht die Linken. Ein offenes Wort an die Landleute Bayerns. Von einem Altbayer. Landshut, Thomann. 1849. 18. 1 Ngr.

Ronge, J., Religion und Politik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rothe, W., In wie fern es für Schleswig vortheilhaft sein würde dem deutschen Zollvereine beizutreten. Kopenhagen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schröder, A., Kirchengut und Ablösung. Eine Stimme aus der Kirche zur Beurtheilung der Kammer-Verhandlungen nach den Grundsätzen des Kirchenrechts. Brandenburg, Müller. 8. 7½ Ngr.

Ueber die wesentliche Gestaltung des Deutschthums zur Gesammtmacht. Eine Denkschrift im Jänner 1850. I. Der herrschende Grundsatz unserer Staaten-Ordnung. II. Seine nächste Entwickelung. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 3 Ngr.

Versmann, E., Schleswig-Holstein und seine Verkläger. Kiel, Schwers. Gr. 8. 8 Ngr.

Die nächste Zukunft des deutschen Bundesstaats und die Aufgaben des ersten Erfurter Reichstags. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 72. — 25. März 1850.


## Die Flugschriften im Zeitalter der Ligue.

### Eine Skizze.

Wer eine Geschichte der Flugschriften-Literatur uns schriebe, wie sie der gegenwärtige Stand der Literaturgeschichte fodert und möglich macht, würde uns nicht blos über den Entwickelungsgang einzelner Wissenschaften und der Literatur im Allgemeinen höchst anziehende Belehrungen darbieten, sondern auch in die Geheimnisse der Menschennatur und des Völkerlebens sehr tiefe Blicke thun lassen. Denn die Zeiten in welchen die Flugschriften gruppenweise und reihenweise hervortreten sind immer die Zeiten großer Bewegungen in engern oder weitern Kreisen, wo das in langer, aber stiller Entwickelung Gereifte entschiedener, vielleicht ungestüm sich geltendzumachen beginnt, mit dem Alten in immer härtern Conflict geräth, unter solchem Kampfe immer mehr zum Bewußtsein seiner Kraft und seiner Aufgabe gelangt, aber auch das von ihm Bedrohte alle Streitmittel aufbieten sieht, bis endlich doch das Neue den Sieg erringt, der in solchen Fällen stets als Naturnothwendigkeit anzusehen ist. Da ist es nun kein Wunder wenn die Erregung, indem sie sich ausbreitet und verstärkt, neben den Stimmfähigen in größerer Anzahl auch Unberechtigte zu activer Theilnahme ermuntert, wenn neben der Besonnenheit die Leidenschaft, neben der Einsicht der Unverstand, neben der reinsten Begeisterung die widrigste Gemeinheit lautwird, und Anerkennung verlangt und Einfluß erstrebt. Es kann ebenso wenig auffallen wenn die kämpfenden Mächte durch rasch und leicht gearbeitete Expositionen weit umher Sympathien für sich zu erwecken und Bundesgenossen zu werben suchen, wenn sie, wie sie auch sonst zur großen Masse des Volks sich stellen mögen, diese über die Streitpunkte zu unterrichten und zu einem Urtheilsspruche zu befähigen bemüht sind. Es kann dabei endlich auch nicht befremden wenn vorübergehend manche Gebiete der Literatur lockerwerden, und in einer Flut von Flugschriften unterzugehen scheinen, welche zugleich den Ernst der Wissenschaft, die Gründlichkeit der Forschung, die Sorgfalt der Darstellung zu vernichten droht. Man muß offenbar hier auf einen Standpunkt sich stellen welcher alle Literatur in ihrem innigen Zusammenhange mit dem Leben der Völker betrachtet, als Offenbarung dieses Lebens würdigen läßt, und so nun auch der Flugschriften-Literatur gegenüber den Gedanken möglich macht: daß sie, wieviel auch individuelle Laune dabei mitwirkt, im Ganzen immer aus tiefem Bedürfnisse hervorgeht, oft mehr ausrichtet als gelehrter Dünkel meint, und in jedem Falle die großen Entwickelungen, wenn nicht entscheidet, doch vorbereiten und durchführen hilft.

Es ergibt sich hiernach von selbst von welcher Wichtigkeit die Flugschriften-Literatur einer bestimmten Periode für die historische Forschung ist, zwar nicht unmittelbar zur Kenntniß der Thatsachen, wol aber zur Einsicht in das eigenthümliche Leben und Streben einer solchen Zeit; und damit wird doch immer auch das Verständniß der Thatsachen erleichtert. Die Flugschriften sind zuweilen Kinder einer rasch vorübergehenden Stimmung; aber diese ist irgendwie doch Manifestation einer tiefern Lebensströmung, und von Dem was sie geboren hat kann man mit Leichtigkeit auf Dasjenige schließen was für sie selbst Grund gewesen ist. Mag es daher immer etwas Ermüdendes haben eine Reihe von Flugschriften welche auf dieselben Zustände oder Ereignisse oder Probleme sich beziehen durchzuarbeiten: wer Flugschriften mit historischem Sinn liest wird die nöthige Geduld und Ausdauer haben, und schließlich doch vielleicht in überraschender Weise sich belohnt sehen. Natürlich sind wir nicht der Meinung daß solche Lecture allem Stoffe gleiche Sorgfalt müsse angedeihen lassen; Vieles ist überhaupt ernsterer Beachtung gar nicht werth, und trägt den Stempel der Bedeutungslosigkeit ganz unverkennbar an der Stirn; überdies gewinnt der rechte Leser für das Bedeutende, Charakteristische, auch wenn es unter Trivialitäten versteckt liegt, allmälig einen scharfen und sichern Blick, der es ihm möglich macht in kurzer Zeit Vieles zu bewältigen, und mit lohnendem Erfolge.

Die Flugschriften-Literatur hat im Grunde erst mit dem Zeitalter der Reformation begonnen, wo die ungeheure Bewegung der Geister zu rascher, häufiger, vielseitiger Verhandlung der wichtigsten Fragen drängte, und alle Kreise des Volks zur Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen sich aufgerufen sahen, wo zugleich die Druckerpresse dem Gedachten eine wunderbare Vervielfältigung sicherte, die hervorragenden Männer des Volks

fast in einen unmittelbaren Verkehr mit diesem treten ließ. Das Meiste von Dem was Luther geschrieben hat besteht in Flugschriften; wir wissen wie schnell, wie tief, wie erschütternd sie wirkten. Sollen wir an Ulrich von Hutten, an Sebastian Frank, an Kaspar Schwenkfeld (den Melanchthon wegen der außerordentlichen Schreibfertigkeit einen centimanus nannte), an die durch die Polemik innerhalb der lutherischen Kirche und zwischen dieser und der reformirten herbeigeführte Flugschriftenflut erinnern? Seitdem haben die Deutschen niemals aufgehört alle bedeutendern Interessen welche aus der Entwickelung ihres politischen, religiösen, literarischen Lebens sich ergaben mit einer gewissen Vorliebe gerade in Flugschriften zu vertreten; sie haben sogar bis auf die Gegenwart herab oft genug dabei sich beruhigt große Fragen in der angegebenen Weise abgehandelt zu haben, und die praktischen Resultate entweder gleichgültig hingenommen oder gar nicht abgewartet. Indeß würde es doch irrig sein wenn man die praktische Bedeutung des Flugschriftenwesens gering anschlagen wollte. Die Libelle der strengen Lutheraner aus der Zeit des Interim, die unfläthigen Schmähschriften der Jesuiten welche auf den Dreißigjährigen Krieg hinleiteten, die stürmischen Debatten welche Spener's Pietismus veranlaßte, oder — um auch das politische Gebiet zu berühren — die große Menge der anti-französischen Flugschriften aus dem Zeitalter Ludwig's XIV., auf deren Bedeutung Pfister („Geschichte der Deutschen", V, 199) so nachdrücklich aufmerksam gemacht hat, sie haben auf unser Volksleben einen weitgreifenden Einfluß ausgeübt. Und so bis zum Lorinser-Streite und zur Ronge-Literatur und zur Sturmflut politischer Flugschriften in jüngster Zeit.

Es müßte sehr anziehend und lehrreich sein in dieser Hinsicht einmal Deutschland und Frankreich zu vergleichen. Merkwürdige Differenzpunkte würden da schon aus dem Jahrhunderte der Reformation sich aufstellen lassen. Leider haben die Zeit und die Jesuiten die allermeisten Reformationsschriften welche das französische Volk erregten vertilgt; „sie sind so selten geworden daß nur hier und da der Zufall im Stande ist etwas Dergleichen ans Licht zu bringen" (Baum, „Lambert von Avignon", S. 181). Was aber noch vorhanden ist Das zeichnet sich mehr oder weniger durch scharfen Witz und unbarmherzige Satire aus, Das erscheint zum Theil noch in der Form der Farce einer frühern Zeit (wie die von Baum a. a. O. mitgetheilte „Farce des théologastres"), und kommt wol schwerlich aus wahrer sittlicher Entrüstung oder aus reichem und tiefem Gemüth, wie so Vieles was in Deutschland damals producirt worden ist. Immer jedoch muß man bedauern daß so Vieles untergegangen ist, von Anderm nur etwa der Titel oder ein Fragment sich erhalten hat. Wir denken dabei auch an die zahlreichen Spottlieder, welche damals in Frankreich entstanden und großentheils sehr beißend mögen gewesen sein. Neben den Calvinisten waren übrigens auch die Katholiken in dieser Beziehung sehr thätig. Wenn jene z. B. den abtrünnigen Anton von Navarra mit anzüglichen Gassenhauern verfolgten (s. D'Aubigné, „Histoire universelle", I, 130), machten diese auf dessen eifrig protestantischen Bruder Ludwig von Condé, als derselbe bei Jarnac gefallen war, Reime wie folgende:

> L'an mil cinq cents soixante et neuf
> Entre Jarnac et Chateau-neuf
> Fut porté mort sur une ânesse
> Le grand ennemi de la Messe.

Als die religiöse Bewegung durch Hinzumischung politischer Interessen verderbt worden war, und endlich in offenen Bürgerkrieg ausartete, wurde natürlich kein wichtigeres Ereigniß vorübergelassen welches nicht von den kämpfenden Parteien auch in Flugschriften wäre behandelt worden; die Maßregeln der Regierung wurden nicht selten in höchst kecken Libellen beurtheilt; die Hauptlenker des Kampfes fanden auf der entgegengesetzten Seite unbarmherzige Kritiker, ja viele Flugschriften jener Zeit waren grobe Pasquille. Besonders charakteristisch erscheint die Behandlung welche der Cardinal Karl von Lothringen erfahren hat. Gegen ihn richteten nicht allein die Hugenotten, sondern auch Katholiken grimmige Pamphlete. Nach diesen war er ein bösartiger Intrigant, ein blutdürstiger Fanatiker, die Fackel der Bürgerkriege; Panegyristen freilich nannten ihn auch den Spiegel der Bischöfe, das Orakel des heiligen Collegiums, die Säule der Kirche, den Hüter der Ehre Frankreichs, die Perle der christlichen Prälaten. Aber man muß gestehen daß die gegen ihn gerichteten Schmäh- und Spottschriften nachhaltiger gewirkt und vielfach auch das Urtheil der Geschichte bestimmt haben. Mit Recht sagt der besonnene Bayle im Hinblick auf die Guisen: „Es wird stets wahr bleiben daß man ihnen hundert Dinge nachsagte an denen sie keine Schuld hatten." Denn Dies ist, wie Derselbe bemerkt, ein unvermeidliches Misgeschick aller Derjenigen welche zu schreiben unternehmen ohne betheiligt gewesen zu sein bei den Ereignissen welche sie schildern, ohne gute Quellen benutzen zu können, daß sie auch bei redlichem Willen Unrecht thun; noch schlimmer jedoch steht es mit Denen welche über und gegen Männer schreiben durch welche sie selbst gelitten haben. Dans cette disposition on croit tout ce qu'on entend dire, et quand même on ne le croirait pas, on juge qu'on a droit de le publier, parce qu'on l'a entendu dire. Kaum minder eifrig als mit dem Cardinal von Lothringen beschäftigten sich die Libellisten mit Katharina von Medici. Besonders leidenschaftliche Angriffe erfuhr sie nach Karl's IX. Tode, als sie mit kluger Mäßigung zum zweiten male die Regentschaft führte. Der Staatsrath war geneigt gegen diese gehässigen Schilderungen der Regierung und der Sitten Katharina's strenge Edicte zu erlassen; allein die Regentin wies solche Maßregeln mit der Erklärung zurück: daß ein Verbot jener Schriften nur zur Verbreitung derselben beitragen würde, und die Tugend unter den Verleumdungen der Bösgesinnten nur heller strahle!

Indeß scheinen die Reformirten bei aller Heftigkeit ihrer Libelle dem Königthume gegenüber, obwol es in

jener Zeit sehr übel repräsentirt wurde, die Linie des Erlaubten nur selten und nie ohne Zaghaftigkeit überschritten zu haben. Ganz isolirt und ziemlich unverbürgt ist was Davila (Buch 4) von einem Prediger aus Orleans erzählt der (1566) aufrührische Predigten gegen die königliche Gewalt erhalten, und ein Buch herausgegeben habe in welchem er die Behauptung gewagt: daß das französische Volk nicht mehr verbunden sei dem Könige Gehorsam zu leisten, weil er ein Abgötter geworden; es sei daher sogar erlaubt ihn umzubringen.

Diese Theorie auszubilden und zu schrecklicher Anwendung zu bringen, war dem Zeitalter der Ligue vorbehalten. Man kann sich nicht wundern daß endlich ein Mensch wie Clement kaltblütig seinen König durchbohrte, und diese Unthat in der Bevölkerung von Paris die lautesten Lobredner finden, selbst in Staatsschriften der Häupter der Ligue als Coup du ciel bezeichnet werden konnte, wenn man liest in welcher Weise bereits zehn Jahre vorher die Pamphlete der Liguisten gegen Heinrich III. eiferten. Und während dieser in jeder Weise geschmäht wurde, bemühte man sich umsomehr den Herzog Heinrich von Guise zu verherrlichen. So gab 1581 der Archidiakonus an der Hauptkirche in Toul, Franz von Rozières, der auch auf der Kanzel mit wilder Beredtsamkeit gegen Heinrich III. donnerte, eine Genealogie der Herzöge von Lothringen und Bar („Stemmata Ducum Lotharingiae et Barri") heraus, welche einerseits den Ansprüchen des Hauses Guise auf den französischen Thron dienen sollte, andererseits aber auf die regierende Dynastie und den König selbst die ärgsten Ausfälle enthielt. Ueberhaupt schilderte eine beträchtliche Anzahl von Pamphleten wie die Capetinger nur durch Usurpation an die Stelle der Karolinger getreten, und da man nun zugleich sich bemühte die Guisen als echte Nachkommen der Letztern zu erweisen, so war die Folgerung leicht für alles Volk. Allerdings suchte auch Heinrich III. durch Flugschriften auf die Massen zu wirken. So ließ er die Manifeste der Ligue nicht blos in officiellen Gegenerklärungen bestreiten, sondern auch noch durch Privatschriften von Männern die ihm ergeben waren und durch Einsicht und Beredtsamkeit sich auszeichneten für sein Interesse wirken. Ein ähnliches Verfahren schlug der Herzog von Guise 1585 ein, als Heinrich von Navarra ihn zum Zweikampfe herausgefodert hatte. Da setzte er, statt eine rasche Entscheidung durch das Schwert zu suchen, die Federn seiner Freunde in Bewegung, und ließ in vielen kleinen Druckschriften antworten: daß die Häupter der katholischen Partei keine Feindschaft gegen den König von Navarra aus Privatabsichten hegten, sondern ihre Thätigkeit auf die Erhaltung der Religion und die Beruhigung der Gewissen richteten, weshalb es nicht angemessen sein würde den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen.

Aber je mehr Heinrich III. mit der Ligue sich verfeindete, desto schonungsloser wurden die gegen ihn ausgestreuten Libelle. Namentlich wurde Paris, wo der Rath der Sechszehn die Volksmassen leitete, mit Schmähschriften, politischen Discursen, Spottversen und fabelhaften Berichten überschwemmt. Waren viele derselben auch nicht unmittelbar gegen den König, sondern gegen dessen Günstlinge (die Mignons) gerichtet, so fielen doch die Lästerungen alle auf den König zurück, und würdigten seine Majestät herab. Dagegen wurde Heinrich von Guise in Prosa und in Versen von Unzähligen gepriesen; man nannte ihn einen neuen David, einen Moses, einen Befreier des katholischen Volks, eine Säule und Stütze der heiligen Kirche. Und Guise selbst sorgte dafür daß Heinrich's Lieblinge in Flugschriften angegriffen wurden; zumal der Herzog von Epernon wurde auf seine Veranstaltung als Stifter der Zwietracht, als Urheber aller Uebel des Staats angefallen, und mußte endlich vom Hofe weichen. Freilich erschienen auch Apologien, in denen alle das Reich drückende Noth aus der unbegrenzten Herrschbegierde des Hauses Lothringen abgeleitet wurde; aber diese verwischten den Eindruck nicht welchen die liguistischen Libelle gemacht hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache zur deutschen und frisischen im Herzogthum Schleswig. Eine historische und ethnographische Beleuchtung des sechsten Hefts der antischleswig-holsteinischen Fragmente von K. J. Clement. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.**

Es ist betrübend zu sehen wie ein Mann der mit so reichen Kenntnissen ausgerüstet ist, und eine so unermüdliche Thätigkeit besitzt, wie Dr. Clement, doch nicht ein einziges Werk, sei es auf dem Gebiete der Geschichte, der Sprache oder der literarischen Kritik, zutagefördern kann das vor dem Forum der Wissenschaft irgendwie die Probe bestände. Die Ursachen dieses Misgeschicks das Clement mit allen seinen Arbeiten gehabt hat und fortwährend haben muß, sind die daß er erstens stets von vorgefaßten Meinungen ausgeht, und stets in der Absicht schreibt diese zu beweisen, daß er nie vorurtheilsfrei sich der Forschung hingibt und erwartet wohin sie ihn führen wird, sondern ihr vorschreibt wohin sie ihn führen soll; und zweitens daß er, der Frise, mit wahrhaft frisischem Stolze und Eigensinn fortwährend auf eigenen Füßen stehen und eigene Bahnen wandeln will, verschmähend auch den erprobtesten und zuverlässigsten Rathgebern zu folgen. Wir kennen von dem unermüdlichen Frisenfreunde eine ziemliche Reihe von Werken, die alle die obigen Eigenthümlichkeiten tragen, und die wir sämmtlich als wunderlich, eins oder das andere aber auch als unsinnig bezeichnen müssen. Seine Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen (1845), geschrieben zur Verherrlichung dieses bis auf wenige Ueberreste untergegangenen deutschen Stammes, läßt uns dieses Volk als das intelligenteste, edelste und gesittetste unter allen deutschen Völkern erscheinen, seine Sprache als die älteste und vollendetste. Was andere deutsche Stämme Gutes in Sprache und Einrichtungen besitzen haben sie von den Frisen geborgt; was bei den Frisen tadelnswerth ist ist ihnen von den Plattdeutschen aufgedrungen worden. Diese Grundidee geht durch alle seine sprachlichen Werke; von 1080 germanischen Wörtern die er aus dem englischen Wortschatze ausgehoben hat sind 1030 frisischen Ursprungs und von ihnen entlehnt; Nichts ist so unwahrscheinlich was diesem Gedanken zu Liebe nicht erwiesen werden müßte. Ein kleines Beispiel möge hier stehen: Wir haben im Plattdeutschen eine Menge Ortsnamen auf büttel, im Frisischen endigen sich dieselben auf bül; nimmt man das

angelsächsische bötl dazu, so leuchtet doch Jedem ein daß das frisische bül nur durch Ausstoßung des t entstanden sein kann; Element leuchtet Das jedoch nicht ein: die plattdeutsche Sprache hat ihr büttel aus bül entlehnt, aber t eingeschoben, wie im Englischen battle aus dem lateinischen bellum entstanden ist. Auf diese Weise läßt sich freilich Alles beweisen; denn Das kümmert Element natürlich ebenso wenig daß bataille und battle wie das französische battre von batuere und batualia abstammen. Seine Schriften über die französische und englische Sprache (letztere in Herrig's und Viehoff's „Archiv für die neuern Sprachen") haben den Zweck zu beweisen wie beide Sprachen unsinnige Mischsprachen sind, entstanden als der Franke und der Angelsachse „ihre fünf Sinne nicht beieinander hatten". Die dänische Sprache ist ihm nicht minder eine jammervoll verstümmelte Sprache. Seine Schrift über Shakspeare's „Sturm" haben wir bereits in d. Bl. als ein Muster von Unsinn kennen lernen; seine Reisen endlich durch Irland und durch Deutschland und die Niederlande sind wie alle seine übrigen Schriften ein wunderliches Gemisch von Verstand und Unsinn, von richtigen und falschen Beobachtungen, voller Vorurtheile und daraus folgender Verkehrtheiten.

Für den Beurtheiler der Element'schen Schriften folgt aus alledem daß er auf eine eigentliche strenge Kritik derselben nie eingehen darf, daß er, wofern sich die Schriften nicht völlig mit Stillschweigen übergehen lassen, was um des einzelnen Guten und Neuen willen das sie gelegentlich bringen nicht rathsam ist, sich nur referirend zu ihnen verhalten, und es den Lesern überlassen muß ob sie noch eine nähere Bekanntschaft mit denselben für wünschenswerth halten.

Das vorliegende Buch ist gegen einen Aufsatz des dänischen Geschichtschreibers Allen gerichtet, in dem zu beweisen versucht wurde daß Schleswig seit länger als 1000 Jahren dänisch gewesen sei, daß die dänische Nationalität in Schleswig von der deutschen schmählich bedrückt worden, und die Dänen folglich in ihrem guten Rechte seien wenn sie jedem Versuche der Deutschen die dänische Sprache und Nationalität in Schleswig noch ferner zu unterdrücken entgegentreten. Die Deutschen hätten hier, sagt Allen, ganz in Uebereinstimmung mit dem Grundzuge gehandelt der ihre ganze Geschichte durchlaufe, nämlich überall wo sie können fremde Sprache und fremde Nationalität zu unterdrücken; die Geschichte könne kein anderes Volk aufweisen welches in dem Grade sprachverwüstend gewesen sei als das deutsche, das sich sogar am eigenen Fleisch und Blut versündigt, und das Plattdeutsche, eine viel schönere und einfachere Büchersprache als das Hochdeutsche, bereits aus der Literatur und Schule vertrieben habe und auch bald aus dem Leben verdrängen würde.

Läßt sich daraus der Standpunkt von welchem Allen aus seine Schrift geschrieben hat hinreichend erkennen, so genügen ebenfalls wenige Worte um den Standpunkt seines Gegners zu bezeichnen. „Es ist nun einmal von jeher so gewesen", heißt es auf S. 3, „daß sich die Westgermanen, das sind die Völker auf der Westseite Germaniens, nämlich die Gründer Deutschlands oder Franken, die Frisen und die Saxen, in Folge ihrer größern geistigen Befähigung unter allen Völkern der Erde am geltendsten gemacht, und ihre Ueberlegenheit die Ostgermanen oder die Völker skandinavischen Ursprungs von Marobodus bis auf den Westgotten Alarik und bis in unsere neuesten Zeiten haben fühlen lassen."

Worin besteht nun aber die Ueberlegenheit der westgermanischen Völker über die ostgermanischen oder skandinavischen? „Das demokratische Princip ist immer das mächtigste gewesen in der Welt und darum auch die demokratischen Völker Germaniens, nämlich die Westgermanen, die die Welt umgewandelt haben, und deren Werke und Gründungen allein bleibend gewesen sind. Alles was die ostgermanischen Völker im Auslande schufen ist bald untergegangen." Unter den Westgermanen stehen natürlich die Frisen am höchsten, „die am längsten dem ursprünglichen westgermanischen Volkscharakter treugeblieben sind, da sie am längsten die Könige und den Adel haßten". Die Westgermanen sind das größte Volk der Erde. „Ihr Einfluß den sie von jeher auf die Ostgermanen geübt haben ist unberechenbar, und Alles auf Erden muß sich vor ihnen beugen." Armes Deutschland, das bei solcher Alles überragenden Größe noch immer der Spott aller andern Völker ist!

Der Ostgermane oder Skandinavier ist nach Element auch in anderer Hinsicht ein Wesen von viel schlechterm Stoffe als der Westgermane. „Der ostgermanische oder skandinavische Mensch hat weder den großen westgermanischen Blick ins Weite, noch den westgermanischen Blick in die Tiefe, und darum hat das skandinavische Volk keine großen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber, überhaupt keine ausgezeichneten Forscher, sein geistiger Horizont oder Gesichtskreis ist von jeher beschränkt gewesen, und seine Forscher kommen nie über das Kleine und Kleinliche hinaus."

Als ich bis zu dieser Stelle beim Lesen des Element'schen Buches gekommen war, glaubte ich fast Element würde aus diesem Urtheile weiter folgernd zu Allen sagen: „Du als ostgermanischer Mensch hast einen viel zu beschränkten Gesichtskreis um von der Sache wovon du sprichst Etwas zu verstehen: ein Urtheil darüber kann nur ein Westgermane wie ich haben. Ich werde also dein Buch, das Nichts werth sein kann, auch gar nicht weiter beachten, und die Frage über die schleswigsche Sprache und Nationalität unabhängig davon behandeln." Wenigstens hätte uns eine Entschuldigung nothwendig geschienen daß er es überhaupt unternimmt die Schrift eines Ostgermanen zu beleuchten. Statt Dessen geht Element mit allem Ernste an die Widerlegung seines Gegners, ja er geräth bisweilen über Aeußerungen dieses Gegners, der doch einer verwahrlostern Menschenclasse angehört, in einen Zorn der sich für den überlegenen Westgermanen nicht recht schicken will.

Wir können unmöglich den Gang den Element bei seiner Widerlegung Allen's nimmt genau verfolgen, wenn wir nicht dieser Anzeige eine ungebührliche Ausdehnung geben wollen. Wir ziehen daher seine Darlegungen ins Kurze zusammen, und heben hauptsächlich diejenigen Punkte hervor durch welche die eigentliche Nationalitätsfrage näher erläutert wird, die jetzt, wo von einer zu bildenden Demarcationslinie und einer Trennung des dänischen und deutschen Schleswigs soviel die Rede ist, ein besonderes Interesse hat. Wir schicken nur noch die Bemerkung voraus daß Element mit den Verhältnissen in Schleswig seinem Vaterlande im Ganzen recht gut vertraut ist, und daher ganz vorzüglich zu einem Urtheile befähigt gewesen sein würde, wenn nicht seine Frisensucht und seine übrigen Grillen und Antipathien so häufig dasselbe getrübt hätten. Indessen wird der kritische Leser wenn er Derartiges auszusondern versteht immer viel Gutes in der Schrift finden. Wir haben im Folgenden eine solche Aussonderung vorzunehmen versucht.

Schleswig hat zu keiner Zeit eine ganz dänische Bevölkerung gehabt; sie hatte schon vor 800 Jahren nur den Norden und den Osten des Herzogthums bis zur Schlei hinab inne, mögen auch wol noch etwas weiter nach Süden bis zur Eckernföhrde gedrungen sein. Südlich von der Eckernföhrde dagegen ist trotz des Namens „Dänische Wohld" nie eine dänische Bevölkerung gewesen. Der ganze Süden und die ganze Westküste bis nach Tondern hinauf war in jener alten Zeit theils frisisch, theils niederdeutsch. Die Stadt Schleswig selbst ist nach Adam von Bremen eine Stadt der überelbischen Sachsen. Ob früher, wie nicht unwahrscheinlich ist, Frisen und Niederdeutsche das ganze Schleswig besetzt hielten, und wann die Jüten sie zu verdrängen begannen, ist für die Hauptfrage von geringem Interesse; seit dem 14. Jahrhundert tritt das umgekehrte Verhältniß ein, das Dänische beginnt allmälig dem Plattdeutschen zu weichen, und namentlich nimmt ein großer Theil der Ostküste, von der Eckernföhrde bis nach Flensburg hinauf, wieder völlig die deutsche Sprache an.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 73. — 26. März 1850.


## Die Flugschriften im Zeitalter der Ligue.

(Fortsetzung aus Nr. 72.)

Es läßt sich denken daß Manches was zunächst nicht für weitere Kreise bestimmt war durch den Druck ebenfalls in die Oeffentlichkeit gelangte. Als 1588 Sixtus V. den Herzog von Guise wegen seiner Siege über das zur Unterstützung der Hugenotten gekommene deutsche Heer durch ein höchst anerkennendes Breve erfreut hatte, ließen die Liguisten dasselbe sofort drucken und namentlich in Paris verbreiten, zu großer Freude des Volks, zu noch größerm Aerger des Königs. Dasselbe geschah bald nachher mit einem zweiten Breve, in welchem der Papst den Häuptern der Ligue von der Absendung des Legaten Morosini Nachricht gab, und sie ermahnte ihre Absichten demselben vertrauensvoll mitzutheilen. Aber auch der König ließ es sich nicht nehmen die merkwürdige Rede mit welcher er die Stände von Blois am 16. Oct. jenes Jahres eröffnete, und seinen Feinden so tiefe Wunden schlug, dem Drucke zu übergeben.

Wenige Wochen nachher fielen auf sein Geheiß Heinrich von Guise und dessen Bruder, der Cardinal Ludwig von Lothringen. Es ist bekannt welchen Sturm er damit gegen sich erregte. Paris zumal erhob sich in wilder Leidenschaft; rasende Prediger entflammten das Volk zu den seltsamsten Ausschweifungen; Corporationen, Gilden und Brüderschaften hielten Umzüge und Leichenfeiern zu Ehren der „unschuldigen Märtyrer". Wie hätte man da unterlassen können die Flugschrift zu einem Werkzeuge der Leidenschaft zu machen! Anton du Beuil beschrieb dem Volke „das Leben und die Unschuld der beiden Brüder"; Aehnliches bot der „Panegyrikus der beiden Märtyrer" von Hennequin; ein anderes Pamphlet schilderte „Les signes merveilleux apparus sur la ville et le château de Blois en présence du Roi" (nämlich eine Fackel aus der Luft auf die Stadt Blois niederfallend, zwei Streiter in weißen Gewändern mit blutigen Schwertern, zuletzt ganze Heere in den Lüften kämpfend). Der König wurde in diesen und hundert ähnlichen Schriften als Ketzer, als Tyrann, als Verfolger der heiligen Kirche geschmäht. Viele Libelle beschäftigten sich ganz ausschließlich mit dem unglücklichen Fürsten; schon ihre Titel verrathen ihren Geist und Inhalt. So behandelte eins „La vie et faits notables de Henri de Valois, où sont contenus les trahisons, perfidies, sacrilèges, exactions, cruautés eshontées de cet Hypocrite ennemi de la religion"; ein anderes berichtete gar über „Les sorcelleries de H. de V. et les oblations qu'il faisait au diable dans le bois de Vincennes". Und auch später, als bereits der Kriegslärm das Brausen der Volksbewegung übertäubte, dauerte die Thätigkeit der Libellisten fort. Von allen bedeutendern Ereignissen wurden sofort ausführliche Berichte unter das Volk gestreut; zu den Erlassen der päpstlichen Legaten, den Ausschreiben der Bischöfe, den Orakeln der Parlamente, den Urtheilen der Sorbonne mischten sich ganze Schwärme von besondern Flugschriften, darunter gutgemeinte und verständige, aber auch bösartige und wahnwitzige; einzelne ausgezeichnet durch cynische oder mystisch-pathetische Beredtsamkeit, andere von widerlicher Gemeinheit; manche starrend von schwerfälliger Gelehrsamkeit, andere wieder Geburten einer kecken Frivolität. Als 1590 der Legat Cajetan in Frankreich erschienen war und ein der Ligue günstiges Breve veröffentlicht hatte, „wurde das Volk mit einer solchen Anzahl von Büchern und Flugschriften überschwemmt daß es schien als wenn alle Köpfe in Bewegung gerathen wären, um mit Mund und Feder die Gründe der einen oder der andern Partei zu vertheidigen" (Davila). Es ist unnöthig Belege aus den folgenden Jahren anzuführen. Der Kampf zwischen Heinrich von Navarra und der Ligue war ein Kampf der Legitimität und der Usurpation, des Protestantismus und des Katholicismus, der nationalen und der spanischen Interessen: welcher Stoff bot sich hier bei jedem Wechsel der Ereignisse zu beredten Ergüssen, leidenschaftlichen Exclamationen, gelehrten Entwickelungen!

Betrachten wir jetzt im Besondern noch welchen Charakter die protestantischen Flugschriften trugen. Im Ganzen wird anzuerkennen sein daß die Hugenotten mit größerer Besonnenheit und Würde schrieben; aber auch sie sparten Bitterkeiten nicht, auch sie benutzten die Schwächen und Fehlgriffe ihrer Gegner schonungslos, auch sie betrachteten den Krieg der Flugschriften als nothwendige Ergänzung des Waffenkampfes. Die Flugschriften vertraten obendrein damals zugleich die Stelle der Zeitungen, und wenn sie auch nicht so regelmäßig und allge-

mein wirkten wie die Tageblätter unserer Zeit, so waren doch die Eindrücke welche sie machten im Ganzen gewiß tiefer und bleibender. Wie die Hugenotten durch Flugschriften operirten, mögen einige Beispiele zeigen. Als bald nach der Begründung der Ligue der pariser Parlamentsadvocat Nicolas David im Auftrage der Guisen nach Rom reiste um bei der Curie die Unterstützung der Ligue zu erwirken, wurde er unterwegs von Hugenotten angehalten, und die ihm abgenommenen Instructionen sofort durch den Druck bekanntgemacht, welche ziemlich bestimmt die Absicht verriethen den König abzusetzen und das Haus Guise auf den Thron zu bringen. Die Liguisten hatten nun natürlich nichts Eiligeres zu thun als daß sie in Flugschriften nachzuweisen suchten wie jene Instructionen entweder von den Hugenotten geschmiedet worden um die Herren von Guise verhaßt zu machen, oder, wenn sie wirklich in David's Händen gewesen, dieser als ein Wahnwitziger angesehen werden müsse. Als 1585 Sixtus V. über Heinrich von Navarra den Bannfluch ausgesprochen hatte, setzte sich (und allerdings nicht blos in Frankreich) eine Menge Federn in Bewegung um gegen die Bulle zu schreiben. Flugschriften konnten freilich in dieser Sache eine Entscheidung nicht herbeiführen; auch übertönte bald nachher der gewaltigste Waffenlärm das Geräusch der literarischen Plänkeleien und selbst die Donner des Vaticans.

Wir wenden jedoch jetzt unsere Aufmerksamkeit einem Manne zu der in der ganzen Zeit von welcher hier die Rede ist als der entschiedenste und besonnenste Vertreter der Reformirten in Frankreich sich erwiesen hat. Es ist Duplessis Mornay. In den schlimmsten Tagen Heinrich's von Navarra hat er für diesen rastlos die Feder geführt, als Administrator und Diplomat die glänzendsten Verdienste sich erworben, zugleich auch als tapferer Edelmann und begeisterter Hugenott in den gefährlichsten Kämpfen seinen König begleitet. Außerdem war er nächst Theodor Beza damals der ausgezeichnetste Theolog seiner Partei, aus der Schrift und der Kirchengeschichte immer wieder Waffen holend gegen die alte Kirche und zur Vertheidigung der protestantischen. Nachdem Heinrich IV. katholisch geworden war, trat Duplessis Mornay mit tiefem Schmerze von dem königlichen Freunde zurück, und nur zuweilen kam er jetzt noch aus Saumur nach Paris und Fontainebleau. Er nun hat in seinem langen Leben ganz besonders auch durch Flugschriften zu wirken gesucht, ja mit vollem Rechte bezeichnet ihn sein neuester Biograph Joachim Ambert („Duplessis Mornay, ou études historiques et politiques sur la situation de la France de 1549 à 1625", Paris 1848) als einen der Schöpfer der Broschüre. Es wird aus den folgenden Bemerkungen sich ergeben wie vielseitig und bedeutend seine Thätigkeit in dieser Beziehung gewesen ist.

Als er, nach Beendigung ausgebreiteter Studien auf einer großen Reise durch Helvetien, Italien, Ungarn und Deutschland den Kreis seines Wissens noch zu erweitern unablässig bemüht, 1571 nach Köln gekommen war, verfaßte er außer andern Schriften auch zwei Broschüren welche auf die Angelegenheiten der Niederlande sich bezogen, und durch die Kühnheit ihrer Gedanken und den aus Allem hervorleuchtenden politischen Verstand selbst die Aufmerksamkeit des großen Wilhelm von Oranien erregten. Duplessis Mornay war damals erst 22 Jahre alt. Im Juli 1572 nach Paris zurückgekehrt, schrieb er für den Admiral Coligny, der damals noch Alles über Karl IX. vermochte, ausführliche Denkschriften, in denen er seine auf weiten Reisen gemachten Beobachtungen zusammenstellte, außerdem aber die berühmtgewordene (gewöhnlich dem Admiral selbst beigelegte und unter dem Namen desselben gedruckte) Exposition „Qu'il est juste et utile de faire la guerre à l'Espagnol". Bekanntlich war in Frankreich der Krieg gegen Spanien so gut als beschlossen, als die Bartholomäusnacht alle Gedanken verwirrte, und die Wuth eines neuen Bürgerkriegs entzündete. Duplessis Mornay rettete sich unter tausend Gefahren nach England, und beschäftigte sich hier mit dem großartigen Plane den französischen Reformirten welche das Vaterland ausstieß in der Neuen Welt ruhige Sitze zu verschaffen. Er schrieb für diese kolossale Emigration einen genial gedachten Entwurf nieder, der jedoch nicht gedruckt worden ist und erst unter Ludwig XV. Benutzer gefunden hat. Die Betrachtungen welche Hr. Ambert hierbei anstellt sind vielleicht zu kühn, aber bemerkenswerth. S. 91 sagt er:

> Si ces projets eussent été mis à exécution, il est probable que les colonies n'auraient pas seules couvertes les rivages où sont aujourd'hui les républiques unies. Qui peut savoir le développement qu'aurait pris la marine française depuis le XVIe siècle. Le gouvernement créé par Washington existerait-il? Sans doute non; le joug français, si léger en comparaison de celui de l'Angleterre, n'eût pas poussé à la révolte les colonies américaines. Mais nos protestants auraient établi au-delà des mers quelque forme gouvernementale se rapprochant plus de la féodalité que de la commune démocratique. *La race franco-américaine couvrirait aujourd'hui le vaste continent de l'Amérique du Nord* (!).

Der unter jenen Verhältnissen wohl ausführbare Plan zerschlug sich; 1574 sah Duplessis Mornay die Heimat wieder, und schrieb hier in tiefer Einsamkeit die zeitgemäße Schrift „De la puissance légitime d'un prince sur son peuple". Ueberdies floß aus seiner Feder in jener trüben Zeit eine ganze Reihe anderer Broschüren, theils auf die Angelegenheiten Frankreichs, theils auf die der Niederlande bezüglich. In einer derselben, welche auch in das Flamändische übersetzt wurde, wies er auf die Nothwendigkeit einer engen Verbindung der nördlichen und südlichen Niederlande hin. Es ist bekannt daß diese Verbindung wirklich zustandekam, obgleich nur für kurze Zeit. Damals verfaßte er auch, auf Bitten seiner Braut, den „Traité de la vie et de la mort", welcher zuerst in Genf gedruckt, nachher in viele Sprachen übersetzt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das wahre Verhältniß der süderjütschen Nationalität und Sprache zur deutschen und frisischen im Herzogthum Schleswig. Von K. J. Clement.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Das Dänische ist gegenwärtig auf folgende Grenzen beschränkt: der südlichste Punkt bis wohin es jetzt noch reicht ist Widl, von welchem aus seine östliche Grenze über Jörl, Eggebek, Wanderup und Handewitt, seine westliche über Dorpum, Lütjenholm, Soholm, Holzacker, Klintum, Niebüll und Rodenes geht. Alles was nördlich von einer von Rodenes nach Flensburg gezogenen Linie liegt ist fast ohne Ausnahme dänisch soweit die Volkssprache in Betracht kommt. Danach wäre nun nicht zu leugnen daß Dänisch noch beiweitem in dem größten Theil von Schleswig gesprochen wird; will man aber die Landstriche absondern in denen die dänische Sprache die herrschende, die überwiegende ist, so fällt nicht nur der größte Theil des Landes südlich von jener Linie dem deutschen Gebiete zu, sondern auch nördlich von derselben fast alle Städte und größern Ortschaften. In der Karrharde, der Wiesharde und Uggelharde ist das Deutsche schon längst Schul- und Kirchensprache geworden; selbst von Sundewitt und Alsen sind einzelne Ortschaften fast ganz deutsch, wie Broacker und Gravenstein; die Städte Sonderburg, Augustenburg und Nordborg sprechen ebenfalls Deutsch. Kurz die dänische Sprache ist überall in Schleswig im Zurückweichen begriffen.

Das Dänische in Schleswig ist eine von der dänischen Schriftsprache ungemein abweichende Mundart, die nicht blos eine Menge plattdeutscher und frisischer Wörter insichaufgenommen, sondern dem Deutschen auch Einfluß auf seine Formenbildung verstattet hat. In zwei Punkten namentlich entfernt es sich vom Dänischen vollständig, im Artikel und in der Passivbildung. Das Dänische fügt bekanntlich den Artikel hinten an das Hauptwort an, z. B. manden der Mann, barnet das Kind, während das Platt- oder Rabendänische in Schleswig den bestimmten unveränderlichen Artikel ä wie im Deutschen dem Hauptworte voranstellt: ä mand, ä barn. Ebenso bildet das Rabendänische das Passiv nicht durch Anfügung eines s: han slaaes er wird geschlagen, sondern nach deutscher Weise: han vär slauen. Es braucht wol kaum erwähnt zu werden wie sehr Uebereinstimmung in diesen Fällen das Aufgehen der rabendänischen in die plattdeutsche Sprache erleichtert.

Das sonstige Verhältniß der rabendänischen Mundart zum Dänischen erhellt zur Genüge aus einer Sprachprobe die Clement vom Prediger Feddersen in Nordhackstedt mitgetheilt worden ist, und die wir hier ebenfalls mittheilen wollen:

Evang. Matth. 13, 1—9.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 1. Aa ä sam Dau gik Jesus u a ä Hauս, aa sott sä ve ä thau. | 1. Paa den samme Dag gik Jesus ud af Huset og satte sig ved Söen. |

In demselbigen Tage ging Jesus aus dem Hause und setzte sich an das Meer.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 2. Aa der sammelt sä müe Folk te ham, saa at han triin i ä Skip, aa sott, aa altj Folk sto ve ä Kantj. | 2. Og meget Folk forsamledes til ham, saa han steeg i Skibet og satte sig, og alt Folk stod paa Strandbredden. |

Und es versammelte sich viel Volks zu ihm, also daß er in das Schiff trat und saß; und alles Volk stund am Ufer.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 3. Aa han sooi te dem oll schlau ä Gleichnisser aa sooi: deer gik en Kaarl u te saa. | 3. Og han talede meget til dem ved Lignelser og sagde: see en Södemand gik ud at saae. |

Und er redete zu ihnen Mancherlei durch Gleichnisse und sprach: Siehe es ging ein Säemann aus zu säen.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 4. Aa lau han saa, folj som aa ä Wäi; der kom ä Fugle aa aat et op. | 4. Og idet han saaede, faldt noget ved Veien; og Fuglene kom og aade det op. |

Und indem er säete, fiel Etliches auf den Weg; da kamen die Vögel und fraßen's auf.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 5. Som folj i e Steen, hvor vär int müe Jord, aa gik snart op, for der var int müe Jord. | 5. Men noget faldt paa Steengrund, hoor det ikke havde meget Jord og voxte snart op, fordi det ikke havde dyb Jord. |

Etliches fiel in das Steinichte, da es nicht viel Erden hatte und ging bald auf, darum daß es nicht tiefe Erden hatte.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 6. Lau ä Sool gik op, forwelkt de, aa for de haai int Rooi, saa blau de därr. | 6. Men der Solen gik op, blew det forbrändt, og fordi det hävde ikke Rod, visnede det. |

Als aber die Sonne aufging, verwelkete es; und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 7. Som folj i e Torn, aa ä Torn waus up aa erstikt ä sam. | 7. Noget faldt iblandt Torne og Tornene voxte op og qualte det. |

Etliches fiel unter die Dornen und die Dornen wuchsen auf und erstickten's.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 8. Men som folj aa good Lanj, aa gau Frugt, som hunnertgaang, som söstig gaang, som treddewe gaang. | 8. Men noget faldt i god Jord og bar Frugt, noget hundrede Fold, noget tresindstyve Fold, noget tredive Fold. |

Etliches fiel auf ein gut Land und trug Frucht, Etliches hundertfältig, Etliches sechszigfältig, Etliches dreißigfältig.

| Plattdänisch. | Dänisch. |
|---|---|
| 9. Den som herr Öre aa hör me den hör. | 9. Hvo som haver Ören at höre med, han höre. |

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Man sieht wie großen Einfluß auch hinsichtlich des Wortvorraths das Plattdeutsche und das Frisische auf das Plattdänische gehabt haben; am meisten in die Augen fällt aber in sehr vielen Fällen die Uebereinstimmung mit dem Englischen, die noch größer erscheinen müßte wenn nicht das Plattdänische in der Verkürzung und Abstumpfung der Wörter noch viel weiter als jenes gegangen wäre. An Einsylbigkeit scheint das Plattdänische das Englische noch zu übertreffen; wohlklingend ist ersteres damit nicht geworden, und Verkürzungen wie in u a ä englisch out of the gehören zu dem Uebelklingendsten was je eine Sprache aufzuweisen hat.

Viel Streit ist über das Verhältniß der Sprachen in Schleswig hinsichtlich der Zahl der eine jede Sprechenden geführt worden, ein Streit der umsoweniger leicht zu entscheiden ist, als in vielen Theilen des Landes die große Mehrzahl der Bewohner Dänisch und Deutsch nebeneinander spricht, und man dieselben also nach Belieben zu den Dänischredenden oder auch zu den Deutschredenden rechnen kann. Allen hat folgendes Verhältniß aufgestellt:

| | |
|---|---|
| 113,256 | Menschen bei denen das Dänische sowol Volks- als Kirchen- und Schulsprache ist. |
| 48,250 | Menschen bei denen das Dänische Volkssprache, Kirchen- und Schulsprache aber deutsch ist. |
| 33,552 | Menschen die noch Dänisch verstehen und zum Theil noch sprechen. |
| 26,815 | Frisisch-Redende. |
| 116,319 | Deutsch-Redende. |
| 338,192. | |

Clement stellt eine völlig abweichende Berechnung auf. Nach ihm beträgt die frisische Bevölkerung Schleswigs, von denen freilich ein guter Theil die plattdeutsche Sprache angenommen hat, 70,000 Menschen, nämlich

| | |
|---|---|
| 14,300 | Inselfrisen, |
| 30,000 | Festlandsfrisen aus den Aemtern Tondern und Flensburg, |
| 20,000 | " aus Eiderstedt, |
| 5,700 | " aus Husum und Bredstedt. |

| | |
|---|---|
| Deutsche wohnen in den Städten und Flecken . . . | 40,000 |
| " " in Angeln . . . . . . . . . . . | 56,000 |
| " " in Schwansen . . . . . . . . . . | 10,500 |
| Latus | 106,500 |

| | | |
|---|---|---|
| | Transport | 106,500 |
| Deutsche wohnen in Dänisch-Wohld | . . . . . . | 12,250 |
| " " | in den Harden-Hütten und Hofe . . | 20,000 |
| " " | im übrigen Theil des Amtes Gottorp . | 15,000 |
| " " | im übrigen Theil des Amtes Flensburg | 15,000 |
| " " | in Husum, Bredstedt und der Karrharde | 12,000 |
| " " | auf der Insel Fehmern . . . . . | 8,000 |
| | zusammen | 188,750. |

Deutsche und Friesen würden also zusammen 258,000 Seelen geben, und es blieben demnach für die Dänen, die Gesammtbevölkerung von Schleswig zu 350,000 gerechnet, etwa 92,000 übrig.

Bei dieser Berechnung dürften aller Wahrscheinlichkeit nach die Dänen ebenso sehr zukurzgekommen sein als in Allen's Berechnung die Deutschen. Nehmen wir aber auch in Bezug auf die Dänen die Mitte zwischen beiden Angaben, also etwa 140,000 Dänen an, so steht wenigstens soviel fest daß das Deutsche im Herzogthume entschieden das überwiegende Element ist.

Ein ziemlicher Theil von Clement's Schrift ist auf die Nachweisung verwandt daß die schleswigschen Ortsnamen in ihrer Mehrheit nicht dänischen Ursprungs, sondern daß sie häufig nur verdänischt sind. Als entschieden dänische Ausgänge von Ortsnamen läßt er nur ö, vraa, vang, skov, lund, lökke, kilde, kjär, ild, holm, by und gaard gelten. Die Endungen welche in Schleswig beiweitem die häufigsten sind, um, trup (rup, drup), bül und by, sind mit Ausnahme des letzten echtdänischen alle deutsch oder frisisch; um ist eine Verkürzung von ham, deutsch heim, englisch ham, drup oder trup eine Dänisirung von dorp, englisch thorp, bül ist wie schon erwähnt das niederdeutsche büttel. Daß ham, dorp und bül unserm Verf. alle für ursprünglich frisisch gelten, läßt sich von vornherein erwarten.

Neu und vielleicht nicht ungegründet ist unsers Wissens die Ableitung der vielfachen französisch-normännischen Ortsnamen auf boeuf, beuf, wie Quilleboeuf, Belbeuf, Tubeuf, Baboeuf, Criqueboeuf, Daubeuf, Yqueboeuf, Elbeuf, Lindebeuf, Vibeuf, Ribeuf, Marbeuf, Pibeuf vom dänischen by, das sich in Bornabu, Tournebu, Qinbou, Colombi auch in ursprünglicher Form findet. Die altnordischen Formen bûa und byggja (bauen) lassen erwarten daß das f in beuf aus altem gg entstanden ist.

Sehr interessant, obgleich unserer Ansicht nach nicht erschöpfend genug behandelt ist das Capitel von der Bauart und der Kleidung in Schleswig. Die dänische Bauart, sagt Clement, ist die daß die einzelnen Bauerhöfe gewöhnlich ein geschlossenes Viereck bilden, in welches man durch ein Thor oder eine Pforte hineinkommt, wohingegen südlich von Hadersleben bis zur Schlei fast alle Bauerhöfe so gebaut sind daß nur an drei Seiten des Hofplatzes sich Gebäude befinden, die vierte Seite aber gänzlich offen ist. Die Bauart in diesem Theile von Schleswig ist ebenso wenig dänisch als deutsch oder frisisch. Auch hinsichtlich der Landescultur ist Schleswig von Jütland auf das schärfste geschieden. Solange man auf schleswigschem Boden bleibt, sieht man überall dieselben lebendigen Zäune, dieselbe landwirthschaftliche Cultur, dieselbe Fruchtfolge und dieselben Gärten die man an der ganzen Ostküste Schleswigs und in Holstein gewahr wird. Kaum hat man den Fuß auf jütschen Boden gesetzt, so verändert sich dies Alles. Die Gegend ist hier kahl, keinen lebendigen Zaun und fast keinen Obstgarten sieht man mehr. Das Feld ist mäßig bestellt, besonders ist die Brache vernachlässigt. Die Dörfer sind fast nirgend ausgebaut, die Pferde und Wagen sind kleiner als in Schleswig, und das Pferdegeschirr sehr verschieden von dem der schleswigschen Bauern. Auch der Anzug der Männer und Weiber ist verschieden von dem der Schleswiger. Kurz, der Unterschied der stattfindet zwischen dem Lande welches im Süden, und dem welches im Norden von der Kolbinger-Au liegt, ist ein sehr großer, und selten wird Einem ein so plötzlicher Uebergang wie er hier stattfindet anderswo vorkommen.

Dies würde etwa das Wichtigste sein was aus dem vorliegenden Buche besonders hervorgehoben zu werden verdient. Gern wären wir hier und da mehr auf Einzelheiten eingegangen, wenn wir dadurch nicht auch die Pflicht auf uns geladen hätten uns in weitläufige Widerlegungen, namentlich sprachlicher Irrthümer, einzulassen, an denen alle Bücher Clement's erstaunlich reich sind. Das Buch ist in der redlichen Absicht die gute Sache der Schleswiger zu fördern geschrieben; ob die Art und Weise in der es geschrieben worden geeignet ist den Leser vortheilhaft zu stimmen, ob nicht vielmehr die vielfachen Uebertreibungen und Vorurtheile in dem Buche ihn abstoßen werden, lassen wir dahingestellt. Gewidmet ist das Buch der nun entschlafenen Hohen Deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M.: — eine traurige Erinnerung an die großen Hoffnungen die wir von dieser Versammlung gehegt haben, und die durch ihre wie durch Anderer Schuld so schmählich getäuscht worden sind. **C. Fiedler.**

## Lesefrüchte.

### Büchervernichtung.

Die zu Zeiten stattgefundene Büchervernichtung, heißt es in einem Artikel des „Sun", überflügelt jede Berechnung. Die früheste bekannte Thatsache dieser Art ist die von Berosus erzählte daß Nabonassar, welcher 747 Jahre vor der christlichen Aera den Thron von Babylon bestieg, alle die Leben und Thaten seiner königlichen Vorgänger behandelnden Geschichtsbücher vertilgen ließ. Fünfhundert Jahre später wurden auf Befehl des Kaisers von China, Chioang Ti, sämmtliche Bücher in seinem Reiche verbrannt, mit alleiniger Ausnahme derer welche die Geschichte seiner Familie enthielten und astrologischen oder medicinischen Inhalts waren. Während der Kindheit des Christenthums wurde in verschiedenen Theilen des römischen Reichs eine Menge Bibliotheken zerstört; Heiden wie Christen machten sich daraus beiderseits kein Gewissen. Das Jahr 390 sah die Plünderung und gänzliche Zerstreuung der herrlichen Bibliothek im Tempel Serapis. Myriaden von Büchern haben in den unaufhörlichen Feuersbrünsten zu Konstantinopel ihren Untergang gefunden, und bei der Besitznahme von Kairo durch die türkischen Truppen im 11. Jahrhundert wurden die Bücher aus der Sammlung der Khalifen (1,600,000 Bände) ihnen statt Soldzahlung überlassen, „zu einem Preise", sagt der Geschichtschreiber — wie leicht zu glauben —, „weit unter ihrem Werthe". Tausende von Bänden, in Stücke zerrissen, lagen in der Umgebung der Stadt in Haufen umher. Bedeckt vom Triebsand der Wüste blieben sie Jahre lang so liegen, in der Volkssprache Bücherhügel genannt. 5.

### Sicheres Schutzmittel wider Verhaftungen.

In Texas hat man es in der Achtung vor dem geschriebenen Worte des Gesetzes noch nicht eben weit gebracht. Gerichtlichen Executionen gibt man nicht so friedlich Folge wie bei uns. Selbsthülfe seitens der Verletzten, entschlossener Widerstand seitens der gerichtlich Verfolgten ist nicht sowol Ausnahme als Regel, und die Stellung eines Polizisten oder Constabler mag deshalb mit mancherlei Unannehmlichkeiten verknüpft sein. Ein glaubwürdiger Berichterstatter erzählt: Unter den Passagieren des von ihm bestiegenen Dampfschiffes habe sich ein Mann befunden der sich den Händen der Justiz entziehen wollte; allein ein Diener der Gerechtigkeit der ihn verfolgte machte ihn glücklich ausfindig. Der Entdeckte nahm seinen Feind ins Auge, faßte ihn um den Leib, stürzte sich ihn fest umklammernd ins Wasser und ertränkte ihn wie sich selbst. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 74. —— 27. März 1850.

## Die Flugschriften im Zeitalter der Ligue.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Unmöglich konnte Duplessis Mornay unthätig bleiben als die liguistischen Wirren begannen. Er vertheidigte das Königthum und bekämpfte die Ligue als eine Verschwörung gegen die Krone. Unstreitig wünschten damals die Reformirten Frankreichs ganz ernstlich die Erhaltung der regierenden Dynastie, welche allein ihrer Gemeinschaft den Frieden und das Fortbestehen sichern zu können schien. Mitten unter den Bewegungen welche die Berufung der Etats généraux nach Blois 1576 hervorbrachte schrieb Duplessis Mornay die bedeutende Schrift „Aux Etats de Blois, pour la paix", mit dem Zusatze par un catholique romain. Aber die Liguisten erriethen den Verfasser, und nur mit Mühe rettete er sich aus den Händen der gegen ihn ausgesandten Meuchler.

Bald nachher trat er in die Dienste Heinrich's von Navarra. Derselbe befand sich damals noch an den Grenzen von Guienne und in höchst bedenklicher Lage: von allen Mitteln entblößt und durch Leichtsinn Vieles verwirrend, schien er auf die Dauer weder die protestantische Partei, an deren Spitze er stand, aufrechthalten noch sein Recht auf die französische Krone durchfechten zu können. Daß ihm Beides gelungen ist, dazu hat Duplessis Mornay unstreitig sehr viel beigetragen. Noch hat man die Verdienste welche er in dieser Zeit sich erwarb nicht vollständig gewürdigt; nur etwa Sismonde de Sismondi hat ihm die gebührende Anerkennung zutheilwerden lassen. Und gewiß ist nun Dasjenige nicht gering anzuschlagen was er durch seine Flugschriften geleistet hat. Bereits 1577 schrieb er im Auftrage seines Herrn die Denkschrift „La juste cause des armes du roi de Navarre et des siens", gleichsam ein Manifest mit welchem der Kampf um diese Sache sich einleitete. Aber auch für den durch die Ligue immer heftiger bedrängten Heinrich von Valois hielt er seine Feder bereit. Die genealogische Schrift des Archidiakonus von Toul fand an Duplessis Mornay den tüchtigsten Widerleger (1583); doch wurde diese Widerlegung damals nicht gedruckt, obschon gewiß als Handschrift viel gelesen. Ebenso geschah im Interesse Heinrich's III. was er unter Anderm 1586 schrieb. Da hatte dieser durch den Herzog von Epernon mit Heinrich von Navarra Unterhandlungen eingeleitet um ihn zur Rückkehr an den Hof und in den Schoos der katholischen Kirche, sowie zur Herausgabe der auf Zeit ihm überlassenen Sicherheitsplätze zu bestimmen. Die Liguisten betrachteten diese Unterhandlungen mit sehr mistrauischen Augen, und selbst von den Kanzeln herab wurde verkündigt daß ein Bund zwischen Heinrich III. und dem Könige von Navarra im Werke sei zur Unterdrückung der katholischen Kirche. Allein Duplessis Mornay gab jetzt eine wahre Geschichte jener Verhandlungen heraus, an denen er selbst lebhaften Antheil genommen hatte, und entkräftete so die gegen Heinrich III. erhobenen Verleumdungen für Alle welche nicht hartnäckig sich verblendeten. Weiterhin widerlegte er auch eine gegen Heinrich von Navarra unter dem Titel „Le catholique anglais" gerichtete höchst giftige Schmähschrift der Liguisten.

Aber wie wäre es möglich alles Dasjenige zu verzeichnen was Duplessis Mornay in dieser bewegten Zeit geleistet hat! Ueberdies werden ganze Massen von Berichten, Instructionen, Depeschen, Briefen u. s. w. welche in jenen Jahren aus seiner Feder geflossen sind handschriftlich noch jetzt aufbewahrt; als Handschrift hat gewiß gar Manches von diesen Sachen auch in der Weise einer Flugschrift gewirkt. Zugleich war er auch als Theolog fortwährend rastlos thätig. So hatte er schon 1585 in seinem „Tractatus de ecclesia" gegen die Ansprüche des Papstthums in der nachdrücklichsten Weise sich erklärt. So schrieb er 1591, mitten unter anstrengenden Verwaltungsgeschäften in seinem Gouvernement Saumur, eine gelehrte Widerlegung der Schrift des skeptischen Charron: „Les trois vérités", um unmittelbar nachher in voller Waffenrüstung an einer Unternehmung gegen Poitiers theilzunehmen. Schon früher hat er sein großes und gediegenes Werk „De la vérité de la religion chrétienne" ausgearbeitet.

Als Heinrich IV. zum Siege hindurchgedrungen war, zog sich Duplessis Mornay von seinem katholischen Könige zurück, und lebte jetzt mit geringen Unterbrechungen in Saumur, wo er für die Reformirten eine Akademie begründete, welche sehr bald in erfreulichster Weise sich entwickelte. Seine schriftstellerische Thätigkeit wandte sich seitdem mit entschiedener Vorliebe der Theologie zu. Wir brauchen nur anzudeuten welche Aufregung er durch sein Buch „De l'institution, usage et doctrine de

l'eucharistie en l'église ancienne" hervorbrachte. Er hatte sich deshalb gegen eine Menge Angreifer zu vertheidigen, und that es mit jener Rücksichtslosigkeit die er überall übte wo es sich um die Wahrheit handelte. Vielleicht darf man ihm schuldgeben daß seine schneidende Polemik wesentlich mit dazu beigetragen daß die durch Heinrich's IV. Mäßigung einigermaßen beschwichtigten Leidenschaften der religiösen Parteien allmälig wieder heftiger sich entzündeten, und endlich zu einem nochmaligen Bürgerkriege führten.

Als Heinrich IV. (1610) durch Ravaillac's Dolch gefallen war, rieth der in tiefster Seele erschütterte Greis von Saumur den Seinigen zur Mäßigung, zur Versöhnung. Aber die ungeheuere Aufregung welche der gräßliche Mord hervorgerufen hatte war nicht sogleich zu dämpfen. Zahllose Libelle, welche besonders gegen die Jesuiten sich richteten, unterhielten sie. Dann folgten die heillosen Zerrüttungen unter der schwachen Regentschaft der Königin-Mutter Maria von Medici, die Aufstände der Prinzen, die demokratischen Bewegungen der Reformirten. „Das Königthum Heinrich's IV. war nur noch eine Erinnerung. Niemand verstand zu befehlen, Niemand zu gehorchen. Eine gegenseitige Geringschätzung zwischen Regierung und Volk war die nothwendige Folge. Die Freiheit der Presse erreichte den höchsten Grad und diente der Verleumdung und Unbesonnenheit." Vergeblich versuchte Duplessis Mornay auf der einen Seite die Prinzen, welche das Unwesen der alten Feudalherren, ohne die Kraft derselben, erneuerten, auf der andern seine Glaubensgenossen, welche immer hitziger republikanischen Tendenzen sich zuwandten, zur Besinnung zu bringen. Durch sein großes Werk „Mysterium iniquitatis sive historia papatus", welches damals erschien, trug auch er wieder zur Aufregung in hohem Grade bei.

Der Krieg zwischen den Reformirten und der Regierung Ludwig's XIII. entzündete sich. Duplessis Mornay, obwol dem Könige unwandelbar treu, wurde seiner Statthalterschaft Saumur beraubt. Dieses Unglück konnte er nicht überleben. Mitten unter dem Getümmel des Kriegs schrieb er jetzt noch eine Darstellung „von den Mitteln den Frieden zu erhalten". Am 11. Nov. 1623 starb er. Das Schicksal hatte ihm den Trost gegönnt daß er die Ueberwältigung der Reformirten durch Richelieu's starken Arm nicht erlebte. Daß er sie erwartete zeigt sein Testament. 44.

## Neue deutsche Romane.

1. Franz und Anna. Eine Geschichte aus dem Volksleben, erzählt vom Frater Hilarius. Mit einem Kupferstich. Darmstadt, Lange. 1849. Gr. 16. 2½ Ngr.

Die Geschichte des Armseins ist immer eine sehr traurige, noch trauriger aber ist die des Verarmens, jenes Herabkommens in physischer und moralischer Hinsicht, das Schicksal so mancher Familie. Ein solches schildert nun das vorliegende Büchlein. Es ist eine Dorfgeschichte in der wehmüthigen Auffassung des außerhalb der Dorfzustände Stehenden. Sie ist nicht zu vergleichen mit den „Dorfgeschichten" von Berthold Auerbach: es strömt darin nicht jene Frische des Volkslebens, nicht jene Volkskraft welche Achtung einflößt für das Volk; eine fremde Poesie durchrieselt das Gewebe, und verleiht der Erzählung die bleichen Farben eines krankhaften Zustandes, welcher auch darin vergegenwärtigt wird. Das kranke Volksleben ist aber etwas sehr Trauriges; keine Schminke deckt die hohlen Wangen und kein Luxus umhüllt die Gebrechen mit erborgter Schönheit, Nichts entschädigt für das Schmerzliche der Eindrücke. Das vorliegende Büchlein ist sehr gut geschrieben und sehr geschickt erzählt. Wie der Bauer Binder-Thomas verarmt durch Unglück, wie der böse Gutsherr ihm Geld vorschießt um später das Gütchen ansichzuziehen; wie der Pfeifer-Hannes, das böse Princip des Dorfes, ihn zum Mitwisser eines Mordes macht, dann zu Spiel und Trunk verführt, und wie dann nun Alles zugrundegeht; wie aber dennoch die Blume der Liebe aufwächst mitten unter dem alltäglichen Leben der Noth, der Gemeinheit und des Unglücks, und des Binder-Thomas schöne und brave Tochter Anna den fleißigen Franz liebt, obgleich derselbe im Arbeitshause gesessen hat wegen heftigen Ausbruchs gegen den bösen Bauer dem er gedient; wie der Pfeifer-Hannes um dem lüsternen Gutsherrn zu gefallen die Liebenden trennt, Franz in der Raserei stirbt, und Anna des Gutsbesitzers Haushälterin wird indem sie ihre Tugend aufgibt — Alles Dies ist so traurig, so betrübend daß es mit dem Gepräge der Wahrheit welches der Autor der Erzählung zu geben wußte den Leser tief ergreifen muß.

2. Erzählungen und Novellen von L. Schubar. Zwei Theile. Berlin, Gebauer. 1850. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vier Erzählungen: „Die Prophezeiung", „Der Fälscher", „Das Wort des Königs", „Die heimliche Ehe", sind sämmtlich spannend und unterhaltend. Die historischen Momente denen die romantischen Begebenheiten einiger dieser Novellen sich anschließen sind in ihren charakteristischen Zügen aufgefaßt. „Die Prophezeiung" spielt in England, und Katharine Howard, die unglückliche Gattin Heinrich's VIII., ist die Heldin. Die ihre Hinrichtung herbeiführende Intrigue wird von der Rache eines Verwandten der Anna Boleyn hergeleitet, und wenn auch diese Annahme nicht ganz historisch ist, so könnte sie es doch sein. „Der Fälscher" ist ebenfalls eine geschichtliche Persönlichkeit, welche in Rußland als Marquis Constant, in Wien als Lord Seymour auftrat, russische Staatspapiere fälschte und die Menschen betrog. Die Nebenereignisse sind mit viel Erfindungsgabe ersonnen und aneinandergereiht, sodaß sie das Interesse der Hauptgeschichte erhöhen. Die fesselndste unter den vorliegenden Erzählungen ist „Die heimliche Ehe", welche in Paris zu Napoleon's Zeiten spielt. Ein russischer Fürst steht im Liebesverhältniß mit der Gemahlin des Marschalls A.; bei einem Rendezvous werden die Liebenden vom Marschall überrascht, und um der Entdeckung zu entgehen, schlüpft der Fürst in ein Nebenzimmer, dessen Thür im raschen Zuwerfen ihm die Finger abklemmt. Zwei Kinder sind die Früchte dieses Liebesverhältnisses, deren Geburt durch die häufigen und langen Abwesenheiten des Marschalls verheimlicht werden konnte. Damit nun der argwöhnische Mann seine Ehrenkränkung nicht entdecke, sucht der Fürst eine Gemahlin welche für den glänzenden Namen und für die großen Reichthümer sich bereit findet die beiden Kinder der Marschallin für ihre eigenen vor der Heirath geborenen zu erklären. Um die eifersüchtige Marschallin zu beruhigen, verspricht der Fürst seine Gemahlin weder vor noch nach der Trauung zu sehen, und ein Freund und Oheim leitet die ganze Unterhandlung. Dieser findet ein junges schönes Mädchen aus einer alten verarmten Familie, welche um ihrer Mutter beizustehen und derselben Pflege in der Krankheit und ein sorgloses Alter zu verschaffen, die Ehe mit dem ungekannten und ungesehenen Mann eingeht. Dieses Mädchen nun mit ihrer Mutter und deren alter Freund der Marquis bilden eine höchst gelungene Gruppe; besonders der Letztere ist in seiner aufopfernden Freundschaft eine ganz außerordentliche Erscheinung.

welche die angeborene Höflichkeit des höhern französischen Adels mit hinreißender Gemüthlichkeit verbindet. Die aus den angegebenen Umständen herbeigeführten Verwickelungen sind höchst spannend. Der Leser hofft vergebens auf ein erfreuliches Ende und auf ein Liebesglück für den Fürsten und dessen junge Gemahlin, welche ihn liebt und von ihm geliebt wird. Kriegsereignisse und andere Ereignisse reißen sie voneinander in dem Augenblick wo man eine Vereinigung hofft, und erst als tödtlich verwundet sieht sie ihn wieder.

3. Mansold. Roman von Ottilie Kapp. Berlin, Wiegandt. 1850. 8. 2 Thlr.

Gräfin Kyborn stirbt in den Wochen und hinterläßt einen Sohn. Das schöne Mädchen welches beinahe zu gleicher Zeit dem Grafen Kyborn einen unehelichen Sohn geboren hat nährt beide Kinder und vertauscht sie. Emil Rollert, ein Pächter des Grafen, heirathet die Verführte, und verspricht ihrem Sohn Vater zu werden, da er, als der ebenfalls unehelich geborene Sohn eines vornehmen Vaters, Theilnahme für das Kind empfindet. Letzteres erfreut sich indeß nicht der Liebe seiner Adoptiv-Mutter, und wir sehen es wieder als vierzigjährigen Mann in der frankfurter Nationalversammlung, der äußersten Linken angehörend. Da enthüllt ihm die sterbende Mutter das Geheimniß seiner Geburt, was ihn veranlaßt immer mehr rechts zu rücken, bis er in alle Parteiansichten seines Standes eingerückt ist, und sich vornimmt auch die Vortheile dieses Standes zu erringen. Der andere Knabe, welcher in der glänzenden Stellung die ihm die Lüge der Mutter verschafft heranwuchs, hat mancherlei Schicksale gehabt. Mit einem ausgezeichneten Mädchen verheirathet, wird er Vater zweier Töchter. Durch einen sittenlosen Freund verleitet stürzt er sich in ein ausschweifendes Leben, vergeudet sein Vermögen, verführt zahlreiche Mädchen, zeichnet sich aus durch Roheiten aller Art und geht nach Amerika, nachdem er der Gattin welche ihn zurückhalten will einen Stoß versetzt hat, zufolge dessen sie erblindet ist. Nach Jahren kehrt er zurück mit selbsterworbenem Vermögen, mit einer Narbe welche er im Kampfe gegen Indianer empfangen hat, und welche ihn unkenntlich macht, und mit einem Knaben, dem Sohn seines einstigen Freundes und Verführers, welcher in Amerika starb. Er kehrt unter dem Namen Mansold zurück, kauft in der Nähe seines ehemaligen Schlosses ein Bauergut, und bestrebt sich wiedergutzumachen was er einst verschuldet hat. Er errichtet Kleinkinder-Wartschulen, beglückt die durch ihn unglücklich Gewordenen, versorgt seine unehelichen Kinder und die Mädchen die er verführt hat. Es findet sich in diesen letzten beiden Kategorien auch Mancherlei zu thun vor, wie überhaupt die große Zahl unehelicher Kinder welche der vorliegende Roman vorführt auf die Vermuthung bringt daß die Verf. ein gewisses Don-Juan-Wesen unter die Privilegien des hohen Adels rechnet, gegen welche die Errungenschaften von 1848 ganz besonders gerichtet sind. Zuletzt als Mansold in der ganzen Umgegend wegen seiner edeln Gesinnungen und seines wohlthätigen Wirkens geehrt und geachtet ist, und sich seiner blinden Gemahlin sowie den lieblichen Töchtern zu erkennen gibt, auch seinen frühern gräflichen Namen wieder anzunehmen gedenkt, meldet sich der eigentliche Besitzer desselben um seine Rechte zu beanspruchen, welche, da ein Mal an seinem Körper ihn kenntlich machte, ihm auch sogleich abgetreten werden. Die wiedervereinigten Ehegatten haben die Richtigkeit der Standesverhältnisse erkannt, und entäußern sich gern des Grafentitels und eines Theils ihres Vermögens. Das Buch ist mit besonderer Vorliebe für die demokratischen Bestrebungen Deutschlands geschrieben. Man lernt einen edelmüthigen Studenten der Aula kennen, welcher auf den frankfurter Barrikaden im September gekämpft, und sich bei der Octoberrevolution betheiligt hat. Man liest „von zwei erhabenen Göttergestalten der deutschen Nationalversammlung welche im raschen Flug nach Wien kamen, es aus der Vogelperspective anschauten, und geblendet von ihrem eigenen Geist in ihren geweihten Tempel zurückkehrten". Von diesem Gesichtspunkte aus sind die wiener Ereignisse sowie andere Zeitereignisse beleuchtet; da indeß die politischen Begebenheiten und deren Parteiauffassung keinen Einfluß auf die Erzählung ausüben, auch auf die Entwickelung der Hauptcharaktere wenig einwirken, so enthalten wir uns auf die Anschauungsweise der Verfasserin näher einzugehen. Der Stil verräth Bildung, Naturschilderungen und andere Schilderungen Talent, während die zahlreichen Längen und das Schleppende des Details nicht für den Götterfunken des Genius zeugen welcher allein Mit- und Nachwelt zu erwärmen und zu entzücken vermag.

4. Ein Jude des 19. Jahrhunderts. Historisches Charaktergemälde neuerer Zeit. Zwei Bände. Wien, Gerold. 1850. 8. 2 Thlr.

Der Verf. braucht nicht das einfache Aeußere seines Werks zu entschuldigen, wie er es in der Vorrede thut; er braucht auch nicht zu bereuen daß er das Buch nicht als aus der neuesten Zeit, sondern nur als der neuern entlehnt angibt. Dieses Buch bedarf keiner List um sich dem Publicum angenehm zu machen. „Ein Jude des 19. Jahrhunderts" ist kein Tendenzroman, wie man vielleicht nach dem Titel vermuthen möchte; die Tendenz der Judenfrage tritt wenigstens sehr in den Hintergrund vor den andern Interessen, sowol den historischen als den romantischen, zurück. Der Jude Willinger ist der Romanheld, der unter Napoleon's Herrschaft in der französischen Armee sein Glück gemacht hat. Er will ein christliches Fräulein heirathen die er liebt und von der er geliebt wird. Ein aufgeklärter Onkel des Mädchens beschützt und ermöglicht die Heirath. Da regen sich die Vorurtheile der adeligen Familie unter der Maske christlicher Bedenklichkeiten, die Glaubensansichten der jüdischen Mutter machen sich geltend; Intriguen werden angesponnen und die Braut stirbt ein Opfer derselben. Die Schilderungen der adeligen Familie sowie die der jüdischen sind nicht ganz ohne Parteilichkeit für die letztere. Das alte Junkerthum mit Standesvorurtheilen aller Art, mit Großthun, Verschwendungslust, mit gehaltlosen Jagdgesellschaften und oberflächlicher Weltbildung, muß sich manche Rüge gefallen lassen. Der Onkel, die einzige edle männliche Erscheinung in der Familie, hat die Ideen der Französischen Revolution sowol als die Ideen des Fortschritts aufgefaßt; er ist durch edle Entsagung der Wohlthäter seiner Familie geworden, und lebt für Kunst und Wissenschaft und für seine Nichte, die er in seinem Geist erzogen und gebildet hat. Diese Beiden passen wenig in den Familienhintergrund der ihnen vom Autor gegeben ward; sie stehen der Willinger'schen Familie von frankfurter Juden näher, welche das Volk der Intelligenz, dem sie angehören, nicht verleugnet. Sowol die Mutter, welche am alten Judenthum hängt, als die Tochter, welche sich dem neuen zuneigt, dessen Vertreter ihr Bräutigam und Gatte ist, sind anziehende Gestalten, und können als Typen gelten jenes Volks der alten und der neuen Ideen. Willinger, der Held selbst, erscheint ohne irgend einen jüdischen Charakterzug; daß er den Glauben seiner Väter nicht mit dem christlichen vertauschen will, müßte denn als ein solcher gelten. Er ist eine edle Erscheinung die sich ganz zum Helden eignet. Seine Dienstverhältnisse, die Zeit worin der Roman spielt, führen die lebendigsten Bilder des Kriegslebens, die bedeutendsten Persönlichkeiten, die wichtigsten Ereignisse der Geschichte vor: die Kaiserin Josephine im Augenblick ihrer innern Kämpfe während der Scheidungsunterhandlungen; Napoleon unter den von ihm selbst geschaffenen Königen; Talleyrand, der große Staatsmann, in freundschaftlichen Mittheilungen über Revolution und Kaiserzeit; Schlachten, sowol siegreiche als verlorene, Alles lebendig mit der Färbung der Wahrheit erzählt und aufgeführt. Die an geschichtlichen Wundern so reiche Napoleonische Zeit übt nicht umsonst ihren Einfluß auf die so gut eingeleiteten Romanbegebenheiten aus, sodaß das vorliegende Werk gewiß zahlreiche Leser finden und befriedigen wird.

5. Der Erbe von Killmarnock. Roman von Bertha Werder. Zwei Theile. Magdeburg, Baensch. 1850. 8. 3 Thlr.

Wir haben schon früher einen Roman der Verf. gelesen: „Altes Lieben, neues Hoffen", und erfreuen uns des vorliegenden als eines Fortschritts. Es ist ein Gesellschaftsroman von der lebendigsten Art, ein anmuthiges Gewebe von Liebesgeschichten in der großen und kleinen Welt. Böse und gute Menschen, geistreiche und geistlose, edle und gemeine bewegen sich in scheinbarer Verworrenheit durcheinander, bis alles Wirren sich löst und jeder das Seinige findet, seine Liebe, seine Stellung oder seinen Tod. Schottland, Deutschland, Frankreich, Spanien bieten abwechselnd den Schauplatz wo die Helden und Heldinnen des Romans sich finden, verlieren, suchen und wiederfinden, wo Intriguen angesponnen und vereitelt werden. Eine liebliche Elfenpoesie bildet den oft wiederkehrenden Traum eines jungen Mädchens spanischer Abkunft, welche den Roman als Kind beginnt und als Glanzpunkt desselben schließt. Die Verf. bekundet eine reiche Phantasie und eine nicht gewöhnliche Befähigung zur Schriftstellerin, welche dem vorliegenden Werke wol bald ein großes Publicum gewinnen wird. 12.

## Schauspielerprivilegien in Frankreich vor der Revolution von 1789.

Wol nur wenige der französischen Schauspielerinnen mögen wissen was sie Alles der Revolution von 1789 zu verdanken haben. Wie ganz Frankreich, so stand auch das Théâtre français vor derselben unter der Herrschaft des bon plaisir. Der erste Kammerherr des Königs regierte als Despot die Könige der Bühne, und die Monarchie des Marschalls Duras war ebenso gut bedient wie die Ludwig's XVI. Seinem Befehle gehorchte der Hoffecretair des Königs, der Generallieutenant der Polizei, die Polizeiinspectoren und unter der Hand das For-l'évêque. Der alte Marschall hielt seinen Staatsrath und seine Assisen in dem Boudoir der Frau Vestris, Rue de Condé, ab, und wehe dem Schauspieler oder der Schauspielerin die sich eine Unziemlichkeit, eine Weigerung oder sonst eine Ungebührlichkeit zuschuldenkommen ließ. Eine kleine Lettre de cachet ward vom Minister erbeten, dem Lieutenant der Polizei übergeben, durch einen Inspector in Vollzug gesetzt, und so der Kammerherr gerächt, oder seiner, vielleicht auch eines Andern Eitelkeit Genugthuung gegeben.

Um jedoch das Parterre, auf dessen Vergnügen man doch auch einigen Bedacht nehmen mußte, nicht unzufrieden zu machen, schickte der Kammerherr des Abends den Polizeiinspector des Quartier Monmartre in das For-l'évêque, um den Schauspieler oder die Schauspielerin die der Theaterzettel aufführte ins Theater bringen zu lassen. Der würdige Mann führte die Betroffenen dann in ihre Loge, wo sie sich ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht unter seiner Aufsicht ankleiden mußten, und folgte ihnen dann bis in die Coulissen, um darüber zu wachen daß weder das Publicum noch das Gefängniß zukurzkomme. Wenn aber die Fürsten und Fürstinnen unter dem Beifallssturme des Parterre abtraten nahm sie der galante Inspector wieder in Empfang, um sie mit aller Höflichkeit in ihr Gefängniß zurückzubringen.

Ein Beispiel wird am besten diese Theaterdictatur und die Wichtigkeit die ihr der Hof beilegte erkennen lassen.

Die Geschichte berichtet nicht durch welche Coulissensünde Frau Molé, die Gattin des berühmten Künstlers gleiches Namens, sich die Unzufriedenheit des ersten Kammerherrn, Herzogs von Villequier, zugezogen hatte, eines übrigens ziemlich bornirten, sonst aber ganz guten Mannes, dessen Sohn (der Herzog von Aumont) bekanntlich während der Restauration das bon plaisir bis auf die Kassen der Opéra comique ausdehnte. Kurz, Frau Molé ward, wie eben Andere auch, ins For-l'évêque gesperrt.

Am 22. Oct. 1778, wo der Hof in Marly war, schrieb Amelot, des Königs Hoffecretair, folgenden von diesem Orte datirten Brief an den Generallieutenant der Polizei, Lenoir:

„Mein Herr!

Ich habe angenommen daß Sie wie gewöhnlich einen Offizier beauftragen würden die Dame Molé, so oft sie zu spielen hat, aus dem For-l'évêque ins Theater zu bringen, um sie nach geendeter Vorstellung wieder mitfortzunehmen. Da aber der Befehl des Königs den ich Ihnen in Betreff dieser Schauspielerin heute morgen zustellte strenger ist als die gewöhnlichen durch die man Schauspieler strafen will, so könnten Sie glauben es sei ihr auch verboten zu spielen. Deshalb habe ich die Ehre Ihnen zu erklären daß sie in der gewöhnlichen Begleitung ausgehen darf um ihre Rolle darzustellen. Ich habe die Ehre u. s. w. Amelot."

Am folgenden Tage, 23. Oct., schrieb Hr. des Entelles aus Marly an den Lieutenant der Polizei:

„Mein Herr!

Der Herr Herzog von Villequier hat soeben in Betreff der Dame Molé neue Befehle erhalten. Se. Majestät wollen daß sie heute Abend nach dem Theater wieder ins For-l'évêque zurückgebracht werde, und es scheint daß sie bis morgen dort bleiben wird, wo Molé den Spieler gibt. Der König hat gesagt: wenn er gut spiele und sich an seine Gnade wende, solle er seine Frau wieder haben. Der Herr Herzog haben mich beauftragt Ihnen Dies zu melden, da er durch das Lever des Königs verhindert ist. Achtungsvoll u. s. w.

des Entelles."

Am 24. Oct. schickte Marais, Polizeiinspector des Quartier Montmartre, folgenden Rapport an den Generallieutenant:

„Mein Herr!

Nachdem ich Ihre Absichten hinsichtlich der Befehle die gegen Frau Molé erlassen sind erhalten hatte, habe ich den Schließer beauftragt, er möge Hrn. Molé, ihrem Gatten, erlauben die Nacht bei ihr zuzubringen, und ihn benachrichtigt daß sie nach Schluß des Theaters um 9 Uhr in das Gefängniß zurückkommen werde. Dies ist auch pünktlich geschehen, der Schließer hat mir darüber rapportirt. Marais."

An demselben Tage endlich erinnerte sich der König, da Molé wahrscheinlich gut gespielt hatte, seines Versprechens, und Hr. des Entelles schrieb an Hrn. Lenoir:

„Mein Herr!

Der Herr Herzog Villequier beauftragen mich mit der Ehre Sie zu bitten Frau Molé sofort aus dem For-l'évêque zu entlassen. Achtungsvoll des Entelles."

Das war das bon plaisir und die ernsten Beschäftigungen des damaligen Hofs, während ein Heer und eine Flotte in Amerika für die Unabhängigkeit kämpfte, und der Welt einen reichen, ergiebigen Ausgangspunkt eröffnete.

Zu derselben Zeit war ein Bruder Molé's Director des toulouser Theaters. Er spielte Könige und Tyrannen, aber herzlich schlecht. Als ihm das Zischen einmal zu arg wurde, ließ er dem Publicum seine schlechte Laune merken, und sofort schrie das ganze Parterre: „Auf die Knie!" Empört über diese Zumuthung ging der Director in die Coulissen, und der Vorhang mußte fallen. Des andern Tags versammelten sich die Studenten, tagten und beschlossen: solange sie keine Genugthuung erhielten, alle Zugänge zu dem Capitolplatze zu besetzen, und das Publicum zu verhindern ins Theater zu gehen. Acht Tage lang ward Dies glücklich durchgeführt. Da fühlte der Director als er seine Würde und seine Finanzen abwog die Nothwendigkeit nachzugeben. Er zog seinen schwarzen Rock an, gürtete den Degen um, nahm einen Flor, und ging im ceremoniösesten Costume nach der Aula, wo er demüthig gebeugt und entblößten Hauptes Verzeihung erbat und — erhielt.

Die Revolution hat beim allgemeinen Zusammensturz auch das For-l'évêque und das bon plaisir begraben. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 75. —— 28. März 1850.

## Die innere Mission.*)

### Ein offener Brief.

„Gott will es!“ So ertönte, mein Freund, auf weitem Blachfelde bei Clermont in Frankreich vor mehr als achthalb Jahrhunderten aus dem Munde von Millionen einstimmig der Ruf nach dem Morgenlande, und du weißt es was darauf erfolgte, wie es Jahrhunderte lang durch Europa flammte, und wie es am Ende doch hieß: Victrix causa Deis placuit, sed victa Catoni. Du hast Recht; die innere Mission, von welcher es jetzt in der protestantischen Kirche von Pol zu Pol widerhallt, kann durchaus, wie verworren auch und stürmisch noch tausend andere Schreckens- und Weckungsstimmen jetzt durcheinander kreischen, nicht ignorirt werden. Mich gemahnt der Ruf danach wie eine Erneuerung der in gleicher Weise poetischen und fanatischen Kreuzzugsbegeisterung, und denke ich mir den Wittenberger Kirchentag wie er in den Jahren 1848 und 1849 der Rede eines würdigen Nachfolgers des Peter von Amiens lauscht, und immer tiefer und tiefer in die Begeisterung hineingezogen wird, so kommt mir es ganz natürlich vor: es kann gar nicht anders sein; mit einem Munde brechen die Versammelten am Schlusse der mit allen Farben der Hölle und des Himmels malenden Rede in ein begeistertes: „Gott will es!“ aus. Sofort zieht der Bewohner des Rauhen Hauses, in die Fußstapfen seines Vorgängers im 11. Jahrhundert würdig tretend, durch alle Gauen Deutschlands; in neuen Lichtbrechungen flammt jetzt hier, jetzt da derselbe Blitz seiner Rede; das gern gehörte „Gott will es!“ wiederholt sich in tausendstimmigem Echo, und die Lawine der „innern Mission“ ballt sich im Fortwälzen zu immer größerer Masse.

Ein sprechendes Zeugniß für die Wahrheit des Gesagten ist die in der Anmerkung genannte Schrift des rastlosen Wichern. Im ersten Jahresdrittel ist in einer Zeit in welcher die sichersten Buchhändlerunternehmungen noch im Hafen auf den Grund segeln die erste Auflage derselben vergriffen, und es muß ein zweiter unveränderter Abdruck veranstaltet werden. Vielleicht in dem Augenblicke in welchem ich dir schreibe muß man zum vierten Abdruck verschreiten. Es ist nicht zu zweifeln daß der Absatz nach den Geschwindigkeitsverhältnissen der fallenden Körper sich steigern muß. Und so gestaltet sich dies Buch schon selbst zu einem Glück verheißenden Anfange der innern Mission, bei dem man eigentlich Nichts weiter zu thun haben sollte als in die Welt, die eigentlich erst erfahren will um was es sich handelt, hinauszurufen: „Kommt her und seht selbst.“

Ich könnte darum, ich sollte wol gar, indem ich dir meine Ansicht von der innern Mission darlegen will, von allem weitern Eingehen in die Wichern'sche Schrift absehen; es kann kaum anders sein, bei dem allgemeinen Schneefall mit welchem dies Buch in die protestantische Welt hereingeschneit wird muß eine Flocke auch zu dir gekommen sein. Indeß ich brauche zu meiner Kritik der innern Mission eine feste Unterlage; dafür paßt mir die erste Centraloffenbarung der Mission wie sie von Wichern gegeben worden ist am besten; und so mußt du dir schon gefallen lassen daß ich möglichst pragmatisch aus Wichern heraus die neue Pflanze skelettire, und eben an seiner Denkschrift nach besten Kräften meine Hoffnungen und Erwartungen von Blüte und Frucht des wunderlichen Gewächses aufzuzeigen versuche.

Nachdem die innere Mission, kaum noch zum Namen sich erhebend, schon sporadisch in „Rauhen Häusern“, „Rettungshäusern“, „Frauenvereinen“, „Pastoral-Gehülfenanstalten“, „Gesellenvereinen“, „evangelischen und kirchlichen Vereinen und Conferenzen“ u. s. w. ihre Keime und Sprossen innerhalb und außerhalb Deutschlands getrieben hatte, sammelte zuerst der Wittenberger Kirchentag im September 1848 die einzelnen Radien in einem Centralbrennpunkt, gründete einen Centralausschuß, und Wichern erhielt den Auftrag in einer Denkschrift an die deutsche Nation Bedürfniß, Zweck und Mittel der innern Mission darzulegen. Der zweite Kirchentag in dem Herbst des Jahres, 1849 vor dessen Eintritte die beschlossene Denkschrift schon erschienen war, sah den „ersten Congreß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche“; allein das verheißene Heft das über die Verhandlungen desselben berichten soll

*) Vergl. hierzu: Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation im Auftrage des Centralausschusses für die innere Mission verfaßt von J. H. Wichern. Zweite Auflage. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. Lex.-8. 22½ Ngr.

ist mir wenigstens noch nicht zu Gesichte gekommen. Ob es schon wirklich da ist, kann ich also nicht sagen, noch weniger aus ihm referiren. Wenngleich Wichern in anzuerkennender Bescheidenheit in der Vorrede bemerkt „daß für das Einzelne nicht der Centralausschuß, sondern allein der Verf. in Anspruch zu nehmen sein wird", so erklärt er doch auch hinwiederum mit Fug und Recht (S. 3) daß die Denkschrift „speciell den Standpunkt des Centralausschusses im Auge behalten" werde, und so bin ich in meinem guten Rechte wenn ich die Denkschrift als Officialschrift, als Urkunde und authentisches Geburtszeugniß der innern Mission gelten lasse.

Nach meiner Uebersicht der Denkschrift zerfällt sie ihrem materiellen Inhalte nach in zwei Hauptpartien, deren erste ein schaudererregendes Bild des Schauplatzes entwirft auf welchem die innere Mission ihre Thätigkeit entfalten soll, die zweite aber die Mittel und Wege nach Intensität und Extensität aufzeigt durch welche die Wüste cultivirt und das überflutete Land den verheerenden Wellen abgewonnen werden soll. Ob es nun nicht hierbei den Paladinen der innern Mission zum Theil wenigstens so ergeht daß sie den Feind erst selbst sich schaffen, gegen den sie dann ihre Angriffspläne um so zuversichtlicher einrichten können, je mehr es in ihrer Macht steht Stellung und Stärke desselben genau zu bestimmen? Oder — du kennst mich daß ich nur zu gern die mildeste Seite an den Dingen aufzufassen geneigt bin — ob nicht doch die innere Mission, wie sie hier auftritt, im gerechten Schrecken über die Gräuel der Zeit sich nicht zu fassen weiß, darüber in den Zeitfehler des Centralisirens und Idealisirens verfällt, und indem sie Alles als verloren und unterwühlt bezeichnet, doch auch wiederum Alles als zur Hülfe und Rettung bereit und geschickt ansieht, und darum zur Thätigkeit aufruft, ohne zu bedenken daß Das nicht viel Anderes ist als den Teufel mit Beelzebub austreiben wollen? Ich meine, es ist eine Hauptverirrung unserer Zeit daß man jede besondere Verwirrung zu einer allgemeinen macht, und zugleich sich einbildet mit keinen andern Mitteln als seinen allgemeinsten und centralsten Reagentien helfen zu können — der schlagendste Ausdruck jener Fassungslosigkeit die über dem Schrecken des Augenblicks den Kopf verliert, und bei einer brennenden Esse sofort Generalmarsch schlagen und mit allen Glocken Sturm lauten läßt, der von Thurm zu Thurm sich weiter fortpflanzt, und zuletzt die ganze Gegend in Bewegung bringt! Selbst einem „sittlichen Massenverderben" (S. 14), wenn es ein solches wirklich gäbe, würde mit einer Massenmission nicht begegnet werden können. Es gibt nichts Ungelenkeres als eine Masse wo sie helfen soll, und die eine Hälfte ist immer in müßigem Anstaunen — Das ist der günstigste Fall — begriffen, während die andere sich fruchtlos abmüht jene zu ordnen und zur geregelten, selbstkräftigen Thätigkeit zu führen. Aber wenn nun etwa von einem sittlichen Massenverderben gar nicht die Rede sein könnte, wäre es nicht zwiefach vergeblich Massendemonstrationen dagegen aufzurufen? Du siehst, mein Freund, ich gehe mit manchen Bedenken an die gewiß sehr gutgemeinte Sache; ob du sie jetzt schon theilst, weiß ich nicht. Ich bin sogar gefaßt darauf daß man meine Rede von der Hauptverirrung unserer Zeit für etwas leichtsinnig halten wird. Dennoch nähme ich kein Jota zurück. Ach wenn man doch nur allen den brennenden Köpfen unserer Tage ein recht kräftiges: Quo ruitis? zurufen könnte. Nur — Besonnenheit! Besonnenheit!

Was Wichern über den Grund und das Ziel der Missionsthätigkeit (S. 3) sagt: daß jener im Glauben an den erlösenden Christus wurzelt, und dieses die aus der Sünde und ihren Folgen hervorgehenden einzelnen Nothstände der Menschen durch das Wort Christi und die Handreichung brüderlicher Liebe zu heben sucht, darüber kann ich mich leicht und ohne sonderliche Beschränkung mit ihm verständigen, und ich zweifle nicht an deiner Zustimmung. Den dunkelsten Schatten gegenüber tritt das Licht in seine vollste Verklärung, und gewiß, in dem nächtlichen Gegensatz einer schamlosen Verhöhnung alles Heiligen und Sittlichen, einer mit seltener Frechheit versuchten totalen Umkehrung aller ethischen und dogmatischen Grundlagen des Lebens, wie wir ihn, als das Resultat vieljähriger Vorbereitung, in der neuesten Zeit zur Erfüllung kommen sahen, hat offenbar schon jetzt die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit einer auf Glauben und Gewissen basirten Lebensrichtung im Volllichte sich gezeigt. Diejenigen abgerechnet welche, weil entweder Leidenschaft oder geistige Unmündigkeit, oder überhaupt allgemeine Blasirtheit ihre Augen getrübt hat, nicht sehen, so hat sich vor jedem Andern in den Brandfackeln, die mit fast lächerlicher Unverschämtheit in Alles was irgend als heilig und ehrwürdig galt von den Männern des souverainen Unverstandes geschleudert wurden, mit einem wahren Schrecken der schauerliche, nächtliche Abgrund aufgethan zu welchem die Erde sich aushöhlt ohne die Sterne des Himmels; ja deutlicher, voller als jemals wird es da wo von Erkennen überhaupt die Rede ist erkannt daß nur dem wahren, lebendigen „Trachten nach dem Reiche Gottes" alles Andere in rechter Fülle zufallen kann. Wir zweifeln darum allerdings keinen Augenblick daran daß der rechte Menschenfreund in allen Lebensbeziehungen und Verhältnissen die Aufgabe als die unerlaßlichste für besonderes und allgemeines Wohlbefinden anerkennen müsse, dem Leben in der Beziehung zu Gott und dem göttlichen Gesetze wie den rechten Gehalt so den dauerndsten Bestand zu versichern.

Daß aber bei solcher Anerkennung des Bedürfnisses eben jetzt der Mission, wenn sie dieser Aufgabe sich zuwendet, ein großes, weites Feld der Thätigkeit geöffnet sei, auch darüber möchte ich mit Niemandem streiten. Je größer die Noth, desto lauter der Ruf nach Hülfe, desto sicherer und umfänglicher aber auch die Gelegenheit Liebe zu beweisen und sie durch helfende Hände zu bethätigen. Der kann unmöglich ein klares Bild von der religiös-sittlichen Entartung unsers Geschlechts und ihrer Bedeutung in der Seele tragen der sich nicht berufen

fühlt ihr als der einzigen bösen Wurzel alles Unheils in der Welt mit den ihm zugebotestehenden Mitteln entgegenzutreten. Und wahrlich, eben jetzt tritt jene Entartung kolossal genug auf um in demselben Verhältnisse dem Menschenfreunde Auffoderung und Gelegenheit zu Thaten der Liebe und Hülfe zu bieten. Freilich kommt hierbei Alles auf die Beantwortung der beiden Fragen an, deren Beantwortung ich schon vorhin als den eigentlichen Inhalt der Denkschrift bezeichnete: 1) Nach welchem Maße ist die Noth der Gegenwart zu messen, in welche Grenzen ist sie einzuschließen, damit ihr Umfang richtig geschätzt werde? 2) Mit welchen Mitteln muß der Feind angegriffen werden wenn Hoffnung sein soll ihn zu besiegen?

In Beantwortung der ersten Frage rollt die Denkschrift ein schaudervolles Gemälde vor unsern Blicken auf, und spricht allerdings zuerst von innern Grenzlinien und sodann von geographischen, jene auf dem Gebiete des Staats, der Kirche, der allgemeinen Sittlichkeit und der socialen Verhältnisse aufsuchend, diese über das Vaterland, ja über den Continent, ins Transatlantische hinausversetzend, in beider Beziehung recht schwarz malend und die grellsten, schreiendsten Farben wählend. Wie ihre geographische Grenzbestimmung eine sehr maßlose und grenzenlose ist — denn wenn man die ganze Erde nimmt, braucht von Grenzen auf ihr nicht weiter die Rede zu sein —, so, fürchte ich, hat sie auch nach innen in den einzelnen Gebieten so alle Grenzen aufgehoben, oder vielmehr sie so in das Unendliche hinausgerückt daß nach ihr auch gar nichts Gesundes an keiner Stelle mehr anzutreffen ist, und das Verderben nicht blos Haupt und Glieder ergriffen, sondern auch von beiden vollständigen Besitz genommen hat. Ich erkenne gar wohl ein großes Verderben, ein schweres Erkranktsein, zu dem seit langem schon die Vorbereitung gemacht worden ist, in allen Lebensbranchen unserer Zeit an. Aber ich halte Nichts für bedenklicher als ein Ueberschätzen des wirklich Vorhandenen. Findet man hier die Grenze nur im Unbegrenzten, d. h. ist die Fäulniß in alle Theile und Glieder durchgedrungen, sodaß auch die letzte Faser dem Verderben verfallen ist, dann ist Rettung überhaupt unmöglich; die Auflösung ist potentialiter schon vorhanden, und wird bald genug auch in der Wirklichkeit nachfolgen; selbst der Kampf, zu ihrer Beseitigung unternommen, muß ihre Erfüllung nur beschleunigen. Hat man aber auch nur im Einzelnen übertrieben oder überhaupt das wirkliche Maß im Allgemeinen überboten, so wird man in dem Grade in welchem die Uebertreibung geschehen ist seine Stellung zur Zeit verrücken, und die Verwirrung statt zu lösen vermehren. Alles kommt hiernach meines Bedünkens auf eine genaue, wahrhafte Grenzbestimmung an, bei welcher weder zu wenig noch zu viel gethan wird, und wir müssen darum vor allen Dingen in diesem Punkte der Denkschrift mit der größten Aufmerksamkeit folgen, damit wir ebenso wol selbst vor Täuschung bewahrt werden als gegen jene volle Gerechtigkeit üben.

Ich weiß es noch nicht so recht herauszufinden worin es liegt daß ich meistens in den einzelnen Ausführungen über dies oder jenes geistige Zeitübel der Denkschrift beistimmen muß, im Ganzen aber das Gefühl nicht loswerden kann es sei Vieles übertrieben, es sei das hier gegebene Zeitgemälde viel zu dunkel gehalten. Ich vermuthe, Vieles hängt dabei von der unseligen Neigung unserer Aera Alles zu generalisiren ab, während Besonnenheit und Redlichkeit doch zu aller Zeit fodern daß man so concret und speciell als es nur immer möglich ist sein solle. Ich bin fest entschlossen dem neuen Kreuzprediger, indem ich ihm zum Einzelnen folge, Nichts durchschlüpfen zu lassen.

Auf dem Staatsgebiete ist es zuerst die Revolution die in den Vordergrund der Missionsobjecte gestellt worden ist (S. 34 fg.), und ich erkenne den genauen Zusammenhang zwischen der Revolution und der Lossagung von allem Göttlichen, die bis zum Atheismus, ja Satanismus gesteigert wird, an, sowie ich allerdings auch in der Revolution ein recht sehr bedenkliches Krankheitssymptom der Gegenwart erblicke. Aber wenn es doch nur dem Sprecher des Centralausschusses hier wo er die Grenze bestimmen will gefallen hätte mit einiger Genauigkeit die Revolution der Gegenwart nach ihrem Umfang und ihrer innern Bedeutung zu zeichnen. Ich will nicht Vollständigkeit, aber statt des Nebelbildes das er hinstellt wenigstens einige scharfe Umrisse, um den Feind der bekämpft werden soll genau in das Auge fassen zu können. Ist denn die Revolution wirklich so allgemein schon geworden wie man nach dem hier erhobenen Hülfgeschrei vermuthen sollte? Ist sie in England, in Spanien und Portugal, in Skandinavien, in Rußland, in der Türkei, in dem länderreichen Asien, in Afrika, in Amerika, in Oceanien schon ausgebrochen? Ist ihr dermaliger Herd im Verhältniß zum Ganzen genau genommen größer als der Krater des Vesuvs im Verhältniß etwa zum Königreiche Neapel? Oder soll es so gar viel ausmachen daß die Völker gerade die in ihrer Klugheit ergraut sind angefangen haben vor Alter schwach zu werden? Wie wenig aber kennt man den innern Gehalt unserer Revolution, wenn man meint ihn mit allgemeiner Hinweisung auf einige „bloßgelegte Thatsachen" und die „Lästerreden der Helden des Tags" (S. 35) schon vollständig charakterisirt zu haben! Es muß in dieser Hinsicht erörtert werden wie tief die Revolution in die Gesammtheit der ergriffenen Völker eingedrungen ist, um sich es zum Bewußtsein zu bringen daß die eigentlichen Träger derselben stets nur eine kleine Schar ausmachen, die große Masse nur vorübergehend von ihrem Sturm bewegt werden kann, immer aber das eine mal früher, das andere mal später, nach vorübergegangenem Orkane die ewigen Sterne wieder neugewaschen aus der Nacht auferstehen. Ich denke, wenn man sein allgemeines Wehklagen mehr zu mäßigen wüßte, und dafür recht sorgfältig im Einzelnen erörterte welche Beschaffenheit es mit der Revolution hat, man würde nicht nur besonnene Fassung erreichbarer finden, sondern

auch nun erst in dem Stande sich sehen die rechten Mittel und jedenfalls andere als die in jener erschrockenen Verzweiflung ergriffenen gegen das Uebel zur Anwendung zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

**Mesnewi oder Doppelverse des Scheikh Mewlânâ Dschelâl-ed-dîn Rûmî. Aus dem Persischen übertragen von Georg Rosen. Leipzig, Vogel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.**

Endlich einmal erhalten wir dieses in dem ganzen mohammedanischen Orient berühmte und gepriesene mystische Gedicht in einer poetisch wie wissenschaftlich gleich werthvollen Uebersetzung. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte Ref. über den Werth dieses gewiß vielen Lesern d. Bl. wenigstens dem Namen nach bekannten sufischen Meisterwerkes, des „mystischen Evangeliums der Perser", bei denen es fast in ebenso hohem Ansehen steht wie der Koran, und in deren Munde heute noch die Verse dieses 600 Jahre alten Gedichts fortleben, viele Worte verlieren. „Sieht doch in ihm der gebildete Morgenländer die höchste Vollendung eines Erbauungsbuches, ein Werk dessen Aufnahme in Geist, in Herz ihn sicher der Seligkeit wie er sie daraus verstehen lernt entgegenführt, ein alles Aehnliche an religiöser Beschaulichkeit und Innigkeit weit hinter sich zurücklassendes Erzeugniß höherer Geistesweihe."

Den Inhalt des in der Rosen'schen Uebersetzung vorliegenden Theils des „Mesnewi" in kurzen Sätzen anzugeben, dürfte ohne völlige Verwässerung dieser mystischen Poesie sehr schwer, wo nicht gar unmöglich sein, da dasselbe nicht in systematischer Weise diese transscendenten Lehren behandelt, sondern in einzelnen Gedichten und Erzählungen mit oft mehr praktischer Tendenz das ganze Lehrgebäude dem Verständniß näherbringt.

Das Gedicht beginnt mit einer poetisch meisterhaft dargestellten Klage der Flöte, welche ihre gewaltsame Trennung von dem rohrbewachsenen Weiher beweint. Alle ihre Laute sind Klage — und so ist sie das Bild des gotterleuchteten Menschen, dessen Leben auch nur eine Klage sein soll, eine Klage über seine Trennung von der Gottheit, über die Sonderung des Theils von dem Ganzen (der Gottheit), nach dem er sich zurücksehnt, bis die als Krankheit und Sünde geltende Individualität vernichtet und der reine Geist in die große Einheit resorbirt worden ist. Auf dieser pantheistischen Lehre beruht alle Mystik, und aus ihr zweigen sich alle in dem weitern Verlaufe des „Mesnewi" dem Verständniß nähergebrachten theoretischen wie praktischen Lehren des Sufismus ab, deren Darstellung in dieser wie in andern mystischen Schriften in ein so mannichfaches, aber meist durch und durch poetisches Gewand gekleidet ist.

Je kühner und dichterischer diese sufische Speculation nun wird, oder je sinnlicher das Gewand ist in welches sie sich hüllt, desto weiter entfernt sie sich auch von dem Islam, dessen ganzen Glaubensinhalt sie darzustellen dennoch vorgibt, desto schwerer ist es einen bestimmten Zusammenhang zwischen ihr und der positiven Religion an die sie sich lehnt nachzuweisen, und die in oft ganz concreten, scheinbar nur auf rein natürliche Verhältnisse passenden Bildern dargestellten religiös-sittlichen Ideen zu erkennen. Der geistvolle Uebersetzer hat diese Schwierigkeit überwunden, und in den seiner Uebersetzung untergelegten Anmerkungen jenen Nachweis geliefert, welcher für Alle die sich für das geschichtlich so wichtige religiöse Phänomen des Islam, und die an ihn sich lehnenden philosophisch-theologischen Systeme interessiren sehr willkommen sein wird, und für die Erkenntniß des Sufismus, seiner Ideen wie seiner bildlichen Sprache von der größten Bedeutung ist.

Die außerordentlich gelungene Nachbildung des vielfache Schwierigkeiten bietenden persischen Originals gewinnt dadurch zugleich an wissenschaftlichem Werth, wie an praktischer Bedeutung für Solche welche, ohne Kenner morgenländischen Lebens und Wissens zu sein, das berühmte „Mesnewi" lesen und seinen großen Tiefen nach verstehen wollen, und wird sicher für diesen Zweig orientalischer Wissenschaft unter den Laien viele Freunde werben. 18.

## Miscellen.

### Inscripte in Handschriften.

Sehr häufig finden sich in alten Handschriften, namentlich aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, am Schlusse derselben Inscripte von den Händen der Abschreiber, in welchen sie sich Glück wünschen zur Vollendung ihrer sauern Arbeit, den dabei ihnen zutheilgewordenen Beistand Gottes oder des Heilandes, der Maria oder irgend eines Heiligen anerkennen und rühmen, das Buch wol auch den es Gebrauchenden zur Schonung empfehlen, diebischen oder es beschmuzenden Händen alles mögliche Böse wünschen u. dergl. m. Nach der Sitte der damaligen Zeit wurden solche Einzeichnungen in der Regel in lateinische Hexameter eingekleidet, oft bestanden sie auch aus irgend einem Wortspiele, einem Kunststücke, wie sie die damalige Zeit besonders liebte. In dem „Serapeum" von Naumann theilt der Chorherr Zeibig eine Aehrenlese solcher Einzeichnungen aus den Handschriften der Stiftsbibliothek zu Kloster-Neuburg mit, die manches Artige enthalten. Eine z. B. lautet ganz kurz:

Hoc opus exegi, pennas sepissime fregi.

Der Mann hätte mit unsern Stahlfedern am Ende gar Nichts zustandegebracht. In einer andern steht:

Dentur pro penna scriptori coelica regna!

Aber in einer andern kommt auch die frivole Variante vor:

Detur pro penna scriptori pulchra puella.

Eine Spielerei mit dem Wörtlein Vae! — aber immer Ve geschrieben — lautet also:

Ve mihi nascenti, ve nato, ve morienti.
Ve mihi, quod sine ve non vivit filius Eve.
Vivere si sine ve vis cum sis filius Eve,
Funde frequenter Ave Maria, quod liberat a ve.

In des „Honorii imago mundi" steht:

Cernite, mergite, pergite, tergite, vergite fortes
Cernere, mergere, pergere, tergere, vergere mortes
Cerno, mergo, pergo, tergo, vergoque sterno
Surgite, currite, flectite, nectite, gurgite fratres.
Ludite, cudite, vadite, tradite, trudite patres.

### Probatum est.

Der Dichter Euricius Cordus verordnete einem Freunde dem im Sommer lästige Bettgenossen den Schlaf verkümmerten folgendes Recipe:

Ne te nocturni pulices pecudesque fatigent,
Hunc exorcismum, candide lector, habe:
„Manstula, Correbo, Budigosma, Tarantula, Calpe,
Thymmula, Dinari, Golba, Cadura, Trepon."
Hos novies lectum scansurus concine versus
Tresque meri calices ebibe quaque vice.

Dieses Mittel kann nicht ohne die heilsamste Wirkung bleiben. Thut's nicht das barbarische, eine gute Aufgabe für das Gedächtniß bildende Distichon, das der Besprechung beigeordnete Weinquantum hilft gewiß unfehlbar. Neun mal muß der Doppelvers vor dem Bettsprung hergesagt werden; dazu jedesmal drei Becher Wein, macht 27 Becher — und man kann darauf wetten daß bei gewissenhaftem Gebrauche eine complete Unempfindlichkeit gegen alle Bisse und Stiche auf die Dauer einer Nacht eintritt. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 76. —— 29. März 1850.


## Die innere Mission.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Nächst der Revolution wird der Zustand der gestraften Verbrecher (S. 37) als Pestbeule der Gegenwart angeführt, welche die Mission zu beseitigen habe. Aber auch hier, meine ich, ist die Sache damit nicht abgethan daß man so allgemein hinspricht: „Jährlich ziehen Tausende von Verbrechern oder Züchtlingen aus den Gefängnissen in die Freiheit zurück; nur selten ist Einer durch Buße gestärkt zur Umkehr" (S. 46). Es ist ein schwieriger Punkt über Bedeutung und Zweck und Einrichtung der Gefängnisse in das Klare zu kommen. Aber eine treue, gewissenhafte Erforschung des Einzelnen kann hier allein in den Stand setzen wahrhaft nützlich zu werden, und wird jedenfalls eine viel gerechtere Würdigung des eigentlichen Standes der Dinge zum Ergebnisse haben.

Auf dem kirchlichen Gebiete fehlt es der Denkschrift ebenfalls nicht an einem Genrebilde (S. 48 fg.) das nur Schatten malt, und jeden Lichtstrahl, der wo andersher als von der innern Mission kommen soll, abzuwehren weiß; aber so bereitwillig ich alle einzelnen Thatsachen von Unkirchlichkeit, Verwilderung des Proletariats, Verthierung u. s. w., die aufgezählt werden, zugeben will, darf man behaupten: daß die Zeichnung wahr sei wenn sie nicht auch dem vorhandenen Guten gerecht wird? Ja und dabei möchte ich wol fragen: wie es möglich sein werde daß die innere Mission Organe für ihre Wirksamkeit finden soll, wenn das Verderben in der That so groß und so allgemein ist wie sie behauptet? Möge man doch nicht erst verzweifeln zu müssen glauben ehe man nach Rettung sich umsehen will. Es dürfte mit der letztern alsdann in der Regel zu spät sein. Ja wol ist in Völkern der Cultur Unkirchlichkeit, Glaubenslosigkeit und die unausbleibliche Frucht beider, Sittenlosigkeit, hochgestiegen; ja wol ist mit der Größe unserer Städte auch die Verworfenheit und Schlechtigkeit des Proletariats in den obern wie in den untern Schichten der Gesellschaft verhältnißmäßig gewachsen. Allein eine gerechte Würdigung geht vorerst von dem Glauben an die diamantene Dauer und Festigkeit der sittlichen Weltgrundlage aus, und sodann übersieht sie dabei nie daß neben den großen Schatten auch viele Lichter sind. Dem Schmuz der Cloake stellt sie das Gold der Unschuld und der Treue gegenüber, und indem sie so auf das umsichtigste specialisirt, lernt sie die Sphäre in der sie ihre Liebesbäume pflanzen will nach ihrer wahren Beschaffenheit kennen. Warum, wie es die Denkschrift thut, die großen Parochien von 6000, 12,000, 30,000 Seelen anführen, und nicht erwähnen daß die Zahl solcher noch viel größer ist in welchen ein richtiges Verhältniß zwischen dem Seelsorger und seinen Pflegbefohlenen schon seit Jahrhunderten stattfindet? Wenn nur immer in ihnen die rechten Seelsorger und die empfänglichen Gemeinden zu finden wären! Warum gleich das Kind mit dem Bade ausschütten und ein Ziel sich setzen das nie erreicht werden kann, wenn man „dahin wirken will daß zuletzt im Umkreis der evangelischen Kirche kein Glied mehr sei das nicht das Wort Gottes in rechter Weise hörte" u. s. w. (S. 52).

Wer die Sehne zu straff spannt überschießt das Ziel, und diese Unklugheit gebe ich dem Verf. der Denkschrift auf den Kopf schuld wenn er das innere sittliche Gebiet von S. 101 an nur von seiner Nacht- und Schattenseite zeichnet, und jeden Lichtstrahl mit großer Sorgfalt abzuwehren bemüht ist; von S. 107 an aber den Leser in die socialen Verhältnisse, die den Einzelnen im Volke als solchen bezeichnen, einführt, um ihn auch da Nichts als Finsterniß und Unheil sehen zu lassen. Es ist gewiß, die Familie ist in tausend und aber tausend Fällen verfault, auf den Höhen der Gesellschaft so gut wie in ihren Morästen und Sümpfen; aber steht nicht immer in einer noch weit größern Anzahl die Menge unbescholtener und christlicher Familien gegenüber? Und ist der Unterschied zwischen jetzt und sonst, wo es an einem versunkenen Proletariat niemals gefehlt hat, in dieser Hinsicht, unbefangen angesehen, wol ein anderer als ein Quantitätsunterschied? — mag es sein, ein Unterschied zwischen der Wurzel und dem Würfel? — Wir gehen weiter! Der Einfluß des Communismus (S. 112) ist der eines giftigen Schwadens, schwere Zerrüttung in alle Lebensverhältnisse tragend. Aber sollen wir nicht zugleich ihm und seinen Verheerungen gegenüber auch die gesunden Elemente im Auge behalten, die nun und nimmermehr seinem miasmatischen Einflusse verfallen, und ebenso sicher und un-

verletzt durch alle Gefahren der Ansteckung hindurch den frischen Stamm retten werden, wie bis daher das Menschengeschlecht noch bei allen Verheerungen der Pest und Cholera erhalten worden ist? In den deutschen Handwerkergesellen, deren Masse allerdings bedeutend und als in stetem Flusse und fortgehender Wanderung begriffen für die Ansteckung vorzüglich empfänglich ist, in den allerdings mehr an die Scholle gefesselten, zugleich aber in eine Art Leibeigenschaft des Capitals gerathenen Fabrikarbeitern, in Dienstboten und andern nichtzünftigen Arbeitern, z. B. bei Eisenbahnen und Kanälen, hat, wie ich gar nicht in Abrede stellen kann, die unheilvolle Saat des Communismus und Socialismus einen fruchtbaren Boden gefunden, und es ist in diesen Regionen des „natürlichen" Menschen der rohesten Gott- und Sittenlosigkeit Raum gegeben wie kaum anderwärts, sodaß ich Dem was die Denkschrift über die Scheußlichkeiten der Schweizer-Clubs und ihren Einfluß auf die Deutschen in der Schweiz, und ganz besonders der französischen Schweiz, von S. 168 an in einzelnen Thatsachen und Beispielen mittheilt, unbedenklich ebenso den vollsten Glauben schenke wie ich der sittlichen Beurtheilung desselben vollkommen beistimme. Gleichwol müßte es schlechthin zum Verzweifeln, zum Aufgeben aller und jeder Hoffnung, vor Allem der einer Wirksamkeit durch innere Mission führen, wenn wirklich die ganzen Massen dieser einzelnen socialen Schichten so durch und durch und in allen ihren einzelnen Gliedern vergiftet, und dem Satanismus verfallen sein sollten wie es nach der Denkschrift den Anschein hat. Ich kann deshalb nicht anders: ich muß glauben der Eifer, der bis zur Leidenschaft gesteigerte Schmerz und Kummer über die Gefahren der Gegenwart hat den geistigen Blick des leicht erregbaren Wichern getrübt, daß er nicht daran denkt wie zwischen den rohen Aeußerungen einer dem Naturzustande noch verfallenen und den abgeglätteten Zweideutigkeiten einer durch die Cultur hindurchgeleiteten Menschenclasse, ethisch gewessen, gar wenig Unterschied; daß er nicht daran denkt unter den Hunderttausenden die er vorsichsieht seien am Ende nur sehr Wenige die einzeln genommen nicht sofort von den zur Schau getragenen Principien sich lossagen, und nur in der Masse könne der Föhn der zum Theil selbst getäuschten, zum Theil absichtlich täuschenden Führer einigen Eindruck machen, der aber ebenso schnell wieder verschwindet wie die erregte Brandung des Oceans wenn der Sturm vorüber ist; daß er nicht daran denkt auch vor Jahrhunderten schon waren die fahrenden Scholastici und Handwerksburschen die bewegliche Welle, von der wenig Gutes, aber desto mehr Schlimmes aus Ländern in Länder fortgetragen wurde; und, wenn die Wanderschaft beendigt ist, ist vielleicht in unsern Tagen verhältnißmäßig von den Heimkehrenden eine größere Anzahl verdorben und der modernen Zunft der heil- und rettungslosen Bummler verfallen als sonst: aber die Zahl Derer doch auch groß, sehr groß, die frische und tüchtige Glieder der Gesellschaft abgeben und in ihr eine bleibende Stätte mit Ehren finden, unter ihnen aber sogar nicht Wenige die, geheilt von Wahn und Unglauben, mit neuer Liebe den verlassenen Heiligthümern sich wieder zuwenden.

Man sollte wol glauben die innere Mission müsse mehr als sie bewältigen könne schon im Vaterlande, und wenn dies auch noch bestimmter nur auf das evangelische beschränkt wird, zu thun finden, dafern der verheerende Brand zu solcher Höhe und Allgemeinheit gestiegen ist wie ihr beredter Prediger in erschütternder Farbengebung verkündigt hat. Dennoch geht die Denkschrift noch über die Grenzen des evangelischen Deutschlands hinaus, und redet nicht nur von einer deutschen Diaspora in Europa (S. 160 fg.), sondern auch noch von dem helfenden Arm welchen die innere Mission über den Atlantischen Ocean hinüber den deutschen Brüdern die dem Leben aus Gott verlorenzugehen drohen (S. 182 fg.) reichen soll. Sie führt uns in Europa nach Frankreich (S. 161), wo die Anzahl der deutschen Protestanten sehr groß, ihre geistige Pflege aber eine sehr precaire ist; dann in die Schweiz (S. 168), wohin nicht blos Vertriebene aus Deutschland, sondern neben ihnen noch ganze Scharen wandernder Landsleute kommen, aber da allerdings einen Herd des Radicalismus finden wie sonst nirgend auf der Erde, auch in Amerika nicht; weiter nach England (S. 177), und unterläßt nicht Blicke nach Rußland, Italien, Spanien und in die Türkei zu thun, um überall Nichts als Wunden und Eiterbeulen und hoffnungslose Zustände aufzuzeigen. Jenseit des Meers aber wendet sie ihr weitherziges Mitleiden besonders den Auswanderern zu, und zwar sowol „den Auswandernden bis zur Einschiffung" als den „Ausgewanderten in ihrem neuen Vaterlande" (S. 186 fg.), und kann sich mit Recht darüber nicht trösten daß unsere Uebersiedler ohne die Begleitung der christlichen Kirche und Schule bis daher in der Hauptsache haben fortziehen müssen. Wie viel Wahres und Treffendes über Versunken- und Verlorensein der vom Mutterlande Getrennten erfahren wir da! Aber freilich am Ende doch kaum soviel als uns über den bildenden Einfluß der Fremde und der neuen Heimat für den inwendigen Menschen verschwiegen wird. Und, ich wiederhole: wo soviel im evangelischen Vaterlande brennt, wer kann da an das Löschen außerhalb des Vaterlandes mit der vollen Andacht denken?

Ich habe dich in dem Gebiete das die Denkschrift für die innere Mission abgegrenzt und charakterisirt hat herumgeführt, und sind die Dämpfer die ich den einzelnen Tonstücken aufzusetzen mich veranlaßt gefunden habe nicht aus der Luft gegriffen, so sind die Uebel gegen welche die Hülfe aufgerufen wird ohne allen Zweifel in einer Einseitigkeit von unserm Kreuzprediger aufgefaßt worden die unmöglich die rechte Prognose für die gesuchte Heilung vermitteln kann. Ich kann mir nicht helfen, ich muß es frei heraussagen: die erste Frage nach der geistigen Noth der Gegenwart und ihrer Umgrenzung und specifischen Beschaffenheit fassen die Herolde der innern Mission durchaus nicht umsichtig, des-

halb nicht bestimmt und allseitig genug auf, und somit sind sie unvermerkt in ein Generalisiren und Universalisiren des Zeitcharakters hineingerathen, wobei Alles in ein allgemeines rothes Meer der Sünde und Schuld und Verdorbenheit zusammenfließt, die Noth der Zeit nur als ein einziges großes Abstractum hingestellt, die Möglichkeit aber, die Individualitäten aus welchen das Ganze besteht, und in deren Heilung zugleich die Heilung dieses einzig und allein gegeben ist, zu unterscheiden und in ihrer Geschiedenheit hinzustellen, um wie den Einzelnen so Allen gerechtzuwerden, geradezu und gleich im voraus weggenommen wird. Wie ich schon oben andeutete: Man hat im Himblick auf die Gräuel der Verwüstung im ersten Schrecken die Besonnenheit verloren; man ist unfähig geworden über den allerdings für ein reizbares Gemüth überwältigenden ersten Eindruck sich zu erheben; man sieht Nichts weiter als die himmelan lodernden Flammen, ohne zu bedenken daß sie doch endlich ihre Grenze finden müssen, und wenigstens den Grund und Boden der festen Erde nicht aufzehren können, womit dann die Hoffnung des Neubaus immer gewährleistet bleibt; und so bietet das Kreuzheer der innern Mission mit ihrem „Gott will es!" nur den Anblick einer bestürzten Masse, die, vom Schrecken einer großen Verwirrung gefaßt, weder das rechte Maß der Schätzung für die vorhandene Noth zu gewinnen noch auch die wirklich geeigneten Mittel der Hülfe anzugeben im Stande ist.

Divide et impera! ist ein altes und bewährtes Kampfrecept in Tagen ernster Verwickelung, und in Zeiten wie die gegenwärtigen kommt vorerst Alles darauf an daß man die zu bekämpfenden Uebel gehörig sondert, und jedes derselben in seiner Geschiedenheit aufzufassen versteht, ebenso wol seine Schatten- wie seine Lichtseiten zur Anerkennung bringend. Ich versuche es noch ehe ich weiter gehe nach solchen Andeutungen die Hauptumrisse zu einer Pathologie unserer Zeit zu geben wie sie allein in vernünftiger Weise unter dem Beistande der vis medicatrix naturae die Heilung in Aussicht stellen kann.

Die große Zeitentwicklung unserer Tage ist eine jener Fieberphasen in welchen die beiden das Leben der Menschheit bedingenden Gegensätze für einen allerdings bedeutenden Theil des in langer Ruhe ermatteten Europa — ich will keinen schärfern Ausdruck wählen — zu einem erbitterten Kampfe gegeneinander sich erhoben haben; und am richtigsten mag man sie wol als ein Gottes-, als ein Strafgericht betrachten, dessen Durchführung auf dem verfemten Gebiete durch menschliche Gewalt weder gehemmt noch abgewehrt werden kann. Bei immer sich erneuernder Bewegung ist ebenso die Friction eine fortgehende und in ihren endlichen Folgen verhängnißvolle, und somit bedingt sich für das Menschheitsleben und seine beiden Factoren das Naturgesetz: daß im Zustande des Gleichgewichts dieser beiden Lebensfactoren dies Gleichgewicht selbst allmälig und stetig fortschreitend sich zerstört und auflöst, dadurch aber nach und nach den Zeitpunkt vorbereitet in welchem die bis dahin Geeinten zuletzt zum brudermörderischen Kampfe gegeneinander entzündet werden, in zwei geschiedene, durch alle Wechsel der Siege und Niederlagen hindurch sich die Wage haltende Heere auseinandertreten, unter welche sich noch überdies Schuld wie Unschuld in völlig gleicher Weise vertheilen, als solche in immer erneutem Kampfe sich feindlich miteinander messen, bis nach schweren, blutigen Opfern von der einen wie von der andern Seite allmälig ein neues Gleichgewicht sich herstellt; wie aber dies Gleichgewicht erst völlig zur Erscheinung gekommen ist, in dem Frieden, der die Getrenntgewesenen neu vereinigt hat, Zeugniß gebend daß das Gericht Gottes für diesmal und für Die welche es verschuldet hatten erfüllt und abgethan sei. Solch ein Gerichtskampf (oder vielleicht richtiger Kampfgericht) schreitet unaufgehalten und unaufhaltsam fort, bis er seine Erfüllung gefunden hat. Im Ganzen und Großen kann menschliches Wünschen und Streben und Handeln keinen weitern Einfluß auf ihn und seine Entscheidung gewinnen; denn alle in seinen Kreis Gebannte sind ja ohnehin schon in ihm verschlungen, und kämpfen entweder in dem einen oder in dem andern Heerlager. Jeder vermeintliche Versuch die Massen durch anderweite Massen bewältigen zu wollen kann deshalb nichts Anderes als Selbstmystification sein; denn Alles was kämpfen kann, das Ganze ist schon auf den Kampfplatz geführt, und außerhalb des Ganzen kann es nicht noch ein zweites Ganzes geben. Ja, abgesehen von den einzelnen und Sonderkämpfen, in welche sich der Gemeinkampf ohnehin scheidet und scheiden muß, um in seiner ganzen Ausdehnung sich zu entfalten, sind alle außerhalb des letztern beabsichtigten Verbindungen und Associationen, geschlossen um dem großen Zeitringen Widerstand zu thun, nur als unerwünschte Hemmungen anzusehen welche dem rauschenden Strome sich entgegenzustellen versuchen, aber, anstatt ihn aufzuhalten, seine Kräfte nur noch steigern und seine Verheerungen verhängnißvoller machen; und genau genommen lassen sich unschwer alle noch so verschiedenen Parteien in dem gegenwärtigen Zeitkampf als einzelne Glieder der beiden im Felde stehenden Gesammtheere betrachten, mag es sein daß die oder jene Abtheilung nur zu sehr ins Maradiren gerathen ist, und deshalb von der Haupttruppe, wenn es immer ginge, am liebsten desavouirt werden möchte; Solon aber hatte nur Unrecht indem er gebot jeder Bürger müsse in Zeiten allgemeiner Bewegung eine Partei ergreifen; er hätte sagen sollen: jeder Bürger ist in solchen Zeiten schon ohne weiteres ein Genosse des Kampfes, der eben darin seinen eigenthümlichen Charakter behauptet daß er ein bellum omnium contra omnes ist.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Ueber deutsche Orthographie.

Unter diesem Titel schrieb Philipp Wackernagel 1848 eine Abhandlung zum Programm des herzoglich nassauischen Realgymnasiums. Diese Abhandlung beginnt:

„Ez wird vilen gymnasien nicht übel genommen, wenn sie ire programme in ainer fremden sprache ouzgeben; ich neme mir die freihait, meinen ouffatz bloz in ainer etwaz fremden orthographie tzu schreiben. Denn da orthographie der gegenstand desselben ist, so scheint ez villeicht nicht unangemezen, wenn ainige stücke derselben, die tzur sprache kommen sollen, sich one weiterez der unmittelbaren anschauung darbieten."

Hr. Wackernagel fügt hinzu: es werde ihm Niemand die Absicht zutrauen diese Orthographie zur Nachahmung empfehlen zu wollen. Was ist denn aber eigentlich seine Absicht gewesen? Das vermögen wir aus der Abhandlung nicht zu ersehen, und wissen auch nicht zu ergründen was der Verf. sagen will wenn er erklärt: „Ich glaube versichern tzu dürfen, daz meine absicht mit disen blettern nicht ist und nicht sein kann, beleren tzu wollen, sondern nur tzu bitten, eine bitte, die freilich an alle lerer, tzugleich an alle schriftsteller und schriftsetzer gerichtet sein sollte, aber iren ersten versuch villeicht recht schicklich in der grözeren tzurückgetzogenhait aines schulprogramms macht."

Ueber die Eigenthümlichkeit seiner Orthographie gibt Hr. Wackernagel folgende Andeutungen: „Die von mir angewandte orthographie ist aine solche, wie sie, in ansehung der vocale, tzu ende des XV. und tzu anfang des XVI. jarhunderts in Ezlingen oder Augsburg hette geschrieben werden können. Waz die consonanten betrifft, so habe ich nach eltester weise z für unser ß, und daz speter von guter hand oufgekommene ß für unser z gesetzt." Warum nun der Verf. die eßlinger oder augsburger Aussprache, wie sie vor vierthalbhundert Jahren dort üblich gewesen, zur Richtschnur seiner Orthographie aufstellt, ist uns nicht klargeworden; denn daß Schwaben die Heimat der neuhochdeutschen Sprache ist, kann ebenso wenig bestimmend auf die jetzige Aussprache und Schreibart der Gebildeten in Deutschland einwirken als etwa der marseiller Dialekt des 16. Jahrhunderts auf die Sprache der guten Gesellschaft im heutigen Paris. Daß Hrn. Wackernagel, wie er versichert, die schwäbische Aussprache des Deutschen reichlich so wohl gefällt als die „scheinbar zierlichere, aber an organischen Lautverzweigungen und musikalischen Modulationen ärmere des Hanoveraners oder Braunschweigers", Das kann eine subjective Vorliebe für den schwäbischen Dialekt rechtfertigen; daraus folgt aber noch lange nicht daß mit Zugrundelegung dieses Dialekts eine Umgestaltung der deutschen Orthographie in irgend einer Weise wünschenswerth oder fruchtbar wäre. Wir glauben vielmehr daß eine Reform der deutschen Rechtschreibung auf solcher Grundlage einen Gewinn weder für die Wissenschaft noch für die Praxis haben würde, und erinnern hierbei an den unlängst in d. Bl. bei einer ähnlichen Gelegenheit gethanen Ausspruch: „Die durchgängige Umgestaltung der Orthographie einer ausgebildeten und weitverbreiteten Sprache kann nur durch mächtige und unumstößliche Gründe gerechtfertigt werden." Desgleichen beziehen wir uns auf ein von Hrn. Wackernagel selbst beigegebenes Citat aus Adelung, welcher sagt: „Unsere ganze gelehrte Kenntniß besteht in einer Sammlung von Wortfiguren, welche in dem Verstande aufbehalten werden und in den gewöhnlichen Fällen den nöthigen Grad von Klarheit gewähren. Diese Wortbilder haben sich uns nun mit allen ihren einzelnen Theilen einmal eingeprägt, und nun sieht man von selbst was für eine Zerrüttung in denselben erfolgen muß wenn man durch sehr merkliche Veränderungen die Gestalten aller oder nur sehr vieler Wörter ändern will."

Abgesehen von ihrer orthographischen Originalität, der wir keinen Geschmack abgewinnen konnten, enthält die Abhandlung manches Schätzbare und der weitern Verbreitung Würdige. Leider müssen wir aber dem Verf. in seiner Klage beistimmen: daß die gelehrtesten Forschungen in Programmen meist so verborgen bleiben, als wären sie um Nichts besser wie jene Schriften Friedrich Nicolai's, von denen August Wilhelm Schlegel gesagt daß die berliner Akademie sie unter ihre Memoiren habe aufnehmen wollen um sie dem Auge des Publicums zu entziehen. 45.

## Milton in seiner Familie und seinen Nachkommen.

Milton verlor seine erste Frau Marie Powell in den Wochen; seine zweite Frau Katharine Wood Cock von Hackney starb in gleicher Weise nach Verfluß eines Jahres. Seine dritte Frau Elisabeth Minshul überlebte ihn und diente ihm wohl. Es scheint daß er wenig geliebt ward. Seine Töchter betrogen ihn und verkauften heimlich seine Bücher. Leider scheint sein Charakter die Unbeugsamkeit seines Genies gehabt zu haben. Johnson hat treffend und wahr gesagt daß Milton die Frau nur für den Gehorsam, den Mann nur für die Empörung geschaffen glaubte. Der Sänger des „Paradise lost", der auch eine Abhandlung über Ehescheidung geschrieben hat („The doctrine and discipline of divorce, restaured to the good of both sexes"), war nahe daran sich von seiner ersten Gattin scheiden zu lassen. Milton hatte einen seiner Nachbarn besucht, Blackborough genannt, als die Zimmerthüre plötzlich aufging und Marie Powell in Thränen sich ihrem Gemahl zu Füßen wirft und ihre Fehler bekennt; Milton vergibt der Reuevollen, und diesem Abenteuer verdanken wir die wundervolle Scene zwischen Adam und Eva im zehnten Buch des „Paradise lost":

> . . . . . . . . Soon his heart relented
> Tow'rds her, his life solace and sole delight,
> Now, at his feet submissive in distress!

Die Nachwelt zog Nutzen aus einem häuslichen Zank.

Dreißig Jahre waren seit dem Tode des Dichters verflossen, als dessen Tochter Deborah, das Bildniß des jetzt berühmtgewordenen Mannes erblickend, ausrief: „O mein Vater, mein lieber Vater!" Sie hatte einen Weber in Spithfields geheirathet, Abraham Clarke, und starb im August 1727, in ihrem 76. Jahre. Eine ihrer Töchter vermählte sich mit Thomas Foster, auch ein Weber. Richardson, der ein Leben Milton's schrieb, kannte Deborah, und Addison ward ihr Beschützer und erwirkte ihr bei der Königin Karoline 50 Guineen.

Ein Sohn Deborah's, Caleb Clarke, ging in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts nach Indien. Durch James Mackintosh hat man erfahren daß dieser Enkel Milton's Pfarrschreiber zu Madras gewesen. Clarke hatte von seinem Weibe Marie drei Kinder: Abraham, Marie, 1706 gestorben, und Isaak. Abraham, Milton's Urenkel, heirathete im September 1725 Anna Clarke; sie schenkte ihm eine Tochter, Marie Clarke, die in den Geburtsregistern von Madras steht, den 2. April 1727. Hier verschwindet jede Spur der Familie Milton's. Man weiß nicht was aus Abraham und Isaak geworden ist, die nicht zu Madras starben, und deren Ableben man bisjetzt nicht in den Registern von Kalkutta und Bombay constatiren konnte. Wenn jene nach England zurückgekehrt, wären sie den Bewunderern und Biographen Milton's nicht entschlüpft: sie haben sie in den weiten Regionen Indiens verloren, in der von ihrem Ahn besungenen Wiege der Welt. Vielleicht schlägt jetzt ein Sklavenherz mit einigen unbekannten Tropfen von Milton's freiem Blute; vielleicht auch fließen sie in den Adern eines Priesters Buddha's, der im Schatten eines Feigenbaumes ruht.

> Shelters in cool, and tends his pasturing herds
> A loophole's cut thro' thickest shade . . . . . .
>
> *Paradise lost*, XIII, 2.

9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 77. —— 30. März 1850.

## Die innere Mission.

(Beschluß aus Nr. 76.)

Ich muß bitten diese Natur und Wesensbeschaffenheit der Zeitphase die wir erleben recht genau in das Auge zu fassen, und ich zweifle keinen Augenblick, du wirst mir zugeben, wenn die Sache so sich verhält, kann es nichts Verkehrteres, Sichselbstwidersprechenderes geben als wenn man durch Vereine, Treubünde, Volksversammlungen, Central- Kirchen- und Volkstage den Kampf zur Entscheidung zu bringen meint. Solche Associationen, mögen sie conservativ oder destructiv gemeint sein, sind nichts Anderes als irregulaire Anhäufungen im Strombette, durch welche die Flut in ihrem Fortströmen nur widernatürlich aufgehalten und irregemacht werden kann, mithin eigentlich nur die rechten Krankheitssymptome und Pestbeulen, die wol nicht ausbleiben wenn solche Zeiten sich erfüllen, die man aber mit allen zugebotestehenden Mitteln abzuhalten, und wenn sie da sind zu entfernen suchen muß. Es kann offenbar einem solchen Kampfe der Zeit gegenüber der Einzelne nur noch als Einzelner Etwas gelten; als Glied des Ganzen ist er in das Gemeinleiden und Kämpfen des Ganzen schon mit hineingezogen, und in einem viel andern Sinne als wir es jetzt oft genug haben hören müssen, ruft die Zeit insofern einem Jeden von uns zu: Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen; eben weil ein höherer Wille die Wage in die Hand genommen hat, und die Gewichte des ganzen verfemten Geschlechts prüft und richtet, so bleibt Nichts weiter übrig als daß der Einzelne sich an sich selbst gewiesen erkenne, und an seinem Theile und für das ihm gegebene Pfund mit allem Ernst einzustehen sich aufgefodert fühlt. Wahrlich! jede andere Stimme ist eine irreleitende, eine auf Abwege verlockende, außer jener Weckstimme aus unserm Innern heraus, die uns auffodert zunächst in und an uns selbst das Werk der Buße und Besserung zu beginnen und fortzuführen; an der uns angewiesenen Stelle und mit den dafür uns gegebenen Kräften und Gelegenheiten statt der bisherigen Trägheit und Sicherheit nun als die wackern und treuen Haushalter uns zu beweisen; statt zum Richter und Arzt der Zeit in verblendeter Hoffart uns aufzuwerfen, wodurch nur die Verwirrung vergrößert werden kann, in echter niederbeugender Demuth für den Splitter in des Bruders Auge den Balken im eigenen aufzusuchen; statt nach fremder Schuld oder Unschuld auszuschauen, vorerst mit der Anerkennung der eigenen Verschuldung sowol als der uns obliegenden Verpflichtungen nach ihrem ganzen Umfange ins Klare zu kommen. Ich denke das Gebiet auf welches ich hiermit unsere Zeitgenossen verweise ist nicht so unbedeutend und armselig als es dir vielleicht auf den ersten Anblick, besonders unserm aufgeregten, in die Zeitschrecken hineingerissenen Geschlechte gegenüber, erscheinen mag. Wenn nur Jeder erst sich genau darüber Rechnung trüge was er an seiner Stelle und soweit die Wurzeln derselben reichen zu leisten hat, und was an ihr bisher von ihm nicht geleistet worden ist, was aber dagegen bei redlichem Willen von ihm für die Zukunft geleistet werden kann und soll, unbekümmert darum ob Andere an ihrer Stelle thun oder nicht thun was ihnen zu thun obliegt — wenn dann Jeder in solcher Anerkennung mit allem Ernst nun wirklich an seiner Stelle von Tag zu Tage immer völliger das ihm Aufgetragene ausrichtete — Jeder, sage ich, von Hüben und Drüben, von der Rechten und von der Linken: — es liegt am Tage, dann wäre einmal offenbar dem Ganzen am gründlichsten geholfen; und weil das Ganze nur der Inbegriff aller Einzelnen ist, so könnte ihm überhaupt gar nicht anders als dadurch geholfen werden daß jeder Einzelne durch das über die Erde hinschreitende Gericht zu jener Buße geführt würde in welcher er seine Stelle so vollkommen ausfüllt als es von ihm nur gefodert werden kann. Sodann aber frage ich, ob es denn wol nun noch anderwärts Größeres und Wichtigeres zu thun geben könne, wenn hier wirklich schon Alles geschehen ist, oder wenigstens geschehen soll was überhaupt zu geschehen hat? Es ist ja eben nur die einfache und natürliche Foderung daß alle Glieder in dem großen Menschenorganismus ihren Zweck erfüllen und, wie schon Luther foderte, ein Jeder seine Lection lerne, damit es im Hause gutstehe.

Ich meine, es bedarf keiner Vereine, keiner Centralausschüsse und Hauptversammlungen; wir haben es sattsam erfahren, solche Mittel verwirren nur mehr, und die Anregung die sie ja etwa bringen ist ein sehr ungenügendes Stoppelfeuer, mit dem man nichts Or-

dentliches anfangen kann. Statt solcher großartigen Spielereien ermahne Der welcher den Beruf dazu in sich fühlt durch Wort oder Schrift, wie die Gelegenheit sich bietet, männiglich des eigenen Gewissens sorgfältig zu wahren; er werde auf eigene Hand Missionar, Reiseprediger, Straßenprediger u. s. w., ohne von einem Rauhen Hause oder einem Centralverein dazu gesendet zu sein. Wenn aber solche Ermahnung wirklich gute Statt fände, und die sie vernehmen nun wirklich Hand an ihr Werk legen, wenn jene Ermahnung wirklich in dem Umfang geübt wird in welchem zu ihr Beruf und Veranlassung auffodern, und durch sie hier ein Träger geweckt, dort ein Uebermüthiger gezügelt wird: — wer darf sagen daß es an Früchten die alle Anerkennung verdienen, selbst unter den Stürmen der Gegenwart, dann noch mangeln werde? Sind doch die Fälle auf welche eine solche Ermahnung ihre Anwendung finden kann ebenso zahlreich als prägnant und bedeutungsvoll. Ich gedenke nur einiger der wichtigern.

Die Seelsorge unserer protestantischen Geistlichen, wenn sie wäre was sie sein sollte, könnte einen großen Theil unserer Rettungsanstalten entbehrlich machen und unsere Gefängnisse sehr evacuiren. Man denke an Oberlin in Steinthal, und erinnere sich wie oft man noch immer Gelegenheit hat von tüchtigen Geistlichen und ihrem entscheidenden Einfluß auf ihre Gemeinde zu hören.

Die Schule, aus den Händen eines großen Theils ihrer Pfleger, die offenbar auf einen viel zu einseitigen Bildungsweg für sich und ihre Schüler gerathen sind, in die Führung solcher Leiter übergeben die nicht blos lehren, sondern erziehen, müßte ganz andere Früchte tragen als sie zur Zeit gebracht hat, und gewiß hat hier der Einzelne noch viel Wichtigeres zu erringen als eine Verbesserung seiner Einnahme.

Die Familie hat große Versündigungen gutzumachen, und wer anders als sie selbst kann die Lücken büßen die sie gerissen hat, und die Verwahrlosungen wiedererstatten die die Früchte ihrer Unbedachtsamkeit gewesen sind?

Wie viel besser würde es um Alles stehen wenn unser großer, weitverzweigter Beamtenstand in sich und an sich jene gründliche Besserung vornähme zu welcher ihn Gewissen und Pflicht verbinden, und die ihm durch die tausendfach gebotene Gelegenheit Unzähligen ein Weg zum Heil zu werden so glücklich erleichtert wird! Gewiß, wenn in allen Lebensverhältnissen Jeder nach seiner Stellung, nach dem Maße seiner Kräfte und Mittel, nach Gelegenheit und Veranlassung das ihm Gebührende thäte, und die uralte Antwort des Katechismus: „Da siehe deinen Stand an nach den Zehn Geboten, ob du Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Herr, Frau, Knecht, Magd seist", in ihrer rechten Tiefe immer beherzigt würde, dann und dann gewiß wären den wilden Wassern der Zeitflut die Abflüsse geöffnet, durch welche sie bald verlaufen würden. Ob denn wol unsere Reichen ihre Schätze schon so erspießlich für sich und Andere anlegen wie sie sollten? Und ob unsere Armen so treu und genügsam sind wie ihr eigener Vortheil es ihnen dringend gebietet? Ich meine im vollen Ernste: wenn jeder Einzelne an seinem Theile und in der ihm zugewiesenen Lebenssphäre ein Anderer wäre als er in tausendfacher Beziehung dermalen wirklich ist, das Gericht hätte entweder gar nicht kommen können oder würde wenigstens bald sich erfüllen.

Ich kann natürlich nur andeuten, aber ich glaube genug gesagt zu haben um dich auf ein ziemlich strenges Urtheil über denjenigen Theil der Denkschrift welcher von der Organisation der innern Mission (S. 193—284) handelt vorzubereiten. Wer kann bereitwilliger sein als ich alles das Verdienstliche und Heilsame anzuerkennen das durch Vereine Einzelner an bestimmten Orten für die Neugestaltung der Zeit bereits erreicht wird und noch erreicht werden soll? In ihnen sehe ich eben das Erwachen des Bewußtseins daß Jeder für sich und in seinem Kreise und nach dem Umfange des vorliegenden Bedürfnisses helfen solle und müsse. Und darum kann ich nur von ganzem Herzen wünschen daß diese Rettungsanstalten für Verwahrloste, diese Vereine in welchen die leibliche und geistige Noth der nächsten Umgebungen in das helfende Auge gefaßt wird, Pastoral-Hülfsgesellschaften für bestimmte Districte, Bibelgesellschaften und Bücherverbreitungsvereine, überhaupt Einrichtungen ähnlicher Art und verwandter Bestimmung, wie sie in der Denkschrift in höchst interessanter Mannichfaltigkeit zusammengestellt sind, immer zahlreicher und geordneter aufblühen und Früchte tragen mögen. Wem die Noth der Brüder ans Herz geht, und wer dazu Kräfte in sich und in seinen Umgebungen aufzufinden weiß, ja er thue Das was bisher in Trägheit und unseliger Passivität zu großem Unheile des Ganzen nur allzu sehr vernachlässigt worden ist, und er thut wahrlich weiter Nichts als was ihm ohnehin zu thun gebührt. Aber wie dafür eine Centralisirung aller dieser Thätigkeiten in einem einzigen Mittelpunkte, der sich „innere Mission" nennt, und nun als eine Centralmacht mit dem kecken Anspruch das Gericht das hereingebrochen ist entwaffnen zu wollen auftritt, zweckmäßig, vortheilhaft, ja überhaupt nur möglich sein soll, Das sehe ich freilich nach Dem was ich oben ausgeführt habe nicht ein. Ich kann in einer solchen Centralisation, die materiell womöglich alle für individuelles und locales Interesse so gut wie für allgemeine Rettung gegründeten Hülfsvereine zusammenzufassen, und formell durch Parochial-, Kreis-, Provinzial- und Landesvereine bis in die höchste Spitze des Centralausschusses hinein sich zu gliedern bestrebt, zwar den Ausdruck einer überwältigten Anerkennung des gegenwärtigen Nothstandes nicht ableugnen, aber ich muß auch in ihr jenes Sichvergreifen in den Mitteln erblicken das bis zur Besinnungslosigkeit Erschreckten so oft zu begegnen pflegt, und bei welchem in der Regel gerade nach Demjenigen gegriffen wird was den Zustand verschlimmert und oft genug ganz heillos macht. Eine innere Mission, organisirt wie es die Denkschrift andeutet, und der Anhang

(S. 273 fg.) mit den Statuten des Centralausschusses und den Verzeichnissen der Agenten, Correspondenten und Vereine die dem Centralausschusse sich verbunden haben (S. 279 und 282) belegt, tritt ganz in die Reihe jener Associationen die in den stürmischen Weltzeiten als verhängnißvolle Krankheitssymptome sich zeigen, und unter dem sogar ganz ehrlich gemeinten Vorwande der besten und loyalsten Gesinnungen dennoch die allgemeine Verwirrung nur vermehren und vergrößern helfen. Ich will keine Parallele ziehen zwischen protestantischer und katholischer innerer Mission, wie die letztere in Frankreich zur Zeit der Restauration versucht wurde und gegenwärtig im katholischen Europa durch die Jesuiten nur zu gewiß zu erwarten ist; ich will nicht an das unvermeidliche Geschick solcher Centralverbindungen erinnern, das ihnen allemal eine kolossale Majorität solcher Mitglieder zuführt die in ihrem passiven Indifferentismus, mehr widerwillig als freiwillig, durch Verhältnisse und äußere Umstände für die Mitgliedschaft gepreßt worden sind, wobei nun und nimmermehr ein recht frisches Leben in sie kommen kann: die Hauptsache bleibt mir immer die daß eine solche centrale innere Mission dem Weltkampfe der Gegenwart gegenüber, der selbst schon auf dem Gebiete das er umfaßt vollständig centralisirt hat, etwas rein Chimärisches, ein Luftbild ist, dem schon von vornherein die Möglichkeit einer lebendigen Verwirklichung genommen ist. Möchte man sich von seinem Zeitschrecken erholen ehe es zu spät ist. Der Sinn aus welchem bei den Verkündigern der innern Mission eine solche Ueberreizung hervorgehen konnte ist der ehrenhafteste und reinmenschlichste den es nur geben kann. Er, der so auf das Allgemeine und Centrale hingewendet nur wird gebären, und froh sein müssen wenn er zuletzt nichts Schlimmeres als leere Schalen und Hülsen zu seinen Früchten hat — wie könnte er so Großes und Schönes wirken, wenn er, die unselige Neigung zu Associationen, die nur die Luft verderben und in der Masse die Zusammengepreßten um jede frische Lebensäußerung betrügen kann, überwindend, zur freien und Alles durchdringenden Atmosphäre würde, in welcher Jeder als Individuum und unabhängig von allen Andern ebenso wol sich selbst als wen nur immer in seinem Lebenskreise sein elektrischer Radius zu treffen vermag, an das hier Nothwendige andringend mahnte, und so das gepriesene „allgemeine Priesterthum" in der allein passenden Eigenschaft als echter Bußprediger und zugleich in voller Individualität zu üben verstände.

Ich denke, du wirst gegen meine Philippika nichts Hauptsächliches einzuwenden haben. Aber der Kreuzzug wird auch seinen Fortgang haben und zuletzt doch auch als ein Stäublein in der Zeitenwage sich ausweisen, das nicht fehlen durfte. Ich trete mit einer Anwendung der Schlußrede Opheliens im „Hamlet" ab: „Gott sei der Seele die in ihm fällt gnädig — und allen Christenseelen. Amen." 46.

---

## Letztes von Ebenezer Elliott.

„Durch die Gefälligkeit eines Freundes", schreibt das „Athenaeum", „haben wir den letzten Sang der abgeschiedenen Muse des armen Ebenezer Elliott erhalten. Darin liegt der Hauptwerth der betreffenden zwei Stanzen, denn das Gepräge jener kräftigen Hand welche die Worte eines leidenschaftlichen und doch verständigen Herzens aufzeichnete tragen sie nicht. Sie datiren vom 23. Nov. 1849, als das Lämpchen bereits düster brannte. Das Glutverlangen war beinahe erloschen, und die Töchter der Musik lagen schon im Sterben. Er hatte die Verse zu einem Liede bestimmt, welches nach der Melodie: «'Tis time this heart should be unmoved» gesungen werden sollte. Sie lauten:

> Thy notes, sweet Robin, soft as dew,
> Heard soon or late are dear to me;
> To music I could bid adieu, —
> But not to thee.
>
> When from my heart earth's lifeful throng
> Shall pass away, no more to be,
> O Autumn's primrose, Robin's song,
> Return to me!

Acht Tage später konnte er den Duft der Primel nicht mehr athmen, den Gesang des Rothkehlchens nicht mehr hören. «Bis wenige Stunden vor seinem Tode», meldet der Schwiegersohn des Korngesetz-Dichters, «litt mein Schwiegervater sehr. Dann verlor er das Bewußtsein und schlummerte den Schlaf des Kindes.» Der Dichter ruht auf dem Kirchhofe zu Darfield, und viele Herzen werden dorthin pilgern, denn seine mächtige Zunge sprach die Gefühle seiner Standesgenossen. Ein Band seiner Gedichte ist unter der Presse und wird in nächster Zeit erwartet." 8.

---

## Bibliographie.


Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 36ste Auflage. Mit 1 colorirten Steindruck. Berlin, Rücker u. Püchler. 8. 10 Ngr.

Chondemir, Die Geschichte Tabaristan's und der Serbedare. Persisch und deutsch von B. Dorn. Petersburg. Imp.-4. 2 Thlr. 7 Ngr.

Doerr, A., Poetische Werke. Ismelda Lambertazzi. Darmstadt, Leske. 16. 20 Ngr.

Ernst, K., Norddeutsche Bauerngeschichten. 1stes Bändchen: Der Grenzzaun. Leipzig, O. Wigand. 8. 12 Ngr.

— — Dieselben. 2tes Bändchen: Die Liebesleute. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Fenner v. Fenneberg, F., Zur Geschichte der rheinpfälzischen Revolution und des badischen Aufstandes. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Zürich, Kiesling. 8. 18 Ngr.

Gerhard, E., Ueber den Gott Eros. Gelesen in der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 20. Juli 1848. Mit 5 Kupfertafeln. Berlin. Gr. 4. 2 Thlr.

Giebelhausen, C. F. A., Mansfeldsche Sagen. Nebst einem Anhang in Mansfelder Mundart erzählt. 2te vermehrte Auflage. Eisleben, Reichardt. 8. 8 Ngr.

James, G. P. R., Dunkle Bilder aus der Geschichte. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Scribe und St. Georges, Die Rosenfee. Romantisch-komische Zauberoper in drei Aufzügen. Nach dem Französischen von J. C. Grünbaum. Musik von F. Halevy. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 5 Ngr.

Tannen, C. H. T., Blüthen der Einsamkeit. Gedichte. 2te Sammlung. — A. u. d. T.: Des jungen Friesen Sinn und Sein. Mit Titelkupfer. Aurich. 12. 20 Ngr.

Wagner, R., Das Kunstwerk der Zukunft. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr.

Weiske, J., Die Gutsherrlichkeit und die gutsherrlich

bäuerlichen Gaben und Leistungen. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 15 Ngr.

Weißenhorst, O. v., Studien in der Geschichte des Polnischen Volkes nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Wiser, X., Die sieben Worte Jesu am Kreuze. In 14 Fastenpredigten betrachtet in München. Schaffhausen, Hurter. 8. 20 Ngr.

---

## Tagesliteratur.

Arndts, Denkschrift die Familien-Fideikommisse betreffend. Nebst Aufforderung des Hrn. Justiz-Ministers Simons zur Aeußerung darüber. Berlin, C. Heymann. 4. 10 Ngr.

Gauvain, H. v., Religion und Politik, ein Weihnachts-Brief. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Heinrich, J. B., Ein Blick in die religiöse Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt und des Bisthums Mainz. Eine Predigt, gehalten am Kirchweihfeste zu Mainz. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Informativ-Proceß. Eine kirchenrechtliche Erörterung. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 12. 2 Ngr.

Die Reform vor der Revolution. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutsch-Katholicismus. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Sudhoff, K., Das Amt der Kirche. Eine Rede mit Glossen. Kreuznach, Voigtländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Wort vom Sonntag an Gemeinden, Obrigkeiten und Kirchendiener, zunächst unsres Hannoverschen Landes. Stade, Schaumburg. 8. 2½ Ngr.

Ziegler, F. W., Wie ist dem Handwerkerstande zu helfen? Berlin, Simion. Gr. 16. 5 Ngr.

---

## Inhalt des Monats März.



---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 78. — 1. April 1850.

## Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."*)

Es gibt Schriftwerke — und wir verstehen dabei natürlich auch die Persönlichkeit selbst die sie hervorbrachte — über welche man entweder selbst wieder ein Buch schreiben oder sie schlechthin in ihrem Centrum fassen und aus ihren einfachsten Lebensnerven verstehen und beurtheilen muß. Bücher gibt es die, wenn wir lesend oder urtheilend darangehen, uns Idiosynkrasien erregen, die nur mit Selbstüberwindung überwunden werden; Bücher durch die der *Denker*, der allewege in den Kern der Gestaltungen dringt, um uns eines Lieblingsausdrucks des Schriftstellers zu bedienen mit welchem wir es in dieser Entwickelung zu thun haben: geradezu „desappointirt" wird; Bücher die eigentlich Nichts sind und doch gar Viel enthalten; Bücher aus denen wir mühsam, ja gewaltsam, den Autor herausconstruiren müssen, während er sich doch auf jedem Blatt ganz deutlich uns abmalt; Bücher an denen das Wunderliche sich in anmuthige Formen maskirt, und die Caprice selbst, die sonst Niemandem angehört als diesem Autor, ein Resultat der Beobachtung gibt an das wir einen schönen starken Faden nachhaltiger Gedanken knüpfen können; endlich gibt es solche Bücher in welchen der Autor mit uns Versteckens spielt. Wenn er hinter dem Gerülle der Rumpelkammer steckt und sich tief verborgen wähnt, dann erkennen wir ihn deutlich, und wenn er nun mit den Spinneweben auf dem Kleid, die in einer Rumpelkammer nie fehlen, zum Vorschein kommt, dann sehen wir daß sein Zumvorscheinkommen nur der Hampelmann seines Wesens ist.

Doch wir sind mit unserer Litanei noch nicht fertig. Denn noch gibt es Bücher in denen der Autor indem er sich selbst *täuscht* die Perle der *Wahrheit* zutagebringt, in denen, um es energischer auszudrücken, im Selbstbetrug des Autors die Lehre, Lösung und Befriedigung für den Leser liegt. Denken wir uns die Wahrheit alles Wissens, Erkennens, jeglicher Forschung als in dem Kern einer Erdkugel verschlossen. Bis zu diesem zu dringen gibt es für die forschenden Geister hundert und aberhundert Schichten, und jede Schicht ist ein Stadium der Erkenntniß selbst. Nun gibt es solche Geister die rastlos Schicht für Schicht hinabwärts dringen, bis dahin wo ihnen die Naturkraft mit dem: Bis hierher und nicht weiter! eisern und gebietend entgegentritt; aber auch solche Geister gibt es die sich zwischen den obersten Schichten, in denjenigen Erkenntnißringen die der Oberfläche am nächsten liegen, wohl und heimisch fühlen. Ihnen ist nicht einmal die Möglichkeit gegeben bis zum Kern zu dringen, und so werden sie nie ergründen was aus dem Innersten leuchtet, von da herauf wo Zwerge das Geheimniß des Karfunkels hüten, wo hinabgestürzte Titanen Kunde geben von dem Sündenfall eines Himmels: — aber dennoch sind diese oberschichtigen Geister mehr als Maulwürfe, und was sie aufwühlen an das Sonnenlicht ist mehr als ein dumpfiger Erdhaufen; denn, dem Zwischenreich der Oberflächlichkeit von Natur angehörig, weben diese Geisterchen immerfort an jenem „Schleier von getrübten Salzstrahlen", hängen ihn über die Menschengesichter die da oben ihr nüchternes Wesen treiben, und gewöhnen so das Auge dieser Menschenwürmer an die süße Ahnung: daß es *doch* eine Tiefe und ein *Allertiefstes* gibt.

Wenn uns die Bekanntschaft eines Autors in einem dreibändigen Schriftwerk nur Eindrücke hinterläßt, so ist eben von diesen Eindrücken der Weg nicht weit bis zu Wahrnehmungen, Gedanken, Steigerungen und Gleichnissen wie die obigen sind. Es gibt ein Schriftstellerthum wo die *Feder der Gedanke* ist — und hier ist der eigentliche Punkt wo wir bei unserm Autor, dem sehr bekannten Verf. des uns vorliegenden dreibändigen

*) Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers. Herausgegeben von J. G. Kohl. Drei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Werks: „Aus meinen Hütten", J. G. Kohl, angelangt sind.

Unser Autor geht seinen eigenen Weg in der Conception, Gruppirung, Entfaltung, mit Einem Wort, in dem Organismus seines Werks; gehen wir auch den unsrigen in dessen Auslegung! Unsere beiderseitige Weise Geistiges zu formen und zu gestalten ist freilich eine sehr divergirende. Aber die Phasen jedwedes Doppelthuns müssen endlich auf bestimmten Punkten zusammentreffen. In der Schrift heißt es: „Hat nicht ihre eigene Klarheit die Sonne, seine eigene Klarheit der Mond, haben nicht ihre eigene Klarheit die Sterne? Darum ein Jegliches unter ihnen hat seine eigene Klarheit." So wollen wir denn unsere beleuchtende Fackel uns aufstecken nach eigener Weise, und wo im Auslegen die eine „Klarheit" der andern begegnet, da wird der Punkt gefunden sein der wahren Erhellung und Aufklärung.

Der Autor der uns dies neue Werk seiner vielgeschäftigen Feder bietet ist, wie gesagt, deutschem Wesen sehr bekannt. Kohl ist Weltgänger, wo nicht von Beruf und Amt, doch von Neigung und Selbstbestimmung. Er ist ein Wesen welches geboren ward zum Wandern. In vielen, in sehr vielen Reisewerken hat uns Kohl die Resultate seiner Wanderungen nach Ost und West, nach Süd und Nord niedergelegt, in Werken die es klar zutagelegen daß für ihn das Wandern eine Nothwendigkeit, das Zuhausebleiben etwas Unvermeidliches, das Beschreiben seiner Weltgänge aber schlechthin eine ἀναγκη ist. Kohl hat fast alle europäischen Länder berührt, besucht, ja sogar auch bewohnt. Er war in Ungarn, in England (acht volle Monate, wie er uns bekannt), in Frankreich, in Spanien; er war bei den Letten, bei den Esthen und im Lande der Kosacken, wo man „zwischen Disteln seine Hütten, seine Einsiedeleien baut"; er berührte außereuropäische Welttheile. Ueber alle diese Länder und Völker hat er Beschreibungen verfaßt, die Vieles ergänzen und Einiges vermissen lassen. Kohl hat uns die Steppen geschildert wo die Erdhasen sich auf einer Mondscheinebene so groß wie ein deutscher dreiunddreißigster Bundesstaat eigenthümliche Feste geben; er hat uns gelehrt wie die Tschuwaschinnen die Hände drücken, wie in den wogenden Thalschluchten von Meran ein armes genügsames Italienervolk die Lärchenbäume anbohrt, wie in Rußland der bepelzte Sklave seinen Tschi bereitet, und daß die Lettinnen wie Männer auf ihren Pferdchen sitzen. Kohl hat in München, in Göttingen und in Heidelberg studirt; er hat sich ein Museum gestiftet, ein kleines, hübsches, nettes Naturalien- und Reiseerinnerungs-Museum, wozu Schiffscapitaine beisteuerten die in allen Meeren der Erde zu Hause waren; er stiftete sich dies Museum in einem Lebensalter wo sonst das kecke Jüngelchen wenig mehr von den Reichen und Ländern der Erde weiß als etwa was ein Schwalbenschwanz ist und wo das Weißkehlchen sein Nest hat. Dagegen ging Kohl schon in so früher Lebensperiode vertraulich um mit Kokosnüssen, mit Indianerscalpen, mit Haifischskeletten und mit dem Papiernautilus, dem meerklugen Zwergdiplomaten, der den Haifisch von weitem fühlt und sich, in die parva charta seines Membranchens gehüllt, langsam und würdig niedersenkt in die ewige Tiefe. Dies Alles hat uns dieser Autor mit anmuthiger Anschaulichkeit auf sein Papier gebracht, und hat es uns dargestellt, wenn er einmal daheim seine „Hütte" gebaut hatte, in jenen friedeseligen, gottbeglückten Einsamkeiten, wo „in der stillen Zelle die Lampe friedlich wieder brennt...", wo es in unserm Busen hell wird, „im Herzen das sich selbst erkennt".

„Funfzehn Jahre", sagt uns Kohl, „währten meine Weltfahrten, und davon brachte ich 72 Monate zwischen Schnee- und Eisgefilden zu." Goethe sagt einmal: „Niemand wandelt ungestraft unter Palmen"; Kohl ist ungestraft gewandelt sogar unter schwarzen Füchsen, und da wo man nur noch einen Büchsenschuß hat bis zu den Eisbären. Und dann kehrte, wenn ihm, dem Polargänger, einmal sein Vorrath von wollenen Socken ausgegangen war, unser allzeitfertige Tourist zurück in irgend einen einsiedlerischen Wohnsitz; er rückte einige Breitegrade tiefer und baute sich eine „Hütte", er baute sie sich mit all dem lyrischen Comfort wie ihn die vereinbarten Sitten eines Mannes erschaffen können der zur Hälfte der Naturmenschheit, zur andern jenem civilisirten Nichts angehört das uns mit frischen Oberhemden versorgt wenn die alten durchschwitzt und durchweltgängert sind. Ein Weltgänger ist etwas Anderes als ein Mann der Reisen macht. Die Reisen die das Leben und die Lebensidee des Individuums selbst sind, diese zählen zu seiner Rechnung nicht: Capitain Franklin steckt noch im ewigen Polareise; Cook's Schädel bleicht zwischen den Guanoschichten der Sandwicheilande; Lapeyrouse ist als ein ewig Verlorengegangener schon der Geschichte des Reisens anheimgefallen; Schomburgk besteht — den Zweck seines Daseins im Reisen zu erfüllen — allstündlich den Kampf auf Leben und Tod mit den schrecklichen Naturmächten eines fast verschollenen Welttheils —: Das sind die Männer welche den Horizont der Erde erweitern, welche Weltstriche schaffen indem sie sie erforschen. Diese Männer kehren aus ihren Fernen selten wieder. Anders der Weltfahrer aus Caprice, anders der Dilettant, anders der Welttourist, der es darum ist weil er es nicht lassen kann. Wenn die Wäsche schmuzig ist, wie schon gesagt, dann geht man nach Hause, und es ist dann für ein Weilchen aus mit der Geschichte der fernen Menschheit.

Aber Halt! Verschütten wir nicht das Kind mit dem Bade. Machen wir vielmehr unserm Reisenden und Weltgänger einen Besuch in seinen „Hütten", und dann sehen wir zu ob nicht und inwiefern es sich der Mühe verlohnt haben wird sie besucht zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Die Kunst und die Revolution. Von Richard Wagner. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 10 Ngr.**

Die Revolution ist vergleichbar dem Gewitter. Wenn das Gewitter heranzieht und wächst, so verfinstert sich das Licht des

Tages; wundersam gestaltete, seltsam gefärbte Wolken, schwere und leichte, bald höher, bald tiefer jagend, erscheinen; Blitze reißen die Decke des Himmels auseinander und eröffnen kurze aber frappante Fernsichten; des Donners Rollen läßt Metall und Nerven erbeben; Sturm wühlt die Tiefen der Gewässer auf, erschüttert Berge, entwurzelt Eichen, erschreckt durch sein Geheul die Creaturen alle; keine Blume, kein Grashalm bleibt unberührt, überallhin vibrirt der Einfluß des Gewitters, die ganze Natur fühlt sich erregt, in Ton, in Farbe, in Gestalt. Doch die Zerstörung des Gewitters ist, theilweise wenigstens, nur scheinbar, die ganze Natur, die Creaturen alle bedurften seiner; der in seiner Wurzel erschütterte Baum saugt sich nun doch fester an den mütterlichen Boden; die Rose, unter Tropfen schwer gebeugt, entfaltet sich nun noch reicher, und kräftiger erscheint ihr Grün.

Gleicherweise ist es mit der Revolution: in der politischen Atmosphäre entwickelte sie sich; das Verhältniß der Elemente machte sie nothwendig; ihr Verlauf ist erschütternd und grausig oft, aber beruhigend ist es daß ihr Eintreten nicht zufällig war, sondern im Zusammenhange der Ereignisse gegeben; daher kommt es auch daß kein Theil, kein Glied des Staates sich ihr entziehen kann, alle werden davon berührt, erregt, erschüttert. Auch die Kunst erfährt den Einfluß der Revolution.

Die oberflächlichste Ansicht dieses Einflusses ist die daß die ausübenden Künstler zur Zeit der Revolutionen über Mangel an Aufmunterung, Berücksichtigung oder Lohn zu klagen haben. Eine tiefergehende Ansicht spricht die Wahrheit aus daß die Kunst um gepflegt zu werden, um zu blühen, des Friedens bedarf. Aber die eigentlich philosophische Ansicht dieses Einflusses sucht darzulegen: ob nicht etwa der Geist einer Culturepoche der Purification, der Erneuerung, des Aufschwungs bedürfe in der Maße daß auch der Kunst dieser Aufschwung nothwendig wäre.

Es liegt wol außerhalb alles Zweifels daß die gegenwärtige Culturepoche einer solchen geistigen Reinigung und Beflügelung bedarf. Wer die moderne Baukunst kennt beklagt den Mangel an Nationalität; der Poesie unserer Culturepoche fehlt die Größe, der Heroismus, der Musik die Tiefe, der Plastik die Natur. Wenn der Sturm der Revolution diese Eigenschaften, Nationalgefühl, Heroismus, Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit in den Zeitgenossen angeregt und befestigt hat, so dürfen wir hoffen daß dann auch die Kunst aufblühen werde, daß sie selbständiger erscheine, daß sie allgemeinere Theilnahme erwecke, daß sie für ein nothwendiges Element des Lebens anerkannt werde, während sie jetzt großentheils nur Aushülfsmittel, oftmals nur Specificum gegen die Langeweile ist.

Der Verf. des obengenannten Büchelchens hat vermöge der Originalität seiner Kunstleistungen und vermöge des Maßes seiner Bildung wol das Recht in dieser Angelegenheit ein Wort mitzureden. Er mag wol zürnen ob der Handwerksmäßigkeit mit der von Vielen jetzt die Kunst betrieben wird, und er hat Recht zu sagen der Grieche war selbst Darsteller, Sänger und Tänzer, seine Mitwirkung bei der Aufführung einer Tragödie war ihm höchster Genuß an dem Kunstwerke selbst, und es galt ihm mit Recht als Auszeichnung durch Schönheit und Bildung zu diesem Genusse berechtigt zu sein. Wir dagegen lassen einen gewissen Theil unsers gesellschaftlichen Proletariats zu unserer Unterhaltung abrichten; unsaubere Eitelkeit, Gefallsucht und unter gewissen Bedingungen Aussicht auf schnellen reichlichen Gelderwerb füllen die Reihen unsers Theaterpersonals; wo der griechische Künstler außer durch seinen eigenen Genuß am Kunstwerke durch den Erfolg und die öffentliche Zustimmung belohnt wurde, wird der moderne Künstler gehalten und bezahlt. Und so gelangen wir denn dahin den wesentlichen Unterschied fest und scharf zu bezeichnen, nämlich die griechische öffentliche Kunst war Kunst, die unserige ist künstlerisches Handwerk.

In einem Punkte findet Ref. sich in Disharmonie mit Wagner, nämlich in der Ansicht über den Einfluß des Christenthums auf die Kunst. Wagner könnte nun vielleicht meinen Ref. sei Mystiker, Christomane oder so Etwas; indeß wird aus dem Folgenden gleich klarwerden wie höchst rationell der Standpunkt des Ref. sei. Was christlich sei und was nicht christlich, Das kann, meiner Ansicht nach, nur aus den Aeußerungen und Lehren Christi selbst herausgefunden werden, und zwar nur aus denen welche von den Evangelisten Matthäus, Marcus und Lukas mitgetheilt werden; schon der Evangelist Johannes gibt eigene Worte, Zuthaten, noch mehr Paulus, Petrus und Jakobus: bisweilen ist ihre Auffassung der Lehre Christi sogar schon nicht ganz frei von Irrthum und Consequenzmacherei. Die vier Letztgenannten haben den Kirchenvätern, Theologen und theologisirenden Mönchen mannichfach Veranlassung gegeben eine wenn auch consequente, doch theilweise irrationnelle und menschenfeindliche Lehre auszubilden, welche noch jetzt von Vielen für christlich gehalten und ausgegeben wird. Diese mönchische Auffassung des Christenthums verwechseln Manche mit dem Reinchristlichen was Christus selbst lehrte. Wenngleich die Lehre Jesu ein Ideal aufstellt, so ließe sich doch über dessen einfach-wahren Inhalt unmöglich so sprechen wie Wagner thut wenn er z. B. S. 13 sagt: „Das Christenthum rechtfertigt eine ehrlose, unnütze und jämmerliche Existenz des Menschen auf Erden aus der wunderbaren Liebe Gottes, der den Menschen keineswegs für ein freudiges selbstbewußtes Dasein auf der Erde geschaffen, sondern ihn hier in einen ekelhaften Kerker eingeschlossen habe, um ihm, zum Lohne seiner darin eingesogenen Selbstverachtung, nach dem Tode einen endlosen Zustand allerbequemster und unthätigster Herrlichkeit zu bereiten. Der Mensch durfte daher und sollte sogar in dem Zustande tiefster und unmenschlichster Versunkenheit bleiben, keine Lebensthätigkeit sollte er üben: denn dies verfluchte Leben war ja die Welt des Teufels, das ist der Sinne, und durch jedes Schaffen in ihm hätte er ja nur dem Teufel in die Hände gearbeitet, weshalb denn auch der Unglückliche der mit freudiger Kraft dies Leben sich zueigenmachte nach dem Tode ewige Höllenmarter ertragen müßte. Nichts wurde vom Menschen gefodert als der Glaube, d. h. das Zugeständniß seiner Elendigkeit, und das Aufgeben aller Selbstthätigkeit sich dieser Elendigkeit zu entwinden, aus der nur die unverdiente Gnade Gottes ihn befreien sollte."

Wenn nun Wagner aus Dem was er den Spiritualismus des Christenthums nennt die Unmöglichkeit ableitet daß das Christenthum künstlerische Gebilde schaffe, so scheint der Verf. sich im Cirkel zu drehen, indem er doch die Existenz einer christlichen Kunst und christlicher Kunstwerke nicht leugnen kann. Gesetzt Wagner hätte den Begriff des Christlichen ganz richtig bezeichnet, so hat er doch Unrecht wenn er behauptet das Christliche sei der Kunst feind; denn sogar die Zeiten in denen das Christenthum nicht in voller Reinheit aufgefaßt wurde haben große Künstler hervorgebracht. Ja noch mehr, daß das Christenthum gerade durch seinen reichen symbolischen Theil, durch seinen allegorischen Theil, durch seinen historischen Theil vornehmlich der Kunst den reichsten Stoff geboten habe, Das lehrt die christliche Baukunst, die christliche Plastik, die christliche Malerei, und daß berühmte Tonkünstler, Palestrina, Allegri, Marcello — Mozart's berühmter Brief über diesen Punkt ist bekannt — in christlichem Geiste ihre Tondichtungen schufen, Das ist Niemandem der die Geschichte kennt unbekannt.

Nun muß noch ein Punkt herausgehoben werden. Ich glaube das gegenwärtige Zeitalter kann man schwerlich als ein christliches charakterisiren, weder wenn man den einfachen Sinn Jesu, noch wenn man die mönchische Auffassung zugrundelegt. Wer als Pessimist die Welt betrachtet sieht darin nur Heuchelei, Geldsucht, Ruhmsucht, Handwerkerei; wer unparteiisch urtheilt sieht daß die Gegenwart die Erbin ist aller großen Gedanken des Alterthums, zugleich aber auch aller der großen Ideen welche unter dem Einflusse, im Lichte, in der

Atmosphäre des Christenthums und der neuern Philosophie sich fortgebildet, geläutert, rectificirt haben. Zu dieser Ansicht kommt Derjenige welcher die großen Geister unserer Nation kennt und ehrt; daß auch Wagner Das thut, Das sieht man aus den Foderungen die er an die Zukunft stellt, und aus den Hoffnungen die er für dieselbe ausspricht. Nichtsdestoweniger hat der Verf. Recht wenn er unsere Zeit an die Blütezeit Griechenlands erinnert: die Tragödie des Aeschylos und des Sophokles waren nicht das Werk der Dichter allein, sie waren das Werk Athens; der Künstler allein kann das Kunstwerk nicht schaffen, das große, wirkliche, Eine Kunstwerk, dazu müssen wir, d. h. das Volk, mitwirken. Doch, sagt unser Verf., wir wollen nicht wieder Griechen werden, denn was die Griechen nicht wußten, und weswegen sie zugrundegehen mußten, Das wissen wir. Gerade ihr Fall, dessen Ursache wir nach langem Elend und aus tiefstem allgemeinen Leiden herauserkennen, zeigt uns deutlich was wir werden müssen: er zeigt uns daß wir alle Menschen wiederlieben müssen um uns selbst wiederzulieben, um Freude an uns selbst wieder haben zu können. Die künstlerische Aufgabe die wir vor uns haben ist unendlich viel größer als die der Griechen: umfaßte das griechische Kunstwerk den Geist einer schönen Nation, so soll das Kunstwerk der Zukunft den Geist der freien Menschheit über alle Schranken der Nationalitäten hinaus umfassen.

Wenn nun Wagner's Buch den Künstler mahnen wollte daß er nicht vergesse seine Begabung und sein Beruf sei etwas Göttliches, wenn das Buch dem Publicum die ehrenvolle Aufgabe stellt das Kunstwerk gleichsam mitzuschaffen, wenn es der Gegenwart verkündet was sie zu leisten und zu hoffen habe, wenn es die Kunst als ein nothwendiges Element des socialen Lebens darstellt: so liegt in der Aufstellung dieses Ideals die Berechtigung des Buches und sein mehr als momentaner Werth. 17.

## Lesefrüchte.

### Zur Verbrecherstatistik.

Diese Blätter brachten unlängst eine Statistik der Verbrecher in Frankreich. Als Seitenstück dient folgende denselben Gegenstand betreffende Zusammenstellung welche die englische Regierung dem Parlamente vorgelegt hat. Die Zahl der in England und Wales wegen verschiedener Verbrechen zur Untersuchung gezogenen Personen betrug im J. 1844 26542, im J. 1845 24303, im J. 1846 25107, im J. 1847 28833 und im J. 1848 30349. Hiervon wurden verurtheilt

| | in den Jahren | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | 1844 | 1845 | 1846 | 1847 | 1848 |
| Zum Tode . . . . . | 57 | 49 | 56 | 51 | 60 |
| Zur Transportation: | | | | | |
| Auf Lebenszeit . . . | 180 | 79 | 101 | 46 | 67 |
| Ueber 15 Jahre . . . | 50 | 22 | 29 | 30 | 28 |
| Auf 15 J. und über 10 J. | 543 | 405 | 322 | 230 | 291 |
| „ 10 „ „ „ 7 „ | 1126 | 1119 | 946 | 769 | 843 |
| „ 7 „ . . . . . . | 1421 | 1273 | 1407 | 1731 | 2022 |
| Zur Einsperrung: | | | | | |
| Ueber 3 Jahre . . . | 1 | | | | |
| Auf 3 J. u. über 2 J. . | 13 | 3 | 2 | 4 | 6 |
| „ 2 „ „ „ 1 „ . | 454 | 360 | 332 | 455 | 513 |
| „ 1 „ „ „ 6 Monate | 1927 | 1654 | 1933 | 2355 | 2648 |
| „ 6 Monate u. darunter | 12574 | 12035 | 12635 | 15498 | 16008 |
| Ausgepeitscht, mit Geldbuße belegt und freigesprochen wurden . . | 566 | 398 | 372 | 373 | 404 |
| | 18912 | 17397 | 18135 | 21542 | 22890 |

Seltsam macht es sich daß in diesem Actenstücke die Freigesprochenen (discharged) mit den Ausgepeitschten unter Eine Rubrik gebracht sind, sodaß sich nicht ersehen läßt Wieviele gepeitscht und Wieviele losgesprochen worden sind.

Dem Alter nach waren die zur Untersuchung Gezogenen im J. 1848

| | |
|---|---|
| unter 15 Jahren | 1067 |
| von 15 und unter 20 Jahren | 7232 |
| „ 20 „ „ 25 „ | 7637 |
| „ 25 „ „ 30 „ | 4672 |
| „ 30 „ „ 40 „ | 5099 |
| „ 40 „ „ 50 „ | 2610 |
| „ 50 „ „ 60 „ | 1040 |
| „ 60 Jahren und darüber | 530 |
| von nicht festgestelltem Alter | 432. |

In Bezug auf die Altersverhältnisse stehen die Jahre 1844—47 mit dem Jahre 1848 ziemlich gleich.

Hinsichtlich des Bildungsgrades der zur Untersuchung Gezogenen stellt sich für das Jahr 1848 Folgendes heraus:

| | Männer | Frauen |
|---|---|---|
| Nicht lesen und schreiben konnten | 7530 Männer u. | 2161 Frauen |
| Unvollkommen lesen und schreiben konnten . . . . . | 13950 „ „ | 3161 „ |
| Gut lesen und schreiben konnten | 2634 „ „ | 350 „ |
| Eine höhere Bildung besaßen | 76 „ „ | 5 „ |
| Von nicht festgestelltem Bildungsgrade waren . . . . . . | 396 „ „ | 86 „ |

Erfreulich ist die verhältnißmäßige Verminderung weiblicher Verbrecher; im J. 1846 stellte sich das Verhältniß der Frauen wie 26,5 gegen 100 Männer; im J. 1847 wie 25,9 zu 100 und im J. 1848 wie 23,1 zu 100 Männern. 45.

### Prinz Boyer in Nordamerika.

„Boyer", erzählt Frau Houstoun in ihrem „Hesperos, or, travels in the West" (2 Bde., London 1850), „hielt sich lange Zeit in Paris auf, und wurde daselbst als Gentleman und Mann von Erziehung empfangen. Er war oft Gast in den Tuilerien, und fand in den Häusern der fremden Gesandten freundliche Aufnahme. Weshalb aber berichten wo er Zutritt hatte und in welcher Weise er aufgenommen wurde? Er wurde als Gentleman empfangen, damit ist Alles gesagt, und erfreute sich der besten Gesellschaft von Paris. In einer unglücklichen Stunde fiel ihm ein der angenehmen Monotonie seines Lebens durch einen Besuch der Vereinigten Staaten eine Abwechselung zu geben. Wie gedacht so gethan. Mit seinem dunkelfarbigen Gefolge dampfte er über das Atlantische Meer und war in gebührender Zeit in Neuyork. Gleich jedem Andern der dieses Land besucht begab er sich nach der «City der Hotels», dem Astor House. Aber wie erstaunt und verblüfft war er als ihm und den Seinigen die Thüren des Hotels vor der Nase zugeschlagen wurden! Man nimmt dort keine Neger ein! Der arme Prinz versuchte zwei andere Hotels mit gleichem Erfolg. Es gab in der freien Stadt kein Obdach für den schwarzen Mann! Endlich wurde ihm ein verachteter Schnapsladen bezeichnet, dessen Eigenthümer sich mühselig davon nährte daß er jenen verworfenen Exemplaren des Menschengeschlechts Nachtherberge gab. Und froh war der Mann der im civilisirten Europa ein Prinz und, was ein beiweitem höherer Titel ist, ein Gentleman hieß, sein müdes Haupt hier niederlegen zu können. Aehnliche Geringschätzung und Unwürdigkeiten erfuhr er im Theater. Weder ins Parterre noch in eine Loge durfte er eintreten. Entrüstet und mit Ekel über die ihm gewordene Behandlung reiste er sammt Gefolge ab, schüttelte den Staub der großen republikanischen Stadt von seinen Füßen, und erklärte daß um Freiheit zu finden er anderswohin gehen müsse, denn Freiheit gebe es dort nicht." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 79. —— 2. April 1850.


## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."
(Fortsetzung aus Nr. 78.)

Wir erfahren von unserm Autor — der doch in diesem Schriftwerk „Aus meinen Hütten" eine Selbstschau in der ihm ganz eigenthümlichen, schweifenden, flatterhaften dilettirend-capriciösen Weise gestiftet hat — wenig, fast nichts Positives aus seiner Jugendepoche, aus seiner Kindheit, von welcher doch alle wortreichen, beobachtungs- und erinnerungsfähigen Menschen so häufig mit Vorliebe erzählen. Unser Autor ist in einer deutschen Nordsee-Hafenstadt geboren, Dies sagt er uns, und er sah frühzeitig das Meer und was zum Meer gehört, Schiffe, Seeleute und fremdes, fernes überseeisches Wesen. Er selbst sagt von sich: „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust!" Hier haben wir den Entstehungspunkt der einen Seele, die ihn hinausdrängt, immer hinaus ins Weite. Aber es ist ein alter Satz der speculativen Wissenschaft daß das Wesen auch in sich reflectirt, und so schlägt sein Wesen naturgemäß um in seinen Gegensatz, es kehrt, je mächtiger in die Weite getrieben, desto traulicher in sich selbst ein. Der Weltfahrer steht still auf einem lieben einsamen Plätzchen. Hier baut er sich eine Hütte oder benutzt eine alte verlassene; hier hüllt er sich ins Leichentuch der Einsamkeit, wie Lamartine sagen würde, lauscht in sich hinein, besinnt sich, schneidet sich die Feder und schreibt seine Bücher. Schreiben ist ihm Leben, ja er bekennt es uns aufrichtig daß nur im Schreiben selbst sich ihm alle Gedanken, Erinnerungen, Blicke, kurz alle geistigen Resultate offenbaren und entfalten. Diesem einsiedlerischen Wesen und Treiben unsers Autors müssen wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Nicht was der Mensch uns sagt und bekennt, sondern was wir ihn vollbringen sehen, Das ist für uns an ihm das Bedeutsame. Unser Autor erzählt:

Solange ich denken kann habe ich einen unwiderstehlichen Drang zur Einsamkeit (die zweite Seele in des Autors Brust) verspürt, und dieser Hang hat mich in allen Perioden meines Lebens aus den volkreichen Städten, die ich zu Zeiten bewohnen mußte, in die Wildniß hinausgetrieben, und hat mich stets von der großen Heerstraße der Welt, die ich zuweilen bewandelte, auf die einsamen Fels- und Fußpfade der versteckten Thäler und der unbewohnten Berge geführt. Ich erinnere mich wie ich als Knabe entzückt war als ich vernahm daß ein berühmter Mann, Namens Zimmermann, ein Buch über die Einsamkeit geschrieben habe, und ich ruhte nicht eher als bis ich mir dieses Buch verschafft und es gelesen hatte. Nichts bedauerte ich mehr als daß die Evangelisten uns so wenig über den Aufenthalt des Heilandes in der Wüste berichten. Und für Mohammed fing ich an mich entschieden zu interessiren, als ich hörte daß auch er einmal die Einsamkeit aufgesucht hatte. Dem Moses folgte ich am liebsten in seinem Aufenthalt in der Wüste, wo er die Schafe weidete, und Numa Pompilius schien mir der beste der römischen Könige wegen seines Verkehrs mit der Egeria in der Felsgrotte. Die Gymnosophisten waren mir das Unvergeßlichste aus Alexander's Geschichte. Die Styliten in der Thebaischen Wüste begeisterten mich mehr als alle die prächtigen Pharaonen. Und der Geschichte der Einsiedler der ersten christlichen Zeit forschte ich eifriger nach als der der Päpste und Kaiser.

Eine lange Zeit meines Lebens hielt ich an dem Plane fest, ich wollte mich in ein Kloster zurückziehen, und als ich als junger Mensch reiste, suchte ich immer nach einem solchen Kloster wie es mir gefallen möchte. Da mich das Leben immer wieder in seinen Strudel hineinzog, so suchte ich wenigstens so häufig als ich es bewirken konnte aus diesem Strudel immer wieder ans Ufer zu entkommen, und mir dort in irgend einem Verstecke eine Hütte, eine Einsiedelei zu bauen, in die ich mich zu Zeiten zurückziehen könnte. Dies habe ich so oft und immer so unwillkürlich gethan daß, wenn ich jetzt die ganze Reihe meiner Einsiedeleien überschaue, ich wirklich über die Unzerstörbarkeit dieses Triebes erstaunen und mich wundern muß wie meine Natur stets, wenn die Umstände günstig waren, auf dieselben Ideen verfiel.

* * *

Die erste Einsiedelei welche ich bewohnte habe ich mir nicht selbst gemacht. Ich meine die Wiege. Und die letzte in welche man mich bringen wird werde ich mir auch nicht selbst machen. Ich meine den Sarg, in welchem ich einst noch viel ruhiger schlummern werde als in der Wiege. Ich glaube ich bewohnte jene schaukelnde Einsiedelei etwa zwei Jahre. Ich erinnere mich ihrer Form noch sehr wohl, und könnte sie en détail beschreiben, was ich deswegen anführe, weil ich sonst immer Alles was mich eben nicht besonders interessirte vergessen habe, und weil ich daraus einen neuen Beweis meines entschiedenen Hanges zum Einsiedlerleben herleite. Mein ganzes Leben hindurch hat mir ein Bild vorgeschwebt von meinem Zustande in jener Wiege, wie ich in ihren weichen Kissen zufrieden lag, und wie ich in ihrem engen Raume gern mich beschränkte, und mit meinen Fingern den offenen Bogen betastete den der Baldachin oder das Dach über dem Kopfende beschrieb. Es war das kleine Thor durch welches ich zuerst in die Welt hinausblickte. Ich habe mir immer eingebildet daß ich mich dessen genau entsinnen könnte. Und sollte ich mich darin nicht täuschen, so wäre Dies, glaube ich, ein Zeichen daß schon in der Wiege mich einsiedlerische Träume durchschauerten.

* * *

Mein Trieb zum Hüttenbauen, der mir so eingeboren war

wie den Vögeln der Trieb zum Nesterbauen, äußerte sich zuerst in meinem achten Jahre, wo ich darauf verfiel aus Bohnenstangen und alten Bretern eine Art von Verschlag in einem Garten in welchem wir während des Sommers wohnten zustandezubringen. Ich brachte darin eine Bank an, und saß oft in der Gesellschaft kleiner Meerschweinchen die wir damals hatten darin. Besonders gern verließ ich unser Wohnhaus, und setzte mich in diese Hütte wenn es regnete, um zu erproben inwieweit mich mein Dach gegen das Himmelswasser zu schützen vermöge. Ich habe sehr viele andere Dinge die wir damals vermuthlich trieben vergessen. Aber diese Bohnenstangenhütte schwebt mir noch heute so deutlich vor als hätte ich sie erst gestern gebaut. Dies kommt daher weil sie eng mit meinem Wesen zusammenhängt, was ich zwar damals noch nicht ahnen konnte.

Eine bessere und längerdauernde Hütte brachte ich einige Jahre später zustande als wir einmal auf dem Lande wohnten. Ich nagelte sie unter einem Birnbaume aus Latten zusammen, die ich untereinander mit einem Geflechte von Weidenruthen verband. Das Ganze bedachte ich mit übereinandergenagelten Bogen von dicker Pappe. Um diese Bogen wasserdicht zu machen hatte ich sie in Oel getränkt, darauf mit einer dicken weißen Oelfarbe übergangen, und nachdem ich sie in diesem Zustande aufgenagelt, setzte ich noch einmal rothe Oelfarbe darauf, um ihnen das Ansehen von Ziegelsteinen zu geben.

Auf diesen Sommer folgte der Winter, und da ich nun einmal entschiedenen Geschmack für das Hüttenbauen gewonnen und mit der Papparbeit durch besondern Unterricht umzugehen gelernt hatte, so verfertigte ich nun auf meinem Zimmer eine kleine Hütte die ich zum Weihnachtsfeste verschenkte. Diese Hütte war mit Ueberwindung von ziemlich vielen Schwierigkeiten ganz vollständig eingerichtet. Die kleine einsiedlerische Puppe die darin wohnte entbehrte Nichts. Ich hatte Fenster eingesetzt, vor den Fenstern standen Blumentöpfe von lackirter Pappe, Tische, Stühle, Bücherschränke, Betten, Sopha — Alles war da was zu dem häuslichen Comfort einer Hütte gehörte. Auch hatte ich die Wände mit Tapeten überzogen und den Boden mit einem buntgemalten Teppiche bedeckt. Es kann sein daß ich in meinem spätern Leben noch Arbeiten von etwas größerer Bedeutung unternahm. Aber keine unternahm ich die mir mehr Freude und Genuß bei ihrem Entstehen und Fortgange gewährt hätte. Ich vollendete sie im Laufe eines Monats, und blickte später noch oft mit innerm Behagen darauf hin.

Wir wohnten des Sommers auf dem Lande, und hier waren die Lauben in den Gärten mir immer die liebste Behausung. Meine Schularbeiten die wir für die Ferien auszuführen hatten vollendete ich stets in solchen Lauben, und ich erinnere mich noch jetzt vieler dieser Arbeiten mit dem größten Wohlgefallen, nicht sowol der Arbeit als der Laube, der blühenden Bäume und der säuselnden Lüfte wegen die mich dabei umgaben.

Eine Laube besteht zwar nur aus gemeinen Blättern und gewöhnlichen Büschen, und doch muß ich gestehen daß ich mir unter dem Worte „Laube" stets etwas ganz Herrliches vorstellte, und daß sich in meinem Kopfe mit diesem Worte mindestens ebenso viele, wo nicht mehr liebliche Ideenassociationen verknüpften als mit dem Worte „Schloß" und „Palast". Ich erinnere mich daß einmal ein Herr die Schilderung eines Gartens machte den er gesehen habe. An dem Ende jedes Weges, sagte er, hätte eine schöne grüne dichte Laube gestanden, und im Hintergrunde des ganzen Gartens, auf der Höhe eines Hügels, sei eine kleine Einsiedelei aus Holz gebaut gewesen. Diesen Garten dachte ich mir damals als die Quintessenz und das Non plus ultra aller Gartenschönheit.

* * *

Ebenso sehr wie die Lauben verehrte ich auch die Zelte, und hätte ich es dahin bringen können daß einmal in unserm Garten ein Gartenzelt errichtet worden wäre, ich glaube meine Freude würde den höchsten Gipfel erreicht haben. Mit Begierde las ich von den Zelten in der Bibel und Abraham; wie er aus seinem Zelte ein- und ausging, schwebte mir immer vor. Jedes Bild auf welchem ein Zelt gemalt war gefiel mir schon deswegen unbeschreiblich, wie jedes Gedicht in welchem „Zelte", „Hütten" oder „Lauben" vorkamen.

Ich setzte mich mit meinen Büchern, wenn ich es nur unbemerkt konnte, für mein Leben gern in das größte Zimmer unsers Hauses, in welchem sich lange Vorhänge befanden. Hier zog ich dann diese Vorhänge rund um den altmodischen Lehnstuhl in welchen ich mich niederließ herum, und bildete mir ein daß ich in einem Zelte säße. Bei allen Reisebeschreibungen die ich las studirte ich Nichts genauer als wie die verschiedenen wilden Nationen ihre Zelte und Hütten bauten, wie die Kalmücken, wie die Mongolen, wie die Baschkiren, wie die Indianer und wie die Hottentotten.

Die Wände eben jenes vornehmsten Zimmers in unserm Hause waren mit uralten gemalten Oeltapeten bedeckt. Die Gemälde stellten sehr großartige und sehr fleißig, ob zwar sehr geschmacklos ausgeführte Landschaften dar. Durch die Flur rann ein Bächlein, an dem Bache stand eine einsame Fischerhütte, vor der ein Fischer saß und angelte. Weiterhin war das einsame Haus eines Schäfers, und der Schäfer war ausgewandert mit seinen dickwolligen Schafen ins Freie. Obgleich der Schäfer und Fischer Cyklopen waren im Verhältniß zu ihrer Hütte, und obwol die Schafe eher misgestalteten Wollsäcken als zierlichen Lämmern ähnlich sahen, so waren es für mich doch lauter höchst reizende Geschöpfe, und ich habe im täglich wiederholten Anblicke dieser bäuerischen Scenen mehr Genuß gefunden als später im Anblick der Landschaften der ausgezeichnetsten Künstler. Für meinen Geschmack wäre es freilich besser gewesen wenn meine Augen sich täglich auf Ruysdael's und Hobbema's hätten ergehen können.

Einmal bekam ich zu Weihnachten die Nachbildung eines einsam im Walde liegenden Försterhofs geschenkt. Kein Geschenk ist mir unvergeßlicher geworden als dieses. Stundenlang konnte ich mich damit amusiren die einzelnen Theile aus denen diese Jägereinsiedelei bestand auseinanderzunehmen und auch wieder zusammenzusetzen, das friedliche Häuschen in der Mitte, die Stallung für die Hirsche, daneben die feste Umzäunung und dann den Wald rundherum, der aus ein paar Dutzend hölzernen Bäumen bestand.

* * *

Das Zimmer welches ich als Knabe bewohnte lag ziemlich hoch in unserm Hause. Aber noch eine Treppe höher fand ich auf einem der Böden des alten Hauses noch ein Zimmer das mir besser gefiel. Es war ein aus Bretern, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, gemachter enger Verschlag, mit einem kleinen Fenster durch das Dach. In diesem unbequemen Verschlage in dem ich mich kaum umdrehen konnte hielt ich mich mit meinen Studien weit lieber auf als auf meinem eigenen Zimmer, und ich richtete mich darin so ein daß ich hier auch schreiben konnte. Hier machte ich meine schriftlichen Aufsätze, indem ich durch das Dachfenster manchmal sehnsüchtig meine Blicke zum Himmel und über die Häusergiebel der Stadt ins Blaue hinausschweifen ließ. Ich fühlte in diesem Dachstübchen einen eifrigern Studirgeist, eine höhere Arbeitsseligkeit und einen Anflug der Begeisterung die mich nachher in der Einsamkeit so oft ergriff. Gern blieb ich zuweilen, wenn es mir nur wegen der Gefahr mit dem Lichte gestattet wurde, auch des Abends da. Es ward mir dann drinnen so heimlich, wenn draußen übers Dach der Wind hinheulte, und auf der andern Seite auf dem Boden die alten Kisten und Kasten und die bestäubten Wein- und Waarenfässer rumpelten und knackten, und zwischen ihnen die Mäuse und Ratzen Krieg führten.

Die alten Häuser in meiner Vaterstadt, einer ehemaligen deutschen Reichsstadt, sind alle sehr hoch und spitz gebaut, fast thurmartig, sieben bis acht schmale Etagen übereinander. So war auch das unserige. In der obersten Spitze des Hauses in

der siebenten Etage war der Torfboden. Sehr gern verkroch ich mich hierher, baute mir aus den losen Torfstücken einen Sitz oder eine Einsiedelei zurecht, und vertiefte mich hier, wo ich dem Himmel so nahe war als ich ihm in unserm Hause kommen konnte, dann gern in meine Bücher.

Die beschriebenen himmelhohen Häuser meiner Vaterstadt standen und stehen noch alle mit der schmalen Giebelseite nach der Straße, und die Dächer der benachbarten Häuser stoßen also ihrer ganzen Länge nach aneinander. Da wo sie zusammenkommen ist gewöhnlich eine beiden Häusern gemeinschaftliche breite feste Dachrinne aus Stein angebaut. In dieser Rinne kann man zwischen beiden Dächern bequem hin- und herlaufen. Sie bildet einen sehr gewöhnlichen Schauplatz der Spiele der Knaben, sowie des Nachts die Katzen darin ihren Unfug treiben. Auch diese Dachrinnen waren mir ein sehr angenehmer Platz zum Studiren. Oft brachte ich mir einen Stuhl da hinauf. Oft setzte ich mich hinter das Piedestal des riesenhohen Schornsteins, der wie ein Obelisk aus dem Dache hervorwuchs.

Dies sind kindliche Erinnerungen, und sehr bezeichnende für diesen wunderlichen Geist, welche wir lieblich und anziehend finden müssen. Aber damit ist die Welt seiner Einsiedeleien nicht abgeschlossen. Der Knabe wird Jüngling. Er geht als Studiosus nach München, wohin ihn weniger das bairische Bier und das lebenslustige Treiben der Münchener als der ferne Hintergrund der schönen Alpenkette gezogen hat, die „im Süden dieser Stadt wie ein langer hoher Altar sich aufthürmt". Dorthinein macht er seine Ausflüge, und gelangt auf einem derselben auch bis in die wundervolle Gegend bei Meran im lieblichen Etschthale. Hier nistet er sich anfangs ein in einem alten von Weinreben umrankten Schlosse, bis es ihm in der Tiefe zu heiß wird, und er nach den frischen Höhen der umliegenden Berge sich umblickt. Ein kleiner Meierhof winkt ihm von oben herab traulich zu, und da er in Erfahrung bringt daß dies das Eigenthum, die eben verlassene „Sommerfrische" eines alten zutraulichen Barons ist, der sich beim Herannahen des Herbstes soeben wieder in sein tiefergelegenes Schloß zurückgezogen hat, so miethet er diesem adeligen Alten vom Berge seine Sommerfrische ab, der sie ihm willig überläßt und ihn noch dazu mit einem Empfehlungsschreiben an die dort hausende Schaffnerin versieht. Dorthinauf steigt jetzt unser Eremit immer höher über die Garten- und Fruchtbaumregion, ja selbst über das Getreideplateau hinaus, noch höher über einen waldigen Abhang mit Laubgehölzen, und weiter über die Schicht des Buchweizen- und Haferbaus, ja selbst noch über die den größten Theil des Jahres schneebedeckte einsame Region der Jäger hinaus. Nun endlich auf der obersten Wiesenregion trifft er seinen Meierhof, der das „Eckerhöfchen" heißt. Die Schaffnerin, „eine passabel aufgeklärte Person", begreift sogleich was der Ankömmling will, und weist ihm sein Zimmer an.

Hier richtet man sich bald ein. Man versorgt sich von dem nahen Meran aus mit einer kleinen Bibliothek, wie sie sich für einen einsiedlerischen Studiosus schickt. Die Zusammenstellung bleibt dessenungeachtet eine wunderliche: die „Odyssee", Thomas a Kempis, ein Naturrecht von Geier, Justinian's Institutionen (der Autor ist nämlich von Fach Jurist), ein Criminalrecht von Feuerbach, ein Handbuch der Physik und den Horaz. Von diesen literarischen Schätzen zehrt sein Geist, sein Leib aber, der natürlich auch sein Recht will, lebt von „Knödeln". Dies ist nämlich nicht blos die Region der Wiesen und Jäger, es ist auch die der Knödel. Alles Speisbare kommt hier in der Gestalt der Knödel vor. Man bereitet dergleichen aus Weizen-, Roggen-, Hafer-, Gerstenmehl, aus Mehl von Mais und aus Buchweizenmehl. Sonntags gibt es Speckknödel und an hohen Festtagen Korinthen- und Rosinenknödel.

Aber die Seele, die unsterbliche Seele des phantastischen Studiosus, sie schwelgt auf dieser frischen Höhe in allen erhabenen Reizen der ringsum aufgeschlossenen Alpennatur. Von seinem Balcon versenkt er sich Nachtens aufwärts in die dunkelblauen goldgestickten Tiefen des Firmaments; er sieht den Orion sich heben und den Wagen sinken, sieht Gemma Funken sprühen und den Schwan stolz den blauen Ocean durchschwimmen. Der Polarstern, Orontes, der Drache, die Krone, die Plejaden, „sie zerschmelzen alle in ein Meer des Lichts, das über sie herabflutet, und die Bilder des Thierkreises zerscheitern wie die übrigen in dem allgemeinen Schiffbruche der Gestirne, die sammtundsonders sterbend einstimmen in das große Hallelujah das dem nahenden Gotte zu Ehren durch die Weltenräume rauscht".

Unser luftiger Einsiedler und Hüttenbauer beobachtet auch die großartigen Wetterphänomene der Alpenhöhen, die prachtvolle Hoheit der Gewitter; wenn aber die Nebel der Nacht, verschwunden sind, und Helios' erste Strahlen die Abhänge beleuchten, dann „läutet und glöckelt der Viehbube mit seinen friedlichen Rindern unter des Autors Altane", und dieser ergreift dann rasch Hut und Alpenstock, und den Horaz in die Rocktasche schiebend ruft er: „Sepperl, wart a bis!" und dann folgt er den fußschleifenden Rindern hinaus auf die grünen Alpenwiesenthrone. Da oben braten sich die Beiden zum Mittag Kastanien: aber Das ist noch nicht der Culminationspunkt des einsiedlerischen Glücks. Oben auf der höchsten Spitze einer Anhöhe steht ein alter ganz vereinsamter abgestorbener Baumstumpf. „Er ragt mit seinen dürren Aesten über den Abhang des Berges nach der Gegend hin hervor nach welcher die Etsch weiter bergabfließt, und es scheint als strecke er seine Arme sehnsüchtig nach dem Land im Süden, nach Italien aus." Dürre Bäume und erstorbene Aeste übten von jeher auf unsern Weltgänger eine poetische Anziehungskraft. Und siehe, hier mit Hülfe Sepperl's und seines Beils „prakticirt" er Stufen in jenen Baum, und erbaut sich wieder auf seinem ästigen entlaubten Wipfel ein einsiedlerisches Belvedere, wobei ihm einige Aeste als Sessel, andere als Lehne, noch andere als Fußschemel dienen. Auch ein Flechtwerk wird in den obern Zweigen des Baumes angebracht, das man mit Stroh verstopft, damit es vor einem plötzlichen nicht allzu heftigen Regenschauer Schutz gewähre.

Bis in die letzte Möglichkeit des winterlichen Jahres hinein weilt in seinem Eckerhöfchen der phantastische Studiosus, bis Ausgang November, wo auf allen Spaziergängen sein Fuß auf Schnee tritt, und selbst der Viehbube mit seinen Rindern ihn endlich auf diesen im Stich läßt. Nun kommen auch Briefe aus der Heimat und von der Universität an den verlorengegangenen Studenten — es bleibt Nichts als „seine Bücher zuzuklappen, das Stück Homer, die Nachfolge Christi, die feuchten Hemden, die im Schneegefilde längst nicht mehr trocknen, einzupacken und wehmuthsvoll Abschied zu nehmen von den kurz vorher noch so blumigen, nun eisbedeckten Gefilden".

Auf seinen spätern Weltzügen baute sich der Autor noch unzählige andere „Hütten" hier und dort; eine unter der „stillen, armen, poetischen, unterdrückten Nation der Letten". Diese baute er um sich dabei an sein erinnerungsfernes Alpenhäuschen zu erinnern im Schweizerstil. Doch auch aus dieser Einsiedelei vertreibt ihn sein Wanderverhängniß, und wieder irrt er Jahre umher bis er endlich ins Land der Kosacken kommt, wo er, wunderbar, auf die verlassene Hütte eines alten kleinrussischen Priesters stößt, in welcher dieser einsame Tage mit dem Lesen der Heiligen Schrift verbracht hatte. Hier im Herzen des Dnieprlandes läßt sich Kohl als Einsiedler nieder und schlägt — seinen Schreibtisch auf. Er wirft sich die sehnsuchtsvolle Frage auf: ob er nicht noch einmal, wenn auch an der Markscheide seiner Tage, auf dem himmelanstrebenden Dhawala-Giri, der stets den letzten Hintergrund seiner Einbildungskraft bildete, seine letzte „Hütte" bauen werde.

Wer wollte es leugnen daß diese Schilderungen in ihrer traulichen, abgeschiedenen Gemüthlichkeit poetisch und malerisch sind! Ich finde dafür aber noch einen andern, ganz eigentlich dem Wesen aller Schilderungen dieses Autors entsprechenden Ausdruck — pittoresk.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Amerikanerinnen im Befreiungskriege.

The women of the American revolution. By *Elizabeth F. Ellet.* Zwei Bände. Neuyork 1848.

Die heutigen Ansichten über das Entstehen und den Gang des amerikanischen Freiheitskampfes sind weder in England noch in Amerika die von sonst. Während der Kampf dauerte, fochten auf der einen Seite Loyale, auf der andern Rebellen, galt es hier der Freiheit, dort der Sklaverei, vergaßen England und Amerika daß auf beiden Seiten englisches Blut floß, und daß in den wechselseitigen Schmähungen jeder Theil sich selbst schmähte. Eine neue Nationalität schien entstanden; Wirkliches ging in Namen unter, und hätte Mirabeau es nicht gesagt, wäre es nichtsdestoweniger wahr daß es Zeiten gibt wo Worte Sachen sind. Jene Ansichten haben sich geändert. Man hat diesseit und jenseit des Atlantischen Oceans erkannt daß die amerikanische Revolution statt eines auf der einen Seite durch falsches Regiment herbeigeführten und auf der andern von Genie und Tapferkeit ausgebeuteten Zufalls ein Ereigniß war welches seit den Tagen der ersten Ansiedler im Schoose der Zeit gereift, und, ob durch momentane Umstände beschleunigt oder verzögert, so gewiß eintreten mußte wie jedes von Naturgesetzen bedingte Phänomen. Als Amerika zu groß geworden um abhängig zu sein, sprengte es seine Bande wie der junge Vogel seine Schale, und als die Leidenschaft des Kriegs sich abgekühlt, begriff England daß es eine ihm wenig eintragende Colonie verloren, und dafür einen ihm viel eintragenden Kunden gewonnen. Britischer Muth glühte in amerikanischer Brust und besiegte britische Waffen, nicht weil die Amerikaner kühner und tapferer als die Engländer, sondern weil die Zeit gekommen war wo weder die Kunst der Politik noch menschlicher Wille gegen eine Naturnothwendigkeit bestehen konnte. Welchen Antheil die Frauen Amerikas an diesem Kampf genommen, ist bisher nur der Vorwurf einzelner Erzählungen, meist in romantischem Gewande, gewesen. Ein höheres Ziel hat sich die Verf. obenrubricirten Werks gesteckt. Sie fühlt daß regelrechte Geschichte den Frauen deshalb nicht gerechtwerden kann weil sie öfterer die Urheberinnen als die Vollbringerinnen großer Thaten sind, und von diesem Bewußtsein geleitet hat sie die Mängel der Geschichte zu ergänzen gesucht. Im Ganzen ist ihr Das auch gelungen, und obschon sie zu weit greift, indem sie ihr Buch „einen nützlichen Beitrag zur Geschichte Amerikas" nennt, so ist es doch als Sammlung geringfügigen Materials dem Historiker mit gutem Gewissen zu empfehlen.

8.

## Literarische Umfrage.

In einem seit kurzem erscheinenden englischen Journale, „Notes and Queries", welches den Zweck hat Literaten, Künstlern und allen Gebildeten über ihnen Unbekanntes auf Anfrage Auskunft zu verschaffen, findet sich Folgendes, was vielleicht durch d. Bl. beantwortet werden kann und jedenfalls ein zarter Gedanke ist. Es heißt: „Sie würden mich verpflichten wenn Sie oder einer Ihrer Mitarbeiter mir den Verfasser des Epigramms nennen könnten wovon ich die englische Uebersetzung beifüge. Ich erinnere mich deutlich das lateinische Original gesehen zu haben, weiß nur nicht von wem es war oder wo es steht. Ich vermuthe daß es einem italienischen Schriftsteller des 15. oder 16. Jahrhunderts angehört."

Cupido weint.

Warum weint Cupido? Weil aus Eifersucht seine Mutter ihn geschlagen. — Weshalb? Weil er seinen Bogen Cölia gegeben, die ihn überlistet. — Das Kind! Ich kann es nimmer glauben daß er seine Waffe weggegeben. Auch wollte er nicht; doch sie täuschte ihn. Sie lächelte; da hielt er sie für seine Mutter.

Die englische Uebersetzung ist in Versen und lautet:

Cupid crying.

Why is Cupid crying so? —
Because his jealous mother beat him. —
What for? — For giving up his bow
To Coelia, who contrived to cheat him.

The child! I could not have believed
He 'd give his weapons to another. —
He would not; but he was deceived:
She smiled, — he thought it was his mother.

Hierauf theilt das „Athenaeum" vom 2. Febr. „von wohlbekannter Hand bis zur Entdeckung des lateinischen Originals Folgendes als Lückenbüßer" mit:

In Cupidinem flentem.

En lacrymosus Amor! Fidum quia perdidit arcum
Vapulat! Exultans Coelia tela tenet.
Ast illam potuitne Puer donare sagittis? —
Subrisit: — Matrem credidit esse suam.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 80. — 3. April 1850.

## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Wenn wir unter den vielen kleinern Abschnitten, Gedanken- und Herzensergießungen (jede für sich, wo nicht ein rundabgeschlossenes Ganzes, so doch ein keck hervortretendes Fragment von straffen Contouren bildend), wenn wir unter diesen „Geständnissen und Träumen", die alle „Aus meinen Hütten" kommen, die eine auswählen welche die Aufschrift führt „Kunsttrieb", und sie recht im Detail genießen, so stellt sich uns eben jenes Pittoreske als die eigentliche angeborene Formfähigkeit unsers Autors heraus. Wir müssen dies bis in die minutiösesten Falten der Formgebung sich erstreckende Schilderungstalent, das immer und immer zwischen Oberfläche und werdender Tiefe pulsirt, aus der Geschichte seiner knabenhaften Kunststudien herausnehmen, und hier sein eigenes Wort, das selbst im Psychischen nur ein ins kleinste Detail sich ausbreitender Pinsel ist, vernehmen. Der Knabe, das Kind (der Kunsttrieb schlummert in jeder Kindesnatur), geht an die bildenden Künste. Er verbraucht frühzeitig eine Menge Papier und Schiefertafeln um sie mit seinen Bildern zu füllen. Er malt zuerst leblose Gegenstände, Häuser, Stuben, Meubles; er bringt es endlich zu einem Gedanken von Landschaft, und hier entwickelt sich schnell eine eigene Manier und Gruppirungsweise:

Fast immer lief meine Landschaft der Hauptsache nach auf vier Dinge hinaus. Sie war regelmäßig zusammengesetzt: erstlich aus einem Hause, das zwei Seiten zeigte, eine kurze mit einer großen Hauptthür und eine lange mit einer kleinen Seitenthür und mehren Fenstern. Die kleine Seite war stets in der Verkürzung zu sehen, die längere der ganzen Länge nach; das Haus hatte jedesmal einen sehr stark rauchenden Schornstein; zweitens, aus einem Wege und zwar einem kleinen Fußpfade, der sich in unzähligen Windungen von der Seitenthür aus in die Ferne verlief; ferner aus einem Wandersmanne, der mit einem Ranzen, groß wie ein Mehlsack, auf diesem Fußpfade marschirte und auf das Haus zusteuerte, um sich dort auszuruhen; er hielt einen dicken, langen Wanderstab in der Hand, und setzte ihn so rechtwinklig vor sich hin als wollte er ihn wie einen Baum einpflanzen; endlich aus einem Baume oder vielmehr aus ein paar Baumzweigen die hinter und über dem Hause hervorragten. Den ganzen Baum zeichnete ich nie, weil ich es nicht so poetisch fand.

Diese Landschaft mit solchen Elementen war so stereotyp bei mir daß ich Jahre lang keine andere malte. Ja auch noch jetzt, wenn ich schnell eine Landschaft improvisiren soll, komme ich immer wieder in den uralten Schlendrian des rauchenden Schornsteins, des halbversteckten Baumes, des schlängelnden Weges, des einsamen Wandersmannes und der großen Haupt- und der kleinen Seitenthür hinein.

Der Weg war mir immer besonders wichtig, und es schien mir ohne ihn mein Bild nicht vollendet. Ich pflegte dabei dann zu erzählen wohin er führte, und was noch sonst weiter jenseit des Bildes auf diesem Wege wandele und geschehe.

Frühzeitig erhielt ich Zeichnenunterricht. Erst bei meinem alten guten Lehrer, der uns den Baumschlag und den Rasen- oder „Grasstrich" beibrachte. Um den letztern darzustellen mußten wir ganze Bücher anfüllen mit folgender Uebung: Wir mußten fünf kleine schiefe Striche machen und dann einen Knoten schlagen. Die fünf Striche bedeuteten die Grashalme und die Knoten die zufällig im Grase liegenden Steine oder Erdklöße. Mit jenen fünf Strichelchen nebst Knoten, die wir hundert mal aneinanderfügten, stellten wir dann ganze Wiesen dar.

Dann bei einem andern Lehrer, der uns einen ganzen Winter hindurch Kopfovale, Augenkreise, Mundlinien und Nasenwinkel malen ließ, was uns unendlich langweilte. Er lehrte uns endlich auch diese Augen, Nasen und Lippen zu ganzen Angesichtern zusammensetzen. Ich lernte aber nie nur das Allergeringste in der Darstellung des edlen menschlichen Angesichts. Es kam mir viel zu schwer vor. Ich hatte davor eine heilige Scheu, und kurz, ich fühlte daß ich zu einem Menschenmaler nicht geboren sei.

Thiermalerei, als näher verwandt mit der Landschaft, war mir schon viel angenehmer. Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Hunde zeichnete ich sowol nach einer ganzen Schar von Vorlegeblättern als auch nach der Natur mit großem Eifer, Kühe lieber als Schafe, Ochsen lieber als Kühe, Hunde lieber als Ochsen und Pferde am allerliebsten. Ich glaube daß diese Thiere wol bei allen Knaben in der angedeuteten Reihenfolge beliebt sind.

Das Ideal vom Pferd war mir: wenn es seinen Vorder- und seinen Hinterfuß in rechten Winkeln aufhob, und die Hufen ebenfalls in rechten Winkeln angesetzt waren, wenn sein Hals sich bog wie ein Schwanenhals, wenn seine Mähnen so lockig und voll herunterhingen wie die Flügel einer Allongenperücke, und sein Schwanz wie ein Wasserfall herabwallte. Die langhaarigen andalusischen Pferde schienen mir daher die schönsten auf der Welt.

Die Landschaften bleiben jedoch vor Allem dem Knaben sein liebstes Kunstobject. Als er bereits einige Uebung erlangt hat, geht er einmal an die Copie einer Zeichnung welche das Innere eines Bauernhofs darstellt:

Man sah in die offene Tenne, wo die Mägde und Knechte droschen. Eine Magd trat mit Milcheimern aus dem Kuhstall heraus. Der treue Haushund lag auf dem Stroh mitten auf

dem Gehöfte, und die Tauben kamen von den Dächern herabgeflogen um nach den verstreuten Körnern zu picken. Ueber den Dächern der rundumherstehenden Gebäude blickten die Spitzen der Bäume hervor welche das Gehöfte umringten. Ich kann nicht sagen mit welcher unaussprechlichen Wonne, unter welchen beglückenden Empfindungen ich dieses Bild nachahmte. Noch in diesem Augenblicke kann ich nicht ohne Rührung daran denken, und jene Landschaft ist mir jedesmal wieder eingefallen wenn ich mir das Innere eines lettischen oder eines russischen oder eines sächsischen, oder eines östreichischen oder eines ungarischen Bauernhofes besah. Ich glaube daß zuweilen solche einzelne Bilder einen tiefern Eindruck auf uns machen und einen für unsere Richtung entscheidendern Einfluß ausüben als später die Lecture halber Bibliotheken.

* * *

Das Schönste was man mir je von Kunstsachen schenkte war eine Sammlung von Vorlegeblättern welche landschaftliche Studien enthielten. Es waren darin allerliebste Landschaftsdetails gegeben. So z. B. auf dem einen Blatte eine wilde Waldscene, d. h. ein paar übereinandergefallene alte Baumstämme, etwas Wurzelwerk, einiges Gestrüpp und Gebüsch herum und darüber herabhängende Zweige von Bäumen, welche letztere selbst nicht zu sehen waren.

Auf dem andern war eine Grasscene, die das Stück eines mit Gras bewachsenen Wiesenraines darstellte. Die Erde war etwas abgefallen, und das Gras stand auf dem Rande sehr üppig, sowie sich auch vorne im flachen Vordergrunde eine unzählige Menge dichtgedrängter und hübschgruppirter Wiesenkräuter und Blumen deutlich präsentirte.

Auf einem dritten war ein ganz kleiner Wassertümpel zu sehen, auf dem kaum einige Enten Platz hatten, und rundherum standen dichtgedrängte Schilfe. Man sah das Licht in verschiedenen Schattirungen durch die Schilfe fallen, und erblickte noch viele Schilfstengel in perspectivischer Entfernung.

Auf den andern Blättern waren ähnliche landschaftliche Details gegeben, und nach dem unauslöschlichen Eindruck den diese Skizzen auf mich gemacht haben muß ich schließen daß sie in meinem Leben eine wichtigere Rolle spielen als alle Ruysdael's und Poussin's, die ich noch später zu sehen Gelegenheit hatte. Solche Jugendbilder haften an unserer Seele wie Hammerschlag und Stempel die man in das glühende Eisen drückte, während alle spätern Eindrücke nur das hartgewordene Eisen auf der Oberfläche poliren. Ich möchte behaupten daß alle jene zwölf landschaftliche Skizzen Formen geworden sind in welche ich später wieder hundert Dinge goß. Sie spiegelten sich tausendfältig in allen den verschiedenen Spiegelflächen die das Leben mir anschliff wieder ab.

Der Knabe Kohl muß natürlich auch der Kalligraphie — nächst dem „Kleinen Bröder" wol der ausgemachteste Feind eines sitz-ungeduldigen Knabentalents — seinen Tribut bezahlen. Er bekommt kalligraphische Privatstunden bei dem besten Lehrer der Stadt. Es gibt keine größern Qualen als die ihm die großen P und U, die T- und F-Striche, die S- und G-Züge und die O- und Q-Ovale verursachen. Wenn Qualen ein Resultat gewähren, so ist es gut, und auch diese Schmerzen sind dann Segnung. Wenn aber all das Malen, Streichen, Ziehen und Ovalebilden doch zu Nichts hilft, dann ist es bitter, sehr bitter. Der Autor hat es nie und nimmer zu einer kalligraphischen Handschrift gebracht. Es geht ihm darin wie andern Leuten. Er sagt:

Ich glaube an das Bedeutungsvolle der Handschriften, und ich will daher die meinige in Kürze charakterisiren, da sich gewiß auch in ihr ein Stück meines Wesens abspiegelt. Auf den ersten Anblick ist das Auffallendste daran daß ich ziemlich klein und eng schreibe, doch nur ziemlich, denn ich kenne viele Leute die allerdings noch enger und kleiner schreiben als ich. Auch kenne ich Viele die noch undeutlicher und häßlicher schreiben als ich. Meine Handschrift ist nicht vollkommen unleserlich, nicht extravagant kritzlig, nicht auf eine außerordentliche und kühne Weise nachlässig, aber Nichts weniger auch als deutlich, gesetzt, regelmäßig und bestimmt. Sie ist darin ein genaues Spiegelbild meines Wesens.

Jedoch schreibe ich sehr ungleich, und oft habe ich mich schon auf ganzen oder doch halben Seiten ertappt die ich leidlich leserlich, deutlich und hübsch hingeschrieben hatte, ohne mir eben besondere Mühe dabei zu geben.

Alle meine Buchstaben sind kleine, gezogene, verdrehte und verkrüppelte Wesen, deren Bedeutung von meinen bedauernswerthen Correspondenten und Lesern oft erst errathen werden muß. Von allem Dem was unsere Schreibelehrer über den Druck und über die starken und feinen Striche sagten und uns einübten ist in meinen Schreibereien keine Spur mehr zu finden. Ich schreibe immer eben fort, und alle Theile der Buchstaben sind mit gleicher Nachdruckslosigkeit geschrieben. Ich habe keine besonders auffallenden Striche und Züge bei meinen Buchstaben und Worten, keine besondern Schnörkel und Linien, wie man sie doch sonst bei den Handschriften so vieler Menschen findet. Die einzige Ausnahme davon macht ein gewisser einigermaßen kühn geschwungener dicker Zug unter meinem Namen.

Viele Leute schreiben ihren Namenszug stets immer so ganz auf dieselbe Weise daß man darauf wetten sollte er wäre nicht ein Product der vom freien Willen bewegten Hand, sondern das Product eines von einer Maschine bewegten Stempels. Daß ich meinen Namen sehr oft anders schreibe, zuweilen größer, zuweilen kleiner, zuweilen deutlicher, zuweilen undeutlicher, zuweilen blos mit den Anfangsbuchstaben, zuweilen ganz ausgeschrieben, in der Regel mit jenem dicken Zuge, zuweilen aber auch mit Hinweglassung desselben, habe ich alle Tage zu bemerken Gelegenheit.

Unter Ueberschriften oder am Ende von Aufsätzen, wo wenigstens die Handschriften anderer Menschen sich sehr häufig zur Ausführung irgend eines kleinen kalligraphischen Kunststücks erheben, mache ich gewöhnlich einen so kritzligen, magern, in Nichts zerfließenden Embryo von Zug daß ich Lust hätte ihn als charakteristisch hier beizudrucken.

Die schönen und wohlverschlungenen Prachtzüge mit welchen manche gewissenhafte Menschen ihre Briefe oder ihre Aufsätze beschließen, sehen gewissermaßen aus wie ein „Amen! = Ich habe gesprochen und mein Möglichstes gesagt, ich bin zufrieden mit Dem was ich vorbrachte, ich setze nun den Schlußstein darauf und empfehle mich Gott und Euch in Gnaden."

Meine kleinen flüchtigen End- und Schlußstriche sehen dagegen aus als wäre ich unsicher gewesen ob hier das richtige Ende schon wirklich wäre oder nicht, als wüßte ich wol noch Vieles zu sagen, aber als wäre ich ermattet, und hätte nun in Eile zu Stock und Hut gegriffen um davonzukommen.

Kann es etwas Pittoreskeres im intensivsten Sinne des Wortes geben als diese Schilderung? Was ist dies technische Detailliren bis in die Spitzen der Fingerspitzen hinauf anders als das Pittoreske leibhaftig? Der geniale Mensch kann einen Faust, einen Macbeth, eine Wissenschaftslehre, eine vergleichende Anatomie, einen Rückzug der Zehntausend erschaffen, aber weder Goethe, Shakspeare, Fichte, Cuvier noch Cyrus wären im Stande gewesen — Das ist unsere felsenfeste Ueberzeugung — ihre eigene Handschrift (etwas im Großen völlig Gleichgültiges, für die minutiöse Charakteristik des Individuums aber Bedeutungsvolles) so zu anatomisiren, so in ihren eigentlichsten Monadenstaub zu zerlegen als unser Autor.

Wir nannten vorhin dies pittoreske Talent dieses Autors eine Formfähigkeit. Sie steht in genauer Ver-

bindung mit einem andern, seinem ureigensten ausschließlichen Talent, welches mehr dem Inhalt des menschlichen Geistes angehört. Gingen wir in der Beurtheilung eines so verzwickt begabten Geistes leichtsinnig zu Werke, so würden wir sagen dies Talent ist die feine Beobachtung. Wir würden damit diesem Talent den Namen geben den unser Autor, der der Menschen und Völker Sitten so viele und heterogene bis ins Pittoreskeste ausgemalt hat, selbst am sehnlichsten wünscht; denn all die „Widersprüche seiner Seele", die er uns in dieser Selbstschau enthüllt, laufen in ihrem Brennpunkt dahin hinaus daß er in dem hohen Talent der feinsten und allerfeinsten Beobachtung, in sich selbst befriedigt, all diese Widersprüche ausgeglichen findet. Wie sehr wir nun anerkennen und an uns selbst vermissen was der Verf. meint, so müssen wir doch dieser feinen Thatsache, die sich wie ein rosenrother Faden durch alle Kohl'schen Schriftwerke schlingt, einen andern Begriff und so auch einen andern Namen leihen. Wir nennen sie also: Spürungskraft, Spürungsfertigkeit, geistig-seelischen Instinct des Aufspürens, Indagation. Ein misliebiger Kritiker hat Kohl einmal einen „feinbeobachtenden Charlatan" genannt. Das war ein großes Unrecht was ihm geschah. Nicht ein Funke von Charlatanerie ist in diesem wunderlich flotten, sich selbst zerstückelnden und in allen Elementen seines stets nach der Oberfläche spielenden Wesens sich herumarbeitenden Geistes. Wir nennen was Andere Charlatanerie nennen — die unvermögend sind diese Natur zu erspüren —: einen Instinct des Geistes.

Mit einer aufrichtigen, aber in alle Windrosen des Strebens, Wollens, Projectirens, Hinaus- und Hin- und Herfahrens sich zersplitternden Natur wie die Kohl's es ist, muß man aufrichtig zu Werke gehen. Diese Spürungskraft, dieser geistige Instinct, diese Rastlosigkeit des Erwitterns, das doch allemal zu einem höchst interessanten, geistig auszubeutenden Resultat führt, ist nicht das Eigenthum eines genialen, schöpferischen, es ist das eines etwas übermittelmäßigen Geistes. Für einen solchen erkennt sich unser Autor selbst in seiner Schrift. Weil aber die tiefern Geister eben dieses praktische Talent, das so anmuthige und brauchbare Resultate liefert, entweder nicht oder doch nie in der schlagenden Energie besitzen wie er, so ist es eben Dies was in dieser Natur die tiefern Geister frappirt, ja wol sie zur Bewunderung hinreißen kann. Wo immer es sich um das Detailliren, um das „Spüren" ins Kleinste, um das „Schildern" ins Kleinste, ja ins Zerklüftetste handelt, sei es im Ethnischen, im Psychischen (sozusagen: im Stillleben der weltdurchgangenen Psyche) oder im Naturelementarischen, da wo die Natur die ganze Breite ihres Reichthums auslegt, oder wo sie ihn, sich zusammenhäutend gleich dem Papier-Nautilus, verhüllt, wie in ihren ewigen Naturgedanken: „Zeit und Tod", die der Autor zu einer seiner werthvollsten Lebenspittoresken umformirt hat, da ist dieser Autor in der That einzig und kaum erreichbar. Und dennoch ist dies ganze geistige Thun und Wesen Nichts mehr als ein sensualer Instinct, und er erinnert in gewisser Weise an die Begabung bevorzugter Thiere, welche ebenfalls auf das unvergleichlichste erspüren, erwittern und zutagefördern (wennschon nicht zu schildern vermögen) was in der „Schicht" die ihnen die allbegrenzende Natur angewiesen möglich und erspürbar ist. Ja diese fast idiosynkrasistische Begabung Kohl's erinnert sogar ganz speciell an den ausgeprägten Geruchs- und Geschmackssinn einzelner Thiergattungen, und der Beweis soll aus einem eigenthümlichen Seelenfachwerk des Autors selbst, dem des „Geruchs- und Geschmacksgedächtnisses", dessen spitzfindige Apperception, um uns eines Kant'schen Ausdrucks zu bedienen, ans Fabelhafte grenzt, mit des Autors eigener Darstellungsweise sogleich geliefert werden. Der Autor sagt in dem Abschnitt: „Die petites misères eines schwachen Gedächtnisses", der im zweiten Bande seiner Selbstschau ein wahres Meisterstück von mikroskopischer Beobachtung bildet, Folgendes:

> Gerüche und Geschmäcke behalte ich beinahe noch besser als Töne. Und ich weiß nicht nur noch sehr gut welchen Geschmack gewisse besondere Speisen haben, oder welchen eigenthümlichen Beigeschmack und Nebengeruch gewisse Speisen, z. B. Hammelbraten, in dieser oder jener Provinz haben, und kann nicht blos gleich schmecken ob ein Plumppudding wirklich von einer englischen Köchin angerichtet ist oder nicht, sondern ich weiß auch noch gewisse Beigeschmäcke und Beigerüche die in gewissen Häusern bei gewissen speciellen Speisen gewöhnlich waren. Diese oder jene Gerüche, wenn sie mir zufällig zur Perception kommen, wecken bei mir gleich die Erinnerung an diesen oder jenen Menschen, an diese oder jene Familie, an diese oder jene Nation und Begebenheit. Ich muß sogar vermuthen und möchte beinahe fest behaupten daß jeder meiner Sinne mit seinem eigenen und besondern Gedächtniß begabt ist, welches von dem Gedächtniß meines Geistes verschieden ist. Meine Hände, meine Füße, meine Augen scheinen sich oft verschiedener Dinge zu erinnern die ich selbst vergessen habe. So z. B. ist es mir vorgekommen daß ich einen Ofen anfaßte der sehr heiß war, und der meiner Hand daher einen schmerzlichen Eindruck machte. Da ich einige Zeit darauf diesen Umstand vergessen hatte und wieder im Begriff stand denselben Ofen anzufassen, bemerkte ich daß meine Hand davon zurückwich, und ich wurde so erst gewissermaßen durch meine Hand wieder daran erinnert daß der Ofen glühe.

Wie nun anders soll man solche Manifestationen nennen als ein vergeistigtes, von Natur aber instincthaftes Riechen, Schnüffeln, Wittern und Erspüren, das sich sogar nach Rückwärts erstreckt in das Gebiet der Erinnerung!

Wir haben dies technisch-allzeitfertige Ausmalen und, um uns eines bekannten Provinzialismus zu bedienen: Austüfteln aller Dinge, die ihm vor seine physische oder psychische Anschauung kommen, bei unserm Autor als das leibhafte Pittoreske bezeichnet, und Das mit um so weniger Unrecht, da er selbst sich dieses seines verzwickten Talents ganz deutlich bewußt ist. Er spricht sich darüber in seinem Werk folgendermaßen aus:

> Die ganze Welt ist mir auf diese Weise eine große Bildergalerie geworden, und ich mache in ihr keinen Schritt ohne meine Augen künstlerisch zu üben und malerisch zu ergötzen. Wenn ich einen Reiter erblicke, so verfolge ich ihn mit den Blicken, sehe wie er leicht dahingalopirt, wie er über einen

Graben setzt oder wie er anhält und, zu einem Vorübergehenden herabgebeugt, mit ihm spricht, oder zu einem Fenster hinauf grüßt, oder wie sein Mantel und Haare und seines Pferdes Schweif und Mähne im Sturme wehen. Kurz, ich sehe ihn in tausend pittoresken Situationen. Auf einem Posthofe, auf einem Bauernhofe, in dem Innern einer von Menschen belebten Stube, in einer Werkstatt, auf einer Brücke sehe ich in jeder Minute viele Bilder wechseln, und alle diese Dinge sind für mich sozusagen wahre Kaleidoskope, in denen die einzelnen Elemente des Bildes immer anders zusammenfallen. Gehe ich auf einer Wiese und finde daselbst Rinder, so entdecke ich bei diesen liegenden oder stehenden, oder am Bache saufenden, oder Gras fressenden, oder wiederkäuenden, dumm geradeaus blökenden, oder sich neugierig umblickenden, oder sich stoßenden, oder sich vertraulich zueinander neigenden Thieren gleich eine unzählige Menge malerischer Motive, die meine Phantasie unterhalten und die mir zu denken geben. So steht es mit mir? Und doch bin ich kein Maler geworden? Aber aufrichtig gestanden, ich möchte auch einem Maler kein solches Auge wünschen wie ich es habe; ich glaube er würde verrückt darüber werden. Der Kopf würde ihm schwirren, und er würde am Ende gar nicht mehr wissen was er malen sollte — der Schriftsteller ist darin glücklicher, denn man malt mit Worten doch solche Sinne noch schneller und leichter als mit Farben u. s. w.

Ja wol malt man mit Worten leichter als mit Farben, wenn man eben mit Worten — diesen Leibern der Gedanken — Nichts weiter will als — malen!

Es ist überhaupt etwas Charakteristisches an diesem leichtsinnig-beweglichen Geiste daß er sich unaufhörlich Fragen stellt wie kein anderer Mensch auf seinem Bildungsgange durchs geistige und natürliche Leben an sich richtet. Es ist ihm Alles wunderbar, daß er Dies und Jenes und noch ein Drittes, Viertes und Fünftes und alles Mögliche nicht geworden ist. So möchte er wissen ob sein poetischer „Drang" — denn seine auf ganz unverwüstliche Weise sich ins weite All zersplitternde Natur „drängt" ihn und hat ihn irgend einmal gedrängt zu Allem — es nicht auch noch zu einem poetischen Product bringen werde das sich der Mühe verlohne. Ich glaube schwerlich; denn gerade die Poesie, oder näher, das Poetische treibt bei ihm auf einem sehr gefährlichen Niveau, auf einer Fläche hin aus welcher stets etwas Weites, Verlorenes, Verschwommenes wird, aber nie ein Werk des genialen schaffenden Geistes, der stets durch Condensation mächtig und von dieser innern, gleichsam als geistige Phalanx geschlossenen, Mächtigkeit sich nach außen leuchtend und bewältigend entfaltet. „Ich bin eigentlich in einer beständigen absence d'esprit begriffen", ruft er einmal und vollkommen treffend aus, wie er denn überhaupt seine tiefern Wahrheiten allewege unbewußt ausspricht. Ja dieses wunderliche Geistchen ist wirklich immerfort abwesend, und daß der Körper der zu diesem Geistchen gehört ewig auf Reisen sich befindet ist eben deshalb gar nicht zu verwundern.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Lesefrüchte.

### Kleider-Satirik.

Zu den Sammelwerken, an denen unsere Tage reich sind, kommt nun auch eines von Volksreimen und Liedern, welche die Proteuslaune der Mode hervorgerufen hat. („Satirical songs and poems on costume. Printed for the Percy society. By *Frederick W. Fairholt*.") Es umfaßt die Zeit vom 13. bis zum 19. Jahrhundert und bietet manche merkwürdige Notiz. Wir ersehen unter Anderm daraus daß man die böhmische Gemahlin Richard's II., welche auch den Damensattel bei den englischen Frauen einführte, sammt dem bauschigen noch heutzutage als Denkmal ihrer Vorliebe für reichen Faltenwurf üblichen Reitkleide, beschuldigte die Schleppen aufgebracht zu haben. Dies wird jedoch von einer Legende widerlegt, die ein Mönch unter der Herrschaft Eduard's I. berichtet, und wenigstens dadurch beweist daß Schleppkleider schon vor der Ankunft jener böhmischen Prinzessin in England bekannt waren. „Ich habe von einem stolzen Weibe gehört", erzählt der Klosterbruder, „die ein weißes Kleid mit langem Schweife trug, der hinter ihr herfegend den Staub bis zum Altar und zum Crucifix trieb. Aber als sie die Kirche verließ und ihre Schleppe hinaufnahm wegen dem Kothe, sah ein gewisser heiliger Mann einen Teufel lachen. Auf die Beschwörung hin zu bekennen warum er lache, sprach der Teufel: «Ein Kamerad von mir saß eben jetzt auf der Schleppe dieser Frau wie auf einem Wagen; aber als sie die Schleppe aufhob ward mein Genosse in den Koth geworfen. Darum habe ich gelacht.»" Was für seltsame, längstvergessene und einst unvermeidliche Toilettengegenstände führt uns ein Gedicht vor mit der Ueberschrift: „The lady's dressing-room unlocked." Es ist allen Abenteuerern zur Warnung gewidmet die sich auf dem Meere des Ehestands einschiffen wollen. Da hören wir von „Herzbrechern" (heart-breakers) und „Mördern" (murderers), unter welchen zierlichen Namen jedoch nur Knoten und Locken zu verstehen sind. Von „blauem Haarpuder", von „Wulsten für hohle Wangen" (plumpers for hollow cheeks), von „Hühnlein-Haut-Handschuhen um die Hände im Schlafen weiß zu machen" (chicken-skin gloves to whiten the hands in sleep); von Schönpfläfterchen, Nacht-Haar-Mänteln u. s. w., Alles der Reihe nach besungen. Die letztern trugen in Irland die alternden Damen der vorigen Generation über ihren Gewändern, und diese Tracht war den niedern Classen, besonders zu Dublin, so verhaßt daß das Volk die Pudermäntel aus der Mode brachte, indem es dieselben den Verbrechern auf ihrem Armensündergange zum Hochgerichte umhing. 7.

### Zwei Anekdoten von Sarah, Herzogin von Marlborough.

Ehe der Advocat Murray, berichtet Lord John Campbell in „The lives of the chief justices of England, from the Norman conquest till the death of Lord Mansfield" (London 1849), „der große Lord Mansfield" wurde, gehörte die bekannte Gemahlin des berühmten Herzogs von Marlborough zu seiner Clientel. „Wie leicht zu glauben, war sie eine sehr lästige Clientin, die ihn oft zu den unpassendsten Stunden besuchte. Eines Abends als er spät nach Hause kam fand er die Straße durch eine glänzende Equipage und durch Dienerschaft mit brennenden Fackeln gesperrt, die Herzogin in seinem Armstuhle. Statt sich bei ihm zu entschuldigen fuhr sie ihn an: «Junger Mensch, wenn Sie in der Welt Etwas werden wollen, dürfen Sie nicht auswärts zu Abend speisen.» Ein anderes mal wo er nach einer siegreich durchgefochtenen Sache die Nacht mit Pope und Bolingbroke angenehm verplaudert, war Sarah wieder bei ihm gewesen, hatte bis spät auf ihn gewartet, sich dann entfernt. Am Morgen erstattete der Schreiber Bericht, erwähnte die Anwesenheit der Dame und setzte hinzu: «Wer sie ist konnte ich nicht erfahren, da sie mir schlechterdings ihren Namen verweigerte. Indessen muß sie wol eine vornehme Dame sein, denn sie fluchte ganz fürchterlich.»" 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 81. —— 4. April 1850.

## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Es gibt Nichts in der Welt womit sich dieser talentvolle Mann, dem ein schriftstellerisches Nur-Wollen zugebotesteht wie Wenigen, der sich die Gedanken aus seiner Schreibfeder holt, nicht irgend einmal abgab und beschäftigte. Nichts, gar Nichts, und die kolossalsten Geistespyramiden, unvergänglich wie die des Cheops, sind gegen manche seiner Projecte, die er, doch halb ironisch, in diesen Fragmenten einer Selbstschau niederlegt, wahre Ameisenhaufen. Und darum, ebendarum sagt er von sich selbst wieder so unwillkürlich bezeichnend: „Ich war mein Lebenlang Nichts als ein Arbeiter und Tagelöhner." Sehr richtig, denn Der ist auf gewisse Weise der ärmste Proletarier dessen Talente ewig und ewig nur im Solde seiner eigenen wunderlichen Capricen und Chimären stehen. Der Wille des Menschen, des blossen Menschen — ich rede gar nicht von dem ehernen: Das will ich! des eingeborenen Genies —, muß auf ein einiges Ziel gerichtet sein, sowie der Wanderer der zu seinem Nachtquartier gelangen will den geraden Weg der dahin führt verfolgen muß. Was rechts und links liegt wird amalgamirt mit der nach dem festvorgesteckten Endziel strebenden Natur, aber die Natur darf sich in diesem Rechts und Links nicht verkrümeln. Geister die so sich verirren sind weder Meteore noch Kometen. Droben an des Himmels Veste funkeln unwandelbar die Fixsterne und Planeten; Dies aber sind nur Sternschnuppen. Denn am ewigen Firmament gilt die Lebensdauer eines schreibseligen Beobachters nur für die kurze Minute einer sich herabschneuzenden Sternschnuppe.

Es gibt Geister mit denen man scharf verfahren muß, weil es um sie — Schade ist; scharf nicht blos, sondern auch gründlich. Man kann mit Nädelchen und Messerchen wol prickeln und stechen und ritzen, aber es gibt Naturen die ein Schwert durchbohren muß ehe sie insichgehen; Naturen — und wo anders sollte man sie suchen als bei den Schriftstellern unserer Tage! — die ehe Etwas aus ihnen werden kann zuvor an ihren Leichtsinn glauben müssen. Hier ist die Rede natürlich vom Geistigen, und wo noch Jugend ist, da ist ja Besserung nicht allein möglich, sondern selbst naturgemäß. Wo es Geistiges gilt muß es immer ein Höchstes, das Höchste gelten, und wenn die Eitelkeit begabter Naturen soweit geht daß man die selbstische Satisfaction ein Schriftsteller zu sein, dazu geboren zu sein, für dazu geboren unter allen erdenklichen Formen, und womöglich bei allen Nationen, zu gelten mit der Weihe der Kraft des Geistes selbst bezahlt, freudig diese Weihe für solchen Tand hingibt, seine Schwächen scheinbar bekennt, aber hinter der Selbstanklage die Eitelkeit verbirgt, und daß man sich nur anklagt, beleuchtet, befühlt, beobachtet, herausfühlhörnert, die eigene Natur mit all ihren Höhen und Tiefen zum Object seiner pittoresken Details macht — alles Dies nur um diese Selbstanklage zu einem Anspruch, zu einer Prätension zu erheben —: dann, dann muß solchem Streben gegenüber der tiefere Geist sein kritisches Schwert desto schärfer schleifen, Dessen eingedenk daß quae medicamenta non sanant, ferrum sanat.

Unser Autor zeigt in einem sehr anziehenden Capitel seiner Selbstschau, die er, geistreich und halbwahr, „Aus meinen Hütten" datirt, die „Widersprüche unserer Seele" auf. Es sind fast nur die Widersprüche seiner Seele, einer Seele die sich widersprechen will, die sich oft gewaltsam zum Widerspruch mit sich selbst zwingt. Der Widerspruch an sich liegt in der Organisation der Schöpfung. Tausend genialere Geister als unser Autor sind an dem unaufgelösten „Widerspruch" zugrundegegangen. Spielen aber darf man mit dieser unheilschwangern Weltidee nun und nimmer! Und warum ist derselbe Autor, der sich mit so spitzfindigem Leichtsinn gegen sich selbst kehrt, den das speculative Denken von Kindesbeinen an (es scheint als habe er schon von Kindesbeinen an gedacht) anwidert, weil es sich natürlich nicht mit solchem Selbstzerspliffen verträgt, warum wird er doch, ohne jenen ihm bewußten Drang zu fühlen der ihn nach Allem und Jedem hinreißt, öfters unwillkürlich dahin geführt wo der Kern anfängt und die Schale aufhört? Warum Dies? Ja dies Warum beruht eben auf einem von den Widersprüchen die unser Autor in ihrer Tiefe selbst nicht begreift.

Zeit und Tod! Diese verzehrenden und vernichtenden Mächte des menschlichen Daseins: — welcher denkende Mensch hätte ihnen nicht einmal ernste Betrachtungen

gewidmet! Zeit und Tod sind Lebensprobleme, und wo immer der scheue irdische Geist denkend an sie herantritt, da muß er unwillkürlich zum Philosophen werden. So werden denn in dem Abschnitte den der Autor diesen Daseinsproblemen „Zeit und Tod" widmet seine natürlichen, hin- und herfahrenden Gedanken, die sich leichtsinnig an jedes Object wegzuwerfen pflegen, zu geistigstetigen Gedanken, und wie mit der Geschlossenheit und Nothwendigkeit des Gedankenprocesses sich allewege von selbst die höhere Weihe und Würde des Ausdrucks verbindet, so veredelt sich auch hier der sonst nachlässig hinjagende Stil des Autors von selbst; der leichtfertige Beobachter, der sich auf seine Universalität im Stillen doch ein Merkliches zugutethut, wird intensiver und besonnener sobald er von dem Magnet des wahrhaften Denkens berührt wird.

Und doch, auch hier markirt sich der Widerspruch der als Grundnegative durch dieses Autors ganzes Wesen geht. Auch dies Denken zersplittert, veroberflächlicht, vernatürlicht sich wieder; es zerflattert sich weil es bei sich selbst nicht lange aushält, sondern immerfort gedrängt wird sich dem ersten besten Object das in die Quere kömmt an den Kopf zu werfen. Daraus entsteht denn eine Darstellung die, obwol von ewigen Gedanken beseelt, doch über das Niveau des Raisonnirens im Grunde nicht hinauskommt, und nur einzelne schöne und tiefe Momente schwimmen und treiben in diesem Ocean des Raisonnements herum, gleich grünen Atlantisinseln, von denen es ungewiß ist ob sie nicht heute oder morgen auch noch versinken werden.

Charakteristisch und beweisend für Das was wir eben hervorgehoben ist demnach die folgende Stelle:

Bedenke ich wie gegen den Tod keinerlei Verschanzung hilft, wie er allgegenwärtig und sein Schwert zu jeder Zeit gezückt ist, wie er aus allen Winkeln und Ecken hervorblickt, wie er auf Schritt und Tritt auf uns lauert; erwäge ich wie wir nicht blos an der Ferse wie Achilles, sondern auf jedem Punkte unsers Leibes für ihn empfänglich sind, so muß ich in der That den Muth und Leichtsinn bewundern mit welchem wir gewöhnlich ins Leben hineingehen.

Was soll ich thun? Was soll ich beginnen? Fliege ich ans Ende der Welt, so bist du da. Verberge ich mich in die Erde, so bist du auch da. Weine ich, so bist du mir nah. Lache ich, so bist du mir nah. Du Knochenmann, du wandelst hinter uns her wie unser Schatten, du steigest mit uns in das Schiff, du setzest dich mit uns aufs Pferd, du legest dich mit uns zu Bette, du scherzest mitten unter uns in fröhlicher Gesellschaft, du hängst uns auf dem Schoose, du lispelst uns beständig in die Ohren: „Memento mori!"

Soviel Menschen als da sind, so viele Damokles gibt es auf Erden, mit scharfen Schwertern an dünnen Haaren über dem Haupte. Es ist ein Wunder daß wir nicht alle Tage einmal vor Angst sterben. Und unsere Gedankenlosigkeit und die Lahmheit unserer Phantasie — nicht die Energie unsers Muthes — erklärt allein dieses Wunder.

Kennte Jeder von uns genau die Annalen des Todes, hätte Jeder statt dessen nicht andere Dinge im Kopfe, vergäße er, in der Behaglichkeit seines warmen, gesunden, frischen Lebens sitzend, nicht aller irdischen Gebrechlichkeit, könnte er zwischen den Zeilen dieses großen Buches des Lebens lesen, wären seine Augen nicht so grob daß sie nur das Handgreifliche sähen, und hätte er das innere Auge geöffnet, mit welchem er die Seelen von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde, den Tod und die Engel sehen könnte, schliefe nicht seine Phantasie im Todesschlafe, die, wenn sie wachte, ihm wol ein solches Bildniß vormalen würde von allen den Schlachten und Kämpfen die stündlich und secundlich in allen Erdenecken mit dem Tode gerungen werden, die ihm ein Gemälde hinzeichnen würde von dem allaugenblicklichen Werke der Zerstörung und Auflösung und der fortwährenden Metamorphosirung in welcher die Menschheit und die ganze Natur begriffen ist, hätte seine Seele eine so zarte Empfänglichkeit daß sie jeden Ton des Schmerzes oder des Entsetzens aus dem großen Concerte von Schmerzenslauten, das ununterbrochen zum Himmel aufsteigt, vernehmen und von ihm tiefgerührt und ergriffen werden könnte: so möchte ich sehen wie viele Hundert unter Millionen Menschen noch muthwillig und leichtsinnig bleiben würden. Ich vermuthe die Hälfte von ihnen würde sich zu Trappisten machen.

Tod gibt es soviel in der Welt als Luft. Wir befinden uns hienieden in der Atmosphäre des Todes. Und doch leben die Menschen in der Regel so als sollte und müßte es bis in alle Ewigkeit so fortgehen. Scheint es nicht als glaubten sie gar nicht an den Tod? Sie glauben nur an das Leben, und halten an seiner Realität, wie *sie* sagen oder wie *wir* Todesfreunde sagen, an seinem Schein- und Trugbilde fest.

* *

Nicht wenig, wie ich glaube, trägt dazu daß die Welt so wenig an den Tod glaubt die Eigenthümlichkeit des Todes bei daß er seine Werke so im Geheimen treibt. Er predigt nicht so auf allen Straßen wie das sich überall so unendlich breitmachende Leben, obgleich sein Reich gerade ebenso weit geht wie das des Lebens; denn bei einer richtigen Berechnung wird man finden daß das Facit des Todes dem des Lebens vollkommen gleich ist, indem gerade ebenso viel Dinge und Wesen zu den Thoren des Todes eingehen als aus den Pforten des Lebens hervortraten.

Ich sage, der Tod und seine Wirksamkeit ziehen sich von der Oberfläche zurück und halten sich in der Regel vor unsern Augen verborgen. Wir sehen täglich Hunderte und Tausende von lebendigen, gesunden und muntern Menschen vor unsern Augen. Aber während unsers ganzen Daseins bekommen wir, wenn wir nicht gerade zu den Todtengräbern oder soeurs grises gehören, gewöhnlich nur sehr wenige Sterbende zu sehen.

Die ergreifenden Eindrücke welche der Tod auf uns macht sind daher nicht dauernd, und bald, wenn wir die Märkte oder die Theater oder unsere Zimmer von Lebendigen wimmeln sehen, glauben wir wieder ans Leben.

Man wandle durch die Straßen einer Stadt, wo ist da für gewöhnlich etwas vom Tode, von Krankheit, von Jammer zu spüren? Alles ist Leben, Lust und regsame Geschäftigkeit. Die Stadt steht schon so 2000 Jahre, und seit 2000 Jahren wimmelt es so lebendig darin: sollte man nicht an die Ewigkeit des Lebens glauben?

Wo sind die Kranken, die Sterbenden? Sie verstecken sich in ihren stillen Gemächern, und wenn man vorn im Hause einen Ball gibt, so schafft man die Kranken und Sterbenden, theils ihrer selbst, theils der Lebendigen wegen, ins Hintergebäude. Auf den Märkten, in den Rathhäusern, in den Parlamenten, auf den Postwagen, auf den Dampfschiffen, in den Soiréen, auf den Bällen — überall sehe ich ja gesunde, blühende, fröhliche Menschen. Wo sind denn da die Agonisirenden, Sterbenden und Seufzenden?

Der Tod scheint eine Chimäre. Fühle ich mich nicht wohl und munter und stark? Habe ich nicht Enthusiasmus Alles zu unternehmen? Habe ich nicht Muth die Welt zu durchfliegen? Wie äußerst selten hört man doch davon daß ein Mensch einmal gestorben ist! Nur dann und wann, höchstens alle acht Tage einmal begegnet mir in den Straßen der Stadt ein trauriger Leichenzug, mit schwarzen Behängen, mit melancholischen Todesgesängen, mit schluchzenden Begleitern. Ich sehe ihn mit großem Ernste an. Alle Leute kommen vor die Thüre

und blicken ebenfalls mit Seufzen und mit frommer Miene darauf hin. Doch schlüpfen sie bald in ihre Häuser zurück und spinnen weiter an ihrem heitern Lebensteppiche.

Hinter einem einzigen unheilvollen Leichenwagen, der dann und wann erscheint, rollen gleich Tausende von lebenvollen Equipagen her, es ist ein vereinzelter trauriger raschverklingender Mißton in dem großen Concerte des Lebens. Es ist ein einziger dunkler Streifen in dem großen Farbenmeere des Lebens, der rasch verschwindet wie ein erschreckender Blitz. Der Tod scheint auf diese Weise kaum der Beachtung werth. Gewiß, er ist beinahe eine Chimäre.

Unsere Zeitungen sprechen zwar täglich von furchtbaren Todesarten, von Morden, von Verunglückungen allerlei Art, und sie summiren beständig die Todes- und Krankheitsfälle auf. Wir lesen es. Aber wer ist denn dabeigewesen? Wie wenig Menschen haben diese Sache mit eigenem Auge in der Nähe gesehen! Und wir? Wir glauben nur was wir mit Händen betasten. Das Leben habe ich mit meinen Augen und Händen tausend mal gespürt, und ich spüre es unausgesetzt in mir und um mich. Der Tod — ich sah ihn fast nie, er scheint nur ein Trugbild.

* * *

Der Tod scheut sich gewissermaßen vor dem Leben wie die Finsterniß vor dem Lichte. Wie sich am hellen Tage und auf der Oberfläche fast überall nur Tugend, Anstand und Höflichkeit zeigen, so zeigt sich auf der Oberfläche auch überall nur Gesundheit und Leben. Die Sterbenden haben Scheu vor den Lebendigen und halten sich daher vor ihnen verborgen. Sie ziehen selbst ihre Gewänder über ihr sterbendes Antlitz, wie es Cäsar that als er den Tod in sein Herz einziehen fühlte.

Die Griechen, die feinen und geschmackvollen Ceremonienmeister des Lebens, duldeten selbst nicht einmal daß auf der Bühne eine Nachahmung des Todes dargestellt werde. Wie Antigone, so mußten alle Die welche zum Tode schritten hinter die Coulissen treten u. s. w.

Wir gehen jetzt auf einen Punkt in unsers Autors Wesen zurück den wir dreist für das Pathos dieses wunderlichen Geistes ausgeben können, für seine Leidenschaft, seine Manie und zugleich sein Leidwesen. Es ist dieser: daß er Alles will, daß er sich schlechthin Alles zutraut! Nichts gibt es in der geistigen Welt mit ihren Millionen Objecten auf das er nicht zuschießt wie der Falke auf seine Beute. Dies Zuschießen und Zufahren auf Alles, verbunden mit einer fast entsetzlichen Virtuosität: das geistige Project gleich in alle einzelnsten Details sich auszuphantasiren, hat eben Diejenigen auf ihr Urtheil geführt welche Kohl für einen Charlatan erklären. Es ist Dies aber, weit entfernt Charlatanerie zu sein, vielmehr ein Herzeleid dieses Geistes; es hängt zusammen mit der trügerischen Vorspiegelung die sich dieser Kopf macht daß er zu Allem berufen sei. Kommt ihm nun von außen ein geistiger Impuls, gleich ist er im Sattel, in Secundenschnelle ist das Project fertig, ist in seine Bestandtheile zerlegt, ausgefasert, ist in die Scheidemünze des Wortes umgesetzt, und das Unglück ist fertig; denn es ist das Eigene dieses Autors daß ihm erst die Worte, dann die Gedanken kommen. Auf diese Weise erklärt sich die unverwüstliche Schreibfertigkeit und Fruchtbarkeit seiner Feder, und es erklärt sich auch der Umstand, den er bedeutungsvoll in seinem Thun hervorhebt: daß er nämlich, obgleich stets schreibrüstig und zum Schreiben reinhin prädestinirt, naturgedrängt sogar, doch stets mit Widerstreben an den Schreibtisch gehe, mit einem solchen Widerstreben das erst durch beharrliches Wieder- und Wiederdarangehen überwunden werden müsse. Natürlich! denn seine Inspiration ist kein Gedankengerüst welches durch die Darstellung zu Fleisch und Blut wird, sondern die Vision spiegelt ihm die Worte vor, und er muß mühsam für diese erst das Centrum der Begriffe suchen. Dies ist aber in Wahrheit ein Unglück, denn auf solche Weise kommt der productive Geist nie über das formelle Thun des Schriftstellers hinaus.

Durchweg in dem Bildungsgange dieses Geistes manifestirt sich jenes leidige Etwas welches für ihn die Schranke von Anbeginn ist, über die er, trotz allem geistreichen, ja wir wollen selbst gestehen genialen Flattern, nicht hinauskommt. Dies Etwas mag füglich eine Schrulle heißen, weil sie für jeden wahrhaften Bildungsgang begabter berufener Geister sich als völlig ungehörig, ja verderblich erweist. Der sich fortbildende Mensch soll nicht immer glauben Dies und Das und Jenes und Anderes und noch Anderes und zuguterletzt Alles schon insichzuhaben, zu sein, zu vermögen. Dies ewige Insichselbsthineintragen aller Möglichkeiten, übergetragen auf alle ordentlichen Phasen menschlicher Bildung, muß ja unvermeidlich eine ewige Confusion geben. Es ist ja hier gar keine Klarheit möglich, weil immer und immer wieder der Kopf sich an etwas Anderes stößt, was auf ihn wirkt zwar, aber nie er selbst ist. Der wahre, richtige, zum klaren und gewissen Ziele führende Bildungsgang ist vielmehr der: daß der Mensch fühle, merke und zuletzt erkenne, im Denken, Kränken, Schmerzen, in diesen ewigen Geisteserschütterungen wahrnehme was ihm abgeht und was er in sich vermißt; daß er ausfülle und Besitz ergreife, nicht seiner Kraft jede beliebige Möglichkeit setze und jeden Bocksprung zumuthe ins Blaue hinein. Ja und nicht anders: denn als solche geistige Bocksprünge, Blasen, Chimären, Unmöglichkeiten können die zahllosen intellectuellen Pläne und Unternehmungen bezeichnet werden die der Autor sich alle geschmiedet und formirt hat. Es gibt nichts so Abstruses und Verzwicktes was er nicht einmal vollbringen gewollt, wozu er nicht irgend einmal den Anlauf genommen, was er nicht aufs Papier, in eine Abhandlung, in ein Aphorismenbündel, in ein leibhaftiges Buch gebracht hätte. In dem interessanten Abschnitte „Dornenweg eines deutschen Autors" sehen wir den unserigen diesen schriftstellerischen Bildungsgang irrwischartig verfolgen. Er ist nicht unpassend einem Knüppeldamm durchs Moor zu vergleichen, wo links und rechts in den feuchten Tiefen die Ideen und Ideechen hüpfen, flattern und irrlichteriren. Der Mann dieser Ideen selbst, der Reisende und Weltfahrer, knüppelt auf dem Postwagen dahin, vorbei, immer vorbei, wie Mephisto sagt, als ob ihm dies Alles zur Rechten und Linken nicht angehörte.

„Soviel ist mir klar und ich kann es beweisen", sagt der Autor, „daß ich zum Schriftsteller geboren wurde, ob zu einem guten oder schlechten, Das lasse ich

dahingestellt.“ Er hat es bewiesen, denn nach seinem eigenen Geständniß war sein Leben, concentrisch genommen, nur ein Schreiben. Alles bezog sich darauf; dies war das A und das O von Allem; selbst seine Ausflüge und Reisen geschahen nur um aufgeschrieben zu werden. Jeder Gedanke der ihm durch den Kopf fuhr mußte auf das Papier, und sehr treffend ist hierüber des Autors eigener Vergleich wenn er sagt: es hätten sich diese beschriebenen Ballen Papier bei ihm angesammelt wie an den Beinen der Bienen der Blumenstaub.

Alles wird begonnen. Zuerst werden ein paar Jahre lang alle Gedanken über Erziehung niedergeschrieben. Diese Schrift über Erziehung geht so sehr ins Detail daß darin sogar eine große Abhandlung über die Schönschreibekunst, ja, damit es an einem unendlichsten Detail nicht fehle, selbst eine förmliche „Aesthetik der kalligraphischen Buchstaben“ vorkommt, die im selbständigen Druck ein eigenes Bändchen gefüllt haben würde. Damit es aber an keinerlei Abhandlungen mangele, so beschäftigt sich eine solche ziemlich weitläufige mit den „Elementen des Zeichnenunterrichts“. Das Capitel darin welches vom Baumschlage handelt hat der Autor mit Bildern illustrirt, welche in selbsterfundener Manier zeigen sollen „wie man von der eigenthümlichen Blättergestaltung jedes Baumes zu einer Darstellung des Laubes übergehen müsse“. Zur Zeit wo diese Ideen in des Autors Kopfe spuken liegt er halbe Tage lang in den Pferdeställen und copirt Pferdeköpfe nach der Natur, um damit ein Capitel über die „Thiermalerei“ ebenfalls zu illustriren.

Zwölf andere Monate seines Lebens verbringt der Autor damit die eigene Seele, ebenfalls auf das allerminutiöseste, zu belauschen, und dabei wird natürlich jedes Lauschen eines Lauschens gleichfalls zu Papier gebracht. Wenn er von diesem Thun einmal ausruht, so werden schleunigst alle möglichen schon existirenden Selbstbiographien durchgelesen, durchflogen, durchrast, ja wol auch durchgrübelt: Rousseau, Franklin, Lavater, Alfieri u. A., Alle müssen heran. Ungeheuere Ballen Manuscripte sammeln sich auch hier um die „Bienenbeine“ unsers autodidaktischen Universalgenies.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Literarische Miscellen.

### Zwei berühmte Häuser in Orleans.

Ein britischer Tourist erzählt seine Pilgerung *) im letzten Herbste zu Orleans nach der Rue du Tabourg, welche sich der beiden Häuser rühmt in denen Johanna d'Arc und Agnes Sorel wohnten: „Auf die Weisung eines Gemüsehändlers schellten wir an Nr. 35; die Thüre öffnete sich, und wir gelangten durch einen schmalen Gang in einen weiten Hof. Hier kam uns ein junges Weib entgegen, und führte uns in einen innern rückwärtsliegenden Hof, an welchen ein mit ungeheuern Birnen und Frontignac-Trauben bepflanzter Garten stieß. Sie zeigte uns die Außenseite eines viereckigen Nebengebäudes mit engvergitterten Fenstern, die im Renaissancestil verziert waren. Die Tradition welche dem Schatzmeister des Herzogs von Orleans, Jean Bouchet, die Ehre zuerkennt die Heldin beherbergt zu haben, läßt sich nicht widerlegen, so wenig als die Thatsache daß an dieser Stätte sein Haus stand; auch blieb das Eigenthum seit den Tagen des Jean Bouchet in der nämlichen Familie. Aber eine andere Frage ist ob das Gebäude keine Aenderung erlitt. Der Charakter der Ornamente wie der Architektur überhaupt deutet auf ein Jahrhundert später als die genannte Periode. Wir begaben uns darauf zu dem Hause eines marchand de sabots, Nr. 15 in der gleichen Straße, dessen Laden und Werkstätte das Erdgeschoß vom Hause der Agnes Sorel einnehmen. Es ist mit Geschmack und Sorgfalt gebaut, hat schön ausgehauene Fenster und trefflich geschnitzte Thüren. Am Ende des mosaikartig mit schwarz und weißen Steinen gepflasterten Hofs befindet sich ein alter Brunnen mit Eisenwerk, das mit Azur und Gold verziert ist. An der linken Seite des Hofs läuft eine durch drei Bogen mit runden Pfeilern gehaltene Galerie, welche das Corridor des ersten Stocks trägt, dessen Getäfel in feinem Schnitzwerk pfeildurchbohrte Herzen, brennende Fackeln, Liebesgötter, eine Schildkröte, eine Sonne, und eine **Schüssel mit Birnen** weist, von der köstlichen Art rousselets genannt, welche Agnes vermuthlich liebte, und die zugleich auf ihre Heimat, die durch jene Frucht berühmte Touraine, anspielen. Das Treppenhaus ist prächtig und geht vom tiefsten Keller bis zum höchsten Giebel. Ein großer Saal mit seinem Riesenkamin zeigt viele Schnitzwerke und Spuren von Azur und Gold, verfällt aber mehr und mehr, weil er von den Arbeitern benutzt wird. Einer der Köpfe verräth Aehnlichkeit mit Agnes, wie man sie auf ihrem Grabe zu Loches erblickt, und ein anderer gleicht den Zügen Karl's VII. auf den Münzen aus seiner Zeit.“ Orleans besitzt noch außerdem in der Rue des Albanais ein Haus das noch Diana von Poitiers, und in der Rue des Recouvrances eines das nach Franz I. genannt wird.

*) Dudley Costello's „A fortnight on the Loire“. Costello ist ein in der Literatur wie im Kriege berühmtes Geschlecht.

### Gedanken der Frau von Krüdner.

Seltsames Schauspiel wenn der ältere Biograph gegenüber einem jüngern sich gezwungen fühlt gleichsam moralische und poetische Justiz zu üben, und an einem mit Vorliebe gemalten Bilde die idealischen Züge auszulöschen. Dies ist der Fall von Ste.-Beuve mit der Verfasserin der „Valérie“, in einer Abhandlung über Frau von Krüdner in der „Revue des deux mondes“, aus Anlaß des Buchs von Charles Eynard: „Vie de madame de Krüdner“, das als künftig authentische Quelle manche Illusion über die berühmte Weltdame und Predigerin zerstört und, in aller Arglosigkeit, der Skepsis des Kritikers ein weites Feld öffnet. Indessen finden wir einige zarte und feine Gedanken der Frau von Krüdner aufgezeichnet, welche zuerst im „Mercure“ (10 vendémiaire an IX) erschienen:

Mittelmäßige Leute fürchten die Exaltation, weil man ihnen gesagt hat daß sie nachtheilige Folgen haben könne; es ist jedoch eine Krankheit die man ihnen nicht anzuhängen vermag.

Es gibt Menschen die beinahe die Liebe besaßen, beinahe den Ruhm, beinahe das Glück.

Kalte Seelen haben nur Gedächtniß, liebende Seelen haben Erinnerungen, und die Vergangenheit ist für sie nicht todt, nur abwesend.

Der beste Freund den man haben kann ist die Vergangenheit.

Starke Seelen lieben, schwache begehren.

Das Leben gleicht dem Meere, das seine schönsten Beleuchtungen den Stürmen dankt.

Es gibt Frauen welche durch das Leben wallen wie das Frühlingswehen, das auf seinem Wege Alles belebt.

Die Schwermuth zärtlicher und tugendhafter Seelen ist die Station zwischen zwei Welten: Man fühlt noch was die Erde Anziehendes hat; aber man ist einer bleibendern Glückseligkeit näher.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 82. —— 5. April 1850.

## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten.“

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Einmal vertieft sich Kohl ganz und gar in das Studium der Sprachelemente. Er hat sich vorgenommen eine allgemeine Charakteristik der Grundlaute der Sprache zu entwerfen, sozusagen eine „Ton- und Farbenlehre der Sprache“, und schlägt sich zu dem Ende mit allen erdenklichen Lippen-, Grund- und Kehllauten herum, mit den „Tr's“, „Pr's“, „sch's“, „fl's“ und dergleichen Bestien. Der Autor bildet sich dabei ein es habe nie zuvor ein Mensch Aehnliches geschrieben; als er jedoch einen Theil dieser mühsamen Untersuchungen als Probe herausgibt, findet es sich daß schon sehr viele Menschen vor ihm Verwandtes, ja Dasselbe gedacht und geschrieben haben. Diese unangenehme Erfahrung kann indeß nur vorübergehend entmuthigen. Der unverwüstliche Autor schüttelt sein Fiasco ab wie der Pudel die Schläge, und damit ja Nichts versäumt werde, macht er sich nun mit verdreifachter Hast an eine „Urgeschichte der menschlichen Erfindungen“. Wie einmal sein Brauch ist, geht er auch hier auf die urquellendsten, ja auf die urgequollenhabendsten Urquellen der Erscheinungen zurück, so urquellenhaft daß er einmal einen ganzen Frühling hindurch sein Zimmer ganz voll mit „quillenden Erbsen, keimenden Bohnen und wurzelschlagenden Sämereien aller Art hat“. Er beobachtet nicht blos all die Keime und Keimchen, Wurzelchen und Faserchen dieser Gewächse, nein, er zeichnet sie auch alle im Einzelnsten ab: „Ich hatte ein Blatt auf dem ich die Erbsenblüte, die Erbsenfrucht, die Erbsenkeime, die Erbsenwurzel, das Erbsenpflänzchen mit seinen beiden Blättchen und Kotyledonen in wenigstens 50 verschiedenen Entwickelungsstufen so zierlich als möglich dargestellt hatte“ u. s. w. So enthält denn, Diesem analog, die „Urgeschichte der Erfindung“ Nichts als Wurzel- und Keimwerk. Der Autor fängt darin im eigentlichsten Sinne von Adam an, und die Details in die er, von diesem Non plus ultra ausgehend, sich verliert, sind wahrhaft wundersam:

Ich ging auf den ersten Ast zurück den Adam sich im Paradiese vom Baume brach, um ihn einmal statt des natürlichen Hammers der Faust, die er vom Himmel empfangen hatte, zu gebrauchen. Ich machte mir schon Kopfzerbrechen darüber welcher Zufall den Adam zu dieser Idee und zu dem Gebrauche eines solchen Astes veranlaßt haben könnte. Ich zeigte dann wie sich aus diesem ersten rohen Instrumente in einer ganz natürlichen Reihenfolge der Hammer, die Schaufel, der Spazierstock, die Axt, das Beil u. s. w. entwickeln mußte. Bei den Kriegswaffen, Speeren, Pfeilen und Wurfgeschossen, ging ich ebenfalls zu dem ersten Steine zurück den ein Adamssohn einmal im Eifer der Verfolgung in die Hand nahm um damit nach einem wilden Thiere zu werfen. Ich zeigte dann wie er dabei vielleicht das Glück hatte dies Thier zu tödten, und wie ihn Dies veranlassen mußte in seiner Hütte ein Arsenal von solchen brauchbaren Waffen anzulegen. Ich zeigte weiter auf welche Weise er dazu kommen mußte die Kraft des Wurfs durch Schleudern zu verstärken, wie er auf den Gedanken gerieth die abgerundeten, die scharfen, die spitzigen Seiten und Ecken welche Naturereignisse dem Steine gegeben hatten zu allerlei Zwecken in seiner Hausgeräthschaft zu benutzen, wie er nachher einen Stein fand der zufällig ein Loch hatte, und wie ihm einfiel einen Stock durch dieses Loch zu stecken, ihn anzubinden und so das erste Beil zu formiren.

Lange, lange Zeit bewegte ich mich in den Stein- und Holzperioden der Geschichte der menschlichen Utensilien herum. Man kann sich denken wie sehr ich darüber grübelte wie Tubalkain zur Erfindung der Schmelzbarkeit und Schmiedbarkeit des Kupfers und Eisens gelangt sein könnte. Ich suchte hundert Gründe auf, um zu beweisen daß die menschliche Hand bei allen Dingen das erste und natürliche Instrument war. Eine lange Untersuchung stellte ich über dieses bewundernswerthe Chamäleon-Instrument an, das geballt, als natürlichster Hammer, entfaltet und flach als die einfachste Glättmaschine erscheint, und in den Fingern sich von selbst darbietende Bohrer und die brauchbarste Kneifzange u. s. w. darstellt. Ich zeigte wie und warum man zunächst zum Holze, dann zu den Steinen, darauf zum Kupfer, endlich zum Eisen fortschreiten mußte, und setzte, nachdem ich alle Stoffe und Instrumente so rangirt, eine Faustperiode, eine Holz-, Stein-, Kupfer-, Eisenperiode fest. Bei dieser Eisenperiode blieb ich dann in meinen Untersuchungen stehen, und schloß mit einer Preis- und Lobhymne auf das Eisen, weil mit seiner Bearbeitung die menschlichen Erfindungen aus ihren Kinderschuhen traten, und die Urquelle nun bald sich zu großen, weitverzweigten Strömen ausbreiten mußte.

Ich dachte mir die Geschichte jeder einzelnen der hauptsächlichsten menschlichen Erfindungen aus, nicht so wie sie nach den uns überlieferten Annalen der Geschichte wirklich gewesen ist, sondern so wie sie nach aller Wahrscheinlichkeit und nach der Lage der Umstände und Verhältnisse nothwendigerweise gewesen sein möchte. Beim Hause stieg ich z. B. bis zu den ersten Zweigen hinauf die Adam nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese, die Vögel nachahmend, zusammentrug um seiner Eva ein Schutzdach zu gewähren; zeigte dann wie der eindringende Regen und Wind ihn durchaus lehren mußte dieses Zweig- und Blätterdach dichter zu machen, und wie er so auf

die Erfindung des künstlichen Daches kam. Zuerst war der geschützte Raum Wohn-, Schlaf-, Gesellschaftsstube und Küche zu gleicher Zeit. Ich wies nach wie und warum der Mensch darauf verfiel zunächst für seinen Kessel und dann für seine Bettstelle einen besondern Raum zu schaffen, und wie die Ideen des Schlafcabinets, der Wohnstube, der Küche u. s. w. entstanden, und wie weiterhin bei der Entwickelung der menschlichen Bedürfnisse und der buntern Gestaltung der geselligen Verhältnisse aus dem Wohnhause am Ende der Wohnpalast mit seinen Vorhöfen, seinen Prachttreppen, seinen Portalen, seinen Vorhallen, seinen Speisesalons, seinen Tanzhallen, seinen Cabineten und Boudoirs sich hervorbildete. Ich verfolgte sogar einzelne Theile des Gebäudes in ihrer Entwickelung, die Treppe z. B. von der erhöhten Schwelle an dem Hause eines Bauern bis zu der luxuriösen amphitheatralischen Treppe mit zwei Flügeln in dem Schlosse eines Königs, das Fenster von dem ersten Guckloche das ein armer Bewohner des Himalaja-Gebirges in seiner Lehmwand einbohrte, bis zu den gewölbten Kreuzfenstern eines gothischen Domes.

Ebenso machte ich es mit der Entwickelung der Geschichte des Wagens. Ich suchte auszumachen wie der Mensch zuerst einen Baumstamm als Rolle benutzte einen Stein oder andere schwere Lasten darüber leichter wegzurollen, wie er darüber nachdachte auf welche Weise er diese Rolle an dem Baumstamme selbst befestigen könne um sie weiterzutransportiren, wie dieser rollende Baumstamm selbst Maschine und Vehikel wurde; wie an dem beweglichen Baumstamme unten Kloben oder runde Klötze entstanden, und das Mittelstück ausgearbeitet wurde um das Ganze leichter und behender zu machen; wie diese runden Klötze endlich sich von dem Baumstamme trennten, und so eine Achse und das Embryo eines Rades entstand; wie dieses rohe Klotzrad dann weiter in Speichen, Nabe und Felgen auseinanderging. Ich sah dies Alles vor meinen Augen durch die lange Zeit der Jahrhunderte sich gleichsam so gestalten, wie der Physiker den Bildungsproceß eines Krystalls vor sich sieht, und beschrieb dies Alles, wie der Chemiker chemische Vorgänge beschreibt, indem ich das Ganze mit einer unzähligen Menge von Zeichnungen begleitete, die jedes menschliche Instrument in denjenigen verschiedenen Phasen zeigten welche ich als vornehmste Stufen oder Knoten seiner Gestaltungsgeschichte festsetzen zu können geglaubt hatte.

So stellte ich bei der Geschichte des Schiffes einen Wilden dar, der in einer Ueberschwemmung aus Instinct und Noth zu einem Baumstamme gegriffen, und sich auf seinen Rücken geschwungen hatte um sein Leibliches zu retten. Ja, ich ging noch weiter hinauf, ich malte sogar den Biber oder den Fischotter den jener Wilde vielleicht zufällig auf einem losgerissenen Baume den Fluß hinunterschwimmen sah, und der ihm die erste Lehre über das verhältnißmäßige oder specifische Gewicht des thierischen Körpers, des Holzes und des Wassers gab, welcher Lehre er sich dann bei ähnlicher Gelegenheit dunkel erinnerte und bediente.

Von diesen „zufällig benutzten" Baumstämmen schritt ich zu den „absichtlich benutzten" vor. Von dem einzelnen zu den verbundenen Baumstämmen oder zum Floß, von den unausgehöhlten Baumstämmen zu den ausgehöhlten oder zum Anfange des Schiffs. Dann ließ ich das Schiff, den Mast, das Segel, das Steuerruder in einer Reihe von Zeichnungen sich vor dem Auge des Lesers (auf den ich hoffte) so zu einem vollständigen Dreimaster heutiger Tage entwickeln und entfalten, wie ein Chiromant vor den Augen der Zuschauer eine Blume aus dem Keime vollständig hervorwachsen läßt.

Wir übergehen eine Menge anderer schriftstellerischer Versuche die der Autor nach allen Strichen der Literaturwindrose anstellt, und welche sämmtlich ungeheuere Papiermassen verschlingen; auch die deprimirenden Schicksale und Erfolge die der Autor mit diesen ungeheuerlichen Emanationen seines so vielgestaltigen Geistes daß gegen ihn die Verwandelungen Wischnu's sich wie das kleine Einmaleins zu dem großen verhalten, erlebte, Erfolge die jeden andern Federberserker für immer von seiner Wuth geheilt haben würden, auch diese lassen wir dahingestellt, und wenden uns zu einer andern Transsubstantiation dieses überproteusten Proteus, worin sein ultrapittoreskes Spürtalent in vollster Glorie erscheint. Der „Sprachforschungen", „Aphorismen" und „Urgeschichten" müde, erbaut sich der Autor eine abermalige Einsiedelei mitten unter den lettischen Naturmenschen, unter eine schöne Eiche an der Grenze eines Wäldchens und eines Parks. Auch hier *schreibt* er — denn wie möchte er überhaupt leben ohne zu schreiben —, aber er hält sich fern von weitschichtigen Untersuchungen. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Was er niederschreibt sind vielmehr allgemeine Betrachtungen: Reminiscenzen seiner Lecture, Bemerkungen über Das was ihn umgibt, über Natur, den Himmel, die Erde, über Alles was seinen Blicken aufstößt. An die Spinnen die zwischen diesen Bäumen kunstvolle Netze spannen, an die Vögel die zwischen diesen Eichen flattern, an Bach und Strom und die Fischlein die wohlig und munter auf dem Kiesgrunde des erstern dahinschießen, endlich an die ewigen Gestirne die am „Abend über seinem Strohdach aufsteigen", knüpft er diese Betrachtungen. Diese Stimmung hätte nothwendigerweise für unsern Touristen eine Erfahrung werden müssen, eine nachhaltige, dauernde Erfahrung. Dieses stille Einkehren in sich, dies melancholische Weilen auf dem Nächsten mußte ihn Sammlung und ein stetiges Beharren auf dem Einen lehren, es mußte ihm offenbaren daß hier seiner Natur Gewalt geschah um sie von allem unsteten Wesen zu heilen und zu säubern. Die Menschen selbst, diese stillen Söhne und Töchter der Natur, in dem gleichmäßigen Einerlei ihres Treibens mußten dazu dienen ihm diese Lehre menschengemäß und vollends anschaulich zu machen. Wenn diese Frauen an das Ufer seines Baches zogen um dort Wasser zu schöpfen, oder ihre Schafe zu waschen, wenn die muntern Mädchen am Abhange des Flusses ihre Leinwand bleichten, Abends die Männer bei leuchtenden Fackeln den Fischfang mit Harpunen begannen, wenn dann und wann ein Jägersmann oder Holzhauer, durch den Wald ziehend, ihm einen flüchtigen Besuch abstatteten: — dann mußte all diese mannichfaltige Geschäftigkeit, die doch immer nur auf Eins und auf ein Wesentliches gerichtet war, ihm im sonnenklaren Menschenbeispiel darthun daß der Mensch nicht schweifen und geistig vagabondiren, nicht unstet und auf Nichts gerichtet umherjagen, sondern im Wollen wie im Thun Beharrliches leisten soll. Allein mit dieser Lehre und Einsicht war es leider bei unserm jugendlichen Autodidakten Nichts. Die Natur ist ja allewege das Widerspenstigste, und die stereotype „Gabel" die sie austreiben soll, die Billionen schon bearbeitet hat, hat doch seltener als selten etwas Erhebliches ausgerichtet. Von der einen zurückgeprallt kommt der Autor sogleich auf eine zweite Schrulle, er wird kleinlich; er for-

zirt sich nun nach inwendig, und sein „Beobachten", anstatt zur wirklich einheitvollen Beobachtung zu werden, die stetig weiterrückt, obwol sie nicht nach Minutentheilchen rechnet, fängt nun gar an die minutiösesten (wir müssen uns dieses Ausdrucks leider immer wieder bedienen) Wunderlichkeiten in die Natur selbst hineinzuconjecturiren. Er malt sich Hieroglyphen in die Luft um an diesen Mosaik-Luft-Hieroglyphchen herumpästeln und herumabenteuern zu können. Er nennt Dies in völliger Selbsttäuschung seine damalige „Poesie ohne Verse". Hören wir ihn selbst wie er sozusagen zwischen den Zeilen des großen Naturbuchs liest, nachdem er vorher auch im Aeußerlichen seiner Existenz eine Art von philiströser Umwandelung vorgenommen hat. Er sucht jetzt nämlich auch die äußere Form seines bisherigen Schreibens völlig zu verändern. Nichts mehr soll ihn an seine frühern „unglückseligen Schriften" erinnern; Alles um ihn soll neu werden. Anstatt, wie früher geschah, seine Gedanken auf „eine Sorte bläuliches Papier" zu bringen, läßt er sich von nun an von seinem Lieferanten aus dem benachbarten Städtchen eine Art gelbliches Papier senden. Anstatt wie bisher sehr eng auf Folioblätter zu schreiben, faltet er nun seine Blätter in Quart, und bemüht sich so weitläufig als möglich zu schreiben. Auf diese Weise will der stets sich entäußernde Sonderling seine Arbeiten „leichtflüssiger und minder schwerfällig" machen. Statt der ungeheuer dicken Hefte die er sonst geführt, bestimmt er nun daß keines fortan über vier Bogen umfassen soll, ja selbst die Umschläge dieser Hefte müssen eine Metamorphose erleiden: sie werden numerirt, mit Monat- und Jahresdaten versehen, und während ihr Gewand vordem im schönen Himmelblau lachte, erscheint es jetzt Grau in Grau, in der Hülle der absoluten Indifferenz, melancholisch-trübselig wie ein Regentag auf einer Fußreise, und dies Alles nur um die Bußfertigkeit des Autors auszudrücken. In der That, stärker kann man der Wunderlichkeit, dem Nichts in der Form von Etwas, der Eitelkeit und man möchte sich versuchen lassen zu sagen: der wirklichen Gedankenlosigkeit, nicht opfern. Dies war aber blos das Formelle bei der Sache. Das Inhaltliche kommt erst. Der Autor berichtet:

Ich kam auf diese Weise mit meinen Gedanken ebenso wie mit meinem Schreibtisch völlig ins Wilde (?). In wie hohem Grade Dies der Fall war will ich nur an einem Beispiele zeigen. Von jeher hörte ich in meinem Leben gern den Sturm in den Blättern rauschen. Da es mir auf meiner Waldecke fast nie an Wind fehlte, so hatte ich Gelegenheit genug in dieser Art von Musik zu schwelgen. Ich bemerkte daß der Wind in den verschiedenen Bäumen verschieden säuselte, in den gewöhnlichen Tannen ganz anders als in den Weihmuthskiefern, in den Eichen ganz anders als in den Pappeln, in den gewöhnlichen Pappeln anders als in den Zitterpappeln, in den Birken anders als in den Linden. Ich fragte mich woher Dies rühren könne, und ich brach von allen Arten von Bäumen Zweige ab, und schleppte meine Hütte davon voll. Ich verglich die Gestalt und Größe der Blätter, die Häute des Blätterstoffs, die Art ihres Ansitzens an den Stielen, die Länge und Elasticität dieser Stiele. Ich schüttelte die Zweige um die Weise der Bewegung und des Zusammenschlags der Blätter genau zu sehen, und ich kam so zu einer Theorie des Rauschens, entwarf Rausch- und Säuselscalen, und wenn ich nun in meinem vom Sturm bewegten Walde spazierenging, so bildete ich mir ein die Sprache der Natur besser zu verstehen, und ich hörte aus dem ganzen großen Concerte meine Eiche, meine Birke, meine Tanne, meine Pappel vernehmlich daraus hervorreden.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch von E. A. Roßmäßler. Leipzig, O. Wigand. 1850. 8. 15 Ngr.**

Das Buch gehört zu den in unsern Tagen vielfach und schnell gereiften Früchten welche durch das Hinwegschreiben des frankfurter Nationalunmuths entstanden sind. Es unterscheidet sich aber darin wesentlich von vielen seiner Strebegenossen daß es nicht durch und durch, sondern nur für den allerersten Anbiß eine starke Demokratenbittere besitzt, und im weitern Verlaufe sogar einen sehr lieblichen, Jedermann zusagenden Naturgeschmack annimmt und dauernd beibehält. Daher kommt es nun, gerade aus dem ebengenannten Grunde, sehr darauf an in wessen Hände das Buch geräth. Die Freunde der Republik werden den Anfang vortrefflich, aber das Ende matt und nüchtern finden. Die triumphirenden Sieger des Jahres 1849 werden nicht drei Blätter vom Buche lesen können ohne es mit Verachtung vonsichzuwerfen. Zwischen Beiden liegt aber noch eine sehr umfangsreiche verständige Mitte, welche nicht gleich nach dem ersten Schein urtheilt, welche mit Ruhe sowol bei dem Demokraten als bei dem Reactionnair das Wahre von dem Falschen absondern und richtig würdigen kann. Dieser großen Mitte sei das Buch bestens empfohlen. Indeß möchte eine solche Empfehlung doch auch nicht gut ohne einige nähere Bestimmung stehen bleiben dürfen. Zunächst wäre noch zu bemerken daß alle Politik des Buches nur Nebensache des Ganzen ist, daß dagegen eine interessante Durchsprechung der wichtigsten und neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Naturgeschichte die Hauptsache des Werkchens ausmacht. Dabei erhält es sich mit Absicht überall auf dem Niveau der allgemeinen Faßlichkeit, um dem Charakter eines Volksbuches treuzubleiben. Und so wird es denn den Lesern welchen der politische Wirrwarr aller deutschen Staatsbaumeister zum Ekel geworden ist, welche sich danach sehnen in einsamer friedlicher Stille der einfachen Natur leben zu können, eine sehr willkommene Lecture sein. Denn der Verf. hat die große Absicht allen Menschen zu zeigen daß die Natur ihre einzige und wahre Heimat sei; er will Allen welche den Weg zu dieser Heimat noch nicht kennen zum Führer dienen, und will ganz vorzugsweise die Verirrten wieder zurechtweisen. Wer könnte sich darüber nicht freuen? Und wer wollte Zweifel am guten Erfolge hegen, da der Verf. an sich selbst ein so vortreffliches Meisterstück vor Augen gestellt hat? In dieser Hinsicht erinnert das Büchelchen lebhaft an Gervinus' jüngstes Meisterwerk, welches auch zunächst seinen Verfasser herausgerissen hat aus der politischen Flut der deutschen Gegenwart, und ihn hineingerettet in das poetische Leben und Wirken des großen William Shakspeare, um ihm Balsam zu werden für die gefährlich kranke Wunde seines ehrlich deutschen Gemüths. Daneben erinnert es aber auch an „Anna Hammer" und „Josephe Münsterberg" der „Neuen deutschen Zeitbilder", obgleich seine Tendenz eine himmelweit verschiedene ist; denn es will zu Ruhe und Frieden und zu den Wissenschaften zurückführen, während die Zeitbilder mit unheimlicher Lust alle Wunden des kranken Vaterlandes so recht hell und klar ans offene Licht bringen, und von Ruhe und Frieden im Lande noch gar Nichts wissen wollen. Beide Richtungen haben ihr Gutes, wir wollen sie als einen Abdruck der entzweiten Gegenwart würdigen, aber auch zugleich wünschen daß die Zeit nicht mehr fern sei welche Deutschland wieder zur stillen Betriebsamkeit seiner Gewerbe,

zur unpolitischen Poesie und ruhigen Wissenschaftlichkeit hinüberführen kann ohne zum Gespött aller andern Nationen zu werden. Die Wahrscheinlichkeit der Gewährung dieses Wunsches ist freilich noch in eine dunkele ungewisse Ferne gerückt.

Doch nun zur speciellen Besprechung des Büchelchens zurück. Der Verf. führt seine Leser an einem klaren Juniabend „des unheilschwangern Jahres 1849" auf eine beträchtliche Höhe in Süddeutschland hinauf, und malt ihnen hier ein frisch und wahr aus dem Leben gegriffenes Bild eines kleinen verjunkerten Fürsten im Kreise von Führern, Trägern, Dienern und Hofleuten. Unser Verf. und ein Bürgersmann bilden in diesem Bilde anfangs blos Zuschauer.

„Lange blieb es still, denn natürlich mochte Niemand die Unterhaltung eröffnen, bevor der kleine Fürst es nicht selbst gethan. Dieser begann, nachdem er einige flüchtige Blicke mit Hülfe des Operngucker hatte schweifen lassen: «In der That, eine recht schöne Aussicht; wem gehört denn das Schloß auf jenem Berge dort?» «Das gehört seiner Erlaucht dem gnädigen Hrn. Grafen zu X. zu dienen Ew. Durchlaucht», platzte in unterthäniger Bereitwilligkeit mit entblößtem Haupte der Bürger heraus. Der Fürst drehete sich schweigend nach dem unbefugten Antworten um, und wiederholte seine Frage dem Führer; denn nur an ihn sollte sie gerichtet sein, da er ja für diese Stunde als Führer im gnädigen Lohn stand. Der Führer wußte aber die Frage natürlich auch nicht anders zu beantworten. «Ist Das der Graf X.», erwiderte der Fürst, «welcher als Generalmajor in . . schen Diensten steht?» Das wußte der Führer nicht und auch der Herr Adjutant wußte es nicht, auch der Kammerdiener konnte leider nicht dienen. Der Bürger wußte die Antwort; es drückte ihm fast das Herz ab, aber er getraute sich nicht zu reden. Er hatte noch den Hut in der Hand, und die blendenden Sonnenstrahlen beitzten ihm Thränen aus den unbeschützten Augen. Er spielte eine klägliche Gestalt, und ich seufzte im Stillen über diesen Menschen." Darauf läßt sich der kleine Fürst von seinem Führer alle die Edelleute nennen welche in der Umgegend noch Besitzungen haben, erkundigt sich auch im Interesse der Abgaben nach dem Stande des Fabrikwesens und des Ackerbaus dortiger Gegend. „Der Fürst fing aber bald an sich zu langweilen, und sah sich mit musternden Blicken den Platz um sich herum an, als ob er Etwas suche oder vermisse. Der Kammerdiener, der wie ein Stoßvogel auf diese Bewegung des Durchlauchtigsten schon lange gewartet hatte, verstand was gemeint war . . . . Der Kammerdiener zog den Hut, trat in geneigter Stellung vor den Fürsten und fragte: «Befehlen Ew. Durchlaucht einige Erfrischungen?» «Laß sehen was du hast!» lautet die Antwort." Nun wird fürstlich getafelt. Nach Tisch wird der Fürst wie die meisten Menschen wenn sie satt sind gutmüthig, redet den Bürgersmann an, und findet in ihm gar bald einen Mann nach seinem Geschmack, weil demselben die deutsche Unruhe und Gesetzlosigkeit auch ein Gräuel ist. „Der Fürst befahl eine übriggelassene Flasche Champagner wieder auszupacken, und credenzte höchst eigenhändig dem Ueberglücklichen ein volles Glas. «Auf baldige Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung!» rief der Gnädige und stieß mit dem danach wahrscheinlich ebenfalls Sehnsüchtigen an. Dieser aber war von der fürstlichen Gnade bereits so berauscht daß sein Glas an dem des Fürsten zerschellte, und verblüfft den Fuß des schlanken Krystallkelches in der Hand behielt. «Geschwind ein anderes Glas, Franz!» und bald hatte der Erschrockene ein neues Glas in der Hand. Der Fürst wollte den kleinen Unfall verwischen und stieß mit den Worten: «Also noch einmal auf baldige Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung!» herzhaft mit dem Andern an, und siehe da, jetzt zerbrach sein Glas. «Böse Vorbedeutung Das!» sprach ich halblaut vor mich hin. Beide sahen sich erschrocken nach mir um, denn sie hatten meine Worte verstanden. Der Fürst blickte mich zornig an und fragte barsch: «Wer sind Sie?» «Vielleicht ein Prophet», antwortete ich. «Wer erlaubt Ihnen sich in unser Gespräch zu mischen?» «Ich sprach blos mit mir.» «Wer sind Sie?» «Was ich Ihnen jetzt bin habe ich Ihnen bereits gesagt.» «Kecker Mensch.» «Das bin ich und will ich sein, damit es besser werde.» «Mensch, wer sind Sie? Ich will es wissen!» «Sie haben es eben gesagt: ein Mensch.» «Wenn Sie blos ein Mensch sind, so sind Sie wenig.» «Alles!» erwiderte ich ohne meinen Platz zu verlassen. «Dann habe ich die Ehre Ihr Kumpan zu sein.» «Gut für Ihr Volk, Fürst, wenn Sie ein Mensch sind», antwortete ich ihm ernst und drehete mich grüßend um, zwischen den Felsen der Bergkuppe verschwindend."

Später macht der Verf. genauere Bekanntschaft mit dem Führer welcher den Fürsten auf die Höhe des Bergs geleitet, und unsern naturhistorischen Wanderer ob seiner treffenden Rede und Antwort sehr stark ins Herz geschlossen hatte. Er entschließt sich im Hause des Führers Quartier zu nehmen, lernt den studirten Schulmeister und den Pfarrer des Dorfes kennen, und hält ihnen Vorträge über Naturgeschichte. Die Politik ist anfangs Hauptthema der Unterhaltung, später macht sie aber der Naturwissenschaft Platz, und es kommt nur noch gelegentlich vor daß der junge Geistliche, welcher noch nicht lange den gegenwärtigen Stand mit dem frühern eines Hauslehrers bei einem Minister vertauscht hatte, durch unsern Verf. zu der Ansicht gebracht ward daß es ein Glück sei für Kirche und Schule, wenn sie in Zukunft getrennt nebeneinander beständen. Dieser Bekehrungsversuch ist von dem Verf. gewiß ganz gut gemeint, aber sehr unwahrscheinlich durchgeführt. So leicht wie Dies im Buche dargestellt ist wird kein Geistlicher die Trennung der Schule von der Kirche gutheißen, vorausgesetzt daß derselbe vorher in dieser Trennung ein Unglück für Staat und Kirche gefunden hat. Und welcher Geistliche sollte unsern Verf. mit beifälliger Ruhe anhören können wenn dieser über den Punkt der preußischen Staatsverfassung „Der Staat übt die Oberaufsicht über das Unterrichts- und Erziehungswesen durch eigene von ihm ernannte Behörden aus", bemerkt: „Was hindert ihn nun zu diesen die Geistlichen zu ernennen? Er wird es sicher thun, um schon von der ersten Schulzeit an die Jugend in der Kirchenunterthänigkeit erziehen zu lassen, an die sich dann um so leichter die blinde Staatsunterthänigkeit des Mannes anknüpfen läßt." Die naturwissenschaftlichen Mittheilungen des Buches sind dagegen ohne Ausnahme ebenso interessant als sachverständig-gründlich behandelt. Besonders ist die Frage ob eine Urerzeugung in der Natur vorkommen könne oder nicht, klar und anziehend befriedigend beantwortet. Auf dem Felde der Naturgeschichte ist der Verf. auch nicht mehr unbekannt. Seine „Galerie der Thierwelt", seine „Anleitung zum Studium der Thier- und Pflanzenwelt", seine „Beiträge zur Versteinerungskunde" sind geschätzte Leistungen dieser Art.

38.

## Bibliographie.

Bacher, J., Karl's XII. erste Liebe. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Königsberg, Samter. Gr. 8. 20 Ngr.

Beneke, E., Pragmatische Psychologie oder Seelenlehre in der Anwendung auf das Leben. In zwei Bänden. 1ster Band. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Dieterici, F., Ueber die arabische Dichtkunst und das Verhältniss des Islam zum Christenthum. Eine im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 9. Febr. gehaltene Vorlesung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Gravi, W., Tod und Leben. Leipzig, Schäfer. Gr. 8. 10 Ngr.

Kolisch, S., Ludwig Kossuth und Clemens Metternich. Drei Bände. Leipzig, Keil u. Comp. 8. 4 Thlr.

Vormärzliche Lieder aus Tirol. Jena, Frommann. Gr. 12. 15 Ngr.

Runde, Die sächsische Landesabschätzung und deren Rechtfertigung. Ein Beitrag zur Begründung allgemein anwendbarer Abschätzungsnormen. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 83. —— 6. April 1850.


## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."

(Fortsetzung aus Nr. 82.)

Von dieser wunderhaften Theorie des Rauschens, die schon für sich allein unserm Autor einen Ehrenplatz im Tempel einer nachzüglerischen Romantik sichern würde, führt ihn aber seine unbezwingbare Spürnatur noch so und so viele Schritte weiter in das Bereich der thierischen Organismen zu einer annähernden Theorie oder Wissenschaftslehre der Spinnenarchitektur:

Bei der tagtäglichen Beobachtung der verschiedenen Arten von Spinneweben meines Waldes ging ich genau in das Detail des Baus ihrer wunderbaren Netze. Ich maß die Höhe der Spinnennetze vom Boden, verglich damit die Höhe in der gewöhnlich Insekten fliegen auf die sie es abgesehen haben. Ich verglich die Dicke derjenigen Spinnenfäden welche das Netz halten und gewissermaßen die Grundpfeiler ihres Gebäudes sind, mit denen welche nur die Quer- und Nebenbalken vorstellen, durch das Vergrößerungsglas und vermittels eines Zollmessers den ich mir dazu verschafft hatte. Ich beobachtete namentlich die Kreuzspinnen, von denen in mehren Flecken meines Gehölzes sich ganze Colonien angesiedelt hatten, und suchte auszumachen wie sie sich in der Regel nach den Umständen und nach der Gestaltung der Aeste und Bäume zwischen denen sie ihr Netz aufzuhängen wünschten richten. Ich schrieb nieder wie sie ihre Seile spannen wenn zwei ganz gerade Bäume nebeneinanderstehen, und wie wenn ein Zweig ihnen so oder so hinderlich in den Weg tritt. Ich verglich die Länge der Fäden, maß alle deren ich habhaft werden konnte, und suchte die längsten Fäden und das grossartigste und am kühnsten gebaute Netz in meinem Walde ausfindig zu machen. Ich beobachtete dann die Schwingungen der freiaufgehängten Netze im Sturme, und beschrieb wie und wiefern die Spinnen auch darauf Rücksicht genommen, und auf welche Weise sie auch den ihrem Hause vom Winde drohenden Gefahren begegnet hätten.

Eins fehlt hier noch. Der Autor, welchem, wie seinen Spinnen, eben Alles nur immer begegnet hat, selten Etwas begegnet ist, hätte weitergehen und erforschen sollen: wie und inwiefern und in welchen Einzelheiten allen sich ein Spinngewebe das sich im Sturme zwischen einer Pappel und einem Holzbirnbaum schwingt von einem andern welches zwischen einer Pappelweide und einem Holzapfelbaum sich schwingt in diesen ihren Schwingungen voneinander unterscheiden. Zu diesem Endzweck, der weiter zu ganz unberechenbaren Resultaten geführt haben würde, hätte es nur der Kleinigkeit bedurft daß der Autor in seiner unbeschreiblichen Spürvirtuosität die Elastik der verschiedenen Baumstämme vom dünnsten bis zum dicksten und die feinen Unterschiede dieser dickern und dünnern, sämmtlich elastischen Stämme und Stämmchen je nach ihren Gattungs-, Familien-, Arten- und Wahlverwandtschaften, Alles natürlich in Bezug auf diese Spinnenfäden-Schwingungstheorie, studirt hätte. Es würde sich alsdann in Bezug auf das vorhin angeführte Beispiel herausgestellt haben wie weit und inwiefern ein Holzapfelbaumstamm von gleicher Dicke doch elastischer ist als ein Holzbirnbaumstamm von derselben Dicke, wenn er zwar nicht allzuweit von diesem, aber doch gleichzeitig etwa neben einer Weißbuche steht; es würde sich ferner die Relation und Modalität dieser verschiedenen Baumstammgattungen zueinander und wie sie sich gegeneinander potenziren und paralysiren im Allgemeinen auf das evidenteste ergeben haben, und es hätte sich letztlich, dies Durchspürungssystem auf den ganzen Wald übergetragen, so gleichsam ein absolut-durchsichtiges Zwischen-den-Bäumen ergeben, eine Art von Wald-Fata-Morgana, wobei der wirkliche Wald zuletzt rein weggespürt erschienen wäre, und welches besagte Waldluftbild nur für Sonntagskinder sichtbar sein würde wie unser Autor eines ist.

Es gibt ein arabisches Märchen vom Zaid (ich glaube so heißt der Kerl) der „Alles sieht". Dieser Zaid erkennt eines Tags an den so und so gebogenen Zweigen in einem schmalen Waldpfade und an einem Tüpfchen Schweiß das auf einem Palmblatt klebt daß das Pferd was man durch diesen Pfad geritten hat eine Falbe und keine Schecke war. Seit den Zeiten der Prinzessin Scheherasade hat die Welt gestaunt über dies Meisterstück von Alles-Sehkraft. Verglichen mit dem „Beobachtungsblick" unsers Kohl sieht jeder Schuljunge ein daß jener berühmte Araber geradezu ein Blinder ist. Soweit reicht kein Orientale mit seinen Sinnen. Man muß zwischen Bremen und Lübeck geboren sein um es zu solchen Naturvisionen zu bringen.

Den Scherz beiseite, so ist aber diesem ganz outrirten Wesen auch eine ernsthafte Seite abzugewinnen. Es ist das Tragische: daß unser Autor dies leere nichtige Spielen zwischen den Dingen welche die großartige Wirklichkeit ausmachen für Poesie, für zierlichstes Ergründen, für sein unbestreitbarstes Vorrecht hält. Das Vorrecht

lassen wir ihm: die Poesie und das Ergründen, d. i. Erfassen des Wesens jedweder Sache, müssen wir ihm abstreiten. Wenn ich niemals die Dinge selbst, seien sie natürliche, seien sie psychische, in ihrer eigenen reinen Wesenheit erblicke, sondern nur von diesen Dingen ein verzwicktes, unwahres, unwesenhaftes, sich als nichts Solides ausweisendes Daneben, Dazwischen und Darumherum, wie kann ich bei solchem Thun die Glocken des leibhaftigen Geistes, der der Natur Beseelung ist, läuten hören? Für solche Sonntagskinder gibt es nie einen hohenpriesterlichen Festtag der geistigen Erkenntniß. Ihr Fluch ist daß es ihnen an Schwerkraft mangelt sich in die reine Wahrheit der Dinge zu versenken. Und wo soll die Poesie herkommen wenn sie nicht aus der Wirklichkeit der Objecte quillt die wir in uns strömen, auf uns walten, in uns, über uns müssen siegen und triumphiren lassen. Wie Alles und Jedes bei unserm Autor, so ist bei ihm auch das Poetische — und welcher Mensch hätte nicht seine poetischen Momente — etwas Unbewußtes und Unwillkürliches. Sowie er selbst nun Zwischenreiche, Zwischenträume, ein Zwischenwesen der Wahrheit kennt, so muß man auch bei seinen geistigen Thaten zwischen denselben lesen, und aus Dem was er entweder gar nicht oder ohne wahrhaftes Selbstbewußtsein schrieb deren wahre Bedeutung finden und erkennen.

Es läßt sich schlechthin behaupten daß dieser Geist keinen einzigen Gedanken in seiner richtigen Wucht, sondern stets nicht anders als in einer schillernden Wunderlichkeit erfassen und ausdrücken kann. Er empfindet Dies halbdämmernd in gewissen Momenten, wo er etwa so beginnt: „Ich hatte daher auch einmal den wunderlichen Gedanken" u. s. w. Nun einen der wunderlichsten wollen und können wir dem Leser nicht vorenthalten, deshalb nicht, weil wir damit den wahren Kern dieses schrullenhaften Geistes erfassen, der niemals irgend ein Object, gehöre es der Natur oder dem Geiste, dem Denken oder dem Leben an, an und für sich erfaßt, sondern stets in schielenden Bezügen, in „Spiegelungen", in Relationen und wenn ihn der Popanz so oder so darauf geführt hat. Er ist wie die Motte die am Licht sich die Flügel versengt. Wüßte sie daß dies die Flamme ist, die Macht, die strahlende, die verzehrt indem sie lockt und strahlt, so würde sie sich wol hüten sich an dieser Centralsonne des Weltalls ihre Existenz einzurennen.

Von der Physik und Metaphysik ist die Rede, und die diesen Potenzen, die nur ein Narr für wirkliche Gegensätze halten kann, zugewandte, alles-leisten-wollende Willenskraft des Autors nimmt auf dieser Arena unter Anderm folgenden Anlauf. Es beweist dieser Anlauf schlagend die Jämmerlichkeit alles autodidaktischen Wesens sowie zugleich die Nichtigkeit solcher Selbstbekenntnisse die Alles bekennen, nur nicht die Eitelkeit, die Grundwurzel dieser Uebel aller. Weil es dem Autor mit all diesem Selbstbekennen und Selbstanklagen doch im Grunde kein Ernst ist, und der formelle Egoismus bei ihm stets das Letzte ist, worauf er sich wie auf einem Polster wohl und sicher fühlt, so kann man wol sagen daß es die beiden Ideen — vielmehr Nichtideen — der Autodidaktik und des Universalismus sind an denen dieser Geist zum Nichts oder doch zu nichts Wahrem und Rechtem geworden ist. Er spielt mit den höchsten geistigen Potenzen, die er in ihrer Tiefe nicht versteht, wie ein Kind, und er würde es trotz aller Autodidaktik nicht wagen mit ihnen seine Possen zu treiben, wenn ihm nicht höher als Alles worauf er sich je eingelassen der eitle Ruhm stände ein Schriftsteller zu sein.

Nun, wer diesen Ruhm für das Höchste seines Lebens hält Der muß von Haus aus nur ein flacher Geist sein, und alle Manoeuvres mit denen er uns täuschen will werden ihm zu Nichts helfen. Jetzt zu dem physisch-metaphysischen Anlauf unsers Autors. Er berichtet:

Ich hatte einmal den wunderlichen Gedanken jene Vergleichung der Physik mit der Metaphysik ganz durchzuführen, und ich legte sogar Hand ans Werk diese Aufgabe zu lösen. Ich wollte darin alle die Gesetze der Physik aufführen und entwickeln welche irgend eine Analogie mit irgendwelchen Gesetzen der Geisterwelt hätten.

Ich wollte z. B. bei der Lehre von der Perspective zeigen wie sie auf das Geistige Anwendung leide, und wie auch unser Geist ein Gefühl oder eine Idee ebenso sich nahebringen könne wie der Körper einen Gegenstand; wie dieser nahe Gedanke, obgleich unbedeutend, dann im Stande sei alle wichtigern Gedanken zu überschatten, gleich einem nahen Baume, der uns, obgleich klein, doch den Mond und ein gut Theil der Sterne verdecken kann.

Ich wollte zeigen wie Dies auf nahe und entferntstehende Personen Anwendung leide, und wie manche kleine unbedeutende, uns sehr nahe Persönlichkeit uns oft wie ein wahrer Riese, wie ein Berg drücke und imponire, während alle von uns entfernten Persönlichkeiten, sie mögen so groß sein wie sie wollen, Napoleon, Alexander der Große und Augustus eingerechnet, wahre Zwerge von Einfluß dagegen seien. Aus solchen Umständen wollte ich lehrreiche Folgen für die Moral und Metaphysik ziehen.

Die Lehre von den Schwingungen des Wassers wollte ich mit der Lehre von den Schwingungen der Seele vergleichen, und z. B. zeigen wie der Spiegel der Seele bei irgend einer Erregung ebenso wie der des Wassers in ein Schwanken geräth, das sich erst allmälig und ganz in der Weise wie beim Wasser wiederverliert, bis das hydrostatische oder vielmehr psychostatische Gleichgewicht wiederhergestellt sei.

Ich wollte dann die Schwingungen, den Wellenschlag und die Bewegungen des Wassers, des Oels und des Quecksilbers und anderer Flüssigkeiten von verschiedener Dicke und Zähigkeit untersuchen, und zeigen daß der Zustand und die Irritabilität oder die Schwingungsfähigkeit einiger Seelen denen des Wassers, anderer denen des Oels oder des Quecksilbers gleichen.

Auch die Akustik wollte ich zurathziehen, und wollte zeigen wie auch ihre Lehrsätze vielfacher Anwendung auf die geistige Welt fähig seien, wie z. B. in einer ruhigen einsam hausenden Seele alle nur einigermaßen alarmirenden Gedanken ein ebenso ungeheueres Geräusch machen, und ebenso schwer zu beschwichtigen sind wie einzelne Töne in einem leeren und einsamen Saale; wie es in der Geisterwelt ebenso Widerhalle und Echos und Fortpflanzungen der Töne gibt wie in der hörbaren Welt, und wie in ihr selbst scheinbar sehr singulaire Phänomene aus dieser letztern ihre Pendants (?) und Parallelen (?) finden.

Vor allen Dingen wollte ich den Zustand der Luft und die Processe in der Atmosphäre untersuchen, und zeigen daß unser Geist so gut seine sonnigen und wolkigen Tage, seinen Frühling, seinen Sommer und seinen Winterschlaf habe wie die Natur, und daß es mit der Bildung der Wolken und Gewit-

ter, mit der Entstehung und dem Verlauf der Winde, der Zephyre, der Orkane, der Wirbelwinde, der Windstöße ebenso zugehe wie mit der Entstehung und dem Verlauf der Leidenschaften und Aufregungen unsers Herzens.

Ich wollte zeigen daß es im Geiste ebenso unerklärliche und wunderbare Kräfte gibt wie es in der Natur die des Magnetismus und der Elektricität sind, und daß die Anziehungskraft welche gewisse Körper aufeinander üben ganz mit der Anziehungskraft welche gewisse Geister aufeinander übten correspondire.

Das wäre in der That etwas wunderbar Neues gewesen! Man sieht aber nicht ein was da eigentlich zu zeigen ist. Welcher vernünftige Geist wird denn erst zeigen wollen daß Das so ist und sich so befindet; Das weiß und sieht ja Jeder schon von selbst. Um das warum Dem so ist, darum handelt es sich bei aller Forschung. Aber auf den Grund und Kern kommt nun einmal unser Autor nie.

Ich wollte, mit einem Worte, durch die Erfahrung aus der Physik die ganze Seelen- und Geisterlehre recht deutlich und handgreiflich (!) machen und den durchgehenden Parallelismus beider nachweisen. Ich hatte mir die Physik von Biot angeschafft, hatte sie durchschießen lassen, und hatte schon hier und da neben seinen Lehren aufgeschrieben was ich aus der Geisterwelt mit ihnen in Parallele bringen wollte. Ich hatte vor dieses Buch eine „Physik der Geister" zu nennen u. s. w.

Es ist unglaublich und unsagbar wieviel sich der Autor auf dies: „ich wollte und ich wollte abermals" zugutethut; aber noch unglaublicher und unsagbarer ist es daß es ein gewisses Denken gibt welches mit dem wirklichen fast Nichts gemein hat als den Umstand daß es ein Etwas ist was in einem menschlichen Geiste vorgeht. Solch einem Nichts von Denken begegnen wir hier; es ist die vollkommene Roheit und Ignoranz der Autodidaktik die hier zum Vorschein kommt. Der Autor weiß es nicht und ahnt es nicht daß die Natur, die sichtbare Welt nur das Paradigma, das Abbild des Geistes ist welcher ihr Urbild und ihre immanente Seele ist. Funfzig Philosophen haben Dies klar und unwiderleglich nicht ausgesprochen, sondern diesen ganzen ewigen Offenbarungsproceß des Geistes in der Natur in großen umfangreichen Werken von plastischer Schönheit erschlossen und entfaltet. Unser Autor, der von dem Allen Nichts kennt, will erst zeigen was die ganze Schöpfung ewigfort zeigt seit ihrer Ewigkeit; er will parallelisiren was gar nicht zu parallelisiren ist: denn Geist und Natur sind nicht gleichartige Substanzen, sondern die Natur ist nur dadurch organischer Ausdruck der Vernünftigkeit weil der Geist in ihr wohnt und sie schöpferisch durchdringt. Der Autor fühlt nicht und vermag nicht zu „erspüren" daß der Geist das Höhere ist als die Natur. Was von Anaxagoras an die Philosophen durchforscht und in seiner geistigen Begründung entwickelt haben, von Dem wollte der Autor erst die Möglichkeit der Wechselseitigkeit aufzeigen. Hat denn unser Autor jemals einen einzigen der speculativen Dialogen des Platon, den er doch wie ich glaube ein oder zwei mal in dieser seiner Selbstschau citirt, gelesen, den „Parmenides", den „Timäus", den „Phädrus"? Wenn er Das hat, wie ist es denn möglich daß er nicht zu der Idee hingeleitet wurde daß sich ebendarum so viele geistige Beziehungen in allen natürlichen Dingen entdecken lassen, weil alles wahrhaft Seiende und Bedeutungsvolle in der Natur dem Geiste selbst angehört? Hat denn unser Autor sich niemals eine Idee, einen Gedanken von Baco, von Malebranche, von Spinoza, von Schelling, von Hegel seinem schwächlichen Denken nahezubringen versucht? Dann müßte er ja doch dahin gekommen sein einzusehen daß was er mühsam in autodidaktischer Eitelkeit, mit dem versteckten aber wichtigen Gefühl ein Universalgenie zu sein, uns aufzeigen, als etwas ganz Neues und Originelles offeriren wollte, sich seit Jahrtausenden von selbst versteht. Hat denn unser Autor niemals Bücher wie Creuzer's „Symbolik", wie Schubert's „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft", wie Steffens' „Anthropologie" rc. in den Händen gehabt? Dann würde er ja doch gefunden haben daß die Natur freilich ein großes Symbol des Geistes ist, daß er die Aehnlichkeit mit sich selbst ihr einprägt, und daß wir, weil Dem so ist, nunmehr natürlich diese Aehnlichkeiten und Bezüge herausfinden müssen. Handelte es sich hier nicht um eine Selbstschau, wir würden nicht so kritisch mit dem Autor verfahren; aber es handelt sich um eine solche und nebenbei um allerwärts versteckte Prätensionen, und so müssen wir schlechthin charakterisirend mit ihm und seinem Buch verfahren. Der Autor wollte zeigen „daß es im Geiste ebenso wunderbare Kräfte gebe wie etwa in der Natur die des Magnetismus und der Elektricität". Hätte der Autor, der laut eigenem Bekenntniß so zahllose Schriften durchflogen ist, durchblättert hat, sich doch einmal die Mühe genommen Ennemoser's Buch über den Magnetismus und Pohl's großartiges Werk über den Proceß der galvanischen Kette zu lesen. Jedenfalls wäre ihm dann vielleicht insoweit ein Licht aufgegangen daß seine Methode: bei der Natur anzufangen, und dem Geiste den Gefallen zu thun vom Handgreiflichen auf ihn überzugehen, etwas Kindisches und Thörichtes ist. Elektricität und Magnetismus — denn wir müssen mit dem Autor fast schulmeisterlich reden — sind freilich Naturkräfte, aber als solche sind es Manifestationen des Geistes, und sie wären nicht Magnetismus und Elektricität wenn sie weiter Nichts wären als etwas blos Natürliches. Wenn deshalb etwas ihm Verwandtes in dem menschlichen Individuum sich vorfindet, so kann dies eben auch nur vom Geiste stammen. Will der Autor aber die Processe der Atmosphäre: Zephyre, Windstöße und Wirbelwinde u. s. w., mit den Leidenschaften und Aufregungen des menschlichen Herzens parallelisiren, so geräth er damit ins vollkommen Platte und Triviale. Denn hier finden blos Gleichnisse statt, die aber nicht einmal stattfinden könnten, wenn nicht der Geist in jede natürliche Erscheinung von Anbeginn seinen (den geistigen) Ausdruck gelegt hätte. Und hiermit schließen wir unsere Betrachtung über eine der seltsamsten schriftstellerischen Evolutionen dieses dreibändigen Kohl'schen Werks, bei dem wir das Charakteristische daß es vor allen Din-

gen eine Selbstschau sein soll keinen Augenblick aus den Augen verlieren durften, und nähern uns zugleich dem Schluß unsers leitenden Artikels über dies Werk und diese Persönlichkeit, welcher, wie wir mit Besorgniß wahrnehmen, bereits zu einer kaum verantwortlichen Ausdehnung angewachsen ist. Fügen wir indeß noch einige übersichtliche Schlußbemerkungen bei welche uns unerlaßlich scheinen.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Blicke auf die Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands, mit besonderer Beziehung auf die merkwürdigen Prophezeiungen der heiligen Hildegarde, Aebtissin von Rupertsberg, und deren Erfüllung in unsern Tagen. Von Heinrich Arnim. Bremen, Geisler. 1849. Gr. 8. 11¼ Ngr.**

Der Verf. hat mit dieser kleinen historisch-politischen Denkschrift eine „bescheidene Gabe auf dem Altare seines nach Einheit, Freiheit, Wohlstand, Größe und Macht ringenden Vaterlandes" niedergelegt. Zunächst war es ihm darin um die, auch von dem besonnenen Pfister in seiner „Geschichte der Deutschen" mit Achtung erwähnten, sowie von Goethe im ersten Bande seiner Werke berührten Prophezeiungen der heiligen Hildegarde zu thun, die er „zum ersten male" vollständig in einer möglichst treuen Uebersetzung mittheilt, übrigens theils mit einigen allgemeinen Bemerkungen über Wissen und Nichtwissen der Zukunft, theils mit Nachrichten über die Lebensverhältnisse der genannten Hildegarde selbst (geb. 1097, gest. 1180) einleitet. Die gedachten Prophezeiungen halten wir allerdings für merkwürdig, und der Berücksichtigung gebildeter Leser nicht unwerth; indeß mögen sie sich, wie Dies auch der Herausgeber bemerkt, durch sich selbst rechtfertigen, und jeder „gebildete" Leser der aus der Vergangenheit die Zukunft sich deutet mag aus ihnen für die Gegenwart und Zukunft Deutschlands lesen, und lernen was uns Allen frommt und was uns aufs höchste noththut. Soviel ist unleugbar daß die Zeiten des Antichrists, des Geistes des Unglaubens und der Selbstsucht, „welcher unter dem äußern Scheine des Wahren, Guten und Göttlichen unter die rechtschaffenen Menschen und echten Gottesverehrer sich mischt um sie zu verführen", über unser Volk gekommen sind, und daß das Wort der Prophezeiung sich erfüllen wird wenn wir nicht wachen und den Verführer zunichtemachen, damit vielmehr, wie die heilige Hildegarde weissagt, auch wirklich das Christenthum über alle verderblichen Lehren und Bestrebungen des Antichrists jetzt oder später den Sieg davontragen könne. Paßte es im Allgemeinen nicht auf unsere Zeit was die heil. Hildegarde von dem Antichrist sagt: „Die leuchtende Gerechtigkeit wird von seiner Lehre verdunkelt, Liebe und Wohlwollen in Allen ausgelöscht werden; Irrlehren werden aufkommen, und Ketzer werden seine Irrthümer offen und unbedenklich verkündigen, und der Zweifel und die Ungewißheit im christlichen Glauben wird so groß sein daß die Menschen in Zweifel gerathen werden wen sie als Gott anrufen sollen. Alles was Gott im Alten und Neuen Testamente festgesetzt und gelehrt hat wird der Antichrist niederreißen und aufheben, und er wird behaupten daß die Laster und Sünden keine Laster und Sünden sind, indem er versichert daß alle Vorschriften der Sittenreinheit aus Unwissenheit gemacht wären. Durch Verführung wird er die Menge des Volks ansichziehen, und machen daß man ihn als Gott verehrt, sodaß endlich der wahre Sohn Gottes nur noch eine kleine Anzahl von Verehrern haben wird, im Vergleich zu der Menge seiner Anhänger. Er wird sich stellen als ob er für die Erlösung des Volks sterbe und wiederauferstehe" u. s. w. Spiegelt sich hierin nicht unsere Zeit? Und was ist es anders für ein Panier mit dem dieser Antichrist die Völker verlockt und verführt als — die Freiheit, aber nicht die wahre, sondern — die falsche Freiheit, für welche die Söldlinge des Antichrists sterben und gelten als Märtyrer für die Sache des Volks?

Angehängt hat der Herausgeber „Rückblicke auf die Geschichte des deutschen Volks" und „Betrachtungen über die Gegenwart und Zukunft Deutschlands". Was der Verf. hier sagt und ausspricht ist im Ganzen gutgemeint, kann Manchen über Manches aufklären und belehren, kann manche Irrthümer berichtigen helfen. So z. B. Das was er über die Nothwendigkeit einer festen Verbindung der Kirche mit dem Staate sagt, eine Verbindung die nur Solche nicht wollen können die es weder mit der Kirche noch mit dem Staate gutmeinen. Ferner was er über die Misverhältnisse der bürgerlichen und socialen Zustände bemerkt, namentlich aber was er für die Nothwendigkeit der sittlichen Freiheit des Volks ausspricht, indem er geradezu erklärt: „Ohne das Streben jedes Einzelnen nach sittlicher Freiheit ist es Thorheit die politische Freiheit Aller auf die Dauer gründen zu wollen." Aber freilich! Der Antichrist mit seiner trügerischen Larve und seinen verführischen Lockungen macht es den Leuten bequemer, und die Bequemlichkeit des frivolen Leichtsinns der unsere Zeit beherrscht arbeitet dem Antichrist gar trefflich in die Hände! 28.

---

## Notiz.

### Amerikanische Toleranz.

Davon erzählt Frau Houstoun in ihrem „Hesperos, or, travels in the West" (2 Bde., London 1850) folgendes Beispiel: „Die Ehe eines Weißen mit der Abkömmlingin eines Negers, wie entfernt auch der Grad sei, ist bekanntermaßen in den sklavenhaltenden Staaten ungesetzlich. Der Scharfsinn hat mehre Wege gefunden Das zu umgehen. Weil aber das Gelingen den Betreffenden nicht allein großer Verachtung aussetzt, sondern auch seiner bürgerlichen Rechte beraubt, werden sie selten gewählt. Ehe ein Weißer sich mit einer Farbigen gesetzlich verheirathen kann, muß er schwören daß er farbiges oder Neger-Blut in seinen Adern habe. Die Schwierigkeit für einen Weißen solchen Eid zu leisten besteht theils darin daß derselbe meist ganz falsch ist, theils in der traurigen Thatsache daß er durch das Anerkennen eines solchen Flecks auf seinem Schilde sich aus freien Stücken für immer von aller Gemeinschaft mit seinen Landsleuten ausschließt. Wie groß deshalb auch der natürliche Widerwille gegen einen derartigen Schritt sei, wurde er doch vor kurzem von einem jungen Amerikaner in Neuorleans gethan. Ein reicher Kaufmann und Zuckerpflanzer, jüdischer Abkunft wie ich glaube, hatte ein einziges Kind, eine Tochter, aber Quadroon (erzeugt von einem Weißen mit einer Mulattin), übrigens sehr schön und fein gebildet — mich in üblichster Weise auszudrücken. Die junge Dame war zuverlässig Erbin von ihres Vaters Schätzen; allein der Vater wollte weder sein Vermögen noch seine hübsche Quadroon einem Andern als einem Weißen und diesem nur in gesetzlicher Ehe geben. Trotz so mächtigen Magnets fand sich nur Ein Verwegener der um die Hand des Mädchens warb, und sich bereit erklärte den erfoderlichen Eid zu leisten. Um dabei nach Möglichkeit sein Gewissen zu beruhigen, ritzte er den Finger seiner schönen Braut, und träufelte den hervorquellenden Blutstropfen in eine sich vorher beigebrachte Wunde. Dann beschwur er furchtlos und mit offener Stirn daß Negerblut in seinen Adern fließe, worauf er die zur Verheirathung nöthige Erlaubniß erhielt. Allein nach solchem Bekenntnisse duldete es ihn nicht länger in Amerika. Also zog er mit seiner reichen und lieblichen Gattin nach dem in diesem Falle liberalern Europa, wo Reichthum überall Beachtung findet, und man es mit den Schattirungen der Farbe nicht so genau nimmt." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 84. — 8. April 1850.

## Kohl und sein Werk: „Aus meinen Hütten."

(Beschluß aus Nr. 83.)

Einmal scheint es uns von Bedeutung für das Gesammtbild das wir von dieser Autornatur und von der Eigenthümlichkeit des Werks selbst zu entwerfen versuchten: daß wir am Schluß die einzelnen Abhandlungen, Abschnitte oder wie sonst, aus denen jeder einzelne Band besteht, nach ihren Ueberschriften verzeichnen. Diese Zusammenstellung ist an sich sehr sprechend, weil sie schon im Rudiment das Nachallenseitenhinschweifen dieses interessanten, piquanten aber oberflächlichen und schrullenhaften Geistes bezeichnet.

Der erste Band enthält folgende Einzelabschnitte und aphoristische „Geständnisse und Träume": 1) „Ueber Selbstbeobachtung." 2) „Einsiedeleien." 3) „Eine Beigabe über die Stürme der Einsamkeit." 4) „Reisen." 5) „Ein Intermezzo über die Väter und Mütter der Dichter und über die Qualen der Berufswahl." 6) „Erfahrung." 7) „Eine Episode über kreisende Welt- und Menschenbeobachter." Das Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes bringt uns nachstehende Fragmente und Aphorismen: 1) „Dornenweg eines deutschen Autors." 2) „Die Autoren und die Armuth." 3) „Kunsttrieb." 4) „Verjüngung." 5) „Die petites misères eines schwachen Gedächtnisses." 6) „Ein Intermezzo über Studium und Genie." 7) „Das Misgeschick mannichfaltiger Anlagen." 8) „Eingestreute Miscellen." 9) „Klagen eines Thränenlosen." 10) „Vermischtes." 11) „Die Widersprüche in unserer Seele." Endlich der dritte Band bietet uns zehn Rubriken von überaus divergirender Tendenz: 1) „Abschweifung über den Ruhm der Schriftsteller und über ihre Leser." 2) „Phantasie." 3) „Eingeschobene Meditationen." 4) „Persönlichkeit und Wesen." 5) „Beigabe." 6) „Gewöhnung." 7) „Digression über Kritik und Kritiker." 8) „Von der Furcht vor den Menschen." 9) „Zeit und Tod." 10) „Die Autoren ihren vollendeten Arbeiten gegenüber."

Dies das vollständige Register all der Einzelsectionen die den Inhalt dieses Werks bilden. Vertiefen wir uns — und Dies ist das Zweite was wir schließlich bemerken wollten — mit sorgsam-gewissenhaftem Betrachten in die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Abschnitts, so finden wir überall dieselbe Manier, dieselbe Farbengebung, dieselbe hastige Oberflächlichkeit in den Wendungen, dieselbe minutiöse Anatomisirung einheitvoller bedeutsamer Objecte, dieselbe Selbstanklage ohne Reue, dieselbe Zersplitterung psychischer Wesenheiten, dasselbe leichtfertige Sichhinaussetzen über die unaufgelösten Widersprüche der menschlichen Erkenntniß, dasselbe Flattern vom Hundertsten ins Tausendste, dasselbe leichtsinnige Umtänzeln ewiger Probleme, denselben versteckten Hochmuth des schriftstellerischen Ichs, dieselbe Trostlosigkeit der Resultate und, um dem Endlosen ein Ende zu machen, denselben Frevel am Allerheiligsten der Selbstprüfung. Es sind lauter Negativen auf die uns diese „Beobachtung" zuletzt führt, und wären nur diese Negationen wirkliche Resultate des Denkens, so möchten wir uns dabei beruhigen; so aber entspringen sie nur dem Raisonnement eines unsteten Talents, welchem die Erfahrung selbst nie zur wahrhaften Lehre gereicht hat. Dieses Ergebniß gehört sicherlich zu den trostlosesten die ein Buch liefern, die eine anerkannte schriftstellerische Persönlichkeit uns bieten kann, und es bliebe sonach nur noch die Frage: was uns für solche innerste Mängel zu entschädigen vermag.

Wir finden diese Schadloshaltung — und Dies sei das Letzte was wir unserer möglichst allseitigen Beleuchtung einer immerhin auffallenden literarischen Erscheinung hier noch beifügen wollen — in der piquanten Eigenthümlichkeit der pittoresken Schilderung; in der seltenen Gewandtheit mit allem und jedwedem Gegenstand der Betrachtung nach seiner Weise umzuspringen und fertig zu werden; in der elastischen Unverwüstlichkeit sich mit seiner Feder nie werfen zu lassen; in der raffinirten Spitzfindigkeit beim Ausspüren aller möglichen Beziehungen, und endlich in der sich nie untreu werdenden Consequenz, womit man Alles fahren läßt, nur nicht das für alle geistigen Verluste tausendfachen Ersatz bietende wonnige Selbstgefühl: zum Schriftsteller geboren zu sein. Dies Alles zusammengenommen verleiht einem Werke einen überpiquanten Reiz das Alles eher ist als eine Selbstschau, und in welchem wahrhaft gemüthliche, wahre und tiefe Momente nur da hervor-

treten wo der Gegenstand von selbst in die Mosaikarbeit der unerschöpflichen Schilderung überfließt.

Aufrichtig ist diese Schriftweise, nur daß sich uns Dies aus Dem offenbart was bei ihr zwischen den Zeilen vorsichgeht. 40.

## Goethe's Beiträge zur „Iris".

Der bekannte Dichter Johann Georg Jacobi gab in Düsseldorf eine Zeitschrift „für Frauenzimmer" unter dem Titel „Iris" heraus; in der Vorrede sagt er: „Als ein Deutscher mit Deutschen zu reden ohne die Nachbarn deren Weisheit wir gebrauchen können zu verachten; unsern Müttern und Töchtern ohne sie von häuslichen Pflichten abzurufen Dasjenige mitzutheilen was ich selbst oder durch meine Freunde Nützliches oder Unterhaltendes weiß; Empfindungen der Natur zu wecken ohne der zur Mode gewordenen trägen Empfindsamkeit zu schmeicheln; nicht immer von Religion und Tugend zu sprechen, aber auch mich nicht zu schämen ihre Namen dahin zu setzen wo sie Kraft haben; das zarte Gefühl der Unschuld nicht zu beleidigen, jedoch vor den Spröden und Abergläubischen mich nimmer zu fürchten: diesen Regeln werd' ich getreu nachgehen, sollt' ich auch einen Theil des zu hoffenden Beifalls ihnen aufopfern." Beiträge gaben: Heinse*), der hierüber an Gleim nach Magdeburg schrieb (2. April 1774): „Ich habe mit Jacobi einen Vertrag wegen der «Iris» errichtet. Ehe ich ihn einging that ich noch einen Satz mich nach Ihrem Willen gänzlich von den Geschäften der «Iris» loszureißen. Am Nachmittag aber war ich bei besserer Laune und ging den Vertrag ein; ohngefähr wie ein Mädchen seine Jungfrauschaft verliert verlor ich meine Freiheit, Jacobi verwandelte mich erst in eine Dame, und dann war's ihm nicht mehr schwer mich zu überwinden." Gleim antwortete einige Zeit hierauf: „Sagte ich's nicht vorher, mein bester Freund, daß zu Düsseldorf es Ihnen an Büchern fehlen würde, daß Sie deshalb allein zu Halberstadt die «Iris» schreiben sollten? Denn leben wir nicht in Zeiten in welchen — ohne Bücher Nichts zu schreiben ist?" Und doch gab auch Gleim Gedichte, ferner Schlosser, der unglückliche Lenz, der Halberstädter Schmidt (Klamer), Karoline Rudolphi, Sophie Laroche, F. Müller (der Maler), Goethe und Andere; von den Beiträgen des Letztern, da v. d. Hagen im siebenten Band der „Germania" nur eine kurze Anzeige davon gegeben, wird dieser Aufsatz ausführlich handeln. Das erste Heft der „Iris" erschien im October 1774; der eigenthümliche Inhalt, sowie die Schreibart mancher Beiträge, besonders die des Herausgebers, veranlaßten den Verfasser der „Kindesmörderin", Heinrich Leopold Wagner, die neue Zeitschrift in dem „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" (Göttingen [?] 1775) zu begrüßen:

> Heysa! da kommt Miß Iris,
> Hat ein Gesichtchen zuckersüß,
> Nur sticht ihr schon ein Milchbart raus,
> Förcht, es wird wol gar noch ein Bub draus.
> Gewiß nicht lang noch vom Olymp, mein Liebelein?

Von der Anzeige des „Werther" (vermuthlich von Heinse und Jacobi) in der Zeitschrift heißt es in der Satire:

> Hatte das Herz ganz voll davon,
> Schwatzte von Wonneglut,
> Die kein St.-Preux fühlen thut,
> Und à la J*** viel Stunden lang
> Von Herz und Empfindung und Minnens Gesang.
> Wär' nicht die Furcht vorm Orang-Utang gewesen,
> Müßten wahrlich noch mehreres lesen.

Goethe wurde allgemein als Verfasser dieses Pasquills genannt, bis er die Autorschaft ernstlich ablehnte; daß er aber darum gewußt und das Feuer geschürt ist bekannt. Der Orang-Utang bezieht sich auf Nicolai; daß aber auch eine Satire „Orang-Utang, von einem vertrauten Freunde des Herrn G." (Goethe) gegen Nicolai, von der wir nur die Angabe in einem Briefe Nicolai's an Merck*) (28. Dec. 1775) kennen, existirt haben muß, hat Düntzer**) nicht bemerkt; in dem genannten Briefe wird auch „die Schleuder eines Hirtenknaben" von Jung (Stilling) erwähnt. Diese Satire erschien mit der Bezeichnung „Frankfurt am Main" 1775 gedruckt, wir werden hierüber vielleicht in einem eigenen Aufsatze berichten. Auch die Angabe in den „Studien" daß das erste Heft der „Iris" auf schönem weißen Papiere herauskam, gilt nur für die besondern Abdrücke, es erschienen zwei verschiedene, die gewöhnlichen haben graues und schlechtes Papier; v. d. Hagen hat seine Nachweise aus der feinen, wir der andern Ausgabe entnommen. Goethe war kurz vor dem Erscheinen der „Iris" in Düsseldorf gewesen, wie Dies ein Brief***) den er hier am 20. Juli 1774 an Jacobi's Gattin schrieb beweist; seine Beiträge sandte er größtentheils an den Bruder des Herausgebers, Fritz. Sie erschienen theils anonym, theils unter verschiedener Chiffre, und beginnen zu Anfang des folgenden Jahres; der erste im zweiten Bande des ersten Stücks, S. 46: „Lied, das ein selbst gemaltes Band begleitete" („Kleine Blumen, kleine Blätter"), D. Z. unterzeichnet, in den „Sämmtlichen Werken" (1840, I, 60): „Mit einem gemalten Band". Der Dichter sagt hiervon: „Entfernt von mir arbeitete Friederike für mich und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Gemalte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedichte voraus, da ich diesmal länger ausbleiben mußte." Pfeiffer gibt in dem „leidigen" „Sesenheimer Liederbuche" (S. 153) den Abdruck genau wie hier, und theilt die Varianten mit. Viehoff †) hat den ersten Druck nicht gekannt, überhaupt fehlen in den Erläuterungen nur zu oft die Angaben der Originaldrucke. S. 47—48: „Maifest" („Wie herrlich leuchtet"), mit P. bezeichnet, in den „Sämmtlichen Werken", I, 58 unter „Mailied". Das Liederbuch nennt auch die Varianten (Str. 6, V. 3): „Wie blickt" statt „Wie blinkt". S. 49 „Der neue Amadis", darunter die Chiffre N. („Sämmtliche Werke", I, 10—11) fehlt bei Viehoff; die Varianten sind: Str. 3, V. 4: „Drachen in den Bauch"; Str. 5, V. 1: „Und ihr Kuß war Himmelsbrod"; Str. 6, V. 3: „Ihr verräthrisch Fliehn?" Im dritten Stück (März) S. 99—132: „Erwin und Elmire, ein Schauspiel mit Gesang", ohne Bezeichnung, mit zwei Sangweisen. Das kleine liebliche Widmungsgedicht an „Lili" hat Boas wiederabdrucken lassen. Woher Viehoff die erste Ausgabe (des Einzeldrucks) „Erwin und Elmira" nennt, ist uns nicht vergönnt zu erfahren; mein Aufsatz in Nr. 316 d. Bl. f. 1848 weist die verschiedenen Ausgaben nach. Goethe ††) nahm dieses Singspiel mit nach Italien und arbeitete es um; er sagt: „Ich habe gesucht dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen, und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei. Die artigen Gesänge worauf sich Alles dreht, bleiben alle, wie natürlich." Die Arie: „Ein Schauspiel für Götter", dichtete er an demselben Abend wo er die „Freuden Werther's" empfing. Den 21. März (1775) schrieb er bereits an F. Jacobi: „Danke für alles Erwin-Geld." S. 144: „An Belinden" („Warum ziehst du mich

*) Körte, „Briefe zwischen Gleim, Heinse u. Johannes v. Müller", I, 162 u. 167.

*) Wagner, „Briefe an Merck", 1, 80.

**) Düntzer, „Studien zu Goethe's Werken", S. 224 fg.

***) „Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi."

†) Viehoff, „Goethe's Gedichte erläutert", I.

††) Riemer, „Mittheilungen über Goethe", II, 560; Noth, „F. H. Jacobi Briefwechsel".

unwiderstehlich") mit P. unterzeichnet, und einer Sangweise ebenfalls an „Lili" (Elisabeth Schönemann, die der Dichter im Winter 1774 kennen gelernt hatte) gerichtet, in den „Sämmtlichen Werken", I, 57. Goethe schickte dies Gedicht an Merck*), nicht im August, was hiernach zu berichtigen ist; in der dritten Strophe hatte die Handschrift: „Dein liebes Bild", hier steht Str. 3, V. 3: „Ahndungsvoll hatt' ich dein Bild empfunden", in den Werken (leipziger Ausgabe, 1790): „Hatte schon dein" u. s. w. Auch die Gräfin A. zu Stolberg**), die „treue Ungenannte", erhielt es schon am 13. Febr.; es stimmt hier genau mit dem Drucke in der „Iris" überein, aber noch nicht in Versen abgetheilt. Am 15. April sendet der Dichter abermals der Freundin ein „Liedchen" mit der Bemerkung: „Thun Sie doch einen Blick in den zweiten Band der «Iris», wenn Ihnen der aufstößt, es sind allerlei von mir darin." Das Lied hat der Briefwechsel nicht aufbewahrt, vielleicht auch eins das zur „Iris" gehörte? Vier Tage später dichtete Goethe das „Lied eines physiognomischen Zeichners" in Lavater's „Physiognomik" (I, 272) mit der Angabe „den 19. April 1775" abgedruckt. Dies Gedicht fehlt in den sämmtlichen Nachträgen, wir nennen es deshalb weil in „Briefe von Goethe an Lavater" (Leipzig 1836) es ohne Zeitangabe falsch eingereiht, nach dem ersten Briefe vom J. 1777 ist, auch hat der Originaldruck einige geringe Varianten. S. 145—147: „Neue Liebe, neues Leben" („Herz mein Herz, was soll das geben"), und gleich hinterher: „Mir schlug das Herz, geschwind zu Pferde", ohne Unterzeichnung, als ein Gedicht, jetzt getrennt in den „Sämmtlichen Werken", I, 55—57. Der zweite Theil erhielt die Ueberschrift „Willkommen und Abschied"; der erste: „Neue Liebe, neues Leben". Den ersten Theil hat Pfeiffer im Anhang des „Liederbuch", S. 153, genau nach dem Druck in der „Iris" gegeben. Die Varianten des ersten Theils sind Str. 3, V. 7: „Die Verwandlung ach! wie groß!" Dies Gedicht gehört wol nicht der sesenheimer Liebesperiode an? Im zweiten Stück des dritten Bandes, S. 109: „Rettung" („Mein Mädchen ward mir ungetreu") mit P. unterzeichnet, in den „Sämmtlichen Werken", I, 17; fehlt auch in Viehoff's Commentar. Str. 4, V. 2: „Ich seh', so ist's ein süßes Mädchen"; Str. 5, V. 2: „Auf ewig dank' ich dir mein Leben." Im vierten Band des zweiten Stücks (August) S. 101: „Mit einem goldenen Halskettchen überschickt" („Laß dir dies Blatt ein Kettchen bringen"), ebenfalls mit der Chiffre P., „Sämmtliche Werke", I, 60—61, nur ist das letzte Wort der Ueberschrift fortgelassen. Pfeiffer nahm es nicht in das „Liederbuch" auf, obgleich auch er „es in seiner Ursprünglichkeit vor sich hatte!" Er gibt S. 154 den letzten Vers wie hier. Boas setzt dies Gedicht in das Jahr 1771, Viehoff's Annahme 1774 ist wol die richtige? In den „Erläuterungen", I, 154, erscheint es ebenfalls in der „ursprünglichen Gestalt", d. h. wie in der „Iris"; der Herausgeber ist aber den Nachweis der Quelle schuldig geblieben. Die Varianten in Str. 3, V. 3: „Da winkt' ich dir wol selbst", ist übersehen worden. In dem letztgenannten Stück der „Iris", S. 105, ist das Gedicht „Der Thron der Liebe" aus der trefflichen pfälzischen Idylle „Die Schafschur", von dem Maler Müller, ohne Nennung des Verfassers mitgetheilt. Lenz' Nachruf an Goethe, S. 101, mit der Aufschrift: „Denkmal der Freundschaft:"

Auf eine Gegend bei Sto—g.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm er ohngefähr
Hier wo wir saßen wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?
L. an G.

Dies hatte v. d. Hagen „Lotte an Goethe" gedeutet, wie bereits berichtigt worden. Dies Gedicht*) war schon einmal wieder abgedruckt, aber mit Weglassung der Ueberschrift. Andere Beiträge von Lenz sind: Im ersten Stück des vierten Bandes, S. 49: „Freundin aus der Wolke" (Düntzer hat es neulich abdrucken lassen), ist aus Versehen hier mit C., in der feinen Ausgabe der „Iris" mit P. bezeichnet, wurde später darin verbessert unter B; ferner die „Sechs Gesänge", der „Fingal, ein alt Gedicht von Ossian", stehen vertheilt vom dritten Bande an bis zu Ende der Zeitschrift; und im ersten Stück des fünften Bandes, S. 524, das Gedicht „An Wieland". Der Herausgeber hatte von dem Verfasser auch eine Abschrift erhalten; stand schon vorher im „Deutschen Museum". Am Schluß des zweiten Stücks (Bd. 4) befindet sich das Gedicht von Goethe: „Den Männern zu zeigen" („Ach! ich war auch in diesem Falle"), mit P. unterzeichnet, wurde zuerst wiederabgedruckt in Bd. 48 der fünfundfunfzigbändigen Ausgabe. Im dritten Stück (September) mit derselben Chiffre, S. 175: „Im Herbst 1775" („Fetter grüne, du Laub!"), in den „Sämmtlichen Werken", I, 67, „Herbstgefühl", ohne Zeitangabe; wol noch in Strasburg gedichtet, in den Erläuterungen nach den „Sämmtlichen Werken" abgedruckt. V. 2: „Das Rebengelender"; V. 4: „Gedrängter quillet"; V. 5: „Zwillings-Beere!"; V. 6: „Schneller und glänzet voller." Der vierte Band, S. 176, enthält auch das Gedicht „An Liebchen" („Das letzte Roth am Himmel wich") ohne Unterzeichnung. Pfeiffer theilte es zuerst mit und darauf Boas und Viehoff, es ist aber nicht von Goethe, wie auch Düntzer**) bemerkt, sondern von Jacobi***), der 1809 seine in Zeitschriften zerstreute Gedichte sammelte und auch dies Gedicht darin aufnahm; Schlosser †) (1784) gab es schon als ein Gedicht von Jacobi. Gleim schrieb am 8. Nov. 1775 an Heinse: „Für das Lied «An Liebchen» gäbe ich meinem lieben Heinse gern eine Tochter seiner würdig, und 31,000 Thaler! Denken Sie, mein Bester, an Ihr: «Nächstens mehr!»" Heinse erwiderte das folgende Jahr an seinem Geburtstage: „Mein Vertrag mit Jacobi wegen der «Iris» ist aufgehoben worden, ich muß also einen neuen Plan ersinnen auf eine erträgliche Weise zu leben und sogleich ausführen." Und kurz darauf: „Von der «Iris» hingegen (er hatte den „Mercur" gelobt) verspreche ich mir Nichts. Ich habe nicht viel Lust und Liebe mehr darin zu arbeiten. Ich bin so nicht auf dem rechten Wege. Ein neues Ganzes, Gedicht oder Roman, so voll und jung aus der Seele, wie Goethe's liebe Laidion (?), ist besser Werk als Ruhm für mich aus zwölf Iris-Jahrgängen." ††) Der erste bis vierte Band der „Iris" war in Düsseldorf erschienen, der fünfte bis achte und letzte kam 1776 in Berlin heraus. Am Schlusse des ersten Stücks des siebenten Bandes, S. 560, befindet sich ohne Bezeichnung das Gedicht „Im Sommer" („Wie Feld und Au"), das unverändert in den ersten Band der „Sämmtlichen Werke", S. 64, überging. Auch hierüber hat Düntzer berichtigt und es nicht als ein Goethe'sches Gedicht anerkannt; es steht in der bereits angeführten Ausgabe der Werke von Jacobi, II, 805, mit der Ueberschrift „Der Sommertag", und die Vermuthung daß Jacobi es als Gegenstück zu dem obengenannten „Herbstgefühl" dichtete ist sehr wahrscheinlich.

W. v. Maltzahn.

---

## Bibliographie.

Birkl, F. X., Kurze Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

*) Wagner, „Briefe an Merck", I, 69.

**) „Goethe's Briefe an die Gräfin A. zu Stolberg", S. 35 u. 61.

*) Stöber, „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim", in der Vorrede.

**) „Archiv für das Studium der neuern Sprachen", II, 408.

***) J. G. Jacobi, „Sämmtliche Werke", II, [illegible].

†) Schlosser, „Auserlesene Lieder von J. G. Jacobi", S. 55.

††) „Briefwechsel", I, 223.

Briefe aus Italien und Frankreich [1848—1849] von einem Russen, Verfasser des „Vom andern Ufer." Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Clemens, R., Jesus von Nazareth, oder das Evangelium und die evangelische Geschichte im Geiste und Bewußtsein der Gegenwart. Zugleich zum ergänzenden Verständniß der beiden Schriften: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" und „Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu." Stuttgart, Scheible. 32. 11 Ngr.

Der wahrhaftige feurige Drache, oder Herrschaft über die himmlischen und höllischen Geister und über die Mächte der Erde und Luft. Mit dem Geheimniß, die Todten zum Sprechen zu bringen, die Anrufung Lucifers, Citirung der Geister; der Verträge mit den Geistern und der hierzu erforderlichen Tinte, der Herrschaft über den Zauberschlüssel ꝛc. — Nach einem in Frankreich aufgefundenen Manuscript von 1522. Nebst einem Postscriptum aus dem großen Buche von König Salomo, mit einigen köstlichen Recepten, gefunden bei Peter Michel, dem letzten Karthäuser zu Erfurt. Mit Holzschnitten. Weimar, Voigt. 12. 10 Ngr.

Kaiser, F., Ein Fürst. Charakterbild mit Gesang in drei Akten. Mit 1 allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

— — Männer-Schönheit. Original-Charakterbild mit Gesang in drei Akten. Mit 1 Titelkupfer. Ebendaselbst. 8. 15 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 6te verbesserte Auflage. Berlin, Dümmler. Gr. 16. 1 Thlr.

Lewald, Fanny, Liebesbriefe. Aus dem Leben eines Gefangenen. Roman. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Oertel, F. M., Das Jahr 1849. Vierter Nachtrag zu den genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Meissen, Klinkicht u. Sohn. Qu. Lex.-8. 6 Ngr.

Pachtler, G. M., Biographische Notizen über Se. Durchlaucht den hochseligen Prinzen Alexander zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Bischof von Sardica ꝛc. † den 14. Nov. 1849. Mit dem Bildnisse des Prinzen und einem Facsimile. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Putlitz, G. zu, Was sich der Wald erzählt. Ein Mährchenstrauß. Mit 1 Titelbilde. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 15 Ngr.

Raumer, F. v., Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 8 Ngr.

Rettberg, F. W., Religionsphilosophie. Aus seinem Nachlasse. Marburg, Elwert. Gr. 12. 20 Ngr.

Scribe, E., Der Prophet. Oper in fünf Akten, nach dem Französischen deutsch bearbeitet von L. Rellstab. Musik von Giacomo Meyerbeer. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. 10 Ngr.

Stimmen aus dem Morgenlande, oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten, oder noch ungedruckten Schriftstücken Morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von C. B. S. Peiper. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Unterrichter, F. Freih. v., Gesammelte poetische Werke. 2ter Band: Wilhelm Biener. Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Egen, der letzte Graf von Eppan. Ein historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr.

Wegele, F. X., Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 12 Ngr.

Wilkes, C., Das westliche Amerika nebst Californien und Oregon. Für Auswanderer und Freunde der Erdkunde und damit verwandter Wissenschaften in's Deutsche übertragen von P. E. Gottheil. Nebst 3, auf Grund der angestellten Untersuchungen entworfenen Karten. 1ste Lieferung. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 13 Ngr.

Winterfeld, C. v., Ueber den Einfluß der gegen das 16. Jahrhundert hin allgemeiner verbreiteten und wachsenden Kunde des klassischen Alterthums auf die Ausbildung der Tonkunst. Vortrag, gehalten in dem Verein für Kunde des Mittelalters am 22. Novbr. und 20. Decbr. 1849. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Zur Geschichte heiliger Tonkunst. Eine Reihe einzelner Abhandlungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Thlr.

---

## Tagesliteratur.

Arnim, A. H. v., Zur Politik der Epigonen in Preussen. Zwei Reden in der I. Kammer zu Berlin gehalten und nicht gehalten. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Asher, C. W., Die Handels-Politik in der Handels-Geschichte. Ein Vortrag gehalten am 26. Jan. 1850 im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Berlin. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Bemerkungen über J. B. Hirscher's Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart." Von einem katholischen Laien. Heidelberg, Rieger. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Bittermann, Brief an Hrn. Pastor Dulon. Bremen. Gr. 8. 2 Ngr.

Fliegende Blätter für deutsche Politik. Berlin, Trautwein. 8. 2 Ngr.

Bressler, Graf v., Die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Absolutismus. Ein Morgengruß. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 3 Ngr.

Bruchstücke aus des Höllen-Advokaten Hof-Theater-Prolog. Berlin, Schartmann. 8. 1½ Ngr.

Büchsel, Die innere Mission. Predigt über Luc. X, 23—37 und Apostel-Geschichte VIII, 26—40. gehalten am 13. Sonntag nach Trin. 1849. Berlin, Wohlgemuth. 1849. 8. 2 Ngr.

— — Die beiden Wege. Predigt über Matth. 7, V. 13 u. 14. gehalten am 23. post Trin. 1849. Ebendaselbst. 1849. 8. 2½ Ngr.

Bülow, H. Freih. v., Die Standesherren und die Grundrechte. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Handelsfreiheit in England und der Freihandel in Deutschland. Bremen, Heyse. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Mallet, F., Bremen und die Schulfrage. Ein Vortrag im patriotischen Verein am 18. Febr. gehalten. Bremen, Heyse. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Politische Charaktere in Oestreich. 1stes Heft. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Preußens erbliche Pairschaft hervorgerufen durch die Königliche Botschaft vom 7. Jan. 1850. Weimar, Hoffmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scheidtmann, G., Preußische Junker als Publizisten. Reactionaire Studien. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. Lex.-8. 5 Ngr.

Schrauth, Skizzen zur Reorganisation des bayerischen Medizinalwesens. Nürnberg, Stein. 8. 4 Ngr.

Tischer, A., Trauer- und Leichenrede am Grabe des hochwürdigsten Dignitariers, Domdecans Hrn. Dr. Carl Egger ꝛc. Gehalten am 3. Jan. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Triest, Das Parlament zu Erfurt. Soll der Entwurf vom 26. Mai 1849 sofort angenommen oder zuvor revidirt werden? Berlin, Schneider u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Vom braven Reitersmann. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 1½ Ngr.

Die kirchlichen Zustände der Gegenwart von Hirscher, besprochen mit Rücksichtnahme auf die kirchlichen Zustände der Schweiz, von einem Schüler Hirschers. Schaffhausen, Hurter. 1849. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 85. —— 9. April 1850.


Spiel und Liebe. Eine Novelle von Heinrich Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Im Jahre 1848 wäre diese Novelle eine unmögliche Erscheinung gewesen. Wer kümmerte sich damals um Spiel und Liebe, als höchstens ein Redner der Paulskirche der den Antrag stellte allem Spiel das Garaus zu machen, oder ein republikanischer Club in dem der Herwegh'sche Refrain widerhallte: „Wir haben lange genug geliebt! Wir wollen endlich hassen!" Wurde doch damals das Gold nicht mehr auf Schwarz oder Roth, sondern an Schwarz und Roth gesetzt, um an tricoloren Fahnen frei und froh im Triumphzuge zu flattern, statt wie bisher die verdeckten Schleichwege der Industrie und der Industrieritter aus einem dunkeln Kasten in den andern zu wandern. Und hatten doch damals alle Freiersgedanken sich in Freiheitsgedanken verwandelt, dergestalt daß man sich höchlichst verwunderte wenn man einmal in den Zeitungen auch eine Verlobungs- oder Verbindungsanzeige fand, und es nicht begriff daß sich noch Leute mit dergleichen Lappalien wie Lieben und Heirathen abgeben könnten. War doch damals das ganze Leben zum Spiel, die ganze Welt zum Spielhause geworden, wo nicht blos um Kronenthaler, sondern um Kronen, nicht blos um Louisdor und Ludwige von Gold, sondern um solche von Fleisch und Bein gespielt wurde: — wen konnte es da noch interessiren sein Glück in der köthenschen Hölle oder in dem hamburgischen Himmel zu versuchen? Und sollte doch damals die ganze Zeit zur Hochzeit werden, und feierte man doch schon einen allgemeinen europäischen Polterabend, wo ganze Nationen sich zärtlich umarmten, und Fürsten und Völker wie Bräutigam und Braut sich ewige Treue schworen — was kümmerte man sich da noch um eine oder die andere Specialliebschaft die zwischen Eduard und Kunigunden stattfand, oder in Folge welcher sich Hans und Grete heiratheten. Anno 1848 also wäre die vorliegende Novelle eine pure Unmöglichkeit gewesen! Aber 1849! Was hat dieses Philadelphiajahr mit seinen Taschenspielerkunststückchen nicht Alles möglich gemacht! Die deutsche Freiheit sitzt in den Kasematten und muß Wolle spinnen; aus der deutschen Einheit ist eine deutsche Keinheit geworden; die breiteste demokratische Grundlage hat sich in ein schmalconstitutionnelles Schwenkseil verwandelt, auf dem sich die Diplomatie zu allgemeiner Bewunderung in behäbigster Weise schaukelt; die äußerste Rechte ist, obschon sie immer rechter wurde, nach und nach die äußerste Linke geworden; die Minister der rettenden Thaten kommen in Gefahr als Demagogen und Landesverräther das Portefeuille abgeben zu müssen: kurz, lauter Dinge geschehen und sind geschehen die 1848 für platterdings unmöglich galten, und Schatten kehren aus ihren Gräbern zurück von denen man bereits auf Nimmerwiedersehen Abschied genommen hatte. Was Wunder wenn sich da auch die alten Spiele und die alte Liebe wiedereinfinden, und die schon der Verödung anheimfallenden Bäder wieder in Flor kommen, die ja schon seit lange die Sommerresidenzen der Venus wie der Fortuna gewesen sind; und was Wunder wenn auch die Sänger und Poeten, die ja einmal ohne Glück und Liebe nicht leben können, und denen in den Sprudeln unserer Gesundbrunnen noch die einzigen Hippokrenen für ihre Begeisterung übriggeblieben sind, daselbst wiedereintreffen und gehörige Füllung nehmen um sie nach allen Weltgegenden versenden zu können. So darf es uns denn auch bei Heinrich Koenig nicht befremden daß er dahin seine Zuflucht genommen, und aus solcher Quelle seinen neuesten Labetrunk für die deutsche Lesewelt geschöpft hat. Freilich hätte man es von ihm am wenigsten erwarten sollen! Man hätte denken sollen wer 1847 in den „Clubisten von Mainz" den Feuerwein der Französischen Revolution credenzt könne es nicht über das Herz bringen 1849 der deutschen Reaction mit einem Glase Wasser aufzuwarten. Indeß, denkt man der Sache genauer nach, so muß man es ganz erklärlich finden. Was hat denn dem deutschen Volke jener Feuertrank geholfen? Hat es verstanden ihn der Vorschrift des Dichters gemäß zu genießen, und ihn geläutert und geklärt sich dauernd zueigenzumachen? Hat es sich an dem von der Geschichte ihm gebotenen Achtundvierziger nicht gerade ebenso einen zwar schönen und prophetischen, aber rasch verfliegenden Rausch der Begeisterung getrunken wie die mainzer Clubisten am Zweiundneunziger? Und liegt es nicht jetzt in Folge Dessen an demselben politischen Katzenjammer danieder wie 1793 das prussificirte

Mainz? Bewährt es also nicht abermals die bitter-scherzhafte Bemerkung Lennig's in den „Clubisten": daß die um- und umgestürzte Welt immer wieder ins Alte zurückfalle, und daß das Leben wie ein aus Hollundermark und Blei zusammengesetztes Hanselmännchen sei, das, man möge es werfen und stellen wie man wolle, immer auf sein altes Blei zu stehen komme, und dessen Hollunderköpfchen immer obenauf wackele? Hat er also nicht Recht dem Volke zu bieten was ihm zukommt, und ihm zur völligen Restauration nach glücklich ausgeschlafenem Rausch eine Brunnencur zu verordnen, abkühlend und vornehmernüchternd, dabei ausgeschmückt mit etwas Spiel für die Herren und etwas Liebe für die Damen? Soll doch der Dichter stets mit dem Volke gehen! Was aber ist jetzt das Volk? Doch wohl uns, Die welche vertreten werden. Werden ihm aber diese nicht wirklich lieber in die Alleen von Friedrichsbrunn folgen als in den mainzer Club oder nach dem mainzer Fischerstechen? Welch ein verführisches Bild weiß er uns sogleich im Eingange von demselben zu skizziren:

Die langen Alleen wimmelten von Menschen; Omnibus und Equipagen fuhren ab und zu; von weitem, durch einen kleinen Wald, hörte man die satanische Pfeife des Dampfers, der auf vorüberziehender Eisenbahn noch Hunderte von Menschen aus der benachbarten Handelsstadt heranbrachte. Laute, lachende Begrüßungen wurden ausgetauscht. Dem Arcadenbau und der Wirthschaft gegenüber drängte man sich um die angenehmsten Tische im Schatten der Kastanien, die Kellner sprangen ab und zu. Im Hintergrunde, auf einem Hügel, spielte unter einem gußeisernen Zelt ein volles Orchester und lockte die Bewohner des Arcadenbaus an die Fenster. Da zeigten sich denn auch fremde und befremdende Gestalten. Ein tropisches Paar, von einem Mohren bedient, von Papagaien umschrien, erscheinen auf einem der Altane, Kindern und Landleuten zum Gaffen.

Was kann ein Herz das nach dem Tempo von 1849 schlägt mehr verlangen? Und doch ist hier noch nicht einmal des sonnenähnlichen Mittelpunkts, des bewegenden Schwungrads gedacht dem dieses ganze Leben sein Dasein verdankt, welches keineswegs, wie ein kleinstädtischer Procurator meint, in dem vom Dampf getriebenen Spinnrade der nahen Fabrik, einem senkrechten, wuchtigen Metallrade mit unzähligen von hundert und hundert Menschenhänden bedienten Rädchen und Walzen, Spindeln und Spulen, besteht, sondern vielmehr, wie ihn ein allzu ernster Fremder belehrt, in dem horizontalen, leichtfertigen Rädchen hinter der vom Menschengedränge durchwogten verfluchten Glasthür, und jener kleiner hüpfenden Kugel, die dem Rädchen entgegen in eins seiner abwechselnd roth und schwarz bezifferten Felgengrübchen tänzelt. Und noch fehlt jenem Bilde auch seine zweite Sonne, noch dazu eine Doppelsonne in Gestalt zweier junger Damen, die eben jetzt, von der Melodie des Champagnerliedes, vielleicht auch von dem einfallenden Posthorn eines anfahrenden Reisewagens gelockt, zwischen blühenden Oleandern auf dem Eckaltane des Arcadenbaus erscheinen, und sofort alle Lorgnetten und Zungen der unten promenirenden jungen Herren in Bewegung setzen nicht allein durch ihre Schönheit und einfach-vornehme Haltung, sondern mehr noch durch das räthselhafte Dunkel das über ihrer Herkunft schwebt, und welches durch den Contrast ihres prosaischen Namens „Müller" nicht geschwächt, sondern noch gesteigert wird. Natürlich darf nun auch der Oedipus nicht ausbleiben, der dazu ausersehen ist dieses Räthsel zu lösen, und wir brauchen nicht lange auf ihn zu warten, denn schon sprengt gestreckten Trabes und mit einem Bedienten im Gefolge Baron Adrian, ein schöner Mann in nachlässiger Sommertracht, heran, ein tiefer Dreißiger von hoher, edler Gestalt und stolzer Miene, der die vertraulichen Grüße der Umstehenden mit ziemlich angreifender Freundlichkeit erwidert, und ihnen dadurch zu verstehen gibt daß sein Prinz-Heinrichs-Leben vorüber sei, und daß er die Falstaffe und Poinse und Bardolfe wie Staub von den Sohlen abzuschütteln gedenke. Gesellt sich zu diesem aufstrebenden Liebesritter noch ein herabgekommener Glücksritter, der exministerielle Vater jener beiden Müllerinnen, ferner ein höchst jovialer und leutseliger, sogar über das Vorurtheil einer Mesalliance erhabener Fürst Paul, der mit dem Baron im Spiel der Liebe unseligerweise auf eine und dieselbe Karte setzt, ferner ein humoristischer, künstlerisch-nonchalanter Musikdirector, der gleichfalls so dreist ist auf dieselbe Karte einen Angriff zu wagen, ferner ein intriguanter, vorwitziger, schalkischer Wirthssohn u. s. w.: so haben wir hier eine Badegesellschaft beisammen wie sie sich der Geschmack der haute-volée, die in Bädern und Badegeschichten Erholung sucht, nicht nobler und interessanter wünschen kann. Wir glauben daher daß das Interesse welches diese Gesellschaft für sich in Anspruch nimmt kein geringes sein wird, und daß Manche die Koenig seiner frühern Sünden wegen schon als verlorenen Sohn betrachtet hatten ihn jetzt mit Freude wiederaufnehmen werden. Freilich kann er sein früheres Wesen noch nicht ganz verleugnen, und der alte Adam lukt auch hier von Zeit zu Zeit schalkhaft aus der neuen Tournure hervor. Hat er doch sogar die heutzutage fast unverzeihliche Tollkühnheit von einem souverainen Fürsten und seinem gewesenen Kriegsminister einige sehr unangenehme Scandalosa aufzudecken, wie z. B. in einem vertrauten Gespräche des Exministers mit dem alten Procurator Hauswalt zutagekommen, der dem in Ungnade Gefallenen die letzte richterliche und vom Fürsten nicht behinderte Entscheidung bringt: daß die Ueberschreitungen des Königsbudgets mit dem Vermögen des Ministers zu deuten seien. In diesem Gespräche, als ihn der Procurator auf die Gnade des Herzogs vertröstet, rief der General aus:

Wiedererlangen? Ich bin ein verlorener, ein eingestrichener Einsatz im Spiel unsers Herzogs mit der Landesverfassung. Ich dächte doch Sie kenneten, wenn auch nicht so genau wie ich, diesen bornirten, eigenwilligen, ja boshaften Fürsten. Ich kenne jede zuckende Ader, jede nichtswürdige Regung seines Herzens, das nur von Willkür und Habsucht schlägt. Ich war nicht blos sein Kriegsminister im Geschäft, ich war sein Vertrauter in der Familie. Haben Sie Dies vergessen? Verflucht daß ich es war!

So der Minister über seinen Fürsten. Und wie der

Procurator? Hören wir den Dichter noch ein wenig weitererzählen. Er fährt fort:

Hauswalt hatte es nicht vergessen. Sein Mund bebte, sein Auge zürnte bei dieser Erinnerung an den heillosen Zustand seines kleinen Vaterlandes. In den welken Zügen des Alten regte sich Etwas von den Vorwürfen, die er aus residenzlichem Respecte oder vielleicht aus advocatischer Vorsicht unterdrückte. Ja doch! dachte er mit verstohlenem Blick auf den General. Jetzt treffen dich die Folgen jenes dienstbaren Ehrgeizes, den man in einem kleinen, von einem kleinlichen Fürsten regierten Staate durch Ergebenheit an fürstliches, eigenwilliges Interesse auf Kosten des öffentlichen Wohls befriedigt. Jetzt bringt das Bewußtsein deiner Mitschuld dich um den Muth ein Unglück männlich zu tragen, und dein Stolz knickt zusammen, der sich nur an fürstlicher Gunst emporstrecken konnte, und sich nicht an edler Selbstbestimmung aufrechtzuhalten vermag! Der General, der Etwas von diesen stummen Vorwürfen aus den bewegten Zügen des Alten herauslesen mochte, fuhr ihn finster mit den herrischen Worten an: „Was schneiden Sie für vertracte Gesichter, Hauswalt? Was denken Sie eben? Ist Das in Ihrem Gesicht auch so ein — Endurtheil? Sitzen in Ihrem grauen Kopfe auch so schlechte Richter wie in unserm Oberappellationshofe? So feile servile Gesellen? Ihr Bruder wenigstens sitzt auch darunter." Erblaßt und bebend versetzte Hauswalt: „Herr General, — Nichts für ungut! aber mein Bruder saß schon in jenem Gericht, mehr oder weniger, ehe Sie Kriegsminister wurden und mit den andern Ministern jenes oberste Gericht mit ministeriellen Subjecten besetzen, verderben, demoralisiren halfen. Wissen Sie Das? Vielleicht hatte der Kriegsminister auch am ehesten Recht und Gerechtigkeit zu fürchten — mehr oder weniger. Wenigstens ist derselbe zuerst zur Anklage bei jenem Gerichte gekommen. Verzeihung, mein Herr General! Aber Sie haben mich auch in meinem Bruder unverdient und schwer gekränkt. Bedenken Sie Das — mehr oder weniger! Sie haben ihn einen schlechten Richter genannt: wissen Sie denn aber wie gerade er abgestimmt hat? Und — ja, es sind viel schlechte Richter darunter; denn man würde Sie sogar losgesprochen haben, wenn der Herzog Ihnen noch günstig gewesen und ihm mit Ihrer Verurtheilung kein Gefallen geschehen wäre, nachdem Ihre Tochter seine Liebesanträge —"

Hauswalt sprach in Rücksicht auf die anwesende Tochter seinen Satz nicht zu Ende, und der Leser weiß auch nun genug um zu erkennen mit was für einem Fürsten, mit was für einem Minister er es hier zu thun hat. Allerdings lüftet hier der Verf. in eben nicht sehr delicater Weise die Gardinen der Hof- und Staatsmaschinerie, und er wird hiermit bei mancher treuen Seele Anstoß erregen. Indessen er hält sich doch damit immer in guter Gesellschaft, es kommt Dergleichen nur in vertrauten, esoterischen Cirkeln zur Sprache, wo man ähnliche Scandalosa schon seit lange gewohnt ist, und sie am Ende sehr natürlich, ja echt-fürstlich findet — denn wozu Fürst sein, wenn er sich durch eine alberne papierene Verfassung gebunden halten und den Gelüsten seiner Herzkammern nicht mehr Gehör schenken soll als den Beschlüssen seiner Ständekammern? Im Grunde also ist doch die Sache so schlimm nicht. Man wird in diesen und ähnlichen Elementen nur einige bittere und scharfe Beimischungen erblicken, durch welche die Süßigkeit des Ganzen einen piquanten Beigeschmack erhält, und das nur für eximirte Gaumen berechnete Gericht mit um so größerer Genugthuung genießen. Wir dürfen daher dieses Gericht Allen die auf solchen Gaumen Anspruch machen auf das angelegentlichste empfehlen, und ihnen nochmals die Versicherung geben daß sie von den alten Sünden Koenig's wenig darin finden werden. Sollten aber Einige sein denen die alten Sünden unsers Verf. als Tugenden erschienen sind, diese mögen ihm um die einstweilige Zurückstellung derselben nicht allzu böse werden, sondern bedenken daß das Ganze ein Product von 1849 ist, und daß der Autor desselben in demselben vielleicht nur eine Charakteristik desselben hat liefern wollen mit dem zwischen den Zeilen zu lesenden Motto: „An seinen Früchten sollt ihr es erkennen!" 47.

---

## Giuseppe Mezzofanti.

Im Palazzo Imperiali am Abhange des Quirinals starb im März verflossenen Jahres ein Mann in welchem das Weltbürgerthum nach den mannichfaltigsten Richtungen hin in einer Weise vertreten war wie in keinem andern der lebenden Zeitgenossen: ich meine den Cardinal Mezzofanti. Von dieser ausgezeichneten Persönlichkeit eine gediegene Biographie aus gewandter Feder zu erhalten, wäre ebenso wünschenswerth gewesen als es bei der ausgebreiteten Bekanntschaft und hohen Achtung die der Verstorbene genoß nicht schwer war. Doch die Ungunst der Gegenwart, welche nur Weltgeschichte schreiben zu wollen scheint, hatte bisher das Interesse für den Einzelnen indifferencirt, bis endlich der Advocat Gaetano Stolz einen Lebensabriß in großen Zügen bekanntmachte. Freilich ist er überaus lückenhaft. Ich selbst, der mit Mezzofanti nur während eines Zeitraums von zwei Jahren, aber damals doch fast täglich, in der Vaticanischen Bibliothek zu thun hatte, kann und will ihn nachstehend ergänzen. Doch gibt uns Stolz überall Authentisches aus langem, vertrautem Umgang mit dem Cardinal, aus Mittheilungen seiner Verwandten, seines Laudators Don G. Marcelli, und aus den hinterlassenen Papieren.

Giuseppe Mezzofanti war ein Sohn Francesco's und der Gesualda Dall'Olmo, geboren 1776 zu Bologna. Den ersten Jugendunterricht erhielt er von Don Filippo Ciccotti, dem Philippiner P. Respighi; später frequentirte er die Scuole pie. Schon damals setzte er Mitschüler und Lehrer durch leichtes Auffassen, treffliches Gedächtniß und unermüdlichen Fleiß in Erstaunen. Sein Vater bestimmte ihn indessen zum Tischler, da für die literarische Carrière die Mittel nicht ausreichten. Mr. Haase, ein in Bologna zeitweilig lebender Geistlicher der anglicanischen Kirche, entdeckte durch einen Zufall das Talent an der Hobelbank, und verpflanzte es sogleich mit Wohlthätersinn in einen fruchtbringendern Boden. Er bezahlte die besten Lehrer Bolognas mit englischer Freigebigkeit für Mezzofanti's Bildung, zu der er durch persönliche Theilnahme ebenfalls entschieden beitrug. Bereits im Alter von 15 Jahren hatte der Zögling die philosophischen Schulstudien abgethan, und redete einige fremde Sprachen mit Geschick. Griechisch lernte er von Emmanuello Aponte.

Ein natürlicher Hang zur Theomystik führte ihn auf die Wege des Sacerdotiums: im J. 1797 celebrirte er die erste Messe. Von jetzt an lebte er neben der geistlichen Seelsorge mit einer fast beispiellosen Beharrlichkeit ausschließlich den Studien. Nicht allein in der Theologie, auch in der Philosophie, Geschichte, Geographie, Botanik, Jurisprudenz, in der Poetik erwarb er die Meisterschaft, wobei er vor Allem durch eine seltene Präsenz des Wissens Jedermann in Staunen setzte. Die Universität Bologna machte ihn deshalb, wie er mir einst mit sichtlichem Wohlbehagen und vieler Genugthuung selbst erzählte, zum Professor in allen vier Facultäten. Indessen hat es Män-

ner von tieferm und umfangreicherm literarischen Wissen gegeben. Mezzofanti's in seiner Art einziges Talent hingegen zeigte sich in der Erlernung der todten und lebenden Sprachen. Er redete und verstand der Idiome soviele daß man von ihm wie von keinem Andern sagen kann: er war ein Mann aller Zeiten, aller Völker, der ganzen Erde. Nach den genauesten Berichten sprach er am Ende seines Lebens folgende 58 Idiome: Aethiopisch, Albanesisch, Amarisch, Angolanisch, Arabisch, Aramäisch, Alt- und Neuarmenisch, Bulgarisch, Catalonisch, Celtisch, Chaldäisch, Chinesisch, Cilesisch, Curacaisch, Dänisch, Deutsch, Englisch, Französisch, Georginisch, Alt- und Neugriechisch, Hebräisch, Holländisch, Illyrisch, Indisch, Irisch, Italienisch, Koptisch, Kurdisch, Lateinisch, Lettisch, Malesisch, Maltesisch, Mongolisch, Norwegisch, Peguanisch, Persisch, Polnisch, Portugiesisch, Rabbinisch, Rhätisch, Russisch, Samaritanisch, Sanskrit, Sardisch, Schottisch, Schwedisch, Schweizerisch, Singalesisch, Spanisch, Syrisch, Tamulisch, Tatarisch, Türkisch, Ungarisch, Walachisch, und endlich die Zigeunersprache.

Bedenkt man hierbei daß er außerdem der meisten Provinzialdialekte der europäischen Hauptsprachen mit der größten Feinheit und Nuancirung des Organs vollkommen mächtig war, so wird diese linguistische Thatsache noch außerordentlicher. Der Astronom von Zach redete mit Mezzofanti, der gleichzeitig ein englisches Gespräch mit Capitain Smith, ein russisches und polnisches mit dem Fürsten Wolkonsky anknüpfte, Ungarisch, Sächsisch, Oestreichisch, Schwäbisch, Walachisch. „Ich kam", sagte er, „ein Wunder am Himmel zu betrachten, und sehe heute ein zweites neben mir auf Erden in dem Abbate Mezzofanti." Lord Byron versicherte: er sei ein Sprachenwunder, ein Briareus in der Mittheilung, eine wandelnde Polyglotte, die zur Zeit des babylonischen Thurmbaus als Universal-Dolmetscher hätte leben müssen, ein wahres Wunder, und ohne Prätension. „Ich habe ihn in allen Sprachen, selbst in denen bei dem Puls gefühlt worin ich nur fluchen oder schwören konnte, und zum Henker! er verwirrte mich in meinem eigenen Englisch."

Gregor XVI., der lebenslustige Pontifex, ließ eines Tags sämmtliche Alumnen der Propaganda Fide aus den verschiedensten Völkern der bewohnten Erde nach dem vaticanischen Garten bescheiden, und sie hier und dort im Gebüsch verstecken, während er selbst mit Mezzofanti spazierenging. Plötzlich trat einer nach dem andern vor, und redete den Cardinal in seiner Mundart an. Alle wurden mit humoristischen, witzigen Antworten im nämlichen Idiom abgefertigt.

Nach seiner Promotion zum Cardinal beglückwünschten ihn 43 dieser Zöglinge, jeder in einer andern Zunge. Er dankte allen in der eigenen Nationalsprache.

Bei seiner Durchreise durch Bologna 1819 ließ ihn Kaiser Franz I. rufen. Er konnte seine Verwunderung nicht stark genug ausdrücken als er ihn mit den Hofleuten aus den verschiedensten Völkerschaften des Kaiserthums die familiairsten Unterhaltungen anknüpfen hörte. Nikolaus I. besuchte ihn in Rom, und klatschte den lautesten Beifall als er „echtnationales Russisch" aus dem fremden Munde vernahm. Albumsblätter, die er mit Versen und Prosa beschrieb, finden sich in allen Zonen zerstreut.

In seiner Bibliothek fanden sich 140 theils äußerst seltene Wörterbücher und ebenso viele Grammatiken, manche fliegende Blätter mit grammatischen Bemerkungen. Verschiedene Manuscripte liegen bei Verwandten; darunter die leider nicht ganz beendigte Commentirung eines interessanten mexicanischen Codex. Die Nichte des Cardinals, Anna Minarelli, bewahrt beide.

Doch welcher Methode folgte Mezzofanti bei Erlernung so vieler verschiedenen Sprachen? Advocat Stolz will aus vertrauten Gesprächen über diesen Punkt wissen daß sie eine reincomparative, also die Parallelisirung der Stämme mit den Zweigen war. Indessen reicht diese Bemerkung zur Erklärung des Phänomens in seiner ganzen Außerordentlichkeit nicht aus. „Aber, Monsignore", sagte ich ihm einst als er um zu plaudern sich an meinen Arbeitstisch stellte, „wie in aller Welt haben Sie es angefangen so viele Sprachen so correct, so gründlich zu lernen?" Da gab er mir diese merkwürdige Antwort: „Ich lernte mit dem Ohr." Er konnte im fremden Dialekt überaus artig und witzig sein. Ich hörte daß er den Professor Kramer in Berlin fragte, ob er mit Johann Andreas oder Karl Gottlob Kramer verwandtschaftlich zusammenhänge. Als es verneint wurde, da fuhr er fort: „Sie haben viele bedeutende Kramer in Ihrer Literatur; aber der größte Kramer sind doch Sie." Unser Landsmann hielt nämlich in jenem Augenblicke bei 24 griechische und lateinische Handschriften des Strabo auf seinem Arbeitstische aufgethürmt, um vor der Abreise noch diese und jene Stelle des Textes zu collationniren, und hatte allerdings früher und damals viel damit gekramt. „Kennen Sie", fragte er mich eines Tags, „Korais' neugriechische Uebersetzung dieser und jener Epoche der Becker'schen Weltgeschichte? Sie ist oft ungenau. «Als Herzog Alba Brüssel belagerte, feuerten die Spanier einst einen ganzen Tag.» Wie glauben Sie daß er «feuerten» übersetzte? durch — ἑορτάζειν!"

An der bologneser Universität war Mezzofanti Professor der griechischen und orientalischen Sprachen. Er verlor dies Amt als er der französischen Regierung den Eid der Treue verweigerte. Napoleon hatte eben keine hohe Meinung von ihm. Als ihm sein Bruder Lucian mit Staunen erzählte der Abbate Mezzofanti in Bologna rede 30 Sprachen, erhielt er die kalte Antwort: „Il a le talent de trente enfants." Nach Pozzetti's Tode erhielt er die Präfectur der bologneser Bibliothek, die er später aus eigenen Mitteln bereicherte. Pius VII. ließ ihm durch Consalvi wiederholt das Secretariat der Propaganda vergebens anbieten. Vertraute Freunde versichern er habe die Luft der römischen Politik gescheut wie die Pest. Kaiser Franz I., auch der Großherzog von Toscana wollten ihn durchaus an ihre Höfe ziehen: allein er schlug ein über das andere mal aus. Cardinal Cappellari (nachher Gregor XVI.) bediente sich als Secretair der Propaganda häufig seines Raths und seiner Kenntnisse. Seine Dienste zu lohnen übersandte er ihm einst einen Wechsel auf eine bedeutende Summe. Doch der Wechsel kam von Bologna mit der Bitte zurück: das Geld für die Missionen zu verwenden. Kaum hatte indessen Cappellari den Stuhl Petri bestiegen als er nach Mezzofanti fragte. Dieser kam mit einer Deputation aus Bologna ihn zu beglückwünschen. Im October 1831 erschien er noch einmal in Angelegenheiten seiner Vaterstadt in Rom, wo ihn dann ein ausdrücklicher Befehl des Papstes wider Willen festhielt. Im nächsten Jahr ernannte ihn Gregor XVI. zum ersten Custos der Vaticana. Nie ist dies großartige Institut seit seiner Gründung so human, so liberal verwaltet worden als unter seiner Direction. Im Consistorio vom 12. Febr. 1838 bekleidete ihn der Papst mit dem Purpur. In Folge dessen bekam er fast an allen Verwaltungszweigen der geistlichen und weltlichen Curie einen entschiedenen Antheil. Die Flucht Pius' IX. und die darauf über Rom gekommenen politischen Wechselfälle wurden für ihn Ursache tiefer Erschütterungen. Er starb an einer Brustentzündung am 15. März vorigen Jahres. Ohne allen Pomp wurde er am folgenden Tage nach seiner Titularkirche Sant' Onofrio auf dem Janiculus gebracht, und unsern Tasso's Grabe beigesetzt.

Es ist nicht genug zu bedauern daß inmitten der vorjährigen republikanischen Agitation kein römischer Arzt daran dachte von Mezzofanti's Schädel einen Abdruck zu nehmen. Die Phrenologie ist dadurch um ein räthselhaftes Naturmonument gekommen, dessen Entzifferung in jener Wissenschaft hätte Epoche machen müssen. 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 86. —— 10. April 1850.

## Das Mesnewi von Dschelaleddin Rumi.

Während Thomas von Aquino seine Syllogismen zusammenflocht um seine Gegner in ihren Netzen zu verwickeln, dachte er nicht daran, daß ein weit größeres Genie als er eine weit edlere Philosophie im Osten lehrte, und seine Lehren nicht auf täuschende Sophismen, sondern auf die ewigen Gesetze des Universums, wie sie in dem Menschenherzen ruhen, baute. Dieser unbekannte Zeitgenosse war Dschelaleddin von Balkh in Khorasan, ein Schriftsteller in dessen Werk es wol verlohnt einige Blicke zu werfen, da es auf allen Seiten eine reiche Ernte darbietet.

Sowie die Lebenssonne für Dschelaleddin unterging, ging sie für Dante auf, und dieser Zufall ist nicht bedeutungslos. Dschelaleddin war der letzte große Denker Asiens, der unmittelbare Abkömmling jener alten Brahminen, die in den frühesten Jahrhunderten so tief forschten, ehe Alexander's Einmarsch der Geschichte einen schmalen Fußpfad in die unbekannten Gegenden Hindostans bahnte. Die Morgenröthe europäischer Civilisation brach an, während über Asien Dämmerung verbreitet lag, und Dante's Stimme erweckte wie der Ruf des Derwisch vom Minaret herab das schlummernde Gesumm von Gedanken und Leben unter den Nationen, das wie wir hoffen immer lauter und lauter durch den ganzen begebenheitsreichen Tag Europas tönen soll.

Von unsers Helden Leben ist wenig bekannt, und das Wenige, wie es in der orientalischen Biographik immer der Fall ist, unbestimmt und ungewiß. Die Sage geht: daß als er noch jung gewesen sein Vater durch die Tyrannei des Sultans, der dort seinen Hof hielt, aus seinem Geburtsorte Balkh vertrieben worden sei, und daß dieser dann mit seinem Sohn durch viele Länder gewandert, wo Dschelaleddin unstreitig jenen scharfen Blick in das Leben sich angeeignet, den wir in einigen seiner Erzählungen vorfinden, und von seinen stillen geistigen Gewohnheiten kaum hätten erwarten können. So sagt man daß Vater und Sohn auf ihrem Wege durch Nishapur den berühmten Dichter Ferideddin Attar besucht hätten, und gedenkt noch dessen prophetischen Ausrufs als er seines jungen Besuchers gedankenvolles Antlitz gesehen. Eine andere interessante Anekdote erzählt man von seinen spätern Jahren als er in Zurückgezogenheit zu Koniah lebte: daß obgleich er allgemein für den weisesten Mann seiner Zeit gehalten worden, er doch stets den Vorlesungen seiner Freunde über Physik und Moral beigewohnt, und mit aller Hingebung eines jungen Schülers auf ihre Lehren gehört habe.

Dschelaleddin's Werk läßt gleich in seinem Anfange dem Leser etwas von andern orientalischen Büchern Verschiedenes erwarten. Andere Schriftsteller wählen die hochsprechendsten Titel für ihre Arbeiten, und „Der Rosengarten" wie „Die goldenen Ketten" sind prosaisch im Vergleich mit vielen derselben. So wird ein armseliges biographisches Wörterbuch von Dichtern „Tempel der Feuerarbeiter" genannt, und ein Lexikon führt den Namen der „Sieben Oceane". Dschelaleddin verschmähte Dies aber, und nannte sein Buch nach der Art des Metrums das er darin beobachtete. Ebenso vermied er alle die ausführlichen Vorreden und Dedicationen welche die persische Sitte so sorgfältig vorschreibt, und statt sich an den Propheten und alle Heiligen im mohammedanischen Kalender zu wenden, und lange Lobreden auf lebende Bedeutendheiten hinzuzufügen, geht er seinem Gegenstande geradezu auf den Leib, und beginnt mit einer Anrede an seine Rohrfeder, indem er sie, weil sie von anderm Rohre getrennt nun so bewußtlos des Schreibers Sorgen und Klagen mittheile, mit der Menschenseele in deren Zustande der Trennung von ihrem Schöpfer, wie sie ihre eigene unbestimmte Sehnsucht in ihrem Streben nach Ruhm und Kunst ausströme, vergleicht. Dies führt ihn sogleich auf seinen Hauptgegenstand, der, wie er fühlte, zu großartig war um künstlicher Einleitung zu bedürfen.

Sein Werk selbst ist seiner Form nach Platon nicht unähnlich, und sowie der große Grieche es liebte seine Philosophie in das leichte Gewand gewöhnlicher Unterredung zu kleiden, so führt Dschelaleddin auf dieselbe Art seine Meditationen in der Gestalt von Erzählungen und Mythen ein. Gelegentlich erinnern sie uns an die Platonischen Mythen, aber mehrentheils sind sie Fabeln, gleich denen von Bidpai und Lokman, welche vor Zeiten den Osten entzündeten; nicht selten sind sie auch historische Anekdoten, die er bei seinen jugendlichen Reisen vielleicht irgendwo gehört oder gelesen hatte. Diese leichtern Theile seines Buchs sind aber nur die süßen Spuren am Rande des Bechers, die uns einladen einen tiefern Zug zu thun, und unter ihnen liegen in Form

der Moral oder noch gewöhnlicher um dieselben her, in Form endloser Ausschweifungen und Erläuterungen, die Gedanken und Wahrheiten welche der eigentliche Inhalt seines Werks sind. Oft haben die Commentare nur einen sehr schwachen Zusammenhang mit der Geschichte der sie zur Erläuterung dienen sollen, und fast immer ist der Text selbst leichter zu verstehen als sein Commentar, was aber unstreitig vom Verfasser vorausgesehen und beabsichtigt war. Er war weder ein Romanzenschreiber noch Mythologist, obgleich er sich herabließ seine Talente auf diese Art anzuwenden, und Alles bei ihm dient seiner großen Absicht dieses Werks, der Darlegung seines philosophischen Systems. Die anmuthigen Erzählungen die er fortwährend einführt, und welche die leichten Brücken bilden auf welchen wir von einer Speculation zur andern gelangen, beabsichtigen blos uns weiter vorwärts zu locken, und obgleich er sie aufs künstlichste mit aller Anmuth und Schönheit ausgearbeitet hat, so gibt er doch überall seine ursprüngliche Absicht kund, und jede Wendung seiner Geschichten führt zu einer Abschweifung, welche wieder zuletzt unerwartet zur Fortsetzung der Erzählung sich zurücklenkt. Dieser Plan ist durch das ganze Werk durchgeführt, ebenso wie Platon Alles in Dialogen schrieb, und am Schlusse finden wir seine verschiedenartigen Kräfte dem Anscheine nach ebenso unerschöpft als beim Beginn.

Das Werk besteht aus sechs langen Gesängen oder Defters, und jeder von ihnen enthält seinen Antheil von Erzählungen und daher auch die entsprechende Zahl von Abschweifungen und Commentaren. Hunderte schöner Gedanken liegen überall in jeder zerstreut, und Dies mit einer Fülle die nur ein hoher Geist darbieten kann, sodaß er oft eine Idee in einer zufälligen Zeile hinwirft die ein haushälterischerer Schriftsteller kaum auf einer ganzen Seite würde erschöpft haben. Die Erzählungen selbst fließen wahrscheinlich aus allen Gattungen von Quellen her, aber seine Art sie zu behandeln ist ihm allein eigen. Jeder Gegenstand wird in seinen Blättern berührt, vom leichtesten Scherz bis zum höchsten Pathos, und dieser chamäleonartige Stil schmiegt sich leicht und von selbst Allem an. So erzählt er uns im fünften Defter eine unterhaltende Geschichte von einem Manne der seiner Frau ein Stück Fleisch mit nach Hause brachte, das dieselbe aber wieder wegschenkte, und dann die Schuld auf einen Diebstahl der Katze schob. Der wackere Mann setzte die Katze sogleich in eine Wagschale und rief dann aus:

Drei Pfund ist das Gewicht, nun wog auch ganz genau
Das Fleisch soviel das ich gegeben meiner Frau.
Kommt auf die Katze dies, wo ist das Fleisch dann noch?
Und kommt es auf das Fleisch, wo bleibt die Katze doch?

Anderes ist legendenartig. So findet sich in einem Defter eine schöne Sage von einem mohammedanischen Heiligen Namens Mustapha.

Am Morgen früh nahm er die Reinigungen vor,
Und wusch Gesicht und Hände in dem kalten Wasser;
Dann auch den Fuß, und sucht nunmehr nach seinen Stiefeln:
Allein ein Räuber den er nicht geahnt war nah.
Als seine Hand der Heil'ge ausstreckt ihn zu fassen,
Da reißt ein Adler schnell ihn, eh' er's hindern kann, hinweg,
Und trägt ihn wie der Wind hoch in die Luft,
Und sieh', aus ihm fällt eine Schlange auf den Boden!
Ja, eine schwarze Schlange fiel aus einem Stiefel;
Und so errettete der gute Adler ihn,
Und bracht' den Stiefel wieder als nicht mehr Gefahr,
Und Mustapha bog fromm das Haupt und betete.

Noch etwas Aehnliches kommt im Anfange des ersten Gesangs vor, und ist wahrscheinlich eine Vermischung der Geschichte von Sadrach, Mesach und Abednego mit einem Vorfalle bei der Verfolgung des Antiochus in der Zeit der Makkabäer. In nachstehender Uebersetzung sind nur die Ausschweifungen etwas zusammengezogen worden.

I.

Seht, was der jüdische Tyrann zu thun gewagt!
Er stellt ein Bildniß neben einem großen Feuer auf,
Und Alle die sich vor dem Bild zu beugen weigern
Befiehlt er in die Glut sogleich zu werfen.
Als ob den Götzen Selbst er noch nicht g'nug geehret,
Seht! aus dem Götzen Selbst entsteht ein and'rer Götze.
Der Götze Selbst ist Mutter aller andern Götzen:
Die sind die Schlangen, dieser aber ist der Drache!
Selbst ist der Stahl und Stein, der Götze ist der Funken.
Der Funken kann durch Wasser wol gelöschet werden,
Doch wie kann Wasser löschen Stahl und Stein?
Und wie ein Mann deß Herz von diesem voll ist ruh'n?
Es liegt das Feuer ja verborgen zwischen diesen,
Und wie kann Wasser dringen zwischen diese ein?
Der Götze ist wie schwarzes Wasser in der Flasche,
Die Seele aber ist der Quell solch schwarzen Wassers,
Und ob man auch zerstört das Wasser in der Flasche,
Fließt doch der schwarze Quell stets frisch und neu.
Leicht ist's, sehr leicht, die Flasche zu zerbrechen,
Doch nur der Thor glaubt's leicht die Seele zu erkennen!
Mein Sohn! wenn du der Seele Phasen alle wolltest kennen,
Du müßtest lesen die vollständige Geschichte
Der Hölle selbst mit ihren sieben Thoren.
Jedwede Seel' hat ihren Abgrund, und in jedem
Sind hundert Pharaone schon ertrunken.
Fleh' du zu Moses und zu Moses' Gott um Schutz,
Und such' der Wahrheit Himmelswasser nicht bei Pharao.

II.

Der Judenkönig griff eine Mutter und ihr Kind
Und brachte Beide zu dem Feuer.
„O Weib, rief er, verbeug' dich vor dem Bildniß,
Sonst mußt du still in jenem Feuer brennen."
Die Mutter war dem heil'gen, reinen Glauben treu
Und weigerte dem Bild zu huldigen.
Und er ergriff ihr Kind und warf es in die Flamme,
Sie aber bat man möge ihr die Anbetung verstatten.
Da hörte man des Kindes Stimme aus dem Feuer:
„O komm' hieher, lieb' Mutter, denn hier bin ich glücklich,
Obgleich nach äußerm Anschein mitten in den Flammen.
O komm' hieher, lieb' Mutter, sieh' der Wahrheit Zeugniß,
Und lern' die Hoheit Derer die sie festgehalten.
O komm' hieher, lern' das Geheimniß Abraham's
Wie er im Feuerofen fand Jasmin und Rosen.*)
Todt war es was ich sah als ich von dir geboren,
Todt war es als ich kam aus Mutterleibe.
Als ich geboren ward entfloh ich dem Gefängniß
In eine Welt von frischer Luft und schönen Farben;

*) Einer orientalischen Sage nach warf Nimrod den Abraham in einen Feuerofen.

Doch jetzo seh' ich daß die Welt nur ein Gefängniß,
Seit ich die Ruh' geschmeckt die hier in diesem — Feuer.
O komm' hieher, lieb' Mutter, unser Glück begann,
O komm' hieher, und weis' die Seligkeit nicht von dir.
Du sahst die Macht dort des Tyrannen — komm' hieher
Daß du magst seh'n die Macht und Gnade Gottes.
O komm' hieher und ruf' zu dir die Andern,
Ein Gastmahl hat gemacht in dieser Glut der König.
Kommt hieher, Freunde, sowie Motten um ein Licht,
Springt in die Flamme hier vor den Verfolgern;
Taucht Alle euch in diesen tiefen See
Daß eure Seelen rein gewaschen werden."
Nun sprang die Mutter selbst auch in die Flammen,
Und ihre Hand ergriff darin das liebevolle Kind,
Und auch die Mutter brach in Worte aus,
Auch sie reiht' Perlen an zum Preis von Gottes Gnade,
Sie jubelte zum Volke aus des Feuers Mitte,
Und alle Herzen staunten ob der Rede.

III.

Und nunmehr stürzt das Volk, sein selbst vergessend,
So Mann als Weib sich in das Feuer;
Ohn' andern Anreiz, nur aus Lieb' zu dem geliebten Einen,
Denn diese Liebe macht das Bitterste auch süß!
Und so ging's weiter, bis zuletzt die Diener
Dem Volk verboten sich noch länger zu zerstören.
Der jüdische Tyrann doch ward beschämt und irr',
Und fühlte Reue über Das was er gethan,
Da seinen Glauben nur das Volk noch wärmer liebte
Und heiliger nur durch Körperqualen ward.
Des Satans Trug fiel auf ihn selbst zurück,
Und er erkannte nur daran die eig'ne Schwärze;
Und wie er auch bemüht war zu vernichten
Der Gläubigen Gewänder, wurden seine eig'nen
Vernichtet nur und *ihre* blieben unversehrt.

Es kann meine Absicht nicht sein hier tiefer in Dschelaleddin's Philosophie als System einzudringen, da Dies zu einer weitläufigen Untersuchung über den wahrscheinlichen Einfluß der Platonischen Philosophie auf den Geist der Orientalen führen würde. Vieles aus der Weisheit der Akademie schrieb sich unstreitig ursprünglich aus Aegypten und Indien her, aber beiweitem mehr noch wuchs aus eigenem Boden auf, und Dieses war dazu bestimmt in der Folge wieder auf die ursprünglichen Aeltern im Oriente zurückzuwirken, sodaß auf diese Art der Platonismus in seinem Kinde, dem Neuplatonismus, auf arabische und persische Philosophie in gewisser Hinsicht mehr eingewirkt hat als Aristoteles. Die philosophische Schule die solange in Alexandria blühte wurde unter Plotinus, Ammonius und Jamblichius das letzte Bollwerk des Heidenthums gegen das Christenthum, und ihr Einfluß auf ihre Nebenbuhlerin lebte lange in den vielen platonisirenden Ketzereien fort die in der christlichen Kirche auftauchten, sodaß viele Kirchenväter es versuchten Platonische Wahrheiten ihren Werken einzuimpfen, um, wie Augustinus sagte, die Heiden dadurch ihrer wenigen Juwelen zu berauben, ebenso wie es die Israeliten den Aegyptern thaten. Obgleich aber im 3. und 4. Jahrhundert unserer Aera in europäischen Geistern viel Platonischer Einfluß nachzuweisen ist, so feierte dieser doch in Asien seinen größten Triumph. Die Sterne der Philosophie welche vor der Sonne des Christenthums verblichen waren glänzten wieder neu in der Finsterniß des asiatischen Götzendienstes, und so fanden, als Europa in Unwissenheit versank, Platon und Aristoteles eine neue Heimat in der arabischen Civilisation. Al Mamun, der siebente der Abassiden, sammelte griechische Bücher wo er sie nur finden konnte, und im 9. Jahrhundert übersetzte Honain, ein Arzt von der Nestorianischen Sekte, der in Bagdad lebte, sowol den Aristoteles als Platon. Ja selbst unter den Gelehrten am Hofe der Khalifen verbreitete sich die Liebe zur Philosophie. Unter andern Sekten erhob sich die der *Ssufis*, die man fast die Platoniker des Osten nennen konnte, und sie schien besonders in Persien vorherrschend gewesen zu sein. Zahlreiche Lehrer ihrer Doctrinen hielten fortwährend Vorlesungen in den verschiedenen Städten, und fast alle großen persischen Dichter nahmen ihren Glauben an und prägten ihn ihren Werken ein. Man bildete verschiedene Schulen unter der Leitung verschiedener Lehrer, und der Ssufismus ergab sich nach und nach aus diesen Arbeiten als ein System, das Einiges von Platon und Anderes vielleicht aus der traditionnellen Weisheit der Gymnosophisten und Brahminen Indiens ableitete, zusammengefügt mit zahlreichen eigenen Entdeckungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Der Krieg und der ewige Friede. Letztes Manuscript des Dr. F. F. Fleck. Herausgegeben mit einer kurzen Charakteristik des Verfassers von F. A. Schütz. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. 8. 15 Ngr.**

Der Verf. des hier mitgetheilten Manuscripts über den Krieg und den ewigen Frieden, der den Theologen in und außer Sachsen bekannte, aus Sachsen selbst stammende und am 25. Juni 1849 als Professor der evangelischen Theologie in Gießen verstorbene Dr. Ferdinand Florens Fleck, verdiente es wol nach seinen Lebensschicksalen und nach seiner literarischen Thätigkeit, nach seinen theologischen Ansichten und in seinen allgemein menschlichen Beziehungen auch für Andere denen er nicht näher gestanden geschildert und charakterisirt zu werden. Er hat in dem Biographen der sich dieser Schilderung und Charakteristik unterzogen nicht nur einen wohlmeinenden Freund gefunden, der mit Liebe seinen Gegenstand behandelt hat, sondern auch aus dem objectiven Standpunkte kann und muß man die Schilderung und Charakteristik als eine ihren Gegenstand klar und lebendig veranschaulichende Darstellung anerkennen. Daß es dabei an Reflexionen über unsere öffentlichen Zustände nicht fehlen konnte, und der Biograph die Gelegenheit wohl benutzte über dieselben sich auszusprechen, liegt in der Natur der Sache und in den persönlichen Beziehungen selbst, und ist nur zu billigen. Besonders ist es das christliche Element auf das der Biograph, weil es in dem Gegenstande seiner Charakteristik lebendig sich ausprägte, auch in Bezug auf unsere Zeit nachdrücklich hinweist, als auf eine wahrhafte Panacee, ohne welche wir selbst nun und nimmer gesunden können. Mit Recht sagt er (S. XLV): „Das christliche Europa, und in diesem vor andern das hochbegabte Deutschland, ist nur durch das Evangelium zum weitleuchtenden Pharus für die fernen Inselreiche des Oceans geworden. Mit dem Evangelium wird es stehen, ohne dasselbe in gleiche Nacht der Barbarei versinken. Soll es aber seine hohe Mission an die fernen Völker vollenden, so muß es sich selbst wieder sammeln unter dem Panier eines freudigen Glaubens, einer heiligen Liebe und einer glückseligen Hoffnung." Und gerade mit Hinblick auf unsere zerrissene Gegenwart und

die haltlosen Zustände in Deutschland möchten wir Das daranfügen was der christlichgesinnte und echtdeutsche E. M. Arndt im J. 1831 schrieb: „Das kann man sagen ohne Prophet zu sein: daß dasjenige Volk in welchem der zugleich milde und gehorsame und doch so starke und tapfere Geist des Christenthums der lebendigste ist, auch die sicherste Freiheit erlangen und am längsten besitzen wird.“ Die Abhandlung über den Krieg und ewigen Frieden ist nach der einen Seite hin sehr gutgemeint, aber es sind Worte die nur zum geringsten Theile zu Handlungen veranlassen werden, und nur schwache Keime friedlicher Thaten insichtragen. Damit daß der Verf. sich hier wie er thut über das Verwerfliche und Nachtheilige des Kriegs in seinen Folgen und Wirkungen für das sittliche Element, für Cultur und Civilisation, sowie für materielle Interessen ausspricht, wird im Wesentlichen Nichts gewonnen, und weder der russische Autokrator, noch das freiheitsmörderische Volk jenseit des Rheins und der Egoismus eines machiavellistischen Ministeriums jenseit des Kanals wird vom Kriege abstehen, wenn er in dem Interesse des Einen und Andern liegt, und Alle würden über die Mittel und Wege lachen auf die eine christlich-humane und kosmopolitisch gesinnte Philosophie gefallen ist um den Krieg zu verbannen und die Vernunftidee des ewigen Friedens zu verwirklichen. Der Verf., der diese Mittel und Wege zusammenstellt und sie näher betrachtet, kommt hierbei zu dem Ergebnisse: daß das einzige Mittel der Erneuerung des Kriegs möglichst vorzubeugen, ihn immer seltener zu machen und endlich gar aus der Reihe der Welterscheinungen zu entfernen, in der sittlichen Perfectibilität des Menschengeschlechts, auch nach den Vorschriften des Christenthums, liege. Man darf nun allerdings keine Hoffnung, besonders wenn sie in sich selbst die Berechtigung trägt, aufgeben; aber an dieser Hoffnung wird das Menschengeschlecht sich eher abzehren als daß der Krieg, solange Menschen Menschen, und selbst wenn sie Christen sind, gänzlich aufhöre. Und Dies umsoweniger, da der Verf. selbst ein Recht des Kriegs im Falle der Nothwehr und der erlaubten Selbsthülfe anerkennt, und es nicht an Solchen fehlt die aus objectivem Standpunkte den Krieg in Schutz nehmen, und wenn auch nur scheinbare und zufällige Vortheile des Kriegs aufstellen, doch nicht blos Nachtheile des Kriegs nachzuweisen wissen. 28.

## Lesefrüchte.

### Chênédolle bei Klopstock.

Chênédolle *), der Dichter, von dem seine Zeitgenossen sagen daß er es nicht nur in seinen Gedichten sei, und der in den ersten Jahren nach der Juliusrevolution hochbetagt starb; der Freund von Rivarol, Fontanes, Joubert, von Chateaubriand, dessen innige träumerische Schwester Lucile (Madame de Caud), die Verfasserin zarter Märchen, die schon 1804 in Paris starb, er liebte und von ihr in ihrem Witwenthum das Versprechen empfing: wenn nicht ihm, doch wenigstens keinem Andern sich zu vermählen; von Frau von Staël, die über seine Dichtungen urtheilte: sie seien hoch wie die Cedern des Libanon — hat in seinen ungedruckten Papieren die Schilderung eines Besuchs bei Klopstock hinterlassen. „Als ich“, erzählt er, „das erste mal durch Lafresne bei ihm eingeführt ward, glaubte ich bei dem Genius selbst Einlaß zu finden. Ich sah einen kleinen Mann mit einem sanften lächelnden Gesichte. Ich bemerkte durchaus nicht jenes zurückhaltende diplomatische Wesen an ihm dessen Goethe gedenkt, im Gegentheil etwas Offenes und Biederes. Ich habe nie ein liebenswürdigeres und freundlicheres Greisenantlitz gesehen. Besonders hatte er ein Lächeln so voll Güte daß es Einem gleich behaglich wurde. Ich las ihm eine Ode vor die ich soeben zu seinem Lobe entworfen. Sie schmeichelte ihm sehr und schien ihm großes Vergnügen zu machen. Er sagte daß er viel Werth darauf lege von einem Franzosen gelobt, und zumal in Versen gelobt zu werden. Kurz, er war entzückt. Von diesem Augenblick an faßte er das größte Wohlwollen für mich: er lud mich ein am folgenden oder nächstfolgenden Tag in einem Landhaus zu Mittag zu essen, das er vor den Thoren von Hamburg besaß. Ich traf ihn mit seiner Frau und einigen eingeladenen Damen im Garten lustwandelnd. Es war in den ersten Maitagen (1795). Ich erinnere mich daß wir herrlichen Sonnenschein hatten und unter blühenden Pflaumenbäumen gingen, was das Gespräch bald auf den Reiz des Landlebens und der Natur brachte. Er äußerte sich ganz hingerissen davon. Gleich bei dieser zweiten Begegnung sprach er mir von seiner Neigung, seiner Liebe zum Schlittschuhlaufen. Es scheint eine Art von Manie gewesen zu sein; Das war auch einer der ersten Gegenstände worüber er sich mit Goethe unterhielt. Ich fand bei ihm kindliche Unschuld mit dem Genius eines Homer vereint.“

*) Sainte-Beuve entwarf kürzlich in der „Revue des deux mondes“ mit Meisterhand ein literarisches Bildniß von ihm.

### Rothkehlchen und Zaunkönig im Munde des Volks und in der Literatur.

Im britischen Volke hat sich eigenthümliche Ehrfurcht vor diesen zwei Vögeln erhalten, durch den poetischen Glauben daß sie mit zarter Sorgfalt die menschlichen Leichen welche irgendwie unter freiem Himmel liegen bleiben mit Moos oder Laub bedecken. Nächst Drayton und manchen Schriftstellern der Zeit spielt auch Shakspeare auf diese rührende Sage an:

> Covering with moss the' dead's unclosed eye,
> The little redbreast teacheth charitie.

Ebenso Webster (1612), in seinem Trauerspiel „Vittoria Corombona“:

> Call for the robin redbreast and the wren,
> Since over shady groves they hover,
> And with leaves and flowers do cover
> The friendless bodies of unburied men.

James Orchead Halliwell in seinem den Freunden der Volksdichtung zu empfehlenden Büchlein „Popular rhymes and nursery tales of England“ (London 1849) macht uns mit einem Ammenliedchen bekannt das in seiner Einfachheit unsäglichen Zauber hat:

> My dear, do you know
> How a long time ago
> Two poor little children,
> Whose names I don't know,
> Were stolen away
> On a fine summer's day,
> And left in a wood,
> As I've heard people say.
>
> And when it was night,
> So sad was their plight,
> The sun it went down,
> And the moon gave no light!
> They sobbed and they sighed,
> And they bitterly cried,
> And the poor little things
> They laid down and died.
>
> And when they were dead,
> The robins so red
> Brought strawberry leaves,
> And over them spread;
> And all the day long
> They sang them this song —
> Poor babes in the wood!
> Poor babes in the wood!
> And don't you remember
> The babes in the wood?

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 87. — 11. April 1850.


## Das Mesnewi von Dschelaleddin Rumi.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Man kann den Ssufismus als die größte Annäherung an das Christenthum ansehen, die der arme gefallene Mensch durch eigene ununterstützte Anstrengungen erreichen kann, und unstreitig hat eben auch hier das Christenthum einen unbemerkten Einfluß gehabt, da ohne dieses das ganze System sehr verschieden ausgefallen sein würde. Die Nestorianer, die in Persien herumschwärmten, verbreiteten das Licht ihrer Lehren selbst unter den Mohammedanern in ihrer Umgebung, und Dem verdanken wir auch wol das Vorzüglichste im Koran.

Der Ssufismus erkennt den Fall des Menschen an. Die Menschenseele hat ihre Verbindung mit dem Schöpfer verloren, und alle ihre heldenmüthigen und rühmlichen Strebungen in diesem Leben sind blos unbewußte Tastungen nach dem eingebüßten Erbtheile, von welchem sie instinctmäßig fühlt daß es ehemals das ihre war. Sie hat ihren Schöpfer verloren in dem sie allein glücklich sein konnte, und verliert sich hierselbst in einer Jagd nach den Schatten der Welt, sodaß allen ihren Anstrengungen nur Misvergnügen folgt. Der Ssufismus soll sie nun zurück zu dem Schöpfer führen, hinweg von sich selbst und der Welt, überzeugt daß diese nie ihre unendliche Sehnsucht stillen könne, oder wie der Dichter sich ausdrückt:

Schöpftest du auch den ganzen Ocean in deinen Becher,
Er wäre blos eines Tages Mundvoll für deine Seele.

Und so soll sie zu der Wiedervereinigung geführt werden, welche Wesen und Absicht jeder Religion ist. Obgleich sich damit menschlicher Irrthum mischt, so liegt ihm doch eine große Wahrheit zu Grunde, und so kann ein armer Ssufi uns gute Lehren geben, wenn wir sie mit liebender Vorsicht annehmen. Augustinus schreibt häufig wie ein Ssufi, und viele seiner schönen Stellen können als Beispiele davon angezogen werden, und Dasselbe kann man von Bossuet's großer Rede bei der Einkleidung der Frau de la Vallière sagen, welche auf jeder Seite Augustin'schen Einfluß zeigt. Doch jetzt wieder zu unserm Dschelaleddin als Dichter.

Er strömt über von herrlichen Stellen und originellen Gedanken, und diese sind nicht etwa mühsam ausgearbeitet und sorgsam auf Effect berechnet, sondern oft mit der sorglosen Freigebigkeit ausgestreut die einen ärmern Genius würde bankrott gemacht haben. Als Beweis führen wir folgende Stellen an, die nicht vereinzelt vorkommen, sondern in ähnlicher Weise reichlich in allen Theilen seines Werks sich vorfinden.

Des Ganzen Freunde sind des Theiles Freunde nicht;
Wer liebt den Theil nimmt Antheil nicht am Ganzen.
Wenn nun der Theil den Theil nur liebt,
Verflattert sein geliebter Gegenstand zu schnell ins Ganze.
Er steht allein dann unter Fremden,
Sein Arm wird schwach und schwächer und erstirbt.
Zum Schöpfer fliegt nun das Geschöpf, er bleibt zurück.
Der Rosenduft fliegt zu der Rose und es bleibt der Dorn.
Dem Thoren gleich der an der Wand den Sonnenschein
Erglühen sieht und ob des Anblicks wundertrunken.
Er liebt die Wand und sagt: „Hier ist der wahre Glanz!"
Denn daß es nur der Widerschein der Himmelssonne, weiß er nicht,
Und wenn der Sonnenstrahl dahin zurückgekehrt von wo er kam,
Sieht er die dunkle Wand allein an dessen Stelle,
Indeß er selbst von seinen Wünschen ferne bleibt
Mit eitlem Vorsatz, leerem Streben, müden Füßen.

Zunächst kommt eine Beschreibung des sichern Pfads des wahren Gottbestrebens, und enthält eine Unterscheidung die dem Platonischen Meinen und Wissen (δοξα und ἐπιστημη) nicht unähnlich ist.

Erkenntniß hat zwei Flügel, Meinen hat nur einen,
Und Meinen fehlt oft im verwaisten Flug.
Der Vogel der nur eine Schwinge hat senkt bald das Haupt und fällt,
Doch gib ihm zwei und er erreicht das Ziel.
Der Meinung Vogel fliegt, und steigt, und fällt
Mit seiner einen Schwinge, Ruh' vergebens hoffend;
Doch wenn dem Meinen er entgeht, und Wissen ihn empfängt,
Bekommt zwei Schwingen er und breitet weit sie aus zum Himmel.
Mit seinen beiden Schwingen fliegt gleich Gabriel
Er ohne Zweifel oder Muthmaßung und Sprache oder Stimme.
Obgleich die ganze Welt ausriefe unter ihm:
„Du bist jetzt auf dem Weg zu Gott und in vollkomm'nem Glauben",
Er wird nicht wärmer durch solch Sprechen,
Noch mag sich seine Seele einsam ihnen zugesellen.
Und wenn sie auch ihm riefen: „Du verlorst den Weg,
Du glaubst dich selbst ein Berg und bist doch nur ein Blatt!"
So würd' er seine Ueberzeugung nicht verlieren ob der Weisung,
Und wenn sich Meer und Land gemeinsam einten,
Und riefen: „Wanderer, du hast den Weg verloren!"

So würde kein Atom von Zweifel in die Seel' ihm fallen,
Noch einer Sorge Schatten ob des Spötters Spott.

Nun ein „beflügelt Wort" von ihm über freien Willen und Nothwendigkeit.

In tausend Dingen wo dein Lieben seinen Willen übte
Hast du die Wirklichkeit der eig'nen Kraft empfunden.
In tausenden wo theil nicht nahm dein Wille
Hast du gefühlt dich unter heimlicher Nothwendigkeit von Gott.
Die Heil'gen haben ihre Nothwendigkeit in diesem Leben,
Ungläub'ge ihre Nothwendigkeit im künftigen Leben;
Die Heil'gen haben ihren freien Willen auferlegt für Ewigkeit,
Ungläub'ge aber nur in dieser jetz'gen Welt der Zeit.

Nachfolgendes ist eine Probe seiner Ironie, eine Eigenschaft der unser Dichter, gleich Platon, nicht selten sich hingibt.

Dein Zustand gleicht der edlen Fliege die
Sich selbst für etwas Rechtes hielt.
Sie hatte Schmeichelreden angehört
Und sprach: „Ich bin der Simorg meiner Zeit."
Auf einem Blatt in einem Teiche sitzend
Erhob das Haupt sie wie ein Schiffspilot:
„Ich hab' gelesen", rief sie, „von der See und Schiffen
Und lang darüber nachgedacht.
Seht! hier ist meine See und dies mein Schiff,
Und ich bin der Pilot am Steuerruder."
Nun trieb auf ihrem Ocean das Boot sie fort
Und zeigte ihre Kräfte ohne Gleichen.
Gar viele Menschen sind wie diese Fliege.
Wo ist das Aug' das Dieses richtig sieht?
Die Welt ist grad' so groß als sie sie sehen;
So ist ihr Aug' und folglich so die Welt.
Sie reiben sich in Thorheit auf wie diese Fliege,
Der Irrthum ist ihr Teich und Einbildung ihr Blatt.

Dschelaleddin besaß Platonische Verehrung für Träume, und er spricht all seine Ehrfurcht aus bei dem Gedanken an die Nacht, jenen geheimnißvollen Schatten der auf die Erde herab sich senkt sie täglich an ihr Ende zu erinnern, ebenso wie der Schlaf dem Menschen eine Erinnerung an seine eigene Sterblichkeit mitsichbringt. So ruft er dann im Anfange eines seiner Gesänge aus:

In jeder Nacht, o Schlaf, erlösest von dem Netze
Des Körpers uns're Seelen du und bringst vor sie Gemälde;
Jede Nacht erlösest du aus ihrem Käfig sie
Und machst sie frei, ohn' Herrscher oder Sklave.
Bei Nacht vergißt den Kerker der Gefang'ne,
Bei Nacht vergißt der Sultan seine Königswürde,
Nicht Sorgen mehr noch Kummer, noch Gewinn, Verlust,
Nicht mehr Gedanke oder Furcht vor diesem oder jenem.

Doch abgerissene Stellen können unmöglich dem Leser eine vollständige Idee von diesem Werke oder der Art wie Erzählung und Moral miteinander darin verbunden sind, geben, daher ich denn nun diesen Mangel einigermaßen zu ersetzen meine Notizen darüber mit dem vollständigern Abdrucke einer seiner mystischen Erzählungen schließen will. Die Fabel vertritt bei ihm die Stelle des Platonischen Dialogs, und betrachten wir sie genauer, so finden wir daß jeder von beiden die Form gewählt hat die seiner Lage und seinen Verhältnissen am angemessensten war. Der Philosoph der redelustigen und fröhlichen Athenienser in dem Zeitalter zahlloser Tragödien- und Lustspieldichter wendete sich naturgemäß zum Gespräch um seine Kenntnisse seinen Zeitgenossen mitzutheilen. Die Anmuth und der Witz der aus jedem Dialoge sprudelte mußte sie auf jeder Seite seines Werks anziehen, und selbst Aristophanes kommt schwerlich dem köstlichen Humor gleich der in einigen der Charaktere seiner Sophisten sich kundgibt. Dagegen richtet der persische Philosoph seine Lehren nach dem weniger gebildeten Verstande seiner Zuhörer in jenem Osten ein der für alle Zeiten die ursprüngliche Heimat des Romans gewesen ist. Die Fabel, welche in Bidpai's und Lokman's Händen nur für die gewöhnlichen Lebenspflichten angewendet worden war, und eher Lehren des gesunden Menschenverstandes als tiefern Wissens zu enthalten schien, wurde in unsers Verf. Händen ein Werkzeug zu weit größerer Macht und für weit höhere Gegenstände, sodaß seine Erzählungen Probleme der Metaphysik und Moral enthalten, wo sich Andere ihrer nur zum Unterrichte über Leben und Menschen bedient haben würden.

(Der Beschluß folgt.)

## Das Tagebuch Ludwig Philipp's über die Ereignisse von 1815.

Daß diese vor einiger Zeit ohne die Erlaubniß des Verfassers gemachte Veröffentlichung bei allen Parteien Frankreichs großes Aufsehen machte braucht wol kaum besonders erwähnt zu werden. War dieser Verfasser doch einst König der Franzosen gewesen, und lebt er doch noch, besiegt und verbannt! Was Wunder also wenn die französischen Blätter mit besonderer Aufmerksamkeit bei diesem Gegenstande verweilen, und je nach ihrem Standpunkte Lobreden oder Anfeindungen an ihn anknüpfen. In der nachfolgenden Uebersicht des königlichen Tagebuchs:

**Mon journal: Evénements de 1815, par** ***Louis Philippe d'Orléans.*** Zwei Bände.

halten wir uns an eine Darstellung die zwar aus der Feder eines Royalisten geflossen ist, die sich aber ebenso sehr durch ihre Uebersichtlichkeit als durch die mit Erfolg angestrebte würdige Parteilosigkeit, soweit diese überhaupt mit einer politischen Ueberzeugung verträglich, auszeichnet.

Die Herausgabe des „Journal" erfolgte, wie schon erwähnt, ohne die Zustimmung seines Autors. Gegenüber dem Exilirten glaubte man Alles thun zu dürfen, nach den Grundsätzen des Barrikadenrechts. Auf diese letztern fußend hat man seit der Februarrevolution noch Schlimmeres gethan: denn es ist noch weniger schlecht fremde Bücher zu publiciren als sie zu verbrennen.

Bei dieser Gelegenheit ist es schwer sich einiger Bemerkungen über noch neuere Veröffentlichungen zu enthalten; allein die gegenwärtigen Zeitumstände sind nicht geeignet Recriminationen und Wiedervergeltungsrecht geltendzumachen. Man müßte sonst hier an Hrn. von Arlincourt, den Verfasser des „Solitaire", erinnern, der nach Deutschland ging um dort die Lösung einer politischen Frage zu finden, die er auch wirklich gefunden zu haben glaubt. Nach seiner Rückkehr spricht er uns nun in seinem Buche „Place au droit! par le vicomte *d'Arlincourt*" „von den Julitaschenspielereien", er geißelt Das was er mit dem Namen Orleanismus bezeichnet. „Ein revolutionnairer Harlequin", sagt er kühn, „war die mit dem Purpur bekleidete Bastardschaft!"

Ein anderer Schriftsteller von derselben Farbe hat ein großes Buch geschrieben um das erbliche Königthum zu predigen, „den Ausdruck des Heiligen Geistes", wie er uns selbst

versichert. Es scheint als wenn man nur Amen zu sprechen brauchte, allein Hr. Alexander Weill ist einer jener Erzkatholiken die sich um die Kleinigkeiten der apostolisch-christlichen Liebe nicht kümmern. Sein Königthum in dem „Génie de la Monarchie, par *A. Weill*" scheint auf einem Throne von Schmähungen errichtet. Für alle Welt hat er deren in Bereitschaft, ganz besonders aber für Unglück und Verbannung. Deshalb beklage man diesen wüthigen Christen und — gehe weiter! Eine große Partei die sich selbst achtet kann unmöglich weder die heftigen Ausdrücke seiner Sprache noch die Ausschweifungen seines romantischen Stils gutheißen. Weill und Arlincourt, Beide gehen nur von sich selbst aus. Ein Heer im Felde kann nicht immer für die unbedachten Taktlosigkeiten seiner in den Schluchten im Hinterhalt liegenden Plänkler verantwortlich gemacht werden, während es selbst in guter Ordnung durch die Ebene vorwärtsschreitet. Ebenso wenig kann man einer Partei die Verwegenheiten in Anrechnung bringen zu denen sich die Blindheit oder Eitelkeit ihrer Schriftsteller hinreißen läßt.

Gegenüber den Schmähungen die man den Verbannten nachschleudert tritt das „Journal de 1815" doppelt scharf und charakteristisch hervor. Dasselbe war bereits gedruckt gewesen, aber unveröffentlicht geblieben. Der Grund davon war folgender: Der Herzog von Orleans, der sich zu jener Zeit in Twickenham aufhielt, beabsichtigte ein Exposé seiner Handlungsweise vor und während der Hundert Tage zu geben. Es ist ja allbekannt daß die Reaction die dem ephemeren Triumphe Napoleon's folgte den Herzog von Orleans nicht eben schonte. Mit besonderer Freude würde man auf seinen Antheil einige der Anschuldigungen geschoben haben die man wider die ganze liberale Partei vorbrachte. Da sprach man von der Lauheit des Prinzen als es gegolten hatte Bonaparte Widerstand zu leisten, von seiner Langsamkeit als er zur Theilnahme an der Invasion hatte nach Frankreich zurückkehren sollen. Es fehlte aber nicht viel daß man ihn offen des Verdachts anklagte. Der Herzog dachte an seine Vertheidigung; einer seiner Adjutanten erlangte ein Buchdruckerpatent in London, und die eigenhändig niedergeschriebene Vertheidigung des Prinzen ward unter seinen Augen gedruckt. Die ganze Auflage ward in einen Koffer verpackt, und sollte in Frankreich der Oeffentlichkeit übergeben werden wenn es die Sorge für seine Ehre verlangte, oder verschlossen liegen bleiben wenn die Umstände die Publication unnütz machten. So ward es denn auch. Klug genug hielt man am Abhang inne der zum Abgrund führte. Der Herzog von Orleans kam nach Frankreich, und das „Journal" blieb in seinem Versteck. Es bedurfte der räuberischen Hand und der indiscreten Neugier einer Revolution um es aus demselben hervorzuziehen.

Das Buch ist ein interessantes Blatt aus einer großen Geschichte. In dem langen Leben des Königs Ludwig Philipp sind die wenigen Tage die dem 20. März 1815 vorhergingen oder folgten nur wie ein Augenblick; aber die Rolle die er darin spielte, die Aufträge die er empfing, die Entschlüsse die er faßte, die Haltung die er mitten in dem Alles fortreißenden Strudel der Leidenschaften behauptete, verleihen dieser anschaulichen Darstellung großen Werth. Niemandem wird es einfallen den Julikönig nur nach der Lecture des Tagebuchs von 1815 beurtheilen zu wollen; allein Niemand wird auch sagen dürfen er kenne wirklich den Herzog von Orleans ohne das „Journal" gelesen zu haben. Die Glaubwürdigkeit des Erzählers tritt trotzdem daß derselbe unter dem Einflusse der Leidenschaften und der Erregung seiner Zeit schrieb augenscheinlich außer allen Zweifel. Heute ist die Leidenschaft verraucht, und der Haß ist erloschen. Die kalte Hand der Zeit hat sich auf den größten Theil der an jenen heißen Kämpfen theilnehmenden Hauptpersonen gelegt, und das beiden Linien des Hauses Bourbon gemeinschaftliche Exil, wie das Bündniß aller ehrlichen Erinnungen gegenüber der socialen Auflösung geben dem Andenken an die alten Zwiste keinen Raum. Den Antheil aufzuklären den der Herzog von Orleans an den Ereignissen von 1815 nahm heißt daher nicht eine Parteifrage, sondern eine geschichtliche lösen.

Drei Thatsachen gehen aus der Schilderung des Königs mit einer oft verschleierten, aber doch genugsam durchleuchtenden Augenscheinlichkeit hervor. Zuerst die schwierige Stellung des Prinzen zwischen der Verantwortlichkeit die ihm die Ehre in dem Schicksal seiner Familie auferlegte, und dem geheimen Antagonismus seiner ganzen Vergangenheit, seiner Meinungen und seiner Tendenzen; sodann die volle, durch keine Illusion gestörte Einsicht über die Folgen und das endliche Resultat der heroischen Rückkehr des Kaisers; zuletzt was den weisen und geistvollen Ludwig XVIII. anlangt, ein natürliches aber niedergehaltenes Vertrauen, eine Art unfreiwilligen und doch mit Achtung für den persönlichen Charakter, den guten Ruf und die unbestreitbare Tüchtigkeit des Herzogs von Orleans gemischten Miswollens. Diese drei Thatsachen werden sich nacheinander aus der beifolgenden Analyse des Tagebuchs von 1815 deutlicher herausstellen.

Am 5. März, Nachts um 11 Uhr, suchte Hr. von Blacas den Herzog im Palais-Royal auf, um ihn in größter Eile nach den Tuilerien zu bringen.

„Ich will schnell meine Uniform anziehen", sagte der Prinz.

„Nein, Das ist nicht nöthig", erwiderte der Herzog.

„Was? Im Frack soll ich nach den Tuilerien gehen? Das würde ja eine Stadtgeschichte für ganz Paris."

Da mußte es doch wol ernste Dinge zu verhandeln geben. Der Herzog von Orleans wußte noch Nichts, aber er bereitete sich auf eine außergewöhnliche Neuigkeit vor. Im Frack in die Tuilerien! Nun, man kommt hin; man durchschreitet den Saal der Garden; die Gardes du corps, die auf Matratzen am Fußboden liegen, sehen voll Verwunderung zu dieser Stunde einen Prinzen von Geblüt an sich vorübergehen und — im Frack. Der Herzog von Orleans trat bei dem König ein.

„Nun, Monsieur", ruft der König, „Bonaparte ist in Frankreich!"

„Ja, Sire", antwortet der Prinz, der unterwegs die Nachricht von Blacas gehört, „es thut mir sehr leid."

„Ach, ich möchte doch lieber daß er nicht gekommen wäre!" fuhr der König fort; „da er aber nun einmal da ist, müssen wir hoffen daß hiermit eine glückliche Krisis eingetreten sei in der wir uns seiner entledigen können!"

„Ich wünsche es, Sire, aber ich fürchte das Gegentheil."

Die Unterhaltung geht eine Zeitlang in diesem Tone fort. Allein vom ersten Augenblicke an sieht man schon wie sich der König und der Prinz, das Vertrauen des Einen und die allzu sehr gerechtfertigte Furcht des Andern, die Täuschung die die Augen schließt in den Tuilerien und die kluge Vorsicht die sie im Palais-Royal offenhält, gegenüberstehen.

„Ich rechne auf die Garnison von Valence", sagt der König.

„Die Besatzung von Valence, die aus dem vierten Artillerieregiment zu Pferde besteht, wird Nichts wider Bonaparte thun!"

„Ich beauftrage Sie unter meinem Bruder mit nach Lyon zu gehen."

„Ich würde Ew. Majestät nützlicher sein können wenn ich zwischen Lyon und Paris für jeden Fall ein Truppencorps zusammenzöge."

„Nein, nein!" nimmt der König ziemlich trocken das Wort, „Sie werden meinem Bruder viel nützen; er wird Sie zum Befehlshaber einer Division machen."

„Und Ew. Majestät ist nicht unruhig darüber so allein in Paris zu bleiben?"

„Ich danke für Ihre Sorge; allein ich brauche Niemand, und es ist besser daß Sie auf Ihren Posten nach Lyon gehen. Adieu! Schmieren Sie heute Nacht Ihre Stiefeln, und kommen Sie morgen früh wieder zu mir."

Indessen war der Graf von Artois abgereist; der Herzog von Orleans folgte ihm bald, sodaß er am 9. März bereits in Lyon war.

„Welche Neuigkeiten?" fragte der Prinz bei seiner Ankunft.

„Ach, die neuesten Nachrichten sind eben nicht erfreulich!" erwiderte der Graf von Artois.

In der That war der Kaiser bereits in Grenoble. Hier hatte er 130 Kanonen, Munition von aller Art und einen ungeheuern Vorrath von Gewehren gefunden. In Lyon dagegen gab es weder eine Kanone, noch eine Flinte, noch eine Kugel, noch einen Thaler.

„Ja, Das ist unsere Lage, Monsieur", sagte der Graf von Artois, „es gibt da Nichts zu verheimlichen!"

„Um so schneller wird die Entscheidung erfolgen", entgegnete der Herzog und bestellte Postpferde. Am Abend kam der Marschall Macdonald an, und man hielt Kriegsrath. Man legte ihm dar daß es darauf ankäme Lyon mit unzuverlässigen Truppen, ohne Befestigungen und Kanonen zu vertheidigen. „Das macht die Vertheidigung des Orts sehr einfach", meinte lachend der Marschall, und nach geschlossenem Kriegsrath besprach man die Tagesneuigkeiten. Napoleon marschirte direct auf Lyon zu, und den folgenden Tag standen die Vorposten des „Feindes" bereits in La Verpillière. Die Truppen in Lyon versagten den Gehorsam, und die Prinzen konnten Nichts thun als abreisen wie sie gekommen waren. Jetzt machte man großes Aufheben davon daß der Herzog von Orleans diesen Erfolg vorausgesagt hatte; ihm machte man den Abfall der Truppen zum Vorwurf, weil er ihn für unvermeidlich gehalten.

Nach seiner Rückkehr in Paris beklagte sich der Herzog über die Rolle die man ihn in Lyon hatte spielen lassen.

„Sie sind auch nur hingegangen", sagte der König, „wie ein Mensch den man erst dazu stoßen muß."

„Sire", entgegnete der Herzog, „das Opfer das ich Ew. Majestät gebracht, indem ich gegen meine Ueberzeugung diesen Beleg meines Gehorsams gegeben, muß für die Zukunft jeden Verdacht über meine Beweggründe niederschlagen, wenn ich mir erlauben sollte vor Annahme einer Mission zu prüfen ob ich die Hoffnung und die Mittel des Gelingens habe..."

Ludwig XVIII. sah ein daß er den Herzog brauchte; er schätzte ihn, und stellte sich deshalb als habe er ihn nicht verstanden.

Indessen war der gefürchtete Schlag erfolgt; man mußte mit dem Herzog überlegen. Die Ereignisse warteten nicht, und zu spät erst kam man auf seine Idee um Paris ein Lager zu errichten zurück. Einige Tage früher lag darin vielleicht die einzige Rettung; jetzt war es ein vergeblicher Versuch, der die Nordarmee schwächen und Napoleon verstärken mußte. In dem Norden mußte man sich eine Zuflucht sichern, und der Herzog setzte Alles ins Werk um diese Ansicht zur Geltung zu bringen. Es gelang ihm auch, denn er erhielt den Oberbefehl über die Nordarmee.

„Als ich beim König eintrat", schreibt er, „hefteten sich seine Augen mit einer unruhigen Neugier an die meinen; es schien als fürchte er ich wolle mich entschuldigen.... Als er aber hörte ich habe angenommen, da ward sein Gesicht wieder so freundlich wie es vorher gewesen war."

Der 15. März kam, und die Adler des Kaiserreichs die noch die Tuilerien decorirten „schienen wieder ein drohendes Aussehen bekommen zu haben". Niemand von Einsicht konnte die baldige Ankunft Napoleon's in Paris, und die Unmöglichkeit ihm woanders als in den festen Grenzplätzen zu widerstehen bezweifeln. Das konnte auch nur der Sinn der dem Herzog ertheilten Sendung sein. Allein Zweierlei mußte gewiß sein: wollte der König nach seinem Rückzuge aus Paris in Frankreich bleiben? Wollte er die fremden Armeen zu Hülfe rufen?

In diesen zwei Punkten konnten Ludwig's XVIII. Gesinnungen mit den bekannten Ansichten des Herzogs von Orleans wol übereinstimmen. Man führt von ihm eine Aeußerung an die für heroisch gelten kann. „Ich werde Bonaparte in meinem Lehnstuhl erwarten! Das Opfer wird größer sein als der Henker!" Andererseits bevollmächtigte der König den Prinzen jede Verstärkung seiner Armee durch fremde Truppen zurückzuweisen. Das waren mindestens nicht ganz redliche Versprechungen, die das Herz vielleicht in der ersten Bewegung dictirte, denen die Ereignisse aber später ein grausames Dementi gaben. Für den Herzog war die Cardinalfrage die: wird man die Fremden rufen?

Die Frage war nicht so einfach. Ludwig XVIII. sagte: nein, — eine leichte Antwort; denn ungerufen kamen die Fremden bereits. Allein, wie sie aufnehmen? Wird man in ihren Reihen kämpfen oder in ihrem Gefolge? Wird eine neue Emigration stattfinden? „Werden sich französische Prinzen in französische Regimenter einreihen die durch fremde Heere und unter fremdem Einfluß gebildet waren?" Diese Fragen beschäftigten den Herzog; in seiner Ueberzeugung waren sie längst entschieden.

Am 17. März verließ er ganz erfüllt von diesen Gefühlen und Gedanken Paris. Von jetzt an brach zwischen dem König und ihm jener schweigende Kampf der Meinung und des Betragens aus der seiner Erzählung soviel Interesse verleiht. Bei seiner Sendung in die Seinedepartements zeigt er sich überall wachsam und vorsichtig, dabei voll Rechtlichkeit und Selbstverleugnung. Seine Vorsicht hat nur einen Fehler: sie kennt das Geheimniß des Hofs nicht, und handelt als ob der Hof gar kein Geheimniß hätte.

In dieser großen Gefahr des Königthums gibt Ludwig XVIII. dem Herzoge den höchsten Beweis seines Vertrauens, aber immer ohne ihm sein letztes Wort zu sagen. Er vertraut ihm sein Leben an, aber nicht sein Geheimniß. Der Herzog weiht ihm seinerseits seine ganze Hingebung, jedoch nur bis an die unverrückbare Grenze welche der Patriotismus des Bürgers der Loyalität des Unterthans gezogen hat. Es liegt wirklich ein Etwas zwischen diesen beiden Persönlichkeiten, das auf der einen Seite die Erschließung des Herzens, auf der andern die Subordination begrenzt, und dieses Etwas ist — die Französische Revolution. Der König hat sie bekämpft, der Prinz ihr gedient; der König duldet sie nur, der Prinz adoptirt sie. Der König will es mit dem Feuer halten, der Prinz mit dem Licht. „In den weisen Zugeständnissen die das restaurirte Königthum dem revolutionnairen Princip macht", schreibt der Letztere, „hat die Form fast immer den Inhalt verdorben. Der König ist nicht nach Frankreich mit der Absicht zurückgekehrt die französische Nation mit der Sorgfalt zu behandeln die ein Liebender seiner Geliebten weiht deren freundlicher Neigung er sich versichern will, sondern mehr wie ein Vater der die Irrthümer seiner Kinder vergißt, und welcher glaubt er finde sie, wenngleich inzwischen etwas groß geworden, noch mit denselben Gefühlen wie damals als sie von ihm gingen die Universität zu beziehen." („Brief an den Herzog von Wellington", II, 132.)

(Der Beschluß folgt.)

## Bibliographie.

Album deutscher Dichter. Herausgegeben von H. Kletke. 4te unveränderte Auflage. Berlin, Schroeder. 16. 2 Thlr.

Curtze, L., Geschichte und Beschreibung des Fürstenthums Waldeck. Ein Handbuch für Vaterlandsfreunde. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dirksen, J. P., Predigten über die Bekehrung des Apostels Paulus. Aurich, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 10 Ngr.

Glaßbrenner, A., und D. Sanders, Xenien der Gegenwart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 12. 15 Ngr.

Hickel, J. E., Radetzky-Feier. Dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen. Prag, Calve. Gr. 12. $11\frac{1}{4}$ Ngr.

Neumann, Geschichte von Görlitz in vier Büchern nebst einem Wegweiser durch Görlitz. 1ste Lieferung. Görlitz, Heyn. 8. 10 Ngr.

Niemann, E., Die zehn Gebote in Zeitpredigten, gehalten in der Trinitatiszeit des J. 1849. Hannover, Rümpler. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 88. —— 12. April 1850.

## Das Mesnewi von Dschelaleddin Rumi.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Die von uns ausgesuchte Fabel ist ein passendes Probestück von unsers Dichters Art und Weise sowol als von seinem Genius. Wir werden davon blos eine reimlose Uebersetzung mit all der wörtlichen Treue geben die nur in unsern Kräften steht, werden sie aber im Fortgange durch Weglassung aller unnöthigen und dunkeln Abschweifungen möglichst verkürzen. Die Geschichte selbst ist in dem alten Freunde unserer Kindheit, Bidpai, zu finden, aber wie ganz verschieden haben diese beiden Schriftsteller sie ausgearbeitet! Dschelaleddin's Thiere sind blos verkleidete Menschen, oder er selbst vielmehr moralisirt unter allen ihren Gestalten.

### Der Löwe und das Kaninchen.
oder
eine Erzählung vom freien Willen. *)

In einem Thale wohnte eine Heerde
Von Thieren glücklich, bis ein Löwe kam
Und ihren Frieden störte. Denn als nun
Der Löwe ihre Heerden sich geraubt,
War nicht mehr glücklich dieses schöne Thal.
Sie dachten also einen Plan sich aus und gingen
Zum Löwen. „Wir versehen", sagten sie,
„Mit deinem Futter täglich dich, so jage
Uns denn nicht mehr ob deines Tagsbedarfs,
Sonst treibst du in Verzweiflung uns hinweg
Aus uns'rer Heimat."
D'rauf antwortete der Löwe: „Ja,
Wenn ihr Dies ehrlich meint. Doch habe ich
Schon viel Betrug gesehen und gefühlt.
Ich selbst bin Menschentruges Opfer worden,
Ich hab' von Schlang' und Skorpion den Stich
Gefühlt, und trage einen Skorpion
In meinem Herzen, schlimmer an Betrug
Als selbst der Mensch."

Die Thiere sagten d'rauf: „O weiser König
Der Thiere, wende dein Gemüthe zur Entsagung.
Entsagen ist das Beste. O du Kühner!
Wag' mit dem Schicksal keinen Kampf, damit
Das Schicksal nicht den Kampf mit dir dann wage.
Wie Todte müssen wir vor Gottes Willen sein,
Damit wir Gnade finden vor dem Herrn des Himmels!"

*) Wenn wir bedenken wie sehr Fatalismus alle Anstrengungen der Mohammedaner hemmt, so müssen wir es bewundern wie weit Dschelaleddin allen seinen Landsleuten voraus war.

„Ja", sprach der Löwe, „wenn Entsagung euer Führer,
Ist deren Stimme gleich der des Propheten
Um uns zu leiten. Hört denn die Geheimnisse
Von Dem der Gottes Willen zu erforschen strebte:
Verlerne nie Entsagung und die Wege
Die sie gebeut; kehr' hin zu ihr dein Angesicht,
Doch kehr' mit Thaten es zu ihr. Willst du
Zu ihr gelangen, übe deine Kraft
Sie zu erreichen. Strenge stets dich an
Um frei zu sein. Denn wenn vor Anstrengung
Zurück du bebest bist du nur ein Thor!"

Die Thiere d'rauf: „Nichts besser als Entsagung;
Dem Himmel ist Nichts werther je als sie.
Es flieht der Mensch von einem Uebel nur zum andern;
Sie fliehen vor der Schlange nur zum Drachen.
Sie weben ihren Trug, und dieser ist ihr Fallstrick,
Die Pläne ihres Geistes bringen ihnen selbst Vernichtung.
Die Thüre schließen sie, und in dem Hause ist der Feind,
Und Diesem gleich war auch des Pharao eitler Plan.
In seiner Wuth erschlug er hunderttausend Kinder,
Und Das was er am meisten suchte war in seinem Palast!
Die Mühen uns'rer Schwäche sind nur diesem gleich.
Entsagung ist der sich're Ruheort des Wanderers in Sünden.
Da deines Geistes Augen nur so schwach sind von Natur,
So wende deiner Sterblichkeit sie zu.
Um dich selbst zu erkennen, blicken sie auf Gott:
Ihn zu erblicken ist der Lohn für eigenes Erkennen,
Und in dem Schau'n liegt alles Strebens Gnüge.
Das Kind sieh', eh' es groß genug zu geh'n und trachten,
Sein Heimatsplatz ist an des Vaters Halse,
Doch wird's wenn es groß genug um Hand und Fuß zu brauchen,
So wird's selbstwillig und die Seele krank.
So schwebten Menschenseelen, eh' sie fleischgeboren,
Im Himmel frei, in Reinheit und in Wahrheit;
Als aber sie des Sündenfalles Spruch gehört,
So wurden willig Sklaven sie der Leidenschaft und Lust.
Wir sind die Kinder Gottes, er muß für uns sorgen.
Er der uns Wege gibt vom Himmel,
Kann uns auch, wenn er will, das Brot verleihen seiner Gnade."

Und nun der Löwe: „Doch der Herr der Schöpfung
Hat eine Treppe vor uns hingestellt.
Wir müssen Schritt vor Schritt nach oben steigen.
Vergebens ist's uns mit dem Schicksal zu entschuldigen.
Du hast einen Fuß, ob du dich selbst gleich lahm machst,
Hast eine Hand, ob du sie gleich vor dir verbirgst.
Legt einen Spaten in die Hand des Knechts der Herr,
So thut Das seine Absicht kund auch ohne Worte.
Und d'rum, o Mensch, ist deine Hand selbst Gottes Zeichen
Und die Erklärung deß dein eigener Instinct.
Und nimmst du diese Zeichen auf in deiner Seele,
Und wendest treulich dieser Botschaft zu dein Herz,

So offenbart er dir die Zeichen seines Geheimnisses,
Erleichtert deine Bürde und bezeichnet dir dein Werk.
Zum Dankerguß für seine Güte wird dein Streben,
Da Fatalismus Weig'rung dieser Güte ist.
Durch Dankbarkeit für seine Güte stärkt sich deine Kraft,
Da Fatalismus diese Güte deiner Hand entzieht.
Schlaf' nicht, o Thor, in deiner Trägheit fühllos
Als unterm Schatten seines früchtevollen Baums.
Der Fatalismus ist ein Schlaf, o schlaf' nicht auf dem Wege,
Bis du dies Thor und Zelt der Seligkeit erblickt,
Bis unterm Baum du schläfst von deß unsterblichen Zweigen
Der West die Paradiesesfrüchte auf den Schläfer schüttelt.
Der Fatalismus ist ein Schlaf auf off'nem Wege unter Räubern.
Wie soll der Vogel überfallen von der Nacht sein Nest erreichen?
Willst du Entsagung haben, habe sie in Thaten,
Vollbring' sie und dann ruh' im Schoose des Allmächtigen,
In seinem Schoose ruhe daß du frei seist;
Sonst hast auf ewig deinen Weg du hier verloren."
Die Schar der Thiere hob die Stimme zu der Antwort:
„Die Herzen voller Ehrgeiz, welche ihre Pläne sä'ten —
Unzähl'ge Tausende der Frauen und der Männer —
Wie hat den Rathschlag aller Zeiten sie vernichtet?
Seit Weltbeginne haben hunderttausend Säckeln
Geöffnet ihre hundert Rachen, Drachen gleich, und sie verschlungen.
In ihrem trügerischen Herzen glaubte diese Menschenschar
Durch ihre Ränke Berge zu verrücken.
Doch nur das Schicksal das von Ewigkeit bestimmt
Zeigt sich in unserm Leben; was wir thun auch mögen,
Aus ihren Hoffnungen fällt die gewalt'ge Menge
Und nur die Schlüsse des Allmächt'gen bleiben!
O denke nicht an That denn blos als Namen,
Und lern' in deinem Herzen daß ein Traum nur alle Kraft
Ein Mann von reinem Herzen kam an einem Morgen
Zur Richterhalle Salomo's.
Sein Angesicht war bleich vor Schrecken, seine Lippen blau:
Und Salomon frug ihn: „O Freund, was deutet Das?"
Und Jener schnell: „Des Todes Engel
Hat einen Blick des Zorns auf mich geworfen."
„Sag' mir", versetzt der König, „was dein Herz begehrt."
„O Zuflucht aller Menschen", rief er, „o gebeut dem Wind
Daß er von hier nach Hindostan mich trage,
Vielleicht kann ich mein Leben dort mir retten."
Und Salomon befahl dem Wind nach Jenes Wunsche,
Und dieser trug ihn über's Meer an Jummas Ufer.
Am nächsten Tag, zur Stunde des Gerichts
Erblickte Salomon den Engel und befragt ihn:
„O sage mir, mein mächt'ger Herr, den Grund
Weshalb auf meinen Freund du gestern zornig blicktest."
Der Engel d'rauf: „O du, Monarch der Welt,
Sein Wähnen legte übel aus was ich gethan.
Warum sollt' ich in Zorn auf einen armen Sterblichen wol blicken?
Ich blickte ihn verwundert an als ich bei ihm vorüberkam.
Es hatte Gott mir an demselben Tag geboten
In Hindostan zu nehmen seine Seele.
Ich sah ihn hier und war deshalb gar sehr erstaunt —
Und selbst verloren in der Irre solcher Wunder.
Im Herzen sagt' ich mir: Und hätt' er tausend Schwingen,
Doch könnt' er fliegen nicht in Einem Tag von hier bis Hindostan.
Doch als ich dort, wie Gott geboten, ankam,
War er vor mir schon da, und ich nahm seine Seele! —
Auf dich nun wende gleiches Maß und Regel an,
Bei allen Dingen dieser Welt, öffne dein Aug' und sieh'!"

Der Löwe nun: „Dem mag so sein. Allein betrachtet doch
All die Bemühungen der Heil'gen, und des Heil'gen.
Seht all der Weisen selbstbewußten Rathschlag
Von dem Beginn der Welt an bis zu heut'.
Den Himmelsvogel fingen sie in ihren Netzen
Und selbst ihr Misgelingen wurde zum Erfolg.
Auch du, Furchtsamer, streng' dich an, da du's noch fähig,
Und folg' dem Pfad der Heil'gen und Propheten!
Dies dein Bemüh'n ist Kampf nicht gegen Schicksal,
Denn in das Herz mag Dies das Schicksal selbst gelegt wol haben.
Niemals, nein nie hat Jemand noch Verlust erlitten
Durch Anstrengung und That auf Tugendpfade.
Leben ist in dir — verbinde deine Wunden dann,
Streng' dich im Tagewerke an, und lächle dann für immer."
So fuhr der Löwe redend fort
Bis all die Schar der Schicksalsmänner schwieg.
Und dann verbanden sie sich zum Vertrag mit ihm
Daß jeden Tag sie ihm ein Opfer senden wollten.
Und als nun der Vertrag geschlossen war,
So zogen freudig sie zu ihren heitern Fluren heim.
Doch als sie im Conclave dort versammelt,
Entstand gewalt'ger Zwiespalt unter den Beglückten.
Jedweder hob sein Haupt, sprach seine Meinung
Und Jeglicher begehrte seines Nachbars Tod statt seiner,
Bis sie zuletzt sich dahin einten daß jedweden Tag
Das Loos gezogen werde zu des Opfers Auswahl,
Und Der auf wen das Loos dann falle,
Der solle schweigend geh'n als Beute für den Löwen.
So wurde Tag vor Tag, sowie das Loos bestimmt,
Der Eine nach dem Andern Opfer für den Löwen,
Bis es zuletzt an das Kaninchen kam,
Und schmerzensvoll beklagte dies des Schicksals Härte,
Bis endlich es sich nun erhob, und so sprach zu dem Freunde:
„Ich werde geh'n, und Alle von der Tyrannei befrei'n."
O Leser folge dem Kaninchen mit dem Auge
Und sieh' wie Gott dem Schwachen Klugheit gibt als Stärke.
Die Kunst die er der Honigbiene gab
Versagt den Kräften er des Tigers oder Löwen;
Daher ist's der Verstand der Stärke ist des schwachen Menschen,
Sodaß die See- und Landbewohner fürchten sich vor ihm,
Und so trägt dies Kaninchen, das bekämpft den Löwen,
Ein weises Herz in seiner kleinen Brust.

Indessen hatte lang in Zorn der Löw' gewartet
Als das Kaninchen er von weitem kommen sah,
Und als es näher kam dem Könige der Thiere,
So fragte dieser brüllend nach des Zögerns Ursach.
Kaninchen sprach: „Am frühsten Morgen schon
Brach ich mit dem Gefährten auf zu dir zu gehen,
Denn auf uns beide Jugendfreunde war,
Zur Beute dir zu sein, das Loos gefallen.
Doch unterwegs begegneten wir einem Löwen,
Der ab uns hielt die Reise fortzusetzen.
Wir sagten ihm daß wir zum Könige der Thiere abgeschickt,
Er aber sagte daß kein and'rer König sei als er.
Ich bat ihn mich doch loszulassen kurze Zeit,
Damit ich geh'n und dir den Nebenbuhler melden könne,
Und da befahl er mir zu bringen seine Ausfod'rung an dich,
Behielt jedoch bei sich den Freund als Geisel daß ich rückkehr'.
So mußt du denn verzichten auf dein Futter ganz,
Denn Alles was ich dir gesagt ist volle Wahrheit,
Du müßtest denn, sowie zuvor du es begehrtest,
Den Weg erst räumen uns von diesem Feinde."

Der Löwe rief: „Zeig' mir ihn wer es ist;
Geh' du voraus, wenn du die Wahrheit sagtest."
Nun ging den Weg es mit ihm, wie ein Räuber mit dem Opfer,
Daß er in seine tiefgelegte Falle es verlockt.
So ging der Löwe hinter dem Kaninchen,
Und brüllte unterwegs vor Wuth,

Bis als sie an die Oeffnung kamen eines Quells,
Kaninchen stillstand und den Fuß zurückzog.
Da rief der Löwe: „Was bedeutet Das?
Und weshalb trittst du rückwärts wie aus Furcht?“
„Herr“, sagte das Kaninchen, „als der Löwe den wir suchen
Ergriffen meinen Freund, ging er in diese Höhle.
O nimm mich eng an deine Brust, ich bitte,
Damit ich sehe ob er noch darin.“
Der Löw' nahm das Kaninchen an die Brust,
Es zu beschützen wenn der Feind sich nahte;
Und in dem Wasser unten sah sein eig'nes Bild er
Mit des Kaninchens Bilde in den Klauen.
Und da er Dies so vor sich sah
Ließ er den Führer los und stürzte in den Sumpf,
Und sprang so in die Grube die für seinen Untergang ge-
graben.
So gräbst auch du, o Mensch, der als Tyrann du lebst,
Die Grube dir zu deinem eig'nen Fall.

Und als so das Kaninchen frei geworden,
Kehrt' es voll Freuden zu den Seinen in dem Walde.
Erlöst nun aus der Tyrannei des harten Feindes,
Erging es fröhlich sich mit Tanzen und mit Jagen.
Ach'! wenn der Same aus dem dunkeln Grund entkeimet,
So bringt er freudig Blätter vor und Zweige;
So tanzt die Seele wenn der Erde sie entflohen,
Voll Wonne in der weiten Luft der Liebe.
„Freudige Botschaft“, rief das Kaninchen seinen Freunden zu,
„Der Höllenhund ist rückgekehrt von wo er kam,
Ist von des Todes Besen weggefegt wie Spreu.
Er ist gefallen, ist gefallen in den Sumpf,
Und uns're Seelen sind befreit von Sorg' und Furcht.“
Da kamen alle Freunde vor aus jeder Oeffnung
Erfreut und leichten Herzens, eil'gen Schrittes,
Und schlossen einen Kreis nun um dasselbe
Und beugten ihre Häupter ihm und riefen: „Heil!“
Darauf die Antwort: „Alles nur durch Gottes Hülfe;
Was kann denn ein Kaninchen machtlos und allein?
Er gab die Stärke meinem Fuß, und Licht dem Herzen;
So huldigt denn nur Ihm, nicht aber mir.“
So seid nicht stolz, ihr Leser, auf Erfolg in dieser Welt des
Wechsels,
Und rühmt euch eurer Freiheit nicht, da eurer Reih' ihr
warten müßt;
Bedenkt daß Leben höchstens eine Stunde währt,
Und daß nur Frieden ist beim Abschied von demselben.
Erlernt den wahren Sinn des Wortes „Lebe wohl!“
Und trinkt dann einen tiefen Trunk vom Kelch der Ewigkeit.

So endet diese eigenthümliche Fabel, und ist nur eine Probe aus sehr vielen ähnlichen in unsers Dichters Werke. Dschelaleddin's Geschöpfe sind nur die verschiedenen Gestalten unter denen sein eigener Geist sich verbirgt, und welche Formen der Zauberer auch annehmen mag, er verleiht ihnen allen menschliches Bewußtsein. Sowie Apulejus sich selbst vorstellt als sei er in einen Esel verwandelt, während er im Innern noch alle Leidenschaften und Empfindungen eines Menschen behalten, so verliert unser Dichter auch seine persönliche Eigenthümlichkeit durch alle diese ideelle Umwandelungen nicht, und unter Vogel und Säugethier, unter Weisen und Königen, oder welche andere Gestalt er uns vorführen mag, erkennen wir denselben einsamen Denker aus Khorasan wieder, für dessen Geist die ganze Natur und Geschichte nur ein Riesenmythus zu sein scheint, bestimmt den Lebenden Wundergeschichten zu erzählen.

28.

---

## Das Tagebuch Ludwig Philipp's über die Ereignisse von 1815.

(Beschluß aus Nr. 87.)

Was war nun eigentlich das Geheimniß des Königs? Nun, es war so Etwas wie das Geheimniß in der Komödie. Jeder wußte daß Napoleon's Rückkehr in die Tuilerien das Zeichen einer neuen Coalition gegen Frankreich sein werde. Der Congreß von Wien in seiner Erklärung vom 13. März verhehlte Das nicht; die Macht der Zeitverhältnisse drängte ja dazu. Wie sollte der Herzog von Orleans Das nicht wissen? Diese zweite Invasion lag gleichsam in der Luft; man athmete sie ein mit jedem Windstoß der aus dem Norden Europas zu uns kam; man erfuhr sie durch jeden neuen Kurier. Allein es war nur allgemein bekannt daß eine zweite Invasion Frankreich bedrohte; die Entschließungen des Königs für diesen Fall kannte Niemand. Am Hof wurde zwar als die Truppen in Lille den König ziemlich schlecht aufnahmen gesagt: „Da diese Herren maulen, muß man einen Kurier nach Tournay schicken, die Zugbrücke aufziehen lassen, und nach Lille 20 englische Bataillone legen, die werden sie schon zur Vernunft bringen.“ Man sagte Das an der Thüre des Königs, allein in seinem Cabinet sprach Ludwig XVIII. in Gegenwart des Herzogs von Orleans ungefähr so wie dieser Letztere selbst. Den Hintergrund seiner Gedanken verbarg er; da lag das Geheimniß. Ob der Prinz in dasselbe Einsicht hatte, ob nicht, war ihm gleichgültig. Am Hofe hat man kein Recht Etwas zu wissen was der König nicht ausgesprochen hat.

Der Prinz erhielt keine Gewißheit. „Ich hatte mit dem König von den Beziehungen gesprochen in welche die gegenwärtigen Umstände ihn zu den fremden Mächten stellen dürften, und benutzte zugleich die Gelegenheit ihm meine Meinung über das Unheil deutlich kundzugeben welches er seiner Sache bereiten würde wenn er die fremden Truppen zu seiner Unterstützung anriefe..... Es scheint mir, sagte ich zu ihm, daß wenn eine Invasion statthat, es für den König von großer Wichtigkeit sein würde wenn er nicht nur nicht persönlich daran theilnähme, sondern auch noch besonders bemerkbar mache daß er Nichts mit derselben gemein habe. «Ganz so», entgegnete der König, «betrachte ich die Sache, und ich werde von diesem Standpunkte nicht abgehen.»“ Fest bauend auf diese Versicherung war der Prinz abgereist.

Aber die Zeit schreitet vorwärts, und der Kaiser kommt näher. Als der Herzog von Orleans noch am 15. März für diesen Fall Verhaltungsbefehle erbeten hatte, war ihm vom König die Antwort zugekommen: Man darf diesen Fall gar nicht als möglich annehmen. Jetzt reist derselbe König eilig nach dem Norden, kommt unerwartet am 22. März nach Lille, ohne daß dem Prinzen zu gehöriger Zeit Mittheilung gemacht worden wäre. Später machte man ihm trotzdem ein Verbrechen daraus Das nicht errathen zu haben was er doch nicht voraussehen sollte. Lille war auf jeden Fall keine haltbare Stellung; die Bevölkerung war gut, aber die Gesinnungen der Truppen waren mehr als zweifelhaft. Um der traurigen Alternative zu entgehen entweder die Festung von Truppen zu entblößen oder den Rückzug des Königs in Gefahr zu bringen, schien es nur ein Mittel zu geben, nämlich die Grenze zu überschreiten. Der Patriotismus gab dem Herzog einen andern Ausweg ein. Er schlug vor der König solle sich nach Dünkirchen zurückziehen, und sich dort mit seiner militairischen Begleitung einrichten. Die Stellung war fest, und Napoleon konnte an eine Belagerung nicht denken, bevor nicht ganz Belgien in seinen Händen war. In Dünkirchen war der König auch von den verbündeten Truppen unabhängig und ganz außerhalb ihrer Operationslinie; hier konnte er den Ausgang abwarten ohne den Vorwurf tragen zu müssen er habe an der Invasion in sein Königreich theilgenommen. Diese und viele andere Gründe errangen nach fünfstündiger Debatte selbst die Zustimmung des Herzogs von Blacas, und der König schien

seinen Entschluß gefaßt zu haben. Es war Mitternacht; die Pferde wurden auf 1 Uhr bestellt. Der Graf von Artois ward befehligt den König nach Dünkirchen zu geleiten, der Marschall Macdonald in einer halben Stunde abzureisen, die gesammte Dienerschaft endlich sich für die Abfahrt bereitzuhalten. Da änderte sich plötzlich die Scene. Der Herzog von Orleans der in seiner Wohnung einen Augenblick ausruhen wollte begegnete einem Secretair aus dem Gefolge des Königs. „Der König", sagt er, „beauftragt mich Monseigneur zu benachrichtigen daß er sich diese Nacht nicht solle in seiner Ruhe stören lassen: Se. Majestät reist nicht mehr ab." Als der Secretair fort war kam der Herzog von Treviso. „Aber was bedeutet Das, der König reist nicht?" „Ich begreife es nicht", erwiderte der Herzog von Orleans, und in der That kannte weder er noch Macdonald, noch der Herzog von Treviso je den Grund einer so schnellen und unerwarteten Sinnesänderung. Am folgenden Morgen indeß sagte der König:

„Ich wollte nicht wie ein Dieb bei Nacht mich aus Lille fortmachen...."

„Aber jetzt ist es Tag", bemerkte der Prinz.

„Ich bleibe in Lille."

„Ich wünsche Ew. Majestät mögen Das können, allein ich fürchte es wird nicht lange gehen."

„Nun, Das werden wir sehen."

Wenige Stunden später war der König über die Grenze, und statt bestimmter Verhaltungsbefehle ließ er dem Herzoge die Lösung eines Räthsels zurück. Ludwig XVIII. war voll Malice, der Herzog voll Feinheit. Die Partie war also, unbeschadet des Respects, vollkommen gleich; man wird sehen wie sie gespielt ward.

Der König wendete sich nach Gent, der Herzog nach England, wohin ihm seine Familie vorausgegangen. Aus Gent schreibt Ludwig an den Prinzen einen Brief, in dem folgende Worte vorkommen: „Ich werde nicht zögern Sie zu mir zurufen, da ich Sie immer mit ebenso viel Vergnügen als Vertrauen sehen werde." Der Prinz antwortete, indem er im eigenen und in aller französischen Prinzen Namen gegen den Gedanken protestirt als könne er je in den Reihen der fremden Heere dienen. Ein zweiter Brief des Königs, vom 10. Mai, ist dringlicher. „Ich will in meinen Staaten erscheinen, sobald mir die kleinste Strecke Landes zugänglich ist; allein ich will Dies thun an der Spitze eines französischen Heers, umgeben von den Prinzen meines Hauses. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich einen Plan gemacht den ich Ihnen mittheilen werde, und ich glaube, mein lieber Neffe, daß der Augenblick jetzt gekommen ist Sie unverzüglich zumirzurufen. Reisen Sie also sogleich ab...." Der Prinz antwortete am 17. Mai: „Ew. Majestät würdigten mich mir die Mittheilung Ihres Plans zu versprechen, sobald ich bei Ihnen angelangt sein würde; allein ich würde einen besondern Werth darauf legen denselben kennen zu lernen ehe ich Ihren Wunsch erfülle; denn sollte sich mir, wie ich fast fürchte, die Ausführung Dessen womit Ew. Majestät mich beauftragen wollen als unmöglich herausstellen, so würde es mir dann um so peinlicher sein mich nothgedrungen wieder von Ew. Majestät entfernen zu müssen als in der Zurückgezogenheit zu verbleiben in der ich jetzt lebe."

Dieses Schreiben unterbrach natürlich den directen Briefwechsel zwischen Ludwig XVIII. und dem Herzog von Orleans; allein er schien weder die Hoffnungen noch die dringenden Bitten des Königs niederzuschlagen. Graf Lally-Tolendal schrieb in ähnlichem Sinne im Namen des Conseils, Sir Charles Stuart, der englische Gesandte in Gent, im Namen der Diplomatie, Lord Wellington endlich als Generalissimus der englischen Armee an den Prinzen. Alle diese Auffoderungen beantwortete der Herzog wie die des Königs; er verweigerte jede thätige Theilnahme an der Invasion. Die Bitten waren dringend, die Gründe einleuchtend, die Anerbietungen lockend. Man sprach von der „unberechenbaren Stärke" die er dem Bunde der französischen Prinzen verleihen werde: ja man ließ selbst ein Connetableschwert jenseit des Kanals vor seinen Augen glänzen. Allen Lockungen gegenüber blieb der Herzog stark, und seine im Tagebuch mitgetheilten Antworten sind ebenso große Meisterstücke einer logischen Darlegung als sie unumstößliche Beweise einer patriotischen Selbstverleugnung geben. Nach Ludwig's XVIII. Rückkehr nach Paris schrieb er unterm 12. Juli:

„Was meinen Widerwillen gegen eine Betheiligung an einer Zusammenziehung der französischen Emigranten mitten in den fremden Heeren anlangt, diesen Widerwillen den ich dem König nicht verhehlen zu dürfen glaubte, so darf ich mir wol schmeicheln daß die von Ew. Majestät in Cambray veröffentlichte Erklärung, in welcher Sie allen Prinzen Ihres Hauses den Eintritt in die fremden Reihen verboten zu haben versichern, vollkommen gezeigt hat daß der König die Gesinnungen theilte aus denen mein Widerwille entstand."

Diese freimüthigen Zeilen bilden den Schluß des Briefwechsels, man könnte sagen des ganzen Zwistes. Durch die Umwandelung der Ideen, durch den Fortschritt der öffentlichen Meinung liegt jene Zeit uns schon fern. „Die Emigration, dieser Krieg der Pygmäen gegen die Giganten (so schrieb Ludwig Philipp am 12. Juni 1815 an den Herzog von Wellington), wäre, wenn heute überhaupt noch Jemand an ihre Möglichkeit denken könnte, Nichts als eine mit der Ohnmacht verbundene Lächerlichkeit. Die Armee von Alost ist ebenso unmöglich geworden wie die Condé's; Gent ist ebenso zurückgeblieben wie Koblenz." Wenn man also im historischen Interesse auf Thatsachen zurückkommt die nicht mehr unmittelbar uns berühren, so wendet man sich nicht an die Leidenschaften, sondern nur an die Wißbegier der Leser. Das „Journal de 1815", das bei seiner anziehenden Aufrichtigkeit doch Niemanden verletzt, wirft ohne es zu wollen einen glänzenden Schimmer patriotischer Hingebung auf das edle Haupt des Hauses Orleans. Es enthüllt, seit 1815 bereits, jene Verbindung des Fürsten und des Bürgers, jene seltene Vereinigung erworbener Tugenden und ererbter Fähigkeiten, welche die französische Nation 1830 freiwillig gekrönt, und 1848 wieder verlassen hat. Was thut Dies? Ludwig Philipp bleibt ein unveränderlicher Charakter, und weder die stürmische Hand einer Revolution noch die Beleidigungen der Tagesschriftsteller, weder die Verbannung noch das Blendwerk einer beredten Sprache werden mächtig genug sein ihn zu erschüttern. 6.

## Notiz.

### Molière's Portrait.

„Der Tod des Generals Despinoy", berichtet das „Athenaeum", „hat eins der beiden allein als echt gekannten Portraits Molière's unter den Hammer gebracht. Ersteher war ein Dr. Gendrin — nachdem, sagt man, englische Bilderhändler und Kunstfreunde ihn gewaltig hinaufgetrieben, obschon die Erstehungssumme der 1740 Fr. den Wettkampf mit englischen Geldleuten uns nicht so arg erscheinen läßt wie die französischen Tageblätter ihn machen. Das fragliche Bild ist häufig gestochen worden und deshalb hinreichend bekannt. Es ist ein Werk von Noël Coypel, und gehörte zu der berühmten Sammlung Denon's, Director der Museen unter der Restauration. Nach seinem Tode behielten es die Erben beim Verkauf der Galerie zurück, und übereigneten es dann unmittelbar dem General Despinoy, welcher es in seine erlesene Sammlung historischer Gemälde aufnahm." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 89. —— 13. April 1850.


## Die romantische Schule.

Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller. Von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1850. 8. 1 Thlr.

Gnädiger Herr, ich kann nicht dafür daß ich meinen Verstand wiederbekommen habe. Mangel an Anerkennung ist daran schuld. Anerkennung, mein Gönner, braucht Jedermann. Der größte Held und der höchste Dichter bleiben ohne sie — und zeigte sie sich auch nur durch wüthende Feindseligkeit — gewiß nicht Held und Dichter. Es ist thöricht wenn kalte Menschen einen in dieser Beziehung Darbenden auf sein eigenes Bewußtsein verweisen, weil gerade die besten und tüchtigsten Seelen immerdar an sich zweifeln, und von Andern eine so große Meinung haben daß sie in deren Schätzung ihr Gericht finden. Alle Eigenschaften können durch todte Gleichgültigkeit der Umgebungen zugrundegerichtet werden. Anerkennung, Herr Baron, braucht auch der Narr wenn er Narr bleiben soll. Er will entweder gebunden und in die Zwangsjacke gesteckt, oder in seiner eigenthümlichen närrischen Vorstellungsart angesprochen sein; läßt man ihn aber laufen, so wird er bald vernünftig, er mag wollen oder nicht.

So spricht Immermann's Schulmeister Agesel zu seinem adeligen Gastfreund, der ihm Vorwürfe macht daß er durch sein Wiedervernünftigwerden einen Riß in den schönen Kreis von Schnick-Schnack-Schnurr bringe. Fern sei es von mir daß ich eine Aehnlichkeit zwischen dem verrückten Schulmeister Agesilaus und der romantischen Schule entdecken wollte: vielmehr brachte mich eine Ideenassociation, durch den Contrast hervorgerufen, auf die Anführung seines tiefsinnigen Raisonnements. Wenn es nämlich allein auf die Anerkennung ankäme, die nach Agesel ja sowol positiver als negativer Art sein kann, so müßte die romantische Schule noch heute im höchsten Flor stehen. Anerkennung von allen Seiten kam und kommt ihr noch heute entgegen. Zunächst erkannte sie sich selbst an in der souverainen Verachtung aller Nichtromantiker und der Hochachtung eigener Vortrefflichkeit.

> Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde
> Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
> Ihn bei dem Namen: August Wilhelm Schlegel.

Sodann aber fehlte es ihr weder bei ihrem Auftreten noch bei ihrem Fortgange bis zu ihrem seligen Tode an Lob und Tadel, überschwenglicher Anpreisung und erbitterter Bekämpfung. Und dennoch ist sie zugrundegegangen, sanglos, klanglos, verloschen wie ein Licht. Also mit der Anerkennung, guter Agesel, ist es nicht gethan; es scheint vielmehr, man muß um zu existiren nicht nur anerkannt, sondern noch etwas Anderes sein.

Auch heutzutage, wo die romantische Schule bis auf wenige Veteranen zugrabegegangen ist, beschäftigt sich die ästhetische Kritik mit einer gewissen Vorliebe mit den Richtungen welche dieselbe eingeschlagen. Die Schriften von Eichendorff, Julian Schmidt und die vorliegende von Hettner sind einander rasch gefolgt, und wiewol dieselben von ganz verschiedenem Standpunkte ausgehen, und daher auch zu ganz verschiedenen Resultaten gelangen, so liegt doch schon in der gemeinschaftlichen Wahl des Gegenstandes das Zugeständniß daß es sich der Mühe lohne die Quellen und den Verlauf dieser Richtung in unserer Literatur immer von neuem und immer genauer aufzusuchen und zu verfolgen. Entsteht dabei billigerweise die Frage ob dieses Zugeständniß überall ein gerechtfertigtes sei, so läßt sich andererseits diese Frage nur dann mit Bestimmtheit und Gerechtigkeit beantworten, wenn man das Wesen der Romantik selbst kennengelernt und in einer bestimmten Formel auszusprechen gelernt hat. Sollte aber auch eine solche Untersuchung ergeben daß die literarischen Schätze welche dadurch zutagegefördert werden die Mühe der Auffindung nicht vollständig und durchgängig lohnen: so bleiben doch Anläße und Auffoderungen genug übrig um zu einer Untersuchung über diesen Gegenstand anzuspornen. Denn das romantische Princip ist aus dem engen Raum der Literatur und dem friedlichen Garten des Schriftenthums hinausgetreten auf den öffentlichen Markt: das romantische Princip ist eine Macht geworden. In der Literatur ist die Romantik todt und begraben; aber sie lebt und wirkt im Staat und in der Kirche. David Strauß hat einen „Romantiker auf dem Thron der Cäsaren" geschrieben. Also auch der Heide Julianus war romantisch, wenn es ihm auch mit seinem Romanticismus gegangen sein mag wie nach Molière's Erfindung dem guten Mann der sich wunderte sein Leben lang Prosa gesprochen zu haben ohne es zu wissen.

Sei es nun auch daß man die Worte Romantik und romantisch, wie Hettner behauptet, vielfach zu Parteistichwörtern gebraucht, und daß auch hier eben, wo Begriffe fehlten, zu rechter Zeit ein Wort sich eingestellt hat. Jedenfalls haben d. Bl. das Recht und

die Pflicht über diese Begriffe, die wie ein Miasma in der Luft zu liegen scheinen, sich mit ihren Lesern zu verständigen. Ich versuche Dies, indem ich mich ausführend, polemisirend und beistimmend an Hettner's „Romantische Schule" anschließe, da uns dieser Weg ziemlich auf alle Punkte führen wird von denen aus eine Aus- und Einsicht in die Sache erwartet werden darf.

Der erste Abschnitt des vorliegenden Buchs ist überschrieben: „Der poetische Idealismus", und meint mit diesem Ausdruck den Punkt bezeichnet zu haben wo die Anfänge der Goethe-Schiller'schen Poesie einerseits und der romantischen Schule andererseits sich berühren. Weder aus der „Sehnsucht nach der verlorenen Heimat", wie Eichendorff meinte, noch aus philosophischen Reminiscenzen aus den Disciplinen der Fichte und Schelling erklärt sich der Ursprung der romantischen Poesie, obgleich ihr Zusammenhang mit religiösen und philosophischen Richtungen der Zeit nicht geleugnet werden kann. Die Keime und die geschichtlichen Bedingungen der romantischen Schule liegen vielmehr, wie Hettner meint, bereits ganz klar in der poetischen Anschauungsweise von Goethe und Schiller vorgezeichnet: ja die erstere ist sogar die nothwendige Kehrseite zu jener. Beide Richtungen beruhen auf gleicher Grundlage und kranken an gleicher Krankheit. Sie leiden daran daß sie nicht aus dem Bewußtsein ihrer Zeit schreiben: ein falscher Idealismus ist ihnen gemeinsam. Goethe und Schiller „schwanken rathlos zwischen den beiden Extremen des Naturalismus und der Idealistik". In ihren Jugendwerken in den naturalistischen Wirren und Roheiten befangen, dann aufgeklärt durch das Studium der Alten, streben sie reinkünstlerischer Idealität zu. Bald aber ergeben sie sich einer falschen, das Naturwirkliche dünkelhaft überspringenden Idealistik, und decretiren die völlige Unabhängigkeit der Kunst von der Natur. Von der „Maria Stuart" an sind Schiller's Dramen eigentlich Nichts als Proben die der Dichter mit irgend einer gerade bei ihm vorherrschenden antikisirenden Abstraction macht. Goethe theoretisirt nicht, aber er wird zum Symboliker und Allegoriker, zum Idealisten in der schlimmsten Bedeutung. Dies sind die Folgen des trostlosen Zwiespalts zwischen den Foderungen der Kunst und einer durch und durch prosaischen Wirklichkeit. Aus diesem Zwiespalt und im bewußten Gegensatz gegen den Naturalismus der Kotzebue, Hermes u. s. w. bildet sich die romantische Schule hervor, ursprünglich mit Goethe und Schiller auf gleichem Boden. Aber innerhalb dieses gemeinschaftlichen Gebiets, innerhalb der Idealistik verfolgen beide Schulen verschiedene Richtungen. Goethe und Schiller flüchten aus ihrer Wirklichkeit, nicht aus jeder; vielmehr streben sie den ewigen Musterbildern plastischer Wirklichkeit zu. Die Romantiker dagegen sind durchweg subjectiv: sie verschmähen Plastik und Gegenständlichkeit aus Princip, und um der fahlen Wirklichkeit zu entgehen verflüchtigen sie sich, ihr Gefühl und ihre Poesie „in dem elementaren Gefühlsleben lyrisch-musikalischer Innerlichkeit". Daher ihre Hinneigung zum Mittelalter, zum Katholicismus, zum Orient.

Der Verf. selbst gibt zu daß diese seine Grundansicht von dem Zusammenhang der Goethe-Schiller'schen Richtung und der romantischen Schule auf den ersten Anblick parador erscheinen könne. Auf den ersten Anblick, wir haben Nichts dagegen; sieht man aber genauer zu, so erscheint diese Grundansicht nicht mehr parador, sondern falsch. In der That, es gehört Muth dazu eine derartige Paradorie auszusprechen. Nachdem das Vergessen der deutschen Nation über die poetischen Verdienste der romantischen Schule (denn von dieser allein ist hier die Rede) ein ebenso hartes als gerechtes Urtheil ausgesprochen hat, nachdem die ästhetische Kritik dieser praktischen Entscheidung die theoretisch-wissenschaftlichen Motive hinzugefügt hat, nach allem Diesen von den beiden Koryphäen unserer Literatur, dem Stolz der Nation, den Ausspruch zu thun, sie kranken an gleicher Krankheit wie die Romantik: zu einem solchen Ausspruch können in der That nur die triftigsten Gründe, wissenschaftlich dargelegt, berechtigen. Hat der Verf. solche Gründe? Ich wenigstens kann sie nicht finden. Daß die beiden Schulen (man erlaube mir der Kürze wegen diesen sonst nicht treffenden Ausdruck auch für die Schiller-Goethe'sche Richtung) in der Negation der Plattheit und des rohen Naturalismus einen Vereinigungspunkt hatten, ist etwas sehr Altes und längst allgemein Anerkanntes. Daß die Romantiker aus lauter Haß gegen die kahle Verständigkeit und fahle Realität der Dinge in Phantasterei, Ueberschwenglichkeit oder, wenn Das besser klingt, in falschen Idealismus verfielen, wird Niemand leugnen wollen. Aber Goethe? Aber Schiller? Auch sie waren falsche Idealisten? Auch sie dichteten nicht aus der Zeit, sondern gegen die Zeit? Das ist in der That neu. Wir wußten seither daß beide Dichter nach Abstreifung der jugendlich genialen Auswüchse an den Alten das schöne Maß erlernten welches die Producte ihrer reifsten Jahre bezeichnet. Wir wußten daß Beide nach fremden Stoffen griffen wenn die Jämmerlichkeit unserer deutschen Geschichte und Zustände ihnen nicht mehr genügten, wiewol zumal Schiller auch in diesem Punkt seither für durchweg national galt. Aber jedenfalls glaubten wir daß der Geist der ihre Dichtungen durchströme der deutsche Geist, der Geist des deutschen Volks sei. Weil sie sich gegen die Plattheit der Literatur ihrer Zeit und diese Zeit selbst auflehnten, deshalb mußten sie vor ihrer ganzen Zeit, ihrem Volk in einen wesenlosen Idealismus flüchten? Die „Maria Stuart", „Die Jungfrau von Orleans", „Wilhelm Tell" sind also Producte einer abstracten Reflexion? Und das Alles gedenkt Hettner mit einigen Stellen aus Schiller's Briefen und der Allegorieliebhaberei des alten Geheimraths von Goethe zu beweisen? Oder etwa gar mit der „Achilleis" und der „Natürlichen Tochter"? Nein. Hettner hat seine Hauptbeweise auf einen spätern Abschnitt verspart, ich verspare ebendahin meine weitere Polemik. Nur Das will ich gleich jetzt hinzufügen, und wir werden später dieselbe Bemerkung noch öfter zu wiederholen haben: In Allem was die romantische Schule an sich betrifft sieht Hettner

klar, und weiß außerordentlich geschickt den richtigen Punkt zu treffen: sobald er aber auf das Verhältniß derselben zu Goethe und Schiller kommt, oder auf Beurtheilung der Letztern an sich, trübt sich sein Blick und er geräth in arge Ketzereien. Alle aber fließen aus der Nichtanerkenntniß des Satzes: Beide Schulen waren wol in der Negation, niemals aber in der positiven Auffassung und Ausübung der Poesie einig.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Flandrisches Album. Stillleben, Genrebilder, Geschichte. Nach dem Leben gezeichnet von F. v. Wolffers. Leipzig, Mayer. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

Der Werth des ebengenannten Buchs liegt weniger in seiner Form als in seinem Inhalt. Die Form ist weder neu noch musterhaft, sondern die ganz gewöhnliche, weder ganz vernachlässigt noch ganz rein. Kein Volk ist im gegenwärtigen Augenblicke vielleicht weniger dafür interessirt daß der Stil eines Schriftstellers rein, oder edel, oder groß sei als die Deutschen. Wir lassen uns alle Stilarten gefallen, ja noch mehr, die absolute Negation des Stils, die totale Stillosigkeit. Wer es noch nicht eingesehen hat daß Schreiben eine Kunst sei, ist nachlässig im Stil. Bücher wie das vorbezeichnete, deren Materie der Gegenwart, oder der nächsten Vergangenheit des öffentlichen und privaten Lebens angehört, oder deren Gegenstand den Inhalt einer mündlichen Conversation ersetzt, dürfen vielleicht ihrer Natur nach weniger Anspruch auf eine gefeilte und ausgemeißelte Form machen; indeß wäre die Form unsers Buchs tadellos oder originell, so würden wir an dem Werke einen wesentlichen Vorzug mehr zu rühmen haben.

Der Inhalt des „Flandrischen Album" zerfällt in drei Theile. Der eine gibt „Stillleben", der andere „Genrebilder", der dritte „Geschichte". Jede dieser Abtheilungen ist in ihrer Art interessant und reich. Der Verf. ist was man so nennt ein tüchtiger Kopf, sein Vaterland hat Dies anerkannt indem es ihn im Herbst 1841 mit einer Mission betraute, deren Hauptzweck war die Kunst- und Unterrichtsanstalten Deutschlands zu besuchen, kennenzulernen und einen Bericht darüber abzustatten. Herr v. Wolffers war damals in Berlin, Dresden, München, Düsseldorf u. s. w., und obwol uns über den Erfolg seiner Sendung keine Nachrichten vorliegen, so dürfen wir aus seinem Werke schließen daß der Auftrag einem tüchtigen, gebildeten, kenntnißreichen Manne anvertraut war. Auch Hr. v. Wolffers erkannte es daß der vielgepriesene preußische Unterricht auf die untern Classen der Gesellschaft einen höchst geringen Einfluß ausübt; auch er sah daß die untern Classen der Gesellschaft in Preußen weit zurückstehen hinter denen in Frankreich, deren Schulbildung doch für nicht sehr vollkommen bekannt ist.

Die letzterwähnten Eigenschaften des Verf. springen in seinem „Album" aller Orten ins Auge. Er erzählt niemals nur um zu erzählen, er theilt in seinen Erzählungen stets eigenthümliche Ereignisse mit, oder macht frappante Combinationen, oder zieht sinnreiche Parallelen. Vom Standpunkte des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens aus läßt er oftmals frappante Lichter auf historisch merkwürdige Ereignisse fallen; ich will nur ein Beispiel anführen. Im J. 1824 machte die holländische Regierung das Recht des Staats auf den öffentlichen Unterricht geltend, und hob durch das neue Unterrichtsgesetz die bis dahin geduldeten kleinen Seminare auf. Nun sieht der Leser aus den Schilderungen des Verf. deutlicher als es ihm vielleicht je geworden war, wie Holland gerade durch dieses Gesetz den Klerus, die Nationalität und das öffentliche Leben in Belgien beleidigte, und wie eben durch dies Unterrichtsgesetz von 1824 das Volk in Belgien der holländischen Regierung seit dem Augenblicke mit solcher Bitterkeit opponirte, wie es soviel Haß, Groll und Wuth in die Opposition mischte daß nach den Julitagen von 1830 der Thron in Trümmer stürzen mußte.

In gleicher Weise klar ist der Reflex der auf die belgische Revolution von 1830 dadurch fällt daß der Verf. den Eindruck schildert welchen die brüsseler und antwerpener Ereignisse in einer Stadt zweiten Ranges machten, in einer Stadt welche friedlich und harmlos, ganz außerhalb des Bereichs politischer Umgestaltung lag. Unwillkürlich wird sich der deutsche Leser dabei an die Jahre 1848 und 1849 erinnern, wo auch in Deutschlands Provinzialstädten Santerre und Lafayette, Danton und Marat, mit einigem Deficit freilich, zu finden waren.

Das eigenthümlich scharfe und klare Urtheil unsers Verf. bethätigt sich ferner in seinem Artikel über Frankreich. Unter Anderm sagt Hr. v. Wolffers einmal: Man spreche überall von französischem Leichtsinn; er selbst habe nirgend mehr Besonnenheit gefunden als in Frankreich. Das beweist er daraus daß nirgend mehr Leute sich mit den positiven Wissenschaften beschäftigen als in Frankreich: die Vaucanson, die Jacquard, die Brunel beweisen daß Frankreich auf diesem Gebiete mit England in die Schranken treten kann; manche Werke französischer Industrie setzen einen wahrhaft chinesischen Langmuth voraus. Gleicherweise spricht man stets von den leichten Sitten der Franzosen, und doch sind die häuslichen Tugenden der französischen Mittelclassen bekannt: nirgend findet man arbeitsamere, ehrbarere Frauen, die Ehrlichkeit und Arbeitsamkeit der untern Volksclassen ist bekannt; aber der faule Fleck der französischen Sitte, den machen einestheils die Fremden, die ihr Geld in Paris verzehren und verschwelgen, anderntheils die entlassenen Sträflinge, diese Parias der Gesellschaft, die namentlich in Paris sich unaufspürbare Schlupfwinkel suchen. Uebrigens ist unser Verf. keineswegs ungerecht für Frankreich eingenommen: er tadelt die französische Rabulistik, er urtheilt unparteiisch über französische Wissenschaft und Kunst, er gibt zu was St.-Marc Girardin über die französischen Professoren sagt: daß sie sich gerade nicht durch Neuheit der Ideen auszuzeichnen brauchen um Ruf zu haben; er weiß ferner sehr gut daß Cousin den Platon nicht nach dem Original, sondern nach Schleiermacher's Version übersetzt hat u. s. w. Indeß das Eingehen in dergleichen Specialitäten würde uns zuweit führen. Nur werde hier noch angemerkt daß Hr. v. Wolffers recht anschaulich von der Provence, dem Lande der Trouvères, spricht. Ref. will nun seine Bemerkungen über diese Abtheilung des Werkes mit der Anführung eines Satzes beschließen welchem jeder geschichtskundige Leser eine weitere Ausführung und Begründung geben kann. „Man wundert sich", sagt Hr. v. Wolffers, „über die Suprematie Frankreichs, wie natürlich aber erscheint sie wenn man bedenkt daß dies Land alle Elemente des Erfolgs vereinigt, die edelsten und verschiedenartigsten Kräfte aller Völkerstämme ansichgezogen, insichaufgenommen und zu einem bewunderungswürdigen Ganzen verschmolzen hat. Der Südländer hat ihm den Tribut seiner Beredtsamkeit, seiner Einbildungskraft, seiner Begeisterung dargebracht, der Normanne seine Ausdauer und Standhaftigkeit, der Flamänder seinen Fleiß, der Elsasser und der Lothringer sein kernhaftes Wesen, seine deutsche Besonnenheit."

Von großem Interesse ist ferner der Artikel über England. Unser Verf. sagt: er habe im englischen Volke alle die Fehler gefunden von denen es sich frei dünkt, und keine von den Tugenden welche man ihm andichtet. Die Engländer wähnen sich frei während sie doppelte Fesseln tragen: die einer aristokratischen Verfassung und die ihrer Vorurtheile. Die Engländer werfen den Franzosen Affectation vor, während gerade bei ihnen keine Spur von Natürlichkeit zu entdecken ist. Alles ist geheuchelt, Alles erkünstelt, in der Religion wie in der Sitte, und ihre politischen Einrichtungen beruhen fast alle auf Fiction. Die Engländer lachen die Franzosen aus wegen ihrer

Prunk- und Uniformsucht, und nirgendwo ist der Misbrauch des bunten Rockes so vielfältig als in England. Als Beispiel nehme man nur den Aufzug des Lordmayor. Der Mangel an Gemüth — die Frauen sind in Beziehung auf das Herz in England wahre Mumien — zeigt sich vor Allem in der englischen Politik, der verabscheuungswürdigsten die es je gegeben hat. Und wenn Napoleon auf ein wahres bleibendes Verdienst bei den Nachkommen aller Zeiten Anspruch zu machen berechtigt ist, so ist es weil er sich zum unversöhnlichen Feinde dieser Politik aufgeworfen hat. Wer etwa glauben könnte England habe aus Menschenliebe die Abschaffung des Sklavenhandels betrieben, der ist im größten Irrthum begriffen. Man vergegenwärtige sich die Opiumfrage. Aber es lag im Interesse Englands die Chinesen zu vergiften, und es zögerte keinen Augenblick; es lag in seinem Interesse die französischen und südamerikanischen Zuckerpflanzungen zu vernichten, auf dem Meere unter dem Deckmantel des Untersuchungsrechts seine Suprematie zu erhalten, und es nahm die armen Neger unter seinen Schutz. Wer sich durch den Schein eines großen Wohlstandes, durch den Schein der Freiheit, durch den Schein der Frömmigkeit, durch den Schein der Sittsamkeit nicht bestechen läßt kann unmöglich aus England mit freudigen Erinnerungen scheiden. An mehren Stellen wo er über England spricht wird unser Verf. sehr sarkastisch, z. B.: „Woolwich ist der Hauptlagerplatz der Kriegsvorräthe Englands; hier liegen zu Hunderten die ehernen Schergen schlagfertig, welche so beredt den Egoismus der englischen Politik unterstützen. Hier liegt das Geheimniß des englischen Einflusses verborgen, und dort ein wenig weiter liegt Greenwich die Invalidenstadt, welche uns das Budget von Woolwich vorführt, welche uns erklärt was die englische Politik des letzten halben Jahrhunderts an Armen und Beinen gekostet hat."

Was nun Deutschland betrifft, so ist der Verf. in vollem Maße gerecht gegen dasselbe. Er spricht es nicht in verhüllten Worten aus daß die Deutschen die Strahlen der allgemeinen Menschenbildung am vollsten und kräftigsten in sich concentriren, sodaß ein Individuum das der neuen Zeit vollkommen mächtig sein will Deutsch verstehen muß. Sehr hübsch, zugleich scharf und wahr ist die Stelle wo der Verf. schildert wie er in seinen Knabenjahren zum ersten mal deutsche Buchstaben sah. „Es träumte mir damals noch nicht", sagt Hr. v. Wolffers, „daß das «Lied von der Glocke», daß «Don Carlos» in diesen Zeichen ruhe, daß Schlosser darin seinen Pessimismus, Varnhagen von Ense seine vergoldeten Thon- und Standbilder mir vorführen würde. Der Rothstift des Censors aber sollte mich erst vollkommen lehren was Alles mit der deutschen Sprache anzufangen sei, wie sie sich schmiege und bücke und krümme als hätten deutsche Buchstaben gar keine Ecken."

So schließt der Ref. und braucht es wol kaum noch in die Worte zu fassen daß er denkenden Lesern in dem „Flandrischen Album" ein unterhaltendes und belehrendes Buch empfehlen könne. 17.

---

## Rauperaha und Rangihaeta.

Ueber diese beiden neuseeländischen Häuptlinge, deren Namen und Thaten mindestens jedem Zeitungsleser erinnerlich sein werden, theilt Tyrone Power — Sohn des berühmten Schauspielers und Commissariatsoffizier in Australien — in seinen „Sketches in New Zealand, with pen and pencil" (London 1849) Folgendes mit: „Sie stammen ursprünglich aus der Nähe von Kawia, von wo sie durch die Waikatos und Ngapuhi, welche zuerst in den Besitz von Feuerwaffen gekommen waren, nach beträchtlicher Niederlage vertrieben wurden. Nun zogen sie ebenfalls mit Feuer und Schwert Alles wüstelegend und alle Einwohner ermordend ungefähr 300 Meilen weit, bis sie sich sammt ihrem Volke bei Manawatu, Otaki und Porirua niederließen, und die eingeborenen Grundeigenthümer ziemlich ausrotteten. Hier war es wo die Mehrzahl der Walfischjäger und Seehundsfänger sich angesiedelt, von denen sich der Stamm schnell mit Waffen und Schießbedarf versorgte. Seitdem standen Rauperaha und Rangihaeta an der Spitze des südlichen Theils der Insel, und wurden ohne Zweifel die mächtigsten und gefürchtetesten Häuptlinge, Ersterer ebenso ausgezeichnet durch List wie durch Muth, und der Andere durch wilde Todesverachtung. Mittels Verrath und Keckheit vertilgten sie ganze Stämme, und thaten Das mit so kaltblütiger Mordlust daß es schwer ist es zu glauben, und man ohne mehrfache und vollgültige Zeugnisse von Zeitgenossen es auch nicht glauben könnte. Ihre neuere Geschichte ist wol allgemein bekannt, indem bei jeder Unruhe seit der ersten Ansiedelung in Cook's Meerenge ihre Namen vor allen genannt worden sind. Hatten sie auch ihre Ländereien zwanzig verschiedene male verkauft, waren es doch immer sie welche die Kaufsverträge brachen und die Autorität der Gesetze herausfoderten. Gewaltsam verjagten sie die Ansiedler, äscherten deren Häuser und Mühlen ein, beherbergten Diebe, Landläufer und Mörder, und waren die Hauptanstifter jener kaltblütigen Niedermetzelung der Gefangenen bei Wairau. Rangihaeta, von Beiden der kühnste und rücksichtsloseste Schurke, benutzte die erste Gelegenheit sich mit den Waffen in der Hand als erklärter Feind in seinem Pa zu Pauhatanui festzusetzen. Rauperaha, mehr vorsichtig, aber nicht minder entschlossen uns Abbruch zu thun, stellte sich freundlich gegen uns, während er den Feind in jeder möglichen Weise unterstützte, ihm Waffen, Munition und Lebensmittel zuführte, und mit den Häuptlingen zu Otaki und Wanganui sich in Verbindung setzte, um mittels angezettelter Verschwörung die Colonisten von allen Seiten anzugreifen und mit Einem Schlage zu vernichten. Der Plan war zur Ausführung reif und die Kriegshaufen von Wanganui bereits im Anzuge, als ein ihn benachrichtigender Brief aufgefangen wurde und den ganzen, tief und klug angelegten Plan enthüllte. Jetzt galt es List gegen List und Behutsamkeit seitens des Gouverneurs; denn bekam «die alte Schlange» von Entdeckung der Verrätherei auch nur den leisesten Wind, so würde er die Ausführung seiner Pläne beeilt und sich gedrungen gefunden haben die Maske mit Eins abzuwerfen. Ihm daher jeden Verdacht zu benehmen, verließ der Gouverneur Porirua, nach mit ihm gehabter Zusammenkunft, in der Dampffregatte Driver, kehrte aber schon am folgenden Morgen zwei Stunden vor Tagesanbruch zurück. Befehligt vom Capitain Stanley von der Kalliope und unterstützt von einer Compagnie Soldaten aus dem Lager zu Porirua, rückte die Schiffsmannschaft lautlos gegen den Pa und hütete sämmtliche Zugänge, indeß Capitain Stanley mit einer Abtheilung hineinstürzte und «das Wiesel im Schlafe» fing. Trotz Beißens und Ausschlagens, was er nach Möglichkeit that, wurde er festgenommen, nebst zweien oder dreien seiner Verwandten über Hals und Kopf in die Boote geschleppt und am Bord des Driver sicher verwahrt, ehe er noch recht wußte was eigentlich mit ihm vorgegangen. Seine Verhaftung sowie das Plötzliche und Energische der That lähmte die Anstrengungen unserer Feinde im Süden, die aus Furcht vor ähnlicher Ueberrumpelung schleunigst nach Hause flohen und den Mamaku, Rangihaeta und Alle die sich compromittirt in der Patsche ließen. Mit solcher Geisel in unsern Händen konnten wir mindestens der Neutralität vieler Stämme gewiß sein, indeß Rauperaha's eigenes Volk, die Ngatitoas, zum Beweis ihrer Treue sich erboten gemeinschaftlich mit uns wider Rangihaeta zu ziehen. Sie zogen auch mit uns fort, indem es doch sicherer war sie mit uns zu nehmen als hinter uns zu lassen. Welchem von beiden Theilen sie aber am meisten genützt, bleibe unerörtert." 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 90. —— 15. April 1850.

## Die romantische Schule.

(Fortsetzung aus Nr. 89.)

Der zweite Abschnitt des Buchs behandelt in drei Unterabtheilungen die verschiedenen Seiten und Manifestationen des Romantischen. Wir wenden uns zunächst zu der ersten: „Die Romantik und der Subjectivismus" überschrieben. Das Geheimniß der neuen romantischen Poesie, sagt Hettner, ist der Subjectivismus. Diese durchweg subjective Richtung aber ist wiederum eine Folge der Zeit in der sie entstand. Die Anfänge der Romantik berühren sich noch mit den Nachwirkungen der Sturm- und Drangperiode, der Periode deren Sturm und Drang aus der Auflehnung des Subjects gegen die objectiv gegebene Welt entsprang, und die Befreiung des subjectiven Beliebens aus den Fesseln der schlechten Gegenwart bezweckte. Gleichsam Zwischenglieder zwischen diesen Bestrebungen und den Tendenzen der Romantik bilden Jean Paul und Hölderlin, Beide bemüht der rauhen Wirklichkeit gegenüber die schöne Subjectivität in ihr Recht einzusetzen. Freilich in sehr verschiedener Weise. Während Jean Paul die Widersprüche der idealen und realen Existenz poetisch zu verklären und durch den Humor noch zu versöhnen sucht, flüchtet Hölderlin, verzweifelnd an der prosaischen, unschönen Gegenwart, „in das schattenlose Reich eines idealen Traumlandes", und kommt ebendeshalb, er, der Schüler der Griechen, nie zu concreten und faßbaren Gestalten. Dieselbe Zerrissenheit, dasselbe Zerwürfniß mit der realen Welt zeigt sich in den Jugendwerken Tieck's. Er und seine Genossen schaudern vor der Härte der rauhen Wirklichkeit zurück, und flüchten in das Reich der Kunst. Die Phantasie aber, so auf sich selbst gestellt, „erklärt sich zum alleinigen und unumschränkten Souverain, und fertigt Alles hochmüthig und verächtlich ab was sich ihr beschränkend in den Weg stellen will". Der Romanticismus ist „die Doctrin und Praxis der subjectiv auf sich selbst gestellten, gegenstandslosen, phantastischen Phantasie". Was aber die Erscheinung noch merkwürdiger macht: diese phantastische Phantasie ist nicht eine unwillkürliche, freie Gemüthsstimmung, sondern eine gemachte, künstlich erzeugte, sie ist ein Product der Reflexion.

Das eben aus Hettner Referirte ist nicht eben durchweg neu, aber es ist, was mehr werth ist, durchweg wahr, und ich glaube noch niemals so einleuchtend dargestellt. Es ist klar daß gerade in dem Ursprung der Romantik ihre Berechtigung und ihr Irrthum liegt. Die Literatur und das Leben, dem die Romantiker zu entfliehen suchten, war schal und prosaisch: es war die Zopf- und Reifrockperiode des Lebens und der Literatur. In der Negation dieser Prosa, in dem Hinweisen auf die höhern Ziele der Kunst, in dem Behaupten der Ideale liegt das Recht der romantischen Schule. Zugleich ist Dies der Punkt wo die Romantiker mit Goethe und Schiller zusammentreffen: in der kritischen und negirenden Betrachtung Dessen was man bisdahin als Poesie verkauft hatte. Während aber die beiden Letztern, durch die Alten geschult, sich zwar von der schalen Wirklichkeit des täglichen Lebens mit Ekel abwendeten, hüteten sie sich wol sich der Wirklichkeit und dem Leben selbst zu entfremden; vielmehr indem sie es von den zufälligen Schlacken der zufälligen Gegenwart reinigten, schufen sie, den Blick auf die Ideale gerichtet, Gebilde, zugleich ideal und einer gesunden Realität nicht widersprechend. Die Romantiker dagegen brachen, weil ihnen die deutsche Wirklichkeit prosaisch erschien, mit aller Wirklichkeit überhaupt, und glaubten ideal zu sein wenn sie Phantasten waren. Die Producte, dieser Kunstansicht entsprossen, entbehren daher des innern Lebens; sie sind ohne Bestimmtheit und Wahrheit und — unsere Sprache hat dafür einen treffenden Ausdruck — verschwimmen. Hettner selbst stellt diese Richtung „mit der wahrhaft humanen Bildung und Poesie Goethe's und Schiller's" zusammen. Diese „waren schöne, im antiken Sinne harmonische Menschen. Die Romantiker dagegen sind immer nur Schöngeister gewesen." Obgleich ich freilich nicht recht begreife wie Hettner dieses Urtheil über Goethe und Schiller mit frühern und spätern in demselben Buch in Einklang bringen will: so kann ich von meinem Standpunkt dasselbe doch nur einfach unterschreiben. Das Resultat ist nun schon bestimmter: In der Negation der platten Alltäglichkeit waren beide Richtungen einig. Aber bald gehen sie auseinander: Goethe und Schiller bekämpfen das objectiv Gegebene und machen es ihren Zwecken dienstbar; die Romantiker weichen vor diesem Kampf

zurück, und, die Wirklichkeit, die sich nicht ignoriren läßt, vornehm ignorirend, ziehen sie sich in das Reich der Träume zurück, und werden Phantasten ohne Halt, ohne Gegenstand, ohne Wirkung.

Der Auseinandersetzung der zweiten Unterabtheilung, „Die Phantastik und die Ironie", kann ich in ihrem ersten Theile vollkommen beistimmen oder habe es vielmehr schon gethan durch die Darlegung meiner Ansicht über den Weg den die Romantik einschlug. In der phantastischen Selbstüberhebung liegt das Wesen der Romantik. Plastische Gestaltung ist in der romantischen Poesie schlechterdings unmöglich, ja die Bestimmtheit und Greifbarkeit der Gestalten würde den Romantikern ein Verlust erscheinen an „unsagbarer Unendlichkeit", als ein „Abfall von der unergründlichen Tiefe des geheimnißvoll in sich verschlossenen Gemüthslebens". Damit hängt die Vermischung der einzelnen Kunstarten zusammen zu einem Gebräu, welches man gern Universalpoesie nennen und dafür verkaufen möchte. Jedenfalls sieht die romantische Schule darin einen bedeutenden Fortschritt; August Wilhelm Schlegel bezeichnet diesen geheimen Zug nach dem Chaos als Eigenthümlichkeit der romantischen Schule im Gegensatz zur Poesie der Alten, welche eine strenge Sonderung des Ungleichartigen verlangt. Aber selbst die Lyrik verlangt concrete Situationen, bestimmte greifbare Seelenlagen, und es ist daher eine ebenso feine als richtige Bemerkung von Hettner: daß nur Novalis eine bedeutende Lyrik haben konnte, weil nur er in seiner christlichen Weltanschauung einen festen Boden besaß. Für die übrigen Romantiker war nach Hettner das Märchen die einzig wahrhaft naturgemäße Dichtungsart. Hier ist der Punkt wo ich in meinem Urtheil von Hettner abweiche. Er spricht vornehmlich von Tieck's dramatischen Märchen, und Das bringt zugleich eine Besprechung der vielbesprochenen Ironie. Je bereitwilliger ich nun zugebe daß das Märchen in welchem das Wunderbare ohne alle realen Bedingungen zur Erscheinung kommt die dem Wesen des Romanticismus homogenste Gattung scheint, umsoweniger kann ich anerkennen daß in Tieck's Märchen, die doch als Repräsentanten dieser ganzen Richtung gelten können, eigentliche Märchen in dem angegebenen Sinne sich darstellen. Dies geschieht nicht, weil Reflexion, Satire und die vielberufene Ironie es verhindern. Reflexion — denn wer nur ein wenig in den Schriften der Romantiker sich umgesehen hat Der weiß daß diese Vorliebe für „die liebe Albernheit" oder, wie es im Phantasus heißt, „Tollheit", daß die Hinneigung zur phantastischen „Lustigkeit" ohne Gegenstand eine gemachte und reflectirte ist. Der Dichter steht nicht inmitten der Welt dieser Volksmärchen, er läßt sich nur zu derselben herab, und was das Schlimmste ist, er weiß sich sehr viel damit daß er bei seinem hohen Bildungsstandpunkt noch Vergnügen an dergleichen zu finden sich den Anschein gibt. Zur Belohnung seiner gnädigen Herablassung verlangt er das Recht mit seinem Stoffe sehr frei umzuspringen und denselben zu einem außerhalbliegenden Zweck zu verwenden, zur Satire. Und welche Art der Satire! Ich will von dem Gegenstand derselben absehen; ich will nicht darüber rechten ob es nicht auch damals würdigere Vorwürfe für die satirische Laune gab als den armen Hofrath Böttiger als Semmelziege, Zuschauer Böttiger wieder und immer wieder zu persifliren: ich will die literarische Satire bei dem Mangel des öffentlichen Lebens als vollkommen, meinetwegen einzig berechtigt zugeben. Aber dennoch — welche Art Satire! Wir haben ein sehr derbes deutsches Sprüchwort, und ich scheue mich fast es niederzuschreiben, aber es bezeichnet die Gattung Satire vollkommen wie sie in den Tieck'schen Märchen herrscht: „Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß." Nur der gute Böttiger wird entschieden angegriffen: im Uebrigen bedarf diese Satire immer einen Commentar, da sie auf zehn Dinge oder Personen gleich gut oder gleich schlecht paßt. Und endlich damit der Leser — denn von Zuschauern kann bei diesen undramatischen Dramen so nicht die Rede sein — ja nicht doch etwa sich einbilde der hochgebildete Verf. sei kindlich genug an die Märchen die er aufführen läßt zu glauben, kommt die Ironie, die berühmte romantische Ironie, um das Aufgebaute vollends zu zerstören und das Bewußtsein zu erhalten daß Das im Grunde doch — Alles Albernheiten seien. Es will mir vorkommen als ob Tieck und Schlegel an den verschiedenen Stellen ihrer Schriften wo sie davon sprechen, über den Begriff der Ironie sich selbst nicht immer ganz klar gewesen seien. Das aber weiß ich gewiß daß man seinen Aristophanes nicht eben sehr eindringend gelesen haben muß wenn man denselben als Urheber dieser Art von Ironie hinstellen kann. Was auch Hettner sagen mag: die Ironie der Romantiker entspringt zwar dem Princip der Romantik, der absoluten Geltung des Subjects, mit Nothwendigkeit: dieselbe zerstört aber mit derselben Nothwendigkeit jede Wirkung und damit die Poesie selbst.

Mußte ich mich in den eben angegebenen Punkten durchaus gegen Hettner erklären, so wüßte ich dagegen zu der dritten Unterabtheilung: „Die romantische Weltanschauung", Nichts hinzuzusetzen. Es wird gezeigt wie der Idealismus der Romantik, trotz dem Schauder vor der Wirklichkeit, trotz der aristokratisch exclusiven Verachtung des Volks, es auf eine unmittelbare Verwirklichung in That und Leben abgesehen hat. Die Phantasie ist nach dieser Doctrin das schaffende und waltende Lebensprincip, und das Bestreben der Romantik geht eben dahin dieses Princip als solches in der Natur und im Leben aufzuzeigen: Naturpoesie — Poesie der Poesie. Die erstere ist offenbar die Stärke der Romantik. Die hingebendste Liebe zur Natur, das seelenvollste Verstehen und Sicheinleben in dieselbe zeichnet sie aus. Die Poesie der Poesie manifestirt sich in Künstlerromanen und zwar in dreifacher Weise: 1) panegyrisch („Sternbald's Wanderungen"), 2) metaphysisch („Heinrich von Ofterdingen"), 3) ethisch („Lucinde"). Nur die dritte Nummer möchte einer Erklärung bedürfen. Hettner sieht nämlich in der „Lucinde" nicht die Idee der freien Liebe, der Emancipation des Fleisches, sondern die ganze romanti-

sche Lebensphilosophie, wonach das Leben Nichts sein soll als ein Spiel der sich selbst überlassenen, absoluten Phantasie. Ich denke diese Ausdehnung welche Hettner der Bedeutung dieses berüchtigten Buchs gibt ist vollkommen begründet, aber der sittliche Abscheu gegen dieses Buch kann dadurch nur genährt werden. Mußte man von der Predigt der genialen Liederlichkeit mit Ekel sich abwenden, so kann es nur Schrecken erregen wenn man sich diese Grundsätze, welche der Moral allen Boden unter den Füßen wegziehen, und dieselbe mit der romantischen Poesie in die absolute Subjectivität verwandeln, auch auf alle andern sittlichen Verhältnisse ausgedehnt zu denken hat. Und das Ende aller dieser Kämpfe ist — der Katholicismus. Denn „die Romantik lehnt sich", sagt Hettner, „wie Dies ihre vorwiegende Innerlichkeit und Subjectivität von selbst bedingt, an Kunst und Denkweise des Mittelalters, und verhält sich zu dieser ganz in derselben Weise wie die Goethe-Schiller'sche Richtung ihrerseits zum Alterthum. Hettner wendet sich nun zunächst zur Betrachtung der letztern Richtung.

Er nennt diesen Abschnitt „Goethe und Schiller in ihrem Verhältniß zur Antike". Unsere beiden großen Dichter schaffen in ihren spätern Werken nicht mehr aus der zwingenden Triebkraft ihrer eigenen Zeit heraus, sondern stehen zu dieser im bewußten Gegensatz. Sie kehren zur Antike zurück, und diese unbedingte Rückkehr zur Antike ist ein Widerspruch, ein principielles Unding. Gewiß, wenn es unsern beiden Dichtern je eingefallen wäre, außer etwa in einer theoretischen oder praktischen Künstlerlaune, das antike Drama, dem unser Bewußtsein entfremdet ist, einfach wiederaufleben lassen zu wollen, man müßte Hettner vollkommen beistimmen: es wäre ein Unding. Haben sie aber nur gestrebt die Idealität, die Hoheit und vor Allem das schöne Maß der alten Tragödie wiederzuerwecken, so kann ich darin so wenig einen Fehler, einen falschen Idealismus entdecken daß ich vielmehr oft in Versuchung bin unsern modernen Dramatikern dieselbe Ehrfurcht gegen Goethe und Schiller zu wünschen als diese gegen die Alten nährten. Und womit wird nun dieser Anachronismus unserer Classiker, dieser Versuch das Todte und für immer Todte wiederzuerwecken, bewiesen? Sehen wir zu. Anklageacte gegen Goethe: 1) Goethe hat bei der weimarischen Bühne wieder das alte Bühnendecorum eingeführt und dadurch seine antikisirende Richtung bethätigt. Aber es gibt bekanntlich einen Naturalismus, eine Naturwahrheit auf der Bühne die eher alles Andere als künstlerisch ist. Will man nun diese Hypernatürlichkeit verdrängen, damit sie der Kunst platzmache, so wüßte ich in der That kein besseres Mittel als die Hinweisung auf die Alten und die strenge Festhaltung von Formen die an sich keinen Werth haben, doch aber den Schauspieler immer erinnern daß er nicht sich selbst darzustellen, sondern eine Rolle zu spielen hat als Künstler. Dahin rechne ich die bekannten Regeln über die Stellung, das Voreinandervorübergehen u. s. w. 2) Goethe hat in nothwendiger Consequenz zu der von ihm als Dramaturgen geschaffenen Spielweise ein angemessenes, d. h. antikisirendes Repertoire geschaffen. Hätte doch Hettner die von ihm selbst angeführten Worte Schiller's beherzigt, die er zunächst in Beziehung darauf spricht daß Goethe Voltaire's „Mahomet" auf die Bühne brachte.

> Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden:
> Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
> Des falschen Anstands prunkende Geberden
> Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist;
> Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
> Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
> Zu reinigen die oft entweihte Scene
> Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Man muß sich in der That sehr in einer Meinung festgerannt haben um den so klaren Sinn dieser Strophe und des ganzen Schiller'schen Gedichts zu verfehlen. Die deutsche Bühne war einerseits von den Rührdramen Kotzebue's und Iffland's, andererseits von Sturm- und Drangstücken, zu welchen unsere beiden Dichter durch ihre Jugendstücke selbst den Anstoß gegeben hatten, überschwemmt. Sollte diesem Uebel ein Damm gesetzt werden, wie konnte es anders geschehen als zunächst durch Anlehnen an die, wenn auch pedantischen, Formen und das, immerhin rhetorische, Pathos der Franzosen? Erkläre ich Chinarinde für meine Leibspeise wenn ich sie gegen ein hitziges Fieber einnehme? Endlich 3) die aus dieser Zeit stammenden antikisirenden Dramen: „Die natürliche Tochter", „Helena", „Paläophron und Neoterpe" u. s. w. sind ohne individuelle Gestalten symbolisirend und allegorisirend. Ich bin nicht Goethomane genug um diese Dramen zu vertheidigen. Ich gebe sogar zu daß sie aus einer falschen Vorstellung von dem Wesen des alten Dramas und aus Nachahmung dieser eingebildeten Antike entstanden sind. Aber wie wenig diese Vorstellungen überwiegend waren, wie sie nur als eine vorübergehende Laune oder meinetwegen Krankheit betrachtet werden können: Das zeigen, denke ich, „Faust", die „Wahlverwandtschaften", „Wahrheit und Dichtung", die alle in oder nach dieser Zeit fallen, und mit denen sich jene Drämchen doch in keiner Beziehung an Bedeutung messen können, zur Genüge. Daß ich die „Wahlverwandtschaften" und „Wahrheit und Dichtung" zum Beweise herbeiziehe, dazu glaube ich ein volles Recht zu haben. Denn wäre jene antikisirende Richtung mehr als eine Laune, wäre sie eine durchgehende Kunstansicht gewesen, sie hätte sich, denke ich, ebensowol in andern poetischen Productionen als in den Dramen zeigen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Eine Heldin der ersten französischen Revolution.

### Aus Kindheiterinnerungen.

Wem es auferlegt ist tiefer in das Leben hineinzuwandern, Dem bleibt die Entdeckung nicht vorenthalten daß gerade neben die schwärzesten Augenblicke die grellen Schlaglichter des Drastischen gesetzt sind. Das Tragische will überhaupt aus einer gewissen Ferne erschaut sein; in der Nähe schwindet es vor der trockenen Gewohnheit. Dies schließt nicht aus daß

nicht die Trauer gerade im Geleite des Alltags und seiner nüchternen Breite erst recht traurig, farblos und bleiern erscheint. Sicher ist aber daß eine große Begebenheit wie ein großer Mann die vertrauliche Prüfung nicht verträgt.

Zu diesen Betrachtungen — ich führe meine Tante redend ein — gab mir eine Frau Veranlassung, welche in blühender Jugend durch eine schauderhafte Katastrophe zu einer der Heldinnen der Revolution geweiht wurde. Ich meine Fräulein von Sombreuil, welche ich nachmals als Emigrirte in Anspach kennenlernte. Sie war bekanntlich die Tochter des Gouverneurs der Invaliden und mit ihm in der Abbaye (St.-Germain) gefangen. Es stand ihr frei den Kerker zu verlassen, aber kindliche Liebe fesselte sie dort. Sie theilte mit den Damen Tourzel, Ste.-Brice und der Tochter Cazotte's das für Frauen bestimmte Gemach. Seit die Sturmglocke des 2. Sept. zum Blutbade rief, verweilte das Fräulein im Thorwege des Tribunals, um, vom Mitleide der Wachen und Stockknechte beschützt, zu erspähen wenn der Vater vor Gericht treten würde. Er erscheint, wird verurtheilt, die Thüre nach dem Hofe öffnet sich, Bayonnete blinken. Die Tochter springt hinein, hängt sich an den Hals des Greises, deckt ihn mit ihrem Leib, beschwört die Mörder ihren Vater zu verschonen oder sie mit dem nämlichen Streich zu tödten. Ihre Bewegungen, ihre fliegenden Haare, ihre Jugend, die zarte Weiblichkeit, die durch den Seelenschmerz erhöhte Schönheit, das Göttliche in dieser Hingebung, das heiße Flehen rühren die Meuchelmörder. Ein Ruf der Gnade steigt aus der Menge auf; man schenkt der Tochter das Leben des Vaters, aber um einen entsetzlichen Preis: man fodert daß sie als Zeichen die Aristokratie abzuschwören ihre unschuldigen Lippen in ein mit dem Blute der Aristokraten gefülltes Glas tauche. Fräulein von Sombreuil ergreift das Glas mit muthiger Hand, führt es zum Munde und trinkt auf das Wohl ihres Vaters. Das rettet sie. Man verbündet sich ihrer Freude, die Thränen der Henker vermischen sich mit den ihrigen. Ungeheuer mit blutgetünchten Armen tragen Sombreuil und das treue Kind nach ihrer Wohnung, und geloben ihnen sie gegen ihre Feinde zu schirmen. Dennoch sah die Unglückliche nachmals den Vater und ihre beiden Brüder durch die Guillotine fallen.

Sie lebte viele Jahre mit Hrn. von Villume vermählt in Anspach, wohin sich eine große Anzahl Emigranten zogen. Das einzige Haus dort welches im Stil einem französischen Hotel glich — ein Geheimrath hatte es gebaut — und welches im Volke das „Schlößle" hieß, wurde von Villume in Gemeinschaft mit einem Landsmanne Chevalier angekauft und bewohnt, weshalb man es in der Stadt nur „la colonie française" nannte. Frau von Villume war klein und schien nicht hübsch gewesen zu sein; sie hatte sehr scharfe Züge und etwas Auffallendes wie alle Emigranten. Sie fagotirte sich, legte viel rouge auf. Wie sich uns als Kind gerade kleine Einzelheiten tief einprägen, erinnere ich mich gar deutlich einer Warze die sie an der Nase hatte. Ihr Gemahl trug auch wegen einer und zwar sehr großen Warze, welche ihm die Stirn verunstaltete, die Haare ganz weit hereingekämmt. Die Dame führte einen seltenen Taufnamen, den ich seitdem nicht wieder traf, Morille (la morille heißt im Deutschen die Morchel); sie litt häufig durch Anfälle von Entzündungskrankheiten. Sie verlor mehre Kinder, was ihr natürlich großes Herzeleid brachte, besonders ein kleines reizendes Mädchen, das Pauline hieß. Nur ein Sohn blieb ihr; sie nannte ihn Jules. Er war noch Säugling als sie ihn mit nach London nahm, wohin sie wegen Einkünften ihrer Familie reiste. Sie ließ sich von einer echten anspacher Magd begleiten, welche die dort volksthümlichen Lappen am Mieder trug, aber metamorphosirt und mit einem Hute auf dem Kopfe aus der Weltstadt heimkehrte. Die Gesundheit der Frau von Villume ward jedesmal durch die Meerfahrt bedroht, und um ihrem Gemahle die Angst über diesen Zustand zu ersparen, schrieb sie ihm noch am Tage vor der Abreise, ohne derselben zu gedenken, den letzten Brief und kam bald nachher unerwartet selbst. Als sie eines Abends in sein Zimmer trat entschlüpfte ihm trotz der Freude des Wiedersehens, die ihm so zart bereitet war, ein Wort männlicher Launenhaftigkeit: „Je n'aime pas qu'on me trompe." Aber nicht nur ihre Interessen, auch die ihrer Freunde hatte sie in England gewahrt und noch andern Emigrirten Manches ausgewirkt. Ich war Zeuge ihres Dankes nach der Rückkunft. Man fiel sich um den Hals, man küßte sich, es wollte kein Ende nehmen: die Franzosen sind sehr demonstrativ.

Ich weiß nicht ob diese kleinen Einzelheiten einigen Werth haben können weil sie von einer Person handeln welche der Geschichte angehört. Wenn man sich in die Gräuelscenen hineindachte, in die schrecklichen Erfahrungen welche Frau von Villume erlebt hatte, so war man fast versucht sich zu wundern sie in einer so ruhigen Lage, so gesellig und oft sogar heiter zu sehen. Wir bilden uns in aller Naivetät ein daß die Heldin einer Tragödie immer nur auf dem Kothurn sich zeigen müsse. Von dem Fräulein von Sombreuil, deren Bild unsere Einbildungskraft dichterisch malt, war also Nichts übriggeblieben, nicht einmal der Name. Die einzige Spur welche die Vergangenheit zurückgelassen hatte bestand darin daß Frau von Villume keinen rothen Wein trinken und selbst ihn nicht sehen konnte, und daß wenn sie sich ein Kleid von Paris kommen ließ jedesmal die Bedingung beifügte: „Alle Farben, nur nicht Hochroth." Und doch sandte ihr die Freundin welche es zu besorgen pflegte einmal aus Versehen einen Stoff von Scharlach, den Frau von Villume andern Damen überließ: ein Umstand welcher mir zufällig erst jüngst durch eine Vertraute zurückgerufen wurde, die in ihrem Briefe erwähnt daß sie aus Anlaß eines Kindermaskenballs beim Kramen in ihrer Garderobe noch auf einen alten Rest eben jenes Scharlachs gerathen sei. So wäre denn von jenen erschütternden und vielverzweigten Begebenheiten kein anderes greifbares Denkmal und Zeichen übriggeblieben als das kleine Stück rothes Tuch, das doppelt symbolisch erscheint, weil es im Carneval eines Jahres in welchem diese Farbe soviel als je nach historischer Bedeutung ringt, nach langer Grabesruhe das Licht wiedererblickt um sich in das Röcklein einer Miniature-Bäuerin zu verwandeln, die sich ahnungslos mit diesem Verhängnisse schmückt. Kein Ding auf der Welt ist so klein daß es nicht seine Geschichte haben kann.

Ich hörte Frau von Villume, die früher eine schöne Stimme besaß, öfters erzählen wie sie im Kerker gezwungen wurde den Henkersknechten vorzusingen; und wie sie ihren nachmaligen Gatten, den sie schon während der Schreckenszeit gekannt zu haben scheint, und der wenn ich nicht irre in der Armee diente, mit Ungeduld erwartete, ihm täglich entgegenging und sich auf einen Eckstein der Straße setzte, und wie der Verlobte sich als er endlich kam sie nicht zu kennen stellte, und ihr heimlich ein Zeichen gab sich nicht zu verrathen. Nach der Restauration verließ die Familie Anspach und kehrte nach Frankreich heim, wo ihr in der Herzogin von Angoulême eine innige Gönnerin harrte. Sie nannte den jungen Villume nicht anders als „mon fils". Eine schimmernde militairische Laufbahn ward ihm geöffnet. Der Vater starb als Gouverneur von Avignon. Im Ende von Morille Sombreuil taucht wieder Etwas von dem tragischen Princip auf dem ihre Jugendzeit verfällt. Sie entschlief an einer Herzkrankheit. Eine gemeinschaftliche Freundin in Frankreich, welche einst auch die „colonie française" bewohnt hatte, theilte mir dieses Hinscheiden brieflich mit, hinzufügend: „Es ist wol begreiflich daß dieses Herz, welches soviel litt, erliegen und den Keim des Todes in sich bergen mußte." Ich habe geglaubt daß man diese kleinen Notizen über eine der rührendsten Heldinnen der ersten französischen Revolution nicht verschmähen würde in einem Moment wo verwandte Zustände den fragenden Blick in jene geschichtlichen Fernen zurücklenken. 9.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 91. —— 16. April 1850.

## Die romantische Schule.
(Beschluß aus Nr. 90.)

Wir wenden uns zu dem „falschen Idealismus“ Schiller's. Seither hat man Schiller den Dichter der Freiheit genannt: man wird ihn künftig den Dichter der Nothwendigkeit nennen müssen. Goethe sagte: „Schiller ist ein geborener Dichter. Doch unsere Zeit ist so schlecht daß dem Dichter im umgebenden menschlichen Leben keine brauchbare Natur mehr begegnet; um sich nun aufzuerbauen griff Schiller zu zwei großen Dingen: zur Philosophie und Geschichte.“ Hettner dagegen sagt: Schiller, die ideale Großheit der antiken Dramen bewundernd, und erkennend daß diese in der Idee des Schicksals beruhe, machte alle möglichen Experimente mit der Motivirung durch das Schicksal oder suchte ein Surrogat für dasselbe. Vom J. 1798 an ist die Schicksalsidee „fast bis an sein Ende das leitende Motiv all seiner Thätigkeit geblieben“. Nehmen wir hierzu noch die Behauptung daß von eben der Zeit an Schiller's Interesse für Politik und Völkerfreiheit „flüchtig und untergeordnet“ geworden ist, verdrängt von den reinformellen Rücksichten, aus welchen alle spätern Dramen geschrieben sind: so haben wir, denke ich, einstweilen Paradoxien genug, und sind diese Paradoxen gegründet, so steht der falsche Idealismus Schiller's nicht mehr zu leugnen. Hettner wendet sich zu den einzelnen Dramen, wir mit ihm.

Aber wie? Hettner selbst beweist zunächst daß „Wallenstein“ keine Schicksalstragödie sei. Ganz richtig: denn es ist zu klar daß Wallenstein gerade durch seinen Schicksals- und Sternenglauben untergeht. Aber wie kann Hettner bei dieser ganz richtigen Ansicht dies Drama „an die Spitze“ der Schicksalstragödien setzen? „Maria Stuart“ soll uns mit Zorn gegen Gott und die Welt erfüllen, denn nicht Recht und Vernunft, sondern List und Gewalt haben den Sieg davongetragen. Dies würde nur erträglich sein bei dem Glauben an ein dunkel waltendes Schicksal, dem man blind unterworfen ist. In der That? Ich denke, die antiksten Alten würden eine Trilogie in welcher am Ende List und Gewalt über den Unschuldigen triumphirten nicht minder schlecht gefunden haben als wir. Aber ist denn Maria unschuldig? Vielleicht frei von Hochverrath, aber gewiß nicht von schwerer Blutschuld. Und ist denn die göttliche oder meinetwegen die poetische Gerechtigkeit minder gerecht, weil sie sich vor Ausführung der Sühnung einer unreinen Hand bedient, deren eigene Strafe durch die Rathe herbeigezogen wird die sie glaubt üben zu können? Wenn aber vollends Hettner die „Jungfrau von Orleans“ für eine Schicksalstragödie erklärt, wenn er „die Idee und Grundlage dieser Tragödie durch und durch antik“ findet, so mag er verzeihen wenn wir diese Ansicht komisch finden. Er selbst weist sehr richtig darauf hin wie künstlerisch der Dichter das Wunderbare zugleich psychologisch motivirt habe, wie die Jungfrau an dem Widerstreit der menschlichen und weiblichen Schwäche gegen ihre hohe Aufgabe erliegt: dennoch ist das Mädchen von Orleans eine Schicksalstragödie. Wahrhaftig, es ist eine schlimme Sache um eine vorgefaßte Meinung, wenn selbst das feinste Gefühl sich ihr unterordnen muß und der kritische Scharfsinn ihr dienen! „Die Braut von Messina“ dagegen ist allerdings ein antikisirender Versuch, wenn auch, wie Hettner selbst anerkennt, von solcher Großheit daß ich für meine Person kein Bedenken tragen würde ein paar Dutzend moderner Tragödien für diese Probe des „falschen Idealismus“ hinzugeben. Bei „Wilhelm Tell“, welcher ebenfalls ein antikisirendes Experiment sein soll, wird zunächst anerkannt daß der „reine, einfach-antike Zuschnitt der Charaktere dem Werke eine Harmonie und Großheit gibt, die um so gewaltiger wirkt, da sie hier — überall innerlich nothwendig aus der Sache entspringt“. Das soll also doch wol ein Lob sein. Dennoch taugt der „Tell“ Nichts; denn er ist „als Ganzes betrachtet eine unkünstlerische Zwittergestalt, ein ungehöriges Vermischen von Epos und Drama, das sich dadurch die höchste Höhe künstlerischer Reinheit von selbst abschneidet“. Die Beweisführung dafür ist etwas verworren und dunkel. Die Leser d. Bl. werden mir eine Widerlegung gern erlassen; denn der von Hettner gerügte Fehler, wenn überhaupt vorhanden, ist jedenfalls kein Fehler der aus falschem Idealismus oder aus antikisirender Neigung entspringt. Aber das Vorstehende hatte nur den Zweck diesen letztern Vorwurf von unsern beiden Dichtern abzuwälzen: eine Apologie Schiller'scher Kunst zu schreiben ist in der That auch nach Hettner's Angriffen kein Bedürfniß. Hettner schließt diesen Ab-

schnitt mit dem Ergebniß: daß auch Schiller's Dramen weder mustergültig noch unserer Denkweise angemessen sind. Sollten unsere Leser durch unsere Auseinandersetzung eine andere Ansicht gewonnen haben, so dürften wir wol als unser Urtheil dem Hettner'schen entgegenstellen: der im Allgemeinen ausgesprochene Vorwurf des falschen Idealismus, hervorgerufen durch antikisirendes Streben, ist in Beziehung auf unsere beiden größten Dichter unbegründet.

Nach dem eben Vorgetragenen können wir die dritte Unterabtheilung: „Die beiden Schlegel", füglich übergehen, in welcher bewiesen werden soll daß die „Alarcos" und „Ion" eine Folge der von Goethe und Schiller aufgebrachten antikisirenden Manier seien. Hettner gibt die Verfehltheit beider Producte zu, aber es „hätte Schiller wie der Zöllner im Evangelium hierbei etwas mehr in seine eigene Brust einkehren sollen". Ich denke wir wissen was wir von dieser Ansicht, die unsere großen Dichter zur Mitleidenschaft für die Verkehrtheiten der Romantik herbeiziehen will, zu halten haben. Um so freudiger können wir in dem folgenden Abschnitt uns im Allgemeinen wieder der sichern Führung des Verf. überlassen. Das Sichinsichselbstversenken, die subjective Innerlichkeit der romantischen Poesie in ihrer ersten Periode mußte sich bald ausleben: man mußte einsehen daß ohne Stoff, ohne Object die Poesie als gestaltende Kunst auf die Länge nicht auskommen konnte. Die zweite Periode der Romantik wird also durch ein Suchen und Tasten nach geeignetem Stoff eingeleitet, den sie endlich in der poetischen Verherrlichung des Mittelalters und des Katholicismus gefunden zu haben wähnt. Natürlich. Das classische Alterthum, an welchem Goethe und Schiller ihren Geschmack und ihren poetischen Sinn, wie wir oben sahen, immer von neuem erfrischten und kräftigten, konnte dem weichlichen, verschwimmenden Gefühls- und Phantasieleben der Romantik nicht zusagen. Hettner bezeichnet diese zweite Periode sehr glücklich mit einem Ausdruck A. W. von Schlegel's, womit dieser seine angefeindete katholisirende Richtung zu vertheidigen dachte, la prédilection d'artiste. In der That ist in diesem zweiten Stadium die Hinneigung zu Mittelalter und Katholicismus eine noch durchweg ästhetische, künstlerische. Was mehr ist, sie erscheint ihren Ausgängen nach als eine wenigstens relativ berechtigte. Die Hingebung und Liebe für deutsche Art und deutsches Wesen, wer möchte es tadeln? Wer fände nicht die Worte Tieck's: „Ohne Vaterland kein Dichter: sich von ihm losreißen zu wollen, heißt die Musen verleugnen..." wer fände diesen Ausbruch einer patriotisch nationalen Gesinnung nicht zu loben? Betrachten wir die zweite Seite dieser prédilection d'artiste, die religiöse Richtung, so läßt sich nicht verkennen daß die Aufklärungsperiode, deren große und vortheilhafte Wirkungen Niemand verkennt, andererseits wol geeignet war in Gemüthern welche ein mehr innerliches Leben zu führen geneigt waren eine große Leere und Dürre zurückzulassen. Diese Leere auszufüllen, diese Dürre zu erfrischen, wo konnte ein besseres Auskunftsmittel gefunden werden als die Versenkung in die Glaubensinnigkeit, in die Innerlichkeit und Unbefangenheit des mittelalterlichen Katholicismus? Aber auch hier ging es der Romantik wie in ihrer ersten Periode der absoluten Subjectivität. Auch hier kam sie nicht dazu mit ihrem Stoff einszuwerden, auch hier merkt man stets das Gemachte, das Reflectirte. Und war Das nicht in der Natur der Sache begründet? Es ist eben eine Unmöglichkeit vergangene Zeiten heraufzubeschwören, unmöglich in der Kunst wie in der Politik. Wol kann uns der Künstler mit wunderthätigem Pinsel alle Geschichten hervorzaubern daß wir sie vor Augen zu sehen glauben; will er aber selbst, ein zweiter Proteus, aus einem Menschen der neuen Zeit sich verwandeln in Seele und Leib eines mittelalterlichen Künstlers, so wird der Zwiespalt der Gesinnungen und Anschauungen grell hervortreten und alle Kunst zerstören. Das ist eben das Große an Goethe und Schiller daß sie bei aller Versenkung in den Stoff, bei aller prédilection für die Alten, einige Launen ausgenommen, nie ihre Zeit vergaßen, oder verleugneten daß sie deutsch waren, ohne Reflexion, auch in dem fremdesten Stoff.

Aber auf die Periode der prédilection d'artiste für Mittelalter und Katholicismus folgt bei unsern Romantikern die religiöse und politische Reaction. Mit andern Worten: die innerlich und künstlerisch schon lange vorhandene und oft ausgesprochene Vorliebe für staatliche und religiöse Institutionen des Mittelalters manifestirt sich nun in der äußern That. Und wenn Ludwig Tieck und A. W. von Schlegel sich von ihren Gesinnungsgenossen zurückgezogen als diese Anstalt machten die Theorie in Praxis umzusetzen: so scheint, von aller sittlichen Beurtheilung dieser Restauratoren abgesehen, die größere Consequenz ohne Frage auf der letztern Seite zu stehen. Denn Das läßt sich nicht leugnen daß auch die theoretische Anpreisung des Mittelalters wie die noch frühere Versenkung in das eigene Subject von der Ansicht ausgegangen war daß unsere modernen Zustände in Staat und Kirche faul, prosaisch, unkünstlerisch seien. War es nicht folgerichtig wenn diese schwärmende Romantik den Versuch machte beide große Institutionen der Gesellschaft nach dem Modell umzuschaffen welches ihnen für Kunst und Leben das alleinerspießliche schien? Nur mochten die beiden Koryphäen der Romantik sich insoweit ein helleres Bewußtsein gewahrt haben daß sie die Unmöglichkeit eines solchen Kampfes gegen die Entwickelung der Weltgeschichte einsahen; vielleicht daß sie bei aller Sehnsucht nach dem Land und der Zeit ihrer Träume doch nicht verkannten daß das Zurückschrauben des allgemeinen Bewußtseins um einige Jahrhunderte noch undankbarer ist als dasselbe Experiment bei einem Individuum. Was nun zuerst die religiösen Bekehrungen betrifft, so habe ich darüber nur Weniges hinzuzufügen. Hettner erkennt zunächst die innere Nothwendigkeit mit welcher diese Erscheinungen aus dem Princip der Romantik folgen unbedingt an. Sodann aber meint er daß einzelne dieser Convertiten, an Leib und Seele

durch Libertinage gebrochen, mit Nothwendigkeit dem Glauben in die Arme geführt wurden, „der die guten Werke überflüssig macht“, dem Katholicismus. Das ist ein kleiner Irrthum, wenigstens im Ausdruck. Ist es ja doch bekannt daß unsere Reformatoren Nichts eifriger bekämpft haben als den Nachdruck den die katholische Kirche auf die „guten Werke“ legte. Und gerade diese guten Werke, durch welche in dem Katholicismus ganz äußerlich die Sünde aufgehoben wird, führte und führt noch heute diesem viele Protestanten zu, die es zu schwer finden durch innerliche Selbsterneuerung, durch göttliche Reinigung der Seele den verlorenen Frieden wiederzugewinnen. Ich zweifle nicht daß Hettner Dies gemeint hat, aber der Ausdruck den er braucht ist falsch. Was die Sache selbst betrifft, so ist es kein Zweifel daß bei Einzelnen dergleichen Menschlichkeiten mitgewirkt haben. Im Allgemeinen aber genügt das Zurückgehen auf den Ausgangspunkt der Romantik vollkommen um auch diese Erscheinungen auf das genügendste zu erklären.

Nicht anders verhält es sich mit der politischen Reaction welche die Romantik anstrebte. Das Mittelalter ist poetisch, also ist der mittelalterliche Feudalstaat der Musterstaat. Das ist die einfache, und wenn man einmal das Princip zugibt nach welchem eine phantastische Poesie der Maßstab und Mittelpunkt aller Dinge wird, sogar berechtigte Logik der Romantik.

Wir wenden uns mit Hettner von diesem Excurs in das Gebiet der religiösen und politischen Praxis zurück auf das Feld der Kunst und Poesie. Hettner betrachtet schließlich die Ausläufer der eben gezeichneten romantischen Richtung, die Epigonen der Romantik, die er unter dem etwas harten Ausdruck der forcirten Talente aufführt. Mit feinem Sinn unterscheidet er vier Gruppen, jenachdem in den Dichtungen das Phantastische, Mystisch-Fatalistische, Vaterländisch-Mittelalterliche oder orientalische Stimmungen vorherrschen. Es ist nicht meine Absicht ihm in die Charakteristik dieser einzelnen Dichtungen zu folgen. Denn abgesehen davon daß auch hier wieder Schiller die Schicksalstragödien halb und halb in den Busen geschoben werden, sind die einzelnen Nuancirungen wenn auch nur leicht, doch meist treffend angedeutet. Meine Absicht war es überhaupt nur an das Hettner'sche Buch anknüpfend einen allgemeinen Ueberblick über die romantischen Bestrebungen zu geben. So mag es auch hier genügen im Allgemeinen zu bemerken daß es der Romantik gegangen ist wie jeder Disciplin, wenn sie aus dem engsten Kreise in das Publicum hinaustritt. In Sokrates war alles Das zu einer harmonischen Einheit der Weltanschauung vereinigt was in Antisthenes, Aristipp und Euklides sich in einzelne Momente auseinanderlöste. So sind in dem ursprünglichen Princip der Romantik alle jene Elemente vereinigt deren einseitige Ausbildung durch die spätere Romantik die Unterscheidung jener vier oder ähnlicher Gruppen möglich macht. Das Charakteristische dieser einzelnen romantischen Seiten, wenn ich so sagen darf, besteht eben in der einseitigen Ausbildung einer einzelnen Seite der romantischen Welt- und Kunstanschauung, nicht in der Zufügung neuer Momente.

Wir kommen zu dem letzten Capitel unsers Buchs, „Anfänge der historischen Poesie“. Ich möchte die darin aufgestellten Ansichten prophetisch nennen; aber ich muß gleich hinzusetzen daß ich an die Weissagungen des Verf. nicht glaube. Gegenüber der falschen Idealistik unserer Classiker und Romantiker soll sich eine realistische Poesie heranbilden; die Anfänge dieser neuen Aera seien nicht zu verkennen. Und wo suchen wir sie? In Tieck's Novellen, in Heine, in dem Jungen Deutschland. Ich gestehe aufrichtig, diese Wendung überraschte mich. Ich weiß Tieck's Novellen, besonders seiner romantischen Schwärmerei gegenüber, vollkommen zu schätzen; aber wahrlich als der Anfang einer neuen Aera erscheinen sie mir nicht. Und was Heine, was das Junge Deutschland, was die politische Lyrik betrifft die Hettner hinzufügt — wahrhaftig, es wäre eher Ursache zum Verzweifeln als zu „stolzem Siegesjubel“, wenn man in diesen Erscheinungen die Anfänge und Grundlagen einer neuen deutschen Literatur erblicken müßte. Wenn auch die neue große Zeit die für Deutschland herangebrochen ist, wenn das erwachte politische Leben, der Sinn für Nationalität und Größe und Macht des Vaterlandes, wenn die Freiheit und das Streben nach Einheit — wenn dieses Alles nicht im Stande ist eine Blüte der Poesie hervorzurufen, die gleich beim ersten Erscheinen ein ganz anderes Ansehen darbietet als jene traurige Literatur der Zerrissenheit und Zerfahrenheit: — dann wird Nichts übrigbleiben als sich an dem „falschen Idealismus“ unserer Classiker einstweilen genügen zu lassen und ein paar Jahrzehnde in Ruhe abzuwarten, ob einem neuen Geschlechte Apollon eine dritte Blüteperiode deutscher Literatur schenken wird.

**A. Henneberger.**

---

Otto von Freysingen nach seinem Leben und Wirken. Ein historischer Versuch von Theodor Wiedemann. Mit einer Vorrede von Carlmann Flor. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 1849. Gr. 8. 12½ Ngr.

Dieses Büchlein hat beim ersten Lesen etwas Abstoßendes, weil es sehr schwerfällig, oft sogar uncorrect stilisirt ist; aber beim Weiterlesen fesselt es den Leser der auch für die trocknern Partien der Geschichte Interesse hat durch die Gründlichkeit und den Umfang der Quellenstudien welche zugrundeliegen. Eine Kritik dieser Quellen scheint aber außer dem Plane des Verf. gelegen zu haben, welcher vielmehr eine Chronik des freysinger Stifts und schließlich ein Inhaltsverzeichniß der Ottonischen Schriften, ihrer Vorgänger, Nachahmer und Herausgeber geben wollte. Der Lebensgeschichte Otto's fehlt es an einem Kern, weil sie nur die äußerlichen Schicksale desselben und vorzugsweise die Erwerbung verschiedener Klostergüter mittheilt; der breitaufgetragene allgemeinhistorische Hintergrund ist zum Theil farblos, zum Theil katholisch-dogmatisch gefärbt, und sagt daher einer protestantischen Auffassung des Mittelalters wenig zu.

Die großen weltgeschichtlichen Kämpfe der Staatseinheit gegen die Kircheneinheit, der Waibling'schen rationalistischen Richtung gegen die absolutistisch-orthodoxe der Welfenpartei,

sind natürlich von unserm Verf. entweder nur oberflächlich berührt oder falsch aufgefaßt. Sie mußten aber gerade den Mittel- und Kernpunkt des Buchs bilden, weil sie die Träger sind der historischen Weltanschauung Otto's. Eine dürre Inhaltsangabe der Ottonischen historischen Schriften, der Nachweis der aus den Alten und den Kirchenvätern entlehnten Stellen, die Beschaffenheit der Handschriften haben für den Geschichtsforscher allerdings einen Werth, machen das Buch aber ungenießbar für ein größeres Publicum. 49.

## Bibliographie.

Adami, F., Neue Frauen-Novellen. Berlin. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Das apostolische Amt. Seine ursprüngliche Gestalt, sein Verfall und seine Wiederherstellung. Berlin, Brandis. 8. 7½ Ngr.

Baltzer, E., Ein Glaubensgericht in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zugleich als Beitrag zur nothwendigen Reform des protestantischen Kirchenwesens actenmäßig dargestellt. Nebst Beilage, die drei ökumenischen Symbole enthaltend. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr.

Biedermann, G., Die speculative Idee in Humboldt's Kosmos. Ein Beitrag zur Vermittelung der Philosophie und der Naturforschung. Prag, Calve. 1849. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Bolzano, B., Ueber die Eintheilung der schönen Künste. Eine ästhetische Abhandlung. Prag, Calve. 1849. Gr. 4. 15 Ngr.

Curtius, G., Ueber die Bedeutung des Studiums der klassischen Literatur. Eine Antrittsvorlesung gehalten am 26. Oktbr. 1849. Prag, Calve. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Düringsfeld, Ida von, Aus der Schweiz. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Groddeck, C. T., Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform. Naumburg. Gr. 8. 10 Ngr.

Hanusch, I. I., Handbuch der Logik. 2te umgearbeitete Auflage. Prag, Calve. Gr. 8. 20 Ngr.

Haß und Liebe. Episode aus einer Familiengeschichte. Von Onkel Adam. Aus dem Schwedischen übersetzt von H. Bertholdi. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Helbig, K. G., Wallenstein und Arnim 1632—1634. Ein Beitrag zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs nach handschriftlichen Quellen des K. Sächs. Haupt-Staats-Archivs. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 8 Ngr.

Der moderne Katholicismus und seine Machinationen. Specielle Beleuchtung der katholischen Glaubenssätze, der Lehre vom Abendmahl, von der Beichte, vom Fegefeuer, vom Ablaß, von der Anbetung der Heiligen, von der Wirksamkeit der Büßungen, von den guten Werken, von der Unauflöslichkeit der Ehe, von der Unfehlbarkeit, vom Ordens- und Klosterwesen, u. s. w. und des katholischen Cultus vom Standpunkte der Lehre Jesus des Essäers. Fortsetzung der Schrift: der Katholicismus unter der Fackel der Enthüllungen. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Mühlenfels, Elfriede von, Vaterländische Hochgesänge und Lieder. Berlin, Hertz. 1849. 8. 20 Ngr.

Neu-Südwales. Seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, oder Erfahrungen und Beobachtungen während eines zwölfjährigen Aufenthaltes in Australien. Nach dem Englischen von M. B. Lindau. Leipzig, Kollmann. 8. 18 Ngr.

Ostermann, L. F., Pädagogische Randzeichnungen in darstellender und philosophischer Form. Hannover, Rümpler. Erster Band. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Proudhon, Die Sonntagsfeier, betrachtet in Hinsicht auf öffentliche Gesundheit, Moral, Familien- und Bürgerleben. Aus dem Französischen. Ratibor, Jacobsohn. 8. 7½ Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Gedichte. 2te Auflage. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Herzogthümer Schleswig-Holstein und das Königreich Dänemark. Aktenmäßige Geschichte der Dänischen Politik seit dem J. 1806. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Schubar, L., Das schwarze Buch. Zwei Bände. Lemgo, Meyer. 1849. 8. 2 Thlr.

Violand, E., Die sociale Geschichte der Revolution in Oesterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachenhusen, F., Inspiration und Rationalismus, oder der heilige Geist und die Orthodoxen. Geschichtliche Darstellung. Rostock, Leopold. Gr. 8. 6 Ngr.

Wetzke, C. T., Cyrus, der Gründer des persischen Reiches, war nicht der Befreier der Juden, sondern der Zerstörer Jerusalems. Ein Beitrag zur Rechtfertigung der Bibel und zur Berichtigung der bisherigen Darstellung der Geschichte vom babylonischen Exile. Bautzen, Weller. 1849. 8. 10 Ngr.

Wiggers, J., Die Mecklenburgische Kirchenverfassungsfrage. Ein Gutachten. Mit Actenstücken. Rostock, Leopold. Gr. 8. 10 Ngr.

Wilkinson, J. G., Dalmatien und Montenegro. Mit einem Ausfluge nach der Herzegowina und einer geschichtlichen Uebersicht der Schicksale Dalmatiens und Ragusa's. Bearbeitet von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Mayer. 1849. Gr. 8. 5 Thlr.

## Tagesliteratur.

Baltzer und Wislicenus, Reden bei Gründung der freien Gemeinde zu Leipzig. Nach den stenographischen Niederschriften herausgegeben von Grahl. Leipzig. 8. 2 Ngr.

Brenneke als Steuer-Verweigerer vor den Geschworenen. 2te Auflage. Berlin, Löwenherz. 8. 2½ Ngr.

Crüger, A. F., Gruß zum Neujahre 1850. Gerichtet an den Preußischen Volks-Schullehrerstand und verwebt mit einigen brauchbaren, der neuen Zeit zusagenden Bruchstücken aus der Schulmeister-Klugheits-Lehre. Danzig, Homann. Gr. 8. 6 Ngr.

Entwurf einer auf Berufsklassen gegründeten Staats-Verfassung für Mecklenburg. Vom Verfasser der Schrift: „Zur Lösung der socialen Frage." Berlin, Brandis. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Göthefeier des Auricher Gymnasiums. Aurich, Prätorius u. Seyde. 1849. 8. 2½ Ngr.

Kirchmann, v., Die Grundrente in ihrer Beziehung zur sozialen Frage. Neugarten. Ratibor, Jacobsohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die niederösterreichischen Landstände und die Genesis der Revolution in Oesterreich im J. 1848. St. Pölten. Gr. 8. 14 Ngr.

Lützow, K. v., Mecklenburg-Schwerin im J. 1849. Schwerin, Oertzen u. Schlöpke. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Pläne gegen die Schweiz. Schwerin. 8. 2½ Ngr.

Preßler, F. K., Die Centralisation der Dresdner Bahnhöfe. Zur Rechtfertigung eines verkannten und angegriffenen Projects erläutert. Hierzu 1 Uebersichtsriß. Dresden. Gr. 4. 15 Ngr.

Schmidt, K., Eine Weltanschauung. Wahrheiten und Irrthümer. Dessau, Fritsche. Gr. 8. 1½ Ngr.

Waldau, M., Für Gottfried Kinkel. An den Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. Ratibor, Jacobsohn. 8. 2½ Ngr.

Höchst interessante und merkwürdige Weissagungen der Seherin Lenormand über die Zukunft der J. 1848 bis 1860. Nebst kurzer Lebensbeschreibung der Seherin. Leipzig, Bengler. 8. 1½ Ngr.

Wirth, J., Bericht über eine mit Hrn. Karl Scholl, Prediger der freien Gemeinde in Schweinfurt, gehaltene Disputation. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Offener Brief an Hrn. Heinr. Bäthig, Prediger der freien Gemeinde in Nürnberg. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 92. — 17. April 1850.


## Neue Reisewerke über Italien.*)

### Erster Artikel.

So ähnlich die unten aufgeführten Werke dem Stoffe nach sind den sie behandeln, so nahe sie sich der Zeit des Erscheinens nach liegen, so verschieden ist doch der Inhalt; denn abgesehen von der Individualität des Schildernden, liegt zwischen ihnen der gewaltige Revolutionskampf, der Rom auf eine Zeitlang zum politischen Mittelpunkt Italiens machte. Die reinästhetische Betrachtungsweise Italiens ist überhaupt beseitigt; über die hervorragenden Kunst- und Naturschönheiten läßt sich nicht einmal, wenn man nicht Paradoxa aufstellen will, etwas Neues mehr sagen, nur das Volksleben bietet immer neue Züge, und dieses leitet dann ganz natürlich auf Verwaltung und Regierung, öffentlichen Unterricht, Bodenbelastung u. s. w. Politisches Element ist also in jedem der vorliegenden Werke vorhanden, es handelt sich nur darum in welcher Weise es vorherrscht, was wir sogleich im Einzelnen nachweisen werden.

Nr. 1 ist geschrieben nach den Eindrücken einer italienischen Reise in den J. 1845 und 1846, also noch unter Gregor's bleiernem Scepter und der Herrschaft der Jesuiten, doch als schon der Aufstand in der Romagna die revolutionnairen Bewegungen begonnen. In der Zueignung an Ludwig Trelinger verspricht die Verf., dessen Rathe zufolge, „möglichst wenig von Kirchen und Bildern, möglichst viel von Land und Menschen zu erzählen". Soviel zur Bezeichnung des Buchs im Allgemeinen. Die Reise geht durch das Waadtland; Vevay und das Wallis wird kurz charakterisirt und Ende August 1845 auf der Simplonstraße die Alpen überstiegen. Die Verf. hat in echtdeutscher Weise die Sehnsucht nach Italien jahrelang im Herzen getragen, ohne je anders als in Träumen wirklich dahin! dahin! zu gelangen geglaubt zu haben: daher die enthusiastische Schilderung des Eintritts ins Land beim Herabfahren auf der Simplonstraße. Dann kommt der Langensee, die Borromeischen Inseln, Napoleon's Lorber — vorbei! vorbei! Das zweite Bild ist „Mailand" betitelt, Schilderung des Doms, des Treibens in demselben, einer komödienhaften Predigt mit weltlicher Musik; das dritte heißt „Debut in der Scala", Alles recht hübsch geschrieben, aber ohne neue Gedanken. Interessanter sind die beiden folgenden Skizzen: „Der Goethe'sche Faust als Ballet auf der Scala", wo freilich von „Faust" wenig mehr als der allgemeinste Gedanke übriggeblieben ist, und: „Der Corso und ein Luftballon in der Arena", ein hübsches Stück Volksleben.

In den Rahmen von „Genua" sind folgende Bildchen eingeschlossen: „Von Mailand nach Genua", „Hafenfahrt", „Durch die Straßen", „Das Tagstheater", „Brücke und Kirche Carignano". Die nächste Abtheilung ist „Florenz". Bei der Schilderung des Riviera di Levante macht die Verf. folgende gute Bemerkung:

> An jedem Baume schlingen sich drei, ja vier und fünf Weinreben empor bis zu den höchsten Gipfeln. Ich mußte lachen über unsere guten Pastoren, die, weil sie nur den Norden kennen und seinen dürftigen Weinbau, in jeder Traurede von dem Ulmbaum predigen um den sich die Weinrebe rankt. Solch ein südlicher Baum mit seinen vielen Reben ist ein ganz glückseliges vergnügtes Bild echt mohammedanischer Polygamie. Da ist von der heiligen Einheit der Zwei keine Spur. Der Baum sieht nicht so ernsthaft darein wie unsere nordischen Bäume, und die Weinrebe ist nicht allein bei ihm und ist ihm nicht treu. Solch ein Baum sieht aus wie ein stattlicher Pascha den im neckischen Spiele schäkernde Odalisken umtanzen.

Dann werden die Ateliers in Carrara besucht, wo der Reisenden das Treiben der Künstler, mit Ausnahme des Schweden Byström, etwas handwerksmäßig erscheint, in Lucca die „sanfte vornehme Langeweile kleiner Resi-

---

*) 1. Italienisches Bilderbuch von der Verfasserin der „Clementine" und „Jenny". Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1847. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

2. Ocean und Mittelmeer. Reisebriefe von Karl Vogt. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

3. Ober- und Mittelitalien. Nach eigener Anschauung und den besten Quellen geschildert von W. Stricker. Frankfurt a. M., Meidinger. 1847. 8. 12 Ngr.

4. Das Königreich beider Sicilien, nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1838, 1840 und 1841 und nach den neuesten Quellen dargestellt von W. Stricker. Leipzig, Mayer. 1848. Gr. 8. 22½ Ngr.

5. Sicilien, dessen politische Entwickelung und jetzigen Zustände. Zugleich ein Handbuch für Reisende von J. F. Neigebaur. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. Gr. 16. 2 Thlr.

6. Ein Jahr in Italien von Adolf Stahr. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1847—48. Gr. 8. 4 Thlr.

7. Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung von H. Stieglitz. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

denzen" empfunden, dann der Gesammteindruck von Florenz geschildert. Aus den Erinnerungen an die glänzende Vergangenheit der Stadt, verkörpert in den Häusern und Denkmälern ihrer berühmten Söhne, reißt die Verf. die Begegnung einer Procession und eines Bataillons Soldaten:

Wunderbar mischten sich die feierlichen Töne der Kirchenmusik mit dem hellen Jubel der kriegerischen Fanfaren. Aber diese verstummten urplötzlich. Ein lauter Trommelwirbel erscholl, das Heilige begrüßend. Die Fahne ward gesenkt, die Soldaten entblößten das Haupt und knieten nieder. Die Offiziere verbeugten sich als wollten sie hinknien, den Degen zur Erde neigend; und mit stolz gehobenem Haupte und siegendem Blick das kniende Volk betrachtend schritten die demüthigen Diener der Kirche in ihren goldgestickten Gewändern vorüber.

Unter der Aufschrift „Tribuna" findet sich eine nicht unverdiente Strafpredigt gegen die Nachbeter von Kunsturtheilen welche aus Modesucht die gräuelvollen Märtyrerbilder und die unbeholfenen Madonnen der ältesten Kunstperiode bewundern, und die Verf. bewährt sogleich ihre eigene Unabhängigkeit des Urtheils in einer ziemlich wegwerfenden Kritik der Mediceischen Venus. „Misericordia" schildert das wohlthätige Wirken jener Brüderschaften unter deren verhüllender Kapuze alle Stände vermischt Gutes thun.

Die Reise von Florenz nach Rom (Straße über Perugia) wird besonders anziehend durch zwei Begleiter der Dame, einen jungen tiroler Autodidakten von unerschöpflichem Wissenstrieb, der bis zum neunzehnten Jahre Holzschnitzer im Pusterthal, dann sein Talent als Bildhauer in Wien ausbildet, gleichzeitig für seinen Unterhalt Bildnisse malt, und die Nacht seiner allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung widmet, bis er endlich das große Stipendium für Rom erlangt. Sein Gegensatz ist ein wohlerzogener italienischer Mönch, der ohne alles Streben in ruhigem Klosterleben seine Beruhigung findet.

Am Trasimenischen See findet sich Gelegenheit über die schlechte Vertheilung der Abgaben im Kirchenstaat sich zu beklagen; in Perugia ergibt sich folgende Bemerkung:

Ueberall wo man bei uns an den Häusern bittet keine Zettel anzukleben und zur Reinlichkeit ermahnt, malt man ein Kreuz oder ein Fegfeuer hin, und diese heiligen Embleme vertreten im Kirchenstaate und in Neapel die Stelle der Warnungstafeln. Der Cultus als polizeiliche Sicherheitsmaßregel hatte für mich etwas sehr Komisches und Trauriges zugleich.

Mit immer größerer Spannung nähert man sich Rom; als sie den Petersdom erblickt stürzten heiße Thränen aus ihren Augen.

„Die erste Wanderung durch Rom" können wir füglich überschlagen, dagegen bewährt der Abschnitt über die „Octoberfeste" von neuem das plastische Talent der Verf., ihren feinen Blick für das Volksleben. Es folgen manche gute Bemerkungen über die häusliche Einrichtung in Rom im Vergleich mit größern deutschen Städten, und daran anschließend über die Fremden in Rom: ein Abschnitt den wir für den gelungensten des ganzen Bandes halten, für den der am meisten Stoff liefert, und von der nationalen Gesinnung der Verf. den schönsten Beweis ablegt. Wir bedauern daß der Raum uns nicht erlaubt gerade aus diesem Theil längere Auszüge hier zu geben. Das Lotto behandelt die Verf. mit der ganzen sittlichen Entrüstung den diese privilegirte Beutelschneiderei verdient, und gibt interessante Auszüge aus einem unter neapolitanischer Censur und mit Königl. Privilegium im J. 1839 gedruckten Lottobuch. Dann werden die Bettler geschildert und classificirt, ein Gegenstand der füglich abgethan sein könnte, und den Schluß des Bandes machen vier anziehende, auf den Contrast geordnete Bilder: „Ein Besuch im Frauenkloster Trinità dei Monti und eine Jesuitenpredigt", „Die Grotte der Egeria", „Elle est folle!" — das bekannte französische Stück auf dem Metastasio-Theater aufgeführt und in seiner Sentimentalität von den Italienern gar nicht verstanden, sondern ironisch aufgefaßt — und endlich die „Preisvertheilung der Akademie von San-Luca auf dem Capitol".

Der zweite Band beginnt mit einer längern Schilderung des Carnevals. Mit vielem Geschick hat die Verf. die bunten Bilder des Carnevals an den Faden einer einfachen Novelle gereiht und so eine gewisse Einheit in die Mannichfaltigkeit gebracht. Es folgt: „Eine Soirée." Dies ist ein Gegenstand allgemeinen Interesses, da viele Fremde bekanntlich in Rom durchaus in keine Gesellschaft kommen, woran sie freilich im Vergleich zu den übrigen Genüssen des Aufenthalts nicht viel verlieren. Der Satz den die Verf. an die Spitze dieses Abschnitts stellt: „Wahrhaft schöne und förderliche Geselligkeit ist nur möglich in freien Ländern, d. h. jene Geselligkeit durch welche das geistige Leben zu erhöhter Thätigkeit angeregt wird. Tanzen und den Frauen schmeicheln, Karten spielen, rauchen, essen und trinken kann man überall, so gut in Rußland als in Italien", hat für den Augenblick des Siegs der Reaction auch für Rom noch seine bedingte Gültigkeit, wenngleich mit dem alten Schweigen nicht die alte Unbekümmertheit um politische und religiöse Fragen zurückgekehrt ist. Es wird ferner das Vorherrschen der Musik als Ersatz einer stoffreichern Unterhaltung, das Aermliche der Aufwartung, Bedienung, Erleuchtung im Gegensatz zu der architektonischen Pracht der alten Paläste, der überladene Putz und Schmuck der Frauen, das Vorherrschen geistlicher Kleidung, besonders der Abbatentracht, und endlich das uns ganz fremdgewordene Declamiren in Gesellschaft hervorgehoben. Die Reisende macht dabei die gute Bemerkung: „Je freier und liebenswürdiger, je natürlicher die Italiener im täglichen Leben erscheinen, desto conventioneller sind sie in den hergebrachten Formen ihrer poetischen Leistungen. Die Sprache des täglichen Verkehrs verhält sich zu jenen wie ein Vaudeville zu einer Racine'schen Tragödie, wie französischer Witz zu dem Pathos des Théâtre français." Unter den Abschnitten: „Der Papst und eine Function in der Sixtinischen Kapelle", „Die Taufe der Juden im Lateran", „San-Giuseppe", folgen Schilderungen von Kirchenfesten und des dieselben begleitenden Volkslebens, unter

der Ueberschrift „La Sentenza" Betrachtungen über die Rechtspflege in Rom, den Rechtssinn des Volks und den schlechten Zustand der Besserungshaft. Desto erfreulicher ist das folgende Bild des deutschen Künstlerfestes der Cervaro. Wenige Seiten über das Colosseum schließen die Betrachtung von Rom:

> Im Colosseum verlebte ich meinen letzten Morgen in Rom. Mit dem Bilde des Colosseums soll nun auch der Leser von der ewigen Roma scheiden, deren treffendstes Sinnbild es ist, dies Denkmal der Römerzeit, auf welches das Kreuz gepflanzt ward mitten in dem Reichthum der göttlichen Natur.

Ueber den Abschnitt „Neapel" (S. 143—298) können wir uns kürzer fassen. Die Verf. scheint dort nicht so heimisch geworden zu sein als in Rom, wo sie sieben Monate verweilte, und mehr flüchtig Neapel mit der Umgebung und Palermo besucht zu haben; denn wir vermissen Amalfi, Salerno und Pästum. Ihr Talent für Naturschilderung und die Auffassung des Volkslebens verleugnet sich auch hier nicht. Der Abschnitt über die Jettatori enthält einige recht bezeichnende Anekdoten; auch der Aufenthalt bei einer Handwerkerfamilie in Sorrent ist anziehend geschildert. Wenig Neues bieten die Bilder: „Reise nach Neapel", „Städtebild und Volksleben", „Herculanum und Pompeji", „Castellamare und Sorrent", „Capri und Ischia", „Piedigrottafest in Neapel", „Rosalienfest in Palermo" u. s. w. Von Neapel kehrte die Verf. im September 1846, also schon unter Pius IX., mit dem Dampfschiff bis Civita-Vecchia und Livorno, dann über Florenz, Bologna und Venedig in die Heimat zurück. Den beiden letztgenannten Städten sind die schließenden Abschnitte des Buchs gewidmet. Der Jubel über die Amnestie Pius' IX., über seine Anfänge überhaupt in Bologna bildet einen schneidenden Contrast zur Gegenwart. In Bologna macht die Reisende einen Besuch in dem Schlosse Camerata, dem Besitzthum der Tochter Elisa Bacciochi's, mit den Bildern der Napoleoniden, woran die Verf. Betrachtungen über den Charakter dieser seitdem in Frankreich und Italien wieder so sehr in den Vordergrund getretenen Familie reiht, welche noch vor zwei Jahren ganz der Vergangenheit anheimgefallen schien. Auch der Abschnitt „Venedig", in deren Physiognomie die Reisende, gewiß ohne Grund, deutsche Züge durch die dreißigjährige deutsche Herrschaft zu bemerken glaubte, bietet interessante Vergleichungen mit der Gegenwart.

Wir möchten unser Gesammturtheil über das Buch dahin aussprechen daß, so sehr es zu bedauern ist daß die Verf. von der großen italienischen Heerstraße sich durchaus nicht entfernte, und so Wiederholung vieler bekannten Gegenstände nicht zu vermeiden war, es doch einen angenehmen Eindruck macht eine so ausgezeichnete Darstellungsgabe mit einem so frischen offenen Gefühl nicht nur für die Kunstwerke und Naturschönheiten, sondern auch für das Wohl der Menschen verbunden zu finden. Die Verf. ist ebenso weit entfernt von jener philisterhaften Gesinnung welche über Schmuz und Bettler zu keinem heitern Genuß gelangt, als von jener hochmüthigen Abgestumpftheit welcher der bleiche, hungerige Mensch nur eine willkommene malerische Stafage ist. Das Lesen ihres Buchs wird Jedem der Italien kennt eine frohe Erinnerung und mannichfache Anregung gewähren.

Wir können uns nicht versagen hier nachträglich noch einige Bemerkungen der geistreichen Reisenden mitzutheilen. So erzählt sie vom Strand bei Neapel:

> Fünf kleine, von Unsauberkeit starrende Buben hatten ein paar Schweine in das Meer getrieben, und wuschen und bürsteten sie mit einer Sorgfalt wie schwerlich die Mutter der Knaben sie diesen jemals angedeihen ließ. Andere hatten ein Calessino ins Meer gezogen. Zwei Jungen schwammen voraus an die Deichsel, vier andere stützten die beiden Räder, und ein größerer Bube stand wie ein Triumphator darin. So hielten sie es einige Augenblicke über Wasser bis es umschlug, sämmtliche Knaben untersanken und dann zappelnd und lärmend wieder emportauchten um jubelnd ein neues Spiel zu beginnen. Es waren vollkommene Tritonenbilder. Hier am Meere begriff ich wo Rafael und die andern alten Maler die Originale zu ihren Tritonen gefunden haben. Hier lernte ich die naturseligen Meergötter auf Rafael's Galatea erst recht verstehen. Wer den Süden mit seinem Naturleben nicht sah kann keine heidnischen Götter malen; denn es sind Producte dieser Natur wie sie Ideale dieser Menschen sind.

Wie treffend sind die folgenden Bemerkungen über Ischia:

> Auf den Inseln fühlt man es recht wie die verschiedenen Sitten der Personen Bedingniß der klimatischen und örtlichen Verhältnisse sind. In Ischia gibt es nur einen einzigen Wagen, der dem reichsten Bewohner Forias gehört. Es ist ein zweiräderiges, einspänniges Cabriolet; und so oft man eine Spur von Rädern erblickt, weiß man daß Don Antonio seinen Triumphzug durch die Inseln gehalten hat. Auch nicht der Ton von Heerden läßt sich hören, denn es gibt nur eine Kuh. Butter ißt das Volk nicht, und bedarf man der Milch, so läßt man sich mit Ziegenmilch genügen. Kein Brüllen der Heerden, kein Pferdegewieher, kein Wagengerassel berührt das Ohr.

Und über Venedig:

> Bedurfte ein Volk der bildenden Künste die Seele zu erheitern, so waren es die Venetianer. Die Kunst mußte ihnen zum einzigen Troste werden, ihre Seele mußte sich leidenschaftlich derselben zuwenden, und es ist natürlich daß sie Stadt und Wohnungen zu schmücken strebten, als Ersatz für den Mangel an schöner Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Luther der Mann des Volks.

Was Zwingli nie gewesen ist im Laufe seiner ganzen reformatorischen Thätigkeit — Mann des Volks — Das war Luther in der ebenbezeichneten Periode fast unausgesetzt. In seiner hohen Gemüthlichkeit ist er ein wahres Meisterstück des deutschen Volkscharakters, und in seinem Zeitalter spielte er, ein bloßer Professor, dieselbe Rolle welche Hildebrand in seinem Zeitalter als Papst durchgeführt hatte. Selbst kleine Flecken auf seinem Bilde beeinträchtigen seine Volksthümlichkeit nicht, und gern tritt man Lessing's Ausspruche bei: „Luther steht bei mir in einer solchen Verehrung daß es mir, Alles wohlüberlegt, recht lieb ist einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war ihn zu vergöttern."

Wieviele einzelne Scenen aus Luther's Leben erklären

uns auf das befriedigendste seine Beliebtheit bei dem Volke! Dahin gehört vorzugsweise nachstehender Bericht eines Zeitgenossen, der in seiner einfachen Ursprünglichkeit gewiß nirgend seinen Eindruck verfehlen kann, und zu dessen Verständniß nur einige Worte vorausgeschickt zu werden brauchen. Luther hatte sich zur Entscheidung seiner die ganze damalige christliche Welt lebhaft bewegenden Angelegenheit auf ein Concilium berufen. Kaiser Karl V. hatte wiederholt ein solches auszuwirken versprochen, auch wirklich deshalb beim Papste Schritte gethan. Aber diesem konnte an einem allgemeinen, freien, christlichen Concilium, wie man es verlangte, gar Nichts gelegen sein. Doch dauerten die Verhandlungen darüber fort, und dem Papst Paul III. schien es mit der Berufung eines Concils Ernst zu sein. Er sandte den Cardinal Bergerius, einen sehr gewandten Mann, nach Deutschland, um mit den Fürsten wegen des Concils zu unterhandeln. Als Bergerius im November 1535 nach Wittenberg kam, war der Kurfürst Friedrich abwesend; aber der Legat hielt doch an um Luther zu sprechen. „Am Sonntage nach Allerheiligentag", so lautet der Bericht, „als die päpstliche Botschaft den Abend zuvor war zu Wittenberg eingekommen mit 21 Pferden und einem Esel und gar ehrlich vom Landvogt empfangen und auf das Schloß zur Herberge eingeführt: da ist Doctor Martinus Luther zu einer Unterredung zu ihm gefodert worden. Alsbald den Sonntag früh hat Doctor Luther nach einem Barbirer geschickt, daß er ihn barbiren und schmücken sollte. Als der Barbirer gekommen ist, hat er gesagt: «Herr Doctor, wie kommt's, daß Ihr Euch so früh wollt barbiren lassen?» Da antwortete Doctor Luther: «Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes, Botschaft kommen; so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung scheine; so wird der Legat denken: Ei der Teufel! ist der Luther noch so jung und hat so viel Unglücks angerichtet, was wird er dann noch thun?» Und als ihn der Meister Heinrich gebarbiret hat, da zog er an seine besten Kleider und hing sein gülden Kleinod an Hals. Da saget der Barbirer: «Herr Doctor, das wird sie ärgern.» Luther sagt: «Darum thue ich es auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen.» Da antwortete der Barbirer: «Nun, Herr Doctor! So gehet hin in Gottes Frieden und der Herr sei mit Euch, daß Ihr sie bekehret.» Doctor Luther sprach: «Das will ich nicht thun; aber das kann wol geschehen, daß ich ihnen ein gut Capitel lesen werde und lasse sie fahren.» Und als Luther Solches geredet hat, stieg er auf den Wagen und fuhr zu dem Legaten aufs Schloß; und als er im Wagen saß, lachte er und sprach: «Siehe, da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pomeranus, das sind Gottes Gezeuge und Werke.» Und da fuhr er in das Schloß und ließ sich angeben, daß er da wäre. Da ward er von Stund an eingelassen und empfangen und er empfing sie wieder, aber nicht also mit herrlichen Titeln, wie man päpstliche Legaten vorzeiten empfangen hat. Und unter Anderm haben sie von einem Concilio zu reden angefangen, da hat Doctor Martinus Luther gesagt zu ihm also: «Es ist nicht euer Ernst, daß ihr ein Concilium haben wollt, es ist nur euer Spott, und wenn ihr gleich ein Concilium hieltet, so würdet ihr doch Nichts handeln, denn von Kappen, Platten, Essen, Trinken und dergleichen anderm Narrenwerk, und um anderer unnützen und unnöthigen Dinge halben, da wir vorhin wissen und deß gewiß sind, daß Nichts ist. Aber von dem Glauben und Rechtfertigung, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen möchten im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenket ihr nicht einst zu handeln, denn es wäre nicht für euch. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge aller gewiß und dürfen gar keines Concilii, sondern andere arme Leute, so durch eure Tyrannei unterdrücket werden; denn ihr wisset nicht was ihr gläubet. Nun wohlan, habt ihr Lust dazu, so machet eines, ich will, ob Gott will, kommen und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet.» Da sprach der Legatus: «Wo, in welcher Stadt wollet ihr das Concilium haben?» Darauf antwortet Luther: «Wo es euch gefällt, es sei zu Mantua, Padua oder Florenz oder wo ihr wollt.» Da fragte der Legat: «Wollet ihr auch gegen Bononien (Bologna)?» Antwortet Luther: «Weß ist Bononien?» Da sprach der Legat: «Des Papstes.» Antwortet Luther: «Allmächtiger Gott, hat der Papst diese Stadt auch zu sich gerissen? Ja, ich will dahin kommen.» Darauf sagte der Legat: «Der Papst würde sich nicht weigern, hieher zu euch gen Wittenberg zu kommen.» Spricht Luther: «Nun wohlan, so komme er her, wir wollen ihn gerne sehen.» Da sprach der Legat: «Wie wollet ihr ihn sehen? Mit einem Kriegsheer oder ohne Heer?» Luther spricht: «Wie es ihm geliebt, wir wollens beides gewarten.» Da fragt ihn der Legat: «Weihet ihr auch Priester?» Luther antwortet: «Freilich thun wirs, denn der Papst will uns keine weihen oder ordiniren. Und sehet, da sitzet ein Bischof, den wir geweihet haben» und zeiget auf Doctor Pomeranum."

„Dieses und anders viel redeten sie miteinander, das mir nicht Alles kundworden ist. Aber in Summa, Doctor Martin Luther sagt ihm Alles, was er im Herzen hatte und die Nothdurft erfoderte, ohne allen Scheu, unerschrocken, mit großem Ernst. Und als der Legat auf dem Pferde saß und jetzt wegreiten wollte, sprach er zu Doctor Luther: «Sehet zu, daß Ihr geschickt seid zum Concilium.» Antwortet Luther: «Ja, Herr, ich werde kommen mit diesem meinem Halse.»" 20.

## Literarische Notizen.

### Der Roman „Manhold".

Der in Nr. 74 d. Bl. besprochene Roman „Manhold" von Ottilie Kapp scheint vor den Augen der Franzosen keine Gnade gefunden zu haben. Ein sehr gewissenhaftes kritisches Organ Frankreichs äußert darüber: „Mit zwei Worten wollen wir der politisch-socialistischen Blaustrümpfe gedenken die sich jenseit des Rheins täglich mehren. Deutschland, das uns von Dem worauf wir nicht stolz zu sein brauchen immer mehr entnimmt als es zugesteht, hätte uns getrost jenes Unkraut lassen sollen. Der Roman der Frau Ottilie Kapp (geb. v. Rappard, und trotzdem Demokratin) ist ein sehr tugendhafter, sittlicher Roman, der ganz das Ansehen haben würde als stamme er aus der Zeit Ducray-Duminil's, wenn nur nicht jeden Augenblick die Geschichte der frankfurter Nationalversammlung, des wiener Aufstandes und selbst Kossuth's hineingemengt würde; und alle diese Dinge sind vom Gesichtspunkte einer Idylle aufgefaßt, die auch nicht im geringsten amusant ist. Selbstverständlich ist daß Frau Ottilie Kapp die Emancipation der Frauen will und erwartet; allein sie versichert auch daß sie am Communismus durchaus keinen Geschmack finde." Nun — Gnade für jeden Sünder!

### Ancillon ins Französische übersetzt.

Die französischen Republikaner sollen von Ancillon lernen! Fünfundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Werks „Ueber den Geist der Staatsverfassungen" gibt in Dijon ein Doctor der Rechte eine Uebersetzung („De l'esprit des constitutions politiques et de son influence sur la législation") von Ancillon's bekanntem Buche heraus. Soll man aus diesem wunderlichen Phänomen einen Schluß ziehen, so müßte es der sein: daß die Provinz in Frankreich der oberflächlichen politischen Literatur überdrüssig geworden zu sein scheint, und „im Besitze seiner radicalen Staatsverfassung" sich nach dem bedächtigen Worte eines aufrichtigen Staatsmanns von der gemäßigten Rechten sehnt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 93. —— 18. April 1850.


## Neue Reisewerke über Italien.

### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Nr. 2. Der Titel dieses Buchs ist eine etwas starke Anwendung der Redeform: pars pro toto, denn Ocean heißt S.-Malo, und Mittelmeer heißt Nizza, Genua, Civita-Vecchia.

Der erste Band enthält Briefe von zwei Reisen, deren erste im Herbste 1845 nach den normännischen, deren zweite im Winter 1846 und 1847 nach der ligurischen Küste zum Zwecke zoologischer Forschungen über die niedern Seethiere unternommen wurde; aber die eigene Individualität des Verf., sowie die Begleitung von Herwegh und Bakunin bürgen schon dafür daß außer der Zoologie noch manches Andere in diesen Briefen besprochen wird. Vogt ist durch die seiner Zeit in der „Allgemeinen Zeitung" abgedruckten spaßhaften Berichte von den Sitzungen der pariser Akademie der Wissenschaften, durch seine „Physiologischen Briefe" und besonders durch seine Wirksamkeit in der Paulskirche auch dem größern Publicum als ein Mann bekannt der seinen scharfen treffenden Witz, welchem gerade in Folge der naturwissenschaftlichen Studien eine Fülle der schlagendsten Vergleiche zugebotesteht, schonungslos und ohne sich Etwas übelzunehmen mit Allem spielen läßt. Aber freilich nur auf diese Weise war, wenn überhaupt, die Absicht dieses Buchs zu erreichen, für das größere Publicum

ohne jene systematische Trockenheit, ohne jenes endlose Eingehen in Einzelheiten, welches unsern zoologischen Wissenschaften anhängt, in großen Zügen ein Bild des üppigen Lebens zu entwerfen welches sich auf der Oberfläche des Meers und an seinen Ufern concentrirt. Es schwebten uns als Ideale einer solchen Behandlungsweise jene gewaltigen Gemälde vor die, Meisterstücke des Stils und der Sprache, uns die Natur der Savannen und der Hochgebirge Amerikas schildern. Allein die Anschauungen welche das Meer in seinem thierischen Leben bietet sind zu mannichfaltig, die einzelnen Scenen folgen einander zu rasch und in zu schneller Abwechselung als daß es gelingen könnte größere Linien zu einem Gemälde daraus zusammenzusetzen. Das Leben am Meere setzt sich erst aus einer Menge kleiner Individualitäten zusammen, während in den Steppen und auf den Continenten überhaupt gerade die Einförmigkeit es ist welche eine ruhigere Anschauungsweise begünstigt. An diesen Verhältnissen mag vielleicht mein Versuch gescheitert sein.

Wir möchten hinzusetzen daß vom „Scheitern" eigentlich keine Rede ist, denn der „Versuch" Etwas den Humboldt'schen Naturschilderungen Aehnliches zu liefern kommt nicht zutage, sondern nur das Bestreben ein amusantes, geistreiches Buch zu schreiben. Hier und da allerdings anziehende und auch für den Unkundigen verständliche Schilderungen aus dem Leben der Seethiere, Vergleichungen zwischen dem nordischen Strand von S.-Malo und der flutlosen Küste von Nizza mit ihren Bewohnern; aber dazwischen Chronique scandaleuse der Gelehrten aus Paris, Bericht über einen Krawall in Bern, Reiseabenteuer in Genf, Savoyen und Piemont, allgemeine politische Betrachtungen, kurz lauter Gegenstände die mit dem Naturleben von Ocean und Mittelmeer Nichts zu thun haben. Vogt scheint nach Italien ziemlich unvorbereitet gereist zu sein, sonst würde er sich nicht über die Vortrefflichkeit der turiner Galerie so sehr gewundert haben und über das Col de Tenda nicht, statt über Genua, bei tiefem Schnee von Turin nach Nizza gereist sein. Von der burlesken, witzigen Weise wie Vogt und seine Freunde politische und naturwissenschaftliche Gegenstände zusammenwerfen, stehen hier nur einige Beispiele. An Herwegh, der ihm aus Pornic (Loiremündung) über seine naturwissenschaftlichen Studien schreibt (ein Brief, beiläufig gesagt, der ebensowol den Neuling im Wohlleben als in der Naturkunde verräth), klagt Vogt in folgenden Worten sein Leid daß seine Geldverhältnisse ihm nicht erlaubten Gießen zu verlassen:

Ich habe beim Empfange Ihres Briefes mit einer Art stummer Resignation in die Schublade geschaut welcher ich meine paar Batzen anzuvertrauen pflege. Complete Ebbe! Nur hier und da kriecht einiges Gewürm aus der niedersten Stufe des Geldreiches, in verdächtigen rothen Farben schillernd, auf dem verlassenen Boden umher. Sie wissen wol noch nicht daß der constitutionnelle Staat zwar Mittel hat seine Professoren zu besolden, aber noch weit mehr Mittel ihnen die Besoldung wiederabzunehmen. Ich komme fast zu der Ueberzeugung daß Dies einigermaßen mit der Tendenz des christlichen Staats zusammenhängt, in welchem nach dem Evangelium die Linke nicht wissen soll was die Rechte thut. So haben wir denn auch hier eine Rechte, die Hauptstaatskasse, und eine Linke, die Civildienerwitwenkasse, die einander mit so rührender Einigkeit in die Hände arbeiten daß der Professor nur gleichsam ein Prisma darstellt, durch welches die silbernen Lichtstrahlen, mehr oder minder gebrochen, hindurchgehen. Ich muß wirklich vom reinsten Flintglase gebaut sein, da es mit-

nicht gelungen ist einige Lichtstrahlen aufzuhalten und mit deren Hülfe mich irgendwo am Seestrand zu reflectiren.

Bakunin fand bei seinen Studien über die Bernhardinerkrebse daß diese Nachts ihre Gehäuse verlassen und frei draußen herumspazieren.

Vorgestern ist einigen dieser nächtlichen Spaziergänger ein fataler Streich begegnet. Während ihrer Abwesenheit von dem Gehäuse hatten sich einige jüngere Genossen in die verlassenen geräumigern Schalen eingemiethet, und als die Besitzer dieselben beim Anbruch des Tages wieder beziehen wollten, vertheidigten sich die Usurpatoren so mannhaft gegen die rechtmäßigen Besitzer daß die Belagerer unverrichteter Sache abziehen mußten. Bakunin hatte während der Nacht einen gräulichen Rumor in der Schüssel gehört, und fand nun am Morgen die zwei Ausgetriebenen nackt und bloß vor den Gehäusen sitzen, welche man ihnen zurückgelassen hatte, die aber zu enge waren um bezogen werden zu können. Bakunin versicherte daß die Unglücklichen ihn ganz melancholisch aus ihren dunkelgrünen Augen angesehen hätten, und daß er manchmal im Begriff gewesen sei sie in den legitimen Besitz ihrer alten Gehäuse wiedereinzusetzen. Doch hatte er auf der andern Seite wieder einige und auch scheinbar sehr gegründete Zweifel an dieser supponirten Legitimität der Vertriebenen, und so verhielt er sich ganz wie Ludwig Philipp und Metternich; er betrachtete die Sache als ein fait accompli und erhielt den status quo. Das ging aber dann den Vertriebenen so zu Herzen daß sie noch denselben Tag das Zeitliche segneten, wodurch ihm aufs neue ein schwerer Stein vom Herzen fiel, indem er nun nicht mehr für die vertriebenen Legitimen zu sorgen hatte.

Die dresdener Maiereignisse von 1849 haben die Vorstellung: Bakunin als Legitimist, doppelt komisch gemacht! Ebenso erheiternd ist Herwegh's und Vogt's Zwiegespräch über die Castagnole, den Aristokraten unter den Fischen, der in schwarzen Sammet mit Silber gekleidet geht, und dem seine „erbgesessene Rente in der Gestalt weichen Gewürms wuchert". Der erste Brief aus Italien ist gegeben Turin am 8. Dec. 1846, welcher die Reise durch Savoyen, besonders Chambery und den Uebergang über den Col de Tenda schildert. Hierbei macht der erfahrene Alpenreisende folgende Bemerkung:

Der Schnee auf dem Südabhange des Berges ungleich mächtiger angehäuft als auf dem Nordabhange, eine Eigenthümlichkeit die wir auch in den Schweizeralpen beobachten können. Aus diesem Grunde hält sich auch der Schnee an den südlichen Abhängen der Alpen weit länger, und die Gletscher gehen meistens weit tiefer herab als auf der Nordseite. Offenbar beruht diese Erscheinung darauf daß hauptsächlich die über das Mittelmeer streichenden Südwinde mit Wasserdünsten beladen sind, und diese an den kalten Spitzen der Alpen da absetzen wo sie unmittelbar auftreffen. So wird denn die größte Masse wässeriger Niederschläge in Gestalt von Schnee und Eis an den südlichen Gehängen der Bergketten abgelagert, und es bedarf einer weit mächtigern Einwirkung der Sonne um diese mächtigen Anhäufungen während des Sommers zu schmelzen.

Der Schluß des ersten Bandes handelt in einer sehr anziehenden Weise von dem Bau und der Lebensweise der Meeresbewohner in der Bucht von Villafranca; ganz am Ende kommt noch eine ergötzliche Geschichte von einem deutschen Professor.

Der zweite Band setzt den Aufenthalt in Nizza fort bis zum letzten Briefe aus dieser Stadt, geschrieben am 1. Febr. 1847 an den bekannten Maler Rahl in Rom. Dieser Brief enthält die berufene „zoologische Transfiguration", die Erklärung des Titelkupfers zu diesem Bande, welches als Satire auf die „Nazarener" eine Parodie der Rafael'schen Verklärung im Vatican gibt, wo Christus durch eine Rhizostom, Elias durch eine Firola, Moses durch eine Stephanomie ersetzt ist. Abgesehen von der verletzenden Absichtlichkeit dieser ganzen Darstellung in religiöser Hinsicht, ist schon, wenn man blos das Gemälde das hier verhöhnt ist ins Auge faßt, ein Verbrechen gegen den guten Geschmack vorhanden, und es wird vielleicht mancher Leser hinfort das Gemälde Rafael's nicht mehr sehen können ohne daß die unschönen Formen der Parodie ihm den Genuß verderben. Auch im Interesse seiner Clienten, der Seethiere, deren Gestalt wahrlich auf ästhetische Schönheit keinen Anspruch machen kann, hat der Verf. nicht wohlgethan solche Vergleiche zwischen menschlicher Schönheit und ihrer „gräulichen Ungestalt" hervorzurufen. Die Ausführung des Vergleichs selbst im Text ist matt, gezwungen und gedehnt.

Es folgen Briefe aus Genua, mit guten Bemerkungen über den Verfall des Geschmacks der Filigranarbeiten, bei aller Vortrefflichkeit der Technik, aus Mangel eines großen gewerblichen Mittelpunkts in der Nähe, aus Civita-Vecchia mit sehr plastischer Schilderung der Seekrankheit, endlich aus Rom, wo der Verf., in Gesellschaft deutscher Künstler, wie Rahl, Willers u. A., fleißig Kunststudien treibt und den Carneval mitmacht. Der Leser wird aus mancherlei Aeußerungen schon genugsam die totale Unähnlichkeit Vogt's und Fanny Lewald's, der Verfasserin von Nr. 1, entnommen haben; aber Vogt ist ebenso enthusiastisch entzückt von dem Carneval wie Jene. Es gibt überhaupt nur eine Classe von Geschöpfen die in ihrer Roheit und Gemeinheit den zauberhaften Reiz des Carnevals nicht begreifen und deshalb auf die plumpste Weise zu stören suchen, es sind jene „rothborstigen Barbaren", über welche alle Schriftsteller klagen, von deren Streichen jeder Reisende zu erzählen weiß: wie sie von der höchsten Höhe der Häuser, wo sie selbst den anmuthigen Spielen des Corso entzogen sind, Körbe voll grober Gypsconfetti auf die anmuthigsten Gestalten herabschütten, oder die Neckerei des Moccoliabends mit lebensgefährlichen Fauststößen erwidern. Vogt nahm unter allgemeinem Beifall theil an der Züchtigung eines solchen Engländers, doch scheint Strafe wie Hohn gleich machtlos an der dicken Haut der Söhne Yorkshires abzuprallen, da solche Scenen sich jedes Jahr wiederholen. Der Verf. bewegt sich die übrige Zeit seines Aufenthalts in Rom in ganz andern, aber in allgemeiner bekannten und leichter zugänglichen Kreisen als die Verfasserin von Nr. 1 in denen der Künstler; von Ausflügen scheint er nur den nach Tivoli gemacht zu haben; der ganze Aufenthalt in Rom trägt den Stempel der Eile, und statt der Erlebnisse finden wir lange Diatriben gegen die Nazarener, besonders Overbeck. Den Schluß macht ein Brief aus Paris vom 2. März 1847.

Wir glauben nicht daß dies Buch irgend eine Classe

von Lesern befriedigen wird. Es ist durchaus kein Grund abzusehen warum eine Abhandlung über Mollusken und eine auf der Oberfläche bleibende italienische Reisebeschreibung zu einem Werk vereinigt wurde. Der Zoolog von Fach wird manches Interessante finden, aber der Leser der Reisebeschreibung wird, ohne tüchtige Vorkenntnisse, in dem bunten Treiben der Seethiere, wenn er überhaupt Sinn dafür hat, fremd bleiben wie er war.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Pages d'histoire de la révolution de février 1848 par *Louis Blanc*. Paris 1850.

Man mag mit Recht Louis Blanc's Verdienst als Politiker leugnen; daß er zu schreiben versteht wird Niemand bestreiten, und schon um deswillen würde sein Buch über die Februarrevolution Beachtung verdienen. Durch dieses Buch hat er sich selbst seinen Platz in der neuen historischen Schule, als deren Vertreter Lamartine betrachtet werden muß, und die man wol nicht mit Unrecht die Schule des Egoismus und der Persönlichkeiten nennen kann, angewiesen. Der Grundsatz dieser Schule ist: die Physiognomie des Historikers geht der Größe der Ereignisse vor. Wenn daher die Leute die die Throne der Könige umstürzten und den Boden der Alten Welt erschütterten einen Begriff dieser großen Bewegungen geben wollen, so veröffentlichen sie einige Blätter voll persönlicher Erinnerungen. Daher kann es Niemanden befremden wenn Louis Blanc vorzugsweise von sich spricht. Er brauchte für die Denksäule die er sich in der Geschichte errichten will ein Piedestal, und bekanntlich fand er in den Februartagen ein solches: es war das Volk das ihm dazu diente. Das Volk lieh ihm seine Schultern.... „Als ich meinen Namen genannt hatte", sagte er, „ward ich erhoben, und ohne mit dem Fuße die Erde zu berühren in den Saal St.-Jean getragen, wo die großen Volksassisen ihre Sitzungen hielten." Wie leicht hätte Louis Blanc den Blicken der Menge entgehen können, aber da oben — auf den Schultern des Volks — da können wir ihn mit Bequemlichkeit betrachten und uns an dem Anblick der Tugenden weiden die sich mit einer großen revolutionnairen Rolle vereinigen lassen. So ist Louis Blanc mäßig: er frühstückt und ißt Mittag für 5 Francs, Alles in Allem. Er ist uneigennützig: fünf Ausgaben der „Organisation du travail", die in mehr als 30 Millionen (?) Exemplaren verbreitet wurden, haben ihm Nichts eingebracht als die Ehre die Wahrheit gesagt zu haben. Er ist hochherzig: wie Hannibal hat er mit einem erhabenen, leidenschaftlichen Eide begonnen. Er ist kühn, beredt, er ist gefühlvoll bis zu Thränen: am 24. Febr. weint er vor Freude als Albert in die Provisorische Regierung aufgenommen wird; am 17. März weint er vor Rührung. Er ist ein Muster von Freimüthigkeit dem Volke gegenüber; er hat von Nichts geträumt als der Solidarität der Classen, der Vereinigung der Herzen, der Verständigung endlich zwischen Meistern und Arbeitern. Den Verleumdern gegenüber kämpft er mit den Waffen eines ehrlichen Mannes, der Ungerechtigkeit niederer Seelen setzt er die Ruhe der Verachtung entgegen. Aber Dies ist noch nicht Alles. Lamartine erzählt, Louis Blanc sei einmal an einem Tage voller Anstrengung und Mühen an ein Fenster des Hôtel de Ville geführt worden um sich daselbst von einer vorübergehenden Ohnmacht zu erholen. „Das Wahre ist", erwidert hierauf Louis Blanc, „daß ich solange ich auf der Welt bin niemals ohnmächtig geworden bin. Wenn ich selbst unter den schrecklichsten Umständen zu den Massen sprechen mußte, so habe ich niemals in mir eine andere Regung als den Enthusiasmus des demokratischen Glaubens gefühlt, und wenn das Volk mich in seinen Armen davontrug, so konnte mir Das eben nur seine Sympathie beweisen."

Das ist das Bildniß Louis Blanc's wie er es selbst zeichnet. Ein geistvoller Beurtheiler der „Pages d'histoire", Cuvillier Fleury, wagt einige bescheidene Fragen an dasselbe zu richten. Louis Blanc rühmt mit Recht seine Mäßigkeit, allein glaubt er daß, wenn er täglich auf Kosten des Schatzes für 20 Francs im Luxembourg gegessen, und die Reden die er an das Volk richtete in der Tasche behalten hätte, anstatt die Reden zu halten und für 5 Francs zu essen, glaubt er, fragen wir, daß der Schatz dabei schlechter weggekommen wäre? Und dann — glaubt der Historiker Blanc wirklich daß der Schwur den er, der gereifte Mann, der Franzose, gegen sein Vaterland richtete, irgendwelche Aehnlichkeit mit dem Schwure des Hannibal habe, der diesen Schwur als Kind gegen die Feinde seines Vaterlandes that? Lassen wir ab von diesen Fragen. Es soll hier nicht die Beredtsamkeit, die Empfindsamkeit, die Mäßigkeit, die Festigkeit, die Kühnheit, die Stärke, die Hochherzigkeit Louis Blanc's bestritten, es soll kein Angriff gegen seine Person gerichtet werden. Man mag über so delicate Punkte der Eitelkeit der Politiker immerhin volle Freiheit lassen, aber doch nur unter der einen Bedingung: daß der individuelle Fetischismus die Selbstbewunderung nicht bis zum Nächstenhaß forttreibe, und daß der einzelne Schriftsteller oder Philosoph oder Sektirer nicht mit der Prätension auftrete die äußere Welt nach dem Modell der Hirngespinnste seines Kopfs umzuwandeln: und Louis Blanc freilich gehört unzweifelhaft dieser Gattung von Philosophen-Schriftstellern an.

Ueber die Entstehung der Februarrepublik verliert der Autor sich nicht in schöne Träume. „Der größere Theil der Departements war noch monarchisch; er hatte die Ausrufung der Republik mit einer Art Bestürzung aufgenommen; er hatte die ausgerufene Republik mehr anerkannt als gewollt."

„Im Februar lag die Republik überhaupt mehr in der Macht der Thatsachen als in dem Fortschreiten der öffentlichen Meinung. Sie war mehr durch die Logik der Geschichte als durch das numerische Uebergewicht der Republikaner entstanden."

„Wenn man zur Geldsucht den Mangel einer wahrhaft öffentlichen Erziehung, die Herrschaft des monarchischen Vorurtheils über vier Fünftel der Nation, die intellectuelle Nacht die über den Landbewohnern lagerte, die numerische Schwäche der republikanischen Partei, und die blutigen Erinnerungen von 1793 hinzugefügt, dann hat man ein treues Bild der Gesellschaft deren Geschick wir verbessern wollten."

Das Geständniß ist offen und bedarf keines Commentars. Was mag Lamartine, der Vater der Republik, dazu sagen? Aber diese Vaterschaft bestreitet Louis Blanc:

„Die Wahrheit ist daß in dem Triumphzuge der Republik der alte Dichter der Könige nur wie ein Besiegter figuriren konnte. Nur um diesen berühmten Gefangenen mehr den Blicken Aller auszusetzen, gestattete ihm die Republik hinter sich einen Platz auf dem Triumphwagen."

„In Nationalgardenuniform stieg ich auf den Tisch der im Stadthause als Bureau diente, und in einer Rede die, wenn sie den Gefühlen meines Herzens entsprach, sehr bewegt gewesen sein muß, proclamirte ich nicht allein die Republik, sondern die demokratische und sociale Republik."

So macht Blanc den Helden des Palais Bourbon gar nur zu einem Besiegten des Februar, und nimmt im Stile der Schule den Lorber und die Weltregierung für sich in Anspruch („professoria lingua regimen orbis expostulans").

Die republikanische Erziehung Frankreichs versteht Blanc auf eigene Weise:

„Wir hätten mit aller Gewalt welche die Ausübung der Macht verleiht auf die französische Nation einwirken müssen. Quand la souveraineté du peuple aurait été appelée autour des urnes, elle se serait trouvée avoir fait son éducation."

Louis Blanc freut sich daß Dies auch die Meinung Al-

bert's gewesen sei; er liebt überhaupt die Verbindung: „Albert und ich!"

Als am 25. Febr. ein Arbeiter, Namens Marche, die Anerkennung des Rechts auf Arbeit verlangte, „war ich", sagt Blanc, „eifrig bemüht die Gelegenheit zu ergreifen, und ich schrieb das nachfolgende Decret..." So folgte die Unterschrift Louis Blanc's auf die Ludwig Philipp's, und die Gegenzeichnung des Arbeiters Marche auf die Guizot's!

Louis Blanc weiß bei dem stürmischen Debut seiner politischen Laufbahn Alles zu benutzen. Das Stadthaus und das Luxembourg, der Arbeiter Marche im Saale St.-Jean, und die Wahlemeute des Märzfeldes — Alles dient ihm. Wenn Paris zitterte, pflegte Louis Blanc vor Freude zu weinen. Nichts schien ihm erhabener als das „epische Stillschweigen" des Volks bei festlichen Zügen. Der 17. März war in seinen Augen „der vielleicht größte aller geschichtlichen Tage die in dem Angedenken der Menschen fortleben werden". Als Albert und Louis Blanc am 16. April auf dem Grèveplatze Bayonnete sahen, waren sie von tiefem Schmerze ergriffen. Und an diesem Tage triumphirte selbst Ledru-Rollin in dem Triumphe der Ordnung.

„Die einzige Politik die zu gleicher Zeit weise und stark war, war die welche die Minorität der Regierung, Albert und ich, verfolgte, und welche einfach darin bestand: aus der in den schwankenden Seelen hervorgebrachten Erschütterung soviel Nutzen zu ziehen als möglich, um mit den Gliedern der Majorität und durch sie, obgleich wider ihren Willen, die revolutionnaire Arbeit durchzuführen. Und haben wir nicht allmälig die Proclamation der Republik, das allgemeine Stimmrecht, die formelle Anerkennung des Rechts auf Arbeit und die Aufnahme eines Systems der socialistischen Propaganda durch die Regierung selbst durchgesetzt?"

Wo Louis Blanc sich in Betreff des 15. Mai vertheidigt, wollen wir ihm nicht folgen. Hier liegt zwischen uns und ihm der Gerichtshof von Bourges, ein unentschiedener Proceß, ein grausames Exil.

Nur noch Eins.

Proudhon hat Louis Blanc den unwissendsten, eitelsten, hohlsten, unverschämtesten, ja den ekelhaftesten aller Redner genannt. Der Angegriffene erwidert hierauf:

„Eitler Sophist, lächerlicher, dummer Herostrat! Du Betrüger, du Rabe auf der Spur blutiger Weide, du beutegieriger Mensch." Und auf den Zuruf Proudhon's, er solle sein Ministerium der Arbeit niederlegen und zur Schule zurückkehren, antwortet er:

„Wenn ein ungezogener Junge mit dem Fuße in die Straßenrinne stampft um von weitem einen ehrbaren Mann mit Koth zu bespritzen, — was macht da wol der ehrbare Mann? Geht er von seinem Wege etwa ab? Nein! Er läßt den Unglücklichen sich mit Koth bedecken und geht dahin wohin sein Geschäft ihn ruft!"

Und Das sind die beiden großen Apostel der republikanischen Solidarität? O über die Allmacht der socialistischen Brüderlichkeit! 6.

## Mancherlei.

Menzel's „Neuere Geschichte der Deutschen seit der Reformation" hat die Bemerkung: „Die Lehre des Tridentinums: daß die Sacramente durch den Gebrauch selbst (ex opere operato) auch ohne Glauben des Empfangenden die Gnade Gottes zutheilen, steht nicht unbedingt im Widerspruch mit der Lehre der Protestanten, da diese wenigstens von der Taufe, insofern dieselbe Kindertaufe ist, die katholische Ansicht vom opere operato beibehalten haben." Dies ist zu wenig gesagt; denn jede sichtbare Kirche als genügendes Institut muß der katholischen Ansicht huldigen. Was nützt der äußere Brauch wenn es blos auf den innern Glauben ankommt, was der geweihte Priester wenn — abgesehen von seiner Gesinnung wie derjenigen des Empfangenden — die heilige Handlung keinen für sich selbst entschiedenen Werth hat? Auch liegt dieser selbständige Werth — selten eingestanden — bei allen Kirchlichgläubigen zum Grunde; sie besuchen Messe, Predigt, nehmen theil am Abendmahl; haben Etwas gethan und trösten sich Dessen. Ist ihnen doch vermöge Sehens, Hörens, durch Beichte und Absolution unter irgend einer Form etwas mitgetheilt Sacramentalisches geworden, was sie vorher nicht hatten und dessen sie theilhaftig zu werden wünschten. Die katholische Kirche hat diese Ansicht folgerecht entwickelt, und darauf ihre Herrschaft über die Gemüther gestützt. Dennoch bleibt es schwer sie in ganzer Strenge festzuhalten, und merkwürdig genug war das Concil zu Trient ihr untreu, indem es die Meinung verdammte, „wenn Jemand glaube daß die Richtung (intentio) des Priesters zur Gültigkeit des Sacraments nicht erfoderlich sei". Richtung ist etwas Innerliches, und darum für das kirchliche Bestehen des Sacraments ebenso überflüssig als der Glaube. Katharinus entwickelte auf dem Concil diese strenge folgerichtige Lehre und ward überstimmt, das Concil aber bestätigte sie, sich selbst widersprechend gegen Wiclef und Huß; nämlich daß auch Priester welche sich in Todsünden befinden das Sacrament vollziehen können, ja daß eine von Ketzern ertheilte Taufe gleichwol gültig bleibe. Reine Aeußerlichkeit des Kirchlichen hat keine Gemeinschaft mit der Innerlichkeit des Gemüths, worauf alle Religion beruht und welche sich früher oder später dem Erwägenden geltendmacht; wird diese aber zum alleinigen Maß des menschlichen Verhältnisses zu Gott, dann sinkt die Bedeutung der äußern kirchlichen Anstalt, und kann in Nichts verschwinden; deswegen hat letztere den baaren Werth des Aeußerlichen in aller Weise für Rosenkranz, Seelmessen, Beichte, Ablaß, von der Taufe bis zur Letzten Oelung des Kirchenlebens festzuhalten; und der Dominicaner Tezel sprach in diesem Sinne — nur grob, unverschämt und marktschreierisch ausgedrückt — sehr richtig: Sobald der Groschen im Kasten klinge, eine Seele aus dem Fegfeuer springe.

---

Man muß einräumen: Jedwede Kirche will Herrschaft, d. h. Lenkung der Gemüther für den Glauben an das Unsichtbare, für die Beobachtung von Gebräuchen die sich auf ihn beziehen durch Predigt, Dogma, Gemeinfeste, Seelsorge. Je vollständiger diese Herrschaft durch Herren geübt wird, desto geschlossener das Ganze, desto vollkommenere Einheit. Wo den Herren die Macht fehlt oder eine Vielherrschaft sich geltendmacht, da verschwindet die Einheit, die Kirche zerfällt, und der Kirchenfreund wird mit Homer ausrufen: „Einer sei Herr." Hierin ist nun die katholische Kirche der protestantischen offenbar überlegen, welche letztere die seit Jahrhunderten bestehende Einheit nachdruckvoller als frühere Auflehnungen unterbrach, und eine neue Herrschafteinheit vergebens suchte und noch heute sucht. Ihr Grundsatz der Gewissensfreiheit widerspricht der Katholicität wie ihrem eigenen Streben, und es beruht nun auf der Entscheidung für diese Freiheit oder jene Einheit, ob man Partei für oder gegen sie nehme. Die nach beiderlei Richtung gebrauchten Mittel können an sich lobenswerth oder verwerflich sein, gewinnen aber durch ihren Zweck allemal größere oder geringere Billigung und Tadel. Wer wie Gfrörer Kircheneinheit voranstellt, kümmert sich wenig um Gewissensfreiheit, und sucht das ihm widerwärtige Gegenstreben in anderweitigen Beweggründen, die sich allerdings mit jenem Hauptzweck verbinden und ihn zu Zeiten fast unsichtbar machen können, wogegen Herrschaft und Einheit stets faßlich und sichtbar hervortreten, auch keiner andern Beweggründe bedürfen als ihrer selbst, ja den strengen angemessenen Mitteln durch deren Unausweichlichkeit eine gewisse Entschuldigung zu gewähren scheinen. Herrschaft muß sich behaupten, geht außerdem zugrunde; sie stützt sich auf ein hartes Entweder-oder, dem Nachgiebigkeit und Milde verderblich sind, und höchstens unter Umständen als klüglich rathsame Vergünstigungen für gewisse Zeiten brauchbar sein mögen. 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 94. —— 19. April 1850.


## Neue Reisewerke über Italien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Nr. 3 und 4 bilden zusammen eine Schilderung Italiens, deren Verf. mehre Zwecke erstrebt hat. Einmal: die Seiten hervorzuheben welche bei der Betrachtung Italiens bisher zu wenig beachtet worden sind, indem er mit Voraussetzung des ästhetischen Elements zwanglos Bemerkungen über die Staatsform, die religiösen und sittlichen Zustände und die statistischen Verhältnisse einflocht; sodann: zum Besten der Reisenden die Gegenden zu besprechen welche von der großen Heerstraße abliegen, und die Mängel der Reisehandbücher in ihrer Rücksicht zu ergänzen. Aus diesem vorwaltenden Nützlichkeitsprincip ergab sich schon eine große Gedrängtheit der Darstellung, welche höchstens da wo der Verf. eigene Erlebnisse schildert („Besuch bei den Kabylen auf St.-Marguérite", „Fahrt nach Elba", „Besuch bei Mezzofanti") einiger epischen Breite platzmacht.

Die Eintheilung des Stoffs von Nr. 3 ist, nach einer politischen Parallele zwischen Deutschland und Italien, zwei Länder welche in staatlicher Hinsicht so viele Aehnlichkeit haben und in ihren religiösen Verhältnissen sich so gänzlich unähnlich sind, folgende. Erster Abschnitt: „Das Königreich Sardinien", mit den vier Unterabtheilungen: „Savoyen", „Piemont", „Ligurien", „Insel Sardinien". In diesem Abschnitt heben wir hervor eine Vergleichung Turins mit Berlin, einen Rückblick auf die Waldenser und die deutschen Soldtruppen im sardinischen Dienst, wie denn das deutsche Element in Italien überall besonders beachtet wird, eine Betrachtung der deutschen Ansiedler des Monte Rosa, eine Geschichte des in Genua erfundenen verderblichen Zahlenlottos und eine ausführliche Beschreibung der so wenig bekannten als merkwürdigen Insel Sardinien nach dem großen Werke des Generals Grafen della Marmora. Der zweite Abschnitt: „Das lombardisch-venetianische Königreich", zerfällt in die naturgemäßen beiden Abtheilungen; bei Mailand ist ein merkwürdiges altdeutsches Bild in der Galerie Litta ausführlich beschrieben. Der dritte Abschnitt behandelt in vier Unterabtheilungen das Großherzogthum Toscana und die Herzogthümer Parma, Modena und Lucca. In Florenz sind zwei [illegible] Friedrich's des Weisen und Johann's des Beständigen von Sachsen hervorgehoben und ihre langen deutschen Unterschriften mitgetheilt, welche die Reformation verherrlichen. Herzog Johann sagt unter Anderm:

> Der Rottengeister Feind ich war,
> Hielt im Land das Wort rein und klar,
> Groß Dräuen, bittern Haß und Neid
> Um Gottes Worts willen ich leid' u. s. w.

Ferner ist hier die seit der Dampfschiffahrt mit Unrecht vernachlässigte höchst merkwürdige Stadt Siena geschildert, und zugleich die Seitenstraße zwischen Cortona und Siena angegeben, auf welcher es möglich ist auch bei nur einmaliger Landreise die Schönheiten beider Straßen zwischen Rom und Florenz zu vereinigen. Der vierte und letzte, besonders ausführliche Abschnitt behandelt den Kirchenstaat in zwei Abtheilungen, deren erste sich um Bologna, deren zweite sich um Rom gruppirt. Nach dem Bedürfniß der Fremden hat der Verf. in zwei ausführlichen Excursen die Aria cattiva und die Entstehung des modernen Roms aus dem alten erörtert, und das Werkchen mit einer topographischen Uebersicht der 14 Regionen, welche alle Sehenswürdigkeiten Roms kurz recapitulirt, geschlossen.

In Nr. 4 hat der Verf. es mit einem einzigen Staate zu thun, die Eintheilung ist deshalb eine andere. I. „Ueberblick der Geschichte", mit besonderer Beachtung der beiden Revolutionen von 1799 und 1820. Hervorgehoben ist der alte tapfere Guglielmo Pepe, der schon als Jüngling an der Bewegung von 1799 betheiligt, der Hauptheld von 1820 war und noch 1849 bis zuletzt in Venedig das dreifarbige Banner Italiens emporhielt. II. „Bevölkerungs- und Staatsverhältnisse", Statistik, Culturgeschichte, Volkscharakter. III. „Landesbeschaffenheit", mit ausführlicher Betrachtung der für die Bodengestaltung des Landes so überaus wichtigen vulkanischen Erscheinungen und Erdbeben. IV. „Die Stadt Neapel", ein Städtebild, nach den einzelnen Stadttheilen geordnet, mit besonderer Beachtung des deutschen Elements, der großartigen und zahlreichen Heil- und Wohlthätigkeitsanstalten, der wichtigsten Landsitze, der Hauptfeste u. s. w. V. „Die Umgebung von Neapel", eingeleitet durch die meisterhafte Schilderung der-

selben von Rehfues im „Scipio Cicala", mit Hervorhebung des Unterschieds im Charakter der südlichen und der nördlichen Küste des Golfs. VI. „Sicilien", Schilderung von Palermo und Umgebung, Reise durch das wenig bekannte Innere von Palermo nach Catania, Stadtbild von Messina.

---

Der Verf. von Nr. 5 ist durch zahlreiche literarische Arbeiten, insbesondere durch ein früher vielgebrauchtes, jetzt aber durch bessere Werke verdrängtes Reisehandbuch in Italien bekannt; es ist daher zu verwundern daß er nicht nur im Allgemeinen eine so geringe Gewandtheit der Anordnung und Darstellung, sondern auch besonders eine so wenig gründliche Kenntniß der italienischen Sprache besitzt. Die unzähligen Fehler in dem vorliegenden Werke sind unmöglich alle dem Setzer zurlastzulegen. Zu rühmen dagegen ist der Fleiß des Verf., wodurch er wenigstens schätzbare Materialien liefert. Er hat gleichzeitig mit dem Aufenthalt der russischen Kaiserin in Palermo ein halbes Jahr sich in Sicilien aufgehalten, und diese Zeit benutzt, an Ort und Stelle, wie Dies allein möglich ist bei dem Zustand des sicilischen Buchhandels, eine Menge authentischer und neuer Nachrichten über sicilische Verhältnisse aller Art zu sammeln; wobei aber nicht zu übersehen ist daß das officielle Element dabei vorherrscht, und der Verf. nur wenig durch eigene Urtheile zur Erläuterung, Bestätigung oder Widerlegung solcher papierenen Daten gethan hat. Die Anordnung ist so unvollkommen daß nur eine genaue Kenntniß des Buchs oder ein eigens angelegter Realindex es möglich macht Etwas zu finden, und deshalb sehen wir nicht ein was der Zusatz „Handbuch für Reisende" bedeutet, da gerade Reisebücher die rasche Zugänglichkeit im höchsten Grade besitzen müssen um brauchbar zu sein. So sind die albanesischen Colonien, statt bei den Bevölkerungsverhältnissen betrachtet zu werden, zwischen die „Kreuzfahrer-Bulle" und die „Moralität" eingeschoben. Die mit den „Standesverhältnissen" so engverbundenen „geselligen Verhältnisse" sind durch die geschichtliche Uebersicht, welche an den Anfang statt an das Ende des Buchs gehörte, getrennt u. s. w.

Recht verdienstlich sind die Mittheilungen über die von Fremden wenig besuchte Provinz Caltanisetta, nach einem Bericht des Intendanten derselben, freilich aus dem Jahre 1840. Wir entnehmen folgende Stelle daraus:

Als ein besonderes Bedürfniß der Provinz war schon längst der Mangel eines öffentlichen Gebäudes gefühlt worden, wo alle Behörden, Gerichte, Archive und die Gefangenen untergebracht werden könnten, wofür jetzt bedeutende Miethen gezahlt werden mußten.

Mit Recht bemerkt der Intendant daß hier oft große Strecken des Landes, des fruchtbarsten der Erde, unbebaut bleiben müssen, weil es den kleinen Pächtern an Saatkorn fehlt; er bittet daher ihn durch Anlegung von Getreideleihhäuser zu unterstützen. Von dem öffentlichen Unterricht wird nur erwähnt daß die Väter der Gesellschaft Jesu sich darum sehr verdient machten. Doch würde bald ein Priesterseminar eingerichtet werden. Der König hat nämlich, als wenn es ihm, dem reichsten an Bischöfen, an solchen fehlte, Caltanisetta zum Bischoffitz gemacht und ein neues Bisthum ausgestattet. Da die Bischöfe durch den jetzigen König dazu bestimmt sind den Elementarschulen vorzustehen, würde darin der neue Bischof ein weites Feld seiner Thätigkeit finden; allein obgleich er bereits seit einem Jahre dort eingetroffen ist, wird man von seinen diesfallsigen Leistungen Nichts gewahr, und auf Befragen, wieviel Menschen in dieser Provinz lesen und schreiben könnten, wird von Dem der Dies am besten wissen konnte geantwortet: „Von 1000 Menschen etwa einer!" *) 34.

---

## Gioberti über Dante Alighieri.

Der Exministerpräsident des Königreichs Sardinien, in neuester Zeit Deutschland mehr als Politiker und Gegner der Jesuiten denn durch seine philosophischen Werke — worunter „Primato morale e civile degl' Italiani" (2 Bde.); „Introduzione allo studio della filosofia" (4 Bde.); „Teorica del sovranaturale"; „Errori filosofici di Antonio Rosmini" (2 Bde.), sämmtlich zu Brüssel, wo Gioberti einen Lehrstuhl der Philosophie und Geschichte innehatte, im laufenden Jahrzehnd in wiederholten Auflagen erschienen — bekannt geworden, hat die Literatur auch mit einer originellen Schrift beschenkt unter dem Titel: „Discorso sul bello", welche zuerst in der „Enciclopedia italiana" (von Falconetti in Venedig redigirt) der Oeffentlichkeit übergeben ward, und nachdem sie in Italien den glänzendsten Beifall erhalten, schnell eine zweite und dritte Auflage nöthig gemacht, auch schon im J. 1843 an J. Bertinatti einen trefflichen Uebersetzer ins Französische gefunden hat. Am Schlusse dieser circa 20 Bogen füllenden Abhandlung, auch „Grundzüge der philosophischen Aesthetik" betitelt, wo Gioberti über das Schöne der christlichen Kunst gegenüber dem der antiken sich verbreitet, und insbesondere das Charakteristische der christlichen Epopöe beleuchtet, läßt er sich über seines großen Landsmannes unsterbliche Schöpfung, die „Divina commedia", deren Studium seit den letzten 50 Jahren durch die Vorgänge und Bemühungen eines Gasparo Gozzi, Vannetti, Parini, Alfieri, Monti und Cesari im Vaterlande des Dichters neu erblüht ist, in einer Weise vernehmen welche deutsche Leser, wenn sie schon das vielleicht ausschweifende Lob von Gioberti dessen feurigem Patriotismus zugutehalten müssen, umsomehr interessiren dürfte, als das Urtheil eines nicht incompetenten Richters, Karl v. Raumer's in seiner „Geschichte der Pädagogik", gleichsam die Quintessenz der Ergüsse des italienischen Patrioten ist, nach deren Anhörung wir der Vergleichung halber auch des Erstern Ausspruch dem weitern Kreise der Leser d. Bl. mittheilen zu müssen glauben.

Die christliche Epopöe, sagt Gioberti, die alle Gattungen der Beredtsamkeit und Poesie insichbegreift, wie der antike Tempel alle Schönheiten der Kunst insichvereint, ist eine Nachbildung der großen Welt der Natur, und umfaßt alle Länder und Jahrhunderte, ohne sich auf die engen Grenzen Einer Zeitperiode oder Oertlichkeit zu beschränken. Wenn sie die Runde um die Welt gemacht, und die Quelle der Schönheit erschöpft hat, so erhebt sie sich in kühnem Fluge und sucht das Unendliche, Unermeßliche und Ewige zu schildern. Das

---

*) Den zweiten und letzten Artikel geben wir im nächsten Monat. D. Red.

vollendetste Muster dieser herrlichen Epopöe, dergleichen keine Literatur sonst aufzuweisen hat, ist die „Divina commedia". Welcher Abstand zwischen dem italienischen Sänger und den andern Epikern! Homer, Firdusi, Wjasa und Walmiki sind große Maler. Allein wie klein angelegt erscheint ihr Plan, wie blaß ihr Colorit dennoch neben dem modernen Epos! Die „Divina commedia", groß wie die Welt selbst und die Wissenschaft, umfaßt Tugend und Laster, Freude und Leid, Licht und Finsterniß, Philosophie und Religion, Geschichte und Fabel, Italien und den Erdkreis, Schöpfung und Palingenesie, Vergangenheit und Zukunft, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit. Mit festem Schritt wandelt sie durch alle Gebiete der übersinnlichen Welt und alle Reiche der Natur. Und während die kühne Phantasie des Meisters alle Extreme vereint, behandelt sie gleich trefflich die dazwischenliegenden Ideen und Uebergänge, sänftigt die Härte der Contouren durch Helldunkel und schwächere Farben, und bringt Anfang und Schluß des Ganzen in Uebereinstimmung mittels des zweiten Theils, welcher in dem Dante'schen Epos die nämliche Stelle vertritt wie die Harmonie in der Lehre des Pythagoras. Dante ist ausgezeichnet in der Ausführung so gut wie in der Anlage. Dies gibt ihm das Anrecht auf den ersten Rang. Wo wäre Einer zu finden der ihn in der Gabe die Natur zu beobachten und ihre zartesten Nuancen aufzufassen, oder an Mannichfaltigkeit, Stärke und Gewähltheit des Ausdrucks überträfe! In allen Gattungen des Stils glänzend, alle Vorzüge der Diction insichvereinigend, ist er zugleich einfach und groß, schmucklos und prunkvoll, bei lakonischer Kürze von Fülle überströmend, populair und originell; die Deutlichkeit, Lebendigkeit und Erhabenheit der Sprache sind ihm im höchsten Grade eigen. Wenn auch Andere in einzelnen dieser Eigenschaften ihm gleichkommen: darin ist er einzig daß er sie alle in ihrer Vollendung insichvereinigt. Seine Schöpfung, so wundervoll im Ganzen, ist auch in jedem ihrer kleinsten Theile so vollendet daß man sie nicht oft genug lesen kann, und vielleicht kein Sterblicher lebt der alle ihre Schönheiten zu bemerken vermöchte.

Als Philosoph vereinigt Dante in sich das psychologische und ontologische Talent, d. h. er ist Beides, Psycholog und Metaphysiker, so selten auch diese beiden Seiten in einem und demselben Individuum in gleicher Stärke zusammentreffen. Seine Fähigkeit geistige Eigenthümlichkeiten und Erscheinungen jeder Art, sie mögen auch noch so leise hervortreten, zu erfassen und darzustellen, ist wahrhaft staunenswürdig. Kein Dichter, mit Ausnahme von Shakspeare, kommt ihm darin gleich. Seine Stärke als Metaphysiker beurkundet nicht allein der große Gedanke seines göttlichen Epos, sondern auch seine prosaischen Schriften über die Monarchie, das Gastmahl, über die lingua volgare, in denen man seine Geschicklichkeit bewundern muß womit er das Allgemeine im Besondern zu finden weiß, und seinen Gegenstand aus dem möglich höchsten Gesichtspunkt betrachtet, selbst wo Leidenschaft oder Vorurtheil ihm die Wahrheit verhüllt. Man müßte ein Buch schreiben, wollte man alle Stellen seiner Werke, namentlich aus der „Divina commedia", anführen in denen sich sein tiefer philosophischer Blick offenbart, womit er nicht selten den Gedanken und Ergebnissen der neuern Forschungen zuvorgekommen oder vorangeeilt ist.

Welch ein klares schönes Echo dieser feurigen Lobsprüche Gioberti's über Dante ertönt aus dem angeführten Werke Karl v. Raumer's, dem wir die betreffende Stelle entnehmen. „Wie der mächtige strasburger Münster", heißt es dort (zweite Auflage, I, 11), „als eine Riesenerscheinung aus dem Mittelalter auf unsere Zeit herabschaut, so jenes gewaltige Gedicht. In ihm concentriren sich die Elemente des Mittelalters: Alterthum und christliche Zeit, Kaiserthum und Hierarchie, Wissenschaften und Künste, Alles umfaßt dieses Gedicht. Aus der Finsterniß der Hölle, wo die Gerechtigkeit Gottes furchtbar sich offenbart, kommt der Dichter wieder ans Licht der Sonne zum Berge des Purgatorium, welcher antipodisch von Jerusalem sich erhebt; von diesem steigt er zu den himmlischen Sphären des Paradieses empor. Speculative Tiefe und der empfänglichste Sinn für das Schöne; eine Phantasie welche Qualen der Hölle und Seligkeit des Paradieses, finstere Teufel und lichte Engel mit gleicher unerhörter Wirklichkeit schildert; der heilige Zorn und unbeugsame Grimm eines Höllenrichters, und die zarteste verklärte Liebe: alles Dieses ist wunderbar in demselben Geiste vereinigt. Wenn sich in Dante's Werken die Elemente des Mittelalters concentriren, so regen und bewegen sich in ihnen zugleich Elemente folgender Jahrhunderte."

Gioberti kommt sodann auf die Ansicht einiger neuern Ausleger der „Divina commedia", welche dahin geht: der herrschende der Hauptgedanken derselben sei politischer Natur, Dante sei blos Parteihaupt oder Revolutionsmann. Er gibt zu daß die Politik in seinem Epos eine bedeutende Stelle einnehme, aber beiweitem nicht die erste. Er findet den letzten Zweck des Dichters weit außerhalb dieser Sphäre gelegen, und nennt es eine Versündigung am Heiligsten wenn man ein Werk das alle Zeiten und Alles was da lebt und besteht umfaßt, das sich von dem Vergänglichen zum Ewigen und Unvergänglichen erhebt, dergestalt heruntersetzen will daß man es auf den Bereich der Stadt Florenz oder der italienischen Halbinsel beschränkt. „Wenn auch die «Hölle»", sagt er, „in gewissem Betracht, dem Dichter dazu dient sein entartetes Vaterland, das den Lebenden fast zur Hölle geworden, auf allegorische Weise zu zeichnen und zu züchtigen, so erhebt sich doch der Genius des großen Verbannten zu einem Gedanken von allumfassender Bedeutung. In den vorübergehenden Erscheinungen der Welt sieht er eine Abschattung der höhern Wahrheiten, indem er die Ordnung der unvergänglichen Welt als idealen Typus der unter dem Gesetz des Wechsels und der Zeit stehenden Wesen betrachtet. Diese in dem ganzen Gedicht vorherrschende Idee ist auch das Band das die drei Theile desselben zur Einheit verknüpft."

Gegen den Vorwurf daß Dante zuwider dem Geist des Schönen in der christlichen Kunst Mythologie, Astronomie und Kosmogonie der Alten in seine Darstellung verwoben, nimmt ihn Gioberti in Schutz, und findet vom ästhetischen Gesichtspunkt die Anwendung jener sogenannten heidnischen Elemente keineswegs tadelnswürdig. „Die Seele dieses Dichterwerks", sagt er, „ist die christliche Religion. Nur das Beiwerk der Symbole und Bilder ist aus dem Alterthum genommen. Die Idee der «Divina commedia» ist eine objective und christliche. Die Form derselben ist subjectiv, nicht der Wirklichkeit angehörig, sondern aus der Phantasie des Dichters geflossen oder von dem Polytheismus entlehnt. Die «Hölle» repräsentirt einen wirklichen Tartarus mit Pluto, Minos, Cerberus, Charon, den Erinnyen, Centauren und Gorgonen. Daß er Virgil und Cato ins Fegfeuer logirt, Das streitet nicht wider den Charakter des christlichen Dichters. Dies Alles ist Bild und Beiwerk. Seine Rechtgläubigkeit zeigt sich im letzten Theile des Epos, wo er zum dritten Himmel sich aufschwingt, und die Wonne der Seligen und den Preis der unerschaffenen Dreifaltigkeit besingt. Er ist weit entfernt diese Ideen als Bilder einzuführen oder wie Fictionen zu behandeln. Und wenn er sie dichterisch zurechtmachen, und in eine liebliche Gestalt kleiden muß, thut er Dies mittels sinnlicher Dinge, z. B. des Gesangs, der Gestionen, des Lichts oder symbolischer und mystischer Gebilde, wie er denn den Gryphon zum Emblem des Messias gewählt hat."

„Der einzige Fall in dem er übernatürliche Gegenstände der Religion episch darstellt betrifft die guten und bösen Engel. Da aber diese Geister keine sinnliche Gestalt haben die ihnen natürlich wäre, und diejenige welche man ihnen gewöhnlich gibt reinsymbolisch ist, so kann man dem Dichter Verstöße gegen die Foderungen der christlichen Aesthetik nimmermehr zum Vorwurf machen."

Wenn Dante's Schöpfung von einem Theil seiner eigenen

Volksgenossen, wie von Pico von Mirandola, Bembo, Landi, Bulgarini, vorzüglich aber Algarotti (in dessen „Briefen Virgil's aus dem Elysium") und Andern zu tief herabgesetzt ward, vernehmen wir in Gioberti einen Stimmführer der Gegenpartei, welcher seit dem heftig darüber geführten Streite das Zeugniß gleicher Uebertreibung zu Gunsten des Dichters nicht erlassen werden kann.

„Dante", fährt Gioberti in seiner Begeisterung für dessen unstreitig großartige und herrliche Schöpfung fort, „ist Alles in Allem, und muß als Gründer der italienischen und europäischen Literatur, unserer Wissenschaften und schönen Künste, kurz alles Dessen was die neuere Bildung bezeichnet und trägt, verehrt werden. Die «Divina commedia» ist im strengsten Sinne des Worts das dynamische Princip aus dem die geistige Bildung der christlichen Völker stammt, dessen glücklicher Einfluß dauern wird solange die Menschheit besteht. Jeder große Künstler, jeder herrliche Schriftsteller der seither aufgetreten ist oder auftreten wird im Schoose der Christenheit und der christlichen Gesittung, darf als rechtmäßiger Abkömmling des Florentiners angesehen werden. Die wundervolle Fruchtbarkeit welche in seiner «Divina commedia» liegt, und deren hohe Bedeutung für die Geschichte der christlichen Aesthetik kann man nicht besser veranschaulichen als durch das Gleichniß des berühmten ostindischen Feigenbaums, Asvatta im Sanskrit genannt. Gleichwie aus einem einzelnen Stamme dieses Baums durch eine eigenthümliche Weise der Fortpflanzung der herrlichste Wald entsteht, welcher ganze Strecken Landes bedeckt, dem Wanderer Labung und lieblichen Schatten spendend: also hat das Epos des italienischen Sängers den wissenschaftlichen und dichterischen Geist der Völker der neuen Zeit geweckt, ja noch mehr, es hat die Bildhauerei, Malerei, Baukunst und alle schönen Künste ins Leben gerufen. Weit entfernt zu behaupten", schließt Gioberti, „ohne Dante hätte es keinen Michel Angelo, keinen Leonardo und Rafael gegeben, bin ich doch überzeugt daß zur Vollkommenheit dieser großen Meister Etwas gefehlt haben würde. Denn in ihren vornehmsten Werken, dem Heiligen Petrus, dem Jüngsten Gericht, dem Heiligen Abendmahl, in der Heiligen Cäcilia und in der Verklärung Christi erkennt man die Spuren desselben Geistes der den Cato, Farinato, Capaneus, Geryon, der die Mathilde, Beatrice und die andern Wunder der «Divina commedia» geschaffen. Petrarca's Laura — eine geistvolle, wenn auch bloße Copie der Beatrice — trug zur Entwickelung des Begriffs jener platonischen Liebe bei der, in den Künstlern lebendig geworden, die sanften, von himmlischer Ruhe verklärten Frauengesichter schuf die auf den Gemälden der florentinischen Schule vom 15. Jahrhundert an, und in den Marmorgebilden des Donatello uns so herzinnig ansprechen. Um den unmittelbaren Einfluß den das Studium der «Divina commedia» auf die schönen Künste gehabt gründlich kennenzulernen, darf man sich nur alle die Entwürfe vergegenwärtigen welche dieses Epos den Künstlern seit Alexander Boticello (der gegen das Ende des 15. Jahrhunderts die «Hölle» des Dante nachbildete) bis auf J. Flaxman, Pinelli, und die heutigen Meister lieferte."

Fühlt man sich nicht angesichts dieser hyperbolischen Ergüsse zu Fragen gedrungen: Warum, wenn Dem wirklich also ist, suchen nicht die Freunde und Kenner der italienischen Literatur unter den Völkern der christlichen Gesittung das Werk des unsterblichen Sängers zu einem Gemeingut Aller zu machen? Warum errichtet man nicht auf den Universitäten Lehrstühle ausschließlich für dieses Epos, wie einstens zu Florenz und Bologna? Auf den deutschen Hochschulen kündigen jährlich kaum ein paar Lectoren im Lectionskatalog dasselbe an. Wir haben in neuerer Zeit auch ganz gute Uebertragungen davon, und dennoch ist es Tausenden selbst wissenschaftlich Gebildeter kaum näher als dem Namen nach bekannt. Der Erklärungsgrund hiervon liegt wol denselben Ursachen nicht fern aus denen selbst ein deutsches Meisterwerk derselben Gattung, nachdem schon in den beiden letzten Jahrzehnden des vorigen Jahrhunderts dessen allgemeine literarische Wirkung abgenommen, auch in der Gegenwart noch immer keine erhöhte Theilnahme gefunden hat, ich meine den „Messias" von Klopstock, unerachtet derselbe noch kein Jahrhundert alt ist. Es wäre unrecht Dies allein der Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gedichts zuzuschreiben. Es ist zunächst wol die religiöse Auffassungsweise welche dem deutschen wie dem italienischen Meisterwerk zugrundeliegt, wozu für Protestanten noch der Widerwille gegen das Purgatorium kommt.

Die Religion oder ihre nächste Erscheinung, das Christenthum, ist im innern Wesen, in der ewigen darin sich offenbarenden Wahrheit unveränderlich; unsere Auffassung und Aneignung ist dagegen nothwendig eine mannichfaltige. Von übersinnlichen Gegenständen denken niemals auch nur zwei Personen völlig Dasselbe, wenn sie auch denselben Glaubenssatz in gleichlautenden Worten ohne innern Vorbehalt aussprechen. Für den innern Gehalt der Religion sind unsere Begriffe insgesammt zu enge, unzureichend. Alles Geistige wird durch Worte und Begriffe angedeutet, nicht ausgesprochen. In diesem Sinne reden wir von verschiedenen Auffassungen des Christenthums. Ueberall weiß die Macht seines ewigen Inhalts den Menschen zu finden, sich ihm aufzuschließen; aber wahrhaft kann sich ein Jeder doch nur die Seite der Religion aneignen die seinem Bedürfniß entgegenkommt, seiner Empfänglichkeit faßbar ist, die seiner Bildung und Erfahrung sich anschließt. Die ganze Religion, das Christenthum in seinem vollen Umfange besitzt kein Einzelner; auch der Gereifteste stellt uns ein Bruchstück dar; wie dieses auf ihn wirke ist die allein statthafte Frage. Die Folgerungen hieraus für das Verhältniß der heutigen Zeit zur „Divina commedia" ergeben sich von selbst. 50.

## Berichtigung in Betreff Schiller's.

In mehren Zeitungen und Journalen, unter andern in der „Abendzeitung" (1850, Nr. 1), findet sich folgender Artikel: „Wien. Der Neffe des großen deutschen Dichters und Sohn des k. würtembergischen Oberforstmeisters Schiller, der Offizier im k. k. Kürassierregimente König von Sachsen ist, hat den ganzen Feldzug in Ungarn mitgemacht, und ist bereits zum Major avancirt. Als Belohnung seiner Verdienste um die verbrecherische Unterdrückung der Freiheit und der Völkerrechte hat er einen Orden erhalten. Der hat's weitergebracht als sein Oheim!" Das Gehässige, aller Pietät gegen den Namen Schiller Entblößte, was dieser Artikel enthält, überlassen wir dem Urtheil verständiger Leser. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Schiller an dem der Verfasser desselben denkt nicht ein Neffe, sondern ein Enkel des Dichters ist, der einzige der diesen jedem wackern Deutschen theuern Namen fortpflanzt. Welche Unrichtigkeit jener Artikel sonst enthält wird aus der Stelle eines von der jüngsten Tochter des Dichters geschriebenen Briefes hervorgehen: „Fritz, der viele Schlachten mitgemacht hat, sitzt jetzt ruhig in Debreczyn und hofft auf den Rittmeister. Die Zeitungen hatten ihn schon einen Orden umgehangen, und ließen es ihn weitergebracht haben als seinen Großvater. Dies ist eine Verwechselung mit einem Major Schiller. Es befinden sich mehre dieses Namens in der östreichischen Armee, natürlich weil, wie Cotta aufgefunden, unsere Familie eine alte Tirols ist, wovon einige Glieder nach Würtemberg auswanderten, zu deren Nachkommen nun mein Neffe gehört." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 95. —— 20. April 1850.

Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman von Adolf Stahr. Drei Theile. Berlin, H. Schultze. 1849. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Ein Roman, ein historischer und von einem achtungswerthen Verfasser. Schon um dieser drei Eigenschaften willen soll man ihn willkommen heißen. Ein Autor der den Muth hat mitten in die Revolution hinein, welche nach ihrem trüben socialen Gährungsprocesse des ersten Jahres eben in ihr zweites Stadium tritt, in die politische Revolution mit Kreisen wo Parteien und Reiche zu Individuen werden eine größere, durchdachte Dichtung zu werfen, mit der Hoffnung und dem Anspruch die Aufmerksamkeit der still und laut Bewegten zu erwecken, verdiente um dieses Muthes schon unsere Aufmerksamkeit. Denn falsch war die Prophezeiung daß wir schon Ausgang des vorigen Jahres 1848 dermaßen satt der Politik sein würden um mit neuem Heißhunger auf jede neue literarische Erscheinung uns zu stürzen. Man citirte damals das Beispiel der Französischen Revolution, wo mitten oder bald nach der Schreckensherrschaft sentimentale Romane ihr Glück machten. Das war die Kinderzeit der Revolutionen, wo man noch in der Dichtung für die Schrecken des Lebens sich erholen wollte. Unsere Revolution, wenngleich in Deutschland selbst nicht mit all den Gräueln und dem Blut begleitet, muß doch intensiver gewesen sein, da es Wenige gibt die ihr Haupt in so freie Lüfte zu erheben vermögen, wo sie eines reinen Kunstgenusses fähig sind. Leugne man es nicht, sie verlangen Alle auch die Dichtung mit den Anschauungen, mit der Farbe des Tages gewürzt. Der erste Roman nach der berliner Revolution, als noch der Blutgeruch nicht ganz verdampft war, war einer der sie selbst abklatschte, falsch, sagen Viele, er klatschte sie doch aber ab, wenn auch die Bilder verschoben waren — Sternberg's „Royalisten". Man hielt es damals, abgesehen von dem Parteiurtheil, für etwas Außerordentliches daß ein Dichter die Ruhe übersichgewonnen einen Roman zu dichten als alle Welt nur Thaten wollte.

Seitdem ist es allerdings besser geworden, es sind mehre Romane und Novellen erschienen, Mügge hat sogar gewagt ein Novellentaschenbuch herauszugeben. Sternberg's Dichtung hat Nachfolger gefunden: Fanny Lewald hat ihren „Prinz Louis Ferdinand" geschrieben, Schücking seinen „Sohn des Volkes". Beide Letztern haben nicht das Thema der Gegenwart gewählt, sie haben nicht abgeschrieben und abgedruckt was vor ihren Augen sich ereignete, sie haben ihre Helden und die Ereignisse die sie feiern um mehre Decennien zurückdatirt; aber auch sie würden diese Personen und diese Begebenheiten nicht erzählt haben, wenn sie nicht in directer Berührung mit unserer Zeit stünden, wenn es nicht die Vorangänge Dessen wären was jetzt geschieht. In diesem Sinne haben sie ihre Aufgaben behandelt, mit dieser Empfehlung sie ihren Lesern vorgeführt, und in diesem Sinne empfängt sie das Publicum. Es liest sie nicht wie Kunstwerke und dichterische Schöpfungen die durch sich selbst einen Anspruch auf ihre Theilnahme machen, sondern ihrer Bezüglichkeiten und Tagesgeschichte wegen, als Darstellung der Quellen aus denen wir die Ströme, Fluten und Ueberschwemmungen haben die uns bewegen und beängstigen.

Sei Das kein Tadel; nein, wir sind weit davon entfernt damit einen solchen auszusprechen. Es ist der Luftdruck, das Fluidum der Zeit, das Gesetz der Nothwendigkeit, dem das Individuum, das Glied in der Kette — und der Dichter ist das auch — sich fügen muß. Darum verzweifeln wir nicht daß eine Zeit wiederkommen wird, nicht wo der Dichter sich von der Erde löst und fessellos, wie man es in alter Zeit wollte, auf dem Flügelrosse im Blauen schwimmt, sondern wo er wieder soviel Kraft und Selbständigkeit gewinnt um vor dem Publicum die Täuschung walten zu lassen daß ihm die Kette nicht am Fuße klirrt wie dem Papagai der aufflattern will. Ist es doch allerwärts des Dichters eigenste Aufgabe zu täuschen, jene edle Täuschung die den Schein der Wahrheit zur Wahrheit lügt. Und er ist doch nur dann echter Dichter wenn dieser Schein, chemisch zerlegt, wieder Wahrheit ist.

Stahr hat sich was die Zeit anlangt von jener Kette nicht losgemacht, wol aber hinsichts des Ortes. Er führt uns hinüber in das Paradies der europäischen Welt, und seine Aufgabe ist: zu zeigen wie die allmächtigen Bewegungen der Revolution, die ersten Pulsschläge der neuen Freiheit, die von Frankreich über die Welt ausgingen,

am Fuß des Vesuvs, in dem leichtbeweglichen, glücklichen oder verlorenen Volke von Neapel einen Widerhall fanden. Seine Reise durch Italien, seine eigenen Anschauungen der mächtigen, bezaubernden Natur, des Vollauts jubelnder Lust dieser Kinder von Menschen, die empfänglich wie Naturkinder jedes Eindrucks sind, ohne die Kraft ihn zu prüfen, in sich selbst ihn durchzubilden, der unwiderstehliche Zauber des Golfs begeisterten ihn zum Gedanken auf diesem Grund und Boden Etwas zu bauen was noch nicht dagewesen war. Wir haben zwar ältere Romane die in Neapel spielen, vom Zauberer Virgilius an; Rehfues' vielgerühmte Romane; Benkowitz, fast vergessenen Andenkens, ließ, irre ich nicht, auch hier seine Phantasiebilder spuken; Engländer und Franzosen haben nicht allein ihre Corinnen und letzten Bewohner von Pompeji, sondern mannichfache andere Stammfiguren und Begebenheiten auf dem vulkanischen Boden des Vesuvs eingebürgert. Aber einen wirklich historischen Roman, der nicht die Reste des Feudalismus, nicht dynastische Intriguen und Wahnsinn zum Gegenstande hat, sondern die Lebenspulse der Gegenwart und letzten Vergangenheit, hat noch Keiner nach Neapel zu verlegen gewagt. Stahr wagte sich an diese Aufgabe. Sein Roman schildert die ersten Regungen der Freiheitsknospen in Neapel, die darauffolgende grausame rasche Unterdrückung, das unheilvolle Walten Nelson's, der hier in den Netzen einer Circe verstrickt lag, den Angriff der Franzosen, die Erhebung der Republikaner Neapels, die kurze Parthenopeische Republik, die Rückkehr der Bourbons, die Schrecken der Lazzaroniwirthschaft, die bluttriefenden Gräuel der Reaction, den Untergang der Republikaner und das Zertreten aller Knospen der jungen Freiheit. Natürlich mit dem Blick durch die Nebel der Zukunft daß diese Freiheit zu anderer Zeit zu einer schönen Blüte und reifen Frucht gedeihen werde.

Das ist eine große Aufgabe und ein reiches Thema. Wer sich aber den Reichthum aller dieser Momente, den Fluß und Wechsel der Begebenheiten vergegenwärtigt, wird sich unwillkürlich fragen: Ist denn Das die Aufgabe eines Romans? Kann ein Roman alle die Gestalten, Charaktere, Begebenheiten, die hier schon von der Geschichte gegeben sind, insichaufnehmen, verarbeiten? Der Roman zwar hat Das mit dem Epos gemein daß er in seiner vollkommensten Lösung nicht die Begebenheiten einzelner Menschen, als Individuen betrachtet, zum Zweck haben darf, sondern diese Menschen und Individualitäten in Bezug zu ihrer Zeit, ihrer Oertlichkeit; auch die Helden und Figuren eines guten Romans sollen Repräsentanten, Symbole ihrer Nation, des Zeitalters sein das sie repräsentiren, wie im Epos. Aber beide unterscheiden sich darin daß das Epos die auf der Menschheit Höhen schreitenden Gestalten, die historischen oder nichthistorischen Personen, selbst als handelnd vorführt: es überdichtet die Geschichte, wogegen man es noch immer von einem guten Romane gefodert hat daß er seine Fabel sich selbst erfinde, und aus der innersten Menschennatur heraus den Faden spinne dem wir mit Interesse folgen sollen. Auch in diesem Menschenleben wollen wir das Geschlecht, das Volk, das Land und seine Entwickelungsgeschichte widergespiegelt sehen; aber zunächst soll uns der Dichter in die Heimlichkeiten des Hauses führen, an den verschwiegenen, traulichen Herd, in die Familie, damit wir an dem oder den Helden ein menschliches, naheliegendes Interesse nehmen, wenn wir ihn hinausgeschleudert sehen in die großen Begebenheiten und Zerwürfnisse des politischen Lebens.

Doch ein Roman **kann** Jenes auch, wenngleich er es nicht **soll**. Mag auch einem Dichter der Kothurn nicht gefallen den das Heldengedicht fodert, dennoch fühlt er in sich die Kraft die Großthaten eines Menschenlebens in der Form wiederzugeben, die wir Roman nennen, häusliches, bürgerliches, gemüthliches Streben und Weben Hand in Hand gehen lassend mit den großen Staatsactionen deren Repräsentant er ist. Gelungene Werke der Art werden indeß immer Ausnahmen bleiben. Meistens wer uns in der Art ein Stück Geschichte gibt reißt Streifen daraus, gewaltige, interessante, hinreißende. Er wird aber selbst davon so hingerissen daß er mehr gibt als zu seinem Zwecke nöthig ist, und er färbt sie so stark und blendend daß Das was er selbst aus eigener Erfindung hinzuthut prädominirt, der still hinlaufende gemüthliche Lebensfaden dagegen matt bleibt. Die Bindungskraft geht Dem aus der von der Höhe ins Niedere hinabsteigt; ganz andere Spannkraft hat der aus dem Thal zum Berg Hinaufsteigende. Die Brust wird ihm freier, reiner die Luft.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Ueber den Einfluß des Sprachstudiums auf das Studium der Geschichte.

Sehen wir von Dem was auf dem Felde der Naturwissenschaften geleistet wird ab, so vereinigen sich alle wissenschaftlichen Bemühungen der heutigen Zeit in dem Einen Streben eine Culturgeschichte der ganzen Menschheit zu ermöglichen. Diese Richtung offenbart sich einerseits in der öfters aufgeworfenen und von den größten deutschen Geistern behandelten Frage: welches die Aufgabe des Geschichtschreibers sei, tritt aber noch glänzender in den Bestrebungen der einzelnen Disciplinen hervor. So suchte Gervinus durch Anerkennung der Literatur als der Offenbarung des Nationalcharakters das innerste Leben des deutschen Volks durch sie zu erschließen; das seit einem halben Jahrhundert mächtig erwachte Sprachstudium wandte sein Augenmerk darauf durch Auffindung der eigenthümlichsten literarischen Nationaldenkmale alle Fäden der geistigen Existenz der Völker bloßzulegen. Es sind dies eben Alles Vorarbeiten zur großen Aufgabe unserer Zeit: eine wahre Culturgeschichte, durch eine treue Hingabe an das Studium der Geschichte einer jeden Nation eine Weltgeschichte zu schaffen. Der Erste welcher diese Aufgabe in ihrer Größe erfaßte war Herder; ein schönes Wort spricht Vilmar über dessen Wirken: „Die Völker mit ihrer Sprache, Sitte und Poesie, in ihrer Liebe und ihrem Hasse zu fassen, ihren Geist zu begreifen, in ihrer Seele zu lesen, die Freuden ihres Daseins mitzufühlen, und das geheime Weh ihres innersten Lebens mitzuempfinden, Das hat die deutsche Welt allein von Herder gelernt, Das lernt sie noch heute von ihm, und Das wird sie noch fortwährend von ihm lernen müssen.“ Hierin wird die Größe Herder's mit Recht so

hoch angeschlagen; aber gerade diese Anerkennung seiner Größe auch für die heutige Zeit wird uns umsomehr erlauben auf seine Schwäche dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft gegenüber hinzuweisen, zumal ihm hieraus kein Vorwurf gemacht werden kann, da jetzt beiweitem mehr Vorarbeiten in dieser Hinsicht vorliegen. Diese Schwäche betrifft sein Hauptwerk in der angegebenen Richtung, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"; so trefflich es im Ganzen ausgearbeitet ist, so gründlich die meisten Fragen erörtert sind, bei den Vorfragen bereits, namentlich der über den Ursprung der Menschheit von einem Paare, läßt sich eine durch die kunstvolle Behandlung nur schlecht verhüllte Unsicherheit im Stoff nicht verkennen, bei dem Gruppiren der einzelnen Nationen fühlt man sogleich den Mangel eines festen Maßstabes; wie hätte er sonst Indien in dieselbe Kategorie mit den Staaten Hinterasiens, China u. a. werfen können? Es gilt eben einen festen Standpunkt zu finden um das ganze Bild der menschlichen Geschichte in Einem Rahmen übersehen zu können; die Masse der Nationen, wie sie theils in jahrtausendlangem Einerlei der politischen und geistigen Existenz gleichsam nur ein vegetirendes Dasein genießen, theils durch politische und geistige Blüte ihr Dasein mit Glanz und Ruhm umgeben um später doch in dem Drängen der Völker zu verschwinden und andern Platz zu machen zu demselben Entwickelungsprocesse: sie alle müssen nach einem endgültigen Maßstab in lichtvolle, leicht zu übersehende Gruppen gebracht werden.

Die erste geistige Thätigkeit des Menschen offenbart sich im Sprechen: die Sprache ist der geistige Odem der Menschheit, ohne sie keine Menschheit denkbar; Sprechen und Denken ist identisch, die Sprache ist nur der plastische Ausdruck des Gedankens. Die Frage: wie ist der Mensch zur Sprache gekommen, ist keine andere als eine reinpsychologische: wie ist die Gedankenwelt im Menschen entstanden; mit dem Gedanken, mit dem Begriff war ihm das Wort, die Form gegeben. An der Sprache erkennt man den Menschen, an dem Unterschiede der Sprache die Verschiedenheit der Nationen, und im gemeinsamen Gewande der Sprache verbirgt sich bereits der gemeinsame historische Ursprung der Nationen.

Wenn nun auch das Sprachstudium bisjetzt keineswegs zum Abschluß gekommen ist, ja circa 30 Sprachen noch fast ganz unerforscht sind, so sind doch bereits solche feststehende Resultate gewonnen welche auf die Geschichte aller Völker angewandt bedeutende Schlüsse zu ziehen erlauben, und gleich dem Tageslichte einzelne Gruppen derselben glanzvoller, andere schwächer beleuchtet zeigen, sodaß dem Auge des Forschenden Uebersicht des Ganzen und Anhaltpunkte für das Einzelne gewährt werden. Schon W. von Humboldt machte auf die Wichtigkeit des Sprachstudiums in dieser Hinsicht aufmerksam, namentlich in dem geistreichen Aufsatze: „Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts." *) Doch haben auch sein Werk die neuern Forschungen auf dem Gebiete der Sprachen bereits überflügelt. Er ist der Ansicht daß alle Sprachen ihre Formen durch Synthesis — Zusammenstellung — gebildet hätten (S. CXVIII), während wir einen strengen Unterschied zwischen synthetischen und organischen Sprachen festhalten müssen. Und gerade Dieses ist es was wegen seiner Wichtigkeit eine nähere Betrachtung verdient.

Jedenfalls müssen sich dem menschlichen Geiste zuerst die Begriffe der Bewegung und der Gegenstände eingeprägt haben, ehe er diese in Beziehungen zueinander bringt, d. h. die Sprache wird zuerst Wortstämme zur Bezeichnung der Thätigkeiten und Gegenstände haben, und später erst entwickeln sich, wenn die Beziehungen dieser untereinander gedacht werden, die Formen welche die ideellen Verhältnisse der durch den Wortstamm bezeichneten materiellen Dinge ausdrücken; es entstehen Declination und Conjugation. In der Art und Weise wie diese entstehen beruht der Unterschied des Sprachbaus, den wir zunächst bei der Conjugation hervorheben wollen. Die organischen Sprachen bedienen sich hierzu vorzüglich der Anfügung von Sylben, welche für sich allein keinen Gegenstand bezeichnen, sondern nur mit dem Pronomen personale denselben Stamm gemeinschaftlich haben, und indem sie außerdem noch den Begriff des Verweilens durch Verlängerung des Stammvocals oder Einschaltung flüssiger Consonanten plastisch auszudrücken suchen, und ebenso die der andern auf analoge Weise, wächst aus der innigen Verbindung der Wurzel und der Endung eine einheitliche organische Form hervor. Die synthetischen Sprachen hingegen deuten ein grammatisches Verhältniß durch einfache Zusammenstellung der beiden dies Verhältniß betreffenden Wörter an. Beispiele werden diesen Unterschied vollkommen klarmachen. Im Griechischen entsteht aus dem Stamme lip (lassen) durch die Verlängerung des Vocals um das Verweilende auszudrücken, und Anfügung der mit dem Pronomen dritter Person verwandten Sylbe ti die organische, den Begriff des Präsens plastisch ausdrückende Form leipeti oder leipei; ebenso im Deutschen die organische Form „wünscht", für die dritte Person hingegen sagt eine synthetische Sprache l-emani, eigentlich „er Wunsch" für „er wünscht"; die Zusammenstellung der vom Verstande verbundenen Begriffe genügt um deren Verhältniß anzudeuten. So sagt die Karaibensprache a-veiri-daco „du-sein-wenn" für „du wärest"; oder um ein auffallendes Beispiel zu geben verbindet die brasilische Sprache in t-uba die Begriffe „er" und „Vater; dies Verhältniß kann aber verschieden gedeutet werden, sowol kann es heißen „sein Vater", als „er ist Vater", als „er hat einen Vater". Man muß hier festhalten daß eine Sprache welche die Verhältnisse nicht durch organische Formen, sondern nur durch Zusammenstellung der Wörter angibt, auch nie von dem letztern Verfahren zu dem erstern fortschreitet: eine synthetische Sprache wird nie eine organische. Sie drückt ein grammatisches Verhältniß durch Zusammenknüpfung zweier Elemente aus, welche beide für sich schon Worte sind, und kann so den Stoff nicht überwinden; die organischen Sprachen aber verschmelzen das den Gegenstand bezeichnende Wort mit dem das Verhältniß andeutenden Element, und hauchen in die Einheit des Worts das geistige Verhältniß ein. Während bei den synthetischen Sprachen der trockene Verstand nur lose zusammenknüpft, schaffen diese mit künstlerischer Vollendung die plastische Form. Jene zergliedern mühsam die einzelnen Begriffe und bleiben dann doch zweideutig, unklar, wie das obenangeführte, dreifach zu deutende t-uba zeigt; diese haben für jedes denkbare grammatische Verhältniß die organische Form, den das Materielle des Wortstamms mit der Durchsichtigkeit der Form geistig belebenden Ausdruck.

(Der Beschluß folgt.)

*) Vorrede zu dem Werke: „Ueber die Kawi-Sprache."

## Könige als ihre eigenen Buchhalter.

Heinrich VII. schrieb mit eigener Hand alle seine Ausgaben nieder, und dieser raubsüchtige Monarch hielt in seinen Palästen auf eine an Geiz grenzende Sparsamkeit. In dieser Beziehung folgte sein verschwenderischer Sohn Heinrich VIII. dem väterlichen Vorbilde. In der großen Bibliothek zu Paris findet sich ein merkwürdiges Document in französischer Sprache von der Handschrift dieses blutdürstigen Fürsten, Verhaltungsregeln für den königlichen Haushalt. Die nach dem Autograph genommenen Auszüge liefern einen Beitrag zu der Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts, dessen Schlösser mit den Kaufmannshäusern des 19. Jahrhunderts an Glanz und Zierlichkeit nicht wetteifern dürfen.

„1. Der Barbier muß sich stets sauber halten um Sr. Majestät Gesundheit nicht zu gefährden.

2. Der Schatzmeister soll keine zerlumpten Küchenjungen

halten, die halbnackend umherlaufen und am Küchenfeuer liegen und schlafen.

3. Kein Gericht das einen gewissen Preis übersteigt soll auf des Königs Tafel gebracht werden.

4. Die Diener müssen genügende Bürgschaft leisten gegen Entwendung hölzerner Becher und Kupfergeräthes Sr. Majestät zugehörend.

5. Da Zinngeschirr zu kostspielig ist für den täglichen Gebrauch, muß mit größter Sorgfalt auf die hölzernen Schüsseln und Zinnlöffel geachtet werden.

6. Kein Junge oder Träger soll für die Diener am Hofe gehalten werden.

7. Verschwenderische und übertriebene Weibsleute sollen vom Hofe verwiesen sein.

8. Ebenso jede Art von Hunden, mit Ausnahme einer kleinen Zahl von Wachtelhunden zum Gebrauche der Damen.

9. Die bei dem königlichen Haushalt Angestellten haben in Eintracht untereinander zu leben.

10. Die Stalljungen dürfen Sr. Majestät Stroh nicht stehlen um es in ihre Betten zu thun, da ihnen hinreichend verabfolgt wird.

11. Zwischen 6 und 7 Uhr haben die mit dem Dienste des Zimmers vom Könige beauftragten Beamten das Feuer anzuzünden und Stroh in die Gemächer Sr. Majestät zu breiten.

12. Kohlen werden nur verabreicht für die Gemächer des Königs, der Königin und der Lady Mary.

13. Die Ehrendamen haben ein Stück weißes Brot und etwas Rindfleisch als Frühstück anzusprechen.

14. Allen sich verehelichenden Beamten des Königs wird ein Geschenk zugestellt, unter der Bedingung daß sie Sr. Majestät auch eines machen."

In den französischen Archiven kann man auch von den Haushaltungsbüchern Karl's IX. und Heinrich's III. Einsicht nehmen. In dem des Erstern sind die geringsten Summen eingetragen, und der Monarch welcher die Gräuel einer Bartholomäusnacht zu verantworten hat macht häufig seiner alten Amme Geschenke, und begleitet sie unabwendbar mit irgend einem gemüthlichen Worte, z. B. „A ma bonne nourrice".

Die Verordnungen für die Wirthschaft Heinrich's III., von diesem entarteten und verweichlichten Könige selbst niedergeschrieben, füllen eine ziemliche Seitenzahl; der seltsame Charakter und die Kleinlichkeit dieser Bestimmungen riefen eine wohlbekannte, während seiner Regierung veröffentlichte Satire hervor. In dem Regulativ sind die Obliegenheiten jeder Person am Hofe festgesetzt: „Es ist Niemand gestattet zu schwören. Niemand darf den Stuhl des Königs berühren oder sich darauf niederlassen. Diejenigen welche mit ungeordneten Gewändern vor dem Könige erscheinen sollen ausgewiesen werden. Der Anzug der Räthe ist vorgezeichnet und ihnen verboten vor Se. Majestät anders als in dem befohlenen Aufzuge zu treten." Ferner finden sich Instructionen für den Hofhalt während des Gottesdienstes. Der Dienst — besonders in den königlichen Gemächern — ist auf das genauste ausgemalt, und die Aufgabe der Ankleider Heinrich's III. war in keiner Weise eine leichte, was sich der Leser vorstellen mag wenn er erfährt daß der König die Schönheitsmittel sehr liebte und äußerste Sorgfalt für sein Gesicht und seine Hände trug. Das königliche Antlitz ward jeden Abend mit kostbaren Oelen eingerieben, und eine seidene Maske darauf gelegt in welcher Se. Majestät schlief.

Obschon man zu dieser Zeit in den Palästen der Herrscher wenig Gemächlichkeit traf, so fehlte doch darin die Pracht nicht, und trotz der im Haushalte geübten Sparsamkeit leistete man Künstlern den größten Vorschub. Der Genius fand überall edle und freigebige Beschützer, und die Schlösser entfalteten einen Reichthum an wahren Kunstschätzen den man vergebens in unsern modernen Residenzen sucht. Einen merkwürdigen Contrast mit solchem Glanze bietet ein Brief Ludwig's XIII. an seine östreichische Gemahlin, worin er sagt: „Da die Zeit der Melonen eben erst anfängt, suchten wir die besten die sich auftreiben ließen, und hätten sie Euch gesandt wenn sie nicht verderben würden bevor sie zu Euch kämen. Wir senden Euch ein kleines Körblein voll Trauben und Birnen. Wäre nicht die Auslage für das Fuhrwerk, würden wir Euch öfter dergleichen schicken."

Wir müssen auch Ludwig XIV. unter die Fürsten einreihen welche ihrem Haushalte selbst vorstanden. Im belgischen Archiv zu Brüssel bewahrt man die Wirthschaftslisten der unglücklichen Maria Stuart. Namen und verschiedene Besoldungen sind darin eingetragen; es ließ sich jedoch nichts Befriedigendes in Erfahrung bringen über den Ursprung des Actenstücks, das sicher nicht die Handschrift dieser Königin zeigt. Auf der Bibliothek zu Brügge findet sich eine geschriebene Liste von der Einrichtung Karl's II. und des Herzogs von York, nachmaligen Jakob's II., während des Aufenthalts der königlichen Verbannten in dieser Stadt, woraus nur ersichtlich daß der Barbier welcher den Monarchen rasirte mit einer größern Gabe an Bier begünstigt war denn alle übrigen Individuen vom Haushalte. Nebenbei wollen wir erwähnen daß die einzige Spur die sich zu Brügge von der Anwesenheit Karl's entdecken läßt in einem Besuche besteht welchen die Prinzen der Schützengesellschaft von St.-Sebastian machten, deren Mitglieder sie wurden, und in deren Register sie ihre Namen eintrugen, zu welchen Autographen auch neuerer Zeit die Königin Victoria und Prinz Albert auf ihrer Reise durch Brügge ihre Handschrift gesellten, und sich gleichfalls als Mitglieder dieser alten Verbrüderung eintrugen.

Auch Friedrich der Große und Napoleon ordneten ihre häuslichen Ausgaben selbst. Bourrienne erzählt daß der Kaiser als ihm nach einem Aufenthalte in Fontainebleau die Rechnungen vorgelegt wurden, bemerkte die Summe für das Orangenwasser in den Zimmern der Damen belaufe sich noch einmal so hoch als früher. 9.

## Zeitschriften im Großherzogthum Posen.

Obgleich die Deutschen im Großherzogthume Posen von den Polen an Zahl nicht eben sehr bedeutend übertroffen werden, liefert die Journalistik des Großherzogthums im J. 1850 folgenden grellen Gegensatz. Im ganzen Großherzogthume erscheint die einzige „Posener deutsche Zeitung", neben ihr nur wenige deutsche Localblätter in Bromberg, Lissa u. s. w., die einen sehr engen Leserkreis haben. Dagegen erscheinen in Posen täglich drei große polnische Zeitungen: die „Gazeta W. X. Poznańskiego", schon seit dem J. 1817 im Verlage der Decker'schen Hofbuchdruckerei; die „Gazeta Polska", seit 1848, die von Anfang an als die rüstigste Kämpferin für die polnische Nationalität auftrat; der „Dziennik polski", von Dr. Libelt redigirt, das neueste, gegenwärtig aber wol das tüchtigste dieser Blätter. Außerdem erscheinen drei politisch-religiöse Volksblätter, der „Wielkopolanin", der „Wiarus" und „Krzyż i miecz", welche oft die heftigsten Aufsätze enthalten, von denen besonders das zweite den Volkston wohl zu treffen versteht. Diesen gesellen sich noch eine wissenschaftliche Monatsschrift „Przegląd poznański", eine theologische Wochenschrift, redigirt von dem ehemaligen frankfurter Deputirten Janiszewski, eine pädagogische und eine landwirthschaftliche Monatsschrift bei, sodaß im Großherzogthum für 1850 gegen zehn polnische Blätter erscheinen, denen nur ein deutsches gegenübersteht. Das sehr geschätzte bei Günther in Lissa erschienene Volksblatt „Przyjaciel ludu" ist nach sechszehnjähriger Dauer mit dem J. 1849 eingegangen. 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 96. — 22. April 1850.

## Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman von Adolf Stahr. Drei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 95.)

Stahr ist ein so durchgebildeter Geist daß was er angreift nicht Stückwerk bleiben kann. Er ist zugleich so vom Schönheitsgefühl durchdrungen daß er nichts Unförmliches schaffen wird. Aber er ist als politischer Parteimann von einer Idee erfüllt die ihm über Alles geht: er will die ersten Freiheitsbestrebungen und Kämpfe der Neapolitaner verklärt darstellen, er will ein schönes, erhebendes, tragisches und wahrhaftiges Bild liefern, und Stoffe und Farben hat er in Uebermaß rings um sich zur Hand, sodaß mehr als Besonnenheit und Scharfsinn, daß eine gewisse praktische Nüchternheit dazu gehörte, um wo er als historischer Politiker malt zugleich auch als Dichter, und zwar als Romandichter den besondern Gesetzen der Wahrheit treuzubleiben welche diese Dichtungsart fodert. Von dem Vorwurf daß er Lappen aus der Geschichte, lange losgerissene Streifen historischer Begebenheiten aneinanderreiht, wie Das bei solchen Aufgaben so oft geschieht, spreche ich ihn frei. Die Vorfälle haben sich in der Art auf dem vulkanischen Boden entwickelt wie er sie uns schildert, er weiß sie als Künstler geschickt, in blendenden Farben aneinanderzureihen, es fehlt nicht an Wechsel, Steigerung, Wahrheit, und bei einer plastischen Formgebung an tieferer Wahrheit aus der er schöpft.

Aber die Begebenheiten sind so blendend und gewaltig, der Dichter fühlt so lebendig mit, er glüht, schwärmt, liebt und haßt, daß ihm die Ruhe abgeht um in den Heroen die Menschen zu zeichnen. Doch Das ist nicht recht gesagt, er zeichnet sie wol, es werden aber nicht Menschen für die wir mitfühlen mögen, mit denen wir uns als Freunde in einen stillen Winkel zurückziehen könnten, uns an der Wärme und Wonne des Daseins zu erfreuen. Das Leben in diesen Südländern ist nicht für die Beschaulichkeit innerhalb der vier Mauern; ihre Natur, ihre Bauart, Wohnungen, der Himmel und das Blut treibt sie an die Oeffentlichkeit hinaus. Darum ist es freilich schwer einen deutschen oder englischen oder dänischen Roman in Italien spielen zu lassen. Diese nun, besonders in so aufgeregter Zeit, spielen ja oben auf dem Schaume der bewegten Woge: wie kann man verlangen daß der Dichter sie in ihrer Häuslichkeit und Behaglichkeit uns vorführe! Das war nicht sein Wille, nicht seine Aufgabe. Aber, wie man auch die Aufgabe eines Romans fasse, der Held muß uns nicht als heroische Vision, sondern als Mensch nähergebracht werden wenn wir uns für ihn interessiren sollen. Und Das ist dem Dichter nicht gelungen, bei aller Vorliebe für die Personen seines Romans. Unwillkürlich idealisirt er sie, eine wie die andere; plastisch fertig stellt er sie uns hin, aber wie die glänzenden Schönheitsformen der antiken Bilder die aus den Gräbern von Herculanum und der andern Trümmerstätte im Borbonico uns zur Bewunderung anregen. Wir blicken nicht in ihre Seele hinein; und construiren wir uns den Proceß ihrer Gedanken und Gefühle welche sie zur Handlung antreibt, so sind Das doch ganz andere Pulse als die unser Blut bewegen.

Doch Das will der Verf. Er steht nicht, er will nicht auf objectiver Höhe stehen, er ist selbst Politiker, selbst begeistert für die Menschheits- und Freiheitsideen welche dazumal in Neapel zündeten, und glaubt einen glücklichen Fund gethan zu haben, indem er diese Kämpfe, dieses erste Ringen in einem Lande darstellt wo Kunst, Natur und Erinnerung Allem, also auch diesen Bestrebungen das Schönheitssiegel aufdrücken. So will er seine Leser mitsichfortreißen, sie sollen mit ihm glühen, schwärmen für seine Republikaner in Neapel, mit ihm in gleichem Haß gegen die Despoten und den kaltblütig grausamen Stamm der neapolitanischen Bourbons. Wenn ihm nun auch das Letztere gelingt, woran ich nicht zweifle, wie aber das Erstere, wenn er sich doch nicht enthalten kann seine Heldin, Donna Eleonora, mit einem tiefen Seufzer ausrufen zu lassen: „Wie schön ist mein Vaterland! Ach vielleicht zu schön um frei und glücklich zu sein! Dieses Paradies der Erde, von Menschen, von freien, stolzen, selbstbewußten Menschen bewohnt, müßte die Götter neidisch herabblicken lassen von ihrer einsamen Himmelshöhe. Wann wird der Tag des Geistes anbrechen für mein unglückliches Vaterland!" Da liegt es. Wenn er seine Heldin selbst muß verzweifeln lassen daran daß Menschen dieses Paradies bewohnen, wenn er sich sagen muß daß es zu

schön und üppig ist um frei zu sein, wenn er sich die ganze Geschichte Neapels zurückruft, mit allen den Freiheitskämpfen, die in ihrer Raserei selbst erstickten, wenn er in die ehernen Tafeln dieser Geschichte das Verdammungsurtel eingegraben sieht: Dies Geschlecht ist nur zum Lebensgenuß und zur Knechtschaft unter Despoten und seiner Indolenz verdammt! wie kann er dann als Prophet am Schlusse rufen:

Mag immerhin die stumpfsinnige Tyrannei des gekrönten Jesuitenknechts dort drüben in seiner stolzen Königsburg dies Werk (Pietro Colletta's „Geschichte der letzten neunzig Jahre Neapels", die ihn zu seiner Dichtung begeistert) mit Acht und Bann belegen: — auch seine Stunde wird einst schlagen, die Stunde des Gerichts für alle Tyrannen Europas. Dann werden die Namen der ersten Märtyrer der Freiheit Neapels, welche in diesem Buche verzeichnet stehen, wie helle Sterne strahlen, und mit Andacht wird ein glücklicheres Geschlecht die Thaten und Leiden seiner ersten Freiheitshelden, und den Opfertod eines Manthoné, Cirillo, Caracciolo, Caraffa und einer Eleonora Prinentelli lesen.

Wir haben seitdem Stahr dies Buch schrieb eine Geschichte erlebt, wir haben schon einen Theil der Zukunft erblickt an die er appellirt. Wir sahen Neapel freiwerden von dem Joch der Tyrannei und wir freuten uns. Aber die Freiheit, deren es genoß wie nur ein Land durch drei Monate (vom Februar bis Mitte Mai 1848), hatte keine freie Männer erzeugt die das Gut zu schätzen wußten. Täglich wuchsen ihre Foderungen in den Progressionen als der König nachgab. Täglich überstürzte sich die Fortschrittspartei, und die heute Helden der Freiheit gewesen, waren morgen schon als Reactionnaire und Verräther gebrandmarkt, verfolgt, beiseitegestoßen. Dasselbe Volk von Neapel das nach einer mehrwöchentlichen friedlichen Belagerung des Königs in seinem Schlosse, wo er endlich nachgegeben und mit vollem Maße gegeben hatte (vielleicht damals aus dépit, wahrscheinlicher um sich an den andern Fürsten Italiens zu rächen, weil sie ihn in seinen Nöthen nicht unterstützt, und sie zu Concessionen zu zwingen an welche sie damals noch nicht dachten), welches an jenem Tage seinem Fernando die Stiefeln küßte und die Rockzipfel abriß um seine Freude für die liberale Constitution auszudrücken, seine Dankbarkeit für das Mehrgeschenk als Irgendwer erwartet hatte, dasselbe Volk conspirirte Tag um Tag weiter und weiter gegen den mehr und mehr nachgebenden Fürsten, um ihn endlich durch das Uebermaß seiner Foderungen zu dem verzweiflungsvollen Entschlusse zu bringen, zur Flucht aus seinem Reiche. Wir sahen das Dampfschiff am königlichen Palast täglich geheizt; man war in jeder Stunde auf das Ereigniß vorbereitet. Und noch hingen an allen Schaufenstern die Abbildungen jenes Umritts wo sie ihm die Fußsohlen leckten vor Entzücken, und heute war er schon wieder ein Tyrann, den man absolut lossein wollte, und Fernando hatte seitdem Nichts gethan als gewährt was er nur gewähren konnte! Ich verarge es dem Volke oder der Partei nicht daß sie seiner quittwerden wollten: denn wer konnte ohne Schauder auf seine Antecedentien sehen, wer danach ihm ein volles, uneingeschränktes Vertrauen schenken? Ich mag auch nicht darauf schwören daß nicht schon damals hinter seinem wehmüthig lächelnden Gesichte (einer schönen Maske) bittere Rachegefühle brüteten; aber er hatte Nichts gethan als was das sogenannte Volk wünschte. Ja wenn damals schon ein arglistiger Entschluß gereift wäre, würde er dem dringenden Volke und seinen Deputationen nicht so vernünftige Antworten gegeben haben. Er speculirte nicht auf den Pessimismus, er warnte sie vor dem Uebermaß ihrer Foderungen, er stellte ihnen das Thörichte, das für sie selbst Verderbliche vor, und gab erst da nach wo der Widerstand nicht mehr möglich war. Aber es war nicht diese Nachgiebigkeit was sie wollten, sie speculirten auf seine Verzweiflung, und foderten endlich das absolut Unmögliche, worauf dann der 15. Mai eintrat. Ein Volk oder eine Volkspartei welche auf diese Weise nach ihrem Ziele strebt, kann so wenig unsere Theilnahme ansprechen als König Ferdinand jetzt wo er nach fast zweijährigem Zaudern seine verschlossenen Erinnerungstafeln hervorzieht, und trotzend auf seinen fast unbegreiflichen Erfolg in Sicilien und die Siege des Monarchismus in Europa, die Verschworenen und ihre Werkzeuge vom 15. Mai, Einen um den Andern, aus ihrem Versteck herauslangt und in seine Kerker sperrt, soweit sie Platz haben für die Unglücklichen! Welche Justiz wird sie erwarten! Und welche Justiz in ihrer Brust muß sie verurtheilen. Durch den — ich weiß nicht ob ich ihn mehr übermüthig oder mehr rasend nennen soll — republikanischen Aufstand vom 15. Mai haben sie nicht allein Neapels, sie haben Italiens Schicksal entschieden. Noch einmal mußten alle Hoffnungen auf Freiheit und Unabhängigkeit, mit so kostbaren, ungeheuern Opfern genährt, blutig vernichtet, insichzusammensinken. Für Italien ist nicht einmal der Schein des Fortschritts gerettet. Die Verzweiflung nagt an ihren Ketten, und nur in Brand, Bruderblut und Verwüstung schimmert ihr als Meteor die Freiheit der Wüste.

(Der Beschluß folgt.)

## Ueber den Einfluß des Sprachstudiums auf das Studium der Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 95.)

Das was die Sprache geschaffen ist das ganze geistige Vermögen des Menschen; die Sprache ist eben nur der lebendige Ausdruck des menschlichen Geistes. Vergleichen wir nun die Kraft welche organische Formen geschaffen mit dem geistigen Vermögen welches sich mit Synthesis behilft, und beurtheilen wir ob beide gleichzustellen seien. Dies erhebt sich nicht über den Stoff welcher ihm vorliegt, und vermag denselben nur so anzuordnen daß das von ihm Zusammengedachte auch in der Rede zusammengestellt erscheint; das belebende Element der Form fehlt hier der Rede. In den organischen Sprachen hat der menschliche Geist hingegen künstlerisch geformt; gleich dem durchsichtigen Krystall welcher sich nach innewohnendem Gesetz bildet sind hier für die geistigen Verhältnisse die klaren Formen hervorgedrungen. Nimmermehr kann jene nur ordnende Verstandeskraft mit dieser künstlerisch schaffenden Kraft des Geistes in gleiche Linie gestellt werden. Die Kraft und Schnelligkeit des Denkvermögens muß sich in der einheitlichen, den Begriff klar ausdrückenden Form zeigen, während umgekehrt die an-

einanderreihende und doch zuweilen unklar bleibende Sprache den langsam arbeitenden Verstand zeigt.

Diese verschiedenen Stufen des Sprachvermögens, weil sie keineswegs nur zeitliche sind, sodaß eine niedriger stehende Sprache etwa doch später noch organische Formen erlangen könnte, bekunden einen analogen Unterschied des geistigen Vermögens welches sie geschaffen, und sich mit ihnen begnügt, da der Sprachbau auch ebenso auf die intellectuelle Entwickelung der Völker zurückwirkt. Denn wie das Vorhandensein organischer Formen für alle grammatischen Verhältnisse die Schnellkraft des Denkvermögens anregt, und die klare Bestimmtheit mit welcher die Begriffe in den Formen ausgeprägt sind die Klarheit des Gedachten herbeiführt, so läßt auch die nur durch Nebeneinandersetzen den Zusammenhang der Begriffe andeutende Sprache den Verstand nur mühsam die Begriffe zergliedern, und die Unklarheit der Ausdrucksweise demselben das Gedachte nicht scharf ausgeprägt sich vergegenwärtigen. Diese Rückwirkung zeigt sich sogleich bei dem Satzbau. Das nächste Bestreben bei der Bildung eines Satzes muß sein: das Verhältniß eines jeden Glieds zum Ganzen klarzumachen, und so eine leichte Uebersicht über das Ganze zu gewähren. Die organischen Sprachen erreichen Dies leicht, indem jedes Wort durch die Form in der es erscheint bereits in seiner Beziehung zu dem Uebrigen sich darstellt. Bei dem synthetischen Verfahren der Sprache hingegen muß wegen Mangels der Form jedes Verhältniß durch die Wortstellung bezeichnet werden. Es tritt hierdurch die größte äußere Regelmäßigkeit ein, aber auch der Verlust der Freiheit einen Satz kühn und plastisch zu bilden. Wie mächtig dieser Unterschied ist wird ein Beispiel zeigen. Da das Verbum zunächst den Mittelpunkt des Satzes bildet, so werden alle andern Elemente des Satzes ihm einverleibt. Daher heißt es im Mexicanischen ni-naca-qua, ich-Fleisch-esse, ni-te-tlamaca, ich-Jemandem-Etwas-gebe. Auf dieses Einverleibungssystem läuft zuletzt der Satzbau aller synthetischen Sprachen zurück. Die große Regelmäßigkeit welche dadurch erreicht wird entschädigt nicht für die Freiheit im Satzbau, welche die organischen Formen genießen. Diese können, weil die Beziehung eines Worts zum Ganzen aus seiner Form hervorgeht, es mag an einer Stelle des Satzes stehen welche es sei, jedes Wort dahin setzen wo es den Nachdruck welchen der Redende hineinlegen will am ersten erreicht; diese können durch den Reichthum ihrer Formen Perioden bilden, durch die der Satz selbst wieder zum Kunstwerke wird. Der Satzbau der synthetischen Sprachen möchte den massenhaften, äußerlich sehr geregelten Bauwerken der alten Pelasger und Aegypter, der der organischen den spätern Kunstwerken der Griechen zu vergleichen sein. Wir verlangen von der Rede daß sich in ihr sogleich das erwärmende Feuer der Ueberzeugung, die laute Freude und das tiefe Weh des Redenden ausprä ge: alles Dies vermögen die synthetischen Sprachen nicht. Nur die organischen Sprachen können die Rede zum plastischen Bilde des ihr innewohnenden Gedankens machen. Die vielfältigen Nuancirungen der Rede, wie sie uns in der griechischen Literatur entgegentreten, das Gemessene in dem Dialog der Tragödie, die Feierlichkeit der Chorgesänge, das Stürmische der alkäischen Lieder, alle diese Nuancirungen in Poesie und Prosa, wie sie in Einklang stehen mit dem in ihrem Gewande Ausgesprochenen, konnten nur von einer organischen Sprache geschaffen werden.

Fassen wir den ganzen Unterschied dieser beiden Sprachstufen und ihr Verhältniß zu dem geistigen Vermögen welches sich ihrer bedient zusammen. Die dürftige Art ein grammatisches Verhältniß auszudrücken, die künstliche aber höchst unkünstlerische Weise des Satzbaus der synthetischen Sprachen können nur einer trockenen, verstandesmäßigen Bildung genügen; das Vorhandensein und der Reichthum an organischen Formen, wodurch die Freiheit im Satzbau gewährt wird, zeugt davon daß dem Geist welcher sich eine solche Sprache schuf bereits die Fähigkeit intellectueller und ideeller Bildung innewohnte, während die also geschaffene Sprache zugleich den Geist zu einer solchen Entwickelung anleitete. Das Denkvermögen welches sich mit der Dürftigkeit und Trockenheit des synthetischen Sprachverfahrens begnügen konnte, kannte auch das Bedürfniß einer ideellen Entwickelung nicht, so wenig als seine Sprache es wieder zu einer solchen hinführte. Wir müssen demnach von der Verschiedenheit des Sprachvermögens, da eben die Sprache der unmittelbare Ausdruck des menschlichen Geistes, der lebendige Odem desselben ist, auf eine analoge Verschiedenheit des Denkvermögens schließen: soviel Stufen des Sprachvermögens, soviel Stufen des Denkvermögens, soviel Stufen der menschlichen Entwickelungsfähigkeit, soviel Stufen der Menschheit selbst.

Zu den synthetischen Sprachen gehören die meisten, die nordasiatischen, finnischen, malaiischen und die durch größere Gewandtheit sich auszeichnenden amerikanischen Sprachen; zu den organischen die indogermanischen und semitischen. Die Völkerfamilien welche dieser Sprachen sich bedienen bekunden durch die stufenartige Verschiedenheit ihrer Sprachen, in deren Grenzen ihre Entwickelung vorsichging, analoge Stufen der Entwickelungsfähigkeit. Wenn Herder daher in seinen „Ideen" sagt: „Wie nur eine Menschenvernunft auf der Erde möglich war, und die Natur daher auch nur eine Gattung vernunftfähiger Geschöpfe hervorbrachte, so ließ sie die Vernunftfähigen auch in Einer Schule der Sprache und Tradition erzogen werden, und übernahm selbst diese Erziehung durch eine Folge von Generationen aus Einem Ursprunge", so sehen wir durch Analyse der Sprachen daß gerade das Umgekehrte der Fall war: daß sich in der Verschiedenheit der Schule der Sprachen verschiedene Stufen der Culturfähigkeit im Menschengeschlechte zeigen, und daß, soviele Stufen derselben da sind, auch soviele Völkerfamilien ihren eigenen Ursprung bekunden. Die alte bald so, bald so beantwortete Frage, ob die Menschheit von Einem Paare abstamme, wird durch die Sprachen endgültig verneint.

---

Dem Culturhistoriker bietet sich demnach in dem Studium der Sprachen ein sicherer Standpunkt dar, von welchem aus er die große Menge der Völker in leicht übersehbare Gruppen bringen kann. Die Richtigkeit des Maßstabes, schon durch sich fest begründet, kann aber doch nur gewinnen wenn die Geschichte der Völker selbst zeigt daß jedes von ihnen nur soviel Cultur errungen hat als ihm nach der aus seiner Sprache hervorgehenden Fähigkeit zukommt. Wir machen daher darauf aufmerksam: daß kein einziges Volk welches sich einer synthetischen Sprache bedient selbstthätig in der Cultur der Menschheit mitgewirkt hat, daß sich bei keinem einzigen solchen eine intellectuelle Entwickelung zeigt: denn wenn etwa ein einzelner Stamm mit synthetischer Sprache, welcher rings von indogermanischen Völkern umgeben und in seiner geistigen Existenz vollkommen von der Cultur dieser abhängig ist, etwa auch ein größeres Aufblühen seiner Literatur erlebt, oder sonst irgendwie höhere Cultur gezeigt hat, so kann Dies hier nicht in Anschlag kommen, indem wir nur darauf zu sehen haben was ein Volk auf seine eigenen nationalen Kräfte gestützt aus sich machen könne. Dagegen drängt sich die Geschichte der höhern intellectuellen Entwickelung der Menschheit auf die beiden Völkerfamilien mit organischen Sprachen, auf die Indogermanen und Semiten zusammen. Und wie die Sprachen der ersten auch noch eine höhere Stufe als die der letztern einzunehmen scheinen, so hat sich auch in ihrem Schoose zunächst die Cultur concentrirt. Unter ihnen müssen wir aber die Inder und Perser von der spätern Entwickelung als ausgeschieden ansehen, woran sowol klimatische und Einflüsse der äußern Geschichte als die geographische Absonderung von den übrigen indogermanischen Völkern schuld sind. Daher wurde denn Europa, der Hauptwohnsitz der indogermanischen Völker, die Stätte menschlicher Cultur: Kunst und Wissenschaft haben hier ihr Asyl, und werden von hier aus durch den für seine Cultur Propaganda machenden Europäer nach andern Welttheilen verpflanzt. So hat

auch in der Religion, welche nach der Sprache der unmittelbarste Ausdruck des menschlichen Geistes ist, der Indogermane die höchste Stufe eingenommen; er besitzt allein das Christenthum. Trotz der tausendjährigen Bemühungen der Missionnaire ist noch kein einziges Volk der Semiten oder der Stämme mit synthetischen Sprachen zum Christenthum hinübergeführt worden, es müßte denn etwa, wie die Basken in den Pyrenäen, ein in seiner geistigen Existenz von den Nachbarn ganz abhängiges Volk sein. Und doch hatte bei einzelnen indogermanischen Völkern die Einführung des Christenthums einen größern Widerstand der öffentlichen Macht und des Volks als bei manchen der andern gefunden.

Wie hier aus der Verschiedenheit der Sprachstufen der Unterschied der Culturfähigkeit der Völker hervorging, so verbergen sich noch innerhalb derselben Sprachstufe in dem Gewande der Sprache die Nationalcharaktere: denn „die Verschiedenheit von Sprachen ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern von Weltansichten selbst". *) So wird man aus den Sprachen der romanischen, germanischen und slawischen Völkerschaften einen Unterschied der Nationalcharaktere entwickeln können, wie er sich in den religiösen Richtungen derselben, in dem katholischen Cultus der romanischen, dem protestantischen der germanischen, dem griechischen der slawischen Stämme offenbart; man wird aus der Eigenthümlichkeit ihrer Sprachen auch die Eigenthümlichkeiten ihrer Literaturen erklären, aus dem Reichthum an Wörtern für bestimmte geistige Richtungen auch die Nationaleigenthümlichkeiten in dieser Richtung erläutern können. 52.

*) W. v. Humboldt, „Gesammelte Werke", III, 282.

## Die Insel Cerigo.

In der Sitzung der Asiatischen Gesellschaft zu London am 10. Jan. verlas der Secretair ein Memoir über die Insel Cerigo aus der Feder eines Hrn. Calucci, Vertreter von Cerigo im Senate der Ionischen Inseln, nebst einem Commentar über dessen die Archäologie der Insel betreffenden Auslassungen vom Oberst Leake. Wir entlehnen daraus Folgendes. Obwol Cerigo gegenwärtig einen zu zwei Dritteln angebauten Boden hat, und die Lage der Einwohner seit kurzem eine wesentlich bessere geworden ist, genügt doch der Ertrag nicht den Bedürfnissen der Bevölkerung, deren Zahl sich auf 12,000 beläuft, und wovon jährlich ein Theil zum Behuf seines Lebensunterhalts nach dem Festlande von Griechenland, nach Asia Minor und nach Kandia auswandert. Was diese bei ihrer Rückkehr an Geld mitbringen, sowie die von Korfu für das Militair eingehenden Zahlungen gewähren die Mittel zu Bestreitung des Aufwandes für die nöthige, meist in Getreide bestehende Einfuhr. Der Export beschränkt sich auf eine Kleinigkeit an Oel, Zwiebeln, Wein, Käse und Honig. Im Verhältniß zum geringen Umfange der Stadt Cerigo sind während der letzten Jahre sowol hinsichtlich der Gebäude, namentlich der Schulen, als in Betreff des geistigen und materiellen Wohlbefindens der Einwohner bedeutende Verbesserungen eingetreten. Inzwischen sind und bleiben die denkwürdigsten öffentlichen Bauten auf der Insel die unter Fürsorge des britischen Residenten, Capitain Macphail, geschlagenen Brücken und geöffneten Landstraßen. In der Stadt gibt es fünf Schulen nach dem System des wechselseitigen Unterrichts, ein Gymnasium oder öffentliche Schule höhern Ranges und eine literarische Gesellschaft. Die Geistlichkeit besteht auf der ganzen Insel aus einem Erzbischof und 120 Priestern. Die Alterthümer sind minder interessant als man erwarten sollte, und finden sich eigentlich nur an den zwei Orten Palaiokastron und Palaeopoli. Am erstern sind die Nachforschungen der Archäologen blos durch eine griechische Inschrift und einige Bruchstücke alter Bauwerke belohnt worden; in Palaeopoli ist die Ausbeute größer gewesen. Man hat in den Gräbern nicht nur eine Menge Thränenkrüge von Glas und Stein nebst andern Gefäßen von verschiedener Form und Größe, sondern auch Münzen entdeckt, von denen mehre die auf einer Seite einen Kopf, auf der andern eine Taube und die Buchstaben ΚΥΘ zeigen, dadurch anzudeuten scheinen daß zur Zeit der phönizischen Colonie hier der Tempel der Venus Urania gestanden, die Cythera des Thukydides und Xenophon, welche Pausanias den ältesten Tempel dieser Gottheit in Griechenland nennt. Dafür scheint auch ein auf derselben Stelle gefundenes viereckiges Siegel zu sprechen, mit Schriftzügen ähnlich denen auf den aus Syrien und der Umgegend von Babylon zu uns gebrachten Siegeln. Wegen der Lage von Cythera macht sich in dem Berichte bei Pausanias und den Erzählungen des Thukydides und Xenophon ein wesentlicher Unterschied bemerkbar. Die Geschichtschreiber stellen es nach Palaeopoli, der Reisende ganz woanders hin, und zwar wo jetzt die Stadt Cerigo steht. Hauptsächlich um diese Schwierigkeit zu lösen hat Oberst Leake in einem Schreiben an den Secretair einen werthvollen Commentar beigefügt. „Ich nehme an", sagt er, „daß die Beschreibung bei Pausanias sich auf die Veränderungen bezieht welche während dem zwischen den Geschichtschreibern und dem griechischen Reisenden liegenden großen Raume von nahe sechs Jahrhunderten sich auf der Insel ereignet haben. Zur Zeit des Letztern war die Lage von Palaeopoli wahrscheinlich längst aufgegeben, war Skandeia die einzige Stadt welche Pausanias Cythera nannte, und war deren früherer Name Skandeia auf den Hafen übergegangen." 8.

## Miscellen.

### Der Liliputaner Lablache.

Zu der Zeit wo der famose Tom Pouce sich in Paris sehen ließ, kam ein ehrlicher Provinziale nach der Hauptstadt, und war untröstlich daß er die rechte Zeit verpaßt hatte und der wunderbare Liliputaner nicht mehr zu sehen war. Er wohnte bei einem Freunde des durch seine Kunst und seine Corpulenz berühmten Lablache, und klagte diesem sein Unglück. „Ah, Das hat Nichts auf sich", tröstete der Freund Lablache's, „er ist nur für das große Publicum nicht sichtbar, allein — ich kenne Tom Pouce, er wohnt auf der und der Straße in dem Hause Nr. . . .; grüßen Sie ihn von mir, und Sie werden von dem Zwerge sehr freundlich aufgenommen werden." Voller Freude läuft der Provinziale nach der bezeichneten Wohnung, steigt die Treppe hinauf und klingelt. Man öffnet ihm. „Ah, treffe ich vielleicht Hrn. Tom Pouce zu Hause?" Der Neugierige stand vor Lablache. „Sehr wohl, mein Herr! Das bin ich!" antwortet der kolossale Sänger. Der versteinerte Provinziale stammelt einige Worte der Ueberraschung und des Erstaunens. „Ich dachte, ich meinte . . ." „Daß ich ein Zwerg wäre", fragt lächelnd Lablache; „ja, sehen Sie, vor dem Publicum bin ich Das, Das ist wahr, allein zu Hause bediene ich mich ganz meiner Bequemlichkeit."

### Vorsündflutlicher Patriotismus.

Vor nicht langer Zeit ward im Theater Malibran zu Venedig ein Melodrama, betitelt „Die Sündflut", gegeben. Am Schlusse desselben entfernt sich der Vater Noah mit seiner Arche, nachdem er vorher von allen Thierarten ein Exemplar in dieselbe aufgenommen hat, und überläßt den heranströmenden großen Wassern das übrige Gethier zur Beute. Menschen und Vieh kamen vor den Augen des Publicums um, und dieses ergötzte sich recht sehr an dem Spectakel; als aber die Reihe auch an den Löwen kam (der Löwe ist bekanntlich das Symbol Venedigs), da erhob sich das Publicum unter dem gräßlichsten Lärmen in Masse und schrie: Es werde nicht dulden daß der Löwe umkäme. Der Tumult hörte nicht eher auf als bis Noah erschien und den Löwen aus den Wassern rettete. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 97. —— 23. April 1850.


## Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman von Adolf Stahr. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Stahr hat einige ideale Gestalten aus jener ersten republikanischen Bewegung uns gezeichnet. Wenn er diese Colletta, Manthoné und wie sie heißen mit den eigentlich namenlosen Helden des Jahres 1848 in Neapel vergleicht, kann er darin einen Fortschritt, eine Hoffnung zur Realisirung der Freiheitsträume für das schöne Land erblicken? Wir lassen dabei den Zweifel ganz beiseite, ob jene Helden denn wirklich so rein, schön und ideal waren wie seine Feder, und vor ihm die Colletta's, sie geschildert. Menschen waren auch sie gewiß, und das Menschliche an ihnen übergeht er. Aber wir wollen es glauben, wenn wir den Maßstab aus Frankreich an das heutige Italien legen, daß Jene in dem Maße Schwärmer von der reinsten Begeisterung waren, gleichwie in Paris die Girondisten, die Camille Desmoulins, St.-Just und selbst in gewisser Beziehung die Danton und Robespierre es gewesen; sie glaubten an sich und ihre Idee, und der blutige Feuerstrom ihrer Begeisterung hielt noch die Corruption und Niederträchtigkeit fern, die nach ihnen unter der Herrschaft des Directoriums einbrach, und welche wie ein Mehlthau der schon in der Knospe war die neueste französische Revolution und Republik vergiftet hat, sodaß schon Gestalten wie Cavaignac und Lamartine wie Einzelerscheinungen glänzen. So mögen auch jene Republikaner Neapels edle Schwärmer gewesen sein. Und wohin fiel ihr Funke? Wie ist er zur Saat aufgegangen?

Es ist ein anerkanntes Dictum in Italien daß der Neapolitaner so tief unter dem Römer steht an edler Menschenwürde als der Römer unter dem stolzen Sicilier. Wer hatte nicht Erwartungen daß Sicilien, welches so gewaltig sich erhoben, so tapfer gekämpft an einzelnen Punkten, frei, organisirt, mit Hülfe von außen seine Freiheit sich erhalten, und, wenn es unterliegen sollte, es gegen Neapel wenigstens heroisch unterliegen würde! Und wie ist es unterlegen, und ein polnischer Abenteurer, ein Mieroslawski, prätendirt sein einziger Held gewesen zu sein! Stahr führt uns auch Heldenthaten in Neapel vor: den Kampf der Verzweiflung gegen die bestialische Grausamkeit des Fanatismus, den Kampf den der Schwächste besteht um die Rettung seines Lebens. Der größere Kampf sich selbst zu beherrschen im Glücke, in der Verwirrung zu gestalten, beim Neubauen die natürlichen Fundamente zu benutzen, ward weder in dem alten noch in dem neuen Neapel siegreich geführt. Tapfer kann auch der Neapolitaner sein; wir selbst sahen es am Barrikadentage des 15. Mai. Die Republikaner im Toledo trotzten einen Tag hindurch dem Kugelregen; auch die neapolitanischen Soldaten wurden tapfer als die Schweizer es sie gelehrt. Stahr auch schildert uns die Tapferkeit der Lazzaroni, die drei Tage lang Neapel im entsetzlichsten Mordkampfe gegen Championnet's Franzosen vertheidigten, und ruft schmerzlich aus: Das kann auch ein neapolitanisches Volk, wenn es recht geleitet wird! Man sagte und sagte es gestern noch in den Provinzen, in der Bergluft der Abruzzen, in Apulien, auf den Inseln sei ein anderes Volk, nicht so verweichlicht, corrumpirt, muthig für das Recht und die Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Und was ist je aus den Aufständen dieser Provinzen hervorgegangen, wenn sie sich, empört über den unerträglichen Druck, erhoben? Fragt das kräftigere Geschlecht auf den glücklichen Inseln, die Marinari der Küste, wie sie über das Mischvolk Neapels urtheilen. Sie schütten ihr Herz, ihren Grimm, ihre Verachtung aus gegen den Fremden. Sie wollen nicht Brüder sein dieser eleganten Herren in Neapel, die, wenn sie Herren würden, das Volk weit härter drücken, aussaugen würden als der König mit seinen schlechten Ministern und seinen habsüchtigen Beamten. Ob es so ist, ich weiß es nicht, aber die Stimme des Volks ist es. Ich hörte sie hundertfältig. „E troppo buono — non è sanguinoso!" („Er ist zu gut, der König, er ist nicht blutdürstig genug!") rief ein alter Seemann der die Welt gesehen und jetzt mit seiner schwieligten Hand durch Ruderschläge sein Brot erwarb. Mich schauderte über diese Volksstimme. Und doch zog dieser selbe Seemann ebenso verwünschend los gegen die schändlichen Minister des vorhin absoluten Königs, gegen die Del Carreto und Consorten.

Vom Dichter der sich im Zauber des Golfs von Neapel einen edlen Rausch getrunken und, durchglüht von dem Goldlicht seines Abendroths, die Gestalten des

erscheinenden Lebens so wiedergibt wie er sie sieht, von ihm verlangen wir nicht die harte Kritik eines historischen Sittenrichters, der erst dann Heil für Neapel sah, wenn das ganze Geschlecht was die Campagna bewohnt, Fürsten, Volk, Adel, Geistliche, Lazzaroni, vom Meere verschlungen würde, und von den Bergen herab käme ein anderes, roheres Geschlecht, um seine Häuser aufzuschlagen auf dem paradiesischsten Platz der Erde. Wir verargen es ihm nicht wenn er die ersten Republikaner Neapels in dem schönen Lichte malte; sie wurden Märtyrer, sie stehen geadelt da ihren bestialisch wüthenden Verfolgern, den Ruffo, Acton, der Königin Karoline, unseligen Andenkens, dem Halbmenschen-Halbaffen Ferdinand, den Intriguen einer Lady Hamilton, der traurigen Schwäche eines Nelson, der losgelassenen Mörderbrut der Lazzaroni und des Landvolks gegenüber. Sie mögen die edelsten Geister ihres Landes jener Zeit gewesen sein, wie sie auch durch Geburt, Stand und Bildung die ersten waren. Denn darin unterschied sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts wie in der Mitte des gegenwärtigen die Revolution in Neapel, eigentlich in ganz Italien, von der in unsern nördlichen Ländern daß sie von den höhern Classen der Gesellschaft ausging. In Neapel ist es besonders der titelreiche, aber einflußlose Adel in welchem die liberalen Ideen von je an Wurzel schlugen. Das Motiv ist beim Bildungsstande nicht schwer zu suchen, die Wirkung aber ist daß die Ausbrüche der Revolutionen hier immer eine edlere Gestaltung trugen. Sie scheitern, weil das Volk diese Ideen nicht begreift, und was es davon begreift nicht geeignet ist ihm Vertrauen und Liebe zuzuwenden. Mit einem eigenthümlichen Witze persiflirt es die Begriffe der fratellanza und igualità. Bruder sein ist schön, aber wenn ich in Noth bin und zu meinem Bruder komme, wird er mir Etwas geben? Es ist ein Spielwerk, erfunden von den feinen und vornehmen Herren, um das arme Volk zu betrügen. Schlimm ist es schon daran unter der schlechten Regierung, aber die Regierung der feinen und vornehmen Herren wäre noch schlechter. Darum ist des Königs Regierung doch besser, der zuweilen wenigstens darunterfährt unter seine schlechten Beamten, und darum jedenfalls besser als die fratellanza und igualità, weil diese die Fremden fortscheucht, und von den Fremden leben wir! Diesen Ideenkreis im Volke von Neapel zu verdrängen, ist den Liberalen und Republikanern bisda wenig gelungen. Der Dichter, wiederholen wir, mag jene erste Erhebung schildern wie er gethan, aber von dem durchgebildeten Historiker begreifen wir nicht wie er in ihr den Keim einer andern Zukunft erblicken kann, einer, wo seine Träume Wahrheit werden. In Rom, Florenz vielleicht, in Turin, Mailand und Venedig begreifen wir es, für Neapel bleibt es uns ein Räthsel. Wer hier nicht genießend, wer darbend dichten will, für Den scheint uns nur die Form der Elegie gegeben. Donna Eleonora's Worte, die Stahr seitwärts hinwirft, sind das Motto zur Glosse.

Der Roman ist in einer blühend schönen Sprache geschrieben. Aber indem sie uns fortreißt reißt sie auch den Verf. fort, wo er vielleicht weilen gemocht, weilen gesollt. Für das Niedere, Alltägliche ist diese Sprache nicht geschaffen. So wird er wider Willen in den Lüften getragen, wo er festen Fuß auf der Erde fassen sollte. Reiche Scenen, köstliche Naturschilderungen, das blühende Eden taucht vor unserm Auge auf; wir wissen aber nicht ob Jeder wer es nicht gesehen mit uns in derselben Luft schwimmt: denn der Verf. beschreibt nicht — und darin thut er recht — sondern er wirft nur Bilder hin aus der Fülle der eigenen Anschauung und Erinnerung. Er weilt auch hier und da, aber er hat, er kann keine Ruhe haben; wo er mit dieser nervösen Aufregung von Anfang an zugriff, rhapsodisch ergreift es ihn, und von einem glänzenden Lichtbilde werden wir zum andern fortgetragen. Der eigentliche Roman, die persönliche Liebesgeschichte die der Leser auf dem Sopha will, ist daher nicht fesselnd. Dazu gehören nicht glühende, es erfodert nur warme Naturen. Unwillkürlich wird man zuweilen an Schiller's Don Carlos, an seinen Posa erinnert. So mochten die ersten Republikaner Neapels allerdings die Freiheit und ihre Aufgabe betrachtet haben; aber von einem Politiker wie Stahl konnten wir erwarten daß er sich in die speciellen Bedingungen der Zeit und Oertlichkeit mehr einlassen, darin vertiefen und nicht auch in der Posa-Perspective die Ereignisse und Bestrebungen betrachten würde. Wenn das schönste Weib ihrer Zeit, eine Lady Hamilton, ihre Gunst einem jungen Manne angeboten, würden viele junge Neapolitaner sein, auch wie Pietro Colletta begeistert für seine Idee, auch sonst schwärmerisch verliebt, welche diesen Genuß nebenher so brüsk wie Schiller's Don Carlos von der Hand gewiesen hätten, noch dazu wenn sie durch diese Gunst manche Vortheile für sich und — für ihre Sache erringen können? Diese Tugend, dachten wir, gehört mehr in deutsche Dichtungen der Vergangenheit als in die Wirklichkeit eines südländischen Lebens.

Der Verf. gibt zum Schluß uns die Erklärung wie sein Werk entstand. Er stand im Sommer 1845 in einer der Loggien von Sorrent, und schaute nieder auf die Pracht der stillen Orangenhaine welche dieses Eden der Ruhe und des Friedens umschließen. Vor ihm aufgeschlagen Colletta's Geschichte. Von den Blicken über den blauen, segeldurchblitzten Golf herüber erglänzte in schimmernder Pracht die Wunderstadt Neapel, der Schauplatz soviel thränenvollen Jammers, soviel blutiger Leiden. Und wie es so vor ihm lag, dies Paradies der Erde mit seiner meilenlangen Kette lachender Uferstädte, mit der azurnen Bläue seines Meers, seinen Zauberinseln, die der purpurne Schein der Abendsonne magisch umfloß, da schien es ihm als webe die Wehmuth seines Herzens einen leisen Trauerflor über alle diese entzückende Herrlichkeit, von der noch immer das leicht lebende Geschlecht der Bewohner ihr „Vedi Napoli e poi muori!" dem nordischen Fremdlinge entgegenruft. Niemand versteht ein Land der seine Geschichte nicht kennt! rief er aus und legte das Buch beiseite, und an jenem Tage

faßte er den Entschluß die erste heldenmüthige Erhebung Neapels und den thränenvollen Ausgang derselben im treuen Spiegel historischer Dichtung dem deutschen Leser vorzuführen. 27.

---

**Die Wibelungen. Weltgeschichte aus der Sage. Von Richard Wagner. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.**

Das Buch ist klein, aber reich; klein wegen seines Umfangs, reich durch seinen Inhalt. Der Inhalt ist auf die Behauptung basirt daß die Sage eine Quelle der Historie sei, und als solche benutzt werden könne und müsse. Die nackte Geschichte an und für sich, sagt Wagner, bietet uns überhaupt nur selten, stets aber unvollkommen, das für die Beurtheilung der innersten, gleichsam instinctmäßigen Beweggründe des rastlosen Drängens und Strebens ganzer Geschlechter und Völker genügende Material dar; wir müssen dies in der Religion und Sage suchen, wo wir es denn auch in den meisten Fällen mit überzeugender Bestimmtheit zu entdecken vermögen. Religion und Sage sind die ergebnißreichen Gestalten der Volksanschauung vom Wesen der Dinge und Menschen. Das Volk hat von jeher die unnachahmliche Befähigung gehabt sein eigenes Wesen nach dem Gattungsbegriff zu erfahren und in plastischer Personificirung deutlich sich vorzustellen. Die Götter und Helden seiner Religion und Sage sind die sinnlich erkennbaren Persönlichkeiten in welchen der Volksgeist sich sein Wesen darstellt; bei der schlagendsten Individualität dieser Persönlichkeiten ist ihr Inhalt dennoch von allgemeinster, umfassendster Art, und verleiht ebendeshalb diesen Gestalten eine ungemein andauernde Lebensfähigkeit, weil jede neue Richtung des Volkswesens unmerklich auch ihnen mitzutheilen sich vermag, sie daher diesem Wesen zu entsprechen immer im Stande sind. Nur das Volk versteht sich selbst, weil es selbst täglich und stündlich Das in Wahrheit thut und vollbringt was es seinem Wesen nach kann und soll. Der Verf. zeigt uns in seinem Versuche daß und wie die vollste Schärfe der Kritik angewendet werden muß um Kern und Schale zu trennen. Denn die Vermischung von Sage und Historie gibt ein unseliges Zwitterwesen, wie es die altrömische, theilweise auch die griechische Geschichte zeigt.

Was nun die Tendenz des obengenannten Büchelchens betrifft, so ist dieselbe nicht allein eine historische, eine philosophische und ästhetische, sondern — und vielleicht vorherrschend — eine praktische. Dies zeigt sich in dem Reichthum an Anspielungen auf die neuesten Zeitereignisse. So sagt der Verf., „Niemand weiß besser als das deutsche Volk daß ihm nicht ein Kaiser, sondern die Befriedigung positiver, wirklicher Bedürfnisse noththut, und es ist hierin unendlich weiser, genialer und wahrhafter als unsere Professoren welche in der Kaiserfrage gelehrte Ueberzeugungen aussprachen, in welchen deutliche Spuren eines schauerlichen Wahnsinns unverkennbar waren." Ferner sagt der Verf. einmal: „Aus der geschichtlichen Einrichtung des Lehnwesens ersehen wir, solange es seine ursprüngliche Reinheit bewahrte, daß die Verleihung eines Genusses für diesen einen, gegenwärtigen Menschen galt, der auf Grund irgend einer That, eines Dienstes Ansprüche zu erheben hatte. Von dem Augenblicke an wo das Lehen erblich wurde verlor der Mensch, seine persönliche Tüchtigkeit, sein Handeln und Thun, an Werth, und dieser ging auf den Besitz über; der erblich gewordene Besitz, nicht die Tugend der Person, gab nun den Erbfolgern ihre Bedeutung, und die hierauf sich gründende immer tiefere Entwerthung des Menschen gegen die immer steigende Hochschätzung des Besitzes verkörperte sich endlich in die widermenschlichsten Einrichtungen, wie die des Majorats, aus denen der spätere Adelige wunderbar verkehrterweise allen Dünkel und Hochmuth sog, ohne zu bedenken wie gerade dadurch daß er seinen Werth von einem starrgewordenen Familienbesitze einzig herleitete, er den wirklich menschlichen Adel offenbar verleugne und vonsichweise." Ferner gehört hierher ein Ausspruch Wagner's über die lombardischen Städte. „In den lombardischen Städten", so heißt es S. 63, „lebte keine Nation, das heißt ein ihres ältesten Ursprungs sich irgendwie bewußtes Geschlecht; in ihnen wohnten nur Menschen die das Bedürfniß des Lebens und die Versicherung ungestörter Thätigkeit durch gegenseitigen Schutz zu allmälig immer deutlicherer Entwickelung des Princips der Gesellschaft und seiner Verwirklichung durch die Gemeinde hinführte. Es war der Geist des freien, vom persönlich-geschlechtlichen Naturboden abgelösten Menschenthums der dem deutschen Kaiser in diesem Lombardenbunde entgegentrat." Die praktische Tendenz der obengenannten Schrift spricht sich am klarsten in den Schlußworten aus, der also lautet: „Wann kommst du wieder, du Kaiser Friedrich, du herrlicher Siegfried, und schlägst den bösen, nagenden Wurm der Menschheit! «Zwei Raben fliegen um meinen Berg; sie mästen sich fett vom Raube des Reiches! Von Südost hackt der eine, von Nordost hackt der andere; verjagt die Raben und der Hort ist euer! Mich aber laßt ruhig in meinem Götterberge.»"

Ref. glaubt noch hinzufügen zu müssen daß der Verf. sich auch in diesem Werkchen als Einer kundthut welcher der Gegenwart wie ein Lebendiger angehört. Es ist jedenfalls höchst interessant die Ansicht der wahrhaft Gebildeten über Gegenwart und Vergangenheit zu hören; Diejenigen welche nicht Geschichtsforscher von Profession sind bringen oftmals die größere Frische und Unbefangenheit zu ihren Darstellungen mit. In Deutschland kommt man freilich noch kaum über den alten Zopf hinaus daß ein Geschichtschreiber zugleich Gelehrter sein müsse; anders in Frankreich: Louis Blanc, Lamartine, Caussidière, Bugeaud, um nur die neuesten zu nennen, sind keineswegs Gelehrte im deutschen Sinne des Worts. Der Stil des besprochenen Buchs ist einfach und sachgemäß. 17.

---

**Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire".**

Ohne sich von den Tagesdebatten stören zu lassen, arbeitet Thiers beharrlich und ununterbrochen an seiner Geschichte des Kaiserthums fort. Der neunte vor kurzem erschienene Band ist in drei Partien getheilt: „Baylen", „Erfurt", „Somo-Sierra". Er schildert zunächst jene so merkwürdige Zeit in der Napoleon unter der Wucht eines ersten Schlags seine Macht wanken fühlte. Die Niederlage von Baylen war die erste Kundgebung jener providentiellen Gerechtigkeit, jener Moral der Ereignisse, die das Genie bisweilen aufhalten, nie aber vernichten kann. Der Congreß von Erfurt zeigt uns den Kaiser bemüht durch Gaukeleien und das Blendwerk seiner Größe das ferne Vorspiel seiner Unglücksfälle vergessenzumachen, die auf seinen erbleichenden Stern gerichteten Blicke durch eine Art magischer Beleuchtung zu blenden, und Europa zu zeigen daß es Dem der Könige zu seinen Höflingen hatte wenig auf einen besiegten General ankäme. Die Episode von Somo-Sierra endlich, oder vielmehr der Belagerung von Saragossa, ist die blutige Wiedervergeltung für Baylen, eine Vergeltung freilich bei der der Heroismus der Besiegten die späte Ehre des Sieges verwischt. In der ganzen Geschichte Napoleon's gibt es vielleicht keinen Moment der geeigneter wäre eine große Intelligenz zu begeistern welche eine doppelte Reife erlangt hat, die des Alters und dabei auch diejenige welche für hervorragende Geister durch die Berührung mit geschichtlichen Ereignissen herbeigeführt wird. Es scheint jetzt fast als ob nach einer natürlichen Folge seiner mit Vorliebe betriebenen Studien die verschiedenen Phasen aus Thiers' Leben den verschiedenen Perioden der großen Epoche entsprächen deren Geschichtschreiber er geworden ist. In den jüngern Jahren hat er mit dem glühenden Enthusiasmus jugendlicher Anschauungen

die glänzenden Anfänge, die Hoffnungen, die Abenteuer, die Bestrebungen, Thorheiten, Verbrechen und Siege der Französischen Revolution erzählt; dann hat er im Vorgefühl seines eigenen Schicksals die revolutionnairen Leidenschaften amnestirt und den neuen Geist begrüßt. Jetzt freilich ist sein Standpunkt nicht mehr derselbe. Die Dauer seiner Regierung hat ihm nicht weniger als der Paroxysmus des Februar Alles enthüllt was in den Ideen der Ordnung und der Macht Segensreiches liegt. Und gerade in diesem Augenblicke der Bekehrung war Thiers ganz eigentlich berufen als Historiker und Moralist den wunderbaren Eroberer zu beurtheilen, dessen Größe und Genie ihn zwar noch bewegen, aber nicht mehr blenden können. Deshalb ist auch Thiers, wenn man die neuesten Bände seines Werks mit den frühern zusammenhält, unparteiischer geworden. Früher neigte er sich dem historischen Materialismus zu; er sah über den blutigen Schrecken der angewandten Mittel hinweg nur den Glanz oder den Nutzen des Erfolgs. Jetzt dagegen besitzt er jene ruhige und einsichtsvolle Strenge die den wahren Geschichtschreiber immer charakterisirt; mit ihr faßt er alle die einzelnen Stücke des großen von den Zeitleidenschaften vertheidigten und von der Nachwelt gerichteten Processes in ein Endurtheil zusammen. Gegenüber den Beweisstücken der Verrätherei und der Treulosigkeit, die aus dem verhängnißvollen spanischen Kriege den Ausgangspunkt für alle spätern Unglücksfälle des Kaiserreichs machten, läßt sich Thiers weder erweichen noch verführen. In einer ernsten und vollkommen angemessenen Darstellungsweise gibt er der öffentlichen Meinung einen Ausdruck, und er der sonst selbst die Verbrechen in günstigerm Lichte zeigte, verkleinert jetzt nicht einmal Fehler mehr. 2.

## Bibliographie.

Ankershofen, G. Freih. v., Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. 1ster Band. — A. u. d. T.: Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten vor und unter der Römerherrschaft. Klagenfurt, Leon. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Bauer, B., Kritik der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 Ngr.

Boele, F. T., Zur Orientirung in der deutschen Frage unter Zugrundelegung der betreffenden Thatsachen und Dokumente. Nebst einer Zugabe: über die reichsgrundgesetzliche Gewährleistung der Rechte der katholischen Kirche in Deutschland. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 20 Ngr.

Ficquelmont, L. Graf, Aufklärungen über die Zeit vom 20. März bis zum 4. Mai 1848. 2te Auflage. Leipzig, Barth. Gr. 8. 24 Ngr.

Göschel, C. F., Zur Lehre von den letzten Dingen. Eine Ostergabe. Berlin, Brandis. Gr. 8. 15 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwickelung. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte des Natur- und Völkerrechts. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hirsch, R., Irrgarten der Liebe. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 121ster und 122ster Band. — A. u. d. T.: Die Whistparthie und ihre Folgen. Ein Familiengemälde. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Levita, C., Die Volksvertretung in ihrer organischen Zusammensetzung im repräsentativen Staate der Gegenwart. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Levitschnigg, H. Ritter v., Kossuth und seine Bannerschaft. Silhouetten aus dem Nachmärz in Ungarn. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr.

Lewald, Fanny, Erinnerungen aus dem J. 1848. Zwei Bände. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schimmer, K. A., Kaiser Joseph der Zweite. Das Leben und Wirken, Merkwürdigkeiten, Charakterzüge, Ereignisse, Briefe und Actenstücke von diesem großen und unvergeßlichen Monarchen. Mit einer Ansicht der Josephs-Statue. 4te, mit bis jetzt noch ungedruckten höchst wichtigen Urkunden bedeutend vermehrte Auflage. Wien, Dirnböck. Gr. 8. 1 Thlr.

Schlözer, K. v., Livland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schoppe, Amalie, Das Majorat. Ein Roman. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stifter, A., Studien. 5ter und 6ter Band. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 4 Thlr.

Zille, M. A., Das Reich Gottes. Gleichnisse. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Klinkhardt. 8. 6 Ngr.

## Tagesliteratur.

Appert, B., Hamburg, seine Gefängnisse und Hospitäler, gewidmet Hrn. Senator Jenisch. Ins Deutsche übersetzt und der Hamburgischen Aristokratie gewidmet. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Ler.-8. 3 Ngr.

Der Atheismus oder die Gottesleugner in ihrem Verhältniß zur Religion von Rt. Hirschberg, Rosenthal. 8. 4 Ngr.

Brucken, H. v., genannt Fock, Ueber die deutsche Verfassungs-Angelegenheit. Berlin, Mai. Gr. 8. 8 Ngr.

Bülow, F. W. v., Eine Fackel, zur Beleuchtung aller Regierungs-Formen, sowie der Prinzipien und Bestrebungen der verschiedenen Parteien. Berlin, Löwenherz. Gr. 16. 5 Ngr.

Degener, Rede über die Vereinigung der Ministerien, der Justiz und der Landtage von Anhalt-Dessau und Anhalt-Köthen. Gehalten in der 3ten Sitzung des 1sten ordentlichen Landtags des Herzogthums Anhalt-Dessau am 19. Juli 1849. Dessau, Fritsche. 1849. Gr. 8. 1¼ Ngr.

— — Zur Acker-Vertheilungsfrage in besonderer Beziehung auf das Herzogthum Anhalt-Dessau. Ebendaselbst. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erfurt. Politische Gedenkblätter für preußische Deputirte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 Ngr.

Harleß, G. C. A., Abschiedspredigt gehalten am Sonntag Sexagesimä den 3. Febr. 1850 zu Leipzig und Antrittspredigt gehalten am Sonntag Reminiscere den 24. Febr. 1850 zu Dresden. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Hohenthal-Püchau, Graf, Die conservative Partei in Sachsen und ihre Stellung zur deutschen Frage. Dresden, Arnold. Ler.-8. 10 Ngr.

Krummacher, F. W., Das Monarchienbild. Predigt gehalten am Sonntage nach der Beschwörung der Verfassung den 10. Febr. 1850. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ledru-Rollin, Der 13. Juni. Berlin, Löwenherz. Gr. 16. 5 Ngr.

Ronge, J., Aufruf an die deutschen Männer und Frauen, nebst Grundbestimmungen der freien Kirche. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schell, F. W., Die Verhältnisse des Bergarbeiters am hannöverschen Oberharze. Ein Beitrag zur Arbeitsfrage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Sonnenkalb, U. J. F., Antritts-Predigt, gehalten am Sonntage Sexagesimae, den 3. Febr. 1850 in der Kirche zu St. Pauli. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 3 Ngr.

Trotha, J. v., Beitrag zur Grundsteuer-Frage. Berlin, Brandis. 8 2½ Ngr.

Wölbling, F., Drei Haupt-Punkte des geistlichen Amtes. Abschieds-Predigt über Jesaias 49, V. 3 u. 4, am 23. Sonnt. nach Trin. 1849 zu Weißenfels gehalten. Berlin, Brandis. 1849. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 98. —— 24. April 1850.



## Die Eroberung von Peru.

Geschichte der Eroberung von Peru mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 5 Thlr.

Es war im Jahre 1512 als Vasco Nuñez de Balboa, einer der berüchtigtsten spanischen Abenteurer welche in der Neuen Welt ihr Glück zu gründen suchten, auf der östlichen Küste der Landenge von Darien umherging, um den Tempel von Dabayda, der ganz mit Gold angefüllt sein sollte, und andere nur in der Phantasie der Spanier vorhandene Goldquellen aufzufinden. Auf einem dieser Streifzüge kam er zu dem Caziken Comagre, der ihn freundlich aufnahm und ihm, um nicht mishandelt zu werden, 4000 Unzen Gold schenkte. Bei der Vertheilung desselben, welche sogleich vorgenommen wurde, erhob sich ein so heftiger Streit unter den habgierigen Leuten Balboa's daß der Sohn des Caziken hervorsprang, mit der Faust auf die Wage schlug daß das Gold auf dem Boden umherflog, und entrüstet ausrief: „Wie könnt ihr, Männer, nachdem ihr doch die schönsten Kunstwerke in grobe Klumpen umgeschmolzen habt, dieses elende Metall noch so hoch achten daß ihr euch deshalb entzweit? Ist übrigens euer Heißhunger danach so groß daß ihr nur deswegen eine so weite und gefährliche Reise wagt, daß ihr einzig und allein aus dieser Ursache glückliche Völker aus ihrer Ruhe aufstört, so will ich euch ein Land zeigen das einen solchen Reichthum an Gold besitzt daß man aus goldenen Gefäßen ißt und trinkt. Wollt ihr aber dieses Land erobern, so muß eure Zahl beiweitem größer sein; denn ihr müßt durch das Gebiet der Cariben, deren liebste Speise Menschenfleisch ist, ziehen, bevor ihr jene Berge dort (wobei er mit der Hand nach Süden hindeutete) überschreiten könnt. Jenseit derselben werdet ihr an ein großes Meer kommen welches die glücklichen Gegenden bespült die euch in Fülle Das spenden werden wonach euer Herz verlangt." Dies war die erste Nachricht von der Südsee und von Peru.

Im folgenden Jahre (1513) am 26. Sept. erreichte Vasco Nuñez nach einem höchst beschwerlichen Marsch über das die Landenge durchziehende Gebirge den Stillen Ocean, schritt, mit Schwert und Schild bewaffnet, bis zum Gürtel in denselben hinein, und sprach zu den am Gestade stehenden Spaniern und Indianern: „Ihr seid Zeugen daß ich für die Krone von Castilien Besitz von diesem Theile der Welt nehme, ich werde ihr mit diesem Schwerte diese Erwerbung zu erhalten wissen." Wir lächeln jetzt über diese großartige Anmaßung, deren Umfang übrigens der kecke Abenteurer gewiß nicht im entferntesten zu ahnen vermochte. Auch war es ihm nicht beschieden die Früchte seiner Bemühungen zu ernten und selbst das Goldland zu betreten: er fiel als Opfer gemeiner Ränke des ebenso unfähigen als neidischen Statthalters von Panama, und erst zehn Jahre später wurden die Entdeckungen an den Küsten der Südsee von Pizarro, einem andern, glücklichern Abenteurer, fortgesetzt.

Francisco Pizarro, um das J. 1471 zu Truxillo in der Provinz Estremadura geboren, der uneheliche Sohn eines spanischen Soldaten, und in seiner Erziehung so gänzlich vernachlässigt daß er weder lesen noch schreiben lernte und sein Leben als Schweinhirt fristen mußte, hörte in seiner Jugend mit steigender Ungeduld die wunderbaren Erzählungen von der Neuen Welt, und schiffte sich sobald es ihm möglich wurde dahin ein um ebenfalls sein Glück zu versuchen. Dieses war ihm jedoch so wenig hold daß er es in seinem funfzigsten Jahre kaum zum Hauptmanne gebracht und durch langjährige und mühevolle Kriegsdienste einen kleinen ungesunden Landstrich in der Nähe von Panama als Besitzthum errungen hatte. Die Gerüchte von einem weiter nach Süden hin liegenden goldreichen Lande, welche hier fortwährend zu seinen Ohren drangen, bewogen ihn endlich sich mit zwei andern unternehmenden Männern in Panama, dem Hauptmanne Diego de Almagro und dem Pfarrer Hernando de Luque, zu einem Entdeckungsversuche zu vereinigen. Die erste Fahrt, welche im November 1524 unternommen wurde, führte nicht zum Ziele; Hunger und Krankheiten rafften einen großen Theil der Mannschaft hinweg, und man sah sich nach mehren hartnäckigen Kämpfen mit den Eingeborenen genöthigt nach Panama zurückzukehren; die zweite Reise, unter noch ungünstigern Umständen angetreten, war glücklicher: Pizarro erreichte, nachdem er fast zwei Jahre (1526 und 1527) mit allen möglichen Hindernissen gekämpft und auf einer einsamen Insel überwintert hatte, die Küste des vielge-

priesenen Landes, lief in die Häfen von Tumbez und Payta ein, und drang bis zu dem Orte welcher jetzt Santa heißt und unter dem neunten Grade südlicher Breite liegt vor. Er überzeugte sich von der Schönheit und dem Reichthum des von ihm entdeckten Küstenstrichs und der ungewöhnlichen Bildung seiner Bewohner, sah aber auch ein daß mit den ihm zugebotestehenden geringen Mitteln die Eroberung eines, wie aus allen Wahrnehmungen klar hervorging, sehr mächtigen Reichs unmöglich sei. Er kehrte deshalb, nachdem er an mehren Orten mit den Eingeborenen in freundschaftliche Berührung gekommen war, nach Panama zurück und begab sich, da er hier die nöthigen Hülfsmittel nicht auftreiben konnte, im Frühling 1528 nach Spanien, wo er bei dem Kaiser Karl V. eine sehr ehrenvolle Aufnahme, aber außer Titelverleihungen und Versprechungen nur geringe Unterstützung fand. Pizarro war indessen, da er an dem Erfolge seiner Unternehmung keinen Zweifel hegte, damit zufrieden und eilte nach Panama um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Obschon er mit der größten Anstrengung kaum 190 Mann, von denen 27 beritten waren, zusammenzubringen vermochte, so schiffte er sich dennoch mit kecker Zuversicht im Januar 1531 auf drei Fahrzeugen ein, um eines der mächtigsten Reiche der Neuen Welt zu erobern. Ehe wir unserm Abenteurer weiter folgen, wollen wir eine gedrängte Schilderung der Zustände dieses Reichs und seiner Bewohner versuchen, wobei wir stets die Darstellung Prescott's zugrundelegen und hier und da, wie wir schon bei den hier vorausgeschickten Bemerkungen gethan haben, berichtigen oder ergänzen, was freilich bei dem überaus großen Fleiße und der den ganzen bisjetzt vorhandenen Stoff insichaufnehmenden Erzählungsweise dieses Historikers nur selten möglich ist.

Das Land, welches in Folge eines alten durch die misverstandene Antwort eines bei der ersten Landung befragten Eingeborenen veranlaßten Irrthums immer noch den Namen Peru führt, erstreckte sich zur Zeit als die spanischen Eroberer in dasselbe einfielen ungefähr vom zweiten Grade nördlicher bis zum 27. Grade südlicher Breite, und bildete einen überall nicht sehr breiten, westlich von dem großen Weltmeer und östlich von den Cordilleren der Andes begrenzten Küstenstrich, der an vielen Stellen sandig und schlecht bewässert nur durch den unermüdlichen Fleiß der Bewohner in eine fruchtbare und schöne Gegend umgewandelt werden konnte, der aber auch allmälig durch die Trägheit und Zerstörungswuth der neuen Ansiedler mit Ausnahme weniger Punkte wieder zu einer elenden Wüste geworden ist. Der Anfang der peruanischen Cultur scheint nicht über das 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückzureichen, und sowie diese Cultur von fremden Eindringlingen zerstört ward, so soll sie nach einheimischen Sagen auch von weißen, bärtigen Fremdlingen die von Osten herkamen gebracht worden sein. Man hat sich in mancherlei Vermuthungen über diese Beglücker eines, wie Garcilasso de la Vega, ein geborener Peruaner, behauptet, früher äußerst rohen Volks erschöpft und sie sogar für Mongolen gehalten; wir wundern uns deshalb daß weder ein früherer Schriftsteller noch Prescott an die Normänner, deren Ausbreitung in Amerika noch beiweitem nicht genügend erforscht ist, gedacht hat. Als die Träger der peruanischen Bildung müssen wir die Inkas (Könige), deren Reihe etwa 400 Jahre vor der Ankunft der Spanier beginnt, und als den Mittelpunkt derselben die Hauptstadt Cuzco, die „heilige Stadt", betrachten, wo jetzt noch die ungeheuern Trümmer der alten Festungen, Paläste und anderer Bauten den Reisenden mit gerechter Bewunderung erfüllen.

Der Scepter der Inkas war erblich, die Regierung eine unbeschränkte Herrschaft, gestützt auf eine äußerst bevorzugte und selbst durch eine eigenthümliche, den übrigen Unterthanen nicht gestattete Erziehung ausgezeichnete Aristokratie, welche vielfach in ihrer äußern Erscheinung und in ihrer Stellung im Staate an den Ritterstand unsers Mittelalters erinnert. Der Inka, himmlischen Ursprungs, stand an der Spitze der weltlichen und geistlichen Verwaltung; nur in ihm sah man die Quelle aller Macht, aller Würde, alles Einkommens: er war, um uns des unendlich anmaßenden Ausdrucks eines der berühmtesten europäischen Selbstherrscher zu bedienen, „selbst der Staat". Sein Leben glich auf ein Haar dem andern absoluten Herrscher in allen Welttheilen: ein zahlloser kriechender Hofstaat umgab ihn, Hunderte von Maitressen schwelgten mit ihm in prachtvollen Parks, und selbst die Beisetzung im Tempel nach dem Tode fehlte nicht. Der Adel, dessen Stammbäume alle in dem Stifter des Reichs endeten und zusammenliefen, zeichnete sich nicht nur durch einen besondern Anzug, sondern auch durch eine eigenthümliche Sprache aus, speiste am Hofe, bekleidete ausschließend alle hohen und einträglichen Stellen, und war den Gesetzen, welche nur für das Volk galten, nicht unterworfen. Man sieht, das Reich Peru, oder wie es eigentlich in der Sprache der Eingeborenen heißt, Tavantinsuyu („Land der vier Weltgegenden"), war ein Musterstaat, der fast mit einem christlich-germanischen wetteifern konnte. Der Inka war jedoch nicht nur „von Gottes Gnaden", sondern Gott selbst, ein „Kind der Sonne"; eine nachtheilige Aeußerung über seine Person (Majestätsbeleidigung) war somit zugleich eine Gotteslästerung und wurde mit dem Tode bestraft; Empörung einer Stadt oder Landschaft hatte die Verwüstung derselben und die gänzliche Ausrottung der Bewohner zur Folge. Nicht leicht aber kam ein so gräuliches Verbrechen vor, denn die Polizei war trefflicher eingerichtet als in irgend einem unserer jetzigen Staaten, und schon der zehnte Mann der ganzen Bevölkerung war ein Constabler, der die Aufführung der übrigen neun zu überwachen und jedes Vergehen und Versehen höhern Orts zu berichten hatte. Diese Ueberwachung lief stufenweise aufwärts, umfaßte Körperschaften von 50, 100, 500 und 1000, jede mit einem Beamten der die Oberaufsicht über die untern führte, und je 10,000 Einwohner bildeten einen Kreis, dem ein

Statthalter (Kreisrath) aus dem Inkaadel vorstand. Diese strenge Aufsicht der Regierung beschränkte sich indessen keineswegs auf das Betragen, sondern dehnte sich auch im weitesten Sinne über die Arbeit aus. Jeder mußte vorerst für seine eigenen Bedürfnisse das ihm vom Staate angewiesene Stück Feld selbst bebauen und die ihm von den auf öffentliche Kosten unterhaltenen Lamaheerden überlieferte Wolle spinnen und weben; dann wurde er zu allen möglichen Dienstleistungen (Frohnden) für den Staat, d. h. für den Inka, den Hof und die Priesterschaft, angehalten, und zwar stets unter der Vorspiegelung alles Dies geschehe nur zu seinem eigenen Wohl. Dabei lag der ganze Druck der bedeutenden Abgaben nur auf der arbeitenden Classe; denn nicht nur die Mitglieder des königlichen Hauses, sondern auch der hohe Adel, die überaus zahlreiche Priesterschaft und die Beamten waren frei von jeder Besteuerung, gerade wie früher die bevorzugten Stände in den meisten Ländern Europas. Der Mann aus dem Volke war demnach in Peru weiter Nichts als ein armer Sklave, einem Missethäter in der Tretmühle vergleichbar; seine Arbeit war weit mehr für Andere als für ihn selbst, und der Gedanke daß er mit dem größten Fleiße weder seiner Habe Etwas hinzufügen noch auf der Stufenleiter der Gesellschaft ein Haar breit hinaufrücken konnte, mußte in ihm allmälig jedes bessere und höhere Gefühl ersticken, und er diente deshalb nach der Eroberung seines Vaterlandes ebenso bereitwillig und gleichgültig dem ihn mishandelnden Fremdlinge, wie er früher den ihn von der Wiege bis zum Grabe an der Kette des Gehorsams führenden Inkas gedient hatte. Die Politik der Letztern bezweckte offenbar nichts Anderes als ihren Unterthanen einen Geist des leidenden Gehorsams und der Ruhe, ein vollkommenes Sichfügen in die einmal eingeführte Ordnung der Dinge einzuflößen. Wie glücklich doch diese Inkas waren! Ihr Bestreben gelang ihnen vollständig; keine Volksvertretung, keine Verfassung.

Doch diese Inkas dachten nicht immer und ausschließend an sich und ihr Privatvergnügen wie manche ihrer europäischen Brüder von Gottes Gnaden; in vielen Stücken sorgten sie eifrig und umsichtig für das Wohl des Landes; sie erbauten zwar ebenfalls prächtige Paläste, aber auch treffliche Landstraßen, welche das Reich nach allen Richtungen durchschnitten und den Verkehr förderten, zahlreiche Brücken über die Flüsse, Wasserleitungen und öffentliche Herbergen zur Bequemlichkeit der Reisenden. Freilich dienten die Straßen und die auf ihnen sehr sinnreich eingerichteten Posten, durch welche jede Nachricht von den entferntesten Punkten des Reiches mit Blitzesschnelle zu der Hauptstadt gelangte, auch zur Hauptstütze des Regierungssystems. Zeigte sich irgendwo eine aufrührische Bewegung, so konnte das Reichsheer sogleich gegen den bedrohten Punkt von allen Seiten herbeieilen und den Aufstand im Keime ersticken. Dieses Heer, welches mit Leichtigkeit auf 200,000 wohlgerüstete und wohleingeübte Krieger gebracht werden konnte, wurde aus den kräftigsten Stämmen [illegible] gen, und war ebenso vortrefflich [illegible] päischen Söldnerscharen, welchen es [illegible] seine Offiziere fast ausschließend dem [illegible] und es dadurch zur willenlosen Maschine, [illegible] sächlich zur Stütze und zum [illegible] diente, herabsinken mußte. Die [illegible] aus streng und jede Mishandlung des [illegible] hart bestraft; denn die Inkas „fanden es [illegible] recht daß der Soldat den Fleiß des Volks [illegible] Kleidung und Nahrung verdanke nicht durch [illegible] thätigkeiten vergelten dürfe“. Auf dem [illegible] den die Truppen in großen, festen und zugleich [illegible] len nöthigen Vorräthen reichlich versehenen Gebäuden, die in bestimmten Zwischenräumen angelegt waren, und von denen man noch jetzt hier und da bedeutende Trümmer wahrnimmt, untergebracht, und der friedliche Bewohner der Städte und Dörfer blieb auf diese Weise von der in hochcivilisirten Ländern so drückenden Last der Einquartierung verschont. Der besiegte Feind wurde nicht mishandelt oder gedrückt, sobald er die Religion, die Gesetze und die Sprache des Siegers annahm und sich mit diesem gänzlich verschmolz; leistete er aber dieser unumgänglichen Anordnung der Inkaspolitik Widerstand, so wurde er entweder mit dem Schwerte vernichtet, oder dadurch für immer unschädlich gemacht daß man die einzelnen Familien in dem ganzen Reiche zerstreute und das eroberte Land mit einem zuverlässigen Stamme bevölkerte. Jeder Inka führte Krieg gegen die angrenzenden Völker und stand stets selbst an der Spitze seines Heers; er verfolgte dabei einen doppelten Zweck, denn einmal erhielt er durch einen ruhmvollen Kampf nach außen am besten die Ruhe im Innern, und sodann erfüllte er dadurch die ihm als Kind der Sonne gewordene Mission: die Verehrung des wahren Gottes immer weiter unter den noch in der Finsterniß wandelnden Nationen zu verbreiten. Dieselbe Mission schützte auch der christliche Eroberer vor als er in das Reich der Inkas eindrang!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Mittheilungen aus Rom.

### Ausgrabungen.

Wo auf dem äußersten Saum des mit der üppigsten und buntesten Vegetation des Südens malerisch überdeckten Lavawalls des Sees von Castel Gandolfo sich jetzt die Villa Doria erhebt, lag des Pompejus vielgerühmtes Albanum. Clodius' Villa, die sich weiter unten gegen die Tiefe der ardeatinischen Straße zu in die Campagna hinausdehnte, vereinigte Domitian mit jener zu Einem Landsitze, mit dem von den Anlagen des kaiserlichen Roms nur die Villa Hadrian's in Tibur an Größe, Pracht und Herrlichkeit verglichen werden kann. Wir erinnern in dieser Beziehung an das umfangreiche, von Domitian in der ganzen Ausdehnung der heutigen Stadt Albano zur Seite seines Sommersitzes aus kolossalen Travertinquadern erbaute prätorianische Lager, dessen Ringmauern das Auge noch jetzt deutlich verfolgt, andererseits an die im Laufe der Jahrhunderte aus dem Schutt ans Tageslicht gezogenen fast zahl-

losen Denkmäler antiker Kunst. Auch jetzt wurde wieder ein glückliches Ungefähr der Führer zu neuen Schätzen. Fürst Don Filippo Doria-Pamfili ließ nämlich vor kurzem im westlichen Theile des mit Laubgängen überdeckten großen Gartens seiner Villa einige Fundamente graben, als die Werkleute bald nach Beginn der Arbeit den ganzen menschlichen Theil eines Centaurs aus dem kostbarsten Rosso antico trefflich erhalten in der Erde entdeckten. Bald fand sich auch der dazu gehörige hintere Theil aus Bigio morato mit einem Schweif von feinstem Rosso antico. Die Aufgrabungen wurden bei so glücklichen Auspicien nun mit großer Thätigkeit auf verschiedenen Punkten vorgenommen. Ein zweiter zu jenem in jugendlicherm Alter gebildeten gehörige Centaur kam, wenn auch nur im Theile des Pferds erhalten, zutage, außerdem zahlreiche Büsten, Statuetten, Statuen und Reliefs aus Terra cotta und Marmor: weniger bemerkenswerth wegen ihres Stoffs, sehr schätzbar dagegen durch ihren trefflichen Kunsttypus. Man kann diese zwei Centauren nicht betrachten ohne zugleich an die berühmten zwei Bildwerke desselben Vorwurfs im Salon des capitolinischen Museums erinnert zu werden. Die dort aufgestellten, ein jugendlicher und ein bärtiger, fand Monsignor Furietti 1736 bei seinen Aufgrabungen der Villa Hadrian's. Den Inschriften auf den Piedestalen zufolge sind sie Werke des Aristeas und Papias von Aphrodisium, ohne Zweifel Künstler aus den Zeiten des Kaisers, in dessen Villa man sie entdeckte, und denen auch ihr Stil wohl entspricht. (Vergl. Winckelmann, „Geschichte der Kunst", II, 841, und Ennio Quirino Visconti, „Museo Pio-Clementino", I.) Indessen für die Geschichte der bildenden Künste von weit höherm Interesse sind die eben aufgefundenen Standbilder nicht allein durch eine vollkommenere, fast ideale Technik (sie dürften von denselben alten Meistern herrühren), sondern vorzüglich auch durch das für die Bildung benutzte Material. Denn während die capitolinischen Centauren nur aus einem und demselben Bigio gehauen wurden, sind die unserigen überaus schöne Exemplare der polychromatischen Sculptur. In dem antiken Bauschutte fanden sich während der letzten Tage verschiedene Backsteine mit dem eingedruckten Stempel Serviano III. cos. Das dritte Consulat des C. Julius Servianus (zusammen mit C. Vilius Varus) fällt in das J. 134 der christlichen Aera. Des Pompejus Albanum scheint hiernach damals im Besitze des Servianus gewesen, und von ihm ausgebessert zu sein.

### Musarna und Curtilianum.

Obgleich die Revolution auch in Rom ihre naturgemäße Entwickelung noch nicht durchgemacht hat, so bewegt sie sich doch immer mehr in fernen, excentrischen Kreisschwingungen, oder verschwindet ganz von der Oberfläche um in den geheimnißvollen Werkstätten unter der Erde ungestört weiterarbeiten zu können. Viele durch sie bisher zerstreute Geister sammeln sich daher wieder um die großen vaterländischen Erinnerungen. In Rom ist es der Professor der Archäologie, F. Orioli, welcher sein in ganz Italien zerstreutes zahlreiches Publicum darauf hinweiset den nationalen Enthusiasmus an Dem was war zu wärmen. Orioli war 1831 Mitglied der Provisorischen Regierung in Bologna, lebte lange in der Verbannung auf Korfu, und wurde von Pius IX. amnestirt. Größeres Verdienst erwarb er sich jetzt um die vaterländische Alterthumskunde als zuvor um die Politik. Während der Zurückgezogenheit in seiner Vaterstadt Viterbo beschäftigte ihn vorzüglich die topographische Erforschung der hügeligen Ebenen der Umgegend. Auf einem Flächenraum von weniger als sieben deutschen Meilen fand er die deutlichsten Monumentalspuren der seit vielen Jahrhunderten von der Erde verschwundenen etrurischen Orte Aria castellum, Orcla, Surrena (vetus), Surrena nova, Massa Veternensis, Palentiana, Vigetia neu auf, und in diesen Tagen entdeckte er, oder vielmehr nach seiner Anleitung Josaphat Bazzichelli, das etrurische Musarna und Curtilianum. Die antiquarische Ausbeute dieses Funds an Denkmälern aller Art dürfte auch die kühnsten Erwartungen übertreffen.

Musarna oder Muserna erinnert an die musarnischen Völkerschaften, und an die Städte gleiches Namens, welche Ptolemäus in Gedrosien und Carmanien erwähnt. Weniger bekannt ist der Name Curtilianum. Jenes heißt heute Civita, dieses Cordigliano. Die alten Classiker schweigen darüber. Musarna, auch Muserna, erwähnen hingegen die Chronisten des Mittelalters, öfters Lanzillotto (in der Mitte des 13. Jahrhunderts), Curtilianum sehr frühe Territorialcontracte. Am häufigsten spricht von beiden Annius Viterbiensis.

Beide liegen in einem Walde des Grafen Farolfo oder Ildebrandino an der Straße von Viterbo nach Toscanella. Curtilianum fand sich 500 Schritte links von der Brücke über den Fluß Veza (jetzt Leza), umgeben von tiefen Thälern, durch den Fluß und einen zweiten Laufgraben in der Länge einer halben italienischen Meile geschützt. Das Innere theilt sich in zwei Theile. Hinter einer Mauer erhebt sich die Brüstung der Arx mit zwei Thürmen und einem Eingangsthor. Ein anderes führt vom Laufgraben unmittelbar zur Burg hinauf. Das Fundament der Wehr ist aus kolossalen Travertinquadern ohne alles Bindemittel aufgeführt.

Musarna ebenfalls an der Veza, nur eine italienische Meile weiter, umziehen doppelt so ausgedehnte Mauern, steile und tiefe Abstürze, Thäler und ein ungeheurer Laufgraben, eine aus dem lebendigen Fels gehauene Brücke, Minengänge, vier Thore, Substructionen von Thürmen. Das Interessanteste der innern Stadt sind aber Ruinen von Häusern, an deren ursprünglicher Gestalt weder Römerzeit noch Mittelalter geändert zu haben scheint. So hätten wir endlich den vollständigen Plan einer etruskischen Stadt.

Die Aufdeckung der Nekropole Musarnas begann bereits und kostbare Denkmäler in Menge sind zutagegekommen. Manche Gruft verwahrt 40 und mehr Sarkophage mit überlebensgroßen rothbemalten blauäugigen Figuren, auf den Deckeln: Brust und Schenkel der Figuren; auch die Seiten der Särge bedeckten etruskische Inschriften: unter ihnen zwei lange von besonderer Wichtigkeit. Außerdem fanden sich Basreliefs, Teller von ägyptischer Form mit ungewöhnlichen Malereien, gravirte Metallspiegel und Kästchen, auch Schwergeld. Die Architektur aller Grabeingänge ist die zweier, in schwacher Convergenz gegeneinander neigender, geraden Linien. 11.

## Literarische Notiz.

### Die französische Diplomatie unter der Julitegierung.

„Die Diplomatie ist das undankbarste Geschäft!" sagte oft Hr. v. Talleyrand. „Man kennt immer nur ihre Niederlagen und redet niemals von ihren Siegen." Dieses Wort kann man mit vielem Rechte auf die französische Diplomatie von 1830—48 anwenden. Unaufhörlich war sie den Angriffen der Opposition ausgesetzt und dabei doch durch höhere politische Rücksichten gezwungen ihre Vertheidigung in Ausdrücken von außerordentlicher Zurückhaltung zu führen. So kennt man in der That eigentlich nicht viel mehr von ihr als die Documente welche ihre Gegner veröffentlicht haben. Ein alter Deputirte, von Haussonville, den seine Familienbeziehungen und seine Stellung in den Stand gesetzt haben Vieles und Authentisches über jene Periode der französischen Diplomatie zu wissen, hat nun jetzt durch die Herausgabe eines bemerkenswerthen Buchs: „Histoire de la politique extérieure du gouvernement français, 1830—48", ein helles Licht auf alle Fragen und diplomatischen Acten unter der Juliregierung geworfen. Vielleicht bietet sich später eine Gelegenheit in der Kürze auf das Buch zurückzukommen, das manches bisher Unbekannte aus der französischen internationalen Politik erklärt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 99. —— 25. April 1850.


## Die Eroberung von Peru.

(Fortsetzung aus Nr. 98.)

Was die Religion der Peruaner betrifft, so finden wir bei diesen, wie den meisten über das große amerikanische Festland verbreiteten Stämmen, den durch die Uebereinstimmung merkwürdigen Glauben an einen Alles bedingenden großen Geist, einen Schöpfer und Regierer des Weltalls. In Peru verehrte man dieses unsichtbare höchste Wesen unter den Namen Pachacamac (Weltschöpfer) und Viracocha (Meerschaum), baute ihm aber keine Tempel und brachte ihm auch keine Opfer dar. Die sichtbare Gottheit, welche man im ganzen Lande und in unzähligen Tempeln mit der höchsten Begeisterung und mit allem möglichen Pompe anbetete, war die Sonne, nicht nur weil sie dem Menschen Licht und Wärme spendet und der Pflanzenwelt Leben gibt, sondern auch weil ihr das Herrschergeschlecht seinen Ursprung verdankte. Der berühmteste aller Sonnentempel befand sich zu Cuzco; er hieß seines unermeßlichen Reichthums wegen vorzugsweise Coricancha (Goldort), und die Schilderung der in ihm aufbewahrten Schätze übersteigt auch die kühnste Phantasie. Wir wollen hier nur auf das Bild der Sonne hindeuten welches auf eine die ganze westliche Wand des ungeheuern Tempels bedeckende, dicht mit Smaragden und Edelsteinen besäete dicke Goldplatte eingegraben war. Alle diese Reichthümer wurden den Eroberern zutheil, leider wurde aber auch das herrliche Gebäude zerstört; an seiner Stelle erhebt sich jetzt die stattliche Kirche des heiligen Dominicus, und in den Räumen wo sonst die Kinder der Sonne wohnten singt jetzt der christliche Mönch seine Gebete. Von dem Klerus anderer Länder unterschied sich die peruanische Priesterschaft hauptsächlich dadurch daß ihre Pflichten sich ausschließend auf den Dienst im Tempel, und die Kenntniß der überaus zahlreichen und verwickelten Gebräuche beschränkte, und sie weder durch eigentliche Seelsorge noch durch Unterricht mit der großen Masse des Volks in nähere Berührung kam. Auch blieb ihr dazu keine Zeit übrig, da die fortwährenden, schnell einander folgenden Feste, welche hauptsächlich der Sonne, dem Monde und den Sternen galten, ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Wir können uns hier auf eine Aufzählung oder Beschreibung dieser Feste nicht einlassen, und verweisen die Leser, denen die etwas trockene Darstellung des Historikers Prescott nicht genügen sollte, auf die glänzende Schilderung derselben welche Marmontel in den „Incas", einem seiner besten Romane, geliefert hat. Die Spanier welche zuerst Peru betraten und die ganze Staatsmaschine noch in ihrem Gange sahen können ihrer Bewunderung dieser Feste nicht Worte genug leihen, staunten aber am meisten über die auffallende Aehnlichkeit mancher dabei vorkommenden Gebräuche mit den christlichen, besonders über eine Art Beichte und Buße und über Vertheilung von Brot und Wein; sie betrachteten diese Uebereinstimmungen mit den Sacramenten der christlichen Kirche als eine Erfindung des Teufels, der auf solche Weise durch Nachahmung der heiligen Gebräuche des Christenthums seine Opfer zu täuschen suche! Eine andere Aehnlichkeit mit der Religion der Katholiken und der alten Römer bieten die Sonnenjungfrauen, welche wie Nonnen abgeschlossen in Klöstern lebten und die bei dem großen Sonnenfeste angezündete heilige Flamme das ganze Jahr hindurch zu überwachen und zu unterhalten hatten. Wehe der unglücklichen Vestalin die sich auf einem Liebesverhältniß ertappen ließ! Sie wurde lebendig begraben, ihr Liebhaber erdrosselt und die Stadt oder das Dorf wo er geboren war dem Boden gleichgemacht und die Stelle mit Steinen besäet, um jedes Andenken an sein Dasein auszulöschen. Diese schreckliche Strafe soll übrigens niemals auch nur durch einen einzigen Fehltritt einer Sonnenjungfrau verwirkt worden sein, wodurch sich allerdings ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen dieser Schwesterschaft und den römischen und christlichen Vestalinnen herausstellen würde.

Die Liebe scheint freilich in dem peruanischen Staate überhaupt unter der polizeilichen Aufsicht worunter sie stand keine große Rolle gespielt zu haben; die heirathsfähigen Männer und Mädchen wurden jedes Jahr an einem bestimmten Tage auf einem öffentlichen Platze jeder Stadt und jeden Dorfes von staatswegen durch einen Beamten zusammengegeben, und jedem Paar eine Wohnung und ein zu seinem Unterhalte nöthiges Stück Land angewiesen. Wechselseitige Neigung kam dabei natürlich selten ins Spiel, und dem gleich einem Kinde in allen Lebensverhältnissen bevormundeten gemeinen Perua-

ner war nicht einmal erlaubt auf seine eigene Weise glücklich zu sein. Anders verhielt es sich bei dem Adel, welchem sogar Vielweiberei gestattet war. War ja doch der Edle ein ganz anderer Mensch als der Mann aus dem Volke, dessen ganze Pflicht in dem unbedingtesten Gehorsam bestand, und dem nicht einmal die Mittel geboten wurden sich durch geistige Ausbildung auf eine höhere Stufe und bis zu dem Adel zu erheben; denn „die Wissenschaft", sagt eine peruanische, manchem europäischen aristokratischen Ohre gewiß sehr wohlklingende Staatsmaxime, „ist nicht für das Volk bestimmt, sondern für die aus edelm Blute Entsprossenen; Personen niedern Standes werden nur durch sie aufgeblasen und eitel und anmaßend gemacht; auch dürfen sich solche nicht in Regierungsgeschäfte mischen, denn Dies würde die hohen Aemter um ihr Ansehen und dem Staate Schaden bringen". Diesem Grundsatze gemäß wurden die Söhne der edeln Familien in trefflich eingerichteten Schulen durch Amautas (Weise) in alle Arten von Kenntnissen eingeweiht und zu den Aemtern die sie später bekleiden sollten herangebildet. Selbst die Kunst der nichtmündlichen Mittheilung, die geheimnißvolle Kunst des Quipu, war nur ihnen bekannt. Das Quipu (Knoten) war eine ungefähr zwei Fuß lange, aus buntfarbigen, dicht zusammengeflochtenen Fäden bestehende Schnur, von welcher eine Anzahl kleinerer Fäden wie eine Art von Franse herabhing; die Stellung, Reihefolge und Farbe der Fäden und Fransen drückten die Begriffe so genau aus daß sie der Eingeweihte schnell verstand, wie die Spanier welche das Land zuerst besuchten einstimmig bezeugen. Auf diese Weise führte man die Civilstandsregister, die Steuerlisten und Verzeichnisse über alle dem Staate angehörenden Gegenstände. Die Festhaltung abstracter Begriffe war freilich schwieriger und nur durch Beihülfe des Gedächtnisses und der Gedankenverbindung des Quipukenners möglich, und in dieser Beziehung standen die Mexicaner, wenn auch nur durch eine rohe Bilderschrift, über den Peruanern, welche um ihre Geschichte auf die Nachwelt fortzupflanzen ihre Zuflucht zu Liedern und Volksgesängen nehmen mußten, welche bei festlichen Gelegenheiten von den Haravecs (Dichtern) vorgetragen wurden. Wir können es nicht billigen daß Prescott einige kleine von Garcilasso de la Vega erhaltene liederartige Proben der peruanischen Poesie bei der sonst so erschöpfenden Behandlung seines Stoffs nicht mitgetheilt hat. Man findet sie in dem Anhange zu der „Geschichte der Entdeckung und Eroberung Perus von Francisco de Xerez; aus dem Spanischen von P. H. Külb" (Stuttgart und Tübingen 1843). Ueber den Zustand der Wissenschaften in Peru eilt Prescott ebenfalls schnell hinweg, obschon die Berichte der spanischen Schriftsteller, so verwirrt sie auch sein mögen, über einzelne Fächer, besonders über die Arzneikunde, sehr ansprechende Bemerkungen liefern. Leugnen läßt sich indessen nicht daß kein einziger Zweig des Wissens eine besonders beachtungswerthe Stufe der Ausbildung erreichte, und daß die Mexicaner in dieser Beziehung weit höher standen. Desto größere Fortschritte machten dagegen die Peruaner in der Kunst des Ackerbaus, und sie leisteten darin in ihrem größtentheils sandigen und dürren Küstenlande mit unvollkommenen Werkzeugen und trotz des Mangels an Zugvieh Unglaubliches. Von den bedeutendsten Erzeugnissen des Bodens wollen wir nur den Cassavabaum, die Banane, den Mais und die Kartoffel anführen. Die Viehzucht beschränkte sich auf das peruanische Schaf, dessen Wolle zu verschiedenen Stoffen verarbeitet wurde; unter den vier Arten desselben wird das Lama, das einzige Lastthier in diesen Gegenden, am häufigsten genannt. Ueber die ungewöhnliche handwerkliche Geschicklichkeit der Peruaner lassen die Ueberreste ihrer großartigen und prächtigen Bauten sowie mancherlei noch vorhandene Geräthschaften und Schmucksachen keinen Zweifel; doch bemerkt man an allen mehr Feinheit und bis aufs Kleinste getriebene Genauigkeit als geniale Kühnheit und Geschmack.

Fassen wir das Resultat der von Prescott nach allen ihm zugebotestehenden Quellen versuchten und hier in kurzer Uebersicht mitgetheilten Darstellung der peruanischen Zustände zusammen, so können wir in das große Lob welches ihnen so oft gespendet wird unmöglich einstimmen: denn wo kein freier Wille, wo keine Versuchung ist, da kann auch keine Ehre, keine Tugend sein, und wo die Lebensweise so streng durch das Gesetz vorgeschrieben ist, da hat nur das Gesetz und nicht der Mensch Verdienst. Und ist diejenige Regierung die beste welche am wenigsten empfunden wird, und welche in die natürliche Freiheit der Unterthanen nur insoweit eingreift als zur bürgerlichen Ordnung nöthig ist, so hat von allen Regierungsarten welche die Menschen jemals ersonnen haben gewiß die peruanische den geringsten Anspruch auf unsere Bewunderung. Wie konnte in einem Volk das keinen eigenen Antheil an dem Grund und Boden, das keine persönlichen Rechte zu vertheidigen hatte, Sinn für Unabhängigkeit wohnen, und müssen wir nicht diesen Mangel an patriotischem Sinne als eine der Hauptursachen der schnellen Unterjochung des mächtigen Reichs durch ein kleines Häuflein fremder Eindringlinge betrachten? Eine andere die Eroberung der Spanier nicht minder begünstigende Ursache war freilich ein unglückseliger Zwiespalt in der Herrscherfamilie selbst, und eine in Folge desselben um diese Zeit eingetretene Staatsumwälzung. Huayna Capac, der zwölfte Inka von Peru, hatte auf seinem Todtenbette (1525) ganz gegen die bis auf ihn streng festgehaltene Politik das Reich unter seine beiden Söhne, den rechtmäßigen Erben Huascar und seinen Liebling Atahuallpa, vertheilt und dadurch den Keim zu einem Bürgerkriege gelegt, welcher alsbald ausbrach, mit großer Erbitterung geführt wurde und mit der gänzlichen Niederlage Huascar's endete. Atahuallpa, welcher seinen Sieg durch die abscheulichsten Grausamkeiten und durch die Vertilgung fast aller seiner Anverwandten die auf den Thron Anspruch machen konnten schändete, zog im J. 1532 als Alleinherrscher in die Hauptstadt Cuzco ein.

In demselben Jahre landete Pizarro zu Tumbez, gründete nach einem kurzen Streifzug in das Innere die Niederlassung San-Miguel, um bei etwanigen Unglücksfällen einen Rückhalt zu haben, und drang dann mit seiner kleinen Schar von 165 Fußgängern und 63 Reitern nach der Stadt Caxamalca vor, wo Atahuallpa sein siegreiches, 50,000 wohlgerüstete Krieger zählendes Heer versammelt hatte, um in seiner wirklich bedenklichen Lage durch einen kecken, entscheidenden Schlag den Eingeborenen Schrecken und seinen Leuten Zuversicht einzuflößen. Da er sich nicht die geringste Gewaltthat gegen die Bewohner erlaubte, so wurde er überall freundlich empfangen und mit seinen Leuten in den Tambos (Herbergen) des Staats untergebracht und bewirthet. So überschritt er den furchtbaren Wall der Cordilleren, wo in dem Labyrinthe von Pässen ein ganzes Heer von wenigen muthigen Kriegern hätte mit Leichtigkeit aufgerieben werden können ohne Widerstand zu finden, und zog nach einem mühseligen Marsche am 15. Nov. in Caxamalca ein, wo man mit nicht geringem Erstaunen das an dem nahen Abhange der Berge über eine Fläche von mehren Meilen sich ausdehnende Lager der Peruaner wahrnahm. Furcht durfte man jetzt nicht zeigen, noch weniger an einen Rückzug denken, die einzige Rettung in diesen verzweifelten Umständen war ein kecker Streich; zu einem solchen nahm denn auch Pizarro, welcher vollkommen seine Lage erkannte, ohne Zögern seine Zuflucht und beschloß, im Einverständnisse mit dem versammelten Kriegsrathe, dem Inka einen Hinterhalt zu legen und ihn im Angesicht seines ganzen Heers zum Gefangenen zu machen. Er schickte alsbald eine Gesandtschaft zu Atahuallpa, und ließ ihn zu einem Besuche in dem spanischen Quartiere, welches sich in geräumigen, einen großen Platz einschließenden Hallen befand, einladen. Der Inka nahm arglos oder auf seine so sehr überlegene Macht vertrauend die Einladung an, und zog am 16. Nov. mit einem unübersehbaren Gefolge und mit stolzem Gepränge in Caxamalca ein.

Als Atahuallpa die Mitte des Platzes erreicht hatte, trat der Mönch Vicente de Valverde, in der einen Hand die Bibel, in der andern ein Crucifix, zu ihm, trug ihm die Hauptlehren des Christenthums vor, und ermahnte ihn die Irrthümer seines Glaubens abzuschwören und den Kaiser, welchem der Papst, das geistliche Oberhaupt aller Christen, sämmtliche Länder der Heiden, die er entdecken und erobern würde, geschenkt habe, als seinen Herrn und Gebieter anzuerkennen. Der Inka welchen schon der Gedanke an Abhängigkeit mit Ingrimm erfüllte erwiderte finster: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein, denn ich bin größer als irgend ein anderer Fürst der Erde; ich zweifle nicht daß euer Kaiser ein großer Fürst ist, da er seine Leute soweit über das Meer sendet, und ich bin deshalb bereit ihn als einen Bruder zu betrachten; was aber den Papst betrifft, von dem ihr sprecht, so muß er wahnsinnig sein, da er Länder verschenkt die ihm nicht gehören. Meinen Glauben werde ich schon deswegen nicht ändern, weil euer Gott, wie ihr selbst sagt, von denselben Menschen getödtet worden die er geschaffen hat, mein Gott aber noch im Himmel lebt und auf seine Kinder herabblickt." Auf die Frage an den Mönch, wer ihn berechtige ihm solche Dinge zuzumuthen, zeigte dieser auf die Bibel welche er in der Hand trug; Atahuallpa nahm das Buch, wendete einige Blätter darin um und warf es dann unwillig von sich. Der Mönch, entrüstet über diese dem heiligen Buche zugefügte Schmach, lief zu Pizarro, und dieser gab jetzt das verabredete Zeichen zum Angriff. Mit dem Schlachtrufe „Santiago!" stürzten Reiter und Fußgänger hervor in das dichte Gedränge der wehrlosen Peruaner, welche, von dem Knalle des Geschützes und der Musketen betäubt und durch die Rauchwolken geblendet, in wilder Flucht zu entkommen suchten, aber sich theils selbst im Gewühle erdrückten, theils von den Spaniern ohne Erbarmen niedergehauen wurden. Das Gemetzel dauerte kaum eine halbe Stunde, und doch sollen an 10,000 Peruaner umgekommen sein; Atahuallpa fiel lebend und unverletzt in die Hände des Siegers und das Schicksal Perus war dadurch entschieden; denn die in der Umgegend der Schlacht lagernden Kriegsscharen entflohen, ohne die Befreiung ihres Gebieters zu versuchen, nach allen Seiten hin. Der unglückliche Inka wurde zwar schonend behandelt und ihm seine Freilassung gegen ein ungeheures Lösegeld versprochen, als aber die festgesetzte Summe beinahe zusammengebracht war, beschuldigte man ihn einer Verschwörung gegen die Spanier. Pizarro, dem er bei seinen fernern Unternehmungen äußerst hinderlich schien, stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn schuldig fand und ihn zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurtheilte; da er sich aber noch auf dem Richtplatze zum Christenthume bekehrte, so wurde der letzte der Inkas nicht verbrannt, sondern erdrosselt wie ein gemeiner Verbrecher. Diese scheußliche That, die einen nie zu tilgenden Flecken auf den spanischen Waffen in der Neuen Welt zurückgelassen hat, wurde am 29. Aug. 1533 vollbracht.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Empfehlung eines neuen Werks über Amerika.

Das Werk heißt: „A second visit to the United States, in the years 1845—46, by Sir *Charles Lyell*" (2 Bde., London 1849), und die Empfehlung besteht in dem vom „Quarterly review" darüber gefällten Urtheile. Es faßt sich aus einer langen Anzeige in Folgendes zusammen:

„Ein angenehmes und zugleich lehrreiches Buch. Leicht, lebendig und rasch behandelt Sir Charles Lyell eine unendliche Masse von Gegenständen, religiösen, wissenschaftlichen, politischen und socialen Inhalts, von den tiefsten Forschungen über den Bau des ungeheuern Festlandes von Nordamerika, dessen Institutionen und Hülfsquellen, wie über die Zukunft jener mächtigen, mit unerhörter Thätigkeit sich ausbreitenden Nation bis herab auf die feinsten Züge des transatlantischen Charakters und transatlantischer Sitten. Haben wir jetzt die Lücken und Einschnitte besprochen welche die Eisberge aus einer Zeit, als ein großer Theil Canadas und der Vereinigten Staaten den Grund eines ungemessenen Oceans bildete, beim Fortruk-

schen über Felsen hinterlassen haben, so messen wir nachher die kolossalen Kohlenfelder von der Größe der meisten europäischen Königreiche, künftig der Reichthum und die Stärke dieses großen Staatenbundes, oder berechnen die Tausende von Jahren zwischen den Zeitpunkten wo der Mississippi sein Delta anzuhäufen anfing und der Mensch ein Bewohner unsers Planeten wurde. Dann belustigen wir uns mit den Tagesvorgängen auf amerikanischen Dampfschiffen und Eisenbahnen, hier und da mit Anekdoten über die Sprechweise, die Gewohnheiten und Empfindungen der mannichfachen Racen und Classen der amerikanischen Gesellschaft, und sind nebenbei fast Augenzeugen von der Entstehung von Städten, hoffentlich wie unter einer freundlichern Zone, so unter günstigern Auspicien, obschon kaum weniger rasch als die Stadt von welcher Milton sagt: «Gleich einem Dunst steigt sie empor.» Oder wir verhandeln die erschöpfte Oregon-Frage, die unerschöpfliche Sklavenfrage, oder besehen uns wol sogar die Milleriten, diese Sekte fanatischer Betrüger und Betrogener, welche die Nacht des 23. Oct. 1844 in ihren Todtenhemden oder in kleidsamern weißen Roben auffaßten, des Untergangs der Welt und ihrer ganzen Geologie gewärtig.... Ohne herablassend populair zu sein hat der wissenschaftliche Theil in Folge vollkommener Bewältigung seiner Vorlagen und der frischen Durchsichtigkeit des Stils das seltene Verdienst die abgezogensten Untersuchungen wenn auch nicht dem gänzlich Uneingeweihten, doch Jedem der nur Etwas von dieser neuen Wissenschaft versteht klar und selbst unterhaltend zu machen. Wenn in Betreff anderer wichtiger Fragen, auf welche Sir Charles Lyell in der Fülle seines regsamen und beweglichen Geistes oft und gern eingeht, seine Meinung nicht immer die unserige ist, so müssen wir doch stets die Geradheit, Ruhe und Mäßigung ehren mit welcher er sie angibt. Wenn ferner eine Art angeborene, durch die wunderbaren Enthüllungen seiner Wissenschaft zur äußersten speculativen Freiheit und Kühnheit gesteigerte und entzündete Vorliebe, wenn Dankbarkeit für ihm überall entgegengekommene mehr als gastfreie Hospitalität, höchste seinen wissenschaftlichen Bestrebungen erwiesene Ehren und wohlwollende, ihm durchs ganze Land zutheilgewordene Aufnahme wesentlich bewirkt haben daß er amerikanische Institutionen und amerikanisches Leben von günstigem Gesichtspunkte aus betrachtet, mit sanguinischer Hoffnung in die Zukunft dieses großen, nie dagewesenen politisch-socialen Versuchs blickt, so findet sich doch Nichts von blinder Schmeichelei, Nichts von höflichem Vergessen alles Dessen was in Folge jener Institutionen oder als vorherrschender Charakter jenes Lebens zum Nachtheil der Geselligkeit oder widerlich, vielleicht etwas Schlimmeres ist. Während das Buch diesseit des Atlantischen Meers uns erleuchten, uns gerechter und billiger machen kann, kann es jenseit durch die starke Kundgabe inniger Zuneigung, durch den gänzlichen Mangel an Bitterkeit, obschon hier und da wahrscheinlich ohne Vorsatz eine leichte Satire durchbricht, in einigen ruhigen Anekdoten eine eigenthümliche Kraft und Schärfe liegt, dem Nachdenkenden und Leidenschaftslosen Stoff zu ernster Betrachtung bieten, und Andere welche in Gefahr sind der unsichern Führung der Leidenschaft, der Eifersucht oder nationaler Eitelkeit sich zu überlassen, zu nüchternem Erwägen zwingen oder vermögen. Wir müssen Alles willkommen heißen was dazu beitragen kann die wechselseitige Eintracht und das gute Vernehmen der großen angelsächsischen Race unter sich zu fördern; denn sie ist es ja auf deren Schultern, wie es wenigstens jetzt scheint, die Sache der Ordnung, der Civilisation und der Religion ruht...."

„Für Geologen bedarf das Buch nicht unserer Empfehlung. Der Name des Verf., und wenn nicht sein Name allein, so werden seine frühern Schriften, sein meisterhafter Bericht über den Niagara, seine Beschreibung der in verschiedenen Theilen des Festlandes aufgefundenen organischen Ueberreste, dann was er sonst über die Geologie der Neuen Welt veröffentlicht hat, deren Aufmerksamkeit anregen. Was aber unsern ersten Eindruck betrifft als wir Sir Charles Lyell auf seiner weiten Reise begleiteten, so glaubten wir immer in einem transatlantischen England zu sein. Ein transatlantisches war und blieb es, so gleichmäßig schlagend sind die Züge von Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, vom Hängen am und vom Abweichen vom ursprünglichen Stamme, von nationalen Sympathien und nationalen Angewöhnungen. Darin liegen auch das Interesse am Einheimischen und Bekannten und die Frische eines fremden, noch unbetretenen Landes." 8.

## Bibliographie.

**Berlien, J. H. F.,** Historisch-genealogische Stammkarten des oldenburgischen Königshauses, nebst allen aus demselben hervorgegangenen Haupt- und Nebenlinien; mit besonderer Rücksicht auf die geschichtlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nach urkundlichen Quellen verfertigt. Copenhagen. 1849. Gr. Fol. 4 Thlr. 15 Ngr.

Freiheitsklänge. Eine Sammlung politischer Gedichte der vorzüglichsten Dichter des deutschen Volkes. Mit einer Einleitung: Die Politik und Dichtkunst der neuesten Zeit. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Simion. 16. 10 Ngr.

**Hammer-Purgstall, Freih.,** Abhandlung über die Siegel der Araber, Perser und Türken. Wien, Gerold. 4. 24 Ngr.

**Körnbach, P.,** Studien über französische und daco-romanische Sprache und Literatur nebst einem Anhang, enthaltend historische, statistische, geo- und ethnographische Skizzen über die Moldau. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Landbuch von Schwyz in amtlich beglaubigtem Text. Herausgegeben von **M. Kothing.** Mit einem Vorworte von Hrn. Prof. Dr. Bluntschli. Zürich, Beyel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Maltitz, G. A. v.,** Sonnenblicke. Gesänge religiösen Inhalts. Als Fortsetzung der Witschelschen Morgen- und Abendopfer. Neue Ausgabe. Dresden, Birr. 16. 10 Ngr.

**Metzerich, W. v.,** Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 12. 21 Ngr.

**Ostermayer, H.,** Tagebuch einer Reise nach Texas im J. 1848—1849. In drei Abschnitten. Nach eigener Anschauung verfaßt. Mit 2 Steindrucktafeln. Biberach. Ravensburg, Dorn. Gr. 8. 20 Ngr.

Parallelen. Leipzig. 1849. 16. 20 Ngr.

**Radnitzka, H.,** Die directe Besteuerung in Oesterreich mit ihren Mängeln und wie sie sein soll. Faßlich dargestellt. Wien, Gerold. Gr. 8. 12 Ngr.

**Schimko, F. D.,** Das kirchlich-religiöse Leben im constitutionellen Staate mit besonderer Rücksicht auf die österreichische Monarchie. Nebst einem Anhang, enthaltend: eine Abhandlung über vollständige Judenemancipation vom christlich-theologischen Standpunkte; eine kurze Charakteristik der Jesuiten und Liguorianer; Entwürfe zur Kirchenverfassung und Vorschläge zur Herbeischaffung kirchlicher Fonde. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schleswig-Holsteins Erhebung. Eine historische Skizze. II. Das Jahr 1849. Mit 2 Lithographien. Altona, Lehmkuhl. Br. 8. 6 Ngr.

**Schmidt, W. A.,** Preussens deutsche Politik. Die Dreifürstenbünde 1785. 1806. 1849. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

**Seligmann, F. R.,** Die Heilsysteme und die Volkskrankheiten. Eine Vorrede. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 4 Ngr.

**Wesley, J.,** Sammlung auserlesener Predigten. Aus dem Englischen übersetzt von W. Rast. 1ster Band. Drei Lieferungen. Bremen, Heyse. Gr. 12. 25 Ngr.

Zur Feier der Communion. Bruchstücke aus dem Nachlaß einer Verstorbenen. Berlin, G. Reimer. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 100. — 26. April 1850.


## Die Eroberung von Peru.

(Beschluß aus Nr. 99.)

Unterdessen war Almagro mit einer lange ersehnten Verstärkung zu Caxamalca eingetroffen, und man setzte nach der Vertheilung des von dem unglücklichen Inka herbeigeschafften Lösegeldes, welches 1,326,539 Pesos Gold (6,111,945 Gulden) und 51,610 Mark Silber betrug, den Marsch nach der Hauptstadt Cuzco fort, wo man nach mehren Gefechten die man auf dem Wege in Engpässen zu bestehen hatte, und in denen die Eingeborenen sich tapfer hielten, am 15. Nov. einrückte. Die bedeutenden Vorräthe an Gold und Silber welche man hier fand wurden alsbald getheilt, und einige der Abenteurer, wol die klügsten, kehrten nach Spanien zurück, wo sie mit den errungenen Reichthümern ein so beneidenswerthes Leben führten daß viele ihrer Landsleute sich aufmachten um auf demselben Wege ihr Glück zu versuchen. Viele dieser Nachzügler ernteten die Früchte ihrer tapfern Vorgänger, da diese die gewonnenen Schätze nicht festzuhalten verstanden und in kurzer Zeit ihren Antheil an der unermeßlichen Beute vergeudeten. So erzählt man von einem Reiter daß er das ihm zugefallene, schon erwähnte goldene Bildniß der Sonne aus dem großen Tempel in einer Nacht bei einem Gelage verspielte, und dadurch dem spanischen Sprüchwort: „Die Sonne verspielen ehe sie aufgegangen ist" seine Entstehung gab.

Nach dem Einzuge in Cuzco wurde, um das Volk leichter in Gehorsam zu erhalten, Manco Capac, ein Bruder des auf Atahuallpa's Befehl ermordeten Huascar, zum Inka ernannt und, um die Täuschung vollständig zu machen, mit großen Feierlichkeiten gekrönt; in der That aber vereinigte Pizarro, der sich jetzt den Namen Statthalter beilegte, alle Gewalt in seiner Hand, und wußte sie mit eiserner Beharrlichkeit zu üben. Die Verwaltung der Hauptstadt wurde nach spanischem Zuschnitte eingerichtet und die Theilnehmer an dem Feldzuge mit Ländereien und Häusern reichlich bedacht, und mancher Ritter der zu arm gewesen war um in seinem Vaterlande eine Heimat zu finden sah sich jetzt im Besitze eines prächtigen Palastes und eines fürstlichen Gefolges. Die Sonnentempel wurden in Kirchen und Klöster verwandelt, und man begann das Werk der Bekehrung mit Eifer, leider aber auch nicht selten mit unduldsamer Grausamkeit. Die Eroberung von Peru konnte nun als vollbracht betrachtet werden, denn die Eingeborenen hatten jetzt nicht mehr den Muth und die Kraft in sich das fremde Joch abzuschütteln. Einzelne Aufstände wurden mit fürchterlicher Strenge unterdrückt, und die fernere Geschichte der Spanier in Peru bietet ein so düsteres und durch die blutigen Parteikämpfe zwischen den Eroberern selbst so abschreckendes Bild daß dem Menschenfreunde auch die flüchtigste Beschauung mehr als genügt. Die Eifersucht zwischen Pizarro und Almagro führte bald zum offenen Kriege, in welchem Pizarro durch Entschiedenheit und Treulosigkeit zugleich den Sieg davontrug; der ehrlichere und edlere Almagro erlag und wurde, ein siebenzigjähriger Greis, auf Befehl seines Nebenbuhlers im Gefängnisse erdrosselt (1538). Drei Jahre später erschlugen Almagro's Freunde den Vicekönig Pizarro in seinem Palaste in der von ihm neuerbauten Hauptstadt Lima! Der Inka Manco, ein tapferer Krieger, welcher vergebens seinen Unterthanen Patriotismus und den Geist des Widerstandes einzuflößen suchte, und längere Zeit an verschiedenen Punkten des Landes gegen die Spanier ankämpfte und ihnen häufig bedeutenden Schaden zufügte, fiel durch Meuchelmord (1544). Vaca de Castro, ein königlicher Beamte, ließ die Mörder Pizarro's hinrichten um die Ruhe wiederherzustellen; Dies gelang ihm aber ebenso wenig als dem rücksichtslosen Blasco Nuñez Vela, welcher 1543 als Vicekönig nach Peru kam. Er wurde von Gonzalo Pizarro, einem Bruder des ermordeten Statthalters, den die unzufriedenen Colonisten zu ihrem Oberhaupte erwählt hatten, in einer blutigen Schlacht bei Quito (1546) besiegt und erschlagen. Pizarro herrschte nun unumschränkt, bis der von der spanischen Regierung zum Präsidenten ernannte Pedro de la Gasca, ein ebenso entschiedener Mann, ihn in einem siegreichen Treffen bei Cuzco (1548) gefangennahm und hinrichten ließ. Von jetzt an trat allmälig ein ruhigerer Zustand in Peru ein.

Man erkennt aus dieser kurzen Uebersicht der auf die Entdeckung und Eroberung Perus bezüglichen Thatsachen leicht den Reichthum des Stoffs welchen Prescott zum Gegenstande seines neuesten historischen Werks machte, das sich seinen beiden frühern, der „Geschichte

der Regierung Ferdinand's und Isabella's" und der „Geschichte der Eroberung von Mexico", eng anschließt. Man findet hier auch dieselbe Behandlungsweise, dasselbe Bestreben den Gang der Ereignisse in allen seinen romantischen Einzelheiten darzustellen und nicht nur die charakteristischen Züge der Eroberung zu schildern, sondern auch dem Umrisse eine lebendige Farbengebung zu verleihen und so ein genaues und treues Gemälde der damaligen Zeiten zu liefern. In dieser Beziehung steht der Verf. weit über seinem Landsmanne Robertson, dem einzigen bedeutenden Schriftsteller welcher sich in seinem großen Werke über Amerika an demselben Stoffe versucht hat. Wir wollen indessen durch dieses Urtheil Robertson keineswegs zunahetreten, und Prescott gesteht häufig selbst daß ihm der scharfe kritische Blick seines Vorgängers als Leitstern gedient und die Arbeit bedeutend erleichtert hat, die freilich umfangreicher, genauer und anziehender werden mußte, da ihm außer allen gedruckten Quellen auch noch sehr viele handschriftliche und zwar gleichzeitige, besonders Tagebücher, Berichte, Briefe, Verordnungen und andere Actenstücke, die er sich aus den spanischen Archiven zu verschaffen wußte, zugebotestanden. Durch die Mittheilung der Hauptstellen aus diesen Urkunden setzt er den Leser in den Stand stets prüfend neben ihm herzugehen, sich selbst ein Urtheil zu bilden, und wenigstens einsehen zu lernen wie schwer es ist durch den Widerstreit der Zeugnisse zur Wahrheit zu gelangen. Wir können nicht umhin Prescott's Fleiß und Genauigkeit unsere unbedingte Anerkennung und Bewunderung um so aufrichtiger zu zollen, als er, fast gänzlich des Augenlichts beraubt, sich fremder Augen und Hände bedienen mußte um das überreiche Material zu durchforschen, zu fichten und in eine so ansprechende Form zu bringen. Ja dieser eifrige Geschichtsforscher ist sogar gesonnen troß aller dieser Hindernisse sich auf ein neues, von ihm nicht näher bezeichnetes größeres Feld geschichtlicher Arbeit zu wagen, und wir dürfen wol in einiger Zeit einer weitern Bereicherung der historischen Literatur durch ihn entgegensehen.

Die deutsche Uebertragung des vorliegenden Werks, von derselben Hand welcher wir die bei demselben Verleger erschienenen und gleich würdig ausgestatteten Uebersetzungen der „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's" und der „Geschichte der Eroberung von Mexico" verdanken, liest sich wie Original, und ist durchaus bis auf die kleinste Anmerkung mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitet. 54.

## Adolf Böttger's „Frühlingsmärchen". *)

Als Heine vor sechs Jahren im Schlußcapitel seines „Atta Troll", an Varnhagen von Ense gerichtet, in ehrlicher Trauer, die ihm nicht immer eigen war, Abschied nahm von einer „längstverschollenen Traumzeit" deutscher Poesie, als er sein Gedicht „das letzte freie Waldlied jener Romantik" nannte, die noch aus der Zeit des „Kaiser Octavianus" stammt, ein Lied das „kümmerlich würde verhallen müssen in des Tages Brand- und Schlachtlärm", damals war Heinrich Heine mehr als persönlich, er war ein Prophet.

Denn es ist so gekommen. Der Brand- und Schlachtlärm hat halb Europa durchbraust, und die deutsche Romantik hat sich währenddessen verkriechen müssen in irgend ein moderiges Schlupfloch, einem armen frierenden Bettelkinde vergleichbar.

Wir wollen über Das was geschehen nicht radotiren, es wäre mehr als ein Frevel, es wäre, um mit Fouché zu reden: ein Schnitzer. Wer jetzt mit dem J. 1848 rechten will ist mehr als verblendet, er ist ein ganzer Narr. Halten wir uns an das Erfreuliche der Sache. Wenn die Sonne wieder warm scheint und die Macht des Frostes gebrochen ist, dann wird es neu lebendig auf der schwarzen Erde, und Wurm und Larve kriechen aus ihren Höhlchen hervor, sonnen und wärmen sich und freuen sich ihres Daseins.

Auch das arme frierende Bettelkind, die Romantik soll es heißen, wagt sich nun wieder an Luft und Licht, und schüttelt sein deutschblondes Ringelhaar freudig, und wie das Schneeglöckchen sein milchweißes Köpfchen nachdenklich wiegt, so thut es dergleichen und besinnt sich auf die alten lieblichen Gedanken.

Solch ein Besinnen der Romantik auf ihre alten lieblichen Gedanken ist nun eben die kleine Dichtung die hier zwar in der Kürze, aber doch mit warmem Antheil von uns begrüßt werden soll.

Wer in der deutschen Romantik ein wenig zu Hause ist kennt Tieck's lyrisches Vorwort zu den „Minneliedern". Nun wohl; sowie es dort klingt und duftet, und überall sich regt von Blumengeistern, Naturgeisterchen und Liedgestalten, so klingt, duftet und regt es sich poetisch auch in diesem „Frühlingsmärchen" Böttger's. Was er sich aus der Zeit und ihrem Wirrsal zur Folie für sein Gedicht genommen, darauf kommt heute wenig an. Die Hauptsache ist daß uns hier poetisch zu Muthe wird, und wir uns da wiederfinden wo es wieder poetisch geheuer ist.

Darum kann hier nicht der Sinn der sein: in ein Gericht zu gehen, sondern was der Poet uns gibt ist naturgeweihte Zauberschrift, die er auf den Blättern einer einsamen Frühlingsrose gefunden. Man saugt den Duft der Rose ein, aber man wundert sich nicht weil sie auf Dornen sitzt.

Hier nun ist das Gedicht in seiner Anmuth und Lieblichkeit:

In Oberon's Elfenreich geht es in einer schwülen Mainacht demagogisch zu:

> Da sitzen fünf Elfen mit finsterm Sinn
> Auf einem Abhang im Holze,
> Der Schlehdorn wirbelte darüberhin,
> Die Blüten im Frühlingsstolze.
>
> Ein brauner Pilz vor ihnen als Tisch,
> D'rauf Eichelnäpfchen als Becher,
> Von Blumenthau ein duftig Gemisch
> Trinken die mürrischen Zecher.

Die Elfendemokraten sind Spinnebein der Schneider, Schnake der Tanzmeister, Specht der Schulmeister, Raps der Wirth zur güldenen Mausfalle und Hiazint — der Dichter. Diese fünf Misvergnügten sind es die die Revolution im Elfenreiche beschließen. „Nieder mit Oberon's Regiment!" heißt es, „die Gleichheit der Geister soll leben!"

Aber Hiacint der Poet liebt seit längst die schöne Lilialide, den Sprößling einer stolzen Silfenfamilie von altem Adel. Graf Rauprich von Raupenherz heißt der Vater; sie thronen im Kelche einer strahlenden Lilie. In selbiger Mainacht nun wo die Revolution im Elfenreiche beschlossen wird, besucht Hiacint seine in schwebender Pein hangende und bangende Lilialide. Ein süßschmachtendes Schäferstündchen im Lilienkelche findet statt. Bald, so tröstet Hiacint die in Liebesweh verschwimmende Geliebte, wird das Geisterweltgeschick sich wenden. Der

*) Ein Frühlingsmärchen. Gedicht von Adolf Böttger. Leipzig, O. Klemm. 1849. 16. 15 Ngr.

stolze unerbittliche Vater wird dann Nichts mehr vermögen; denn der Umsturz aller Dinge ist vor der Thür. „Gestürzt wird der König der Geister.“ Aber, o herbes Geschick, im Augenblick süßester Trennung tritt der stolze Papa-Graf zwischen die Liebenden, wirft erbarmungslos den unebenbürtigen Schwärmer aus dem Lilienkelche, und denuncirt hierauf schnurstracks das Elfencomplot beim König Oberon.

In seinem saphirnen Feenschloß, „unsichtbar dem sinnlichen Auge“, hier wo von einer Elfen-Nobelgarde bewacht „das heilige Geheimniß der Geister ruht“, hält Oberon Gericht über die fünf Rebellen. Weil sie im Friedensbruch die Liebe gebrochen, welche das Band der Geister ist, und dergestalt sich selbst „vom ätherischen Tage“ getrennt haben, darum werden sie nicht gestraft, nein, nur hinweggebannt hernieder nach der Erde, die ja ein mal für alle mal die Heimat der Empörung ist.

Und hier ist es wo im wilden Geklüft sich die Abadonnas des Elfenreichs, die fünf Rebellen, wiedertreffen. Und hier ist es wo Hiacint, der Magier des Bundes, all die Geister heraufbeschwört die den Umsturz des Oberonreichs bewirken sollen:

> In der Hand ein grünes Lindenreis
> Neigt er sich zaubererfahren,
> Zieht auf den Grund einen magischen Kreis
> Und beruft die befreundeten Scharen.

Seine Beschwörung, allen Geistern der Natur geltend, lautet folgendermaßen:

> Mondenstrahl im Felsenriß,
> Blinder Eule liebster Sitz,
> Weih' mit deinem Dämmerschein
> Kräftig meinen Zauber ein.
> Einer Bienenschwinge Flug,
> Schatten von der Wolken Zug
> Werf' ich in den Sternenduft:
> Silfen flattert, Silfen wallet,
> Silfen wallet aus der Luft!
>
> Lindenblatt und Rosenlaub,
> Grauer Motte Silberstaub
> Streu' ich in der Blumen Mund
> Auf den Rasen rings und rund,
> Her und hin und hin und her:
> Rasch erfüllet mein Begehr,
> Elfen! steigt aus Gras und Moos,
> Aus der Blüten, aus der Kelche,
> Aus der Kelche zartem Schoos!
>
> Greifenfedern ohne Fehl,
> Urweltsmammuthknochenmehl,
> Erdmagnete voller Wucht
> Schleudr' ich in die Felsenschlucht;
> Bärt'ge Gnomen wildgelockt,
> Aus den Höhlen, wo ihr hockt!
> Seid dem Geisterbann vereint,
> Laßt die Berge, laßt die Tiefen,
> Laßt die Tiefen und erscheint!
>
> Wasser wog und wiege sanft
> Wellen an des Ufers Ranft;
> Blutkorall und Schlangenhaut,
> Thränen, von der Nacht gethaut,
> Senk' ich mit geheimem Spruch
> Tief in deiner Woge Bruch:
> Grüngelockter Nixenchor,
> Aus den Quellen, aus den Fluten,
> Aus den Fluten tauch' empor!

Nun kommen sie Alle hervor aus ihren Bereichen, die Geister und Geisterchen:

> Ein Rauschen, ein Flattern, ein Trippeln ertönt
> In Luft, in Wasser und Erde u. s. w.

Undinen, Kobolde, Gnomen, Elfen und Nixe drängen in Scharen herzu, da ist ein Schweben, Steigen, Kriechen, Purzeln. Die Wassergeister ziehen auf klingenden Wellen heran, schwimmen daher auf Lotosblättern und Perlenmuscheln, darunter auch Lorelei, die feuchte Circe der deutschen Poeten. Dazwischen poltert das grobkörnige Gnomengeschlecht „mit zottiger Brust und struppigem Bart“.

> Goldmar und Grunewald ziehen voran,
> Sie stopfen sich Beid' eine Pfeife
> Von wildem getrockneten Majoran
> Und sprechen von Schätzen der Greife.
>
> Dann folgen langsam Wolfram, Asphalt,
> Chrom, Unke, Mergel und Storax,
> Gebrüder Zinnober, Titan, Kobalt,
> Sardonix, Nickel und Borax.

Tanzmeister Schnake ist es der nun die Geisterschar haranguirt. Er, ein Märtyrer bereits der Freiheit, weiß den Ton zu treffen der anklingt. In sechs Strophen hat er die Revolution gemacht. Kein Wunder, dafür ist er Tanzmeister. Hinauf nach dem Demantschloß Oberon's braust nun im Donnersturm die Rebellenschar: den König und seine Trabanten zu stürzen.

Im Demantschloß ist eben Hofball. Da ist es köstlich! O dieser Blütenkranz der Elfenschönen: Sigelinde, Hiolde, Viola, Similde, Tazette, Kamelliabell, Blandilde, Dornröschen und Lola! Und dazwischen die Elfen-Lions aus reinem ätherischen Vollblut: Alpino, Narziß, Schmelz, Bläuling, Aerolith, Amethistchen und Turmelino. Es ist gerade eine Tanzpause:

> Die Elfen ruhen vom wirbelnden Tanz,
> Genüsse der Kühlung zu nippen,
> Gewürzige Früchte mit purpur'nem Glanz,
> Süßlockend wie schwellende Lippen.
>
> Aus niedlichen Kelchen grün und blau
> Schlürften sie Veilchenorgeade,
> Gefrorenen Erdbeerblütenthau
> Und Orangenduftlimonade.
>
> Das flüstert und lispelt und kichert darein
> In bunten wechselnden Gruppen
> Von Tulpensalons, von Mondenschein,
> Maskeraden, Larven und Puppen.
>
> Hier zuckt man die Achseln mit scheelem Blick
> Und höhnt die eig'nen Geschwister —
> Dort wird nach der neuesten Politik
> Der Herr von Wurmstich Minister.
>
> Vor Lilialide neigt Bläuling sich:
> Meine Gnäd'ge, dürft' ich es wagen
> Den nächsten Reigen — „Bedauere, daß ich
> Gemüßigt, es auszuschlagen —“
>
> — Verkennen doch nicht meinen Rang und Stand? —
> „Ich bin auf den Bällen noch Neuling!“
> — So stell' ich mich selbst vor unter der Hand,
> Ich bin der Junker von Bläuling! —
>
> Er klappte die Sporen mit wildem Geklirr
> Die aus Bienenstacheln geschliff'nen,
> Und wandte sich schnell in der Tänzer Gewirr,
> Gleich einem von Hochmuth Ergriff'nen.
>
> In der Mitte des Saales gab Audienz
> Der König den Geistergesandten,
> Da stand Graf Raupenherz Excellenz
> Sammt seinen erlauchten Verwandten.
>
> Am untersten Ende bekämpfen sich zwei
> Schachspieler im hitzigsten Fieber,
> Der Eine setzt matt und nimmt dabei
> Eine Prise Jelängerjelieber.

Eben in dem Augenblicke wo diese Sängerisieber-Prise genommen wird, bricht von draußen der Sturm los. Erzklumpen fallen als Bomben in den Ballsaal, als Geschosse regnen herein Stechäpfel, Trübsand, Korallen; darunter mischt sich der Strahl „dickleibiger Wasserbogen" u. s. w. Nun dringt die entsetzliche Rotte in den Saal. Nackte Nixen welche Polypen und Keulen schwingen brüllen die „Republik" aus, und schreien: „Nieder mit Oberon!"

Der König aber, während die Junker und die Fräulein vor lauter Manchettenthum schier ineinander übergehen, schwingt ruhig sein Lilienreis, das classische, und spricht diese unsterblichen Worte, welche auf dem „sechsten Rosenblatt" zu lesen sind, welches ich eben darum weil hier ein poetischer Urhauch nicht zu verkennen ist, den Reactionnairs sowol als den Demokraten, beiden Ultras, angelegentlich empfohlen haben will. In Etwas müssen sich doch die Menschen als Menschen wiederfinden, und ich wüßte nicht was dazu geeigneter wäre als die Poesie. Mit Einem Wort: Oberon gibt den Rebellen völlig „freie Hand". Sie haben als Geister den Fluch der Erdgeborenen, den Fluch: zu hassen statt zu lieben, aufsichgeladen. Wohlan:

So nehmt denn hin was ihr gefodert;
Ich geb' euch willig freie Hand;
Im Strudel wollt ihr euch verlieren,
Ich lass' euch Lüfte, Meer und Land
In unbeschränkter Macht regieren.
Doch jammert nicht, wenn furchtbar sich
Zwietracht und Mord um euch geschlungen,
Denn da von euch die Liebe wich,
Habt ihr des Todes Loos errungen.
Nicht kann ich aus Gefahr euch retten
Wenn unter fremden Sklavenketten,
Wenn unter Henkerfaust ihr stöhnt,
Wofern Vertrauen nicht und Liebe
Aufopfernd aus empfund'nem Triebe
Euch mir und der Natur versöhnt.
Der Liebe Selbstverleugnung leiht
Nur wieder euch Unsterblichkeit!

Diese milden Herrscherworte bestürzen wol auf einen Augenblick die Massen, allein der „Umschwung" ist einmal angebahnt. Man wählt Hiacint, den Poeten, zum einstweiligen Führer der Massen, bis es zur eigentlichen Reichsverfassung gekommen sein wird. Nach einer Rede voll Salbung, in welcher Hiacint den Geistern Maß und Selbstbeherrschung predigt, begleitet man ihn im Triumph nach Hause, und

Abends zieht nach seiner Wohnung,
Dem Akazienblütenthürmchen,
Singend eine Schar mit Fackeln
Leuchtender Johanniswürmchen.

Es erscheint mit Freudenthränen
Hiazint auf dem Balcone,
Worte tiefen Dankes spricht er,
Mit bewegtem bangen Tone.

Drei mal donnert ihm ein Vivat,
Drei mal wird der Hut geschwungen;
„Wer hat dich, du schöner Wald"
Wird zum Abschied dann gesungen.

(Der Beschluß folgt.)

---

# Miscellen.

## Die Gebeine von Boileau-Despréaux.

Es gehört zu den Ironien menschlicher Geschicke daß Boileau nicht nur in der Gruft der Sainte-Chapelle zu Paris beigesetzt ward, sondern sogar wie man versichert gerade unter dem Chorpulte (lutrin) dem er durch eine seiner glänzenden Satiren („Le lutrin") Berühmtheit gegeben. Die heilige Kapelle, ein Wunder jenes Ogivenstils den Ludwig IX. und die Kreuzzüge nach Frankreich brachten, dieses herrliche Denkmal der Architektur des 13. Jahrhunderts, ward in den jüngsten Tagen restaurirt. Der heilige Ludwig ließ diese Kirche bekanntlich, durch den berühmten Baukünstler Peter von Montreuil, für die Dornenkrone des Heilands erbauen, die der König in Venedig auslöste, wo das bedrängte Konstantinopel sie verpfändet hatte. Die Reliquie wurde dem heiligen Ludwig am 10. Aug. 1239 bei Villeneuve-l'Archevêque, fünf Meilen von Sens, durch die von ihm mit der Sendung betrauten zwei Predigermönche eingehändigt, in dreifacher Cassette verschlossen. Nachdem man die Siegel der französischen Ritter und des Dogen beglaubigt hatte, schritt man zur Eröffnung. Das erste Kästlein war von Holz, das zweite von gediegenem Silber, das dritte endlich von Gold. Beim Anblicke der Dornenkrone welche das Haupt des Erlösers bekränzte, meldet die Chronik, weinten die Umstehenden heiße Thränen, und nach einigen Gebeten drückte der König sein Siegel auf die Kiste. Wir fügen noch hinzu daß die Sainte-Chapelle mit wohlerhaltenen Glasmalereien geschmückt ist, deren Farbenpracht noch vor hundert Jahren sprüchwörtlich war, denn man pflegte um einen Wein zu rühmen von ihm zu sagen: „C'est du vin de la couleur des vitres de la Sainte-Chapelle." Jacques Boileau, Doctor der Sorbonne, Kanonicus an der heiligen Kapelle, zeigt Brossette den Tod des Bruders mit folgenden Worten an: „Il est passé en l'autre vie à dix heures du soir, le 11 de ce mois" (März 1711), „âgé de soixante-quatorze ans, quatre mois, étant né le 1 novembre 1636. Il avait été baptisé dans la Sainte-Chapelle du Palais, où il est enterré." Unter der Republik wurden Boileau's Gebeine herausgenommen und in das Museum der französischen Denkmale gebracht, wo Lenoir, welcher die Reste des berühmten Satirikers mit denen von Molière und Lafontaine vereinigen wollte, ein schlichtes aber würdiges Monument errichten ließ. Das betreffende Actenstück über Wegschaffung der Gebeine des Nicolas Boileau-Despréaux, datirt vom „27 ventôse an VIII de la République", findet sich noch bei einem Notar zu Paris, Mr. Lecerf, vor. Unter der Restauration hat man ihnen wieder eine andere Ruhestätte angewiesen, und jetzt sind sie in einer Kapelle der Kirche von Saint-Etienne-du-Mont beigesetzt. 7.

## Der wählerische Supplicant.

Ein Poet überreichte der Königin Elisabeth von England bei einer ihrer öffentlichen Audienzen ein kurzes lateinisches Gedicht, in welchem er seine Armuth schilderte und um eine Unterstützung bat. Elisabeth bildete sich bekanntlich auf ihre Fertigkeit in der lateinischen Sprache Etwas ein. Sie las daher die Verse, wendete sich aber als sie das Papier wieder zusammenfaltete wie verächtlich mit den lateinischen Worten an den Dichter: „Pauper ubique jacet." *) Sofort erwiderte der Bittsteller:

In thalamis, Regina, tuis hac nocte cubarem,
Si foret hoc verum: Pauper ubique jacet. **)

Im Anerkenntniß der Geistesgegenwart des Mannes mußte die Königin lachen, ließ ihm ein ansehnliches Geschenk reichen, bedeutete ihn aber zugleich künftig bei der Wahl seiner Schlafstätten etwas discreter zu sein. 20.

*) Es liegen Arme überall herum.

**) Und wär' es so, ich würde mich noch heut' beeilen,
Mit dir, o Königin, das Schlafgemach zu theilen!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 101. —— 27. April 1850.


**Geschichte des Alterthums von Alexander Flegler. Stuttgart, Franckh. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 9 Ngr.**

Wer in der rechten Weise die Geschichte einer noch so fernen Vergangenheit schreibt, liefert zugleich einen Beitrag zur Geschichte seiner Zeit; er hilft die Ideen entwickeln welche die Gegenwart bewegen und den Keim der Zukunft in ihrem Schoose tragen. So unermeßlich reich ist selbst jeder einzelne Abschnitt eines besondern Volkslebens daß er nicht in allen Erscheinungen gleichmäßig geschildert werden kann, daß vielmehr der Historiker in seiner Abspiegelung der Vergangenheit gezwungen ist bestimmte Seiten des Volkslebens vor andern in helleres Licht zu setzen. Welche Seiten dies sind, hängt von den die Gegenwart beherrschenden Neigungen und Interessen ab, wodurch zugleich die Forschungen des Historikers ihre bestimmtere Richtung erhalten.

Vor dem Ausbruche der Französischen Revolution waren noch in den meisten Staaten der Neuzeit die Fürsten und ihre Cabinete die eigentlichen Factoren der Geschichte, denen sich die Völker in todter Passivität untergeordnet hatten, um sich von oben herab das wenigstens äußerliche und oberflächliche Gepräge ausdrücken zu lassen. Daher kam es daß auch die politische Geschichte meistens nur eine trockene und dürre Regentengeschichte war. Neben dem eigentlichen Staatsleben, wofür die Willkür der Regenten und Minister das hauptsächlich Maßgebende schien, blieb zunächst nur das Gebiet der freien Künste übrig, in welchem noch die Freiheit der Einzelnen ihren Spielraum fand. Der politischen Geschichte schloß sich also eine reichere und vielseitigere Literatur- und Kunstgeschichte an. Aber das Alles war noch keine eigentliche Schilderuhg des Volkslebens. Der wahren Völker- und Culturgeschichte ist erst durch die Revolutionen der letzten Jahrzehnde die Bahn gebrochen, da die Völker selbst wieder als handelnde Persönlichkeiten aufgetreten sind.

Seitdem hat die Geschichtschreibung einen wesentlich veränderten Charakter erhalten. Die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten, der früher ausschließlich hervorragenden oder hervorgehobenen Monarchen und Staatsmänner, Philosophen und Gelehrten, Dichter und Künstler, tritt mehr und mehr in den Hintergrund; und in der demokratisch gewordenen Zeit richtet sich jetzt die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wesentlich auf die Beantwortung folgender Hauptfragen: Was war zu den verschiedenen Perioden der Geist der Verfassungen und der Gesetzgebung, worin sich der einheitlich ordnende Wille der Völker verkündete? Welche Einrichtungen bestanden im Heerwesen und im Finanzwesen, wodurch die Macht und Stärke der Staaten in ihren gegenseitigen Beziehungen hauptsächlich bestimmt wurde? Was waren die socialen Verhältnisse oder die Beziehungen der Einzelnen unter sich nach der jeweiligen Stufe der sittlichen und geistigen Cultur, sowie nach den Abstufungen des Vermögens und Einkommens?

Ohne das Gewicht einzelner Persönlichkeiten, in welchen die herrschenden Zeitrichtungen sich besonders deutlich abspiegelten, unter den wahren Werth herabzusetzen, hat auch der Verf. der befriedigenden Beantwortung jener Hauptfragen eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet. Und weil er Dies gethan ist seine „Geschichte des Alterthums" in großem Maße anregend und belehrend geworden. Er findet hiernach da und dort Anlaß zu einer ungesuchten Vergleichung früherer und jetziger Zustände, sowie zur Ertheilung sehr beherzigungswerther Winke für die politische und socialistische Praxis der allerneuesten Zeit. In der That konnte ihm hierzu eine Geschichte des Alterthums reichern Stoff als etwa die des Mittelalters darbieten. Verhält sich doch die neueste Zeit in vielfacher Beziehung nur verneinend gegen die Zustände des Mittelalters, von dem sie sich in harten Kämpfen und unter blutigen Wehen gewaltsam losgerissen hat oder zum Theil noch loszureißen sucht, während die demokratischen Einrichtungen und Bestrebungen der Gegenwart selbst unwillkürlich zu Parallelen mit den republikanischen Institutionen der antiken Völker, zumal der Griechen und Römer, auffodern.

Beispielsweise mag nun hier auf einige Punkte hingewiesen werden, die ein sehr naheliegendes praktisches Interesse scharf ins Auge zu fassen gebietet. S. 72 ist von den Bundesgenossenschaften der griechischen Staaten gleichen Stammes die Rede, welche zu Schutz und Trutz errichtet und im Kriegsfalle zu gegenseitigem Beistande verpflichtet waren. Es wird sodann

bemerkt daß ein Bundesrath die allgemeinen Angelegenheiten geleitet habe, und daß zuweilen die Hegemonie einem einzelnen Gliede übertragen worden sei. Allerdings waren diese Bundesgenossenschaften keine „engern Bundesstaaten". Sie hatten vielmehr den Charakter eines Staatenbundes; aber sie waren doch engere Vereinigungen innerhalb des größern Verbandes der hellenischen Staaten, sodaß schon die Geschichte ihrer Entstehung, wie später die des ätolischen und des achäischen Bundes, zur Beantwortung der Frage führt: In welcher Form ist der Uebergang von der weitern zur engern Vereinigung einer Mehrheit von Staaten zu bewerkstelligen? Diese Frage ist stets nur nach den besonders gegebenen Verhältnissen zu beantworten. Als die Vereinigten Staaten von Nordamerika sich unabhängig von England erklärten und zu einem Bundesstaate constituirten, handelte es sich keineswegs von einem Uebergange aus der Form des Staatenbundes in die des Bundesstaats. Die nordamerikanischen Einzelstaaten befanden sich vielmehr früher, dem Mutterlande gegenüber, in der gleichen Stellung als Colonien, und waren jenem mit wesentlich gleichen Pflichten und Rechten untergeordnet. Alle diese spätern Einzelstaaten waren also früher nur Provinzen eines einzigen Gesammtgebiets, die von Großbritannien aus unter verschiedenen, aber nicht einmal sehr abweichenden Modificationen verwaltet wurden. Die Geschichte ihrer Selbständigkeit beginnt erst mit dem Kampfe für die Selbständigkeit und mit der Durchsetzung des gemeinschaftlichen und einheitlichen Interesses der Unabhängigkeit. Unter diesen Umständen war es sehr erklärlich daß gerade dieses einheitliche Interesse auch in einer einheitlichen Spitze, in der Berufung eines Präsidenten für die vollziehende Gewalt, seinen Ausdruck finden konnte und wirklich gefunden hat. Lag doch nirgend ein historisches Verhältniß vor, wodurch es zum Gebote der Klugheit geworden wäre bei der Constituirung der Executive des neuen Bundesstaats mehre der zu selbständigen Gliederstaaten gewordenen Provinzen besonders zu berücksichtigen.

So allgemein bekannt und so wichtig die hier berührten thatsächlichen Verhältnisse sind, so wenig wurden sie in Deutschland von der sogenannten verfassunggebenden Nationalversammlung beachtet, als der Fortschritt vom lockern Staatenbunde zum starken und einigen Bundesstaate gemacht werden sollte. Welcher Ueberfluß von Phrasen wurde doch verschwendet um in deutscher Abstractionsseligkeit die Vorzüge der sogenannten „einheitlichen Spitze" ins Licht zu setzen! Von der einen Seite war es die Mehrheit der republikanischen Partei die von der einheitlichen Spitze eines aus unmittelbarer oder mittelbarer Volkswahl hervorgegangenen Präsidenten das Heil Deutschlands erwartete. Diese Partei hätte ganz Recht gehabt, wenn nur von Anfang an eine solche Macht in der Hand der Nationalversammlung vereinigt worden wäre daß diese über die Einzelstaaten wie über die einzelnen Provinzen eines großen Reichs hätte verfügen können. Nachdem aber einmal die Revolution von 1848 auf halbem Wege stehengeblieben war, nachdem man alle Macht in den Händen der Einzelstaaten und Einzelregierungen gelassen hatte, war alles Gerede von der Berufung eines Präsidenten Nichts weiter als leere Theorie und unpraktische Principienreiterei. Ganz in denselben Fehler, aber mit schlimmerer und unmittelbar verderblicher Wirkung, verfielen jene Anhänger des Erbkaiserthums, jene sehr unhistorischen Historiker und Professoren der Geschichte, die mit der Berufung des „Oberhaupts des mächtigsten reindeutschen Staats" die Schwierigkeiten zu überspringen hofften welche dieser Form deutscher Einheit in der vielhundertjährigen Theilung der Macht und Regierungsgewalt im Wege lagen. Jeder nur halb Besonnene mußte voraussehen daß sich einer solchen Combination nicht blos Oestreich nicht fügen würde, sondern ebenso wenig die der preußischen Macht beinahe gleichstehende Gruppe der mittlern deutschen Königreiche.

Während hiernach in Deutschland die geträumte Einheit nicht zustandekam, hatten die praktischen Schweizer mit weit richtigerm politischen Takte den Uebergang vom Staatenbunde zum Bundesstaate wirklich durchgesetzt. Auch in der Schweiz, wie in Deutschland, waren selbständige Staaten von sehr verschiedenen Machtverhältnissen in der Form einer höhern Einheit zu verbinden. Umsoweniger ließ man sich aber einfallen nur einen einzigen der schweizerischen Cantone, wenn auch den mächtigsten, an die Spitze zu berufen; sondern man wählte für die vollziehende Gewalt die Form eines Directoriums, und entschied sich mithin für eine Combination, wodurch mehre Cantone gleichzeitig vertreten sind, und jedem Canton die Aussicht gegeben ist wenigstens zeitweise eine Vertretung durch einen seiner Mitbürger in der gemeinschaftlichen Vollziehungsbehörde zu finden. Gewiß war auch für Deutschland, da man nicht mehr bis zur Aufhebung der Selbständigkeit der Einzelstaaten fortschreiten konnte oder wollte, nur die Gründung eines Directoriums als die einzig mögliche Form übriggeblieben wodurch man noch zum Bundesstaate hätte gelangen können. Aber es fehlte an jenem praktisch-politischen Verstande welcher früher die Griechen, sowie in neuester Zeit die Schweizer, das wirklich Erreichbare von unausführbaren Doctrinen und leeren patriotischen Phantasien unterscheiden ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Adolf Böttger's „Frühlingsmärchen".

(Beschluß aus Nr. 100.)

Das „achte bis vierzigste Rosenblatt" enthält nun die Geschichte der Geisterversammlung. Der Poet berichtet in zwei Worten: es sei hier der Wirrwarr so kolossal gewesen daß, um die Leser zu schonen, eben hier sein Bericht verstummen müsse, das Ende und Resultat aber dieses Geisterchen-Wirrwarrs werde der Leser auf der umgewendeten Seite finden: welche — leer ist.

Hiacint, der salbungsvolle Gemäßigte, theilt das Geschick so vieler gemäßigten Volksapostel. Nicht allein daß dieser Mann der Gironde (die Poeten sind nie Ultras) sich den Le-

noristen unmöglich gemacht hat, nein, sie haben ihn sogar beigesteckt: in tiefer Kluft im Kerker von Krystall liegt er gefesselt. Lilialide ist untröstlich; sie entflieht dem väterlichen Prunkpalast und sucht den verlorenen Geliebten durch alle Weiten der Geisterwelt. Inzwischen bricht hier die vollkommene Anarchie aus, der ungeheure Geisterzank geht los. Elfe, Silfe, Gnome und Nix gerathen sich in die Haare, Jedes will ein anderes Ding, bis endlich der Herr von Berberitz, ein Nixchen so aristokratisch als genial, auf einen klugen Einfall gerieth. Er veranstaltet nämlich bei dem braven Wirth „Waldmeister" in dem Krug „Zur ewigen Freude" ein Banket für die Geisterchen, wobei der „Maitrank" in Strömen fließt; alsdann benutzt der erlauchte Berberitz den Moment höchster Maitrankekstase um sich selbst in Person der Geisterschar zum Kaiser vorzuschlagen:

Ich bin der Fürst von Berberitz,
Aus altem Stand und Adel,
Mein Urahn war der große Nix,
War ohne Furcht und Tadel.

Wenn jemals ich das Wort ergriff,
War's nur um euretwillen,
Doch jetzt thu' ich den kühnsten Griff,
Der Wünsche Durst zu stillen.

Ich stamm' aus adligem Geschlecht,
Umglänzt von Heldenglorie,
Hab' fünfzig Ahnen schlecht und recht,
Wie's steht in der Historie.

Daß ich ein Nix, bezweifelt kaum
Das thörichtste Gesindel,
Der Wassergeister feuchter Saum
War schon in meiner Windel.

Es reicht tief in die Barbarei
Der Stamm der Barbarratzen,
Im Wappen glänzen stolz und frei
Sechs Schnäbel und zwölf Tatzen.

Aus ratz ward ritz so mit der Zeit,
Und aus Barbar ward Berber,
Auch setzt' ein Ahn voll Würdigkeit
Aufs Wappen einen Sperber.

Ob Barbarratz ob Berberitz,
Gleichviel, was thun hier Namen?
Haha! ihr seht, ich erbte Witz
Aus meiner Väter Samen.

D'rum schlag' ich — leiht mir euer Ohr,
O hört der Liebe Ton nur! —
Mich nicht etwa zum König vor,
Das wäre Reaction nur.

Nein, nein, zum Kaiser wählet mich
Und gebt mir eine Krone,
Mein Bild dafür im feinsten Stich
Versprech' ich euch zum Lohne.

Das Werk wär' somit angebahnt
Auf breitsten Unterlagen,
Ich hoffe nun daß ihr es ahnt
Was ich geruht zu sagen.

Doch daß mich Keiner von euch schilt,
Ich sprách' verblümt, verstohlen,
So bin bereit ich und gewillt
Nochmals zu wiederholen:

Ich bin der Fürst von Berberitz,
Aus altem Stand und Adel,
Mein Urahn war der große Nix,
War ohne Furcht und Tadel.

Berberitz, der Verschmitzte, hat seinen Zweck erreicht, ohne Weiteres proclamiren ihn die aufgeregten Geisterchen zum „Kaiser der Geister!" Hierauf im Ueberschwall des Kaiserenthusiasmus umtanzen sie seine geweihte Person, und stimmen zu seinem Preise folgenden köstlichen Hymnus an:

O Nix in der Grube,
Aus fürstlichem Stand,
Vollblütiger Bube,
Beherrsch' unser Land!
Bringt Blumen und Reiser
Und huldigt ihm für:
Ein Nix ist der Kaiser,
Der Kaiser ist Nix! u. s. w.

Wo aber die Revolution ihre Spitze erreicht hat, da ist die Contrerevolution niemals weit. Diesmal wird sie von den Gnomen gemacht, dem ewig unzufriedenen, murrenden, grollenden Geschlecht. Kurz entschlossen, in wunderbarer Gnomen-Einigkeit, gilt ihr Angriff schnurstracks der Person des Kaisers selbst.

Asphalt holt einen Sack voll Kies,
Sardonix einen Eisenspieß,
Chrom eine Keule von Granit,
Nimmt auch drei Klumpen Feldspath mit,
Indessen Nickel unverweilt
Für sich und And're Sensen feilt u. s. w.

So gerüstet rücken die Contrerevolutionsmänner in den Kampf, versteht sich „mit Gebrüll". Ihre erste That ist daß sie einem Dompfaffen der sich behäbig auf einem Aste wiegt den Hals umdrehen. In dieser Weise geht es fort, bis man den Kaiser selbst in seinem Schloß gefangennimmt, seine Trabanten aber sämmtlich nebst Allem „was nur im geringsten an ihn hängt" ohne Erbarmen niedermetzelt.

Unstreitig ist jetzt der Augenblick da wo abermals eine „Rede" ihre Wirkung thun wird. Unke, der Gnomen allerbärtigster, benutzt diesen Augenblick, und zwei Worte aus seinem bärtigen Munde reichen hin die Geistergesellschaftsverfassung auf den Fleck hinzustellen wo sie künftig ein mal für alle mal stehen soll; diese einfachen aber schlagenden Worte lauten: Kein Gesetz mehr! Keine Arbeit mehr!

Keine Arbeit mehr:

Ihr Silfen, laßt die Wolken laufen,
Sie werden schon von selber traufen;
Ihr Elfen, kümmert euch nicht mehr
Um das unnütze Blumenheer;
Die grünen Büschel, die Wurzelknorren,
Mögen sie wachsen oder verdorren;
Ihr Nixen, überlaßt Ebb' und Flut
Was sie selber für nöthig findet und gut,
Und du, verwandte Gnomenschar,
Du willst das liebe lange Jahr
Mit Steineschichten, Silberhämmern
In dumpfer Erde still verdämmern?
Laß doch die Vulkane, die Metalle,
Die Lavaström' und Quarzkrystalle
Im Wirrwarr durcheinanderstieben,
Hast's lang genug für sie getrieben.
Nur der Genuß gehört euch an u. s. w.

Es ist keine Frage daß nach solcher Ansprache Gnom Unke ohne weiteres zum Präsidenten gewählt wird.

Die rothe Republik ist also nunmehr fertig. Das Ende davon leicht abzusehen. Frei unter dem Wolkenzelt lagern die freien Brüder:

In ihrer Mitte hebt sich stolz,
Des freien Bundes Stütze,
Ein Mohnkopf, auf bekränztem Holz
Die rothe Freiheitsmütze.

Neben dieser rothen Phrygierin stehen Block und Beil; man guillotinirt nach Herzenslust. Unke, der rothe Präsident

im Scharlachrocke, sieht sich aus seiner purpurbequasteten Staatscarrosse jede Execution höchsteigenäugig an. Er nimmt dafür einen donnernden Unke-Hymnus entgegen mit obligaten „Kuwittehus-Huihus". Wenn man so einen Vormittag rottenweise vertilgt und hingerichtet hat, so verfehlt Unke nie im Namen der Freiheit sich zu bedanken.

Das „fünfundvierzigste Rosenblatt" enthält die Resultate der „rothen Republik" in Bezug auf die Welt der Geister, auf die Natur, diese ewige Natur, die durch das liebevolle Schaffen der Geister, jeglicher in seinem Revier, ja ihr herrlich-frohes Bestehen hat, und eben nur dadurch daß Alle unablässig-liebevoll in dem großen Haushalt schaffen und arbeiten so ewig und herrlich ist.

Diese Arbeit der Geister ist eingestellt — das Resultat ist das Chaos.

Wie der Dichter das Chaos schildert, schön und ergreifend, in echter poetischer Begeisterung, Dies dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten:

Ein schrecklich Chaos bricht herein:
Die Elemente hassen sich,
Bekämpfen und fassen sich
Und schlingen die rathlosen Geister ein.
Dumpf lagert sich auf sonn'gem Pfühle
Lautlose Schwüle,
Die Erd' umzittert weit und breit
Unheimlich heiße Bangigkeit;
Dann plötzlich rollen in hastigem Lauf
Wirbelstöße von Süden herauf.
Heulende Winde pfeifen und zischen,
Furchtbar hehr
Wallt auf das Meer,
Die Wellen kochen und gischen.
Der Sturm kommt gewalt'ger brausend geflogen,
Wolkenhoch peitscht er die ächzenden Wogen;
Mit weißen Tatzen und Kämmen
Packen und stemmen
Stauchend sich die zerstäubenden Massen.
Finstergrollend bohrt der Orkan
In tiefste Tiefen sich riesige Gassen,
Schüttelt und schleudert mit knirschenden Zähnen
Die Flut bei den Mähnen,
Bis bodenlos vor seinem Nah'n
Nachtdunkle, schaurige Schlünde gähnen.
Durch die zitternde Luft
Voll Nebelduft
Droh'n die Sterne herniederzufallen;
Doch schwarz und schwärzer ziehen und wallen
Gewölke herauf, die zürnend sich ballen,
D'raus Blitze wie feurige Schlangen sich schwingen,
Und des Donners Geroll
Rasselt, prasselt so grauenvoll
Als wollte der Himmel die Erde verschlingen.

Die Wolken brechen
Als Regengüsse,
Ueberschwemmen die Flächen,
Ueberschwellen die Flüsse.
Hier stürzen Bäume
Aus der Erde gehoben
Ins Flutengeschäume;
Dort mit erderbebender Kraft
Wird der Fels vom Felsen geschoben,
Dehnt sich ein Höllenschlund gellend und klafft.

An dem Hange des Berges schweben
Elfen und Sylfen mit Zagen und Beben,
Ringen die Hände jammernd empor:
„Sind wir elend zu sterben geboren?
Oberon, hör' uns — wir sind verloren,
Tritt aus der Wolke rettend hervor!"
Antwort braust eine klatschende Welle,
Quetscht die Klippe mit wirbelnder Schnelle,
Schleudert zum Abgrund den stöhnenden Chor.

Die Wasser heben sich mächtig und steigen
Unter schaukelndem Wallen und Neigen;
Die Vögel kreischen in banger Flucht;
Es schreit aus der flutenspeienden Schlucht
Der Hirsch den letzten verendenden Laut.
Auf den Fluten schwimmt Schilf und Farrenkraut,
Und darauf reiten schwankend in bängsten Todesängsten
Gnomen und raufen verzweifelt das Haar:
„Verflucht, verflucht, wer uns gebar,
Verflucht, wer uns in Schmach gebracht,
Ins Nichts zurückstieß unsere Macht —
Fluch Oberon der uns verlassen —
Kein Berg, kein Baum — die Höhlen unterwühlt —
Die Welle kommt, sie schnappt, sie spült —
O nur ein Zweiglein zum Erfassen" —

Umsonst! umsonst! — die Woge rollt heran,
Und was da lebt begräbt der Ocean.

Das völlige Erstarren der Natur, den Hereinbruch des leibhaftigen Grausens und Entsetzens schildert in überaus trefflicher Weise das „sechsundvierzigste Rosenblatt". In diesem Chaos der Natur sind die Existenzen der Geister die jene erhalten sollen natürlich selbst vernichtet. Wie sie sich auch sträuben, sie müssen zerschellen. Statt ihrer speien der Erde geöffnete Schlünde widrige Gäste aus:

Irdisch Verdammter ruchlose Reste,
Der Vampyre gräuliche Schar.
Fluch der Zwietracht, nun stellst du dich dar!

Es ist des „Todes Leibcompanei" was hier „auf der Dünste giftigem Wind" zum Tageslicht (wenn das noch ein Tag ist) gefördert wird. Mit Einem Wort: es ist aus mit der Natur!

Im Angesicht dieses Weltuntergangs finden sich endlich Hiacint und Lilialide,

Hiacint und Lilialide,
Lilialid' und Hiacint.

Von einem Felsenriff herab der schon wankt erblickt der Dichter die Geliebte, die in der Chaos-Meerflut daherschwimmt, schon sinkend und ersterbend. Da stürzt er ohne Bedenken in der Brandung Getose, und rettet den süßen Leib auf den schon erderbebenden Felsen. Jetzt aber brechen der wankenden Erde Feuerflammen hervor. Ringsum dräuen Tod und Verderben, es gilt keine Wahl mehr: in diesen feurigen Tod stürzt sich der Elfendichter mit seinem Lieb das er selig umschlungen hält.

Wie es nun ferner geschieht: daß Oberon selbst, der ja nur reines ätherisches Lieben ist, die Liebenden aus dem Flammengrab rettet, wie er durch solche Liebe bezwungen dem Chaos gebietet und aufs neue in frisch ergrünender Liebe die Welt erstehen heißt; wie nun im Nu des göttlichen Winks die Wetter sich alle zerstreuen, die Elemente sich besänftigen, Mond und Sonne wieder leuchten, der versöhnende Regenbogen sich wölbt, Blumen und Grün wiederauferstehen, den Geistern ihre Unsterblichkeit zurückgegeben und verziehen wird durch Oberon, der nur die Liebe ist: — Dies und den Schluß des Gedichts möge der Leser selbst auf dessen letzten „Rosenblättern" nachlesen.

Es war das „Märchen von der Geister Haß und Liebe"; aber die letztere hat sich auch hier gezeigt: als das Allesbezwingende.
40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 102. — 29. April 1850.

## Geschichte des Alterthums von Alexander Flegler.

(Fortsetzung aus Nr. 101.)

Die kurze Skizze der dem Lykurgos zugeschriebenen Verfassung Spartas (S. 73 fg.) erinnert in vielfacher Beziehung an die Verfassung der schweizerischen kleinen Cantone. Die bei der Brücke von Babyka gehaltene Ekklesia der Spartiaten hatte wesentlich die gleiche Bedeutung wie die Landesgemeinden in der Schweiz. Gleich diesen hatte die Ekklesia die Beamten zu wählen, sowie die Vorschläge zu neuen Gesetzen im Ganzen durch lauten Zuruf entweder zu bestätigen oder zu verwerfen. Die Gerusie oder der Rath der Alten, in dem abwechselnd die beiden Könige den Vorsitz führten, wie in den meisten Schweizercantonen die beiden Bürgermeister oder Landammann und Statthalter, maßte sich erst später und in einzelnen Fällen das Recht der Auflösung der Landesgemeinde an. In weiterer Folge wurde sodann das Ansehen des Raths der Alten durch das der fünf Ephoren gänzlich überflügelt. Die Verfassung Spartas blieb also nur dem Scheine nach Demokratie; sie wurde in der Wirklichkeit mehr und mehr zur Aristokratie oder zur Oligarchie. Eine ähnliche Ausartung zur Oligarchie ließ sich in den sogenannten reinen oder absoluten Demokratien der Schweiz bemerken, wo sich nach und nach alle Macht, theils gesetzlich, theils thatsächlich, in den Händen einiger wenigen bevorzugten Geschlechter vereinigte.

Wie in Sparta der Verlauf der Entwickelung zur Aristokratie und Oligarchie hinführte, so führte er in Athen von der Aristokratie zur Demokratie, und endlich zur Ochlokratie und zur Herrschaft einzelner Demagogen (S. 77—90). Nach Abschaffung der durch die Macht und die Vorrechte der Eupatriden oder der vornehmen Geschlechter von Anfang an vielfach beschränkten königlichen Würde begann die Herrschaft dieser Eupatriden, aber zugleich eine wachsende Opposition gegen sie von Seite der demokratischen Partei. Das zunehmende Uebergewicht dieser letztern fand seinen ersten Ausdruck in der Solon'schen Verfassung. Auch Solon wie Lykurgos legte die volle Majestät der höchsten Staatsgewalt in die große Volksversammlung aller vollfreien Bürger; er verwirklichte also, wie wir Dies in der modernen Ausdrucksweise bezeichnen würden, den Grundsatz der Volkssouverainetät. In der Volksversammlung hatten selbst die Theten Stimmrecht, die steuerfreie vierte oder unterste Classe der Bürger, welche von ihrem liegenden Eigenthume weniger als 150 Medimnen oder Metreten trockener oder flüssiger Erzeugnisse an reinen Einkünften bezogen. Auch die regelmäßig auf dem großen Platze der Pnyx zusammentretende Ekklesia der Athenienser bestätigte oder verwarf alle neuen Gesetze, beschloß über Krieg oder Frieden und Bündnisse, erwählte die Obrigkeiten und Gesandtschaften, ertheilte das Bürgerrecht an Fremde, entschied über Auflagen und Steuern, nahm die Rechnungen ab, und bildete aus ihrer Mitte die allgemeinen Volksgerichte. Eine genaue Geschäftsordnung regelte den Gang der Verhandlungen. Sie faßte gewöhnlich ihre Beschlüsse durch die Cheirotonie oder das Handmehr, und nur über persönliche Verhältnisse fand geheime Abstimmung statt.

Hiernach war die volle gesetzgebende Gewalt, das Ernennungsrecht der Beamten und ein Theil der oberaufsehenden Gewalt in die Hand des Volks gelegt. Die Classeneintheilung des Volks nach dem Vermögen oder reinen Einkommen, wonach insbesondere die größere oder geringere Last des Kriegsdienstes bemessen wurde, war dagegen in politischer Beziehung hauptsächlich nur für die eigentliche Verwaltung von Bedeutung. Namentlich mußten die neun Archonten, folglich auch der nur aus abgehenden Archonten gebildete Areopag, aus der Zahl der Pentakosiomedimnen genommen werden, also aus der ersten Classe Derjenigen die wenigstens 500 Medimnen oder Metreten reines Einkommen hatten. Aus den drei ersten Classen — außer den Pentakosiomedimnen diejenigen mit 300—500 und mit 150—300 Einkommen — wurde überdies der Rath der Vierhundert, mit dem Recht der Vorberathung und Antragstellung, durch das Loos gebildet. Später wurden auf den Antrag des Aristides auch die Theten zu allen Staatsämtern ohne Ausnahme zugelassen; und endlich wurde auf Betrieb des Perikles der Antrag des Ephialtes durchgesetzt, welcher die Gewalt des Areopagos vollständig brach, indem er den wichtigsten Theil seiner Befugnisse

der Volksversammlung übertrug. Damit waren die letzten Bollwerke der alten Aristokratie vernichtet. Allein schon durch Solon war der größern Bevorzugung der drei ersten Vermögensclassen eine größere Belastung derselben gegenübergestellt, da sie ausschließlich die Reiterei und das schwerbewaffnete Fußvolk zu stellen hatten, also zu einer viel kostspieligern Ausrüstung verpflichtet waren. Hauptsächlich aber ist zu beachten daß Solon die Reform der athenienſischen Verfassung damit einleitete daß er den auf den ärmern und verschuldeten Classen lastenden Druck erleichterte, und den im Gemeinwesen schon schroff hervortretenden Gegensatz zwischen Armen und Reichen wesentlich zu mildern und auszugleichen suchte. Er setzte nämlich den Zinsfuß herab; vermehrte die Summe des baaren Geldes durch höhere Werthung der Münzen, wobei die Schuldbriefe selbst unverändert blieben; befreite die Schuldner von der Verpflichtung zur Knechtschaft im Falle von Zahlungsunfähigkeit, und setzte die hierdurch Beschädigten in ihren vorigen Zustand ein.

Dies waren die wesentlichen Bestimmungen der sogenannten Seisachtheia oder Lastenabschüttelung, einer vorbereitenden Maßregel für die Verfassungsreform, wodurch diese selbst, namentlich die Eintheilung des Volks nach Vermögensclassen, erst möglich gemacht wurde, indem man durch Erleichterung der Volkslasten die große Mehrheit der Bürger für die weiter beabsichtigten Veränderungen schon im voraus gewonnen hatte. Die Politik welche die Verfassungsreform in Athen leitete war also eine ganz andere, ja eine ganz entgegengesetzte von der modernen Staatsweisheit, die sich neuerdings darin versucht hat dem Volke das wichtigste staatsbürgerliche Recht der Wahlfähigkeit nach gewissen Unterschieden des Vermögens und Steuercensus zuzumessen. Am deutlichsten ergibt sich aber bei Betrachtung des berliner Wahlgesetzes für die Wahlen zum preußischen Landtage und zum erfurter Reichstage daß die Urheber desselben keine Solone gewesen sind. In ihrer tiefern Wurzel ist die ganze Revolution der Neuzeit eine ökonomische, welche das Elend der ärmern Classen und ihren wachsenden Haß gegen die Reichen und Vornehmen zur hauptsächlichsten Triebfeder hat. Statt nun diesen Gegensatz einigermaßen zu mildern, indem man der ökonomischen Ungleichheit die staatsbürgerliche Gleichheit ohne Rücksicht auf die Unterschiede des Vermögens zurseitestellte, hat man sich in hundertfache Gefahren gestürzt, da man der angeblichen Gefahr des allgemeinen Stimmrechts entgehen wollte. Jede Betheiligung oder jede Nichtbetheiligung an den vom berliner Wahlgesetze vorgeschriebenen Wahlacten hat jetzt die nothwendige Bedeutung einer Musterung über die beiden feindlichen Heereslager der Reichen auf der einen Seite, sowie der Armen oder Minderbemittelten auf der andern Seite. Sie hat also zugleich die nothwendige Folge daß die Letztern ihre Ueberzahl und ihre Uebermacht im Staate immer deutlicher erkennen lernen, und daß unvermeidlich die Opposition der Armen gegen die Reichen immer schärfer und schneidender hervortreten muß. Und solche Wahlgesetze wurden in einer Zeit improvisirt und octroyirt, da man die auf die Masse des Volks drückenden Lasten nicht erleichtert hat, sondern vielmehr in der Lage war sie beträchtlich erhöhen zu müssen. Gewiß, die eifrigsten und hitzigsten Anhänger der socialen Demokratie hätten in ihrem Interesse nichts Zweckmäßigeres ersinnen können als es an ihrer Stelle die Erfinder jener octroyirten Wahlgesetze gethan haben.

Von großer politischer Bedeutung ist eine kurze Bemerkung des Verf. (S. 132) in der Geschichte der ersten Zeiten der römischen Republik. Indem er von der Berufung und der Aufgabe der Decemvirn spricht, hebt er hervor daß dieselben, nach einem auch in Griechenland bei Einsetzung von Verfassungsräthen beobachteten Gebrauche, mit dictatorischer Gewalt bekleidet waren. In der That ist es sehr einfach und natürlich daß jede Versammlung die eine neue Verfassung geben soll mit der Macht ausgerüstet sein oder sich selbst die Macht verschaffen muß, um die von ihr gegebene Verfassung wirklich durchsetzen zu können. Dies war auch stets der Fall wo in Wahrheit durchgreifende Veränderungen die einen neuen Abschnitt in der Geschichte eines Volks bildeten zustandegekommen sind. Bei der Gründung der nordamerikanischen Constitution von 1787 war es das Volk der Vereinigten Staaten selbst das sich seine Verfassung gab und geben konnte, weil im Volke das zugleich das Heer war alle Macht sich vereinigt hatte. Ebenso ist es bei allen Verfassungsrevisionen in der Schweiz. Denn möge der Vorschlag zur Veränderung der Constitution von einem besondern Verfassungsrathe oder vom gewöhnlichen Großen Rathe ausgehen, das souveraine Volk, dem das Recht der Genehmigung oder Verwerfung der vorgeschlagenen Aenderungen zusteht, hat die Macht seinen Willen geltendzumachen, da ihm keine Regierung gegenübersteht die sich auf eine besondere und nur ihr blindlings gehorchende Militairgewalt zu stützen vermöchte. Nur die sogenannte Verfassunggebende Reichsversammlung in Frankfurt hatte die in der Weltgeschichte wol einzig dastehende Naivetät sich das souveraine Recht der Verfassungsgebung zuzuschreiben, und gleichwol alle Macht, alle Militair- und alle Finanzmacht in den Händen derselben Regierungen zu lassen deren Gewalt durch die neue Reichsverfassung beschränkt werden sollte. So geschah es und so mußte es geschehen daß die Herstellung eines einigen und freien Deutschlands von Frankfurt aus nicht zustandekam, und daß alle Wehen der dorthin berufenen Titulargesetzgeber nur mit einer Fehlgeburt endigen konnten, die zum Spotte der andern Nationen ausschlug.

In dem Rechte der römischen Volkstribunen, die Beschlüsse des Senats durch einfaches Verbieten zu vernichten, findet der Verf. (S. 131) den Keim des Veto wie dasselbe unter mancherlei Formen bis zu den freien Verfassungen der Schweiz und Nordamerikas durchgedrungen ist. In der That ist das Veto der Tribunen, gleich dem des Präsidenten der Vereinigten Staaten,

das von einem Repräsentanten des Volks eingelegte Verbot, da auch dieser Präsident seine Berufung der Volkswahl, wenngleich nur der mittelbaren Wahl, zu verdanken hat. Da jedoch in Rom die Tribunen das Volk gegen die verletzenden Beschlüsse des Senats, als einer aristokratischen Körperschaft, zu schützen hatten, so mußte ihr Veto ein absolutes sein; während es in Nordamerika nur eine sehr beschränkte aufschiebende Kraft haben darf, weil es gegen die Beschlüsse des Congresses gerichtet ist, der ja gleichfalls sein Dasein der theils unmittelbaren, theils mittelbaren Berufung durch die Nation verdankt. Eine ausgedehntere Bedeutung hat dagegen das Volksveto in mehren Cantonen der Schweiz, indem hier dasselbe Recht des Verbots das in Rom nur von einzelnen Tribunen ausgeübt werden konnte unmittelbar von der Mehrheit der Staatsbürger selbst ausgeübt wird. Dies geschieht bekanntlich in der Art daß die Gesetzesvorschläge der Repräsentanten des Volks erst dann Gesetzeskraft erlangen, wenn sich nicht binnen einer bestimmten Frist eine Majorität im Volke dagegen erklärt hat. In diesem Sinne ist das Volksveto ein ebenso wahrhaft demokratisches als conservatives Institut. Die Staatsbürger schützen sich damit gegen übereilte Neuerungen ihrer eigenen Repräsentanten, weil diese doch selbst nur ein kleiner Bruchtheil des Volks sind, und sehr leicht Beschlüsse fassen können die mit den Interessen der Mehrheit, mit ihrem wirklichen und wahren Willen im Widerspruche stehen. Denn bei noch so freien Wahlgesetzen ist nicht in Abrede zu stellen daß die Beschlüsse der Volksvertreter höchstens nur die Präsumtion für sich haben der wahrhafte Ausdruck des Volkswillens zu sein; daß aber zum Beweise der Richtigkeit dieser Vermuthung im einzelnen Falle immer noch eine besondere Probe erfoderlich ist, welche durch die Nichteinlegung des Veto abgelegt wird. Man mag darüber streiten ob das Volksveto wie es in der Schweiz besteht und seit geraumer Zeit sich bewährt hat auch auf größere Staaten anwendbar und selbst bei geringern Stufen der politischen Massenbildung zweckmäßig sei; aber man wird zugeben müssen daß es jedenfalls ein sehr wesentliches Institut für die Verwirklichung des so oft nur in leerer Allgemeinheit aufgefaßten Princips der Volkssouverainetät ist.

Ueberall zeigt der Verf. am geeigneten Orte daß stets die Heerverfassung der Staatsverfassung entspricht, und daß stets vom Charakter der einen auf den der andern geschlossen werden kann. So war die politische Gliederung der Spartiaten sehr scharf auch in derjenigen ihres Heers ausgeprägt, welches feste Ordnung mit gefügiger Lenksamkeit vereinigte, und befähigt war auf den Wink des Königs, als Oberfeldherrn, jede Kriegsbewegung mit Kraft und Nachdruck auszuführen. Die Stärke beruhte auf dem schwerbewaffneten Fußvolke, mit ehernen Panzern, großen Schildern, langen Speeren und kurzen Schwertern, das in Enomotien von etwa 30 Mann, in Pentakostien, Lochen und Moren getheilt war. Jeder Mora, deren es sechs im Ganzen gab, stand ein Polemarchos vor. Dieser Kern des Heers bestand aus vollfreien Spartiaten, die alle untergeordneten Geschäfte der Landwirthschaft den dienstbaren Heloten überwiesen, um sich ausschließlich mit den Angelegenheiten des Gemeinwesens und mit kriegerischen Uebungen zu befassen. Die Periöken oder Lacedämonier im engern Sinne, die an den Staat einen jährlichen Grundzins für die erbliche Nutznießung der von ihnen selbstgebauten Güter entrichteten, aber von der bürgerlichen Gemeinschaft der Spartiaten völlig ausgeschlossen blieben, bildeten eine ähnlich abgetheilte Schar. Die weniger bedeutende Reiterei deckte blos die Flügel. Endlich bediente man sich der Masse der Heloten unter Umständen als einer Art leichtbewaffneten Landsturms.

Wie in Sparta aus Spartiaten, Periöken und Heloten, so bildete sich das Heer der Athener nach den verschiedenen Vermögensclassen. Aus der ersten Classe der Pentakosiomedimnen wurden allein die Feldherren genommen. Diese und die zweite Classe gaben auch vorzugsweise die Reiterei, während die dritte das schwerbewaffnete Fußvolk stellte. Endlich zogen die Theten nur als unregelmäßige oder leichtbewaffnete Fußgänger oder auch als Seesoldaten in den Krieg. Was nun die griechische Marine betrifft, so hatte außer Athen in späterer Zeit auch Sparta eine nicht unbedeutende, aus den Beisteuern der unterworfenen Staaten unterhaltene Seemacht, die aber mit bürgerlicher Handelsthätigkeit nicht zusammenhing, sondern nur als Kriegsflotte den Zwecken der Gewalthaber diente. Anders und weit zweckmäßiger waren in dieser Beziehung die Einrichtungen in Athen. Sie knüpften sich an die ursprüngliche Eintheilung des Volks in vier Stammgenossenschaften oder Phylen, von denen jede in drei Fratrien oder Brüderschaften zerfiel. Jede dieser zwölf Fratrien hatte vier Naukrarien oder Schiffsgesellschaften, von denen jede ein Schiff zum Dienste des Staats zu stellen hatte, der hiernach über 48 große Schiffe verfügen konnte. Der Naukraros oder Schiffsherr gab entweder für sich allein oder in Verbindung mit Andern die Ausrüstung des Schiffs; die Naukrarie lieferte die Bemannung. Mit der Umwandelung der Verfassung unter Kleisthenes erloschen die 12 Fratrien, und bei der neuen Eintheilung des Volks in 10 Phylen hatte jede dieser letztern fünf Naukrarien, für welche die frühere Verpflichtung blieb, sodaß der Staat, ungerechnet die kleinern Boote, 50 große Kriegsschiffe erhielt. Die Ausrüstung übernahm, jedoch in genauer Verbindung mit dem Schiffsherrn, der Staat; die Bemannung stellte wie früher die Naukrarie. Der Oberbefehl über die fünf Schiffe einer Phyle wechselte der Reihe nach unter den einzelnen Trierarchen jeder Naukrarie. Die Zahl der 50 Kriegsschiffe wurde durch Themistokles mit einem Schlage auf 200 gebracht, sodaß nun jede Naukrarie deren vier, jede Phyle deren 20 bemannte. Der Trierarch besorgte zwar noch die Ausrüstung seines Schiffs, aber der Staat zahlte ihm ein attisches Talent oder 2475 Gulden Reichswährung als Zuschuß. Zugleich wurde die jährliche Erbauung von 20 neuen Schif-

sen angeordnet. Fassen wir den Geist dieser Einrichtungen ins Auge, so erkennen wir darin eine Anwendung des Instituts der Volkswehr auch auf die Kriegsmarine, indem die dem Staat für die Zeit des Kriegs zur Verfügung gestellten Schiffe zur Zeit des Friedens den friedlichen Zwecken des Verkehrs dienten. Vielleicht hätte man bei dem ersten und nicht sehr glücklich ausgefallenen Versuche zur Gründung einer deutschen Kriegsflotte aus der Bildungsgeschichte des athenienfischen Seewesens einige belehrende Winke schöpfen können. Wenigstens ist gewiß daß in neuester Zeit durch die Erfindung der Dampfschiffe die Bedeutung der großen Kriegsschiffe vermindert, und daß es möglich geworden ist die als Packetboote und zu andern Geschäften des friedlichen Verkehrs bestimmten Dampfschiffe so einzurichten um sie eintretendenfalls auch zum Kriegsdienste gebrauchen zu können.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Der Krieg um den Wald. Eine Historie von Moritz Hartmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. 8. 2 Thlr.**

Der deutsche Roman der Gegenwart unterscheidet sich wesentlich sowol von dem englischen als von dem französischen. Der englische Roman hat zum Hintergrunde Nationalität und Politik; der französische Roman ist halb social und halb romantisch; vom deutschen Roman verlangt man einen reichgegliederten Organismus der Begebenheiten, eine Mannichfaltigkeit von Charakteren, Neuheit der Situationen, Schönheit der Sprache und Reichthum an Gedanken. Moritz Hartmann hat sein Buch eine Historie genannt und sich die Aufgabe gestellt einen nicht zu weiten Kreis von Begebenheiten und Personen ins Einzelnste auszuzeichnen und auszumalen. Manchmal fiel mir über dem Lesen die Manier von Denner ein. Der Verf. bringt für diese Manier die nothwendigen Erfodernisse mit, nämlich die vollste Concentrationskraft, die ausdauerndste Ruhe, das Verschmähen jeden Effects. Das Ganze ist ruhig, ebenmäßig durchgeführt. Die Geschichte fällt in die ersten Regierungsjahre der Kaiserin Maria Theresia und spielt in Böhmen, welches damals abwechselnd in Besitz genommen und gebrandschatzt von Preußen, Baiern und Franzosen, doch von den Kaiserlichen immer wiedererobert wurde. Das starre Wesen der Bauern, welche stets nur das Gewordene, das Geschehene, das Fertige, das Vergangene beurtheilen, sich aber selten dazu erheben von einer Thatsache auf die andere zu schließen, dies Wesen hat Hartmann gut geschildert. Die Tendenz seines Buchs spricht der Verf. in den Schlußworten ungefähr so aus: Zur Zeit der Maria Theresia und des Kaisers Joseph war die Zeit der Bauern noch nicht gekommen; sie ist heute noch nicht da — wann wird sie kommen? 17.

---

## Aus dem Archive des pariser Stadthauses.

Das Stadthaus mit seinen Hallen, seinen weiten Versammlungssälen, seinen Empfangszimmern und seiner durch Säulen und Statuen ausgeschmückten Façade ist der Stolz der Pariser; Rom trotz seines Capitols und Amsterdam trotz seines Stadthauses von weißem Marmor beneidet sie darum. Nur einen einzigen Mangel hat es: es fehlt ihm an einem Platze dessen Regelmäßigkeit den abscheulichen Straßenwinkel verschwinden machte an dem Berthier und Foulon aufgehängt wurden, und dann — in der Mitte dieses Platzes zwischen Sträuchern und dichtem Rasen eine plätschernde Fontaine. Seit Jahrhunderten ist auf ihm soviel Blut geflossen daß man den Boden und die Erinnerung nicht genug reinwaschen kann.

Das Stadthaus hat manchen Sturm aushalten müssen; mehr als ein Andenken bewahrt es davon. Auf dem linken Flügel des weitläufigen Gebäudes in der dritten Etage befinden sich die Archive. Vor der Februarrevolution hat ein unterrichteter Mann, ehemaliger Zögling der Polytechnischen Schule, Lesecq, diese Papiere vollkommen in Ordnung gebracht, und Dies lohnte wol der Mühe. Seit den Zeiten der Ligue und der Fronde war das Stadthaus bei jeder Revolution das Ziel und der Sitz der Empörung. Am 20. Juni 1792 bemächtigte man sich desselben statt der Tuilerien. Von diesem Tage an gingen die Hoffnungen über eine bloße Ueberrumpelung des Schlosses weit hinaus.

Die Berathungen der aufrührischen Commune von Paris gehören zu den seltsamsten Denkmalen aus jener Zeit. Man findet sie alle in den Registern verzeichnet; einige Citate mögen einen Begriff von ihnen geben:

„Der Wohlfahrtsausschuß in Gemäßheit des Decrets vom 27. Germial, die allgemeinen Polizeimaßregeln der Republik betreffend, fodert die Bürgerin Barbara Condé, einzige Tochter des verabschiedeten Offiziers Louis Nikolaus Condé und der Barbara Gaillard, auf sich zur täglichen Arbeit, die ihre Aeltern ernährt, verwenden zu lassen und so ein Beispiel kindlicher Liebe zu geben, und stellt die Bedingung: daß die Condé einen der Republik verhaßten Namen aufgebe und sich unter einem andern einschreiben lasse.“ (Reg. 22, S. 14096.)

Ferner:

„Sitzung vom 15. Frimaire im J. II.

Der Rath ernennt eine Commission um einem Feste beizuwohnen das in der Gemeinde von St.-Cloud zu Ehren der Vernunft gefeiert werden soll, und man bemerkt bei dieser Ceremonie mit Vergnügen einen Wagen der von sechs Figuren gezogen wird, welche die sechs uns bekriegenden Könige vorstellen. In dem Wagen aber thront die sterngekrönte Sittlichkeit. Mit der einen Hand hält sie einen Zügel an dem sie Capet, mit der andern einen an dem sie den Papst führt. Der Rath gibt diesen glücklichen Anordnungen seinen vollen Beifall zu erkennen.“ (Reg. 22, S. 13475.)

Ferner:

„Sitzung vom 30. Sept. 1793.

Der Procurator der Gemeinde ergreift das Wort; er theilt dem Rathe einen Brief Palissot's mit, dem er ein von ihm verlangtes Certificat der Bürgertugend verweigert hatte. Palissot entschuldigt sich in diesem Briefe wegen der Streitschrift die er gegen Jean Jacques herausgegeben hatte. Er war als er das Lustspiel «Die Philosophen» schrieb erst 24 Jahre, jetzt ist er 80; er hat jenen jugendlichen Irrthum gesühnt und in mehren Schriften einen förmlichen Widerruf seiner Gesinnungen gegen den Verf. des «Emil» niedergelegt. Uebrigens ist Palissot ohne Vermögen; wenn Rousseau selbst noch lebte, würde er zu edelmüthig sein um zu dulden daß man ihm Menschenopfer bringe.

Der Rath, von diesem letztern Gedanken tief erschüttert, gewährt Palissot ein Certificat der Bürgertugend.“ (Reg. 21, S. 12961.)

Endlich:

„Die Bürger von Angers schicken die Beschreibung des Festes das sie zu Ehren der Vernunft gefeiert haben. Sie sagen es sei an dem Festtage herrliches Wetter gewesen, und das Fest selbst sei durch Bestrafung mehrer Rebellen, und unter Andern eines sechs Fuß hohen Engländers, der einen Kopf zu lang war, verschönert worden. Der Rath erklärt sich über diese Einzelheiten beifällig, beschließt ein Protokoll darüber aufzunehmen und sie zu veröffentlichen.“ (Reg. 23, S. 13601.)

6.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 103. —— 30. April 1850.

## Geschichte des Alterthums von Alexander Flegler.

(Beschluß aus Nr. 102.)

Noch während des Peloponnesischen Kriegs trat der allmälige Verfall des griechischen Heerwesens immer mehr hervor. Die Athenienser fingen an ihre Schiffe mit angeworbenen fremden Matrosen zu bemannen, welche leicht der Bestechung durch die Feinde zugänglich wurden; und ganze Scharen von Hellenen fingen an bei fremden Königen in Sold zu treten. Nachdem so die frühere volksthümliche Wehrverfassung im Söldnerwesen untergegangen war, mußte Griechenland um so gewisser dem auf volksthümlicher Basis organisirten Heere der Macedonier unterliegen, dem Andrange der sechszehngliederigen Phalanx, sowie der Reiterschar des Agema, die mit dem aus dem Adel des Landes genommenen Fußvolke eine Art königlicher Garde bildete.

Einen ähnlichen Gang der Entwickelung nahm das römische Heerwesen. Von der frühern schwerbehülflichen Aufstellung und der Legion und ihrer unzulänglichen Bewaffnung ging Camillus im Kriege mit den Galliern zu einer zweckmäßigern Rüstung über, sowie zu einer größern Ausdehnung der Fronte und der schachbretförmigen Aufstellung der nach den verschiedenen Waffengattungen in Manipeln getheilten Legion. Durch die Bildung einer Reserve und — wahrscheinlich schon in den ersten Zeiten der Samniterkriege, wo die Stärke jeder Legion nahe 5000 Mann betrug — durch die Umschaffung der Manipeln in Ordnungen von gemischten Waffengattungen wurde sehr bald die griechische und macedonische Eintheilung und Schlachtordnung des Heers weit überholt. In der Regel war einer der Consuln der Feldherr des Heers, dem aber für jede Legion vier oder mehr in den Tribusversammlungen gewählte Kriegstribunen gewissermaßen als die Wächter der bürgerlichen Interessen des Heers beigegeben waren. Sie hatten die Aufsicht über die militairische Zucht, hielten das Kriegsgericht, besorgten die Lebensmittel, das Krankenwesen u. s. w. Der Consul dagegen bestellte von sich aus die Legaten, als Anführer größerer und kleinerer Detachements. Er ernannte auch, jedoch wahrscheinlich unter Mitwirkung der Tribunen, die sämmtlichen Centurionen oder Hauptleute, während diese ihre Gehülfen oder Lieutenants, die sogenannten Uragen, wählten, ebenso die Fähndriche und endlich die Unteroffiziere, die Decane und Decurionen. Alle diese Kriegsstellen galten indessen nur für die Dauer eines Feldzugs, und nur auf solange empfing der mit dem Paludamentum oder Purpurmantel bekleidete Consul den Eid. So war für die zweckmäßigste einheitliche Leitung, für die vollständigste Gliederung, Unterordnung und Mannszucht gesorgt, während gleichwol bei der strengsten Subordination das Recht des Bürgers auch im Krieger anerkannt und gewahrt wurde. Dagegen verirrten sich die freien Römer zu keiner Zeit bis zu dem unpraktischen System der völlig freien Wahl der militairischen Führer durch die Masse des Heers, also zu Einrichtungen wie sie in der neuesten Zeit von demokratischen Ideologen in Baden und in der Pfalz mit unausbleiblich schlechtem Erfolge versucht worden sind. So wenig wie die Römer kennen die Schweizer bei ihrer Volkswehr dieses unpraktische System der Wahl der militairischen Führer durch die Wehrmänner selbst. Die vom römischen Volke in den Tribus gewählten Kriegstribunen hatten nur bei einem Theile der Offizierswahlen mitzuwirken; und auf ein genau begrenztes und gesetzlich bestimmtes Recht der Mitwirkung bei den Wahlen der Führer dürfen sich auch nur die Befugnisse der Mannschaft in jedem Volksheere ausdehnen, wenn nicht von vornherein eine strenge Subordination, ein geordnetes und energisches militairisches Zusammenwirken unmöglich gemacht werden sollen.

Ularius wurde der Schöpfer der sogenannten Cohortenstellung, indem er je ein Manipel der verschieden bewaffneten Hastaten, Principes und Triarier zu einem einzigen und drei solcher Manipeln zu einer Cohorte vereinigte, der eine verhältnißmäßige Anzahl Leichtbewaffneter beigegeben wurde. Die verschiedenen Waffengattungen waren nun auf die drei Schlachtordnungen vertheilt; und in jeder einzelnen Cohorte wiederholte sich das Bild der ganzen Legion. Endlich wurden durch Julius Cäsar die taktischen Einrichtungen des römischen Heerwesens auf die höchste Spitze ihrer Vollkommenheit gebracht. Allein von der Imperatorenherrschaft an und mit dem Aufkommen eines stehenden Heers begann der Verfall. Schon unter Augustus bildeten die in die

Provinzen vertheilten Legionen eine stehende Truppenmasse, während besondere städtische Cohorten die Hauptstadt beschirmten, und eine auserwählte Leibwache die Person des Imperators umgab. Mehr und mehr wurde sodann das frühere volksthümliche Heerwesen durch das Söldnerwesen verdrängt. Zur Zeit Konstantin's bildeten Freiwillige oder nach Willkür gepreßte oder ausgehobene Männer aller Sprachen, Provinzen und Nationen die Bestandtheile des Heers. Aber auch in der Kriegsführung selbst wurde die frühere Kriegskunst durch die zumal in das Heerwesen eindringende Barbarei verdrängt. Zwar zählte die Armee über 300,000 Mann, aber die viel schwächer gewordenen, auf 12—1500 Mann herabgesunkenen Legionen bildeten nur noch rohere Massen, indem die gliedervolle Beweglichkeit der Cohortenstellung verschwand, und selbst das Institut der Reserven in Vergessenheit gerieth. Man vernahm Nichts mehr von den frühern leicht veränderlichen Feldlagern und kunstvollen Verschanzungslinien; die Berennung und Belagerung der Städte wurde schwerfällig betrieben, und in der Feldschlacht verwandelte sich der Fernkampf bald in allgemeines und wildes Handgemenge.

Wahrscheinlich im Kriege gegen die etruskischen Städte, zumal gegen Veji (395 v. Chr.), wurde dem römischen Heere zum ersten male ein regelmäßiger Sold während des Kriegsdienstes bezahlt. Später und zunächst in besonderm Maße durch Sulla und Pompejus kam die Sitte oder Unsitte der Beschenkung des Heers mit den Schätzen der geplünderten und eroberten Länder durch die Feldherren in Uebung, sowie die Vertheilung von Ländereien an die siegreich heimkehrenden Soldaten. Dies steigerte die Habgier der Letztern und machte sie mehr und mehr bald zu willfährigen Werkzeugen in der Hand ihrer Feldherren, bald zu meuterisch aufgeregten Haufen. Dennoch liegt auch in diesen Momenten der römischen Kriegsgeschichte ein sehr zu beherzigender Wink für die Gegenwart. Es ist nämlich klar daß sich im Kriegsfalle die Staaten mit Volkswehr ein großes Uebergewicht über diejenigen Staaten verschaffen können die zur Erhaltung von stehenden Heeren schon im Frieden ihre finanziellen Mittel erschöpfen mußten, wenn die erstern ihrem Volksheere während des Kriegs einen hohen regelmäßigen Sold bewilligen und ihm zugleich die Aussicht auf Gratificationen nach errungenem Siege geben. Kann es doch nicht fehlen daß dadurch den kärglich besoldeten Soldaten der stehenden Heere ihre eigene klägliche Lage vor Augen gerückt, daß die bei ihnen einreißende Unzufriedenheit ihren Muth und Eifer schwächen und vielleicht bald auch ihre Reihen lichten wird. Die angedeuteten Maßregeln haben noch weitere Vortheile, die jedoch hier nicht ausgeführt werden können.

Des Verf. Darstellung der socialen Verhältnisse des Alterthums kann nur kurz berührt werden. Die Kasteneintheilung der altorientalischen Völker und Altägyptens führt er vielleicht allzu ausschließlich auf die Verschiedenheit der Stämme und auf die Unterwerfung des einen Stammes durch den andern zurück. Mußte doch überall eine Periode des Volkslebens eintreten wo die Hauptzweige der bürgerlichen Thätigkeit sich voneinander abgliederten, und wo zugleich bei dem Mangel einer freien Berufsbildung für die Einzelnen die einmal erworbenen Berufsfertigkeiten nur durch mündliche Mittheilung von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wurden. Es ist aber sehr erklärlich, wenn diese factische Erblichkeit des Berufs auch zu einer gesetzlich erblichen wurde, und wenn dadurch der Eintheilung in bestimmte und strenggeschiedene Kasten die Bahn gebrochen werden mußte.

An eine sehr gelungene Charakteristik der Israeliten knüpft sich die Darstellung des eigenthümlichen Socialismus der Juden, wonach die einzelnen Grundbesitzer nur als zeitweilige Nutznießer betrachtet wurden, im siebenten oder Sabbathjahre das Land brach lag und alle hebräischen Knechte frei wurden; im funfzigsten oder Jubeljahre aber alle seither durch Handänderungen geschlossenen Täusche und Käufe erloschen, sodaß alles seither an dritte Personen übergegangene Besitzthum wieder an die vorigen Besitzer zurückfiel. Auch scheint mit jedem Jubeljahre eine Verjährung der Schuldtitel eingetreten zu sein. So sollte von Zeit zu Zeit Alles wieder auf den frühern Stand der ursprünglichen Gleichheit zurückgeführt und den allzu grellen und dauernden Ungleichheiten des Besitzes vorgebeugt werden (S. 44—46).

Während die Juden periodisch die Ungleichheiten des Besitzes zu beseitigen gedachten, suchte die Gesetzgebung der Spartiaten selbst die zeitweise Entstehung derselben unmöglich zu machen. Ein Theil des Bodens, wie die großen Wälder, stand unmittelbar unter Aufsicht des Staats; auch war der Staat oder die Gesammtheit der Eigenthümer der Heloten, die zum Theil den einzelnen Spartiaten als Arbeiter überwiesen wurden. Der beste Theil des nicht unmittelbar vom Staate benutzten Bodens wurde nach 30,000 Ackerloosen den Spartiaten überlassen. Das so verliehene Grundstück war unveräußerlich und durfte nicht zerstückelt werden. Jeder Hausvater mit den Seinigen konnte ein einziges dieser Grundstücke besitzen, das sich je an den ältesten Sohn vererbte und erst in Ermangelung von Söhnen an die Töchter gelangte. Da die Zahl der volljährigen Spartiaten schwerlich je über 10,000 betrug, so reichten die vorhandenen Ackerloose vollkommen hin. Ein dritter Theil des Grundbesitzes war gleichfalls nach 30,000 Ackerloosen unter die Periöken vertheilt. Gemeinschaftliche Erziehung aller Knaben vom siebenten Jahre an, und die Pheiditien oder Syssitien, gemeinschaftliche Gastmähler der Männer nach Tischgenossenschaften von je 15, die zugleich als zwangslose Vorberathungen der öffentlichen Angelegenheiten dienten, waren weiter bemerkenswerthe socialistische Institute. Der spätere Erwerb großer Vermögen durch die Kriegszüge und auf andern Schleichwegen, sowie die Beerbung weiblicher Verwandten, hatten bereits die auf Erhaltung der Vermögensgleichheit gerichtete Lykurgische Gesetzgebung in Verfall gebracht, als das vom Ephoren Epitadeus durchgeführte

Gesetz die Verschenkung und Vererbung der Ackerloose gestattete, und hiernach den vom Staate verliehenen Besitz in freies Eigenthum verwandelte. Im Gegensatze zu der Lykurgischen Gesetzgebung hatte diejenige Solon's sogleich ein freies Privateigenthum auch an Grund und Boden anerkannt, und nur für ein mal durch die Seisachtheia die gerade vorhandenen ökonomischen Misverhältnisse zu beseitigen gesucht (S. 74—75, 96).

Bei den Römern hatte sich schon frühe der Begriff des vollen Privateigenthums ausgebildet; neben der im Alterthume mehr oder weniger herrschenden Ansicht alles unbewegliche Besitzthum als Almende und jedes unbewegliche Sondergut nur als Ausfluß des öffentlichen zu betrachten. Nur gegen die ungleiche Vertheilung der Almende war also das Licinische Ackergesetz und der spätere Versuch der Gracchen gerichtet, dieses Gesetz in seinen wesentlichen Bestimmungen zu erneuern und durchzuführen. Doch hatte schon Licinius Stolo außer dem Beschlusse daß Niemand über 500 Jucharte öffentlicher Ländereien besitzen dürfe, zugleich in Betreff der Schulden festsetzen lassen daß, nach Abzug der schon gezahlten Zinsen vom Capitale, der Rest in drei Jahren zu gleichen Stößen abzuzahlen sei. Cajus Gracchus brachte sodann die weitere Bestimmung durch: daß monatlich den ärmern Bürgern aus den öffentlichen Fruchtkammern ein gewisses Maß von Getreide abzugeben sei; und daß Ländereien nicht blos unter die Armen vertheilt, sondern daß diese in Colonien vereinigt werden sollen. Was also in Athen mit der Lastenabschüttelung, was in Sparta mit der Lykurgischen Gesetzgebung theils beseitigend, theils vorbeugend gegen allzu grelle ökonomische Ungleichheiten geschah, Dies sehen wir später zu Rom bereits in combinirte Anwendung gebracht; und zwar gleichzeitig mit der zwar nicht principiellen, aber doch thatsächlichen Anerkennung des Rechts des Volks auf Brot sowie auf Arbeit, zumal auf associirte Arbeit. Der bereits allzu tief eingerissene Verfall konnte jedoch durch die Licinischen und Gracchischen Gesetze höchstens gehemmt, aber nicht verhindert werden. Ob uns in Europa, unter vielfach ähnlichen Verhältnissen, die unvermeidlichen socialen Reformen besser gelingen werden, ist die große Frage unserer Zeit geworden. Sollen sie aber gelingen, so ist gewiß daß neben der Anerkennung des freien Erwerbs und der möglichsten Unbeschränktheit des dadurch geschaffenen individuellen Eigenthums ein fort und fort sich erneuernder Uebergang aus dem Privateigenthum in das öffentliche geschaffen werden muß, was im zureichenden Maße nur durch eine zweckmäßigere Besteuerung und durch Beschränkung des individuellen Erbrechts zum Vortheile des Erbrechts des Staats oder des Volks geschehen kann.

Das Vorstehende genügt zum Beweise daß der Verf., der die „Geschichte des Alterthums" mit dem drohenden Einbruche der Hunnen endigt, es vor Vielen verstanden hat das für unsere Gegenwart besonders Anregende und Belehrende auch besonders hervorzuheben. Der ungemeine Reichthum des auf 18—19 Bogen zusammengedrängten Stoffs hat vielleicht der Popularität der Darstellung einigen Eintrag gethan. Um so deutlicher tritt aber auch aus diesem Werke des schon durch andere Leistungen so rühmlich bekannten Verf. hervor daß er nicht blos im Besitze des ausgedehntesten historischen Wissens ist, sondern daß er zugleich als eigentlicher Geschichtsforscher sein Material mit völlig unabhängigem und selbständigem Urtheile gesichtet und bis ins Einzelne hinein durchdrungen hat. 53.

---

## Ein Autodafé über Eugen Sue.

Der neueste Roman Eugen Sue's wird von der „Revue des deux mondes" mit einer außerordentlichen Heftigkeit angegriffen. „Unter allen den Männern", sagt dieses bedeutende Organ des gebildeten Frankreich, „die heutzutage für den Socialismus Propaganda machen, und deren Schriften den Katechismus oder die Hymne des Communismus und der Demagogie bilden, erscheint Keiner allen redlichen Menschen so verächtlich als Eugen Sue. Seine ersten Romane, in denen sich ein Parfum von Byron'schem high-life und sehr mittelmäßigem Dandysmus, dabei überall eine elegante Anlage bemerkbar machte, wurden beifällig aufgenommen, und der Verfasser des «Salamandre» und der «Vigie de Koat-Veu» war bald berühmt, obwol ihm die Kunst zu schreiben damals noch fremd war. Später hat ihm sein außerordentliches Geschick in dem technischen Sceniren und sein nicht zu leugnendes Talent in der theatralischen Effectmalerei menschlicher Charaktere einen übermäßigen Erfolg verschafft. Aber hat sich Hr. Sue etwa viel mit dem Unglück der Armen, mit dem Problem der Arbeit beschäftigt? Nicht im geringsten! Man hörte nur von seinem Luxus und seiner Verschwendung reden, und seine Erfolge benutzte er dazu in jener glücklichen Welt der Bevorrechteten, die er mit so finstern Farben malt, festen Fuß zu fassen. Zunächst hatten die «Mystères de Paris» nur den Zweck das Publicum mit Bildern aus dem Leben der untersten Volksschichten zu unterhalten; als aber diese Reizmittel nicht mehr zogen, griff der Verf. zu socialistischen Ideen und ward ein neuer Vincenz de Paula, nur daß er nicht das Evangelium sondern die Lehren Considérant's und Fourier's verkündete. Von den «Geheimnissen von Paris» bis zu den «Geheimnissen des Volkes» war nur ein Schritt. In diesem neuesten Buche des Hrn. Sue sind alle Lügen, Verleumdungen und Blasphemien die nur irgendwann und irgendwo gegen Religion, Königthum und Adel, gegen die Achtung des Heiligen, der Autorität und der gesetzmäßigen Ordnung lautgeworden sind, mit Geschicklichkeit in einer anlockenden Erzählung zusammengestellt. Dem gebildeten Leser werden diese rohen Uebertreibungen freilich wenig gefährlich sein, allein die große Menge, für die das Buch geschrieben ist, kann leider noch nicht den Gebildeten beigezählt werden. Soll man mit Ekel oder voll Verachtung seine «Geheimnisse» weglegen wenn er von einem durch drei rothe Mönche lebendig begrabenen jungen Mädchen erzählt, oder wenn er am Tage der Februarrevolution einen Cardinal auftreten läßt neben dem die Cardinäle von Lothringen und Richelieu wahre Engel der Sanftmuth und des Freisinns sind? Muß nicht den Leser ein mitleidiges Lächeln beschleichen wenn der Verfasser, der die Geistlichen und die christlichen Ceremonien beschimpft, sich für die Größe des Druidencultus enthusiasmirt, oder wenn er von seinem Helden im Namen des Brennus und der gallischen Race die Rechte des Proletariers zurückfodern läßt, die doch zuerst von den Römern und dann von den Franken unterdrückt worden sind? Das sind die historischen Kenntnisse Eugen Sue's, und um die Mystification vollkommen zu machen, citirt er neben wirklichen Autoritäten in seinen Anmerkungen Schriftstellen von der zweifelhaftesten

Glaubwürdigkeit, so Augustin Thierry neben dem berühmten Jean Reynaud!" 2.

## Bibliographie.

Berger, J. N., Die österreichische Wechselordnung vom 25. Jänner 1850, in ihrem Unterschiede von dem frühern österreichischen Wechselrechte erläutert. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 21 Ngr.

Holzschuher, A. Freih. v., Die materielle Noth der untern Volksklassen und ihre Ursachen. Gekrönte Preisschrift. 2te Auflage. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Jacobi, J. L., Abälard und Heloise. Ein Vortrag am 23. Febr. 1850 im wissenschaftlichen Verein gehalten. Berlin, Lüderitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Liebig, J., Zur Beurtheilung der Selbstverbrennungen des menschlichen Körpers. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 6 Ngr.

Molitor, J. D. v., Oesterreichische Militär-Gesetze und das Militär-Richter-Amt. Zeitgemäß besprochen. Wien, Gerold. Gr. 8. 20 Ngr.

Nagel, R., Zur Charakteristik der Auffassung des Alten Testaments im Neuen Testament. Eine biblisch-theologische Abhandlung. Halle, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Salice-Contessa, C. L., Populäre Darstellung der J. 1848 und 1849. Mit einem Vorworte an die Armee. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolf, A., Die Geschichte der pragmatischen Sanction bis 1740. Wien, Gerold. 8. 20 Ngr.

### Tagesliteratur.

Augensalbe für die wirkliche Zeit. Aus Frankreich. 1ste Lieferung. Augsburg, Rieger. 12. 3¾ Ngr.

Die Mainzer Bischofswahl und der Informativproceß. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 12. 3 Ngr.

Bülow-Cummerow, Die Reaction und ihre Fortschritte. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Demokratie. Von F. Guizot. Für das deutsche Volk in das rechte Licht gesetzt und widerlegt von einem Demokraten. Breslau, Kohn. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Helfert, J. A., Oesterreich und die Nationalitäten. Ein offenes Wort an Hrn. F. Palacky. Wien, Gerold. Gr. 8. 8 Ngr.

Oldenburg, F. A., Die Fabriken von Augsburg und Blicke auf die europäische Industrie und Gewerbe-Ausstellungen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 15 Ngr.

Die äußerste Rechte und Schleswig-Holstein. Ein Sendschreiben an den ächten Adel deutscher Nation. Leipzig, Weidmann. 8. 10 Ngr.

Schults, A., Memento mori! Sieben Lieder. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 3¾ Ngr.

Thygesen, T., Das Sendschreiben des Dr. H. Martensen in Copenhagen an den Oberconsistorialrath Nielsen in Schleswig. Widerlegt. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Umtriebe Hurbans & Compagnie und das Schattenreich der Slowakei, nebst einigen Bemerkungen über die Palackysche Gleichberechtigung der Nationalitäten. Vom deutschen Michel, aus der präsumtiven Slowakei. Wien. 8. 6 Ngr.

Weyl, Das Jahr 1849 im Guckkasten. Humoreske. Mit 24 komischen Zeichnungen von A. Kretzschmer. Berlin, Weyl u. Comp. 16. 7½ Ngr.

Wie und wohin soll der deutsche Landmann auswandern? Mit besonderer Rücksicht auf West-Virginien, nebst einem Statut-Entwurf zur Gründung einer Niederlassung in dieser Gegend. Nebst einer Karte von West-Virginien. Solingen, Pfeiffer. 8. 6 Ngr.

## Inhalt des Monats April.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 104. —— 1. Mai 1850.

## Zur Nachricht.

**Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.**

## Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Zweiter Artikel.*)

13. Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's „Faust". Von H. v. Bequignolles. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Diejenige Kritik welche in dem Kunstwerke dem unbewußten Zuge des Gemüths keine Rechnung trägt, und in ihm nur eine Emanation des philosophirenden Verstandes, ein höheres Rechnungsexempel erblickt, wird gegen diese Arbeit Vielerlei auszusetzen haben. Sie wird von vornherein fragen: was denn der gläubige und befriedigte Menschengeist mit „Satan" zu thun habe, und behaupten daß der „umgekehrte" Faust den wir hier in Hilario betrachten kein Vorwurf der Kunst sei. Dies ist nun viel leichter gesagt als irgend zu erweisen; denn, indem wir zugeben müssen daß auch dem gottvertrauenden und in sich selbst befriedigten Geiste Stunden kommen wo ihn der Versucher antritt, Prüfungen und Leiden in welchen sich die Stimme des Empörers und des Abtrünnigen verbirgt, sehen wir nicht ein warum es kein Gegenstand der Poesie sein soll den siegreichen Kampf des Gottvertrauens gegen die Versuchung zu schildern. Dies aber ist Ziel und Aufgabe dieses kleinen Dramas, das zum „Faust" die Verwandtschaft des Gegensatzes anspricht. Im „Faust" erliegt der strebende und unbefriedigte Menschengeist dem dämonischen Walten: der Dichter des „Hilario" hat vor, zu zeigen wie Gottvertrauen und das Bewußtsein menschlicher Beschränkung allen jenen Feinden zu widerstehen vermöge welchen Faust erliegen muß eben deshalb weil es ihm an jenem Bewußtsein fehlt. Zu dem Ende stellt er uns in Hilario eine reine Menschenseele dar, die sich im entscheidenden Augenblick loszuringen weiß von den umstrickenden Netzen der Wissenschaft, von den Verlockungen der Philosophie, von den Fesseln tiefster Erdenschmerzen endlich. Unter diesen tiefsten Schmerzen hebt sich in großer Gestalt hervor der Schmerz über den Verlust seines Königs, den der Unsinn der Volkssouverainetät tödtet — ein neuer, und obwol ein tendenziöser, doch ein kühner und schöner Zug, der dem Gedicht eine neue Bedeutung verleiht. Bei diesem Schmerz verweilt der Poet mit sichtbarer Vorliebe; Verlust der Ehren, Verbannung, selbst Verrath des Freundes, der Gattin, seines Kindes sind schwächere Schmerzen und Versuchungen als jener. Dennoch rafft sich seine Seele auch aus ihm empor, der Versucher, den Sieg fest ergreifend, muß dennoch weichen als Hilario ihm zuruft:

> Zwar nicht mein Schmerz, doch meine Qual ist fern,
> Mein Frieden ist geblieben!

Doch, sehen wir diese schöne Dichtung etwas näher an; sie verdient es, wäre es auch nur als eine thatsächliche Widerlegung jener negirenden Kritik deren wir oben gedachten. Hilario, dem seligsten Naturleben durch Satans Tücke entrissen, nimmt nach sechsjähriger Beschäftigung mit der Philosophie von dieser für immer Abschied. Denn:

> All euer Philosophiren
> Ist nur ein mathematisch Phantasiren;
> Räumt man den ersten Punkt euch ein,
> So fügt ihr richtig Stein auf Stein...
> Doch leider stürzt mit dem ersten Stein
> Das ganze großmächtige Bauwerk ein.

Satan aber meint auf Erden herrsche doch der Fortschritt, worauf Hilario:

> Der Fortschritt? Ach du lieber Gott —
> Klingt Das doch fast wie Hohn und Spott!
> Meinst du daß jed' einz'ler Mann
> Sich bis ans End' veredeln kann,
> So geb' ich dir vollkommen Recht —
> Nur nicht fürs ganze Menschengeschlecht.

Satan, der den Auftrag hatte Hilario's Glück durch Philosophie zu zerstören, muß den Plan aufgeben. Er versucht es nun mit dem Weltleben. Hilario ist Freund des Fürsten, ist Kanzler. Als solcher versammelt er die Vertreter des Volks um sich um dessen Wünsche zu erfahren. Dies geschieht in einer Scene welche ebenso viel Geist als überlegene Anschauung von den Weltverhältnissen bekundet. Dem jungen Dichtermunde entfließt hier viel Weisheit; er steht außerhalb des Kreises von Trugschlüssen und Täuschungen welche die Jahre 1848 und 1849 stigmatisiren. So ruft z. B.

Der erste Journalist.

> Zunächst legt Alles gleich bei Seite
> Was euch gegolten hat bis heute.

Der zweite Journalist.

> Die Presse frei — ruft die Nation;
> Wie auch mit der Reservation:
> Was gegen uns und unsers Gleichen,
> Das dürfen wir selbsteigen streichen.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 272 — 274 d. Bl. f. 1849. D. Red.

Advocat.

Das Volk ist mündig, geht nicht mehr auf Vieren —
D'rum laßt es nun sich selbst regieren.

Professor Juris.

Legt dem Gesetz den Purpur an,
Gott selbst ist nur sein Unterthan.

Jakobiner.

Und wer nicht will mein Bruder sein
Dem schlag' ich gleich den Schädel ein.

Mann des Fortschritts.

Und nur ein Thor hält Das für Mord —
Denn ewig schreitet die Menschheit fort.

Und so fort in den ergötzlichsten Xenien. Der Erfolg dieser Versammlung ist daß der Fürst im Tumult erschlagen wird. Die königliche Leiche beweint Hilario mit den heißesten Worten der Treue und Liebe, Worten voll wahrhaft erhebender Kraft, wohlthuend und erquickend für viele gedrückte Herzen.

O Schreckenstag, gehüllt in Blut und Flammen!
Verruchtes Jahr das diese Stunde zeugte!
Mit tausend Leben war ich festgekettet
An diesem Fels — und ach — so stürzt er hin!
O glühend Weh, rinn' in des Herzens Herzen
Und füll' es ganz mit deiner heil'gen Glut,
Und sied' in einer einz'gen blut'gen Thräne
Der Höllenqual mein ganzes Sein dahin.

Und vorher:

Ein jedes Tröpfchen von meinem Blut
Ist eben nur meines Königs Gut.
Und all mein Müh'n und all meine Zeit
Ist eben nur ihm, nur ihm geweiht . . .
Und freudig geh' ich für ihn in den Tod —
Er ist mein Morgen- und Abendroth!

Satan glaubt nun gesiegt zu haben; doch „zurück!" ruft ihm Hilario zu:

Mein Frieden ist mir geblieben.

Den Verrath des Freundes und des Weibes trägt er mit gleicher Stärke; erst als sein Kind ihm flucht bricht das Herz mit dem rettenden Worte:

Mein Heiland, mein Erlöser!

Satan und der Engel der letzten Stunde ringen um die Seele:

Schweig, böser Geist! Hast du es nicht vernommen,
Das große Wort das seine Lippe rief?

ruft der Engel und führt die Seele:

Die sein Sieg befreite

himmelwärts. Satan aber schmäht:

Ich hab's nun herzlich satt
Daß mich der Alte stets zum Narren hat.
Wie konnt' ich armer Teufel nur vergessen:
Mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen!

Wir sind dieser hervorstechenden Dichtung mit Vorliebe nähergetreten als räumlich gerechtfertigt sein mag; allein ihr genialer Wurf, ihr glühender Ton und die schönen poetischen Proben welche einzelne Partien, z. B. das Lied Maria's (S. 41) bieten, haben uns verlockt, indem sie uns — was wir leider so oft vergeblich suchen müssen — einen Dichter erblicken ließen, einen Dichter der Das voll besitzt was dem Zeitalter vor Allem und am entschiedensten fehlt: Glut und Ueberzeugungstreue.

14. Das Gesetz und die Republikaner. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von E. H. Toelken. Berlin, Gropius. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Unter etwa 20 nennenswerthen Dramen der letzten zwei Jahre treffen wir auf einen „Hannibal", einen „Demosthenes", einen „Simson", einen „Timoleon" und auf dies Stück aus dem römischen Alterthum, und es bekundet sich hierin eine entschiedene Rückkehr, eine unverkennbare Vorliebe für antike Stoffe und classische Form, ohne welche jene gar nicht zu denken sein werden. Ein solcher Umschwung im dramatischen Wechselkampf ist uns erfreulich, weniger an sich und absolut denn als Durchgang und Umkehr zu ernstern und reinern dramatischen Bildungen. Schon die bloße nachhaltige Beschäftigung mit antiken Stoffen reinigt die dichtende Seele von zahllosen Schlacken, Einflüssen des modernen Lebens, Auswüchsen und Verkehrtheiten: mit ihr wird uns zugleich ernst und licht zu Sinne; das Kunstgesetz tritt klarer vor uns hin; Treue gegen die Geschichte wird eine unabweisbare Pflicht; Ergründung, Charakter wird Bedürfniß, das Fremdartige, das Subjective, das auf Stimmung und Laune Beruhende weicht von selbst und fällt von uns ab. Mit allem Diesem empfehlen sich antike Stoffe besonders dem jungen dramatischen Dichter der noch nach der Form sucht, dem das Kunstgesetz noch nicht in Saft und Blut übergegangen ist; aber sie empfehlen sich auch dem „fertigen" Geist der in ihnen ein Spiegelbild seiner eigenen, mühevoll erkämpften Seelenstimmung, ein Bild gleichwiegender Ruhe wiederfindet. Dazwischen liegt das vielseitige Streben des Mannes der das moderne Leben und die Gegenwart zu ergreifen und mit ihr zu ringen und zu wirken Beruf hat. Der Stoff des Dramas ist die Geschichte des Dictators Papirius Cursor, welcher seinen Schwiegersohn Q. Fabius Maximus, der in Roms gefahrvollsten Tagen über die Samniter gegen seinen Befehl siegte, richten und verurtheilen läßt, weil der Gehorsam und die Kraft des Gesetzes der ewige „Hort der Freiheit" ist in einem Freistaat. Dieser große, klare und einfache Gedanke erfüllt das ganze Drama. Er ist, unbeschadet seiner einfachen Macht, mit würdigem und anziehendem Rebenwerk zu guter Wirkung verknüpft, und gibt Stoff den römischen Staatsbau, der auf ihm wie auf einem Felsen ruht, und das Geheimniß seiner Macht darzulegen. Papirius selbst wird Dictator, weil er der Einzige ist der an Roms Rettung nicht verzweifelt; er selbst wählt den jungen Fabius in diesen Nothtagen zum Schwiegersohn und Unterfeldherrn — und der so von ihm Erwählte bricht das Grundgesetz des römischen Staatsbaus. Schön ist die stumme Würde seines Zorns als er den rettenden Frevel erfährt, schön die Anklagerede, in der erwiesen wird wie der erste Ungehorsam der Anfang des Unterganges des Staats sei, schön die Mannheit des Verklagten der sich dem Volksspruch ergibt, die Festigkeit des Dictators gegen Bitten, Beschwörungen und die Einreden der heiligen Vestalinnen selbst, schön die Haltung vom Senat und Volk im Gericht, schön endlich die Verzeihung als Act der Dictatormacht.

Das Stück, welches zuerst mit etwas loser Scenenfolge beginnt und dem Untergange des Samnitischen Bundes, der die Furien selbst auf sein Haupt ruft, etwas zu viel Raum bewilligt, wird vom dritten Acte an mit jeder Scene würdiger, dramatischer, wirkungsvoller. Mit den Gedanken erhebt sich die Sprache, der Ausdruck trifft und blüht ohne nach Schmuck zu suchen, und die Begebenheit findet in der mythischen Erscheinung der Jünglinge am Brunnen der Juturna, in Castor's und Pollux' Aufschweben gen Himmel einen schönen, poetischen Abschluß, der das Irdische mit dem Ewigen in dichterische Verbindung bringt. Solcher Gaben kann man sich erfreuen, wir genießen sie mehr als wir sie kritisiren. Daß dies Stück eine Tendenz auf unsere Zeit habe, daß es eine Mahnung an die Gegenwart bilde, welche soviel Neigung hat das Gesetz unter dem Theilwillen oder gar unter dem Einzelwillen zu beugen, daß wir, mit Einem Wort, daraus lernen sollen auf welchem Geheimworte die Republik beruht und das Mysterium ihrer Macht — ist gar nicht zu verkennen. Das Ziel ist würdig und es ist erreicht, selbst wenn diesen Römern auch die fleischgewordene Vaterlandsliebe einigermaßen fehlen sollte welche die römischen Gestalten in Shakspeare's „Coriolan" und im „Julius Cäsar" so mächtig durchdringt. Etwas von jenem

weltverachtenden Adel Coriolan's zeichnet auch diesen Papirius aus, der Rom gar nicht für ein Menschenwerk, sondern für das unsterbliche Werk der Götter achtet; etwas von jenem Cäsar lebt auch in diesem Fabius: die Scene selbst aber ist mit genauester Kenntniß des Geistes, des Alterthums und der speciellen Zeit- und Sittengeschichte Roms ausgemalt. Wir haben, mit Einem Wort, ein ernstgemeintes Kunstwerk vor uns, aus welchem Auszüge zu geben Befriedigung gewährt. Wir gestatten uns jedoch nur eine Probe aus der Anklagerede des Dictators gegen Fabius, den Retter Roms:

Habt ihr's gehört, Quiriten? Solchen Frevels
Mit Schrecken sich bewußt, will er gen Rom;
Verläßt sein Amt! Das Heer, nun ohne Führer,
Bricht auf, zieht aus vom Lager, dann hierher,
Und droht der Stadt mit rasender Empörung.
Die Bande des Gehorsams sind gelöst,
Ihr Alle stürzt aus den gewohnten Bahnen,
Und furchtbar macht sich die Verwirrung auf,
Und rüttelt an der Ordnung festem Riegel! . . .
Ein Abgrund hat sich vor uns aufgethan,
Kein Curtius erscheint ihn zu verschließen.
Helft ihr nicht selbst, so stürzen wir hinab. . . .
Erwach' aus deinem Grabe, Geist der Väter!
Zeig' uns die Helden strengen Angesichts,
Die siegten und erlagen; laß die Wunden
Uns seh'n woraus die Größe Roms erwuchs.
„Für euch, für dieses Rom sind wir gefallen;
Gebt das umsonst vergoss'ne Blut zurück!"
Hörst du sie, Fabius? Hast du den Muth
Dich dieser Helden Reihen anzuschließen?
Fühlst du der Väter Herz in deiner Brust,
So beuge frei dich dem Gesetzesspruch,
Der unerbittlich w'der dich entscheidet.
Rom nennt dich Erretter! Werd' es jetzt!

Der Volksspruch fällt auf Tod. Fabius weist den Schutz der Vestalinnen zurück:

So weih' ich als ein schuldig Opfer, frei . . .
Mein Leben und mein Lieben dem Gesetz.
Dies Haupt gehört der Vaterstadt. Lictoren,
Thut eure Pflicht. . . .

Der Dictator spricht Gnade aus:

Du hast den zweiten, schweren Sieg erkämpft.
Des Kriegers erste Pflicht, des Sieges Bürgschaft,
Der Macht Geheimniß, des Gesetzes Kraft,
Der Freiheit ew'ger Hort ist der Gehorsam!

Hiermit entlassen wir diese reinste und würdigste unter den Tendenztragödien des Jahres 1849.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Huet, évêque d'Avranches, ou le scepticisme théologique. Par *Christian Bartholmess.* Paris 1850.

Wenn uns nun einmal das Elsaß politisch verloren ist, so mögen wir zum bösen Spiel gute Miene machen und die Grenzprovinz als eine Vermittlerin des deutschen Geistes für Frankreich ansehen; wenigstens hat Cousin bei seinem Streben die Franzosen mit unserer Philosophie bekanntzumachen dort seine besten Genossen gefunden, die theils durch Uebersetzungen, theils durch historische Darstellungen, theils durch eigene Arbeiten unsere Denkweise jenseit des Rheins heimisch machen. Der vierbändigen „Geschichte der neuern deutschen Philosophie" von Wilm können wir in der eigenen Muttersprache kein gleich umfassendes Werk zur Seite stellen. Ein Schüler von ihm, Bartholmeß, wandte seine Studien auf den in Deutschland zuerst hervorgehobenen Giordano Bruno; nun gibt uns derselbe in der Darstellung und Kritik eines französischen Skeptikers ein Bild des Skepticismus überhaupt, indem er mit großer Sachkenntniß seine Parallelen ins Alterthum wie in die neuere Zeit zu ziehen, und für Huet wie für die ganze Richtung in verständigem Urtheile das rechte Maß zu finden weiß.

Bartholmeß erzählt zuerst das Leben Huet's, betrachtet dann den Kampf desselben gegen Descartes, und entwickelt hierauf den theologischen Skepticismus, der die Vernunft als schwach und irrthumvoll hinzustellen sucht um dadurch die Menschen zu dem einzig Sichern, dem Kirchenglauben, hinzuführen. Huet ist Materialist, das Denken beruht ihm auf Sinneseindrücken, ist ihm eine Function des Gehirns, und da die Empfindungen wechseln und bei allen Menschen verschieden sind, so können wir auf diesem Weg zu keiner festen Wahrheit kommen, so müssen wir vielmehr an Allem zweifeln. Aber Gott kommt unserer Schwachheit zu Hülfe, er gibt uns den Glauben, und daran allein müssen wir halten. Bartholmeß hat nachgewiesen daß Huet den alten Skeptikern das Meiste entlehnt, namentlich einem Sextus Empiricus als Führer und Meister folgt, und hat weiter entwickelt daß Huet sich auf die Autorität der Bibel und Kirchenväter in trüglicher Weise stützt, wenn er einzelne Sätze aus dem Zusammenhange reißt und für sich verwendet, während die ganze Grundanschauung derselben ein Erkennen der Wahrheit voraussetzt. Nun folgt eine Schilderung der Polemik gegen Huet, und eine sehr gelungene Charakteristik verwandter Erscheinungen: eines Montaigne und Charron, eines Pascal, eines Hume. Auch Pascal will die Unfähigkeit der menschlichen Vernunft darthun, damit wir uns ganz dem übernatürlichen Licht der Gnade hingeben; aber doch ist zwischen ihm und Huet ein großer Unterschied: „Nichts ist reiner und ernster als Pascal's Zweifel; er ist eine glühende Leidenschaft, ein verzehrendes Fieber, eine verhängnißvolle Schlacht. In seinen unnachahmlichen Büchern, die Niemand ohne Schauer, ohne die wechselnden Ausbrüche von Mitleid und Bewunderung gelesen hat, handelt es sich um uns selbst und unser ganzes Sein, um das wichtigste und heiligste Interesse unserer Seele und unserer Zukunft; was uns so gewaltig erschreckt und rührt, Das ist nicht ein Schriftsteller, Das ist ein zerrissenes Herz, ein verzweifelnder Bruder, ein stöhnendes Opfer. Sieht man aber in Huet's Schriften ein ähnliches Ringen, eine ähnliche Glut, oder solch einen Strom von Thränen und Gebeten? Huet componirt mehr als daß er denkt, er arbeitet mit Behagen, statt daß Glauben und Zweifel in ihm arbeiteten. Er ist ruhig; was für Pascal eine Frage des Todes oder Lebens ausmacht, Das ist ihm nur ein Meinungsstreit, ein Spiel des Geistes." Darum steht Huet einem Bayle näher. Auch Kant's gedenkt Bartholmeß: er scheint ihn so aufzufassen daß Kant die Macht der erkennenden Vernunft kritisirt, um Alles der Herrschaft des Sittengesetzes zu unterwerfen, ähnlich wie Pascal die göttliche Offenbarung heranzog. Indeß ist es ja gerade in Kant's subjectivem Idealismus der Verstand der erst durch seine Kategorien Ordnung in die Natur, in das Reich der Erscheinungen bringt, und die Vernunft ist das Vermögen der Ideen, das den Gedanken der höchsten Einheit erfaßt; nur ob diesem eine Realität entspricht, Das muß die Erfahrung lehren, und zwar die geistige, die sittliche.

Folgende Betrachtungen welche das Buch von Bartholmeß schließen, freuen wir uns als ein Zeugniß mitzutheilen wie eine richtige Einsicht über Glauben, Wissen und Handeln auch in Frankreich ihre würdigen Vertreter findet:

„Eine gesunde Philosophie und eine gesunde Religion, das heißt die Philosophie welche fromm und die Religion welche aufgeklärt ist, verstehen ihre unterschiedene Rolle und ihre gemeinsame Aufgabe täglich besser. Die Religion, weit entfernt der Philosophie die Mittel abzusprechen durch welche Sicherheit und Wahrheit erreicht werden, weit entfernt sie auf den engen Kreis des bloßen Auslegens päpstlicher Entscheidungen zu bannen, würde heute solch eine Anmaßung für eine Uebertreibung ansehen, die dem Glauben noch gefährlicher ist als der Wissen-

schaft, sie würde sie für eine der despotischen aber ephemeren Meinungen ansehen, die nach dem Abbé Barthélemy das Recht widerlegt zu werden verloren haben. Die Philosophie verbeugt sich mit einem so gerechten als ehrfurchtsvollen Danke vor den socialen Tugenden der Religion, vor der Macht die sie allein besitzt um die Seelen zu heilen und zu retten, um sie zu bekehren und zu heiligen, zu trösten und zu erbauen, vor so vielen wohlthätigen Einflüssen auf die Herzen und die Gewissen, auf Gefühl und Einbildung, auf Willen und Leben, auf alle Leidenschaften die stärker sind als die Ideen und Interessen. Die eine und die andere begreifen daß, wenn auch ihre Wege verschieden sind, ihr Ziel eines und dasselbe ist, da sie in dem Wesen aller Wesen zusammentreffen. Beide fühlen daß trotz aller Verschiedenheit der Sprache und Methode, der Functionen und Gegenstände doch ein gleicher Zweck sie mit gleichem Enthusiasmus erfüllt, daß die eine durch die Einsicht auf das Gemüth, die andere durch das Gemüth auf die Einsicht wirkt, aber daß beide thätig sind in der Gegenwart und kraft der Hülfe Gottes ihm zu gehorchen, ihm zu gefallen, überzeugt daß die Wahrheit nicht nur der Gedanke des Ewigen, sondern auch sein Wille ist, und bereit auch dem Allmächtigen Rechenschaft zu geben von dem Pfund das er ihnen anvertraut, von der Sendung die er ihnen gegeben hat. Gleich, wenn auch in verschiedener Weise, berufen die Menschheit zu erbauen und zu erneuen, arbeiten sie dahin daß alles Wahre und Gute erkannt und geliebt werde, daß Frieden und Gerechtigkeit herrsche, daß das Reich Gottes auf Erden sich aufrichte: sollten sie nicht auch in derselben Lage, mit derselben Hoffnung arbeiten? Sollten sie nicht von demselben Geist beseelt sein? Vereint in der gemeinsamen Sympathie für Menschenwohl, erfüllt vom heiligen Wetteifer im Dienst eines Gottes der zugleich Licht ist und Liebe, könnten sie einander noch widersprechen, einander noch lästern? Sie sind beide majorenn und verantwortlich: könnten sie die Solidarität ihrer Rechte, die Identität ihrer Pflichten vergessen? Könnten sie sich dem Ehrgeize oder der Herrschsucht des Absolutismus überliefern einander auszuschließen, zu excommuniciren? Mögen sie eher darauf sinnen ihre wechselseitige Unabhängigkeit zu achten, einen Friedensvertrag zu schließen dessen einzige Grundlage die Gerechtigkeit ist, jeden innern Krieg als einen ebenso schuldvollen wie beweinenswerthen Anachronismus anzusehen."

„Welchen Nutzen hätte zudem der theologische Skepticismus in einer Epoche wo alle geistigen Mächte zusammen kaum ausreichen um den schlimmsten Skepticismus, den materialistischen, zu unterdrücken? Angesichts einer Lehre die keine andern Wesenheiten als körperliche annimmt, keine andern Ursachen als physische Kräfte, kein anderes Glück als die Sinnenlust, keine andere Freiheit als die Auflösung aller sittlichen Bande, kein anderes Ansehen als die Gewalt des Stärkern, keine andere Bestimmung für den Menschen als seine leibliche Existenz; angesichts so vieler durch diese unheilschwangere Lehre verwirrten Gemüther, so vieler Geister die es gilt zurückzurufen zum Gefühle des moralischen Lebens, zum Bewußtsein und zum Bedürfnisse einer unsichtbaren Welt, einer idealen und religiösen Welt, die es gilt besser zu unterrichten über die menschliche Natur, über die gesellschaftliche Ordnung, über die göttliche Vorsehung, über das Einzige das sie ernstlich beschäftigt, die Glückseligkeit; angesichts eines so unversöhnlichen Materialismus, der so geschickt unter die edelsten Ausdrücke die niedrigsten Gedanken und verkehrtesten Begierden mengt — ist es Zeit für die Religion und die Philosophie Wort und Werk in Uebereinstimmung zu bringen, und die Lehre durch Thaten zu bekräftigen. Wollen sie den Sinn für das Geistige, Göttliche, Heilige wecken und einflößen, so müssen sie die Liebe zu demselben erregen, indem sie das Beispiel der Entsagung und der Hingebung, das Beispiel einer brüderlichen Vereinigung geben. In ihrer Vereinigung, einzig in ihrer Vereinigung wird es ihnen glücken einer verworrenen und zerstörenden Bewegung das Gleichgewicht zu halten, sie in einen heilsamen Fortschritt für die Wissenschaft wie für die Gesellschaft umzugestalten, sie beitragen zu lassen zum Triumph der ewigen Gerechtigkeit, ohne die hienieden nicht Freiheit ist noch Friede." 3.

---

## Lesefrüchte.

### Die Erklärung der Menschenrechte in Menschenhaut.

In einer jüngst stattgehabten Bücherauction zu Paris führt der Katalog auf: „Nr. 889. Die Constitution der Französischen Republik, Dijon 1793, 1 Bd. in 18., in Menschenhaut gebunden." Das Buch war wirklich in Menschenleder gebunden, und vorn war in dasselbe die Erklärung der Menschenrechte eingeschrieben. Viele mögen vielleicht denken daß dieser Menschenledereinband eine jener abscheulichen reactionnairen Erfindungen ist welche die Weißen so gern auf Rechnung der Freunde des edeln Maximilian Robespierre und seines würdigen Genossen Marat verbreiten. Allein die Sache scheint doch ganz unzweifelhaft zu sein. Man muß sich wundern daß man nicht öfter auf revolutionnaire Katechismen in Aristokratenhaut gebunden stößt, denn in jener glücklichen Zeit der ersten Revolution war diese Art Einbände sehr beliebt; es gab eigene Fabriken, z. B. zu Meudon, wo man Menschenhaut ganz wie Ochsen- und Pferdeleder gerbte. Montgaillard sagt wörtlich in seiner „Histoire de France" (dritte Ausgabe, VII, 64): „Von den guten und schönen Leichnamen der Hingerichteten wurde die Haut abgezogen und mit ganz besonderer Sorgfalt gegerbt. Die Haut der Männer zeichnete sich durch Festigkeit und Güte noch vor dem Gemsenleder aus, die der Frauen war wegen der Weichheit der Gewebe weniger verwendbar." Es ist ferner sicher daß die Aristokratenhäute nicht nur zur Anfertigung von Einbänden, sondern auch anderer Gegenstände benutzt worden sind. Die „Encyclopédie" erzählt daß ein Chirurg in Paris das Cabinet des Königs mit einem Paar Pantoffeln beschenkte die aus Menschenhaut verfertigt und aus der Gerberei von Meudon hervorgegangen waren. Ist das nicht genial revolutionnairer Fortschritt, die menschliche Haut der Industrie im Allgemeinen und den Schustern insbesondere zu überliefern? 2.

---

### Eine Reliquie von Broxtermann.

Als im J. 1841 Eduard Wedekind Broxtermann's Werke mit lobenswerther Bemühung und Sorgfalt sammelte und herausgab, erfuhr ein Gedicht die Unbilden der Censur. Es ist folgendes, dessen Mittheilung die Leser d. Bl. uns danken werden.

**Lobgedicht auf Bonaparte. 1799.**

**Nach aufgegebenen Endreimen.**

Der Pascha, der, vertieft in seine Pfeife . . . . . Knaster,
Auf Spartas Trümmern hockt mit trägverschränktem Bein,
Der große Petrowitsch, der von der Neu'rung . . . Laster
Sein Volk zurückeführt zu Knut' und Brannte . wein;
Der Duodez-Tyrann, der mit der lecken . . . . Spritze
Der Bonzen-Politik den Brand zu löschen . . . hinkt,
Der Brite, der im Koth, wie in des Berges . . . Ritze
Nach Golde scharrt, das ihm nie nach der Quelle . . stinkt;
Sanct Pius, welcher, schwach durch manche . . . . Aderlässe,
Doch seinen Blitz noch bebt, wie weiland Vater . Zeus —
Sie Alle feiern dich durch ihre Todes- . . . . . Blässe.
Doch foderst du ein Lied, so komm' du selbst und . geuß
Das Feuer Ossian's auf deines Sängers . . . . . Lippen.
Denn, ha! wer folgte dir? und trüg' ihn . . . . Pegasus —
Wer als dein eig'nes Heer, das über Berg und . . Klippen
Die nach sich zürnend reißt, gleich einem . . . . Wolkenguß.
Dies überfliegt, gestählt für jede . . . . . . . Atmosphäre,
Die Fluten ohne Schiff, die Alpen ohne . . . . Strumpf,
Bezähmt am Nil und Po der Tyrannei . . . . . Megäre;
Und ihm entgegenschallt des Orients . . . . . . Triumph.

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 105. —— 2. Mai 1850.


## Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

15. Simson. Tragödie in fünf Handlungen. Von Wilhelm Gärtner. Wien, Gerold. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

War der Verf. des vorhergehenden Stücks auf der richtigen Fährte zu dem Schatz, dramatische Wirkung, so ist der des „Simson" auf der falschen. Concentration, Verdichtung des poetischen Stoffs, Technik, Architektonik des Dramas, Zuspitzung und Gipfelung des Bauwerks gehen ihm gänzlich ab. Zwar ist auch er ein gebildeter Geist, voll ernsten Wollens, und sein Prolog: „Mein Lied und Leid", kündigt die poetischgestimmte Seele, den strebenden Geist und die kunstgeübte Hand an; allein sein Trauerspiel geht in Gezwungenheit und Redefluß im Stil der alttestamentarischen Seher und Propheten völlig zugrunde. Er will ins Bilderbuch der Kindheit schauen, Germania besingen und redet das deutsche Volk an:

> Umsonst! Sie können noch die That nicht fassen,
> Mit Hellebarden lehren sie Doctrin;
> Es kann die Faust das Faustrecht noch nicht lassen.
> Zu Streit und Schlacht zieht's den Germanen hin.
>
> Im Reichssaal von den alten Wänden fallen
> Die Schilderchen, es dröhnt das alte Haus:
> Man fegt und fegt im Staube und in Hallen,
> Und fegt das Ringlein „Liebe" mit hinaus.

Um dieses letzten schönen Gedankens willen sind wir geneigt dem Verf. viel zu verzeihen. Er kündet eine Tendenz an für die wir offen sympathisiren: allein der Autor macht seine Verheißung nicht wahr; zwischen dem Prolog und dem Drama waltet kein innerer Zusammenhang, sie entfremden sich einander mit jeder Seite mehr. Seine Anmerkungen bezeichnen den Dichter als einen „Schwarzgelben" vom reinsten Wasser, als einen Preußenfeind, der jener Macht sogar alle sittliche Selbstbeherrschung und allen deutschen Charakter abspricht! Nun, Das ist ärger als arg! Was nun dies Alles aber mit seiner Delila und seinem Simson zu thun habe, ist nicht leicht klarzumachen, es sei denn daß der Poet sein Großdeutschland auf den Grundpfeilern des Judenstaats aufzuerbauen trachte: ein Versuch dem wir nur ein Wohlbekomm's! nachsenden können. Das Drama wird von einigen siebzig Personen — nicht dargestellt, sondern gesprochen; Das mag genügen. Auszüge daraus kann man — im Alten Testamente nachlesen; sie sind in Jedermanns Hand. Der Verf. aber wird, außer den Kunst- auch noch Sprachstudien machen müssen. Er hat einen „Andreas Hofer" geschrieben, der zwei Auflagen erlebt hat und dessen wir uns als einer bessern Arbeit zu erinnern glauben: diesen „Simson" aber wird Lethe bedecken wie soviele andere eigensinnige Schöpfungen.

16. Urwahlen. Lustspiel in drei Acten. Von K. v. Reinhold. Berlin, Hayn. 1849. 8. 10 Ngr.

Ein politisches Stück und doch ein gutes Stück, wenn auch kein sehr poetisches. Die Tendenz welche wir in vielen der schon besprochenen romantischen Erzeugnisse der jüngsten Zeit nicht verkennen konnten, nämlich die Tendenz auf Zurückführung der Uebertriebenheiten des J. 1848 zu einer richtigen Mitte, welche sich poetisch verklärt und künstlerisch verkleidet in jenen Dramen darlegte, tritt hier offen und geradezu, praktisch und prosaisch in den Vordergrund. Der Verf. zeigt in einem Bilde der Wirklichkeit auf abschreckende Art was mit Urwahlen zu machen, zu welchen wahnwitzigen Erfolgen sie zu benutzen und zu verwenden seien. Wir können uns seine Doctrin gefallen lassen; sie ist wahr und geschickt und kräftig zur Anschauung gebracht. Fedor, ein junger Mann von edler, mitfühlender Denkart, gehört auch dem Bunde an der eine neue Zeit, im reinen Sinne des Worts, herbeizuführen geschlossen ist. Er hat von der anbrechenden Morgenröthe wie soviele Andere geträumt. Nun kommt die neue Zeit: er wähnt einen Augenblick lang es sei *seine* Zeit, die von *ihm* gemeinte Zeit; aber schnell enttäuscht ihn die Verderbtheit, die Habgier, die Lasterflut des gemeinen Haufens. Es wird dunkel in ihm, die Ideale verbleichen, er steht rathlos. Nur die Liebe des Weibes hilft aus dieser Noth. Er lernt daß die ihm einst so verhaßte *Mitte* am Ende doch der Weg ist den die Menschheit zu wandeln bestimmt ist, daß wir an uns selbst wol streben können vollkommen zu werden, nicht aber die Mehrzahl der Menschen vollkommen zu machen, daß wir jedoch trotz dieser Erkenntniß nicht aufhören dürfen auf der Bahn des Guten vorwärtszubringen, endlich daß nicht das Volk die Edlen in ihren Erwartungen betrogen hat, sondern daß recht eigentlich die Edlen es sind welche in guter Absicht das Volk betrogen haben. Diese Lehre ist, wie gesagt, annehmbar, und wenn das Stück das sie versinnlicht nun auch kein Lustspiel im höhern Wortsinne ist — indem das Lustspiel überall nur sittliche Gebrechen zu reinigen, nicht aber Sünden des Zeitalters zu züchtigen hat —, so nimmt das Stück doch seinen Platz unter den charakteristischen Tendenzdramen der Zeit ein, um so verdienter als hin und wieder auch neben dem Ernst des Themas für statthafte Erheiterung vorgesorgt ist und die Wühler ihren gebührenden Lohn empfangen.

17. Amor und Psyche. Lyrisches Drama in fünf Acten. Frei nach dem Dänischen des Paludan-Müller. Von F. Bresemann. Kopenhagen. 1848. 8. 15 Ngr.

Es steht fest daß die echte Lyrik sich in unsern unglaublichen Zeiten nach — Seeland geflüchtet hat; besonders aber die Lyrik in Verbindung mit dem Drama, oder wenn man will, der lyrische *Geist* des Dramas. Während in Deutschland mehr und mehr der Stoff und seine Beziehungen zur äußern Welt zum Leuchtthurm des Dramas wird und die Bühnen be-

herrscht, tauchen in Dänemark fort und fort dramatische Erscheinungen auf in welchen das Mythische und Märchenhafte, Elfenleben und Feerei, oder doch das reflective Lebenselement welches von aller Handlung abgewendet im Menschengeiste ruht ihre Verherrlichung finden. Die Dramen Andersen's, „Die Tochter René's", und das vorliegende Drama zeichnen ziemlich genau die drei Hauptrichtungen dieses Kunstelements. Die Mythe Amor's und der Psyche, vielleicht die sinnreichste und der modernen Lebensidee zusagendste des Alterthums, ist hier in reiner, wundervoller Auffassung neu zur Darstellung gebracht und mit wunderbaren poetischen Blüten ausgeschmückt. Wir werden mehr als ein mal, wir werden *oft* an die schönsten Partien des zweiten Theils von „Faust" erinnert, und wenn der weltdurchherrschende Gedanke dieses Gedichts auch fehlt, so ist die Pracht poetischen Beiwerks und die Lieblichkeit einzelner Scenerien doch dem Höchsten verwandt was Goethe in dieser Richtung uns kennengelehrt hat. Ein Gedicht dieser Art verdiente eine so classische Uebertragung als sie hier gelungen ist; wir haben für Dichtung und Bearbeitung zu danken. Gern erinnern wir uns zu den Ersten gehört zu haben welche auf die neue Schönheit der „Tochter René's" aufmerksam machten und ihren großen Erfolg vorhersagten, und gern zählen wir auch diesen „Amor" zu den duftigsten Blumen der so schön blühenden dänischen Lyrik.

Da der Inhalt und der Gang der Fabel bekannt, eine fortgehende Zergliederung der Darstellung aber von dem Raum uns hier nicht gestattet ist, so mag eine Probe des Stils von dem dichterischen Hauche Zeugniß geben der auch dies Stück besänftigend, belebend, erquickend malt, dem Leser eine Stunde poetischer Selbstvergessenheit bereitend. Wir wählen den unsichtbaren Chor (S. 32):

Ueber den rinnenden
Zeiten, den schwindenden
Werken der Menschen,
Ueber den klagenden,
Immer verzagenden
Kindern der Erde
Schweben die siegenden
Himmeldurchfliegenden
Ewigen Götter.
Aber die glücklichen
Kinder der Sterblichen,
Denen allmächtige
Götter so prächtige
Gaben gegeben,
Wandeln wie irdische
Götter im Leben.

Nimmer beschleicht sie
Sorge und Kummer,
Wonne erwecket sie,
Wiegt sie in Schlummer.
Mächtig beherrschen sie
Erde und Lüfte,
Seh'n nicht die grausen
Kocytischen Klüfte,
Schauen nicht Acherons
Dunkle Wellen;
Denn sie erheben
Leicht sich und schweben
Auf zu den hellen,
Auf zu den funkelnden,
Alles verdunkelnden
Ewigen Sternen.

Mit diesem schönen Preis der Künstler- und Dichternatur im Menschen haben wir dies schöne Gedicht zu entlassen, nicht jedoch ohne die Genossenschaft der Gleichfühlenden zu dem hier gebotenen Genusse dringend einzuladen.

18. Die Jesuiten. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Vom Verfasser der „Landstürmer". Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 12 Ngr.

Noch ein Tendenzstück, aber ein rohes, gegen den schweizerischen Sonderbund und Alles was ihm gleicht gerichtet. Es ist hierbei so wenig von der Kunst und ihren Interessen die Rede daß wir das Stück mit Stillschweigen übergehen könnten, gäbe es uns nicht den Anlaß zu bemerken in wie große Fehlgriffe fast alle Schweizer-Dramatiker verfallen. Beinahe allen unter ihnen fehlt die praktische Bühnenanschauung, und es zeigt sich hierin doch daß ein Land ohne größere Bühne nur selten und schwierig einen bedeutenden dramatischen Dichter hervorbringt. Man hat Dies bezweifeln wollen, aber die Erfahrung liegt vor uns; obwol wir den Satz nicht umgekehrt für gültig erklären wollen, so scheint es denn doch als wenn die Anschauung des Bühnenwesens und die Kenntniß seiner Traditionen wesentlich dazu gehörten das dramatische Talent *fertig* zu machen. Die Schweiz hat keinen Dramatiker von Namen hervorgebracht, wenigstens die deutsche Schweiz nicht. In dem vorliegenden Stück sind die allerrohesten Elemente, gewissermaßen der Urschlamm des Dramas, zur Verarbeitung benutzt; jesuitische Kniffe bringen Hader und Unfrieden in eine fürstliche Familie, Guttlingen oder Lichtstädt, denn beide Namen wechseln, umstricken einen wohldenkenden Herzog und enden mit allseitigem Verderben. So roh wie der Stoff sind die Charaktere. Es ist darüber Nichts weiter zu sagen als daß, da das Ganze in der gewöhnlichsten Prosa geschrieben ist, auch die sogenannten schönen Stellen gänzlich fehlen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Rafael und Dürer.

In Weimar hat eine Gesellschaft für ästhetische Vergnügung den gemeinsamen Todestag (6. April) von Rafael (gest. 1520) und Dürer (gest. 1528) durch eine Reihe lebender Bilder gefeiert, und davon mögen vielleicht Solche eine kurze Mittheilung lesen die sich dieser unsterblichen Meister gern erinnern.

Nach einem einleitenden Prolog stellte das erste Bild die sinnbildliche Figur der *Malerei* vor Augen. Hierauf folgten die Bilder der *Italia* und *Germania* nach Ph. Veit. Der auf die letztern vorbereitende Prolog, nachdem er das innere Wesen der Malerei und ihre Verbreitung durch Zeiten und Länder berührt, sagte:

Soweit zurück uns klare Fernsicht leitet:
Zwei Lande sind's die sie zumeist geweiht,
Wo sie gesä't, gepflanzt und ausgebreitet
Ungleiche Blüten ihrer Herrlichkeit.
Wol Senker dann und neue Zweige bog sie
In manches Nachbarlands verschönte Flur,
Doch aus den Wurzeln eig'ne Stämme zog sie
In Deutschland und im Land Italia nur.

Italia, vom Himmel warm umschlungen,
Vom Meer gekos't, Erbin gewalt'gen Ruhms,
Die Weltherrschaft zum zweiten mal erschwungen
Durch den bekreuzten Stab des Christenthums.
Von Völkerzins, von Bildungsperlen strahlte
Dein Thron, da rankte Kunst an ihm hinan,
Die göttlichschön den Glaubenshimmel malte,
Den nie so rein mehr deine Augen sah'n.

Germania, die du mit Winterschauern
Die Lenzluft kaufst und Ernteglück mit Schweiß,
Im Kampf mit klägern Völkern und mit rauhern
Erstritt dein Schwert der Kaiserkrone Preis.
Schwer war dein Tag von Wolken, hell von Lichtern,
So sog der Göttin Wunderkelch ihn ein,
Er zeigt dich scharf, und mild, und kühn, und nüchtern,
Im Druck noch stark für künftiges Gedeih'n.

Treuliebend lud zum heut'gen Fest die Beiden
 Die Göttin ein, gab jeder ihren Kranz,
Hieß sie vergessen gegenwärt'ger Leiden
 Und nah'n in ihrer Würde Morgenglanz.
Schaut ihr Italia's Haupt, das schönumlaubte,
 Denkt: Niemals welkt der Lorber der ihm schwoll;
Schaut ihr die Krone bei Germania's Haupte,
 Denkt daß sie wieder sie ergreifen soll.

Im nächstfolgenden Bilde sah man Rafael das Bildniß Julius' II. aufzeichnend, welcher während ein Ministerial vor ihm kniete in eben der Haltung in seinem Lehnsessel sich vorneigte wie ihn das berühmte Gemälde zeigt. Aus den vorhergesprochenen Worten heben wir aus:

— Dem kranken Rom, bedroht von nah und fern,
Ging über Hoffen auf ein Rettungsstern,
Als nach des sechsten Alexander's Tod
(Des Nero der Tiara) Julius
Den Zweiten rief der Cardinäle Schluß,
Der Schmach zu steuern und der Kriegesnoth.
Furchtlos und unbestechlich, Adlersblick
Im greisen Aug', im Arme Jugendglut,
Schlug er mit Macht Italiens Pest zurück,
Den Cäsar Borgia; seinem Feuermuth
Fiel Stadt um Stadt gewonnen wieder zu;
Bologna sank ins Knie, Ferrara bebte,
Dem gährenden Florenz gebot er Ruh',
Und die Lagunenheldin widerstrebte
Nicht lang dem Sturm den er heraufbeschwor.

Wie nach Gewitter Wald und Feld ins Licht,
Hob unter ihm erneut sich Rom empor,
Zur Sitte kehrt es wieder und zur Pflicht,
Zu heit'rer Sicherheit und schönem Flor.
Denn dieser Priester, der für seine Hand,
Als ihn der Bildner Buonarotti frug,
Statt eines Buchs ein Schwert bezeichnend fand,
War auch für Friedenswerke groß genug.
Den Musen macht' er und den Künsten Bahn,
Vergrößerte den stolzen Vatican,
Gab der Sixtina edle Pracht, begann
Sanct-Peter's Riesenbau, und zog heran
Sterne der Kunst, wie er sie schnell erkannte.
San-Gallo baute, maß und wog für ihn,
Mit Säul' und Bogen dichtete Bramante,
Und dem Natur Prometheus' Geist verlieh'n,
Der große Michel Angelo, goß ein
Zum Denkmal ihm in Erz und Marmorstein
Das Feuer seines Odems, und entrollte
In der Sixtina reichem Deckenzelt
Gestalten aus dem Ursprungstag der Welt.
Und nun, da Malerkunst umschmücken sollte
Des Kirchenfürsten Staatsgemach und Saal,
Fiel auf Urbinos Jüngling, der Florenz
Entzückt mit frommen Bildern, seine Wahl,
Und Rafael erschien, reich wie der Lenz.
Mild wie die Liebe, wie der Himmel tief,
Rasch rings am Saale, wie sein Genius rief,
Erglänzte da der Kirche Lichterkranz,
Und da die Weisheitschule Griechenlands,
Dort blitzten ernst der Rechtsgesetze Weih'n
Und reizend hier der Dichtung Musenhain.
Ein Tag blüht' auf wie ihr vordem so schön
Die Kunst noch nie, seitdem nie mehr geseh'n.

In dieser Zeit so wunderknospenvoll
Geschah's, was eurem Blick sich zeigen soll,
Daß dieses Papstes Angesicht und Art
Im Bild von Rafael unsterblich ward.
Seht denn des Künstlers Schaffen, und empfindet
Erinn'rungsvoll was keine Rede kündet!
Seht auch den Priester, und erkennt den Greis,
Der, siebzigjährig, vor Mirandola
Selbst der Geschütze Stellung ausersah,
Dann über Festungstrümmer feuerheiß
Voran dem Heere sich entschlossen schwang
Und in die Stadt siegkühn der Erste drang.

Nach diesem Bilde hob zur Einleitung einer parallelen Vorstellung der Prolog wieder an:

Den sechsundzwanzigjähr'gen Sanzio
Hat euch dies Bild gezeigt, und wenig mehr
Als ein Jahrzehnd blieb Rom noch seiner froh.
Der Himmel ließ (er liebt ihn allzu sehr)
Von einem stillen Freitag ihn zum andern
Durchs Leben siebenunddreißig Jahr' nur wandern;
Doch diese kurze Wallfahrt war ein Gang
Von einem reinen Sieg zum andern Sieg;
Unglaublich reiche Saat des Schönen drang
Aus seiner Hand, und Ernt' um Ernte stieg;
Von Lieb' erwärmt, vom Edeln treu verehrt,
Nahm er, an Ehr' und Wirkung stets gemehrt,
Ins Groß' und Größte mit beschwingtem Schritt
Die eig'ne heit're Seelenklarheit mit;
Und als den Vatican sein rascher Tod
Erzittern machte*), blieb der Welt sein Namen
Der Anmuth höchstes Wort; sein Abendroth
Erlosch nicht; durch die Zeiten welche kamen,
Bis heute gießt der Nachglanz tief und klar
Die Harmonie die seine Seele war.

Dem deutschen Meister, den er wohl erkannt
Aus Werken ihm zum Freundestausch gesandt,
Und hoch ihn rühmte — war in seinem Leben
Und seiner Kunst ein ander Maß gegeben.
Vor Sanzio geboren zwölf der Jahre,
Sank an dem Sterbetage Sanzio's
Acht Jahre nach ihm Dürer auf die Bahre.
Dies zwanzig Jahre läng're Lebensloos
War läng'res Dulden. Erstlich, an der Schwelle
Des Jünglingsalters, als, zu Vaters Kunst
Erzogen, er in Silber Christi Fälle
Getrieben, da erbat er noch die Gunst
Sich dem Beruf des Malens hinzugeben.
In strengen Meisters Zucht drei Jahre dann,
Mißhandelt von Gesellen, blieb sein Streben
Standhaft und rein. Frei wurd' er, wandert' aus,
Und ward als vielgeübt und selbstgelehrig,
In jeder Handkunst groß; er kam nach Haus,
Vermählt und Meister dreiundzwanzigjährig.

Von Kampf und Dienst bisher, nun von der Pflicht
Des Mannes war umzirkt sein Jugendleben;
Doch ernstgesinnt und stark empfand er nicht
Den Druck in den er willig sich ergeben.
Was in der Heimat Mauern, wo Natur
Karg war, Handwerk betriebsam, Satzung eng,
Als Bürgertugend galt, Fleiß nach der Schnur,
Entsagung immer nüchtern, immer streng,
Dem lebt er ehrlich nach, geruhig fügsam,
Bei steter Arbeit gleichmuthvoll genügsam.

Nie war ein Auge schärfer als das seine
Zu seh'n der Dinge Maß und Eigenschaft,
Nie sich'rer eine Hand fürs Derb' und Feine,
Noch unerschöpfter je Einbildungskraft;

---

*) In Rafael's letzten Tagen senkten sich plötzlich die Loggien des Vaticans und nöthigten Leo X. und seine Umgebung zu schleunigem Wechsel der Wohngemächer.

Sein Pinsel unterschied die zart'sten Schatten,
Sein Stichel gab des Lebens Bilder voll,
Und wie ihm Form aus Stift und Feder quoll,
Grub er sie leicht und fest aus Holzes Platten,
Goß sie in Erz, schnitt künstlich sie aus Bein.
Nichts war was wirklich, seinem Sinn zu klein,
Thier, Pflanze, Werkzeug und Geräth, er faßt' es;
Er lehrte Vesten bau'n und in die Reih'n
Buchstaben richten; er ertrug Verhaßtes
Und Häßliches, und gab aus hellem Blick
Auch Misgebild der Welt und Zeit zurück;
Und durch Seltsames brach dann und Gemeines
Stark seiner Schöpfung Mächt'ges, Großes, Reines.

Fremd seinem Werk wie seinem Leben war
Entzückter Sinne sel'ge Trunkenheit,
Die, wie an Sanzio's Bildern offenbar,
Was sie umfaßt, im Bad der Schönheit weiht;
Des Deutschen Macht vielmehr war, auszuhalten
Im Widerspruch der Dinge und Gestalten,
Und ihm gegeben daß in seiner Blöße
Von solcher Anmuth, die zur Seele dringt,
Bewund'rung er und Ehrfurcht doch erzwingt
Durch reiche Kraft und Ernst und bied're Größe.

Auch seine Zeit, obwol voll Wind und Wetter,
Nahm seiner wahr. Der Kirchentafeln Fülle
Trug, und der Schatz gedankenreicher Blätter,
Weit seinen Ruf umher, und in die Stille
Der Werkstatt drang der Besten Beifallszoll.
Der Kaiser, jener Maximilian,
Deß tapf'rer Muth gleich unverdrossen quoll
In allen Müh'n und Kämpfen seiner Bahn,
Macht' ihn zu seinem Maler, der ihm schön
Mit unserm Kranach sein Gebetbuch schmückte.
Auch die Gemahlin ließ, die frühentrückte,
Durch Dürer's Kunst er sich ins Auge seh'n,
Und sie und sich von ihm im Altarbilde
Gesellen zu Gestalten ew'ger Milde.

Die „Ehrenpforte" hat der Ehrenmann
Dem Kaiser, hat nach seinem Tod ihm dann
Prachtvoll gezeichnet des „Triumphes Wagen",
Und in vielfält'gen Blättern sein Gesicht
Dem Volk vertraut zur Nachwelt fortgetragen.

O, unverdient ist dies Gedächtniß nicht.
Der Max ja war es der zuerst es wollte
Daß Deutschland Ein Staat sein in Wahrheit sollte,
Durch Kreisverfassung, durch des Friedens Pflicht,
Und ein von ihm gegründet Reichsgericht.
So sammelt nun in Liebe eure Geister,
Zu schau'n bei diesem Kaiser diesen Meister.

Nachdem also Dürer, und ihm zum Bildniß sitzend Maximilian I. vorgestellt war, wurden noch Die vier Apostel von Dürer, nach einigen Versen über die Entstehung und Bestimmung dieses seines letzten Werkes, und zum Schlusse Die drei Tugenden von Rafael (Stärke, Klugheit, Mäßigung), auch nach vorgängiger kurzer Erklärung, in lebenden Bildern zur Anschauung gebracht. Die ganze Reihe dieser Festgemälde, die von den Malern Martersteig und Preller sehr sorgfältig gestellt wurden, war von der glücklichsten Wirkung. 55.

## Sierra Leone.

Ref. glaubt sich zu erinnern daß ein englisches Buch: „White man's grave", vor längerer Zeit in d. Bl. Erwähnung gefunden hat. Sollte er sich irren, so genügt jetzt die Bemerkung daß das fragliche Buch einigermaßen zu dem Zwecke geschrieben zu sein schien Sierra Leone als einen angenehmen und gesunden Aufenthaltsort darzustellen, welcher unbegreiflicherweise für das Gegentheil gelte. Das Unbegreifliche wurde dem Verf. von der Kritik durch statistische Nachweise veranschaulicht, aber einem neuerlich über dieses „verleumdete" Küstenland von Westafrika erschienenen Buche: „A residence at Sierra Leone; described from a journal kept on the spot, and from letters written to friends at home, by a Lady; edited by Mrs. *Norton*" (London 1849), war es vorbehalten sowol die in England gegen jene Niederlassung gehegten „Vorurtheile" zu rechtfertigen als den Verf. von unlauterm Verdachte zu reinigen. Er hat sich getäuscht — voilà tout. Wahr ist daß Sierra Leone ein Paradies erscheint, aber nicht ist. Seine Scenerie blendet, ist die schönste die man sich denken kann, und bietet soviel Neues und Interessantes daß ein empfänglicher Mensch während eines Aufenthalts von wenigen Wochen, was Beides bei dem Verf. zutraf, nicht Zeit hat krank zu werden und durch eigene Erfahrung sich zu überzeugen daß das Klima eins der ungesundesten auf Gottes weiter Erde ist. Alles Dies hat die Verfasserin des neuen Buchs an sich erlebt. Im ersten Theile ihres „an Ort und Stelle geführten Tagebuchs" äußert sie ihr Erstaunen über die beunruhigenden Zeitungsberichte in Betreff eines Klimas welches von Tag zu Tag gesünder werde, jemehr Bäume man wegschlage und jemehr Sümpfe man trockenlege. Zwischen diesem ersten und dem zweiten Theile ist die Dame ernsthaft krank gewesen, und nun — pfeift das Vögelchen anders. Sie wundert sich woher der Verf. von „White man's grave" die Farben zu seinem schönen Gemälde und den Muth genommen sogar die Ungesundheit des Klimas zu leugnen. Anfangs erschrack sie wenn sie vom Tode eines Menschen hörte den sie Tags vorher frisch und rüstig gesehen. Später schreibt sie: „Es befremdet mich jedesmal wenn ich höre daß Jemand genesen ist." Ein Handelsschiff soll nach England abgehen. Sie wünscht Briefe mitzugeben und läßt nach dem Abfahrtstage fragen. Antwort: „Ann Grant ist segelfertig, kann aber wegen Absterbens sämmtlicher Mannschaft nicht in See gehen." Solches war sie freilich nicht vermuthend als sie bei der Ankunft in ihr Journal schrieb: „Beim ersten Strahl des Morgens welcher durch das kleine Fenster in meine Kajüte fiel, schaute ich neugierig umher und erblickte phantastisch angestrichene Gebäude im vollen, herrlichen Glanze einer tropischen Sonne und darüber hinaus die ragenden Gebirge von Sierra Leone. Durch den leichten schattigen Nebel erschien ihr Grün weicher und schöner als das des nähern Laubes, obwol auch hier eine übernatürliche Färbung dem Auge auffiel und seltsam abstach gegen das dunkele Kirschbraun des Bodens auf den Fußpfaden und längs den Ufern des Flusses — es war die ganze Landschaft ein Bild ewigen Sommers." Das Schiff legt an. „Denke dir einen schmalen, verborgenen Einschnitt ins Land; die Wellen kräuseln gegen lockere, mit weißen Seemöven bedeckte Felsstücke, das steile rothe Ufer bis zum Wasserrand mit grünen Zweigen gesäumt, und zwischen dem glänzenden Laube, namentlich den breiten Blättern des Pisangs und der Platane, lauschen die Strohdächer der Hütten Eingeborener hervor, während eine hohe Treppe von rohbehauenen steinernen Stufen, der Weg den wir zu gehen hatten, den ehemaligen Landungsplatz bei den Ruinen eines Hauses bezeichnete, die nahe genug ein malerischer Zug an einem Orte zu sein dessen sanfte stille Schönheit mich an die Gemälde eines Poussin und Claude mahnte." Aber, wie angedeutet, der hinkende Bote kam nach. Uebrigens sind die Schilderungen der Verf. warm und lebendig, ungefähr von der Wirkung eines Kaleidoskops. 8.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 106. —— 3. Mai 1850.


## Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

19. Timoleon. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Von Georg Schmidt-Ebers. Leipzig, Weber. 1849. 8. 1 Thlr.

Der Uebergang von jenem verfehlten zu diesem vielfach gelungenen Tendenztrauerspiel ist jedenfalls ein erfreulicher. Befriedigt auch nicht Alles darin die höhere Kritik, so enthält diese Tragödie in ihrer poesievollen und richtigen Auffassung des antiken Lebens doch viel Befriedigendes. Der Verf. ist selbst sein strengster Kritiker gewesen, denn er lebt nicht mehr. Sein Streben aber war darauf gerichtet die Einfachheit und natürliche Starrheit eines antiken Stoffs mit der Beweglichkeit und der Gefühlsfülle zu vermitteln die wir Modernen und Epigonen von dem Kunstwerk überhaupt fodern. Er ist damit weit über Alfieri hinausgegangen, der auch einen „Timoleon" schrieb, aber dabei in der ihm eigenthümlichen Starrheit stecken blieb. Dies redliche Wollen müssen wir zunächst anerkennen; der Verf. hat bewiesen daß die Gefühlsseite in der Menschennatur den antiken Stoffen gar nicht so fremd ist als man gewöhnlich annimmt, und daß Leben und Bewegung sich nicht von ihnen ausschließen. Der tragische Conflict besteht hier bekanntlich in dem Kampf der Bruderliebe gegen die Liebe für Vaterland und Freiheit, und dieser Kampf ist hier, an glücklich gewählte äußere und innere Motive geknüpft, vollkommen dramatisch und wirksam entwickelt. Eine sanfte Sitte und eine gewisse milde Philosophie durchwehen dabei das Ganze, sodaß wir, mehr als bei Alfieri der Fall ist, innewerden uns wirklich unter Griechen zu bewegen, während die Griechen des italienischen Tragöden Nichts als erstarrte Römer darstellen. Der Stil erinnert im Allgemeinen an den Halm's, der hier wol mehrfach zum Vorbild gedient hat, z. B.

Orttagoras.

> So ist die Jugend! O mein Aeschylos,
> Gleichwie der Schiffer, der voll Muth hinaus
> Ins hohe Meer treibt sein gezimmert Haus,
> Und dann erfährt wie arg die Stürme toben
> Auf diesem treulos falschen Element —
> So wirst du es, mein Aeschylos, erproben;
> Und wie auch jetzt dein Muth nach Thaten brennt,
> Du wirst dich sehnen — nach des Pharus Schein,
> Und müd' am Port — ziehst du die Segel ein!
> Von eitlem Ruhm entfernen seinen Sinn —
> Glaub' diesem weisen Herren — ist Gewinn.

Oder:

> Das Glück hat keine Heimat, keine Laren.
> Ein leichter Geist, vom Körper nicht beschwert,
> Durcheilt es flüchtig aller Völker Lande —
> Der Schmerz hält fest am centnerschweren Bande.

Die reiche Rhythmik des Stücks verleitet den Verf. zuweilen, da sie ihm leicht wird, zu opernhaftem Wechsel von Vers und Tonfall; aus dem Schmuck ist so, weil er überladen erscheint, ein Mangel geworden. In dieser Beziehung ist namentlich der Schluß des Stücks tadelnswerth, indem sich hier der tragische Ernst völlig in die melodische Opernsprache verliert, z. B. wenn der scheidende Timoleon ruft:

> O Poseidon! Befreundet unsern Schiffen,
> Die oft dein Grün gefurcht mit ihrem Kiel,
> Geleit' uns fern von deiner Tiefe Riffen,
> Mit sanftem Ost geleite uns zum Ziel!

Dagegen ist an der Führung der Fabel mit vollem Recht zu loben die Art und Weise wie der Bruderkampf sich an der Liebe zu Helena zum letzten Ausbruch entzündet, und das Zartgefühl mit dem die Tödtung des Bruders durch den Bruder mehr in eine geistige als eine körperliche Handlung gelegt wird. So spricht dies Drama poetische Wärme, Befähigung und Durchdringung des Kunstgesetzes unverkennbar aus, und darf mit Recht als eine schätzbare Hinterlassenschaft eines früh geschiedenen schönen Geistes bezeichnet werden.

20. Erich XIV. Trauerspiel in fünf Acten nach einem schwedischen Sujet. Von Heinrich Asmus. Lübeck, von Rohden. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es ist keine Frage daß die Geschichte König Erich's XIV. von Schweden für alle Zeiten ein hochtragischer Stoff sei. Sie ist Dies in so weitem Grade daß wir uns oft im Stillen gewundert haben wie dieser Stoff dem großen Blicke Shakspeare's, der unmittelbar nach ihrer Entwickelung auftrat, habe entgehen können. Es muß den Zeitgenossen an der Einzelkenntniß dieser Ereignisse wol mehr gefehlt haben als uns. Diese Natur des Stoffs bewirkt daß zahlreiche Bearbeitungen desselben unter uns erschienen sind; es ist ein Stoff an dem sich der breite Blick des Dichters, Glut und Naturwahrheit bewähren kann, und der selbst von geringerm Talent fast niemals ohne Erfolg in Angriff genommen wird. Leidenschaft wie sie der Dramatiker braucht, ein Kampf um durchaus edle Güter, Königthum und Freiheit, gleichberechtigt, glühende Liebe, eine große Katastrophe, ein großer Untergang, eine vollkommen dramatische Peripatie und im Hintergrunde ein Volksgeschick — alles Dies ladet zu diesem Stoffe lebhaft ein. Vor allen Dingen gibt sich hier zu erkennen ob in der Brust des Poeten der diesen Stoff ergreift die Naturlaute der Leidenschaft einen poetischen Widerhall finden, oder ob er nur ein Kunstwort ist und nach conventionnellen Formen, Wirkungen und Versen strebt. So denn auch hier. Wir haben eine Arbeit vor uns die gegen viele Foderungen des Dramas verstößt, die den Vers oft misachtet und in sprachlicher Beziehung wie in der Technik des Dramas viel zu wünschen übrigläßt, in der aber die Naturstimme der Leidenschaft in wunderbare Laute ausbricht und poetische Affecte der anziehendsten Art sich Luft machen. Es ist

ein dichterisches Werk, nicht gerade formlos, aber voll starker Formverletzungen. Der Ausdruck der Leidenschaften ist dem Verf. in hohem Grade, die künstlerische Bewältigung und Bändigung derselben ist ihm nicht gelungen. Sie läßt sich erlangen: Erfahrung und Willenskraft führen dazu; das Andere aber ist ein freies Geschenk der Natur: beide stehen zueinander wie Genie und Talent. Die Geschichte Erich's ist bekannt; es ist bekannt wie seine Liebe zu Katharina Mansdotter ihn mit seinem Hofe, seiner Aristokratie verfeindet, ihn zum Volkskönig macht, wie er die Häupter des Adels in maßlos gesteigerter Leidenschaft vernichtet, hinschlachtet, vom Volk verlassen fällt und wie er im Wahnsinn endet, nachdem er das Haus der Sture zerstört; hier von Stenbock erschossen, nach Andern aus den Fenstern des Schlosses Gripsholm herabgestürzt. In den ersten Acten tritt die Liebe zu Katharina in schönen Naturlauten, besonders auf Seiten der Geliebten, Nordens Engel, in den Vordergrund; der politische Kampf entspinnt sich später, und er hat seinen Culminationspunkt im vierten Act, wo die Leidenschaft des Königs nahezu an Raserei streift. Zuerst fällt der jüngere Sture seiner Wuth. Die Scene ist schön. Erich ruft:

Dein Herzblut will ich — mach', gib's her!

Er verwundet den Flehenden. Dieser zieht den Dolch aus der Wunde, küßt ihn und überreicht ihn kniend dem königlichen Mörder mit den Worten:

Es quillt das Blut so rein aus seinem Bronnen,
Es bittet dich gerührt mit rothem Munde,
Laß diese klaren Tropfen dich versöhnen,
Laß es die letzten sein die, Herr, hier fließen.

Erich.

Ja, grad' die letzten will ich fließen sehen,
Nach all den andern dürst' ich nicht.

Sture.

Ach, lösch' nicht aus mein schwaches, junges Leben —
Es ist für dich ein Kleines mir's zu nehmen,
Mir aber wird es schwer es zu verlieren,
Es wird das Herz des Vaters und der Mutter brechen.

Erich.

Brach meiner Mutter Herz nicht eh' ich's kannte?

Sture.

Du bist kein Mensch! Du bist ein wildes Thier!
Auf Leben oder Tod beginn' der Kampf jetzt hier!

Erich stößt ihn nieder. Ein Moment der Reue folgt; da tritt Sture, der Vater, zu ihm. Er erblickt den todten Sohn. „Herr, Das ist mein Sohn. Das ist mein Blut das dort fließt, mein Herz das dort gebrochen liegt, mein Augenlicht das da ausgelöscht ist für immer. Es ist meine Jugend, mein Reichthum, mein Leben, meine Nachwelt; Das bin ich tausend mal das dort liegt, besudelt, zerrissen, zerfleischt, hingeworfen. Und Das ist Eure königliche Arbeit!" Erich. „Verzeiht mir, Graf!" Sture. „Verzeihen? Nimmer! Nimmer! Nie! Ich schleudere Flüche, unersättliche, unaussprechliche Flüche auf Euch. Ich fluche deinem Haupt, deinem Herzen, deiner Seele. Dem Henker deinen Körper, der Schande deinen Namen — der Hölle —" Erich. „Halt ein! Du rufst deinen Todesengel! Knechte!" Sture. „Fluch deinem Sohn, deinem Erstling, Schimpf, Armuth, Ketten. Dein Geschlecht sei ausgestrichen aus dem Buch der Lebenden!" Erich. „Knechte — bringt ihn um in seinem Blute. Und die Andern auch — Stenbock, Löwenhaupt, Erich Sture — daß kein Sture mir entgeht!" Sture fällt, den Sohn segnend.

Wir gestehen daß wir in diesem Naturschrei der Vaterliebe, in diesen kunstlosen Worten mehr Poesie entdecken als in den gedrechselten Phrasen mit welchen sich die gleiche Scene bei den Vorgängern unsers Dichters schmückt. So spricht ein Vater, so flucht ein Vater dem Mörder seines Lieblings; so stirbt ein schuldloser Knabe, so stirbt ein Vater der ihn rächte; so endlich sprechen die Griechen und so spricht Shakspeare. Das hohle Phrasengeklingel in guten Versen lassen wir dagegen gern den Franzosen und ihren Nachbetern.

Aehnlicher Stellen gibt es viele in diesem Drama; z. B. als die Königin die Leichen der Erschlagenen erblickt und die Knechte fragt:

Ha, habt ihr den ermordet?

Belamson.

Wir haben ihn erschlagen!

Königin.

Ihr? Ihr?

Belamson.

Wenn's besser klingt — der König!

Dagegen können wir den befremdlichen Gedanken nicht loben daß der Verf. den getroffenen König noch einmal zum Leben erwachen, bereuen und seine eigene Tragödie mit den Worten schließen läßt:

Sing', Nachwelt, mit Posaunenschall — volltönig —
Den Fürsten allen — vom gefall'nen König!

Hier war Schweigen das Bessere; die Lehre die der Dichter gibt spricht von selbst und durch sich. Thäte sie Das nicht, so wäre das Drama umsonst geschrieben, und Dies ist so wenig der Fall daß wir dasselbe vielmehr und trotz seiner formellen Gebrechen doch als eine der geistvollsten unter den dramatischen Arbeiten der letzten Jahre dankbar begrüßen wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Erster Artikel.

Wir werden noch manche historische oder doch historisirende Monographie erleben aus den letzten Jahren. Es werden sich diese Monographien eben mehr auf dem reinen Geschichtsboden bewegen müssen, sich mehr schildernd, beschreibend, darstellend verhalten, mehr eigene Eindrücke widerspiegeln und Erlebnisse berichten müssen als daß sie einen großen politischen Anlauf nehmen sollten. Denn mit dem Politisiren, dem forcirten Sichfarbegeben, dem Zurschautragen des fractionnellen Grolls ist es im Augenblick Nichts. Es bleiben für den Schriftsteller der den heutigsten Zeitläuften seine Feder widmet nur zwei Formen: entweder die reinpragmatisch-historische Auffassung — auf die kein wissenschaftlicher Mann so vorzeitig kommen wird — oder das anschauliche Lebensbild, mit Abschüttelung alles Dessen was bangemachen, verletzen, kränken und erbittern könnte.

Eine solche lebensbildlich-anschauliche Monographie, die vom Historischen nur das Erlebniß, von seiner Darstellung nur die glatte, runde, nettbegrenzte Schilderung entlehnt, haben wir vor uns in dem nachstehenden Werke:

Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege von F. W. Hackländer. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Hier ist von keiner principiellen, politischen Absichtlichkeit die Rede, sondern was hier Dargestelltes existirt kommt unverholen aus seiner Atmosphäre, die es in keiner Weise verleugnet, und diese Atmosphäre ist: das Hauptquartier des Feldmarschalls Radetzky in dem beispiellos kurzen italienischen Märzfeldzuge des vorigen Jahres. Dies Dargestellte hat eben blos die Absicht: darzustellen was in und um dieses Hauptquartier vorsichging. Es ist eine sehr gescheit concipirte Beschreibung, dabei anmuthig-gruppirend und in derjenigen plastisch-oberflächlichen, immer aber anziehenden Form gehalten, die wir insbesondere bei denjenigen Schriftstellern finden welche vorzugsweise für Zeitungen correspondiren. Es ist Dies eine

Plastik der Taktik, und die Taktik, wenn sie als Naturtalent bereits vorhanden, lernt und übt sich bekanntlich am besten in einem Hauptquartier.

Es war bei einem starken anhaltenden Regenwetter am 8. März (1849) des Abends daß unser Autor, Hofrath Hackländer, Stuttgart im Postwagen verließ um sich über Ulm, Kempten, Lindau, Bregenz, Chur, über den Splügen u. s. w. nach Mailand zu begeben. Der Zweck dieser Reise war kein anderer als: das Hauptquartier Radetzky's aufzusuchen, sich diesem zeitweilig einzuverleiben, und von hier aus nach Ablauf des Waffenstillstandes mit Sardinien, von wannen aus ein neuer Feldzug in unfehlbarer Aussicht stand, „über die Heldenthaten der östreichischen Armee in der augsburger «Allgemeinen Zeitung» getreu zu berichten". Es sind Dies die eigenen ausdrücklichen Worte Hackländer's.

In Mailand angekommen, wird derselbe nicht allein ohne alle Schwierigkeit, sondern mit wahrer Zuvorkommenheit dem Hauptquartier aggregirt, und kaum hat er sich in seiner zukünftigen Eigenschaft als halbofficieller Correspondent für die obengenannte Zeitung den einflußreichsten Männern des Hauptquartiers: dem Feldmarschallieutenant Heß, Chef des gesammten östreichischen Generalquartiermeisterstabs, und dem Feldmarschallieutenant Schönhals, erstem Generaladjutanten, vorgestellt, so trifft auch gleich den Tag nach seiner Ankunft am 12. März die Kündigung des Waffenstillstandes piemontesischerseits im Hauptquartier ein. Als am Abend dieses von unserm Verf. als „denkwürdig" bezeichneten Tags natürlich eine ungemeine Bewegung im Hauptquartier und rings um dasselbe entstand, hatte die feldzugbegeisterte Soldateska, im voraus berauscht von Lorbern und Ruhm, freilich keine Ahnung davon daß dieser Feldzug nicht länger als eben nur acht Tage dauern sollte. Leider blieb der berauschende Gedanke: in einer Kürze Turin mit Sturm zu nehmen, für die „Kinder" des „Vaters Radetzky" unbewahrheitet.

Bald wurde unser Verf. Radetzky selbst vorgestellt. Der Empfang war überaus gütig. Der Marschall äußerte sich über die oft entstellenden Berichte welche die augsburger „Allgemeine Zeitung" über ihn und seine Handlungsweise gebracht, und fügte hinzu: „Freilich muß man in der Nähe sein um die Wahrheit zu wissen, und damit Sie im Stande sind dieselbe bei uns zu erfahren, so lade ich Sie mit Vergnügen ein den Feldzug in meinem Hauptquartier mitzumachen. Eberhardt soll das Nöthige für Sie besorgen."

Der Marschall äußerte sich noch über so Manches gegen Hackländer; unter Anderm sprach er über die Wühlereien unter dem Militair. Wie er solche in Bezug auf seine Armee ansah, mögen diese Worte sagen, die allerdings unter so kritischen Conjuncturen von einer merkwürdigen Sicherheit zeugen, von einem grandiosen Fiducit, das freilich von einer fast jahrhundertalten Sachkenntniß gehoben und getragen wird:

„Sie werden sehen", sprach der Marschall zu unserm Autor, „wir Soldaten sind hier eine einzige große Familie. Der Offizier kennt seine Leute, lebt mit ihnen so innig als es thunlich ist, sorgt für seine Untergebenen, und hat sich so zu stellen gewußt daß der Soldat vertrauensvoll zu ihm emporsieht. Sie werden aber auch sehen wie meine braven Offiziere ins Feuer gehen, immer dem Regimente voran, und Das flößt den Soldaten in und außer dem Dienst Achtung ein. Verführungen durch ein paar elende Gläser Wein können in meiner Armee nicht leicht vorkommen. Wo solche Versuche gemacht würden, da ließe ich den Soldaten das doppelte Quantum geben, einen lustigen Steierer aufspielen, und ich glaube es bliebe mir Keiner weg."

Dies ist Radetzky's Praxis, es ist aber unbestreitbar die richtige Weltpraxis. Die Persönlichkeit Radetzky's, des damals fast 84jährigen Greises, bezeichnet der Verf. als eine so wunderbar anziehende wie er selten etwas Aehnliches gesehen. Seine Sprache ist tief und klangvoll, seine Redeweise treuherzig, seine Mundart vorherrschend östreichisch. Güte und Wohlwollen sollen sich überall in seinen Zügen aussprechen.

Es ist interessant die nachstehende ausführliche Schilderung des persönlichen Wesens dieses Feldherrn zu lesen, in Betreff dessen vielleicht manchem Leser erst aus eben dieser Schilderung die Thatsache hervorgehen wird daß Dies ein Wesen ist welches auch sich liebenswürdig zeigen und geliebt werden kann. Es gibt noch in diesem Augenblick Viele die diesen Mann nur zu hassen vermögen. Eben darum darf die Stimme nicht verhallen welche es laut verkündet daß er auch geliebt werden kann. Und offen gestanden: wir glauben hier mehr unserer eigenen Combination aus dem vorliegenden Werk, also jenem apriorisch-synthetischen Urtheil, das kaum je trügt, als der bloßen Versicherung eines Autors der zwar Hofrath ist, aber doch aus einem Hauptquartier für eine Zeitung correspondirt über die „Heldenthaten" einer Armee die von diesem Hauptquartier aus ihre Lebenspulse empfängt:

„Joseph Wenzel Graf Radetzky von Radetz wird am 2. Nov. d. J. 84 Jahre alt, doch verräth sein Aeußeres durchaus nicht ein so hohes Alter. Er ist nicht groß, aber kräftig gebaut, ohne jedoch stark zu sein, und geht gewöhnlich sehr gerade und aufrecht mit schnellen Schritten einher. Ist er in seinem Zimmer, so hat er die Hände gern auf dem Rücken; spricht er mit Jemand den er wohl leiden kann, so schiebt er seinen Arm unter den des Andern, oder nimmt ihn auch bei der Hand und spaziert mit ihm auf und ab. Seinen Kopf trägt er kaum merklich gebückt, schaut aber frei um sich, die Züge seines Gesichts sind das Einzige woran man sein hohes Alter erkennen kann; doch haben sie dabei einen ungemein gewinnenden Ausdruck, und zeigen unverkennbar das Gepräge seiner Herzensgüte. Ebenso gern wie er einen Spaß anhört, macht er auch selbst einen, er hat einen guten Humor und sagt seine guten Einfälle in einer Gutmüthigkeit die hinreißend ist; wenn er so recht heiter und vergnügt ist, namentlich wenn er lacht, und er kann recht herzlich lachen, so steigert sich der lebendige Ausdruck seines Gesichts ungemein, seine biedere große Seele liegt in solchen Augenblicken offen da, und man sieht auf den klaren Grund seines Herzens, der rein und glänzend ist, ohne Falsch und Bitterkeit. Wenn er heftig lacht, wischt er sich mit seinem Sacktuch zuweilen die Augen; sein Kopf ist eher rund wie länglich, seine Stirne hoch, der Blick seines Auges freundlich und beredt, und wenn er mit Jemand spricht, sieht er ihn fest an. Dieser Blick, ohne hart oder streng zu sein, hat etwas so Ergreifendes und Gewinnendes, dabei Forschendes und Gebietendes, daß ich glaube es ist unmöglich vor ihm Etwas zu verheimlichen was man auf dem Herzen hat, oder noch unmöglicher vor dem alten Herrn eine Lüge zu sagen. Hört er einem wichtigen Vortrag zu, so senkt er nachdenkend den Kopf und stützt wol eine Hand in die Seite. Sein Haar ist weiß und ebenso sein kleiner Schnurrbart, den er seit der Schlacht von Novara stehen ließ."

„Die Stimme Radetzky's ist tief und kräftig; wenn er vergnügt ist und einen Offizier Etwas fragt, so weicht er bisweilen von dem förmlichen «Sie» durch die Worte ab: «Meint Ihr's vielleicht nicht auch so, Freund?» Ja bei außerordentlichen Fällen der Gewohnheit sagt er auch wol ganz vertraulich «Du». Beim Durchlesen der Berichte über glänzende gelungene Gefechte, oder wenn er sieht wie seine braven Truppen muthvoll und freudig angreifen, dann lacht er gern laut auf vor Freude. Ich hatte das Glück später in der Schlacht von Novara lange an seiner Seite zu stehen, und hielt ihm mehre male sein Fernrohr, und muß gestehen daß ich auf diese Dienstleistung mit Recht stolzer bin wie vielleicht mancher Großwürdenträger der seinem Fürsten die Krone vortrug. Wir hatten vor uns eine kaiserliche Batterie, die unaufhörlich ein furchtbares Feuer auf die Piemontesen unterhielt, ein Feuer vor dem die feindliche Artillerie trotz ihres schweren Kalibers baldigst weichen mußte. Da war der alte Herr ganz glücklich. «Schauen's, schauen's!», sagte er ein mal über das andere mal, «wie die braven Leute

schießen; denen muß man gleich was Angenehmes sagen», und bei dem dicksten Kugelregen wollte er ihnen entgegen um seinen Kindern mit einigen freundlichen Worten zu danken."

„Dagegen umflort sich sein Blick wenn er von den Gefallenen und Verwundeten hört, und tiefe Bekümmerniß malt sich in seinen Zügen beim Anblick all des menschlichen Elends, und aus tiefster Brust seufzt er zuweilen: «Jesus Christus!» In Zorn geräth er selten, kann aber dann für den Betreffenden heftig und unangenehm werden; doch kommt Dies nur bei groben Nachlässigkeiten vor, und namentlich bei Vergehen der Verpflegungsbeamten, wenn durch Vergeßlichkeit oder schlechte Anordnung der Soldat sein Brot und seinen Wein zu spät oder in mittelmäßiger Qualität erhielt."

„Der Marschall hat ein offenes gutes Herz für alles Unglück, mag es Freund oder Feind betreffen, und handelt mit der strengsten Unparteilichkeit. In Garlasco, wo die Soldaten, nachdem sie den Feind bei Gravellone und La Cava zurückgeworfen, einige kleine Excesse begingen, das heißt Brot und Wein wegnahmen, bestrafte er diese Leute auf das strengste, ließ durch den Ortsvorsteher augenblicklich eine Summe Geldes an die Beschädigten austheilen, und gab zu einer Sammlung welche die Offiziere des Hauptquartiers zu demselben Zweck unter sich veranstalteten eine sehr reiche Gabe."

„Die Thaten des Feldmarschalls, sowol als General wie als Staatsmann, sind zu bekannt, sie liegen so nahe vor uns und bezeugen so glänzend seinen großen Geist und seine vielseitige Bildung um darüber etwas Weiteres zu sagen; er spricht Deutsch, Französisch, Italienisch mit gleicher Fertigkeit, unterhält sich aber am liebsten in der deutschen Sprache. In seinem Salon bei seinen Diners ist er vollendeter Weltmann und freundlicher Wirth. Die tiefe Verbeugung eines jeden Eintretenden beantwortet er, auch wenn er im Gespräch begriffen ist, mit einer vertraulichen Handbewegung, und eine gewisse Pantomime sagt augenblicklich, man solle Hut und Säbel ablegen; auch hat er für Jeden ein paar liebenswürdige Worte, und geht gewöhnlich bei der ganzen Gesellschaft herum, ohne dabei in die Steifheit des gewöhnlichen Cercle-Abhaltens zu verfallen. Hierbei kommt ihm nun natürlich sein außerordentlich starkes Gedächtniß zu Hülfe: er kennt das Leben fast jedes Einzelnen der zu ihm kommt, und weiß das Gespräch immer mit einer freundlichen Erinnerung zu beleben; auch erweckt er in hohem Grade das Zutrauen Aller welche ihm nahen, daher bewegt sich auch die ganze Umgebung, den großen General und Staatsmann natürlich auf das höchste achtend und verehrend, doch stets ohne Zwang und leere Förmlichkeiten um ihn. Mit den höhern und niedern Offizieren seiner Umgebung lebt der Marschall auf vertraulichstem, angenehmstem Fuß, und läßt dieselben nie in einer sie verletzenden Weise die Ueberlegenheit seiner Stellung und Persönlichkeit fühlen. Häufig trat er mitten unter uns wenn wir zusammen lachten oder Geschichten erzählten oder um ein Feuer saßen, und mischte sich in die Unterhaltung. Er konnte es nicht leiden wenn Alles von den Sitzen aufsprang und Feldmütze und Cigarren verschwanden. «Bleiben's sitzen, Freund», rief er dann, «machen's keine Sachen, setzt's mir die Mützen auf.» In frühern Jahren, als Cavalerieoffizier, hatte er auch seine Pfeife, raucht aber jetzt nicht mehr."

„Mit den Soldaten umzugehen hat er eine eigene Gabe, und die Verehrung und Liebe derselben für ihn grenzt an das Unglaubliche; er spricht gern mit ihnen, tritt zu einer Gruppe Grenadiere, Jäger oder was gerade in seiner Nähe ist, und erkundigt sich nach ihren Verhältnissen; wie oft sah ich daß er zu einzelnen Schildwachen ging und denselben, da es ihnen verboten ist auf dem Posten Etwas anzunehmen, einige Zwanziger in die Patrontasche steckte. In Novara erzählt man wie der alte Marschall häufig arme Leute auf der Straße beschenkt habe; bei dem Vorbeimarsch der Truppen trat er in die Reihen, hier einen alten Unteroffizier begrüßend, dort einen Offizier auf die Schulter klopfend, oder zu den meist blutjungen wiener Freiwilligen und Jägern freundliche ermunternde Worte sprechend, und so herzlich und liebevoll war er bei allen Veranlassungen."

Die Lebensweise des Feldmarschalls schildert der Verf. als sehr einfach. Er steht Morgens 5 Uhr auf, beginnt sogleich seine Arbeiten, und frühstückt eine Stunde später seinen Kaffee oder Chocolade mit den Adjutanten und Ordonnanzoffizieren vom Dienst. Um 10 Uhr wird ein Gabelfrühstück eingenommen, dann folgt um 4 Uhr Nachmittags das Diner, meist nur aus zwei Gerichten bestehend, wozu der „alte Herr" seine Flasche Rothwein trinkt. Nach dem Thee, der Abends 7 Uhr gereicht wird, spielt er ein wenig Tarok mit den eingeladenen Offizieren, und legt sich Schlag 9 Uhr zu Bett. Der „alte Herr" ist übrigens noch ein sehr guter Reiter. „Seine Pferde sind starke Mecklenburger, meistens Schimmel, sein Sattel deutsch mit reichgestickter Feldmarschallsschabracke, das Kopfzeug des Pferdes mit goldenen Nägeln besetzt." Der gewöhnliche Anzug des Marschalls ist ein grauer Rock mit goldbesetztem Kragen, dazu der Cavaleriesäbel und ein Hut mit grünen Schwungfedern. So finden wir den „alten Herrn" figurirend im feinen Stahlstich vor dem Titelblatt des in Rede stehenden Buchs.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Miscellen.

### Eine neue Erfindung.

Ein Arbeiter in Manchester hat für seinen persönlichen Gebrauch eine sehr kunstvoll zusammengesetzte Weckmaschine erfunden. Unten in der Küche nämlich ist ein Hebel an einer Uhr angebracht, der mit Hülfe eines durch die Decke geleiteten Drahts mit der Schlafstube in Verbindung steht. Dieser Hebel wird auf die Stunde zu der man aufstehen will gerichtet, und wenn das Schlagwerk unten dieselbe anzeigt, so theilt sich die Bewegung des Uhrwerks der Maschinerie im obern Zimmer mit. Eine Glocke läutet sehr laut; ein chemisches Schwefelhölzchen fängt Feuer und zündet eine Oellampe an. Diese auf vier Räderchen stehende Lampe wird auf einer kleinen Eisenbahn fortgetrieben, an deren Ende auf eisernen Füßen ein kleiner Kessel steht. Hier wird sie durch eine Feder angehalten und macht das Wasser in 20 Minuten kochend, sodaß der Arbeiter wenn er sich angekleidet hat seinen Thee fertig findet. Achtzehn Monate verwendete der Erfinder auf diese kunstvolle Arbeit, und sein Werk bietet außer andern Vortheilen auch den der Ersparniß: denn die Maschine vollkommen in Stand zu halten kostet wöchentlich nicht mehr als einen halben Penny.

### Die Walfische an der Küste Californiens.

Die Natur scheint allen Dingen in Californien einen eigenthümlichen Charakter geben zu wollen; so sind auch nach einem Bericht des französischen Consuls auf den Sandwichinseln, Dillon, die Walfische, die gruppenweise an der Küste sich lagern, wesentlich von den andern Gliedern der großen Familie der sie angehören verschieden. Anderswo sieht man wie drei mal so große Walfische sich ohne vielen Widerstand von zwei oder drei Seemännern in einem zerbrechlichen Canot, das sie leicht mit einem einzigen Schlage ihres Schweifes umschlagen könnten, harpuniren und tödten lassen. Der californische Walfisch aber ist nicht so gefälliger Laune; denn sobald er die kleinen Fahrzeuge auf sich zukommen sieht, wendet er sich entschlossen gegen sie und macht hartnäckig Jagd auf sie. Ueber einen ihnen so neuen Muth erstaunt und zugleich durch ihn erschreckt, haben die Walfischfänger sehr schnell den Geschmack an dem Einfangen dieser widerspenstigen Thiere verloren; sie haben das Schlachtfeld vollkommen geräumt und lassen ihren furchterlichen Feind in Ruhe. Daher kommt es denn auch daß die Walfische sich an der Küste von Californien ungeheuer mehren.

2.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 107. —— 4. Mai 1850.

## Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

### Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

21. Robert Prutz' dramatische Werke. Vierter Band. Moritz von Sachsen. Leipzig, Weber. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist unsere Absicht nicht das Verdienst zu bestreiten oder zu verringern das Prutz sich durch eine gewisse patriotische Färbung nationaler Stoffe in seinen Dramen erworben hat; wir haben dies Verdienst vielmehr immer anerkannt, und nur bedauert daß es nicht ohne schwere Opfer von ihm zu erlangen gewesen ist. Was der Poet dafür hingegeben kann hier weniger erwogen als nur angedeutet werden; es ist, mit Einem Wort, die Treue gegen die Thatsachen der Geschichte. So sind denn auch seine Helden, Karl und Moritz von Sachsen, den historischen Personen die sie uns darstellen sollen mehr als statthaft unähnlich, und der ganze Hergang seines Trauerspiels wird mehr ein geistreiches Gedankenwerk als eine historische Tragödie im Sinne Shakspeare's oder der Griechen sein. Misachtung, wenn nicht Mishandlung der Geschichte ist die große Kunstsünde dieses sonst so achtbaren Tragikers, dem die Bühne nicht wenige und nicht gering anzuschlagende Leistungen verdankt.

Prutz bringt zu allen seinen Arbeiten eine Masse der höchsten poetischen Intentionen mit: in diesen Intentionen liegt der Keim des Fehlers den wir an ihm rügen. Anstatt sich rein den Wirkungen des Geschichtlichen in seinen Stoffen hinzugeben, philosophirt er und experimentirt mit ihnen, verwandelt und verwendet er sie zu seinen Zwecken. An sich ist dies Verfahren nicht unzulässig, allein ihm fehlt das rechte Maß. Moritz muß Moritz bleiben wie Karl — Kaiser Karl. Jener wie Dieser dürfen nicht Andere werden, vollends aber nicht die Rollen tauschen und ihre Rechtsstellung umkehren. Geschichtlich war Karl im Recht und Moritz im Unrecht, der Poet kehrt dies Verhältniß geradezu um, und Das ist mehr als wir verzeihen können, blos um einiger schönen Verse von deutscher Macht und deutscher Größe willen. In dem Kampfe zwischen Moritz und Karl haben wir überhaupt immer nur wenig Tugend und wenig der Verherrlichung würdige Hingebung an irgend ein großes Ziel, wenig edle Selbstaufopferung entdecken können: es war ein Kampf der Selbstsucht gegen die Selbstsucht; Egoismus hier und Egoismus dort und ein Ausgang der überall von äußern Bedingungen, nirgend von psychologischen Motiven eingeleitet und bedingt wird, sodaß Muth dazu gehört an einem solchen Thema die tragische Probe zu versuchen. Der Autor hat sich daher auch gleichsam einen neuen Stoff erst schaffen müssen: hierin liegt sein Verdienst wie sein Unverdienst.

Den Stoff nun wie er ihn faßt hat er mit großer Kunst und entsprechendem Erfolg zur Darstellung gebracht. Abgesehen von dem Aufgeben des reinhistorischen Grundes, ist sein „Moritz von Sachsen" ein schöner Prototyp eines deutschen Reichsfürsten des 16. Jahrhunderts. Die Zeit und die Begebenheit stellt er nicht dar, aber er gibt eine „mögliche Deutung" beider in schöner und kunstgerechter dramatischer Form. Die willkürliche Behandlung der Historie gesteht der Verf. selbst ein; er rechtfertigt sie mit der Nothwendigkeit einen liebenswürdigen Liebhaber zum Helden seines Stücks zu haben! Moritz war ehrgeizig, verschlagen, hinterlistig, ein Intriguant im großen Stil, und ein solcher war nicht zu brauchen, meint er. Wir glauben doch! Nur hätte der Verf. seinem ersten Entwurfe treubleiben, den alten Kaiser Karl zum Mittelpunkt des Dramas machen müssen. Es hätte bei seinen Gaben ein den Tag überdauerndes Stück, im Sinne König Johann's oder der Heinriche, werden können. Allein er hielt dafür daß unser Publicum nur eines „pathologischen" Beifalls fähig ist, und zu diesem Zweck erfolgte jene unstatthafte Metamorphose der Helden des 16. Jahrhunderts in Personen der Gegenwart. Die ästhetische Sünde hat er selbst gefühlt und gebüßt, denn der Beifall seines Stücks machte ihm keine Freude. Hiermit ist Alles gesagt.

Diese Jugendsünde, welche nur das Verdienst hat unsere politischen und dramatischen Flegeljahre von 1835 — 42 ans Licht zu stellen, ist nun mit sehr geringen Veränderungen gegen die erste Ausgabe hier wieder abgedruckt worden: — eine bedenkliche That, es sei denn der Verf. hätte der Nachwelt den schönen Strom seiner dramatischen Rede treu und rein aufbewahren wollen. Schön sprechen sein Philipp und Friedrich, ein Rhetor ist Moritz und eine conventionnell-richtige Theaterfigur Kaiser Karl. Seine Frauen weinen und jammern richtig, sein Hofnarr ist von gutem und herkömmlichem Kaliber, seine Peripetie classisch angelegt und seine Katastrophe vom gehörigen Effect. Alles Dies erhebt das Stück jedoch nicht zum Niveau einer historischen Tragödie, noch auch zum Niveau der spätern Arbeiten des Dichters, der diese selbst ganz richtig für seine — tiefste erkennt. Angedeutet ist schon daß an sogenannten schönen Stellen und wirkungsvollen Scenen kein Mangel in diesem Stück ist. Wir haben schon bei der ersten Besprechung desselben der schönen Schlußworte des sterbenden Moritz gedacht:

> Was ich gefehlt vergebt mir: lasset nicht
> Den Unverstand an meinem Namen nagen!
> Denn, wie ich war, ich war doch Deutschlands Sohn.
> Du aber wachs' empor aus meinem Blute,
> O wachs' empor und rage durch die Welt,
> Baum unsr'er Freiheit, theures Vaterland!

ein Wunsch der auf andere Weise als Moritz ihn dachte in Erfüllung ging. Die schönsten und die dichterischsten Redewendungen aber enthält der zweite Act in den Scenen zu Wittenberg zwischen Sibylle und Friedrich und in der Staatsscene zwischen Karl und Moritz. Zum Abschied sagt Sibylle:

> Kein Scheiden gibt es ohne Wiederseh'n;
> Der gold'ne Morgen scheucht die dunkle Nacht,
> Dem Winter folgt des Frühlings Blütenpracht —

Ein Cherub schmettert Auferstehungslieder —
Leb' wohl, mein Herr, leb' wohl — wir seh'n uns wieder.

Und als Karl den Sieger Moritz mit dem Reiche des besiegten Oheims belehnt, weist dieser das Geschenk mit der schönen Rede zurück welche beginnt:

Nein, gnäd'ger Herr, ich darf nicht! Nimmermehr!
Nehmt Euer gnädiges Geschenk zurück!
Ich darf mich Eurer Huld nicht freuen, solange
Die fürchterliche Wolke Eures Zorns
Auf den Gefang'nen lastet! Denket selbst,
O Herr, die Stimme meines Blutes müßte
Mich bei mir selbst verklagen daß ich lebe,
Und bin im Glück und freue mich der Gaben, . . .
Indessen sie, die Nächsten meines Bluts,
Die hochgebor'nen Fürsten meines Namens,
Im Kerker liegen! Nur dies Eine sei,
Wenn anders ich ein wenig Dank verdient,
Die holde Blüte Eures Dankes, daß
Ihr die Gefangenen befreit!

Daß hier der „pathologische" Beifall des deutschen Theaterpublicums nicht fehlen kann, versteht sich ganz von selbst.

22. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Neunundzwanzigster Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Originalien dieses Sammelwerks beginnen mit einem Stück von Raupach, dem historischen Lustspiel „Elisabeth Farnese" in vier Aufzügen. Was man auch von Raupach sagen mag, er zeigt sich noch immer als ein wahrer Heros unter dem Geschlecht der lebenden Dramatiker. An Bühnenkenntniß, an Feinheit und an Wissen, besonders aber an der Kenntniß Dessen was der deutsche Gaumen begehrt und schmackhaft findet, kommt ihm kein Anderer gleich. Dabei ist er Schöpfer zweier ursprünglicher komischer Masken im Lustspiel, Till und Schelle, welche auf mehr als ein Tagesdasein Anspruch haben und die noch lange nicht erschöpft sind. Gewalt über die Sprache und die Kenntniß des höhern Welttons besitzen Wenige in gleichem Grade mit ihm — was Wunder also daß er noch immer sich nicht für „rude donatus" erachtet und in der That noch immer überraschend warme und frische Gaben spendet. So ist diese „Elisabeth Farnese" am Ende wieder eine so liebliche und volle, duftige Blüte seines Talents wie sie nur von einem begabten Poeten in der Fülle der Kraft und Lust des Schaffens zu erwarten steht. Dem Dichtergreis kündigt Nichts in ihr an, Nichts als höchstens der etwas überkünstelte Gabriel, eine etwas schwächliche Nachahmung des Malvolio. Alles Andere, Alberoni und die Gräfin Orsini, Elisabeth, der König, Maria sind Gestalten voll Leben, von Fleisch und Blut; besonders lieblich, jugendlich angeschaut und tief gezeichnet ist Elisabeth von Parma, welche der schlaue Alberoni der allgebietenden Gräfin Orsini, um sie zur Königin von Spanien zu empfehlen, als träg, thatunlustig und beschränkt geschildert hat, damit sie der Favorite kein „ombrage" mache, und die nun von allem Dem das gerade Gegentheil ist; worin eben der Humor des Lustspiels und der Gegensatz des Erfolgs gegen die Erwartung besteht. Dies Stück ist allerliebst, ein kleines Musterlustspiel und vollkommen guten Geschmacks. Die Virtuosität der Sprache und des Verses bedarf bei diesem Dichter kaum noch der besondern Erwähnung.

Das folgende Stück „Excellenz", Lustspiel in zwei Aufzügen, ist mehr ein launiges Zeitbild als ein regelrechtes Lustspiel; es ist eine politische Satire auf die fort und fort fallenden und aufsteigenden Minister des Jahres 1848. Minister gehen, Minister kommen mit Weib und Kind und drängen sich aus ihren Wohnungen; als aber ein Arbeitertrupp gegen die Ministerwohnung drohend herandrängt, will keine der Ministerfrauen die richtige „Frau Ministerin" sein. Der Spaß ist gut und gelangt zu einem wirksamen Schluß.

„Der todte Gast", nach Zschokke's bekanntem Märchen, Lustspiel von Ludwig Robert und aus dessen Nachlaß mitgetheilt, hat uns keinen besondern Beifall abgewinnen können: der Ernst und das Possenhafte stehen hier zu eng und nahe beieinander, und gehen doch keine eigentliche Mischung ein, wodurch denn beide verunglücken müssen.

„Die Frau Schwiegermutter", Schauspiel in vier Aufzügen von H. Smidt, gleicht den bekannten Gaben dieses talentvollen Lustspieldichters in Anlage und Stil; es gehört der mehr und mehr verlöschenden Gattung des rührenden Conversationsstücks an, bei der unsere Mütter Thränen vergossen und über die unsere Väter lange kritische Abhandlungen schrieben, während wir uns nicht weiter um sie kümmern, weder in Thränen noch mit Kritiken. Die Zeit hat uns andere Sorgen zugeführt als jenen nur gemachten Schmerz, der in der Regel leicht zu beseitigen war, und der nur da ist weil der Poet es so will.

„Anna von Oestreich", Intriguenstück in fünf Acten und einem Nachspiel, vom Webstuhl der Frau Birch-Pfeiffer, enthält die gewöhnlichen Ingredienzen der Schauspiele dieser Dame. Ludwig XIII. faßt Argwohn gegen seine tugendhafte Gattin Anna: es handelt sich um zwei verschenkte Nestelstifte. Richelieu, das äußerste Mittel nicht verschmähend den gestörten Frieden wiederherzustellen, beschämt den König vor seiner Gemahlin, die diese Beschämung fein verhüllt. Die Sache ist möglich, obwol schwer glaublich, und die Verf. hat ihr „Intriguenstück" fertig. Soweit es hierbei auf eine bloße Unterhaltung des Lesers oder Zuschauers, auf die Ausfüllung einer müßigen Stunde abgesehen ist, haben wir dagegen wenig zu erinnern, denn das Stück spannt und unterhält; von einem Erzeugniß der Kunst ist dabei jedoch nicht die Rede. Indeß wollen wir doch anerkennen daß diese Arbeit, was Diction und Stil betrifft, Etwas von einem Fortschritt erblicken läßt, und daß gewisse herkömmliche Unarten der Frau Birch-Pfeiffer sich hier minder breitmachen als in frühern Leistungen; ein paar Scenen des ersten und letzten Actes stellen sogar einen ganz geschmackvollen Dialog dar und werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Unter den Charakteren mag die Zeichnung Buckingham's, des vermeintlichen Günstlings der Königin, leicht den bedeutendsten Eindruck machen; der König und Richelieu sind mehr nach den bekannten Recepten und Alexander Dumas'scher „Geschichtschreibung" verfaßt.

23. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1849. Aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Sechsundzwanzigstes Bändchen. Dresden und Leipzig, Arnold. 1849. 12. 1 Thlr.

Ein dramatisches Sammelwerk das länger als ein Vierteljahrhundert den wechselnden Foderungen der Zeit entspricht muß entweder seinen eigenthümlichen Werth haben oder eben mit Geschick dem Bedürfniß des Augenblicks entgegenkommen. Dem vorliegenden Bande stehen beide Umstände empfehlend zur Seite. Gute und geschmackvolle Auswahl und gute, sprachgewandte Uebertragung der fremden dramatischen Erzeugnisse haben diese Sammlung „aus den Gärten des Auslandes" seit langer Zeit als willkommene Gaben bezeichnet. Diesmal bietet sich uns zunächst in dem Lustspiel von Dumanoir: „Bekommen oder geben", ein allerliebstes dramatisches Capriccio dar. Es handelt sich darum daß eine junge Frau, welche um eines Dépit willen von ihrem Manne den sie liebt geschieden sein will, es darauf anlegt von ihm eine Ohrfeige zu erhalten. Nachdem hierzu die nöthigen Zeugen bestellt sind, begibt es sich aber daß im Gegentheil sie selbst so in Harnisch geräth dem verhaßten Geliebten eine Ohrfeige zu geben. Diese Situation trägt alle Kennzeichen einer echten Komik an sich und kann auf Leser und Zuschauer ihre erheiternde Wirkung gar nicht verfehlen. Wieweit sind doch die Franzosen in dieser dramatischen Genremalerei uns voraus! Wie schwerfällig und täppisch folgen wir ihnen darin nach!

Ebenso leicht, gefällig und mit geringem Aufwand von Mitteln ist das folgende dramatische Bild: „Eine Laune", von Alfred Musset, hingeworfen, wirkungsvoll durch den engen Rahmen in dem diese häusliche Scene erscheint, mit der ein deutscher Lustspieldichter vielleicht drei Acte ausgefüllt haben würde, natürlich ohne Wirkung.

Den Beschluß macht das schon bekannte Lustspiel des Duca di Bentignano: „Nach siebenundzwanzig Jahren", in vier Acten. Die Italiener haben, so wenig wie wir selbst, die geniale Leichtigkeit des französischen Lustspiels je erreichen können, und leiden, trotz Federici, noch immer an der von Goldoni eingebürgerten Breite des Dialogs und der schwerfälligen Entwickelung der Charaktere. Das französische Lustspiel gibt die Charaktere, das deutsche und das italienische zeichnen sie vor unsern Augen; es ist derselbe Unterschied wie zwischen einem Bilde das wir fertig auf einmal erblicken, und einem andern das wir malen sehen. Auch die Bearbeitung fällt hier minder leicht und treffend aus.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 1[illegible].)

Es folgen nach aufgehobenem Waffenstillstand die Vorbereitungen zum Feldzug, stürmisch und interessant zugleich. Die außerordentliche Thätigkeit in welcher sich das Heer in den letzten Tagen vor dem Auszuge befindet vibrirt vom Feldmarschall herab bis zum Tambour durch die ganze ungeheuere Kette der großen Armee und erstreckt sich sogar auf Thiere und leblose Gegenstände. Ja der Werth z. B. eines guten Packpferdes steigert sich in solchem Momente, man kann sagen weit über den eines Menschenlebens hinaus. In der Villa reale (dem Sitz des Radetzky'schen Hauptquartiers für Mailand) wogt es nun wie ein Bienenschwarm. In der Personalkanzlei kommen und gehen Offiziere aller Waffen; Husaren, Botenjäger sprengen in den Hof, werfen sich von den dampfenden Pferden und überreichen ihre Depeschen. Oberst Schlitter, Generaladjutant des Feldmarschalls, steht bis über die Sporen in heruntergerissenen Briefcouverts. Ebenso lebhaft, nur geheimnißvoller und stiller, geht es im ersten Stock, der geheimen Operationskanzlei, zu. Hier sieht man den greisen Feldmarschall, die Hände auf dem Rücken, nachdenkend auf- und abgehen, oder mit Heß und Schönhals in einer Fensterbrüstung ämsig-leise sprechen. Kuriere kommen in Equipagen; Offiziere des Generalstabs eilen mit Papieren auf und ab u. s. w. Und so wird denn, während sich Alles was zum In, Um und Neben des Hauptquartiers gehört mobilmacht, auch daran gedacht unsern Autor mobilzumachen. Es ist Dies die Obliegenheit des Majors Grafen Forgatsch, Chefs der Stabsdragoner, in welchem der Autor als er ihm vorgestellt wird einen äußerst freundlichen, liebenswürdigen Offizier findet. „Ei", sagt der Major lachend, „mir ist ja der Hofrath Hackländer bereits angezeigt, ich soll Sie beritten machen, und war, ich will es Ihnen gestehen, schon in Verlegenheit ein sanftes und ruhiges Hofrathspferd zu finden; aber so wie Sie mir scheinen kann ich Sie wol auf jedes Pferd hinaufsetzen." Unser Autor hatte nämlich die angespannten Pferde auf dem in selbiger Stunde vielbelebten Corso „mit einiger Sachkenntniß betrachtet und besprechen helfen". Es galt nun, nachdem der Verf. sein Schlachtroß, einen unsterblichen Fuchs, nebst einem Stabsdragoner als Ordonnanz überkommen, an seine eigene Feldausrüstung zu denken. Natürlich im bloßen Civil wird selbst ein Hofrath in einem Hauptquartier, wo Alles bis an die Zähne montirt und bewaffnet ist, für Nichts angesehen.

„Ich ließ mir deshalb den sehr praktischen Offizierspaletot machen, der von grauem Tuch und mit der Farbe des Regiments zu dem man gehört eingefaßt ist. Zufälligerweise besetzte der Schneider den meinigen dunkelblau, wodurch ich die Ehre hatte das Abzeichen des tapfern Regiments Giulay zu tragen. Hierzu nahm ich die kleine zierliche Feldmütze der Offiziere, schwarz mit Gold, und mein verehrter Freund der Major Graf Ingelheim von Radetzky-Husaren machte mir einen tüchtigen Husarensäbel zum Geschenk, mit welchem ich gravitätisch meine Lenden gürtete. So kriegerisch ausgerüstet trat ich vor den Spiegel und — ich gefiel mir! Die nothwendigste Wäsche und ein paar unentbehrliche Kleidungsstücke wurden in den Mantelsack gepackt. Schreibzeug, Papier, eine Karte von Piemont fand Platz in einer kleinen Tasche, welche ich auf der rechten Seite trug. Auf der Seite meines Herzens trug ich die unentbehrliche Feldflasche mit Kirschwasser gefüllt, und so war ich für die kommenden Tage vollständig ausgerüstet, und harrte gleich der ganzen Armee sehnsüchtig des Befehls zum Abmarsch."

Unterm 12. März, wenige Stunden bevor das Hauptquartier Mailand verließ, erließ Radetzky sein denkwürdiges Manifest, ein Manifest durchaus diplomatisch redigirt, eine durchgreifende Anklage Karl Albert's, in welcher diesem Fürsten nicht allein jedwede politischen Rechte auf die Lombardei, sondern sogar ihre Sympathien für ihn abgesprochen werden. Es heißt darin in Bezug hierauf unter Anderm:

„Wer sie kennen lernen will diese Liebe der Lombarden zu Karl Albert, der besuche die Casa Groppi in Mailand, und er wird die Spuren dieser Liebe in dem mit Kugeln durchlöcherten Plafond des Saales finden in welchem Karl Albert sich befand, der lese seine schimpfliche Flucht bei Nacht und Nebel aus der Hauptstadt seiner treuen lombardischen Alliirten, und frage sich dann ob ein so misachteter König ein König der Volkswahl sein könne. Nie ist noch ein König unwürdiger behandelt worden als Karl Albert von den Mailändern...."

Merkwürdiges Zusammentreffen! Am 18. März sollte das Hauptquartier Mailand verlassen, und am selben Tage war ein Jahr früher die Revolution daselbst ausgebrochen, von welcher dieser Marsch der Armee eben wieder eine Folge war. Wie Dem sei: die Trompeten blasen zum Aufbruch, Alles sitzt auf, zahllose Cigarren und Pfeifen werden angezündet, und der bunte glänzende Zug setzt sich in Bewegung. Den Vortrab bilden die Sereschaner in ihrem rothen mit Gold besetzten Costume, auf ihren kleinen muntern rothbequasteten Pferden. Dann folgt die geschmackvolle Truppe der Stabsdragoner (ein Elitencorps, ein Art Feldgensdarmerie, die eigene Schöpfung Radetzky's), in ihrer malerischen, fast mittelalterlichen Uniformirung, untermischt mit ungarischen Husaren, die unfähig je ruhig zu reiten im kurzen Galop daher courbettiren; hierauf kommen die „erustern" Uhlanen mit ihren Lanzen, an denen das schwarzgelbe Fähnlein flattert. Dieser Vorhut folgt das eigentliche Hauptquartier: die Suite des Feldmarschalls, Generale, Stabsoffiziere und andere Offiziere von allen Waffen. Die glänzende Armatur, das Gold und Silber der Stickereien, das im Strahl der heitern Frühlingssonne funkelt, gewährt einen freudigen Anblick. In der Suite des Feldmarschalls befinden sich auch die Erzherzöge Karl Ferdinand und Leopold mit ihrem Gefolge. Zuletzt folgt der ungeheuere Troß der Packpferde, Handpferde, Equipagen, Gensdarmen, Botenjäger u. s. w. Stundenweit ist der Weg den man zieht bedeckt mit Batterien, Munitionswagen, Proviant- und Sanitätskarren, Brückentrain und Packwagen; dazu die an der Straße rastenden Grenadierbataillone, Dragoner und Chevaurlegers und die Tausende von Zuschauern, die sich aus den umliegenden Ortschaften herzudrängen. Das Hauptquartier bleibt bis zum 19. März in St.-Angelo und setzt sich dann weiter auf der Straße gegen Pavia in Bewegung.

Im nächsten Rastort, Torre bianca, geht es schon weit tumultuarischer und ernsthafter zu. Mit Tagesgrauen gehen und kommen die Estafetten und Ordonnanzoffiziere (welche Letztere Vater Radetzky wunderlicherweise seine „Kibitze" nennt) von

und zu den Armeecorps, die sich sämmtlich in Eilmärschen gegen Pavia hinbewegen. „Von hier aus", sagt der Verf., „sollte jenes große und glänzende Manoeuvre geleitet werden welches in wenig Stunden und so ganz unvorhergesehen 60,000 Mann über den Ticino warf."

Von Mittag 12 Uhr den Tag hindurch bis Nachts 2 Uhr dauerte dieser Uebergang der Armee über den Strom. Das Hauptquartier blieb diese Nacht noch in Pavia. Man bewerkstelligte das Uebersetzen des Heers auf drei Brücken, indem die Pionniere neben der großen steinernen noch zwei andere Brücken in Einer Nacht geschlagen hatten. Sicher und fest, ohne Stockungen erfolgte der Uebergang:

„Genau um 12 Uhr am heutigen 20. März, an dem Tage und der Stunde wo der aufgekündete Waffenstillstand ablief, traten die ersten östreichischen Truppen an das andere Ufer des Tessino, und der Feldmarschall ergriff auf diese Art die Offensive. Er stand während vieler Stunden lang an einem Fenster der engen Hauptstraße Pavias, und ließ die Truppen vorbeidefiliren. Der Lärm war wahrhaft betäubend, das Schmettern und Klingen der Feldmusik, das Dröhnen der Schritte von Menschen und Pferden, das Rasseln der Batterien die in langen Reihen vorbeifuhren, das Jubelgeschrei der Soldaten als sie den Marschall am Fenster erblickten, donnernde, tausendstimmige Vivat, Eljen, Evviva und Zivio (die Grüße in allen Mundarten der östreichischen Monarchie), und dies Alles in der engen Gasse die mit Menschen gepfropft voll war! Es wogte nun so beständig unter den lautesten Eindrücken dahin! Dazu wehende Fahnen, glänzende Säbel und Bayonnete, herzliche Grüße an Kameraden, Abschiede vielleicht für ewig! s' ciaò! Grüß' dich Gott! Wie geht's? Gut! Leb' wohl! Leb' wohl! — und die bekannten Gesichter verschwanden in dem allgemeinen Getümmel — ein einziger Händedruck und der munter klingende Marsch mahnt an das Weiterschreiten.

Was — dort schon hingerissen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müssen.

Es war wie eine Walpurgisnacht am hellen Tage, und ins Militairische übersetzt. Ich stieg auf das Dach des Hauses hinauf, von wo man den Lauf der Straße fast bis an den Ticino verfolgen konnte. Von hier sah die Soldatenmasse, zwischen die Häuser eingedrängt, besonders merkwürdig aus, einem Strome vergleichbar der, zwischen Felsen eingedämmt, schäumend und tobend vorwärtsraset. Diese Wellen spielten in allen Farben und glänzten, vom Sonnenlichte bestrahlt, in Gold und Silber. Die schwarzgelben Fahnen flatterten gleich den Adlern darüber hin, und das Gebrülle und das Rauschen dieses Flusses hörte man Stunden weit. Bei den drei Brücken am Fluß war der Lärm und der Jubel wahrhaft betäubend. Die Pferde wieherten gegen das Wasser, die Balken und Pontons der Brücken stöhnten und knarrten unter dem gewaltigen Druck der Kanonen und Wagen, das Hochrufen der Soldaten zerriß die Luft und gewann an Umfang jemehr man sich dem Ufer näherte. Husaren, Dragoner und Infanterie sangen lustige Lieder, und die ausgelassenen Jägerbataillone, namentlich Tiroler und Steierer, ließen ihren volks- und eigenthümlichen Juchzer laut und kräftig nach Piemont hineinerschallen."

„Gravellone am andern Ufer war fast ganz von Einwohnern verlassen, doch die Soldaten begingen nicht die geringsten Excesse, nur leerten sie eine Schmuggelniederlage aus, worin sich eine große Menge vortrefflicher Asti befand. Sehr komisch sieht während eines solchen Marsches das Schlachtvieh aus. Starke Ochsen die hinter jedem Bataillon getrieben werden, und die der Soldat unterwegs mit Allem behängt was er nicht tragen mag. An den Hörnern prangt eine unzählige Menge Feldflaschen, auf dem Rücken hängen Brotbeutel und Tornister, namentlich aber haben die Privatdiener ein besonderes Auge auf die Schlachtochsen und belasten sie mit allem Dem was sie gerade bei der Hand haben und nicht selbst schleppen wollen."

Die Armee, jetzt auf piemontesischem Boden, hatte sich nun jenen welthistorischen Kampfplätzen genähert wo vor einem halben Jahrhundert der unwiderstehliche Genius der Schlachten den im Blut aufgehenden Stern Bonaparte weihte. Ueber diese classischen Ebenen weht der unsterbliche Hauch von Marengo. Hier fiel Desaix, und wenige Miglien davon überschritt einst — in weit anderer Conjunctur der Weltgeschicke — der Erste Consul den Po. Moreau und Macdonald fochten hier gegen den alten Russen Suworow. Seit dieser Zeit hat sich jedoch das Terrain dieser weiten Ebenen bedeutend umgestaltet, ungünstiger für kämpfende Massen. Ueberall hat sich die Cultur bemerklich gemacht. Unabsehbare Strecken sind mit Rebengeländern und Maulbeeranpflanzungen besetzt, die an den meisten Stellen so dicht sind daß sie zwar den dahinter verborgenen Kriegern Schutz gewähren, aber auch die ehernen Kugeln nicht durchkommen lassen. Den Tirailleurs und Jägern fällt es hier fast unmöglich vorzugehen und ihre Manoeuvres zu entwickeln. Auch die überall zerstreut liegenden Villen, Bauerhöfe und Meiereien erschweren die Kriegführung sehr. Mehr Verlaß wäre für den Taktiker auf die hierorts durchgängig sehr breiten und geraden Chausseen; allein hier zeigt sich der Uebelstand daß diese auf beiden Seiten mit breiten und tiefen Gräben begrenzt sind, die es für Cavalerie unmöglich machen sich zu entwickeln. Daher ist denn auch in diesem und den spätern italienischen Feldzügen im Durchschnitt diese Waffe wenig zur eigentlichen Schlachtentfaltung gekommen. Infanterie und insbesondere Artillerie haben fast überall entscheiden müssen, und es hat sich für eine so tüchtige Reiterei wie sie Oestreich unbestritten besitzt hier der seltsame Fall ergeben daß sie zu nicht viel Anderm als zur Deckung der sich fortbewegenden Armee und zu Patrouillendemonstrationen verwendet worden ist. Und in der That, für den Menschen der nicht Cavalerieoffizier oder Kriegsmann überhaupt ist geben diese Wahrnehmungen sehr eingreifende Gedanken. Denn diese schöne, reiche, von Cultur und menschlicher Sitte allerorts angebaute und noch verschönte Welt ist freilich nicht dazu da daß sich feindliche Massen darauf würgen, und die Pflanzstätte die des Menschen Fleiß seine Schöpfung nennt verwüsten sollen. Was würde aus diesen herrlichen Gegenden und der gesammten Menschheit wenn nur ein mal auf zwei Jahre die ewig quellende und zeugende Naturkraft erstarrte und entschliefe! Wenn nur zwei Frühlinge, nur Eines Herbstes überflutendes Füllhorn ausblieben? Ja Das ist wol ein Gedanke, und ein zeitgemäßer; und da schilt der Philister noch Den einen Pantheisten der Gottes ewigwohlthätiges Dasein in der Natur sucht und findet!

(Die Fortsetzung folgt.)

## Bibliographie.

Auerbach, B., Andree Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Das älteste Drama in Deutschland; oder: die Comödien der Nonne Hrotswitha von Gandersheim, übersetzt und erläutert von J. Bendixen. 1ste Hälfte: Gallicanus, Dulcitius, Callimachus. Altona, Lehmkuhl. Br. gr. 8. 10 Ngr.

Elsner, H., Zeiten-Bilder. I.: Die Männer der Zukunft. Stuttgart. 1849. Gr. 16. 18 Ngr.

Lange, J. P., Die gesetzlich-katholische Kirche als Sinnbild der freien evangelisch-katholischen Kirche im Zusammenhange mit den übrigen Grundformen der symbolischen Religionsweise dargestellt. Heidelberg, K. Winter. 8. 20 Ngr.

Nocturna. Zwei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Palatin und Insurgent. Revolutionsroman aus Ungarns Neuzeit. Aus dem Ungarischen der Verfasser von „Kampf und Verrath", „Graf Ludwig Batthyány" rc. Drei Bände. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Robert, L., Die Wahrsagung. Eine Erzählung. Nachlaß. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 108. —— 6. Mai 1850.


## Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 107.)

24. Gesammelte dramatische Werke. Von Deinhardstein. Erster bis dritter Band. Leipzig, Weber. 1848—49. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf., unstreitig einer der kräftigsten Pfeiler des mehr und mehr versinkenden Conversationsstücks, hat sich in einer speciellsten Gattung desselben, im Künstlerdrama, vorzüglich hervorgethan. Von dieser Gattung, der sein vielgesehener „Hans Sachs", „Boccaccio", „Garrick" u. a. m. angehören, hält er sich in den Dramen welche die drei vorliegenden Bände erfüllen fern; ihr Hauptinhalt ist vielmehr dem strengen und regelmäßigen Lustspiel gewidmet. Sämmtliche Stücke sind Originale, und wir rechnen es dem Autor an daß er, soviel wir wissen, niemals nach fremden Inspirationen gearbeitet oder im Auslande nach Vorbildern oder Verbilderern gesucht hat ohne Dies offen anzukündigen; er ist sich als Dichter vielmehr durch und durch selbst treugeblieben, sogar auf die Gefahr hin damit ein wenig eintönig zu werden.

Die beiden Stücke des ersten Bandes: „Liebe und Liebelei", Lustspiel in vier Acten, und „Der Egoist", Schauspiel in vier Acten, gehören einer frühern Zeit an und erschienen pseudonym unter dem Namen Dr. Römer. „Liebe und Liebelei" ist ein Charakterstück von tadelloser Form, nach den Anfoderungen des Lustspiels gearbeitet, frei von possenhafter Beimischung und durch das Spiel der Charaktere an sich und durch ihre Gegensätze wirksam. Das Stück hat sich seit seinem Erscheinen auf der wiener Hofbühne behauptet, was zur Genüge darthut daß die Gesetze des guten Geschmacks in ihm gewahrt sind. Der Witz in ihm ist der der guten Gesellschaft, die Fabel ist unterhaltend, die Diction rein, das Thema probandum aber in ihm ist schwach, und die Charaktere sind zaghaft und unsicher gezeichnet. Kämen ihnen nicht sogenannte glückliche Einfälle zu Hülfe, wie etwa S. 33: Herrmann. „Zum Thee sind wir gebeten, zu Flora." Jakob. „Abends, zum Thee? Wie lange dauert denn Das?" Hermann. „Ein paar Stunden!" Jakob. „Nichts als Thee trinken? Das halt' ich nicht aus! —" wir hielten's nicht aus. „Der Egoist" spielt etwas in die Lieblingsgattung des Dichters, das Künstlerdrama, hinüber. „Zwei Künste treib' ich", sagt Fernando:

> . . . Bildnerei
> Und Dichtkunst. Doch wie ich nun meine,
> Gewinnt die Welt soviel dabei
> Als triebe ich von beiden keine.
> Den Jupiter nehm' ich zur Hand,
> Allein kaum hab' ich angefangen,
> Verwirrt sie Sinn mir und Verstand —
> Ich mach' ihm Grübchen in den Wangen...

In so zierlichen und anmuthigen Versen bewegt sich das Stück fort, das zeigen soll es habe Niemand in der Liebe seine Befriedigung zu suchen, sondern sich umschweben zu lassen vom Geist der „heiligen" Liebe, welcher:

> Zum Ende senket die gemeinen Triebe.

Das Stück hat ein Recht zu gefallen, schon seines Themas wegen, sodann aber, weil die gewählte Diction und ein frischer Fluß des Verses die stockende Handlung und das Undramatische der langen Selbstgespräche so ziemlich verkleidet.

Im zweiten Bande gehören die beiden Lustspiele: „Brautstand und Ehestand", in vier Acten, und „Das diamantene Kreuz", in zwei Acten, gleichfalls einer frühern Epoche an; das Lustspiel „Modestus" in vier Acten dagegen trägt die Färbung der Gegenwart, und nimmt auf die Wahnbilder der Neuzeit und die vermeintlichen Gebrechen der Vergangenheit einen häufigern Bezug als wir gerade von diesem Poeten und seiner frühern Stellung zur wiener Hofbühne erwartet hätten. Die beiden ersten Stücke, lange und gern gesehen, gehören dem Charakterdrama an und bewegen sich in der Sphäre des gestörten und wiederhergestellten Hausfriedens, jener glückseligen Gattung die der gestörte Weltfrieden von der Bühne vorerst verscheucht hat. Die Begebenheit ist mäßig-interessant, die Charaktere sind fest und warm gezeichnet, die Diction, wie immer, gut und lobwürdig. Im „Modestus" sehen wir einen verliebten Fürsten, den ein kluges und deutschfühlendes Mädchen fein zur Besinnung bringt, einen redlichen, aber zu bescheidenen Diener dieses Fürsten, der seinen Lohn empfängt, und einen abgewiesenen, anmaßlichen Freier — Alles ziemlich gewöhnliche Lustspielingredienzen, in ein paßliches und unterhaltendes Spiel gesetzt. Das Stück bekämpft das lächerliche Formwesen der alten Einrichtungen, und stellt sich in Opposition mit der Meinung welche im Metternich'schen System ihren Platz hatte, als sei ein Dichter, ein Schriftsteller zum Staatsbeamten — nicht zu gebrauchen. Wir wünschen ihm allen Erfolg.

Im dritten Bande treten zwei eigenthümliche und ausgezeichnete Erzeugnisse der Neuzeit hervor, das Lustspiel „Verwandelungen der Liebe", in vier Acten, und „Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten", Lustspiel in vier Acten. Das erste, auf den thatsächlichen Hergang in Waiblinger's Erzählung „Die Briten in Rom" gegründet, gefällt durch Localbeziehungen und eine reiche, lebendig dargestellte Begebenheit, witzige Situation und originelle Charakterzeichnung; in seiner raschen Entwickelung ist das Stück eine höchst angenehme Bühnenleistung, geschmackvoll, fein und zeitgemäß. Als Unterhaltungsstück steht es den „Zwei Tagen aus dem Leben eines Fürsten" zur Seite, dem wir unter allen Erfindungen in diesen drei Bänden den Preis der Neuheit und Originalität vindiciren möchten. Die Kunst mit der uns in Wilhelm Fürst ein Fürst Wilhelm bald untergeschoben, bald wieder entrückt, dann wieder vorgeführt und endlich doch entführt wird, ist

der höchsten Anerkennung werth und hilft dem Dichter über alle Unwahrscheinlichkeit glücklich hinweg; die Charaktere, und namentlich die der Frauen Emma und Mathilde, sind von reinster Zeichnung. Die Anmaßung und die Lächerlichkeit der aufgeblasenen Geldaristokratie, die Albernheit der deutschen Unterwerfung unter Vorurtheil und Geburtsrang, die Scheinheiligkeit der Bureaukratie sind mit scharfer Geißel gezüchtigt, ohne Uebertreibung und ohne dem Ganzen eine tadelhafte Parteifarbe mitzutheilen. Die Sprache ist nahezu die classische des deutschen Lustspiels; es sei erlaubt nur eine Probe davon anzuführen. Wilhelm protestirt dagegen der Fürst zu sein, und Emma antwortet ihm S. 220: „Ei, da haben Sie Unrecht, es wäre denn doch nicht so übel wenn Sie zu ein paar tausend Thränen sagen könnten: Fließt nicht mehr! wenn Sie zum Licht sagen könnten: Komm! und zum Vorurtheil: Höre auf! Wenn Sie die Blüten von Jahrhunderten legen könnten in die Scholle der Gegenwart, und einer ihrer glücklichen Menschen riefe: Unsern Segen danken wir dir! Das wäre denn doch so übel nicht!"

25. Die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in einem Act. Von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1849. 8. 10 Ngr.

Auch ein Erzeugniß des mit Weltgeschicken kreisenden Jahres 1848, auf das der Horaz'sche Vers Tag für Tag seine Anwendung findet! Der Verf., in der Meinung daß in einer so großen Zeit wie die unsere ist die Misère des Familienlebens, das Unglück der Heirathscandidaten und dergleichen kein Glück machen können, der Verf. also, der die Kunst mit solchen Augen und durch solche Speculationsbrille ansieht, hat geglaubt dem unsterblichen Dichter der Marseillaise, Rouget de Lisle, ein Denkmal setzen und damit recta via selbst der Unsterblichkeit entgegenfliegen zu können. Es gibt närrische Meinungen in der Welt! Anlaß zu dem Stück gab die Erzählung Oettinger's: „Ein Dolch." Nun ja, ein Dolch ist diese Marseillaise und zwar ein hundertschneidiger! Zwar sieht der Intendant Fournier die Dinge richtiger an, und spricht zu seiner Gattin:

> An dieser Sprache kenn' ich deinen Lehrer,
> Rouget de Lisle, den Märtyrer des Liedes,
> Das eine Welt entflammt zu wildem Treiben.
> Hat ihn sein eigen Schicksal nicht belehrt
> Daß Freiheit nur den dunkeln Trieb entfesselt.
> Und so die Mutter jedes Frevels ist?

Und:

> Ihm folgt wie eine Nemesis
> Sein eigen Lied; Rouget de Lisle,
> Er irrt, ein Bettler, jetzt umher und klopft
> An Pforten welche ihm das Mitleid öffnet.

Dennoch nimmt Frau Fournier den irrenden „Invaliden der Republik" auf (Anno 1830), und vertheidigt ihn gegen den Verstand ihres Gemahls, bis ihr der alte Lafayette zu Hülfe kommt, und die Geschichte mit einer Lorbeerkrönung Rouget's endet. Wir wollen dem glücklichen Verf. dieser Dichtung seinen Wahn nicht rauben ein unsterblich Lied gesungen zu haben.

26. Freiheit in Krähwinkel. Posse mit Gesang in zwei Abtheilungen und drei Acten. Von Johann Nestroy. Mit illuminirten Bildern. Wien, Wallishausser. 1849. 8. 24 Ngr.

27. Der Unbedeutende. Posse mit Gesang in drei Acten. Von Johann Nestroy. Mit illuminirten Kupfern. Wien, Wallishausser. 1849. 8. 20 Ngr.

Hier ist Scherz in Fülle für die ernsten Jünger des Umsturzes wie für die eifrigen Küsser der Knute! Der Autor beweist uns praktisch daß die Kunst geschlechtlos ist und parteilos: sein Jubel im Gefühl dieser „Parteilosigkeit" ist groß und erfreulich, ja fast ansteckend! Wahrlich, wer lachte nicht wenn der dicke Bürgermeister ruft: „Kühnheit ohne Gleichen; man baut Barrikaden!" wenn Klaus antwortet: „Das ist noch nicht dagewesen", und der Consul fallend meint: „Unter soviel gestürzten Großen muß wol auch ein Dicker Platz haben", sodann aber nach London gehen will.

Der „Unbedeutende" soll die Lehre versinnlichen daß auch am Unbedeutendsten die Ehre etwas sehr Bedeutendes sei und ungestraft nicht verletzt werde. Die Posse thut Dies in einer echtkomischen Situation und mit den entsprechenden Localspäßen, in welchen Nestroy so glücklich ist.

28. Deutsche Originallustspiele von K. Feldmann. Vierter Band. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 12. 2 Thlr.

Was wir schon in unserm ersten Artikel von dem Talente des Verf. eigenthümlich deutsche Zeitentwickelungen als Objecte guter Laune zu benutzen sagten, findet mehr oder minder in den hier vorliegenden fünf Dramen volle Bestätigung. Das erste Stück: „Der Rechnungsrath und seine Töchter, Lustspiel in drei Acten, ist so bekannt und so beliebt daß es unnöthig ist davon Etwas zu sagen; es ist ein wirkliches deutsches Originallustspiel, nur uns denkbar und möglich. Das Lustspiel „Der deutsche Michel oder Familienunruhen", in fünf Acten, ist ein Zeitbild voll Phantasie und treffender Wahrheit in dichterischem Gewande, so warm, frisch und wahr wie die Zeit, wir meinen die neue, kaum ein zweites hervorgebracht hat. Die Personificirung des Michel als deutscher Michel ist auf das vollständigste gelungen, und so daß man selbst die Absicht dabei vergessen kann. Dieser deutsche Michel soll Röschen heirathen, in der die germanische Freiheit personificirt ist, und die er, nach seiner Art, auch liebt. Allein er ist zu verdrossen, zu schläfrig, zu willensmatt dazu, und kommt überall zu spät wo es gilt die Gunst der Schönen zu gewinnen. Zuletzt macht sich die Sache, jedoch ohne Michel's Verdienst. Röschen liebt den guten Menschen. „Er gefällt mir gar sehr", sagt sie, „er hat so etwas — wie soll ich gleich sagen!" ... „Pulvererfinderisches?" fällt Adolf ein. „Nein — so etwas — Deutschthümliches." Röschen aber ist dem Michel im Traum erschienen: „Erhebe dich aus deiner Trägheit — erwache — vermähle dich mit mir, ich bin die «Freiheit»", hat sie ihm gesagt. Er erzählt diesen Traum, und wird für verrückt gehalten, allein nun besteht er darauf sich mit „Röschen-Freiheit" zu vermählen, ohne die er nicht leben kann und mit der er ein „tüchtiger" Mann zu werden hofft. Selbst seine Tracht will er ihr zu Liebe ablegen und sich wie ein alter Germane kleiden, worauf Röschen nur einwirft daß sie einen „jungen" Germanen wolle. Albert segnet das Paar mit den Worten: „Nun denn, so sei wach daß dir Röschens Erscheinung nicht wieder entflieht." Dies verspricht Michel und schließt:

> ... ich bin belehrt —
> Jetzt muß ich nur noch erfragen
> Wo die deutsche Einheit wohnt.

Diese „praktische" Allegorie gegenüber so vielen mythologisch dürren Germania- und Freiheits-Allegorien hat uns wahrhaft erfreut; sie gibt was wir brauchen, sie ist eine Probe entschiedenen Talents und wirklicher Kunstanschauung, eine wirksame Empfehlung dieses Dichters als Satiriker. Auch das folgende Lustspiel: „Kern und Schale", in drei Acten, ist lobwürdig: es versinnlicht wie das Auge der Liebe in harter, dürrer Schale den Kern zu entwickeln weiß, und bewegt sich in diesem Thema frei und anmuthig. Der „Ahnenstolz in der Klemme" ist blos ein Schwank, inzwischen auch nicht gewöhnlicher Art. „Bekenntnisse eines Brautpaars" und das „Narrenhaus", Posse mit Musik in zwei Aufzügen, sind eher Lückenbüßer zu nennen.

19. Die Landstürmer. Lustspiel in einem Aufzuge. Zofingen, Steinegger. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Spätling aus dem schauspielreichen Sonderbundskriege vom Verf. der „Jesuiten“ und in demselben Stil wie jene (Nr. 18) geschrieben; wahr, was die Zeitähnlichkeit betrifft, aber geschmacklos in Erfindung und Ausdruck, ein echter Vorläufer des Confusionsjahres 1848! *) 56.

---

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Wir haben uns eine kleine Seitenpatrouille in das Gebiet der Philosophie erlaubt, kehren aber augenblicklich wieder zur reinen Thatsache zurück. Man erreicht Trumello, einen kleinen unbedeutenden Ort, der nur Eine Straße hat. Hier vernimmt man deutlich starkanhaltenden Kanonendonner von Mortara herüber. Dort ist die Division des Erzherzogs Albrecht handgemein mit einem 20—25,000 Mann starken Corps Piemontesen unter dem Herzog von Genua. Es war Dies das erste Debut im Gefecht dieses ephemerischen Feldzugs, und nach der Angabe unsers Gewährsmanns wurden dabei von den Oestreichern 1000 Mann Gefangene gemacht, 5 Geschütze, 10 Pulverkarren und eine Kriegskasse erbeutet.

Ein Hauptquartier zeigt, wie unser Autor bemerkt, nach einem erfochtenen Siege stets eine sehr heitere Physiognomie. Es wird mit stattlichem Appetit gefrühstückt, das heißt, wenn noch Etwas da ist; aber im Hauptquartier mangelt es so leicht nicht, und was die Armeeverwaltung Radetzky's anbelangt, so finden wir darin eine gewisse Wahlverwandtschaft mit der des Marschalls Davoust, von welchem Napoleon selbst gestehen mußte: daß er verstehe das Manna vom Himmel zu holen und das Mehl aus der Erde zu stampfen. Im Hauptquartier nach einem gelungenen Gefecht ist aber doppelt kein Mangel, weder physisch noch geistig. Derselbe Mund der soeben sein Frühstück geschäftig vertilgte ergießt sich nun in Anekdoten, Witzen und lacherregenden Schwänken. Dazwischen wird ein schallendes Lebehoch gedonnert dem siegreichen Feldherrn. Im vorliegenden Fall frühstückte das Hauptquartier im Hofe an einer langen Tafel:

„Schon öfter hatten die ältern Generale den Feldmarschall gefragt warum er sich den Bart nicht wachsen lasse? und er geantwortet: «Na, laßt's mich aus mit euren Geschichten, ich hab nach dem Reglement schon lang kei Bart mehr getragen und werde jetzt wieder anfangen.» «Aber», entgegnete ihm einst Schönhals, «die ganze Armee trägt jetzt Bärte, und nur der Erste derselben, Ew. Excellenz, nicht.» Dies Capitel kam während des Frühstücks wieder zur Sprache, und man drang von allen Seiten in den alten Herrn, namentlich Graf Pachta, mit lustigen Redensarten und Bitten. Endlich rief der Marschall lachend: «Jetzt paßt's nur auf, ich will euch was versprechen: wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig klopfen, so lasse ich meinen Schnurrbart wachsen.» Ein allgemeiner Jubel folgte dieser Erklärung und das Frühstück wurde mit allgemeiner Heiterkeit beendet.“

In Mortara sah unser Autor die piemontesischen Gefangenen, die man im Gefecht von Trumello erbeutet. Die piemontesischen Offiziere sollen sich keineswegs untröstlich, sogar aufgeräumt gezeigt haben. Ein Einziger befand sich darunter der Hackländer Interesse einflößte. Es war der Musikdirector irgend eines Regiments. In seinen Mantel gehüllt, mit untergeschlagenen Armen steht er einer Bildsäule gleich zwischen einem Trupp gefangener Soldaten. In seinem Antlitz liest man „tiefen, nagenden Schmerz“. Man wollte ihm einen Schluck Wein und eine Cigarre zum Trost reichen, er hat aber Beides nicht angenommen. Wunderlicher Kauz von Musikdirector!

Uebergehen wir einen galanten Besuch den in Mortara unser Autor einigen „hübschen Mädchengesichtern“ im gegenüberliegenden Hause macht, und begleiten wir ihn dafür nach Borgo Lavezzaro, einem Nestchen welches das Schicksal dazu auserkoren zu haben schien dasjenige Unverwüstliche förmlich herauszufodern was man bei einem deutschen Hofrath Gemüthsgleichgewicht nennt. Es gibt aber in der Welt kein Leiden wofür nicht auch eine Schuld aufzutreiben wäre, und wer hieß dem Manne, der in Syrien Gelegenheit fand die Unschätzbarkeit eines „guten Packpferdes“ zu studiren, der im Schatten von Gethsemane Selbstverleugnung genug besaß um die augsburger „Allgemeine Zeitung“ zu lesen, wer hieß ihm: zu spät zu kommen zur Austheilung der Quartierbillets? Wer heißt ihn ferner sich darüber wundern daß er, der Versäumling, nun auch am schlechtesten untergebracht wird? Ein deutscher Hofrath muß nie zu spät kommen. Es ist doppelte Verschuldung; es ist Prostitution des Wappenschildes. Zu früh kann ein deutscher Hofrath kommen (zu früh kommt genau genommen jeder gute Rath, weil er immer hinterdrein kommt), aber nie zu spät. Die Verspätigung eines Hofraths ist eine Todsünde, und diese einzige Rüge bitten wir den Verf. freundlich von uns hinzunehmen. Sie ist nicht bös gemeint. Wieder auf die Rache des Geschicks zu kommen: der Verf. muß durch einen schmuzigen engen Hof, eine wackelige Stiege hinauf. Ein weites unbekalktes Gemach, oxydirende, salpetrisirende Steinwände umfangen ihn; eine schmuzige Matratze mit noch schmuzigern Linnen ladet ihn zur Ruhe. Auf einer sargähnlichverfallenen Kiste liegen alte Strümpfe und Schuhe; ein grauer Sack auf den Steinboden hingebreitet ist tollkühn genug einen Teppich zu bedeuten. O wie weit kann es doch der Mensch bringen wenn er es wagt: zu bedeuten! Unglaublich weit. Ein Bret mitten im Gemach auf drei wurmstichigen Beinen „hat die kühne Idee einen Tisch vorzustellen“. Auf demselben stehen ausgeleerte Medicinflaschen, welche „Stoff zu mancherlei Nachdenken geben u. s. w.“ Hier ist natürlich kein Weilen, man sucht ein anderes Quartier, und wohin führt das abermalige Geschick? Zu niemand Geringerm als dem Dr. Dulcamara, dem Quacksalber des Orts.

„Dulcamara besaß ein hübsches Haus und bewohnte es, wie er behauptete, mit einer alten Magd allein. Doch will ich nicht verschweigen daß wir in unserm Zimmer viele Haarnadeln und mehr Stecknadeln fanden als ein Mann gewöhnlich zu seiner Toilette braucht. Signor Dottore war überhaupt ein verschlagener Gesell. Er hielt uns unendlich lange Reden von der größten Freundlichkeit, war der wärmste Freund Oestreichs, gab uns aber einen fürchterlich sauern Wein zu trinken. Auf Schränken und Commoden hatte er große Gläser stehen und in denselben entsetzliche Misgeburten in Spiritus aufbewahrt, deren genaue Erklärungen wir anhören mußten, mochten wir wollen oder nicht. Auf dem Tische lagen Amputationssägen und dergleichen andere Instrumente, und durch die Erklärungen welche er uns über tausend dergleichen Dinge gab vertrieb er uns zum Glück den Appetit gänzlich; ich sage zum guten Glück, denn der Wein war zu sauer, Brot hatte er keins, und alles nicht menschliche Fleisch im Hause reducirte sich auf eine blinde, jedoch gelehrte Katze, welche die schönsten Kunststücke zu machen verstand; «aber», pflegte der preußische Unteroffizier zu sagen, «was nützt mich der Mantel wenn er nich gerollt ist». Dulcamara war ein Hauptgauner, und ich bin fest überzeugt, ein halbes Dutzend solider Kroaten hätten das beste Nachtessen aus ihm herausgebracht, sowie guten Wein für 20 Personen....“

Sehr treffend und richtig; aber leider abermals zu spät. Kroat bleibt allerdings Kroat, und als executorische Macht kommt Keiner auf dem Erdenrund über ihn der Adam's Züge trägt.

---

*) Später bringen wir den dritten Artikel dieser Uebersicht.
D. Red.

Wenden wir uns jetzt zu ernsten und entscheidenden Dingen. Am 23. März wird die Schlacht von Novara von Radetzky geschlagen, die einzige sozunennende in diesem Standrechtsfeldzuge. Den Verf. erblicken wir natürlich nur als Dilettanten auf dem Schlachtfelde; er liefert uns aber interessante Genrebildchen. Gegen 10 Uhr die ersten Kanonenschüsse. Feldmarschalllieutenant d'Aspre im Kampfe mit der Hauptmacht Karl Albert's. Das Knallen des Geschützes wird anhaltender, herbeifliegende Ordonnanzoffiziere und Adjutanten melden daß die volle Schlacht im Entbrennen ist. Eben hat man im Hauptquartier das Frühstück beendet und die Tische weggeräumt. Der greise Marschall spaziert auf und ab, horchend, die Hand in die Seite legend, auf den fernen Geschützdonner, einen Blick auf die Karte heftend, ernst, ruhig. Draußen vor dem Hause wogt eine neugierige Menschenmenge. Sechs Mädchen aus dem Dorfe nahen sich dem Marschall und verlangen seine Hand zu küssen. Athemlose Ordonnanzen langen an, lapidarische Berichte vom Schlachtfelde bringend; die „Kibitze" fliegen nach allen Richtungen. Ein Ordonnanzoffizier ist im Gefecht eine geweihte Person. Die Napoleonischen Kriege bewiesen es. Auf seinem Roß, das den Boden verschlingt, scheint er überall die Gefahr hintersichzulassen, ihrer zu spotten, und doch findet sie ihn nur zu leicht; jeder Zoll Luft kann die Unze Blei bringen die ein Soldat braucht um ruhmvoll zu sterben. „Povero giovine!" riefen die Frauen des Orts wenn so ein todgeweihter Jüngling dahinflog. Sie glaubten mit Recht: der kommt nimmer wieder. Um 1 Uhr besteigt der Marschall seinen Schimmel und begibt sich nach dem Schlachtfeld. Die Straße ist bedeckt mit nachrückenden Corps. Lange Züge der Sanitätswagen gehen bereits nach den Orten ihrer Bestimmung ab.

„Ich kann nicht umhin", sagt der Verf., „auf die schöne Einrichtung dieser Wagen aufmerksam zu machen. Sie sind leicht, einspännig, mit C-Federn, und der Sitz ist von weichen Gurten, auf welche während des Marsches vier bis sechs leichte Tragbahren gepackt sind, die beim Gefecht heruntergenommen werden um den verwundeten Soldaten vom Kampfplatze zu tragen."

Neben den Packwagen dieser Sanitätscorps finden sich große Stangen aufgesteckt, an denen ein roth und weißes Fähnchen weht. Dieser wehende Wimpel zeigt jedesmal die Stelle an wo sich ein Hauptverbindeplatz befindet. Unser Autor bekennt daß der Anblick der Todten selbst auf dem Wahlplatz nicht so peinlich auf ihn gewirkt habe als diese kleine harmlos im Winde flatternde Fahne, die den Sammelort so vielen menschlichen Elends, so auserlesener Schmerzen bezeichnet.

Rings um die auf einer Anhöhe gelegene Stadt Novara stehen die Piemontesen. Jeder kleine Hügel ist von ihnen benutzt worden ihre schweren Sechszehnpfünder aufzupflanzen. Diese wüthen im Kreuzfeuer furchtbar unter den Oestreichern. Der Verf. gibt an: die Hauptmacht des Feindes habe sich auf 50,000 Mann belaufen, also weit über das Doppelte der östreichischen unter Erzherzog Albrecht und Feldmarschalllieutenant Schaffgotsch. Auf einer kleinen Anhöhe hält der Marschall: wie ein Panorama liegt das Schlachtfeld vor den Blicken der Suite; Alles steigt von den Pferden und die meisten Augen bewaffnen sich mit großen und kleinen Fernröhren. Sieben Bataillone vom dritten Armeecorps sind soeben in den Kampf gerückt, andere sieben sind als Reservecorps allzeit fertig aufgestellt. Dazu das vierte Armeecorps, das in Eile von Vercelli anrückt und jeden Augenblick auf dem Schlachtfeld erwartet wird. Die Piemontesen sollen an diesem Tage mit wunderbarer Energie und heldenmüthiger Tapferkeit gefochten haben. Ueber 120 Feuerschlünde spielten gegeneinander und sprühten Tod und Verderben. Unser Verf., in der Suite des Marschalls haltend, hatte Gelegenheit von seinem Rothfuchs das eigenthümliche Geräusch jeder Sorte von Kugeln genau zu beobachten. „Die schwere Geschützkugel heult tremulirend durch die Luft, die Granate zischt, die Flintenkugel pfeift." Fürchterlich sind die Wirkungen einer zerplatzenden Granate: einem Offizier riß eine solche den ganzen Oberkörper dergestalt auseinander daß das „entsetzte Pferd eine Strecke weit mit den Füßen des Todten davonjagte". Ein schauerliches Todesbild gewährte auch ein piemontesischer Artillerist, dem eine Kanonenkugel den Kopf eingeschlagen hatte ohne ihn zu zerschmettern.

„Das Hinstürzen der Menschen in voller Lebenskraft ist der entsetzlichste Anblick: hier bricht Einer, von dem tödtlichen Blei getroffen, lautlos zusammen, dort springt ein Anderer mit entsetzlichem Todesschrei einen unglaublichen Sprung, überschlägt sich und liegt starr und todt; ein Grenzer aus dem Banat wankt, das tödtliche Blei in der Stirn, an sein Gewehr gestützt wie ein Betrunkener langsamen Schrittes näher, flüstert leise ein paar Worte von seiner Heimat und stürzt zusammen."

Mit einbrechender Nacht ward die Schlacht entschieden. Das Reservecorps von 4000 Grenadieren, welches sich gegen 6 Uhr nach dem Schlachtfelde hin in Bewegung setzte, kam schon nicht mehr ins Gefecht. Noch einmal entbrannt, nachdem das große Geschütz schon verstummt war, in der Dämmerung das Kleingewehrfeuer. Dann verkündeten dumpfe Trommelwirbel den Bayonnetangriff, durch welchen der Feind vollständig geworfen wurde. Nach beendigtem Kampfe ergoß sich ein leiser Regen vom Himmel und „wusch, die Pflichten seiner Lieben übernehmend, den Todten das wachsbleiche Antlitz". In der Schlacht von Novara verloren die Oestreicher einen Stabsoffizier, 13 Oberoffiziere und 400 Mann an Todten; an Verwundeten zählten sie zwei Generale, 7 Stabs-, 94 Oberoffiziere und 457 Mann. Der Verlust auf piemontesischer Seite soll weit beträchtlicher gewesen sein.

Der Verf. berichtet: die piemontesische Armee habe am Abend der Schlacht in ihrer eigenen Stadt Novara fürchterlich gehaust; es sei eine vollständige Meuterei unter den Soldaten ausgebrochen, keiner habe mehr gehorsamt. Selbst der König, der begütigend durch die Straßen geritten, sei verhöhnt und mit dem Tode bedroht worden. Selbst den eisigkalten Tod im Herzen, verließ der König die aufruhrvolle Stadt. Mit Recht sagt der Verf.: „Der Tag von Novara hatte sein Herz gebrochen." Wohl! Dies sturmbewegte Herz hat nun ausgeschlagen, und seinen Frieden da gefunden wo zwischen König und Bettler kein Unterschied mehr herrscht. In selbiger Nacht erkannte den fliehenden König, der unter der Maske eines piemontesischen Obersten vor einem kleinen Landhause einen Augenblick anhielt, der Commandant des vierten Armeecorps, Graf Thurn. Er äußerte nicht sein Erkennen, ließ den unglücklichen Monarchen, nachdem er ihn zuvor mit einer Tasse wärmenden Kaffees bewirthet, ruhig wieder in seine Kalesche steigen, und am Wagenschlag rief er ihm die Worte zu: „Sire, je vous souhaite un bon voyage." Man sagt allgemein: Karl Albert habe in der Schlacht den Tod gesucht, überall sich den dichtesten Kugelregen aussetzend. Doch fand er ihn nicht; der Gott der Schlachten war nicht mitleidig gegen ihn, den tapfern und gewiß ritterlichen König.

In der Frühe des folgenden Tags kam es zu der bekannten Zusammenkunft Radetzky's mit Victor Emmanuel von Savoyen, dem nunmehrigen König von Sardinien. Diese Zusammenkunft fand statt in dem kleinen Orte Vignale. In einem Hofraume kamen die feindlichen Häupter zusammen. Beim Empfang küßte der König den Marschall. Die Folge war der Abschluß eines vorläufigen Waffenstillstands, welchem die Friedensunterhandlungen folgen sollten. So war nun der Feldzug einer Woche durch eine einzige Schlacht beendet. Die östreichischen Truppen rückten in Novara ein; im Albergo d'Italia ward das Hauptquartier aufgeschlagen; der Feldmarschall selbst bezog den Palast der Familie Bellini in dessen unmittelbarer Nähe, ein weitläufig prachtvolles Gebäude.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 109. — 7. Mai 1850.


## Zur Geschichte Karl's V.

Briefe an Kaiser Karl V., geschrieben von seinem Beichtvater in den J. 1530—32. In dem spanischen Reichsarchive zu Simancas aufgefunden und mitgetheilt von G. Heine. Berlin, Besser. 1848. Gr. 8. 3 Thlr.

Ob Karl V. es mit der katholischen Kirche stets ganz aufrichtig gemeint und gehalten habe, oder ob er insgeheim den Protestanten, denen er äußerlich entgegenstehen zu müssen glaubte, gewogen gewesen sei, darüber sind bekanntlich die Meinungen der Geschichtschreiber von jeher bis auf die neuere Zeit herab sehr auseinandergegangen; der neuesten Zeit blieb es vorbehalten den Schleier zu lüften, und den Zwiespalt der Ansichten aufzuheben. Denn nachdem erst neuerlichst seit Jahrhunderten stummgewesene Zeugen — die in den sonst fast unzugänglichen Staatsarchiven mit Staub bedeckten, vergilbten, hin und wieder halbvermoderten Documente — wieder hervorgetreten sind und zu uns zu reden angefangen haben, über die Welthändel im Zeitalter der Reformation überhaupt, namentlich aber im Besondern über das hier in Rede stehende Verhältniß Karl's V. zu der protestantischen Lehre und ihren Anhängern *), kann es für Den welcher sehen will keinem Zweifel mehr unterworfen sein daß Kaiser Karl zur Ausführung der oft nur gelegentlich verrathenen, oft aber auch geradezu ausgesprochenen Ansicht des apostolischen Stuhls, die lutherischen Ketzer mit Stumpf und Stiel auszurotten und zu vernichten, gern und willig seinen weltlichen Arm geliehen haben würde, wenn er stark genug gewesen wäre, und wenn es — was die Hauptsache ist — die von ihm ergriffene und aufrechtzuerhaltende Politik gestattet hätte. Diese aber bestand in einem ungeheuern Labyrinthe von Intriguen, Cabalen und Machinationen, suchte durch diese nach allen Seiten hin par principe zu schwächen, zu verwirren und für künftiges Untergehen zurechtzumachen, und hatte kein anderes Ziel als ein großes Gebäude der unumschränktesten Monarchie — natürlich der des eigenen Hauses — fest zu gründen. Sie mußte es ihm geradehin unmöglich machen einer Partei günstig zu sein oder zu werden die offenbar an den Grundlagen der monarchischen Verfassung rüttelte. Je tiefer sich aber Kaiser Karl in jene entsetzliche Politik einließ und einspann, desto mehr ward er seiner Selbsterhaltung wegen an sie gefesselt und ihr eigentlicher Sklave. Dies schließt nicht aus daß auch bisweilen Lichtblicke der kaiserlichen Gnade auf die Protestanten fielen; aber auch diese wurden ihm wenigstens zum größten Theil aus politischen Beweggründen abgenöthigt, und folgerecht konnten sie nur dazu beitragen seine bigoten katholischen Umgebungen nur zu desto größerer Wachsamkeit aufzufodern, und es ihnen nahezulegen die innovadores, wie sie die Protestanten gemeiniglich nannten, immer aufs neue bei dem Kaiser zu verdächtigen und mit den schwärzesten Farben zu schildern, ihm überhaupt die Tagesbegebenheiten nur durch ihre Brille sehen zu lassen, wobei ihnen leider die schwärmerischen Excesse, die als Abschaum durch die Gährung der Reformation veranlaßt wurden, zustattenkamen. Und warum sollten sie in den meisten Fällen nicht obgesiegt haben? Karl, gebildet in der Schule welche Spaniens katholische Könige und ihre Vertrauten, einen Ximenes, Mendoza, Torquemada u. A., herangezogen hatte, war zu tief in den Glauben seiner Väter gewurzelt und verwachsen als daß er ihn nicht zugleich für den allein sichern Boden der Monarchie hätte ansehen sollen; zurückschaudern mußte er vor dem Gedanken die Schande der Ketzerei auf sich zuladen und das alte ehrwürdige Gewand abzustreifen das seine Ahnen mit Ruhm getragen hatten, und das seine Nachkommen noch schirmend umgeben sollte. Und unter der Aegide des ererbten Glaubens waren ihm überall die Beschränkungen der Volksrechte gelungen; sollte Dies nicht auch in Deutschland der Fall sein können? Aber er kannte dieses Deutschland noch nicht genug. Sobald er in dem großen zu seiner Selbsterhaltung ihm von allen Seiten her aufgenöthigten Kampfe Luft hatte, trat er dominirend genug auf, wobei es einigermaßen zu seiner Entschuldigung die-

*) Ohne andern für die Geschichte des Reformationszeitalters wichtigen Urkundensammlungen von Förstemann, Neudecker, Rommel u. A. zunahezutreten, gehören hierher vorzugsweise die für die Geschichte des 16. Jahrhunderts äußerst wichtige und reichhaltige, von K. Lanz herausgegebene „Correspondenz Kaiser Karl's V." (3 Bde., Leipzig 1844—46) und desselben Herausgebers „Staatspapiere zur Geschichte Kaiser Karl's V." (Stuttgart 1845); aber auch die zur großen „Collection de documents inédits sur l'histoire de France" gehörigen, von Le Glay und Ch. Weiß herausgegebenen „Négotiations diplomatiques" (2 Bde., Paris 1845) und „Papiers d'état du Cardinal de Granvella" (Paris 1845).

nen kann daß er es als Spanier wol weniger fühlte; aber es ward ihm entschieden entgegengetreten, und die Erbitterung die Dies in ihm hervorrief entladete sich vorzugsweise gegen die Protestanten. Wer ihm dessenungeachtet für diese geheime Sympathien zutrauen und zuschreiben wollte würde eine historische Sünde auf sein Gewissen laden, befände sich jedenfalls auf dem Wege Karl V. zu idealisiren, ein Weg der sich allerdings nicht eben schwer finden ließe. Der Herrschertendenz des Kaisers war doch unverkennbar eine persönliche Gemüthlichkeit beigemischt, und psychologisch genommen ließe es sich denken er könne von dem Geiste der protestantischen Wahrheit nicht unergriffen, wenigstens nicht unberührt geblieben sein, schon in Folge der zahlreichen und nahen Berührungspunkte mit den deutschen Fürsten, welche der Reformation so eifrig sich zuwendeten und so standhaft ihr treublieben. Ließ er nun in dem Verkehre über die Religionsangelegenheiten mit ihnen eine gewisse Bequemlichkeitsliebe, die weniger sein Wille, mehr Naturanlage gewesen zu sein scheint, eintreten, ein Laissez faire, wie man Dies recht gut nachweisen kann: so konnte Dies von Fernerstehenden ebenfalls als eine die akatholischen Fürsten bevorzugende Schonung verdächtigt werden. Auf der andern Seite konnte es Karl's Scharfblicke unmöglich entgehen daß die europäische Christenheit der Zuchtruthe des Papstes entwachse, und in eine neue berechtigte Bahn einzuschreiten im Begriffe stehe, ja unaufhaltsam fast ihr sich entgegendränge. Für solche Erwägungen in ihm zeugte was er selbst sich gegen Rom erlaubt hatte, den Verdacht gegen ihn hervorrufend daß der Heilige Vater ihm vielleicht noch weniger gelte als den Neuerern selbst. Das konnten ihm aber die Römischgesinnten nicht leicht vergessen, und sie betrachteten ihn doch zuweilen als einen Abtrünnigen. Allein er verließ den katholischen Standpunkt nicht, oder richtiger ausgedrückt, er hatte keine andere Partei als sich selbst, seine ihn mehr und mehr einschnürende Politik, bereit und geneigt, in vielen Fällen geradehin genöthigt, wenn diese es foderte, jede Partei, welche es auch sei, zu opfern. Man könnte wünschen daß Karl es übersich vermocht hätte gewohnte und hergebrachte Bahnen zu verlassen, und den Protestantismus als einen nothwendigen Fortschritt der geistigen Entwickelung des Menschengeschlechts angesehen hätte. Was würde Europa durch den von Deutschland, seinem Herzen, ausgegangenen Impuls geworden sein, wenn Kaiser Karl im eigenen geistigen Drange sein Symbol *): Plus ultra! hier in Anwendung gebracht, wenn er, mit der Jetztzeit zu reden, sich an die Spitze der Bewegung gestellt hätte!

*) Bekanntlich hatte Karl von der auf der berühmten Herculessäule in Cadiz stehen Inschrift: Non plus ultra! das Non vertilgen lassen, und die beiden übriggebliebenen Worte zu seinem Wahlspruch genommen, freilich nicht im höhern geistigen Sinne, nach der offenliegenden Tendenz seiner Regierung vorherrschend in dem, die Kette seiner in drei Welttheile reichenden Besitzungen zu verlängern, und sich selbst an den Erwerb der nur erst umschlungenen, ihm noch nicht gehörigen Theile zu erinnern.

Aber es ist nicht geschehen, weil es noch nicht geschehen sollte. Aber auch ohne daß es geschehen ist behält Karl in der Weltgeschichte seinen großen Namenszug, hingestellt als würdiger Schließer an die Pforten des Mittelalters, zugleich der riesige Stammherr der neuen Zeit. Aber das von ihm beabsichtigte große Werk war doch nur eine Phönixweihe. Er selbst trug davon schon in sich die zweifellose Ahnung, factisch sie verrathend darin daß er nicht einmal den entschiedenen Willen hatte die protestantische Bewegung gänzlich zurückzuwerfen, gegen das Ende seines Herrscherthums sie geradezu aussprechend, indem er zu erkennen gab, da es ihm bei gelindem Verfahren und auf friedlichem Wege nicht gelungen sei Luther und seine Partei zu widerlegen und seine Sekte aufzuheben, so werde sich Gott seiner Kirche annehmen, — den er selbst bei seinen Riesenplänen wol wenig genug zurathegezogen hatte. Karl hat sich und sein verfehltes Streben selbst gerichtet, als er, der erlauchte Herr zweier Welten, der Monarch in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, verzweifelnd den höher und höher an ihn emporschlagenden Wellen des Zeitgeistes länger entgegentreten zu können, in das Hieronymitenkloster von St.-Just (bei Placenzia in Estremadura) am 24. Febr. 1557 sich verschloß, wo etwa anderthalb Jahre später durch seinen Tod (am 21. Sept. 1558) der sonst so gewaltig in ihm brausende Thatenstrom wie ein kleines Bächlein im Sande verrann.

(Der Beschluß folgt.)

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 108.)

In einer eroberten, von feindlichen Truppen aller Waffengattungen und Nationen plötzlich überflutheten Stadt ist Nichts interessanter zu beobachten als das Treiben und Leben das sich mit einem mal auf den Straßen und Plätzen entwickelt. Novara ist kein großer Ort, er zählt nur 12,000 Einwohner; aber in seinen Straßen sah man um diese Zeit alle Waffenarten und Völkerschaften vertreten welche die östreichische Armee aufzuweisen hat. Da gab es Dragoner, Uhlanen, ungarische Husaren, steierische Jäger und tiroler Schützen. Zwischen ihnen hindurch schreitet der gesetztere Artillerist, „der Entscheider der Schlachten, im stolzen Bewußtsein seiner vortrefflichen Waffe". Die Einwohner von Novara hatten die feindlichen Truppen, die, wie unser Verf. versichert, eine ausgezeichnete Mannszucht beobachteten, herzlich und freudig begrüßt, und so füllte sich schon am ersten Tage der Markt mit allen Lebensbedürfnissen; die Soldaten bezahlten Alles baar, nur vor die „Spezereiläden" wurden der Ordnung wegen und um Unbilligkeiten im Handel zu verhüten Schildwachen gestellt.

Am ausgezeichnetsten machten sich in dieser städtischen, halb kriegerischen, halb friedlichen Einrahmung die Kroaten. Der Verf. schildert sie als tüchtige Soldaten, groß, schlank gewachsen, mit fremdartiger broncefarbener Physiognomie. Unter ihnen sind sehr viele Zigeuner. Der Kroat ist vorzüglich im Plänkler- und Patrouillendienst. Wenn es aber ins Feuer geht, so muß vor Allen der Offizier voran. Ein eigentlicher Infanterist wie wir Deutsche ihn haben und denken ist der Kroat nicht; in geschlossener Colonne zu stürmen dazu taugt er nicht, aber ausgezeichnet ist er in nächtlichen Schleichpatrouillen. Sein angeborenes Talent der Langfingerigkeit kann freilich selbst

der Unter nicht beschädigen. In eines Kroaten Tornister findet man Alles: Zwanzigkreuzer, altes Eisen, Weiberröcke, Haartouren und Speckseiten. Einer schleppte einmal eine kolossale Stutzuhr auf seinem Tornister mit. Kein Soldat ist auf dem Marsch und im Bivouac besser verproviantirt als der Kroat; er hat stets „was Apartes“, und wenn er im Feldkessel kocht, brüht und sprudelt, so schauen daraus öfters hervor die Beine einer Ente oder gar eines Truthahns.

Seltsam, das Hauptquartier zeigte nach dem Feldzuge eine sehr düstere Physiognomie. Erstlich war in Novara fortwährend schlechtes Wetter, was bekanntlich nicht dazu beiträgt die heitere Laune herzustellen; sodann „verstimmten die Nachrichten von dem Aufruhr in Brescia“. Feldmarschalllieutenant Haynau war zwar wie ein Blitz von Mestre nach Brescia geflogen, er hatte S.-Eufemia gestürmt und „der Sache ein schnelles Ende gemacht“. Dafür verlangte aber der dortige Commandant fortwährend die Bestätigung von Todesurtheilen von dem alten Marschall, eine Foderung und Pflicht die verstimmend auf diesen wirkte. Der Verf. erinnert sich unter Anderm eines grau-regnichten Nachmittags, eines solchen wo seit Jahrtausenden trübe, unheimliche, menschenquälerische Geister unsichtbar zu wandeln pflegen, — wo der „alte Herr“ überaus mismuthig am großen Kaminfeuer im Zimmer des Obersten Schlitter lehnte und lange, lange nachdenkend in die verglimmende Glut schaute....

Die Armee Radetzky's, die sich tapfer und glücklich, vor Allem kurz und bündig geschlagen, bedurfte der Auszeichnungen und Belohnungen. Für das Offiziercorps mußten sich allerdings aus bedeutenden Armeeverlusten auch erhebliche Avancements ergeben; allein der Soldat als solcher verlangte seine Anerkennung, und diese fand er in der Vertheilung der „Tapferkeitsmedaillen“. Man hatte von diesen Medaillen drei Classen gestiftet: die große goldene, die große silberne und die kleine silberne. Nur hervorragende Tapferkeit konnte die erstere verdienen; ebendeshalb stand sie in desto größerer Achtung, sogar die Offiziere blickten fast neidisch auf sie, konnten sie aber nicht erhalten, weil sie an Offiziere nicht gegeben wurde. Die Offiziere die sie trugen hatten sie vor ihrem Avancement zum Offizier als Unteroffiziere oder Cadetten erhalten.

„Im vorigen, sowie im letzten Feldzuge kam mehrmals der interessante Fall vor daß Cadetten welche zu Lieutenants befördert werden sollten dringend baten das Avancement noch zu verschieben, bis sie sich die Medaille verdient haben würden, und manche erhielten sie auch wirklich nach der nächsten Schlacht....“

Uebrigens bringen diese Medaillen dem Militair auch einen pecuniairen Vortheil. Der Inhaber der großen goldenen erhält solange er lebt die doppelte Löhnung und Zeit seines Lebens die einfache sobald er aufhört Militair zu sein. Die silberne bringt dem Mann solange er dient die halbe Löhnung als Zulage, und beim Austritt diese als lebenslängliche Pension.

Auch dem Verf. wurde nach beendigtem Feldzug für „seine Berichte in die augsburger «Allgemeine Zeitung»“ eine Belohnung „großartig und schön, wie sie bisjetzt kein Schriftsteller genossen“. Lassen wir ihn selbst dies Ereigniß berichten:

„Graf Radetzky las jeden Tag seine augsburger «Allgemeine Zeitung», und wenn namentlich etwas Umfangreiches über die Armee erschien, so kam er oftmals mit dem Zeitungsblatt in der Hand aus seinen Zimmern und ließ sich das Betreffende von Major Eberhardt vorlesen. Ich glaube es war der Bericht aus dem Hauptquartier St.-Angelo welcher den guten alten Herrn fast bis zu Thränen rührte, was schon allein für den Verf. eine glänzende Genugthuung gewesen wäre. «Sehr lieb und brav geschrieben», sagte der Feldmarschall: «H. ist unser guter Freund!» Darauf drückte er mir die Hand und gab mir einen herzlichen Kuß, worauf die Reihe des Gerührt- und Ergriffenseins nun an mir war. Ich gestehe, ich hätte mir keinen herrlichern Lohn wünschen können und werde diesen Augenblick in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Der Dichter sagt: «In jedes Menschen Leben, mag es auch noch so arm an Freuden sein, glänzen gleich drei hellen Sternen drei reine heilige Küsse: bei der Geburt, bei der ersten Liebe und im Tode.» Wenn der Dichter wahr spricht, so werde ich glücklicher als alle übrigen Menschen sein: denn neben jenen drei Weiheküssen kann man einst für mich als vierten mit vollem Recht den übrigen an die Seite setzen diesen Kuß des Vaters Radetzky....“

Noch ein Genrebild, ein letztes aus diesem „Soldatenleben“ im Kriege und ein ergreifendes. Novara, der kleine Ort, hatte nicht Spitäler und Spitalräume genug die armen Verwundeten unterzubringen. Es mußte also ein solches ambulantes Spital unter Anderm auch aufgeschlagen werden in der Kapuzinerkirche Sta.-Rosalia. Grau ist der Himmel, der Wind pfeift heftig durch die Straßen; in ihre Mäntel gedrückt fröstelн die Soldaten unter den Portiken und Häusereingängen. Keine weißbauchige Schwalbe schießt durch die finstern Gassen, aber ein braunbemäntelter Kroat streift wie ein Lemure längs der Häuser finstern Schatten. Auf einer Tragbahre bringen vier Männer einen stöhnenden Verwundeten. Dort ragt sie in die Nacht empor die düstere Sta.-Rosalia mit ihrem nachtumschleierten Portal; die alten Steinfiguren, in ihre Nischen gedrückt, bergen noch in den Falten ihrer Kapuzen und auf ihren Scheiteln etwas von dem Schnee der die vorige Nacht gefallen ist. Vor der Kirchthür liegt „zertretenes Stroh, von dem der Wind hier und da einen Halm entführt“. Der Verf. hebt den schweren Vorhang und betritt die Kirche. Sie ist von Weihrauchdüften erfüllt, nicht als hätte sie der unerbittliche Kriegsgott zum Spital improvisirt, sondern als hielte ein Erzpriester darin das feierliche Hochamt. Da liegen sie die armen ächzenden Verwundeten auf dem Pflaster des Gotteshauses; eine Lage Stroh unter ihrem zerschmetterten Leibe, eine Decke, ein Kopfkissen. Dies ist ihr Krankenbett, ihr Sterbebett.

„Vor den Kranken lagen zerrissene Monturstücke und blutige Leinwand, an den Pfeilern lehnten Waffen verschiedener Art, dort wurde ein Verband frisch angelegt oder erneuert, hier ein Verwundeter, der sich kaum regen konnte, durch den Krankenwärter gespeist, weiterhin vor dem Lager eines Unglücklichen, der, schwer athmend, mit geschlossenen Augen, fast kein Lebenszeichen vonsichgebend, nach überstandener schrecklicher Operation dalag, standen mehre Aerzte, einer wusch sich die blutigen Hände, und wenn man ihrem Gespräch zuhörte, und ihre theilnahmvollen Blicke auf den Kranken sah, so konnte man vermuthen daß dem Armen die vielen Schmerzen welche er gelitten das Leben vielleicht doch nicht erhalten würden. Ein seltsames buntes Licht füllte den Kirchenraum aus, und die vielen verschiedenen Stoffe mit welchen die Fenster einer Seite verhängt waren reflectirten mit ebenso viel Farben auf die gegenüberliegende Wand. Vor dem Hochaltar, der in tiefer Dämmerung lag, durch welche die vor demselben brennenden dünnen Wachskerzen erst recht sichtbar wurden, las ein alter Kapuziner eine stille Messe. Da er erhöht über dem Kirchenschiff stand, so traf sein ehrwürdiges Haupt mit weißem Bart ein vereinzelter Lichtstrahl, der sich durch einen Riß des Vorhangs eingeschlichen, und umgab ihn wie mit einer lichten Glorie. Der heilige Dienst schien auf viele der kranken Soldaten wohlthuend und beruhigend zu wirken: denn Manche wandten ihr Gesicht gegen den Hochaltar und Andere bewegten die Lippen zu einem leisen Gebet. Kapuziner gingen theilnehmend zwischen den Liegenden auf und ab, bald einen Trost sprechend, bald hülfreiche Hand leistend. Noch nie sah ich eine solche Mannichfaltigkeit der Physiognomien auf so engem Raum wie hier beisammen, und alle die verschiedenen Nationalitäten, welche diese tapfern Verwundeten vertraten, traten aus den verschiedenen Gesichtszügen dem Beobachter scharf entgegen. Deutsche, Böhmen, Steierer und Ungarn, Kroaten, Savoyarden und Piemontesen, Alles lag hier bunt durcheinander; die Letztern gewährten durch ihre eigenthümlichen Physiognomien auf dem Krankenbette und im Tode einen besonders schauerlichen

Anblick. Die gelblich wachsbleichen Gesichter, durch die kohlschwarzen Haare stark hervorgehoben, mit den stieren, großen dunkeln Augen und schneeweißen Zähnen, stierten Einen wahrhaft erschreckend an."

„In einer Ecke der Kirche lag ein Piemontese mit dem Haupt auf der Stufe eines Beichtstuhls ruhend, und vor ihm kniete ein junges Mädchen, welches leise, eindringliche Worte zu ihm sprach, worauf zuweilen ein leichtes Lächeln über das bleiche Gesicht des Blessirten fuhr, sodaß die weißen Zähne hervorblitzten, um aber bald darauf wieder tiefem Schmerz und Gram platzzumachen. Das Mädchen mußte dem Soldaten, der bis zum Halse fest in eine wollene Decke eingewickelt war, eine Frage stellen die er nicht beantworten wollte, denn oft schüttelte er mit dem Kopfe."

„Sage mir, Carlo, sage mir was dir fehlt, du wirst ja bald wieder gesund werden; sage mir doch wo du verwundet bist. Er schüttelte das Haupt."

„Sprich doch, fuhr das Mädchen mit weinerlichen Augen fort, gib mir deine Hand; — er zog die rechte unter der Decke hervor — so, das ist die rechte, jetzt reiche mir auch die linke, lieber Carlo; er zog den Arm hervor und sie küßte beide Hände mit einer rührenden Leidenschaftlichkeit."

„Gelobt sei die Madonna! sagte das Mädchen, wir haben wir gefürchtet sie hätten dir einen Arm abgeschossen; gelobt sei Gott!"

„Dabei rannen ihr die Thränen und über das Gesicht des jungen Italieners zuckte ein wilder Schmerz."

„Wir haben aber auch, fuhr sie fort, vorgestern bei dem furchtbaren Schießen den ganzen Tag auf den Knien gelegen und für dich gebetet, die Teresina und ich; auch wollte ich schon gestern zu dir kommen mit der Mutter, aber nachdem mein Bruder zurückgekommen war, er sah vor Schrecken noch blässer aus wie du — du siehst eigentlich nicht so sehr blaß aus, lieber Carlo, — unterbrach sie sich selber, und strich ihm mit leichtbebender Hand die schwarzen Haare, ja, als der Bruder nun kam und sagte du seiest verwundet, wollte sie mich nicht mitnehmen, und auch heute bin ich heimlicherweise da, um zu sehen was meinem lieben herzigen Carlo eigentlich fehlt."

„Bei den Reden des Mädchens flossen häufige Thränen über das Gesicht des Soldaten, und er winkte mit der Hand sie solle fortgehen, doch wollte sie dies Zeichen nicht beachten und machte sich an seinem Lager irgend Etwas zu schaffen."

„Sie haben dir doch ein Bett gegeben, sagte sie flüsternd, die Andern liegen fast alle auf Stroh. Sie tastete mit ihren Händen auf dem Lager umher und plötzlich überzog eine Leichenblässe ihr Gesicht. Carlo, lieber Carlo! sagte sie, strecke deine Füße aus, du mußt dich nicht so zusammenziehen — Carlo!"

„Ich kann nicht, Madonna, eine Kanonenkugel hat mich getroffen, gab er mit dumpfer Stimme zur Antwort."

„Und hat dir deinen linken Fuß weggerissen? fragte sie mit trockenen weitaufgerissenen Augen."

„Ja, gab er trotzig zur Antwort und wandte die Augen gen Himmel, meinen linken Fuß und meinen rechten Fuß — beide — beide!"

„Mit einem leisen, aber doch herzzerreißenden Schrei sank das Mädchen an dem Lager hin, und einer der Kapuziner, der ihr Gespräch ebenfalls belauschte, trat näher und hob sie auf. Seid gefaßt, meine Tochter, sagte er, Gott ist barmherzig."

„Sie schüttelte mit dem Kopfe und sagte leise: In vier Wochen sollten wir Hochzeit haben!"

„Der Kapuziner setzte sie an die Stufen des Beichtstuhls, wischte sich mit dem Aermel der braunen Kutte über das Gesicht und den schwarzen Bart, und ging darauf langsamen Schrittes durch das Schiff der Kirche."

„Eine alte Frau näherte sich eilfertig dem Lager des jungen Soldaten und setzte sich dann neben das Mädchen an den Beichtstuhl — es war die Mutter. Alle Drei sprachen eine Zeitlang keine Sylbe, darauf schien die alte Frau den Beiden Worte des Trostes zu sagen, welchen das Mädchen mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit lauschte, während der arme Blessirte sie mit einem bittern Lächeln anhörte. So blieben sie lange beieinander sitzen und ich verließ endlich die Kirche."

Noch einmal am Abend besuchte ich sie. Diese weihrauchduftenden Räume des tiefen, herzzerreißenden Jammers. Der alte Kapuziner der am Morgen die Messe las schlummert in einem Chorstuhl. Soldaten der „Sanität" sitzen um eine große Laterne und verspeisen ihr Abendbrot. Am Lager des jungen Soldaten sitzt noch immer die alte Frau und das junge Mädchen; noch brennt die ewige Lampe und bestrahlt dämmerhaft das Antlitz einer hölzernen Madonna. Nicht nur dies hölzerne Antlitz — noch etwas Anderes beschien diese dämmernde Lampe: den Todeskampf des jungen Piemontesen.

Am 29. März Morgens 6 Uhr bestieg der Marschall Radetzky seinen Wagen, und das Hauptquartier ging nach Mailand zurück.

„Die Stadt hatte ihm keinen festlichen Empfang bereitet, und auf den Straßen hoben sich nur wenige Hände zum Gruß empor. Nicht als ob es den Straßen und Plätzen Mailands durch welche wir zogen an Zuschauern gefehlt hätte! Gott bewahre! Längs den Häusern standen sie tausendweise massenhaft zusammengedrängt, und die Balcone waren bis in die obersten Stockwerke dicht mit Menschen angefüllt; aber kein Laut, kein Willkommen, kein Gemurmel hörbar, keine Bewegung in dieser unzähligen Menge, Alles starr vor Erstaunen und — Entsetzen...."

Das J. 1849 mit seinen Feldzügen gehört zur Weltgeschichte, und diese ist das Gericht und die Wahrheit, die ewige. Aber die Weltgeschichte ist selbst nur die Offenbarung Dessen was von jenem höchsten Regiment an das wir Alle glauben gewollt, beschlossen, vollführt wird. Was nach diesem kurzen, ephemerischen Feldzuge sich in jenen Gauen Späteres ereignet, kennen wir Alle aus den Zeitungen; was noch kommen wird und kann, weiß Keiner. Möge was kommt ausschlagen zum Frieden der nach Frieden herzlich verlangenden Menschheit!*)

## Miscellen.

### Eine linke Meisterhand.

Ueber dem prachtvollen Getäfel welches den Hauptaltar und das Chor von Notre-Dame zu Paris ziert hängen acht große Gemälde, in Hauptzügen das Leben der Heiligen Jungfrau darstellend, Werke von Jouvenet, de Halle, Louis Boulogne und Antoine Coypel. Das Bild von Jouvenet, die Heimsuchung, gilt mit Recht für ein Meisterstück. Dieser große Künstler machte es, obschon er halb gelähmt war, mit der linken Hand, und es ist eine seiner gelungensten Schöpfungen. Man liest unten am Rande: „J. Jouvenet et dextra paraliticus sinistra fecit. 1716."

### Die Weißen und die Rothen.

Bei Gelegenheit der Ostereier welche jüngst in den Straßen von Paris, zum Misfallen der republikanischen Polizei, als „blancs et rouges!" ausgerufen wurden, fällt uns der Reim ein in welchem Alphonse Karr am letzten Jahresschluß Socialisten und Antisocialisten zusammenwarf:

> Le *blanc* veut pour lui seul les abus conservés,
> L'autre croit qu' à son tour il est temps qu'il y goûte.
> Les *blancs* sont simplement des *rouges* arrivés,
> Et les *rouges* des *blancs* en route.

7.

*) Den zweiten Artikel, Debrunner's Schrift über Venedig besprechend, bringen wir im nächsten Monat. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 110. —— 8. Mai 1850.

## Zur Geschichte Karl's V.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Was hier in gedrängter Kürze über Karl's V. Gesinnung und Verfahren in Beziehung auf die Protestanten ausgeführt worden ist, findet seine Bestätigung aufs neue in der nicht unbedeutenden Erweiterung der Correspondenz dieses Monarchen, die in der diesen Zeilen vorangestellten Schrift uns zugeführt wird. Zunächst erinnert sie uns an das tragische Ende ihres Herausgebers, der, ein Opfer der Märztage in Berlin, an einer am 18. März 1848 erhaltenen Schußwunde vier Tage darauf, erst 28 Jahre alt, starb: ein empfindlicher Verlust für die Wissenschaft, welcher er aus den reichen handschriftlichen Schätzen, die er bei gründlicher Kenntniß der spanischen und portugiesischen Sprache und Literatur während eines mehrjährigen Aufenthalts auf der Pyrenäischen Halbinsel zusammengebracht hatte, viel Werthvolles und Interessantes zuzuführen geeignet gewesen wäre. Die von ihm noch zur vorliegenden Schrift geschriebene Vorrede, vom Februar 1848 datirt, beweist ihr völliges Fertiggewesensein um die Zeit seines Todes; nur ihre Versendung mag durch die wissenschaftlichen Werken ungünstigen Zeitverhältnisse beanstandet worden sein. Ihr Hauptinhalt besteht aus 80 an Kaiser Karl von dessen Beichtvater Garcia de Loaysa während des auf dem Titel bezeichneten Zeitraums geschriebenen Briefen. Die Originale befinden sich in dem spanischen Reichsarchive zu Simancas, zu welchem der Herausgeber sich auf Verwendung des französischen Gesandten am madrider Hofe, des Grafen Bresson, durch den Minister Pidal den Zugang eröffnet sah. Sie liegen uns hier in einer deutschen Uebersetzung des Herausgebers vor; aber auch zugleich im spanischen Originaltexte *), der so genau als möglich, selbst mit den zahlreichen Fehlern und Flüchtigkeiten in der Handschrift des Cardinals wiedergegeben ist. Der Uebersetzung sind zahlreiche, längere und kürzere, das Verständniß erleichternde Anmerkungen untergesetzt, die allerdings für das größere Publicum noch bedeutend hätten vermehrt werden können, dem wir diese merkwürdigen Briefe als eine belehrende und unterhaltende Lecture empfehlen; aber auch Historikern vom Fach und allen Freunden historischer Studien, die in ihnen viel Neues und Brauchbares finden werden.

*) Die Verlagshandlung hat von diesem spanischen Texte einen besondern eigens paginirten Abdruck veranstaltet unter dem Titel: „Cartas al emperador Carlos V., escritas en los años de 1530—32 por su confesor (Cardenal Garcia de Loaysa). Copiadas con real autorisacion de los autógrafos conservadas en el archivo de Simancas, y publicadas por Dr. *G. Heine*.“

Concipient dieser Briefe war der Dominicaner Garcia de Loaysa, späterhin Cardinal und Bischof von Osma und Siguenza, zuletzt Erzbischof von Sevilla und Großinquisitor. Er war sieben Jahre lang Beichtvater und Vertrauter des Kaisers gewesen, als er mit diesem 1529 Spanien verließ und nach Italien ging, derselbe Mann von dem Contarini, der venetianische Gesandte am Hofe Karl's V., in einem im J. 1531 über seine Mission an die Republik erstatteten Berichte sagte: daß auf den Kaiser Niemand als sein Beichtvater Einfluß habe, und daß selbst dieser seine Sachen mit aller Bescheidenheit vortragen und mit scharfen Gründen unterstützen müsse. Zu dieser gesandtschaftlichen Aeußerung, führt der Herausgeber im Vorworte an, bemerke Ranke: Es habe sich dieser Beichtvater allerdings rühmen können „daß der Fürst in den stillsten, vielleicht den wichtigsten Momenten unter seiner Einwirkung stand“.*)

In Bologna, wo der Kaiser mit dem Papste eine Zusammenkunft gehabt hatte, hatte er seinen Beichtvater noch bei sich; als er sich aber alsdann nach Deutschland wendete, sandte er den Garcia als seinen Botschafter nach Rom. An dieser Trennung soll, wie Heine es wahrscheinlich fand, eine Hofintrigue schuld gewesen sein. Wie Dem aber auch sei, sie ward der Grund zu der lebhaften Correspondenz die sich ununterbrochen bis zur Rückkehr des Kaisers nach Italien fortspann. Rom, nächst dem kaiserlichen Hofe damals der wichtigste Brennpunkt für allen diplomatischen Verkehr, war für das

*) Man wird kaum irren, wenn man Garcia de Loaysa's Einflusse auf Karl es hauptsächlich zuschreibt daß dieser bei seinem zweiten Auftreten in Deutschland rühmlichere Selbständigkeit, lebendigern Eifer und größeres Geschick in Betreibung der Staatsgeschäfte als früher zeigte; denn abgesehen von dem der Neigung des ritterlichen Fürsten zusagenden Kriegswesen, galt Karl bis 1529 für untheilnehmend, schwach und abhängig (era tenuto per stupido o per addormentato). Vergl. Ranke, „Fürsten und Völker in Südeuropa“, I, 104.

spürsame Talent des kaiserlichen Exbeichtvaters ein fruchtbarer Boden, den er trefflich auszubeuten verstand. Die Angelegenheiten der italienischen Staaten, die Intriguen des Königs von Frankreich, der, eben erst aus Italien vertrieben, doch nicht abläßt auf das ihm entrissene Mailand seine verlangenden Blicke zu richten, und der es sich angelegen sein läßt den König von England fester ansichzuketten, und ihn dahin zu bringen in der Scheidung von seiner Gemahlin, der Schwester des Kaisers, immer weiter zu gehen, der die Unzufriedenheit unter den Protestanten anschürt, und sich sogar mit den Türken in Einverständniß einläßt; die schwankende Stellung des Papstes, der sich immer wieder einmal fortreißen und verleiten läßt auf Frankreich mehr Rücksicht zu nehmen als die Interessen des Kaisers gestatten; die Zerwürfnisse in der Schweiz: — alle diese Verhältnisse geben dem kaiserlichen Geschäftsträger ununterbrochen Gelegenheit seinem Herrn Berichte vorzulegen welche mit den anziehendsten Details durchflochten sind, und das krause, von den entgegengesetztesten Leidenschaften aufgestachelte Durcheinander zur lebendigsten Anschauung bringen, das damals alle Schichten der Gesellschaft aufregte, wie es auch jüngst unter uns der Fall war. Daß aber in der vertrauten Unterhaltung des spanischen Prälaten mit seinem kaiserlichen Herrn, an der wir nunmehr theilnehmen können, von den Verhältnissen Deutschlands häufig die Rede ist, kann gar nicht fehlen, da die wichtigen Jahre in denen die Augsburger Confession und der Nürnberger Religionsfriede zustandekamen in ihren Bereich fallen. Diese deutschen Angelegenheiten sind es aber eben die uns, weil am nächsten uns berührend, vorzugsweise hier interessiren, die Ansichten welche sich hier in und aus dem Munde eines einflußreichen Mannes über Wesen, Ziel, Bekämpfung und Sistirung der ketzerischen Händel in Deutschland kundgeben, mit eiserner Consequenz nach dem: semper idem velle ac nolle sich in der größten Entschiedenheit und Ungenirtheit aussprechen, und — was das Bezeichnendste und Bedenklichste ist — zu Rathschlägen sich gestalten, die der ehemalige Gewissensrath seinem kaiserlichen Leser eventualiter zur Benutzung und Ausführung unterbreitet und vorhält, sodaß aus diesem Theile der Correspondenz klar hervorleuchtet, wie ihrem Urheber es hauptsächlich darum zu thun war die beichtväterliche Autorität die er besessen hatte auch aus der Ferne sich zu erhalten.

In der That ist es eine Art von Normalbild eines katholischen Beichtvaters an fürstlichen Höfen das uns hier in charakteristischen Zügen entgegentritt, und uns in die von einem solchen zu handhabende, durch specielle Vorschriften und monita secreta aller Art gewiß ganz systematisch geregelte Praxis einen anziehenden Einblick werfen läßt. Obenan steht unstreitig die Sorge für Befestigung und Aufrechterhaltung der kirchlichen Satzungen im fürstlichen Gemüthe und die geflissentliche Zurechtmachung desselben für eine jeden Zweifel ausschließende, reingläubige Hinnahme, sowie — soweit es dazu angethan ist — für äußerliche Kundgebung derselben durch Gottesdienst und Leben. Aber neben dieser immer wachsamen und nachhelfenden cura animae findet auch ein regimen corporis in sehr ausgedehnter Weise seine Stelle. Davon liegen hier die zahlreichsten Belege vor; freimüthig und ernst bewährt und rügt der Prälat des Kaisers persönliche Verhältnisse, seine Eigenheiten und Extravaganzen. Er wird gewarnt „sich von seiner treulosen Sinnlichkeit nicht fortreißen, zu fleischlicher Liebe sich nicht einladen zu lassen, und auf dem Bette der Faulheit den heiligen Zweck seines Daseins nicht zu verfehlen". Häufig kehren namentlich die Bekämpfungen der Unmäßigkeit des Kaisers im Genuß von Speisen und Getränken wieder. Vor den ihm nicht zusagenden Fischspeisen wird der Kaiser häufig gewarnt; er bekommt zu lesen daß es für das Wohlsein Aller zweckmäßig sein würde wenn er es lassen könnte mitten am Tage zu trinken. Wenn sich der kaiserliche Geschäftsträger zu dergleichen nicht selten vorkommenden Warnungen und Rügen aus weiter Ferne aufgefodert fühlte, ohne daß persönlich naher Verkehr mit dem Kaiser ihm den Anstoß dazu geben konnte; so kann man daraus einen gewiß nicht trügenden Schluß auf eine Vergangenheit machen in welcher der Kaiser in mancherlei Beziehungen — die chronique scandaleuse wußte ja auch viel von den galanten Abenteuern Karl's zu erzählen — seinem wachsamen Beichtvater Noth machen mochte, und dadurch dessen Einfluß auf sich verstärkte, dem er sich nun auch aus der Ferne her nicht entziehen kann.

In Ansehung der ketzerischen Händel in Deutschland legt sich der kaiserliche Geschäftsträger vollends gar keinen Zwang auf; er spricht sich in einem bis zum wirklichen Fanatismus gesteigerten Eifer ganz unverholen und völlig rücksichtslos aus, gleichsam als die personificirte Intoleranz. Die deutschen Protestanten sind ihm „bestialische Leute", „Hunde", „verfluchte Menschen" ꝛc., sein Wahlspruch gegen sie lautet immer und immer wieder: „Gewalt!" und daß er für die sofortige Anwendung dieses seines Universalmittels „so wenig Neigung" findet, Das ärgert ihn entsetzlich. Aber er muß es sich selbst sagen daß nicht sofort dareingeschlagen werden könne. Denn der Kaiser ist immer von irgend einer Seite her gedrängt, hier von den Franzosen, dort von den Türken, und die er zermalmen sollte, die verhaßten Protestanten, die muß er gar zum Beistand für sich aufbieten. Darum räth ihm der schlaue Priester zu temporisiren und auch andere zu einem erwünschten Zwecke führende Mittel nicht unbenutzt zu lassen. Er schreibt einmal:

Ich sehe, wenn Ihr entschlossen seid Deutschland zurückzubringen, kein anderes besseres Mittel als mit Geschenken und Schmeichelworten Die zur Rückkehr zu unserm Glauben zu bewegen die auf wissenschaftlichem Standpunkt oder im Reiche die Höchsten sind, und ist Das geschehen, so habt Ihr für das übrige niedrige Volk zuerst Eure kaiserlichen Edicte und christlichen Ermahnungen öffentlich zu erlassen, und wollen sie dann nicht gehorchen, dann ist der wahre Rhabarber um sie zu heilen — die Gewalt!

Er läßt es sich angelegen sein den Kaiser „von der Phantasie Seelen zu Gott zu bekehren" zurückzubringen;

es müsse ihm genügen „Körper zum Gehorsam zu zwingen". Sein Refrain ist also stets: „Gewalt! Gewalt!" Hätte sich aber wol der Zelot eine so offen herausgehende Sprache erlauben und herausnehmen können, wenn er für sie nicht in Karl's eigentlicher und wahrer Gesinnung einen Widerhall zu finden überzeugt sein durfte! Und mußte er sich nicht aufgefodert fühlen die einmal ausgesprochenen und angebrachten Grundsätze immer aufs neue geltendzumachen zu suchen, wenn ihm die Ueberzeugung zugeführt ward daß der Same seiner Lehre auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sei? Als Beleg dafür kann die Freude gelten mit welcher er dem Kaiser zu erkennen gibt: wie es ihn entzückt habe aus dem Munde des Papstes die Aeußerung des Kaisers gegen den ketzerischen Sohn des Herzogs von Sachsen, als er an der kaiserlichen Tafel Platz nehmen wollte, vernommen zu haben: „Hier pflegen sich nur katholische Fürsten zu setzen, hier ist keine Tafel für Ketzer!"

Ein in der Correspondenz oft berührter Gegenstand ist endlich noch das Concilium, das als ein letztes Zufluchtsmittel zur Beilegung der kirchlichen Wirren von Kaiser und Papst immer und immer wieder verheißen wurde, ohne daß lange Jahre hindurch Etwas daraus wurde. Ueber die in dieser Angelegenheit von den verschiedensten Seiten her angebrachten Umtriebe finden sich hier interessante, vielleicht sonst nirgend vorkommende Aufschlüsse. Eine artige, hierhergehörige Stelle ist nachstehende:

In Summa, was sich von dem Willen des Papstes in dieser Angelegenheit hat in Erfahrung bringen lassen, ist daß er das Concil wie ein Abführungsmittel verschluckt, damit die Kirche nicht in die Mishelligkeiten gerathe die Ew. Majestät angibt, und er dann in dem übeln Ruf bleibe daß soviel Uebel durch seine Schuld erfolgt sei — und nun macht er dieses schwarze Concil sich so schwierig daß er Mittel sucht sich diese Mishelligkeiten zu beseitigen, um dies Abführungsmittel nicht zu trinken.

Ein Anhang enthält eine Reihe mehr und minder, größtentheils bisjetzt ungedruckter Actenstücke in Instructionen, Verhandlungen und Briefen des Kaisers, des Papstes und Anderer, die sich auf die Reformation und das Concil beziehen; auch von diesen Documenten ist der spanische Text mitabgedruckt. 25.

---

## Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Skizzenbuch von Adolf H. Strodtmann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie soll die Kritik zu Gericht sitzen über ein Buch dessen Titel hinreicht ihm das höchste Interesse zu sichern? Wie soll sie eine Arbeit der Liebe, ein Opfer das ein edles Herz auf den Altar niederlegt bekritteln mögen, selbst wenn sie dort und da Veranlassung dazu fände den Kopf zu schütteln? Der Verf. hat gar kein Kunstwerk, keine berechnete Arbeit liefern wollen, ja, er hat es nicht einmal können: denn das Herz ging ihm über, mehr als ein mal muß er die Feder zerstampft haben wenn er die Tagebücher seines Helden vor sich hatte, die Gedenkblätter eines reichen Geistes, eines tiefempfindenden Herzens ihren Blütenschatz vor ihm erschlossen, und er sich immer wieder erinnern mußte daß dieser Mann in der Züchtlingsjacke Wolle spinnt.

Das Buch enthält in der That Wahrheit, aber auch viel Dichtung, denn es ist reich ausgestattet mit bisher ungedruckten Kinkel'schen Gedichten, von denen viele ganz entschieden zu den besten gehören die wir von ihm kennen. Die Wahrheit verbürgt die Benutzung von Kinkel's sehr genau und gewissenhaft geführten Tagebüchern, denen namentlich seine ganze Jugendgeschichte entnommen ist. Des Interessanten ist viel geboten, namentlich ist die Bildungsperiode mit großer Vorliebe behandelt worden; das väterliche Haus, der Pietismus der großen Einfluß übenden Schwester Kinkel's, das Verhältniß zu Freunden, die gemeinen Intriguen des Presbyteriums, sowie Kinkel's Stellung zur Frauenwelt — alles Dies entfaltet sich in runden Bildern, deren loser Zusammenhang durch den Titel „Skizzenbuch" entschuldigt scheint. Vielleicht hätte mit mehr Schonung lebender Personen verfahren werden können, auch manch süßes oder herbes Geheimniß früherer Tage verschleiert bleiben sollen; aber diese Rücksichtslosigkeit ist ohne Zweifel auf der andern Seite ein neuer Reiz für das Buch. Manchmal klingt es wie Roman, aber des Dichters Leben und Lieben hat ja immer Schmetterlingsflügel, der eigene geistige Duft parfumirt unbewußt auch die Umgebung, und Conflicte, Misverhältnisse dienen nur dazu das poetische Element noch mehr in den Vordergrund zu zwingen.

Wie hätte Das hier nicht der Fall sein sollen wo der Dichter eine hochbegabte Künstlerin zur Gefährtin fand?

Das Buch bedarf keiner Empfehlung, das Unglück des liebenswürdigen Helden ist sein Freibrief: wer wird denn nicht wissen wollen wer jener Mann ist dessen schreckliche Begnadigung die Theilnahme der ganzen civilisirten Welt erregt? Aber verschweigen kann ich doch nicht daß der brave junge Schriftsteller, der sich auf so ehrenvolle Weise in die Lesewelt einführt, sein bedeutendes Honorar, obgleich er selbst keineswegs reich ist, den Kindern Kinkel's überwies. 57.

---

## Etwas zum Associations- und Vorschußkassenwesen.

Es geschieht nichts Neues unter der Sonne! Von Beiträgen wohlhabender Privaten werden jetzt an vielen Orten Vorschußkassen errichtet, woraus dürftigen oder herabgekommenen Leuten zum Anfang oder zur Fortsetzung eines Gewerbes oder Geschäfts Darlehn vorgeschossen werden, welche sie wenn sie in bessere Umstände gekommen sind zurückzahlen müssen. Unsere Demokraten sammeln von ihren Gesinnungsgenossen Beiträge und bilden Kassen, woraus sie reisende Brüder und politische Missionnaire, Besucher ihrer Versammlungen, Claqueurs für ihre Redner in den Ständehäusern u. s. w. besolden, und sonst ihre Pläne und Zwecke fördern. Sind Das etwa Erfindungen unserer Zeit? Nein, schon in den Freistaaten Griechenlands finden wir beide Arten von Geldzusammenschießungen und Austheilungen, Beides aber war dort gemeinschaftlicher Zweck und Bestimmung derselben Gesellschaft, nämlich des Eranos. Der Eranos reicht zwar in Griechenland schon in das Heroenalter hinauf, aber damals war er nur ein Zusammenbringen von Genußmitteln zu gemeinschaftlichen Gastereien, also eine Collation, ein Picknick (Hom. Odyss., I, 226; XI, 414). Später erst erhielten die Eranen in den Freistaaten, besonders in Athen, ihre Ausbildung in der angegebenen Weise, nämlich theils zu Bestechungen und zur Förderung politischer Zwecke, theils zur Unterstützung Hülfsbedürftiger. Ersteres kommt z. B. in der Rede des Demosthenes für die Krone vor, in Beziehung auf das Letztere klagt der Murrkopf bei Theophrast (Charact. 17) gegen Einen der ihm wegen eines von dem Eranos erhaltenen Geschenks gratulirt: „Warum soll ich mich darüber freuen? Ich muß ja das Geld Jedem wiedergeben, und mich obendrein bedanken als wenn mir eine Wohlthat erwiesen worden wäre!" Die Beiträge zum Eranos waren regelmäßig, meist monatlich bezahlt, doch nicht bedeutend,

sie wurden von einem Vorsteher und Kassenverwalter (Eranarches) von den Mitgliedern (Eranistä) eingesammelt, und es war nicht räthlich dieselben schuldig zu bleiben oder gar zu verweigern; gegen säumige Zahler wurden physische und moralische Zwangsmittel angewendet. (Tout comme chez nous!) Die Eranen kamen mit den griechischen Colonien auch in andere Länder, z. B. nach Kleinasien, wo sie zu beiderlei Zwecken bis in die Kaiserzeit herab bestanden. So z. B. in der Stadt Amisos, wo unter dem Proconsulat des jüngern Plinius der dortige Rath diesem ein Bittschreiben wegen des Eranos übergab, worin die Amisener ausdrücklich hervorhoben daß ihr Eranos nicht unerlaubte Vereine oder Anstiftung von Unruhen, sondern blos Unterstützung Hülfsbedürftiger bezwecke. Plinius, ungewiß ob und wieweit jene Gesellschaft zu dulden oder zu untersagen wäre, berichtete an den Kaiser Trajanus, welcher rescribirte daß in Rücksicht auf die Autonomie der Stadt Amisos und auf den guten Zweck ihres Eranos derselbe nicht zu untersagen wäre; doch sollte diese Nachsicht sich nicht auf die Städte römischer Botmäßigkeit beziehen (Plin. Epist., X, 93, 94). Nämlich auch in Rom waren dergleichen Vereine (Sodalitates, Sotalitia) schon 200 Jahre v. Chr. unter vornehmen Leuten Mode geworden; anfangs hatten sie auch nur gesellige Unterhaltung beim Becher, im Spiel und Gespräch beabsichtigt, aber bald hatten sich auch hier politische Elemente beigemischt, und die Sodalitien benutzten ihr Ansehen und ihre Mittel zur Erkaufung von Stimmen bei Magistratswahlen, Anzettelung von Verschwörungen gegen den Staat, Anstiftung von Revolutionen, Bestechung der Richter u. dergl. So besonders in der Catilinarischen Zeit. Darum wurden diese Gesellschaften in Rom schon in der letzten Zeit der Freiheit verboten und die Kaiser erneuerten und verschärften die Verbote. Der wohlthätige Zweck der griechischen Eranen, die Armenunterstützung aus Barmherzigkeit, war den römischen Sodalitien ganz fremd. Diesen Zweck allein hatten dagegen die Geldbeiträge der ersten Christengemeinden, wovon nach Tertullian (Apolog. 39) für Nahrung, Unterstützung, Begräbniß der Armen, Waisen, Alten, Verunglückten gesorgt wurde. Darin erkennt man den ersten Keim der mittelalterlichen Brüderschaften, wogegen die Gilden des Mittelalters mehr den griechischen Eranen glichen, da sie zwar auch eigentlich Vereine und Genossenschaften zur Förderung des geselligen Lebens und der Gewerbe waren, aber hin und wieder ihr Ansehen zu politischen Zwecken misbrauchten. 58.

## Bibliographie.

Albert, L. A., Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Geschichte, Verfassung, Statistik, Geographie. Mit einer Tabelle über Münzen, Maaße und Gewichte und 1 Karte. Nebst einer kurzen Beschreibung der brittischen Colonien in Australien. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 9 Ngr.

Bekk, J. B., Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. 1ste und 2te unveränderte Auflage. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Coignet, F., Reform des Credits und Handels. Aufruf an alle Gewerbsleute und Landwirthe. Für Deutschland bearbeitet von J. L. Stiger. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Darás, A., Die Verhältnisse und die Regierungen. Wien. 1849. 8. 15 Ngr.

Draeger, A., Goethe's moralischer und politischer Standpunkt. Festrede am 28. Aug. 1849 zugleich als Antrittsrede im Hörsaale der Domschule gehalten. Güstrow, Opitz u. Comp. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Eötvös, J. Freih. v., Der Bauernkrieg in Ungarn. Historischer Roman. Aus dem Ungarischen von A. Dux. Drei Theile. Pesth. Leipzig, Hartleben. Gr. 8. 4 Thlr.

Fürstenhaupt, A., Die Macht des Königs. Gedicht. Berlin, Hayn. Hoch 4. 5 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 19te Auflage. Berlin, A. Duncker. 6. 1 Thlr. 24 Ngr.

Horn, J. E., Arthur Görgei, Obercommandant der ungarischen Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der ungarischen Revolution. Leipzig, Herbig. 8. 20 Ngr.

Michel Jämmerling's Kreuz- und Querzüge, Abenteuer und Schicksale. Fliegende Blätter für gesunde Leser von PSH. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Kehrein, J., Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach Jac. Grimms deutscher Grammatik bearbeitet. 1ster Theil: Grammatik. 1ste Abtheilung: Laut- und Flexionslehre. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 18 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Zwei Bände in einem Band. Stuttgart, Cotta. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

Malß, C., Volkstheater in Frankfurter Mundart. 2te stark vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Pulszky, Therese, Aus dem Tagebuche einer ungarischen Dame. Mit einer historischen Einleitung von F. Pulszky. Zwei Bände. Leipzig, Grunow u. Comp. 8. 3 Thlr.

Raupach, E., Mirabeau. Historisches Drama in fünf Acten und einem Vorspiel. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 15 Ngr.

Dr. G. Schadow. Vortrag bei der am 27. Febr. 1850 stattgefundenen Gedächtnißfeier. Berlin, Decker. Gr. 8. 5 Ngr.

Schwarze, F. O., Die Reform des Strafverfahrens im Königreich Sachsen. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schwenck, K., Schiller's Werke. Erklärungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 26 Ngr.

Wagner, F. K., Die privilegirte österreichische Nationalbank. Was war sie? Was ist sie? Was könnte und sollte sie sein? Wien, Seidel. Gr. 8. 20 Ngr.

Zoczek, W., Homiletische Aehrenlese. Ein Cyclus von Sonntag-, Fest- und Fasten-Predigten. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

## Tagesliteratur.

Andlaw, H. v., Offenes Sendschreiben an Dr. J. B. v. Hirscher zur Abwehr gegen dessen Angriffe auf die katholischen Vereine. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 9 Ngr.

Ein Blick in die Zukunft! Die Consequenzen der Moral der Lehre Jesu, für die Gesellschaft, so wie auch auf die Natur angewandt, als Beweisführung: daß der Entwickelungsgang der Erde durch die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts bedingt wird, oder: Daß der menschliche Geist die Natur beherrscht. Als Schlüssel zu dem Werke: Ob Wahrheit!? Ob Täuschung!? Berlin, Logier. 8. 5 Ngr.

Die Emancipation der Tagelöhner. Güstrow, Opitz u. Comp. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Gerhard, F., Was will die Demokratie? 2te Auflage. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hassenpflug, C. G. D., Politische Ketzereien. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Prolog zum großen Moloch. Berlin, Schartmann. 8. 2½ Ngr.

Schlitzer, A. v., Mittheilungen aus einer geheimen Sitzung des demokratischen Frauen-Clubbs zu Breslau. 3te Auflage. Breslau, Kohn. 1849. Lex.-8. 2½ Ngr.

Historische Unterhaltung eines Russen mit seinem Sohne im J. 2048 n. Chr., und zwar über einige Ursachen und Wirkungen der Ereignisse des J. 1848 n. Chr. Aus dem Japanesischen. Wien. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Wislicenus, G. A., Beiträge zur Förderung der Religion der Menschlichkeit. Halle, Heynemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

**Blätter**

**für**

**literarische Unterhaltung.**

Donnerstag, —— Nr. 111. —— 9. Mai 1850.

## Flugschriften in der deutschen Frage.*)

Daß die Politik eine keineswegs leichte Sache ist und doch von so sehr Vielen für sehr leicht gehalten wird, Das erklärt Vieles was in diesen letzten Jahren in der Welt Verkehrtes geschehen, und noch mehr darin gesprochen und geschrieben worden ist, auch Vieles in einem guten Theile der uns eben vorliegenden Schriften. Das Hauptübel ist in dieser Beziehung daß die Leute so wenig einsehen daß die Politik eine Erfahrungswissenschaft ist, und daß sie mit den Naturwissenschaften das Grundgesetz des Causalnexus gemein hat; daß man auch im Politischen auf die gewünschten Wirkungen nicht rechnen kann, wenn die Ursachen und Bedingungen unter denen allein jene Wirkungen entstehen können nicht dasind; daß aus verschiedenartigen Elementen verschiedenartige Gestaltungen hervorgehen müssen, und daß was wider den Zug und die Kraft der Verhältnisse ist weder durch künstliche Theorien noch durch hochtönende Phrasen, weder durch feurige Wünsche noch durch glühende Leidenschaft, weder durch Debatten und Gesetze noch durch Zwangsmittel irgendwelcher Art, in lebenskräftiger Weise geschaffen, weniger noch auf die Dauer erhalten werden kann. Ueber die letzten Zwecke der Politik ist leicht zur Einigung zu gelangen, und sind auch in der Regel alle Parteien und Schulen einig, wenigstens in den Worten. Aber mit diesen allgemeinen Bezeichnungen der Aufgaben ist Nichts gewonnen, sondern es kommt auf die rechten Mittel zu ihrer Lösung an, und hier trifft Keiner das Rechte wer nicht vor Allem die Wirklichkeit der Verhältnisse in ihrem politischen Bezuge zu fassen und das ihr Entsprechende zu vermitteln versteht. Das aber geht nicht so leicht wie im Physischen, weil wir es hier mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit vielverflochtener und zum Theil verborgener Verhältnisse, und außer mit den materiellen Verhältnissen auch mit der Welt des Geistes und Herzens zu thun haben, welche nun einmal nur in unvollkommener und unsicherer Weise zu messen und zu berechnen ist. Ebendeshalb irren die Menschen so leicht in ihren Speculationen über und auf diese Dinge, und gemeiniglich irren sie nach ihren Wünschen. Wir wollen der Weisheit der Regierenden kein Loblied singen. Sie haben in diesen letzten Jahren, wo sie, aus der alten Routine gerissen, von den alten Regeln verlassen, neue und außerordentliche Zustände zu behandeln hatten, Schwäche, Rathlosigkeit, Mangel an Voraussicht und Weitblick, und namentlich Mangel an schöpferischer Kraft nur zuviel an den Tag gelegt. Aber sie haben den Vortheil

*) 1. Preußen und Oestreich (Juli 1849). Eine politische Denkschrift von Karl Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1849. 8. 6 Ngr.
2. An Seine Majestät den König von Preußen. Eine öffentliche Stimme des christlichen und wissenschaftlichen Bewußtseins über Lebensrecht und Volksfreiheit im Staate. Von Klencke. Leipzig, Kollmann. 1849. 8. 10 Ngr.
3. Der Dombau zu Köln und die deutsche Einheit. Eine Weissagung von Wilhelm Klee. Berlin, Enslin. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Das deutsche Volksthum in den Stammländern der preußischen Monarchie. Einige besonders dem südlichen und südwestlichen Deutschland zur Beherzigung empfohlene Worte von C. Th. Gaupp. Breslau, Max u. Comp. 1849. Gr. 8. 6¼ Ngr.
5. Preußens deutsche Politik und ihre Gegner. Geschrieben Ausgangs September 1849 von L. E. Mathis. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
6. Rothe Briefe an schwarz-weiße Staatsmänner von W. Zacharias. Berlin, Gerhard. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.
7. Ein Wort des Rechts für alle Reichsverfassungs-Kämpfer, an die deutschen Geschworenen von L. Simon. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. Gr. 8. 9 Ngr.
8. Der Schrecken soll uns nicht schrecken! Der Haß uns nicht zum Hasse treiben! Von J. Venedey. Bremen, Schünemann. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.
9. Preußen und das System der Großmächte. Politisches Gutachten eines Schleswig-Holsteiners. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.
10. Politische Blätter von A. Widmann. Nr. 3 und 4. Preußens Beruf und Nichtberuf in der deutschen Verfassungssache. Jena, Luden. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.
11. Das preußische Königthum der Revolution gegenüber. Von J. W. Loebell. Bonn, Marcus. 1849. Gr. 12. 5 Ngr.
12. Die deutsche Einheit und die Preußenliebe. Ein Sendschreiben an G. Pfizer von Buß. Stuttgart, Hallberger. 1850. Gr. 8. 7½ Ngr.
13. Der Stand der deutschen Verfassungsfrage. Denkschrift von Heinrich Wuttke. Leipzig, Naumburg. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.
14. Ein deutscher Bundesstaat eine Unmöglichkeit. Von einem ehrlichen Deutschen. Leipzig, Hirschfeld. 1850. Gr. 8. 7 Ngr.
15. Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung. Vorschläge zu einem Bundesparlament von A. M. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 12. 6 Ngr.

für sich, der sich wenigstens für die gewöhnlichen, regelmäßigen Thätigkeiten der Staatsverwaltung geltendmacht, daß sie nur die Organe eines im Laufe der Jahrhunderte gebildeten Organismus sind, welcher sich dem naturkräftigen Einflusse der Verhältnisse nicht entziehen konnte, und in welchem sich die Traditionen vieler Geschlechtsfolgen, die gesammelten Bestrebungen langer Zeiten und vielseitiger Kräfte geltendmachen. Wo diese Hülfsquellen sie verlassen, da sind sie rathlos und so unsicher und willkürlich umhertappend wie Andere. Aber diese Andern denen jene Hülfsquellen jederzeit gebrechen sind eben zum allergrößten Theil stets in diesem Falle. Und dabei sind die sonst im Allgemeinen gescheiten, ja ausgezeichneten Leute fast noch schlimmer daran als der gewöhnliche Mann. Man kann nämlich ein sehr gelehrter Geschichtsforscher, Sprachforscher, Naturforscher, Theolog, Mathematiker u. s. w. sein, und doch vom Staate und seinen Angelegenheiten so wenig Richtiges verstehen als irgend ein Landmann oder Handwerker. Man kann einen hochfliegenden Geist, eine schöpferische Phantasie, man kann große Fertigkeit im Denken und Schließen und allen dialektischen Künsten besitzen, und dabei doch über den Staat und seine Fragen sehr irrig denken und schließen, sehr unbegründete Einfälle haben und mit großer Geschicklichkeit sehr Unweises vertheidigen. Denn all jenes Wissen das man besitzt ist doch nicht das Wissen vom Staate, worauf es hier ankommt, und der gereifteste Geist wird ohne dieses Wissen über den Staat ebenso im Finstern tappen wie Das dem größten Politiker ohne Kenntniß der Naturwissenschaften in deren Gebiete begegnen würde. Nun halten sich aber doch Männer die sich ihrer geistigen Kraft und Höhe bewußt sind nur zu oft für befähigt über den Staat mit derselben Sicherheit zu urtheilen mit der sie in dem Gebiet ihrer eigentlichen Studien zu urtheilen gewohnt sind; ja sie urtheilen dort noch mit noch größerer Raschheit und Zuversicht, weil ihnen eben ihre Unkenntniß die Bedenken und Zweifel und zu beachtenden Bedingungen und Umstände verbirgt, die sie bei einer Untersuchung in ihrer eigenen Wissenschaft sehr wohl zu erfassen und zu berücksichtigen wissen. Weiter ist unsere Wissenschaft im Allgemeinen gewohnt aus bestimmten Principien mit logischer Sicherheit fortzuschließen, apodiktische Sätze daraus abzuleiten und so auf wenige einfache Grundsteine allmälig das umfassende, harmonisch gegliederte System in allumfassender Weise aufzubauen. Daraus erwächst die Neigung der Gelehrten dasselbe Verfahren auch auf das politische Gebiet überzutragen. Hier aber ist es nicht anwendbar, weil eine weit größere Mannichfaltigkeit der Fälle, eine stete Nothwendigkeit obwaltet nach Zeit und Umständen Modificationen eintreten zu lassen. Hier führt jene Neigung zu der in neuern Zeiten so gewöhnlichen, so oft beklagten und in ihrer Verkehrtheit erkannten, aber immer von neuem erfaßten Richtung: für allgemein gültig ausgegebene, umfassende Systeme für das politische Leben zu entwerfen, die sich auf dem Papiere gar vortrefflich ausnehmen und an welche ihre Erfinder das Heil der Welt geknüpft glauben, die aber entweder gar keiner praktischen Anwendung fähig sind, oder nur scheinbar eine solche finden, indem sie, unter ihnen nicht entsprechende Verhältnisse versetzt, etwas ganz Anderes werden als wozu sie bestimmt wurden, und jedenfalls ganz andere Wirkungen haben als die man von ihnen erwartet hatte. Das Alles mag es erklären warum der Doctrinairismus in den neuesten Zeiten, so bei den praktischen Staatsmännern wie bei dem schlichten Volke, in solchen Verruf gekommen. Eine echte, praktische politische Doctrin wird jederzeit ein viel besserer Führer sein als die bloße Routine oder die von Wünschen und Begierden geleitete Tendenz. Sie kann kein allgemeines Vollkommenheitsschema erfinden, aber sie kann den Blick dafür bilden in jedem Falle das Richtige zu treffen. Allein der echten Doctrin, welche selten ist, hat die so äußerst häufige falsche Doctrin nur zu großen Eintrag gethan, und die doctrinairen Politiker sind fast in ärgern Miscredit gefallen als die belletristischen Politiker, die den Staat nach geistreichen Einfällen construiren und ihr politisches Wissen aus Kaffeehauslecture schöpfen, vor Jenen aber immer den Vorzug haben daß sie weniger langweilig sind.

In der deutschen Frage sind sich von Anfang an die Wenigsten klargeworden was sie eigentlich wollten und was die Andern wollten. Auch hat es politische Heuchelei vielfach verschuldet daß man über Das was man im Herzen trug nicht mit der Sprache herausging. Zudem bestanden von vornherein innere Widersprüche. Es ist für uns gar keine Frage daß die Masse des deutschen Volks, soweit sie in der deutschen Frage überhaupt einen Willen hatte, eigentlich, um mit den Demokraten zu reden, die vielen Fürsten lossein, um mit den progressiven Conservativen zu reden, die Kleinstaaterei beseitigt wissen wollte, daß man den glänzenden Gedanken eines großen, geeinigten Deutschlands im Sinne trug. Schon hier aber begegnen uns Widersprüche. Die Meisten deren Phantasie sich lebendig mit diesem Bilde beschäftigte dachten nicht einen Augenblick daran daß irgend eine Verkürzung Deutschlands dabei vorfallen dürfe; sie wollten seine Grenzen eher noch erweitert wissen, und bis gegen Ende des Jahres 1848 ist die Bewegung entschieden und allgemein großdeutsch gewesen. Aber war ein deutscher Einheitsstaat möglich welcher auch nur das Gesammtgebiet des Bundes bis 1848 umfaßt, und dies Alles unter Aufhebung der Einzelregierungen und Einzelverfassungen, der ganzen zeitherigen Gliederung des deutschen Staatenkörpers, einer Einheitsregierung und Verfassung unterworfen hätte? Ein weiterer Widerspruch lag in Folgendem. Sehr Viele, die Meisten von Denen die überhaupt Etwas wollten, haben allerdings das Aufhören der Kleinstaaterei gewollt; aber beiweitem nicht Alle die Das wollten haben das Aufhören ihres besondern Staats gewollt. Gerade hier haben erstaunliche Unklarheiten obgewaltet. In dem größern Theile der deutschen Staaten war man

1847 doch noch so leidlich mit seiner Regierung und seinen besondern Zuständen zufrieden, daß man sich 1848 gar nicht so schnell zu dem Gedanken erheben konnte das Alles müsse beseitigt werden, sondern unter allem Geschrei nach Deutschlands Einheit die Fortdauer seiner Besonderheit voraussetzte, und erst sehr allmälig zu einer radicalern Opposition gegen die nähern Gewalten erhitzt ward. Die Einheitsidee ist von jeher in den kleinsten Staaten am lebendigsten gehegt worden, und doch erhoben sich gerade in diesen protestirende Interessen am lautesten, so oft von Mediatisirungen gesprochen wurde. In Oestreich und Preußen aber ist die große Mehrheit fortwährend östreichisch und preußisch, in Oestreich wenigstens nicht deutsch im Gegensatz zu dem Oestreichisch gewesen. Eben diese innern Widersprüche und Unklarheiten führten zu dem Verfassungsschema welches sowol dem frankfurter als dem berliner Entwurfe zugrundeliegt, seinen ersten Ursprung aber aus dem Entwurfe der 17 Vertrauensmänner genommen hat, welcher seiner Zeit mit so allgemeiner Ungunst aufgenommen wurde. Hiernach sollten die Regierungen, Verfassungen, Verwaltungen, Gesetzgebungen der einzelnen Staaten in ihrem hauptsächlichen Wirkungskreise und Verhältnisse fortbestehen; für die Angelegenheiten der deutschen Gesammtheit aber, über deren eigentlichen Begriff und ihre Abgrenzung man sich aber niemals klarzumachen auch nur versucht hat — was doch das Erste hätte sein sollen —, sondern nach Willkür und Stand des Augenblicks darüber entschied, sollte über den bestehenden Einzelstaaten noch eine vollständige constitutionnelle Staatsregierung, mit erblichem Oberhaupt, verantwortlichem Ministerium, zwei Kammern der Volksvertretung u. s. w., aufgebaut werden. Man hat dieses Schema doctrinair genannt. Aber selbst diejenigen Doctrinaires welche ihren Anspruch auf diesen Namen daher schöpfen daß sie Alles auf Principien zurückführen, hätten sich sagen müssen daß die constitutionnelle Verfassung auf den Einheitstaat berechnet ist, daß aber ein aus einer ganzen Reihe von Staaten-zusammengesetztes Verhältniß, mag man es nun Staatenbund oder Bundesstaat nennen, ein Föderativverhältniß bleibt. Es ist eine eigenthümliche Erfüllung des Verlangens nach Vereinfachung der deutschen Zustände daß man zu der Gesammtzahl der deutschen Regierungen, Landtage rc. noch eine Regierung, Volksvertretung rc. mehr hinzusetzen will. Ja im Augenblicke haben es unsere weisen Politiker dahin gebracht daß für einen guten Theil von Deutschland ein dreifacher Aufbau constitutionneller Organismen in Aussicht steht: Fürsten und Landtage in den Einzelstaaten, ein König und zwei Häuser im engern Bundesstaate und ein Kaiser und zwei Häuser in der weitern Union. Man wird dann bald wie zeither über das Vielregieren, so über das Vielparlamentiren klagen; aber es wird Candidaten für ständische Wirksamkeit nicht an Gelegenheit dazu fehlen, und es wird eine ganz gute Speculation werden auf eine lebenslängliche Anstellung als Vertreter zu studiren. Dabei walten auch in dieser Sache innere Widersprüche und Unklarheiten. Den Einen wird dieses Verfassungsschema als die Erfüllung des Verlangens nach deutscher Einheit vorgeführt; den Andern wird gesagt es solle das Mittel sein wenigstens allmälig die kleinern Staaten in einen größern, der kein anderer als Preußen sein könne, aufzulösen; den Dritten aber versichert man — und noch in der bekannten Rede des Hrn. von Radowitz ist Das geschehen — es sei das einzige Mittel die kleinen Staaten zu conserviren, also die Zersplitterung Deutschlands zu verewigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Georg Sabinus, der Sänger der Hohenzollernschen Dynastie. Eine literargeschichtliche Skizze im Rahmen des 16. Jahrhunderts von Adolf Fürstenhaupt. Berlin, Gebauer. 8. 1849. 5 Ngr.**

Die vorliegende kleine Schrift erwirbt sich das Verdienst einen längst vergessenen Sänger des 16. Jahrhunderts, den zu seiner Zeit sehr berühmten königsberger Professor Georg Sabinus, wieder in das Gedächtniß zurückzurufen, und eine kleine Auswahl seiner lateinisch geschriebenen Gedichte in möglichst treuer Uebersetzung mitzutheilen. Ob freilich in unsern Tagen, wo selbst die Poeten der Gegenwart ihre Lieder zumeist vor tauben Ohren erschallen lassen, ein so veralteter und selbst zu seiner Zeit nie populair gewordener Dichter auch in den nichtgelehrten Kreisen des Volks, wie der Herausgeber zu hoffen scheint, Anklang finden wird, steht sehr zu bezweifeln, es müßte denn die Pattei des specifischen Preußenthums an dem einstmaligen „Sänger der Hohenzollernschen Dynastie", dem Panegyriker Joachim's II. und einem der eifrigsten Mitwirker für die Mitbelehnung des Kurhauses Brandenburg auf das Herzogthum Preußen, ein mehr als literarhistorisches und ästhetisches Interesse nehmen. Indessen wie Dem auch sein mag, als literargeschichtliche Skizze bleibt die kleine Gabe immer dankenswerth, und von diesem Standpunkte wird auch der ausführlichern Arbeit des Verf., die er über denselben Gegenstand zu liefern verspricht, die Anerkennung nicht versagt werden. Seine diesmalige Mittheilung zerfällt in eine kurze Biographie und Charakteristik des Dichters, und eine Uebersetzung von sieben seiner bedeutendern Elegien. Aus der erstern erfahren wir daß G. Sabinus, dessen eigentlicher Name „Schüler" war, im J. 1508 zu Brandenburg geboren wurde, seine erste Anregung zur Poesie von seinem Lehrer Philipp Melanchthon empfing, darin von Camerarius, Eoban Hesse u. A. ermuthigt und gestützt ward, und endlich, zumal da er auch im Auslande, besonders in Italien bei dem berühmten Cardinal Petrus Bembus, Ruhm und Lob einerntete, sich ganz und gar der Poesie hingab, und sich durch seine Leistungen in derselben die Gunst vieler Fürsten, insbesondere des damaligen Erzbischofs von Mainz, Albrecht, und der brandenburgischen Kurfürsten erwarb, unter welchen ihn Albrecht, Herzog von Preußen, 1544 zum ersten Rector der neuen Universität nach Königsberg berief, woselbst er bis 1560 in theils literarischer, theils politischer Thätigkeit lebte.

Unter den mitgetheilten Gedichten sind besonders drei hervorzuheben: „Auf die Rückkehr Joachim's II. aus dem Türkenkriege 1532", „Auf die Wiederherstellung der frankfurter Universität an Joachim II." und „An Petrus Bembus". Der poetische Werth derselben, soweit sich dieser aus der bloßen Uebersetzung, welcher leider das Original nicht beigefügt ist, beurtheilen läßt, geht in keiner Beziehung über die Leistungen der damaligen gelehrten Poesie hinaus, und wird offenbar überschätzt wenn ihr Herausgeber meint ihr Dichter trüge trotz seines verschollenen Namens „den Stempel des Genius und

der Reichsunmittelbarkeit im Reiche der Musen" an sich. Sie sind vielmehr Nichts als fleißige und mit einigem Talent und Geschick ausgeführte Nachbildungen der römischen Elegiker, und da bekanntlich auch diesen noch keine „Reichsunmittelbarkeit im Reiche der Musen" nachzurühmen, vielmehr die Ausbildung nach griechischen Mustern gar zu sichtlich anzumerken ist, so ist natürlich an eine wirkliche Ursprünglichkeit und Genialität bei ihnen nicht zu denken. Wie die meisten solcher Nachbildungen leiden sie denn auch an gar vielen, fast komischen Uebertreibungen und Ausschmückungen, wie sie kaum vermieden werden können wenn wesentlich verschiedenartige Persönlichkeiten und Zustände gerade so wie die Helden und Begebenheiten des griechischen und römischen Alterthums behandelt werden. Sieht man hierüber hinweg, und besitzt Phantasie genug mit ihm in der Mark Brandenburg Rom und Hellas wiederzufinden, so fehlt es den Schilderungen nicht an Frische und Lebendigkeit, und mögen immerhin von dem Märker mit mehr Genugthuung gelesen werden als die treuern Zeichnungen eines Schmidt von Werneuchen aus späterer Zeit. Mit welchem Glanze hellenischer Schönheit umgibt er z. B. die märkische Musenstadt wenn er sie im zweiten der angeführten Gedichte folgendermaßen schildert:

Nicht wohl konnte die Jugend und auch nicht Helikons Jungfraun
Schöneren Aufenthalt finden wie dieser es ist.
Dort erhebt sich ein Hügel mit laubumkleidetem Gipfel,
Und an dem Fuße daselbst pranget der Tempel der Kunst.
Lieblich am meisten erscheint den Pierischen Schwestern die Gegend,
Welche vor allen sich wählt Bacchus mit Reben umkränzt.
Auch nicht fehlt es an Quellen, die zwischen den rankenumblühten Hügeln mit plätscherndem Klang murmelnd sich schlängeln hindurch;
Und aus schattigem Thal ergießt sich in hölzernen Röhren
Ein sanft rauschender Quell, spendend erquickenden Trank.
Weil er so schön hinströmt, so gab Kallirrhoë ihren
Götternamen so gern diesem erfrischenden Quell.
Auch erwecket ein Trunk aus ihm die Begeist'rung der Sänger,
Gleichwie einstens ein Trunk aus dem parnassischen Quell.
Helius Hessus schöpfte daraus, und der muthige Hutten
Stillte den Wissensdurst hier in dem labenden Quell.
Seen erblickt man daneben und moosumwachsene Teiche,
Und in unendlicher Zahl schwimmen die Fische darin.
Hier fließt schlängelnden Laufs vorüber die Oder, an deren
Einem Ufer so reich blüht der lernäische Zweig;
Am jenseitigen Strand erheben sich schattige Wälder;
Beide Gestade jedoch werden von Hügeln umkrönt.
Schwerlich gibt's fischreicheren Fluß als unsere Oder,
Welche germanische Flur knüpft an vandalisches Land.
Unter ihren Gewässern in spiegelglänzenden Grotten
Sitzen in traulichem Bund schöne Najaden geschart.
Soll ich erwähnen nun noch die von Gras sanft schwellenden Wiesen,
Welche dem Ennathal gleichen an lieblicher Pracht?
Hier erquickt die erfrischende Kühle der schattigen Bäume,
Wenn Erigone's Hund glühend die Felder versengt;
Hier ergötzt der süße Gesang der Sänger des Waldes,
Deren lieblicher Ton scheuchet die Sorg' und die Noth;
Hier auch winden sich Kränze die fleißigen Nymphen des Thales,
Satyre drehen sich hier fröhlich im ländlichen Tanz.
Reich auch ist an Schätzen die Stadt; gar mancherlei Waaren
Führt in belastetem Kiel täglich der Fremdling herein;
Edel ist die Gesittung des Volks; nicht wie sie am Arktos,
Sondern wie sie zu sein pflegt im italischen Land.
Auch nicht wohnen die Menschen daselbst in ärmlichen Hütten,
Sondern im herrlichen Bau prächtiger Häuser zumeist,
Deren Giebel geschmückt sich erheben mit ragenden Zinnen,
Wie sie ein Fürstenpalast trug in vergangener Zeit.
Einst erbauten die Mauern die tapfern hektorischen Franken,
Und von ihnen erhielt später den Namen die Stadt.
Also weil sich die Hügel bekleiden mit bacchischen Lauben,
Weil die Fluren umher werden von Quellen getränkt;
Weil die Stadt an Bewohnern so reich und an Schätzen und Gütern,
Weil sie jeglicher Art rohe Gesinnung entbehrt:
Kann's erwünschteren Ort nicht für die vertrieb'nen Camönen
Unter dem nordischen Pol geben wie diese es ist.

In ähnlichem Lichte erscheinen nun auch bei ihm die märkischen Helden, und es ist daher in der That verdienstlich, gerade jetzt wo es gilt mit einer glänzenden Vergangenheit den Blick in die Zukunft zu blenden, den brandenburgischen Sänger dem Staube der Vergessenheit entrissen zu haben. Uebrigens glaube man nicht als ob er alle Zustände und hohen Personen in so glänzender Beleuchtung gesehen habe, nein, er schwingt auch das Schwert des Tadels gegen sie, wenn er z. B. an Bembus schreibt:

Solchen Ruhm erwarben sich einst die kühnen Heroen;
Solch ein feuriger Geist wohnt' in den Königen einst.
Nicht um in Bürgerblut die tödtlichen Waffen zu tauchen
Und dem Verderben zu weih'n redliche Bürger des Reichs,
Sondern um Krieg zum Heile des Vaterlandes zu führen,
Und von den Marken des Reichs weit zu verjagen den Feind.
Jetzt im eigenen Land nur führen die Könige Kriege;
Keiner der Fürsten beginnt Kampf mit dem äußeren Feind.
Gegeneinander entbrennen sie grimmig, wie einstens die Männer
Welche der Kadmischen Saat waren in Theben entkeimt.

Aber freilich erlaubt er sich solchen Tadel nur um immer den Einen auszunehmen, und so ist keine Gefahr daß etwa die sonstigen Verehrer dieses dynastischen Sängers an derartigen Stellen wirklich Anstoß nehmen könnten. 47.

---

## Miscellen.

### Das Testament Ludwig's IX.

Wir rufen es zurück als einen Fürstenspiegel, ein Denkmal wahrer gewissenhafter Frömmigkeit. Wie anders würde es in Frankreich, in Europa aussehen, wenn deren Herrscher die goldenen Worte beherzigt hätten welche der königliche Heilige seinem Sohne Philipp hinterließ! „Biau fils, la première chose que je t'enseigne et commande à garder, si est que de tout ton coeur tu aimes Dieu. Aies le coeur doux et piteux aux pauvres, et les conforte et aide en ce que tu pourras. Ne boute pas sus trop grands tailles ne subsides à ton peuple, si ce n'est par trop grande nécessité pour ton royaume défendre. Aime ton honneur. Aussi fais droiture et justice à chacun, tant au pauvre comme au riche. Maintiens les franchises et libertés esquelles tes anciens les ont maintenus et gardées et les tiens en faveur et amour."

### Der Friedenskuß.

Man pflegte sich im Mittelalter gegenseitig zu küssen bei den Worten des Priesters: Pax Domini sit semper vobiscum, eine Feier welche im 7. Jahrhundert durch den Papst Leo XII. unter dem Namen „Friedenskuß" eingeführt wurde. Die Königin Blanca von Castilien, Gemahlin Ludwig's VIII., umarmte einmal bei dieser Gelegenheit in der Kirche eine öffentliche Dirne, welche sie wegen der Pracht der Gewänder und des Geschmeides für eine vornehme Dame gehalten hatte. Der König, voll Zorn über den Misgriff, verbot bei strenger Züchtigung solchen Weibern künftig das Tragen goldener Gürtel und Mäntel, das Merkmal verheiratheter Frauen. Diese Vorschrift wurde schlecht vollzogen, aber die tugendhaften Gattinnen trösteten sich mit ihrem guten Gewissen. Daher das bekannte Sprüchwort: „Guter Leumund ist mehr werth als ein goldener Gürtel." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 112. —— 10. Mai 1850.

## Flugschriften in der deutschen Frage.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Wir sind nicht blind gegen die Vortheile welche die Vertheilung Deutschlands in eine Reihe in vielen Punkten selbständiger Staaten für die Cultur und selbst für die Freiheit gehabt hat. Indeß ist nicht zu verkennen daß die Art dieser Vertheilung eine sehr zufällige, willkürliche und in vielen Beziehungen unzweckmäßige ist. Die Gründe ihres Fortbestehens haben sich durch die gewaltigen Umgestaltungen der Communication, welche Länder und Völker einander soviel näher gebracht, wesentlich vermindert. Das für Kleinstaaten geeignete alte patriarchalische Regime, dessen Feind wir keineswegs sind, von dem wir vielmehr meinen daß es vielleicht das den guten Seiten des deutschen Volkscharakters Entsprechendste war, ist doch seit 1830 und noch entschiedener seit 1848 unanwendbar geworden. Und schon früher, schon im 18. Jahrhundert, entschiedener aber seit der Rheinbundsperiode, arbeiteten die Regierungen durch vielfache Aenderungen in Namen, Formen, Einrichtungen, Verwaltungsmaximen an seiner Auflösung, durch Aenderungen die im Namen der Reform erfolgten und Formen und Geist änderten, aber oft nur die Form verbesserten, während in England ewig die alte Form bleibt, aber der Geist sich rastlos hebt. Die Ereignisse der Jahre 1848 und 1849 haben in nicht wenigen Staaten einen tiefen Riß zwischen Dynastie und Volk gezogen, welchen die Bayonnete verdecken, aber nicht ausheilen können. Das nachmärzliche Staatssystem ist in Kleinstaaten nicht anwendbar. Solange einige dreißig Ministerien und Landtage an der Gesetzgebung arbeiten, werden wir uns nur immer weiter von der deutschen Einheit entfernen, und auf tausend Punkten verlieren was wir auf den wenigen die die Gesammtverfassung der Bundesgewalt zuweisen würde gewinnen könnten. So sind wir entschieden der Meinung daß großartige Mediatisirungen unabweisbares Bedürfniß sind. Keineswegs aber glauben wir daß z. B. das berliner Verfassungsproject indirect und allmälig zu solchen führen würde. Preußen selbst will nicht in Deutschland aufgehen und will seine Besonderheit wahren. Wenn ihm die Vortheile gesichert sind die ihm aus den kleinen, sich an dasselbe anschließenden Staaten erwachsen können, so wird es recht froh sein sich nicht mit ihren Misständen belasten zu müssen. Im günstigsten Falle hätten wir eine langsame, sehr verdrießliche Uebergangszeit zu bestehen, indem die Amalgamation nur dadurch möglich wäre daß die kleinen Staaten durch innere Verzweiflung getrieben würden sich mit Gewalt den großen in die Arme zu werfen, nachdem diese erst wiederholt sich für künstliche Hinfristung jener bemüht hätten. Kann es ein ungereimteres Verfahren geben? Und bevor es zu seinem späten Ziele geführt hätte, wären die kleinen Staaten in der mislichen Lage offen und direct unter einem größern Staate zu stehen ohne dessen Angehörige zu sein, ohne also auf denselben irgend einen Einfluß üben zu können! Zieht man das Interesse der wahren Einigung dem Interesse des äußerlichen Vereinigtbleibens vor, so muß man, da ein das gesammte alte Landesgebiet umfassender Einheitsstaat unmöglich ist, eine Gruppenbildung zu einigen wenigen starken Staaten, die sich dann untereinander leicht über eine völkerrechtliche Union verständigen würden, betreiben. Sollen die zeitherigen deutschen Staaten fortbestehen, so wird das Verhältniß des reinen Staatenbundes das einzige durch die Sachlage indicirte, und man müßte erwarten daß die Veränderungen in den Einzelstaaten auch den Geist der Centralgewalt dergestalt umwandeln würden daß an ein Wiederaufleben des „alten" Bundestages nicht zu denken wäre.

Unter den Schriften die uns zu diesen Betrachtungen Anlaß gaben ist die von Hase (Nr. 1) mit der gewohnten, wohlmeinenden patriotischen Wärme ihres Verf. und in blühender, ergreifender Sprache geschrieben, bringt aber in ihrem Vorschlage eines Turnus zwischen Oestreich und Preußen eine jedenfalls unpraktische Idee vor, und geht überhaupt von einer für die Jetztzeit viel zu gemüthlichen Anschauung aus. Der glückliche Verf. lebt noch immer in den Erinnerungen seiner Jugendzeit, und erkennt nicht wie sehr sich die Menschen seitdem geändert haben, und wie wenig Das jetzt paßt was schon damals sehr stark mit Illusionen versetzt war. Immerhin macht die Lecture dieser Schrift einen um so wohlthuendern Eindruck, als sie im stärksten Contrast mit dem suffisanten Pathos Klencke's (Nr. 2) steht, dessen sonstige wissenschaftliche Verdienste, die ihn zum Mitglied einer Reihe auf dem Titel mit obligaten rc. auf-

geführten Societäten und Vereine gemacht haben, wir nicht bestreiten, der aber hier die bekanntesten Abstractionen der Rechtsphilosophie, in etwas verändertes Gewand gehüllt, mit der Miene vorträgt als wären sie lauter Orakel einer neuen Weisheit und zugleich die unfehlbaren Mittel zur Heilung aller Uebel der Welt. Möglich daß der Verf. selbständig auf diese Dinge gekommen ist oder Dies wenigstens zu glauben Ursache hat. Wenn er sich in der Literatur der Staatsphilosophie umgesehen hätte, so würde er finden daß das Alles schon hundertfach dagewesen, theilweise auch von der reifern Wissenschaft längst überwunden ist, und daß es, wahr oder nicht wahr, in dieser Allgemeinheit völlig wesenlos ist für das praktische Bedürfniß. In welchem ältern Naturrechte stände nicht der Satz daß der Mensch nicht als Mittel, sondern als Zweck zu behandeln sei! Und doch wie Vieles in allen Staaten aller Zeiten und Völker geht nicht davon aus daß der Einzelne sich vielfältig, bis zur Hingabe selbst seiner Existenz, opfern müsse für das Ganze, indem in der That der Staat, nach Vernunft und Erfahrung, nicht für die Einzelnen, sondern für das Volk als organisches Ganzes da ist. Klencke tröstet den König von Preußen: das deutsche Volk sei unfähig für eine Republik, die Menschen seien nicht reif für das ideale Oberhaupt des Freistaats. Wir wissen nicht was an einem gewählten Oberhaupte „Idealeres" ist als an einem erblichen. Wenn der König von Preußen diese Schrift angesehen hat, so wird er über die vornehme Katheder weisheit mit der ihm alte abgedroschene Allgemeinheiten vordocirt werden nicht wenig gelächelt haben. Klee (Nr. 3) hat in der That eine neue Entdeckung gemacht: daß wir nämlich mit allen unsern Bewegungen uns inmitten eines Religionskrieges befänden. Er meint es sehr gut, und es ist auch richtig daß die eigentliche Grundursache vieler Erscheinungen der Zeit in dem Verlust des Gefühls der Abhängigkeit von Gott liegt. Aber in der ganzen Predigt des Verf. ist gewaltig viel Bombast und Phrase. Man höre z. B.:

> Dieser alte preußische Geist, wie er in dem alten ruhmgekrönten Siegesbanner zum Ausdruck gekommen — dieser freichristliche Geist in dem rechten Verständniß muß wieder das Lebensprincip des preußischen Staats werden, wenn er seine Bestimmung erfüllen soll. Nur in der Kraft dieses Geistes kann es Preußen gelingen seine Verfassung, die jetzt noch mehr (nur) als im Abriß, im Entwurf dastehe, zu einem wahrhaft sittlichen Organismus auszubauen, daß in ihr der urdeutsche Geist zur Manifestation komme.

Einen ganz andern Weg schlägt Gaupp (Nr. 4) in seinem einfach, nüchtern und ganz instructiv geschriebenen Schriftchen ein, um für das Interesse Preußens zu wirken, falls das letztere wirklich für identisch mit der deutschen Hegemonie gelten sollte. Wirken wird diese Beweisführung auch nicht mehr als die Phrasen Klee's. Gaupp sucht zu beweisen daß das Königreich Preußen eine fast durchgängig deutsche Bevölkerung habe. Die vielen slawischen Völker die es allerdings mit übernommen habe seien längst vollständig germanisirt worden. Deshalb sei es vorzüglich berufen an die Spitze Deutschlands zu treten. Nun abgesehen davon daß auch Oestreich behaupten kann einen guten Theil seiner Bevölkerung germanisirt zu haben, und daß es geltendmachen mag wie es eben durch fortdauernde Verbindung mit Deutschland am besten in den Stand gesetzt werde in diesem wichtigen Processe fortzufahren, so liegt es wol auch auf der Hand daß wer sonst nicht Lust hat sich den preußischen Hegemoniebestrebungen anzuschließen, es um des geschichtlichen Beweises Gaupp's willen auch nicht thun wird. Indeß Das soll Nichts ausmachen; das Schriftchen hat sein Gutes. Ueber die Schrift Mathis' (Nr. 5) sagen wir gar Nichts: sie gehört zu der großen Masse der sogenannten kleindeutschen Schriften, von denen wer eine gelesen alle gelesen hat. Wir gehen daher sogleich zu dem Demokraten und seinen „Rothen Briefen" (Nr. 6) über. Derselbe richtet sich gegen die Arnim'sche Schrift wider die Vereidigung des Heers auf die Verfassung. Der Verf. erklärt die Nichtvereidigung des Heers für eine moralische Unmöglichkeit für den Soldaten, wobei ihm freilich die neueste preußische Verfassung ein starkes Dementi gegeben hat. Im Uebrigen begreifen wir weder den Eifer mit welchem man diese Vereidigung verlangt, noch den mit welchem man sie abwehrt. Ein gut disciplinirtes Heer wird sich für das Gesetz gegen Empörer schlagen, es mag nun auf die Verfassung geschworen haben oder nicht, und wird erst dann aufhören gegen die Revolution zu handeln, wenn diese selbst von dem edlern Kern des Volks als eine traurige Nothwendigkeit erkannt wird, wie Das 1688 in England und 1830 in Frankreich der Fall war, sonst aber noch nie der Fall gewesen ist. Ein demoralisirtes Heer wird seine Fahnen verrathen auch ohne auf die Verfassung geschworen zu haben. Den echten Rothen übrigens sind die Verfassungen bereits völlig gleichgültig. Möglich aber daß der Verf. zu den Vielen gehört die an den Verfassungen nur die Bestimmungen schätzen welche gegen die Regierungen gerichtet sind, und den Eid des Heers auf die Verfassung nur für den Fall wollen wo die Verfassung gegen die Krone, nicht aber wo sie gegen den Aufstand zu sichern ist. Praktischer und gewandter ist die Schrift Simon's (Nr. 7), bewegt sich übrigens lediglich — nur unter Verschweigung einiger entgegenstehenden Thatsachen — um die Behauptung: daß die frankfurter Versammlung eine einseitig constituirende gewesen sei. Venedey (Nr. 8) ist ein Mann mit dem man selten übereinstimmen, dem man aber niemals gram sein kann. Er theilt viele Vorurtheile und Beschränktheiten des Radicalismus, aber er theilt seine Laster und Bosheiten nicht. Von den Demokraten kommen wir zu den Doctrinaires und zwar zu den diplomatisirenden. Der Schleswig-Holsteiner (Nr. 9) betrachtet die preußische Hegemonie als eine Sache des Gesetzes der Kräfte, deren Ponderation. Ob es gut, ob es recht sei, fragt er nicht; der Zug der Umstände weist Preußen darauf hin, und hauptsächlich es kann es. Widmann (Nr. 10), früher bekanntlich ein Jünger Rohmer's, dann in Berlin Regierungsschriftsteller, 1848 in Jena der

Demokratie nicht abhold, später, wenn wir nicht irren, für das berliner Bündniß auftretend, schreibt jetzt:

Wäre es nicht besser Preußen ließe von seiner falschen Imitation des Fürstenbundes und ginge Deutschland uneigennützig und darum um so größer an die Hand? Wäre es nicht besser die deutschen Fürsten beriefen einen Congreß um sich über eine Verfassungsvorlage nach neuen Principien zu berathen, und beriefen ein Parlament nach dem frankfurter Wahlgesetz um mit diesem in gerechtem Sinne zu vereinbaren? (Noch eins?) Wäre dies nicht Alles viel sicherer und besser für Fürsten und Völker als der Versuch einer Octroyirung, der doch mislingen würde, als ein Ausscheiden Oestreichs, ein Krieg Europas, eine Trennung Deutschlands, eine Fortsetzung der doctrinairconstitutionnellen Lüge, und ein Infragestellen der Civilisation gegen die Barbarei?

Was er der „doctrinair-constitutionnellen Lüge" für eine Wahrheit entgegenstellt, sehen wir in seiner Schrift nicht. Die Schrift Loebell's (Nr. 11) ist, wie Alles was von diesem verdienstvollen Gelehrten ausgeht, gehaltreich, würdig, takt- und maßvoll. Sie beschränkt sich auf die gerechte Feier unableugbarer Verdienste ohne darauf nicht zu rechtfertigende Foderungen zu stützen. Preußen hat die Revolution in einigen süddeutschen Staaten wenigstens äußerlich gebändigt, und sein Sieg hat eine moralische Nachwirkung auf Entmuthigung der Revolutionspartei in Deutschland gehabt. Das muß gebührend anerkannt, doch aber dabei nicht übersehen werden daß es in dem Allen in entschiedenem eigenen Interesse handelte, sowie auch nicht zu verkennen ist daß die Art und Weise wie Preußen sich damals der Reichsgewalt entzog und auf eigene Hand zu handeln piquirte, einen der dunkelsten und zweideutigsten Züge in dieser ganzen Verflechtung bildet. Loebell's Schrift ist übrigens der Abdruck einer akademischen Festrede.

(Der Beschluß folgt.)

**Schnock. Ein niederländisches Gemälde von Friedrich Hebbel. Leipzig, Weber. 1850. 16. 1 Thlr.**

Das vorgenannte Werk scheint keine Verbindung zu haben mit den bekannten Leistungen des Verf., mit seiner „Genoveva", „Judith", „Maria Magdalena" u. s. w. Es scheint so, sage ich; aber ein nahes Verhältniß, eine strenge Beziehung zwischen den frühern Werken und diesem nicht zuletzt geschriebenen, aber zuletzt publicirten Werke findet doch statt. Der Verf. fodert dies günstige Urtheil über seinen „Schnock" so wenig heraus daß er im Gegentheil demselben zu widersprechen scheint in seiner Vorrede. Vielleicht wollte er nur den Scharfsinn der Kritiker — o wie selten ist der heutzutage! — auf die Probe stellen. Die Beziehung welche Ref. zwischen „Schnock" und Hebbel's andern Werken findet soll nun in ein paar Zügen angedeutet werden. Hebbel sagt in seinem Vorwort zu „Maria Magdalena" daß Schreiber Dieses ihn verstanden habe; so glaubt derselbe auch diesmal das Richtige getroffen zu haben. „Schnock" steht auf dem Gebiete der Komik. Soll ich es schärfer bezeichnen, so nenne ich die Gattung die komische Ironie. Die komische Ironie findet ihren nothwendigen Gegensatz in der tragischen Ironie. Daß die tragische Ironie und die komische Ironie nichts Anderes als zwei Seiten eines Ganzen sind, daß die eine die andere ebenso nothwendig voraussetzt wie der Nordpol den Südpol, Das wird man leicht erkennen wenn man z. B. die dramatischen Dichter der Griechen verstanden hat. Ist es nicht komische Ironie wenn in den „Vögeln" des Aristophanes Paisteteros, der Repräsentant der Dummheit, sich mit Basilea, der Repräsentantin der Gewalt, vermählt? Und wiederum ist es nicht tragisch wenn Dummheit und Gewalt sich vereinen die Menschheit zu knechten? Ferner, ist jene Ironie nicht echttragisch und im Leben tausend mal wiederholt daß Oedipus, der Entzifferer des so kunstvoll verknoteten Räthsels, blind und verstandlos ist in Bezug auf sein eigenes Geschick? Und ließe diese tragische Ironie nicht auch als komische Ironie sich aufführen? In der Kenntniß des Lebens und in der Erhebung über das Misère desselben sind Beide einander gleich, der komische wie der tragische Dichter; das Fundament ihrer Weltanschauung ist dasselbe, aber die Art und die Mittel der Darstellung sind verschieden. Es gibt Autoren die nur für den einen Pol der Ironie Talent gezeigt haben; einige für die komische allein, andere für die tragische allein; eine höhere Begabung würde in beiden sich auszeichnen. Eine merkwürdige seltene Vereinigung von komischer und tragischer Ironie zeigt sich in Jean Paul's Dichtungen, deshalb so merkwürdig, weil die eine Gattung der Ironie stets in die andere hinüberspielt, eine Beziehung die nicht dem Leser überlassen ist, sondern die der Dichter selbst gibt. Ohne an dieser Stelle zu entscheiden ob diese Art die vorzüglichere sei, muß ich bemerken daß sie bei deutschen Autoren die seltenste ist.

Friedrich Hebbel in seinem „Schnock" springt nicht aus einer Gattung in die andere hinüber; Das hat schon darin seinen Grund daß die Gestalten die er malt scharf umgrenzt sind: sie lösen sich von Umgebung und Hintergrund los, sie springen aus dem Rahmen. In Hebbel's Tragödie glaubt Ref. schon Anlage zu komischer Ironie entdeckt zu haben; z. B. den Verlobten der Judith in dem gleichnamigen Trauerspiel glaube ich ohne Misverständniß fürchten zu müssen als Beleg anführen zu dürfen. Im „Schnock" ist die komische Ironie ganz rein gehalten. Ich finde, ein Autor in diesem Genre hat gefahrvolle Klippen zu vermeiden. Das meine ich so. Er darf nicht trivial werden. Ebenso wenig darf er übertreiben, denn mit Uebertreibung wird er der Wahrheit untreu. Ich stelle mir vor daß es Einzelne geben wird die den „Schnock" übertrieben nennen. Indeß sie thun es mit Unrecht. Ins Unmögliche, ins Abenteuerliche, ins Ungeheuere ist nirgendwo Etwas gezogen. Was ein Grämling Uebertreibung nennen könnte Das ist in Wahrheit nur die Häufung piquanter Züge; aber gerade die Häufung des Bedeutenden macht den Unterschied zwischen Dichtungswelt und gewöhnlicher Welt; wenn Häufung des Bedeutenden an sich schon Uebertreibung wäre, so müßte jede Dichtung als solche Uebertreibung genannt werden. Ich behaupte die Erfindung und Ausführung des „Schnock" ist durchaus ohne Uebertreibung wahr. Was man in diesem Genre die poetische Wahrheit nennen darf Das ist im „Schnock" so treu daß man erschrecken könnte vor der Treue und Wahrheit. Ich weiß nicht ob die bodenlose Feigheit des Philisterthums jemals wahrer, erschreckend wahrer, möchte ich sagen, geschildert ist. Was den Fehler der Trivialität betrifft, so hat Hebbel denselben sehr wohl, Tieck denselben sehr wenig zu vermeiden gewußt. Viele Kritiker mögen Tieck Unrecht gethan haben, allein unbestreitbar ist es daß man manche Tieck'sche Sachen nur erträglich findet weil sie eben von Tieck sind; nur der von einem König begünstigte Autor konnte seine Komödie vor Cavalieren und Hofdamen, die zum Amusement commandirt waren, zur Aufführung bringen. Hebbel ist der Ansicht des Ref. daß eine solche Anerkennung nicht wünschenswerth sei; Hebbel wünscht sich daß sein „Schnock" auf Fließpapier gedruckt, gleich dem Eulenspiegel auf Messen und Märkten feilgeboten werde; Das ist die rechte Anerkennung, sie ist nicht forcirt; sie ist lebendig, sie lebt im Volke. Der „Schnock" scheint mir einem Genre anzugehören worin Hebbel Tüchtiges leisten wird wenn der Drang des Schaffens ihn dahin treibt. Den Volkston trifft unser Dichter vollkommen; seine Persönlichkeiten sind Menschen von Kern und Mark, die Situationen keck hingeworfen; Wahrheit fehlt nie. Wem wäre es nicht im Gedächtniß daß in einer königlichen Residenz die Aufführung der „Judith" und der

„Maria Magdalena" auf große Schwierigkeiten stieß eben wegen der Kernigkeit, Markigkeit und Wahrheit der Situationen, der Persönlichkeiten und des Ausdrucks? Was für den Poeten ein Lob ist wurde ein Nachtheil für den Theaterdichter. Die Natur Hebbel's ist offenbar zu gesund als daß zu befürchten wäre er machte jemals Concessionen welcher Art sie seien.

Sollte vielleicht unter den Lesern dieser Zeilen Einer sein der mit dem großen und wohlbegründeten Lobe welches wir dieser Hebbel'schen Production machen — schon 1837 wurde sie concipirt — nicht ganz einverstanden wäre: einen Solchen würden wir hinweisen nicht auf die mancherlei piquanten Witzworte im „Schnock", nicht auf diesen oder jenen treffenden Vergleich, nicht auf diese oder jene ergötzliche Scene, sondern wir würden ganz einfach sagen: Man stelle sich vor daß Hebbel die Person des Schnock zum Mittelpunkte eines Lustspiels gemacht hätte, worin denn doch noch andere Personen als Schnock und seine Lehne vorkommen könnten oder müßten, worin doch nicht wie in dem vorliegenden Buche Schnock allein stets der Agirende sein würde; erschiene derselbe Schnock im Rahmen des Lustspiels, so würde selbst der größte Pessimist den komischen Effect desselben in seiner ganzen Größe fühlen: ein Effect dessen Einfluß Niemand sich würde entziehen können.

So glaubt denn Ref. das Rechte zu thun wenn er dem Dichter des „Schnock" zuruft: Vivat sequens! 17.

## Masséna's Memoiren.

Die Kriege der Französischen Revolution haben bis auf den heutigen Tag noch nicht ihren Geschichtschreiber gefunden. Die meisten Arbeiten die wir über diese so außerordentlich interessante Materie namentlich von Franzosen haben sind meist parteiisch, vergrößern die Erfolge, verkleinern die Verluste und geben kein treues und vollständiges Bild der militairischen Operationen. Selbst Toulongeon und Grimoard welche die ersten sechs Campagnen der Revolution skizzirt haben, hatten keine Einsicht in die unumgänglich nöthigen Documente um ihren Stoff im rechten Lichte erscheinen lassen zu können, und aus einer Unzahl von Memoiren und falschen Berichten wird es dem Einzelnen fast unmöglich die Wahrheit herauszufinden. Hiermit soll den großen Verdiensten des Generals Jomini durchaus nicht zunahegetreten sein; allein auch dessen Werk ist immer noch mehr ein sehr gelungener frischer Versuch als ein wahres Geschichtsbuch. Thiers hat sich meistens an eine einfache Analyse Jomini's gehalten, und da wo er von diesem Gewährsmann abwich ist ihm mehr als ein Irrthum nachgewiesen worden. Wir haben also viel Stoff, der einer gewissenhaften und umsichtigen Sichtung bedarf, aber noch keine Geschichte der Revolutionskriege. Die Memoiren Masséna's füllen diese Lücke nicht aus, aber sie mehren das Material, sie bereichern es. Der erste Feldzug in dem Masséna eine größere Rolle zu spielen anfängt ist der von 1794, in dem er beauftragt ward sich Oneglias zu bemächtigen, und hiermit beginnen denn auch seine Memoiren. Man weiß daß diese Expedition, die der damalige Artilleriegeneral Bonaparte in den bei der Italienischen Armee anwesenden Repräsentanten anregte, die Franzosen zu Herren des Col di Denta machte; allein Das weiß man nicht und Das ersieht man erst aus diesen Memoiren daß Masséna die Hauptrolle bei dieser Expedition innehatte und die Verantwortlichkeit wegen des Verzugs trug, der eine Folge des anhaltenden Schneewetters war. Dieser Feldzug, in dem Bonaparte schon einen großen Einfluß übte, würde die Franzosen zu Herren des Beckens von Piemont gemacht haben, wenn der 9. Thermidor nicht die Vereinigung der Alpen- und der Italienischen Armee aufgehalten hätte. Was General Koch, der Herausgeber der Masséna'schen Memoiren, über die Verhaftung Bonaparte's sagt zerstört die Behauptungen Bourrienne's über diesen Vorfall, und zeigt deutlich daß der General ein Opfer der Denunciationen seines mistrauischen Landsmanns Salicetti war.

Bekanntlich commandirte im J. 1795 die Italienische Armee erst Kellermann, dann Scherer. Unter dem Erstern ward die französische Armee bis in die Linien von Borghetto zurückgeworfen, wo sie bis zur Ankunft der aus Spanien herbeigezogenen Verstärkungen sich in einer peinlichen Defensive hielt. Scherer war über den kläglichen Zustand der Armee so erschreckt daß er sich bedachte, ungeachtet der wiederholten Befehle der Regierung, die Offensive zu ergreifen: er verlangte den Rath Masséna's. Dieser General kannte das Land gründlich und anstatt eines Vorschlags machte er ihm zwei, deren Durchführung einen gleich sichern Erfolg verbürgte. Scherer entschied sich endlich für den ersten; allein das Schneewetter, das die Gebirgspässe an demselben Tage wo die Truppen sich in Bewegung setzten unzugänglich machte, zwang ihn davon wieder ab- und auf den zweiten einzugehen. Dieser Plan gab den Anlaß zur Schlacht von Loano, in der die östreichische Armee geschlagen ward, und in der sie vielleicht vernichtet worden wäre wenn Scherer die Energie seines Rathgebers gehabt hätte.

Als Bonaparte zum General en chef ernannt ward, commandirte Masséna die Avantgarde der Italienischen Armee. An der Spitze derselben kämpfte er bei Montenotte und Dego, überschritt die Bormida, zog in Alessandria ein, ging über die Brücke von Lodi und kam vor Bonaparte nach Mailand. Später befehligte er das Observationscorps das die Belagerung von Mantua decken sollte. An der Schlacht von Caldiero und der von Arcole nahm er theil; er war es der am Ende des dritten Tages der Schlacht von Arcole dem durch Davidovich bedrängten Vaubois zu Hülfe eilte. Während dann Bonaparte Alvinzy bei Rivoli schlug, folgte Masséna Provera auf dem Fuße und zwang ihn unter den Mauern von Mantua die Waffen zu strecken. In der folgenden Campagne schlägt er das Corps von Lusignan und nimmt es gefangen.

Das sind einige der Hauptwaffenthaten in diesen vier Feldzügen: die Darstellung derselben ist eine vortreffliche. Beim Beginn jeder Campagne findet man eine sorgfältige Beschreibung des Kriegsschauplatzes, die Aufzählung der beiderseitigen Streitkräfte, ein umfassendes Exposé über die sich entgegenstehenden Armeen und eine Würdigung des Charakters und der Hülfsmittel ihrer Feldherren; zur nähern Verständlichung liegen schöne, vom Capitain Lapie besorgte Karten bei. Durch fremdartige Betrachtungen läßt sich der Autor von seinem Stoffe nirgend abziehen; die Politik, die von seinem Standpunkte aus nur Nebensache ist, berührt er nur oberflächlich. Die Darstellung ist klar und scharf, einfach und correct; nur an einigen Stellen, wo die Hitze der Ereignisse den Autor fortreißt, wird er leidenschaftlich: so bei Beschreibung der drei Tage von Arcole, der Schlacht von Rivoli und einigem Andern. Abgesehen von mehren kleinen Versehen hat man zu bedauern daß der Autor ein Memoir des Majors Schels über den Feldzug von 1794 zur Aufklärung seiner ersten Periode unbenutzt gelassen hat. 6.

## Notiz.

### Holländisches Urtheil über Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten".

In einer holländischen Monatsschrift, „Gruno", findet sich im Augusthefte des vorigen Jahrs eine Recension über Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten, von A. Oudeman, einem berühmten Juristen. Dieser Recensent tadelt, im Widerspruch mit allen Urtheilen die bisher über Auerbach lautgeworden sind, denselben sehr; er findet weder „edle Einfachheit" darin noch „das Eigenthümliche des Bauernstandes". „Die Erzählungen haben wenig Interesse, einige sind sehr langweilig, z. B. Ivo." Es ist ihm „peinlich" gewesen so gottlose Ausdrücke zu finden, z. B.: „Wenn Ivo dann in die Kirche kam, war seine Seele so voll Liebe und kindlichen Zutrauens daß er fast immer: «Guten Morgen, Gott!» sagte." 59.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 113. — 11. Mai 1850.

## Flugschriften in der deutschen Frage.

(Beschluß aus Nr. 112.)

Die vier zuletzt genannten Schriften gehören sämmtlich der großdeutschen oder doch der antipreußischen Seite an. Wenn die Güte einer Sache jederzeit nach der Tüchtigkeit der zu ihrer Vertheidigung aufgebotenen Kräfte zu messen wäre, so wäre wol überhaupt nicht zu leugnen daß das Urtheil zu Gunsten der großdeutschen Sache ausfallen müßte. Es sind für diese allerdings weit weniger Schutzschriften erschienen, und noch ungleich weniger Journale thätig gewesen als für die entgegengesetzte. Die Journalisten der kleindeutschen Seite sind zum Theil mit Geschick verfahren. In dem Gebiete der Flugschriftenliteratur aber scheinen uns die ungleich spärlicher erschienenen großdeutschen vor der gewaltigen Flut der entgegengesetzten Broschüren unbedingt den Preis zu verdienen, und auf der letztern Seite muß Dies auch einigermaßen gefühlt worden sein, indem sie sich fast niemals auf irgend eine Widerlegung der einzelnen Gründe ihrer Gegner eingelassen, sondern nur immer ihre eigenen Behauptungen wiederholt hat, als wären es unantastbare und von Niemandem angefochtene Wahrheiten. Das pflegt immer so zu gehen wenn man weniger durch die Gründe zur Ueberzeugung geführt als durch den Willen zu einer Ansicht bestimmt worden ist, für die man die Gründe hinterher sucht, oder wenn man durch einige sehr bestechende Momente für eine Sache so entschieden gewonnen ward daß man für alle, schwieriger zu entdeckende, aber nicht minder gewichtige Bedenken keine Augen mehr hat.

Die noch zu besprechenden vier Schriften sind alle mit Sachkenntniß, patriotischer Wärme und dialektischem Geschick geschrieben. Die Schrift Buß' (Nr. 12) polemisirt speciell gegen eine Schrift Pfizer's, und wird übrigens, da ihr Verfasser in dem Credite eines Ultramontanen und um des Ultramontanismus willen für Oestreich Gewonnenen steht, außer ihren speciellen Kreisen nicht viel wirken, da wir einmal zu sehr gewohnt sind die Sache und den Mann zu verwechseln. Wenn sie aber ein noch für Gründe empfänglicher Gegner liest, so wird er Manches darin finden was ihn nachdenklich machen wird. Etwas Geschwätziges, Abschweifendes ist man an dem Verf. schon gewohnt. Eine eigene Verflechtung hat Wuttke (Nr. 13) in nahe Verbindung mit Buß gebracht, ungeachtet sonst zwischen Beiden eine Wahlverwandtschaft gewiß nicht stattfindet. Wuttke ist ein anerkannter Liberaler, wenn auch nicht in politischem Formalismus befangen, und zu geschichtskundig um nicht das Wesen über die Form zu setzen und die Nothwendigkeit zu erkennen daß sich die Institute nach den Verhältnissen richten müssen, nicht diese nach jenen. Von jedem Zuge Dessen was man seit den „Halleschen Jahrbüchern" Romantik in der Politik zu nennen pflegt, und was bei Buß eine starke Rolle spielt, ist er frei. Er ist mit besonderm Eifer Gegner des Adels, und hat sich auch in seinen Schriften über schlesische Geschichten als antikatholisch, ja als antiöstreichisch erwiesen. Er ist geborener Preuße und sein Liberalismus nicht ohne alle Färbung des alten preußischen. Gleichwol kämpft er jetzt, an der Seite des ganz anders gearteten Buß, für Oestreich gegen Preußen. Es scheint daß ihn zunächst persönlicher Einblick in die mancherlei Intriguen welche zu Gunsten der kleindeutschen Pläne getrieben worden sein mögen zur Indignation gegen diese gereizt hat, und außerdem war sein geschichtlicher Weitblick nur durch das ganze Deutschland und die großartigen Combinationen die sich noch an dasselbe knüpfen zu befriedigen. Seine Schrift ist mit Geist, Wärme und Sachkenntniß geschrieben. Eine maßvollere Haltung, besonders wo Persönlichkeiten ins Spiel kommen, hätten wir ihr aber wol wünschen mögen. Im Uebrigen knüpft sie hauptsächlich an die sächsische Angelegenheit an, wie sie denn auch in Form eines Sendschreibens an einen sächsischen Landtagsabgeordneten gefaßt ist. Der Verf. nimmt zwar das sächsische Ministerium gegen die preußischen Anklagen, die in der That sowol rechtlich grundlos als einer kleinlichen, kurzsichtigen Politik angehörig sind, in Schutz, ist aber sonst auch mit diesem Ministerium nicht zufrieden, dem er nicht den Rücktritt vom berliner Verfassungsentwurfe, sondern eher den Beitritt zu demselben zum Vorwurf macht, sowie er es auch tadelt daß es sich keine Partei zu machen gewußt habe, was übrigens auch das vormärzliche Ministerium nicht verstanden oder verabsäumt hat.

Die beiden zuletzt aufgeführten Schriften bewegen sich vielfach um die vielbesprochenen Fragen von Staatenbund und Bundesstaat. Der „ehrliche Deutsche"

(Nr. 14) gibt einen solchen Unterschied zu, sucht aber dann zu beweisen daß es in Deutschland an den Elementen für einen Bundesstaat, wie er sich nach seiner Definition einen solchen darstellt, mangele. A. M. leugnet den ganzen Unterschied, und wir gestehen daß wir uns stark auf seine Seite neigen. Wenigstens ist das Kriterium was der „ehrliche Deutsche" für den Staatenbund im Gegensatz zum Bundesstaate angibt: „daß der Staatenbund weder nach außen noch in Beziehung zu den einzelnen in ihm verbundenen Staaten durch eine gemeinschaftliche Behörde vertreten wird", nicht zutreffend; denn auch der Deutsche Bund von 1815 wurde in den angegebenen Beziehungen durch eine gemeinschaftliche Behörde vertreten. Unserer Ansicht nach sind Staatenbund und Bundesstaat lediglich verschiedene Grade eines Föderativverhältnisses, welches sich von der völkerrechtlichen Allianz theils durch die Bestimmung zu bleibender Dauer, theils dadurch unterscheidet daß es nicht blos für einzelne Fälle einer bestimmten Art, sondern für alle Fälle derselben Art geschlossen ist. Man wird dieses Verhältniß solange Staatenbund nennen, auch wenn es, wie Das schon vor 1848 bei der Schweiz und bei dem Deutschen Bunde der Fall war, eine gute Anzahl von Momenten insichvereinigt welche man gewöhnlich als Kriterium des Bundesstaats betrachtet, solange nicht der Centralgewalt eine der Regierung eines Einheitsstaats sehr ähnliche Form und Befugniß gegeben ist. Für das letztere Verhältniß hat man den Namen Bundesstaat erfunden; aber ein essentieller Unterschied besteht doch nicht, und es wird immer unmöglich sein mit Bestimmtheit anzugeben wo der Staatenbund aufhört und der Bundesstaat anhebt. Erfahrungsmäßig sind diese Formen immer nur gemischt vorgekommen. Am nächsten dem neuern Begriffe des Bundesstaats kommt allerdings Nordamerika; aber bedenke man einmal daß es gänzlich unmöglich für die dortige Union sein würde ein allgemeines Gesetzbuch für alle Bundesstaaten zu begründen, während man ein solches doch schon von dem alten Deutschen Bunde zu hoffen wagte. Uebrigens erklärt sich das nordamerikanische Verhältniß auch mit dadurch daß die dortige Union geradezu an die Stelle der frühern englischen Herrschaft getreten ist, und Rechte übernommen hat welche nicht die einzelnen Staaten, sondern Krone und Parlament von England bis dahin geübt hatten. Die Schrift des „ehrlichen Deutschen" enthält übrigens manche sehr geistvolle und gehaltreiche allgemeine politische Betrachtungen. Die Palme in Bezug auf publicistische Kenntniß und Haltung, tiefe politische Einsicht, scharfe Begriffsbestimmung, gediegene logische Entwickelung müssen wir aber dem vortrefflichen Schriftchen von A. M. (Nr. 15) zuerkennen, welches jedenfalls eine der tüchtigsten Leistungen in dieser ganzen Literatur ist. Unter Voraussetzung des Fortbestehens der deutschen Einzelstaaten sind auch gewiß die von dem Verf. gemachten Vorschläge die geeignetsten. Auch müssen wir zugeben daß bei einer Bildung größerer Staaten aus den vielen kleinen das Gesammtverhältniß, besonders was die Volksrichtung anlangt, nicht fester, sondern lockerer werden dürfte. Aber wir sehen zu klar daß das deutsche Volk die kleinen Staaten, kleinen Regierungen, kleinen Landtage gründlich satt hat, daß die Stellung derselben unhaltbar, ihre Aufgabe überflüssig geworden ist, daß ohne eine durchgreifende Umgestaltung dieser Verhältnisse eine Besserung der Richtungen und Zustände nicht zu erwarten, eine Sicherung der Zustände nicht zu erlangen ist, um nicht das Aufhören der Kleinstaaten als das dringendste Bedürfniß zu erkennen, und wir vertrauen daß die dann noch bleibenden Staaten das Interesse nie verkennen werden was sie auch dann noch an festem Zusammenhalten zu gemeinsamen Zwecken behalten werden. 21.

---

## Neueste Ergänzungen zu der Geschichte der Gefängnisse.

Eine wahrhafte Geschichte der Gefängnisse aller Zeiten würde schauderhafte Enthüllungen zu bringen haben, minder von Verbrechen des Individuums an der Gesellschaft als von Gräuelthaten der Gesellschaft und sogenannten Rechtspflege am Einzelnen, aber auch an Tausenden. Mögen die Gegner der schönsten, ich möchte sagen der einzigen Gabe unserer Zeit, des öffentlichen Gerichtsverfahrens, erröthend in den Kerkerlisten der Vergangenheit blättern! Beim Blicke auf die pariser Gefängnisse macht sich die Bemerkung geltend daß die schrecklichsten derselben sich in ursprünglich der Andacht geweihten Mauern befinden. Diese Jammerhöhlen führten den Namen Vade in pace, weil man mit diesem Friedensworte den zu solch langsamer Marter Verdammten das Urtheil sprach. Dahin gehören Bicêtre und die Abbaye. Ersteres, anfänglich Karthäuserkloster, jetzt Irrenhaus, hat man früher ebenfalls als Gefängniß benutzt, und Viele die nicht wahnsinnig hineinkamen wurden es in Folge des erduldeten Elends.

Unter diese Opfer reiht sich Salomon de Caus, ein Mann des Genius im 17. Jahrhundert. Er hatte sich bereits mit 20 Jahren als Architekt, Maler und im Schanzenbau ausgezeichnet, und nachdem er dem Prinzen von Wales und dem Kurfürsten von Baiern in solchen Eigenschaften gedient, kehrte er nach Frankreich zurück mit dem offen dargelegten Wunsche seinem Vaterlande die Wohlthat einer Entdeckung zuzuwenden die er gemacht hatte, nämlich daß der Dampf siedenden Wassers als mächtig bewegende Kraft gebraucht werden könne. Zu dieser Zeit lebte in Paris ein italienischer Krösus, Michel Particelli, der ein schönes Weib liebte, Marion de l'Orme. Und eines Tags nahm Michel Particelli den Salomon de Caus in das Haus der Marion de l'Orme und trug ihm auf zum Schmucke dieses Gebäudes alle Hülfsmittel seiner Kunst und die Kostbarkeiten beider Indien zu verschwenden. Salomon de Caus hatte bei dieser Arbeit soviel Gelegenheit die Schöne zu sehen der man alle diese Huldigungen weihte, daß er darüber sein Herz verlor. Es scheint sie habe, von der Bewunderung eines so glänzenden Geistes geschmeichelt, erst sein Werben begünstigt, aber bald, seiner ernsten und leidenschaftlichen Liebe überdrüssig, sich seiner entledigt, indem sie die Aufmerksamkeit des Cardinals Richelieu auf ihn lenkte. „Er ist sehr geschickt", sagte sie in ihrem Schreiben an Se. Eminenz, „und hat seiner eigenen Versicherung nach eine Welt von seltsamen und erstaunlichen Dingen entdeckt; allein ich fürchte er hat auch das Geheimniß entdeckt mich vor Langeweile umzubringen, und Sie werden mich sehr verbinden wenn Sie mir von einer so lästigen Bekanntschaft helfen." Den folgenden Tag ward Salomon de Caus zum Cardinal-Minister beschieden, dem er Bericht über seine Entdeckungen ablegte, besonders über die bewegende Kraft des Dampfes. Die Unterredung dauerte lange.

und bei ihrem Ende ward Salomon de Caus für wahnsinnig erklärt und nach Bicêtre gesandt. Der Mademoiselle de l'Orme sagte man: daß er mit einem wissenschaftlichen Auftrage außer Land geschickt worden, und da sie Nichts mehr von ihm vernahm glaubte sie es. Aber zwei Jahre später, als man sie anging einem englischen Reisenden, dem Marquis von Worcester, die Ansichten von Paris zu zeigen, führte sie ihn unter andern öffentlichen Einrichtungen nach Bicêtre, und als sie lachend und schwatzend an einer vergitterten Zelle vorbeigingen, sprang plötzlich ein gefesselter, hohläugiger Gefangener an die Eisenstäbe und kreischte laut: „Marion, Marion! befreie mich! Ich habe eine Entdeckung gemacht die mein Vaterland bereichern wird. Befreie mich! Ich bin Salomon de Caus!" Der Brief in welchem Mademoiselle de l'Orme dieses Ereigniß erzählt ist auf die Nachwelt gekommen. Marion fügt hinzu, seine Erscheinung sei so furchtbar, und ihr Entsetzen so groß gewesen daß sie „mehr todt als lebendig" den Ort verließ. Am andern Tage verstattete man dem Marquis von Worcester eine Zusammenkunft mit Salomon de Caus, und als er von ihm schied sagte der Brite: „In meiner Heimat hätte man diesen Mann statt in ein Tollhaus zu sperren, mit Ehren, Würden und Reichthümern überschüttet. Verzweiflung und Gefangenschaft haben ihn jetzt wirklich zur Raserei gebracht. Aber da Ihr Salomon de Caus in einem Kerker der für ein wildes Thier zu schlecht wäre an die Kette legtet, habt Ihr den edelsten Genius des Jahrhunderts zerstört."

Unter den kürzlich als Illustrationen zu Lamartine's „Histoire des Girondins" veröffentlichten Bildnissen gewahren wir ein schönes, phantastisch gekleidetes Weib, Théroigne de Méricourt. Sie war ein Landmädchen, hübsch und ehrgeizig, heftig und lasterhaft. Als die Französische Revolution ausbrach kam sie nach Paris eine Rolle darin zu spielen. Sie machten erst eine Heldin aus ihr; aber in die Länge, empört von ihrer Entsittlichung, legten die Weiber Hand an und stäupten sie. Wie seltsam daß dieses ausschweifende Geschöpf, welches aller Scham bar zu sein schien, von dieser Strafe so erschüttert war daß sie den Verstand darüber verlor! Zehn Jahre brachte sie im Bicêtre zu und zehn weitere in der Salpetrière. Wenn sie irgendwie der Wachsamkeit ihrer Wärter entrinnen konnte, pflegte sie ihre Kleider abzulegen und die nämliche Strafe an sich selbst zu verüben die sie von Andern in den Straßen von Paris empfangen hatte. Ludwig XVI. minderte manche Gräuel dieses Steinkäfigs; aber dennoch wurden 3000 Personen in seinen Mauern eingeschlossen gefunden als Mirabeau und seine Collegen trotz dem Widerstande des Gouverneurs darauf bestanden in die geheimsten Winkel zu dringen.

Bis zum J. 1836 war es üblich beim pariser Publicum sich in großer Anzahl zu gewissen Zeiten nach dem Bicêtre zu begeben, und Zeuge von dem Abzuge der zu den Galeeren verurtheilten Verbrecher, und ihres Zusammenschmiedens an Eine Kette zu sein. Ein ungewöhnlicher Zudrang bei dieser Scene fand 1818 statt, denn unter den Galeerensklaven sah man den berüchtigten Grafen von Ste.-Hélène, dessen Abenteuer Alexander Dumas für seinen bekannten Roman „Le comte de Monte-Christo" entlehnt zu haben scheint. Coignard, der wirkliche Name des Glücksritters, war durch ein Weib in den Besitz gewisser Papiere eines vornehmen französischen Emigranten der in Spanien starb gelangt. Durch diese Documente vermochte er die Welt zu täuschen, indeß sein wirklicher Muth ihm Ehren und Titel einbrachte, zuerst im spanischen Unabhängigkeitskriege, dann unter Napoleon. Bei der Restauration ward er in den Tuilerien empfangen, und Ludwig XVIII. verlieh ihm ein Commando und das Kreuz der Ehrenlegion. Aber einst bei einer Heerschau im J. 1818 machte ein Mann, welcher sich Darius nannte, seine Bekanntschaft mit ihm als alter Galeerengenosse geltend. Der Graf von Ste.-Hélène beging die Unhöflichkeit seinen Freund nicht anzuerkennen, und dafür zeigte ihn Darius an. Nach so glänzender Laufbahn ward Coignard wieder an das Ruder geschmiedet.

Einige der ärgsten Gefängnisse von Paris wurden am Ende des letzten Jahrhunderts zerstört, unter ihnen das kleine und große Châtelet, zwei Festungen, in früher Periode französischer Geschichte zur Vertheidigung der Stadt errichtet. Nicht lange vor Abbruch dieser mit Schlamm, Schlangen und Gewürm erfüllten Löcher entfloh ein junger Advocat, Varnier, auf merkwürdige Weise dem großen Châtelet. Bei Voltaire's letzter Anwesenheit in Paris, als er eines Abends von einem „Vive Voltaire!" schreienden Volkshaufen längs dem Pont-royal gedrängt wurde, öffnete dieser junge Mann, Varnier, die Wagenthüre und rief, die Hand des Patriarchen von Ferney küssend: „A bas les rois! Vivent les philosophes!" Der Polizeiinspector Marais befand sich in der Nähe, ließ Varnier greifen und ungeachtet des Widerstandes des Volks, welches dem Inspector übel mitspielte, nach dem Châtelet bringen, wo er sich für die widerfahrene Unbill auf das roheste an dem unglücklichen Gefangenen rächte, der aus Verzweiflung zu entkommen oder unterzugehen beschloß. In einer Nacht wo ein Gewitter mit Donner und Blitz die Aufmerksamkeit der Wächter von ihrer Pflicht ablenkte, wagte er den Versuch. Die benachbarte Kirchenuhr schlug 10 als er sich in den Straßen sah, durch welche er so eilig als möglich rannte. Aber er war nicht weit als er schon Waffengeklirr und Hufschläge hinter sich vernahm: — eine Minute später und alle Hoffnung auf Leben und Freiheit sind für immer vernichtet! Da fällt sein Auge auf ein altes Weib die sich eben damit beschäftigt die Thüre eines kleinen Eckhauses abzuschließen. Gerade im Begriffe einzutreten wendet sie sich um zu antworten nach einer Person die mit ihr spricht. Varnier erfaßt die Gelegenheit, stößt die Pforte auf und dringt in das Haus. Alles ist finster innen, und er tappt einen Gang entlang und einige Stiegen hinauf, blos von dem Klange eines Instruments und einer süßen Frauenstimme geleitet, welche eine Arie aus einer damals sehr beliebten Oper singt. Er hat keine Zeit zu verlieren, denn er muß jeden Augenblick erwarten daß das alte Weib ihn einhole. Die Thüre des Gemachs erreichend welchem die Töne entströmen öffnet er, und steht vor einer lieblichen jungen Schönheit, deren Schutz und Beistand er erfleht. Von seinem Elende gerührt verspricht sie ihn zu verbergen. Nun nennt er sich, erzählt die Geschichte seiner entsetzlichen Kerkerhaft und wunderbaren Flucht, und schließt mit Verwünschungen die er auf das Haupt des Ungeheuers Marais schleudert. Bei diesem Namen wechselt die Dame die Farbe, aber bevor eine Erklärung stattfinden kann, verkündet lautes Klopfen an die Außenthüre und eine zornige Stimme auf der Treppe das Nahen der Gefahr. Bleich und zitternd erhebt sich die Dame, deutet nach der Thür einer kleinen Nebenstube, und flüstert ihm zu dort hineinzugehen und sich stille zu verhalten. Kaum ist er darin eingeschlossen als er die Tritte eines Mannes in dem eben verlassenen Zimmer vernimmt. Ohne Zweifel ihr Vater oder Gemahl, denkt Varnier. „Was haben Sie an den Händen?" fragte das junge Mädchen, „sie sind mit Blut befleckt." „Gib mir Wasser um sie zu waschen", entgegnet der Mann; „einer unserer wichtigsten Gefangenen ist diesen Abend entwischt, und", setzte er mit einem Fluche hinzu, „ich habe mich an den Uebrigen gerächt." Es war der Inspector Marais! Er begehrte darauf Wein, und nachdem er getrunken ging er fort, seiner Tochter bedeutend daß er die ganze Nacht nicht wiederkäme. „Ich muß mich vergnügen", sprach er, „um mir diese ärgerliche Sache aus dem Kopfe zu bringen." Mit Hülfe des jungen Mädchens entkam Varnier aus Frankreich, von seiner Retterin begleitet, und Marion, des Inspectors Tochter, ward die Gattin des Gefangenen.

Die Bastille verwahrte nach der Uebersiedelung von Ste.-Marguerite eine Weile den Mann mit der eisernen Maske. Auf der Reise nach Paris 1698 hielt die Begleitung am Hause eines Herrn welcher Palteau hieß. Hier bemerkte man daß St.-Mars mit seinem Gefangenen speiste, den er sonst immer bei Tische bediente, und daß er neben ihm saß mit einer Pistole

auf jeder Seite des Tellers. Ob aber die Maske dabei abgenommen wurde blieb unerörtert, da Niemand die Stube betreten durfte. Nach dem Ableben des Unglücklichen bewog Jemand aus der Nachbarschaft den Todtengräber das Grab zu öffnen und ihm die Leiche zu zeigen. Der Rumpf und die Glieder befanden sich in dem Sarge, der Kopf aber nicht, zum Glück für den wißbegierigen Mann, der sonst leicht hätte den seinigen einbüßen können.

Bei manchen Anklagen, wegen welcher die Leute in die Bastille kamen laut dem Register, muß man sich wundern daß überhaupt noch Jemand so glücklich war nicht hineinzukommen. Man wurde z. B. in diesen Pfuhl geworfen wegen unverschämter Rede über den König oder den Staat, oder wegen Streit, wenn der Streit zufällig Jemand betraf der Macht besaß, wegen Hohn gegen die Jesuiten, wegen Verkauf oder Besitz verbotener Bücher, wegen Verdächtigung, wegen der Religion, wegen Schatzgräberei, wegen Lust sich dem Teufel zu verschreiben, wegen Unterbrechung der italienischen Oper, wegen unverschämten Sprechens mit einer dem Grafen von Charolais befreundeten Dame. Ein siebenjähriges Kind kerkerte man wegen seines Namens ein, St.-Père, und erklärte es für eine Gotteslästerung ihn zu tragen, und ein Professor der Physik steht in den Listen als in das Gefängniß nach Charenton gebracht, nachdem er 30 Jahre in der Bastille saß: wegen Verabreichung eines ungeeigneten Arzneimittels. Von der Verderbniß des Hofs und dem Misbrauche der Macht gibt folgende Thatsache Zeugniß: Als Ludwig XVI. im J. 1787 zu gewahren begann daß seine Umgebung ihn über die Volksstimmung täusche, verlangte er ein Buchhändler, Blaizot, möge täglich an eine bezeichnete geheime Stelle alle politischen Schmähschriften die erschienen niederlegen. Dies geschah einige Zeit. Da aber die Minister den König besser unterrichtet fanden als sie wünschten, ließen sie durch Spione die Quelle seiner Nachrichten erforschen, und nachdem Dies geschehen, Blaizot festnehmen und in die Bastille setzen. Wahrscheinlich hätte er sie nie mehr verlassen wenn nicht zum Glück der König die Ursache seines Verschwindens erfahren und ihn wieder befreit.

Es liegen alle Gründe zur Vermuthung vor daß in diesen Kerkern geheime Hinrichtungen, im vollen Sinne Morde vollzogen wurden. Unter den in der Bastille gefundenen Papieren rechtfertigen gewisse Briefe wie der folgende diese Annahme:

„An Herrn de Launay, Gouverneur der Bastille.

Lieber de Launay! Ich sende Ihnen F—; es ist ein unruhiges Subject; sperren Sie ihn acht Tage ein, und dann entledigen Sie sich seiner.

Sartines,
Generallieutenant der Polizei."

Memorandum, an Obiges angehängt:

„Juni — F. angelangt. Nach Ablauf genannter Zeit zu Herrn von Sartines geschickt zu erkundigen unter welchem Namen er ihn begraben haben will."

Die ursprüngliche Bestimmung der Madelonettes deutet der Name an; doch wurde dies Gefängniß auch häufig in andern Fällen gebraucht. Unter der Monarchie 1759 sperrte man alle Blumenmädchen (Frauenzimmer welche in der Stadt Sträuße verkauften) in diese Mauern ein auf Klage der maitresses-bouquetières, die ihren stehenden Handel durch die wandernden Sträußlerinnen beeinträchtigt fanden. Während der Revolution wurde daselbst die ganze Gesellschaft des Haupttheaters von Paris festgehalten wegen Aufführung eines Stücks das aus Richardson's Roman „Pamela" entnommen, laut Angabe der Jakobiner, das Publicum günstig für den Adel stimmen sollte. Obschon bereits das unheilvolle rothe G neben den Namen der meisten Schauspieler stand, entging doch noch zuletzt „La comédie française", wie sie sich selbst hieß, dem Schaffote durch die edle Hülfe des muthvollen Labassière.

Den Temple haben die Tempelherren 1279 sich selbst zur Behausung erbaut. Das Innere war prächtiger als die Paläste der Könige. Das Gemach des Großmeisters trugen 24 Säulen von gediegenem Silber, mit so wundervoller Kunst gearbeitet daß „viele Leute sich fürchteten" die darauf abgebildeten Reben, Vögel, Schlangen und Eichhörnchen zwischen Blättern anzurühren. Das Capitel war mit Mosaik gepflastert, die Balken von Cedern des Libanon und im feinsten Schnitzwerk den Brabanterspitzen nachgeahmt. Sechszig große Vasen von gediegenem Golde standen zum Schmucke umher. Im J. 1242 ward hier Heinrich III. von England prächtig bewirthet, und an Einer Tafel saßen drei Könige, 12 Bischöfe, 22 Herzoge und Barone und 18 Gräfinnen. Trotz der unermeßlichen Größe des Gebäudes war das Gefolge des englischen Monarchen zu zahlreich um untergebracht zu werden, und viele Personen mußten auf der Straße übernachten. Aber die Templer zeigten sich zu mächtig, und ihre Schätze reizten den Neid und die Habgier; 58 Jahre nach diesem Banket hallten die Mauern des Temple von der Folterklage des letzten Großmeisters, Jacques de Molay, wider. Der Temple beherbergte auch Toussaint l'Ouverture, den edeln und patriotischen Neger von S.-Domingo, der nachdem er seine Landsleute befreit und eine Krone abgelehnt hatte, unwürdig betrogen und in diesen französischen Kerker geschleppt ward, bis man ihn auf die Festung Jour brachte, wo Gram und Unwillen mit übler Behandlung gepaart dies große Herz brachen. Vor Allem rufen uns diese thränenvollen Wände die Agonie der königlichen Familie von Frankreich, die blutbefleckte Gestalt Simon's des Schuhflickers, die bleichen Kinderzüge des Dauphin schmerzhaft zurück. Das Geheimniß welches über dem Ende des Königssohnes schwebt hat drei Prätendenten seines Namens veranlaßt aufzutreten, die jetzt Alle todt sind. Wenn wir die jenseit des Rheins verbreiteten Gerüchte wiederholen wollen, so müssen wir eines vierten noch lebenden erwähnen, in der Person des Baron de Richemont, über dessen Herkunft und Geschichte ein Schleier zu schweben scheint. Man hält ihn für einen Ultrarepublikaner und für sehr reich, bei den niedern Classen zu Paris aber so beliebt daß man ihn als das Original jenes deutschen Prinzen Rodolphe bezeichnet der im Romane von Eugène Sue als eine Art irdischer Vorsehung erscheint. Richemont soll mehre Jahre seines Lebens auf der Festung Spielberg zugebracht haben, die freilich aus jedem Menschen einen Republikaner machen könnte, und man versichert in vertrauten Kreisen daß die Herzogin von Angoulême die Identität des Barons nicht leugnete, obschon sie wegen seiner demokratischen Gesinnung oder aus andern Gründen sich weigert ihn öffentlich anzuerkennen. Eine der Facten die man zu seinen Gunsten anführt ist: daß als das Grab geöffnet ward welches die Leiche des jungen Prinzen enthalten soll, man bekanntlich die Reste eines Knaben von 15 Jahren fand, während der Prinz erst zehn in der angeblichen Zeit seines Todes zählte. 9.

## Bibliographie.

Goldschmidt, B. A., Geschichte der Grafschaft Lingen und ihres Kirchenwesens insbesondere. Mit vielen Urkunden und 1 Karte. Osnabrück, Overwetter. Gr. 8. 2 Thlr.

Roß, L., Kleinasien und Deutschland. Reisebriefe und Aufsätze mit Bezugnahme auf die Möglichkeit Deutscher Niederlassungen in Kleinasien. Mit Abbildungen und Inschriften. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stier, R., Der Brief Judä, des Bruders des Herrn. Als prophetische Mahnung allen Gläubigen unsrer Zeit, die sich bewahren wollen, ausgelegt. Berlin, Hertz. 8. 20 Ngr.

Zetter, J. T. M., Das alte Lutherthum und der neue Protestantismus. Ein Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und der in ihr wohnenden Wahrheit. 2te Ausgabe. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 114. —— 13. Mai 1850.

## Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von E. Falkbeer.

Erster Artikel.

Poesie der Neuzeit! Wir müssen unsere Leser dieses Ausdrucks wegen aufrichtig um Entschuldigung bitten. Er ist pretentiös, verletzend. Wol leben wir in einer neuen Zeit; wir haben viel erlitten und erfahren, viel Wundersames erlebt. Ein Gewitter hat die Lüfte gereinigt, ein Sturm die deutschen Gauen durchfegt. Wie ein losgelassener Orkan, wie ein Heer von entfesselten Dämonen rast der Genius der Geschichte durch das verjüngte Europa hin, und entwurzelt Bäume und schleudert Berge in das Thal hinab, und ebnet und gleicht aus, trotz dem geschicktesten Nivelleur; aber ach, die große Zeit hat ein kleines Geschlecht gefunden: die Männer der That, die wir so schmerzlich auf unserer politischen Bühne vermissen, jene kühnen Herolde des Weltgedankens, sie fehlen uns auch in dem idealen Reiche der Poesie. Was in aller Welt berechtigt uns an eine schönere Zukunft zu glauben? Wo wir hinsehen, Nichts als Zerfahrenheit, Zerrissenheit, Negation; nichts Urwüchsiges, Positives; ein fades Winseln nach vergangener Größe, unnützes Jammern und Träumen; Pindar'sche Klagen und unübersetzbare Briefe aus dem Pontus; politische Leitartikel in Jamben, Hexametern und Trochäen: hier habt ihr, wenige bereits bekannte Namen ausgenommen, die Quintessenz der neuesten Poesie. Da stürmen sie himmelan die Giganten und beben zurück, wenn ihnen der gelangweilte Gott ein Hagelwetter auf die Köpfe schickt; dann kehren sie die Waffen um und morden sich gegenseitig — pour leurs menus plaisirs. Wir sehen mit Bedauern unsere gottbegeisterten Lyriker diesen Riesenschritt nach rückwärts machen: sie verdolmetschen nicht die Idee der Zeit, sie parodiren sie nur; der passive Widerstand, jene wundersame Errungenschaft des verhegelten Berlin, scheint eben auch zum Schibboleth der deutschen Poeten geworden zu sein.

Und ist es anders mit der nichtpolitischen Poesie? Wir glauben daß der Lyriker unserer Tage sich eine höhere Aufgabe zu stellen hat als in ewigen Ritornellen den Mond und die Sterne, den holden Lenz und „Feinliebchen" zu besingen. Der wahre Dichter wird stets die Idee seiner Zeit wiedergeben, auch in den kleinsten seiner Lieder; darin eben liegt der Zauber, die Macht der Poesie, die so Wenige begreifen. Diese immer wiederkehrende, nie gestillte „Sehnsucht" langweilt uns am Ende; wir verstehen sie nicht. Nur die Leiden eines verwundeten Mannes rühren uns, nicht die klaffende Wunde. Ihr Anblick erschüttert uns und empört unser sittliches Gefühl; läßt man sie errathen, so hat man die Saite angeschlagen die magnetisch in unserm Herzen nachbebt. Jener ewige Schmerz der die Natur durchzittert, wir begreifen, wir fühlen ihn; aber der Dichter darf sich nicht zum Träger desselben machen, nicht ihn selbst dürfen wir in seinen Liedern hören. So wenigstens haben es die größten Lyriker aller Zeiten gehalten; in diesen wenigen Sätzen liegt das Geheimniß des wunderbaren Einflusses den sie geübt.

> Wenn du gute Augen hast,
> Und du schaust in meine Lieder,
> Siehst du eine junge Schöne
> D'rinnen wandeln auf und nieder.
>
> Wenn du gute Ohren hast,
> Kannst du gar die Stimme hören,
> Und ihr Seufzen, Lachen, Singen
> Wird dein armes Herz bethören.
>
> Denn sie wird mit Blick und Wort
> Wie mich selber dich verwirren;
> Ein verliebter Frühlingsträumer
> Wirst du durch die Wälder irren.

Wir citiren hier absichtlich Heine, nicht weil wir seine Poesie für die beste und wünschenswertheste halten, aber in den angeführten Versen dürfte ein bedeutender Fingerzeig für den poetischen Nachwuchs unserer Tage liegen. Objectivität, ihr Dichter, um aller Grazien willen!

Der geneigte Leser wird uns vielleicht nach dem Vorausgeschickten des Pessimismus oder wenigstens einer übertriebenen Strenge beschuldigen; wir appelliren daher an sein eigenes Urtheil, und wollen die neuesten Erzeugnisse, nach verwandten Gattungen geordnet, vor seinen Augen Revue passiren lassen. Beginnen wir mit jenen im Gebiete der politischen Poesie.

Wir begegnen hier einer Gruppe von theils der Lesewelt schon bekannten Namen, theils noch unbekannten

Größen. Folgen wir ihnen Schritt für Schritt, und sehen wir welche erhabene Wirkung die allgemeine Bewegung der Geister seit den Märztagen auf die deutsche Muse geübt hat.

1. Kampf- und Schwertlieder, von Heinrich Zeise. Kiel, Schröder u. Comp. 1849. Gr. 8. 12½ Ngr.
2. Melancholie an Germania. Poetische Klänge aus dem Exil. Paderborn, Winkler. 1849. 8. 7½ Ngr.
3. Republikanische Lieder. Dem deutschen Volke gewidmet von Franz von Holtzendorff-Vietmansdorf. Heidelberg, Groos. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Stimmen und Stimmungen aus der Zeit. Eine erste Gabe von Ludwig Philippson. Magdeburg, Fabricius. 1849. 8. 7½ Ngr.
5. Neutestamentliche Zeitgedichte von einem Hoffenden. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 10 Ngr.
6. An Franz Joseph. Gedicht von Karl Beck. Zweite Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 9 Ngr.
7. Parallelen. Leipzig, Wigand. 1849. 8. 9 Ngr.
8. Zwanzig Gedichte von W. von Merckel. Berlin, A. Duncker. 1850. 8. 15 Ngr.
9. Zeitgedichte für Baden im Jahre 1849. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
10. Rothdeutschland. Ein Gedicht von A. Warso. Stettin, Weiß. 1849. 8. 12 Ngr.
11. Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum. Leipzig, Herbig. 1850. 8. 15 Ngr.

Je nach der Richtung der sie angehören haben die Dichter der angeführten Werke die Ereignisse der Neuzeit ausgebeutet. Ihre Muse, statt über den Parteien zu stehen, stürzte sich, eine gottbegeisterte Jungfrau, in den Kampf, und nahm selbst Partei; die Kritik jedoch hat es mit der politischen Meinung jener Herren nicht zu thun: sie betrachtet ihre Werke vom objectiven, reinkünstlerischen Standpunkte, und müßte consequenterweise selbst den gewandten Apologeten der Reaction einem Dichter vorziehen der uns in schlechten Versen das Lob der Freiheit singt. Und so gestehen wir mit Erröthen daß das nachmärzliche Deutschland noch keines seiner großen Muster überholt hat: Karl Beck ausgenommen, vermag es keinen Namen aufzuweisen den auch die Nachwelt nennen wird; noch hat es seinen Tyrtäus nicht gefunden, und nicht einmal den bedenklichen Ruhm können wir ihm vindiciren einen Thersites zu besitzen.

Nr. 1. Der liebenswürdige Dichter tritt hier mit einer Sammlung von Gesängen vor uns, deren letztes Wort und alleiniger Inhalt Variationen über das bekannte Thema sind: Dulce est, pro patria mori! Reine, wahre Begeisterung und Vaterlandsliebe charakterisiren diese Lieder. Sie haben einen wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht, und der hohe, dichterische Schwung derselben ließ uns manche Inconvenienz des Ausdrucks, manche Härte des Stils vergessen. Doch ist die Diction dieser feurigen Schlachtgesänge im Ganzen eine schöne, erhabene zu nennen, und wir würden keinen Augenblick Anstand nehmen Zeise für ein eminentes lyrisches Talent zu erklären, trügen seine Gedichte nicht eine fühlbare Schwäche an sich, einen Fehler in den so gern gerade die fähigsten Köpfe verfallen, wir meinen den Mangel an Originalität. Dieser hat uns an verschiedenen Stellen des Buchs höchst unangenehm berührt; Reminiscenzen aus Herwegh, Grün, Freiligrath treten uns störend beinahe auf jeder Seite entgegen. An der Spitze jedes einzelnen Gesanges prangt ein Motto aus den Liedersammlungen jener Dichter, deren Schreibart einen unverkennbaren Einfluß auf die Phantasie des Verf. geübt hat, und besonders die bekannten Refrains des Erstgenannten finden wir häufig, wenn auch mit glücklichen Veränderungen, wieder. Es ist Das ein Uebelstand den wir nicht genug beklagen können. Ist unsere Zeit nicht eine andere als in der Herwegh schrieb? Bot die bewegte Vergangenheit, die düstere Gegenwart dem reichen Talente unsers Dichters nicht Stoff genug zu selbstredenden Gedanken? Jene Tausende von geknickten Hoffnungen, getäuschten Erwartungen, gestörten Träumen, die schreienden Contraste der letzten Jahre, jene tragisch endende Revolution, die einen Sieg der Contrerevolution zur Folge haben mußte, waren sie einer neuen, dichterischen, mit Künstlerbegeisterung unternommenen Behandlung nicht würdig? Wohlgemerkt, wir glauben es hier mit einem hervorragenden Talente zu thun zu haben, und sind daher auch berechtigt höhere Anfoderungen zu stellen. Jenes nie endende: „Zu den Waffen, auf! schlagt Lärmen, rührt die Trommeln!" wird uns nachgerade peinlich; Selbstübungen in diesem Fache mögen sehr löblich sein, politisch sind sie nicht; jene Haranguaden sind vor dem Kampfe am Platze, nicht nach verlorener Schlacht, und die Folgerungen die unser Dichter aus der Parallele der beiden Jahre zieht (S. 60) können wir so wenig von dem Standpunkte einer vernünftigen Weltanschauung unterschreiben als von jenem der Kunst.

Doch wollen wir nicht misverstanden sein, und gern die edle Freiheitsliebe anerkennen die den Dichter der „Kampf- und Schwertlieder" begeistert hat. Wir lieben die Freiheit nicht minder, wenn auch nicht jene deren Orgien man in geschändeten Tempeln feiert. Doch glauben wir von dem denkenden Dichter fodern zu dürfen daß er den Verhältnissen Rechnung trage, die Zeit begreife, und nicht im Augenblicke der Niederlage den Ruhm einer Fahne singe die bereits zu den spoliis opimis des feindlichen Lagers gehört.

Als die besten Gedichte der Sammlung glauben wir mit gutem Gewissen „Deutschlands Flotte" (S. 23), „An die Reactionnaire" (S. 35), „Drei Krieger" (S. 36), „Illuminirt!" (S. 47), endlich „Robert Blum" (S. 58) empfehlen zu dürfen. In diesen Liedern herrscht eine Glut der Begeisterung die ergreift und elektrisch zündet. Besonders das erstgenannte ist so feurig geschrieben, das glänzende Gemälde mit so kecken Strichen hingeworfen daß uns der naive Traum des Dichters schier verwirklicht erscheint, und wir die stolze Flotte schon auf den Meeren schwimmen sehen. Wollte Gott daß zu ihrem Zustandekommen so wenig Zeit und — Geld nöthig wäre als es hier bedurfte!

Deutschlands Flotte.

Sie fliegt daher auf stolzem Meere,
Geschmückt mit Flaggen schwarz-roth-gold,
Zu Deutschlands Ruhm und Deutschlands Ehre
Die Woge wild und freier rollt.
Sie trägt auf stolzem Flutenschwalle
Der Schiffe majestät'schen Bau,
Es neigen sich die Flaggen alle,
Und jubelnd dröhnt's mit Jubelschalle:
„Freiheit, soweit der Himmel blau!"

Sie grüßt den Süden und den Norden,
Sie grüßt den Westen und den Ost,
Die Fahne wallt von ihren Borden,
Wie auch die Flut wildschnaubend tost,
Und wo Piraten ihr entgegen
Auf freier Meereswoge zieh'n,
Da läßt bei wilden Donnerschlägen
Kartätschensaat und Kugelregen
Sie aus den Eisenadern sprüh'n.

Wir sind dem Dichter aufrichtigen Dank für das Geschenk dieser prächtigen Flotte schuldig, doch müssen wir die Wiederholung: „Jubelnd dröhnt's mit Jubelschalle" rügen, eine Sprachsünde die bei nur wenig Feile leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Das Gedicht „Illuminirt!" enthält eine geistreiche Antiphonie zu Uhland's: „Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen."

Was sollen diese Freudenflammen?
Was soll der Kerzen Widerschein?
Brach denn ein morscher Bau zusammen,
Den Freiheit, Recht und Licht entflammen?
Und werden wir den Altar weih'n?
Nicht lieben kann ich, nicht verdammen,
Doch fröhlich kann ich auch nicht sein.

Weniger lobenswerth finden wir die Diction der ersten Strophe:

Was treibt ins Freie jetzt den Dichter?
Er saß, gesenkt das müde Haupt;
Aus seines Zimmers Oede bricht er,
Und um ihn flammen tausend Lichter,
Damit er noch an Helle glaubt.
Auch du, o großer Weltenmeister,
Hast höhnisch unser Herz zerklaubt.

Ein „zerklaubtes" Herz scheint uns eher der Gegenstand einer anatomischen als einer poetischen Behandlung zu sein.

Nr. 2. Diese „Melancholie" hat uns sehr heiter gestimmt. Warum sie der geschätzte Verfasser „Poetische Klänge" überschrieben hat ist uns nicht ganz klar. Vielleicht wollte er uns über die Natur seiner melancholischen Betrachtungen nicht in Zweifel lassen. Das Buch hat 64 Seiten; wir haben es aufmerksam durchgelesen, doch konnten wir trotz aller Mühe die eigentliche Pointe desselben nicht entziffern. Möglich daß es uns an dem nöthigen Scharfsinne gebrach; wir geben uns nicht besser als wir sind, und trösten uns mit dem Wahlspruche des alten Römers: „Homo sum, nil humani a me alienum puto." Die melancholische Schrift beginnt mit einem Spaziergange des Exilirten im Walde.

O seht!
Dort geht
So traurig
Und schaurig
Ein armer Verlass'ner durch dunkeln Wald!
Er schleicht
Gebeugt
Und zagend
Und klagend
Und trübe einher die verstörte Gestalt:

Weshalb dieses Trauern? Weshalb dieses Sehnen?
Woher in dem Auge die perlenden Thränen?
Warum dieses Seufzen? Warum dieses Bangen?
Woher die gebleichten, die farblosen Wangen?
Warum? Weshalb? Woher?

Auf so viele Fragen dürfte uns der Dichter die Antwort vernünftigerweise nicht lange schuldig bleiben; sie folgt auch gleich darauf:

O fragt mich nicht, o laßt mich schweigen,
Ich fühle es nur gar zu sehr,
Vor Lug muß sich die Wahrheit beugen,
Und Trug erhebt sich immer mehr.
Fort, fort die Wahrheit — hoch der Trug,
Das ist der Menschheit schwerer Fluch;
Und: Hoch der Trug! — und: Fort mit Wahrheit! —
Das ist des Bildes höchste Klarheit!

In diesem Tone geht es fort. Obgleich wir nun, trotz des Bildes höchster Klarheit, im Grunde nicht mehr wissen als früher, so scheint uns doch soviel ersichtlich daß uns der Verf. die socialen Uebelstände und schreienden Contraste des bürgerlichen Lebens zu Gemüthe führen wollte. Dazu aber brauchte er seine Schrift nicht „Melancholie an Germania" zu überschreiben; jene Contraste finden sich überall. Im weitern Verlaufe des Buches gibt uns der Verf. einige Erinnerungen aus seiner Jugend zum Besten, und schließt plötzlich mit der Schilderung der letzten Stunden eines zum Tode verurtheilten politischen Gefangenen, der des andern Morgens fusilirt wird.

Der geneigte Leser wird aus dieser kurzen Erzählung entnehmen daß in dem ganzen Werke von Disciplin keine Rede ist. Mit genialer Kühnheit setzt sich der Dichter über die herkömmlichen Begriffe und Anfoderungen der Kritiker und Literaturhistoriker hinweg; er steht groß und unerreicht da, wenigstens hat er keinen Vorgänger in diesem Genre. Auch über die Diction dieser „Poetischen Klänge" wollen wir ein bescheidenes Stillschweigen beobachten; dem kühnsten Knittelverse folgen die überraschendsten dithyrambischen Sprünge; mit Einem Worte, der Exilirte läßt uns nirgend zu Athem kommen. Von ergreifender Wirkung ist jene Stelle wo er seine eigene precaire Lage schildert:

Vernimm es, o Dunkel der Nacht:
Man hat mich ins Elend getrieben!
Ja, grinse nur, höllische Macht —
Gar Nichts ist mir übriggeblieben!

Gar Nichts!! Sollte der freundliche Leser an diesen wenigen Proben nicht genug haben, so empfehlen wir ihm auf das wärmste die Lecture der ganzen „Melancholie an Germania".

(Die Fortsetzung folgt.)

**Eine deutsche Geschichte 1848—49. Von Johannes Scherr. Zürich, Kiesling. 1850. 12. 20 Ngr.**

Mancher deutsche Flüchtling muß sein Brot mit Schriftstellern verdienen, deshalb sollte man diesen Männern eine oberflächliche Arbeit eher verzeihen. Aber eine innerlich durch und durch flache Arbeit, welche auf ganz falschen Ansichten von dem Idealen sowol als von dem im Leben Möglichen ruht, kann wegen äußerer Rücksicht dem Tadel nicht entgehen.

Ein blasirter Minister hat einen auch bereits blasirten Sohn, welcher aber mit der Demokratie liebäugelt, und eine Tochter welche sich in einen Schlossergesellen verliebt. Dieser Schlossergesell ist der Held der Novelle. Er ist an Capacität und Kraft allen andern Geistern der betreffenden Hauptstadt überlegen, und wird wegen seiner propagandistischen Umtriebe dem Minister gefährlich. Dieser läßt ihn zu sich rufen, lockt ihn in ein Gewölbe, schließt ihn da ein, während draußen in der Stadt die Märzrevolution losgeht. Die Tochter des Ministers befreit den Gesellen; er stürzt zum Kampf, leitet den ganzen Aufstand, und will, als das Haus des Ministers dabei in Flammen geräth, die Tochter retten. Wie er die Ohnmächtige wegträgt wird sie von einer Kugel getroffen; die Revolution verpufft, der Sohn des Ministers wird demokratischer Minister, der Alles will, nur nicht die Demokratie; der Gesell wandert weiter und fällt im Heldenkampf bei Geresbach.

Nicht Ein neuer Gedanke, nicht Eine Erfahrung aus unserer erfahrungsreichen Zeit findet sich in dem Buche, welchem noch ein Bruchstück eines durch und durch trivialen „gemüthlichen Epos": „Hans von Dampf", beigegeben ist, in welchem sich aber der Verf. als Byron erscheint.

Dagegen ist das Ganze von vielem guten Willen für die Freiheit und von zwei grundfalschen Vorurtheilen unserer Zeit getragen: daß alle höhern Stände dem Verderben geweiht seien um ihrer eigenen Verderbniß willen, und daß der vierte Stand berufen sei zu herrschen. Es mag dem Parteimann einer gewissen Classe conveniren Alles was ihm gegenübersteht grundsätzlich als schlecht und darum zu verschreien; in der Poesie hat diese Lebensansicht keine Stätte. Der vierte Stand wird freilich der Poesie, auch wenn sie nicht Tendenzpoesie ist, Stoff genug liefern, weil Alles poetisch ist und wirkt was emporstrebt, und im Kampfe niegeahnte Kräfte entwickelt, und über Armuth und das tyrannische Bedürfniß siegt. Es ist auch wahr daß im vierten Stande mehr Gefühl für Wahrheit und sittliche Würde lebt als eine furchtsame Gegenwart glauben will, und daß diese Kraft sich geltendmachen wird. Aber es ist nicht wahr daß der vierte Stand, der im Allgemeinen um das tägliche Brot arbeiten muß, bestimmt ist zu herrschen und zu propagandisiren; am allerwenigsten aber ist diese Ansicht poetisch, eben weil sie nicht wahr ist.

Die Zeit beschäftigt sich aber einmal und muß sich mit dem Gedanken an die Natur und den Werth des vierten Standes beschäftigen wie sie sich sonst mit Helden, Rittern, Räubern und Familienscenen beschäftigt hat. Sie wird auch vielleicht — und Dies wäre das poetische große Loos — eine oder zwei gute Arbeiternovellen, aber auch unzählige schlechte hervorrufen. Zu den letztern gehört das Buch von Johannes Scherr. 60.

---

## Lesefrüchte.

### Originalbriefe aus der englischen Geschichte.

Für Diejenigen welche gewöhnt sind die Geschichte an ihrer unmittelbarsten und unverfälschtesten Quelle zu studiren sind die „Letters illustrative of English history", die der englische Veteran der Archäologie, Sir Henry Ellis, auf Grundlage archivarischer Einsichten veröffentlicht hat, von ganz besonderm Interesse. England ist überhaupt sehr thätig auf diesem Gebiete der Geschichtsaufklärung durch Herausgabe von Briefen und Arbeiten großer Männer, und außer Ellis haben sich hauptsächlich Wright und der Doctor Meyrick auf diesem Felde mannichfache Verdienste erworben. Wenn uns die Memoiren immer nur die Wahrheit überliefern wie sie der oft zweifelhaften Einsicht eines Dritten erschien, so müssen Originalbriefe die in dem Drang der Ereignisse geschrieben viel unmittelbarere Anschauungen gewähren, dem Zwecke geschichtlicher Forschung ein noch ergiebigeres und sichereres Hülfsmittel sein. Woher soll man auch einen Begriff von dem positiven Geiste und der unerschütterlichen Ueberzeugung z. B. Cromwell's bekommen, wenn man nicht die Billets vor Augen hat die er, ohne alle Hoffnung einst eine mächtige Rolle spielen zu können, in seiner Jugend bereits schrieb! Ferner: Die Briefe Maria Stuart's und ihrer Gesandten werfen erst das wahre Licht auf diese unglückliche Frau, die als das Opfer calvinistischer Leidenschaften und ihrer eigenen Unbesonnenheiten fiel. Namentlich aber sind die von Ellis mitgetheilten Correspondenzen von der größten Wichtigkeit für die Geschichte der englischen Revolution unter Heinrich VIII. Die Handschreiben von Wolsey, Cranmer, Anna von Boleyn, Katharine Howard, Thomas Morus geben eine klare, vielleicht eine allzu klare Einsicht in das Wesen dieser religiösen Revolution. Da häuft sich ja Alles zusammen: Lüsternheit, Gewaltthätigkeit, abscheuliche Barbarei, Feigheit, Meineid und Plünderung, und alles Bemänteln und Beschönigen ist hier umsonst geworden. Heinrich VIII. erscheint in seinen Briefen wie in denen seiner Vertrauten als ein ebenso großer Liebhaber der ehelichen Freude als des Schaffots, dabei lügnerisch, räuberisch und feig. Seine Minister standen ihm an Untugend nirgend nach: Wolsey ist in seinen Briefen bald unerhört frech, bald von unglaublicher Niederträchtigkeit. Katharine, diese ehrbare und gute Katharine, wird so sehr als möglich gedemüthigt und unterdrückt; Anna von Boleyn zeigt sich vor dem Sturze des Ministeriums Wolsey gegenüber ebenso kriechend als sie später unverschämt und beleidigend gegen den in Ungnade gefallenen Minister auftritt. Sie ist außerordentlich heftig und dabei Feinschmeckerin, wie ein Brief bezeugt in dem sie den Wunsch ausspricht mit Wolsey „seine Enten, Tauben, Rebhühner, vortrefflichen Austern, Trappen, Fasane u. s. w. zu verspeisen". Dieser Küchenzettel ist für das Abendessen einer Favorite doch etwas überladen! Auch über einen Großonkel des Protector, Thomas Cromwell, enthält die Ellis'sche Veröffentlichung die interessantesten Details.

---

### Griechenland im „Führer" und in der Wirklichkeit.

Frau von Gasparin beschreibt in ihrem „Journal d'un voyage au Levant" sehr hübsch den unerschütterlichen Glauben eines reisenden Engländers an seinen „Führer" durch Griechenland. Mit einem sehr geringen Kostenaufwand würde man den Weg von Argos nach Tripolizza fahrbar machen können, und er ist auch im Führer als Fahrweg bezeichnet. Der Engländer läßt seinen Dolmetscher kommen: „Morgen will ich fahren in einem Wagen nach Tripolizza." „Das ist unmöglich, Mylord!" „Wie? Unmöglich?" „Ja, Mylord, es führt kein Fahrweg dahin!" „Ich sage, es führt einer ..." „Verzeihen Sie, es gibt wirklich keinen ..." „Und ich sage, es führt einer, und ich sage, ich will fahren in einem Wagen nach Tripolizza." „Da weiß ich freilich nicht zu helfen." Mylord springt auf, sucht in seinem Buche die lügnerische Stelle und hält sie dem Dolmetscher vor die Augen, um den treulosen Verräther schamroth zu machen. „Ich sage, es gibt einen ... da in dem «Führer»!" „Nun, wenn es in dem «Führer» einen gibt, so gibt es ihn deshalb noch nicht anderswo!" Jetzt wird Mylord bös und der Postillon ebenfalls. Man läuft zum Stadtgouverneur, allein dieser Biedermann kann natürlich nicht mit einem Gartenhiebe durch Felsen eine fahrbare Straße hauen; der Engländer muß sich in sein Schicksal fügen und kann seinen Aerger nur in Verwünschungen gegen diese Griechen auslassen, „welche haben wollen eine Verfassung und welche nicht einmal haben fahrbare Straßen". 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 115. — 14. Mai 1850.


## Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von C. Falkbeer.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Nr. 3. Der Verfasser dieser Lieder tritt uns mit rühmenswerther Offenheit entgegen, und gibt uns schon in dem Titel des Buches sein Programm. Es enthält 22 Gesänge, die, mitunter sehr nett versificirt, an Kraft des Ausdrucks und Wildheit des Gedankens alles bisher in dieser Gattung Erschienene überbieten. Wenn ein Dichter es wagt mit solchen Gesängen vor sein Volk zu treten, dann hört das ästhetische Interesse auf und die Kritik verstummt. Wir wollen uns jedes weitern Urtheils begeben, und, einige Proben aus diesen „Republikanischen Liedern" beisetzend, unser Richteramt an den Leser übertragen.

Deutscher Adel.

Deutscher Adel, deutscher Adel,
Führst du noch dein gutes Schwert?
Bist du ohne Furcht und Tadel,
Deiner alten Ahnen werth?
Deutscher Adel, deine Schande,
Deiner Wangen rothe Glut
Löscht allein der Knechtschaft Blut,
Tröpfelnd von des Schwertes Rande.

Denn der Fürsten freche Stirnen
Adeln selbst der Juden Geld,
Und als Lohn für Straßendirnen
Wird ein Adelsbrief bestellt.
Deine Ehre ist verpfändet
Und dein Name ist vom Thron,
Deines alten Namens Ton
Für die Ewigkeit geschändet!

Deutschlands Fürsten.

Daß ihr es wart die Deutschlands Macht
Zertreten und zerbrochen,
Daß ihr dem Lande Fluch gebracht,
Daß ihr gar viel versprochen,
Daß ihr frech das Versproch'ne brache,
Daß ihr zu oft gelogen,
Daß ihr das Schändlichste gewagt
Mit Deutschlands Demagogen —
Das woll'n wir nicht vergessen!

Daß ihr daneben Schurken seid,
Und daß ihr ohne Ehre,
Daß ihr im frommen Heuchlerkleid
Mit der Jesuitenlehre
Das eig'ne Volk zum Volke hetzt,
Und stets in Worten gleißet,
Und dennoch eure Zähne wetzt,
Auf daß ihr es zerreißet —
Das woll'n wir nicht vergessen!

Daß ihr kein ein'ges Deutschland wollt,
Doch wol ein Land mit Knechten,
Daß ihr der wahren Freiheit grollt,
Und spielt mit Deutschlands Rechten —
Daß kein Verbrechen euch zu schwer
Um eure Macht zu retten,
Daß euch kein gutes Recht zu hehr
Um es in Schmach zu ketten —
Das woll'n wir nicht vergessen!

Daß euch das Lügen angestammt,
Daß ihr im Schlechten Meister,
Und daß ihr dennoch frech verdammt
Des Landes kühne Geister,
Daß ihr des Volkes Majestät
Beleidigt und verhöhnet,
Daß ihr der Zwietracht Unkraut sä't,
Und jedem Unrecht fröhnet —

Daß Deutschland einmal gnädig war
Für jene Missethäter,
Daß diese, jeden Dankes bar,
Doch blieben Volksverräther,
Und daß es jetzt nur heißen soll:
„Die Fürsten müssen fallen,
Gerechtigkeit! Das Maß ist voll!
Die Republik uns Allen!"
Das woll'n wir nicht vergessen!

Dieses Buch ist dem deutschen Volke gewidmet. Armes Deutschland!

Nr. 4. „Die folgenden Gedichte, Aussprache der verschiedenen Stimmungen, wie sie der Gang der Zeit durch die Seele der Theilnehmenden führt, obschon einzeln für sich bestehend, bilden doch, sich entwickelnd, ein Ganzes, wollen als solches und aus ihm heraus beurtheilt werden. Allerdings darum den Leser, je nach seiner Richtung, ansprechend oder abstoßend, werden sie doch den Dank sich erwerben hinzuweisen und anzudeuten wie, ehe noch der Sturm ausgebraust, innere Beruhigung errungen werden kann."

Mit dieser lakonischen Anzeige tritt der Verf. vor das Publicum. Wir müssen gestehen daß uns diese „Stimmen und Stimmungen" weder angesprochen noch abgestoßen, sondern im Ganzen sehr kalt gelassen haben,

obgleich auch wir eine „Richtung" zu besitzen uns schmeicheln. Der Kern des Ganzen, die Idee welche den Verf. inspirirte oder vielmehr ihm dunkel vorschwebte, scheint ungefähr folgende zu sein: Nicht unserer Zeit ist es vorbehalten die Widersprüche zu lösen, die noch gährenden Stoffe zu sammeln und die Gemüther zu versöhnen: erst den kommenden Generationen wird die jetzige Bewegung der Geister zugutekommen; Völker die sich ihres Ziels bewußt sind können nicht untergehen; laßt uns hoffen, vertrauen! Diese Idee, die als kurzer Leitartikel eines gemäßigt conservativen Journals an ihrem Platze gewesen wäre, wird hier zu einer 48 Seiten langen Sammlung von Rhapsodien ausgesponnen, und — guter Gott! in welcher Sprache! Welche Ueberschwenglichkeit des Ausdrucks, welche vorsündflutlichen Verse! Sie haben uns lebhaft an die oben besprochene „Melancholie an Germania" erinnert, und wirklich scheint uns eine gewisse geistige Wahlverwandtschaft zwischen beiden Verfassern zu bestehen. Dieselben kühnen Knittelverse, dieselben dithyrambischen Sprünge! Wir wollen beispielsweise nur die Eingangsverse citiren.

Wenn am dunkeln Wald
Sich der Nebel ballt,
Die Stern' erbleichen,
Und die Schatten weichen,
In Rosenglut
Der Himmel ruht,
Und die Wolken flammen
Feurig zusammen:
Dort blitzt mit Macht
In der Thäler Nacht
Plötzlich hinein
Der goldene Schein,
Der Sonne Ball
Ueber das All;
Und wo gefeuchtet's (!)
Da leuchtet's,
In Millionen Tropfen Thau
Auf Flur und Au;
Silbern schimmert der See,
Golden die Bergeshöh',
Und über die Eb'ne, die weitgestreckte,
Und das Gefilde, das halmbedeckte,
Die Lichter fahren,
Daß sie die Scharen
Der Lebendigen,
Der zahmen und unbändigen,
Erwecken,
Und die Städte und Flecken,
Zu Ernst und Spiel
Das geschäftige Gewühl —
Da erbebt die Brust, da ergreif' ich
Die Harfe, und spiele geläufig.

Aber gleich mit dem andern Morgen erwacht der Streit in der Brust des geläufigen Harfenspielers, jener ewige Streit, dessen Lösung nicht abzusehen ist, und so irrt er, von dem Dämon getrieben, über Berg und Thal, durch Flur und Au —

Ja, ich soll mich trösten . . .
Nachdem sie mich entblößten
Alles Glanzes und aller Lust,
Sagen sie: Kehr' ein in deine Brust,
Deine Freiheit ist nicht verloren,
„Und wärst du in Ketten geboren!"
Aber bin ich frei geboren,
Und bin nun in Ketten,
Wie soll ich mich retten,
Ihr Heuchler und Thoren,
Wie soll ich mich retten vorm Verzweifeln,
Vor dem Nagen
Und Plagen
Von all den Teufeln!

Dieses Thema wird in ergötzlichen Variationen bis zum Schlusse des Buches durchgeführt, wo der „von den Teufeln geplagte" Verf. endlich zu dem im Eingange erwähnten Resultate kommt.

Wir haben die Schrift mit dem aufrichtigen Wunsche niedergelegt daß diese erste Gabe des Hrn. Philippson auch seine letzte sein möge.

Nr. 5. Wenn es eine eigenthümliche Idee zu nennen ist Philosophie in Versen vorzutragen, so dürfte es nicht minder gewagt sein das beschwingte Götterroß zu besteigen um gegen die Irrthümer und Uebergriffe des „großen Fürsten im Reiche der Gedanken" eine Lanze zu brechen. Polemik über kirchliche Gegenstände paßt nicht in den friedlichen Dichterhain; vor dem rauhen Gezänke der Männer verhüllen sich beschämt die Pieriden und fliehen weinend die entheiligte Stätte. Wir haben von einem berühmten Compositeur gelesen der sich anheischig machte die Leitartikel einer holländischen Zeitung in Musik zu setzen. Es war Dies ein sehr verdienstliches Unternehmen, dessen Ausführung jedoch bedeutenden, nicht ganz gewürdigten Schwierigkeiten unterlag. Dem Manne ist geholfen worden; Hr. Dr. Lange, Professor der Theologie in Zürich, und Verfasser der vorliegenden didaktischen Gedichte, hat es unternommen die Extravaganzen der neuen Schule, die gewagten Sätze der Spiritualisten und Homunculotheisten, die Negation des durchhegelten Jahrhunderts, mit Einem Worte, alle die tollen Sprünge des aus gesundem Schlafe erwachten Recken Jungdeutschland bald zornig als Streiter der Kirche zu bekämpfen, bald gehäbig in schönen, fließenden Reimen zu verspotten. Quos ego! ruft unser Ritter mit eingelegter Lanze; aber ach! er zieht gegen ungreifbare Feinde zu Felde, seine Schwerthiebe treffen in die Luft, und seine Gegner sind Windmühlen, keine Riesen. Hoch über ihm schwebt der Geist der Zeit den er bekämpft und nicht — fassen kann.

Lange scheint ein Verehrer unsers Dichterfürsten Goethe zu sein. Von ihm als solchen hätten wir ein Recht Positivität zu fodern; aber gerade diese vermissen wir in den vorliegenden Gedichten. Seine Lieder athmen blos Haß und Streit: sie sind leuchtende Blitze, kein erwärmendes Feuer; nicht zu versöhnen, nur zu erbittern ist ihr Zweck. Hier donnert er einen Fluch gegen den „neuen Julian", dessen kritischer Verstand eine Mythe als solche zu behandeln sich vermaß, dort wirft unser Ritter sein schweres Schlachtroß auch gegen die Dame Politik herum, und ein Angstschrei entfährt ihm wenn seine erschreckte Phantasie das bereits morsche Ge-

häube von dem rothen Hahne des Socialismus bedroht sieht. Da fährt er wild auf und ruft in Fieberangst:

> O rettet, rettet das Fürstenthum,
> Ihr deutschen Fürsten — noch ist es Zeit.

Diese gereizte Stimmung unsers Dichters ist sehr zu beklagen, umsomehr als die Diction in den meisten seiner Lieder erhaben, voll poetischen Schwunges ist und uns den obenerwähnten Mangel nur um so lebhafter fühlen läßt.

Eine rühmliche Ausnahme jedoch bildet das „Lied vom König" (S. 42). Hier endlich erhalten wir Positives, nämlich das Ideal eines guten Königs, wie es sich der „Hoffende" träumt, nebst beigefügter Qualification.

> Der reichste Erbe alter Tage,
> So tritt geweiht der König auf,
> Des Volks lebend'ge frühste Sage,
> Das Bild von seinem Zeitenlauf.
> Der Heerfürst seiner ersten Kriege,
> Der Priester seiner Sittigung,
> Der Bürge seiner künft'gen Siege,
> Der Herzpunkt seiner Einigung.
>
> Der König ist der Fürst der Freien,
> Und sein Beruf ist zu befrei'n.

Gegen diese Apotheose des Königthums ist vom Standpunkte der rationnellen Politik Nichts einzuwenden, und es wäre sehr zu wünschen daß jene christlich-germanische Anschauung eine allgemeine sein möge. Aber ach! Unsere alleszersetzende, negirende Zeit hat sich mit ketzerischer Neuerungswuth auch jener Pietät entäußert; sie hat angefangen die Person des Würdeträgers von ihrem Amte zu trennen, der Purpur ist im Preise gesunken, und das berühmte: Sic volo, sic jubeo! gilt nicht mehr in unsern Tagen. Sollen wir deshalb mit ihr grollen? Sie hat noch mehr zu thun — die Zeit hat keine Zeit.

Die Antiphonie zu Herwegh's Gedicht „An Rom!" (S. 10) gibt uns noch merkwürdigere Aufschlüsse über *die politische* Denkungsart des Verf. der „Neutestamentlichen Zeitgedichte". Daß er auf den Sänger der Freiheitslieder nicht gut zu sprechen ist, läßt sich begreifen; unerklärbar aber ist uns seine Abneigung gegen das ehrwürdige und schwergeprüfte Haupt der Christenheit.

> Kennst du das Kreuz wie er es trug?
> Er hat's geschärft für deine Kriege;
> Ihr Beide haßt des Duldens Siege;
> Kind, deinen Vater trifft dein Fluch!

ruft Lange unserm Républicain du lendemain zu. In stilistischer Beziehung dürften noch die beiden Gedichte: „An die Juden" (S. 62 u. 64), als die gelungensten zu nennen sein, die aber einen so glühenden Haß gegen *jenes* „Volk", eine so bittere, tiefätzende Ironie enthalten daß sie immerhin als eine höchst eigenthümliche Erscheinung zu betrachten sind. Die meisten Lieder dieser Sammlung sind von älterm Datum, und nur einige dürften aus dem Jahre des Unheils stammen das wir vor kurzem zu Grabe getragen haben.

Nr. 6. Nur wenige literarische Erscheinungen der Neuzeit haben einen solchen Sturm erregt wie dieses Gedicht von Beck. Die Feuilletons der radicalen Journale spien Feuer und Flammen, und überschütteten den unglücklichen Dichter mit einer Flut von Schmähungen; man beschuldigte ihn der politischen Apostasie, und nannte ihn geradezu eine Wetterfahne. Die Organe der äußersten Linken schäumten vollends vor Wuth, und: „Speichellecker", „Schweifwedler", „Schooshund der Camarilla" waren noch die zartesten Ausdrücke womit man diesen unschuldigen Erguß eines poetischen Gemüths aufnahm. Aber auch die Wortführer der in Wien jetzt überwuchernden servilen und denunciatorischen Presse machten Front gegen den ehrlichen Dichter des „Jankó" und der „Lieder vom armen Manne"; er plaidire, behaupteten sie, für Rebellen und Hochverräther; mit Einem Worte: Beck hat es keiner Partei zu Danke gemacht. Möge ihn das Bewußtsein trösten daß er ein Lied gesungen welches spätere Zeiten als eine grünende Oase in der trostlosen Wüste seines schwergeprüften Vaterlandes begrüßen werden; möge der Gedanke ihn beruhigen daß er Ehrliches angestrebt und mit der kindlichen Einfalt des Dichters gesprochen hat. Sein Lied ist zu spät gekommen; noch zuckte Bathyány's Leiche, noch warfen die 15 Galgen zu Arad ihre unheimlichen Schatten über das Land als dieser Schmerzensschrei sich der Brust des gequälten Dichters entrang — zu spät! Als er flehend, weinend vor die Stufen des Throns trat, um Gnade bat, um Schonung, da war das Schicksal Ungarns bereits entschieden, der Boden Ungarns bereits mit dem Herzblute seiner edelsten Geschlechter getränkt. Weshalb zürnt ihr dem Dichter? Er dachte edel und hatte den Muth zu hoffen. In seiner Mansarde konnte er das wildwallende Rad des Schicksals nicht hemmen, und die Generalität zu Pesth hätte ein Exemplar seines Liedes in die classischen Spalten der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung geschoben!

Es ist unbillig daß man Beck der Apostasie beschuldigt, weil er, der früher liberal war, in den heftigsten Stürmen sein Vaterland verließ um in Wien ein Asyl zu finden. Wir haben es erlebt daß höherstehende Politiker die vor dem März der Fortschrittspartei angehörten später als Reactionnairs verdächtigt und in den Koth getreten wurden. Wenn Beck in dem vorliegenden Gedichte von der „Schuld" seiner Landsleute spricht, so ist Das eine subjective Ansicht, die er wenigstens durch seine Antecedentien nicht Lügen straft. Er selbst kam bald nach dem Ausbruche der ungarischen Wirren nach Wien, um dort das Feuilleton eines ministeriell gesinnten Journals zu übernehmen. Wenngleich wir seine politischen Ansichten nicht theilen, so können wir ihm doch das Zeugniß nicht versagen daß er nie zu jener Classe von Augendienern und speichelleckerischen Journalisten gehört hat deren Gesinnung und Schreibart sich eben nach den jeweiligen Chancen der politischen Parteien richten. Nicht mit Unrecht sagt er selbst von seinem Liede:

Als bleich dein Stern, mein Fürst,
Als dir die Flügel sanken,
Da trat es nicht zu dir
Mit tönenden Gedanken;
Da lag es nicht verzückt
Von unsern Paradiesen;
Da hat es schmeichelnd nicht
Die Kraft des Reichs gepriesen;
Im Feinde sah es nicht den Zwerg,
Im Freunde nicht den Riesen —
Ihm darfst du glauben, Herr!

Der dichterische Schwung und die meisterhafte Durchführung dieses Liedes machen es zu einer der bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neuern politischen Poesie.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Stuhl des Gegenpapstes Clemens VII.

In einem Winkel der Sakristei der alten Kathedrale von Fondi steht vernachlässigt und halbzerstört ein mittelalterlicher Bischofsstuhl, welcher dem Cardinal Robert von Genf als Sitz gedient haben soll, als die von Urban VI. abgefallenen Cardinäle ihn am 20. Sept. 1378 zum Papste wählten und er folgenden Tages in Gegenwart des Prinzen Otto von Braunschweig, Gemahls der Königin Johanna I. von Neapel, des Fürsten von Tarent, des Großkanzlers Niccolò Spinelli u. A. in der Domkirche feierlich gekrönt ward. Der Stuhl ist von weißem Marmor und mit Leisten und Verzierungen in farbiger Mosaik ausgelegt, wie man an den Marmorarbeiten des 11. bis 13. Jahrhunderts an den Kanzeln, Ambonen, Bischofstühlen, Osterleuchtern, gewundenen Säulen in den Kirchen Roms und vieler Orte, in seltener Schönheit in den Kathedralen von Ravello bei Amalfi und von Salerno findet. Als im J. 1534 Chayreddin Barbarossa Fondi überfiel und seine gehoffte Beute, Giulia Gonzaga, ihm entging, ließ er seine Wuth namentlich an der Kirche aus, und seine Genossen zerschlugen unter Anderm auch den Bischofsstuhl an welchen sich jene Erinnerung an den Anfang des großen Schisma knüpft. Eine Abbildung desselben in seinem gegenwärtigen Zustand findet sich in dem zu Neapel erschienenen Buche: „Fiori d'inverno, strenna per l'anno 1850", zu einem geschichtlichen Aufsatze von Pasquale Mattej.

Man weiß aus den zum Theil in Baluze's trefflichen „Vitae Paparum Avenionensium" gesammelten Geschichtschreibern der Zeit daß es 17 meist französische Cardinäle waren welche sich unter dem Schutz des mächtigen Grafen Onorato Cantani in Fondi vereinigten um gegen die tumultuarische Wahl Bartolommeo Prignani's zu protestiren und zu der Neuwahl zu schreiten, die soviel Unheil über die Christenheit gebracht hat. Der Cardinal von Genf hatte in Italien keinen guten Namen und hat bei den Kirchenschriftstellern einen viel schlimmern hinterlassen, obgleich er viele Vertheidiger unter den frömmsten Männern gefunden hat. Die Familie der Grafen von Genf, deren Besitzungen auf Savoye vererbten, starb mit ihm aus; seine Schwester Jeanne war die Mutter der Marie de Baux, durch welche das Fürstenthum Orange an das Haus Chalons kam, von welchem der Graf Heinrich von Nassau erbte.

Das Conclave wurde im Palaste der Cantani gehalten, dessen bemerkenswerthe Ruinen, die das Volk wol Il Palazzo del Papa nennt, man bei einem der Stadtthore sieht. Noch erinnern die Namen Palazzo und Contrada del Cardinale an jenes beklagenswerthe Ereigniß. Die Kirche mit der hübschen Lunette über dem Eingange, ein Cantani vor der Madonna knied, einige mittelalterliche Baureste und die schönen cyklopischen Mauern verdienen wol daß man an dem sonst sehr häßlichen Orte, wo viele Reisende durch die Douane gequält werden, eine Viertelstunde verweile.

4.

## Ein neues Drama.

Die „Grenzboten" und die augsburger „Allgemeine Zeitung" hatten schon in die Ruhmposaune gestoßen und das Anbrechen einer neuen Aera der dramatischen Poesie in hochtönenden Worten verkündet, ehe ich das Object dieser Begeisterung, „Der Erbförster", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Otto Ludwig aus Eisfeld, in die Hand bekommen konnte. Wir sind vorsichtig geworden: wir haben gesehen wie die Clique und Claque durch Triumphgeschrei einen jungen Dichter für einige Tage auf den Thron hebt um ihn dann ohne Mitleid fallen zu lassen, wenn sich seine Unfähigkeit den Platz zu behaupten den ihm ein halbes Dutzend Journalisten angewiesen dem Publicum gegenüber nicht mehr leugnen läßt. Exempla sunt odiosa, aber sie laufen hier und dort auf den Straßen herum. Weniger also als die Nachricht, die unterdessen auch durch die Zeitungen ging: daß das fragliche Drama in Dresden durchgefallen (?), erfüllte mich das ungemessene Lob desselben mit Mistrauen. Dieses Mistrauen ist nicht gerechtfertigt worden: das Stück ist in der That, wie jene Blätter behaupteten, eine bedeutende Erscheinung in der dramatischen Literatur, und der Mangel an Beifall den es in Dresden gefunden kann an diesem Urtheil Nichts ändern. Es ist nicht meine Absicht eine Analyse der Tragödie zu geben, die bisjetzt nur als Bühnenmanuscript existirt. Nur auf zwei Hauptpunkte weise ich hin, die mein Urtheil über die Bedeutung des Drama erhärten mögen. Die Idee des Drama zunächst, der Conflict zwischen dem subjectiven Rechtsgefühl und dem juristischen Recht, ist eine durchweg wahre, in der menschlichen Natur begründete, und nur zu geeignet eine tragische Katastrophe herbeizuführen. Der Erbförster erhält von seinem Gutsherrn den Befehl den Wald zu durchforsten. Er weiß daß Dies seinem Herrn nur Schaden bringen kann: er weigert sich. Da wird er abgesetzt, abgesetzt er dessen Vater und Großvater schon diese Stelle bekleidet haben, abgesetzt weil er nicht gegen seine Ueberzeugung handeln will. Das ist doch wahrlich nicht recht, denkt der Erbförster mit Recht; aber der ehrliche Alte weiß nicht daß sehr Vieles nicht recht ist ohne ein juristisches Unrecht zu sein. Daher die innerlichen Conflicte, und als dieselben äußerlich zur Erscheinung kommen, die Katastrophe. In diesem kurzen Résumé liegt auch schon angedeutet was man vermissen und bedauern mag. Das Stück ist nach Verwickelung und Entwickelung ein bürgerliches Trauerspiel, ein Familienstück, und wir Alle hoffen schon lange auf den dramatischen Befreier, der uns von diesem engbegrenzten Stillleben in die Geschichte, in das historische Drama, in die nationale Tragödie überführen soll. Einstweilen sind wir Otto Ludwig für das Geleistete dankbar; denn es ist zweitens auch die Form des Drama, Sprache und Disposition des Stoffs vorzüglich. Freilich gibt es Stellen wo es uns scheinen will als ob die Sprache durch das Bestreben individuell zu sein manierirt geworden sei. Aber Das wird wol zu ertragen sein, nachdem wir lange genug von dem herkömmlichen Pathos oder von der forcirten Geistreichigkeit in den Dialogen unserer Dramen gelitten haben. Einstweilen also Ehre und Dank dem Dichter. Aber nur einstweilen; denn wir hoffen daß eine Kraft wie die Otto Ludwig's, nachdem sie sich an dem leicht dehnbaren Stoff einer Familiengeschichte versucht, sich zu Dem wenden werde was uns noththut: dem nationalen Volksdrama.

M. Henneberger.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 116. —— 15. Mai 1850.


## Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von E. Falkbeer.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Nr. 7. Konstant, der Autor der „Parallelen“, dürfte den Lesern d. Bl. keine neue Erscheinung sein. Er ist uns schon seit längerer Zeit als gemüthlicher lyrischer Dichter bekannt, der bei verschiedenen Gelegenheiten in Journalen und Almanachen die Inspirationen seiner Muse zum Besten gab, und namentlich, wenn wir uns recht erinnern, um die Mitte des Sommers 1848 im „Oestreichischen Kurier“ mit einem nicht gerade zeitgemäßen Gedicht auftrat, welches in gewissen Kreisen große Sensation zu erregen vollkommen geeignet war. Es hat daher nicht überrascht Konstant auch in dem vorliegenden Werke eine Lanze für Neuöstreich brechen zu sehen, wir meinen nämlich jenes wie es ist, nicht wie es sein könnte, oder auch, wenn sich je die sanguinischen Hoffnungen gewisser rosenfarbener Politiker bewahrheiten sollten, wie es einstens sein wird. Die Idee welche diesen Dichtungen zugrundelag ist eine gelungene zu nennen. Unser Dichter hat es nämlich versucht die Contraste die in den tiefschlummernden Kräften der Natur wie in deren äußern Erscheinungen liegen, durch Zusammenstellungen, die er Parallelen nennt, zu versinnlichen, bei der duftenden Rose uns auch die Viper zu zeigen die sich in ihrem Kelche birgt, bei der blühenden Landschaft den Keim des Todes den sie insichträgt, bei dem einsamen Teiche den gefräßigen Hecht der seine Genossen würgt. Es ist Das ein sehr dankbarer Stoff, bei dessen Bearbeitung Konstant große, noch unerreichte Meister, die er auch sichtlich benutzt hat, zugebotestanden; nur war es unnatürlich jene zarten Blumen auf dem sterilen Felde der Politik zu pflücken und in den abstracten Satzungen des staatlichen Lebens das Widerspiel zu jenem ewigen Kampfe der Natur zu suchen. Wir wollen ein Beispiel nehmen. In dem Gedichte „Die Rettung“ (S. 10), welches der Verf. in zwei Theile sondert, nämlich 1) „Die Verführung“, 2) „Das Kätzchen“, werden wir zu einer blühenden Jasminlaube geführt in der sich ein Jüngling und ein Mädchen befinden. Was diese Beiden dort vorhaben ist nicht schwer zu errathen; und wirklich unterliegt die Jungfrau nach kurzem, vergeblichem Widerstande den Berückungen des Mannes. Der Dichter hatte weislich die oben angedeuteten Bilder vorausgeschickt — von der Natter die sich im Kelche der Rose birgt, und von dem blutgierigen Geier der hoch aus den Lüften auf ein schnäbelndes Taubenpaar herabschießt; nur scheint es uns unpassend daß Konstant uns bei dem Acte der Verführung neuerdings jene Gleichnisse ins Gedächtniß zurückrief: die Allegorie, dünkt uns, war doch deutlich genug. In dem zweiten Theile lustwandelt die Maid verzweiflungsvoll an dem Ufer eines Flusses, in den sie sich später stürzen will: da schwimmt ihr ein Kätzchen entgegen welches unbarmherzige Menschen in das Wasser geworfen haben; sie rettet es und sieht darin einen Wink der Vorsehung. Die „Rettung“ war also doppelt. Nun, glauben wir, sollte auch das Gedicht zu Ende sein; aber nein, Konstant erinnert sich noch zur rechten Zeit daß er ja auch „Politik machen“ wollte. Womit aber das halbertrunkene Kätzchen vergleichen? Die Verlegenheit war groß, aber der wahre Dichter weiß sich zu helfen: Konstant vergleicht unser Kätzchen frischweg — Nun? — mit dem Heiligen Rocke zu Trier. Man höre:

> Und wenn der Lappen den zu Trier man
> Am Hochaltare hatte aufgehangen
> Nur das Signal war daß in Deutschland dann
> Des Wahnes Pforten auseinandersprangen,
> Und man sich losrang von des Stumpfsinns Zucht,
> Der statt des Lichtes Nacht und Nebel sucht,
> Ist dieser Lappen nicht dem Kätzchen gleich
> Das auf dem Strom der Zeiten hergeschwommen,
> An welchem die Vernunft so schmerzenreich
> Verführt, von schnöder Gleißnerei betrogen,
> Den Tod zu suchen in des Aufruhrs Wogen,
> Ein Opfer der Verzweiflung stand beklommen?
> Und den der Zeitstrom — daß sich nicht erfüllt
> Was noch zu frühe — an den Strand gespült?
> Daß die Vernunft sich wieder stark gestalte,
> Daß der Gedanke der den Irrthum haßt
> Und ihn erwürgend an der Kehle faßt,
> In göttergleicher Freiheit sich entfalte!
> Daß — eine Centifolie im Gemüth
> Der hehren Menschheit — Glaubensfreiheit blüht!

Die Versification dieser „Parallelen“ ist im Ganzen correct und schön; vorzüglich gelungen scheint uns der Schluß des ersten Gedichts, wo uns der Verf. alle

Schrecken eines Brandes vorführt, bei welchem eine Mutter ihr hülfloses Kind ohne Rettung in dem qualmenden Gebälke sieht, und mit dem einzigen Angstschrei: „Jesus Maria!" zu Boden stürzt.

So mag oft im Gebetes Lallen
Gar mancher fromme Ruf verhallen.
Jesus Maria! stöhnt im Jammer
So mancher Mensch in seiner Kammer,
Und birgt, wenn er vergebens rief,
Den Dolch in seinem Herzen tief.
„Jesus Maria!" auch rief laut,
Daß es den Unterdrückern graut,
Mein Oesterreich, als Uebermuth
Und Willkür ihre Fackeln schwangen,
Und ihre Flammen fast verschlangen
Des Staates Bau in heft'ger Wuth.
Da wollt' das Volk sein Kindlein retten,
Die Freiheit, die in schweren Ketten
Verschmachtend in dem Baue saß;
Und eh' vernichtend um sich fraß
Das glüh'nde Schlangenheer der Flammen,
Und eh' das Kind zugrundeging,
Woran des Volkes Segen hing,
Und eh' der Bau gestürzt zusammen,
Drang endlich zu des Thrones Stufen
Der Angstschrei den das Volk gerufen —
Jesus Maria! soll nicht mehr
Als der Verzweiflung Ruf erschallen,
Gesegnet soll das Land durchhallen
Der Name „Joseph" hoch und hehr;
Gesegnet gleich dem hehren Namen
Den Oestreichs größter Kaiser trug,
Der einst gesä't der Freiheit Samen,
Als er den Wahn in Ketten schlug.
Des Volks, des Fürsten weises Walten
Sie werden stark den Bau gestalten,
Und wo der Brand gewüthet blüh'n
Des Friedens Reis und Immergrün.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Leben des Generals Mühlenberg.

**The life of Major-General Peter Mühlenberg of the revolutionary army. By *Henry A. Mühlenberg*. Philadelphia 1849.**

Wie fast in allen Kämpfen deutsches Blut auf beiden Seiten floß, so auch in dem nordamerikanischen Befreiungskriege. Was auf Seite der Amerikaner die pennsylvanischen und virginischen Deutschen unter Mühlenberg, Kalb und Steuben geleistet ist von Franz Löher in dessen ausgezeichnetem Werke: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" (Cincinnati 1847), geschildert; für die auf englischer Seite fechtenden hessischen Truppen bietet das „Leben des Generals von Ochs", von Hohenhausen (Kassel 1827), für die braunschweigischen die Denkwürdigkeiten der Frau von Riedesel (vergl. Riemeyer's „Buch der Tugenden", Leipzig 1827) schätzenswerthe Nachrichten. Eine genügende Geschichtsdarstellung davon gibt es unsers Wissens noch nicht, und um so lieber theilen wir im Folgenden aus dem obengenannten in Europa wol wenig bekannten Werke einen kurzen Auszug mit, als in dem ehrwürdigen Vater des Generalmajors die Lutheraner der Vereinigten Staaten den Stifter ihrer Kirche verehren. Das Buch gibt zuerst in neun Capiteln eine Lebensbeschreibung des Generals, dann Anmerkungen dazu, hierauf den militairischen Briefwechsel Mühlenberg's mit Washington, Steuben, Arnold, Gregory, Parker rc., endlich sein Tagebuch aus dem J. 1784. Sein Bildniß zeigt einen kräftigen Mann mit hoher Stirn, stark geschwungenen Augenbrauen, großen durchdringenden Augen, großer aber wohlgeformter Nase, dessen feinlippiger, festgeschlossener Mund mit etwas vorstehender Unterlippe und starker Racken Kühnheit und Entschlossenheit kundgibt.

Heinrich Melchior Mühlenberg's Familie stammte aus Sachsen, litt aber viel unter den Drangsalen des Dreißigjährigen Kriegs, verarmte und zog nach Eimbeck in Hanover, damals Reichsstadt. Hier wurde Heinrich im J. 1711 geboren. Der frühe Tod seines Vaters, eines Beamten, von dessen Gehalt die Familie lebte, unterbrach seine Studien, aber die tiefe Frömmigkeit des Knaben und seine Lernbegier waren durch das Unglück nicht zu unterdrücken; sein gutes Betragen erweckte ihm bald Freunde, deren Unterstützung ihn seine ursprünglich ergriffene Laufbahn verfolgen ließ. In dieser Schule häuslicher Trübsal bildete sich der ebenso feste wie demüthige Charakter aus den sein späteres Leben zeigte. Im J. 1735 bezog er die Hochschule zu Göttingen, und erwarb sich dort die Gunst Gesner's, des Grafen von Reuß, Heinrich XXIV., dessen Kaplan er wurde, sowie des Grafen Erdmann Henkel, auf dessen Rath er nach Halle übersiedelte. Hier trat er in enge Beziehungen zu Francke, Cellarius, Fabrizius, den Zierden der Hochschule, und diese riethen ihm eine ihm angebotene Stelle in Amerika anzunehmen. Seit dem J. 1700 nämlich war der Strom deutscher Auswanderung stärker nach Amerika, besonders nach Pennsylvanien und andern innern Staaten hingegangen. Die deutschen Auswanderer hingen mit großer Zähigkeit*) an der Sprache und den Sitten ihrer Voraltern, aber wegen ihrer Zerstreuung und Armuth war bis zum Jahre 1740 kein einziger Geistlicher unter ihnen. Dieser Zustand erregte die Aufmerksamkeit der deutschen Lutheraner. Man wollte Jemand hinüberschicken um Zwistigkeiten auszugleichen, unpassende Personen welche Sekten gebildet hatten zu entfernen, und die deutschen und schwedischen Lutheraner unter seine geistliche Fürsorge zu nehmen. Im Frühling 1742 verließ Mühlenberg Halle, reiste nach London, wo er einen alten Freund, Dr. Ziegenhagen, als Privatkaplan Georg's II. traf, der ihm Unterstützung bei seiner Sendung auswirkte. Im September langte er in Charlestown (Südcarolina) an, und erreichte endlich am 25. Nov. Philadelphia nach einer schwierigen und gefährlichen Reise. Seine Ankunft erregte allgemeine Freude unter den Deutschen, die ihn solange erwartet hatten, und sein Benehmen rechtfertigte dieses Gefühl. Er durchreiste das Land von Neuyork bis Georgia, überall den zerstreuten Gemeinden predigend und zu ihnen redend, zuweilen an einem Tage in hochdeutscher, niederdeutscher und englischer Sprache. Nichts schreckte ihn ab.

Er drang zu den Grenzen der wilden Indianer vor, und hatte oft durch seine wundärztliche Geschicklichkeit die Gelegenheit Wunden zu heilen, welche diese barbarischen Horden entfernten deutschen Ansiedlern geschlagen. Er vereinigte feines Benehmen und tadellosen Wandel mit großer Energie und einer praktischen Beredtsamkeit. Während seines langen segensreichen Lebens blieb er an der Spitze der lutherischen Kirche, und noch jetzt ist „Vater Mühlenberg" nicht vergessen. Er starb 1782.

Kurz nach seiner Ankunft in Philadelphia hatte Mühlenberg sich mit Anna, der Tochter des pennsylvanischen Obersten Konrad Weiser, vermählt. Der älteste Sohn aus dieser Ehe war Peter Mühlenberg, geboren am 1. Oct. 1746 in Trappe, Montgomery County, Pennsylvanien. Er wurde von der Wiege an zum geistlichen Stande bestimmt, anfangs von seinem Vater unterrichtet, dann im J. 1761 in die Akademie nach Philadelphia geschickt. Da es damals keine höhern Unterrichtsanstalten in Amerika gab, beschloß der Vater schon 1763 seinen sechszehnjährigen Sohn nach Europa zu schicken. Am 27. April 1763 verließ Peter mit seinen zwei jüngern Brüdern,

---

*) Der Verf. sagt hier sogar: with a tenacity peculiarly German, ein Lob das jeden deutschen Leser überraschen wird.

Friedrich und Heinrich, unter dem Schutz des Oberrichters Allen, eines Freundes seines Vaters, Philadelphia und fuhr nach London, wo sie am 15. Juni anlangten. Nach kurzem Aufenthalt reisten die drei Brüder über Rotterdam nach Halle, wo sie als zur Hochschule nicht genugsam vorbereitet, zunächst das Gymnasium besuchten. Aber schon am 27. Oct. desselben Jahres äußerte Vater Mühlenberg in einem Briefe an Dr. Ziegenhagen seine Zweifel ob sein Sohn zur geistlichen Laufbahn passe. Seine Hauptneigungen seien Jagd und Fischerei. Er schlug selbst vor, wenn er sich nicht gut anlasse möge man ihn ehe er viele dumme Streiche mache unter die Soldaten stecken unter dem Namen Peter Weiser. „Da mag er dem Kalbfell folgen, wenn er dem Heiligen Geist nicht folgen will. Mein Gebet wird immer mit ihm sein, und ich werde zufrieden sein welchem Stande er auch angehört, wenn nur seine Seele gerettet ist.“ Des Vaters Befürchtungen gingen bald in Erfüllung. In Folge eines Streites wo er sich öffentlich an einem seiner Vorgesetzten*) thätlich vergangen, floh er von Halle, und ließ sich bei einem Dragonerregiment**) anwerben, das durch die Stadt (welche?) zog wo er sich gerade aufhielt. Der kräftige achtzehnjährige Recrut ward mit Freuden aufgenommen. Wie lange er bei dem Regimente blieb ist nicht zu ermitteln gewesen. Jedenfalls verleugnete er nicht die in Halle bewiesene Sinnesart, denn als nach 10 Jahren in der Schlacht bei Brandywine Mühlenberg an der Spitze seiner virginischen Brigade, auf einem weißen Pferde weit sichtbar, dasselbe Regiment, welches abgesessen war, mit dem Bayonnet angreifen ließ, riefen seine ehemaligen Kameraden ihn erkennend: „Hier kommt der Teufelskerl!“ Aus dem Kriegsdienst wurde er dadurch befreit daß ein englischer Oberst der lange in Peter's Heimat gestanden hatte, Peter und seine Familie wohl kannte und jetzt in Hanover angestellt war, auf der Reise zufällig durch die Stadt kam wo Peter in Besatzung lag. Er erkannte ihn, erfuhr die Ursache dieses übereilten Schrittes und erlangte die Freilassung Peter's, den er selbst im Jahr 1766 nach Amerika begleitete. Er war übrigens durch das Soldatenleben etwas gefügiger geworden, und setzte unter der Leitung seines Vaters seine Studien fort, obgleich er noch immer mehr Neigung zum Kriegerstand hegte. Im J. 1768 wurde er als lutherischer Geistlicher ordinirt, und am 12. Mai zum Hülfsprediger an den sogenannten „Thalkirchen“ (valley churches) Zion und Newgermantown, Hunterdon County, und St.-Paul in Bedminster, Somerset County, Staat Neujersey, ernannt. Am 5. Febr. 1769 begann er sein Amt, blieb aber seinen alten Neigungen für Jagd und Fischfang getreu, und erlangte dadurch eine genaue Kenntniß jener Gegend, welche ihm bei seiner spätern kriegerischen Laufbahn sehr förderlich war. Am 6. Nov. 1770 verheirathete er sich mit Anna Barbara Meyer. Seit einigen Jahren zogen die deutschen Ansiedler der mittlern Staaten zahlreich nach Virginien, besonders nach dem Thale des Blauen Gipfels (Blue ridge) und nach Dunmore County. Eine lutherische Gemeinde bildete sich zuerst in Woodstock, der Hauptstadt der Grafschaft, und erbat sich bei Vater Mühlenberg seinen Sohn zum Prediger. Da aber diese Lutheraner zur schwedischen Kirche gehörten, welche die Bischöfe beibehalten hat, so wurde seine Ordination durch einen Bischof nothwendig, umsomehr als auch in Virginien die Verbindung zwischen Staat und Kirche noch fortbestand, sodaß ein Prediger um gesetzlich anerkannt zu sein und gerichtlich Zehnten eintreiben zu können von einem englischen Bischof ordinirt sein mußte. Demgemäß legte Mühlenberg seine Stelle in Neujersey nieder, schiffte sich am 2. März 1772 in Philadelphia ein, und landete am 10. April in Dover. Auf dieser Ueberfahrt führte er ein Tagebuch, aus dem hervorgeht daß seine Zweifel ob der geistliche Stand seine wahre Bestimmung sei immer noch rege waren. Am 23. April wurde er vom Bischof von London ordinirt, predigte am 3. Mai in der deutschen Kapelle in Savoy, machte dann Bekanntschaft mit den Brüdern Penn, den Eigenthümern seiner Heimat, und sah den alten Freund seines Vaters wieder, den Dr. Ziegenhagen. Damals fand auch die öffentliche Meinung in England nichts Arges darin daß der junge Geistliche das Theater besuchte um Garrick zu sehen. Am 24. Mai verließ er London und war Ende Juli in Philadelphia. Indessen hatten die Streitigkeiten zwischen dem Mutterlande und den Colonien einen immer feindseligern Charakter angenommen. Die Stellung der virginischen Deutschen dazu war eine eigenthümliche. „Die deutschen Ansiedler in Amerika sind immer durch den Stammesgeist (clannish spirit) bemerkenswerth gewesen, von dem sie sich bei ihren Handlungen leiten ließen“, sagt der Verf. Damals war diese Trennung von ihren amerikanischen Nachbarn so scharf als je, zugleich der Einfluß der Geistlichen bei den Deutschen sehr bedeutend. Besonders Mühlenberg wußte diesen durch seine gewaltige Persönlichkeit sehr hoch zu steigern, und so wurden die Deutschen Virginiens das Gewicht welches zwischen beiden Schalen der Kriegs- und Friedenspartei zu entscheiden hatte. Die Deutschen, in Erinnerung an die heimische Unterdrückung, waren vielleicht noch eifersüchtiger als die Amerikaner auf ihre Selbstregierung, und Mühlenberg hatte auf gemeinschaftlichen Jagden Washington's, des Führers der Kriegspartei, Freundschaft gewonnen. So bereiteten sich während zwei Jahren die kommenden Begebenheiten vor; als nach den bekannten Ereignissen von Boston im J. 1774 der Ausbruch in Virginien erfolgte, ging Dunmore voran, ein Sicherheitsausschuß wurde am 16. Juni in Woodstock eingesetzt, der unter der Leitung Mühlenberg's eine Erklärung erließ, worin Treue dem König versprochen, aber alle Eingriffe des englischen Parlaments in die amerikanische Gesetzgebung zurückgewiesen, und Gewalt mit Gewalt zu erwidern gedroht wurde. Er war als Abgeordneter auf dem bekannten Staatscongreß zu Williamsburg (1. Aug.), wo er mit allen deutschen Deputirten energische Maßregeln unterstützte; als aber die gemäßigte Partei siegte, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, doch nur auf kurze Zeit: denn schon am 20. März 1775 wurde die Versammlung abermals, diesmal nach Richmond berufen, und hier setzte Mühlenberg mit seinen deutschen Deputirten, welche den Ausschlag gaben, den Antrag Patrick Henry's durch: den Staat Virginien in Vertheidigungsstand zu setzen. Dies war der Wendepunkt des Streites; jetzt konnte man nicht mehr zurück, die Waffen mußten entscheiden. Der königliche Statthalter von Virginien, Lord Dunmore, erklärte diesen Beschluß für Hochverrath; der erste bewaffnete Zusammenstoß fand bei der „Großen Brücke“ (Great bridge) zwischen den königlichen Truppen und zwei virginischen Regimentern statt. Im December 1775 beschloß man noch sechs Regimenter zu errichten, und der Befehl des achten, gewöhnlich das „deutsche Regiment“ genannt, wurde als besonderer Beweis von Vertrauen dem Pfarrer Mühlenberg, den man ja für einen vollkommenen Laien in der Kriegskunst hielt, übergeben, denn man wußte Nichts von seinem Kriegsdienst in Deutschland.*) A. Baumann (Bowman) war sein Oberstlieutenant, Peter Helfenstein sein Major. Höchst eigenthümlich und ergreifend ist die Weise wie der neue Oberst sein Regiment warb. Er kehrte nach Dunmore zurück, und kündigte seine Abschiedspredigt an. An dem bezeichneten Tage (Mitte Januar 1776) war Kirche und der Friedhof gedrängt voll von den aufgeregten, kräftigen deutschen Bergbewohnern der Umgegend. Er trat auf die Kanzel, den Chorrock über die Staatsuniform. Er hielt eine ergreifende Rede über die Leiden und das Unrecht welche das Land erduldet; er schilderte den heiligen Charakter des Kampfs den sie begonnen, und schloß mit den Worten: „In der Heiligen

---

*) Im Original tutors, ein Wort das zwar bei englischen Hochschulen paßt, auf deutschen Universitäten aber keinen bestimmten Begriff bezeichnet.

**) Wie aus dem Folgenden hervorgeht wahrscheinlich ein hessisches.

*) Die Fahne dieses Regiments ist noch im Besitz des Verfassers vorhanden, „vielleicht die einzige aus dem Befreiungskriege“.

Schrift steht: Alles Ding hat seine Zeit; es gibt eine Zeit um zu predigen und zu beten, aber diese Zeit ist vorbei; es gibt aber auch eine Zeit zu fechten", rief er wie Posaunenton durch die Kirche, „und diese Zeit ist gekommen!" Dann sprach er den Segen, stieg von der Kanzel, zog seinen Chorrock aus, und ließ vor der Kirchthüre die Werbetrommel schlagen. An demselben Tage traten 300 Mann ein, und am 21. Jan. marschirte das Regiment, das erste schlagfertige unter den neuerrichteten, nach Suffolk ab, um an der Einschließung des Statthalters, Lord Dunmore, theilzunehmen, der Portsmouth besetzt hielt. Dann aber nahm General Lee das Mühlenberg'sche Regiment, als das zuverlässigste um dem Feind im offenen Felde zu begegnen, mit nach Südcarolina, wo eine englische Landung drohte. Am 23. Juni langte das Regiment in Charlestown an, am 28. Juni landeten die Briten auf Long-Island. Am folgenden Tag kam es auf der gegenüberliegenden Sullivars-Insel zur Schlacht, wo die Virginier und Südcaroliner sich auszeichneten. Der britische Angriff auf Charlestown scheiterte und die Briten fuhren nach Neuyork. Lee unternahm nun einen Zug nach Georgien, wo die Virginier, welche zwei Monate in Savannah standen, sehr durch das Klima litten, Helfenstein starb, Mühlenberg selbst erkrankte. Im September wurde aber Lee nach Norden gerufen, und geschwächt und erschöpft langte am 20. Dec. Mühlenberg's Regiment in Virginien an.

Während sein Regiment nach Pennsylvanien zog, eilte Mühlenberg am 21. Febr. 1777 zum Brigadegeneral ernannt nach Virginien um dessen Lücken zu füllen. Nach seinen Briefen aus dieser Zeit fehlten 12—14 Offiziere, von der Mannschaft fast ein Drittheil. Seine Aufgabe war bis zum Mai gelöst und er zog mit seiner Brigade, dem 1., 5., 9. und 13. virginischen Regiment, nach Middlebrook in Neujersey, wo das amerikanische Heer dem überlegenen englischen gegenüber in einem verschanzten Lager stand um den Delaware und Philadelphia zu decken. Mühlenberg's und Weedon's Brigade bildeten die Division Greene, welche ganz aus Virginiern bestand und in allen Schlachten, besonders bei Brandywine und Germantown, sich auszeichnete. Den Befehl von Mühlenberg's früherm eigenen Regiment, dem 8. virginischen („deutschen"), hatte der Freiherr von Arendt übernommen. Da Washington sich durchaus nicht aus seiner festen Stellung locken ließ, so beschloß Howe Philadelphia zu Wasser anzugreifen. Er schiffte Ende Juli seine Truppen ein, und nun zogen die Amerikaner in die Nähe von Philadelphia. Man beschloß in möglichst guter Haltung durch die Stadt zu ziehen, um den Bürgern derselben Vertrauen zum Sieg der Amerikaner einzuflößen. Mühlenberg's wohlausgerüstete und eingeübte, 2000 Mann starke Brigade bildete den Vortrab, aus guten Gründen. Denn wie es mit dem Aussehen und der Kriegszucht der Milizen stand, kann man aus einigen seltsamen Artikeln der für diesen Durchmarsch entworfenen Instruction sehen, wo die Leute ermahnt werden ordentlich in Reihen durch die Stadt zu marschiren und ihre Waffen gut zu tragen; wer ohne Erlaubniß aus dem Glied tritt soll am nächsten Halteplatz 39 Hiebe bekommen. Das Gepäck soll ja nicht zwischen, sondern hinter den Truppen gefahren werden, und nur von den nöthigen Wachen, nicht von Nachzüglern (strollers) umgeben sein. Die Musik soll so spielen daß die Leute gut danach marschiren können ohne zu tanzen oder aus dem Takt zu gerathen. Hauptliebhabereien der Milizen des Freiheitsheers waren Plündern und Saufen, was in allen Tagesbefehlen strengstens verboten wurde. Am 11. Sept. fand die Schlacht bei Brandywine statt; 18,000 Engländer, mitgerechnet die trefflichen hessischen Truppen unter Knyphausen, standen 11,000 Milizen gegenüber. Der rechte amerikanische Flügel war aufgelöst, aber die virginische Division widerstand allen Angriffen in der Mitte, selbst dem Bayonnet der Hessen, gab den geflüchteten Truppen Zeit sich zu sammeln und raubte so den Engländern die besten Früchte ihres Siegs. Die Amerikaner gingen nach Chester zurück, die Engländer besetzten Philadelphia.

Wir können die Thaten Mühlenberg's nicht durch alle Schlachten des amerikanischen Kriegs verfolgen, sondern müssen uns wegen des Raums von jetzt an auf eine kurze Uebersicht beschränken. Er nahm theil an der Schlacht von Germantown, wo das 9. virginische Regiment gefangen wurde, bezog Winterquartiere im Valley Forge (Pennsylvanien), von wo aus er öfter seinen in dem nahen Trappe wohnenden alten Vater besuchte. Im Feldzug 1778 übernahm General Lee den Befehl der virginischen Division, welche in dem Treffen bei Monmouth am 28. Juni 1778 mitfocht. Im November bezog Mühlenberg mit den Seinen wieder das alte feste Lager zu Middlebrook in Neujersey zur Deckung von Philadelphia, und brachte dort einen sehr fröhlichen Winter unter Bällen und Festlichkeiten hin. Im Februar 1779 wurde Mühlenberg nach Virginien abgeschickt, dem einzigen zuverlässigen Staate des Südens — denn die Carolinas und Georgien zählten viele Englischgesinnte —, um Truppen zu werben. Am 21. Juli wurde der amerikanische General Gates bei Camden geschlagen, nachdem schon am 12. Mai die ganze virginische Division unter Woodford in Charlestown sich als Kriegsgefangene hatten ergeben müssen. Endlich wurde am 15. Oct. Virginien, das bisher kein Feind betreten, von Lord Cornwallis selbst angegriffen. Dennoch gelang es ohne Geld und Waffen dem General Mühlenberg durch seine Energie und die Mitwirkung des kräftigen Civilstatthalters von Virginien, spätern Präsidenten Jefferson, aber nicht ohne ein strenges Recrutirungsgesetz, neue Truppen zusammenzubringen und Virginien zu vertheidigen. Am 3. Dec. 1780 übernahm Freiherr von Steuben aus preußischen Diensten den Oberbefehl in Virginien, Mühlenberg wurde Zweiter im Commando, und blieb in dieser Stellung während des Feldzugs von 1781. Auch an den folgenden Feldzügen bis 1783 nahm er rühmlichen Theil und ging als Generalmajor ins bürgerliche Leben über. Er wurde zum Mitglied des ersten Congresses 1789 erwählt. Durch seinen Einfluß auf die Deutschen von Pennsylvanien setzte er es durch daß die alte Verfassung dieses Staats von 1776 beseitigt wurde, und die sehr gute von 1790 zustandekam. Als man diese 1805 antasten wollte, schrieb Mühlenberg an den Statthalter, General Hiester, den unter dem Namen Troutletter (Forellenbrief) in Amerika bekannten deutschen Brief, welcher hier leider nur in der Uebersetzung mitgetheilt ist, der wesentlich zur Verwerfung der Neuerungen beitrug. Er saß auch im Congreß von 1793 und trat 1801 als Mitglied für Pennsylvanien in den Senat. Er starb auf seinem Landsitze in der Nähe von Philadelphia am 1. Oct. 1807, und wurde in Neuhanover neben seinen Aeltern begraben. 34.

## Notiz.

### Eine sonderbare Symbolik.

Auf einem Bilde in der Nicolaikirche zu Göttingen vom J. 1424 findet sich — wie Fiorillo („Kleine Schriften artistischen Inhalts", I, 351) anführt — folgende Darstellung: „Gott Vater erscheint und unter ihm die vier Evangelisten als Engel, aber dadurch voneinander unterschieden daß außer dem Matthäus mit dem Menschenkopfe der eine einen Adler-, der andere einen Ochsen-, und der dritte einen Löwenkopf hat. Jeder von ihnen schüttet ein Gefäß aus, woraus Zettel hinabfallen auf denen die Anfangsworte ihrer Evangelien verzeichnet sind. Diese Zettel fallen in eine Mehl- oder Handmühle, welche vermittels einer eisernen Stange von den zwölf Aposteln in Bewegung gesetzt wird. Sechs Apostel arbeiten an der einen, sechs an der andern Seite. Aus der Mühle geht ein Zettel hervor, worauf die Worte: «Et Deus erat Verbum» geschrieben sind, und aus der Oeffnung am untern Boden derselben kommt von neuem ein Zettel mit der Inschrift heraus: «Et Verbum caro factum est.» Diesen zweiten Zettel empfängt ein Kelch, worin sich zugleich Christus als Kind befindet und der von einem Papst, Erzbischof, Bischof und Cardinal emporgehalten wird." 90.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 117. —— 16. Mai 1850.


## Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von C. Falkbeer.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Nr. 8. Wir haben es hier, und es freut uns in dieser geist- und poesielosen Zeit ein solches Geständniß ablegen zu dürfen, mit einem Dichter in des Wortes edelster Bedeutung zu thun. Merckel hat uns mit diesen 20 Gesängen, die vielleicht nur der Auszug eines größern Werks sind, in Wahrheit überrascht und ergriffen. Es herrscht eine Kraft und Schönheit des Ausdrucks, eine solche Glut der Begeisterung und Erhabenheit der Gedanken in diesen Liedern daß wir sie ohne Bedenken den besten Erzeugnissen unserer vaterländischen Dichter an die Seite stellen. Um so schmerzlicher mußte uns die politische Richtung des Verf. ergreifen. Nicht gegen die Demokratie allein sind seine Wurfgeschosse gerichtet, Das sind wir gewöhnt und hätten es unbeachtet gelassen; nein, er verdammt die Märzbewegung selbst, die glorreichste Erinnerung des deutschen Volks ist ihm ein Gräuel, Alles was seit zwei Jahren unser Blut höher wallen gemacht, was die Edelsten des Volks erträumt und erstrebt, ist ihm Nichts als ein Act ruchloser Empörung; er verhöhnt, beschimpft es, tritt es in den Staub und nennt (S. 57) die Barrikadenhelden des 18. März geradezu „Gesindel, das schlechte Streiche macht". Wir konnten von unserm Erstaunen nicht zurückkommen einen solchen Vorwurf aus solchem Munde zu hören. Wie? — sprachen wir zu uns selbst — ein Dichter, und das ist Merckel, sollte den tiefen Grund nicht ahnen den jene Märzerhebung hatte? das edle Feuer nicht begreifen das seine Zeitgenossen bis zur Todesverachtung trieb? Wie, oder sollte diese schöne Larve eine häßliche Seele bergen, die Reaction einen glücklichen Wurf gethan, und endlich — was ihr bisjetzt nicht gelang — ihren Sänger gefunden haben?

Doch verdammen wir den Dichter nicht zu frühe. Wer solcher Sprache und Gedanken mächtig ist der hat ein Anrecht gehört zu werden und untersteht nicht dem Tribunale der gewöhnlichen Meinung. Es scheint daß Merckel die Bewegung der letzten Jahre nicht an qun für sich verurtheilt. Hören wir ihn selbst — er richtet die Worte an sein Vaterland, an Germania:

> . . . So war die schwere Zeit gesühnt, die Schuld
> Getilgt von deiner auferstand'nen Kraft,
> Und deines Falles Tiefe überragten
> Die Ehrensäulen deines Ruhms. Verjagt
> Aus deiner Eichen heiligem Gebiet
> War der Erob'rer; das Palladium
> Der Ehre war zurückgefodert, und
> Dein Name hatte seinen alten Klang.
>
> Ein wolkenloser Friedenhimmel spannte
> Sich über dein gesegnet Land. Du sahst
> Den Reichthum frei durch deine Gauen zieh'n;
> Zu einer Republik von Fürsten war
> Der deutschen Stämme Bruderbund vollendet,
> Und von der Ordnung ruhigen Gesetzen
> Umfriedet, schwoll der Zukunft gold'ne Frucht:
> Der Freiheit Glück!! —
>
> Ein Paradiesesapfel,
> Den die Geduld von Menschenaltern reift!
> Doch, unreif ihn zu brechen, stachelt tückisch
> Ein abgefall'ner Geist die Ungeduld,
> Der Sohn der Zeit, doch nicht aus Gott geboren,
> Der Bastard des Jahrhunderts, der sich keck
> Nach einer Mutter nennt die er beschimpft,
> Und eines Vaters rühmt der ihn verleugnet.

Und weiter — er spricht von der Vaterlandsliebe (S. 5):

> Und dessen sich der Einzelne darf rühmen,
> So sanfter Tugend heiliges Gefühl,
> Mag schwächer nicht den Völkern sich geziemen.
> Sie ist kein Wahn, kein Stolz, kein eitles Spiel.
> Sie wehrt dem Uebermuth, dem ungestümen,
> Ein friedlich Recht der Völker ist ihr Ziel,
> Und wechselnd gibt und fodert ihre Lehre
> Der Duldung Weisheit und den Zoll der Ehre.
>
> Der Willkür Grenzen können sie nicht engen,
> Zurück nicht weicht sie vor des Schlagbaums Zwang,
> Sie läßt sich nicht aus ihrem Erbe drängen,
> Dem Namen folgt sie und der Sprache Klang,
> Die Fesseln der Verträge wird sie sprengen,
> Die Freigebor'ne geht den eig'nen Gang.
> Denn Völker hält kein Pergament zusammen,
> Es bindet sie das Blut von dem sie stammen.

Wir haben den Dichter selbst sprechen lassen. Mag er immerhin zur Fahne der Reaction geschworen haben, wir ehren jede Meinung wenn sie uns offen geboten wird, und wollen uns nicht jener kläffenden Meute beigesellen die blutlechzend jedem Feinde nachstürzt, gleich-

viel ob Wolf oder Edelhirsch. Darum können wir vom Standpunkte der wissenschaftlichen Kritik die vorliegenden Gesänge nicht tadeln; doch glauben wir den Dichter derselben verstanden zu haben, und zollen ihm unsere ungeheuchelte Achtung, wenn wir auch seine Ansichten nicht theilen.

Nr. 9. Wir sind weit entfernt über diese Sammlung von Zeitgedichten ein maßgebendes Urtheil zu fällen. Soviel jedoch zur bessern Verständigung daß diese Gedichte in Baden erschienen sind, zu einer Zeit wo das unglückliche Land noch schwer an den Folgen eines unseligen Bürgerkriegs darniederlag. Was den Stil dieser Gedichte betrifft, so wechseln darin Körner'sche Reminiscenzen mit eigenthümlichen Redefiguren auf die anmuthigste Weise ab. Wir wollen zur größern Bequemlichkeit des geneigten Lesers einige Strophen aus dem dritten Gedichte: „Die badische Eiche", hier herausstellen, und überlassen es sodann seinem Geschmacke sich aus diesem duftenden Kranze die — wohlriechendsten Blumen selbst zu pflücken.

O Vaterland! du schönstes Land
Im großen deutschen Völkerband!
Geht nach so bitt'rer Schmerzenslauf'
Kein Hoffnungsstern dir wieder auf?
Sollst du in selbstgeschaff'nen Weh'n
Nun ohne Rettung untergeh'n?
O badische Eiche, kronberaubt,
Wirst du denn nie mehr kronumlaubt?

Doch sieh'! dein Morgen dämmert schon!
Es klingt der Lerche Jubelton!
Der preußische Adler, kühn beschwingt,
O Vaterland, dir Hülfe bringt!
Denn wo das Aas — wahrhaftiglich
Da sammeln auch die Adler sich.
Willkommen, Friedrich Wilhelm's Aar,
Willkommen, deutsche Heldenschar!

Es ist fürwahr ein heil'ger Krieg,
Dem Gott der Herr verleiht den Sieg!
Zur Hölle mit der Lügenbrut!
Der Badens Eden viel zu gut!
Eine feste Burg ist unser Gott!
Sein Arm vertilgt der Frevler Rott'!
Es wird durch seine treue Hand
Gerettet unser Vaterland!

Nr. 10. Warso hat es unternommen das bekannte, sinnige Märchen vom Rothkäppchen zu einer sehr unsinnigen politischen Satire auszuspinnen. Der Wolf welcher hier die Großmutter frißt ist Nichts weiter als — man denke — ein blutschnaubender Demokrat, und Rothkäppchen ist die Freiheit. Diese Idee hätte ein dankbarer Stoff für den Dichter sein können; die Ausführung Warso's aber ist eine total verfehlte. Im Eingange des Epos kommen die Wölfe aus allen Gegenden zusammen und berathen sich. Worüber? Etwa wie irgend ein Schafstall zu forciren, eine abgelegene Wirthschaft zu stürmen sei? Das wäre in der Natur der Sache gewesen; aber nein — die Herren Wölfe kommen aus Paris und London, halten lange, politische Reden und sprechen über Proudhon und den Contrat social. Hierin liegt der Hauptfehler des Buchs. Die Wölfe mußten Wölfe bleiben und sich als solche geberden; sie durften nie aus der Rolle fallen — die Allegorie wäre dem denkenden Leser nicht minder verständlich geblieben. Warso aber überträgt die Erbitterung die ihm innewohnt auch auf sein Gedicht; er weiß es uns nicht deutlich genug zu machen daß diese Wölfe eben nur radicale Deputirte und politische Emissaire sind. Dadurch wird jede Illusion gestört; es ist im höchsten Grade lächerlich einem Wolfe demokratische Reden in — das Maul zu legen; der echte, veritable Wolf darf nur wölfische, nicht Ledru-Rollin'sche Gedanken haben. So heißt es z. B. S. 15:

Als würdiger Alterspräsident
Sprach Isegrimm: „Potz Element!
Wie blüht gar herrlich durch alle Lande
Die heilige Freiheitspropagande!
Wohl! Ganz Europa ist umnegt."

So spricht kein wirklicher, auch nicht der hungerigste Wolf; es ist Das ebenso unnatürlich als wenn ein Fabeldichter seine Thiere das Haec fabula docet declamiren läßt.

Was die Sprache dieser politischen Satire betrifft, so ist sie beinahe durchweg eine so triviale daß wir uns mit demselben Abscheu von ihr wenden wie von irgend einer Schmähschrift der roth-republikanischen Presse. Ausdrücke wie „Schuft", „Schurke", „armer Schlucker", „die große Dreckstadt der großen Nation" u. s. w. sind dem Verf. sehr geläufig. Mochte er selbst noch so entrüstet sein, die Achtung vor dem Publicum hätte gefordert daß sein Werk nicht die Spuren jener Erbitterung ansichtrage. Geschieht es dennoch, und auf eine so brutale Art wie hier, so sinkt das Gedicht zu einem Pamphlet herab und ist einer kritischen Behandlung nicht würdig.

Nr. 11. Das vorliegende Gedicht ist eine politische Satire, die wir nicht ohne herzlich zu lachen bis zu Ende lesen konnten. Die Humoreske ist in Heine'scher Manier geschrieben und ein sehr geistreicher Scherz, dessen Spitze wol trifft, aber nicht verwundet. Heine's „Atta Troll" hat einen Sohn gezeugt, der gleich bei seinem ersten Auftreten ein schmetterndes Lied in die Lüfte schickt, bald jauchzend, bald klagend, daß wir gern mit dem tollen Jungen Chorus machen. Atta Troll II. ist nämlich ein deutscher Emigrant der, bereits 13 Jahre im Exile, in den Februartagen zu Paris für die Rechte der Fürsten schwärmt, und — geprügelt wird. In diesem Zustande kehrt er nach Deutschland zurück und nimmt seinen Sitz in der Paulskirche. Auch dort bleibt er seinem Programme treu und hält fest zu der Partei des juste-milieu quand même. Vereinbarung ist seine Herzenslust und der gemäßigte Fortschritt sein Feldgeschrei. Die Versammlung wird aufgelöst, und gehorsam dem Gebote eilt Atta Troll nach Hause.

Lieblich grüßet ihn der Rauch
Aus der älterlichen Küche,
Und der treue Hund — doch süßer
Das Regierungsblatt der Heimat.

Er greift danach — was erblickt er? Schrecklich, schrecklich! Einen Steckbrief gegen ihn, den Demagogen und Wühler.

> Signalement: Gesicht sehr bärtig,
> Auge: von fanatischem Ausdruck,
> Haare: dunkel, Stirne: edel,
> Stimme: feierlicher Baß.

Da überkommt ihn die Wehmuth, und er eilt fort, fort in die Urwälder von Amerika. Dort haucht er seine Klagen in die Lüfte und härmt sich über den Undank der Fürsten.

> In das Land der wirklich Rothen
> Treibt ihr mich! Wer bürgt dafür
> Daß ich wohlgesinnter Mann
> Selber nicht ein Rother werde?
>
> Ja, ich sehe noch die Stunde
> Wo der Sanfte, dessen Wiege
> Stand beim Webstuhl seines Vaters,
> Auf die Barrikade steigt.

Damit schließt das Gedicht. Wen der Verf. hier gemeint hat ist nicht schwer zu errathen; und wenn auch der edle Charakter jenes Mannes eine solche Persiflage nicht verdiente, so ist doch die Satire objectiv genug gehalten, und persönliche Anspielungen kommen so selten vor daß wir dem Dichter diesen harmlosen Scherz nicht übeldeuten können. Wir empfehlen das Buch den Freunden unterhaltender Lecture auf das beste. *)

*) Den zweiten Artikel bringen wir im nächsten Monate.
D. Red.

---

## Etruskische Alterthümer.

Das „Edinburgh review" ruft dem von George Dennis über seine jüngsten Entdeckungen in Etrurien erwarteten und unter dem Titel: „The cities and cemeteries of Etruria" (2 Bde., London 1848) erschienenen Werke ein so volles, freudiges Willkommen zu, und begründet dasselbe durch eine so ausführliche Anzeige daß — zu gefälliger Beachtung — wenigstens das vorangeschickte Urtheil hier Raum finden möge.

„Dennis' Werk", heißt es, „kann sich allerdings nicht der überraschenden Neuheit von Layard's Entdeckungen rühmen, welches uns vor kurzem zu den Wundern des alten Niniveh geführt, noch hat der Verf. den Vortheil gleich Sir Charles Fellows in Lycien auf vor ihm unbetretenem Boden zu stehen; aber Denkmäler von der Größe und Civilisation des etruskischen Volks, eines Volks welches auf die frühesten Geschicke Roms einen so mächtigen Einfluß geübt, und von welchem soviel seines religiösen Glaubens und mindestens Etwas seines Nationalcharakters auf die spätern Herren der Welt übergegangen, müssen den philosophischen Alterthumsfreund stets interessiren. Dennoch hat sich hieran bis neuerlich ein eigenes Unglück gekettet. Vor langer Zeit durch die literarischen Aufschneidereien eines Annius von Viterbo entstellt blieb der Gegenstand während drei Jahrhunderten fast ausschließend in den Händen eingeborener, verkehrt patriotischer, fast alles Scharfsinns barer Alterthümler. Niebuhr geht noch weiter, indem er behauptet es gebe Nichts in Verbindung mit der Geschichte des Alterthums, was zu soviel übereilten, unvernünftigen und unnützen Folgerungen Anlaß gewesen. So hat sich längst der Mangel eines Werks fühlbar gemacht welches den Zwecken des Reisenden wie den Anfoderungen des Gelehrten genüge, welches dem Einen verläßliche Anweisungen biete, und dem Andern in mäßigem Raume die glücklichen Resultate der neuesten Forschungen mittheile. Zur Lösung solcher Aufgabe war Dennis außergewöhnlich befähigt. Zu gediegenem und vielseitigem Wissen gesellt sich bei ihm ein gesunder, vernünftiger kritischer Sinn, soda der natürliche Enthusiasmus mit welchem er den Vorwurf seiner lang fortgesetzten Forschungen betrachtet nur selten die Ruhe seines Urtheils stört. Der antiquarischen Welt als Mitarbeiter an den Schriften des Archäologischen Instituts zu Rom rühmlichst bekannt, kannte er selbst nicht blos Alles was hier aufgehäuft liegt, sondern auch Alles was bei ältern italienischen Schriftstellern über etruskische Antiquitäten vorkommt. Demnächst hat er die wichtigen Arbeiten der großen deutschen Gelehrten Niebuhr, Müller und Lepsius zu benutzen verstanden. Was aber, mindestens in unsern Augen, seinem Verdienste die Krone aufsetzt, Das ist weniger die Masse des Wissens womit er seine Forschungen erläutert, als der unermüdete Eifer und der unverdrossene Fleiß mit welchem er sich seinen Forschungen hingegeben. Laut seinem Vorworte ist das vorliegende Werk die Frucht mehrer von 1842—47 in Etrurien gemachten Reisen, auf welchen er innerhalb der Grenzen dieses Landes jeden Punkt besucht hat wo Alterthumsreste als vorhanden bekannt waren, und nur etliche unbesucht gelassen wo sich deren wahrscheinlich befinden. Er hat weder Mühe noch Zeit gespart seine Beschreibungen zu beglaubigen." 8.

---

## Bibliographie.

Amberger, J., Pastoraltheologie. 1ster Band. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 18 Ngr.

Die Bibel. Ein Beitrag zur Begründung einer zeitgemäßen Ansicht des heiligen Buches und des daraus hergeleiteten Religionssystemes von einem aufrichtigen Forscher. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Biernatzki's, J. C., Schriften. Erste vollständige Gesammtausgabe in acht Bänden. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Hammerich. 8. 4 Thlr.

Braß, A., Die Polen vor Frankfurt. Historischer Roman aus dem XII. Jahrhundert. Hamburg, Engel. Gr. 16. 22½ Ngr.

— — Des Vaters Fluch. Erzählung aus dem Nordamerikanischen Freiheitskriege. Ebendaselbst. Gr. 16. 15 Ngr.

Vertrauliche Briefe aus Wien. Geschrieben im Jänner 1850. Leipzig, Thomas. 8. 12 Ngr.

Brunner, H. C., Ueber Noth und Hülfe in allen Ständen und Klassen. Verfaßt auf Veranlassung der von Sr. Maj. dem König Maximilian II. von Bayern am 1. Dezbr. 1848 gestellten Frage: „Durch welche Mittel der materiellen Noth der unteren Klassen der Bevölkerung Teutschlands, und insonderheit Bayerns, am zweckmäßigsten und nachhaltigsten abgeholfen werden könne." Landshut, Krüll. Gr. 8. 12 Ngr.

Byron's sämmtliche Werke von A. Böttger. Diamantausgabe. Zwölf Bände. Leipzig, O. Wigand. 16. 2 Thlr.

— — Marino Faliero Doge von Venedig. Geschichtliches Trauerspiel, mit vielen dazu gehörigen Noten und kritischen Urtheilen, aus dem Englischen. Im Versmaaß des Originals übersetzt von C. Deahna. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Democratie und der Socialismus; das allgemeine Wahlrecht und die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oesterreich. Von G. W. Wien. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Geheimnisse des Jenseits. Enthüllungen über das Leben nach dem Tode. Leipzig, Naumburg. 8. 10 Ngr.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. XI. Jahrhundert.

7ter Band. — A. u. d. T.: Adam's von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte, nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae übersetzt von J. C. M. Laurent. Mit einem Vorworte von J. M. Lappenberg. Berlin, Besser. 8. 16 Ngr.

— — Dieselben. IX. Jahrhundert. 1ster Band. — A. u. d. T.: Kaiser Karl's Leben von Einhard. Nach der Ausgabe in den Monumenta Germaniae übersetzt von O. Abel. Ebendaselbst. 8. 5 Ngr.

Göhren, Caroline v., Ottomar. Roman aus der Jetztzeit. Drei Bände. Dresden, Schaefer. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Guizot, Warum ist die Englische Revolution gelungen? Abhandlung. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen von K. W. Krüger. Berlin, Krüger. 12. 10 Ngr.

Henke, C., Die katholische Lehre über die Consecrationsworte der h. h. Eucharistie, gerechtfertigt durch die Zeugnisse der Kirchenväter und der Liturgien. Eine dogmatisch-liturgische Abhandlung. Trier, Lintz. Gr. 8. 12 Ngr.

Junius, Wespenstiche und Schwertstreiche. Berlin, Gerhard. Gr. 16. 8 Ngr.

Kohl, F., Ueber optisch-mechanische und electromagnetische Telegraphen. Plauen. Gr. 4. 15 Ngr.

Krüger, K. W., Geschichte der Englischen Revolution unter Karl I. 1stes Heft. Berlin, Krüger. 12. 12 Ngr.

— — Vier Oppositions-Schriften. Berlin, Krüger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lapinski, T., Feldzug der Ungarischen Hauptarmee im J. 1849. Selbsterlebtes. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr.

Liefde, J. de, Allgemeine Geschichte für das Volk. Vom Standpunkte des christlichen Glaubens. Aus dem Holländischen übersetzt von P. W. Quack und H. L. Rooschüz. 1ster Theil: Alte Geschichte. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Rümelin. Gr. 8. 15 Ngr.

Marlin, J., Geschichten des Ostens. 6ter und 7ter Theil. — A. u. d. T.: Jenseits der Wälder. Siebenbürgische Erzählungen. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr.

Proschko, F. J., Der erste Bauernkrieg im Lande Oesterreich ob der Enns, nach den besten Quellen bearbeitet und gemeinfaßlich geschildert. Mit dem getreuen Bildnisse Stephan Fadinger's. Linz. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.

Ritter, E., Erzählungen. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr.

Schladebach, J., Meyerbeer's Prophet. Ein kritischer Versuch über das Werk vom musikalisch-dramaturgischen Standpunkte, mit besonderer Berücksichtigung der Vorstellung auf der Dresdner Bühne. Dresden, Grimm u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Schlesinger, M., Aus Ungarn. Berlin, Besser. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schröder, H., Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart. Im Auftrage des Vereins für hamburgische Geschichte ausgearbeitet. 1stes Heft. [Abaz—Basedow.] Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

Springer, A. H., Oestreich nach der Revolution. Leipzig. Gr. 8. 15 Ngr.

Stahr, A., Die preußische Revolution. III.: Das Ministerium der That. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Steinert, W., Nordamerika vorzüglich Texas im J. 1849. Reisebericht. Ein Buch für Auswanderer, besonders für Auswanderungslustige. Berlin, Krüger. 8. 1 Thlr.

Storch, L., Caroline, die Wiener Barrikadenheldin, Jäger Carl genannt. Revolutionsgeschichte aus Wiens Octoberkämpfen und dem ungarisch-italienischen Freiheitskriege. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 21 Ngr.

Streckfuß, A., Die Demokraten. Ein Roman in Bildern aus dem Sommer 1848. Drei Theile. Berlin, Gerhard. 8. 4 Thlr.

Vom andern Ufer. Aus dem Russischen Manuscript. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zumbroock, F., Poetische Versuche in plattdeutscher Mundart. 3te vermehrte Auflage. Münster. 1849. 12. 7½ Ngr.

## Tagesliteratur.

Achtelstetter, A., Pädagogische Zeitfragen. Bayreuth, Grau. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

Becher, S., Ein Beitrag zur Organisation des Gewerbewesens. Wien. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „Der Informativ-Prozeß. Eine kirchenrechtliche Erörterung." Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 4 Ngr.

Preußische Bemerkungen über die Russisch-Oesterreichischen politischen Gedenkblätter für Preußische Deputirte zu Erfurt. Berlin, Hayn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beta, Die rothe Fahne wird über ganz Europa wehen! Eine Prophezeihung der neuen Preußischen Zeitung. Berlin, Gerhard. 8. 4 Ngr.

Betrachtungen über das Schuldenwesen der Staaten und anderer Gesellschaften, den Finanz- und Gesetzgebungs-Ausschüssen der hohen Kammern Deutschlands gewidmet von N. L. W. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 8. 2 Ngr.

Blackert, G., Ueber die Macht der politischen Ideen. Eine Rede am Geburtsfeste Sr. K. Hoh. des Kurfürsten gehalten. Rinteln. Gr. 8. 3 Ngr.

Brenneke als Doctorandus, oder: Dissertatio, desdem Action verrictis. Berlin, Löwenherz. 8. 2½ Ngr.

Decker, A., Die Revolution in Schleswig-Holstein. Eine Zuschrift an alle ernste Christen unter Deutschen und Dänen, die Gottes Wort lieben und hören. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 9 Ngr.

Eiselen, F., Ein Wort über die Aufgabe, Stellung und Lehrweise des geographischen, historischen und deutschen Unterrichts auf höhern Schulen an die Freunde und Behörden des Schulwesens. Berlin, H. Schultze. 8. 6 Ngr.

Ennen, L., Ueber das Patronat in der Kirche. Mit besonderer Rücksicht auf das Bergische Land. Köln, Lengfeld. Gr. 8. 9 Ngr.

Küchler, J. G. K. E., Ueber die Reichsverfassungsfrage und das Reichswahlgesetz. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Männer der Gegenwart. Neue Folge. I.: Joseph von Radowitz. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Mühling, E. J. J., Reich war dieses Jahr an Wohlthaten und Bedrängnissen. Eine Rede, gehalten am Dankfeste den 30. Decbr. 1849. Heidelberg, E. Mohr. Gr. 8. 4 Ngr.

Natürlichkeit und Unnatürlichkeit der Schleswigholsteinischen Empörung dargestellt von einem deutschen Schleswiger. Herausgegeben von P. Hjort. Kjöbenhavn, Reitzel. Gr. 8. 4 Ngr.

Ost und West 1849. Eine politische Rundschau. Agram, Suppan. 8. 10 Ngr.

Quizot, Ueber die politischen Schlagworte unserer Zeit, d. i. Kalte Aufschläge auf brennende Fragen. Aus dem Französischen von Th. H. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Schubert, F. W., Die freien Gemeinden unsrer Zeit. Eine Stimme aus der gemäßigten Partei an die freisinnigeren Protestanten, die aber Christen bleiben wollen, gerichtet. 2te verbesserte Auflage. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schuselka, F., Beleuchtung der Aufklärungen des Hrn. L. Grafen Ficquelmont. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Seiler, S., Das Complot vom 13. Juni 1849, oder der letzte Sieg der Bourgeoisie in Frankreich. Ein Beitrag zur Geschichte der Gegenwart. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Wickede, J. v., Die Aufhebung der englischen Navigations-Akte und die deutsche, besonders mecklenburgische Rhederei. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 118. —— 17. Mai 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.*)

Geschichte der Februarrevolution und des ersten Jahres der französischen Republik von 1848. Von F. S. Bamberg. Mit drei Portraits. Braunschweig, Westermann. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wen hätte nicht die Februarrevolution und vor Allem ihr Ausgang, der plötzliche Sieg der Republik, überrascht? Wen hätte dieses Ereigniß nicht irregemacht an dem Ausspruch von Thiers: „Es können nur Revolutionen gelingen die sich voraussehen lassen.“ Ja, wer hätte nicht bei der ersten erschütternden Nachricht von dem Umsturz des Julithrons selbst seine philosophische Ansicht von der Gesetzmäßigkeit in der Entwickelung des Völkerlebens wanken gefühlt? Nicht das Bedürfniß eines großen Volks, in dem sich die fortschreitende Vernunft der Zeit ausspricht, schien hier zur Befriedigung gelangt zu sein, sondern die unberechtigte leidenschaftliche Foderung einer kleinen aber kecken Partei; nicht das Bewußtsein der Besten von Dem was der Zeit noththut hatte sich hier Bahn gebrochen, und wenn auch die erste Erhebung, die wie immer aus dem dunkeln Gefühle der Massen hervorging, ihre Berechtigung hatte, das Ziel zu welchem sie führte lag weit über den ursprünglichen Gedanken des Ereignisses hinaus! Rohe Gewalt und blinde Verwirrung schien hier gesiegt und Verwegenheit mit dem Zufall im Bunde den Ausgang bestimmt zu haben.

Aber eben darum kehrt die denkende Betrachtung wieder und immer wieder zu dem noch unenthüllten Gewirre dieser großen Begebenheit zurück. Mächtig fühlen wir hier das Bedürfniß einer Geschichte der Gegenwart, die uns Das zum Object gestalte dessen überwältigender Eindruck unser Gemüth beherrscht und umdüstert; uns verlangt nach einem Führer der uns nicht blos die Thatsachen selbst wiederhole die uns nach den Schlag auf Schlag erfolgten Nachrichten noch fast wie eigene Erlebnisse vor der Seele stehen, sondern der die Elemente zu scheiden wisse die hier zusammenwirken um das gährende Aufbrausen der unbekannten Massen zu erklären, der uns den gewaltigen Scheidungsproceß begreiflich mache der noch im Werden ist, und uns so einen Blick in die Zukunft eröffne, daß wir an Dem was werden soll uns getrösten über das Chaos auf welches wir starr das Auge heften. Wir erkennen hier klarer als je daß wir neben einer Darstellung Dessen was geschehen ist und geschieht einer richtigen Ansicht von den Ursachen nicht nur, sondern auch von dem Zwecke des Geschehenden bedürfen, vor Allem weil das Ereigniß um dessen Verständniß es sich handelt in seinen noch unübersehbaren Folgen auch unsere eigenen Zustände beherrscht, und weil, indem bei dem erreichten Standpunkte des politischen Lebens Jeder zu seinem Theile an der Umgestaltung der staatlichen und socialen Zustände mitzuwirken berufen ist, auch Jeder nach einer möglichst klaren Einsicht in die Bedeutung der Bewegung in welche er sich hineingeworfen sieht zu ringen hat.

So sind wir hocherfreut jene zwiefachen Ansprüche welche wir an einen Geschichtschreiber der Februarrevolution zu machen haben in dem Werke welches uns vorliegt berücksichtigt zu finden; doch müssen wir von vornherein gestehen daß uns Bamberg's Schrift mehr von Seiten seiner philosophischen Auffassung der Geschichte als durch seine Darstellungsweise angesprochen hat. Bamberg hat offenbar mehr das Talent der Reflexion als der Beobachtung und Schilderung, und obgleich es in dem erzählenden Theile nicht an einem Reichthum der Thatsachen fehlt, so sind dieselben doch weder an sich immer schlagend ausgewählt, noch mit der Leichtigkeit und Gewandtheit dargestellt welche den Leser allein vollständig in die Mitte der Begebenheiten zu versetzen vermag. Selbst wo der Verf. als Augenzeuge spricht regt er mehr unser Gefühl und unser Nachdenken als unsere Einbildungskraft an, und nur selten ergreift er uns mit der ganzen Macht der Anschaulichkeit. Auch in dem philosophischen Theile ist die Sprache zuweilen dunkel und schwerfällig, doch tritt dabei überall die zugrundeliegende Hauptidee mit genügender, ja zuweilen überraschender Klarheit hervor; und wer auch nicht wie wir schon von Anfang her mit derselben einverstanden wäre, würde sich doch bei unbefangener Würdigung der hier mitgetheilten Thatsachen wie der Art ihrer Auffassung im Verlaufe der Darstellung mehr und mehr zu derselben hinübergezogen fühlen.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 34—37 d. Bl. D. Red.

In welchem Umfange die Schrift ihren Gegenstand erfaßt hat, ergibt sich schon aus der Eintheilung derselben. Heft 1 und 2 geben als Einleitung eine „Darstellung der Regierung Frankreichs seit 1830 und die Ursachen der Februarrevolution"; dann folgen in Abschnitt I (Stück 1—6) „Die Februartage", in Abschnitt II (Stück 7—14) „Die Republik bis zur Wahl des Präsidenten".

Ursachen der Februarrevolution. Schon im Anfange der Einleitung stellt der Verf. folgende gewiß unbestreitbare Sätze auf:

Alle gewaltsamen Revolutionen sind in dem höhern Sinne zerstörend daß sie der organischen und darum jederzeit natürlichern Entwickelung der Gesellschaft zuwiderlaufen; aber sie haben ihren Grund in den fehlerhaften Formen der Zeitabschnitte (d. h. während der ihnen vorausgehenden Zeiten), und ihr Recht in dem Unterschiede der zwischen den Bedürfnissen in einer Periode und dem Zustande derselben stattfindet. Denn soweit letzterer auch hinter den Anfoderungen der Zeit zurückbleiben mag, das Leben schreitet darum doch seiner auf immerwährender Nahrung (richtiger Lebenskraft) beruhenden Natur gemäß unaufhörlich in Form von Bedürfnissen fort, und die Unabweisbarkeit derselben bringt es mit sich daß dann auf ein mal genommen wird (durch die Gewaltthat der Revolution) was nach und nach hätte gegeben werden können (d. h. durch die geordnete Gesetzgebung).

Sodann wird angedeutet daß die Revolution von 1848 nur der zweite Act der Revolution von 1789 sei, und als Charakter des ersten Acts die Befreiung des Individuums bezeichnet, als das eigenthümliche Streben des zweiten aber „der Versuch die Gesellschaft selbst durch Einschränkung der Individuen nach innen freizumachen". Zur nähern Erläuterung und Beurtheilung dieser allerdings an sich nicht völlig klaren Gegensätze dienen die folgenden Betrachtungen:

Ueber die Möglichkeit einer solchen Freiheit der Gesellschaft auf Unkosten der Freiheit der Individuen sind die Träger des Gedankens und der Wissenschaft nun aber nicht einig. Der Kampf den das Princip der Gleichheit und der Bruderliebe in der zweiten Periode der Französischen Revolution veranlaßt hat ist seitdem theilweise in die Literatur übertragen worden, theilweise hat er zwischen dem instinctiven Bedürfnisse der Masse und den ausschließlichen Grundsätzen der wohlhabenden Classe mehr oder weniger heimlich fortgedauert. Er kann in der That auch nicht eher befriedigt werden als bis die wissenschaftliche Untersuchung und die geschichtlichen Erfahrungen der Wahrheit gemäß darüber entschieden haben, und hierauf die Bildung der Menschen so vervollkommnet wird daß, im Falle die Unmöglichkeit der Anwendbarmachung dieses Princips erkannt ist, das Volk fortwährend darüber aufgeklärt, im entgegengesetzten Falle aber die neue Form der Gesellschaft so langsam und so schonend als möglich eingeführt wird.

Hiernach wird der nun noch unvollendete Streit zwischen den Principien der Individualität und der Socialität eine der allgemeinsten Ursachen der Februarrevolution genannt; als besonderer Hauptgrund derselben aber der Umstand betrachtet daß das Princip der Freiheit in Frankreich, nachdem es durch die erste Revolution thatsächlich errungen und seitdem zwei mal (durch Zerstörung des Despotismus, des Kaiserthums und der Tyrannei der Restauration) hergestellt war, mit dem Anscheine der Aufrechthaltung des Individualitätsprincips zu Gunsten einer begüterten Classe wieder unterdrückt wurde.

Dies ist auch der Hauptgedanke auf welchem die von dem Verf. gegebene Darstellung und Beurtheilung der Lage Frankreichs seit der Julirevolution beruht; wir können uns hier auf dieselbe nicht vollständig einlassen, und heben hauptsächlich einen Punkt heraus in welchem unsere Ansicht von der des Verf. abweicht. Treffend erscheint uns folgende Charakteristik (S. 12):

Der Liberalismus ist die Religion des französischen Bürgerthums, auf Nichts ist er stolzer als auf seine Aufklärung. Die Gebildetern haben jedoch die Pflicht die Ungebildetern einer ähnlichen geistigen Höhe zuzuführen. Der Liberalismus in Frankreich hat sich der Volksbildung nicht geradezu widersetzt, aber er hat doch äußerst wenig für sie gethan, und zwar weniger aus Nachlässigkeit wie aus Princip; denn so sehr er die alte Adelsaristokratie haßt, weil sie sich gegen die höchsten Güter des Lebens und also auch gegen die Bildung der Liberalen verpanzert hat, für so nothwendig hält er die Aristokratie der Geister. Das französische Bürgerthum, in allen Stücken der verknöcherte Voltaire, ist daher der natürliche Feind der Demokratie, und wenn wir seine Wirksamkeit von 1830 auf dieses Princip zurückführen, glauben wir ihm Ehre zu erweisen; denn nebenbei waren auch noch die niedrigsten persönlichen Interessen thätig.

Wir sind indessen der Ueberzeugung daß das Princip der „Aristokratie der Geister", ja selbst der Maßstab eines Census (im Allgemeinen), durch welchen dieselbe von den mindergebildeten Classen abgegrenzt wurde, in den Bildungsverhältnissen des französischen Volks durchaus eine Berechtigung hatte, und wir vermögen nicht den von Bamberg aufgestellten unpraktischen Grundsatz als eine Rechtsfoderung anzuerkennen:

Wird die Souverainetät des Volks ein mal für alle mal ausdrücklich anerkannt, so muß das ganze Volk an seiner Gesetzgebung theilnehmen.

Den hierbei von Ludwig Philipp und Guizot begangenen Fehler erblicken wir nur darin daß Beide eine Ausdehnung des Wahlrechts auf einen größern Kreis auch dann noch verweigerten als dieselbe durch die rasch fortschreitende politische Bildung und insbesondere durch die Misbräuche der auf Geldaristokratie beruhenden Vertretung zum unleugbaren und allgemein gefühlten Bedürfnisse geworden war. Der Verf. beurtheilt unserer Ansicht nach Ludwig Philipp viel zu hart, obgleich er allerdings zugesteht daß sein zähes Festhalten an dem einmal befolgten Systeme vor Allem aus dem Bewußtsein entsprang, durch dasselbe so lange Zeit hindurch die Ruhe im Innern von Frankreich und den europäischen Frieden aufrechterhalten zu haben. Gewiß aber glaubte Ludwig Philipp vom Anfang her (abgesehen von den unbewußten Motiven die auf jede menschliche Ueberzeugung wirken) ebenso aufrichtig als Guizot daß das Heil Frankreichs unzertrennlich an die Herrschaft der Bourgeoisie (aisée) geknüpft sei; auf ihre Hartnäckigkeit war neben den Erfahrungen des Erfolgs, die Beide für sich anführen konnten, bei dem Könige der Eigensinn des Alters, bei dem Minister die wissenschaftliche Begründung des Systems von entscheidendem Gewicht. Die

Ursachen welche den Sturz Ludwig Philipp's und mit ihm des Königthums herbeiführten liegen indessen, wie auch der Verf. entwickelt, noch tiefer, ja selbst in dem Charakter der Julirevolution, und man kann behaupten: „Man könnte, wenn man im Stande wäre den ersten Schritt Ludwig Philipp's zur Herrschaft zu rechtfertigen, alles Andere als nothwendige Folge dieses ersten Schrittes entschuldigen." Die Erhebung des Julikönigs, zu der sich (ähnlich wie bei der Erhebung des Erzherzogs Johann zum deutschen Reichsverweser) die Parteien aus den verschiedensten Motiven, des quoique und parceque, vereinten, ging aber offenbar mit Nothwendigkeit aus der Lage der Verhältnisse von Frankreich 1830 hervor, und nicht minder war die Politik des neuen Königthums (Erstickung der Revolution im Innern und Vermeidung des Kriegs nach außen) durchaus den Bedürfnissen Frankreichs gemäß. Dies war denn auch der Grund weshalb Ludwig Philipp, der seine Existenz mit der Frankreichs identificiren durfte, sich dem Princip des Selbstregierens ergab, welches ihm durch Gewohnheit und Interessen immer mehr zur andern Natur wurde. Von diesem Standpunkte dürfen wir ferner Guizot nicht tadeln wenn er, da sein System in den wesentlichen Grundzügen mit dem des Königs übereinstimmte (ohne daß er also „alle Selbständigkeit abgeschworen" hätte), sich dazu hergab der pensée immuable zum verantwortlichen Organe zu dienen. Der Widerspruch der in dem Selbstregiment eines unverantwortlichen Königs in einem constitutionnellen Staate liegt mußte jedoch im Laufe der Zeit in immer neuen Zeichen und Wirkungen hervortreten, und die Täuschung welche die Grundlage eines solchen Königthums war mußte endlich einmal den Sturz des Systems herbeiführen, ja wenn es nicht durch besondern Glücksfall bis zu dem Tode seines Trägers aushielt, diesen selbst in seinen Fall mithinabziehen. Was der Verf. als „besondere Ursachen" der Februarrevolution aufführt, sind großentheils nur die Mittel oder die unbeabsichtigten Folgen der ausschließlichen Vertretung des Reichthums in Verbindung mit dem Selbstregiment des constitutionnellen Königs (so die mancherlei Wahlcorruptionen, die Immoralität der höhern Classen u. s. w.). Indem sich aber, wie es in der Natur der Dinge liegt wenn einmal das Princip der Volkssouverainetät oder auch nur einer wahren Volksvertretung anerkannt ist, allmälig auch die niedern Classen zu dem Verlangen einer unmittelbaren Vertretung ihrer Interessen erhoben, und Dieses um so rascher je weniger die bestehende Volksvertretung ihre Aufgabe, das Wohl aller Classen zu begründen, erfüllte, so konnte ein offener Kampf gegen das herrschende System nicht gar solange verzögert werden.

Im J. 1847 traf nun endlich eine Menge von Ereignissen zusammen um die immer höher gesteigerte Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen zum Ausbruch zu bringen, der während des folgenden Winters auch noch durch Theuerung in Folge von Miswachs befördert wurde. Man kann dieses Zusammentreffen zufällig nennen; wo aber eine Begebenheit durch die ganze Natur der Dinge ursachlich vorbereitet ist, kann es zuletzt nie an einem Zeitpunkte fehlen in welchem dieselbe in das Leben tritt, und eine Veranlassung mehr oder minder würde nur auf die Gestaltung der Nebenumstände einwirken, nicht aber das Wesen der Begebenheit selbst verändern oder diese gar völlig zu verhindern vermögen. Und als so nicht nur „die Honigmonate des Julikönigthums vorüber" waren, sondern die äußere*) wie die innere Politik die Schwäche des Systems immer deutlicher an den Tag stellte, war der entscheidende Augenblick gekommen. An und für sich waren die Ereignisse die man als die besondern Ursachen der Februarrevolution bezeichnen kann meistens von nicht entscheidender Bedeutung, und die Politik der Julieregierung hatte in frühern Zeiten in einzelnen Fällen das Gefühl des Volks schon schwerer verletzt als im J. 1847; aber es mußte sich endlich rächen daß Dieses bereits so oft geschehen war, und — was die Hauptsache ist — jenes Regiment hatte während seiner ganzen Dauer weder die Sympathien noch die Achtung der Nation zu gewinnen vermocht. Dieser Umstand vor Allem erklärt uns den Hergang bei der Februarrevolution, sofern dabei unverkennbar weit mehr die Passivität aller Classen und ihr Mangel an Interesse für die bedrohte Regierung als eine Energie des Hasses gegen dieselbe wirksam wurde. Doch greifen auch hierbei die Ursachen weiter zurück, und wie einst Ludwig XVI., so büßte nicht minder Ludwig Philipp die Schuld einer langen Vergangenheit. Denn wie konnte in Frankreich nach allen Erfahrungen die man mit der Monarchie seit Ludwig XIII. und wieder seit Ludwig XVI. (das Kaiserthum nicht ausgeschlossen) gemacht hatte, eine gemüthvolle Anhänglichkeit an das Königthum bestehen, so sehr dasselbe auch für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung des Staats von der Mehrzahl der Nation als nothwendig betrachtet wurde?

So erklärt sich denn auch daß mit Ludwig Philipp das Königthum selbst zugrundeging indem man es fallen ließ, ohne daß, mit Ausnahme einer verhältnißmäßig höchst geringen Partei, eine Hinneigung zu der entgegengesetzten Staatsverfassung, der republikanischen, unter dem Volke herrschte. Die Verwegenheit dieser Partei aber war es welche den einmal begonnenen Umsturz zu ihrem Zwecke benutzte, und nachdem der Thron niedergeworfen war, an die leere Stelle den Freiheitsbaum zu pflanzen wagte den sie selbst nur nothdürftig für den Augenblick zu befestigen vermochte.

Wir werden später sehen wieweit der noch unentschiedene Kampf der politischen und socialen Systeme dabei eingriff, glauben aber daß schon die bisherige Entwickelung hinreicht die Möglichkeit der so überraschenden

*) Der Verf. ist umsichtig genug auf den Vorwurf: Ludwig Philipp habe die Freundschaft Englands bei den spanischen Heirathsprojecten einem dynastischen Interesse geopfert, zu erwidern: „Ludwig Philipp hat die entente cordiale nicht zuerst gebrochen, sondern erst nachdem er Beweise hatte daß die englische Regierung eine Doppelrolle spielte, führte er eine seiner Lieblingsideen aus." (S. 51 fg.)

Begründung einer französischen Republik, statt sie blos kleinen Zufällen zuzuschreiben, aus der gesammten Natur der Verhältnisse begreiflich zu machen, vor Allem wenn man bedenkt daß, sobald einmal (wie in Frankreich wiederholentlich seit 1789) die Souverainetät des Volks ausdrücklich anerkannt ist,
principmäßig die Vollstreckung der souverainen Gewalt durch die Wahl des Volks einem Bürger des Staats übertragen wird; ob dieser nun König oder Präsident heißt, der Staat ist wenn er so regiert wird ein republikanischer Staat.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der neueste Roman der englischen George Sand.

Als vor Jahr und Tag jener leidenschaftliche Herzensroman in Form einer Selbstbiographie, „Jane Eyre" von Currer Bell, erschien, püfte man neugierig den Klang dieses räthselhaften Autornamens. Ist es Mann oder Frau? Sollen wir das Auftreten eines britischen George Sand begrüßen? Das neueste Buch des Verfassers: „Shirley, a tale by Currer Bell" (3 Bde., London 1849), löst die Zweifel.*) Dieser Roman, der weniger aus dramatischen Begebenheiten als aus einer Reihe von Daguerreotypen des Stilllebens gewebt ist, könnte füglich den Titel führen: „Shirley, oder die Lage der englischen Frauen in den Mittelclassen." Nur eine Frau konnte die weiblichen Charaktere mit solcher Feinheit zeichnen, nur eine Frau die Sache der Frauen mit dieser ganz persönlichen Ueberzeugung und Kunst führen. Verrätherisch endlich ist folgende der Heldin Shirley — das junge Mädchen erhielt als einzige Tochter und Erbin einen männlichen Vornamen — in den Mund gelegte Ironie: „Wenn die Männer uns erblickten wie wir sind, möchten sie etwas irrewerden; aber die feinsten, scharfsinnigsten Männer täuschen sich oft über die Frauen .... im Guten wie im Schlimmen. Ihrem Begriffe gemäß ist die tugendhafte Frau ein seltsames Ding, halb Puppe, halb Engel; ihre böse Frau fast immer Teufel. Es ist possirlich wenn man sie in gegenseitige Bewunderung ihrer Frauenschöpfungen gerathen, die Heldin eines Gedichts, Schauspiels, Romans schön, göttlich finden sieht; ja schön und göttlich vielleicht, aber völlig künstlich und falsch wie die Rose da auf meinem Hute! Wenn ich Alles sagte was ich über diesen Punkt denke, wenn ich meine Meinung gäbe über gewisse Frauencharaktere ersten Ranges in gewissen Werken ersten Ranges, würde man mich steinigen ...."

Obschon „Shirley" mit zwei Heirathen schließt, lehnt er sich in manchen satirischen Ausfällen nicht minder gegen die Ehe auf als „Jane Eyre". Wenn man beinahe keinen französischen Roman mehr findet in welchem die Ehe geachtet wird, bestand wenigstens bisher keiner in der englischen Literatur in welchem jene bitter gegeißelt wird. Der Hauptunterschied entspringt daraus daß die Engländer den Roman vor, die Franzosen nach der Ehe schreiben. In beiden Ländern theilt die Heirath das Leben der Frauen in zwei Abschnitte: in England schließt, in Frankreich öffnet sie ihnen das Zeitalter der Romantik.

Aber auch an andern verbotenen Gedankenfrüchten und Mysterien des socialen Lebens rüttelt hier ein kühner fragender Geist. Man hört in diesem Buche junge Mädchen äußern: „Es ist besser Alles untersuchen und die Richtigkeit von Allem kennen, als Nichts untersuchen und die Leere im Leben lassen." Oder: „Es gibt Leute denen es sehr behagt daß Andere ihr Dasein für sie hingeben, und welche dieselben mit Lobsprüchen belohnen, sie aufopfernd, tugendhaft nennen. Ist Das genug, ist Das gelebt? Liegt nicht ein entsetzlicher Spott in dieser Existenz, die man Andern überläßt weil man selbst Nichts gefunden hat um sie auszufüllen? Besteht die Tugend in Verleugnung unserer selbst? Eine ungeziemende Demuth erzeugt Tyrannei; Zugeständnisse der Schwäche verdoppeln die Foderungen des Egoismus."

Solchem Unabhängigkeitssinne konnte freilich vielfacher Tadel nicht fehlen. Die letzten Worte von „Shirley" sind eine Neckerei an die Splitterrichter der „Jane Eyre": „Die Geschichte ist aus. Mir däucht ich sehe jetzt den klugen Leser seine Brille aufsetzen um die Moral der Erzählung zu entdecken. Es hieß seine Weisheit schmähen ihm Fingerzeige geben zu wollen. Gott stehe ihm bei in seinem Forschen!" 9.

*) Vergl. hierüber Nr. 87 d. Bl. D. Red.

## Lesefrüchte.

### Die materielle Wohlfahrt Nordamerikas.

Unter den Ursachen welche das materielle Wohl Amerikas so außerordentlich befördern nimmt wol der Umstand einen sehr einflußreichen Platz ein: daß es dort an einer unproductiven Classe fehlt, deren Arbeit nur darin besteht ihr Einkommen zu verzehren. Auch die Reichen hören gewiß mit wenigen Ausnahmen nicht auf sich an Handelsspeculationen oder andern industriellen Unternehmungen zu betheiligen. Auf diese Weise bleiben alle Kräfte in Thätigkeit und kein Theil der Kraft der Nation geht verloren. Allein fast noch mehr als diese Thatsache fällt ein anderer Vorzug der Vereinigten Staaten in die Wagschale, und Das ist die vollkommene Unabhängigkeit der Arbeit. Denn in Amerika bleibt Jedem immer die Wahl offen zwischen Arbeit und dem durch sie erworbenen Eigenthum. Jedem dem die Bedingungen der Arbeit hier drückend erscheinen steht der Weg nach dem Westen frei, und dort wird er immer Eigenthum finden, wenn er es im Schweiße seines Angesichts bebauen will. Eben aus diesem Grunde stellt sich in Amerika auch ein höheres Arbeitslohn heraus als sonst irgendwo; denn die Arbeit ist hier ein Capital und zwar dasjenige das die besten Zinsen trägt. Jeder hat seine Ersparniß, und die Summe dieser Ersparnisse bildet die productivste Capitalmasse die je einer Nation zugebotestand. So führt die Unabhängigkeit der Arbeit zur leichten Erwerbung und Vermehrung des Capitals; wo aber der Arbeiter fleißig, einsichtsvoll und mäßig ist, da wird auch das materielle Glück eines Volks gesichert erscheinen: denn Religion, Wissen und Arbeit sind die drei großen Hebel der Völkerwohlfahrt.

### Bouvard's Heilmethoden.

Paris besaß zwei Aerzte die denselben Namen Bouvard trugen. Der erste, Karl Bouvard, war Arzt Ludwig's XIII. und behandelte diesen Fürsten mit einem fürchterlichen Ueberfluß von Medicamenten. Der unglückliche Patient mußte in einem einzigen Jahre 200 Arzneien und 45 Aderlässe nehmen. Seine Gesundheitsmittelchen, mit denen er überall bei der Hand war, sind gar nicht zu zählen; er erinnerte in der That an jenen Gutschmecker, der auf die Frage wie oft er Wachteln essen würde antwortete: „Immer! Immer!" Der zweite Bouvard war mehr und mit mehr Recht berühmt. Anfangs weigerte er sich Leibarzt Ludwig's XV. zu werden, um seine städtische Praxis, besonders seine arme Kundschaft, nicht aufgeben zu müssen. Als er einen rechtschaffenen Kaufmann zu behandeln hatte mit dessen Vermögensumständen es nicht zum besten stand, so entdeckte sein Scharfsinn ihm bald daß der Kummer Ursache seiner Leiden war. „Hier ist mein Recept", sagte er seinem Patienten, „entweder wenden Sie es sofort an oder ich komme nicht wieder." Als er fort war öffnete der Kranke mit schwacher Hand das Papier, und fand zu seiner Ueberraschung eine Anweisung von 30,000 Francs auf Bouvard's Banquier. Solche Recepte sind wol seit Ludwig's XV. Zeit nicht wieder verschrieben worden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 119. —— [illegible]

## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

Die Februartage. Das Reformbanket, dessen Unterdrückung die nächste Veranlassung zu der Februarerhebung wurde, lebt noch in Jedermanns Andenken; weniger bekannt, aber für das Verständniß jenes Ereignisses von Wichtigkeit ist die Erinnerung daß der Wunsch nach Wahlreform wegen der ungenügenden und verfälschten Vertretung schon von 1830 ab in dem Volke lebte und sich namentlich 1834 in Marseille durch ein großes Reformbanket kundgab. Erst 1847 wurden aber derartige Bankete sehr zahlreich in den verschiedensten Gegenden von Frankreich, und diesen wohnten schon regelmäßig Häupter der Kammeropposition bei. Der König schrieb indeß das sich immer weiter ausbreitende Verlangen nach Reform nur den Umtrieben einer Minderheit (des pays illégal) zu, und auf seinen ausdrücklichen Befehl wurde es in der Thronrede von 1848 als „von feindlichen und blinden Leidenschaften“ ausgehend bezeichnet. Die Kammermajorität adoptirte in ihrer Adresse diesen Ausdruck; die Linke fand sich dadurch zu einer neuen Demonstration durch ein großes Banket veranlaßt. Die Idee zu einem solchen ward indeß zunächst von den Studenten, welche durch die Unterdrückung mehrer Vorlesungen (von Quinet, Michelet u. s. w.) erst kürzlich gereizt waren, in das Leben geführt. Zweiundneunzig Deputirte sagten anfänglich ihre Theilnahme zu, zogen sich aber als die Regierung wegen der ungesetzlichen massenhaften Betheiligung der Nationalgarde das Banket verbot, auf den Rath von Thiers am Vorabend des Festes (21. Febr.) bis auf 18 zurück. Lamartine sagte damals: Wenn auch Alle ihre Pflicht vergäßen, würde er allein mit seinem Schatten zum Bankete gehen; da indeß Odilon-Barrot mit seinen Freunden bei dem Banket eine Ueberflügelung durch die Republikaner fürchtete, so gab auch die Banketcommission das Fest auf. Die Republikaner waren um diese Zeit in zwei Fractionen getheilt, deren eine durch den „National“, die andere durch „Réforme“ vertreten war. Jene bestand meistens aus reifen Männern von gemäßigten Ansichten, wie Trélat, Garnier-Pagès, Goudchaux, Marrast u. s. w., und sie wirkte [illegible] sächlich nur durch die Presse; die „[illegible] gan der radicalen Partei, welches [illegible] Geldmitteln nur ehrenhalber bis [illegible] hingehalten wurde; um den Leiter desselben, [illegible] lin, scharten sich auch die Socialisten wie die [illegible] tigsten Mitglieder der aufgelösten geheimen [illegible] die sich fast täglich ungeduldig fragten: „[illegible] losgehen?“ In einer Versammlung bei [illegible] Redacteur der „Réforme“ (der namentlich [illegible] Arago, Caussidière und Lagrange beiwohnten), [illegible] man die Theilnahme der Partei an einem [illegible] Volks vor, vermied jedoch das Wort „Republik“ [illegible] empfahl nur den Ruf: Vive la réforme! (Es fehlte unter den Versammelten nicht an Polizeispionen.) Auch in den Redactionszimmern des „Siècle“, dem Organ Odilon-Barrot's, beschloß man, wenn wie beabsichtigt war die Nationalgarde am 22. Febr. berufen würde, sollte sie mit dem Ruf: „A bas Guizot! Vive la réforme!“ zusammentreten.

Der 22. Febr. Die ganze Bewegung am Morgen des 22. Febr. trug nur den Charakter der Neugierde was aus dem Banket werden solle; doch erschienen auch die zahlreichen Revolutionsmänner, die jede wichtige Gelegenheit für ihre Zwecke zu benutzen suchten. Da der Magdalenenplatz zur Zusammenkunft für das Banket bezeichnet war, so drängte sich Alles hierher, an das Ende einer der prachtvollsten Straßen von Paris, in einem Stadtviertel mit breiten Straßen und geräumigen Plätzen, wo eine Emeute nicht leicht gefährlich werden kann. Plötzlich marschirte ein mehre Tausend Menschen starker Zug auf; der Kern desselben bestand aus Studenten, die sich um 10 Uhr am Pantheon versammelt hatten; unterwegs war er durch Arbeiter immer höher angewachsen. Von den Studenten gingen die ersten Conflicte mit dem Militair aus, zumal als ein Theil derselben im Begriff war in die Deputirtenkammer einzubrechen. Vor heranrückenden Dragonern zerstreute sich jedoch der Haufen, und am 22. Febr. blieb es bei einigen Opfern des Hin- und Herjagens der Reiterei. Auch ein Angriff auf die Wohnung Guizot's wurde durch die hier zuerst erfolgende Verlesung der Aufruhracte verhindert. In vielen Gegenden hatte der

Auflauf, wie in Paris zu Anfange gewöhnlich, einen reinscherzhaften Charakter, und selbst die ersten Barrikaden gaben zu Neckereien zwischen Volk und Soldaten Anlaß; gegen die Municipalgarde, die Gensdarmerie von Paris, zeigte sich jedoch von Anfang an große Erbitterung. Nachmittag zogen sich indeß die Aufrührer immer mehr in das Innere der Stadt um sich in den engen Straßen zu verbarrikadiren; schon jetzt wagte man aber auch in der Nähe der Tuilerien Barrikaden zu bauen, und die Führer (Meneurs) suchten die Emeute zu leiten. Am Abend, wo es freilich in mehren Quartieren zu blutigem Handgemenge kam, sprach übrigens der Polizeipräfect in einem Kriegsrathe in den Tuilerien die Ansicht aus: Man habe es nur mit Gassenjungen zu thun gehabt, das Militair könne die Nacht ruhen; doch ließ man dasselbe zweckloserweise sich in der regnerischen Nacht erschöpfen. Eine hinreichende militairische Macht, etwa 30,000 Mann, die mittels der Eisenbahnen leicht mehr als verdoppelt werden konnte, war allerdings auf des Königs Verlangen, der die Reformbewegung keineswegs als unbedeutend betrachtete, herbeigeschafft. Die meiste Sorge flößte die Haltung der Nationalgarde ein, deren Commandant Jacqueminot weder Achtung noch Vertrauen hatte, und von der ein großer Theil die Reform, ein noch größerer den Sturz des Ministeriums Guizot wünschte. Selbst bei den höhern Classen war Guizot unpopulair geworden, weil die auswärtige Politik die Nationaleitelkeit verletzte; die mittlere und kleine Bourgeoisie erhob der Ruf nach Reform zu der Hoffnung einer wohlfeilern Regierung; die großen Massen des Volks, deren aufgeregtes Gefühl immer zu den Extremen neigt, mochten bei einer Umwälzung schon an den Sturz Ludwig Philipp's, ja des Königthums denken. Die Zusammenberufung der Nationalgarde, die zuerst für den 22. Febr. Morgens bestimmt war, hatte man noch während der Nacht wiederabbestellt.

Am 23. Febr. Morgens zeigte sich daß die Aufrührer die Nacht wohl benutzt hatten. Unter Anweisung der alten Chefs der geheimen Gesellschaften hatten sie sich in den engsten Quartieren zusammengezogen und verschanzt; ein kleiner aber verwegener Haufe setzte sich an der Rue Poissonière fest um die Truppenzüge zu behindern. In dem hier angrenzenden Stadttheile hatten sich die „Patrioten" zusammengefunden, die bereits unter der rothen Fahne für die Republik kämpften. Doch waren es auch nur die Republikaner, 3000 an der Zahl, welche entschieden zum Kampfe entschlossen waren. Sie konnten indessen noch immer leicht genug überwunden werden wenn die Regierung ohne Schonung verfahren wollte; man nahm jedoch keine durchgreifenden Maßregeln, und „um gerecht zu sein muß man sagen daß diesem wichtigen Umstande nicht allein unreine, sondern auch reinere Motive zugrundelagen: ein gewisser Humanismus ist der Regierung nicht abzusprechen". Man hoffte noch in minder blutiger Weise durch Zusammentritt der Nationalgarden zu siegen. Dies schlug jedoch völlig fehl, weil Enthusiasmus nur für Reform herrschte, für die weder geliebte noch geachtete Regierung sich Niemand schlagen mochte.

Als die Regierung die Nationalgarde am 23. Febr. um 7 Uhr Morgens zusammenrufen ließ, rechnete sie darauf daß derjenige Theil den sie den „guten" nannte sich einfinden und zur Unterdrückung der Emeute beitragen würde; der „schlechte" hingegen glaubte sie würde nur passiven Widerstand leisten, d. h. sich nicht für die „Ordnung" unter das Gewehr stellen. Das gerade Gegentheil fand statt: die „Guten" blieben zu Hause und die „Schlechten" begaben sich auf die Bürgermeistereien. Das war nun für die Regierung natürlicherweise noch schlimmer als wenn die ganze Nationalgarde sich neutral verhalten hätte.

Der Verf. gibt uns eine genaue Uebersicht des Verhaltens in den einzelnen Legionen der Nationalgarde. Ueberall ließ dieselbe schon den Ruf: „Vive la réforme, à bas Guizot!" ertönen, worauf hier und da die Truppen, und sogar ein Theil der Municipalgarde mit ihr fraternisirten. Als um 2 Uhr Nachmittags die Obersten der Legionen eine Deputation an den König schickten welche schleunigst Zugeständnisse verlangte, sagte Guizot auf die Frage Ludwig Philipp's: „Was ist zu thun?" „Ich weiß es nicht; aber Das weiß ich daß ich zwei Dinge nicht thun kann, die Reform bewilligen und auf die Nationalgarde schießen lassen!" Der König schickte darauf zu Graf Molé. Bei seinem ersten Erscheinen sagte er: „Meine Farbe ist übertroffen, Ew. Maj. muß jetzt die Herren rufen lassen welche die Bankete gemacht haben — die Herren Thiers und Barrot." Dazu konnte sich der König noch nicht entschließen, und auf seinen Wunsch trat Molé wenigstens mit seinen Freunden zu einer Berathung zusammen. Die Nachricht von Guizot's Sturz ward inzwischen mit Schnelligkeit durch die Stadt verbreitet; die bemitteltere Classe erwartete davon das Ende des Aufstandes und die Rente stieg augenblicklich um 40 Centimen. Flocon rief einmal über das andere; „Pauvre république!" Das Wagstück der Republikaner schien gescheitert; da erfolgte die verhängnißvolle Scene vor dem Hotel Guizot. Der Hergang dabei ist auch durch die sorgsamen Forschungen des Verf. nicht völlig aufgeklärt, und wird es seiner Natur nach nie werden. Daß die Häupter der Republikaner am Abend des 23. Febr. sich noch zu einer längst beabsichtigten Verschwörung vereinigten, zu dem ausgesprochenen Zwecke Conflicte mit den Truppen herbeizuführen um dadurch das Volk aufzureizen, bezeichnet der Verf. als „inhaltschwere Gerüchte"; jedoch ist von der republikanischen Partei selbst Nichts zu deren Widerlegung geschehen, und die Ereignisse reden laut für die Wahrheit derselben. Als die Boulevards wegen des hergestellten Friedens glänzend erleuchtet waren, zog ein starker Trupp von Arbeitern mit Fackeln, patriotische Lieder singend, vor das Bureau des „National", wo Marrast am Fenster die Protestationen gegen das Ministerium Molé in Empfang nahm, und versprach ein Ministerium Barrot zu fodern. Die Arbeiter wollten Barrot ein Hoch bringen als ihnen ein zweiter Zug entgegenkam, von wildem Ansehen, aus Republikanern zusammengesetzt welche den Tag über gekämpft hatten, die rothe Fahne voran. Ver-

einigt zog man vor das Ministerium des Auswärtigen, nicht weit von der Einmündung der Rue de la Paix in den Boulevard, das wegen seiner Archive und zum Schutze Guizot's stark besetzt war. Plötzlich hörte man „einen Schuß" fallen, das Wort „Feuer" ausstoßen, und gleich darauf ein starkes „Pelotonfeuer"; dann „ein furchtbares Geschrei; über 50 Menschen stürzten theils todt, theils verwundet nieder"; der Zug zerstreute sich in wilder Flucht. Es wird erzählt jener erste Schuß habe dem Pferde des commandirenden Oberstlieutenants das Bein zerschmettert, man habe Dies für einen Angriff gehalten, und zu schießen befohlen. Der Commandirende(?) sei sogleich verhaftet worden. Allerdings erscheint das Schießen des Militairs als eine Uebereilung, doch nicht unberechtigt; nur blinde Voreingenommenheit kann hier eine muthwillige Grausamkeit sehen, zumal der Aufstand schon am Nachmittag völlig beseitigt schien, und das Militair auch während der Gefahr die größte Schonung bewiesen hatte. Dagegen liegt eine absichtliche Aufreizung der Truppen durch die Republikaner schon in ihrem Zuge vor Guizot's Hotel; wenn der erste Schuß aus Absicht hervorging, kann er nur von den Republikanern gekommen sein; das Gerücht daß derselbe von Karl Lagrange herrührte, widerlegt der Verf. aus dessen Charakter.

Jedenfalls beuteten die Republikaner das Ereigniß für ihre Sache mit dem erwünschten Erfolge aus. Auf einem unheimlichen, mit einer rothen Papierlaterne erleuchteten Karren führte man die Leichen der „gemordeten Brüder" unter dem Schrei nach Rache für den „Verrath" umher. Der Zug begab sich erst vor das Bureau des „National", dann vor das der „Réforme", nun weiter durch die Stadt. Die Aufregung welche sich jetzt durch ganz Paris verbreitete war ungeheuer; auch die friedlichsten Classen erhoben sich zum Kampfe, weil Alles wirklich an Verrath glaubte. Welche gräßliche Störung des schon gewonnenen Friedens! Aber der furchtbare Sturm der Leidenschaften welcher nun losbrach erklärt sich nicht aus dem Gefühle des Augenblicks allein; hier (ähnlich wie in Berlin am 18. März) erzeugte ein durch lange bittere Täuschungen genährtes Mistrauen den Glauben an Verrath, der sonst durch Nichts begründet war, und die tiefverhaltene Empfindung flammte auf eine Alle aufregende Veranlassung plötzlich zur Leidenschaft auf. „Fast in allen Theilen der Stadt erhoben sich Barrikaden mit Blitzesschnelle, und fast nirgend traf das Volk auf Widerstand." In dem Glauben Alles sei vorüber hatte man einen Theil der Truppen in die Kasernen geschickt, und selbst die Tuilerien waren nur mit 1500 Mann besetzt, sodaß ihre Einnahme durch einen Handstreich an diesem Abend für möglich galt. Die Nacht hindurch wuchs die Gefahr mit furchtbarer Schnelligkeit. Nach langer Rathlosigkeit entschloß sich der König, nachdem er am Abend Molé noch einmal vergeblich zur Uebernahme des Ministeriums aufgefodert, um Mitternacht Thiers in die Tuilerien zu bescheiden. Um dieselbe Zeit übertrug er dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl über die Nationalgarde und die Armee von Paris. Bugeaud sagt: „Ich werde der Arzt eines verlorenen Felles sein!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die religiösen Bewegungen und kirchlichen Bestrebungen der Gegenwart. Nebst einem Anhange über das Treiben der hallischen Pietisten gegen Christian Wolf; und Friedrich der Große und das Conventikelwesen. Von Karl Erdmann. Leipzig, Brandstetter. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.**

Das Verhältniß der Theologie zur Philosophie, deren parallele Fortbildung und gegenseitige Umgestaltung, wie deren beiderseitiger Einfluß auf die Entwickelung des Christenthums als Kirchenthums seit den letzten hundert Jahren, dargestellt behufs der Orientirung, sowie zur Begründung und Feststellung des eigenen selbständigen Urtheils über die obschwebenden kirchlichen Bewegungen und religiösen Bestrebungen: Das ist nach des Verf. eigener Erklärung der summarische Inhalt der vorliegenden Schrift. Für die wesentlich praktische Tendenz derselben sind schon die beiden Anhänge Zeugniß; denn sie würden offenbar nur ihren relativ beschränkten Platz in der geschichtlichen Entwickelung des 18. Jahrhunderts gefunden haben, wenn der Verf. es nicht für nutzdienlich gehalten hätte den Nachkommen Friedrich's des Großen noch einmal den oft vorgehaltenen Spiegel zu zeigen, und die der hallischen Pietisten und Throngläubigen wieder einmal an die mit königlich preußischer Autorität einst umkleidete Freisinnigkeit zu erinnern. Was er über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Philosophie sagt könnte überflüssig erscheinen wenn er sie nicht speciell für das große Publicum vindicirte. Nicht mit Unrecht fürchtet er daß auf religiösem Gebiete der Indifferentismus und das Abfinden mit Redensarten weiter und tiefer verbreitet sei als man ahnt, und daß wenn Calvin aus Fanatismus den Servet verbrennen ließ, heute dagegen zu besorgen ist daß bei allen Anfeindungen und Verketzerungen des Christkatholicismus und der Freien Gemeinden eigentlich mehr gegen das offene Bekennen und Hervortreten als gegen die Heterodoxie reagirt wird. Die Strenge der Orthodoxie, darin stimmen wir mit ihm überein, ist sehr oft nur eine Verhüllung des juste-milieu, welches sich mit den Principien leicht abfindet, wenn sie nur nicht zu herb ausgesprochen und consequent im Leben vertreten werden. Bei solcher Ueberzeugungslosigkeit, und bei der Unmöglichkeit die Ueberzeugungen wieder blos auf Glauben, Autorität und Tradition zu bauen, muß die Philosophie den festen Mittelpunkt geben, und die Kritik dem Tergiversiren ein Ende machen.

Die vorliegende Schrift hat weder nach der Form noch nach dem Inhalt einen strengwissenschaftlichen Charakter; Rec. denkt aber daß sie theils den Gebildeten überhaupt, theils allenfalls auch manchen jungen Säulen der neuen Kirche, welche eben nicht geradeswegs „von der Philosophie" hergekommen sind, zum Selbststudium und zur Orientirung nicht unwillkommen sein wird. Sie ist ein oft lose zusammengefügtes Mosaik aus ältern und neuern Werken, untermischt mit seitenlangen Literaturnachweisungen, kritischen Bemerkungen oder auch längern Raisonnements des Verf. Studien und Collectaneen sind als Ganzes sehr ungleich gearbeitet. So finden wir gleich im Anfang eine Reihe Brustbilder in der Art von Hase's „Kirchengeschichte", oder vielmehr oft aus dieser wörtlich entlehnt (hier jedoch wie überall mit treuer Quellenangabe), dann nach sehr kurzer Charakterisirung irgend eines Theologen oder Philosophen wird einmal ein langes Excerpt aus einer seiner Schrif-

ten eingefügt; Kirchengeschichte und wissenschaftliche Systeme wechseln zuweilen etwas bunt miteinander ab. Auch geht der Verf. wol einmal aus eigenem Raisonnement unmittelbar in fremdes über; so begegneten dem Rec. einige ihm sehr bekannt klingende Stellen, bis er am Ende eines halben Bogens sich aus dem ehrlichen Schlußcitat überzeugte daß er ein Excerpt aus einer seiner eigenen frühern Schriften vorsichhabe. Doch ist besonders im zweiten Theile das Resultat dieser Manier: daß allerdings ein lebendiges Gesammtbild wenn auch nicht gerade der Entwickelung, so doch der gegenwärtigen Bewegung und der verschiedenen Richtungen auf philosophisch-theologischem und religiös-kirchlichem Gebiete dem Leser vorgeführt wird.

Der Standpunkt des Verf. ist schon oben dadurch bezeichnet daß er das größte Gewicht auf das „Lebenspraktische" legt, wie Dies seiner Kirche überhaupt eigenthümlich ist. Die Wärme mit welcher er von dieser und ihrer Entwickelung spricht ist ebenso wohlthuend als der frische lebendige Geist mit dem er gegen die Abstractionen und alle leere Kritik zu Felde zieht. Aber er schießt doch Etwas über sein Ziel hinaus, und der Hochmuth mit welchem er gegen den Uhlich'schen Rationalismus einerseits oder die Linke der Freien Gemeinden (Wislicenus) andererseits zu Felde zieht ist nicht so ganz berechtigt. Wir wählen als Beispiel um unser Urtheil zu begründen Das was über B. Bauer's „Kritik der evangelischen Geschichte" gesagt wird. Nach einer sehr anerkennenden Charakterisirung dieses Werks sagt der Verf. daß jetzt wirklich die Zeit gekommen sei wo man sich, wie Bauer vorhersagte, über eine Ausführlichkeit in so klaren Dingen wundern werde. Nämlich der Christkatholicismus und die freie evangelische Gemeinde haben thatsächlich die Bauer'sche Arbeit kritisirt, als überflüssig und überwunden nachgewiesen. „Mögen sich nun aber auch die Anhänger und Gegner Bauer's gegen den Untergang dieses anerkennenswerthen epochemachenden Werks nicht länger sträuben. Christus ist aufs neue unter uns erstanden durch die Regeneration des Jesuthums in der Gestalt des Christkatholicismus wie der freien evangelischen Gemeinde, und dadurch das philosophische wie theologische systema posthumum des absoluten Hegelthums «gänzlich besiegt, welche beide durch dialektische Kunst und geistvollen Witz sich über klare Thatsachen hinwegzusetzen» gedachten."

Diese Auffassung des Verf. ist aber nun selbst nichts Anderes als ein solcher dialektischer Witz. Bauer führte bekanntlich das Princip durch: der historische Christus habe sich rein im Selbstbewußtsein der Gemeinde gebildet. „Ja wol", sagt der Verf., „Bauer hat Recht, aber er ist überwunden und überflüssig, da wir, die Christkatholiken, jetzt «gethan haben was er nur malte», indem wir ebenfalls wieder aus unserm Selbstbewußtsein einen lebendigen Christus gebildet haben." Recht hübsch gewendet! Aber damit ist die Sache nicht aufgeklärt. Jenes Bauer'sche Princip war zugleich das Resultat: daß der so gebildete Christus nicht der historische sei, sondern ein freies Phantasiebild; und die Christkatholiken werden sich dadurch daß sie praktisch viel Gutes gewirkt haben doch nimmermehr der Kritik entheben können, welche nun sie ihrerseits fragt: womit sie beweisen wollen daß dieser neugebildete Christus etwas Anderes als ein Phantasiebild sei? Der Verf. hat also die „absolute Kritik", insofern sie Nichts mit dem Leben zu thun hatte, allerdings mit Recht durch das „Leben" als überwunden dargestellt; aber dies Leben ist nur der ebenso beschränkte Gegensatz, nämlich ein Leben welches sich christlich nennt ohne alle Kritik des historischen Christus. Die Polemik gegen den vulgairen Rationalismus und die Männer des „Urchristenthums" macht sich sehr wunderlich im Munde der leiblichen Vettern und Kinder, die ganz Dasselbe thun, nur ohne so viele Umstände. Der Rationalismus suchte wissenschaftlich, exegetisch zu erweisen daß sein Christus der historische sei. Die neue Kirche rühmt sich nun: „Was die Bibel als Grundlage des (neuen) Christenthums betrifft, so ist dies keine Accommodation, kein Beibehalten aus äußern Zweckmäßigkeitsgründen, kein Haschen nach Continuität des Geschichtlichen, sondern principielle Uebereinstimmung und Identität." Diese Identität ist aber eben zu erweisen. Wenn die neue Kirche mit Recht die Abänderung des Glaubensbekenntnisses nach dem jedesmaligen „Zeitbewußtsein" verlangt, so hat sie schon damit den Unterschied zwischen ihrem und dem 18 Jahrhunderte frühern Bewußtsein Christi anerkannt. Sie verwischt diesen Unterschied durch die „vernunftgemäße Auslegung" der Bibel, d. h. indem sie das der heutigen Vernunft Feindliche herausnimmt und das ihr Entsprechende hereinlegt; Das ist aber keine Auslegung und keine wissenschaftliche Kritik. Rec. hat seiner Zeit selbst in einem vom Verf. mit vieler Anerkennung benutzten Werke die Umrisse einer Kirche gezeichnet welche ihren Mittelpunkt gleichsam im Indifferenzpunkte jenes Unterschiedes zwischen uns und dem historischen Christus hat. Aber er verlangt mit Recht daß man dann nicht die Kritik beseitigen soll durch die bloße Entgegensetzung des Lebens; sondern um jene Unterschiede als unwesentlich, indifferent gegenüber der „principiellen Uebereinstimmung" zu erkennen, muß man doch erst den historischen Christus und diese Unterschiede selbst finden und erkennen. Das Leben hat kein Recht sich gegen die unlebendige Kritik zu rühmen, solange es auf seinem Gebiete dieselbe Einseitigkeit, nämlich ein unkritisches Leben, ist. 33.

## Bibliographie.

Bodenstedt, F., Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Decker. Br. 8. 6 Ngr.

Bohde, Hermine, Anna. Breslau, Korn. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Bülau, F., Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen. November 1849. Meisenheim, Krull. Gr. 8. 10 Ngr.

Engels, L., Nordamerika — Ohio. Reise nach Nordamerika. Beobachtungen und Erfahrungen in Ohio 1848 und 1849. Für meine deutschen Brüder. Elberfeld, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Erdmann, Ueber Lachen und Weinen. Ueber die Stellung deutscher Philosophen zum Leben. Zwei Vorträge gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin in den J. 1848 und 1850. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Glaser, J. C., Die Aufgabe der Volkswirthschaft in ihrem Verhältniß zur Bewegung der Gegenwart. Berlin, C. Heymann. 8. 10 Ngr.

— — Die Handelspolitik Deutschlands und Oesterreichs nach ihren Grundlagen und in ihrem Verhältniß zu einander mit Bezug auf die vorgeschlagene Handels- und Zoll-Einigung zwischen Oesterreich und Deutschland in Vorträgen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Janotycky v. Adlerstein, J., Die letzten zwei Jahre Ungarns. Chronologisches Tagebuch der magyarischen Revolution. Drei Bände. Wien, Sollinger's Wwe. Gr. 8. 3 Thlr.

Kolbe, B., Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt, nebst der ersten deutschen Uebersetzung der Rede des Synesius de dono Astrolabii, oder über das Lob der Astronomie, mit verbessertem griechischen Text herausgegeben. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Drei Novellen. 1. Frau von Brabantane. 2. Jugendsünden. 3. Edelmann und Bauer. Herausgegeben von F. G. Kühne. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelsner-Monmerqué, G., Die Rothen und die Blauen. Pariser Corruptions-Skizzen. Ein Tendenz-Roman. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 120. —— 20. Mai 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.
### Zweiter Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 119.)

Der 24. Febr. Als Thiers um 1 Uhr Morgens bei dem Könige eintrat sagte dieser mit großer Bitterkeit: „Nun, Herr Thiers, was ist nun zu thun?" Auf die Foderung von Thiers ihm Barrot zum Collegen zu geben erwiderte der König: „Es ist weit gekommen!" Doch willigte er endlich ein. Thiers verlangte nun Auflösung der Kammern und die Reform. Der König konnte sich dazu nicht entschließen. „Sire", sagte Thiers, „wenn die Bewegung vorüber ist bin ich bereit mich wieder zurückzuziehen." „So meine ich's auch", entgegnete der König. Es war 3 Uhr Morgens; Thiers schrieb eine Anzeige für den „Moniteur": der König habe ihn beauftragt ein Cabinet mit Zuziehung Odilon-Barrot's zu bilden. Dann sagte der König schneidend: „Eh bien, allez chercher vos collégues!" Das Programm war noch nicht bewilligt. So erklärt es sich daß Thiers dem Verlangen des Marschalls Bugeaud eine Proclamation zu erlassen nicht nachkommen konnte.

Marschall Bugeaud bildete zwei Angriffscolonnen, unter den Generalen Bedeau und Sebastiani. „Der Plan war meisterhaft für freie Straßen", und wenn die Nationalgarde wenigstens neutral blieb, reichten 25,000 Mann zur Dämpfung des Aufruhrs hin. Aber der Marschall wußte nicht daß Paris bereits überall verbarrikadirt war. Den Generalen sagte er: „Greift mit Hülfe der Nationalgarde die Emeute schonungslos an und laßt euch nicht auf Unterhandlungen ein! Sollte die Nationalgarde das Unglück haben gegen uns zu sein, so werde ich mich gegen sie schlagen."

Als der König nach einigen Stunden Schlafs Morgens um 7 Uhr Thiers und seine Collegen empfing, bewilligte er „die Auflösung der Kammer". (Die Reform verstand sich dabei von selbst.) Die Minister befolgten jetzt einen Plan dessen Fehlerhaftigkeit Bewundern erregen muß: sie beschlossen „die Feindseligkeiten überall einstellen und die Truppen zurückziehen zu lassen". Der König willigte darein. „Wußte man denn nicht daß das Julikönigthum von Feinden umringt war welche, bewaffnet und beschützt wie sie von der allgemeinen Aufregung waren, die Friedensmaßregeln misbrauchen würden?" Die einzige Auflösung ist: Ludwig Philipp glaubte noch nicht daß es seine Person galt; Thiers aber, der längst den Rücktritt Ludwig Philipp's und eine Regentschaft die ihn an das Ruder brächte gewünscht zu haben scheint, erwog wol noch nicht daß es sich um die Fortdauer des Königthums handelte. Sonst hätte er wenigstens einen Straßenkampf nicht scheuen dürfen; denn wenn die Majorität Frankreichs für das Königthum war, so mußte man die Angriffe der Minorität zurückschlagen. Uebrigens wurden wol die Entschlüsse des Königs wie der Minister durch den Gedanken der ungeheuern Verantwortlichkeit eines Kampfes gegen die Nationalgarde gelähmt.

Alles hing inzwischen davon ab daß die Friedens- und Reformbotschaft rasch genug in Paris verbreitet wurde. Die Barrikaden machten Dieses fast unmöglich; sie erschwerten zugleich den Rückzug der Truppen. Von der Verwirrung die in Paris zwischen 9 und 10 Uhr Morgens herrschte geben zwei gleichzeitige Placate Zeugniß. Flocon ließ anschlagen: „Citoyens! Louis Philippe vous fait assassiner comme Charles X! qu'il aille rejoindre Charles X!" Die Friedensordre Bugeaud's lautete: „Je donne ordre de cesser le feu partout; et la Garde nationale va faire la police!" Als eben das Militair sich zurückzog, glaubten Viele von den Aufrührern dasselbe mache mit ihnen gemeinsame Sache. Der Ruf des Tages war noch die Reform; die Nationalgarde erklärte sich immer allgemeiner für diese, ohne zu wissen daß sie bewilligt war. Auch die Republikaner ließen am Morgen des 24. Febr. das Wort Republik nur in ihren Quartieren hören; wo sie mit der bewaffneten Macht zusammentrafen redeten sie immer nur von Reform. So wurde die Thätigkeit der Truppen nicht nur gelähmt, sondern das Volk behandelte sie zum Theil als Besiegte. In dieser Lage der Dinge glaubte Crémieux, der es „gut meinte", der König könne sich durch neue Zugeständnisse retten, und bewog ihn statt des „unpopulairen Thiers" Odilon-Barrot zum Ministerpräsidenten zu ernennen, Bugeaud das Commando zu nehmen, und Gérard das Kriegsministerium wie Lamoricière den Oberbefehl über die Nationalgarde zu übertragen. Schon zogen Republikaner mit solchen Nationalgarden die das Königthum stürzen wollten ungehindert gegen die Kammer und ge-

gen die Tuilerien heran. Als Bugeaud, der noch auf dem Carrouselplatze commandirte, in der Nähe des Louvre schießen hörte, hielt er sich berechtigt und verpflichtet den Angriff auf das Schloß zurückzuweisen. Da empfing er die Ordre welche ihm den Oberbefehl entzog; zugleich die Nachricht der König danke ab. Der König hatte sich bei einer Revue über die Nationalgarde überzeugt: „Es gilt mir!" Thiers glaubte endlich den Augenblick gekommen von der Abdankung zu reden, ja als der König fragte: „Glauben Sie daß meine Abdankung meinem Enkel die Krone erhalten wird?" antwortete er: „Sire, ich weiß es nicht, ich glaube es nicht." Als unter vielen Menschen der verschiedensten Stände die ihm Rath geben wollten auch Emil de Girardin eintrat um den König zur Abdankung aufzufodern, weil dadurch allein die Monarchie zu retten sei, stand Ludwig Philipp auf und fragte: „Ist kein Mittel zum Widerstand mehr vorhanden?" Auf die Antwort: „Nein, Keins!" sagte er gefaßt: „Nun, ich danke ab!" Als er eben die Abdankung schriftlich ausstellen wollte, trat Bugeaud ein und that Einrede; aber die Minister, die Prinzen und Andere foderten ihn auf Wort zu halten. So schrieb er die verhängnißvolle Erklärung. Da das Volk schon das Schloß bedrohete, beschleunigte die königliche Familie ihre Flucht; Ludwig Philipp trug als er die große Treppe herunterschritt ein Portefeuille; unten drängte man ihn mit seiner Gemahlin und zwei Kindern in der Hast in einen einspännigen Wagen mit einem englischen Renner, der sie in 25 Minuten nach St.-Cloud brachte. Um die Tuilerien und das Palais royal wurde noch blutig gekämpft. Der vordere Flügel des letztern (eines Privatguts von Ludwig Philipp) wurde geplündert, in den Tuilerien trieben die Sieger Hohn und Spott. Den Thron warf man zum Fenster hinaus, und trug ihn dann nach dem Bastillenplatz, wo er am Fuße der Julisäule verbrannt wurde. Vergeblich hatte Lamoricière die Kämpfer von der Erstürmung des Schlosses durch Mittheilung der Abdankungsacte zurückzuhalten gesucht; als er Lagrange das wichtige Papier überreichte, steckte es dieser in die Tasche und rief: „Es lebe die Republik!" Die Urkunde ward so nicht einmal vor einer gesetzlichen Macht niedergelegt; Lagrange las sie nachher im Thronsaale vor, und foderte die Insurgenten auf nicht eher zu ruhen bis die Republik proclamirt sei. Noch als das Volk in die Tuilerien eindrang rief man: „Es lebe die Reform!" worauf Auber-Roche, der durch seine Keckheit den Herzog von Nemours bewogen hatte die Tuilerien räumen zu lassen, antwortete: „Nein, es lebe die Republik!" „Wie Das?" „Ja, wundert euch nur, es lebe die Republik!"

So steigerte der unaufhaltsame Erfolg die Keckheit der Republikaner immer höher; es galt jetzt noch der Deputirtenkammer einen Beschluß zu entreißen. Um halb 1 Uhr hatte hier der Präsident die Sitzung eröffnet; den Antrag die Kammer für permanent zu erklären modificirte der Präsident dahin: die Kammer werde solange versammelt bleiben als es ihr erlaubt wäre. Um halb 2 Uhr trat die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen ein, da Nemours, der sie auch begleitete, sie bewogen hatte auf diese Weise die Ausrufung der Regentschaft zu veranlassen. Anfangs riefen die Deputirten jubelnd: „Es lebe die Herzogin von Orleans! Es lebe der Graf von Paris! Es lebe der König! Es lebe die Regentin!" Dupin redete für die Regentschaft und foderte einen augenblicklichen Beschluß. Einige riefen: „Ja, ja!" Die Linke schrie: „Nein, warten wir auf Barrot! — eine provisorische Regierung!" Die Aufregung wurde allgemein; da bat Lamartine: „aus Achtung vor der hohen Prinzessin die Sitzung aufzuheben!" Erst auf viele Bitten der Umstehenden zog sich die Herzogin in das linke Centrum zurück. Nachdem Marie erinnert hatte daß nach einem Gesetz die Regentschaft dem Herzog von Nemours gebühre, sagte Crémieux: Es sei unmöglich daß Alle darüber einig seien die Herzogin von Orleans als Regentin und den Grafen von Paris als König anzuerkennen, und schloß: „Ich verlange eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern!" Inzwischen war Odilon-Barrot erschienen. Er sagte: „Die Pflicht der Kammer ist einfach und klar: Die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes und einer Frau u. s. w." Dagegen erhob sich der legitimistische Laroche-Jacquelin: „Ihr müßt die Nation zusammenberufen und dann" — In diesem Augenblicke brach bewaffnetes Volk ein, und schrie: „Wir wollen die Absetzung des Königs! die Absetzung!" Der Präsident hob die Sitzung auf. Als immer größere Volksmassen eindrangen, verließ die Herzogin mit den Ihrigen in größter Unordnung den Saal. Als dann Crémieux, Ledru-Rollin und Lamartine gleichzeitig auf der Tribune erschienen, schrie das Volk: „Keine Bourbons mehr! Eine provisorische Regierung auf der Stelle!" Viele Deputirte verließen den Saal. Ledru-Rollin verlangte Stille im Namen des Volks; dann erklärte er: Niemand habe ein Recht ein Regentschaftsgesetz zu machen als das Volk selbst; das Volk das sich eben geschlagen habe, werde sich noch diesen Abend schlagen wenn man seine Rechte verkenne. „Ich verlange", schloß er, „eine provisorische Regierung die vom Volke ernannt wird, und dann einen Aufruf an einen Convent der die Rechte des Volks ordnet." Auch Lamartine schloß sich in hochpoetischer Rede dieser Ansicht an. Man rief Bravo! Plötzlich wurden die Thüren des Saals mit Kolbenschlägen gesprengt; Nationalgarde und Volk drangen ein mit dem Ruf: „A bas la chambre! pas de députés!" Erst jetzt verließ der Präsident Sauzet seinen Stuhl; nur einige Deputirte von der Linken blieben noch im Saal; Lamartine verharrte unter furchtbarem Tumult mehr als 10 Minuten auf der Tribune. Der greise (81 Jahre alte) Dupont (de l'Eure) machte endlich einen Versuch die Namen welche zur provisorischen Regierung vorgeschlagen wurden zur Abstimmung zu bringen. Ueber Lamartine, Ledru-Rollin, Arago vereinigte man sich. Unter wiederholten Unterbrechungen brach Lamartine mit einer großen Volksmenge nach dem Stadthause auf. Dann ließ Le-

dru-Rollin die Volksmenge im Deputirtensaale über die Mitglieder der provisorischen Regierung die er vorlas mit Ja oder Nein abstimmen. Dupont (de l'Eure), Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie, Crémieux erhielten allgemeine Zustimmung. Um 4 Uhr war der Saal leer.

Die Herzogin von Orleans war auf ihrer Flucht aus dem Sitzungssaale längere Zeit von ihren Kindern getrennt, ohne deren Schicksal zu kennen. Der Graf von Paris fragte als man ihn dem wilden Menschenmeer entrissen hatte: „Nicht wahr, ich werde nun doch König sein?" Im Invalidenhause fand die unglückliche Mutter ihre Kinder wieder. Man wird es sehr begreiflich finden daß man mitten in dem Sturme einer Revolution die Regentschaft einer Frau für einen Unmündigen verwarf; doch könnte man glauben wenn der Herzog von Orleans am Leben gewesen wäre, würde der Thron der Orleans nicht das Opfer der Republikaner geworden sein. Man kann hierüber streiten; aber sicher hätte es einer übermächtigen Popularität des Thronerben bedurft um ihm den Thron des Vaters zu sichern, einer Popularität wie sie dem einzelnen Sprößling eines Geschlechts das alle Sympathien des Volks verloren hatte bei aller persönlichen Vortrefflichkeit zu erwerben vielleicht unmöglich war.

Während der Scenen in der Deputirtenkammer hatten auch die Parteien des „National" und der „Réforme" ihre Listen für eine provisorische Regierung aufgestellt, und die Socialisten vereinigten sich zu dem gleichen Zwecke. Doch die in (wenn auch nicht von) der Deputirtenkammer ernannten Männer waren die hervorragendsten Häupter der Bewegung, und da sie sich rasch genug im Stadthause festsetzten, fanden sie allgemeine Anerkennung. Das Volk vor dem Stadthause verlangte freilich sofortige Ausrufung der Republik, aber die Mitglieder erklärten sie würden sich gemeinsam berathen, und ihre Beschlüsse der Bestätigung einer Nationalversammlung vorlegen. Bald sahen sie sich indeß veranlaßt sich mit der von der „Réforme" (Partei der revolutionnairen Republik) ernannten Regierung zu vereinigen, zu der Louis Blanc, Marrast, Flocon und der Arbeiter Albert („nicht weniger und kaum mehr als ein Handwerker") gehörten, die zwar anfangs nur als Secretaire eintraten, bald jedoch (S. 266) zu Mitgliedern der Regierung erhoben wurden. So war die Regierung aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt! In der ersten „zweiundsiebzigstündigen Sitzung" derselben setzte Lamartine den vermittelnden Beschluß durch: sich für die Republik mit Vorbehalt der Zustimmung einer sogleich zu berufenden Nationalversammlung zu erklären. Das Volk tobte während dieser Zeit vor dem Stadthause und verlangte augenblickliche Thaten. Ein Drechsler Salle erpreßte ein Decret in welchem die Regierung „sich verpflichtet allen Bürgern Arbeit zuzusichern, und den Handwerkern (ouvriers) die Million von der Civilliste die verfallen wird und die ihnen gehört zurückgibt". Als am 25. Febr. die revolutionnaire Armee welche sich Vincennes bemächtigt hatte zurückkehrte, verfügte die Regierung die Befreiung der politischen Gefangenen, Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrecher, und Errichtung von Nationalwerkstätten. Am 27. Febr. 2 Uhr Nachmittags wurde die Republik an der Julisäule feierlich proclamirt; „die Zustimmung des Landes werde nicht fehlen".

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

Die extremen Richtungen treten wenn sie gewissermaßen über sich selbst hinausgehen wieder in eine Phase die für Mäßigung und Geschmack zugänglich ist. Das Uebermaß negirt das Uebermaß, die Hitze schlägt ins Extrem, wird Kälte und wirkt gerade dadurch wieder erwärmend. Die rothe Partei ist widerwärtig, unklar und roh, ihre Guillotinenmärsche und blutdürstigen Drohungen wären albern und lächerlich wenn sie nicht mehr noch bedauerlich wären; der Terrorismus ist eine Klapper mit der man nur noch Zopfphilister und Dummköpfe schreckt, der geschriebene Terrorismus ist aber auch nicht einmal Das. Der ehrliche und instinctiv richtende Sinn des Volks wird sehr bald in Drehorgelliedern ergötzliche Pendants zu all den Feuerspeiereien im Barrikadenstile liefern, und damit die Roheit jener Weltverbesserer, deren Blut 80° Réaumur hat, desavouiren. Auf der andern Seit muß die berlinerblaue Reaction, die auch Blut braucht um sich zur rechten Zeit in eine Art Purpurviolet verwandeln zu können, nicht minder abstoßend und verkehrt erscheinen. Auch sie verfällt der Lynchjustiz des Volkshumors. Lassen wir sie aber, wie ich oben meinte, über diese dunkele Färbung hinausgehen, lassen wir sie sich durch das Stahlblaue hindurch klären und verklären, bis sie als couleur de ciel eine pure Schwärmerei à la Fouqué und d'Arlincourt geworden, so kann sie nicht nur edel, sondern auch schön und poetisch werden. Wir mögen immerhin in uns kein Echo für Lieder finden die Frankreichs Lilien oder den Adler der Hohenzollern besingen, wir werden die Träume von „Treue", „Liebe" und „Vertrauen" für Träume halten, aber wir werden die Möglichkeit einer begeisterten, poetischen Auffassung nicht leugnen können. Jeder Enthusiasmus ist lyrisch, und die Lyrik hat ihr Recht in sich. Aber auch die letzte Abstraction wird lyrisch, sie bekommt Schwung und hebt sich empor, sie fliegt einem Ideale entgegen. Und so ist es mit der rothen Kritik. Sie negirt consequent das Rothe selbst, vertieft sich, so sehr sie scheinbar nur Positives und Praktisches bringt, in Hypothesen und Theorien, sie ist eine nüchterne Schwärmerin; aber sie schwärmt doch, sie träumt, sie dichtet, und wenn sie die Augen über sich selbst aufmachte, so fände sie oft daß sie über Blut und Brand eingeschlummert und auf einer frischen duftigen Wiese, von einer freundlichen Sonne angeleuchtet, erwacht sei.

Das vorliegende Buch gewinnt seinen Werth offenbar dadurch daß es statt des rothen Begriffs die rothe Idee geben will, und darum ist es gar nicht mehr roth, darum ward es dem Verf. möglich mit solcher Ruhe und Eleganz zu schreiben. Der Gedanke ist hier nicht ein Irrwisch, nicht ein brennendes Sumpfgas, das über Moder und Morast hinflattert, er ist klar und scharf begrenzt wie Sternenlicht im Winter, freilich wie im Winter. Er ist edel, darum fand er edle Worte und eine gebildete Sprachweise. Das vor wenig Wochen ausgegebene Buch desselben Verf., „Briefe über Italien und Frankreich", fesselte durch seine hinreißende Darstellung, durch Schärfe und Präcision des Ausdrucks, es übte auch dort noch einen gewissen Zauber wo man nicht beistimmen konnte. Und gerade Dies war in einem Werke schwer zu erreichen das von einem entschiedenen Parteistandpunkte aus geschrieben, Ereignisse der

allerneuesten Zeit besprach und einen quasi-historischen Charakter an der Stirn trug. Daß es trotz alledem gelungen, ließ uns das neue, damals angekündigte Werk mit günstigem Vorurtheile in die Hand nehmen, und wir fanden uns nicht getäuscht.

Leidet auch das Durchsprechen, ich muß wieder quasi sagen, philosophischer Fragen und gesellschaftlicher Zustände mit ihren möglichen Resultaten an einer gewissen Breite, die wir dem Russen zuguthalten wollen, so ist doch nirgend zu verkennen daß wir es mit einem Denker zu thun haben dem Klarheit und Wahrheit, soweit sie ergründbar, über Alles gehen. Die ätzende Dialektik in den Dialogen, die den ersten Abschnitt bilden, ist wol geeignet manchen hellen Geistesfunken herauszuschlagen, und so fehlt es denn auch nicht an immerwährendem Wetterleuchten, das dort und da sogar ein zündfähiger Blitz wird. So originell und scharf indeß diese Wortkämpfe sind, müssen wir doch den Schwerpunkt des Buchs in den letzten Aufsätzen, namentlich in dem Offenen Briefe an Herwegh, suchen. Der Grund dafür mag zum größten Theil darin liegen daß die deutsche Philosophie die dort entwickelten Gedanken durch ihre Zersetzung des Supranaturalismus bereits umfassender dargestellt hat, sodaß uns nur die „praktische" oder angewandte Schonungslosigkeit noch neu erscheint.

Die letzten Aufsätze enthalten dagegen zum Theil raisonnirende Referate über pariser Vorgänge neuester Zeit, zum Theil werfen sie ein ganz neues, eigenthümliches Licht auf russische Zustände. In dem Briefe an Herwegh weist der Verf. mit kurzen, aber schlagenden Worten die Flachheiten der Touristen nach die seit Jahren über Rußland den Stab gebrochen, erzählt im Umrisse die Entwickelungsgeschichte des Landes und schildert endlich die Verhältnisse russischer Communen.

Obgleich mit allen Schriften bekannt die einiges Licht über das Land der Ukasen verbreiten, waren uns diese Eröffnungen doch unerwartet und überraschend. Wir hielten einen Augenblick inne und lasen mehre frühere Seiten noch einmal, um uns zu überzeugen daß der Anonymus, den wir von Herzen achten gelernt, nicht am Ende ein Agent sei der, unter der Maske der socialen Republik, Sympathien für eine russische Invasion erwecken wolle. Nach ihm müßte eine Verpflanzung kosackischer Ideen und Gewohnheiten in den Westen vom besten Erfolge für die Menschheit sein, denn — immer nach ihm — es existirt in den russischen Communen schon seit jeher eine Art von Communismus, der gar Nichts von den Schrecken hat die man sonst an ihm entdeckt. Der Verf. sieht nicht so aus als wollte er Phantasiebilder für Thatsachen geben; unterrichtet ist er ebenfalls so gut als eigene Anschauung diese Eigenschaft nur geben kann, wir haben also gar keinen Grund zu zweifeln daß seine Schilderung treu sei. Eins möge er uns aber zu bemerken erlauben ehe wir von seinem interessanten Werke scheiden — und wie wir mit einer Betrachtung über Extreme begannen, so schließen wir auch mit einer solchen: Mögen die russischen Communen immerhin so communistisch eingerichtet sein wie sie unser liberaler Russe zeichnet, er wird immer zugeben müssen daß diese Form nur darum der von gewisser Seite angestrebten höchsten Entwickelung gesellschaftlicher Zustände ähnelt, weil sie die niedrigste Stufe bezeichnet, und Extreme sich nun einmal berühren. 57.

---

## Lesefrüchte.

### Der Einfluß der Revolutionen auf die Literatur.

Gegenüber den literarischen Erzeugnissen die seit der Februarrevolution erschienen sind, mögen die nachfolgenden Betrachtungen eines französischen Schriftstellers nicht ohne Interesse gelesen werden. Der moderne Revolutionsgeist übt auf den Charakter des Volks einen ebenso zerstörenden Einfluß wie der orientalische Despotismus. Literatur, Poesie und Kunst sind Dinge der Harmonie, der Erhebung und Schönheit, und der Revolutionsgeist ist nur auf Vernichtung gerichtet. Sein Streben ist nur Zerstörung, seine Schönheit sind Ruinen, seine Harmonien der Siegesruf des Wahnsinns. Deshalb ertödtet dieser Geist in den Massen den moralischen Sinn und den Cultus der Bewunderung ebenso sehr als er die Intelligenz des Dichters auf Irrwege leitet. Man mag wol bedenken daß das Wort „revolutionnair" ein ganz neues Wort, das Recht der Insurrectionen ein ganz neues Recht ist. Die Bürgerkriege sind wol alt wie die Welt, aber der Revolutionsgeist ist jung, ist wol nicht älter als 60 Jahre. Die Folgen einer Emeute kommen zuletzt auf einige verlorene Menschenleben hinaus, aber neu ist daß man diese Menschenleben hinwegrafft vermöge eines über alle positiven Gesetze erhabenen Rechts. Und dieses Insurrectionsrecht hat zwischen den verschiedenen Generationen eine erschreckende Solidarität geschaffen. Seid eurer Väter würdig, schrieben die Schriftsteller, d. h. setzt ihr Werk fort und haltet fest an ihren revolutionnairen Leidenschaften und Traditionen. Und so haben seit 60 Jahren die Massen fortgesetzt was in wenigen Stunden der Verzweiflung erfunden worden ist! Es bleiben dieselben Lieder, dieselben Tendenzen, und wie ihre eigenen Evangelien nach Robespierre, Mably und Baboeuf, so haben die Revolutionnaire auch ihr Märtyrerthum, ihre Legenden, ihre Mysterien. Und welche literarischen Erzeugnisse soll dieser Revolutionsgeist hervorbringen? Unsere besten Romane aus neuester Zeit sind revolutionnaire Romane, in denen der Geist des Wahns, der Desorganisation und der Anarchie vorherrscht; die besten Poesien sind vielleicht die am meisten ausschweifenden und thörichten. Und da auch der Glaube der Welt mehr und mehr verlorengeht, so spricht des Schriftstellers Seele nicht mehr zur Seele des Lesers. Ist es da ein Wunder wenn die Literatur heute wilde und unreine Früchte trägt? 2.

---

### Stenolalie, ein Pendant zur Stenographie.

Unser Landsmann Kohl knüpft im zweiten Bande seiner „Reisen in den Niederlanden" an die drei Worte: „Ostende part, Messieurs!" die in die Salle d'attente des brügger Eisenbahnhofs hineingerufen wurden und auch ihn angingen, einige Aeußerungen die eine weitere Verbreitung verdienen, weil sie so zeitgemäß sind. „Ich eilte", so schreibt er, „nach meinem Platze und dachte dabei über das lakonische Ostende part! nach, wie kurz und lebendig dieser Ausdruck ist statt der langen Phrase: «Die Herren welche nach Ostende wollen werden gebeten einzusteigen», an deren Stelle er getreten ist. Uns 50 oder 60 Passagiere, die wir uns eine Zeit lang in Ostende niederlassen wollten, sieht der Ausrufer gleichsam als eine Colonie an die Ostende bevölkern helfen will und die er daher gleich kurzweg selbst Ostende nennt. Man kann nicht bündiger denken und sprechen. In dem Augenblicke als dieses Ostende part! erscholl und unsere eingefädelten Gespräche abschnitt, und der ganze Knäuel von Menschen auseinanderflog um seine verschiedenen Positionen einzunehmen, hörte ich noch eine Menge solcher lakonischen Redensarten auch zwischen den Passagieren. Einige die voneinander Abschied nahmen warfen sich in der Geschwindigkeit nur noch einige Winke und Pantomimen zu, die sie mit einigen kurzen Worten begleiteten, z. B.: «Wiedersehen in Brüssel» — «Louis nicht vergessen» — «Also bleibt dabei, für 1000 Francs, wenn er will, abgemacht». Einige telegraphirten noch aus dem Wagen ihren zurückbleibenden Freunden zu, es schien fast als wären sie lebendige Telegraphen geworden. Die Eisenbahnen befördern überall eine raschere Abmachung der Geschäfte, der Abschiede u. s. w. und eine kürzere, fast militairische Ausdrucksweise. Wie die Eisenbahnen so wirken auch die vielen Telegraphen, bei denen jedes überflüssige Wort theuer bezahlt werden muß, und überhaupt die ganze energischere Bewegung und Correspondenz unserer Zeit dahin. Unsere Unterredung, Correspondenz und ganze Sprechweise wird dadurch der englischen immer ähnlicher werden." 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 121. —— 21. Mai 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 120.)

**Die Republik bis zur Wahl des Präsidenten.** Wir haben geglaubt die Ereignisse des Februar nicht kürzer zusammenfassen zu dürfen um die Entstehung der Republik begreiflich zu machen; doch darf man nicht vergessen daß auch die ausführlichste Darstellung der Thatsachen uns nur die Oberfläche der Dinge erkennen läßt. Nur in einzelnen Zeichen hatte sich bisher kundgegeben was hohl in der Tiefe brauste; ehe sich die gährenden Massen wieder setzten traten noch mehre Erscheinungen hervor welche einen tiefern Blick in den Abgrund der nationalen Zustände Frankreichs möglich machten, und darauf wollen wir in dem Folgenden wenigstens hinweisen um das Nachdenken auf die ganze inhaltschwere Bedeutung der Februarrevolution zu lenken, soweit es der Raum d. Bl. gestattet.

Die Provinzen zeigten Schlag auf Schlag die Anerkennung der Republik an, was einerseits allerdings ein Beweis ist daß das Nationalgefühl der Franzosen vor Allem den Zwiespalt scheute, unzweifelhaft aber auch ein Zeugniß gibt daß man über eine demokratische Grundlage der Verfassung in Frankreich einig war. Dabei aber trat doch die Verschiedenheit der Elemente durch welche das französische Volksleben getheilt war klar genug, selbst in der Zusammensetzung der Regierung, die in dem Momente der höchsten Gährung als nothwendig erkannt war, hervor. Eigentlich waren drei Parteien in der Regierung. Die meisten Mitglieder derselben wollten die gemäßigte Republik (wie der „National"), und glaubten die Revolution, d. h. den Weg der Gewaltthat, schon jetzt durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts schließen zu können; die radicale Partei (der „Réforme") war durch Ledru-Rollin und Flocon vertreten und wollte eine längere Dauer der Revolution um den widerstrebenden Theil der Nation (die Mehrheit) durch gewaltsame Mittel zu einer Staatseinrichtung nach ihren Ideen zu zwingen; die socialistische Partei in der Regierung bestand aus Louis Blanc und Albert, und sie wollte völlige Unterordnung des Wohls der Einzelnen unter das der Gesammtheit. Die beiden letzten Parteien reichten sich einander die Hand; denn die Socialisten näherten sich der radicalen Partei ebenso in deren Mitteln wie diese jenen in ihrem Zwecke. Vortrefflich sagt der Verf. (S. 266 fg.):

> Die gemäßigte Partei (Lamartine u. A.) erzeugt ihr Princip aus dem Begriffe des Organismus und findet dessen Rechtfertigung in der Geschichte, deren Boden sie darum auch nie verläßt. Sie leugnet den Fortschritt nicht, aber sie hält streng an der Bedeutung dieses Wortes, das alles Sprungmäßige und Gewaltsame ausschließt. Sie gibt der Gegenwart als Errungenschaft die Selbstregierung des Volks durch Abgeordnete die aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen sind, und obgleich sie sich nicht verhehlt daß die Bildungsstufe der Massen noch nicht der Art ist sie bei diesen Wahlen vollkommen frei handeln zu lassen, beachtet sie deren Resultate dennoch als Ausdruck des allgemeinen Willens und setzt die Reinigung desselben in die Zukunft.... Die radicale Partei (mit Einschluß der socialistischen) bildet sich ihr Princip aus der Macht des menschlichen Geistes, den sie über den gewöhnlichen (organischen) Naturgesetzen erhaben erklärt. Der Geist in seiner unendlichen Freiheit erzeugt die ewigen Ideen, und für die Gesellschaft ist die höchste dieser Ideen die Gleichheit und gegenseitige Liebe ihrer Mitglieder. Zur Verwirklichung derselben ist die Anwendung gewaltsamer Mittel nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht. (Dies wird auch durch die Geschichte gerechtfertigt.) Jeder einzelne Fortschritt ist immer nur auf gewaltsamem Wege gewonnen, und Dies zeigt daß letzterer dafür das Naturgemäße ist. Das höchste Argument des radicalen Geistes: daß die Idee höher steht als der Volkswille, wird eigentlich auch von der gemäßigten Partei anerkannt; nur folgert diese daraus nicht das Recht die Anwendung dieser Idee, wenn sie nur noch in einer Minderzahl zur Reife gekommen ist, der noch unreifen Mehrzahl aufzudrängen.

Daß nun die bezeichneten Elemente sich nebeneinander der bestehenden Ordnung zuwider geltendmachen wollten ohne daß dabei der Kampf derselben unter sich schon zur Entscheidung gelangt war, bedingt die Entstehung und den Charakter der Februarrevolution. Der Widerspruch zwischen dem Zustande und den Bedürfnissen der französischen Nation, aus welchem die gewaltsame Erhebung zunächst hervorging, bestand darin daß das Recht der Vertretung, welches nach dem Principe der Volkssouverainetät allen Classen zukam, bisher nur auf die Reichsten eingeschränkt war. Allerdings hatte diese Form des Wahlrechts eine Berechtigung, weil die niedern Classen durchschnittlich noch nicht zu der Stufe der Bildung gelangt waren welche sie zu Ausübung des Wahlrechts befähigte. Da jedoch die Geldaristokratie ihre bevorzugte Stellung misbrauchte nur ihre exclusiven Interessen wahrzunehmen, und weder für das Wohl noch

für die Bildung der niedern Classen in gehörigem Maße sorgte, so foderten diese die eigene Ausübung des ihnen nach dem anerkannten Princip der Volkssouverainetät zustehenden Rechts, und diese Foderung trat um so rascher und leidenschaftlicher hervor als das Elend der arbeitenden Classen sie selbst das Bedürfniß und enthusiastische Menschenfreunde (Literatoren) das Recht den Zustand derselben zu verbessern lebendig empfinden ließ. Man kann Ludwig Philipp und namentlich Guizot nicht zum Vorwurf machen daß sie die Sorge für die niedern Classen völlig vernachlässigt hätten; aber es lag in der Natur der Dinge daß die Erhöhung des Wohlseins und der Bildung nicht so rasch fortzuschreiten vermochte wie das Gefühl ihrer Berechtigung und ihrer Bedürfnisse; und so mußte im Laufe der Zeit der eintretende Widerspruch zwischen den Zuständen und Bedürfnissen einen gewaltsamen Ausbruch unabwendbar machen. Was Ludwig Philipp in moralischer Hinsicht als Schuld angerechnet werden kann ist: daß er in der gleichen Stellung mit der bevorzugten Geldaristokratie die Herrschaft derselben zur Geltendmachung seiner Privatinteressen benutzte. Doch ist dabei anzuerkennen daß das Princip auf welchem seine und Guizot's Politik ruhete aus den Bedürfnissen Frankreichs, soweit diese aus dessen Bildungszuständen mit Klarheit und Entschiedenheit hervortreten, gerechtfertigt werden konnte. Bei ihrem Sturze büßten Beide — und Das ist das Tragische in diesem Ereigniß — die allgemeine menschliche Beschränktheit daß sie nicht weiter und tiefer blickten, und darum nicht rechtzeitig den immer fortschreitenden Bedürfnissen entgegenkamen, oder wenn sie die Ansprüche der Zukunft auch ahneten, die Befriedigung derselben nicht rasch genug zu bewerkstelligen vermochten.

Denn Das ist auch uns unzweifelhaft daß der Gedanke der demokratischen Republik, ja des Socialismus eine Foderung der Zukunft insichschließt, eine echtchristliche Idee deren Verwirklichung mehr und mehr angebahnt werden muß. Das Proletariat, welches durch die Gestaltung des industriellen Lebens der Neuzeit in das Leben gerufen ist, widerspricht nicht minder den Foderungen der allgemeinen Bruderliebe als die Leibeigenschaft und die sonstigen Auswüchse des Feudalwesens im Mittelalter, und die weiterstrebende Menschheit wird nicht zur Ruhe gelangen bis eine bessere Stellung der niedern Classen gewonnen ist. Noch aber ist die Zeit nirgend gekommen wo das ganze Volk zu einer Ausübung politischer Rechte, auch nur des Wahlrechts, für befähigt erklärt werden kann, und die Systeme des Socialismus sind selbst in der Theorie noch so unausgebildet daß jeder Versuch dieselben in die Wirklichkeit zu führen die größte Verwirrung und Erschütterung der bürgerlichen Gesellschaft hervorrufen muß.*)

Dies ist auch die Ansicht zu welcher der Verf. am Schlusse seiner Darstellung gelangt, und er knüpft daran folgende Betrachtung:

> Die Gesellschaft kann (soll) nur auf natürlichem und nicht auf gewaltsamem Wege fortschreiten. Da die Menschheit aber berufen und im Stande ist der langsamen natürlichen Entwickelung der Dinge durch die ihr zugebotestehenden geistigen Mittel nachzuhelfen, so darf der Staat die größtmögliche Beschränkung des Einzelnen zu Gunsten Aller weder durch aufgedrungene Gesetze erreichen wollen, noch auch dem blos natürlichen Gange der Dinge überlassen. Jene zum Fortschritte der Gesellschaft nothwendige Beschränkung muß eine That der persönlichen Freiheit bleiben, der Staat aber hat zwei Wege zugleich einzuschlagen um sie zu befördern: den Weg von unten nach oben durch Bildung, und dann von oben nach unten durch Gesetze, und zwar solange bis die Fortschritte der erstern den Druck der letztern von selbst aufheben.

Gewiß ist Dies die echte Staatsweisheit, die nicht nur dem Staatsmanne, sondern einem Jeden der zu einer Theilnahme an politischem Wirken berufen ist zur Richtschnur dienen sollte; dabei aber dürfen wir uns nicht verbergen daß trotz aller menschlichen Weisheit gewaltsame Eingriffe in den Gang menschlicher Entwickelung nicht zu vermeiden sind, und daß auch solche Impulse den Fortschritt fördern, jedoch in der Weise daß das Ueberspringen der organischen Entwickelung sich jederzeit durch Zurücklenkung in den naturgemäßen Gang derselben ausgleicht. So folgt mit Nothwendigkeit auf die Revolution die Reaction, und je gewaltsamer das Vorwärtsschreiten geschah, desto mächtiger ist auch die Kraft des Rückschlags.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Reisefragmente aus Nord und Süd gesammelt in Europa und Aegypten von L. v. H. Zwei Abtheilungen. Breslau, Gosohorsky. 1848—50. Gr. 8. 2 Thlr.**

Dies Buch ist nicht, wie der Titel es leicht vermuthen lassen dürfte, ein phantasiereiches Touristenproduct der vielbeliebten neuesten Mode; aber es ist auch ebenso wenig eine auf dem ernsten Boden gediegener Wissenschaftlichkeit gereifte Frucht der Reisen, womit unsere deutsche Literatur schon manche sehr erfreuliche Lebenszeichen vonsichgegeben hat. In der Mitte zwischen diesen beiden äußersten Grenzen nimmt das Schriftchen einen durchaus nobeln Standpunkt ein. Es ist selbständig. Alles was es bringt kommt aus eigener Anschauung. Der Verf., jedenfalls ein Mann von gründlicher historischer, politischer, statistischer Durchbildung, bewährt überall einen klaren, verständigen Blick in die ihn umgebenden Verhältnisse. Er urtheilt rasch und entschieden, aber doch nie übereilt oder zu einseitig streng. Seine Ansichten sind in mancher Hinsicht nur Bestätigungen längstbekannter Behauptungen, indessen tragen sie ein so frisches Gepräge der jüngsten unmittelbaren Erfahrung, einen so ehrlichen Charakter der deutschen Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Gründlichkeit daß man sie mit lebhaftem Interesse gern aufs neue liest. Vieles davon ist aber ganz neu und in

---

*) Wer ohne Weiteres an der Möglichkeit Zustände die jetzt noch unmöglich sind in der Zukunft verwirklicht zu sehen zweifelt, den verweisen wir auf die selten hinreichend gewürdigte große Idee des „Gottesfriedens", dessen Verwirklichung als sie im Mittelalter gefodert wurde unmöglich erschien, aber im Verlaufe der Jahrhunderte durch Beseitigung des Faustrechts erreicht ward. Es gilt noch immer das Wort Posa's:

> Das Jahrhundert
> Ist meinem Ideal nicht reif! —
> Es kommen mild're Zeiten!

dieser Hinsicht verdient das Buch noch besonders empfohlen zu werden.

Statt der Vorrede bringt der Verf. ganz lakonisch die Worte:

Sie reden
Was sie wollen;
Mögen sie reden!
Was kümmert's dich?
Inscr. Pomp.

Den Lesern gegenüber macht dieser Ausspruch gewiß keine erwünschte Wirkung: denn wie könnte er da anders als für eine übel zur Schau gestellte Suffisance genommen werden. Den Recensenten gegenüber ist dieses Motto auch von unerwünschter Wirkung: denn es liegt ein verletzender Hohn darin, der manche Feder zum Angriff, ja selbst zum Todesstoße reizen könnte. Ref. sieht über dies Wörtchen lächelnd hinweg, und bemerkt nur daß die günstige Meinung welche er über das Büchelchen auszusprechen hat auf keinen Fall jenem wunderlichen Wahlspruche zuzuschreiben ist.

Die erste Abtheilung bringt in sieben Abschnitten allgemeine und specielle Nachrichten über Skandinavien, Dänemark, Holland, England, Belgien, Frankreich und über die Alpenländer. Sie hält sich in keinem der genannten Länder lange auf, weiß aber überall das Wichtigste schnell und sicher herauszufinden. Sie interessirt sich nur für die Sache, daher auch manche Verstöße gegen eine gefällige Form. Sie ist reich an vortrefflichen Gedanken, aber eckig und steif in der Darstellung. Doch wir wollen jetzt Einiges aus dem Buche mittheilen, damit die Leser d. Bl. miturtheilen können.

Wir wählen zunächst einige Stellen über die Zustände Frankreichs, wobei nur noch zu bemerken ist daß dieselben vor der Katastrophe von 1848 niedergeschrieben sind. Der Verf. redet mit Unmuth von der „franzmännischen“ Eitelkeit, von der bis zur „Pandemie gestiegenen Genuß- und Vergnügungssucht“. „Zur Befriedigung dieses fieberhaften Bedürfnisses nach sinnlicher Aufregung“, fährt er dann fort, „als um eine höhere Geltung im gesellschaftlichen Leben durch Aufwand zu erlangen, ist die Erwerbung der zu beiden Zwecken erfoderlichen Geldmittel das wesentlichste Erfoderniß. Unter solcher despotischen Herrschaft des Metalls kann es daher nicht fehlen daß alles Höhere und Edlere in Gewinnsucht untergeht, und die der Genußsucht unausbleiblich folgende Verschwendung des Erworbenen mit der Verarmung das mannichfaltigste Volkselend erzeugt. So ist denn bis zum J. 1846 diese Verarmung in den untersten Volksclassen Frankreichs nach amtlichen Angaben schon bis auf acht Millionen Pauperisten angewachsen, und ihre Anzahl ist fortwährend im Steigen. Während solchergestalt Ueppigkeit die höhern Stände verweichlicht und entnervt, Verarmung aber die niedern Volksclassen demoralisirt, untergraben beide Theile die That- und Sinneskräftigkeit der französischen Nation. Die Phasen in der Geschichte aller Völker lassen daher auch das endliche Schicksal Frankreichs vorhersehen, mindestens jetzt schon mit Zuverlässigkeit unterscheiden daß die sogenannte große Nation ihren Culminationspunkt zurückgelegt und im Absteigen begriffen ist.“

Die französischen Damen schildert das Buch meisterhaft: es weist uns hin auf das verführische, anmuthige Auftreten derselben, auf den gewaltigen Einfluß den sie auf ihre Männer und auf das Räderwerk des ganzen Staats auszuüben im Stande sind. „Weder Staatsumwälzungen sind ihren Intriguen, noch wichtige Verwaltungsmaßregeln bleiben ihrem Einflusse fremd. Viele Minister und Feldherren, selbst den großen Corsen nicht zu vergessen, haben nur auf dem labyrinthischen dunkeln Wege, durch den weiblichen Unterrock, emporsteigen können. Mit despotischer Gewalt gebietet der Pantoffel im Privatleben, wo Ruhe, Friede, das gesammte häusliche und Familienglück von der schwachen Weibeshand abhängig gemacht worden ist . . . .“

Die zweite Abtheilung bringt in drei Abschnitten Mittheilungen über Italien, Griechenland und Aegypten. Sie ist ganz im Geiste der vorher durchsprochenen abgefaßt, nur mit dem Unterschiede einer etwas größern Ausführlichkeit. Ihr Umfang ist fast noch einmal so groß und steht also genau in dem Verhältniß wie die behandelten Gegenstände für das gebildete deutsche Publicum ein gesteigertes Interesse besitzen. Der Verf. bewahrt aber auch hier einen ehrenfesten deutschen Charakter voll derber Offenheit und unbeirrter Geradheit. Er blickt dreist, klar und tief in die Schlupfwinkel der Sünden südländischer Nationalentartung, er zerreißt den Vorhang hinter welchem die Scheinheiligkeit ihr boshaftes Spiel treibt mit kühnem Muthe. Alle diese Gründe machen aber auch die Warnung nothwendig daß man das Buch nicht in die Hand unerfahrener Jünglinge oder charakterschwacher Frauen lege. Es gehört ein ganzer, ein sittenstarker Mann dazu um solche Bilder wie sie der Verf. von Aegypten uns vorführt mit unbefangener Ruhe würdigen zu können.

Aus Neapel bringt uns der Verf. höchst interessante Notizen zur Geschichte der eben durchlebten traurigen Gegenwart. „Der gewaltige Umschwung unserer Zeit“, sagt er, „hat auch die neapeler Regierung oder deren Camarilla zu vielen wohlthätigen Reformen und zeitgemäßen Zugeständnissen genöthigt; indeß bleibt noch ein Augiasstall von Uebelständen auszuräumen, hervorgebracht durch einen kostspieligen Hofstaat mit trägen Fürsten-Satelliten, einem für das Land zu zahlreichen Militair und Beamtenpersonal, den Myriaden träger geistlicher Bonzen und solcher verarmten Aristokraten welche bisher im Staatsdienste versorgt wurden, nebst der Menge unbeschäftigter Advocaten, die bei dem frühern verrotteten Proceßgange im Ueberfluß schwelgten, und als sophistische Sykophanten mit ihren juridischen Praktiken das Volk con amore ausbeuteten . . . . Schwerer ist allerdings den überall an äußerm Tand hängenden Frauen und Töchtern jener frühern Notabilitäten das Herabsteigen aus ihren von Wolken des Weihrauchs umflossenen, hohen Regionen des Gesellschafts-Olympos angekommen; doch haben sie sich mit weiblicher Geschmeidigkeit bald in das Unvermeidliche zu fügen gelernt. Nur jene servilen faulen Hofschranzen, welche in ihren goldbetreßten Livréen mit Crachats an den vordern, mit einem Apartementschlüssel am hintern Körpertheile und mit dem Bratspieß an der Seite antichambriren, zwar am Hofe nur lispelnd, süßlächelnd und schwanzwedelnd herumschleichen, in andern Gesellschaften aber voller lächerlicher Ansprüche sind, vermögen sich noch nicht von diesem Sturz zu erheben und in ihre neue Lage zu finden. Denn nicht wie in Preußen — nach dem Ausspruche des großen Friedrich: «In meinen Staaten bedeutet ein Lieutenant mehr als ein Kammerherr» — bekleiden diese Camarlingi kraft ihrer Hofcharge hier einen hohen Rang, welchen man nunmehr keineswegs weiter anzuerkennen Veranlassung findet.“

Aus dem interessanten Nationalgemälde der jetzigen Griechen wollen wir nur ein paar charakteristische Züge zur Anschauung bringen: „Wie ihre hellenischen Altvordern, sind auch die Neugriechen ein geistig sehr reich begabtes Volk; doch beruht diese unverkennbare Intelligenz keineswegs auf scientifischer Bildung, sondern lediglich auf natürlichen Verstandesanlagen, Bonsens und praktischen Fähigkeiten, Capacitäten mit welchen der Grieche eine richtige scharfe Beurtheilung der Verhältnisse sowie der Personen, und die Gewandtheit verbindet sich zeitgemäß in alle Lagen des Lebens geschmeidig zu fügen. Wenn solche Eigenschaften, unterstützt durch ungewöhnliches, vortheilhaftes Aeußeres, überall einen günstigen, sehr gewinnenden Eindruck hervorbringen müssen, vermag der griechische Marjolet deren Wirkung bei den Jungfrauen noch durch süße Schmeichelrede in eine Gewalt zu verstärken welcher das weibliche Herz umsoweniger zu widerstehen vermag als die Liebe, nach dem Ausspruch des genialen Mirabeau, bei den Männern durch die Augen, bei den Frauen mehr durch die Ohren eindringen soll. Da, wie überhaupt schon bemerkt, die Platonische Liebe dem Griechen eine unbekannte Größe ist, so

Auflauf, wie in Paris zu Anfange gewöhnlich, einen reinscherzhaften Charakter, und selbst die ersten Barrikaden gaben zu Neckereien zwischen Volk und Soldaten Anlaß; gegen die Municipalgarde, die Gensdarmerie von Paris, zeigte sich jedoch von Anfang an große Erbitterung. Nachmittag zogen sich indeß die Aufrührer immer mehr in das Innere der Stadt um sich in den engen Straßen zu verbarrikadiren; schon jetzt wagte man aber auch in der Nähe der Tuilerien Barrikaden zu bauen, und die Führer (Meneurs) suchten die Emeute zu leiten. Am Abend, wo es freilich in mehren Quartieren zu blutigem Handgemenge kam, sprach übrigens der Polizeipräfect in einem Kriegsrathe in den Tuilerien die Ansicht aus: Man habe es nur mit Gassenjungen zu thun gehabt, das Militair könne die Nacht ruhen; doch ließ man dasselbe zweckloserweise sich in der regnerischen Nacht erschöpfen. Eine hinreichende militairische Macht, etwa 30,000 Mann, die mittels der Eisenbahnen leicht mehr als verdoppelt werden konnte, war allerdings auf des Königs Verlangen, der die Reformbewegung keineswegs als unbedeutend betrachtete, herbeigeschafft. Die meiste Sorge flößte die Haltung der Nationalgarde ein, deren Commandant Jacqueminot weder Achtung noch Vertrauen hatte, und von der ein großer Theil die Reform, ein noch größerer den Sturz des Ministeriums Guizot wünschte. Selbst bei den höhern Classen war Guizot unpopulair geworden, weil die auswärtige Politik die Nationaleitelkeit verletzte; die mittlere und kleine Bourgeoisie erhob der Ruf nach Reform zu der Hoffnung einer wohlfeilern Regierung; die großen Massen des Volks, deren aufgeregtes Gefühl immer zu den Extremen neigt, mochten bei einer Umwälzung schon an den Sturz Ludwig Philipp's, ja des Königthums denken. Die Zusammenberufung der Nationalgarde, die zuerst für den 22. Febr. Morgens bestimmt war, hatte man noch während der Nacht wiederabbestellt.

Am 23. Febr. Morgens zeigte sich daß die Aufrührer die Nacht wohl benutzt hatten. Unter Anweisung der alten Chefs der geheimen Gesellschaften hatten sie sich in den engsten Quartieren zusammengezogen und verschanzt; ein kleiner aber verwegener Haufe setzte sich an der Rue Poissonière fest um die Truppenzüge zu behindern. In dem hier angrenzenden Stadttheile hatten sich die „Patrioten" zusammengefunden, die bereits unter der rothen Fahne für die Republik kämpften. Doch waren es auch nur die Republikaner, 3000 an der Zahl, welche entschieden zum Kampfe entschlossen waren. Sie konnten indessen noch immer leicht genug überwunden werden wenn die Regierung ohne Schonung verfahren wollte; man nahm jedoch keine durchgreifenden Maßregeln, und „um gerecht zu sein muß man sagen daß diesem wichtigen Umstande nicht allein unreine, sondern auch reinere Motive zugrundelagen: ein gewisser Humanismus ist der Regierung nicht abzusprechen". Man hoffte noch in minder blutiger Weise durch Zusammentritt der Nationalgarden zu siegen. Dies schlug jedoch völlig fehl, weil Enthusiasmus nur für Reform herrschte, für die weder geliebte noch geachtete Regierung sich Niemand schlagen mochte.

Als die Regierung die Nationalgarde am 23. Febr. um 7 Uhr Morgens zusammenrufen ließ, rechnete sie darauf daß derjenige Theil den sie den „guten" nannte sich einfinden und zur Unterdrückung der Emeute beitragen würde; der „schlechte" hingegen glaubte sie würde nur passiven Widerstand leisten, d. h. sich nicht für die „Ordnung" unter das Gewehr stellen. Das gerade Gegentheil fand statt: die „Guten" blieben zu Hause und die „Schlechten" begaben sich auf die Bürgermeistereien. Das war nun für die Regierung natürlicherweise noch schlimmer als wenn die ganze Nationalgarde sich neutral verhalten hätte.

Der Verf. gibt uns eine genaue Uebersicht des Verhaltens in den einzelnen Legionen der Nationalgarde. Ueberall ließ dieselbe schon den Ruf: „Vive la réforme, à bas Guizot!" ertönen, worauf hier und da die Truppen, und sogar ein Theil der Municipalgarde mit ihr fraternisirten. Als um 2 Uhr Nachmittags die Obersten der Legionen eine Deputation an den König schickten welche schleunigst Zugeständnisse verlangte, sagte Guizot auf die Frage Ludwig Philipp's: „Was ist zu thun?" „Ich weiß es nicht; aber Das weiß ich daß ich zwei Dinge nicht thun kann, die Reform bewilligen und auf die Nationalgarde schießen lassen!" Der König schickte darauf zu Graf Molé. Bei seinem ersten Erscheinen sagte er: „Meine Farbe ist übertroffen, Ew. Maj. muß jetzt die Herren rufen lassen welche die Bankete gemacht haben — die Herren Thiers und Barrot." Dazu konnte sich der König noch nicht entschließen, und auf seinen Wunsch trat Molé wenigstens mit seinen Freunden zu einer Berathung zusammen. Die Nachricht von Guizot's Sturz ward inzwischen mit Schnelligkeit durch die Stadt verbreitet; die bemitteltere Classe erwartete davon das Ende des Aufstandes und die Rente stieg augenblicklich um 40 Centimen. Flocon rief einmal über das andere: „Pauvre république!" Das Wagstück der Republikaner schien gescheitert; da erfolgte die verhängnißvolle Scene vor dem Hotel Guizot. Der Hergang dabei ist auch durch die sorgsamen Forschungen des Verf. nicht völlig aufgeklärt, und wird es seiner Natur nach nie werden. Daß die Häupter der Republikaner am Abend des 23. Febr. sich noch zu einer längst beabsichtigten Verschwörung vereinigten, zu dem ausgesprochenen Zwecke Conflicte mit den Truppen herbeizuführen um dadurch das Volk aufzureizen, bezeichnet der Verf. als „inhaltschwere Gerüchte"; jedoch ist von der republikanischen Partei selbst Nichts zu deren Widerlegung geschehen, und die Ereignisse reden laut für die Wahrheit derselben. Als die Boulevards wegen des hergestellten Friedens glänzend erleuchtet waren, zog ein starker Trupp von Arbeitern mit Fackeln, patriotische Lieder singend, vor das Bureau des „National", wo Marrast am Fenster die Protestationen gegen das Ministerium Molé in Empfang nahm, und versprach ein Ministerium Barrot zu fodern. Die Arbeiter wollten Barrot ein Hoch bringen als ihnen ein zweiter Zug entgegenkam, von wildem Ansehen, aus Republikanern zusammengesetzt welche den Tag über gekämpft hatten, die rothe Fahne voran. Ver-

einigt zog man vor das Ministerium des Auswärtigen, nicht weit von der Einmündung der Rue de la Paix in den Boulevard, das wegen seiner Archive und zum Schutze Guizot's stark besetzt war. Plötzlich hörte man „einen Schuß" fallen, das Wort „Feuer" ausstoßen, und gleich darauf ein starkes „Pelotonfeuer"; dann „ein furchtbares Geschrei; über 50 Menschen stürzten theils todt, theils verwundet nieder"; der Zug zerstreute sich in wilder Flucht. Es wird erzählt jener erste Schuß habe dem Pferde des commandirenden Oberstlieutenants das Bein zerschmettert, man habe Dies für einen Angriff gehalten, und zu schießen befohlen. Der Commandirende (?) sei sogleich verhaftet worden. Allerdings erscheint das Schießen des Militairs als eine Uebereilung, doch nicht unberechtigt; nur blinde Voreingenommenheit kann hier eine muthwillige Grausamkeit sehen, zumal der Aufstand schon am Nachmittag völlig beseitigt schien, und das Militair auch während der Gefahr die größte Schonung bewiesen hatte. Dagegen liegt eine absichtliche Aufreizung der Truppen durch die Republikaner schon in ihrem Zuge vor Guizot's Hotel; wenn der erste Schuß aus Absicht hervorging, kann er nur von den Republikanern gekommen sein; das Gerücht daß derselbe von Karl Lagrange herrührte, widerlegt der Verf. aus dessen Charakter.

Jedenfalls beuteten die Republikaner das Ereigniß für ihre Sache mit dem erwünschten Erfolge aus. Auf einem unheimlichen, mit einer rothen Papierlaterne erleuchteten Karren führte man die Leichen der „gemordeten Brüder" unter dem Schrei nach Rache für den „Verrath" umher. Der Zug begab sich erst vor das Bureau des „National", dann vor das der „Réforme", nun weiter durch die Stadt. Die Aufregung welche sich jetzt durch ganz Paris verbreitete war ungeheuer; auch die friedlichsten Classen erhoben sich zum Kampfe, weil Alles wirklich an Verrath glaubte. Welche gräßliche Störung des schon gewonnenen Friedens! Aber der furchtbare Sturm der Leidenschaften welcher nun losbrach erklärt sich nicht aus dem Gefühle des Augenblicks allein; hier (ähnlich wie in Berlin am 18. März) erzeugte ein durch lange bittere Täuschungen genährtes Mistrauen den Glauben an Verrath, der sonst durch Nichts begründet war, und die tiefverhaltene Empfindung flammte auf eine Alle aufregende Veranlassung plötzlich zur Leidenschaft auf. „Fast in allen Theilen der Stadt erhoben sich Barrikaden mit Blitzesschnelle, und fast nirgend traf das Volk auf Widerstand." In dem Glauben Alles sei vorüber hatte man einen Theil der Truppen in die Kasernen geschickt, und selbst die Tuilerien waren nur mit 1500 Mann besetzt, sodaß ihre Einnahme durch einen Handstreich an diesem Abend für möglich galt. Die Nacht hindurch wuchs die Gefahr mit furchtbarer Schnelligkeit. Nach langer Rathlosigkeit entschloß sich der König, nachdem er am Abend Molé noch einmal vergeblich zur Uebernahme des Ministeriums aufgefodert, um Mitternacht Thiers in die Tuilerien zu bescheiden. Um dieselbe Zeit übertrug er dem Marschall Bugeaud den Oberbefehl über die Nationalgarde und die Armee von Paris. Bugeaud sagt: „Ich werde der Arzt eines verlorenen Felles sein!"

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die religiösen Bewegungen und kirchlichen Bestrebungen der Gegenwart. Nebst einem Anhange über das Treiben der hallischen Pietisten gegen Christian Wolf; und Friedrich der Große und das Conventikelwesen. Von Karl Erdmann. Leipzig, Brandstetter. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.**

Das Verhältniß der Theologie zur Philosophie, deren parallele Fortbildung und gegenseitige Umgestaltung, wie deren beiderseitiger Einfluß auf die Entwickelung des Christenthums als Kirchenthums seit den letzten hundert Jahren, dargestellt behufs der Orientirung, sowie zur Begründung und Feststellung des eigenen selbständigen Urtheils über die obschwebenden kirchlichen Bewegungen und religiösen Bestrebungen: Das ist nach des Verf. eigener Erklärung der summarische Inhalt der vorliegenden Schrift. Für die wesentlich *praktische* Tendenz derselben sind schon die beiden Anhänge Zeugniß; denn sie würden offenbar nur ihren relativ beschränkten Platz in der geschichtlichen Entwickelung des 18. Jahrhunderts gefunden haben, wenn der Verf. es nicht für nutzdienlich gehalten hätte den Nachkommen Friedrich's des Großen noch einmal den oft vorgehaltenen Spiegel zu zeigen, und die der hallischen Pietisten und Throngläubigen wieder einmal an die mit königlich preußischer Autorität einst umkleidete Freisinnigkeit zu erinnern. Was er über die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Philosophie sagt könnte überflüssig erscheinen wenn er sie nicht speciell für das große Publicum vindicirte. Nicht mit Unrecht fürchtet er daß auf religiösem Gebiete der Indifferentismus und das Abfinden mit Redensarten weiter und tiefer verbreitet sei als man ahnt, und daß wenn Calvin aus Fanatismus den Servet verbrennen ließ, heute dagegen zu besorgen ist daß bei allen Anfeindungen und Verketzerungen des Christkatholicismus und der Freien Gemeinden eigentlich mehr gegen das offene Bekennen und Hervortreten als gegen die Heterodoxie reagirt wird. Die Strenge der Orthodoxie, darin stimmen wir mit ihm überein, ist sehr oft nur eine Verhüllung des juste-milieu, welches sich mit den Principien leicht abfindet, wenn sie nur nicht zu herb ausgesprochen und consequent im Leben vertreten werden. Bei solcher Ueberzeugungslosigkeit, und bei der Unmöglichkeit die Ueberzeugungen wieder blos auf Glauben, Autorität und Tradition zu bauen, muß die Philosophie den festen Mittelpunkt geben, und die Kritik dem Tergiversiren ein Ende machen.

Die vorliegende Schrift hat weder nach der Form noch nach dem Inhalt einen strengwissenschaftlichen Charakter; Rec. denkt aber daß sie theils den Gebildeten überhaupt, theils allenfalls auch manchen jungen Säulen der neuen Kirche, welche eben nicht geradeswegs „von der Philosophie" hergekommen sind, zum Selbststudium und zur Orientirung nicht unwillkommen sein wird. Sie ist ein oft lose zusammengefügtes Mosaik aus ältern und neuern Werken, untermischt mit seitenlangen Literaturnachweisungen, kritischen Bemerkungen oder auch längern Raisonnements des Verf. Studien und Collectaneen sind als Ganzes sehr ungleich gearbeitet. So finden wir gleich im Anfang eine Reihe Brustbilder in der Art von Hase's „Kirchengeschichte", oder vielmehr oft aus dieser wörtlich entlehnt (hier jedoch wie überall mit treuer Quellenangabe), dann nach sehr kurzer Charakterisirung irgend eines Theologen oder Philosophen wird einmal ein langes Excerpt aus einer seiner Schrif-

ten eingefügt; Kirchengeschichte und wissenschaftliche Systeme wechseln zuweilen etwas bunt miteinander ab. Auch geht der Verf. wol einmal aus eigenem Raisonnement unmittelbar in fremdes über; so begegneten dem Rec. einige ihm sehr bekannt klingende Stellen, bis er am Ende eines halben Bogens sich aus dem ehrlichen Schlußcitat überzeugte daß er ein Excerpt aus einer seiner eigenen frühern Schriften vorsichhabe. Doch ist besonders im zweiten Theile das Resultat dieser Manier: daß allerdings ein lebendiges Gesammtbild wenn auch nicht gerade der Entwickelung, so doch der gegenwärtigen Bewegung und der verschiedenen Richtungen auf philosophisch-theologischem und religiös-kirchlichem Gebiete dem Leser vorgeführt wird.

Der Standpunkt des Verf. ist schon oben dadurch bezeichnet daß er das größte Gewicht auf das „Lebenspraktische" legt, wie Dies seiner Kirche überhaupt eigenthümlich ist. Die Wärme mit welcher er von dieser und ihrer Entwickelung spricht ist ebenso wohlthuend als der frische lebendige Geist mit dem er gegen die Abstractionen und alle leere Kritik zu Felde zieht. Aber er schießt doch Etwas über sein Ziel hinaus, und der Hochmuth mit welchem er gegen den Uhlich'schen Rationalismus einerseits oder die Linke der Freien Gemeinden (Wislicenus) andererseits zu Felde zieht ist nicht so ganz berechtigt. Wir wählen als Beispiel um unser Urtheil zu begründen Das was über B. Bauer's „Kritik der evangelischen Geschichte" gesagt wird. Nach einer sehr anerkennenden Charakterisirung dieses Werks sagt der Verf. daß jetzt wirklich die Zeit gekommen sei wo man sich, wie Bauer vorhersagte, über eine Ausführlichkeit in so klaren Dingen wundern werde. Nämlich der Christkatholicismus und die freie evangelische Gemeinde haben thatsächlich die Bauer'sche Arbeit kritisirt, als überflüssig und überwunden nachgewiesen. „Mögen sich nun aber auch die Anhänger und Gegner Bauer's gegen den Untergang dieses anerkennenswerthen epochemachenden Werks nicht länger sträuben. Christus ist aufs neue unter uns erstanden durch die Regeneration des Jesuthums in der Gestalt des Christkatholicismus wie der freien evangelischen Gemeinde, und dadurch das philosophische wie theologische systema posthumum des absoluten Hegelthums «gänzlich besiegt, welche beide durch dialektische Kunst und geistvollen Witz sich über klare Thatsachen hinwegzusetzen» gedachten."

Diese Auffassung des Verf. ist aber nun selbst nichts Anderes als ein solcher dialektischer Witz. Bauer führte bekanntlich das Princip durch: der historische Christus habe sich rein im Selbstbewußtsein der Gemeinde gebildet. „Ja wol", sagt der Verf., „Bauer hat Recht, aber er ist überwunden und überflüssig, da wir, die Christkatholiken, jetzt «gethan haben was er nur malte», indem wir ebenfalls wieder aus unserm Selbstbewußtsein einen lebendigen Christus gebildet haben." Recht hübsch gewendet! Aber damit ist die Sache nicht aufgeklärt. Jenes Bauer'sche Princip war zugleich das Resultat: daß der so gebildete Christus nicht der historische sei, sondern ein freies Phantasiebild; und die Christkatholiken werden sich dadurch daß sie praktisch viel Gutes gewirkt haben doch nimmermehr der Kritik entheben können, welche nun sie ihrerseits fragt: womit sie beweisen wollen daß dieser neugebildete Christus etwas Anderes als ein Phantasiebild sei? Der Verf. hat also die „absolute Kritik", insofern sie Nichts mit dem Leben zu thun hatte, allerdings mit Recht durch das „Leben" als überwunden dargestellt; aber dies Leben ist nur der ebenso beschränkte Gegensatz, nämlich ein Leben welches sich christlich nennt ohne alle Kritik des historischen Christus. Die Polemik gegen den vulgairen Rationalismus und die Männer des „Urchristenthums" macht sich sehr wunderlich im Munde der leiblichen Vettern und Kinder, die ganz Dasselbe thun, nur ohne so viele Umstände. Der Rationalismus suchte wissenschaftlich, exegetisch zu erweisen daß sein Christus der historische sei. Die neue Kirche rühmt sich nun: „Was die Bibel als Grundlage des (neuen) Christenthums betrifft, so ist dies keine Accommodation, kein Beibehalten aus äußern Zweckmäßigkeitsgründen, kein Haschen nach Continuität des Geschichtlichen, sondern principielle Uebereinstimmung und Identität." Diese Identität ist aber eben zu erweisen. Wenn die neue Kirche mit Recht die Abänderung des Glaubensbekenntnisses nach dem jedesmaligen „Zeitbewußtsein" verlangt, so hat sie schon damit den Unterschied zwischen ihrem und dem 18 Jahrhunderte frühern Bewußtsein Christi anerkannt. Sie verwischt diesen Unterschied durch die „vernunftgemäße Auslegung" der Bibel, d. h. indem sie das der heutigen Vernunft Feindliche herausnimmt und das ihr Entsprechende hereinlegt; Das ist aber keine Auslegung und keine wissenschaftliche Kritik. Rec. hat seiner Zeit selbst in einem vom Verf. mit vieler Anerkennung benutzten Werk die Umrisse einer Kirche gezeichnet welche ihren Mittelpunkt gleichsam im Indifferenzpunkte jenes Unterschiedes zwischen uns und dem historischen Christus hat. Aber er verlangt mit Recht daß man dann nicht die Kritik beseitigen soll durch die bloße Entgegensetzung des Lebens; sondern um jene Unterschiede als unwesentlich, indifferent gegenüber der „principiellen Uebereinstimmung" zu erkennen, muß man doch erst den historischen Christus und diese Unterschiede selbst finden und erkennen. Das Leben hat kein Recht sich gegen die unlebendige Kritik zu rühmen, solange es auf seinem Gebiete dieselbe Einseitigkeit, nämlich ein unkritisches Leben, ist. 33.

## Bibliographie.

Bodenstedt, F., Die Einführung des Christenthums in Armenien. Eine Vorlesung, gehalten am 2. März 1850 im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Berlin, Decker. Br. 8. 6 Ngr.

Bohde, Hermine, Anna. Breslau, Korn. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Bülau, F., Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener und vergessener Merkwürdigkeiten. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen. November 1849. Meisenheim, Krull. Gr. 8. 10 Ngr.

Engels, L., Nordamerika — Ohio. Reise nach Nordamerika. Beobachtungen und Erfahrungen in Ohio 1848 und 1849. Für meine deutschen Brüder. Elberfeld, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Erdmann, Ueber Lachen und Weinen. Ueber die Stellung deutscher Philosophen zum Leben. Zwei Vorträge gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin in den J. 1848 und 1850. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Glaser, J. C., Die Aufgabe der Volkswirthschaft in ihrem Verhältniß zur Bewegung der Gegenwart. Berlin, C. Heymann. 8. 10 Ngr.

— — Die Handelspolitik Deutschlands und Oesterreichs nach ihren Grundlagen und in ihrem Verhältniß zu einander mit Bezug auf die vorgeschlagene Handels- und Zoll-Einigung zwischen Oesterreich und Deutschland in Vorträgen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Janotyckh v. Adlerstein, J., Die letzten zwei Jahre Ungarns. Chronologisches Tagebuch der magyarischen Revolution. Drei Bände. Wien, Sollinger's Wwe. Gr. 8. 3 Thlr.

Kolbe, B., Der Bischof Synesius von Cyrene als Physiker und Astronom beurtheilt, nebst der ersten deutschen Uebersetzung der Rede des Synesius de dono Astrolabii, oder über das Lob der Astronomie, mit verbessertem griechischen Text herausgegeben. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Drei Novellen. 1. Frau von Brabantane. 2. Jugendsünden. 3. Edelmann und Bauer. Herausgegeben von F. G. Kühne. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Oelsner-Monmerqué, G., Die Rothen und die Blauen. Pariser Corruptions-Skizzen. Ein Tendenz-Roman. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 120. —— 20. Mai 1850.



## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 119.)

Der 24. Febr. Als Thiers um 1 Uhr Morgens bei dem Könige eintrat sagte dieser mit großer Bitterkeit: „Nun, Herr Thiers, was ist nun zu thun?" Auf die Foderung von Thiers ihm Barrot zum Collegen zu geben erwiderte der König: „Es ist weit gekommen!" Doch willigte er endlich ein. Thiers verlangte nun Auflösung der Kammern und die Reform. Der König konnte sich dazu nicht entschließen. „Sire", sagte Thiers, „wenn die Bewegung vorüber ist bin ich bereit mich wieder zurückzuziehen." „So meine ich's auch", entgegnete der König. Es war 3 Uhr Morgens; Thiers schrieb eine Anzeige für den „Moniteur": der König habe ihn beauftragt ein Cabinet mit Zuziehung Odilon-Barrot's zu bilden. Dann sagte der König schneidend: „Eh bien, allez chercher vos collégues!" Das Programm war noch nicht bewilligt. So erklärt es sich daß Thiers dem Verlangen des Marschalls Bugeaud eine Proclamation zu erlassen nicht nachkommen konnte.

Marschall Bugeaud bildete zwei Angriffscolonnen, unter den Generalen Bedeau und Sebastiani. „Der Plan war meisterhaft für freie Straßen", und wenn die Nationalgarde wenigstens neutral blieb, reichten 25,000 Mann zur Dämpfung des Aufruhrs hin. Aber der Marschall wußte nicht daß Paris bereits überall verbarrikadirt war. Den Generalen sagte er: „Greift mit Hülfe der Nationalgarde die Emeute schonungslos an und laßt euch nicht auf Unterhandlungen ein! Sollte die Nationalgarde das Unglück haben gegen uns zu sein, so werde ich mich gegen sie schlagen."

Als der König nach einigen Stunden Schlafs Morgens um 7 Uhr Thiers und seine Collegen empfing, bewilligte er „die Auflösung der Kammer". (Die Reform verstand sich dabei von selbst.) Die Minister befolgten jetzt einen Plan dessen Fehlerhaftigkeit Bewundern erregen muß: sie beschlossen „die Feindseligkeiten überall einstellen und die Truppen zurückziehen zu lassen". Der König willigte darein. „Wußte man denn nicht daß das Julikönigthum von Feinden umringt war welche, bewaffnet und beschützt wie sie von der allgemeinen Aufregung waren, die Friedensmaßregeln misbrauchen würden?" Die einzige Auflösung ist: Ludwig Philipp glaubte noch nicht daß es seine Person galt; Thiers aber, der längst den Rücktritt Ludwig Philipp's und eine Regentschaft die ihn an das Ruder brächte gewünscht zu haben scheint, erwog wol noch nicht daß es sich um die Fortdauer des Königthums handelte. Sonst hätte er wenigstens einen Straßenkampf nicht scheuen dürfen; denn wenn die Majorität Frankreichs für das Königthum war, so mußte man die Angriffe der Minorität zurückschlagen. Uebrigens wurden wol die Entschlüsse des Königs wie der Minister durch den Gedanken der ungeheuern Verantwortlichkeit eines Kampfes gegen die Nationalgarde gelähmt.

Alles hing inzwischen davon ab daß die Friedens- und Reformbotschaft rasch genug in Paris verbreitet wurde. Die Barrikaden machten Dieses fast unmöglich; sie erschwerten zugleich den Rückzug der Truppen. Von der Verwirrung die in Paris zwischen 9 und 10 Uhr Morgens herrschte geben zwei gleichzeitige Placate Zeugniß. Flocon ließ anschlagen: „Citoyens! Louis Philippe vous fait assassiner comme Charles X! qu'il aille rejoindre Charles X!" Die Friedensordre Bugeaud's lautete: „Je donne ordre de cesser le feu partout; et la Garde nationale va faire la police!" Als eben das Militair sich zurückzog, glaubten Viele von den Aufrührern dasselbe mache mit ihnen gemeinsame Sache. Der Ruf des Tages war noch die Reform; die Nationalgarde erklärte sich immer allgemeiner für diese, ohne zu wissen daß sie bewilligt war. Auch die Republikaner ließen am Morgen des 24. Febr. das Wort Republik nur in ihren Quartieren hören; wo sie mit der bewaffneten Macht zusammentrafen redeten sie immer nur von Reform. So wurde die Thätigkeit der Truppen nicht nur gelähmt, sondern das Volk behandelte sie zum Theil als Besiegte. In dieser Lage der Dinge glaubte Crémieux, der es „gut meinte", der König könne sich durch neue Zugeständnisse retten, und bewog ihn statt des „unpopulairen Thiers" Odilon-Barrot zum Ministerpräsidenten zu ernennen, Bugeaud das Commando zu nehmen, und Gérard das Kriegsministerium wie Lamoricière den Oberbefehl über die Nationalgarde zu übertragen. Schon zogen Republikaner mit solchen Nationalgarden die das Königthum stürzen wollten ungehindert gegen die Kammer und ge-

gen die Tuilerien heran. Als Bugeaud, der noch auf dem Carrouselplatze commandirte, in der Nähe des Louvre schießen hörte, hielt er sich berechtigt und verpflichtet den Angriff auf das Schloß zurückzuweisen. Da empfing er die Ordre welche ihm den Oberbefehl entzog; zugleich die Nachricht der König danke ab. Der König hatte sich bei einer Revue über die Nationalgarde überzeugt: „Es gilt mir!“ Thiers glaubte endlich den Augenblick gekommen von der Abdankung zu reden, ja als der König fragte: „Glauben Sie daß meine Abdankung meinem Enkel die Krone erhalten wird?“ antwortete er: „Sire, ich weiß es nicht, ich glaube es nicht.“ Als unter vielen Menschen der verschiedensten Stände die ihm Rath geben wollten auch Emil de Girardin eintrat um den König zur Abdankung aufzufodern, weil dadurch allein die Monarchie zu retten sei, stand Ludwig Philipp auf und fragte: „Ist kein Mittel zum Widerstand mehr vorhanden?“ Auf die Antwort: „Nein, Keins!“ sagte er gefaßt: „Nun, ich danke ab!“ Als er eben die Abdankung schriftlich ausstellen wollte, trat Bugeaud ein und that Einrede; aber die Minister, die Prinzen und Andere foderten ihn auf Wort zu halten. So schrieb er die verhängnißvolle Erklärung. Da das Volk schon das Schloß bedrohete, beschleunigte die königliche Familie ihre Flucht; Ludwig Philipp trug als er die große Treppe herunterschritt ein Portefeuille; unten drängte man ihn mit seiner Gemahlin und zwei Kindern in der Hast in einen einspännigen Wagen mit einem englischen Renner, der sie in 25 Minuten nach St.-Cloud brachte. Um die Tuilerien und das Palais royal wurde noch blutig gekämpft. Der vordere Flügel des letztern (eines Privatguts von Ludwig Philipp) wurde geplündert, in den Tuilerien trieben die Sieger Hohn und Spott. Den Thron warf man zum Fenster hinaus, und trug ihn dann nach dem Bastillenplatz, wo er am Fuße der Julisäule verbrannt wurde. Vergeblich hatte Lamoricière die Kämpfer von der Erstürmung des Schlosses durch Mittheilung der Abdankungsacte zurückzuhalten gesucht; als er Lagrange das wichtige Papier überreichte, steckte es dieser in die Tasche und rief: „Es lebe die Republik!“ Die Urkunde ward so nicht einmal vor einer gesetzlichen Macht niedergelegt; Lagrange las sie nachher im Thronsaale vor, und foderte die Insurgenten auf nicht eher zu ruhen bis die Republik proclamirt sei. Noch als das Volk in die Tuilerien eindrang rief man: „Es lebe die Reform!“ worauf Auber-Roche, der durch seine Keckheit den Herzog von Nemours bewogen hatte die Tuilerien räumen zu lassen, antwortete: „Nein, es lebe die Republik!“ „Wie Das?“ „Ja, wundert euch nur, es lebe die Republik!“

So steigerte der unaufhaltsame Erfolg die Keckheit der Republikaner immer höher; es galt jetzt noch der Deputirtenkammer einen Beschluß zu entreißen. Um halb 1 Uhr hatte hier der Präsident die Sitzung eröffnet; den Antrag die Kammer für permanent zu erklären modificirte der Präsident dahin: die Kammer werde solange versammelt bleiben als es ihr erlaubt wäre. Um halb 2 Uhr trat die Herzogin von Orleans mit ihren beiden Söhnen ein, da Nemours, der sie auch begleitete, sie bewogen hatte auf diese Weise die Ausrufung der Regentschaft zu veranlassen. Anfangs riefen die Deputirten jubelnd: „Es lebe die Herzogin von Orleans! Es lebe der Graf von Paris! Es lebe der König! Es lebe die Regentin!“ Dupin redete für die Regentschaft und foderte einen augenblicklichen Beschluß. Einige riefen: „Ja, ja!“ Die Linke schrie: „Nein, warten wir auf Barrot! — eine provisorische Regierung!“ Die Aufregung wurde allgemein; da bat Lamartine: „aus Achtung vor der hohen Prinzessin die Sitzung aufzuheben!“ Erst auf viele Bitten der Umstehenden zog sich die Herzogin in das linke Centrum zurück. Nachdem Marie erinnert hatte daß nach einem Gesetz die Regentschaft dem Herzog von Nemours gebühre, sagte Crémieux: Es sei unmöglich daß Alle darüber einig seien die Herzogin von Orleans als Regentin und den Grafen von Paris als König anzuerkennen, und schloß: „Ich verlange eine provisorische Regierung von fünf Mitgliedern!“ Inzwischen war Odilon-Barrot erschienen. Er sagte: „Die Pflicht der Kammer ist einfach und klar: Die Julikrone ruht auf dem Haupte eines Kindes und einer Frau u. s. w.“ Dagegen erhob sich der legitimistische Larochejacquelin: „Ihr müßt die Nation zusammenberufen und dann“ — In diesem Augenblicke brach bewaffnetes Volk ein, und schrie: „Wir wollen die Absetzung des Königs! die Absetzung!“ Der Präsident hob die Sitzung auf. Als immer größere Volksmassen eindrangen, verließ die Herzogin mit den Ihrigen in größter Unordnung den Saal. Als dann Crémieux, Ledru-Rollin und Lamartine gleichzeitig auf der Tribune erschienen, schrie das Volk: „Keine Bourbons mehr! Eine provisorische Regierung auf der Stelle!“ Viele Deputirte verließen den Saal. Ledru-Rollin verlangte Stille im Namen des Volks; dann erklärte er: Niemand habe ein Recht ein Regentschaftsgesetz zu machen als das Volk selbst; das Volk das sich eben geschlagen habe, werde sich noch diesen Abend schlagen wenn man seine Rechte verkenne. „Ich verlange“, schloß er, „eine provisorische Regierung die vom Volke ernannt wird, und dann einen Aufruf an einen Convent der die Rechte des Volks ordnet.“ Auch Lamartine schloß sich in hochpoetischer Rede dieser Ansicht an. Man rief Bravo! Plötzlich wurden die Thüren des Saals mit Kolbenschlägen gesprengt; Nationalgarde und Volk drangen ein mit dem Ruf: „A bas la chambre! pas de députés!“ Erst jetzt verließ der Präsident Sauzet seinen Stuhl; nur einige Deputirte von der Linken blieben noch im Saal; Lamartine verharrte unter furchtbarem Tumult mehr als 10 Minuten auf der Tribune. Der greise (81 Jahre alte) Dupont (de l'Eure) machte endlich einen Versuch die Namen welche zur provisorischen Regierung vorgeschlagen wurden zur Abstimmung zu bringen. Ueber Lamartine, Ledru-Rollin, Arago vereinigte man sich. Unter wiederholten Unterbrechungen brach Lamartine mit einer großen Volksmenge nach dem Stadthause auf. Dann ließ Le-

dru-Rollin die Volksmenge im Deputirtensaale über die Mitglieder der provisorischen Regierung die er vorlas mit Ja oder Nein abstimmen. Dupont (de l'Eure), Arago, Lamartine, Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marie, Crémieux erhielten allgemeine Zustimmung. Um 4 Uhr war der Saal leer.

Die Herzogin von Orleans war auf ihrer Flucht aus dem Sitzungssaale längere Zeit von ihren Kindern getrennt, ohne deren Schicksal zu kennen. Der Graf von Paris fragte als man ihn dem wilden Menschenmeer entrissen hatte: „Nicht wahr, ich werde nun doch König sein?" Im Invalidenhause fand die unglückliche Mutter ihre Kinder wieder. Man wird es sehr begreiflich finden daß man mitten in dem Sturme einer Revolution die Regentschaft einer Frau für einen Unmündigen verwarf; doch könnte man glauben wenn der Herzog von Orleans am Leben gewesen wäre, würde der Thron der Orleans nicht das Opfer der Republikaner geworden sein. Man kann hierüber streiten; aber sicher hätte es einer übermächtigen Popularität des Thronerben bedurft um ihm den Thron des Vaters zu sichern, einer Popularität wie sie dem einzelnen Sprößling eines Geschlechts das alle Sympathien des Volks verloren hatte bei aller persönlichen Vortrefflichkeit zu erwerben vielleicht unmöglich war.

Während der Scenen in der Deputirtenkammer hatten auch die Parteien des „National" und der „Réforme" ihre Listen für eine provisorische Regierung aufgestellt, und die Socialisten vereinigten sich zu dem gleichen Zwecke. Doch die in (wenn auch nicht von) der Deputirtenkammer ernannten Männer waren die hervorragendsten Häupter der Bewegung, und da sie sich rasch genug im Stadthause festsetzten, fanden sie allgemeine Anerkennung. Das Volk vor dem Stadthause verlangte freilich sofortige Ausrufung der Republik, aber die Mitglieder erklärten sie würden sich gemeinsam berathen, und ihre Beschlüsse der Bestätigung einer Nationalversammlung vorlegen. Bald sahen sie sich indeß veranlaßt sich mit der von der „Réforme" (Partei der revolutionnairen Republik) ernannten Regierung zu vereinigen, zu der Louis Blanc, Marrast, Flocon und der Arbeiter Albert („nicht weniger und kaum mehr als ein Handwerker") gehörten, die zwar anfangs nur als Secretaire eintraten, bald jedoch (S. 266) zu Mitgliedern der Regierung erhoben wurden. So war die Regierung aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt! In der ersten „zweiundsiebzigstündigen Sitzung" derselben setzte Lamartine den vermittelnden Beschluß durch: sich für die Republik mit Vorbehalt der Zustimmung einer sogleich zu berufenden Nationalversammlung zu erklären. Das Volk tobte während dieser Zeit vor dem Stadthause und verlangte augenblickliche Thaten. Ein Drechsler Salle erpreßte ein Decret in welchem die Regierung „sich verpflichtet allen Bürgern Arbeit zuzusichern, und den Handwerkern (ouvriers) die Million von der Civilliste die verfallen wird und die ihnen gehört zurückgibt". Als am 25. Febr. die revolutionnaire Armee welche sich Vincennes bemächtigt hatte zurückkehrte, verfügte die Regierung die Befreiung der politischen Gefangenen, Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrecher, und Errichtung von Nationalwerkstätten. Am 27. Febr. 2 Uhr Nachmittags wurde die Republik an der Julisäule feierlich proclamirt; „die Zustimmung des Landes werde nicht fehlen".

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscript. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.**

Die extremen Richtungen treten wenn sie gewissermaßen über sich selbst hinausgehen wieder in eine Phase die für Mäßigung und Geschmack zugänglich ist. Das Uebermaß negirt das Uebermaß, die Hitze schlägt ins Extrem, wird Kälte und wirkt gerade dadurch wieder erwärmend. Die rothe Partei ist widerwärtig, unklar und roh, ihre Guillotinenmärsche und blutdürstigen Drohungen wären albern und lächerlich wenn sie nicht mehr noch bedauerlich wären; der Terrorismus ist eine Klapper mit der man nur noch Zopfphilister und Dummköpfe schreckt, der geschriebene Terrorismus ist aber auch nicht einmal Das. Der ehrliche und instinctiv richtende Sinn des Volks wird sehr bald in Drehorgelliedern ergötzliche Pendants zu all den Feuerspeiereien im Barrikadenstile liefern, und damit die Roheit jener Weltverbesserer, deren Blut 80° Réaumur hat, desavouiren. Auf der andern Seit muß die berlinerblaue Reaction, die auch Blut braucht um sich zur rechten Zeit in eine Art Purpurviolet verwandeln zu können, nicht minder abstoßend und verkehrt erscheinen. Auch sie verfällt der Lynchjustiz des Volkshumors. Lassen wir sie aber, wie ich oben meinte, über diese dunkele Färbung hinausgehen, lassen wir sie sich durch das Stahlblaue hindurch klären und verklären, bis sie als couleur de ciel eine pure Schwärmerei à la Fouqué und d'Arlincourt geworden, so kann sie nicht nur edel, sondern auch schön und poetisch werden. Wir mögen immerhin in uns kein Echo für Lieder finden die Frankreichs Lilien oder den Adler der Hohenzollern besingen, wir werden die Träume von „Treue", „Liebe" und „Vertrauen" für Träume halten, aber wir werden die Möglichkeit einer begeisterten, poetischen Auffassung nicht leugnen können. Jeder Enthusiasmus ist lyrisch, und die Lyrik hat ihr Recht in sich. Aber auch die letzte Abstraction wird lyrisch, sie bekommt Schwung und hebt sich empor, sie fliegt einem Ideale entgegen. Und so ist es mit der rothen Kritik. Sie negirt consequent das Rothe selbst, vertieft sich, so sehr sie scheinbar nur Positives und Praktisches bringt, in Hypothesen und Theorien, sie ist eine nüchterne Schwärmerin; aber sie schwärmt doch, sie träumt, sie dichtet, und wenn sie die Augen über sich selbst aufmachte, so fände sie oft daß sie über Blut und Brand eingeschlummert und auf einer frischen duftigen Wiese, von einer freundlichen Sonne angeleuchtet, erwacht sei.

Das vorliegende Buch gewinnt seinen Werth offenbar dadurch daß es statt des rothen Begriffs die rothe Idee geben will, und darum ist es gar nicht mehr roth, darum ward es dem Verf. möglich mit solcher Ruhe und Eleganz zu schreiben. Der Gedanke ist hier nicht ein Irrwisch, nicht ein brennendes Sumpfgas, das über Moder und Morast hinflattert, er ist klar und scharf begrenzt wie Sternenlicht im Winter, freilich wie im Winter. Er ist edel, darum fand er edle Worte und eine gebildete Sprachweise. Das vor wenig Wochen ausgegebene Buch desselben Verf., „Briefe über Italien und Frankreich", fesselte durch seine hinreißende Darstellung, durch Schärfe und Präcision des Ausdrucks, es übte auch dort noch einen gewissen Zauber wo man nicht beistimmen konnte. Und gerade Dies war in einem Werke schwer zu erreichen das von einem entschiedenen Parteistandpunkte aus geschrieben, Ereignisse der

allerneuesten Zeit besprach und einen quasi-historischen Charakter an der Stirn trug. Daß es trotz alledem gelungen, ließ uns das neue, damals angekündigte Werk mit günstigem Vorurtheile in die Hand nehmen, und wir fanden uns nicht getäuscht.

Leidet auch das Durchsprechen, ich muß wieder quasi sagen, philosophischer Fragen und gesellschaftlicher Zustände mit ihren möglichen Resultaten an einer gewissen Breite, die wir dem Russen zuguthalten wollen, so ist doch nirgend zu verkennen daß wir es mit einem Denker zu thun haben dem Klarheit und Wahrheit, soweit sie ergründbar, über Alles gehen. Die ätzende Dialektik in den Dialogen, die den ersten Abschnitt bilden, ist wol geeignet manchen hellen Geistesfunken herauszuschlagen, und so fehlt es denn auch nicht an immerwährendem Wetterleuchten, das dort und da sogar ein zündfähiger Blitz wird. So originell und scharf indeß diese Wortkämpfe sind, müssen wir doch den Schwerpunkt des Buchs in den letzten Aufsätzen, namentlich in dem Offenen Briefe an Herwegh, suchen. Der Grund dafür mag zum größten Theil darin liegen daß die deutsche Philosophie die dort entwickelten Gedanken durch ihre Zersetzung des Supranaturalismus bereits umfassender dargestellt hat, sodaß uns nur die „praktische“ oder angewandte Schonungslosigkeit noch neu erscheint.

Die letzten Aufsätze enthalten dagegen zum Theil raisonnirende Referate über pariser Vorgänge neuester Zeit, zum Theil werfen sie ein ganz neues, eigenthümliches Licht auf russische Zustände. In dem Briefe an Herwegh weist der Verf. mit kurzen, aber schlagenden Worten die Flachheiten der Touristen nach die seit Jahren über Rußland den Stab gebrochen, erzählt im Umrisse die Entwickelungsgeschichte des Landes und schildert endlich die Verhältnisse russischer Communen.

Obgleich mit allen Schriften bekannt die einiges Licht über das Land der Ukasen verbreiten, waren uns diese Eröffnungen doch unerwartet und überraschend. Wir hielten einen Augenblick inne und lasen mehre frühere Seiten noch einmal, um uns zu überzeugen daß der Anonymus, den wir von Herzen achten gelernt, nicht am Ende ein Agent sei der, unter der Maske der socialen Republik, Sympathien für eine russische Invasion erwecken wolle. Nach ihm müßte eine Verpflanzung kosackischer Ideen und Gewohnheiten in den Westen vom besten Erfolge für die Menschheit sein, denn — immer nach ihm — es existirt in den russischen Communen schon seit jeher eine Art von Communismus, der gar Nichts von den Schrecken hat die man sonst an ihm entdeckt. Der Verf. sieht nicht so aus als wollte er Phantasiebilder für Thatsachen geben; unterrichtet ist er ebenfalls so gut als eigene Anschauung diese Eigenschaft nur geben kann, wir haben also gar keinen Grund zu zweifeln daß seine Schilderung treu sei. Eins möge er uns aber zu bemerken erlauben ehe wir von seinem interessanten Werke scheiden — und wie wir mit einer Betrachtung über Extreme begannen, so schließen wir auch mit einer solchen: Mögen die russischen Communen immerhin so communistisch eingerichtet sein wie sie unser liberaler Russe zeichnet, er wird immer zugeben müssen daß diese Form nur darum der von gewisser Seite angestrebten höchsten Entwickelung gesellschaftlicher Zustände ähnelt, weil sie die niedrigste Stufe bezeichnet, und Extreme sich nun einmal berühren. 57.

## Lesefrüchte.

### Der Einfluß der Revolutionen auf die Literatur.

Gegenüber den literarischen Erzeugnissen die seit der Februarrevolution erschienen sind, mögen die nachfolgenden Betrachtungen eines französischen Schriftstellers nicht ohne Interesse gelesen werden. Der moderne Revolutionsgeist übt auf den Charakter des Volks einen ebenso zerstörenden Einfluß wie der orientalische Despotismus. Literatur, Poesie und Kunst sind Dinge der Harmonie, der Erhebung und Schönheit, und der Revolutionsgeist ist nur auf Vernichtung gerichtet. Sein Streben ist nur Zerstörung, seine Schönheit sind Ruinen, seine Harmonien der Siegesruf des Wahnsinns. Deshalb ertödtet dieser Geist in den Massen den moralischen Sinn und den Cultus der Bewunderung ebenso sehr als er die Intelligenz des Dichters auf Irrwege leitet. Man mag wol bedenken daß das Wort „revolutionnair“ ein ganz neues Wort, das Recht der Insurrectionen ein ganz neues Recht ist. Die Bürgerkriege sind wol alt wie die Welt, aber der Revolutionsgeist ist jung, ist wol nicht älter als 60 Jahre. Die Folgen einer Emeute kommen zuletzt auf einige verlorene Menschenleben hinaus, aber neu ist daß man diese Menschenleben hinwegrafft vermöge eines über alle positiven Gesetze erhabenen Rechts. Und dieses Insurrectionsrecht hat zwischen den verschiedenen Generationen eine erschreckende Solidarität geschaffen. Seid eurer Väter würdig, schrieben die Schriftsteller, d. h. setzt ihr Werk fort und haltet fest an ihren revolutionnairen Leidenschaften und Traditionen. Und so haben seit 60 Jahren die Massen fortgesetzt was in wenigen Stunden der Verzweiflung erfunden worden ist! Es bleiben dieselben Lieder, dieselben Tendenzen, und wie ihre eigenen Evangelien nach Robespierre, Mably und Baboeuf, so haben die Revolutionnaire auch ihr Märtyrerthum, ihre Legenden, ihre Mysterien. Und welche literarischen Erzeugnisse soll dieser Revolutionsgeist hervorbringen? Unsere besten Romane aus neuester Zeit sind revolutionnaire Romane, in denen der Geist des Wahns, der Desorganisation und der Anarchie vorherrscht; die besten Poesien sind vielleicht die am meisten ausschweifenden und thörichten. Und da auch der Glaube der Welt mehr und mehr verlorengeht, so spricht des Schriftstellers Seele nicht mehr zur Seele des Lesers. Ist es da ein Wunder wenn die Literatur heute wilde und unreine Früchte trägt? 2.

### Stenolalie, ein Pendant zur Stenographie.

Unser Landsmann Kohl knüpft im zweiten Bande seiner „Reisen in den Niederlanden“ an die drei Worte: „Ostende part, Messieurs!“ die in die Salle d'attente des brügger Eisenbahnhofs hineingerufen wurden und auch ihn angingen, einige Aeußerungen die eine weitere Verbreitung verdienen, weil sie so zeitgemäß sind. „Ich eilte“, so schreibt er, „nach meinem Platze und dachte dabei über das lakonische Ostende part! nach, wie kurz und lebendig dieser Ausdruck ist statt der langen Phrase: «Die Herren welche nach Ostende wollen werden gebeten einzusteigen», an deren Stelle er getreten ist. Uns 50 oder 60 Passagiere, die wir uns eine Zeitlang in Ostende niederlassen wollten, sieht der Ausrufer gleichsam als eine Colonie an die Ostende bevölkern helfen will und die er daher gleich kurzweg selbst Ostende nennt. Man kann nicht bündiger denken und sprechen. In dem Augenblicke als dieses Ostende part! erscholl und unsere eingefädelten Gespräche abschnitt, und der ganze Knäuel von Menschen auseinanderflog um seine verschiedenen Positionen einzunehmen, hörte ich noch eine Menge solcher lakonischen Redensarten auch zwischen den Passagieren. Einige die voneinander Abschied nahmen warfen sich in der Geschwindigkeit nur noch einige Winke und Pantomimen zu, die sie mit einigen kurzen Worten begleiteten, z. B.: «Wiedersehen in Brüssel» — «Louis nicht vergessen» — «Also bleibt dabei, für 1000 Francs, wenn er will, abgemacht». Einige telegraphirten noch aus dem Wagen ihren zurückbleibenden Freunden zu, es schien fast als wären sie lebendige Telegraphen geworden. Die Eisenbahnen befördern überall eine raschere Abmachung der Geschäfte, der Abschiede u. s. w. und eine kürzere, fast militairische Ausdrucksweise. Wie die Eisenbahnen so wirken auch die vielen Telegraphen, bei denen jedes überflüssige Wort theuer bezahlt werden muß, und überhaupt die ganze energischere Bewegung und Correspondenz unserer Zeit dahin. Unsere Unterredung, Correspondenz und ganze Sprechweise wird dadurch der englischen immer ähnlicher werden.“ 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 121. —— 21. Mai 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 120.)

**Die Republik bis zur Wahl des Präsidenten.** Wir haben geglaubt die Ereignisse des Februar nicht kürzer zusammenfassen zu dürfen um die Entstehung der Republik begreiflich zu machen; doch darf man nicht vergessen daß auch die ausführlichste Darstellung der Thatsachen uns nur die Oberfläche der Dinge erkennen läßt. Nur in einzelnen Zeichen hatte sich bisher kundgegeben was hohl in der Tiefe brauste; ehe sich die gährenden Massen wieder setzten traten noch mehre Erscheinungen hervor welche einen tiefern Blick in den Abgrund der nationalen Zustände Frankreichs möglich machten, und darauf wollen wir in dem Folgenden wenigstens hinweisen um das Nachdenken auf die ganze inhaltschwere Bedeutung der Februarrevolution zu lenken, soweit es der Raum d. Bl. gestattet.

Die Provinzen zeigten Schlag auf Schlag die Anerkennung der Republik an, was einerseits allerdings ein Beweis ist daß das Nationalgefühl der Franzosen vor Allem den Zwiespalt scheute, unzweifelhaft aber auch ein Zeugniß gibt daß man über eine demokratische Grundlage der Verfassung in Frankreich einig war. Dabei aber trat doch die Verschiedenheit der Elemente durch welche das französische Volksleben getheilt war klar genug, selbst in der Zusammensetzung der Regierung, die in dem Momente der höchsten Gährung als nothwendig erkannt war, hervor. Eigentlich waren drei Parteien in der Regierung. Die meisten Mitglieder derselben wollten die gemäßigte Republik (wie der „National"), und glaubten die Revolution, d. h. den Weg der Gewaltthat, schon jetzt durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts schließen zu können; die radicale Partei (der „Réforme") war durch Ledru-Rollin und Flocon vertreten und wollte eine längere Dauer der Revolution um den widerstrebenden Theil der Nation (die Mehrheit) durch gewaltsame Mittel zu einer Staatseinrichtung nach ihren Ideen zu zwingen; die socialistische Partei in der Regierung bestand aus Louis Blanc und Albert, und sie wollte völlige Unterordnung des Wohls der Einzelnen unter das der Gesammtheit. Die beiden letzten Parteien reichten sich einander die Hand; denn die Socialisten näherten sich der radicalen Partei ebenso in deren Mitteln wie diese jenen in ihrem Zwecke. Vortrefflich sagt der Verf. (S. 266 fg.):

> Die gemäßigte Partei (Lamartine u. A.) erzeugt ihr Princip aus dem Begriffe des Organismus und findet dessen Rechtfertigung in der Geschichte, deren Boden sie darum auch nie verläßt. Sie leugnet den Fortschritt nicht, aber sie hält streng an der Bedeutung dieses Wortes, das alles Sprungmäßige und Gewaltsame ausschließt. Sie gibt der Gegenwart als Errungenschaft die Selbstregierung des Volks durch Abgeordnete die aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen sind, und obgleich sie sich nicht verhehlt daß die Bildungsstufe der Massen noch nicht der Art ist sie bei diesen Wahlen vollkommen frei handeln zu lassen, beachtet sie deren Resultate dennoch als Ausdruck des allgemeinen Willens und setzt die Reinigung desselben in die Zukunft.... Die radicale Partei (mit Einschluß der socialistischen) bildet sich ihr Princip aus der Macht des menschlichen Geistes, den sie über den gewöhnlichen (organischen) Naturgesetzen erhaben erklärt. Der Geist in seiner unendlichen Freiheit erzeugt die ewigen Ideen, und für die Gesellschaft ist die höchste dieser Ideen die Gleichheit und gegenseitige Liebe ihrer Mitglieder. Zur Verwirklichung derselben ist die Anwendung gewaltsamer Mittel nicht nur erlaubt, sondern sogar Pflicht. (Dies wird auch durch die Geschichte gerechtfertigt.) Jeder einzelne Fortschritt ist immer nur auf gewaltsamem Wege gewonnen, und Dies zeigt daß letzterer dafür das Naturgemäße ist. Das höchste Argument des radicalen Geistes: daß die Idee höher steht als der Volkswille, wird eigentlich auch von der gemäßigten Partei anerkannt; nur folgert diese daraus nicht das Recht die Anwendung dieser Idee, wenn sie nur noch in einer Minderzahl zur Reife gekommen ist, der noch unreifen Mehrzahl aufzudrängen.

Daß nun die bezeichneten Elemente sich nebeneinander der bestehenden Ordnung zuwider geltendmachen wollten ohne daß dabei der Kampf derselben unter sich schon zur Entscheidung gelangt war, bedingt die Entstehung und den Charakter der Februarrevolution. Der Widerspruch zwischen dem Zustande und den Bedürfnissen der französischen Nation, aus welchem die gewaltsame Erhebung zunächst hervorging, bestand darin daß das Recht der Vertretung, welches nach dem Principe der Volkssouverainetät allen Classen zukam, bisher nur auf die Reichsten eingeschränkt war. Allerdings hatte diese Form des Wahlrechts eine Berechtigung, weil die niedern Classen durchschnittlich noch nicht zu der Stufe der Bildung gelangt waren welche sie zu Ausübung des Wahlrechts befähigte. Da jedoch die Geldaristokratie ihre bevorzugte Stellung misbrauchte nur ihre exclusiven Interessen wahrzunehmen, und weder für das Wohl noch

für die Bildung der niedern Classen in gehörigem Maße sorgte, so foderten diese die eigene Ausübung des ihnen nach dem anerkannten Princip der Volkssouverainetät zustehenden Rechts, und diese Foderung trat um so rascher und leidenschaftlicher hervor als das Elend der arbeitenden Classen sie selbst das Bedürfniß und enthusiastische Menschenfreunde (Literatoren) das Recht den Zustand derselben zu verbessern lebendig empfinden ließ. Man kann Ludwig Philipp und namentlich Guizot nicht zum Vorwurf machen daß sie die Sorge für die niedern Classen völlig vernachlässigt hätten; aber es lag in der Natur der Dinge daß die Erhöhung des Wohlseins und der Bildung nicht so rasch fortzuschreiten vermochte wie das Gefühl ihrer Berechtigung und ihrer Bedürfnisse; und so mußte im Laufe der Zeit der eintretende Widerspruch zwischen den Zuständen und Bedürfnissen einen gewaltsamen Ausbruch unabwendbar machen. Was Ludwig Philipp in moralischer Hinsicht als Schuld angerechnet werden kann ist: daß er in der gleichen Stellung mit der bevorzugten Geldaristokratie die Herrschaft derselben zur Geltendmachung seiner Privatinteressen benutzte. Doch ist dabei anzuerkennen daß das Princip auf welchem seine und Guizot's Politik ruhete aus den Bedürfnissen Frankreichs, soweit diese aus dessen Bildungszuständen mit Klarheit und Entschiedenheit hervortreten, gerechtfertigt werden konnte. Bei ihrem Sturze büßten Beide — und Das ist das Tragische in diesem Ereigniß — die allgemeine menschliche Beschränktheit daß sie nicht weiter und tiefer blickten, und darum nicht rechtzeitig den immer fortschreitenden Bedürfnissen entgegenkamen, oder wenn sie die Ansprüche der Zukunft auch ahneten, die Befriedigung derselben nicht rasch genug zu bewerkstelligen vermochten.

Denn Das ist auch uns unzweifelhaft daß der Gedanke der demokratischen Republik, ja des Socialismus eine Foderung der Zukunft insichschließt, eine echtchristliche Idee deren Verwirklichung mehr und mehr angebahnt werden muß. Das Proletariat, welches durch die Gestaltung des industriellen Lebens der Neuzeit in das Leben gerufen ist, widerspricht nicht minder den Foderungen der allgemeinen Bruderliebe als die Leibeigenschaft und die sonstigen Auswüchse des Feudalwesens im Mittelalter, und die weiterstrebende Menschheit wird nicht zur Ruhe gelangen bis eine bessere Stellung der niedern Classen gewonnen ist. Noch aber ist die Zeit nirgend gekommen wo das ganze Volk zu einer Ausübung politischer Rechte, auch nur des Wahlrechts, für befähigt erklärt werden kann, und die Systeme des Socialismus sind selbst in der Theorie noch so unausgebildet daß jeder Versuch dieselben in die Wirklichkeit zu führen die größte Verwirrung und Erschütterung der bürgerlichen Gesellschaft hervorrufen muß.*)

Dies ist auch die Ansicht zu welcher der Verf. am Schlusse seiner Darstellung gelangt, und er knüpft daran folgende Betrachtung:

Die Gesellschaft kann (soll) nur auf natürlichem und nicht auf gewaltsamem Wege fortschreiten. Da die Menschheit aber berufen und im Stande ist der langsamen natürlichen Entwickelung der Dinge durch die ihr zugebotestehenden geistigen Mittel nachzuhelfen, so darf der Staat die größtmögliche Beschränkung des Einzelnen zu Gunsten Aller weder durch aufgedrungene Gesetze erreichen wollen, noch auch dem blos natürlichen Gange der Dinge überlassen. Jene zum Fortschritte der Gesellschaft nothwendige Beschränkung muß eine That der persönlichen Freiheit bleiben, der Staat aber hat zwei Wege zugleich einzuschlagen um sie zu befördern: den Weg von unten nach oben durch Bildung, und dann von oben nach unten durch Gesetze, und zwar solange bis die Fortschritte der erstern den Druck der letztern von selbst aufheben.

Gewiß ist Dies die echte Staatsweisheit, die nicht nur dem Staatsmanne, sondern einem Jeden der zu einer Theilnahme an politischem Wirken berufen ist zur Richtschnur dienen sollte; dabei aber dürfen wir uns nicht verbergen daß trotz aller menschlichen Weisheit gewaltsame Eingriffe in den Gang menschlicher Entwickelung nicht zu vermeiden sind, und daß auch solche Impulse den Fortschritt fördern, jedoch in der Weise daß das Ueberspringen der organischen Entwickelung sich jederzeit durch Zurücklenkung in den naturgemäßen Gang derselben ausgleicht. So folgt mit Nothwendigkeit auf die Revolution die Reaction, und je gewaltsamer das Vorwärtsschreiten geschah, desto mächtiger ist auch die Kraft des Rückschlags.

(Der Beschluß folgt.)

---

**Reisefragmente aus Nord und Süd gesammelt in Europa und Aegypten von L. v. H. Zwei Abtheilungen. Breslau, Gosohorsky. 1848—50. Gr. 8. 2 Thlr.**

Dies Buch ist nicht, wie der Titel es leicht vermuthen lassen dürfte, ein phantasiereiches Touristenproduct der vielbeliebten neuesten Mode; aber es ist auch ebenso wenig eine auf dem ernsten Boden gediegener Wissenschaftlichkeit gereifte Frucht der Reisen, womit unsere deutsche Literatur schon manche sehr erfreuliche Lebenszeichen vonsichgegeben hat. In der Mitte zwischen diesen beiden äußersten Grenzen nimmt das Schriftchen einen durchaus nobeln Standpunkt ein. Es ist selbständig. Alles was es bringt kommt aus eigener Anschauung. Der Verf., jedenfalls ein Mann von gründlicher historischer, politischer, statistischer Durchbildung, bewährt überall einen klaren, verständigen Blick in die ihn umgebenden Verhältnisse. Er urtheilt rasch und entschieden, aber doch nie übereilt oder zu einseitig streng. Seine Ansichten sind in mancher Hinsicht nur Bestätigungen längstbekannter Behauptungen, indessen tragen sie ein so frisches Gepräge der jüngsten unmittelbaren Erfahrung, einen so ehrlichen Charakter der deutschen Wahrhaftigkeit, Ehrlichkeit und Gründlichkeit daß man sie mit lebhaftem Interesse gern aufs neue liest. Vieles davon ist aber ganz neu und in

*) Wer ohne Weiteres an der Möglichkeit Zustände die jetzt noch unmöglich sind in der Zukunft verwirklicht zu sehen zweifelt, den verweisen wir auf die selten hinreichend gewürdigte große Idee des „Gottesfriedens", dessen Verwirklichung als sie im Mittelalter gefodert wurde unmöglich erschien, aber im Verlaufe der Jahrhunderte durch Beseitigung des Faustrechts erreicht ward. Es gilt noch immer das Wort Posa's:

Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif! —
Es kommen mild're Zeiten!

dieser Hinsicht verdient das Buch noch besonders empfohlen zu werden.

Statt der Vorrede bringt der Verf. ganz lakonisch die Worte:

Sie reden
Was sie wollen;
Mögen sie reden!
Was kümmert's dich?
Incer. Pomp.

Den Lesern gegenüber macht dieser Ausspruch gewiß keine erwünschte Wirkung: denn wie könnte er da anders als für eine übel zur Schau gestellte Suffisance genommen werden. Den Recensenten gegenüber ist dieses Motto auch von unerwünschter Wirkung: denn es liegt ein verletzender Hohn darin, der manche Feder zum Angriff, ja selbst zum Todesstoße reizen könnte. Ref. sieht über dies Wörtchen lächelnd hinweg, und bemerkt nur daß die günstige Meinung welche er über das Büchelchen auszusprechen hat auf keinen Fall jenem wunderlichen Wahlspruche zuzuschreiben ist.

Die erste Abtheilung bringt in sieben Abschnitten allgemeine und specielle Nachrichten über Skandinavien, Dänemark, Holland, England, Belgien, Frankreich und über die Alpenländer. Sie hält sich in keinem der genannten Länder lange auf, weiß aber überall das Wichtigste schnell und sicher herauszufinden. Sie interessirt sich nur für die Sache, daher auch manche Verstöße gegen eine gefällige Form. Sie ist reich an vortrefflichen Gedanken, aber eckig und steif in der Darstellung. Doch wir wollen jetzt Einiges aus dem Buche mittheilen, damit die Leser d. Bl. miturtheilen können.

Wir wählen zunächst einige Stellen über die Zustände Frankreichs, wobei nur noch zu bemerken ist daß dieselben vor der Katastrophe von 1848 niedergeschrieben sind. Der Verf. redet mit Unmuth von der „franzmännischen" Eitelkeit, von der bis zur „Pandemie gestiegenen Genuß- und Vergnügungssucht". „Zur Befriedigung dieses fieberhaften Bedürfnisses nach sinnlicher Aufregung", fährt er dann fort, „als um eine höhere Geltung im gesellschaftlichen Leben durch Aufwand zu erlangen, ist die Erwerbung der zu beiden Zwecken erfoderlichen Geldmittel das wesentlichste Erfoderniß. Unter solcher despotischen Herrschaft des Metalls kann es daher nicht fehlen daß alles Höhere und Edlere in Gewinnsucht untergeht, und die der Genußsucht unausbleiblich folgende Verschwendung des Erworbenen mit der Verarmung das mannichfaltigste Volkselend erzeugt. So ist denn bis zum J. 1846 diese Verarmung in den untersten Volksclassen Frankreichs nach amtlichen Angaben schon bis auf acht Millionen Pauperisten angewachsen, und ihre Anzahl ist fortwährend im Steigen. Während solchergestalt Ueppigkeit die höhern Stände verweichlicht und entnervt, Verarmung aber die niedern Volksclassen demoralisirt, untergraben beide Theile die That- und Sinneskräftigkeit der französischen Nation. Die Phasen in der Geschichte aller Völker lassen daher auch das endliche Schicksal Frankreichs vorhersehen, mindestens jetzt schon mit Zuverlässigkeit unterscheiden daß die sogenannte große Nation ihren Culminationspunkt zurückgelegt und im Absteigen begriffen ist."

Die französischen Damen schildert das Buch meisterhaft: es weist uns hin auf das verführische, anmuthige Auftreten derselben, auf den gewaltigen Einfluß den sie auf ihre Männer und auf das Räderwerk des ganzen Staats auszuüben im Stande sind. „Weder Staatsumwälzungen sind ihren Intriguen, noch wichtige Verwaltungsmaßregeln bleiben ihrem Einflusse fremd. Viele Minister und Feldherren, selbst den großen Corsen nicht zu vergessen, haben nur auf dem labyrinthischen dunkeln Wege, durch den weiblichen Unterrock, emporsteigen können. Mit despotischer Gewalt gebietet der Pantoffel im Privatleben, wo Ruhe, Friede, das gesammte häusliche und Familienglück von der schwachen Weibeshand abhängig gemacht worden ist ...."

Die zweite Abtheilung bringt in drei Abschnitten Mittheilungen über Italien, Griechenland und Aegypten. Sie ist ganz im Geiste der vorher durchsprochenen abgefaßt, nur mit dem Unterschiede einer etwas größern Ausführlichkeit. Ihr Umfang ist fast noch einmal so groß und steht also genau in dem Verhältniß wie die behandelten Gegenstände für das gebildete deutsche Publicum ein gesteigertes Interesse besitzen. Der Verf. bewahrt aber auch hier einen ehrenfesten deutschen Charakter voll derber Offenheit und unbeirrter Geradheit. Er blickt dreist, klar und tief in die Schlupfwinkel der Sünden südländischer Nationalentartung, er zerreißt den Vorhang hinter welchem die Scheinheiligkeit ihr boshaftes Spiel treibt mit kühnem Muthe. Alle diese Gründe machen aber auch die Warnung nothwendig daß man das Buch nicht in die Hand unerfahrener Jünglinge oder charakterschwacher Frauen lege. Es gehört ein ganzer, ein sittenstarker Mann dazu um solche Bilder wie sie der Verf. von Aegypten uns vorführt mit unbefangener Ruhe würdigen zu können.

Aus Neapel bringt uns der Verf. höchst interessante Notizen zur Geschichte der eben durchlebten traurigen Gegenwart. „Der gewaltige Umschwung unserer Zeit", sagt er, „hat auch die neapeler Regierung oder deren Camarilla zu vielen wohlthätigen Reformen und zeitgemäßen Zugeständnissen genöthigt; indeß bleibt noch ein Augiasstall von Uebelständen auszuräumen, hervorgebracht durch einen kostspieligen Hofstaat mit trägen Fürsten-Satelliten, einem für das Land zu zahlreichen Militair und Beamtenpersonal, den Myriaden träger geistlicher Bonzen und solcher verarmten Aristokraten welche bisher im Staatsdienste versorgt wurden, nebst der Menge unbeschäftigter Advocaten, die bei dem frühern verrotteten Proceßgange im Ueberfluß schwelgten, und als sophistische Sykophanten mit ihren juridischen Praktiken das Volk con amore ausbeuteten .... Schwerer ist allerdings den überall an äußerm Tand hängenden Frauen und Töchtern jener frühern Notabilitäten das Herabsteigen aus ihren von Wolken des Weihrauchs umflossenen, hohen Regionen des Gesellschafts-Olympos angekommen; doch haben sie sich mit weiblicher Geschmeidigkeit bald in das Unvermeidliche zu fügen gelernt. Nur jene servilen faulen Hofschranzen, welche in ihren goldbetreßten Livréen mit Crachats an den vordern, mit einem Apartementschlüssel am hintern Körpertheile und mit dem Bratspieß an der Seite antichambriren, zwar am Hofe nur lispelnd, süßlächelnd und schwanzwedelnd herumschleichen, in andern Gesellschaften aber voller lächerlicher Ansprüche sind, vermögen sich noch nicht von diesem Sturz zu erheben und in ihre neue Lage zu finden. Denn nicht wie in Preußen — nach dem Ausspruche des großen Friedrich: «In meinen Staaten bedeutet ein Lieutenant mehr als ein Kammerherr» — bekleiden diese Camarlingi kraft ihrer Hofcharge hier einen hohen Rang, welchen man nunmehr keineswegs weiter anzuerkennen Veranlassung findet."

Aus dem interessanten Nationalgemälde der jetzigen Griechen wollen wir nur ein paar charakteristische Züge zur Anschauung bringen: „Wie ihre hellenischen Altvordern, sind auch die Neugriechen ein geistig sehr reich begabtes Volk; doch beruht diese unverkennbare Intelligenz keineswegs auf scientifischer Bildung, sondern lediglich auf natürlichen Verstandesanlagen, Bonsens und praktischen Fähigkeiten, Capacitäten mit welchen der Grieche eine richtige scharfe Beurtheilung der Verhältnisse sowie der Personen, und die Gewandtheit verbindet sich zeitgemäß in alle Lagen des Lebens geschmeidig zu fügen. Wenn solche Eigenschaften, unterstützt durch ungewöhnliches, vortheilhaftes Aeußeres, überall einen günstigen, sehr gewinnenden Eindruck hervorbringen müssen, vermag der griechische Marjolet deren Wirkung bei den Jungfrauen noch durch süße Schmeichelrede in eine Gewalt zu verstärken welcher das weibliche Herz umsoweniger zu widerstehen vermag als die Liebe, nach dem Ausspruch des genialen Mirabeau, bei den Männern durch die Augen, bei den Frauen mehr durch die Ohren eindringen soll. Da, wie überhaupt schon bemerkt, die Platonische Liebe dem Griechen eine unbekannte Größe ist, so

versteht er es auch mit zuvorkommender Aufmerksamkeit, Ehrerbietung und heuchlerischer Schüchternheit, unter großer Selbstbeherrschung, in beharrlicher Ausdauer das Heranreifen der Liebesfrucht geduldig abzuwarten, um sich als Meister in der Kunst des weder zu früh noch zu spät, dann aber im richtigen Moment kühn wie der unwiderstehliche Alkibiades, mit entblößtem Ataghan auf die überraschte Geliebte unedelmüthig zu stürzen und deren Niederlage zu vollenden, bevor Jeder eigentlich begreift wie Solches möglich war und geschehen konnte. Mit einschmeichelnder Bescheidenheit in Mienen und Geberden vor den Höhern tretend, unter fließender Beredtsamkeit einen Solchen umgarnend von dem er Etwas zu erlangen beabsichtigt, ist der Neugrieche ebenso hochmüthig gegen Niedere und Schwächere als rücksichtslos gegen Gleichgestellte, zu denen er durch keinerlei Interessen sich hingezogen fühlt."

Zur richtigen Würdigung besonders dieser zweiten Abtheilung des Werkes dürfen nun auch einige Mittheilungen aus dem dritten Abschnitte über Aegypten nicht fehlen. Der Verf. ist hier sehr tief eingeweiht in die öffentlichen und verborgenen Sitten und Gebräuche der Völker dieses merkwürdigen Landes. Im Feuer seiner Darstellung scheint aber auch zugleich Manches über die Wahrheit und Wirklichkeit hinüberzustrahlen, ein Fehler welchen wir bei dem Frühern weniger Veranlassung fanden zu rügen. Die gegenwärtigen Bewohner sind Araber, und der Verf. sagt: „Die arabischen Mädchen, welche im achten Jahre zur Pubertät gelangen, im zehnten heirathen, im siebzehnten verblühen und im zweiundzwanzigsten Jahre Großmütter werden, sind in der Gesammtheit wahre Modelle eines feingegliederten weiblichen Körperbaus; und die einzelnen Membra dieser ätherischen Gestalten, besonders die Hände und Füße, könnten in einen plastischen Kanon verwandelt werden .... Wie im größten Theile von Arabien, so unterwerfen sich auch in Aegypten gegenwärtig nur die Frauen aus den höhern Ständen zwar widerstrebend, doch noch einer unvollkommenen, jene der untern Classe schon gar keiner Gesichtsverhüllung mehr, indem die erstern oft genug den Schleier scheinbar zufällig lüften; denn gesehen zu werden ist das Glück der Araberinnen wie der Weiber auf dem ganzen Erdenrund. ... Nicht nur in den Städten, sondern auch auf allen Dörfern sind Kaffeehäuser in bedeutender Anzahl vorhanden, die, weil sie eines der größten Bedürfnisse der gesammten Bevölkerung befriedigen, mit Besuchern stets angefüllt werden. Größtentheils dunkle, unreinliche Spelunken, bestehen solche Locale aus einer Halle, welche in offenen Arcaden gegen die Straße vortreten, umgeben von Steinestraden und durch Matten bedeckt, auf denen die ehrsame Gesellschaft mit untergeschlagenen Beinen, den Tschibuk (Pfeife) am Munde, zur Causerie mit Tabackrauchen und Kaffeetrinken sich niedersetzt .... Die übrigen Gäste belustigen sich mit dem Maugallah-Spiel, einer Art von Tricktrack, oder sind um die Makames (öffentlichen Erzähler) versammelt, welche Novellen, Gedichte und arabische Märchen improvisiren, aber auch öfter lediglich aus «Tausendundeiner Nacht» entlehnen; nur müssen diese Vorträge um Beifall zu finden stets reich mit außerordentlichen Ereignissen und aufregenden Situationen durchwebt, besonders aber durch sinnliche Liebe in der stärksten Dosis gewürzt sein .... Soll jedoch eine Männergesellschaft heftiger aufgeregt, der feurige Theil derselben dergestalt gereizt und in Flammen gesetzt werden daß er unwillkürlich zur Activität vorschreiten muß, so bewirkt Solches der famose Hochzeitstanz; wiewol die Debutanten sich dabei weder entkleiden noch irgend entblößen. Und es entfaltet nach und nach, aber in stets aufsteigender Gradation, die gesammte weibliche Taktik zur Besiegung der männlichen Tugend ihre Kunst, in dem verführischen Zaubercyklus der Sinnlichkeit vom ersten Liebesblick und Händedruck bis zur Agonie des letzten vergeblichen Widerstandes." Doch hier verbietet der Anstand in der Mittheilung aus dem Buche noch weiter fortzuschreiten. Es ist in dieser Hinsicht ein Glück daß der übrigens sehr dreiste Verf. seine genaue Sittenschilderung mit dem Schleier der Fremdwörter überdeckte, welcher von Damen nicht leicht zu lüpfen sein dürfte ohne das Blut in die Wangen zu treiben.

38.

---

## Spanische Literaturgeschichte.

„Vor Allem dürfen wir versichern", heißt es in einer langen Anzeige des „Athenaeum" von „History of Spanish literature, by *George Ticknor*" (3 Bde., London 1850), „daß in Betreff der Ansammlung und Verarbeitung des zu einer spanischen Literaturgeschichte erfoderlichen Stoffs das vorliegende Werk das vollständigste ist dessen irgend eine Sprache sich rühmen kann. Spanien selbst besitzt keinen erschöpfenden Bericht über alle Theile seiner Literatur. Das Beste was es in dieser Art aufzuweisen hat ist ein Autorenlexikon von Nicolas Antonio, welches jedoch nur bis 1684 reicht. Allerdings hat es im Fache der Poesie eine ziemliche Zahl bald mehr, bald minder vollständiger Einzelsammlungen und Abhandlungen, wie die von Sedeño, Huerta und Sanchez ....; aber eine allgemeine Schau der castilischen Dichter und Redner muß von der Nation erst noch unternommen werden..... Anlangend also die Vollständigkeit des Stoffs, die Genauigkeit der antiquarischen und bibliographischen Notizen, sowie was ein sorgfältiges Studium sämmtlicher castilischer Schriften daraus zu gewinnen vermag — darüber erfüllen die gegenwärtigen Bände die strengsten an sie zu stellenden Ansprüche. Der Verf. ist mit allen Gegenden seiner Provinz vertraut, und der Fleiß mit welchem er die abgelegensten Winkel durchforscht, oder die lockendern Höhen erklommen hat, ein wahrhaft unermüdlicher gewesen. Wir können daher gern und aufrichtig sein Buch als die gesunde und reife Frucht von Studien empfehlen, bei denen Nichts übersehen worden ist das redlichem Fleiße zugänglich war um ein vollständiges Ganzes zu schaffen..... Auf der andern Seite dürfen wir nicht verschweigen daß, obschon der Verf. ein zuverlässiger Führer zu jeder die castilische Literatur betreffenden Thatsache ist, doch seine kritischen Aussprüche keineswegs unbedingt hingenommen werden müssen. In Allem was zum Fache der Poesie gehört — dem einzigen worin Spanien wahrhaft reich ist — verrathet er einen mangelhaften Sinn für die ihr eigenthümlichen Schönheiten und eine gewisse prosaische Methode die ihr inwohnenden Eigenschaften abzuwägen, wodurch das Vergnügen ihn durch diese schwelgerischen Gefilde zu begleiten allerdings um ein Beträchtliches vermindert wird..... Dieselbe Täuschung wiederholt sich beim Eintritt in die höhern Culturperioden, namentlich beim Eintritt in die goldene Aera der spanischen Komödie. Hier finden wir den Verf. mehr ängstlich bemüht die Spiele des Lope oder Calderon unter gewisse formelle Rubriken zu bringen, als angeregt von dem vorwaltenden Geiste romantischer Erfindung welcher die ganze Gattung durchweht..... Ein gleichtrockener Geschmack beeinträchtigt seinen Bericht über die ländlichen Romanzen und vielleicht noch mehr seine Ansicht von den Lyrikern des 17. Jahrhunderts. Was er von deren Wahl und mannichfachen Schönheiten sagt ist etwas nüchtern und dürftig, während es abermals zutageliegt daß die äußere Form — das Gewand der Sylben und Strophen — den Sinn des Kritikers dauernder beschäftigt hat als die Wärme und der Duft welche diese Blüten des herrlichsten castilischen Genius aushauchen."*)

5.

---

*) Wir kommen nächstens ausführlicher auf Ticknor's Werk zurück. Es erscheint davon auch eine deutsche Bearbeitung von Dr. N. H. Julius in Hamburg, der werthvolle Beiträge von mehren Kennern der spanischen Literatur beigefügt sein werden. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 122. — 22. Mai 1850.


## Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 121.)

Die Februarrevolution hatte, wie es bei ähnlichen Umwälzungen häufig ist,

weit größere Folgen als es vorauszusehen gewesen war, weshalb die Zustände unter der unerwarteten Gestalt welche die Ereignisse annahmen zurückblieben. In Frankreich war Dies namentlich der Fall, weil die Nation noch keine Zeit gehabt hatte ihren natürlichen und herkömmlichen Hang zu Ehrenstellen, zu Pracht und Wohlleben, der sich so wenig mit der Republik verträgt*), zu bewältigen, und weil, was noch wichtiger ist, ein großer Theil von ihr ihr die Kraft des Selbstregierens noch nicht zutraute, sondern die Volkssouverainetät theilweise an eine aus herkömmlicher Quelle stammende Autorität abtreten wollte, damit bei so vielen anarchischen Elementen die Ordnung im Staate desto fester gehandhabt werde.

Einstweilen aber war durch die Uebermacht der Gährung die Republik unvermeidlich geworden. Und da für jetzt die ganze Bevölkerung bis zu den tiefsten Schichten hinunter aufgeregt war, suchten die letztern die Macht, deren sie sich durch ihr Zusammentreten bewußt wurden, zu ihrem Vortheil möglichst auszubeuten. Die besondere Gestalt welche ihre Foderungen annahmen ging tief aus den eigenthümlichen Verhältnissen der modernen Industrie und den von der Theorie aufgestellten Ideen zu einer humanen Reform derselben hervor. So mußte man sich zu dem Versuche entschließen den Socialismus in das Leben zu führen. Ja die revolutionnairen Clubs, in denen die Aufregung zu den höchsten Extremen fortschritt, verkündeten jetzt: „daß diese Revolution keine politische, sondern eine sociale sei", und dieser von der Menge wenig verstandene Satz wurde mechanisch, aber darum nicht minder laut von ihr wiederholt.

Die Hoffnungen welche das Volk auf die Socialisten setzte, wie die wirkliche Einrichtung von Nationalwerkstätten **), welche durch die schon vorher herrschende Theuerung, und die infolge der Revolution eingetretene Stockung temporair nothwendig wurden, haben den Ausbruch des Bürgerkriegs in den ersten Monaten der jungen Republik verhütet. Als aber der Versuch scheiterte, als trotz des überwiegenden Einflusses den sich die republikanische Minderheit durch mancherlei revolutionnaire Mittel auf die allgemeinen Wahlen (23. April) verschaffte, dennoch die wahre Majorität Frankreichs in der Nationalversammlung (eröffnet am 4. Mai) ihren Ausdruck fand, da galt es die über das Maß des Möglichen hinausgeschrittenen Ansprüche der niedern Classen mit der rücksichtslosesten Anwendung der bewaffneten Macht des Staats niederzuschmettern. In den gräßlichen Junitagen (vom 22.—26. Juni), von denen hier eine vortreffliche Darstellung gegeben wird (S. 388—466), wurde in der That für die bestehende Civilisation gegen ein wiedertäuferisches Element gekämpft; doch war es unleugbar die Verzweiflung des Hungers oder die dringende Sorge um die Existenz in der nächsten Zukunft welche den Widerstand der arbeitlosen Arbeiter so furchtbar machte. Dieses Ereigniß, das alle Freunde der „honneten Republik" gegen die „Rothen" vereinigte, leistete indessen wie nichts Anderes der Herstellung der überkommenen Zustände Vorschub. Denn Ordnung ist das Gesetz des Menschenlebens, und mit der gesteigerten Civilisation ist ihre Nothwendigkeit in immer höherm Maße erkannt. Willig legten die Vertreter Frankreichs (24. Juni) die dictatorische Gewalt in die Hände des Generals Cavaignac, des Mannes dem es gelungen war die drohende Anarchie zu überwältigen. Während über Paris der Belagerungszustand herrschte (24. Juni bis 19. Oct.), berieth die Nationalversammlung die Verfassung der Republik; doch wurde derselbe vor der Schlußabstimmung aufgehoben. Das Fest der Constitution fand am 12. Nov. statt. Ihre Grundzüge sind: ein verantwortlicher Präsident (auf fünf Jahre) für die vollziehende Gewalt, die Gesetzgebung in den Händen Einer Kammer. Wie man auch über diese Constitution urtheilen mag, sie trägt die Tendenz die Staatsordnung gegen eine neue (socialistische) Revolution — wenigstens temporair — zu sichern. Selbst das Einkammersystem wurde dieses Zweckes wegen angenommen; denn wie Lamartine sagte: „In vier Jahren werde er vielleicht anders urtheilen, aber jetzt habe die Republik die Verdichtung ihrer Kräfte nöthig", so

*) Auch Danton hatte Dies anerkannt. So sagte er prophetisch zu Ludwig Philipp: „Frankreich liebt die Republik nicht; es hat die Gewohnheiten, die Schwächen und die Bedürfnisse der Monarchie; nach unsern Stürmen wird es durch seine Lasten oder durch seine Bedürfnisse wieder zu ihr zurückgeführt werden: Sie werden einst König sein."

**) Uebrigens weist der Verf. nach daß die Nationalwerkstätten nicht nach den Foderungen von Louis Blanc, sondern in Widerspruch mit denselben eingerichtet wurden.

erkannte auch Dupin der Aeltere: „Wenn es zwei Kammern gäbe, würde die eine die Popularität suchen, während Eine Kammer zum Widerstande gegen die Angriffe der Demagogen gezwungen ist; diese haben der Nation, der Gesellschaft den Krieg erklärt, und nur sie (kein König und keine Familie) vermag dieselben zu besiegen." Nicht minder ist die Wahl Ludwig Bonaparte's zum Präsidenten der Republik durch das allgemeine Stimmrecht ein Zeugniß daß die überwiegende Majorität der Franzosen die Befestigung der Ordnung für das erste Bedürfniß hält. Wie verschieden die Motive zu der Wahl dieses keinesfalls bedeutenden Mannes waren, die verschiedensten Parteien wollten durch ihn, als „eine aus herkömmlicher Quelle stammende Autorität", die Ordnung für den Augenblick gesichert oder eine feste Grundlage für dieselbe vorbereitet sehen. Auf diese Weise gelangte die Februarrevolution zu „einem Abschluß"; für beendigt wird sie Niemand halten der das Ereigniß in seinem Zusammenhange erkannt hat. Wenn aber auf der einen Seite die gährenden Elemente des Socialismus (bei jeder industriellen Krise) mit neuem Ausbruch drohen, so liegt doch von der andern Seite her das Eintreten einer mehr oder minder weitgreifenden Reaction noch weit näher. Denn nur eine verwegene Minorität hat durch Ueberraschung der Majorität der Nation auf gewaltsamem Wege die Republik herbeigeführt; die französische Nation ist nicht für dieselbe herangereift, und selbst die Ausübung des allgemeinen Wahlrechts ist nicht durch die entsprechende Bildungsstufe vorbereitet. Ein Rückschlag zu einer Verfassungsform in der die Herrschaft der gebildeten Classen durch eine kräftige einheitliche Spitze gegen die Uebergriffe der Demagogen gesichert wird, scheint nach dem natürlichen Gange der Dinge von einer nicht fernen Zukunft erwartet werden zu müssen. So stark auch eine übermächtige Gewalt die Krone des Baumes nach unten biegt, sie schnellt nicht nur wieder empor, sondern auch wenn es schon gelungen scheint den senkrechten Schuß von seiner ursprünglichen Richtung abzulenken, das natürliche Wachsthum strebt doch immer wieder zu einer geraden Spitze auf! *) 26.

## Abnormitäten des menschlichen Lebens.

Es gibt Entartungen des menschlichen Lebens die wir nicht für möglich halten würden wenn uns nicht die Geschichte und Erfahrung lehrte daß sie wirklich vorgekommen sind und noch vorkommen, Entartungen in denen der Mensch nicht etwa blos der Einbildung nach, sondern wie man versucht wird anzunehmen wirklich für die Dauer seiner Entartung zum Thiere herabsinkt. Solche Erscheinungen sind nun freilich sehr demüthigend für den Stolz der menschlichen Gattung, die sich ihrer Gottähnlichkeit rühmt, oder wol gar für die Incarnation der Gottheit selbst hält; aber andererseits beweisen auch gerade diese Entartungen, diese Abirrungen vom normalen menschlichen Leben, welche hohe Stufe der Mensch auf der Stufenleiter der Gattungen einnehme. Denn je höher ein Wesen steht, desto tiefer kann es sinken. Es kommt Dies daher daß die Lebensbedingungen jeder höhern Gattung weit mannichfaltiger und complicirter sind als die der niedrigern. Am zahlreichsten und complicirtesten sind aber die Bedingungen des gesunden normalen Lebens auf Erden bei der menschlichen Gattung, als welche die höchste Stufe einnimmt. Was Wunder daher daß, wo diese Bedingungen fehlen und dafür andere abnorm wirkende an die Stelle treten, das menschliche Leben entartet? Der Mensch lebt nicht von Brot allein, sondern auch von Wort und Geist. Das will sagen daß seine gesunde normale Entwickelung nicht blos an materielle, sondern auch an geistige Bedingungen geknüpft ist, welche beide harmonisch zusammenwirken müssen wenn der ganze Mensch gedeihen soll.

*) Wir bringen später noch einen dritten Artikel. D. Red.

Zu diesen Betrachtungen wurde Ref. durch folgende zwei sehr interessante und lehrreiche Schriften veranlaßt:

1. Ueber die Wehrwölfe und Thierverwandlungen im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie von R. Leubuscher. Berlin, G. Reimer. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.
2. Das Leben der Cretinen, mit besonderer Rücksicht auf Psychologie, Physiologie, Pathologie, Pädagogik und Humanität. Von J. H. Helferich. Stuttgart, Müller. 1850. 8. 12 Ngr.

Beide Schriften geben uns ein reiches Material von Thatsachen, theils aus schriftlichen Quellen, theils aus eigener Erfahrung geschöpft. Aber beide begnügen sich nicht blos damit Alles zusammenzustellen was thatsächlich über ihren Gegenstand ermittelt worden ist, sondern sie versuchen auch Erklärungen und Deutungen der betreffenden Erscheinungen. In jenen finstern Zeiten wo der Teufelswahn eine solche Macht über die Gemüther erlangt hatte daß man jede abnorme Erscheinung des menschlichen Lebens für Werk des Satans hielt, war natürlich an eine reinwissenschaftliche Erklärung nicht zu denken. Die meisten Erklärungen über die Wehrwölfe und Thierverwandlungen vereinigen sich, wie Leubuscher zeigt, in jenen abergläubischen Zeiten mit unwesentlichen Modificationen dahin daß die Thierverwandlung ein Zauber, ein praestigium sei. Der „Malleus maleficorum", dessen erste Ausgabe 1489 erschien, nachdem Innocenz VIII. 1484 den Henricus Institoris und Sprenger mit der berüchtigten Hexenbulle nach Deutschland gesandt hatte, jener Codex für alle Hexenprocesse, unterscheidet fünf Arten von Prästigien: 1) Eine große Kunstfertigkeit die nur wenige Menschen besitzen, die deshalb Andern welche sie nicht besitzen wunderbar erscheint; 2) eine force speciale die in manchen Körpern wohnt, wie manche Steine und Pflanzen bestimmte Eigenthümlichkeiten haben; 3) ein anderer Zauber entsteht dadurch daß der Teufel die Gestalt eines Körpers einnimmt; 4) daß er die Organe des Gesichts blendet und verwirrt; 5) daß er die Einbildungskraft erregt und die Sinne bezaubert. „Diese Grundsätze", sagt Leubuscher, „sind in den weitern Discussionen über die Zulässigkeit und Möglichkeit der Wolfsverwandtschaft wieder herauszuerkennen."

Solchen abergläubischen Deutungen gegenüber hat der Forscher der Gegenwart die Aufgabe die erwähnten Abnormitäten wissenschaftlich zu erklären und nach ihren körperlichen oder psychischen Gründen begreiflich zu machen. Dies hat in Bezug auf die Thierverwandlungen Leubuscher auf eine dankenswerthe Weise gethan; in Bezug auf das entartete Leben der Cretinen hat Helferich (früher Lehrer im Cretinen-Asyl auf dem Abendberg im Canton Bern und in der Heil- und Erziehungsanstalt zu Marienberg in Würtemberg, jetzt Vorsteher einer Erziehungs- und Bewahranstalt für schwachsinnige Kinder auf Bellevue bei Stuttgart) Alles zusammengestellt was bisher über diesen Gegenstand ermittelt worden, und seine eigenen Ansichten hinzugefügt, die wir nachher kurz besprechen wollen.

Die Schrift Leubuscher's zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste historische Angaben über die Wehrwolfssucht (Lykanthropie), der zweite die Auffassung des Mittelalters, der dritte endlich die Entstehung des Wahns der Thierverwandlung enthält. Im ersten Abschnitt verfolgt der Verf. die zuweilen noch

in unsern heutigen Irrenhäusern auftauchende Wahnvorstellung daß sich Menschen in Thiere verwandeln könnten, bis ins Alterthum zurück, wo sie sich in die Mythologie verliert. Die älteste im Alterthum erwähnte Thierverwandlung ist die des arkadischen Königs Lykaon, der von Jupiter wegen seiner Verbrechen in einen Wolf verwandelt wurde, wie Ovid in den bekannten Versen der „Metamorphosen", I, 232—240, schildert. Die Lykanthropie schlug im Alterthum ihren Sitz hauptsächlich in Arkadien auf, was Böttiger aus der Beschaffenheit des Landes herleitete, indem er meint ein rohes Hirten- und Jägervolk wie es die alten Pelasger in Arkadien waren, unter einem rauhen Klima, mit kindischen Religionsbegriffen, die mit Vorstellungen von Zaubermitteln und Hexerei vielfach durchwebt waren, mußte für die Wahnvorstellung der Lykanthropie besonders empfänglich sein. Wölfe beunruhigten ihre Heerden, und es lag daher nahe daß sie die Vorstellung von Thieren die ihrer Einbildung am schrecklichsten vorschwebten in ihren Wahn hineinzogen. Als analoge Erscheinungen kommen im Alterthum die Boanthropie (Verwandlung in Kühe) der argivischen Frauen, die Einbildung der Scythen, die in Weiber verwandelt zu sein glaubten, die Krankheit Nebukadnezar's u. A. m. vor. Der deutsche Name für Lykanthrop, Wehrwolf, auch Bärwolf, scheint aus dem Französischen loup-garou übertragen zu sein, von dem François Phoebus, ein Graf von Foix, in einem Buche über die Jagd erklärt es komme von gardez-vous. „Auffallend", sagt der Verf., „ist bei dem Ueberblick über die Fälle der Lykanthropie ihre weite Verbreitung. Sie kommt in Frankreich, in Deutschland, im Norden und Süden Europas vor, und ähnliche Sagen von Verwandlung einer ganzen Menschenclasse in Hyänen sind in Abyssinien heimisch. Die Gemeinsamkeit einer Sage unter verschiedenen Himmelsstrichen, bei verschiedenen Völkern, deutet auf ein gemeinsames menschliches Gesetz, auf ihre Entstehung aus denselben Grundzuständen des menschlichen Organismus." Der Verf. spürt darum der Verbreitung der Sage weiter nach, überall mit großer Belesenheit auf die Quellen verweisend, und führt uns die merkwürdigsten Fälle von angeblichen Thierverwandlungen vor, von denen wir einige, aus denen besonders das Charakteristische dieses Wahns und die Art wie sich die Zeitgenossen dazu verhielten hervorleuchtet, hier kurz mittheilen wollen.

Nach J. Fincelius („De mirabilibus", lib. XI) versicherte 1541 ein Bauer aus Pavia er sei ein Wolf, fiel auf freiem Felde viele Menschen an und tödtete sie. Als man ihn nach vieler Mühe endlich gefangengenommen hatte, behauptete er der einzige Unterschied zwischen ihm und einem wirklichen Wolfe bestände nur darin daß bei einem Wolfe die Haare nach außen, bei ihm aber nach innen gekehrt seien. (Man nannte Dies versipellis.) Um die Wahrheit seiner Aussage zu erproben schnitten ihm seine unmenschlichen Richter, in Wahrheit reißende Wölfe (lupi truces voracesque), Arme und Beine ab; er starb an dieser Verstümmelung.

Nach Boguet's Schilderung („Discours de sorciers", 1603—10) herrschte um das J. 1598 im Juragebirge die Lykanthropie in einer Art epidemischer Verbreitung. „Es ist", sagt unser Verf. bei dieser Gelegenheit, „namentlich die Krankheit einer Familie für pathologische Auffassung der Lykanthropie besonders wichtig, wenn man auch den Erzählungen der Inquisitoren, die um nur recht viel Verbrecher zu bekommen die Untersuchungsacten oft genug verfälscht haben mögen, immer nur mit einem gewissen Mistrauen nachgehen darf. Pernette Gandillon lief auf allen Vieren auf dem Felde umher, da sie sich in eine Wölfin verwandelt glaubte; sie fällt ein kleines Mädchen an das mit ihrem vierjährigen Bruder Früchte abpflückt. Der Knabe vertheidigt seine Schwester, aber Pernette entreißt ihm ein Messer welches er in der Hand trägt, und bringt ihm eine tödtliche Wunde am Halse bei. Pernette wurde von dem wüthenden Volke in Stücke zerrissen. Bald darauf wurde der Bruder von Pernette, Pierre Gandillon, der Zauberei angeklagt. Er sollte seine Kinder zum Sabbath geführt, Hagel gemacht, mit Incuben und Succuben verkehrt haben u. s. w. Der Teufel hat ihm eine Salbe gegeben durch die er eines Abends in einen Hasen verwandelt wurde; gewöhnlich verwandelte er sich aber in einen Wolf, seine Haut wurde zu einem rauhen Felle; er streifte durch die Felder, fiel Thiere, und wenn er besondern Hunger hatte auch Menschen an. Wollte er wieder menschliche Gestalt annehmen, so rieb er sich die Haut mit bethautem Grase ein. Sein Sohn Georg gesteht daß er sich auch die Haut mit Salbe eingerieben, daß er zum Sabbath gegangen u. s. w. Als Wolf ist er auf allen Vieren in den Bergen umhergeschweift und hat zwei Ziegen getödtet. In der Nacht eines Grünen Donnerstags blieb er wie todt drei Stunden in seinem Bette liegen, dann sprang er plötzlich aus diesem Torpor auf. Seine Schwester Antoinette gesteht sie habe Hagel auf die Felder fallen lassen, und mit dem Teufel in Gestalt eines schwarzen Bocks den Beischlaf vollzogen. Alle Drei wurden vom Henker erdrosselt und dann verbrannt. Zu bemerken ist noch daß die von Pernette angefallenen Kinder aussagten: sie hätten deutlich gesehen daß kein Thier sondern Pernette sie mit ihren unbewaffneten Händen angefallen hätte. Boguet und der Schreiber Claude Meynier wollen den Georg und Peter ganz so wie es Wölfe thun auf allen Vieren herumlaufen gesehen haben. Auch waren sie am Gesichte, an den Armen und Beinen ganz zerkratzt und verwundet, namentlich Peter. In wirkliche Wölfe, meinen sie, hätten sie sich deshalb nicht verwandeln können, weil sie keine Salbe gehabt, und sie auch im Gefängnisse keine Macht gehabt hätten.

Thievenne Paget, die mit dem Teufel vielfach verkehrt, den Beischlaf mit ihm vollzogen haben wollte, und eine genaue Beschreibung seiner Geschlechtstheile gibt, war ebenfalls nach ihrer Erzählung öfters in eine Wölfin verwandelt gewesen, hatte als solche auf ihren nächtlichen vom Teufel geleiteten Excursionen in den Bergen und Schluchten Vieh und Kinder getödtet. Neben dem Wahne des mit dem Teufel vollzogenen Beischlafs kommt auch bei Männern die sich in Wölfe verwandelt glaubten der Wahn vor und die Versicherung öfters mit Wölfinnen den Beischlaf vollzogen, und dabei ebenso viel Vergnügen wie mit menschlichen Weibern empfunden zu haben.

Sehr merkwürdig ist der Fall von Jean Grenier, einem Knaben von 13 Jahren, der 1603 vor dem Parlamente von Bordeaux der Lykanthropie angeklagt wurde. Margarethe Poirier, ein Mädchen von 13 Jahren, hatte mit dem Knaben zusammen das Vieh gehütet; sie will ihn öfters sagen gehört haben daß er Wolf werden könne so oft er wolle, daß er schon oft Hunde getödtet, ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen habe; es schmeckte aber beiweitem nicht so gut wie das Fleisch junger Mädchen u. s. w. Außer Margarethe macht auch ein anderes Mädchen, Jeanne Gaboriant, 18 Jahre alt, merkwürdige Aussagen über Grenier, und dieser selbst, der Sohn eines armen Arbeitsmannes in St.-Antoine de Pizon, erzählt: „Als ich zehn oder elf Jahre alt war hat mich unser Nachbar Duthillaire in der Tiefe eines Waldes einem schwarzen Manne vorgestellt der sich Herr vom Walde nannte, und der mir mit einem Nagel ein Zeichen auf den Hintern eindrückte, und mir und Duthillaire Salbe und eine Wolfshaut übergab. Seitdem bin ich als Wolf umhergelaufen." Er nennt nun mehre Kinder die er als Wolf getödtet und verzehrt habe, und sagt er habe eine Wolfshaut bei sich welche ihm der Herr vom Walde bringe wenn er ihn auf die Jagd ausschicken wolle; vorher aber müsse er sich, nachdem er sich nackt ausgezogen, mit einer Salbe einreiben, die er in einem Topfe verwahrt halte, und seine Kleider verberge er dann im Gesträuch. Er laufe gewöhnlich bei abnehmendem Monde eine oder zwei Stunden am Tage, zuweilen auch in der Nacht umher. Auch seinen Vater beschuldigt er der Einreibungen und des Behülflichseins beim Anziehen der Wolfshaut, sowie der gemeinschaftlichen Verzehrung eines Mädchens das Gänse hütete. Seine Stiefmutter habe sich von seinem Vater deshalb getrennt, weil sie einmal gesehen daß er Füße von Hunden und die Hände von kleinen

Kindern ausgebrochen habe. Bei der ersten Confrontation mit seinem Vater änderte er Manches in seinen Aussagen, bei der zweiten bestätigte er seine frühern Aussagen. Gegen die Führung des Vaters lag indeß nicht das Geringste vor, und er wurde nach einer weitläufigen Untersuchung von der Anklage losgesprochen. Ehe das Parlament das Urtheil fällte, setzte der Präsident d'Affis in einer glänzenden Rede, in welcher alle Fragen über Zauberei, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verwandlung in Thiere berührt wurden, die Gründe auseinander weshalb Grenier nicht mit dem Tode zu bestrafen sei. „Der Gerichtshof", sagte er, „hat auf das Alter und die Imbecillität dieses Kindes Rücksicht genommen, welches so stupide und so sehr Idiot ist daß Kinder von 7—8 Jahren gewöhnlich mehr Ueberlegung haben; verkümmert in jeder Beziehung ist er so wenig entwickelt daß man ihn für zehnjährig halten würde. Das Gericht hofft noch auf seine Besserung." In der weitern Ausführung wird Lykanthropie und Kynanthropie direct als eine Abart des Wahnsinns bezeichnet, der als solcher der Bestrafung nicht unterliegen könne. Grenier wird verurtheilt lebenslänglich in einem Kloster in Bordeaux angeschlossen zu werden; seine Entweichung aber soll mit dem Tode bestraft werden. In der ersten Zeit nach seiner Einsperrung lief Grenier mit großer Leichtigkeit auf allen Vieren umher, und verschlang mehrmals die noch rohen blutigen Eingeweide von Fischen. Delancre besuchte ihn sieben Jahre nach seiner Verurtheilung, er fand ihn klein, scheu, sodaß er Niemandem ins Gesicht zu sehen wagte; seine Augen waren tiefliegend und unstet. Sein Verstand war ganz vertrocknet, er war nicht fähig die gewöhnlichsten Dinge zu begreifen. Er gestand daß er auch jetzt noch Appetit nach frischem Fleische habe, namentlich nach dem von jungen Mädchen, das besonders gut schmecke. Er bestätigte damals noch alle Angaben aus seinem Processe. Er starb in seinem 20. Lebensjahre. (Delancre, „Tableau de l'inconstance etc.")

Der Verf. macht mit Recht auf diesen Fall sowie auf den vorher erzählten von Roubet als auf solche Fälle aufmerksam in denen sich ein ganz ausgebildeter Blödsinn darstellte. Es sind, sagt er, namentlich diese beiden Fälle äußerst wichtig, weil die Angeklagten selbst von den Gerichten für blödsinnig erkannt worden sind, weshalb bei ihnen nicht gut der Verdacht begründet werden könne daß der ganze Proceß von bereitwilligen Richtern imputirt worden sei. Man hat diesen Verdacht für die ganzen Hexenprocesse geltendgemacht; die Schilderungen der Angeklagten hat man für nur erdichtet und nur durch die Martern der Folter ausgepreßt gehalten. Der Verf. spricht sich dagegen aus, obgleich er die gelegentlichen Zuthaten nicht wegleugnen will welche die Richter und Ankläger nach den gerade herrschenden abergläubischen Ansichten gemacht haben.

Im zweiten Abschnitt seiner Schrift geht der Verf. diese abergläubischen Zeitansichten näher durch, wobei er mit Recht bemerkt daß dieselben viel zur Verbreitung des Wahns der Thierverwandlung beigetragen, und indem sie die Erklärung nach natürlichen Gesetzen ausschlossen, das Absterben jenes Wahns sehr gehindert haben. Die Dämonomanie, diese Sucht überall den Teufel zu wittern, verband sich nothwendig mit der Lykanthropie. Zwar daß eine vollständige Verwandlung in Thiere, in andere Gestalten stattfinden könne, scheinen sich selbst die abergläubischsten Schriftsteller zu versichern. Nur der Körper werde verwandelt, aber die unsterbliche Seele bleibe. Bodin findet es gar nicht befremdlich daß der Satan bei der großen Gewalt die er auf die Elementarwelt ausübt die Form eines Körpers in die eines andern verwandeln könne. („Démonomanie", II, 6.) Indeß widersprach auch die Annahme einer wirklichen Verwandlung selbst nur des Körpers zu sehr den philosophischen und namentlich den theologischen Ansichten des Mittelalters als daß man dauernd dabei hätte verweilen können. Man machte geltend: Alle Dinge streben nach Vervollkommnung, die Pflanzen haben nur den esprit végétatif, sie streben nach dem esprit sensitif, und werden von Thieren verschlungen, die Thiere wieder von Menschen; so gehen die niedern Formen in die höhern auf; auch die Menschen streben nach höhern Formen, aber nicht nach niedern. Außerdem ist aber nur Gott im Stande den Körper wirklich zu verwandeln, und es ist Sünde solche Macht dem Teufel oder einem andern Wesen zuzugestehen. Die meisten Erklärungen vereinigen sich daher in der Annahme von Prästigien, hinsichtlich deren der „Malleus maleficorum" die oben schon erwähnten fünf Arten unterscheidet. Wie im Mittelalter jede außergewöhnliche Erscheinung auf den Einfluß eines bösen Geistes geschoben wurde, so fallen selbst diejenigen Schriftsteller welche die Lykanthropie als eine Art Ekstase, als eine Melancholie betrachten, immer noch auf den Teufel als den letzten Erklärungsgrund. Rynauld, „De la lykanthropie, transformation et extase des sorciers, où les astuces du diable sont mises tellement en évidence, qu'il est presque impossible, voire aux plus ignorants, de se laisser doréenavant séduire" (Paris 1615), deutet bis auf den einen Punkt daß er doch den Teufel hereinspielen läßt die Visionen ganz vernünftig. Der Teufel verwirrt blos die Sinne quand la concoction se fait, les vapeurs grossières montant au cerveau, troublant la faculté imaginative. La variété de ces visions est causée selon la diversité des vapeurs, qui ensuive la nature de la viande, qu'on mange. „Der humor melancholicus und die vapeurs grosses", sagt der Verf., „bilden in diesen Ansichten schon das vernünftige Mittelglied. Von größerer Bedeutung aber als diese Erklärungen ist die Meinung daß die Phantasie vom Sabbath, die wunderbaren Aussagen der wegen Hexerei Angeklagten die Erzeugnisse eines kataleptischen Zustandes seien, die Erzeugnisse der Anwendung von narkotischen Mitteln. Man findet durch das ganze Mittelalter hindurchgehend Angaben über die Anwendung von narkotischen Salben. Beispiele von ekstatischen Zuständen mit Katalepsie finden sich viele; nach dem Erwachen erzählen die Befallenen wunderbare Geschichten. Auch die Wirkung der Narcotica in Erzeugung seltsamer Hallucinationen ist unbestreitbar. Die in der neuesten Zeit mit dem Haschisch, einem Extract aus dem Samen der cannabis indica, einem gewöhnlichen Berauschungsmittel im Orient, bei uns angestellten Versuche bestätigen dieselbe. Aber im Mittelalter wurden dergleichen natürliche Erklärungen pathologischer Zustände durch die fortwährende Rücksicht auf dämonische Einwirkung verdüstert; die Versuche die Erscheinungen durch Narcotica zu erklären bilden gewissermaßen die Zwischenstufe der Ansicht, die sich von der sinnlos abergläubischen Vorstellung der unmittelbaren dämonischen Wirkung zwar losgerissen hat, die sich aber zu der reinen unverfälschten Ansicht des Thatbestandes nicht erheben konnte.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Literarische Notiz.

### Zur norwegischen Geschichte.

Nach einer im „Athenaeum" erwähnten Mittheilung aus Kopenhagen hat Dr. Münch, Professor an der Universität Christiania, dem dortigen Verein für nordische Archäologie ein werthvolles Manuscript überreicht, welches er voriges Jahr bei Bereisung der Orkneys entdeckt und gekauft. Es ist gut erhalten, und die Form der Buchstaben berechtigt zu der Annahme daß es aus dem 10., vielleicht schon aus dem 9. Jahrhunderte datirt. Es soll in lateinischer Sprache mehre Episoden der norwegischen Geschichte und damit wichtige, bisher unbekannte Thatsachen erzählen, die ganz geeignet seien das Dunkel der Jahrhunderte aufzuhellen welche der Einführung des Christenthums in Norwegen vorhergegangen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 123. —— 23. Mai 1850.


**Armuth und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Von Heinrich Merz. Stuttgart, Cotta. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.**

Die Religion ist That und Leben, sie ist die Hingabe des Einzelnen an das Unendliche, um in ihm Alles zu haben und zu finden. Das weiß das Volk, und nennt darum noch nicht den gelehrten Dogmatiker religiös, sondern Denjenigen der Gott im Herzen hat; Philosophie und Theologie aber haben die Religion für eine Sammlung von Lehren und Sätzen des vorstellenden Bewußtseins gehalten, es ist zu einem Grundirrthum unserer Tage geworden Christenthum und orthodoxe Theologie einander gleichzusetzen, es ist die Frage aufgeworfen worden ob nicht das philosophische Erkennen an die Stelle der Religion zu treten habe. Das heißt ungefähr ob nicht jetzt, wo die Chemie die Lebensmittel und die Verdauungsprocesse untersucht, der Genuß von Speise und Trank aufzugeben und durch eine physiologische Abhandlung zu ersetzen sei. Darum aber wird auch andererseits die Religion den Beweis ihrer Wahrheit weniger durch logische Deductionen zu führen haben, und es wird einem irreligiösen Geschlecht auf dem Wege der Wissenschaft schwer beizukommen sein; es thut hier vielmehr der Beweis des Geistes und der Kraft noth: durch ein edles segensreiches Leben, durch Werke der rettenden Liebe müssen die Christen von ihrem Glauben Zeugniß geben. Die innere Mission thut mehr als alle büchergelehrte Apologetik, und wenn es heißt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", so sind die Rettungshäuser, die Armenpfleger, die Reiseprediger, die Bibelgesellschaften keine schlechte Frucht des frommen Sinnes, und wenn vorzugsweise der Pietismus sie hervorbringt, so mag der Rationalismus hier einen Wetteifer der Werke statt des Schulgezänks der Worte anheben.

Daß für die Noth der Zeit mit Büchern, auch mit solchen über Armuth und Christenthum das Letzte noch nicht gethan ist weiß der Verf. selbst; doch möchten wir gerade sein Buch als eines bezeichnen welches eine That genannt werden kann: denn es ist mit einem Herzen voll Liebe und mit einem grosartigen Sinn für Persönlichkeit geschrieben, sodaß es lebenerweckend wirken muß. Merz stand vor zehn Jahren im tübinger Stift an der Spitze einer hegelianischen Jugend, die damals in der „Zeitung für die elegante Welt", dann in den Ruge'schen „Jahrbüchern" ihre ersten literarischen Ausflüge machte. Als die Richtung dieser letztern immer nihilistischer ward trennte sich Merz von den frühern Genossen; er war Pfarrverweser geworden, das Leben war in seiner Unmittelbarkeit an ihn herangetreten, er sah Abgründe die eine dialektische Wendung nicht schließen, Bedürfnisse die unsere seitherige Schulweisheit nicht befriedigen konnte; wie er erfahren hatte was Sünde und Erlösung heißt, schlug auch seine wissenschaftliche Thätigkeit neue Bahnen ein. Man hat damals ihn wetterwendisch genannt, ihm unlautere Motive untergeschoben; das vorliegende Buch ist ein erfreulicher Gegenbeweis. Es ging aus Aufsätzen hervor die der Verf. während des Revolutionsjahrs ins „Morgenblatt" schrieb. Formell hätten wir etwas mehr Einfachheit des Stils gewünscht. Im Inhalt wie in der Darstellung scheinen mir Spuren einer Einwirkung von Hundeshagen's deutschem Protestantismus sichtbar; Anspielungen, frappante Wendungen, Wortcontraste erregen den Schein einer gesuchten Belletristengeistreichheit, wo doch wahre Geistesfülle genug vorhanden ist um auch ohne verschnörkelte Zierathe Beachtung zu gewinnen.

Der erste Abschnitt ist „Urchristlicher Communismus" überschrieben. Merz gedenkt der vielen großen Männer von Homer bis Schiller, die gleich einem Paulus, gleich einem Luther arm gewesen um Viele reich zu machen; er preist darum die Noth als Erzieherin der Menschheit, und daß diese nicht auf Gold sich gründen und nicht durch Silber sich zusammenhalten kann, sondern daß der Glaube an die ewigen Güter ihr Grund und daß die Liebe zum Bruder ihr Kitt ist, diese Erkenntniß nennt er das zukunftsfrohe Licht, das eben den Herzen aus der Nacht einer in Reichthum und Armuth verthierten Zeit der Selbstsucht aufgehe. Er verweist auf die Worte und Werke der Liebe, die wie ein rother Faden sich durch das Alte und Neue Testament ziehen; wem ist's, so fragt er, nicht ein im Innersten bezwingender Anblick den Erlöser der Welt zu sehen, wie er selbst bis zum dreissigsten Jahre, mit dem ledernen Schurzfell angethan, das scharfe Beil auf der Schulter, auf den Zimmerplatz eilt und im Schweiße seines Angesichts

sich und den Seinen das Brot verdient, damit er nach Feierabend oder am Sabbath desto ungestörter in seinen Jesaias sich vertiefen, und lernend und betend zu seinem göttlichen Berufe sich bereiten konnte? Und wo ist *der Sinn* für Volksbeglückung heute mit welchem Jesus den Jüngern die Füße wusch, und für die Welt sein Leben gab? Dann schildert Merz die schöne Zeit des Urchristenthums, wo die Gläubigen Ein Herz und Eine Seele waren wo Jeder von dem Seinen den Brüdern gern gab was sie bedurften, sodaß Niemand unter ihnen arm war; er schildert das Diakonenamt, in welchem die Bruderliebe nicht blos vorübergehende Thatsache oder blendende Aufschrift, sondern Leben und Körper war, und die Persönlichkeit, die Hauptsache bei aller Wirkung auf Menschen, in der Sorge für die Nothleidenden zur Geltung kam. Hierauf blickt Merz nach den *Lichtern im Katholicismus*. Die Kirche suchte Vermögen zu erwerben, damit es ein Erbtheil der Armen werde: alle Wohlthätigkeitsanstalten gingen von der Kirche aus; aber es stellte sich auch der Stand der Geistlichen zwischen Geber und Empfänger der Wohlthat, es löste sich das persönliche Wechselverhältniß der gebenden und nehmenden Liebe, und das Geld klang im Kasten, damit die Seele aus dem Fegefeuer springe; das Gelübde der Armuth selber ward zum Zwang. Dennoch war es ein Großes daß die Kirche über die Welt ein unermeßliches Netz des Wohlthuns spannte, Armen- und Krankensorge zu einer Aufgabe der Gesellschaft, die Barmherzigkeit zu einer öffentlichen Tugend machte. Dann schildert Merz wie einzelne flammende Gemüther von der Liebe zu den Armen zu ebenso anziehenden als durch wundersame Excesse abstoßenden Erscheinungen wurden, wie Franz von Assisi, die heilige Elisabeth, Vincenz von Paula. Endlich bemerkt er über die Kirche im Allgemeinen sehr richtig: sie destillirte mehr die guten Kräfte aus der Masse heraus als daß sie mit Himmelskräften die Masse selbst durchseelt hätte. Sie liebte es lieber Massenwirkungen in äußerlicher Weise hervorzubringen als auf langsamerm Wege die Massen durch Einzelunterricht, Einzelerweckung und Bekehrung zu durchsäuern. Alle Wirkungen verlieren ihre Spitze und Tragweite wenn sie sich nicht an der Erkenntniß Schärfe und Triebkraft gewinnen. Die Erkenntniß aber in ihrer Höhe und Tiefe kann keinem Volke werden durch eine Kirche welche bei allem Glanz von Anstalten und Persönlichkeiten bei dem Gedanken zittert dem Ungeweihten das Wort Gottes, den Quell des Erkennens und Zeugens, in die Hand zu geben.

Drittens sieht Merz den *Schatten im Protestantismus* darin daß Alles zu viel aufs Wissen gestellt, daß die Kirche zur Staatsanstalt und zwar im Gebiete der Polizei gemacht wurde, daß der Staat die Stiftungen übernahm, und durch Verordnungen das Armenwesen regeln wollte. Wol war es ein großer Grundsatz: *Dem Armen und Unglücklichen gebührt Schutz und Fürsorge von rechtswegen*, und es war ein weltgeschichtlicher Fortschritt ihn auszusprechen; dennoch hat er den eigentlichen Pauperismus geschaffen, als er an die Stelle der Wohlthätigkeit eine Steuer treten ließ, und auch dem Liederlichen und Faulen eine gesetzliche Aussicht auf Ernährung von staatswegen gab. Merz zeichnet noch mit schärfern Strichen als Hundeshagen die Aufklärung und ihr vom Volk sich scheidendes verstandgebildetes Beamtenthum; es ist bitter, aber leider wahr was er unter Anderm sagt:

Gehorsam war die erste Bürgerpflicht, beschränkt der Unterthanenverstand. Der Schreiber schrieb, der Richter untersuchte, der Fürst verordnete hinter Thür und Riegel im geheimen Cabinet. Der Söldner vertheidigte das Vaterland um Lohn. Mitrathen und mitthaten ward Hochverrath, gehenlassen und stehenlassen war Staatsweisheit, verbieten und wiederverbieten mußte helfen. Die Polizei trat völlig in die Stelle des allwissenden und allmächtigen Gottes. Im so geknebelten, verhöhnten, ausgesaugten Volke konnte natürlich keine mannhafte, selbstbewußte Thatkraft wachsen und blühen. Die Verlockerung der Gemeinden, der Familien, der Herzen mußte allgemein werden. Das Volk das endlich Nichts mehr von sich selbst und von seinem Gotte, Alles nur „von oben" erwartet, ein so „gehobenes" Volk mußte sittlich, religiös, wirthschaftlich in bodenlose Armuth sinken; denn Selbstgefühl, Gottesbewußtsein, Unternehmungsgeist wurden mit Schlangenklugheit untergraben, die edlern Triebe herzlos ausgerissen, und die sittlichen Kräfte, die einzigen Erhalterinnen der Staaten, mit Füßen getreten, oder, was noch ärger war, von polizeiwegen verboten, und, was das Aergste war, von oberaufsichtswegen im Regierungsblatte belobt, mit Prämien belohnt und mit Orden beleidigt. Die Christusherrschaft der apostolischen Kirche schuf die Diakonie, jene Bruderanstalt freier Gemeindeliebe; die Papst- und Pfaffenherrschaft des Katholicismus schuf Klöster und Bettelorden; die Schreiber- und Polizeiherrschaft des Protestantismus schuf den Pauperismus.

Merz weist in einem vierten Abschnitt auf Gründer und Gründungen des Pietismus hin, auf die Waisenhäuser, die Bibelgesellschaften, die Vereine für innere Mission, wie sie meist durch Gaben aus dem Volke selbst erhalten werden; er wirft auch dabei einen Blick auf die Ausschließlichkeit, auf die Scheu vor der Welt die in diesen Kreisen herrscht; er hätte noch sagen können wie der Pietismus in der augenniederschlagenden Demuth gar vielfach den Stolz des Auserwähltseins verborgen trägt, wie er das Lieben flieht statt es mit dem Geist der Wahrheit zu durchdringen und religiös zu weihen, wie er der Wissenschaft den Rücken kehrt, statt deren Mittel und Resultate selbst im Dienste Gottes zu verwenden. Wenn der falsche Spiritualismus Gott aus der Welt und aller räumlich-zeitlichen Wirksamkeit hinauswies, so rief er den selbstgenugsamen Materialismus vieler Naturforscher hervor, die eines solchen fernen, jenseitigen Geistes meinten entrathen zu können. Erst wer die Natur in Gott, und Gott in der Natur erkennt, kann eine gottentfremdete, verweltlichte Zeit wieder zum Ewigen hinführen. Wenn die Vereinigung göttlicher und menschlicher Natur den Orthodoxen ein Mysterium und den Rationalisten eine bloße orientalische Redensart war, so wird eine Erneuung des christlichen Bewußtseins gerade davon ausgehen daß sie die Frage stellt: Wie muß das göttliche und das menschliche Wesen beschaffen sein wenn Christus sagen konnte: „Ich und der Vater sind Eins?" Die

Antwort wird sein: daß Gottes Wesen alles Wesen ist, und die Menschheit in den Kreis seiner Offenbarungen, seiner Selbstbestimmungen gehört, daß aber der endliche Geist dies Bewußtsein seiner Wesenseinheit mit Gott verlieren mußte als er durch die Sünde mit seinem Willen von Gottes Willen ausging und abfiel; daß aber, wer in der Liebesthat des reinen Herzens die Sünde überwand, sofort wieder seine Lebenseinheit mit Gott erkannte. Der Verf. weist auf „die Menschheitskirche des liebenden Johannes" hin; sie wird die Schäden des äußern Lebens nur heilen wenn ihr eine sittliche Wiedergeburt gelingt, und diese wird wiederum mit einer Versöhnung von Glauben und Wissen in der angedeuteten Weise Hand in Hand gehen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Abnormitäten des menschlichen Lebens.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Gehen wir nun zu der natürlichen wissenschaftlichen Erklärung des Wahns der Lykanthropie und der dabei vorkommenden Erscheinungen bei unserm Verf. über, so ist derselbe gründlich genug einzusehen daß zwar die Erfahrungen über die Narcotica einen Anknüpfungspunkt zu wissenschaftlicher Erklärung darbieten, aber doch keineswegs ausreichen. „Es scheint mir ein zu summarisches Verfahren wenn man den ganzen Hexenproceß und auch die Lykanthropie der Anwendung narkotischer Salben beimessen wollte.... Nach den gewöhnlichen medicinischen Erfahrungen verursachen Excitantia ebenso wie Narcotica nur eine untergeordnete Folge von Sinnestäuschungen, geben aber keinen Aufschluß über die specifische Form der Hallucination, der Wahnvorstellung."

Der Verf. sucht zuvörderst den Wahn der Thierverwandlung an menschliche Zustände, Gefühle und Vorstellungen gebunden zu zeigen. „Auch die Phantasie", sagt er mit Recht, „hat ihre Gesetze; nicht schrankenlos, sondern an organische Processe gefesselt, muß sie in ihren kühnsten und freiesten Combinationen den gegebenen natürlichen Grund auffinden lassen. Schon daß in den alten Mythologien vielfach Thierverwandlungen vorkommen ist nicht zufällig. Nur allmälig löste sich das Bewußtsein des Menschen von der ihn umgebenden Natur ab; er war ursprünglich Eins mit den Bäumen, Quellen und Thieren. Im unmittelbaren Verkehr traten ihm die Thiere am nächsten, wofür sich der Verf. auf eine Stelle aus Jakob Grimm's „Reinhart Fuchs" beruft. „Von der Annahme einer menschenähnlichen Thierseele", sagt der Verf., „zu der Annahme des Uebergangs der Menschenseele in das Thier (Metempsychose) ist nur ein kleiner Schritt. Ein wilder, grausamer Mensch wird in den Leib eines wilden Thieres hineingebannt, und frühzeitig schon erscheint die Thierverwandlung, wie in der Fabel von Lykaon, als Fluch der Götter für eine böse That. Wo sich ferner mit der Vorstellung an das Eingreifen von Dämonen in das menschliche Geschick der Glaube an Zauberei ausbildet, da wird zur Bezeichnung des Widerlichen und Menschenfeindlichen der böse Geist und seine Untergebenen, die Zauberer, Hexen u. s. w., unter der Form einer scheußlichen Thiergestalt dargestellt."

Von diesen allgemeinen Betrachtungen nun zu der Erklärung von Wahnvorstellungen im Individuum übergehend, bemerkt der Verf. richtig daß Volksvorstellungen nur die formgebenden Elemente der Krankheit des Einzelnen bilden. Es können diese in der Zeit liegenden Elemente die Ursache der Krankheit werden, indem sie in die Einzelnen hineinwirken; aber auch das Umgekehrte findet statt: die Krankheit beginnt im Einzelnen und findet an den vorhandenen Ideen ihre Stütze und den Anstoß zur weitern Fortbildung. Deshalb sieht sich der Verf. nach den individuellen und zwar pathologischen Zuständen um aus denen sich derartige Wahnvorstellungen entwickeln. Da die Lykanthropen selbst fest von der Umwandlung ihres Körpers überzeugt waren, so führt der Verf. um die Entstehung solchen Wahns zu erklären die Beobachtung von der veränderten Sensibilität in fieberhaften Krankheiten an, derzufolge die Kranken sich über den Raum den ihre Glieder einnehmen täuschen, ihnen ihr Körper zu groß oder zu klein vorkommt, oder einzelne Gliedmaßen sich ins Unendliche ausdehnen oder zusammenschrumpfen. Bei vielen Zuständen wo das Nervensystem besonders angegriffen ist wollen sich die Kranken vorübergehend nicht zu ihren Gliedmaßen bekennen, meinen es lägen zwei Personen im Bette, und halten sich nur für die eine oder kommen sich halbirt vor. Der Verf. hat selbst eine Kranke beobachtet die über den Verlust ihrer Glieder klagte. Die Empfindlichkeit war nicht aufgehoben, sie klagte beim Verbinden jedesmal lebhaft über den Schmerz, aber ihr Arm war fort, ihr Hals und ihr Kopf. Später mit wiederkehrender Kraft lachte sie selbst schon darüber daß sie den auf dem Bette liegenden Arm nicht als den ihrigen hatte anerkennen wollen, aber war noch besorgt wo ihr Hals hingekommen sei. Hierher gehören auch die Fälle von Hypochondrischen, die Beine von Glas zu haben glauben, und ähnliche Vorstellungen, die den Wahn einer veränderten Persönlichkeit bedingen. Dazu kommt noch daß ein Wahnsinniger der sich für ein anderes Wesen hält allmälig sein ganzes Denken, Fühlen und Wollen dieser fremden Persönlichkeit anzupassen sucht um sich seinen Wahn zu bestätigen. Deshalb benimmt er sich so wie es seinem eingebildeten Zustande zukommt, und bemüht sich dieselben Bedürfnisse, Begierden und Empfindungen sich einzureden, wodurch er sich natürlich immer mehr in seinem Wahn fixirt.

Erwägt man dieses Alles, so findet man darin die Anhaltpunkte für eine natürliche Erklärung des Wahns der Wolfsverwandlung. Daß bei manchen Lykanthropen eine perverse Sensation der Hautnerven stattgefunden habe, darauf scheinen dem Verf. die Angaben von dem Wachsen der Haare zu deuten, und jener mehrfach gebrauchte Ausdruck versipellis daß die borstige Haut nach innen gekehrt sei. Ferner waren die meisten Lykanthropen Hirten, deren Einbildungskraft der Wolf am öftersten vorschweben mußte, weil sie am meisten mit ihm zu kämpfen hatten. Auch mag manche Mordthat welche die Kranken sich selbst zuschrieben, oder die ihnen von fanatischen Richtern aufgebürdet wurde, nur von Wölfen verübt worden sein. Endlich ist bei Vielen die Verwilderung des Gemüths zu berücksichtigen, die sich in den entsprechenden Ausdruck eines wilden Thieres hineindichtet. Die Geschichte zeigt uns Beispiele wo der Trieb nach Blut instinctiv zu sein scheint, eine Verwilderung und Verthierung der Menschen in der Grausamkeit mit Wollust gepaart ist, wie die blutgierigen Tyrannen von Nero und Caligula bis auf Alexander Borgia beweisen. Von solcher Mordgier bis zum Wahne sich in ein Thier verwandelt zu haben ist nur ein kleiner Schritt. Wo die Menschen sich vom Teufel besessen glaubten mußten sie sich für das böse unheimliche Wesen das ihrer Herr geworden einen Ausdruck suchen. Aus dieser Vorstellung ging dann auch die Nothwendigkeit hervor dem wilden Thiere nachzuahmen, in den Wäldern umherzuschweifen, Thiere und Menschen anzufallen, zu zerfleischen und von ihrem Fleische zu zehren.

Nachdem der Verf. zur Erläuterung seiner Ansicht noch merkwürdige Beispiele von den seltsamen Gelüsten der Schwangern nach Menschenfleisch, und außer einigen ältern Fällen von Mord- und Blutgier auch neuere aus den Zeitungen bekanntgewordene, bei denen man von Entsetzen ergriffen wird, mitgetheilt hat, zuletzt noch den am 10. Juli 1849 vor dem Kriegsgericht zu Paris vorgekommenen Fall von dem Unteroffizier Bertrand, der zu wiederholten malen auf verschiedenen

Kirchhöfen die Leichen von Frauen ausgegraben und gräßlich mishandelt und verstümmelt hatte, schließt er mit den Worten: „Der Wahn der Lykanthropie stellt sich dar theils als Zweig der Dämonomanie und theils als der Ausdruck eines mordsüchtigen Triebes."

Ueber Helferich's Schrift können wir kurz sein, da erstlich über Wesen und Leben der Cretinen die Ansichten in der bisherigen Literatur über diesen Gegenstand ziemlich übereinstimmend dahin lauten daß locale Einflüsse der Luft und des Wassers, sowie innere organische Fehler im Bau des Gehirns die Hauptursachen jener Entartung sind, und da zweitens unser Verf. nichts wesentlich Neues hinzufügt, sondern nur die bisherigen Ansichten und Erfahrungen, bereichert mit seinen eigenen, zusammenstellt, sodaß wir ein vollständiges Bild über die verschiedenen Grade der Entartung, über die verschiedenen Ursachen, über die geographische Verbreitung, über Wesen, Krankheiten, Verlauf, Behandlung des Cretinismus und endlich über Erziehung und Unterricht der Cretinen erhalten. Höchst anerkennenswerth ist die Wärme und der Eifer mit dem sich der Verf. für die Verbesserung des Zustandes jener Unglücklichen verwendet. Er hat selbst vielfache Beweise von Aufopferung gegeben. Doch ist seine ganze Ansicht zu theologisch gefärbt, und er verspricht sich zu viel von der Perfectibilität der Cretinen. Wo der Cretinismus nicht angeboren, sondern nur, wie es allerdings vorkommt, erworben ist, da mag er heilbar sein. Aber innere organische Fehler des Gehirns lassen sich durch keine Kunst heben. 43.

## Luise Aston vor dem Richterstuhle der französischen Kritik.

Die Revolution trägt wirklich schlimme Früchte, und Frau Aston, die sich so sehr für Alles was revolutionnair ist begeistert, hat gleichfalls schwer unter ihren Folgen zu leiden. Die Moral ist zugrundegegangen.... nun Das würde eine emancipirte Dame von Profession schon verschmerzen; aber auch die Höflichkeit, die Galanterie gegen die Frauen, und Dies noch dazu in dem Lande Franz' I.! Ein französischer Kritiker nimmt die Ruthe zur Hand, und züchtigt auf offenem Markte zwei schriftstellernde deutsche Damen: so sehr sind die Menschen seit den Barrikadentagen selbst in Frankreich verwildert!

Luise Aston hat den unglücklichen Fürsten Felix Lichnowsky zum Helden ihres Romans „Revolution und Contrerevolution" gemacht. Wie sie Dies zu thun den Muth hatte hat auch jenseit des Rheins gerechten Abscheu erregt. Das betrauernswerthe Ende dieses Mannes hat mit einem schützenden Schleier alle die Fehler seines Lebens überdeckt, die er nunmehr nicht wieder gutmachen kann. Er ist wie ein Mann gefallen, er hat sich nicht vor dem Tode gebeugt den ihm die Hände der Meuchelmörder bereiteten, und wenn er auch bisweilen die alte Adelsehre gegenüber den irdischen Freuden und Genüssen der Welt miskannt hatte, so fand er doch die ganze Ehre eines muthigen Soldaten wieder als die Schergen der Anarchie den Wehrlosen bedrohten. Die Nachwelt wird Nichts mehr von diesem kurzen Dasein beanspruchen; sie wird nur die Glorie seiner letzten Augenblicke kennen.

Frau Aston hat die Nachwelt eines Bessern belehren wollen! Sie hat den Muth gehabt das blutige Leichentuch wegzuzerren und des Todten Geheimnisse zu durchstöbern. Sie hat ohne Scheu den Schleier der Achtung und des Erbarmens zerrissen der ihn gegen die Indiscretion profaner Erinnerungen schützen sollte. Aus der blutigen Erde hat sie Lichnowsky herausgescharrt: und doch hatte er sich um einen gräßlichen Preis das Recht gekauft friedlich in ihr zu ruhen. Und alles Dies thut sie um seinem Gedächtniß ein Romansujet zu entlehnen. Sie ist förmlich darauf erpicht seinen genugsam verstümmelten Schatten in das schlechteste und schmählichste Licht zu setzen, sie verfolgt ihn mit ihren Angriffen und Schmähungen, sie beschimpft und verleumdet ihn mit einer räthselhaften Wuth, und man kann kaum glauben daß die politische Leidenschaft allein diese weibliche Raserei hervorgerufen habe. Man meint eine verlassene Geliebte zu sehen die ihrem Geliebten Vitriol ins Gesicht gießt; aber hier ist es ein bleiches Leichengesicht das Frau Aston voll Vergnügen beschmuzt, und man bleibt beim Betracht dieser Unwürdigkeit nur darüber in Zweifel ob es ihr mehr an Herz oder an Schamgefühl fehlt!

Die Unwürdigkeit ist übrigens um so auffallender als die Sinnesart und die Rache einer Frau überall in allzu deutlichen Spuren zum Vorschein kommen. Frau Aston hat sich nicht mit der Entdeckung begnügt daß der Fürst Lichnowsky in der Politik ein Meineidiger und ein Schurke war, sie findet auch Vorwürfe anderer Art für ihn, die ihr nicht weniger gewichtig dünken: sein lockiges Haar würde besser zu seinem Gesicht gepaßt haben wenn seine Stirn nicht um einige Linien zu klein gewesen wäre, und in der Art wie er seine Handschuh am Rande seines Hutes hielt würde sich eine graziöse Nonchalance bemerkbar gemacht haben wenn seine Natur wahrhaft aristokratisch gewesen wäre. Gibt es etwas Lächerlich-Widrigeres als diese Boudoirreminiscenzen, die in dasselbe Fleisch noch einige Nadeln stechen das von den Mordwaffen und Messern der Banditen verstümmelt ward. Und diesen Banditen spricht Frau Aston ihre Sympathien aus!

Von den selbständigen Erfindungen der Frau Aston nur einiges Wenige.

Lichnowsky stirbt nicht unter den Händen eines rohen Pöbelhaufens den der Zufall zusammenführte, und den Haß und Trunkenheit zu einer Schandthat fortriß: der Beichtvater der Fürstin von Metterich, ein Jesuit Pater Angelicus und eine Dame der eleganten Welt, die Baronin Alice, sind die Urheber jener schercklichen Execution. Alice nämlich hat Lichnowsky einst geliebt, dieser aber hat ihre Zärtlichkeit betrogen. Hierfür hat sie sich seitdem so oft entschädigt daß sie dem schönen Fürsten im Augenblicke der Entscheidung doch noch verziehen haben würde, wenn die kalte Wuth des Pater Angelicus ihr einige Zeit zum Ueberlegen gelassen hätte. Dieser Pater Angelicus sah durch eine Laune Lichnowsky's all sein Glück zertrümmert werden. Der junge Preuße hatte nämlich in Spanien einer sehr schönen Señora die Ehe versprochen: noch vor der Hochzeit kommt sie nieder, aber der treulose Bräutigam verschwindet. Der jungen Mutter ist Nichts mehr in der Welt geblieben als die Ergebenheit des trostlosen Priesters und die Aussicht auf Rache. Kaum kann ihr Knabe auf den Beinen stehen, so bindet sie ihm eine rothe Schärpe um und läßt ihn auf einen Dolch schwören ihren bittersten Feind zu bestrafen. Von dem Pater geleitet tritt sie mit ihm die Rachereise an. Salvador ist noch nicht 15 Jahre, und schon verzehren alle männlichen Leidenschaften dieses schwache, kleine Ungeheuer. Den ganzen Roman hindurch geht er mit seiner Schärpe von rother Seide, seiner Guitarre und seinem Dolche ab und zu, bis er endlich, um der rasenden Señora die ihm das Leben gegeben hat Wort zu halten, als der erste die Mörderhand an seinen Vater legt. Sterbend erfährt Lichnowsky von seiner alten Geliebten daß sein Sohn einer der Meuchelmörder war!

Die Baronin Alice ist der Ausdruck der eigensten Anschauungen der Frau Aston, sie ist ein Gespenst ihrer, wie man aus dem Vorstehenden wol ersieht, etwas zügellosen Phantasie. Oder sollte sie wirklich ein Conterfei der Verfasserin sein? Dann mag sich die Arme vor einer Kritik ihrer Dichtung seitens des Criminalgerichts hüten! 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 124. —— 24. Mai 1850.


## Armuth und Christenthum rc. Von Heinrich Merz.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Merz bespricht dann weiter die kirchliche Armenpflege, und wie die Kirche als freie ihre Hauptaufgabe in der dienend-segnenden Liebe finde; er weist nach wie zufolge der Christuslehre ein Jeder seinen Besitz nur als ein Lehen von Gott zum Besten seiner Mitmenschen habe, wie ein Jeder das Seine besitzen, und durch die Gesinnung der Liebe den Armen nach Kräften mittheilen soll, wie das große Wort der neuen Revolution, fraternité, von Jenem zuerst ausgesprochen sei der Alle zu Kindern Gottes, zu Gliedern eines Leibes gemacht. Er spricht vom Völkeruntergang und von Volkserrettung, und hat hier unter Anderm folgende herrliche Gedanken, die ich als den Kern der ganzen Schrift ansehe, und der allgemeinen Beherzigung dringend empfehlen möchte:

Wirkliches Vertrauen zu sich und damit die Kraft des Siegs über Noth und Tod durch den Sieg über sich selbst findet ein Volk nur im Vertrauen und Glauben an seinen Gott. Diesen seinen Gott hat aber das Volk nicht unvermittelt, sei er ihm auch noch so tief ins Herz gewachsen. Es bedarf dazu einer fortgehenden menschlichen Vermittelung, es muß denselben gegenständlich vorsichhaben, musterbildlich anschauen in persönlich ihm entgegenkommender That; nur die That ist ihm Wahrheit. Die Bethätigung des Glaubens stellt sich lediglich dar in der That der Liebe, im Opfer. Lebendige, persönliche Opfer will das Volk vorsichsehen, sein Gott und sein Glaube muß sich ihm handgreiflich ausweisen als einer der so hoch und fest steht daß er sich dem Kleinsten und in das Tiefste hingeben kann ohne sich aufzugeben. Das ist die Bedeutung der Helden und Propheten. Ein Volk das keine Helden, eine Religion oder Kirche die keine Propheten mehr erleben kann, hat ausgelebt. Das ist zugleich die Bedeutung der höhern Stände überhaupt, welche als Hirten der Heerde, als Vorbilder der Masse des Volks dastehen sollen. Wenn letzteres seine Tugenden, seinen Glauben zumal nicht mehr in jenen verwirklicht und vorgebildet schauen kann, so verliert es den Glauben an sich selbst, verzweifelt, zerfleischt sich und stirbt.

Es ist ein hartes Wort, aber wahr ist es, die Armen und Geringen sind durch die Selbstsucht der Großen und Vornehmen um ihren Gott und ihren Menschen gekommen. Das Volk will keine Almosen mehr, an die ihr es gewöhnt habt, es will euer Herz. Wer das Vertrauen wiederherstellt, die untern Classen durch das Vorbild treuer Hingebung und Selbstverleugnung wieder sittigt, zum Kampf mit sich selbst willig, zum Sieg über sich durch Entbehrung fähig macht, der stellt sich in die Schar der Retter und Helden, und wäre sein Wirkungskreis auch noch so klein und still. Ein Curtius konnte den Abgrund schließen, und ein Alexander mußte eine Welt erobern, weil er den Helm voll Wasser das für ihn entdeckt war in den brennenden Sand zu gießen vermochte an der Spitze seiner verschmachtenden Krieger, für die sich kein Trunk in der Wüste fand.

Merz gedenkt nun des praktischen Sinnes mit welchem die Engländer, ein Lord Ashley an ihrer Spitze, das Werk der leiblichen und geistigen Volkserrettung ergreifen, und in der Theilnahme an diesem Liebewerk der wahren Befreiung erkennt er den Beruf des Weibes in unserer Zeit. Die Frauen müssen helfen die echte vom Christenthum gebotene Demokratie in Herz und Sitte zu pflanzen, helfen die Jugend für ein neues Leben zu erziehen. Als eine Fahnenträgerin im Winterfeldzuge des Christenthums gegen die Armuth schildert er die Engländerin Elisabeth Fry, als eine verehrungswürdige Mitstreiterin nennt er Amalie Sieveking in Hamburg, die Vorsteherin des dortigen Frauenvereins, um in der Darstellung ihrer Wirksamkeit ein concretes Bild für seine Ansichten zu geben; wir verweisen auf diese Capitel selbst, da hier gerade die Betrachtung des Einzelnen, der besondern Fälle Das ist worauf es ankommt, und stimmen ihm gern bei daß die Zukunft wie die Gegenwart den Frauenherzen und Manneskräften gehört welche durch Wort und That der Liebe die Selbstsucht überwinden. Wenn er aber im Gegensatze zu den Genannten von einem berauschten und berauschenden Federheldenthum einer Frau von Arnim spricht, so hat ihm plötzlich selbst der Pietismus, die Unduldsamkeit der Buchstabentheologie eine Binde vor die Augen, ja ein ehernes Band vor die Stirn gelegt. Er weiß es nicht, aber wer Bettina von Arnim wirklich kennt der weiß es, daß aller Glanz und aller Reichthum ihres wunderbaren Geistes aus der Tiefe eines reinen, liebevollen Herzens stammt, daß sie groß ist weil sie gut ist, daß gerade ihr Leben eine Reihe von persönlichen Opfern ist, daß sie nicht blos von der erkrankten Rahel als ein Bote des Himmels begrüßt ward, daß sie auch unbekannter Armen, auch verlassener Kranken mit eigener pflegender Hand sich annimmt. Ich will nicht verkündigen was sie im Verborgenen thut, aber was sie öffentlich geschrieben hat Das sollte Merz kennen, er sollte sich erinnern wie sie es war

die in dem Buch das sie dem König zueignete uns in die Hütten der Armuth führte, in die Familienhäuser des berliner Voigtlandes, wie sie es war die damals schon zeigte daß der Armuth durch persönliche Theilnahme geholfen werden müsse! Und hat Merz selbst doch sein ganzes Buch wie einen Commentar zu einer Textstelle geschrieben die in jenem Buche steht und also lautet:

Soll der Adel euch adeln, den mit Wucherglück der Bürger seiner Abkunft zum Hohn im adeligen Gut sich erkauft, so mache er statt Luxusanlagen von Tempeln, Grotten und tanzenden Wassern Anlagen für Heimatlose, und sein Sommerplaisir, die English cottage, mache er zur deutschen Hütte, worin deutsche Armuth sich erholt, den englischen Rasen theile er aus zu Feldern für Kartoffel und Brot: und er ist ein Edelmann, wer wird ihm widersprechen? Höher steigt dann im Rang wer's um die Armen verdient, durch ihre Betriebsamkeit mit sich zugleich sie selber emporbringt; der grünt am eigenen Stamme wie ein edleres Pfropfreis, lebendige Bedeutung die wir anerkennen in ihm hat er als Graf. Wer aber keinen andern Zweck mehr hat als der Elenden Ansprüche ans Leben zu vertreten, keine Standeserhebung als nur die Erhebung der Menschheit insgesammt, der die Asche seiner Väter mit der Armen Asche auf dem Gottesacker sammelt, und keine Familiengruft baut seinen Ahnen wo Lebende kein Obdach haben, der ist von reinem Stamm, der Fürst der Menschheit, reich an Gütern der Weisheit, an denen wir ja Alle arm sind.

**M. Carriere.**

---

## Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, von Franz X. Wegele. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1850. 8. 12 Ngr.

Der Verf. beurkundet in dieser Schrift eine ehrenwerthe Gesinnung, indem er nicht wie Viele in unsern Tagen durch Darstellung des Abnormen und Verwerflichen einer zweideutigen Ironie huldigt, sondern an den Bildern des Edeln und Guten sich erfreuend in lebendiger Schilderung die Reflexe seiner Auffassung ausspricht. Hier wählt er einen allgemeinen Standpunkt. Er will nämlich in unserer revolutionnairen Zeit, die der Vergangenheit zu vergessen gefahrläuft, „seiner Nation aufs neue Das zuführen von dem er glaubt daß es sie zu beleben, zu erheben, zu warnen und zu erbauen im Stande ist". Zu der Veranschaulichung des „Gährungs- und Läuterungsprocesses" in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wählt er eine Persönlichkeit „die alle Phasen derselben in sich durchgekämpft, an allen Erscheinungen jener Zeit den meisten Antheil genommen hat, und die zugleich auf einen Standpunkt gestellt war, von dem aus es ihr möglich ward thatsächlich in diese Entwickelung einzugreifen und sie zu fördern, und die endlich dieser Richtung und diesem Berufe bis zum letzten Athemzuge treublieb und vor keiner Consequenz derselben zurückbebte". Dazu wählte er den vor 22 Jahren verstorbenen Großherzog von Sachsen-Weimar, Karl August. Solcher Standpunkt ist ein hoher, weitumfassender, den wir von dem Verf. keineswegs festgehalten sehen, indem er, statt das Allgemeine in dem Besondern zu erfassen, sich abmüht dieses und jenes in einige Beziehung zu setzen.

Was er hier darbietet nennt er ein Charakterbild, im Gegensatz einer Biographie zu welcher das genügende Material noch nicht vorhanden sei. Er habe, sagt er im Vorworte, hierbei sich an das Positiv-Historische gehalten und alle Tradition ausgeschlossen. „Jene Seite des Charakters, die auch dem Kammerdiener und Leibjäger nicht entgeht, lag außerhalb meines Weges. Mir war es nur um denjenigen Gehalt des Menschen zu thun der bleibt wenn alles Unwesentliche gefallen ist, und nur der gehört der Geschichte an." Dagegen S. 7: „Der Mensch mit all seinem Streben wird bei meiner Schilderung in erster, der Fürst in zweiter Linie stehen." Nach diesen Aussprüchen steht zu bezweifeln ob der Verf. das Wesen einer Charakteristik und wie diese sich von der Biographie unterscheide richtig erkannt habe. Ist die Aufgabe der Biographie das Leben eines Individuums in seiner Entwickelung, seiner gereiften Kraftthätigkeit, seinen anziehenden und abstoßenden Verhältnissen zur Außenwelt und den Zeitbegebenheiten darzustellen, so hat das Charakterbild eine Zeichnung von Dem zu geben was das Substrat dieses Lebens ausmacht, indem sie das zur Ausbildung und zum innern Abschluß gelangte Wesen in seinen Bedingungen und feinsten Zügen, den handelnden Menschen (im weitesten Sinne verstanden) darstellt, mithin nicht allein Das was die freie Selbstthätigkeit und Originalität kundthut, sondern auch die Temperaturgrade der Seelenkräfte, die Neigungen und Eigenheiten selbst in ihrer Einseitigkeit, wobei nicht blos das Außerordentliche und Seltene, sondern auch das Alltägliche und Gewöhnliche zu beachten ist. Die Biographie ist epischer, die Charakteristik dramatischer Natur. Zu letzterer aber wird die genaueste Beobachtung, Vertrautheit mit dem Besondern, ja dem Kleinsten erfodert; da besagt oft ein einzelner Ausspruch, eine zufällige Situation mehr als sogenannte Großthaten.

Was Wegele gibt ist weder Biographie noch Charakterbild, und es bleibt ungewiß ob er die Zeitbegebenheiten von 1757—1828 an Karl August vorübergehend oder diesen aus jener Zeit hervorgehend habe schildern wollen. Nicht der Charakter in seiner Totalität, nicht das Verhältniß der in Karl August thätigen Seelenkräfte, nicht die innere Werkstatt eines starken Geistes wird Gegenstand der Darstellung, sondern vielmehr die Welt in und mit welcher er gelebt hat. In Lobpreisung und allgemeiner Schilderei genügt sich der Panegyriker, in die Tiefe der Seele aber hinab, in die nicht dem Oeffentlichen zugewendeten Handlungen und Neigungen dringt der Blick des Menschenkenners. Sollte einmal der Charakter eines der nächsten Vergangenheit anheimfallenden Mannes gezeichnet werden, so mußten alle noch lebendig fließenden Quellen erschöpft werden. Darum begreifen wir nicht warum der Verf. alles Das verschmäht hat was er mit dem Namen Tradition bezeichnet. Er brauchte da nicht „Kammerdiener und Leibjäger" abzuhören, vielmehr leben in Weimar und außer Weimar noch Männer die eine lange Reihe von Jahren mit Karl August den nächsten Umgang gepflogen, mit demselben gearbeitet haben und, mit dessen ganzer Denk- und Handlungsweise vertraut, das Material zu einem Seelengemälde darbieten können; hier waren die Documente aufzusuchen welche sowol die freie und doch geregelte Urtheilskraft, den kenntnißreichen Verstand, die rastlose Bethätigung, als auch die Eigenthümlichkeit des Gemüths, die Ansichten über Religion, Wissenschaft, Kunst, die Lebensweise dieses verehrungswürdigen Fürsten beurkunden. Ein Charakteristiker hat es mit den feinern, ineinanderlaufenden Zügen zu thun und aus dem Wechselnden und Zufälligen das Wesentliche herauszufinden. Was der Verf. hier mittheilt kann nicht als Neues betrachtet werden, sondern ist was derselbe in den am Ende verzeichneten Schriften gefunden hat; Dies stellt er in dem Rahmen der Zeit auf, und gewinnt damit Stoff für die gerechte Verehrung hoher Fürstentugend. Dies bezeugt eine edle Gesinnung und man kann auch dafür dankbar sein; allein ein genügendes, durch seine Vollständigkeit wahres, alle Grundzüge vereinendes Bild ist es nicht. Wer wie wir mit Karl August gelebt hat, und was er war und wirkte in lebendiger Erinnerung insichträgt, wird unbefriedigt nach tieferer Forschung verlangen. Es konnte nicht fehlen daß der Verf. nach Anleitung der benutzten Schriften bei Einzelheiten ausführlicher verweilt (wie über Fichte's Proceß, das weimarische Theater, Oken's „Isis"), während Anderes, viel Wichtigeres übergangen ist. Nirgend finden wir der Männer gedacht mit denen Karl August das Regierungsgeschäft betrieben und ohne deren Beirath er nie ans Werk zu gehen pflegte, nicht Derer

welchen er außer Goethe vorzügliches Vertrauen schenkte; und darin ließ sich der fürstliche Mensch wie der Verf. ihn schildern wollte erkennen. Von der eigenthümlichen Weise wie er über Angelegenheiten des Landes Untersuchung anzustellen, zu berathen und zu beschließen pflegte erfahren wir Nichts. Ein so ausgebildeter Charakter trägt in sich feste Grundsätze, bestimmte Ansichten über menschliche und göttliche Dinge, und besitzt eine eigenthümliche Methode zu handeln. Davon aber spricht das Buch nicht. Dagegen läuft manches Urtheil unter bei welchem dem Verf. es schwer werden möchte den Beweis zu führen. So irrt der willkürliche Pragmatismus von der Wahrheit ab.

Es kann nicht unser Gedanke sein hier ein vollständigeres Charakterbild zu entwerfen oder auch nur genauer anzugeben wie zu verfahren gewesen wäre; nur Einzelnes wollen wir erwähnen was in dem vom Verf. Berichteten gegen die wahre und richtige Auffassung verstößt. Der Haupttheil, das Leben des gereiften Mannes, ist freilich beim Mangel der Nachrichten in des Verf. Darstellung am dürftigsten ausgefallen, und von den scheinbaren Widersprüchen die sich in der Handlungsweise des auch von außenher bedingten Charakters wahrnehmen ließen, aber in einer tiefereingehenden psychologischen Beurtheilung sich ausgleichen, geschieht keine Erwähnung.

In der Jugendgeschichte des Prinzen wird welche Wirksamkeit Graf Bünau ausübte ganz übergangen, ebenso die Jugendfreundschaft mit Einsiedel. Die Erziehung wird als eine ganz verkehrte und verfehlte bezeichnet, und doch nicht nachgewiesen worin diese Verkehrtheit bestanden. Die Lehrer werden untaugliche genannt, und doch waren sie nicht allein gelehrte, sondern auch für die Instruction befähigte Männer, wie der tüchtige Kenner der Geschichte und Numismatik Legationsrath Herrmann und Hofrath Albrecht. Auch sprach Karl August von seinem Hofmeister dem Grafen Görtz stets mit dankbarer Hochachtung; S. 14, wo der Verf. erwähnt die deutsche Muse habe in Weimar endlich ein Asyl gefunden, heißt es: „In Hamburg, Göttingen, Zürich, Manheim und wo noch überall hatte sie es versucht Wurzeln anzusetzen, und nirgend wollten sie Boden fassen." In diesem Ausspruche, welcher die Zeitfolge falsch bezeichnet, ist ein ungerechtes Urtheil enthalten, da Lessing in Hamburg, der Dichterbund in Göttingen nicht geringere Momente in der Fortbildung unserer schönen Literatur ausmachen als der Eintritt Goethe's in Weimar. S. 15: „In Weimar blühte bereits eine Bühne und Truppe, die Männer wie Ekhof in ihrer Mitte zählte." Weimar hatte damals gar keine stehende Bühne, sondern die Seiler'sche wandernde Gesellschaft kam von Zeit zu Zeit aus Gotha dahin. Ekhof war nicht deren Director, wie S. 15 gesagt wird. Unter den in Weimar hausenden Literaten wird Schweizer genannt. Dieser aber war nur Musikdirector bei der Seiler'schen Schauspielergesellschaft. Was der Verf. S. 16 bei den Worten: „der alte, wenn auch gemäßigte Druck der Unnatur habe auf dem Prinzen bis zur Volljährigkeit gelastet", gedacht habe wird Der nicht verstehen welcher das Leben am Hofe Amaliens vor Goethe's Ankunft kennt. Ein solcher wird auch nicht des Glaubens sein Karl August habe den Dr. Goethe in der Absicht nach Weimar eingeladen um ihn alsbald bei seiner Regierung zu bethätigen. S. 21 läßt der Verf. ein Liebhabertheater bei Hofe durch Goethe einrichten. Dies hatte aber lange vorher schon bestanden. Wenn (S. 24) erzählt wird Karl August habe unter Beirath Goethe's bald nach Antritt der Regierung namentlich für die Verbesserung der Rechtspflege sorgegetragen, so weiß Der welcher Einsicht in die Acten genommen andere Namen zu nennen. Bei dem angeführten Urtheil (S. 48) Karl August's über Friedrich den Großen und bei der Angabe (S. 51) Karl August habe schon zur Zeit des Fürstenbundes die Idee eines Zollvereins insichgetragen, sind bestimmte Nachweisungen wünschenswerth. Der Verf. irrt wenn er Karl August in ein „warmes Verhältniß das man Freundschaft nennen kann" zu Schiller gestellt glaubt, und weiterhin leugnet Herder sei zu Karl August nie in ein vertrauliches Verhältniß getreten. Höchst unbefriedigend ist die Schilderung über die Zeit von da wo Karl August von der Armee 1814 zurückkehrend durch das „Willkommen" in Weimar begrüßt wurde, bis zu dem J. 1816; denn in keiner Zeit seines Lebens war der nach so langer Prüfung zu neuer Thatkraft erhobene Fürst thätiger und in Entwürfen neuer Pläne beschäftigt. Von dem Verhältnisse zu Napoleon, wie Karl August in der wechselnden Stellung zu ihm sich in der denkwürdigsten Weise benahm, wie er überhaupt denselben beurtheilte, darüber ertheilt der Verf. keine Auskunft. Was dagegen der Verf. von dem tragischen Schicksale des Fürsten, der „gehemmt von unsittlichen, brutalen Gewalten die Hände sinken lassen und das Schwert zähneknirschend in die Scheide stecken muß", in starkkolorirter Rede ausspricht, würde ihm ein Augenzeuge anders in die Feder dictirt haben. Auch die zur Charakterisirung des Geistes und Gemüths dienenden Angaben verrathen die Ferne in welche der Verf. zu seinem Gegenstande gestellt war.

Die Aufgabe einer Charakteristik Karl August's, soll sie gegeben werden, kann nur nach unmittelbarer und sorgsamer Beobachtung gelingen und mithin nur Dem welcher mit ihm gelebt hat. Was aus einzelnen Stellen in Briefen zusammengetragen wird kann nimmer eine volle Auffassung gewähren. In dem Wesen dieses außerordentlichen Mannes vereinten sich Gegensätze, ja Widersprüche, die nur der einsichtige Menschenkenner zu einer Einheit zurückzuführen im Stande ist. An Fürsten wird gewöhnlich das Menschliche und damit auch die Schwäche übergangen, und da Alles groß erscheinen soll, wird die Darstellung zur Lobrede. Karl August hatte nicht zu fürchten daß er durch Bezeichnung Dessen was sich in ihm widersprach an seiner Größe verliere. Bei der Mischung seiner Seelenkräfte wie sie war konnte er kein Anderer sein. Um ihn daher ganz zu kennen muß man ihn in seinem Ernst, seinem Zorn, seiner Heiterkeit beobachtet haben. Das Starke und Große sowol im Sinnlichen als Geistigen war was ihm zusprach, ihn anzog, mit dem er wirken mochte; das Schwächliche und Kraftlose stieß er von sich zurück, und mochte mit ihm nicht verkehren. Daraus ging die Richtung seiner Neigungen hervor, und selbst da wo er tiefer zu stehen schien vermittelte ihm die innere Energie den aufrechthaltenden Schwerpunkt. An seinem innern Leben kann der forschende Psycholog seine Meisterschaft bewähren, er wird aber nicht aus dem siebzigjährigen Leben nur einzelne hervorragende Momente auswählen, sondern dem auf- und abwogenden Laufe mit festem Blicke folgen. Vieles gehört nicht der Welt und nicht der Geschichte zu, Alles aber der Erforschung des Charakters. Möge der Verf. künftig in den Stand gesetzt werden dieser Aufgabe vollkommen zu genügen. Befähigt ist er sicher dazu. 61.

## Erledigung einer literarischen Umfrage.

Die „Literarische Umfrage" in Nr. 79 d. Bl. bezweckte die Auffindung des Verfassers und Urtextes eines sehr zierlichen, sinnigen Epigramms: „Der weinende Cupido." Veranlassung dazu hatte eine gleichmäßige Auffoderung im englischen „Athenaeum" gegeben. Dasselbe zeigt nun die Erledigung an. Der ursprüngliche Frager, der sich Rufus nennt, hat den Fund selbst gethan. „In einer Sammlung Manuscripte die mir längere Zeit gefehlt hat", heißt es in seiner Zuschrift, „treffe ich nachstehende Copie mit Verweisung auf «Car. Illustr. Poet. Ital.» (I, 229), worin das Epigramm dem Antonio Tebaldeo beigelegt wird.

De Cupidine.

Cur natum caedit Venus? Arcum perdidit. Arcum
Nunc quis habet? Tusco Flavia nata solo.
Qui factum? Petit haec, dedit hic; nam lumine formae
Deceptus, matri se dare crediderat."

„Seit dem Abdruck dieser Mittheilung von Rufus", fährt das „Athenaeum" fort, „hat ein deutscher Freund in Augs-

burg uns denselben Originaltext eingesendet, mit der einzigen Abweichung daß das erste Wort Cur bei ihm Quid heißt." „Sie finden das Epigramm", schreibt er, „in der «Anthologia Latina Burmanniana» (III, 236), oder in der neuen Ausgabe dieser lateinischen Anthologie von Heinrich Meyer (Leipzig 1835), II, 139 (Nr. 1566). Wer der Verfasser ist zweifelhaft. Für einen guten alten Autor erscheint die Ausdrucksweise zu gesucht. Maffei legt es dem Brenzoni bei, welcher im 16. Jahrhunderte lebte. Andere nennen Antonio Tebaldeo aus Ferrara als Verfasser." 8.

## Bibliographie.

Appert, B., Guter Rath an meine armen Freunde die Gefangenen. Berlin, A. Duncker. 8. 8 Ngr.

Buchmann, J., Populärsymbolik, oder: Vergleichende Darstellung der Glaubensgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten nach ihren Bekenntnißschriften. Zwei Bände. 3te verbesserte Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Christenthum, seine Uebereinstimmung mit Natur und Vernunft. Von einem Arzte. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 16 Ngr.

Elgger, F. v., Des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen Kampf gegen den Radikalismus vom 8. Dezbr. 1844 bis 24. Novbr. 1847 und mein Antheil an demselben. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 2 Thlr.

Grün, Anastasius, Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Hanusch, J. J., Geschichte der Filosofie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Filosofenschulen durch Kaiser Justinian. Mit Beigabe der Literatur vom allgemein kulturhistorischen Standpunkte entworfen. Olmütz, Neugebauer. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hase, K., Theologisch akademische Lehrschriften. 3ter Band. — A. u. d. T.: Evangelische Dogmatik. 4te verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 Thlr.

Hauschild, E., Blicke in die Geschichte der neuern Tonkunst. Eine akademische Antritts-Vorlesung, gehalten den 16. Mai 1849. Mühlhausen im Elsaß, Rißler. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Hoefer, A., Sanskrit Lesebuch mit Benutzung handschriftlicher Quellen herausgegeben. Berlin. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jahn, H., Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Ille, E., Kaiser Joseph II. Lebensbild in vier Abtheilungen und einem Vorspiel. Geschrieben im Frühling 1848. München, Franz. 8. 15 Ngr.

Kaiser, F., Mönch und Soldat. Charakterbild mit Gesang in drei Akten. Mit 1 Titel-Bilde. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Lücke, F., Ueber das Alter, den Verfasser, die ursprüngliche Form und den wahren Sinn des kirchlichen Friedensspruches: In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas! Eine litterarhistorische theologische Studie. Nebst einem Abdruck der Paraenesis votiva pro pace ecclesiae ad theologos Augustanae confessionis. Auctore Ruperto Meldenio theologo. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 25 Ngr.

Meiller, A. v., Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzöge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg. Aus Urkunden und Saalbüchern gesammelt und erläutert. Wien, Braumüller. Gr. 4. 4 Thlr.

Miklosich, F., Lautlehre der altslovenischen Sprache. Wien, Braumüller. Lex.-8. 12 Ngr.

Noack, L., Das Mysterium des Christenthums oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Pfyffer, K., Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern. Vom Ursprunge bis zur Staatsumwälzung im J. 1798. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Schleicher, A., Linguistische Untersuchungen. II. — A. u. d. T.: Die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht. Bonn, König. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schwartz, W. F., Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum mit Bezug auf Norddeutschland und besonders die Marken. Eine Skizze. Berlin, Hertz. Gr. 4. 10 Ngr.

Strodtmann, A., Lieder der Nacht. Bonn, Habicht. Gr. 12. 1 Thlr.

Vogl, J. N., Scherzhaftes. Illustrirt von Cajetan und C. Geiger. Wien, Sollinger's Wwe. 8. 13 Ngr.

Wagner, J. J., Dichterschule. 2te Auflage. Ulm, Stettin. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Winckler, F. L., Kann die sogenannte Selbstverbrennung des menschlichen Körpers nach den dabei auftretenden Producten von der Verbrennung, durch die bekannten Veranlassungen herbeigeführt, unterschieden werden? Darmstadt, v. Auw. Gr. 8. 4 Ngr.

Zorrilla, Don J., Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

### Tagesliteratur.

Auszüge aus den Briefen eines nach Nordamerika ausgewanderten Schweizers. Bern, Jenni, Vater. Gr. 8. 3 Ngr.

Bellermann, C. F., Ueber die gegenwärtigen reactionären Bestrebungen in unserer evangelisch unirten Kirche. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 2 Ngr.

Bentinck, Reichsgraf G. A., Denkschrift und Protestation gegen den Erlaß der provisorischen Central-Gewalt für Deutschland vom 8. Novbr. 1849, bei der hohen Bundes-Central-Commission eingereicht. Frankfurt a. M. Gr. 4. 7½ Ngr.

Eiselen, J. F. G., Preußen und die Einheitsbestrebungen in Deutschland. Halle, Anton. Gr. 8. 4 Ngr.

Escher, H. H., Der Schweizerfranken. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3 Ngr.

Escherich, Vorschläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 Ngr.

Friedrichs des Großen Versuch über Regierungsformen und Regentenpflichten. Aus Friedrichs nachgelassenen Werken aufs neue aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen über Magazinirung gegen Theurung und Hungersnoth. Trier, Gall. 12. 6 Ngr.

Genée, R., Faustin I. Kaiser von Haiti oder Schminke und Blut. Satyrische Posse mit Gesang in drei Acten. Berlin, Hofmann u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Hansen, J. A. J., Der Morgenstern der kirchlichen und politischen Wiedergeburt Deutschlands oder prophetische Stimmen über Gegenwart und Zukunft kurz zusammengestellt. Trier, Gall. Gr. 8. 5 Ngr.

Hesekiel, G., Der Prinz von Preußen in Baden. Drei Gedichte. Am Geburtsfeste Sr. K. Hoh. vorgetragen von Rhetor Schramm. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 2 Ngr.

Hübner, O., Die Zoll-Einigung und die Industrie des Zollvereins und Oesterreichs. Berlin, Decker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Küßner, H., Das preußische Schwurgericht. Eine praktische Anleitung für Geschworene. Königsberg, Gräfe u. Unzer. 8. 6 Ngr.

Lüpschütz, J., Das Bündniß Preußens vor Gott, ein freies Wort an das Volk, gehalten zu Landsberg a. d. W. am Sabbathe Schekalim 5610 [9. Febr. 1850]. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 3 Ngr.

Mitschke-Kollande, A. v., Die Grundrechte und das Wahlgesetz. Vorschläge und Motive. Erfurt, Otto. Br. gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 125. —— 25. Mai 1850.

## Die Reform der Civilgesetzgebung in Deutschland.

### Erster Artikel.

Andeutungen über eine allgemeine deutsche Civilgesetzgebung von C. W. E. Heimbach. Jena, Hochhausen. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Die Schrift ist erschienen 1848, in dem Jahre wo die Paulskirche zu Frankfurt a. M. der Tummelplatz einer Versammlung war, deren Entstehen und Bestehen kein glänzendes Zeugniß für manche der bis dahin anerkannten öffentlichen Gewalten ablegte, neben — richtiger gesagt, gegenüber — denen sie hatte zusammentreten können. Das Zeugniß welches untrüglichen Kennzeichen nach die Versammlung bestimmt war binnen kürzester Zeit in Form eines turbulenten und wahrlich nicht zu beklagenden Verendens sich selbst und den Volkszuständen abzulegen, denen sie das Dasein verdankte, ist womöglich ein noch ungünstigeres.

So stand es um Deutschland als der Verf., „kein anderes Ziel im Auge als das Wohl des ganzen deutschen Vaterlandes, dem anzugehören er sich zur höchsten Ehre rechnet", es unternahm Vorschläge für eine gemeinschaftliche privatrechtliche Gesetzgebung in ganz Deutschland zu thun. Er wünschte „die Blicke des deutschen Volks und des großen deutschen Volksraths auf das unabweisbare Bedürfniß der Einheit in der Gesetzgebung für Deutschland hinzulenken". Da nun von dem großen deutschen Volksrathe nur die Stätte noch geblieben, wo er sich selbst zugrundegerichtet hat, auch vorderhand nicht wol abzusehen ist was an dessen Stelle und zwar mit größerer, eine bessere Garantie des Fortbestandes gewährender Befähigung treten könnte, so dürften wir statt aller weitern Besprechung der Schrift uns einerseits auf eine Condolenz an den Verf. beschränken, welcher es hat mitansehen müssen wie sowol das Land der Verheißung als die Flut womit er demselben zuzusteuern gedacht in Rauch und Nebel aufgegangen, und andererseits auf eine Beglückwünschung an uns selbst, daß wir die Anzeige solange hingehalten bis sich entschieden was wenigstens der Verf. nicht für möglich gehalten hätte, nämlich: wie der frankfurter Areopag selbst, so sei auch jede auf denselben gesetzte Hoffnung zuschandengeworden. Indeß sowol der Name des Verf. als die Beschaffenheit des von ihm behandelten Gegenstandes, der an sich zu wichtig ist als daß eine einsichtsvolle Behandlung desselben werthlos könnte geworden sein weil die Umstände sich verändert, macht es zur Pflicht die Schrift nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Vor allen Dingen die Bemerkung: daß wenn irgend Jemand der allzu sanguinische Hoffnungen auf die Paulskirche gesetzt Entschuldigung verdient, sie Heimbach gebührt. Um wen so wie um ihn der deutsche Gesetzewust sich aufgethürmt hat, dem ist es wahrhaftig nicht zu verdenken wenn er in den Möglichkeiten den heillosen Segen loszuwerden sich verrechnet. Dem diene zur Bestätigung was Heimbach selbst im Vorworte sagt. Er ist Mitglied des obersten Gerichtshofs für die großherzoglichen und herzoglichen sächsischen Länder und die reußischen Fürstenthümer älterer und jüngerer Linie. In diesen noch keine Million Einwohner haltenden Gebieten bestehen vierzehn verschiedene Landesgesetzgebungen, und Proceßordnungen gelten in Sachsen-Weimar-Eisenach drei, in den verschiedenen Gebietstheilen Sachsen-Meiningens ebenso viele, eine ernestinische von 1670, eine altenburgische von 1744, eine gothaische von 1776, überhaupt in den sächsischen Ländern und Ländern sächsischen Rechts, worunter die reußischen, schwarzburgischen und anhaltischen Länder verstanden werden, acht verschiedene Proceßordnungen, vermehrt mit spätern durch die Gesetzgebungen der einzelnen Staaten getroffenen Abänderungen. Die leidigen Collisionen die hieraus, besonders bei der Beschränktheit des Gebiets, in vielfachen andern Beziehungen entstehen müssen sind Kleinigkeiten im Vergleich zu dem Scandal daß in dem einen Territorium straflos bleibt was in dem benachbarten geahndet wird. So thun z. B. in Altenburg die jungen Bursche wohl sich heimlich zu den Mädchen zu schleichen, in Weimar, Meiningen und Sondershausen leben Knecht und Magd nach den Gesetzen des goldenen Zeitalters: Erlaubt ist was gefällt. Man fragt sich wie so Etwas möglich sei in Verhältnissen welche darauf Anspruch machen nicht schlechthin vernunftwidrige zu sein? Sind die in Antwort auf jene Frage hier folgenden Bemerkungen wahr und treffend, so kann die Auflösung der frankfurter Versammlung kein Grund sein mit ihnen zurückzuhalten.

Die Vernunftwidrigkeit solcher Verhältnisse wie die ebenbezeichneten zugegeben, sind sie doch augenscheinlich

nicht naturwidrig bis zur Unerträglichkeit, ja man könnte sagen im Ganzen und durchschnittlich genommen, offenbar nicht viel schwerer zu ertragen als manche Kleidertracht, die Jahrzehnde in Aufnahme bleibt wie vielfach sie auch gegen die wesentlichen Zwecke einer Bekleidung verstoße. Ohne Murren haben Hunderttausende sich jenen vierzehn Gesetzgebungen für noch nicht eine Million Menschen gefügt, und in den allermeisten deutschen Territorien wird mit gleicher Harmlosigkeit ein nicht eben beneidenswertherer Zustand ertragen; denn vierzehn verschiedene Gesetzgebungen in einer Anzahl verschiedener Territorien sind schwerlich ein viel größerer Jammer als im Laufe der langen Jahre für ein und dasselbe Territorium gegebene Hunderte und Tausende von Gesetzen, welche zum Theil aus gar keinem Principe hervorgegangen sind, weil man mit Gesetzen häufig Vorstellungen verbindet, ganz ähnlich denjenigen eines Dorfbarbiers der überall wo sich ihm ein äußerer Schaden zeigt Pflaster applicirt, völlig unbekümmert ob mit diesem Verfahren er die Pferde nicht völlig hinter den Wagen spanne und ein einziges durchgreifendes inneres Mittel ihm die Mühe und dem Patienten großes Leid ersparen würde. Aber auch da wo man bei dem Gesetzgeben sich eines Princips bewußt gewesen, ist ein solches, weil es sich selbst nicht gleichgeblieben, auch nicht in der Gesetzgebung, sondern höchstens in den einzelnen Gesetzen wahrnehmbar, die darum der innern Einheit entbehrend und nach allen Richtungen der Windrose auseinandergehend, zwar gegebene Gesetze, aber keine Gesetzgebung sind. So steht es um den Zustand der deutschen Territoriallegislationen und also der Legislation Deutschlands, dasselbe als das Eine und Ganze genommen, das es in vieler Beziehung jederzeit war und noch in der Stunde heutigen Trübsals ist; und dessenungeachtet ist es, wie man zu sagen pflegt, g e g a n g e n, allen äußern Anzeichen nach leidlich gegangen. Man spreche mit Kaufleuten, Fabrikanten, Grundbesitzern, überhaupt mit Personen die nothwendig in vielfachen Contact mit der Rechtspflege kommen, und es wird Jeder, macht er keine Ausnahme von herrschender Stimmung und Sitte, glauben er wisse weshalb er sich über seine Regierung und überhaupt Deutschlands gouvernementale Zustände zu beschweren habe: die Rechtspflege aber wird er mit Stillschweigen übergehen, bis man ihn auf einen Proceß bringt den er verloren. Alsdann wird er sich beklagen, allein der Sache nach nur über den Verlust des Processes; denn hätte er diesen unter des Gegners Verurtheilung in die Kosten gewonnen, so fände er die Entscheidung ganz in der Ordnung. Ferner: alle wirkliche Staatsgebrechen des Vaterlandes, und außerdem noch eine gute Anzahl eingebildeter oder fingirter, sind in dessen Ständeversammlungen zur Sprache gekommen. Gegen die Justiz ist man besonders laut, doch nur in Betreff der Criminalrechtspflege, geworden, und Dies nur um Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Geschworene durchzusetzen, und Dies wiederum nicht in Beziehung auf das Rechtsverhältniß und um die Unschuld sicherzustellen, sondern um auf die Frage: ob und was für ein politisches Verbrechen vorliege, Antworten zu erhalten die man von andern richterlichen Behörden nicht erwartete. Am wenigsten also ist das aus Menge und Verschiedenartigkeit einander nothwendig vielfach widersprechender Gesetze entspringende Uebel dasjenige welches den langverschollenen, aber glücklich wiederangefachten furore tedesco erregt hat. Um so bedeutender ist diese negative Gewißheit, als in den Tagen wo nach Beseitigung der kolossalen Persönlichkeit Napoleon's man in Deutschland sich aller Orten zum Wiederselbstregieren zurechtsetzen durfte, Thibaut in einer Schrift die Aufsehen erregte, und Anklang finden mußte in allen Kreisen wo eine solche Schrift ihn finden konnte, die einheitliche Gesetzgebung für ganz Deutschland beantragte. Der Erfolg hat sich darauf beschränkt daß der Antrag literarisch zwar ist besprochen worden; allein zur Ausführung selbst zu verschreiten hat man sich nirgend auch nur entfernt angeschickt, und von Regierungen die darin eine sehr gefahrlose Compensation der Nichtbeachtung allgemein von der Nation gehegter Erwartungen hätten finden können, würde man wenigstens zum Angriffe des Werkes verschritten sein, hätte sich irgendwie manifestirt es werde das unleugbare Bedürfniß als ein solches allgemein empfunden und anerkannt. Unableugbar zeigt also die Nation, wieviel auch persönlich mit der Rechtspflege in Berührung kommende Individuen darüber eifern und klagen mögen, die größte Indolenz in Hinsicht auf Alles was den Gegenstand vorliegender Schrift ausmacht; und daß der Grund dieser Erscheinung nicht in einer Idiosynkrasie des Deutschen, sondern in dem Gegenstande selbst zu suchen sei, davon überzeugt die anderweit allgemein bekannte Thatsache daß die englische Rechtspflege schon um ihrer Kostspieligkeit willen zum häufigsten ganz hülflos läßt, jedoch um Nichts weniger Staatsbürger in England zu sein für ein beneidenswerthes Loos in dem übrigen Europa gilt, aus dem alljährlich Tausende nach einem Continente überschiffen wo die Ausübung der Justiz sofort in das Stocken geräth, wenn sie nur im Conflicte mit entschiedenen Affectionen der Masse werkthätig einschreiten könnte, und gegenüber diesem Gräuel die allesvermögende Stimme der durchaus republikanisch organisirten Bevölkerung fort und fort stumm bleibt.

Wir finden nach allem Dem uns durch die angezeigte Schrift aufgefodert auf die Frage einzugehen: ob die Rechtspflege wol unter den verschiedenen Anfoderungen welche ein Volk an den Staat als an dasjenige Institut macht von dem es die äußere Gewährleistung jedes höchsten Lebensgutes erwartet, diejenige Stellung einnehme welche offenbar der Verf. der angezeigten Schrift ihr vindicirte als er 1848 sich beeilte im Interesse eines deutschen, die bisherige Verschiedenheit der Gesetzgebungen beseitigenden Gesetzbuchs mit einer Menge privatrechtlicher Fragen und Vorschläge (betreffend z. B. Pacht- und Miethverträge, Intercessionen der Frauenspersonen, Form der Testamentserrichtungen) öffentlich hervorzutreten, damit nicht „im Strudel der politischen Bestrebun-

gen und Parteikämpfe übersehen werde was dem Vaterland wahrhaft noththue".

Was zur Beantwortung jener Frage sich in hier nöthiger Kürze sagen läßt wird man würdigen können ohne Jurist von Fach zu sein, und daß dagegen der Jurist von Fach etwas Begründetes dürfte einzuwenden haben möchten wir bezweifeln.

Alle Beschäftigung mit Civil- und Criminal**recht**, mit Civil- und Criminal**proceß** (theoretische und praktische), worauf läuft sie hinaus? Immer nur auf Beantwortung von Fragen gleich folgenden:

Wie soll nach Unterschied der Fälle die Verletzung ausgeglichen werden welche stattfindet wenn ein Contrahent verweigert dem Mitcontrahenten zu leisten was er diesem zu leisten contractlich übernommen? Welche Strafe soll den Dieb treffen? Und wenn Gradationen in den Strafen sollten erfoderlich sein, wie soll das Mehr oder Minder der auszusprechenden Strafe bemessen werden? Wie soll die öffentliche Gewalt organisirt sein welche die Beantwortung solcher Art Fragen auszusprechen und dem Ausspruche die thatsächliche Geltung zu verschaffen hat? Soll, wo es sich um Ja oder Nein darüber handelt ob ein Recht verletzt, ein Verbrechen begangen worden, die entscheidende Behörde, der Richter, Rechenschaft von den Kennzeichen geben nach denen er sich für das Ja oder Nein entschieden? Darf dem Richter, soll ihm sogar geboten sein hierüber keine andern als solche Kennzeichen zu beachten welche die souveraine Staatsgewalt für vollgültige anerkannt hat?

Die unzählbaren und hochwichtigen Folgen welche den Antworten auf Fragen der bezeichneten Art theils unmittelbar, theils mittelbar sich anreihen, liegen allerdings auf der Hand, besonders in Tagen der noch frischen Erfahrung, wie durchaus pflichtbeflissen geübte Rechtspflege, wäre sie auch sonst Nichts weniger als mängellos, der einzige etwa noch widerhaltige Hoffnungsanker bleiben kann, wenn in allen andern Beziehungen hemmnißlos wirthschaftende Einsichtslosigkeit Jegliches zum besten zu bestellen glaubt, wenn sie Alles durch- und übereinander stürzt.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Die Sonntagsfeier.

1. Die Perle der Tage. Von einer Gärtnerstochter. Aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von A. Harleß. Illustrirt von W. Georgy. Leipzig, Kretzschmar. 1850. 16. 16 Ngr.
2. Die Perle der Tage oder die Vortheile des Sonntags für die arbeitenden Classen. Von der Tochter eines Arbeiters. Aus dem Englischen ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von B. Andreae. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 6 Ngr.

Bekanntlich hat dieses Büchlein in Deutschland Glück gemacht; in zahlreichen Uebersetzungen — Ref. hat deren nicht weniger als zehn angekündigt gefunden — ist es unter uns verbreitet, unter welchen es auch an einer Prachtausgabe nicht fehlt, derjenigen welche an die Spitze dieser Anzeige gestellt ist, neben preiswürdigster Ausstattung durch Papier, Druck und Einband mit ausgezeichneten Holzschnitten von Kretzschmar's Meisterhand illustrirt und durch den Verein dieser Vorzüge so ganz dem glücklich gewählten Titel des Büchleins entsprechend, dem es unstreitig auch einen Theil seines Erfolgs zu verdanken hat. Für die übrigen Ausgaben kann die oben gleichfalls aufgeführte fast bis auf die Fassung des Titels in denselben Worten als Stellvertreterin gelten, und in der hier rein zufällig bevorzugten sind die auf dem Titel erwähnten Anmerkungen, die im Ganzen noch nicht einmal 30 Zeilen füllen, so irrelevant daß sie ihr vor den andern Uebersetzungen keinen wesentlichen Vorzug geben.

Zur Geschichte der „Perle der Tage" — ein Titel der sofort den Ursprung aus weiblicher Feder verräth — möge, selbst auf die Gefahr hin den meisten Lesern d. Bl. etwas bereits Bekanntes nochmals vorzuführen, hierher übergetragen werden daß sie in Folge einer Preisaufgabe entstand, indem ein frommer Schotte die Arbeiter Großbritanniens zu einem von ihnen selbst abzulegenden Zeugnisse für die Wichtigkeit des Sonntags in ihren Verhältnissen dadurch veranlaßte daß er drei Preise von 25, 15 und 10 Pf. St. für die drei besten von **Arbeitern** geschriebenen Abhandlungen über diesen Gegenstand aussetzte; vielleicht das erste Beispiel daß ausdrücklich Männer von dieser Classe eingeladen wurden als Bewerber um die Ehre Schriftsteller zu werden aufzutreten, und es erweckt in der That die günstigste Meinung von der Bildung des englischen Arbeiterstandes daß nach einem Vierteljahr seit dem Ausschreiben der Preisfrage über 1000 Bewerbschriften eingesandt wurden, von welchen die drei prämiirten nächstens auch durch Uebersetzungen, die schon angekündigt, auf deutschen Boden werden verpflanzt werden. Unter jenen eingesandten Bewerbeschriften befand sich nun auch die „Perle der Tage", von den an die buchstäblich gefaßte Aufgabe streng sich haltenden Preisrichtern blos deshalb zurückgelegt, weil sie von einem Frauenzimmer herrührte, aber zugleich wegen der in ihr hervortretenden Vorzüge in **der Art** bevorzugt daß man das Werkchen splendid ausgestattet der Königin Victoria widmete. Gewiß war es wegen des in ihm sich kundgebenden gesunden Urtheils und mancher seiner Gedanken dieser Auszeichnung vollkommen würdig, und manche Unbeholfenheiten in der Schreibart, welche den ersten Versuch einer noch ungeübten Schriftstellerin verrathen, thun ihm keinen wesentlichen Eintrag; nebenbei konnte die allen deutschen Ausgaben beigefügte, ja auch einzeln verbreitete Lebensskizze der Verfasserin ihrem Verständnisse und ihrer Verbreitung nur förderlich sein.

Nähere Anzeige des Inhalts der Schrift würde hier völlig überflüssig sein; sie ist ganz ein nationaler Ausdruck für die Werthhaltung eines Instituts das in einem es nothwendig gerade so bedingenden positiven Religionslehrgebäude seine Wurzeln hat, welches sich das presbyterianische Schottland in langedauernden Kämpfen errungen hat, doch frei von der Peinlichkeit und Selbstgerechtigkeit gesetzlichen Wesens, die in ähnlichen Schriften oft stört. Man könnte sich deshalb wundern wie das Schriftchen unter uns in Deutschland einen solchen Anklang habe finden können, wo die gewiß nicht hoch genug anzuschlagende evangelische Freiheit neuerdings in wahre Frechheit umgeschlagen ist, und sich praktisch auch in völliger Nichtachtung des Sonntags, seiner eigentlichen Bestimmung nach, offenbart; aber die Zeitumstände kamen ihm zustatten. Denn es begann seinen Lauf durch Deutschland bald nach jener weltgeschichtlichen Krisis, welche den Arbeiterstand zu einem Umschwung führen sollte, der ihn nach der Meinung und nach den Verheißungen der damaligen Wortführer obenauf brächte, an dessen Stelle doch nur von einer Hebung jenes Standes die Rede sein kann, die nirgend wird angefochten werden wollen und können, und deren Durchführung zu einem erwünschten Ziele durch verständige Mittel, wie man sie jetzt verschiedentlich anzuwenden anfängt, angelegentlichst angestrebt werden muß. In jener Zeit nun ging ein Theil des Hasses gegen die Fürsten, der sich so leidenschaftlich gehen ließ, auch auf die Fürsten im Reiche der Industrie über, die, wie man behauptete, sich durch den Schweiß

der Arbeiter mästeten, und ihren weißen Sklaven nicht selten sogar das an dem Sonntag ihnen zustehende Recht schmälerten. Da konnte es einer Schrift für dies gute Recht aus der Feder einer Standesgenossin nicht an freudiger Begrüßung fehlen. Leider aber liegen die Verhältnisse unter uns ganz anders. Denn wo dem Sonntage von seiner ursprünglichen erhabenen Bestimmung nur noch blutwenig geblieben ist, während er durch Entwickelung einer enormen und ungezügelten Putz- und Genußsucht auf seinem Terrain oft in wenigen, im halben Rausche verjubelten Stunden zum Mörder wahren Familienglücks wird, da kann am Ende für Ansichten und Foderungen wie sie die „Perle der Tage" geltendmacht wenig Sympathie vorausgesetzt werden. Man darf also vielleicht nicht ohne Berechtigung sagen die „Perle der Tage" habe in unsern Umgebungen und in ihren Einwirkungen auf das Volk, seiner Mehrzahl nach, bereits ihre Geschichte hinter sich, und sei bis auf Weiteres, d. h. bis in den ebengedachten Beziehungen eine wesentliche Aenderung in die Ansichten und Strebungen des Volks in Masse kommt, ad acta gelegt.

Verwandtschaft des Inhalts gestatte hier noch sogleich die Anzeige einer andern kleinen Schrift:

3. **Die Sonntagsfeier aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswesens, der Moral, der Familien- und bürgerlichen Verhältnisse betrachtet. Von P. J. Proudhon. Nach der dritten Originalausgabe aus dem Französischen übersetzt von F. H. Kassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.**

Es finden sich, um den zuletzt abgewickelten Gedankenfaden zunächst wieder anzuspinnen, in dieser Schrift hin und wieder die Belege dafür daß es um die Sonntagsfeier in Frankreich nicht besser, wenn nicht gar vielleicht noch schlimmer stehen mag als in Deutschland; auch dort ist er also vorzugsweise in den Städten nur ein Tag der Muße, ohne höhern Grund und Zweck, eine Veranlassung Staat zu machen, eine Gelegenheit des Verbrauchs für Speisewirthe und Weinhändler, ein Anlaß zu Faullenzerei und zu Ausschweifungen. Gegen solche Verrückung der ursprünglichen Institution des Ruhetags wird man in dieser Schrift viel ungemein anregende und fruchtbare Gedanken finden, indem sie, vom theologischen Standpunkte abstrahirend, Alles was für die Aufrechthaltung des Sonntags in häuslicher, bürgerlicher, moralischer und gesundheitlicher Rücksicht sich sagen läßt treffend zusammenfaßt, nicht ohne wirklich geniale Lichtblitze, aber doch auch nicht ohne Auswüchse wie sie mit Proudhon's anderweitig bekannten socialistischen Theorien zusammenhängen. Jedenfalls hat in der Gegenwart wie sie sich so eigenthümlich gestaltet hat eine Schrift ihre volle Berechtigung welche dazu beitragen will und kann richtige Vorstellungen über das Verhältniß der Sonntagsfeier zur Arbeit in Circulation zu setzen, da wenigstens soviel feststeht daß man da wo der Sonntag in Misachtung gekommen ist nicht etwa mehr, sondern noch viel weniger arbeitet. Die vornehme, hochtrabende französische Ausdrucksweise stört den schlichten deutschen Leser hin und wieder, wenn z. B. als die Grundlage des hier verhandelten Ganzen „der vierte Paragraph der unter dem Namen der Zehn Gebote von Moses den Hebräern gegebenen Charte" bezeichnet wird.

25.

---

## Mancherlei.

Nicht alle Demokraten sind Schuldenmacher, aber alle Schuldenmacher sind Demokraten. Das Gefühl des Nichtbesitzens, welches sie mit dem Bettler gemein haben, reiht sie in die große Zahl Derjenigen die besitzen möchten, ist also volksmäßig und von der Stimmenmehrheit des Volks unterstützt; ja das Bewußtsein von Schulden drückt noch stärker, und sie suchen der Verpflichtung des Zahlens zu entgehen wenn der Staat sich auflöst und den Gläubigern ein Zwang der Gerichte fehlt. Könnte eine Regierung oder ein Universal-Rothschild sie miteinemmale von aller Schuld befreien, sie würden zu Aristokraten freilich nur solange als keine neue Schulden gemacht wären. Der emsige Arbeiter welcher mit Sparsamkeit erübrigte wird kein Demagog, weil er dem Bestehenden seinen Besitz verdankt; der durch Faulheit, Verschwendung oder Unglücksfälle Zunichtskommende will Aenderung. Man verfolgt die Spielbank, indem durch sie der Gewinnlustige um seinen Erwerb kommen und zum Demokraten werden kann, verbiete man auch Schulden zu machen außer dem Staate selbst, da ihn Dies an seine eigene Existenz fesselt, und er Credit braucht um fortzuathmen. Aber wie ist ein so weises Gesetz denkbar, da die Freiheit des Einzelnen darin besteht nicht allein unvernünftig, sondern auch ein schlechter Rechner zu sein? Bei der allen Menschen eigenthümlichen Gewinnliebe, welche in neuern Zeiten sich besonders gesteigert, wäre freilich zu erwarten daß ihr erster Grundsatz befolgt würde „keine Schulden zu machen"; allein Genußsucht und Anschwellung der Bedürfnisse wirken ihm entgegen, und die Bequemlichkeit auf Borg zu leben hat Reiz, nicht blos für Studenten, sondern auch für Haushalter. So ist es von jeher gewesen und wird so bleiben; nur ein Californien kann helfen, oder das Zerreißen aller Schuldverschreibung. Wenn Leute von Hab und Gut sich unter die Demokraten mengten, dann waren sie verführt durch Enthusiasmus für Phantasiebilder, den die Literaten anfachen und wobei die Verführten zu spät ihren Irrthum gewahr werden, indem sie sehen daß sie in eine misliebige Gleichheit mit ihren Verführern gerathen, nämlich in diejenige des Nichtbesitzes und der Schulden.

Die Jugend macht nothwendig Schulden bei Aeltern, Lehrern, Verwandten, Gönnern; sie lebt auf Borg in der Gegenwart, mit ungewisser Zahlung in der Zukunft, was Einigen gewiß drückend ist, wenn auch Wenigen, und vom Leichtsinn des Lebensanfangs meistens überwältigt wird. Aerger gefühlt wird die Entbehrung der Bedeutsamkeit im bürgerlichen Leben, bei Staatsgeschäften, Festen; Aemter und Würden sind im Besitz älterer Personen, die erst sterben müssen ehe die jüngern dazu gelangen, derweil werden letztere geplagt von Erziehung, Ermahnung, Kritik und Tadel, bis auf Tanten und Basen hin, die das Rohe des Sichauslebens und die demselben verwandten Ideen hemmen und einschränken; sonach bildet sich eine Opposition gegen den bestehenden Zustand, man ergreift gern was ihn stört, und weil Jeder mit dem Andern hierin übereinstimmt und sich zu den Bedrängten und Gedrückten zählt, sind Alle von demokratischer Gesinnung. Würde man sie aber fragen was sie denn eigentlich wollten, welches Amt, welchen Einfluß, wozu sie sich besonders tauglich hielten, und was sie gelernt? — sie würden antworten wie Diogenes: „Menschen regieren."

---

Wie auf blumigen Wiesen führt die liberale politische Gesinnung oft in einen Sumpf, die absolut-monarchische dagegen auf ein trockenes Land wo Blumen verwelken. Die Schwierigkeit ist: einen guten, hinreichend feuchten, nicht sumpfigen Boden zu finden, der durch Fleiß und Arbeit in gutem Zustande gehalten wird, und auf welchem zur Noth die wasserliebenden Vergißmeinnicht fortkommen. Wer im Sumpf sitzt sucht sich herauszuarbeiten, und die Anstrengung hat oft nur den Erfolg daß er tiefer hineinsinkt, ja sogar das Trockene unbedingt vorzieht, gleichwie der republikanische Cato in Rom eingestand: „Alle Herrschaft ist besser als Anarchie", und für eine Dictatur des Pompejus stimmte. Fast scheint es die Völker sind verurtheilt entweder im Nassen oder auf dem Trockenen Noth zu haben, und nur wenigen gelang es ihre Moräste theilweise auszufüllen, oder ihre dürren Steppen sparsam zu bewässern.

N.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 126. —— 27. Mai 1850.


## Die Reform der Civilgesetzgebung in Deutschland.
### Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 125.)

Dieser ehrfurchtgebietenden Stellung der Rechtspflege ungeachtet würde dennoch großer Berichtigung die Ansicht desjenigen Rechtsgelehrten bedürfen dem es entgehen sollte daß es einen Standpunkt, und zwar einen wohlbegründeten Standpunkt geben müsse, von dem aus betrachtet civil- und criminalrechtliche Bestrebungen als weniger bedeutsam erscheinen. Den sprechenden Beleg den dafür Nordamerika, den unstreitig noch viel bedeutendern den dafür England liefert haben wir schon erwähnt. Mit wenigen Worten sei auch Desjenigen gedacht was in gleicher Beziehung uns das Alterthum zeigt. Bei den Griechen (versteht sich nicht den Byzantinern, sondern den von Winckelmann das „bewunderungswürdige Volk" genannten) keine Spur daß sie um Etwas wären bemüht gewesen was man eine Rechtsdisciplin nennen könnte, und bei den Römern äußert sich Cicero in mehr als einer Stelle, namentlich aber da wo er von Staat und Gesetzgebung spricht, mit geringer Achtung über Rechtsfragen, ganz der nämlichen Art deren Beleuchtung Heimbach der Paulskirche angesonnen. Heutige, von dem Dreifacultätenwesen beherrschte Vorstellungen werden kaum im Stande sein diese Erscheinung mit dem herkömmlichen Respecte für Athen und Rom zu vereinbaren: und doch ist sie nur die nothwendige Folge des hohen, dem Alterthum eigenthümlichen Geistes. Denn man erwäge daß im Ganzen und Hauptsächlichen die Aufgabe der Rechtskunde sich darauf beschränkt innerhalb des Staatsgebiets gleichmäßigerweise einem Jeden sicherzustellen was er sein nennt.*) In Allem aber was Besitz und Habe heißt erblickte des Griechen durchaus ideelle Auffassung des Staats und der menschlichen Lebensverhältnisse nicht mehr als das bei Durchführung höherstehender Tendenzen wesentliche Dienste leistende Mittel; denn würde z. B. wol Aristoteles, obschon er in Moral und Politik keine andern als durch Betrachtung der concreten Zustände gewonnene Grundsätze anerkennt, es begreiflich gefunden haben, hätte eine glaubhafte Prophezeiung ihm verkündet, nach ein paar tausend Jahren werde es ein vermeintlich hocherleuchtetes Geschlecht geben, dem es vorbehalten sei zum politischen Losungsworte zu machen was die Neuzeit materielle Interessen nennt? Unmöglich also daß der Grieche sich mit der Dienerin der materiellen Interessen, der Rechtspflege, und weiter hinab dem juristischen Wissen, dem Diener der Dienerin, mehr hätte beschäftigen mögen als eben das Bedürfniß erheischte. Das Maß dieses Bedürfnisses zu überschätzen war der Grieche zu genial, der praktische Sinn des Römers zu großartig, und das nämliche römische Recht welches seit Jahrhunderten dem modernen Gelehrten Anstrengungen kostet, die an eines Sisyphus und der Danaiden trostlose Arbeiten erinnern, belegt thatsächlich nicht nur daß die Römer man kann wol sagen sich selbst unbewußterweise begriffen, auf diesem Gebiete werde man mit je Wenigerm um so besser fertig, sondern es zeigt uns auch daß die Römer, indem sie gemäß dieser Maxime verfuhren, auf uns Monumente einer Rechtspraxis vererbt haben denen ein so tüchtiger Geist inwohnt daß, ungeachtet aller darum und daran im Laufe von Jahrhunderten angeschlossenen Irrthümer und Verwirrungen, ihnen das kanonische Ansehen bleibend gesichert ist, fast ebenso wie Alles was zu allen Zeiten in des Evangeliums Namen gesündigt und gefrevelt worden nicht vermag dessen Licht zu verlöschen.

Indeß Griechenlands ideelle Auffassung der Lebensverhältnisse und des Römers großartig-praktischer Sinn, beide liegen dem heutigen Menschen zu fern als daß des Volkes ziemlich indifferentes Verhalten in Allem was die Rechtspflege betrifft nicht auf Motiven viel untergeordneterer Art sollte zurückzuführen sein. Unschwer sind sie zu entdecken. Der Schlechtgesinnte hofft und der Gutgesinnte glaubt in keine Untersuchung, geschweige denn in Strafe werde er gezogen werden, und ebenso überzeugt ist Jedermann, ein exceptionnelles Verhältniß sei es, wenn irgendwo besonnene Verwaltung der eigenen Angelegenheiten nicht sollte im Stande sein die Furcht vor schlimmen Processen ebenso wenig aufkommen zu lassen,

*) Erschöpft findet hiermit Cicero die Definition des Jus civile. Die Worte desselben lauten also: Jus civile est aequitas constituta eis, qui ejusdem civitatis sunt ad res suas obtinendas; und da jene Definition in Cicero's Topik steht und diese zunächst nur eine den Juristen C. Trebatius „verbindende Mittheilung sein sollte, so hatte ohne Zweifel Roms gesammtes juristisches Publicum Nichts gegen eine solche Auffassung des Jus civile einzuwenden.

als von Ansiedelungen in den Alpen die Furcht vor Bergstürzen abhält. Gegen die Rechtspflege erhebt die öffentliche Stimme oder doch die öffentliche Stimmung sich nur da wo das richterliche Amt corrumpirt ist, zugänglich auf allen Wegen dem Vielbegüterten und Hochgestellten, das bereite Mittel bietet den Minderbegüterten und Tiefergestellten zu bedrücken und zu spoliiren, kurz: nur da wo die Willkür herrscht. Denn nicht nur ist überhaupt jede Willkür dem Menschen unerträglich, weil, wo sie dem Individuum ein Uebel zufügt, sie in demselben auch jederzeit das Gefühl persönlicher Entwürdigung hervorruft, sondern es begreift auch Jedermann daß leichter als vor willkürlich ausgeübter Justiz sich die Taschen vor Dieben bewahren lassen. Wider den Staat wo die Justiz corrumpirt ist erhebt sich selbst die Stimme des Auslandes. Hingegen wo die Rechtspflege stetig den geregelten Gang nimmt, keine Ausnahme macht die das Gesetz nicht besiehlt zu machen, waltet zwischen ihr und dem Volk tiefer Friede. Es versteht sich daß hiermit die hartnäckige Imperturbabilität nicht entschuldigt ist, womit man hin und wieder die Augen vor gröblichen Gebrechen der Rechtspflege verschließt. Allein soviel ist gewiß: die Besserung nach herrschenden Ansichten kann kein großes Heil gewähren; darüber uns umständlicher auszusprechen werden wir schickliche Gelegenheit in Verbindung mit einer andern Anzeige nehmen. Hier nur folgende Bemerkungen.

Oben wurde gesagt, was die Erfahrung bestätigt und zu begreifen wenig Scharfsinn erfodert, daß von aller Willkür sich freihaltende Rechtspflege ausreiche um nicht die öffentliche Meinung gegen sich aufzuregen. Wo diese Meinung sich gegen Willkür erklärt verbindet sie damit den Begriff persönlicher Willkür, wie selbige sich z. B. kundgibt wenn der bestochene Richter den Beklagten unter den nämlichen Umständen verurtheilt, unter welchen, wäre er nicht bestochen gewesen, er der erkannten juridischen Nothwendigkeit denselben von der Klage zu entbinden die gebührende Folge würde gegeben haben. Diese populaire Auffassung des Begriffs Willkür ist eine allzu beschränkte. Willkürlich ist Alles was mit Selbstbewußtsein vollbracht wird, aber ohne Beobachtung einer Regel, entweder weil es dafür überhaupt keine Regel gibt, oder die dafür gegebene Regel unbeachtet bleibt. Nun wird aber Jedermann zugeben daß es für alles Gesetzgeben eine Regel gibt, und zwar die: Jedes Gesetz soll vernünftig sein. Was den Anfoderungen der Vernunft entspricht kann nicht so oder auch anders sein, sondern es ist die negative und positive Modalität in welcher es der Vernunft entspricht eine ebenso unabänderliche wie die Vernunft selbst. Ein willkürliches Gesetz ist also nur möglich indem man das höchste Gesetz für die Gesetzgebung aus den Augen setzt, nur zufälligerweise kann es vernünftig, wird aber in der Regel unvernünftig sein; denn die Erzeugnisse von Vernunft einerseits und Zufall andererseits pflegen nicht eben zum häufigsten gegenseitig übereinzustimmen. Erwägt man hiernächst daß in Beziehung auf den Unwerth des legislatorischen Products es keinen Unterschied macht, ob man die Regel für die Gesetzgebung hat unbeachtet lassen wollen oder die Incapacität des Gesetzgebers nicht vermocht hat jene Regel festzuhalten, so ist man berechtigt willkürliche Gesetze alle diejenigen zu nennen welche überhaupt, oder doch so wie sie eben sind, das Widerspiel nothwendiger Gesetze bilden. Nun findet zwar zwischen dem willkürlichen Gesetze einerseits und persönlicher Willkür andererseits der große Unterschied statt daß jene nur von einer überlegenen Beurtheilungsgabe und darum selten für Das erkannt werden was sie in der Regel sind, für unvernünftig, hingegen die persönliche Willkür leicht erkennbar ist, und wo sie einmal Platz ergreifen konnte sich in immer erweiterterm Kreise äußert und bald die öffentliche Stimme gegen sich aufregt. Allein in der Rechtswidrigkeit der Wirkungen geben persönliche Willkür und willkürliches Gesetz einander Nichts nach. Nehmen wir Dies zu erläutern folgendes Beispiel. Wenn Titius sein Landgut, berechnet zu 10,000 Thlr. und die darauf anstehende Ernte berechnet zu 1500 Thlr., also Gut und Ernte zusammen für 11,500 Thlr. an Cajus verkauft, noch vor der Uebergabe aber das Wetter die Ernte vernichtet, so wird die Frage entstehen: Hat Cajus auch jetzt noch 11,500 oder nur 10,000 Thlr. zu zahlen? Die Nothwendigkeit einzusehen um welcher willen Cajus mehr nicht als 10,000 Thlr. zu zahlen hat, bedarf es nur eines unbefangenen, aber keineswegs sonderlich ausgebildeten Urtheils. Denn es leuchtet ein daß die grammatische Richtigkeit einer Redeform nicht unabhängiger von allen gesetzlichen Bestimmungen ist als der Begriff eines Kaufs, und daß aus diesem Begriffe ohne weiteres die Minderung der von Cajus zu entrichtenden Kaufsumme folgt. So zu entscheiden besiehlt ihre Landesgesetzgebung den preußischen und den östreichischen Richtern. Gesetzt nun aber in Folge persönlicher Willkür würde in Oestreich oder in Preußen von einem bestochenen Richter Cajus zur Zahlung von 11,500 Thlr. verurtheilt, so erlitt derselbe doch immer nichts Schlimmeres als in gleichem Falle ihm in Ländern des sogenannten gemeinen Rechts, d. h. eines solchen wo das Corpus juris als Gesetzbuch gilt, von rechtswegen widerfährt, und Dies nach besonderer folgender Rechtstheorie: „Zu Rom bestand in den Tagen seiner classischen Juristen die Praxis daß aller Werthsverminderung, ja der gänzlichen Vernichtung ungeachtet, welche nach Abschluß des Kaufs, aber vor der verkauften Sache Uebergabe an den Käufer, die Sache ohne des Verkäufers Schuld erleidet, der Käufer den verabredeten Preis voll zu bezahlen gehalten ist; documentirt im Corpus juris liegt diese Praxis vor, und die im Corpus juris documentirte römische Praxis ist Gesetz, einer Regel zufolge, die zwar unbemessene Ausnahmen erleidet, unter denen keine jedoch in jene Praxis gezogen werden." Wie und auf welche Weise eine solche Praxis sich hat in Rom bilden können, warum sie hier eine rechtshistorisch motivirte Erscheinung war, die in Verbindung mit der übrigen gleichzeitigen Rechtspraxis eine viel unbedenklichere Gestalt annahm als heutzutage, das

Alles ließe sich sehr wohl nachweisen, jedoch in allgemeinfaßlicher Weise nur auf dem Wege allzu weitführender Auseinandersetzungen. Soviel aber sieht wol Jedermann ein: hier haben wir eine gesetzliche Vorschrift die eine willkürliche in dem obenbezeichneten Sinne des Worts und also keine nothwendige oder solche ist die vor dem Richterstuhle der Vernunft sich rechtfertigen ließe. Solche als gesetzliche geltende Vorschriften gibt es in den Ländern des gemeinen Rechts in Masse und aus Gründen die hier zu übergehen sind, nicht viel wenigere in den mit Codificationen beglückten Ländern. Da nun über Gesetzgebungen sich nicht ohne weiteres eine andere Gesetzgebung zu Gericht setzen kann, nur die Wissenschaft zu bestimmen vermag welches Gesetz ein willkürliches oder ein nothwendiges ist, so begreift man daß alle Gesetzgebungsverbesserung nur auf dem Wege der Wissenschaft erreichbar ist, d. h. eines Verfahrens das durch Erkenntniß des Wesens der verschiedenen Rechtsverhältnisse (z. B. Besitz, Eigenthum, Vertrag, hausherrliche Gewalt) sich klargeworden ist über die Anfoderungen welche im Namen eines jeden dieser Rechtsverhältnisse die Vernunft an die Gesetzgebung macht, und auf diesem Wege Normen des bürgerlichen Thuns und Lassens ermittelt welche, indem sie jenen Anfoderungen entsprechen, die unabweisbare Nothwendigkeit beurkunden aus der sie hervorgegangen. Wer an den Werth einer Civilgesetzgebung nach anderm Zuschnitte glaubt dem wollen wir den sehr unwissenschaftlichen Glauben nicht bestreiten; jedenfalls ist eine einheitliche deutsche Civilgesetzgebung nicht die Form in der damit Schaden gestiftet wird; denn die nämlichen Gründe welche zur Zeit gemeinsames vernünftiges Vollbringen in Deutschland behindern, lassen glücklicherweise es auch zu keinem gemeinsamen unwissenschaftlichen Vollbringen kommen.

Uns und den Lesern sind wir noch schuldig zu belegen wie zu den vorstehenden Bemerkungen die angezeigte Schrift hat veranlassen können. Genöthigt uns nur auf eine Stelle derselben und eine kürzere zu beschränken, heben wir wörtlich aus was S. 72 unter der Ueberschrift: „Unerlaubte Handlungen", gesagt ist.

Von den auf unerlaubte Handlungen sich gründenden Foderungen würde das Schmerzengeld, welches in vielen Landesgesetzgebungen, namentlich in mehren Strafgesetzbüchern beibehalten ist, am zweckmäßigsten aufzuheben sein, indem es vernunftwidrig ist für Schmerzen durch Geld zu entschädigen, und die Geldsumme nach der Größe der gehabten Schmerzen, worüber doch nur der Verletzte ein Urtheil abgeben kann, durch richterliches Ermessen bestimmen zu wollen. Ebenso ist das in manchen Ländern, namentlich in den Ländern sächsischen Rechts, noch bestehende Wehrgeld, ein Ueberbleibsel des altdeutschen Instituts der Compositionen oder Bußen, aufzuheben. Dagegen dürfte die sogenannte Sachsenbuße als Privatgenugthuung für widerrechtliche Haltung in Haft wol auch außerhalb der Länder sächsischen Rechts, wo sie üblich ist, eingeführt zu werden verdienen.

Wie fehlt doch hier so ganz und gar alle Begründung! Ist, fragen wir, die Sachsenbuße vernünftig oder nicht? Der Verf. der ihr das Wort redet hält sie zweifelsohne für vernünftig. Ist es aber vernünftig mit Geld für das Uebel zu entschädigen das Jemandem durch Gefangenschaft ist zugezogen worden, so sieht man nicht ein warum es unvernünftig sein soll durch Geld für das andere Uebel zu entschädigen das Jemand in Gestalt körperlicher Schmerzen ertragen hat. Ein Urtheil über diese Schmerzen kann auch der Verletzte nicht abgeben. Wie finge er es wol an um quantificirt darzustellen wieviel in Folge dieser oder jener Verletzung und der (jederzeit individuellen) Constitution seines Nervensystems er auszustehen gehabt? Und ist nicht was Jemand durch Verlust der Freiheit entbehrt ebenso individuell und ebenso wenig objectivirbar als ein durch Körperverletzung erlittener Schmerz? Diese Specialkritik der ausgehobenen Stelle mit noch manchem Zusatze zu vermehren könnte nicht schwer fallen.*) 62.

---

**Von der schönen Rosamunde. Gedicht von Theodor Fontane. Dessau, Katz. 1850. 16. 15 Ngr.**

Seit Heinrich Heine in seinem „Buch der Lieder" durch jene kleinen nonchalanten vierzeiligen Verse, denen die Pointe meist mehr galt als der dem Ohre schmeichelnde Rhythmus, gegen die unerquicklichen Nachäffer der Schiller'schen Rhetorik reagirte, ist bei uns lange Zeit die gänzliche Vernachlässigung der schönen Form zum guten Tone gerechnet worden. Der Heinianismus der die alte Manier höhnte und lächerlich machte, und in seinem ersten Auftreten sicher wohlthätig-anregend wirkte, ist über die reine Negation doch nirgend hinausgekommen, und hat der Literatur weder einen neuen Gedanken noch eine neue Form zuzuführen vermocht. Der kleine Regimentstambour von Paris mit seinem großen, keck in die Lüfte flatternden Federbusche wollte aus der deutschen Poetenwirthschaft alten Unrath fegen, und rief — gewiß wider seinen Willen — die Sündflut schlechter und wässeriger Verse hervor. Wenn dann auch in dem letzten Jahrzehnd in Deutschland Dichter erstanden deren Poesie sich in gereinigten, nach dem Maße der Schönheit gemessenen Formen verkündigte, so hat die politische Poesie die ihre Blößen mit dem großen Worte der Freiheit zu decken suchte doch hier manchen guten Anfang wieder verkümmert. Man sollte meinen und hoffen daß jetzt, wo der Lärm des letzten Jahres oft unharmonisch das Ohr betäubte, das immer aus einem natürlichen Schönheitssinn hervorgehende Bedürfniß des Volks nach einer einfachen und künstlerischen Gestaltung und Fortbildung der Sprache, wie sie dem Gefühle des Hörers unbewußt wohlthut, neu erwachen müsse.

Unter einer ziemlichen Menge neuerer Dichtungen ist dem Ref. ein kleines, sehr elegantes Heft unter dem obenangeführten Titel aufgefallen, das sich durch den gewandten, oft lieblichen Versfluß vortheilhaft auszeichnet, und in seinem Verf. ein sehr beachtenswerthes Formtalent verräth. Die Sprache ist mit einer seltenen Ungezwungenheit gehandhabt, und mit sehr unbedeutenden Ausnahmen macht alle schwülstige Rhetorik, wie man sie sonst leicht bei dergleichen Stoffen finden mag, einer anspruchslosen, naiven Darstellung Platz, die allerdings sich auch zum Pathos steigern kann. Die Handlung selbst, einer romantischen Zeit entlehnt, ist zwar ohne besonders neue Motive, interessirt aber durch die ungesuchte und natürliche Gruppirung.

König Heinrich von England verirrt sich auf der Jagd, und kommt fast verdurstet als Fremdling in das Schloß des

*) Einen zweiten Artikel, der sich zunächst mit dem „Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche" von dem Freiherrn F. A. von Preuschen-Liebenstein beschäftigen wird, theilen wir im Monat Juli mit. D. Red.

alten Clifford. Die schöne Rosamunde beut ihm mit Sitten den Trunk, ihm aber wird bei ihrem Anblick als hätte er schon getrunken. Beim Wein kommt es zum warmen Gespräch, der König erzählt von Schlachten und Turnieren, erzählt wie Heinrich's Hengst den Douglas einst zerstampft, und als der alte Clifford gramgebeugt einen Sohn sich wünscht:

Da auf dem Sitze springt sein Gast
Und ruft: „Der ist gefunden!
Gib mir das Kleinod das du hast,
Die Hand von Rosamunden.
Zu gutem Schwert und gutem Roß
Ein junges Herz und altes Schloß —
Das ist es was ich liebe."

Rosamunde wird Ritter Woodstock's — so nannte sich der König — schönes Weib, und auf seinem Roß führt sie der Gatte fort aus der Burg ihrer Väter. Entsetzliche Träume ängstigen sie und erwecken des Königs Gewissen:

Sie küßt ihn heiß, mit Allgewalt,
Doch Heinrich's Kuß ist eiseskalt,
Und seine Lippe zittert.

In London erwartet sein Weib, die böse Königin Leonore, die wider Heinrich ausgesandten Mörder. Statt der blutigen Locke die sie hofft bringt ein Diener die Nachricht daß der König lebe.

Er hielt vor Woodstock's altem Schloß,
Und hob ein blasses Weib vom Roß,
Mit langen, blonden Haaren.

Während in ihrem Sinn Rachegedanken sich kreuzen, genießt ihr Gatte sein junges Liebesglück.

Und hier im duft'gen Wiesengrund,
Wo Wald und See sich grüßen,
Da sitzt die schöne Rosamund'
Zu König Heinrich's Füßen:
Es ruht ihr Haupt auf seinem Schoos,
Und ihre Augen blau und groß
Schau'n lächelnd in die seinen.

Heinrich aber hat nicht länger Ruhe; er gesteht seine Schuld, und Rosamunde, liebend und geliebt, deshalb unbekümmert ob Weib ob nicht, erneut die alten Schwüre. Sie läßt den König nach London ziehen, und dieser macht Leonoren kein Hehl daraus wo er solange gewesen. Rachedrohend, wenn Rosamunde ein Unglück geschehe, gesteht er:

Verhüt' es Gott
Daß ich dich feig belüge!
Ich schulde dir nicht Treu' noch Dank:
Waldfräulein blond, Waldfräulein schlank
Ist Clifford's schöne Tochter.

Unter den Regierungssorgen vergißt er Woodstock nicht, aber Empörung ruft ihn nach Frankreich, und er kann der Geliebten nur seine Grüße senden durch einen treuen Diener. Leonore aber hat das Mittel ihrer Rache gefunden: sie läßt keine Nachricht zu Rosamunden dringen, und will durch Zweifelgift ihr Herz brechen. Diese hofft und harrt und verzweifelt als eine Here ihr verkündet: „Belogen und betrogen!"

Der Sturm will jagen: auf fährt er vom Sitz
In seinem zerklüfteten Schlosse,
Er ruft seinen Diener, den flüchtigen Blitz,
Und schwingt sich jauchzend zu Rosse.
Dann probt er die Kraft seiner nervigen Hand,
Und schleudert die Tanne die vor ihm stand
Gleich einem Ball in die Lüfte.

Von Woodstock's Söller trägt er den Ruf: „O komm, o rette!" bis an das Zelt König Heinrich's. Es ist zu spät! Verzweifelnd hat sie den Tod in den Wellen gefunden, und liegt, eine blasse Leiche, im alten Saale Woodstock's, wie ein lächelndes Marmorbild.

Zu Füßen aber, riesengroß,
Im Abendsonnenscheine,
Steht König Heinrich regungslos,
Gleich einem Bild von Steine;
Sein Aug' ist starr, und durch sein Herz
Zieht dieses Lebens höchster Schmerz,
Der Schmerz um dieses Leben.

Möge dieser kurze Abriß dazu beitragen dem Dichter die verdiente Anerkennung zu verschaffen. 63.

---

## Miscellen.

### Paul Flemming's Geburtstag.

Häufig wird Paul Flemming's Geburtstag falsch angegeben, gewöhnlich mit dem 17. Jan. 1609; es ist der 5. Oct. des ebengedachten Jahres. Denn im Kirchenbuche zu Hartenstein im Schönburgischen, dem Geburtsorte Flemming's, steht wört- und buchstäblich Folgendes:

„Ao. 1609 den 5 Ocdobr. mane circiter horam 4 ward geboren Abraham Flemmings ludimoderatoris *) Sonlein und den 6 getauft, nomine Paulus. NB. **) Paulus Flemming obiit Hamburgi d. 2 Aprilis 1640. De obitu ejus et activitate fatisque hos composuit versus M. Mattheus Lungitius, senior pastor in Rochlitz:

Hartenstein me genuit, Mitweid docuitque Magistrum
Lipsia limavit, carmen Apollo dedit.
Moschos et Persas vidi. Doctoris honores
Lugdunumque dedit, coelica regna Deus."

Flemming begleitete nämlich als Reisearzt die von dem Herzog von Holstein im J. 1633 nach Moskau und Persien abgeschickte Gesandtschaft. Auf dieser Reise verfertigte er das Lied: „In allen meinen Thaten rc.", und auf sie beziehen sich die Verse, welche in den Gesangbüchern in der Regel ausgelassen werden:

(6) Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mir lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

(13) Gefällt es seiner Güte
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblich's zu:
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh'.

Aber er starb bald nach seiner Zurückkunft an dem schon oben bezeichneten Tage.

### Eine Sage.

In dem riesigen Dome zu Speier sind im Pflaster des Schiffes zwei steinerne Rosen angebracht, um die Stelle zu bezeichnen von welcher aus einst Bernhard von Clairvaux um Weihnachten des J. 1146, als er mit seiner begeisternden Rede den Kaiser Konrad III. sammt seinen Fürsten und Rittern zum zweiten Kreuzzuge entflammte, das wunderthätige Bild der Mutter Gottes mit seinem Salve Regina! begrüßte. Bei den Chronisten findet sich die Sage aufgezeichnet: das Marienbild habe ihn mit lauter Stimme willkommen geheißen. Einige unter ihnen erzählen, bei seinem Eintritte in den Dom habe das Bild ihm zugerufen: „Sancte Bernharde, unde tam tarde?" Er aber sei darauf in die nicht sonderlich höflichen Worte ausgebrochen: „Mulier taceat in ecclesia!" und von Stund an sei das Bild für alle Zeit verstummt. 20.

---

*) Er wurde nachher Diakon zu Hartenstein, dann Pfarrer erst in Topseifersdorf, dann in Wechselburg.

**) Von einer andern Hand nachgetragen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 127. —— 28. Mai 1850.


## Schiller als Redacteur einer politischen Zeitung.

Bei dem Buchdrucker Christoph Gottfried Mäntler in Stuttgart erschien 1781 eine kleine Gazette: „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", welche wöchentlich zwei mal ausgegeben wurde. Das unscheinbare Blatt möchte wol kaum ein Anrecht auf unsere Beachtung haben, wäre nicht Friedrich Schiller eine Zeitlang dessen Redacteur gewesen. Derselbe zählte erst 21 Jahre; man hatte ihn vor kurzem aus der Karlsschule entlassen und ihn sogleich als herzoglichen Regimentsmedicus angestellt. Die pflichtschuldigen Besuche der Lazarethe und Paraden konnten ihm nicht genügen; er fühlte einen heftigen Drang nach literarischer Thätigkeit. Zwar beschäftigte ihn damals die Herausgabe seiner „Räuber", und auch die „Anthologie" wurde vorbereitet; aber beide Werke bildeten doch nur Nachklänge jener akademischen Abgeschlossenheit, in welcher der junge Dichter sich eine eigene phantastische Welt construirt hatte, weil ihm die wirkliche dort fremd geblieben war. Nun benutzte er die neue Freiheit um das vielgestaltige Leben rasch nach allen Seiten hin zu erforschen, und gern übernahm er deshalb die Redaction der „Nachrichten". Hierbei sammelte Schiller eine Fülle von politischen Anschauungen, woraus für seine nächsten Dramen reicher Gewinn erwachsen mußte, da ihre Wurzeln tief im Boden staatlicher Verhältnisse ruhen.

Eine Charakterisirung des Blättchens bietet Schwierigkeiten dar: denn die politischen Berichte sind augenscheinlich aus andern Zeitungen zusammengetragen, leitende Artikel aber waren damals noch nicht im Gebrauch. Anfangs erscheint das Ganze außerordentlich matt, der Stil ist beinahe kindisch, und erst vom Monat März an liefern die „Vermischten Neuigkeiten" einzelne interessantere Aufsätze. Uebrigens nahm Schiller in einer höchst bedeutenden Zeit die Feder des Publicisten zur Hand. Merkwürdige Monarchen saßen auf den Thronen: Friedrich II., Katharina II., Joseph II. und Ludwig XVI. Scheinbar lag eine friedliche Stille über Europa, allein es war die Stille welche um den Krater schwebt ehe seine Ausbrüche beginnen. Weither dröhnte der Waffenklang des amerikanischen Freiheitskrieges, und unsere Zeitung persiflirte in Nr. 78 die unwahrscheinlichen Siegesberichte der Engländer durch folgendes Histörchen:

> Einer von den deutschen Soldaten machte längsthin einen Amerikaner hinter einem Busch zum Gefangenen, und schrie seinem Hauptmann zu: „Herr Hauptmann, ich hab' Einen!" „Nun, so bring' ihn." „Aber er will nicht gehen." „Nun, so komm dann du." „Ja, Herr, er will mich nicht gehen lassen!" Unähnlich siehet freilich dies Geschichtchen nicht sehr der ganzen Art wie die Engländer in den südlich-amerikanischen Ländern Krieg führen.

Fast alle Stimmen vereinten sich Frankreichs treffliche Finanzverwaltung zu preisen, und sie konnten nicht aufhören zu rühmen wie zufrieden das Volk dort sei. In Nr. 32, S. 128, heißt es: „Unter den Glückseligkeiten deren sich Frankreich unter der Regierung Ludwig's XVI. zu rühmen hat ist keine der unbeträchtlichsten die Harmonie zwischen der Ministerialverwaltung und den obrigkeitlichen Häusern" u. s. w. Friedrich den Großen nennt das Blatt stets voll Verehrung, und man erfährt einige hübsche Züge aus seinem Leben. Zuweilen nehmen aber die politischen Referate einen ganz fabelhaften Ton an, und Nr. 88, vom 2. Nov., berichtet: „Eine große Monarchin im Süden soll gestorben sein."

Ganz außerordentlich wird Kaiser Joseph emporgehoben. Die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" begleiten ihn auf seinen Reisen, sie glühen von Bewunderung für ihn und bringen manche interessante Anekdote bei. Nr. 63 enthält weihrauchduftende Verse auf diesen Monarchen, dem „Nordholländischen Courant" entnommen; doch sind sie zu ungeschickt als daß man Schiller für den Uebersetzer halten könnte. Nr. 65 meldet des Kaisers Antwort an eine Deputation geistlicher Orden und Klöster die ihn bewegen sollte seine reformatorischen Bestimmungen wiederaufzuheben. „Ich begreife gar wohl, meine Herren", sagte er, „daß Ihnen Veränderungen dieser Art nicht ganz angenehm sein können; weil es aber Länder gibt in denen man in diesen Stücken weniger genirt ist, so steht es zu Ihnen sich da niederzulassen."

Von religiösen Angelegenheiten ist überhaupt mehrfach die Rede. S. 391 findet sich die Notiz: die Exjesuiten in Rom hätten dem Heiligen Vater zu verstehen gegeben, es sei sehr unpolitisch gewesen ihren Orden zu stürzen; stände derselbe noch in seinem frühern Flor,

dann würde die päpstliche Gewalt nicht soviel von ihrem Ansehen verloren haben. Nr. 61, vom 31. Juli, liefert eine kleine Geschichte die vielleicht Schiller selbst erzählt haben mag:

Eine neue Religionssekte.

In dem englischen Städtchen Calverton hat sich eine neue Sekte zusammengeschlagen, die sich Non-Conformisten nennt. Sie haben besonders ganz eigene Heirathsgesetze, zum Exempel: wenn ein Mannsbild ein Mädchen, das aber nothwendig von seiner Art sein muß, heirathen will, und es denen beiderseitigen Aeltern recht ist, so muß erst in Beisein eines Geistlichen der liebe Gott durchs Loos gefragt werden, ob ihm der Handel angenehm sei oder nicht. Man wirft also in ein Gefäß zwei Zettel, deren der eine weiß, der andere mit des Mädchens Namen versehen ist; von diesen Zetteln muß der Liebhaber einen ziehen: zieht er den weißen, so ist die ganze Sache aus, und da mag er sich an den lieben Gott halten, zieht er aber den gezeichneten, so wird nun das Mädchen erst um seine Meinung gefragt, antwortet sie da wie es einst die patriarchalische Dame Rebekka machte: „Ich will mit diesem Manne ziehen!" so geht die Sache ihren Gang. Amour und Cour machen ist ausdrücklich verboten. Arme Jugend von Calverton! Wie selten werden unter dir die legionenweis herumschwärmenden, inspirirten Jungens und Mädchens werden, wie wenig werden sie von Herzens-Sturm und -Drang-, Mond- und Busch-Kameradschaft zu sagen wissen; wie selten werden sie Geisteskraft genug haben zu empfinden wie Werther, und sich das Hirn zu versengen, oder wie Siegwart, und es im Wasser auflösen. „Aber wir werden deshalb nicht schlimmer daran sein!" antwortet ein solcher holzherzener Einwohner von Calverton.

Die Rubrik „Gelehrte Sachen" erscheint nur sparsam. Aus Nr. 38 erfahren wir: in der Gegend von Riga sei es einem Ungenannten gelungen endlich die richtige Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen, und er könne mathematisch darthun daß dieselbe nicht etwa 20 Millionen Meilen, sondern kaum 3000 Meilen betrage. Der Entdecker wolle sein Geheimniß hohen Standespersonen oder astronomischen Gesellschaften für einen angemessenen Preis mittheilen. Fast scheint es die Redaction der „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" habe diese merkwürdige Geschichte für baare Münze genommen, sonst hätte sie ihre Zweifel wol hinzugefügt.

An einzelnen medicinischen Notizen fehlt es nicht. Dieselben mögen vielleicht von dem jungen Regimentsarzt Schiller herrühren, und besonders glaube ich in folgender Bemerkung (S. 280) über Elektricität seine Schreibart zu erkennen:

Ein englischer Wundarzt, Namens Ware, hat ein Frauenzimmer, das durch Zahnwehe und Geschwulsten den blauen Staar an beiden Augen bekommen, durch Hülfe elektrischer Funken und Streiche, welche zu verschiedenen malen ihr am Kopfe und den Augen beigebracht wurden, wieder sehend gemacht. Ueberhaupt verdient Dies in der Medicin eine genaue Untersuchung: welche Art von Schäden dann durch Elektricität gehoben, und welche nicht gehoben werden können. Die Regeln davon können freilich erst durch eine Menge Betrachtungen, sowie alle Principien in der Medicin, abstrahirt werden, und zuverlässig würde alsdann die elektrische Materie eine von den größten Wohlthaten vor die Menschheit auch in gewissen Krankheiten sein.

Hierzu gesellen sich ein paar Artikel über den Wunderarzt Cagliostro. Der erstere, in Nr. 44: „Ehrenrettung des Grafen Calliostro" betitelt und aus Strasburg vom 22. Mai datirt, enthält viele Lobsprüche auf den abenteuerlichen Mann, und ist gewiß nicht aus Schiller's Feder. Dagegen möchte Dies bei dem zweiten Aufsatz (vom 3. Juli) in Nr. 55 wol eher der Fall sein, weshalb derselbe hier eine Stelle finden soll.

Calliostro — viel Lärmens um Nichts.

Weil wir mit Grund vermuthen daß einige unserer geneigten Leser bald diesen, bald jenen Artikel für mehr oder weniger interessant halten, so wagen wir es diesmal einen Theil unsers Blattes mit Beiträgen zu der Geschichte eines Mannes zu füllen, der durch die Sonderbarkeit seines Charakters, und also seiner ganzen Aufführung, vielleicht manchem unserer Leser wichtig ist. Es ist der längst bekannte Graf Calliostro, den man, eben weil Geburt und Herkommen unbekannt, das eine mal zu einem Araber, das andere mal zu einem Gasconier, dann zu einem ausgetretenen Franciscaner und Gott weiß zu was noch macht. Er sei nun was er wolle, so ist, wenn man alles bisher Gesagte zusammennimmt, Das zuverlässig daß er beiweitem der apostolische Mann nicht ist der Blinde sehend, Lahme gehend, Boutonnirte rein und Halbverfaulte wieder lebendig machen kann, sondern vielmehr ein Geschöpf das wenig besonders vor allen unsern Aerzten hienieden, der Ruhm von seinen gelungenen Curen aber wie Weihrauch in die Höhe steigt. Und man müßte ganz aus strasburger Augen sehen, wenn man Dieses nicht schon längst bemerkt hätte. Falls man seinen Namen nicht ehender kennen soll bis er seinen Namen erst selbst entdeckt haben würde: ist er wirklich ein Araber, nun warum gesteht er's dann nicht selbsten, denn der Araber würde ihm unter den übrigen Christenmenschen keine Schande machen. Ist er ein Franciscaner oder Gasconier, nun da mag er seine Ursachen haben warum er nicht erkannt sein will. Freilich trägt er eigene Haare und sogar einen Zopf, aber wachsen denn den Herren Franciscanern nicht auch Haare? Wir sollen nicht über ihn urtheilen, weil er von den Großen gelitten ist, wie wenn die Großen allein das Talent hätten in das Innere zu sehen. Der General Campis wurde von der ganzen medicinischen Facultät vor ohnheilbar gehalten, Calliostro lachte über dieses Urtheil, und brachte ihn durch seine Wundercur so weit daß er nun freilich weder Latwerge noch Purgir-Tisane mehr bedarf, weil, soviel wir wissen, ein Geist weder Fleisch noch Knochen hat. Freilich machte er Meisterstücke an einer stumm gewordenen Aebtissin und zwei schweren Gebärerinnen; allein d'Ailhaud füllte mit ähnlichen Curen zwei ganze Bände, ohne daß man deswegen schuldig gewesen wäre ihm Credit zu geben. Nun auch individuelle Züge von ihm. Jedermann weiß daß die französische Nation als gute Psychologen in ihren Beobachtungen besonders kleine, andern Beobachtern unwürdige Umstände sehr oft als die wichtigsten aufbewahrt; so ist es zum Exempel den Herren Strasburgern sehr merkwürdig daß Calliostro in keinem Bett, sondern in einem Lehnstuhl schlafe, wie wenn's nicht andere, weniger Geschrei in dieser Welt machende Menschenkinder auch so machten! Er nähre sich mit Maccaroni und Käsen — haben denn diese nicht genug Substantiales in sich einen solchen Philosophen zu nähren? Er esse des Tages nur einmal — nun Das könnte freilich den Hrn. Strasburgern sonderbar vorkommen, die den Tag unter déjeûnés, dinés, goutés und soupés so trefflich zu theilen wissen; und wenn er gar seine Dosis auch darnach einrichtet? Er soll die wahre Chymie und Medicin der alten Aegyptier mit herüber gebracht haben; wir wollen sehen, ob Boerhaave, Krieger, Vogel, Marggraff, Macquer durch diesen neuen Paracelsus ohnnöthig werden. Er soll bereits 200 Jahr alt sein; nun Das wäre freilich ein Umstand der ihn zu einer etwas großen Dosis von Weisheit berechtigte, aber in dem zur Universal-Stupidität herabgesunkenen Arabien hat er solche wahrhaftig

nicht gelernt. Sein Portrait soll im Serail des Großsultans glänzen, und Dies wäre eine neue Entdeckung, da selbst das Portrait von keinem türkischen Monarchen daselbst aufgehängt ist. Doch genug von Calliostro, und so lange genug von ihm bis sich seine Wunderkraft auf andern Seiten thätiger zeigen wird.

Hin und wieder erscheinen kurze Erzählungen in Anekdotenform, von denen manche wol an den Dichter der „Räuber" erinnern, so z. B. S. 400:

Anekdoten.

Eine Dame sah ihren Gemahl in den Krieg gehen; sie lebte nur in diesem Gemahl. Ihre ganze Seele begleitete ihn. Sie bebte vor seinen Gefahren zur See, sie bebte vor seinen Gefahren zu Lande. Jede emporsteigende Welle hielt sie für sein Grab; jede Kugel, glaubte sie, ziele auf ihn. Eine glänzende Hauptstadt schien ihr eine schreckliche Wüste; ein Mann war ihre Welt, und dieser Mann, so sagte ihre ängstliche Furcht, ist in Gefahr. Ihre Tage sind Tage des Kummers, und schlaflos sind alle ihre Nächte. Unbeweglich sitzt sie des Morgens, mit aller Würde des Schmerzes bekleidet, wie Agrippina da, und wenn sie des Nachts Ruhe sucht, so ist Ruhe von ihrem Lager geflohen; stumme Thränen fließen ihre Wangen herab und benetzen ihr Lager, oder wenn etwa die erschöpfte Natur eine Stunde des Schlummers findet, so erblickt ihre Einbildung, krank von ihrer leidenden Seele, in diesem Schlafe den blutigen Geliebten oder seinen zerfleischten Leichnam. Mit jedem Tage wuchs ihr Kummer, bis sie endlich, von heißer Liebe verzehrt, das Opfer ihrer zärtlichen Empfindsamkeit ward, und mit Kummer in die Grube sank! Diese Frau ist die Gräfin von Cornwallis.

Aus Nr. 88, vom 2. Nov., S. 352:

Einen Reisenden führte man einst in das Innere eines alten adeligen Rittersitzes. Er gibt uns davon folgende Nachricht: Wollen Sie nicht auch in das Gefängniß gehen? Es ist recht „schön!" ward ich gefragt, und damit ging's Treppen und Treppen hinunter, eine Eichenthür nach der andern auf und zu; am Ende stand ich vor einem ängstlichen, engen Zimmerchen mit drei Ellen dicken Wänden, schwer vergitterten, kleinen Fensterchen 2c. „Nun, da säße denn endlich auch wol ein Königsmörder fest genug!" sagte ich. „Um Vergebung, das ist nur so eigentlich das Vorzimmerchen; da ist erst das Gegitter auf dem Fußboden, darunter ist dieser lange, enge Kanal, da wird der Arrestant hinuntergelassen, und im Loche drunten steht das Sumpfwasser ebenso hoch als in dem Schloßgraben draußen herum, und da ist blos ein Steinklotz drinnen, auf dem der Kerl stehen bleiben muß, wenn er herausragen will." Das sind nun die Ueberbleibsel unserer ehernen Jahrhunderte! „Aber seitdem ist doch wol keine Seele mehr hineingesperrt worden?" sagte ich. „Erlauben Sie, neulich erst saß ein Bauer acht Tage drunten, dem hatten die Kröten ordentlich die Füße angefressen." „Und was hatte der Bauer verschuldet?" „Er hatte aus den hochadeligen Teichen einen Karpfen gestohlen." O, wo ist mein Pferd? Gleich laßt mich auf mein Pferd, und ich verspreche nicht einmal zurückzusehen, wenn ich nur erst weg bin!

Aus Nr. 71, vom 4. Sept., S. 284:

Welches gemeiniglich die Instructionen sind welche Väter ihren Kindern geben wenn sie hohe Schulen oder fremde Länder besuchen, weiß Jedermann. Nachfolgende also welche ein englischer Lord seinem Sohn mit auf den Weg nach Oxford gab mag Manchem sehr paradox, und vielleicht mit Recht, scheinen. „Zieh hin, junger Wildling, und lerne was Welt ist! Ein Gelehrter sollst du absolut nicht werden, und wirst du's doch, basta! so falle mein Fluch auf deinen Nacken, denn wisse: solch Zeug ist Zeug! Lern' was Gescheites, das heißt: lerne kriechen und recht klein thun und unwissend scheinen, wie's die Andern meistens sind, so wirst du Gönner und Freunde finden, und sie werden dich unter den Schatten ihrer Flügel aufnehmen. Sieh, Bursche! durch solche Künste bin ich schon drei mal Repräsentant meiner Provinz im Parlament geworden, und . . . Adieu!"

So wird die Sache geschrieben; ob sie wahr ist wissen wir nicht. Der Mann war wahrscheinlich bei Hof, und so frei die englische Nation auch immerhin sein mag, so hindert Dies doch nicht daß die gewöhnlichen Weltkünste auch in England hier und da Einem Brot verschaffen.

Besonders möchte man Schiller für den Erzähler folgender kleinen Geschichte halten, welche in Nr. 41 vom 22. Mai mitgetheilt wird, und worin ein sehr lebendiger, fast dramatischer Vortrag herrscht:

Anekdote.

Der Graf Y * *, Offizier in Diensten, war der einzige Sohn einer sechszigjährigen Witwe. Er war schön, sehr tapfer und liebte ein Fräulein von B. aus ganzer Seele. Sie war 18 Jahr alt, schön, artig und sehr gefühlvoll. Ihr Geliebter war eben 20 Jahr alt. Der Tag der sie glücklich machen sollte war auf den 22. Juli 1778 angesetzt. Den 17. Juni, um 10 Uhr Abends, bekam des Grafen Regiment Ordre zum Aufbruch nach ***. Er war in *** und seine Geliebte auf einem Landgute, ein paar Meilen von der Stadt. Da der Marsch sogleich vorsichging, so mußte er fort ohne sie zu sehen. Er schrieb ihr daher von dem ersten Ort wo sie Halt machten: es sei ihm unmöglich ohne sie zu leben, und daß sie ihm nach Schlesien folgen möchte, wo sie sich vermählen wollten. Zugleich schrieb er an ihren Bruder daß er bei ihren Anverwandten für ihn sich verwenden möchte. Sie reiste in Begleitung ihrer Mutter und ihres Bruders zu ihm ab. Sie kamen endlich in Herrnstadt an. Nie, sagte ihr Bruder zu mir, sahe ein Mädchen liebenswürdiger aus als meine Schwester da. Die Reise selbst und die Hoffnung schienen ihre Schönheit erhöhet zu haben. Aber der Augenblick des Glücks wird oft Jammer. Der Wagen wurde aufgehalten, damit einige Soldaten vorbeikommen könnten, die einen verwundeten Offizier trugen. Das zärtlichste Mädchen ward sehr bewegt als sie Das sahe, aber argwohnte nicht daß es ihr Geliebter wäre. Fouragierer hatten sich der Stadt genähert; der junge Graf zog aus sie zurückzutreiben. Voll Begierde sich hervorzuthun, drang er sich vor seinen Leuten voraus, und fiel durch seinen Diensteifer. Die Lage des unglücklichen Mädchens zu beschreiben wäre beleidigend für jedes fühlende Herz. Ihr Geliebter ward in ein Bett gebracht. Die Mutter zu seinen Füßen und die Braut vor ihm, seine Hand haltend. „O Charlotte!" rief er, sein sterbendes Auge öffnend . . . er wollte mehr sagen, allein seine Stimme brach, und er zerschmolz in Thränen. Seine Töne durchbohrten das Herz des Mädchens, und sie kam ganz von Sinnen. „Nein", rief sie, „ich überlebe dich nicht!" Und ganz außer sich, ergriff sie sein Schwert. Man entwaffnete sie; er winkte daß man sie ans Bett brächte. Sie kam; er ergriff ihre Hand, und nach zwei schmerzvollen Versuchen zu sprechen, sagte er röchelnd: „Lebe, Charlotte, deine Mutter zu trösten", und so starb er. Der Zustand des unglücklichen Fräuleins war seitdem unverändert trostlos und außer sich wie bei dem Tode ihres Geliebten.

Diese tragische Novelle spielt im bairischen Erbfolgekrieg (1778—79), und Herrnstadt ist ein kleiner Ort in Schlesien. Man empfängt beim Lesen den Eindruck daß hier nicht Dichtung, sondern Wahrheit zum Grunde liege. Wenn Schiller selbst der Autor war, so kannte er das Ereigniß aus persönlicher Mittheilung eines sehr

nahen Augenzeugen; denn die Stelle „sagte der Bruder zu mir“ beweist hinreichend wer der Erzähler gewesen sei.

(Der Beschluß folgt.)

## Das „Edinburgh review“ über Lamartine's „Histoire de la révolution de 1848“.

„Das werthvollste Material für die Geschichte großer Ereignisse“, beginnt diese Zeitschrift eine ausführliche Kritik von „Histoire de la révolution de 1848, par *A. de Lamartine*“ (2 Bde., Paris 1849), „bietet sich unstreitig in den Autobiographien Derer welche eine Hauptrolle dabei gespielt haben. Sie begriffen die Wichtigkeit von Einzelheiten welche der bloße Zuschauer völlig unbeachtet gelassen hätte. Sie wußten was in geheimen Sitzungen beantragt und beschlossen worden; von ihnen können wir erfahren welchen Theil sie selbst daran genommen, oder — was häufig ein ganz anderes Ding ist — nehmen wollten. Solche Memoiren sind jedoch verhältnißmäßig selten, und die wir besitzen sind gewöhnlich lange nach den Ereignissen, als die Erinnerungen des Verf. bereits an Lebhaftigkeit verloren hatten, niedergeschrieben und noch später, oft erst dann veröffentlicht worden, wenn die Zeitgenossen des Verfassers, vielleicht er selbst zur letzten Ruhe eingegangen, sodaß von der beengenden Rücksicht, seine Erdichtungen möglicherweise widersprochen, und durch Das was er verschwiegen sich bloßgestellt zu sehen, Wenig oder Nichts übriggeblieben war..... Daß Lamartine's Werk von alledem frei ist, gereicht ihm zu einem seiner überwiegenden Verdienste. Es muß innerhalb weniger Monate nach den darin erzählten Vorgängen abgefaßt worden sein, und erschienen ist es, während fast Jeder der in jenem großen Drama mitgewirkt hat gegen das Gesagte auftreten oder das Verschwiegene ergänzen kann. Auf der andern Seite hat solche Nähe auch ihr Unbequemes. Lamartine kann in seinem Innern nicht so unparteiisch gewesen sein als wenn sein Werk von Zeiten handelte die längst vorüber, und kann nicht so rücksichtslos geredet haben als wenn es erst nach seinem Tode hätte erscheinen sollen. Daher kommt es daß, indem wir dem Laufe seiner Erzählung folgen, wir oft Namen lesen möchten wo wir blos Andeutungen finden, und nach Einzelheiten verlangen wo uns Allgemeines gegeben wird. Es liegt zutage daß er uns Vieles vorenthalten hat was uns dienlich gewesen wäre zu wissen, ihm gefährlich zu sagen. Auch dünkt uns daß er häufig unverdientes Lob gespendet, noch häufiger wohlverdienten Tadel unterdrückt hat. Indessen werden alle diese Mängel durch die Frischheit und Lebendigkeit der Darstellung reichlich aufgewogen — eine Frischheit und Lebendigkeit wie solche selbst einem Dichter von Lamartine's Bedeutung unerreichbar gewesen sein dürfte, hätte er zehn Jahre später geschrieben. Dagegen ist das Werk nicht was es sich nennt. Es ist keine Geschichte der Revolution von 1848. Es ist ein Bericht über Dasjenige was Lamartine vom 24. Febr. bis 24. Juni jenes Jahres gesagt und gethan hat. Da er jedoch während dieses Zeitraums bei der Schöpfung, Organisation und Leitung der Republik wesentlich betheiligt war, kann er seine eigene Geschichte nicht erzählen ohne die der Revolution hineinzuweben, ordnet aber stets erstere als Nebensache letzterer als Hauptsache gebührend unter. Was er uns über die Geschicke Frankreichs eröffnet tritt stets dem eigentlichen Gegenstande des Buchs, den Geschicken des Hrn. von Lamartine nach. Wir werden es deshalb nicht als Geschichtswerk, sondern als Autobiographie besprechen. Als jenes wäre es ein mageres und ungenügendes Product; als diese ist es so reichhaltig wie sich nur wünschen läßt.“

Nach hierauf erfolgter Zerlegung des gesammten Inhalts heißt es am Schlusse: „Im Ganzen können wir nicht glauben daß die «Histoire de la révolution de 1848» Lamartine's Ruf höher stellen wird. Sie führt den Beweis daß sein Verhalten ein schwächeres, und die Principien nach welchen er gehandelt vernunftwidriger gewesen sind als möglicherweise anzunehmen stand. Indeß erwächst daraus dem Werke ein neues Interesse: es macht dasselbe um so glaubhafter; denn weder die Handlungen noch die Motive deren er geständig ist sind von der Art daß, wenn sie nicht wahr wären, Jemand sich dazu bekennen würde; wobei wir noch erwähnen müssen daß, so oft wir Gelegenheit gehabt die Wahrheit seiner Erzählung durch Vergleichung mit andern Zeugnissen zu prüfen, wir sie im Allgemeinen richtig befunden haben..... Vom literarischen Standpunkte hat das Buch ebenso hervorleuchtende Verdienste als auffallende Mängel. Die Darstellung ist klar, interessant und durchwebt mit Scenen voll malerischem Detail, die aber auch oft ins Kleinliche gehen, und so überfärbt erscheinen daß man sich geneigter fühlt sie für Phantasiestücke als für Bilder aus der Erinnerung zu nehmen. Viele sehen aus wie Stellen aus einem Gedichte die irrigerweise in einem Geschichtsbuche abgedruckt worden sind..... Der Stil ist lebendig und kraftvoll, häufig aber auch vag, gezwungen und entstellt durch unausgeführte Metaphern und beinahe lächerliche Uebertreibungen. Uebertreibung ist fürwahr der vorherrschende Fehler von Lamartine's Gedanken wie von der Sprache in welche er sie kleidet. Mit wem er in Berührung kommt der ist Engel oder Teufel, ein Muster von Schönheit, Beredtsamkeit und Tugend, oder häßlich durch «le vertige du désordre, la volupté du chaos, la soif du sang». Unter seinem Pinsel wird ein Auflauf zu einer Empörung, ein Straßenkrakehl zu einer Schlacht. Eine Hauptursache der gerügten Fehler dürfte die sein daß das Buch viel zu schnell fertig geworden ist. Lamartine hat in der jüngsten Zeit jährlich mehr als ein Dutzend Octavbände geliefert. Es ist geradezu unmöglich daß so hastig geschriebene Bücher ihrem Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen können. Ein Mann wie Lamartine sollte für die Nachwelt schreiben.“ 8.

## Miscellen.

### Sächsische Truppen in Morea.

Die Republik Venedig war im J. 1684 mit den Türken in Krieg verwickelt. Sie sah sich nach Subsidien im Auslande um und schloß, wie mit Braunschweig, so mit Kursachsen darauf bezügliche Tractate. Der Doge Contarini führte die desfallsigen Verhandlungen persönlich mit Kurfürst Johann Georg III., als dieser in gedachtem Jahre in Venedig anwesend war. Die Republik machte sich anheischig für die Ueberlassung der Truppen und noch vor deren Ausmarsch 300,000 Thlr. zu zahlen; für die Verpflegung der Truppen sobald sie die sächsische Grenze überschritten haben würden zu sorgen; jedem Mann beim Ausmarsche einen zweimonatlichen Gehalt voraus und beim Rückmarsche den Gehalt eines Monats als Geschenk zu zahlen. An monatlichem Gehalt erhielt der Capitain 80, der Lieutenant 50, der Fähndrich 30, der Sergeant 16, der Corporal 12, der Gemeine 6 Fl. So zogen im Frühjahre 1685 unter Befehl des Obersten von Schönfeld 3000 Mann nach Venedig, und von da nach Morea, wo sie bei Navarin und andern Orten durch Tapferkeit sich auszeichneten; nach drei Jahren kehrten 1386 Mann davon, zum Theil mit reicher Beute beladen, nach Sachsen zurück.

### Künstlersold.

Herzog Wilhelm V. von Baiern, welchem der dresdener Maler Daniel Bretschneider die Invention (Zeichnung) des im J. 1584 zu Dresden gehaltenen Ringelrennens schickte, zahlte dafür 13 Fl. 36 Kr. Dieser Preis scheint aber nicht für zu niedrig gegolten zu haben: denn zwei Jahre später sendete Bretschneider's College, Hans Graf, demselben Herzoge einen Abriß der Leichenprocession des Kurfürsten August zu Dresden, wofür er 15 Fl. erhielt. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 128. —— 29. Mai 1850.

## Schiller als Redacteur einer politischen Zeitung.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Von den entlegenen Küsten der Literaturwelt bringen die „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" nur selten Botschaft, und wenn es geschieht, so scheint sie aus andern Blättern entnommen. Nr. 17 enthält unter der Rubrik „Empfindlicher Verlust eines grossen Gelehrten" eine Correspondenz: Braunschweig, vom 19. Febr., welche Lessing's Tod (15. Febr.) meldet. Derselbe heißt darin „der Führer seiner Nation auf Wegen die sie noch nicht beschritten hatte, dessen feines Gefühl der Schönheit von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit unterstützt wurde, und der in jeder Wissenschaft orientirt war, sobald er sich ihr näherte". Beim ersten Anblick könnte man vielleicht glauben der kurze Nekrolog sei von Schiller verfaßt, doch wenn man genauer darin eingeht, schwindet diese Vermuthung. Obgleich die meisten Schriften Lessing's aufgezählt werden, fehlt doch „Nathan der Weise", und auch die Schlußbemerkung spricht gegen Schiller's Autorschaft: „Sein Tod ist desto schmerzhafter, da er der Welt in Jahren entrissen wird wo der Ruhm anderer Gelehrten sich erst zu gründen anfängt, und in einem Zeitpunkte wo der Eifer womit er in seinen letzten Streitigkeiten die Wahrheit suchte ihn gewiß zu derselben geführt haben würde."

Hieran schließt sich ein Aufsatz in Nr. 60, dem die Marginalie beigefügt ist: „Leser! wer du auch sein magst, lies nachfolgenden Articul." Derselbe gibt aus „Frankfurt vom 19. Juli" eine Andeutung über ein Ereigniß bei Wertheim, wahrscheinlich den Tod des Feldmarschalls Fürsten Löwenstein-Wertheim, der am 23. Mai auf einem Jachtschiffe sehr plötzlich gestorben war. Schon in Nr. 49, S. 195, war dieses Vorfalls erwähnt, und da es noch immer an authentischen Berichten mangelte, so brachte die Zeitung ihren Lesern „zur Schadloshaltung ein Beispiel, wie edel und großmüthig denen Folgen einer unglücklichen Personalstreitigkeit von Deutschlands Lieblingsdichter vorgebeugt worden":

Der Graf von Stolberg, dritter Bruder des durch seine Gedichte längst von Deutschland bewunderten Grafen, wurde in Kiel in einem Zweikampf getödtet. Nicht Wuth, nicht Rache über den Tod des Gemordeten, nicht Christen unanständige Unversöhnlichkeit füllten die Seele des Grafen bei diesem Vorfall, sondern er betrachtete ihn als Christ, handelte dabei als ein Mann und dachte ans bessere Leben.

Diese Eingangsworte zeigen zur Genüge daß der Artikel nicht von Schiller selbst herrührt. Es folgt darauf der Trostbrief den Graf Christian zu Stolberg an den Amtmann zu Eichstädt richtete, an den Vater Dessen der seinen Bruder getödtet hatte. Er schreibt ihm unter Anderm:

Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar und führen, so labyrinthisch sie sich auch wenden, gewiß dennoch alle zum Ziel wie es unser ewiges Heil erfoderte. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diesen Weg habe wandeln lassen. Beide Jünglinge in der schönsten Blüte ihres Lebens, Beide allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod und den Andern nur ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreien konnte.

Die Zeitung krönt diesen Brief mit folgenden Worten:

Nun sage mir noch ein deutscher Biedermann, ob der Graf als Mensch nicht den Dichter noch weit übertrifft? Wie wahr ist sein Gedanke daß das Unglück des Vaters schon vollkommen, sobald sein Sohn Mörder wird; daß das Unglück des Sohnes schon vollkommen, sobald er Mörder eines Menschen wird und dennoch ein empfindliches Herz hat. Dank Ihnen also, bester Graf, für Ihr herrliches Beispiel, aber ich fürchte, ich fürchte, es finde so wenig Nachahmung als Ihre Gedichte!

Merkwürdig ist es daß Schiller's „Räuber", welche im August 1781 erschienen, in den „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen" weder angekündigt noch erwähnt werden, wie denn überhaupt Schiller's Name nicht darin vorkommt.

Nr. 95, vom 27. Nov., gibt wieder eine literarische Notiz: Herr Hermes, „dieser durch seine Schriften und edle Denkungsart so hochberühmte Pastor der St.-Marien-Magdalenen-Kirche zu Breslau", suche den sogenannten Hausarmen, sonderlich Witwen verdienter Männer, einige Erleichterung ihres kümmerlichen Lebens zu verschaffen, und habe bereits von einem verehrungswürdigen, erhaben denkenden Manne, der nicht genannt sein wolle, die Summe von 500 Reichsthalern zu sothanem Behuf erhalten. Hr. Hermes selbst werde durch Ausarbeitung erbaulicher Schriften zum Besten dieses Instituts wirken; auch habe er andere Gelehrte, als einen

Cramer, Miller, Seiler, ermuntert das Werk der Liebe wohlthätig zu unterstützen.

Auf der letzten Seite der letzten Nummer des Jahrgangs 1781 steht die Mittheilung: „In Madrid starb der berühmte Dichter Ranzo Chignez in seinem 121. Jahr — ein lebhaftes Genie kann also auch alt werden.“ Dieser Zusatz ist ganz in Schiller's damaligem Geschmack. Dann folgt nur noch der Bericht daß der Exminister Pombal gestorben sei, und somit schließt das Blatt.

**C. Boas.**

---

Tausendundein Tag' im Orient. Von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Decker. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein frisches, lebensvolles Gemälde einer Reise nach Georgien, Armenien und zu den Ufern des Schwarzen Meers liegt uns in diesem „Tausendundein Tag im Orient“ vor, dessen Verf. den Freunden einer geistvollen Länder- und Völkerbeschreibung schon vielfach und sehr vortheilhaft bekannt ist. Gewiß alle Leser dieses interessanten Buchs werden bei seiner Lecture denselben Vollgenuß haben dessen sich Ref. zu erfreuen hatte.

Friedrich Bodenstedt verließ im September Moskau, und eilte durch die öden und traurigen Steppen der Kosacken am Don über Nowo-Tscherkask und Stawropol zum Kaukasus, den er bei Jekaterinograd zum ersten mal sah. Der Eindruck welchen der Anblick des plötzlich, ohne alle den Ueberblick des Ganzen störende Vermittelung aufsteigenden Kaukasus auf den Wanderer, der durch längere Reisen an das langweilige Einerlei der flachen Steppen sich gewöhnt hat, macht, ist ein überwältigender. „Entweder erscheint der Himmel grau umwölkt, dichte Nebel beschränken den spähenden Blick, und man wähnt noch mitten in der Steppe zu sein, oder der Wolkenschleier zerreißt, der Nebel fällt und das Gebirge steht da in seiner ganzen Glorie.“ So traf es unser Reisender. Bei Jekaterinograd theilen sich die Wege, von denen der eine zum Kaspischen Meer, der andere über die steilen Höhen des Kaukasus mitten hinein in das Herz des lieblichen Georgien führt. Den letztern schlug Bodenstedt ein. In mühsamen und gefahrvollen Windungen schlängelt sich die an weitklaffenden Abgründen und schauerlichen Tiefen vorübergehende Straße über Kasbek, ein Dorf, welches hart am Fuße des sagengeheiligten, vielbesungenen Kasbek liegt, dessen Kuppe den höchsten Punkt der vulkanischen Kette bildet welche den Kaukasus von Nordost nach Südwest durchzieht, wieder herab auf abschüssigem Wege in das lachende Thal der Aragua gen Duschett, der ersten georgischen Stadt am Kaukasus. So groß und plötzlich bei dem ersten Anblick des Kaukasus der überraschende Contrast ist welchen diese Gebirgsmauer mit ihren wild zerklüfteten und gezackten grotesken Felsengestaltungen gegen die eintönigen Steppen des Donlandes bildet, ebenso schnell und wohlthuend ist der Gegensatz zwischen den eisigen Gebirgshöhen und den duftigen Gefilden Georgiens. Wildromantisches grenzt hier ohne alle Vermittelung an Lieblichpoetisches. Zwischen Duschett und Tiflis, dem nächsten Ziele unsers Reisenden, wird nur ein mal und zwar in Mtzchethi Halt gemacht.

Auf eine weitläufigere Beschreibung von Tiflis und seinen Umgebungen läßt sich Bodenstedt nicht ein. Wol aber gibt er ein durch und durch geistvoll gezeichnetes Bild seines dortigen Lehrers im Persischen und Türkischen, des Scheikh Mirza-Schaffy, des Weisen von Gjändsha, eines drolligen, dabei aber genialen und dichterischen Gelehrten, von dessen bedeutenden Dichtergaben Bodenstedt manche sehr gelungene Probe wiedergibt. Wenn wir auch mit prosaischer Gewissenhaftigkeit manche Farbe von diesem poetischen Gebilde streichen wollen, so bleibt doch noch ein so durch und durch origineller Ueberrest, daß für dessen Darstellung dem Verf. gewiß jeder Leser dankbar sein wird. „Die Schule der Weisheit“, wie die Beschreibung dieser Stunden genannt wird, war kein Cyklus von planmäßigen Vorlesungen oder Unterweisungen in der persischen und türkischen Grammatik nach unserer Methode, sondern ein Einführen in den Geist und die Lebensanschauung persischer Poesie, bei Gelegenheit vertraulicher Mittheilung und gegenseitiger Anregung zu poetischen Ergüssen. Natürlich erfährt man so manche Geheimnisse, deren Mittheilung an das große barbarisch-christliche Publicum dem frommen mohammedanischen Scheikh nicht genehm sein würde; indeß fällt ihm dadurch in unsern Augen keine Perle aus seiner Krone, und er mag ruhig im Andenken an den Murid Bodenstedt, der nichtsdestoweniger sein bester Freund ist, seinen Tschibuk rauchen und seinen Sorbet schlürfen, und auf seinen glattgeschorenen blendend weißen Kopf, über dessen reinen Glanz gewiß noch alle Frauenherzen in Tiflis in Entzückung gerathen, stolz sein. Ländlich, sittlich! Eine der interessantesten Episoden aus dem Leben des Weisen von Gjändsha ist seine erste Liebe, welche sein Schüler uns hier erzählt. Suleikha hieß der Gegenstand seiner Glut, und war Nichts mehr und Nichts weniger als eine Prinzessin, die Tochter des Khan von Gjändsha, Ibrahim. Sie war natürlich lieblich wie der Mond und hatte Augen dunkler als die Nacht, Wangen schöner als der Granatapfel, und war duftiger als die Knospe der Rose. Unser Scheikh hatte lange geseufzt und geklagt, bis sie ihm ihren Blick zuwandte; aber die Klänge seiner Poesien erweichten ihr Herz. Es glückte ihm ihr folgendes Gedicht zukommen zu lassen:

> Mit züchtigem, mit treuem Sinn
> Nah' ich der Liebe Heiligthume,
> Und werfe dieses Lied dir hin,
> Dies duft'ge Lied als Frageblume!
>
> Nimm es in Freude oder Zorn hin,
> Gib Tod dem Herzen oder Nahrung —
> Wirf Knospe, Rose oder Dorn hin,
> Ich harre deiner Offenbarung!

Und siehe, sie wirft ihm lächelnd eine Knospe herunter und läßt ihn ihr Antlitz in seiner „ganzen seligen Schöne“ schauen. Erst jetzt begann für den Weisen von Gjändsha ein neues, wirkliches Leben. Aber der Sonnenschein dieses innigen Glücks wird durch eine schwere Wolke getrübt; ein Khan wirbt um Suleikha's Hand, und wird von ihrem Vater zu seinem Eidam bestimmt. Mirza-Schaffy erfährt Dies durch eine Sklavin der Gebieterin seines Herzens, und verabredet mit dieser am Tage der Hochzeit mit seiner Geliebten zu entfliehen. Der Tag der über sein Glück und Unglück entscheiden soll wird angesetzt: der fürstliche Freier kommt an, und während die waffenkundigen Männer sich zur Feier des Festes am Kampfspiel ergötzen, lassen sich die Frauen die Zeit mit den Liedern der Sänger vertreiben. Vor Suleikha's Haus sind die Teppiche ausgebreitet auf denen die Sänger zum Preise der Schönen beim Spiele der Saß und Tschenghir ihre Lieder ertönen lassen. Alle hatten gesungen und noch Keiner den Preis erhalten, da tritt der Jüngste derselben, Mirza-Schaffy, in den schweigenden Kreis und beginnt also:

> Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
> Nicht mit Rosen auf duftigem Blumenfeld,
> Selbst mit der ewigen Sonne Licht
> Vergleich' ich Suleikha, mein Mädchen, nicht!
>
> Denn der Engel Busen ist liebeleer,
> Unter Rosen drohen die Dornen her,
> Und die Sonne verhällt des Nachts ihr Licht:
> Sie alle gleichen Suleikha nicht!
>
> Nichts finden, soweit das Weltall reicht,
> Die Blicke was meiner Suleikha gleicht —
> Schön, dornlos, voll ewigem Liebesschein,
> Kann sie mit sich selbst nur verglichen sein!

Das Lied war zu Ende gesungen, und — zu Mirza-Schaffy's Füßen lag eine schwellende Rose! Er war Sieger des Festes! Um Mitternacht führt ihn die Sklavin Suleikha's zu seiner Geliebten, er entführt sie nach langem Sträuben der züchtigen Jungfrau. Doch er entgeht den Nachstellungen des ergrimmten Bräutigams nicht, er wird wenige Tage nachher erkannt, zurückgeführt und erhält zur Strafe auf denselben Fußsohlen die ihn emporgetragen zur Kammer Suleikha's, zu dem Gipfel des Glücks, die Bastonnade...

Die Sonne seines Lebens war untergegangen, und Nichts war ihm geblieben als der Mondschein der Erinnerung. Sein ganzes Schicksal sprach sich in der Schlußstrophe eines seiner wehmüthigen Lieder aus:

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf:
Sie zeigen doch daß es Nacht ist!...

Während des Aufenthalts Bodenstedt's in Tiflis wurde Mirza-Schaffy um einen Schüler R(osen?) reicher, welcher mit K(och?) nach Georgien kam um antiquarische Studien zu machen. Mit R. befreundete sich Bodenstedt in der Folge bald, und gewann an ihm einen Gefährten für die Ausflüge in die Umgegend von Tiflis und nach Armenien. Der Abschied, welchen unser Reisender und sein Gefährte von Mirza-Schaffy nehmen mußten, mag bei der etwas sentimentalen Natur des Letztern ein rührender gewesen sein. Er folgte auch hier der Sitte des Orients, dem scheidenden Freunde einen durch den Zufall bestimmten Geleitsspruch mit auf den Weg zu geben. Man bedient sich zu diesem Zwecke gewöhnlich des Koran, des Sadi oder Hafis. Der Zufall lenkte des Scheikh's Augen auf folgende Worte des Gulistan von Sadi: „Ein Wort ohne That ist wie eine Wolke ohne Regen oder ein Bogen ohne Sehnen." Nachdem Mirza-Schaffy ihnen eine doppelte Abschrift dieses Spruchs gegeben hatte, verließen sie am frühen Morgen Tiflis. Auf dem Weg welcher zu dem gesegneten Lande in welches die Sage das Paradies versetzt, nach Armenien und seiner Hauptstadt Eriwan führt, begrüßt den deutschen Wanderer „traulich eine bekannte, heimatliche Pflanzenwelt"; er findet hier ganz dieselbe Vegetation wie in den Gebirgen von Steiermark. Mitten auf der weiten Hochebene steigt in einer Höhe von 1500 Fuß der Gewardzin-Dasch empor, an welchen sich die schauerlichsten Sagen und Räubergeschichten des Landes knüpfen, und in dessen Nähe die schöne zwischen Pipis und Istibulach gelegene Fontaine ist, wo die Karavanen, die hier vorüber nach Eriwan ziehen, Halt machen um ihre Thiere zu tränken. Auch unsere Reisenden gönnten sich hier eine Stunde der Rast, bei welcher Gelegenheit sie den Fürsten von Eriwan kennenlernten, der sie in seine Hauptstadt begleitete und ihnen in derselben seine Gastfreundschaft anbot. Der erste Eindruck welchen Armeniens Hauptstadt auf den Europäer macht ist kein sehr günstiger. Die Straßen sind ungepflastert und schmuzig, die Häuser klein und niedrig, und die vom Abendland mitherübergebrachten Vorstellungen „von orientalischer Pracht" zerfallen hier gänzlich, während der Wuchs, der Gang und die Kleidung der jungen Armenierinnen, welche hin und wieder dicht verschleiert vorüberschlüpfen, desto anmuthiger auf das Auge einwirken. Die ersten Tage des Aufenthalts in Eriwan vergingen unter nothwendigen Besuchen bei dem Gouverneur und andern Standespersonen, bei dem Molla, den Bodenstedt und R. in der Moschee predigen hörten, und unter Besichtigung der nächsten Umgebungen der Stadt. Wenige Meilen von ihr, 2900 Fuß über der Meeresfläche, liegt das alte berühmte Kloster Etschmiadsin auf der Hochebene des Ararat; hier hat der Katholikos, der Patriarch von Armenien, seinen Sitz mit seiner ganzen Synode, bestehend aus vier Erzbischöfen und acht Bischöfen. Von hier aus wird die ganze armenische Christenheit regiert, hier ist der armenische Vatican mit der weltberühmten Sammlung von Büchern und Manuscripten, und viele wunderbare Sagen knüpfen sich an die heiligen Gemäuer, deren Gründung bis zum J. 300 nach Christus zurückreicht. Dieses ehrwürdige Denkmal einer uralten Vergangenheit war der Ort, zu dem unsere Reisenden schon nach einem Aufenthalte von wenig Tagen in Eriwan pilgerten. Sie fanden bei dem ehrwürdigen Erzbischof eine Aufnahme von welcher sie nur Gutes rühmen können; trotzdem aber waren ihre täglichen Besuche der berühmten Bibliothek des Klosters in Folge verschiedener Umstände leider immer nur von kurzer Dauer. Eine Beschreibung mannichfacher Ausflüge in die Umgebungen von Etschmiadsin übergeht Bodenstedt, da er sie schon anderswo gegeben. Er kehrte nach Eriwan zurück, sagte bald der Hauptstadt und den hohen Bergen Armeniens, den beiden Ararat und dem Allagés Lebewohl und kehrte zurück nach Tiflis, in die Schule der Weisheit. Er hatte auf dem Wege von furchtbarer Kälte (im Monat März) zu leiden, vor welcher er sich trotz des größten Widerwillens öfter als ein mal in ein unappetitliches armenisches Dorf flüchtet, dessen Beschreibung aber dazu beiträgt alle Illusionen von orientalischer Schönheit und Gemüthlichkeit gründlichst zu zerstören. Das Wiedersehen mit Mirza-Schaffy war ein Fest der Freude für beide Theile; hatte er doch geseufzt nach des Schülers Rückkehr aus dem Lande der Haighk (Armenier)! Warum sollte er sich nicht freuen mit ihm auf dem Polster der Ruhe sitzen und die Pfeife der Betrachtung rauchen, und sich von Armeniens Schönen vorerzählen lassen zu können. Wenn dann der Schüler Armeniens elende Dörfer dem Weisen Gjändsha schilderte, und die schmuzigen Beschäftigungen der Dorfbewohnerinnen, und den Bau der Kisljak-Pyramiden (hoher aus verfaultem Stroh und allem Unrath des Hauses zusammengebackener Thürme, welche das gewöhnliche Brennmaterial der armenischen Dorfbewohner bilden und meist von Frauen aus Koth erbaut werden), dann verfinsterte sich das Gesicht des Scheikh, und er meinte diese Pyramiden seien Denkmäler der Schande für die Männer die ihre Frauen zu solchen Arbeiten herabwürdigten. „Schmuz auf ihr Haupt!" schloß er seine lange Randglosse, worin er nachwies daß man die Frauen niemals hoch genug stellen könne, und daß die Männer immer und überall an den Schwächen und Auswüchsen des schönen Geschlechts schuld seien. Ref. könnte noch manche interessante Züge aus dem geistigen Leben dieses orientalischen Weisen, dessen Bild Bodenstedt so meisterhaft skizzirt hat, anführen, wenn der Raum es gestattete: er gehorcht aber dem gebieterischen manum de tabula! und begnügt sich nur den Wunsch auszusprechen: daß Bodenstedt (wozu er S. 193 Hoffnung macht) „seinen ehrwürdigen Lehrer der Welt einmal in seiner ganzen Größe vorführen und dem Weisen von Gjändsha ein besonderes Buch widmen möge".

Von Tiflis wendete sich Bodenstedt nordöstlich zunächst nach Manglis, einer russischen Militaircolonie, welche durch das schmucke und saubere Aussehen ihrer Häuser, die verhältnißmäßige Wohlhabenheit ihrer Einwohner, und den gastlichen Empfang bei dem in russischen Diensten stehenden georgischen Fürsten Schalikow einen äußerst heitern Eindruck auf ihn machte. Die Lage der in der Nähe gelegenen Ruinen des alten Manglis wird als sehr romantisch geschildert; auf dem Wege dahin rollt zur Rechten der reißende Alghet seine schäumenden Wogen, zur Linken ragen, soweit das Auge späht, gigantische, wunderlich gezackte Felsenmauern hochauf, auf deren laubholzgekrönten Spitzen wie riesige Adlernester die Ruinen alter Burgen und Schlösser hängen. Die Ruinen des alten Manglis, welches zu Wachtang-Gurgasslan's Zeit der Sitz eines georgischen Bischofs war, sind zum Theil sehr zerfallen, während die alte, der Sage nach schon in der ersten Hälfte des vierten christlichen Jahrhunderts unter der Regierung des Königs Miriam II. erbaute Kirche noch ziemlich wohlerhalten, aber zum Kuhstall entweiht ist. Bodenstedt gelang es eine über dem Portal in Stein gehauene, in der alten georgischen Kirchensprache abgefaßte Inschrift zu entziffern, welche so lautet: „Herr, erbarme dich des Gründers dieser Kirche, des

Erzbischofs Arseni von Manglis: den 2. Febr. des J. 380." Das in derselben angegebene Jahr der Erbauung steht also mit der Sage in Widerspruch, da Miriam schon in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts starb. Von Manglis aus besuchte Bodenstedt den See Toporawan (auch kurzweg Toprana genannt), an welchen sich viele historische, auch christliche Erinnerungen knüpfen, so z. B. die Sage von der heiligen Nino, welche sich vor den Christenverfolgungen im römischen Reiche an die Ufer dieses Sees flüchtete, und später nach Mtzchetha, der alten Hauptstadt Georgiens, ging.

Es würde zu weit führen wenn Ref. alle die kleinern Stationen bei welchen unser Reisender auf seiner Wanderung Halt machte erwähnen wollte: er begnügt sich daher mit der Nennung nur der größern Städte oder Districte, deren Zahl übrigens nicht sehr groß ist. Von dem See Toporawan wendete sich die Reise zunächst nach Achalkalaki, der Hauptstadt des Sandshak gleiches Namens; dieselbe ist zugleich Festung, deren Bau auf die Zeit der Eroberung des Landes durch die Türken zurückgeführt und die von den Russen von neuem befestigt wird, obgleich dieselbe keineswegs ein strategisch wichtiger Punkt zu sein scheint. Das Land welches dieselbe rings umgibt ist rauh und steinig bis zu dem „blühenden Thalkessel von Chertwis", dessen Schönheit Bodenstedt als eine so überaus reizende beschreibt „daß man sich in die wasserreichen Gärten des Paradieses versetzt glaubt, welche der Prophet seinen Gläubigen verheißen". Auch Chertwis, unter der Türkenherrschaft die Residenz eines Pascha, ist Festung, welche nach dem allgemeinen Dafürhalten noch aus der Blütezeit des georgischen Königreichs herstammt, nach einer von Dubois hier aufgefundenen und von Brosset dem Jüngern theilweise entzifferten Inschrift aber erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts unter der Regierung des Atabeg Kanarkaré erbaut worden ist. Die Gärten des Städtchens sind in ganz Georgien berühmt wegen der köstlichen Früchte welche hier im Ueberfluß wachsen. Der Weg welcher von hier über Aspinsa nach Achalzich führt ist weniger malerisch als beschwerlich, er führt zum Theil über Felsen, deren Formationen deutlich auf vulkanischen Ursprung deuten; um die etwa 45 Werst betragende Strecke zurückzulegen brauchte Bodenstedt 9 Stunden, nach denen er ermüdet und zerschlagen in Achalzich, der Hauptstadt des gleichbenannten Paschalik, ankam. Diese Festung, bekanntlich 1829 von Paskjewitsch erobert, liegt an dem Potzchoflusse und rührt der Sage nach noch aus den Zeiten des georgischen Königreichs her. Unter den in ihr befindlichen Gebäuden zeichnet sich durch ihren großartigen, prachtvollen Baustil eine Moschee aus, welche zu Anfang des 18. Jahrhunderts von einem europäischen Architekten auf Befehl eines türkischen Pascha erbaut ist. Die Stadt selbst ist unbedeutend und ärmlich; nicht sehr fern von ihr ist das durch seine Mineralquellen berühmte Thal von Bordshom, in welchem unser Reisender auch deutsche Ansiedler, freilich in höchst armseligen Umständen, traf. Die Quellen haben in verschiedenen Abstufungen von 28 bis 40° Réaumur, werden aber außer von einigen kranken Soldaten fast gar nicht besucht.

Ueber Chertwis, Zalka und Manglis kehrte Bodenstedt nach Tiflis zurück, wo er noch einen Winter hindurch blieb. Im April 1845 verließ er die Stadt, in welcher er von dem Weisen von Gjändsha alle Geheimnisse persisch-tatarischer Weisheit erlernt, und während des Winters alle Pracht europäischen Salonlebens genossen hatte. Gewiß ein schwerer Abschied: von den lieblichen Gärten von Tiflis zu den rauhen Gestaden des Pontus Euxinus! Unser Reisender scheint denselben aber glücklich überstanden zu haben, denn wir treffen ihn bald in ebenso guter Laune und gleicher Lebendigkeit in Redut-Kalé, wohin er über Gori und Kutaïs gereist war, am Pontus wieder, als wir ihn zu den Füßen des Weisen von Gjändsha in Tiflis sitzen gesehen hatten. Redut-Kalé, früher einer der belebtesten Hafenplätze an der Ostküste des Pontus, ist jetzt wie abgestorben. „Zwischen den Wundern der Tiefe des Schwarzen Meers und den immergrünen Wäldern von Kolchis liegt die einförmige, aschgraue Häusermasse mit ihrer kalten Umgebung, wie der Gegensatz zu einer Oasis in der Wüste." Seine Lage ist unfreundlich, die Gegend ungesund und der Hafen im höchsten Grade gefährlich und unbequem: vielleicht daß die dem Hafen jetzt genommene Handelsfreiheit demselben wiedergegeben, und so die Wohlfahrt und das Gedeihen des Landes dadurch gefördert wird. Dies ungesunde Klima hatte auch auf Bodenstedt Einfluß, weshalb er so schnell wie möglich Redut-Kalé verließ. Die Weiterreise galt dem Besuch der Ostküste des Schwarzen Meers und den interessantesten Orten daselbst, unter welchen Bodenstedt vorzüglich Pitzunda, Gagra mit dem Felsen des Prometheus und Ardiller, an der Küste des Landes der Dschigheten namhaft macht. Wir verlassen ihn in Sotscha, wo er gelandet ist, und wünschen daß das am Schlusse seines sehr interessanten Buchs gegebene Versprechen: „Aber hat euch der erste Theil meiner Pilgerfahrt gefallen: so erzähle ich euch ein andermal den zweiten und die Heimkehr", recht bald erfüllt werden möge. 18.

## Bibliographie.

**Borchardt, I. S.**, Der Weg zum Studium der Freimaurerei und der Grundlage zur Vereinigung aller Logensysteme des Freimaurerordens. Berlin, A. Nauck u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

**Feder, H. v.**, Das Staatsverbrechen des Hochverraths nach Rechtsbegriffen der Vorzeit und der Gegenwart. Ein Handbüchlein für den deutschen Bürger und Rechtsgelehrten, insbesondere auch für Geschworene. Stuttgart, Scheible. Gr. 16. 16 Ngr.

**Hennes, J. H.**, Geschichte der Stiftung und des Aufblühens des Klosters der Karmeliterinnen in der Schnurgasse zu Köln. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 7 Ngr.

**Herczegy, M.**, Memoiren aus dem Reisetagebuche eines ungarischen Arztes, mit besonderm Hinblick auf Oesterreich und Ungarn wie es war und provisorisch ist. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr.

**Kink, R.**, Akademische Vorlesungen über die Geschichte Tirols bis zur Vereinigung mit Oesterreich. 1ster Theil. Innsbruck, Pfaundler. Gr. 8. 2 Thlr.

**Koch, C. F.**, Das Wechselrecht, nach den Grundsätzen der allgemeinen deutschen Wechselordnung und nach seiner Anwendung in den preußischen Ländern. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 2 Thlr.

Mittheilungen über Jerusalem aus dem Tagebuche eines Augenzeugen. Königsberg i. N., Windolff u. Striese. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 26ster Jahrgang. 1848. Mit 2 Portraits. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

**Oersted, H. C.**, Der Geist in der Natur. Deutsch von **K. L. Kannegießer**. Nebst einer biographischen Skizze von **P. L. Möller** und mit einem Portrait des Verfassers. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Redwitz, O. v.**, Amaranth. 3te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 18. 26 Ngr.

**Schmidt, C. J.**, Opernalbum für das Jahr 1850. I. Die Nixe. II. Die Gnomenbraut. Wien. Gr. 8. 15 Ngr.

**Scholl, T. F.**, Die letzten hundert Jahre der vaterländischen Literatur in ihren Meistern dargestellt und auf den Geist der Gegenwart bezogen. 1ste Lieferung. Schw. Hall, Nitzschke. Gr. 8. 21 Ngr.

**Stoy, K. V.**, Rousseau, Fichte, Considerant und die Idee der Erziehung. Der pädagogischen Bekenntnisse 4tes Stück. Jena, Frommann. Gr. 8. 5 Ngr.

**Stricker, W.**, Entwickelungsgeschichte der deutschen Nationalität seit dem Reformationszeitalter. Eine historische Skizze. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 129. —— 30. Mai 1850.


## Leben und Kunst in Spanien.

Von einem Manne dessen Name im Fache der Kunst und unter den Schriftstellern über Aesthetik mit Achtung genannt wird, haben wir vor kurzem Mittheilungen über Spanien erhalten die uns zu aufrichtigem Danke verpflichten. *) Hr. von Quandt, der uns von einer Reise nach Schweden sehr erfreuliche „Nippes“, wie er sie nannte, heimgebracht, dann eine reichere Ausbeute an trefflichen Beobachtungen über Natur und Kunst von Wanderungen durch das mittägige Frankreich, hat in neuester Zeit das Land jenseit der Pyrenäen besucht und uns auch seine dort gesammelten Anschauungen nicht vorenthalten wollen. Namentlich hat er dadurch deutschen Kunstfreunden einen wesentlichen Dienst geleistet, welchen die Herrlichkeiten des schönen, von deutschen Touristen weniger besuchten Landes zwar durch Laborde's u. A. Kupferwerke und neuerlich durch die unvergleichlichen Hefte der „Espagne pittoresque et monumentale“ bekanntgeworden sind, nun aber Ansicht und Urtheil eines bewährten Kenners zugutekommt. Wir wollen uns bemühen das Wichtigste, wenn auch nur in flüchtigen Umrissen, aus dem interessanten Buche hervorzuheben.

Die ersten Nachrichten von der Reise unsers Verf., welche in den letzten drei Monaten des J. 1846 stattfand, erhalten wir aus Barcelona, wo Stadt und Volk dem Nordländer Stoff genug zu den mannichfachsten Beobachtungen darbieten. Unter den Gebäuden des Mittelalters erwähnt Hr. von Quandt zuerst den Dom, welcher, wiewol 1299 begonnen, doch nicht die Blüte des Spitzbogenstils zeigt und keine sonderlichen Altargemälde aufzuweisen hat. Nahebei liegt ein alter Palast, jetzt das Regierungsgebäude, in welchem ein Hof, den im ersten Stock eine Galerie von offenen Spitzbogen in einfach-edler Form umgibt, sehr anzieht. Vorzügliches Gefallen fand unser Verf. an den Resten des alten Palastes der Grafen von Barcelona und Könige von Aragonien, und eifert bei dieser Gelegenheit mit vollem Rechte gegen die modernen Gebäude, bei welchen nicht auf die Bedürfnisse der Bewohner Rücksicht genommen, sondern nur eine langweilige Symmetrie oder gar eine willkürliche Unregelmäßigkeit, wie z. B. an manchen neuen Ritterburgen, beabsichtigt wurde. Von der 1483 erbauten Börse, die aus drei Hallen bestand, hat sich nur eine erhalten, ein Riesensaal, der jetzt zu Bällen und Redouten dient. Die Umgestaltung der Börse, welche 1562 erfolgte und von Engländern für abscheulich erklärt wird, findet der Verf. nicht nur nicht tadelnswerth, sondern den innern von Bogengängen umgebenen Hof und die prächtige Treppe sogar zu loben.

In Tarragona, wohin er einen Ausflug macht, nimmt den Verf. vorzugsweise der Dom in Anspruch, der reich an plastischen Arbeiten aus einem spanischen (von Zarrial), dem carrarischen an Schönheit gleichkommenden Marmor und prachtvollen Denkmälern ist. Das bemerkenswertheste Kunstwerk jedoch ist der Hochaltar, welcher ganz aus Alabaster unzählige Basreliefsfiguren enthält, die Scenen aus dem Leben und Leiden des Erlösers und der heil. Thekla darstellen. Die römischen Alterthümer der Stadt befriedigten den Verf. nur wenig, indessen hat er die berühmte, eine Meile von der Stadt entfernte Wasserleitung nicht gesehen.

In seinem letzten Briefe aus Barcelona bespricht der Verf. die Anfänge der spanischen Kunst, deren „reine Quellen“ er für ebenso schwer zu finden hält wie die des Nils. Gewöhnlich beginnt die spanische Kunstgeschichte mit Pedro Berruguete im 15. Jahrhundert, doch kommen schon seit dem 13. Jahrhundert namhafte spanische Meister vor (Rodrigo Esteban, Ferran Gonzalez, Juan Casilles u. A.), die von ausländischem Einfluß noch nicht berührt waren. Hr. von Quandt glaubt nun im Klosterhofe des Doms zu Barcelona die ältesten und vorzüglichsten spanischen Malerwerke und in ihnen den eigenthümlichen Charakter der spanischen Kunst erkannt zu haben. Es sind Bilder von Heiligen und Bischöfen, alle von sehr individuellem Ausdruck, und nicht kalt symbolisch aufgefaßt, sondern durch Leben und Handlung der Wirklichkeit nahegebracht. Ref. ehrt das hier ausgesprochene Urtheil, erlaubt sich aber doch den bescheidenen Zweifel daß gleich in der ersten spanischen Stadt die der Verf. besucht ihm Wesen und Charakter

*) Beobachtungen und Phantasien über Menschen, Natur und Kunst auf einer Reise durch Spanien von J. G. von Quandt. Mit einer Kupferplatte und sieben Holzschnitten. Leipzig, Hirschfeld. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

der alten und gleichsam autochthonen spanischen Schule vollständig aufgeschlossen worden sei. Hierzu waren wol noch ausgebreitetere Studien erfoderlich und deren Ergebnisse eher am Schlusse als am Anfange zu der Reise zu erwarten.

Das Dampfschiff bringt unsern Verf., freilich nur zu einem kurzen Aufenthalte, zunächst nach Valencia. Eine große Brücke über den Guadalaviar, die von zehn Spitzbogen getragen wird und demnach vielleicht die einzige Brücke in dieser Bauart sein möchte, erregt zuerst die Bewunderung des Reisenden, dem Stadt und Bevölkerung durchaus abenteuerlich erscheint. Schön ist die mit gothischen Verzierungen reichgeschmückte Puerta de Serranos, die höchst malerische 1482 erbaute Börse, und der Dom im spätern Spitzbogenstile, leider im Innern ganz modernisirt. An den Gemälden daselbst fand Hr. von Quandt kein sonderliches Gefallen, und das Müseum und die 2000 Bilder im Besitze eines Friseurs zu sehen blieb ihm keine Zeit. Dagegen erfreute er sich des malerischen Anblicks vieler Paläste, der Straße wo die wollenen Decken, das unentbehrlichste Kleidungsstück des wohlhabenden Landmanns, in unbeschreiblicher Farbenpracht verkauft werden, und der zahlreichen und unterhaltenden Läden, in welchen der den Spanierinnen unentbehrliche Fächer der einzige Handelsartikel ist. Merkwürdigerweise ist das tausendfältig wiederholte Lieblingsbild auf diesen Fächern Romeo's Abschied von Julie nach Hildebrand's Gemälde.

In der heitersten Gesellschaft, die durch den Glanz spanischer Frauenschönheit geschmückt wurde, gelangt Hr. von Quandt nach Alicante, welche Stadt mit ihren höchst malerischen, mauergekrönten Felsen er jedoch nur vom Schiffe aus beschaut. So entging ihm freilich manches Sehenswerthe, z. B. die schöne Galerie des Marques Don Algorfa; aber ihn entschädigte ein südlicher Abend, dem die Sterne des reinsten Himmels und der schönsten Augen bei Guitarrenspiel und Gesang zu einem interessanten Symposion leuchteten. Die Gesellschaft blieb nur bis Almeria zusammen, wo fast Alles abging um die dort und längs der Küste zu Ehren der königlichen Vermählung veranstalteten großen Feuerwerke zu sehen, während unser Verf. sich erst in Malaga ans Land begibt.

Hier ist meistens Alles neu und die Architektur größtentheils aus einer Zeit des schon verdorbenen Geschmacks. Die Gebäude in Malaga, sagt der Verf., sind schwerfällig und überladen, der Dom das schlimmste von allen. Seine Façade nach der Seite des Marktes gleicht mehr einem Palaste aus der Zeit Ludwig's XIV. als einer Kirche. Die Gebäude der neuern Zeit tragen den Stempel der überall herrschenden Charakterlosigkeit. Auch was der Verf. sonst noch von Kunstwerken und dem Kunstsinn der Einwohner berichtet ist nicht geeignet große Vorstellungen zu erwecken, und beweist nur daß unter der Herrschaft Mercur's, wie z. B. auch in Livorno, das Schöne dem Nützlichen nachstehen muß.

Die Briefe über Granada und die Alhambra, „wo Alles was man sieht in Erstaunen und Freude versetzt", sind keineswegs auszugsfähig und werden dem Leser Bilder kaumgeahnter Herrlichkeit vor die Seele rufen. Unter den Betrachtungen die der Verf. über den Charakter und die Verdienste der Mauren anstellt kommt auch die etwas auffallende Bemerkung vor: daß sie keinen einzigen Dichter wie Dante haben. Dies klingt fast als wenn es noch anderswo Dichter wie Dante gegeben hätte, dessen erhabene und einsame Größe kein christlicher, geschweige denn ein arabischer Dichter jemals erreicht hat. Sehr interessant sind ferner auch die Mittheilungen über Alles was das herrliche Granada noch an Kunstmerkwürdigkeiten besitzt.

Von Granada reiste Hr. von Quandt mit der Diligence über Jaen, dessen Kirchen mit ihren vielen gepriesenen Gemälden er nicht sehen konnte, nach Cordoba, wo die berühmte Kathedrale, noch jetzt die große Moschee genannt, seine Bewunderung erregt und zu vielen architektonischen Betrachtungen Veranlassung gibt. Endlich erreicht er Sevilla, in welcher anziehenden und merkwürdigen Stadt ein längerer Aufenthalt gestattet ist.

Die ersten Mittheilungen von hier betreffen die Einrichtung spanischer Häuser, das Volk und dessen Eigenthümlichkeiten. Was der Verf. von den Reizen und Coquetterien der dortigen Frauen, von der Schönheit der Männer, von Theatern, pantomimischen Tänzen und Stiergefechten erzählt, zeugt von feiner Beobachtung und fesselt durch eine größtentheils sehr gefällige und piquante Darstellung. Am längsten verweilt er natürlich im Gebiete der Kunst, wo er vorzugsweise heimisch und in Sevilla eine reiche Ernte zu gewinnen ist. Die spanische Malerei hat unter den Sevillanern ihre berühmtesten Vertreter und zwar seit der Mitte des 16., vorzüglich aber während des 17. Jahrhunderts, mit welcher Epoche die Spanier gewöhnlich die Geschichte ihrer Kunst beginnen, wiewol dieselbe damals längst nicht mehr eine eigenthümliche, sondern von italienischem Einflusse beherrschte war. Hier finden wir die Namen Perez de Alesio, Roelas, Zurbaran, Pacheco, Velasquez, Herrera, Cano, Castillo, Moya und Murillo, den Hr. von Quandt als den Gipfel, aber auch als das Ende der spanischen Kunstepoche bezeichnet. Es versteht sich von selbst daß er vorzugsweise bei den Werken Murillo's verweilt, und diesem großen Meister alle Anerkennung schenkt, wennschon nicht in der überschwenglichen Weise mit welcher er neulich von einem Kunstfreunde in den Himmel erhoben worden ist. Namentlich bespricht er die berühmten Gemälde im Hospital de la Caridad und die zahlreichen im Museum aufgestellten Bilder. Wenn es bei den meisten an tadelnden Bemerkungen nicht fehlt, so reißt doch eines den Verf. zur unbegrenztesten Bewunderung hin, die sich in der begeisterten Schilderung dieses Bildes, einer herrlichen Concepcion, ausspricht. Bekanntlich gibt es unter diesem Namen mehre Gemälde von Murillo, z. B. ein vortreffliches im Louvre, die nicht die Empfängniß, sondern die Himmelfahrt der

heil. Jungfrau darstellen, gleichsam ihren himmlischen Empfang. Sie bezeichnen, wie ein neuerer Geschichtschreiber der Kunst bemerkt, den Höhepunkt der Malerei des 17. Jahrhunderts und sind allein der Sixtinischen Madonna, nicht an die Seite, wol aber gegenüberzustellen. Denn Murillo's Gestalten sind nicht Ideale erhöhter Menschlichkeit wie diejenigen Rafael's, sondern stets sinnlich schöne, aber durch den Ausdruck der Begeisterung verklärte Geschöpfe. Die Spanier vergleichen freilich ihre Malerei immer mit den Italienern, die ewig den Vorrang behaupten werden; auch Hr. von Quandt bei aller dem Murillo gezollten Bewunderung erklärt aus voller Ueberzeugung: daß ihm in Spanien kein Bild vorgekommen sei welches sich einem Tizian und noch weniger Rafael zur Seite stellen ließe. Unter dem herrlichen Gemälde Murillo's hängt Zurbaran's Hauptwerk, der heil. Thomas, ein figurenreiches quadro mistico, wie man es dort nennt, welches sich durch eine gewaltige sinnliche Wirkung geltendmacht und von dem Verf. für ein wahres Pracht- und Meisterstück erklärt wird. Den übrigen zahlreichen Gemälden Murillo's ist noch ein ganzer Saal im ersten Stockwerke eingeräumt.

(Der Beschluß folgt.)

## Neue deutsche Romane.

1. Der Väter Schuld. Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration. Nachlaß von Ludwig Robert. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1850. 8. 15 Ngr.

Ludwig Robert, Rahel's Bruder, trat, soweit Ref. erinnerlich, zuerst 1817 mit einem poetischen Werke, „Kämpfe der Zeit", vor das Publicum. Diesem folgten einige dramatische Werke: „Die Macht der Verhältnisse" (1819); „Die Tochter Jephtha's" (1829). Zwischen diesen beiden Tragödien stehen: „Cassius und Phantasus" (1825), eine romantische Komödie, welche dem von Tieck's „Gestiefeltem Kater" heraufbeschworenen Kreise dramatischer Satiren angehört; sodann 1826 die Posse: „Staberl in höhern Sphären"; und zuletzt erschienen 1838 zwei Theile Gedichte, von denen manche schon in Tagblättern der frühern Zeit dem Publicum vorgelegt waren. Ludwig Robert gehörte zu jenen Schriftstellern deren Productionen ein großer Kreis Befreundeter mit stillem Antheil entgegennimmt, während das eigentliche Publicum sich wenig angezogen bekennt. Diese nicht eben seltene Erscheinung war hier zunächst wol darin begründet daß Ludwig Robert nur gelegentlich und dilettirend die Feder zur Hand nahm, um ohne eigentlichen innern Beruf, ohne feststehendes Ziel sich der Conception des Augenblicks zu überlassen. So ist es gekommen daß Robert niemals ein eigentliches Publicum hatte, daß er gegenwärtig so gut wie vergessen ist. Dennoch verdient die hier als Nachlaß vorgelegte Geschichte, welche der Zeit vor 1830 angehört, freundliche Aufnahme. Sie ist mit einem gegenwärtig gerade nicht sehr oft bemerkbaren Kunstsinne angelegt und ausgeführt, und behandelt ein immer noch sehr wichtiges Zeitthema, nämlich die Corruption der Gesellschaft, die nicht wenig zu der Möglichkeit der Julitage 1830 und des März 1848 beitrug, wie sie ja überhaupt die mächtigsten Staaten zerrissen hat, und fortwährend zertrümmern wird. In diesem Sinne ist die vorliegende Erzählung nicht aufgefaßt, denn sie will keiner politischen Tendenz huldigen; wol aber schimmert diese durch das Ganze hindurch, und die unglückselige Hauptperson endet auf den Barrikaden des Juli 1830 in dem Wahne für die Lilien der Bourbons zu kämpfen, obgleich sie der Schweizergarde gegenüberstand.

2. Reactionnaire und Demokraten. Geschichtlich-politischer Roman aus der neuesten Zeit von H. E. R. Belani. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1850. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nach dem Vorworte schließt dieser Roman sich unmittelbar an einen frühern desselben Verf.: „So war es", an, welchen Ref. nicht gelesen hat. Das vorliegende Werk nimmt Demokraten und Revolutionnaire für gleichbedeutend, und läßt sie so ziemlich aus jenen Hungerleidern bestehen welche, zu jedem Unfug bereit, von keiner selbstbewußten Regierung zu fürchten sind. Es erscheint daher der Befehl des Königs von Preußen — denn der Schauplatz ist Berlin — zum Rückzuge der Barrikadenstürmer lediglich als ein Gnadenact gegen das Proletariat, welchem damit freie Hand gegeben wird die Bürger und die Mitglieder der Nationalversammlung zu turbiren. Aufgestachelt zu immer neuem Unfug wird es durch Reactionnaire um den Belagerungszustand und dessen Folgen als ein absolutes Recht erscheinen zu lassen. Diese Reactionnaire schreien auch immer danach daß der König mit einer Camarilla umgeben werden müsse, und Ref. ist zweifelhaft, ob dadurch die Bornirtheit der Reactionnaire oder die Befangenheit des Verf. bethätigt ist; denn soviel man weiß hat es noch keinem Regierenden an Camarilladrohnen gefehlt: man braucht sie nicht erst herbeizurufen! Den König stellt der Verf., welcher in Potsdam wohnt, über Alles, und prophezeit von ihm (II, 292) daß die Nachwelt, gerechter als die Gegenwart, ihn Deutschlands Washington nennen werde. Freilich ist die Gegenwart stets mehr oder weniger befangen in ihrer Ansicht, ihrem Urtheil, also auch der Verf. Wäre Das nicht so, müßte er wissen daß es bei allen noch nicht erfüllten Missionen — und erfüllt ist im ganzen Deutschland nicht Eine — wohlgethan sei dem Urtheile der Nachwelt nicht vorzugreifen. Außerdem läßt der Roman einige sogenannte Mesallianzen zustandekommen, auch eine arme Bewohnerin des Voigtlandes in Berlin zuletzt als Tochter von hoher Familie erscheinen. Was endlich der Verf. mit dem ganzen Buche im Sinne hatte weiß man nicht. Irgend eine Grundidee leuchtet nirgend hervor, es müßte denn etwa der Wunsch sein einen königlichen Gnadenstrahl auf das arme Schriftstellerpult fallen zu sehen. Ebenso wenig ist die Darstellung geeignet das Interesse in Anspruch zu nehmen, indem meistens nur Nebensachen wirklich vorgeführt, Hauptsachen dagegen als bereits geschehen einem langweiligen Erzähler derselben zugewiesen werden. Im Allgemeinen läßt sich sagen: Das Buch wird um einige müßige Stunden zu füllen gelesen und dann vergessen sein.

3. Die Revolution der Wiener im 15. Jahrhundert. Historischer Roman von Eduard Breier. Drei Bände. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1850. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der Verf. hat bereits zwei Romane aus der östreichischen Geschichte, „Wien vor 400 Jahren" und „Der Gezeichnete", veröffentlicht, und stellt noch mehre ähnliche Werke in Aussicht. Ein dem hier anzuzeigenden Werke vorgesetzter Prolog spricht die Ansicht aus: die reine Geschichte werde bei aller Wahrheit und Treue nie jene Verbreitung, nie so viele Leser finden als ein historisches Gemälde mit Blumen der Phantasie geschmückt. Es sei daher eine würdige und wichtige Aufgabe mit der Unterhaltung zugleich Belehrung zu verbinden. Nun ist es allerdings schon oft und mit Recht als wünschenswerth hervorgehoben daß ein Volk mit seiner Geschichte bekannt und vertraut sein möge: allein mit demselben Recht ist es ebenso oft auch schon als bedenklich bezeichnet dem Volke die Geschichte unter Blumen der Phantasie beizubringen. Findet ein historisches Werk weniger Leser als ein Roman, so ist dort der Gewinn dennoch größer gegenüber der historisch-romantischen Halbwisserei. Freilich spricht der Verf. strenge Wahrheit als unerlaßlich an, nur weiß man nicht recht was er darunter versteht.

An ein Gemälde der Phantasie machen wir dieselben Ansprüche der Wahrheit als an ein nacktes historisches Factum. Da wo beide wie im historischen Roman verbunden erscheinen sollen, müssen sie einander als ein Nothwendiges bedingen, sie müssen zu poetischer Wahrheit, zu einem Kunstwerk erhoben werden, welches dann freilich nicht einfach die Aufgabe haben kann ein Volk mit seiner Geschichte vertrautzumachen. Wie nun nach diesen Andeutungen des Verf. Ansicht der Geschichte und des Romans als lückenhaft hervortritt, so zeigt auch das vorliegende Buch überall Planlosigkeit, ein Wanken und Schwanken zwischen Dichtung und Wahrheit. Als Grundlage dient dem Ganzen des alten Beheim „Buch von den Wienern", und es scheint nach der Norm der einzelnen Bogen ursprünglich die Absicht des Verf. gewesen zu sein seinem Roman ebenfalls den Titel „Buch von den Wienern" zu geben. Indessen fällt gegenwärtig das Wort „Revolution" mehr in die Augen, und darum mag der Titel anders lauten als die Norm. Hauptthema des Buchs ist der unglückliche Bruderzwist zwischen Kaiser Friedrich IV. und Herzog Albrecht VI., und der Bürgermeister Wolfgang Holzer, aus niedrigem Stande emporgehoben, schürt die Flamme um endlich selber als Opfer zu fallen. Dazwischen sind nun so mancherlei Personen, Interessen, Geschichten und Ereignisse verflochten daß eine Aufzählung derselben hier zu weit führen würde, vorzüglich da ein solcher Versuch sehr erschwert wird durch den Mangel einer Hauptfigur um welche alle Uebrigen sich leicht und übersichtlich gruppiren. So findet man sich nirgend festgehalten und liest sich mit stets gleicher Theilnahmlosigkeit von einer Abtheilung zur andern durch alle drei Bände. Jener Wolfgang Holzer konnte füglich als Hauptfigur behandelt werden; es scheint auch als sei Dies die Absicht des Verf. gewesen, die jedoch überall durch andere Dinge wieder zur Seite geschoben wird. Gelegentlich ist anzumerken daß vor etwa 50 Jahren dieser Holzer schon einmal Gegenstand geschichtlich-poetischer Darstellung war. Die desfallsige Notiz ist dem Ref. im Laufe der Zeit abhanden gekommen, sodaß nun auch nicht einmal der Titel des Buchs mit Sicherheit anzugeben steht.

Größeres Interesse des Lesepublicums darf der Verf. für das folgende Buch erwarten:

4. Eine Maria Magdalena in Wien. Sittenroman aus unserer Zeit von Eduard Breier. Drei Bände. Wien, Sollinger's Witwe. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Geschichte füllt die beiden letzten Jahre vor der Märzrevolution, und nach einer Anzeige der Verlagshandlung sieht man die großen Ereignisse dieser Revolution stufenweise herannahen. Das ist nun wol Etwas mehr behauptet als sich erweisen läßt. Freilich gibt das achte Capitel im zweiten Bande eine historische Relation von den allbekannten staatskanzlerischen Ursachen der Märzereignisse: doch steht diese Relation durchaus isolirt da, und die Corruption welche das Buch in den mannichfaltigsten Bildern darzustellen weiß theilt Wien mit vielen andern Städten die keine Märzereignisse erlebten. Diese Lebensbilder im buntesten Wechsel an uns vorübergehend sind mit den lebhaftesten, hier und da etwas zu starken Farben aufgerollt; überall sehen wir das heilige Sittengesetz in den Schmuz getreten von den Gelüsten innerer Verdorbenheit. Das Ganze bewegt sich um die Schicksale der beiden Schwestern Sophie und Elise. Die Erstere wird durch eine Scheinheirath mit einem aristokratischen Taugenichts prostituirt; die Andere soll durch die schauderhaftesten Mittel zur Somnambule geschaffen werden, um eigennützigen Zwecken eines nichtswürdigen alten Weibes zu dienen. Empörend ist es daß zu Beidem die eigene Mutter die Hand bietet, und obgleich sie willenlos und beschränkt dargestellt wird, so muß dem Leser doch der Glaube an eine solche Mutter immer schwer fallen, wenn auch ihrer Existenz leider in der Wirklichkeit Nichts entgegentritt. Sodann verletzt es das Sittlichkeitsgefühl daß die wenn auch unschuldig gefallene Sophie an den Mann gebracht wird. Ungeachtet dieser und mehrer anderer Gebrechen des Buchs wird es dem größern Leserkreise, welchem die Ansprüche der poetischen Kunst und ihrer allein befriedigenden Wahrheit im Allgemeinen nicht nahezustehen pflegen, doch willkommen sein durch die verschiedenartigsten Persönlichkeiten in allen Classen der Gesellschaft, sowie durch die kräftige und überall verständliche Zeichnung stets wechselnder Situationen.

5. Anna Hammer. Ein Roman der Gegenwart. Drei Bände. Eisleben, Kuhnt. 1850. 8. 3 Thlr.

Dieser Roman bildet die erste Abtheilung eines Werks unter dem Titel „Neue deutsche Zeitbilder". Als Verfasser ist Temme bekanntgeworden, den nach langer Haft das „Nichtschuldig" der Geschworenen zu Münster dem Gefängnisse entriß. Die Geschichte des vorliegenden Buchs soll der Zeit kurz vor 1830 angehören, wo die pariser Julirevolution auch in Deutschland an die Sturmglocke schlug: indessen sind alle in diesem Romane geschilderten Zustände ebenso wol Eigenthum der neuesten Zeit. Die Klagen über die Uebergriffe der Aristokratie und Bureaukratie sind ja überhaupt schon Jahrtausende alt. Der Befreiungskrieg von 1813 drängte sie in Deutschland nur zurück, weil es galt einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Die Hoffnungen fanden nur einseitige Verwirklichung: die Kluft zwischen Fürst und Volk wurde von den Stützen der Throne nicht gefüllt, sondern streng bewacht und noch erweitert. Das vorliegende Buch stellt sie im dritten Bande, S. 132 fg., treffend dar. Anna Hammer ist ein unglückliches Proletarierkind; ihr Schwager Vorhöf wegen sogenannter demagogischer Umtriebe im Gefängniß. Sie wird durch den deus ex machina des Romans, welcher nur als „Geigenfritz" bekannt, und überall und nirgend ist, in ein festungsähnliches Schloß gebracht um möglicherweise den Schwager und einige andere Staatsgefangene zu befreien. Für diesen Zweck wird auch ein weitverzweigter geheimer Bund vorausgesetzt, dessen Glieder zu bestimmter Stunde vor dem Schlosse bereit sein sollen. Mittlerweile haben jedoch die pariser Julitage die Massen aufgeregt, und die Verbündeten, unter denen die Hellersehenden den Zeitpunkt noch nicht geeignet halten, schließen sich militairisch organisirt dem Volke an. Das Militair, und zuerst die Artillerie, fraternisirt mit dem Volke, und der Fürst, wie Das gewöhnlich zu geschehen pflegt, verspricht eine Verfassung, wodurch die Ruhe wiederhergestellt wird. Gleichzeitig hat der Fürst in der Bedrängniß einen Befehl zu sofortiger Freilassung der Gefangenen ausgefertigt, und Dies scheint das Einzige zu sein was Erfüllung gefunden hat. Dies ist die politische Seite des Romans. Die andere Seite, die Lebensbilder, dürfen wir dem Leser durch vorgreifende Andeutungen nicht verkümmern, und sagen daher nur daß sie einfach, frisch und klar hingestellt sind. Außer einigen Längen, die jedoch leicht und gern übersehen werden, hat Ref. nur anzumerken daß der schon genannte Geigenfritz doch wol eine ziemlich verbrauchte Romanfigur ist; auch erscheint sie hier insofern störend als sich überall die Frage vordrängt: Wen man denn eigentlich vorsichhat? Die Frage bleibt ohne Antwort; nicht einmal eine Wohnung hat der Mensch, und eine Andeutung daß er mehr sei als er scheint wirkt nur noch peinlicher. Sicher war es die Idee des Verf. mit dieser Figur symbolisch den Geist zu bezeichnen der, überall gewaltsam zurückgedrängt, doch überall wieder in das Leben und seine Gestaltung eingreift, und gewiß einmal seine armselige Hülle abwerfen wird. Wir hätten gewünscht daß Dies nicht durch eine Walter Scott'sche Figur von deutschen Romanschreibern schon vielfach ausgebeutet zur Erscheinung gebracht wäre. Davon abgesehen begrüßen wir diesen ersten Roman Temme's als einen der besten welche die Gegenwart an das Tageslicht brachte, und außerdem auch als durchaus zeitgemäß. Freundlicher Aufnahme darf er gewiß sein, und erweckt die besten Hoffnungen für seine Nachfolger. 23.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 130. —— 31. Mai 1850.


## Leben und Kunst in Spanien.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Auch die Kathedrale in Sevilla findet die ihr gebührende Würdigung. Architektur, Monumente, Gemälde, unter denen ausgezeichnete von Murillo, Herrera, Zurbaran, Vargas u. A. sich befinden, bieten Stoff genug zu anziehenden Mittheilungen dar. Den Domschatz, aus welchem übrigens Mancherlei abhandengekommen sein soll, hat der Verf. nicht gesehen. Er bemerkt bei dieser Gelegenheit wieweit die Kunst der Taschenspielerei unter der Verwaltung der Königin Christine getrieben wurde. So verschwand durch diese vielleicht von hohen Händen ausgeübte Kunst aus dem Dom zu Cordoba eine centnerschwere silberne Lampe, der Diamantenschmuck der jetzigen Königin als sie noch unter Vormundschaft stand, die große gediegene Goldstufe von unschätzbarem Werthe aus der Mineraliensammlung zu Madrid u. s. w. So verschwanden aber auch, was mehr sagen will, die Millionen der Staatsanleihe und die unermeßlichen Summen welche der Verkauf von Kloster- und Kirchengütern eingetragen hat.

Auf dem berühmten Thurme der Giralda den er besteigt findet Hr. von Quandt Gelegenheit interessante Beobachtungen über Lichtwirkungen und namentlich über farblose Schatten anzustellen, die er als eine Eigenthümlichkeit Spaniens ansieht und aus der Beschaffenheit der durch die Hitze äußerst verdünnten Luft und des ewig reinen, völlig wolkenlosen Himmels erklärt. Diese eigenthümlichen Lichtwirkungen, denen es vielleicht zuzuschreiben daß die Spanier keinen eigentlich großen Coloristen haben, müssen bei der Beurtheilung spanischer Gemälde sehr in Anschlag gebracht werden. So haben alle Portraits welche Murillo nach der Natur malte solche schwärzliche Schatten, und bei Composition von vielen großen Figuren, wobei er die Natur nicht immer vor Augen haben konnte, richtete er sich leider nur zu sehr nach dem künstlichen Colorit der Bolognesen. Man muß dem Verf. für diese gewiß nicht unwichtigen Bemerkungen Dank wissen, während er dieselben als eine „Abweichung von der Schnur" entschuldigt, nicht ohne einen Seitenhieb auf den berliner Kritiker, „der bei Kunstwerken Nichts fühlt und denkt und solche nur registrirt!" Dieser Kritiker scheint uns noch an andern Orten mit einigen spitzen Reden gemeint zu sein.

Es mag nicht leicht sein von Sevilla zu scheiden, wo der Freund der Natur und Kunst fast bei jedem Schritte durch Neues und Anziehendes gefesselt wird, und er selbst am Ende Novembers bei einer Wärme von 21 Graden im Schatten der Orangenbäume, Palmen und sogar der Bananen (in den Gärten des Alcazar) seinen Betrachtungen und Phantasien nachhängen kann. Doch muß unser Verf. sich von allen diesen Herrlichkeiten losreißen um die Reise nach Madrid anzutreten. Er beschreibt diese in sehr unterhaltender und belehrender Weise, da der Weg durch viele interessante Orte und Gegenden führt. Freilich auch durch das öde Hochland der Mancha; aber hier vertreibt sich der Verf. die Langeweile durch Heraufbeschwörung des Geistes der diese Gegend in ein Zauberland der Phantasie verwandelt hat. Zwar will es Hr. von Quandt nicht recht lautwerden lassen, aber es steht nun einmal Schwarz auf Weiß da daß Cervantes mit seinem unsterblichen „Don Quixote" bei ihm wenig Gnade gefunden hat. Es ist schwer einzusehen wie ein der echten Poesie so befreundeter Mann „nicht recht begreifen kann daß dieser Roman so allgemeines Wohlgefallen und eine so ungemessene Bewunderung erlangen konnte". Ref. muß es den Lesern überlassen die hier ausgesprochenen Ansichten des Verf. zu prüfen, die schwerlich Beifall finden dürften, während gewiß Jeder das von ihm dem Calderon allerdings etwas auf Kosten des Cervantes reichlich gespendete Lob unterschreiben wird.

Die Kunstgegenstände welche Hrn. von Quandt in Madrid zuerst beschäftigen sind die aus dem Museum von S.-Ildefonso, auch La Granja genannt, in das Museum zu Madrid versetzten Antiken, und unter diesen vorzugsweise die berühmte Gruppe der beiden Jünglinge welche von den Archäologen so mancherlei Deutungen erhalten hat. Man hatte diese beiden jungen Männer, von denen der eine sich auf die Schulter des andern lehnt, nach und nach für zwei sich dem Tode weihende Decier, für Kastor und Pollux, für zwei der Isis opfernde Genien, für Jünglinge die dem Gott der Ehe opfern, für Lucifer und Hesperus, für Orestes und Py-

lades, für die Genien des Schlafes und Todes und endlich für Hermes gehalten, der einen Schatten ins Todtenreich führt. Nach scharfsinniger Prüfung dieser verschiedenen Ansichten will der Verf. in der schönen Gruppe zwei Freunde erkennen, welche zusammen eine Wanderung zum Reich der Proserpina (deren verkleinertes Idol hinter den beiden Jünglingen befindlich) antreten, wo der Jüngere noch beim Altare der Penaten verweilen möchte, der Aeltere und Entschlossenere aber den Zögernden zur Eile auffodert. Durch zwei beigegebene Abbildungen wird das Besprochene anschaulich gemacht; auf der zweiten sehen wir die vom Verf. vorgeschlagene Restauration, in welcher den Jünglingen statt der Fackeln Wanderstäbe in die Hand gegeben sind. Sonach wären hier nicht Genien oder Heroen, sondern nur die „Idee der Freundschaft, wahrscheinlich in Beziehung auf ein Familienereigniß", durch ein Bildwerk plastisch dargestellt. Wie sehr auch Ref. die sinnreiche Durchführung dieser Ansicht anerkennt, so kann er sich doch nicht ganz mit ihr befreunden und für ein gewiß monumentales Werk eine Deutung nicht gelten lassen welche nicht dem Gebiete des Mythus oder der Geschichte, sondern dem Reiche der Abstractionen entnommen ist.

Ueber den bekanntlich sehr großen Bilderschatz des madrider Museums erhalten wir hier sehr erfreuliche und wichtige Mittheilungen. Vor Allem beschäftigt oder vielmehr entzückt Rafael unsern Verf., der selbst seine Reise nach Spanien eine Wallfahrt zu den Bildern Rafael's nennt. Der Katalog des Museums führt zehn Nummern als Originale und sieben als Copien auf, und unter ihnen die heiligen Familien als Perle und Rose benannt, Agnus Dei, Vierge au poisson, die Heimsuchung, Kreuztragung u. s. w. Einem jeden dieser Gemälde widmet Hr. von Quandt eine sehr genaue Betrachtung, aus welcher die Einsicht des gründlichen Kenners und die jugendliche Wärme des tiefergriffenen Kunstfreundes spricht. Ref., der so glücklich war die Originale einst in Paris im Hotel des Marques de Almenara zu sehen, wo sie der geflüchtete Exkönig Joseph Bonaparte zurückgelassen hatte, fand sich dadurch unter seine liebsten Erinnerungen versetzt, und hat außerdem für manche erhebliche historische und artistische Notiz zu danken. Auf Rafael läßt der Verf. Tizian folgen, der auch hier durch viele Meisterwerke vertreten ist, von deren einem sogar ein Umriß mitgetheilt wird. Er stellt eine Tochter Tizian's dar, welche eine Schüssel (hier statt der Blumen und Früchte mit dem Haupte des Johannes) emporhält, nach unserm Verf. das Vorbild aller spätern Wiederholungen dieses Gegenstandes. Sehr hoch stellt der Verf. die von N. Poussin im Museum befindlichen Gemälde, während er die selbst von Kennern bewunderte Geburt Christi von Mengs für die unglücklichste Zusammenstoppelei des geistlosen Eklekticismus erklärt. Von Rubens, dessen Aufenthalt in Spanien für seine Glanzepoche gehalten wird, besitzt das Museum 50 Bilder (die münchener Pinakothek 88, mit Einrechnung der Skizzen). Doch meint der Verf. daß Rubens, „der Maler des hellen, heitern Tageslichts", ohne einen Einfluß auf die spanische Malerei zu gewinnen, sich vielmehr nach dem herrschenden Geschmack und der Convenienz der Besteller richtete, und sich darum dort mehr als geschickter Hofmann, aber weniger als großer Künstler gezeigt hat. Auch von altniederländischen Bildern, die Philipp II. in den Niederlanden erwarb oder entführte, sind herrliche Muster vorhanden und die Namen eines Jan van Eyck, Hemling, Roger van der Weyde u. A. vortrefflich repräsentirt, während das Museum an Werken alter deutscher Meister arm ist. Den Beschluß der großen Gemäldeschau macht der Verf. mit den spanischen Malern. Hier verfolgt er zugleich den Entwickelungsgang der Kunst in Spanien, und gibt uns bei den im Museum aufgestellten Bildern, die er häufig bis ins Detail beschreibt, eine Fülle der schätzbarsten Bemerkungen über die größern oder geringern Verdienste der Maler, von welchen auch meistens, oft in langen unter dem Text fortlaufenden Noten, biographische Nachrichten mitgetheilt werden. Die große Menge des hier dargebotenen Neuen, die feine Kritik und selbst die Anmuth der Darstellung haben gewiß auf den Beifall eines jeden Lesers zu rechnen, besonders aber wird der Freund der Kunstgeschichte dem Verf. für sehr viele wichtige Aufschlüsse verpflichtet sein.

Außer dem ebenbesprochenen besitzt Madrid noch zwei andere Museen, in welchen Hauptwerke von Murillo zu finden sind. Das eine ist das Akademiegebäude, in welchem von Murillo zwei herrliche Gemälde, die sich auf das Wunder der Sta.-Maria della nieve beziehen, und das Bild der heil. Elisabeth (hier für eine Königin von Portugal geltend), welche Kranke pflegt und Hungerige speist, enthalten sind. Das andere ist das Nationalmuseum, welches die aus den aufgehobenen Kirchen und Klöstern entnommenen Gemälde (über 1000) besitzt und für die Kunstgeschichte von der größten Wichtigkeit ist. Hier bewundert man von Murillo die Entzückung des heil. Franciscus, auf welchen Engel Rosen niederstreuen, „ein Bild voll menschlicher Schönheit und kindlicher Frömmigkeit", das auch den Verf. in Entzücken versetzt. Aber vorzugsweise ergreift ihn hier eine herrliche Copie der Transfiguration, welche Passavant, der sie nicht gesehen, dem Vasari folgend, dem Penni Fattore zuschreibt, für dessen Arbeit Hr. von Quandt sie keineswegs gelten lassen will, da dieses Werk Alles übertrifft was er von der Hand des Fattore gesehen hat. So dürfte es denn nach einer andern historischen Notiz die Arbeit eines neapolitanischen Malers Andrea da Salerno sein. Es bietet manche vom Verf. genau erörterte Abweichungen vom Originale dar, und hat sogar viele Vorzüge in Hinsicht der Technik, wie denn z. B. der Verf. vom obern Theile des Bildes erklärt daß ihm ein solches Lichtwunder der Malerei noch nie vorgekommen sei. Der Eindruck den das erhabene Werk, welches sich zur Vortrefflichkeit des Originals erhebt, auf den Beschauer machte, muß, nach seinen begeisterten Aeußerungen zu schließen, ein wahrhaft beseligender gewesen sein. End-

lich ist das Nationalmuseum auch sehr reich an Werken altniederländischer Meister. Namentlich beschreibt der Verf. ausführlich ein herrliches Bild aus der Eyck'schen Schule, für dessen Urheber dort Juan Flamenco gilt, den Einige jetzt mit Hans Hemling identificiren. Aber auch von J. van Eyck selbst, von Roger, von Brügge und van der Weyde (Maéstro Rogel) u. A. sind viele Bilder, wenn auch nur in Wiederholungen, vorhanden, die in den Niederlanden und Deutschland für Meisterwerke jener Künstler anerkannt sind. So z. B. der heil. Lukas, welcher das Bild der Madonna malt, der Christuskopf von Hemling u. A.

Nicht genug weiß Hr. von Quandt die Güte, Freundlichkeit und Einsicht des Don Pedro de Madrazo zu rühmen, welcher dem königlichen Museum vorsteht und selbst Besitzer einer ausgezeichneten Bildersammlung ist. Director des Nationalmuseums ist Don Javier de Quinto, den der Verf. mit der Abfassung eines Katalogs dieser höchst bedeutenden Sammlung eifrig beschäftigt fand.

Von Madrid und dem Leben daselbst erhalten wir zuletzt noch ein wenn auch nicht sehr ausgeführtes, doch sehr angenehm und geistreich skizzirtes Bild. Glückliche Streiflichter in demselben erhellen den Verkehr in Häusern und Straßen, an der Puerta del Sol und im Prado, fallen auf die Erscheinung der jugendlichen Königin und ihres stattlichen Gefolges, auf Brunnen und Paläste, auf das königliche Schloß und den Weihnachtsmarkt, auf schöne Ammen in ihrem Nationalputz und schmuckes Militair, auch ein wenig auf das Theater und gar nicht auf die Kirchen, wo freilich der Freund der Kunst und des Alterthums auch wenig Befriedigendes zu erwarten hat. Auch den spanischen Winter, der ihn noch kurz zuvor in Sevilla mit blühenden Rosen umgeben hatte, lernt der Verf. in Madrid von einer etwas rauhern Seite kennen und den wärmenden Brasero schätzen, der eine trauliche Geselligkeit vermittelt und nebenbei den schönen Füßchen der Damen zur Stütze dient.

Am Neujahrsmorgen 1847 verläßt der Verf. Madrid, übersteigt das Guadaramagebirge und macht Halt in dem alterthümlich malerischen Burgos, dessen Name schon auf den Schauplatz des frühen mittelalterlichen Heldenthums versetzt und die leuchtenden Gestalten eines Fernando Gonzalez und Cid aus dem Dunkel der Vorzeit hervorruft. Wer Burgos auch nur aus Abbildungen kennt kann sich den Eindruck vorstellen den diese Stadt mit ihrem herrlichen alten Dom und den vielen andern ehrwürdigen Gebäuden im germanischen Stil auf den Beschauer an Ort und Stelle machen muß. Durch den schauerlichen Paß von Pancorbo führt der Weg nach Vittoria, eine große und schöne Stadt, deren neuerer Theil prächtig gebaut ist, und endlich nach Irun, wo, als der Verf. über die Brücke der Bidassoa fuhr, er von dem Lande seiner jugendlichen Träume, Wünsche und Hoffnungen Abschied nimmt und diese höchst schätzbaren Reiseberichte schliessen.

Angehängt ist noch ein artistischer Nachtrag und aus Turin und Aix im August und September 1846 datirt. Aus Turin, welche ganz moderne Stadt auf den Verf. keinen besonders erfreulichen Eindruck macht, berichtet er in der Kürze von den dortigen Museen, wo er auch nicht viel Befriedigung gefunden zu haben scheint. Dem dort befindlichen Bilde der Madonna della Tenda von Rafael zieht Hr. von Quandt nach reiflicher Prüfung das Exemplar vor welches die münchener Pinakothek besitzt. Von außerordentlicher Schönheit fand er das Schweißtuch der heil. Veronica von Correggio, der hier nicht blos auch ein Maler, sondern mehr als Maler war. Die Nachricht aus Aix betrifft ein berühmtes Gemälde des Königs René daselbst, über dessen Werke der Verf. in seiner Reise durch Südfrankreich bereits viel Schätzbares mitgetheilt hatte. Hier gelangt er zur Ueberzeugung, bestärkt durch die Schrift des Abbé Carton über die Gebrüder Eyck: daß der König René kein Schüler des J. van Eyck war und sein konnte, und daß das in Aix befindliche, übrigens sehr schöne Bild, auch sonst von der Eyck'schen Technik abweichend, noch nicht in Oel gemalt ist. Für die Kunstgeschichte eine gewiß nicht unwichtige Notiz.

Ref. schließt mit dem aufrichtigen Wunsche daß der geehrte Verf. recht bald wieder Gelegenheit finden wolle die ihm so verpflichteten Kunstfreunde durch neue Mittheilungen zu erfreuen. 64.

---

## Bibliographie.

Aufzeichnungen eines Honvéd. Beiträge zur ungarischen Revolutionsgeschichte 1848 und 1849. Mit einem Plane der Festung Komorn. Zwei Bände. Leipzig, Grunow u. Comp. 8. 2 Thlr.

Hergenröther, J., Die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit nach dem heiligen Gregor von Nazianz, dem Theologen, mit Berücksichtigung der älteren und neueren Darstellungen dieses Dogma. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Kaiser, F., Eine Posse als Medizin. Original-Posse mit Gesang in drei Akten. Mit 1 allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 8. 15 Ngr.

Mosenthal, S. H., Deborah. Volks-Schauspiel in vier Akten. Pesth, Heckenast. Gr. 16. 12 Ngr.

Ruperti, F., Erzählende Gedichte. Inhalt: Johannes und Magdalene. Der Flüchtling. Bremen, Geisler. 8. 15 Ngr.

Strodtmann, A., Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung. Biographisches Skizzenbuch. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sue, E., Die Kinder der Liebe, ein Roman. Deutsche Originalausgabe. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 10 Ngr.

Deutsche Weckstimmen. Von einem Westphalen. Berlin, Wiegandt. 8. 15 Ngr.

Zur Grundsteuerfrage mit besonderer Beziehung auf das platte Land von Schlesien. Von v. E. Breslau, Korn. Gr. 8. 3 Ngr.

---

## Tagesliteratur.

Appert, B., Hamburg, seine Gefängnisse und Hospitäler, gewidmet Hrn. Senator Jenisch. 2te vermehrte Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Lex.-8. 7½ Ngr.

Neuester Bericht über eine Reise von Hamburg nach Süd-Australien sowie über das Land selbst von einem deutschen Auswanderer für Auswandernde und Nichtauswandernde. Dresden, Naumann. 8. 5 Ngr.

Berliner Caricaturen und Silhouetten. In zwanglosen Heften. 1stes Heft: Die nichtdemokratische Presse Berlins. Bremen, Geisler. 8. 7½ Ngr.

Deutschlands Bedürfnisse. Sendschreiben an einen Frankfurter Reichstagsdeputirten. I. Jena, Frommann. Gr. 8. 10 Ngr.

## Inhalt des Monats Mai.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 131. — 1. Juni 1850.

## Zur Nachricht.

**Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.**

## Shakspeare und noch immer kein Ende.*)

„Shakspeare und kein Ende." Shakspeare gehört unter die Modefragen der jüngstvergangenen Jahrzehnde. Sie halten daran in einem ganz besondern Sinne. Man wird überall zu bemerken Gelegenheit haben daß bei der Auswahl der geschichtlichen Gegenstände die in einer gewissen Zeit behandelt werden nicht immer ihre sachliche Wichtigkeit, sondern weit mehr ihre Verwandtschaft zu den Richtungen der Zeit selbst entscheidet. Wieviel hat man sich nicht im vorigen Jahrhundert, als es auf allgemeine Apostasie abgesehen war, mit dem Julianus apostata zu thun gemacht. Es würde eine arge Pedanterie verrathen, wollte man solche Beweggründe bei wissenschaftlichen Untersuchungen, die freilich die reinwissenschaftlichen nicht sind, schlechthin verwerfen; versteht doch sogar jede Zeit im Grunde nur Das was ihr in einem gewissen Grade gleichartig ist. Aber die romantische Zeit verfuhr bei der Wahl ihrer Lieblingsfragen bisweilen mehr grillenhaft, und behandelte sie dann auch demgemäß; es kam ihr nicht immer allein auf Ermittelung der Wahrheit, sondern auch oft auf eigenthümliche geistreiche Aeußerung an. So mußte z. B. Jedermann seine eigene Ansicht über die Zeitfolge und Echtheit der Platonischen Dialoge ausbilden. Habe ich Ihnen schon meine Ansicht über Platon mitgetheilt? Diese Frage ist auch wol heute noch die erste Frucht einer vertrauter werdenden Bekanntschaft mit vereinsamten Philologen die ihre Bildung jener Zeit verdanken. Dergleichen obligate Gegenstände des literarischen Gesprächs gab es mehre. Shakspeare gehörte auch zu ihnen. Wie ist zu jener Zeit nicht an Shakspeare gedeutelt, was ist nicht über ihn gemeinelt worden. Dergleichen Liebelei mit einem Schriftsteller ist an sich selbst die Sache, quae neque modum neque rationem in se habet, und so hieß es mit Wahrheit „Shakspeare und kein Ende". Die Zeit ist vergangen und mit ihr sind ihre Lieblingsfragen in den Hintergrund getreten, auch mögen einige von ihnen auf eine Weise erledigt sein die solcher Willkür keinen Raum mehr gestattet. Die Beschäftigung mit Shakspeare hat diesen Wechsel der Dinge überlebt; scheint es doch als wäre die Frage nach seiner geschichtlichen Stellung und seinem Wesen uns Allen angeboren, ja, je frischer und unmittelbarer der Geist ist der in ihm herrscht, umsomehr muß er gerade die Neuzeit ansprechen, die wenigstens im Streben nach solcher Auffassung begriffen ist. Gleichwol sind wir in der Behandlung Shakspeare's so gar viel weiter noch nicht gekommen. Es hat eben nach wie vor Jeder seine eigene Ansicht über ihn: bald ist er ein christlicher Dichter, bald der entschiedenste Pantheist, bald ganz von geschichtlichem Geiste erfüllt, bald auch in seinen geschichtlichen Dramen ohne inneres Verhältniß zur Geschichte, und was Dergleichen mehr ist; es ist kein reiner Abschluß vorhanden, kein allgemein anerkannter Standpunkt festgestellt, kein gemeinsamer wissenschaftlicher Boden für die Fragen die hier der Eine und der Andere aufwerfen zu müssen glaubt gewonnen, und man hat mehr als je ein Recht zu klagen: Shakspeare und kein Ende.

Der Grund hiervon ist nicht schwer einzusehen, ja schon in der bloßen Beschreibung der Sachlage habe ich es nicht umgehen können ihn anzudeuten.

Niemals hat ein einzelner Schriftsteller auf die deutsche Literatur eine so epochemachende und eigenthümliche Wirkung ausgeübt wie Shakspeare. Selbst die Alten sind hier nicht auszunehmen. Bei diesen handelte es sich nicht um den Einfluß einzelner Männer oder Werke, sondern um eine Massenwirkung welche alle erhaltenen

*) Obgleich dieser Aufsatz schon vor dem Erscheinen des Gervinus'schen Werks vollendet war, glaubt der Verfasser ihn doch dem Publicum vorlegen zu können; vielleicht bietet er immer noch einige Gesichtspunkte dar die sich bei Gervinus nicht finden, und jedenfalls kann es den Erfolgen des Letztern nur günstig sein, wenn man sich die Bedürfnisse welche er befriedigt lebendig vergegenwärtigt.

Werke des Alterthums gemeinschaftlich ausübten, um ein Auftauchen der Grundsätze der alten Kunst; auch fand das Letztere nicht blos in Deutschland statt, sondern es beherrschte ganz Europa, und wenn es sich in Deutschland geltendmachte, war es eher als eine abgeleitete Wirkung zu bezeichnen. Und eben dieser ungeheuern Wucht des Ansehens der Alten und des Beispiels der Neuern gegenüber bildete Shakspeare fast allein das Gegengewicht; die Abstreifung der Fesseln der antiken und antikseinwollenden Dichtung ward auf dem Festlande von Europa mit Ernst und Thatkraft erst in Deutschland vollführt, auf dessen Vorgang sich die übrigen Versuche der Art stützen, und in Deutschland erstarkte man zu solcher welthistorischen That am Studium des Shakspeare. Aus einer so übermächtigen praktischen Bedeutsamkeit eines Dichters erspriest für die reinsachliche Erkenntniß seines Wesens kein Segen. Was von einem Dichter zu lernen ist liegt nicht in klarer Thatsächlichkeit vor, daß man es sich nur ohne Weiteres aneignen und sich und Andere mit Sicherheit prüfen könnte ob man es sich wirklich angeeignet. Die Wirkung eines Dichters wird sich größtentheils auf eine *Anregung* beschränken, und angeregt kann nur in mir Das werden was in mir bereits vorhanden ist. Nun werde ich mich aber mit Dem was mich auf so bedeutende Weise anzuregen vermochte angelegentlichst beschäftigt haben, ich werde es als das Höchste verehren, ich werde mich ihm ganz hinzugeben suchen, und so werde ich nun unvermerkt *von ihm* gelernt zu haben glauben was mir nur *an ihm* klargeworden. Dann wird es bei aller Kunstgeschichte der sich eine Theorie und Praktik zur Seite stellt bemerken können: es gilt irgend Etwas, sei es aus Ueberlieferung, sei es aus innerer Verwandtschaft mit der gegenwärtigen Entwickelung, für maßgebend; aber deshalb wird nicht etwa die Entwickelung selbst von ihm unterdrückt, sondern sie geht ihren eigenen Gang, und es wird jenem Maßgebenden dem man zu folgen behauptet auf einer jeden Stufe Das untergelegt was man auf ihr dem Gange der Dinge zufolge *ohnehin* für das Höchste halten muß. Nirgend ist Dies deutlicher als bei der Nachahmung der Alten, die das 16., 17. und einen Theil des 18. Jahrhunderts beherrschte. Ging man dabei etwa von einer reinen Erkenntniß der Alten aus? Nichts weniger als Das. Was hat in diesen Zeiten nicht Alles für antik gegolten! In Italien hatte sich ein spätrömisches Wesen, im Grunde das ganze Mittelalter hindurch erhalten; so war dieses das Organ mit welchem man die wieder hervorgesuchten Alten zuerst auffaßte. Renaissance-Architektur und spätrömische Architektur sind nahe verwandt, und den Platon faßte man im Sinne der Neuplatoniker, deren Philosophie zu der scholastischen Speculation, von welcher man herkam, den Anstoß gegeben hatte. Dann trat ein Zeitalter der starren Regel ein: jetzt mußte sich Aristoteles im Sinne derselben auslegen, und die tragische Poesie der Griechen in Bezug auf sie auffassen und gelegentlich sogar meistern lassen. Die straffe Regel ward lästig, eine freiere schlaffe Ansicht von Leben und Kunst gewann die Oberhand, und was man Sokratische Philosophie nannte galt für den wahrhaft antiken Geist, bis denn endlich in der Zeit des Sturms und Dranges Goethe in dem Dialoge „Götter, Helden und Wieland", wo er den Verfasser der „Alceste" wegen seines Mangels an antikem Sinn züchtigen wollte, diesen nicht besser ausdrücken zu können glaubte als in der Gestalt des Hercules, den er prahlen läßt er habe einst in einer Nacht wol funfzig Jungens gemacht. Erst seitdem man die Alten nicht mehr oder nur noch in der allgemeinsten Bedeutung für Muster gelten läßt, hat man erkannt was an ihnen ist, ja erst seit dieser Zeit wird Dem was den Kern des antiken Wesens enthält eine ernste Berücksichtigung geschenkt. Niemand begriff vor dem Anfange unsers Jahrhunderts Pindar und Aeschylos und den archaistischen Stil der bildenden Kunst; denn man konnte sie sich ja nicht praktisch aneignen. Selbst Winckelmann hat nur darum soviel geleistet weil er nicht praktischer Künstler war, und wenn er nicht Alles geleistet hat, so ist es zum Theil weil er es wenigstens in der Idee noch zu *sehr* war; oder sollte die Verbindung mit Mengs nicht z. B. als die Grundursache der Ueberschätzung des vaticanischen Apollo zu betrachten sein? Bei Shakspeare tritt genau derselbe Fall ein wie bei den Alten. Jetzt „hatte er einmal den Ruhm", wie der Goethe'sche Vers von „Kunst und Alterthum" heißt, also mußte er auch Das enthalten was „die Gunst hatte"; er war das Muster, also mußte er auch mustergültig sein, und mithin den verschiedenen Theorien wie sie nacheinander aufkamen entsprechen. Die Geschichte Shakspeare's in Deutschland wie sie ein geistreicher Schriftsteller kürzlich behandelt hat ist im Grunde nichts Anderes als ein kurzer Abriß der hauptsächlichsten dichterischen Gesichtspunkte die in Deutschland in den letzten 70 Jahren geherrscht haben. Zuerst der Sturm und Drang. Was sollte da nicht Shakspeare's Beispiel rechtfertigen? Die Wortspiele und Zoten des Clowns waren nach Goethe's Bericht in Strasburg der Hauptjubel, und es wäre die größte Paradoxie vielleicht nicht, wenn man die These aufstellte: bei der berühmten Natürlichkeit im „Götz" habe Goethe so gut an seinen Shakspeare gedacht wie ein Corneille bei dem „Qu'il mourût" an seinen Quinctilian. Die genialen Leute verfuhren in der Auffassung Shakspeare's im Grunde sehr ungenial: sie faßten ihn gerade auf wie Gottsched und Consorten, nämlich als den *regellosen*, den *formlosen Dichter*, nur daß ihnen die Regellosigkeit die diesem ein Gräuel war in ihren Kram paßte. Goethe hat sich über diese Auffassung Shakspeare's als Das was er in seiner Jugend *für ihn* war, zu Dem was er *an sich* ist, niemals völlig erhoben: wie hätte er sonst in seinen spätern Bearbeitungen ihm Regel und Anstand erst *verleihen zu müssen* glauben können? Im Uebrigen freilich bleibt er ihm denn doch auch in der spätern Periode ein „Wesen höherer Art, zu dem er und Schiller hinaufzublicken hätten"; aber wie sehr auch hier wieder nicht nur ein Jeder dem Geiste gleicht den er begreift, sondern auch der Begriff von diesem Geiste dem Begreifenden

selbst, zeigt die Verflechtung der Untersuchungen über den „Hamlet“ in den „Wilhelm Meister“, wo denn doch der Hamlet im Grunde der leibhafte Wilhelm Meister selbst ist, und wenn es sich nicht leugnen läßt daß der „Hamlet“ für unsere grübelnde Neuzeit ganz eigentlich geschrieben zu sein scheinen könnte, so ist doch Shakspeare vielmehr das Individuum von dem der „Hamlet“ nur ein Erzeugniß unter mehren ist. Es folgen die Romantiker. Es kann hier nicht die Aufgabe sein die Streitfrage wiederaufzunehmen, ob ihre Begriffe des Romantischen, des Phantastischen, der Ironie probehaltig sind; ich muß meine Ueberzeugung daß sie Dies nicht seien, und daß sie nachgerade ebenso wol wie der Naturalismus der Sturm- und Drangperiode durchaus der Geschichte angehören, als allgemein anerkannt voraussetzen. Geht man nun hiervon aus, und nimmt man wie billig an daß Shakspeare ein wahrer Dichter sei, und daß also nur die wahren Begriffe von der Kunst auf ihn wirklich Anwendung leiden können, so folgt ganz unmittelbar daß die Romantiker mehr als irgend eine andere Richtung den Shakspeare, wenn auch unbewußt, nur zur Erörterung ihrer Grundbegriffe gebraucht, und also lediglich unter dem Gesichtspunkte aufgefaßt, was er ihnen sein konnte und nicht was er an sich war; denn Shakspeare ist der Dichter welcher mehr als irgend ein anderer von ihnen als Verwirklichung ihres Ideals betrachtet wird. In der That beweist die ganze Art in der die Romantiker den Shakspeare behandeln, daß sie ihm gegenüber nicht über ein durchaus subjectives Verhalten hinauskommen. Das Zuvielsehen welches eines ihrer Häupter einem Andern in Bezug auf diesen Gegenstand vorwarf wird von ihnen fast zum Systeme gemacht; das Gebahren Desjenigen von ihnen der von seiner Kenntniß und Erkenntniß Shakspeare's am meisten Wesen machte und machen ließ ist in dem ewigen Versprechen, Ansetzen und Nichtfertigwerden ein schlagendes Beispiel des Dilettantismus, wie Goethe ihn beschreibt, und wie er sich bei einer bloßen Lieblingsbeschäftigung die nicht zu ernster Arbeit zu erstarken weiß nimmer ausbilden wird; endlich treibt sich in Franz Horn, dessen Buch über Shakspeare, den Urgesunden, uns in jeder Zeile die Jammergestalt vor Augen führte zu welcher die Hektik bisweilen, obgleich, wie Schiller's Beispiel siegreich zeigt, nicht immer, auch das geistige Leben verzerrt, die Subjectivität auf eine Spitze die in einer literarhistorischen Erörterung keine Erwähnung verdiente, wäre es nicht immerhin für die Richtung der der Mann huldigte bezeichnend daß auch dieses, man darf es wol sagen, in einem *entsetzlichen* Grade Individuelle sich literarisch geltendmachen durfte.

Wir haben aber bisjetzt in Bezug auf Shakspeare nur auf demselben Standpunkt gestanden wie die Renaissancekünstler aller Art in Bezug auf das Alterthum — Das war es was ich zu beweisen hatte. Was ist nun dabei zu thun? Wird die Parallele auch insofern durchgeführt werden müssen daß wir vom Shakspeare eine reine Erkenntniß nicht eher werden erlangen können als bis er nicht mehr Muster für uns ist? Das wäre traurig, denn wie dieser Fall eintreten sollte ist noch gar nicht abzusehen, da unsere dramatische Dichtung nicht etwa nur noch immer in seinen Fußstapfen fortgeht, sondern im Grunde selbst Das *nur erst noch lernen* möchte wie sie in dem Studium und der Nachahmung seiner Werke in die richtige Bahn kommen könne, und da die dramatischen Dichter selbst zu ihm noch immer, wie Goethe und Schiller gethan, als zu einem Wesen höherer Art hinaufblicken. Das Bedürfniß nach objectiver Erkenntniß ist nun einmal erwacht; wird dieses immer wieder dadurch geäfft werden sollen daß sich ihr der praktische Bedarf gleich einer Kant'schen „Idee“ unterschiebt?

Hier kann uns Winckelmann's Beispiel trösten. Dieses zeigt daß auch, wo der praktische Gesichtspunkt noch vorwaltend ist, sich doch daneben auch in objectiver Erkenntniß schon Etwas leisten läßt. Winckelmann hat überhaupt den Begriff einer Erkenntniß der Kunst, die nicht blos zum Behuf der praktischen Ausübung erworben und besessen wird, ein mal für alle mal für die ganze Menschheit erobert. Und zugleich zeigt er uns in welcher Weise sich eine solche ausbilden läßt, nämlich dadurch daß die Kunsterzeugnisse in einen objectiven Zusammenhang gebracht werden, welcher der eigensüchtigen Willkür unserer praktischen Auffassung einen festen Damm entgegensetzt, daß man sie mit Einem Worte als Glieder einer Entwickelung begreift.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Philosophie der Geschichte.

1. Prolegomena zur Philosophie der Geschichte. Von *Konrad Hermann*. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Hegel'sche Geschichtsanschauung. Eine historische Denkschrift von *Anton H. Springer*. Tübingen, Fues. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Dr. *Friedrich Groos* der Weg durch den Vorhof der politischen Freiheit zum Tempel der moralischen Freiheit. Religiös-Philosophisches, Stoisch-Moralisches und Psychologisches. Mit einer Autobiographie des Verfassers. Herausgegeben von *J. B. Friedreich*. Anspach, Gummi. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Drei Schriften verbreiten sich über Geschichte, die erste in Prolegomenen nach allgemeinem Standpunkte, die andere wegen einer besondern Geschichtsanschauung, die letzte in Beziehung auf sittliche Cultur für welche die Stoiker schon ein hohes Vorbild gegeben. Keine ist gefärbt von einer monotonen Doctrin die etwa neu hervorgetreten, was viel sagen will, da Deutschland das Neue liebt und sich dann beharrlich darin abmüht.

Wir lesen also in Nr. 1 die sehr richtige Bemerkung: Geschichte müsse vorhanden sein ehe sie betrachtet werden könne, sie müsse in gewissem Grade vorbei sein um als Ganzes gefaßt zu werden; aber sie gestalte sich auch neu, und deswegen gebe es keine absolute Kategorie für die Beurtheilung. Wenngleich die neuere Geschichtschreibung universeller ist als die alte, so besteht doch immer ein Begreifen der Geschichte in der rationellen Erkenntniß des Zusammenhangs der Vergangenheit mit der Gegenwart. Wir Deutschen — ein philosophisches Volk, unzufrieden mit uns selbst und unserer Geschichte — haben von jeher mehr auf die Wahrheit des Ewigen gesehen als auf den

Vortheil des Irdischen; daher sind wir hinter andern Nationen scheinbar zurückgeblieben und in Träumereien versunken, sind uns selbst ein Problem, und sobald unsere Philosophie einen Schritt thut, wird der bisherige Bestand derselben aufgehoben. Nach Kant zeigen sich zwei Richtungen, eine dynamische (Fichte bis Hegel), und eine mechanische (Herbart); die Systeme derselben stehen sich in Selbständigkeit einander gegenüber, die Zukunft der Philosophie kann nur a posteriori, nicht a priori erledigt werden. Nun ist eine Philosophie der Geschichte die Construction des historischen Materials zu einem organischen Ganzen, und der theoretische Standpunkt welcher Ursache des Entstehens begreift ist für die Geschichte ausschließlich zu nehmen. Die Hegel'sche Philosophie hat das Material der Geschichte in drei Stufen des logischen Processes zur Einheit dargestellt, allein Das ist blos eine logische Eintheilung des Materials, welche in ihrer Durchführung an der Natur desselben scheitern mußte. Jedes bestimmte Ziel der Geschichte scheint zugleich das Grab derselben. Will man ein Ziel, so ist es ein absoluter Culturzustand; denn die Ueberwindung der Natur bildet die nächste und wesentlichste Aufgabe des Menschen, seine höchsten Zwecke liegen in ihm selbst, Ueberwindung der Objectivität ist das Mittel. Geistiger Inhalt der Objectivität findet in der Wissenschaft, materieller Inhalt derselben im Handwerk die Form seiner subjectiven Gestaltung. Die Geschichte kann nur in ihrem Einklange mit Geographie und umgekehrt begriffen werden, es bilden Occident und Orient den höchsten historischen Gegensatz, der östliche Continent (Asien und Europa) ist das hauptsächlichste und eigentliche Organ der Geschichte, es wird Ueberwindung des Orients durch den Occident das letzte Resultat der Culturphären aufeinander sein.

Nr. 2 hält die dialektisch speculative Bauhütte Hegel's schwach für das Begreifen geschichtlicher Entwickelung; denn die Geschichte hat eine eigenthümliche Dialektik, und läßt sich nicht von einer fremdartigen übermannen, die Hegel'sche ist eine absolute Unruhe des Begriffs der sich in sein Gegentheil überstürzt, sie ist ein unendlicher absoluter Formalismus; die Geschichte dagegen ist real. Daher wird Hegel's Anschauung durch die Gegenwart eines empirischen Zustandes, dessen Existenz schwer auf sein speculatives Bewußtsein drückt, getrübt, seine Beziehungen zwischen Staat und Religion bilden lauter sich ausschließende Antithesen, er hat nicht den Staat und die Religion, sondern den protestantischen Staat und die protestantische Kirche vor Augen, seine Entwickelung ist ein leerer Formalismus, der mit Zahlwörtern sein Spiel treibt. Konnte er freilich die dialektische Stufenwirthschaft in der Geschichte nicht so durchführen als in der Logik, so ließ er doch Nichts unbenutzt was ihre Anwendung möglich machen konnte, und der Orient schien ihm besonders günstig dafür. Allein daher zeigen sich überall Widersprüche, Unwahrheiten, schiefe Constructionen, verbunden mit einer nicht einmal vollständig empirischen Erzählung. Wenn die Philosophie wissenschaftlicher Ausdruck des Zeitbewußtseins ist, so ist Hegel die Spitze des protestantischen Bewußtseins.

Gesetzt der Verf. stellte diesem Bewußtsein ein anderes — vielleicht ein katholisches — entgegen, so dürfte ihm Hegel erwidern: er halte eingeständlich wenig von der Geschichte, „denn man lerne aus ihr daß Niemand aus der Geschichte Etwas lernt"; er wolle vielmehr die Geschichte belehren. Nur daß diese weniger belehrbar ist als ämsig nachschreibende Schüler.

Der Verfasser von Nr. 3, einst Vorsteher einer Irrenanstalt und jetzt zurückgezogen zu Eberbach im Odenwalde, 81 Jahre alt, lebend, ist der literarischen Welt gewiß nicht unbekannt durch 23 Schriften die er herausgegeben, und wir finden an ihm ebenso wenig einen Freund des Hegel'schen Philosophenthums als an Hrn. Springer. Er sagt: „Die prachtvollen Systeme der Speculation antiquiren sich, Ursache davon daß sie einseitig vom blos logischen Boden des organisch bedingten Verstandes ausgehen, der für die moralische Anlage des Menschen nicht ausreicht." Seine Beurtheilung des Irreseins stellt sich in die Mitte der Ansicht von Heinroth und Jacobi; Factoren der Geistesstörung sind ihm: „psychische Negation der nicht erreichten geistigen Vollkommenheit (Herrschaft der Leidenschaft) und Somatisch-Positives in dem abnormen Centralpunkt des Nervensystems." Da fühlt er sich zur Herrschaft des Geistigen, zur Erringung geistiger Selbständigkeit hingezogen, und findet geschichtlich bei Epiktet, Marc Aurel und Seneca historische Zeugnisse für die Anerkennung dieser höchsten Bestimmung des Menschen, weil die Stoiker davon ausgehen daß die menschliche Natur zusammengesetzt ist, Leib mit Thieren gemein, Vernunft und Willen mit den Göttern gemein, wobei die letztern über den erstern herrschen können und sollen, und wenn auch die Seele durch manche Begriffe beunruhigt und überwältigt wird, dennoch das Wahre und Gute von ihr stets gesucht bleibt, und das Böse aus einem falschen Begriff des Guten seinen Ursprung nimmt. 16.

## Lesefrüchte.

### Das Begräbniß des Abbé von Chaulieu.

Chaulieu ist ein französischer Schriftsteller zweiten Ranges und gehört als Erzvater der äußerst zahlreichen Familie der französischen Anakreon an. Voltaire nennt ihn den ersten der poètes négligés. Neuerdings sind von dem Marquis von Béranger „Lettres inédites de l'abbé de Chaulieu" veröffentlicht worden. Er war sein ganzes Leben lang ein großer Freund von schlechten Späßen und mußte Dies noch nach seinem Tode büßen. Sein Lieblingsaufenthalt war der Wohnsitz der Familie von Fontenay; hier wollte er sich auch beerdigen lassen. Ein Benedictiner von St.-Denis ward beauftragt den Leichnam zu begleiten und ihn den Händen des Pfarrers zu übergeben. Allein unterwegs betrank sich der Mönch und fiel in einen tiefen Schlaf. Man ließ ihn deshalb in einem Wirthshaus liegen, und der Kammerdiener übernahm allein die Uebergabe. Der Pfarrer aber, der recht gut die lustigen Schwänke des Abbé kannte, glaubte nicht an seinen Tod und hielt die ganze Sache für einen seiner leichtsinnigen Scherze. Im Gefühle seiner Würde weigerte er sich die Kirche zu öffnen und ihm die letzten Ehren zu erzeigen, und schickte ihn, den Sarg, ohne Weiteres auf den Kirchhof, in der festen Ueberzeugung daß man darin Nichts als etwa ein Scheit Holz finden werde. Wie groß war sein Erstaunen als er am Grabe wirklich den Leichnam des Abbé von Chaulieu in vollem Priesterornate erkannte. Natürlich beeilte sich der arme Pfarrer seinen Fehler wieder gutzumachen, allein der Skandal war doch schon zu ruchbar geworden. Der Erzbischof von Rouen ließ den Pfarrer kommen und verurtheilte ihn zu zwei Monaten Seminar, weil er sich gegen einen Priester und seinen Vorgesetzten so schwer vergangen habe.

### Spanische Kellnergelehrsamkeit.

In Spanien kommt es nicht selten vor daß Leute welche eine gelehrte Bildung genossen, und wol gar die Universität besucht haben, zuletzt wieder zu irgend einem Handwerk oder einer Beschäftigung des gewöhnlichen Lebens zurückkehren. Katastrophen in Folge verkannten Ehrgeizes sind daher außerordentlich selten. Gustav d'Alaux erzählt daß er in einem Gasthause einmal den Kellner tadelte, weil er ihm wieder das Essen habe anbrennen lassen. Dieser aber versicherte mit aller nur möglichen Bescheidenheit: daß er nicht die Aufsicht über die Kochöfen habe, und daß sich die Argumentation des Tadlers daher auf eine ignoratio elenchi reducire; so nämlich heißt das dritte der von Aristoteles aufgestellten Sophismen. Ein Franzose der die Universität besucht hat würde sich lieber erschießen als den Kellner spielen; in Spanien verschmerzt man Das: die Menge der Selbstmorde in Madrid, wo alle verdorbenen Genies u. s. w. sich sammeln, übersteigt jährlich nie die Zahl von 20. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 132. —— 3. Juni 1850.

## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

In dieser Beziehung ist mit Ulrici's Buch über Shakspeare, das bereits in zweiter Auflage vorliegt *), ein wesentlicher Fortschritt geschehen. Mochte Shakspeare ein so hervorragender Geist sein wie man sich ihn nur immer vorstellen konnte, jedenfalls mußte er in einem bestimmten geschichtlichen Boden wurzeln; daß er die Bedingungen unter denen er erwachsen mit ungewöhnlicher Tiefe und Eigenthümlichkeit zu verarbeiten gewußt, gerade darin besteht seine Größe. Dies hat Lessing schon ganz gut eingesehen; wo er ihn zuerst, in den „Literaturbriefen", Gottsched entgegenstellte, geschieht Dies nur in dem Sinne daß das alte englische Drama überhaupt, von dessen Vertretern Shakspeare etwa der beste sei, wegen seiner innern Verwandtschaft mit dem ältern deutschen viel geeigneter gewesen wäre eine Fortbildung des deutschen zu begründen als das französische. Die Männer des Sturms und Drangs verloren diesen besonnenen Gesichtspunkt. In ihrer Begeisterung faßten sie Shakspeare als eine vereinzelte Erscheinung auf, als ein Wunder das aus dem gewöhnlichen Zusammenhange der Dinge heraustrete, gleichsam als den Stern der zum Heile leite, dessen Stelle in der Mechanik des Himmels aber erforschen zu wollen abgeschmackt sein würde. Es ist unglaublich wie wenig man sich in jener Zeit um Shakspeare's Zeit und Zeitgenossen bekümmert hat. Anders ist es freilich bei den Romantikern. Tieck hat uns Mancherlei von Shakspeare's Vorgängern und Mitstrebenden, von den Sitten und Gebräuchen des lustigen Altengland zu erzählen, und ist sogar im Verein mit seinen Schülern bemüht uns einige der Werke jener Zeitgenossen vorzuführen. Aber im Grunde ist Das doch nur Näscherei. Es wird damit nicht Shakspeare aus seiner exceptionnellen Stellung in einen begreiflichen menschlichen Zusammenhang zurückgeführt, sondern es soll im Gegentheil, weil er etwas ganz Besonderes sei, auch was mit ihm in Verbindung steht als etwas ganz Apartes mit Ehrfurcht hingenommen, und wie ein seltener Wein mit einer gewissen Andacht eingeschlürft werden. Die Zeit suchte in Bezug auf die Erkenntniß von geistigen Erscheinungen überhaupt alles Heil in der Dimension der Tiefe und vergaß die der Fläche darüber ganz. Wie dieselben in dem Einen Menschengeiste oder etwa gar im absoluten Geiste begründet seien und sich als verschiedene totale Standpunkte oder Phasen desselben auf eine höchst innerliche Weise mit Nothwendigkeit ergäben — Das nahm alles Interesse in Anspruch; der äußere empirische, historische Zusammenhang ward als etwas Zufälliges beiseitegelassen, und die Beschäftigung mit ihm als Pragmatismus geringgeschätzt. Ulrici's Verdienst ist es in Bezug auf Shakspeare die historischen Bezüge zuerst mit wissenschaftlichem Ernst ins Auge gefaßt zu haben. Die drei ersten Abschnitte bis S. 317 beschäftigen sich fast ganz mit den Fragen die hierbei in Betracht kommen. Zwar ist der Stoff den diese Abschnitte enthalten größtentheils von Andern ermittelt worden; es ist bekannt daß die Engländer, nachdem sie eine Weile zur romantischen Fahne schwören zu wollen geschienen, sich neuerdings nach ihrem gesunden empirischen Sinne einer höchst gründlichen und umfassenden Erforschung der hier in Betracht kommenden historischen Verhältnisse hingegeben und auf diese Weise bedeutende Entdeckungen gemacht haben: es ist aber auch bekannt daß ihre Bücher über diese Punkte meistens ganz rohe Sammlungen sind, in welchen man das zur Sache Gehörige mit Mühe heraussuchen muß; wie denn z. B. Collier in seiner „Geschichte der englischen Bühne" ganze Haushaltungsrechnungen des Hofs abdrucken läßt, blos weil darin auch einige den Schauspielern gegebene Schillinge aufgeführt werden. Ulrici hat sich der Mühe unterzogen eine Zusammenstellung zu liefern, deren Zweckmäßigkeit und Vollständigkeit — welche letztere freilich in Deutschland vielleicht Niemand beurtheilen kann als er selbst, denn nicht leicht werden einem Andern die Quellen in solcher Fülle zugebotestehen — durch den Umstand daß die erste Auflage — die zweite trägt die Ergebnisse der unterdessen in England fortgesetzten Untersuchungen nach — ins Englische übersetzt worden am besten verbürgt wird. Aber Ulrici thut noch mehr. Der erste Abschnitt enthält einen Ueberblick über die Geschichte des englischen Dramas bis zum Zeitalter

*) Shakspeare's dramatische Kunst. Geschichte und Charakteristik des Shakspeare'schen Dramas. Von Hermann Ulrici. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, T. O. Weigel. 1847. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Shakspeare's. Hier mußte natürlich von den Mysterien (miracle-plays) ausgegangen werden, deren Umgestaltung zum modernen Drama sich in England in einer continuirlichen Folge beobachten läßt wie sonst nirgend. Ulrici nimmt hier einen allgemeinern Standpunkt ein, und trägt nach deutschen und französischen Werken die Entstehungs- und Bildungsgeschichte der Mysterien vor, wodurch das Buch besonders in dieser zweiten Auflage für die Ergründer selbst, welche in Folge des Umstandes daß die bei ihnen erhaltenen miracle-plays in eine verhältnißmäßig späte Zeit fallen, über dieselben zum Theil unrichtige Ansichten hegen, eine willkommene Belehrung zu geben geeignet wird. Im Uebrigen behandelt dann der erste Abschnitt zuerst die Moralitäten, welche sich naturgemäß aus den Mysterien entwickeln, alsdann in J. Heywood's „Interludes" den Anfang des Lustspiels. Alsdann wird eine Reihe Versuche besprochen die antike Komödie und Tragödie auf das englische Theater zu verpflanzen — was aber nur am Hofe in gewissem Maße gelingt und einige Nachwirkung hat —, wogegen der eigentlich lebenskräftige Stamm der dramatischen Poesie im Volkstheater liegt, dessen Koryphäen bis auf Shakspeare's Zeit uns kurz geschildert werden. Es ist kein Grund vorhanden daran zu zweifeln daß Ulrici diese Sachen wirklich alle selbst gelesen habe, obgleich wir Dies aus oben angedeuteten Gründen nicht zu controliren vermöchten, und die einfache Gruppirung des Stoffs, die aber eben darum desto belehrender ist, rührt unsers Wissens allein von ihm her. Der zweite Abschnitt schildert Shakspeare's Leben und Zeitalter, und zwar wird zuerst der Zustand der englischen Nation unter Elisabeth vorgeführt, alsdann Dasjenige zusammengestellt was sich über Shakspeare's persönliche Verhältnisse hat ermitteln lassen, wobei wir nur die Berücksichtigung der Ansichten in Knight's „Life of Shakspeare" (1843) vermißt haben, an dem zwar der englische Beurtheiler im „Edinburgh review" tadelte es enthalte zuviel „speculation", das aber doch dem Deutschen, der in Sachen der Kritik an ein kühneres Auftreten gewöhnt sein muß, trotz seiner romanhaften Form wenigstens einer Widerlegung werth erscheinen sollte. Der dritte Abschnitt behandelt Shakspeare's dramatischen Stil im Verhältniß zur Kunst seiner Zeitgenossen, wo denn zwei Schulen unterschieden werden, die Greene-Marlowe'sche, die auf dem Wege der alten Kunstbildung fortgeht — ihr schloß sich Shakspeare zunächst an —, und die Ben Jonson'sche, die den im 16. Jahrhundert in ganz Europa zur Herrschaft gelangenden sogenannten classischen Einflüssen, oder vielmehr dem Geist einer reflectirenden Neuzeit unterliegt, wie dies Alles Ulrici durch Betrachtung der einzelnen Dichter und Dichterwerke gründlich belegt.

Bei dieser höchst soliden geschichtlichen Grundlegung kann man von Ulrici's Werk nichts Anderes erwarten, als daß in ihm alle jene Grillen und Schrullen der romantischen Willkür, die im Allgemeinen oben charakterisirt worden sind, verbannt sein, daß sich in ihm im Ganzen und Einzelnen ein durchaus gesunder und unbefangener Sinn kundgeben werde. Man täuscht sich in dieser Erwartung.

Ich fange von vorn an. Ulrici beginnt seine Besprechung der Dramen Shakspeare's — warum, werden wir weiterhin sehen — mit „Romeo und Julie". Was ist die Fabel dieses Stücks nach der Art wie die Alten Dergleichen in ihren Didaskalien anzugeben pflegten? Ein paar junge Leute, die zwei Familien angehören welche einander tödtlich hassen, verfallen in Liebe zueinander, und da unter diesen Verhältnissen an eine Verbindung mit Beistimmung der Aeltern nicht zu denken ist schreiten sie auf eigene Hand zu einer solchen, wo sie denn in Folge der Misverständnisse, welche bei der Schwierigkeit der Mittheilung gar leicht eintreten können, zugrundegehen. Ulrici findet etwas ganz Anderes als diesen einfachen menschlichen Vorgang. Er sagt (S. 349):

> Der tragische Conflict der Rechte und Pflichten ist gegeben: auf der einen Seite Romeo und Julie's Liebe in dem vollen Rechte ihrer idealen Schönheit, ihre Ehe als eine nothwendige Foderung dieser Liebe, als eine nicht blos subjective sondern objective, moralische Nothwendigkeit: denn man soll heirathen wo man wahrhaft liebt u. s. w.; auf der andern Seite das ebenso vollgültige Recht der Aeltern, der heilige Kreis des Familienverbandes, den ungestraft Keiner zerstören darf, mithin Recht und Unrecht so ineinandergeflochten daß das Recht der Liebenden zugleich ihr Unrecht, ihr heimlicher Ehebund zugleich eine moralische und unmoralische Handlung ist.

Die armen Leutchen! Was sollten sie denn nun machen? Heirathen durften sie nicht und nichtheirathen durften sie auch nicht. Man stelle sich doch nur vor daß man selbst in dem Falle wäre der ja täglich vorkommt. Sollte es denn da durchaus kein Mittel geben vor Gott und seinem Gewissen recht, d. h. nicht „zugleich unmoralisch" zu handeln? Wenn Das in irgend einem Falle wirklich unmöglich wäre, so gäbe es gar keine Sittlichkeit. Und nun hier! Familienverband! Wenn ein erwachsener Mensch Etwas thun will, es sei heirathen oder sonst Etwas das er für vernünftig erkennt, und seine Aeltern widersetzen sich Dem ohne vernünftigen Grund, so kann es ihm zwar leidthun daß er sie verletzen muß, aber es ist schlechterdings kein Grund vorhanden das Vernünftige deshalb zu unterlassen. Spricht so der gesunde Sinn oder spricht er nicht so? Und können wir Shakspeare diesen gesunden Sinn beilegen oder können wir es nicht? Aber es scheint als wenn in Ulrici's Rechtsphilosophie die hocharistokratischen Hausgesetze als absolut vernünftig deducirt werden, wie in einer andern die Majorate, und Romeo und Julie sind freilich Beide von Adel. Ebenderselbe Punkt kommt im „König Lear" in Betracht. Cordelia, die süße, reine, auch sie soll bei Shakspeare nicht ohne daß sich eine Schuld an ihr räche zugrundegehen. Man wird erstaunen, hier sind die Worte Ulrici's:

> Cordelia büßt ihren Fehler den sie beging, als sie statt der Schwäche des greisen Vaters liebevoll nachzugeben, ihm mit unkindlichem Trotze begegnete, und seinem allerdings thörichten Benehmen mit einer gewissen Härte und Schroffheit entgegentrat; der Fluch des Vaters lastet auf ihrem Haupte und drückt es zu Boden.

Die Schwestern verdienen also zugrundezugehen weil sie geschmeichelt, Cordelia weil sie nicht geschmeichelt! Und Härte, Schroffheit? Man sollte denken der alte Lear schriebe selbst ein Buch über sich, — so young and so untender — wo wir denn ganz einfach antworten müssen: So young mylord, and true. Und endlich der Fluch! Daß der Fluch eines alten halbirrsinnigen Mannes eine Bedeutung haben kann ist doch reiner Aberglaube; ja wäre hier noch von einer moralischen Einwirkung die Rede, nähme Cordelia selbst Gift, so könnte man sagen sie drückte der Fluch, so unverdient er ist, Das wäre eine zu entschuldigende Unklarheit des Denkens; aber daß sie unschuldig erhängt wird, was kann Das mit dem unsinnigen Fluche zu thun haben? Es gibt in dergleichen Dingen keinen exacten Beweis, aber ich gestehe vollkommen außer Stande zu sein auch nur eine Spur zu entdecken daß Shakspeare in der Cordelia etwas Anderes habe zeichnen wollen als eine vollkommen unschuldige Dulderin, und ich kann nicht davon loskommen daß der unbefangene Leser mir darin beistimmen muß. Und wie mit der Cordelia ist es auch mit der Desdemona: auch ihr geschieht im Grunde ganz recht, weil sie den Vater verlassen! Es schreitet nach Ulrici ein wunderlich Schicksal durch die Shakspeare'sche Tragödie und motivirt auf unerhörte Weise. Warum stirbt der Graf Paris? Sein Tod hat (S. 314) einestheils seine Ursache in der platten, geist- und herzlosen Sinnesart womit er die Liebe auffaßt, dafür rächt sich die göttliche Macht der Liebe an ihm; außerdem hat sein Tod noch einen allgemeinern Grund in der innern Nothwendigkeit, welche Alle die dem geistigen Kreise jener einmal entfesselten Schicksalsmacht sich nähern unwiderstehlich in Verderben und Untergang mitfortreißt.

In ähnlichem Sinne — fährt Ulrici fort — fallen Tybalt und Mercutio, nicht nur als Opfer ihres blinden Parteihasses, sondern auch in Folge ihrer Stellung zur Grundidee des Ganzen. Mercutio, der über die Liebe nur zu spotten weiß, der über sie hinaus zu sein wähnt, und sie wie weibischen Tand und Kinderspiel verachtet, verletzt damit die göttliche Macht der Liebe, welche hier gleichsam die sittliche Nothwendigkeit, die Schicksalsmacht repräsentirt, in demselben Grade als der zänkische, rachsüchtige Tybalt, der in seiner Roheit und Wildheit der zartern Regungen des Herzens unfähig ist u. s. w.

Ist es doch als wäre von einem Ovid'schen Märlein die Rede, in welchem eine rachsüchtige Gottheit Einem der Nichts von ihr wissen will einen boshaften Streich spielt. Ich weiß es ja wohl wie sehr wir Alle nachgerade an solche Besprechungen von Dichterwerken gewöhnt sind; aber wir müssen uns ermannen und uns gestehen daß wir uns damit an eine Leerheit gewöhnt haben. Wer ist die Liebe die solchergestalt hinter den Kämpfern steht, und wie Mephistopheles ihnen die Hand führt daß der Gegner fallen muß? Was für ein Zusammenhang findet zwischen jener transscendenten Macht und dem empirischen Vorgange statt? Warum läßt sich dieser nicht nach seinen eigenen Gesetzen auffassen? Was nöthigt uns zu jener unsere Zuflucht zu nehmen? Solange auf diese Fragen keine Antwort erfolgt muß der unbefangene Menschensinn, der das dramatische Werk so nimmt wie es auf dem Papiere oder auf der Bühne vor ihm vorübergeht, urtheilen daß hier eben auch nur jenes Zuvielsehen der Romantiker ausgeübt werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Lebensbilder. Eine Frühlingsgabe für das deutsche Volk. Entworfen und auf Stein gezeichnet von J. B. Scholl. Mit begleitendem Text von Dornroder. Frankfurt a. M., Schmerber. 1850. Quer-Folio. 20 Ngr.**

In allen bewegten Zeiten finden wir das Bestreben neben der Schrift auch durch allegorische Gedenkblätter Das was die Bewegung erstrebt zusammenzufassen und zur Anschauung zu bringen. Diesen Zweck hatten auch die beiden seit 1848 erschienenen Todtentänze, der conservative von Reinick und Rethel, und der republikanische der bei Emil Roller in München erschien. Das vorliegende Werk, das tief aus der Linken hervorgeht, umfaßt mehr als jene: neben den politischen und socialen auch die religiösen und Schulzustände, neben der Gegenwart auch die Vergangenheit und die erstrebte Zukunft.

Blatt 1. Status quo ante. Staat und Kirche theilen sich mit Hülfe der zwischen beiden wachenden Polizei in die Herrschaft über das Volk; der achtunddreißigfache Staat belohnt durch Orden und Adelsdiplome die Leistungen der Soldaten, die Kirche nimmt für die gestattete Anbetung des Heiligen Rocks die letzten Pfennige der Armen ein.

Blatt 2. Erziehung. Der dürftige, seit 30 Jahren dienende Schulmeister und der wohlgenährte Pfaffe.

Blatt 3. Staatsverband. Die verschiedenen Stände und ihre, mit ihren Verdiensten so wenig übereinstimmende Stellung.

Blatt 4. Revolution. Die drei Hauptrichtungen in Gagern, Hecker und Ronge verkörpert.

Blatt 5. Reaction. Die Heilige Allianz über Leichen (darunter kenntlich Blum und Trützschler) triumphirend. An den Seiten Standrecht und Jubel ob des Einzugs des Siegers Haynau.

Blatt 6. Ideal. Die Schule vereinigt die feindlichen Völker, die Kirche ist zur Religion der Liebe durchgedrungen; unter dem Bogen des vollendeten Hermannsdenkmals blicken die Schiffe der deutschen Flotte hervor.

Die Zeichnung ist trefflich, der Anspielungen und Beziehungen sind unzählige, die wir uns wol hüten werden in Worten wiederzugeben. Nr. 5 scheint uns den Preis davonzutragen, während Nr. 3 etwas verwirrt componirt ist.

34.

---

## Die Quelle woraus Schiller den Stoff zu der Ballade „Die Bürgschaft" geschöpft hat.

Es scheint allgemein geglaubt zu werden daß Schiller den Stoff zu der Ballade „Die Bürgschaft" aus Cicero geschöpft hat. Indeß wenn man die beiden Stellen wo Cicero die Freundschaft des Damon und Phintias erwähnt ansieht, so sollte man eher von dieser Meinung abgebracht werden. In der Hauptstelle („De offic.", 3, 10, 45) heißt es: „Damonem et Phintiam Pythagoreos ferunt hoc animo inter se fuisse, ut, quum eorum alteri Dionysius tyrannus diem necis destinavisset et is qui morti addictus esset, paucos sibi dies commendandorum suorum causa postulavisset, vas factus est alter eius sistendi, ut, si ille non revertisset, moriendum esset ipsi. Qui quum ad diem se recepisset, admiratus eorum fidem tyrannus petivit, ut se ad amicitiam tertium adscriberent." („Die Pythagoreer Damon und Phintias sol-

len von so freundschaftlicher Gesinnung gegeneinander gewesen sein daß, da dem Einen der König Dionysius seinen Hinrichtungstag festgesetzt, und der zum Tod Bestimmte sich einige Tage Frist zur Ordnung seiner häuslichen Angelegenheiten erbeten hatte, der Andere Bürge wurde daß sein Freund sich stellen würde, daß er selbst aber sterben wollte wenn jener nicht zurückkehrte. Da dieser nun an dem festgesetzten Tage zurückkehrte, bewunderte der König ihre Treue, und bat sie daß sie ihn als den Dritten in ihren Freundschaftsbund aufnehmen möchten.") Und nur gelegentlich erzählt er „Tuscul. quaest.", 5, 22, 63: „Quanto opere Dionysius amicitias desideraret, declaravit in Pythagoreis duobus illis: quorum quum alterum vadem mortis accepisset, alter ut vadem suum liberaret, praesto fuisset ad horam mortis destinatam: utinam ego, inquit, tertius vobis amicus adscriberer!" („Wie sehr Dionysius der Freundschaft bedurfte, bewies er an jenen beiden Pythagoreern: nämlich da er den Einen derselben als Bürgen erhalten und der Andere zu der zur Hinrichtung bestimmten Stunde sich gestellt hatte, um seinen Bürgen zu befreien, rief er aus: Möchte ich doch euch als dritter Freund angehören!") Man mag annehmen daß die kurze Erzählung des Cicero dem Valerius Maximus zugrundegelegen hat, der sie (lib. IV, cap. 7, ext. 1) in seiner rhetorisirenden, affectirten Schreibweise etwas breitgetreten hat und den bürgenden Freund Pythias nennt (wie auch in mehren Handschriften in der Ciceronischen Stelle steht) *); aber Schiller hat zu seiner „Bürgschaft" gewiß eine andere Erzählung vor Augen gehabt. Lag ihm die Ciceronische vor, so mußte er schon die Namen der Freunde, selbst wenn sie nur sagenhaft waren, beibehalten, wie es die römischen Schriftsteller gethan haben welche diese Geschichte erwähnen. Unser Dichter schöpfte zwar auch aus einem Römer, der aber selbst aus Griechen excerpirte und referirte, nämlich aus Hyginus. Dieser erzählt in der „Fabula" 257 so: „In Sicilia Dionysius tyrannus crudelissimus cum esset suosque cives cruciatibus interficeret: Moeros tyrannum voluit interficere, quem satellites cum deprehendissent armatum, ad regem perduxerunt; qui interrogatus respondit se regem voluisse interficere, quem rex jussit crucifigi, a quo Moeros petit tridui commeatum, ut sororem suam nuptui collocaret, et daret tyranno Selinuntium amicum suum et sodalem, qui sponderet eum tertio die venturum. Cui rex indulsit commeatum ad sororem collocandam, dicitque rex Selinuntio, nisi ad diem Moerus venisset, eum eandem poenam passurum et dimittit Moerum. Qui collocata sorore cum reverteretur, repente tempestate et pluvia orta flumen ita increvit, ut nec transiri nec tranatari posset, ad cujus ripam Moerus consedit et flere coepit, ne amicus pro se periret. Phalaris autem Selinuntium crucifigi cum iuberet, ideo quod horae sex tertii iam diei essent nec veniret Moerus; cui Selinuntius respondit, diem adhuc non praeteriisse. Cumque iam et horae novem essent, rex iubet duci Selinuntium in crucem. Qui quum duceretur, vix tandem Moerus liberato flumine consequitur carnificem exclamatque a longo: Sustine, carnifex, adsum quem spopondit! Quod factum regi nunciatur, quos rex ad se iussit perduci rogavitque eos, ut se in amicitiam reciperent, vitamque Moero concessit." („Da in Sicilien Dionysius äußerst grausam herrschte und viele seiner Unterthanen hinrichten ließ: so beschloß Mörus den Tyrannen zu ermorden. Die königlichen Trabanten ergriffen ihn mit dem Dolche und führten ihn vor den König, und gefragt (was er mit dem Dolche gewollt), antwortete er: Er habe den König tödten wollen. Dionysius befahl den Mörus zu kreuzigen; dieser aber bat ihn um eine Frist von drei Tagen, um seine Schwester erst noch zu verheirathen, und erbot sich ihm seinen Freund und Genossen Selinuntius als Bürgen zu stellen, daß er am dritten Tage zurückkehren würde. Der König gab ihm die Erlaubniß zur Verheirathung seiner Schwester, sagte aber dem Selinuntius: wenn Mörus nicht zur bestimmten Zeit zurückkehrte, so müsse er die Todesstrafe erleiden. Darauf entläßt er den Mörus. Da dieser aber nach der Verheirathung der Schwester zurückkehren wollte, erhob sich plötzlich ein Sturm und Regenwetter, und der Fluß (den er zu passiren hatte) schwoll so an daß man über denselben weder gehen noch schwimmen konnte. Da saß Mörus an des Flusses Ufer und weinte, denn er fürchtete der Freund möchte für ihn sterben müssen. Inzwischen befahl der Tyrann den Selinuntius zu kreuzigen, weil schon die sechste Stunde *) des dritten Tages gekommen und Mörus noch nicht zurück wäre; aber jener entgegnete: der Tag sei noch nicht zu Ende. Da aber die neunte Stunde gekommen war **) hieß der König ihn zum Richtplatz führen. Eben als Dies geschah traf Mörus, der endlich doch noch über den Fluß gesetzt war, den Zug und rief von weitem: Halt, Henker, da bin ich, für den er gebürget! Dies wird dem König gemeldet; der läßt die Freunde vor sich führen und bittet sie daß sie ihn in ihren Freundschaftsbund aufnähmen. Dem Mörus schenkte er das Leben.") Hier wird man alle Momente der Schiller'schen Erzählung (mit Ausnahme des Abenteuers mit den Wegelagerern) wiederfinden, und sogar den Namen Mörus; den bürgenden Freund, hier Selinuntius genannt, konnte Schiller nicht nennen, weil dies kein Männername, sondern ein von seiner Vaterstadt hergenommener (Einer aus der sicilischen Stadt Selinus) ist. Freilich ist auch der Phintias des Cicero ein solcher Name, denn er bedeutet Einen aus der sicilischen Stadt Phintia.

A. Löbe.

*) „Damon et Pythias Pythagoricae prudentiae sacris initiati tam fidelem inter se amicitiam junxerant, ut cum alterum ex his Dionysius Syracusanus interficere vellet atque is tempus ab eo, quo, priusquam periret, domum profectus res suas ordinaret, impetravisset: alter vadem se pro reditu eius tyranno dare non dubitavit. Solutus erat periculo mortis, qui modo cervices gladio subjectas habuerat; eidem caput suum subjecerat, cui secure vivere licebat. Igitur omnes et imprimis Dionysius novae atque ancipitis rei exitum speculabantur. Appropinquante deinde definita die nec illo redeunte, unusquisque stultitiae tam temerarium sponsorem damnabat. At is nihil se de amici constantia metuere praedicabat. Eodem autem momento et hora a Dionysio constituta, qui eam acceperat, supervenit. Admiratus amborum animum tyrannus supplicium fidei remisit insuperque eos rogavit, ut se in societatem amicitiae reciperent." („Damon und Pythias, Mitglieder einer pythagoreischen Verbrüderung, hatten eine so treue Freundschaft untereinander geschlossen daß, als Dionysius von Syrakus den Einen derselben hinrichten lassen wollte, und dieser von ihm eine Frist verstattet erhalten hatte, in der er vor seiner Hinrichtung nach Hause reisen und seine häuslichen Angelegenheiten ordnen könnte: der Andere kein Bedenken trug sich dem Könige als Bürgen für die Rückkehr des Freundes zu stellen. Befreit war nun von der Todesgefahr Derjenige welcher eben noch seinen Nacken unter dem Schwerte gehabt hatte, und Der legte jetzt seinen Kopf unter dasselbe welcher sicher leben konnte. Alle und vornehmlich Dionysius sahen gespannt dem Ausgange dieser ungewöhnlichen und gefährlichen Sache entgegen. Als der bestimmte Tag nahete und jener nicht zurückkehrte, tadelte Jeder die Thorheit einer so unvorsichtigen Bürgschaft. Aber jener blieb fest dabei daß er Nichts von der Treue seines Freundes fürchte. Und in dem Augenblicke, zu der von Dionysius bestimmten Stunde stellte sich der Andere wieder ein. Der König bewunderte ihre gegenseitige Liebe und schenkte dem Verurtheilten wegen seiner Treue das Leben, und bat sie obenein daß sie ihn in den Bund ihrer Freundschaft aufnähmen.")

*) Bei die Mittagsstunde.

**) Nachmittags 3 Uhr vorbei war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 133. —— 4. Juni 1850.


## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 132.)

Ulrici steht überhaupt den Romantikern so gar fern durchaus nicht; er führt die Komödien Shakspeare's — denn diese glaubt er im bestimmten Gegensatze zu den Tragödien behandeln zu müssen — auf eine eigene „komische Weltanschauung" zurück. Was er über diese sagt (S. 473): „Der Mensch soll sich über das endliche und vergängliche Getreibe erheben, seine Bahn ist in die Höhe zum Unendlichen gerichtet. Und auf dieser Bahn gibt es einen Durchgangs- und Ruhepunkt — für Manche ist es der Ausgangspunkt —, von wo aus dem gesunden, kräftigen Geiste, zurückschauend auf das bunte Gewirre unter ihm, das ganze Leben so klein und unerheblich, so wunderlich und seltsam bedünkt daß er es durch und durch lächerlich findet, und es im Sinne des Sterne'schen Vive la bagatelle! nur mit Scherz und Lachen behandeln kann", läuft in der That auf jene Ironie kranker Geister in ihrer ganzen Hohlheit und ihrem ganzen unerträglichen Frevelmuth hinaus; diese komische Weltanschauung wäre nicht blos einseitig, wie Ulrici will, sondern schlechterdings verkehrt und unerlaubt: denn das Leben ist weder groß noch klein, sondern ernst, und jemehr wir uns wirklich zum Unendlichen erheben, desto mehr müssen wir davon durchdrungen werden. Es ist auch kein Segen dabei wo diese komische Weltanschauung zur Erklärung des Einzelnen herbeigeholt wird. Man erinnert sich der von den pedantischen Engländern vielbesprochenen Stelle im „Wintermärchen", wo Shakspeare Böhmen zu einem meerumflossenen Lande macht. Ulrici hat es herausgebracht wie man Shakspeare's Gelehrsamkeit in diesem Punkte retten könne. Er sagt (S. 230):

> Wie? wenn der Dichter in dem genannten phantastischen Lustspiele solche Irrthümer absichtlich einflocht, um den Zuschauer sogleich auf den richtigen Standpunkt zu stellen aus dem er das Kunstwerk betrachten soll? Wie? wenn er andeuten wollte daß seine Dichtung in dem freien, behaglichen, wunderbaren Boden der Phantasie wurzele, daß sie nicht die gemeine compacte Wirklichkeit, sondern das Leben einmal in einer ganz andern Perspective — darstellen wolle?

Das ist ganz vortrefflich. Wie sollte der Leser es auch sonst merken daß er ein Kunstwerk vorsichhat? Bei den Seiltänzern ist das Zeichen des Anfangs der Vorstellung daß Bajazzo sich auf den Kopf stelle: so macht es hier der Dichter geistigerweise. Nur ist es freilich nicht ganz zweckmäßig daß dieser avis au lecteur erst so weit hinten erfolgt. Besser er machte gleich den Anfang, so wären wir doch von vornherein in der rechten Stimmung. Prologus tritt auf: „Meine Herren, Böhmen ist eine Insel." Exit prol. Lieber Gott! Wenn nun auch Shakspeare es wirklich nicht gewußt hätte daß Böhmen nicht ans Meer stößt. Man denke doch nur an Ungarn. Wie leicht könnte es Einem passiren daß er glaubte die ebenfalls unter östreichischem Scepter stehenden Küstenstriche die es vom Meere trennen gehörten zu ihm, und da ließe er denn auch wol Jemand von Sicilien her in dem Reiche landen.

Ulrici ist in diesen spätern Abschnitten gar nicht mehr derselbe Mann der er in den frühern historischen ist. In Bezug auf das „Wintermärchen" sucht er zu zeigen wie hier durchaus die phantastische Macht des Zufalls herrsche. Dann fährt er fort (S. 493):

> Gerade in dieser Herrschaft des äußern Zufalls liegt aber hier das Märchenhafte, was dem Ganzen den Namen gegeben hat. Denn das rein Zufällige in äußerer, gegenständlicher Erscheinung, das als solches die gewöhnliche Ordnung der Natur, den nothwendigen Causalzusammenhang der Dinge unterbricht, und als ein fremdartiges Glied sich dazwischendrängt, hat in der That die nächste Verwandtschaft mit dem Begriffe des Wunderbaren. Das Märchen aber hat das Wunderbare nicht etwa zur bloßen Form und Einkleidung u. s. w.

So wird noch eine ganze Seite der Begriff des Märchens erörtert, und gezeigt worin gerade in diesem Stücke das Märchenhafte liege; auch wird bei Gelegenheit des „Sturm" darauf hingewiesen daß Shakspeare bisweilen in den Titeln den innern Geist der Stücke andeute. Man traut seinen Augen kaum. Ulrici, der Geschichtschreiber der englischen Bühne, der alle ihre Werke im Original gelesen hat, argumentirt hier aus dem vom Uebersetzer gewählten Ausdruck — denn in dem tale liegt von dem Märchenhaften schlechterdings Nichts, a tale ist blos eine Märe, eine Erzählung; es ist dasselbe Wort, im Plattdeutschen heißt erzählen „vertellen", ein tale-bearer ist ein Zwischenträger; nur unter Anderm wird es auch vom Märchen gebraucht, wie die Franzosen Contes des mille et une nuits sagen, d. h. beide Sprachen wissen nur von Feengeschichten zu reden, und haben für den Begriff „phantastische Erzählung" kein Wort.

Es würde mir sehr leid sein wenn man den Verdacht gegen mich faßte: ich ginge darauf aus einen verdienten Mann lächerlich zu machen; was Einer selbst thut kann doch keinem Andern zur Last fallen. Auch ist es mir nicht unbekannt daß man nach einzelnen herausgerissenen Stellen Niemand beurtheilen und verurtheilen soll. Indessen aufmerksam machen müssen sie doch, ebenso wie es immer bedenklich ist wenn ein sonst vernünftiger Mann auch nur eine zweideutige Handlung verübt; dergleichen Einzelheiten sind immer nur Symptome, die vielleicht wie ein fieberhafter Zustand dem kleinsten Uebel mit dem größten gemein sind: aber sind es einmal krankhafte Aeußerungen, so muß doch irgend eine Krankheit hier jedenfalls zugrundeliegen.

Welches ist nun die Krankheit die Ulrici um die Früchte der gesunden Auffassung in den ersten Abschnitten seines Buchs gebracht hat?

Ein Epigonenthum. Auch Ulrici weiß sich noch nicht davon loszumachen Shakspeare nur zu gebrauchen, ihn nur im Sinne Dessen auszulegen was er selbst im Sinn trägt. Man darf hier nicht an die Weise schlechter Sachwalter denken, die, wenn sie eine Ansicht von einer Angelegenheit gefaßt, hinterher auch wol Gesetzesstellen zu finden wissen die sich zu ihren Gunsten auslegen lassen. Es gibt Menschen die es nicht übers Herz bringen können sich zu überzeugen daß Lessing Winckelmann's „Geschichte der Kunst" wirklich nicht in ihrer Bedeutung aufzufassen gewußt, und später damit umgegangen den „Werther" zu verspotten. Sie haben auf der einen Seite Winckelmann und Goethe, auf der andern Lessing, alle Drei sind sie als große Männer zu verehren gewohnt — nun sollen sie zwischen ihnen eine Wahl treffen! Andern wird auf ähnliche Weise die Wahl zwischen ihren eigenen Ueberzeugungen und dem Ansehen als gültig überlieferter Schriften schwer. Diese Schwachsinnigkeit hat sich besonders der Bibel gegenüber geäußert. Das Auskunftsmittel ist allbekannt. Man war lange Zeit nicht im Stande zuerst auf naturwissenschaftlichem, und noch sehr neuerlich auf religiös-philosophischem Boden Etwas für wahr zu halten das sich nicht wenigstens in die Bibel hineininterpretiren ließ: nicht als ob man Etwas auf die bloße Autorität derselben hin hätte annehmen wollen, Gott bewahre, dazu war man viel zu philosophisch; aber man fühlte sich doch in seinem Gewissen beunruhigt wenn es nicht auch in ihr zu finden war. Shakspeare ist zwar nicht die Bibel, aber er ist ein sehr verehrter Mann: wäre es da nicht zum mindesten unbehaglich wenn er mit uns nicht übereinstimmte, und müssen wir ihm nicht, gerade darum weil er einer der größten Menschen ist, bescheidenerweise zutrauen daß er Das wovon wir lebendig überzeugt sind auch wol zu erkennen gewußt habe?

Freilich ist es nicht wie bei den Frühern ein poetischer Standpunkt den Ulrici in Shakspeare wiederfindet, obgleich sich allerdings, wie weiterhin zu zeigen ist, etwas Dem Analoges hinzugesellt. Die deutsche Literatur hat im Allgemeinen ihren ästhetischen Standpunkt gefunden, und die Aufsuchung eines solchen ist also nicht mehr Zeitinteresse. Ulrici greift tiefer. Er gehört zu Denjenigen welche die Kunst durch die Brille der Speculation betrachten, und zwar nicht blos in der Weise daß diese das Formalprincip ihrer wissenschaftlichen Behandlung wäre, wie es die Formen der gemeinen Logik in verstandesmäßiger Forschung sind, sondern so daß sie in ihr einen speculativen Inhalt erblicken. Es ist nicht nöthig von dieser Auffassungsweise eine Beschreibung zu geben; sie ist durch die mit vielem Beifall aufgenommenen kunstphilosophischen Schriften der Hegelianer jedem Höhergebildeten geläufig. Noch weniger würde es hier am Orte sein ihre Zulässigkeit im Allgemeinen einer Prüfung zu unterwerfen. Endlich muß ich auch bekennen nicht im Stande zu sein einen genauen Bericht darüber abzustatten welche Stellung Ulrici, der bekanntlich ein Hegelianer nicht ist, der Kunst zur Religion und Philosophie anweist. Es genügt hier zu wissen daß er in die Reihe Derjenigen gehört welchen die Dichtkunst eine mehr oder weniger reine Offenbarung des Höchsten was im Menschengeiste liegt, und der Dichter ein Seher ist. Hieraus erklärt sich der Zwiespalt zwischen den frühern und spätern Abschnitten unmittelbar. Wer das Kunstwerk als unmittelbare Aeußerung des Ewigen im Menschengeiste betrachtet faßt es als zeitlose Formation desselben auf, und ist daher gegen die zeitlichen Bedingungen seines Entstehens gleichgültig. Es ist nach dieser Ansicht zum Verständniß desselben hinreichend daß man es sich in seiner Isolirung vollständig aneigne, und sich alsdann mit speculativem Blick nur immer tiefer in dasselbe einbohre. Daher ist es den speculativen Kunstschriftstellern mit ihren geschichtlichen Erörterungen im Grunde niemals Ernst. Sie stellen dergleichen nur anstandshalber an, weil es sich doch schlecht ausnimmt wenn man von den empirischen Bezügen der Dinge die man philosophisch behandelt gar Nichts weiß. Es werden daher diese Erörterungen meistens nur in einer Zusammenstellung des von Andern Erforschten bestehen, die übrigens, wie der vorliegende Fall beweist, sehr gründlich sein können: wie denn ja überhaupt jeder Mann von Charakter auch eine Arbeit die ihn nicht anspricht auf genügende Weise wird auszuführen vermögen. Aber zu eigenen Forschungen würde erfoderlich sein daß sie in dem empirischen Stoffe lebten, und dazu bringen sie es nicht; erst wenn sie das Historische hinter sich haben, sind sie bei Demjenigen wo ihr Schatz und ihr Herz ist. Dies ist auch Ulrici's Fall, wie besonders aus gewissen speculativistischen Umdeutungen seiner eigenen frühern geschichtlichen Gesichtspunkte erhellt — ich werde sie weiterhin anzuführen haben —; seine eigene Auffassung ist ganz speculativ und der Geist geschichtlicher Empirie in den einleitenden Abschnitten ist nicht der seinige, sondern der nicht zu unterdrückende Geist des Stoffes selbst.

Wenn man in den Hegel'schen Erklärungen dichterischer Werke Verkehrtheiten hat bemerken wollen — ich spreche hypothetisch, denn ich rede hier nicht von den Hegelianern —, so sind diese darauf zurückgeführt worden daß

sie den Dichtern ihr System oder doch demselben angehörige Begriffe, die als die Grundlage des Daseins bei einem jeden umsomehr die Leitsterne seines Denkens sein mußten, ein je tieferer Geist er sei, untergelegt hätten. So täppisch fährt Ulrici nicht drein. Was soll man sich unter Begriffen vorstellen die in dem geistigen Leben der Menschen arbeiten, ohne daß diese sich ihrer doch als solcher bewußt sind? Ulrici geht von Shakspeare's eigener Weltanschauung wie sie ihm bewußt vor der Seele gestanden habe aus, die denn freilich vermöge der obenangedeuteten unvermeidlichen vorherbestimmten Harmonie mit seiner eigenen so ziemlich zusammenstimmen dürfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Briefe aus Italien und Frankreich (1848—1849) von einem Russen, Verfasser des „Vom andern Ufer". Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 1 Thlr.

Diese Briefe sind, nach dem im Vorwort aus Genf, December 1849, Mitgetheilten, von einem „geistvollen" russischen Schriftsteller, welcher gleichzeitig mit ihnen sein neuestes, interessantes Werk „Vom andern Ufer" veröffentlicht, und sie stehen mit demselben im innigsten Zusammenhange.*) Auch die Briefe selbst, die sich, von Rom im December 1847 beginnend und in Paris im Juni 1849 endigend, zunächst über die Zeitereignisse in Italien, besonders in Rom, sowie in Frankreich verbreiten, kann man in ihrer Art und Weise sich über diese Ereignisse auszusprechen als geistreich bezeichnen; allein sie sind es mit einem starken Beigeschmacke radicaler Frivolität oder frivolen Radicalismus, der sich in seiner gesucht-geistreichen Manier soweit verirrt daß der Verf. einmal aus Neapel schreibt: „der Föderalismus liege selbst in der italienischen Erde, in der italienischen Natur." Wäre Dies wirklich, nicht blos nach der Vorstellung des reisenden Russen „vom andern Ufer", der Fall, so könnte man sich nicht genug wundern daß es die Italiener noch nicht zu einem reellen Föderalismus gebracht haben. Man muß wol vielmehr annehmen daß, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich die Gründe warum es die Politik Italiens zu keinem Föderalismus hat bringen können in dem Charakter der Italiener selbst liegen, wie denn Dies auch die frühere und neueste Geschichte Italiens klar beweist, und der Verf. selbst bei Betrachtung der frühern Geschichte Italiens einmal sagt: „Die Italiener haben gar keine Liebe zur Einheit", und an einem andern Orte: „Italien ist die lernäische Hydra, ein so vielköpfiges Leben läßt sich nicht vereinigen." Wir können dem Herausgeber nicht widersprechen wenn er im Vorwort meint daß man „in jedem Briefe den warmen Pulsschlag der Zeit fühle", und es ist dabei ganz in der Ordnung daß dann auch in den Briefen etwas — Wahnsinn mitunterläuft, so Etwas von dem tollen Wesen wie es sich in den Jahren von 1847 und folg. in der Geschichte Europas leider kundgethan hat. Bei dem Verf. artet dasselbe in einen gewissen Hohn der Verzweiflung über die Rückläufigkeit der Revolution aus, besonders nachdem er im Mai 1848 wieder nach Paris zurückgekehrt ist. Er beklagt sich da bitter daß er in seiner innern Begeisterung mit der er von Italien wieder nach Paris „flog" so getäuscht ward; er jammert daß „Frankreich ihn jedes mal von seinen jugendlichen Hoffnungen heilen mußte"; er ist ganz unglücklich daß revolutionnaire Bilder wie er sie mit sichtlichem Wohlgefallen in Paris fand und ausmalte nicht fort und fort sich gleichsam stereotypiren lassen u. s. w. Das macht der Verf. ist socialistischer Republikaner und daher ein unversöhnlicher Feind der pariser Bourgeoisie, der er das spätere Mislingen der Revolution im Mai und Juni 1848 beimißt, sowie ein blinder Gegner der Monarchie und Aristokratie, dagegen ein warmer Freund der Revolution und des Proletariats. Lamartine ist ihm ein „großer Komödiant"; ein großer Staatsmann war er allerdings nie und auch 1848 nicht; wogegen er von Ledru-Rollin, mit dem Bedauern daß er in der Provisorischen Regierung der Einzige gewesen der eine revolutionnaire Ader hatte, rühmt daß man „in ihm allein den unruhigen Geist sah der alles Alte untergräbt, der gegen die Tradition streng ist, und am Niederreißen Freude findet". Daß der Verf. ein „Verehrer der hellen Klarheit Voltaire's" ist, kann Niemand wundernehmen; ebenso wenig daß er sagt: „Im J. 1789 war das bloße Wort Republik schon ein unermeßlicher Fortschritt, die Republik war die frohe Botschaft welche der Menschheit die Revolution ankündigte, die Republik erhob sich am leuchtenden und sonnigen Horizonte, sie erschien wie einst den Christen das Reich Gottes, als die Erfüllung aller menschlichen Wünsche, sie war die Religion, die revolutionnaire Idee ihrer Zeit" u. s. w. Und von der Revolution vom 24. Febr. sagt er in seiner schwärmerischen, freilich bald wieder getrübten Freude: daß sie nicht „die Ausführung eines vorbereiteten Plans, sondern eine geniale Inspiration des pariser Volks war, und wie Pallas (aber — ohne Weisheit!) gerüstet und schreckengebietend aus der Indignation des Volks hervorging" u. s. w., während ihm Paris besonders als die Stadt der geheimen Gesellschaften und der Arbeiter, „dieser Märtyrer der Idee und des Lebens", Etwas galt. Wie der Verf. danach die Geschichte Frankreichs seit Ludwig Philipp und den Geist der Verwaltung unter ihnen beschreibt, wie er die Ereignisse seit Februar 1848 schildert, Das kann man sich nach dem Bemerkten von selbst sagen. Da macht sich nur Leidenschaft, nur Wahnsinn der Partei, nur krampfhafter Fieberparoxysmus der Idee, nicht aber Gerechtigkeit, die aus einer verständigen Betrachtung der Zustände und Verhältnisse entspringt und für sich selbst als Zweck gilt, bemerkbar und geltend. In gleicher Weise wie über die französische Februarrevolution urtheilt der Briefschreiber auch über die Begebenheiten in Rom vom December 1847 bis April 1848. Man hat da wol vollkommen genug wenn man hört wie er sich namentlich über Pius IX. ausspricht, wo er ihn ein „altes Weib" nennt, dem er „nicht nur ein ehrliches, sondern auch ein recht baldiges Ende wünscht, damit er sich vor dem Jüngsten Gericht der Geschichte rechtfertigen möge". Wir wissen in der That nicht für welche Classe von Lesern der Herausgeber diese Briefe bestimmt hat, wenn nicht etwa für die eigene Partei, die jedoch Dergleichen nicht liest; denn andere ruhige und verständige Genossen ihrer Zeit lassen sich durch solche Auffassungen der Zeitereignisse selbst nicht einmal belehren, überzeugen aber noch weniger. 28.

*) Vergl. hierüber den Bericht eines andern Mitarbeiters in Nr. 120 d. Bl. D. Red.

---

## Aus dem Leben und der Verwaltung Colbert's.

**Histoire de la vie et de l'administration de Colbert, controleur général des finances, ministre-secrétaire d'état de la marine, des manufactures et du commerce, surintendant des bâtiments; précédée d'une étude historique sur Nicolas Fouquet, surintendant des finances; suivie de pièces justificatives, lettres et documents inédits, par M.** ***Pierre Clément.***

Vor diesem entsetzlichen Titel wird vielleicht Mancher zurückschrecken, allein er thut unrecht daran, und das Buch enthält des Kurzweiligen soviel daß man den Titel schon vergessen kann.

Sobald Colbert ans Ruder gekommen war zog er die Steuerpächter vor einen Gerichtshof. Streng foderte er Rechenschaft über so viele erworbene Reichthümer, und so sehr diese Verfolgung auch eine elende Angeberei förderte, hatte ihre unbeugsame Durchführung doch das Gute daß Ordnung in die

Finanzen, Rechtlichkeit in die Verwaltung und Kraft in die Behörden kam. Colbert ließ einkerkern, verurtheilen und aufhängen, und zum Andenken daran wurde eine Medaille geschlagen, welche einen Mann darstellt der zu den Füßen der Gerechtigkeit ein Horn voll Gold leert, mit der Umschrift: „Peculatores bonis mulctati." Nach der Verhaftung Fouquet's in Nantes hatte Ludwig XIV. Colbert zum Controleur der Finanzen ernannt. Während Louvois für eine starke Armee sorgte, verschaffte ihm Colbert den andern Hebel einer Regierung: Geld. Die hundert Millionen die er den Steuerpächtern abnahm deckten den ersten Aufwand der Regierung. Von da ab führte er sein großes Ersparungssystem ein. Die Garde der hundert Schweizer trug damals Bänder an ihren Anzügen welche mit Spitzen von feinem Silber verbrämt waren. Colbert nahm unechtes Silber dazu und die Ersparniß war beträchtlich. Auf der andern Seite war seine Pracht überall wo sie den König betraf wahrhaft verschwenderisch: der Thron von Versailles war ganz massiv von Silber in einer Höhe von acht Fuß; vier Kinder trugen den Sessel, oben stand Apollo mit der Leier. Dieses Meisterwerk der Goldschmiedearbeit kostete damals 10 Millionen. Freilich contrastirt diese Verschwendung arg mit der Ersparniß der Spitzen aus falschem Silber, allein diese Verschwendung welche die königliche Majestät verherrlichte, die Künste hob und unzählige Arbeiter ernährte, war für Colbert keine Ausgabe. Dagegen waren ihm die kostspieligen Gastmähler verhaßt; er sagte einst zum König: „Sire, ein Mittagessen für 1000 Thlr. macht mir schwere Pein; wenn es aber darauf ankommen sollte den Prinzen von Conti auf den Thron von Polen zu setzen, dann wollte ich gern mein Vermögen verkaufen und Frau und Kinder verpfänden." Der Luxus der Tafel war damals aber auch wirklich enorm. Bei dem Banket welches zur Hochzeit des Fräuleins von Blois und des Prinzen von Conti 1680 in Versailles gegeben ward kamen drei Gänge, jeder von 160 Schüsseln, vor, und die Ausgabe allein für die Ortolanen betrug nach heutigem Gelde 32,000 Francs.

Colbert sparte nicht blos um zu sparen. Er unterstützte die Wissenschaften; die vier Akademien verdanken ihm ihr Entstehen. Auch das Observatorium, der herrliche Tuileriengarten und das königliche Versailles stammen von ihm her, und mit Hülfe des geschickten Ingenieurs Riquet verband er zwei Meere durch den Kanal von Languedoc. „Es fehlt nur Eins hier!" rief Vauban voll Bewunderung aus. „Und was denn?" „Riquet's Bildsäule!"

In der Höflichkeitssprache scheint Colbert keineswegs Meister gewesen zu sein. In einem uns erhaltenen Memoire sagt er: „Es will mir scheinen als finge Ew. Majestät jetzt an Ihre persönlichen Vergnügungen allen andern Dingen vorzuziehen; denn in demselben Augenblicke in dem Ew. Majestät versicherte Sie wollten sich den Bissen aus dem Munde entziehen um nur die Bewaffnung der Seearmee zu beenden, verausgeben Sie 200,000 Livres für eine Reise nach Versailles, nämlich 13,000 Pistolen für Ihr und der Königin Spiel und 50,000 Livres für außerordentliche Gastmähler." Welcher constitutionnelle Minister würde gegen den Souverain eines freien Staats eine so offene und bestimmte Sprache führen? Dieses Memoire bleibt eine Ehre für Colbert. Bei seinem Tode gewann die Kriegspartei, die er bisher in Zügel gehalten hatte, die Oberhand, und man betrat den so gefährlichen Weg der Anleihen. Zweiunddreißig Jahre nachher, 1715, war die öffentliche Schuld von ungefähr 160 Millionen auf zwei Milliarden gestiegen.

Colbert war an ausdauernde Arbeiten und große Pünktlichkeit gewöhnt: er arbeitete beharrlich 16 Stunden des Tags. Sommer und Winter arbeitete sein Neffe Desmaret mit ihm von früh 7 an. Eines Tages kam er erst ein Viertel auf 8, und Colbert ohne ein Wort zu sagen führte ihn vor die Uhr. „Lieber Onkel", sagte Desmaret, „es war gestern ein Ball im Schloß, der etwas lange gedauert hat, und die Schweizer haben mich eine Viertelstunde warten lassen." „Nun dann müssen Sie künftig nur eine Viertelstunde zeitiger sich einfinden!" war Colbert's lakonische Antwort.

Wo Colbert Dinge sah die ihm misfielen, schritt er möglichst rasch und in eigener Person ein. Im königlichen Garten hatte er einmal große Verschönerungen machen lassen. Als er den Garten in seinem neuen Zustande besehen wollte bemerkte er daß ein Theil des der botanischen Cultur bestimmten Bodens mit Weinstöcken für den Privatgebrauch der Aufseher und Verwalter bepflanzt war. Zornig brauste er auf und befahl daß die Rebstöcke sofort ausgerissen würden. Allein der Anblick eines so skandalösen Unfugs ließ ihn hierbei nicht zur Ruhe kommen. Er suchte sich eine Hacke und in seiner patriotischen Indignation riß er mit eigener Hand den Wein, die Ursache seines Grimmes, aus dem Boden.

Solche Züge mögen Manchem kleinlich und unbedeutend erscheinen, allein sie vervollständigen das Material großer Männer und aus einer Zusammenstellung aller der einzelnen kleinen Züge entsteht doch zuletzt ein ganzes und lebensgetreues Bild. 6.

## Bibliographie.

Ewald, H., jahrbücher der Biblischen wissenschaft. 2tes jahrbuch: 1849. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fröhlich, A. E., Reimsprüche aus Staat, Kirche, Schule. Zürich, Schultheß. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutzkow, K., Vermischte Schriften. 4ter Band. — A. u. d. T.: Vor- und Nach-Märzliches. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lepel, B. v., Die Zauberin Kirke. Heitre Reime. Berlin, Mittler. 8. 20 Ngr.

Mailath, K., Graf, Ungarn und die Centralisation. Beleuchtet. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Reiche, v., Bemerkungen zu einigen Stellen des Buches „Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance, von dem General von Hofmann." Berlin, Mittler. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oestreich. Von N. N. Pesth. Gr. 8. 21 Ngr.

Ule, O., Untersuchung über den Raum und die Raumtheorien des Aristoteles und Kant, nebst einer philosophischen Entwicklung des Raumbegriffs als Verhältniß. Halle, Knapp. Gr. 8. 10 Ngr.

Weydmann, L., Luther, ein Charakter- und Spiegelbild für unsere Zeit. Hamburg u. Gotha, Fr. u. A. Perthes. Gr. 8. 27 Ngr.

## Tagesliteratur.

Friederich, G., Die erhabenen Vorzüge unserer christlich-evangelischen Kirche, in besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Predigt am 1. heil. Adventssonntage, den 2. Decbr. 1849 in Frankfurt a. M. bei Vorstellung der neu eingetretenen Aeltesten und Diaconen löblichen evangelisch-lutherisch-kirchlichen Gemeinde-Vorstandes gehalten. Frankfurt a. M., Boselli. Gr. 8. 4 Ngr.

Schaffrath, Die politischen Rede- und Preß-Vergehen in Commentaren zu Artikel 81, 84, 94, 110, 115 und 36 des sächsischen Criminalgesetzbuchs für Untersuchungsrichter und Geschworne, Vertheidiger und Angeklagte dargestellt. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Ein Wort für Jetzt und die Zukunft oder drei Reden über Feudallasten, absolute und constitutionelle Monarchie und die Errungenschaften, gehalten vor Bürger und Landmann und denselben, insbesondere seinen lieben Landsleuten, den Bewohnern der Grafschaft Mansfeld, so wie jedem wahrheitsliebenden Patrioten gewidmet vom Verfasser in Preußen. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 134. —— 5. Juni 1850.


## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Shakspeare's Weltanschauung, auf welche nach Ulrici seine Erfindung, seine Weise der Composition und seine Behandlung der Sprache, mit Einem Worte sein Kunststil zurückzuführen ist, wurzelt zunächst, so ungefähr heißt es S. 313, ihrem allgemeinen Inhalt nach in den Grundideen des Christenthums. Erst in der christlichen Weltanschauung hat der Satz: Gemüth und Schicksal sind synonyme Begriffe, seine volle, wenn auch einseitige Wahrheit; denn erst in ihr ist der Mensch vollkommen frei. Hier gibt es keine Herrschaft des Schicksals; Gott, seine Liebe und Gerechtigkeit regiert die Weltgeschichte, und Gott ist lebendige, selbstthätige, absolute Persönlichkeit und Freiheit, der ebendarum auch freiwillig sich selbst beschränken, die Freiheit des Menschen selbst wollen kann, indem er dem menschlichen Geiste innerhalb des Maßes seines eigenen Wesens die freie Ursächlichkeit zugesteht, sich selbst dagegen theils die Bestimmung jenes Maßes, theils die objective Gestaltung der Umstände, wie der Folgen der menschlichen Handlungen vorbehält, theils das Ziel der Geschichte der Menschheit bestimmt, die objective Möglichkeit seiner Erreichung sichert, und zu diesem Ziele von innen heraus durch seine Leitung der Weltgeschichte hinwirkt. Hier ist also das Schicksal Eins mit der Action und dem Ideengehalte der Weltgeschichte. Eine unlösbare innere Einheit und Wechselwirkung ist also darzustellen: der Gang der geschichtlichen Entwickelung ist bestimmt durch die allgemeinen Zustände und Verhältnisse, durch die allgemeinen sittlichen und natürlichen Gesetze, zugleich aber bedingt durch das freie Wollen der Menschen, zugleich getragen durch den Zweck und Ziel bestimmenden Rathschluß Gottes; das Schicksal der handelnden Personen muß Schritt für Schritt hergeleitet werden aus ihrem eigenen Charakter, ihrer Freiheit und Selbstthätigkeit, zugleich aber aus dem Zustande und Inhalte des historischen Gesammtlebens, zugleich aus der freien Thätigkeit Gottes und der göttlichen Weltordnung. Dies darzustellen ist erst Shakspeare gelungen. Die drei Factoren welche der christlichen Weltanschauung gemäß die Handlung constituiren treten im Bildungsgange des englischen Dramas nacheinander hervor.*) Die Mysterien betrachteten die Handlung noch einseitig als jenseitige göttliche That, die Moralitäten stellten sie ebenso einseitig dar als bloße That der allgemeinen sittlichen Mächte (die abstracten moralischen Begriffe jener Allegorien sittliche Weltmächte?). J. Heywood's „Interludes" fassen sie als bloßen Ausdruck des subjectiven Beliebens der einzelnen Individuen, und wenn das Drama bis auf Greene und Marlowe nach einer Verschmelzung strebte, so kam es doch über äußerliche Zusammenstellung nicht hinaus; erst Shakspeare gelingt jene, womit er die dramatische Dichtung zum wahren Spiegelbilde der Weltgeschichte machte, wie er denn auch dadurch den Höhe- und Wendepunkt in der Geschichte der dramatischen Kunst bildet. Aber diese Weltanschauung hat zwei Seiten, die beide gleich nothwendig sind, und erst in ihrer Einheit die volle Wahrheit enthalten. Gottes Gerechtigkeit und die sittliche Nothwendigkeit fodert Strafe für jede Uebertretung, den Untergang Dessen was wider sie sich auflehnt, strenge Beschränkung und Gesetzmäßigkeit. Wird diese als das leitende Princip der Geschichte gefaßt, so wird offenbar nicht blos das Gemeine, sondern auch das Edle, wo es der sittlichen Nothwendigkeit widerspricht, oft in Noth und Tod dahinsinken müssen, und Das ist die tragische Weltanschauung. Auf der andern Seite dagegen haben wir die göttliche Liebe welche verzeiht, und die menschliche Willkür die unbegrenzten Raum für ihre Launen fodert. Faßt man nun dies Menschenleben unter dem Gesichtspunkte auf daß die letztere eben wegen ihrer Grundlosigkeit sich in sich selbst aufhebt, die Liebe aber gerade das Rechte und Gute daraus hervorgehen läßt, so haben wir die komische Weltanschauung. Beides vereinigt sich bei Shakspeare im Einzelnen beständig in der Mengung komischer und tragischer Scenen, im Ganzen aber in den großartigen Schöpfungen seiner historischen Dramen, in denen er also das Ganze seiner Weltanschauung dargestellt.

Ist nun hiermit Shakspeare's allgemeine Grundansicht, auf welche sich bei ihm Alles muß zurückführen lassen, festgestellt, so fragt es sich wie seine einzelnen dramatischen Werke sich zu derselben verhalten werden. Ulrici's Antwort ist (S. 344): als Glieder, durch welche sich die Grundanschauung zu einem systematischen Ganzen abrundet. Dies ist jedoch nicht so zu verstehen als fände hier eine logische Eintheilung statt, sodaß der eine Gegenstand hier, der andere dort abgehandelt würde. Sondern die Grundidee eines jeden Stücks, auf deren Ermittelung das Verständniß desselben beruht, ist immer

*) In den frühern historischen Abschnitten ist dieser Gesichtspunkt der leitende nicht.

als eine totale Modification der tragischen oder komischen Weltanschauung selbst zu betrachten, indem sie als ein Mittelpunkt auftritt, von welchem aus das ganze Universum zu betrachten ist; insofern aber diese Modificationen hier in einer gewissen Vollständigkeit auftreten, bilden Shakspeare's Dramen allerdings ein geschlossenes System. Und nach Anleitung dieses Systems oder in einer ideellen Ordnung bespricht denn auch Ulrici die einzelnen Stücke. Ich führe nur die gegenseitige Stellung der von ihm im engern Sinne so bezeichneten Tragödien an: den Anfang macht „Romeo und Julie". Der Gegensatz von Liebe und Haß überhaupt, und insbesondere Dies daß die bräutliche Liebe die Grundlage des ganzen Lebens bilde, ist die Grundidee dieses Stücks. Es folgt „Othello"; hier bildet die eheliche Liebe den Gesichtspunkt der Auffassung der Welt. Im „Lear" haben wir die Liebe der Aeltern gegen die Kinder und die Ehrfurcht dieser gegen jene, also den Familienverband. Damit ist die patriarchalische Lebensweise beseitigt. Im „Macbeth" bildet der Wille in seiner Absichtlichkeit und der Staatsverband die Grundlage. Die unvermeidliche Krankheit des gebildetern Zeitalters, daß der Wille immer durch den eigenen Gedanken geleitet sein will, und sich nicht dem göttlichen Denken, der göttlichen Fügung unterzuordnen weiß, ist der bisjetzt vergebens gesuchte Grundgedanke des „Hamlet". „Titus Andronicus" ist nur ein unreifes Jugendwerk; aber „Timon" schließt die Reihe würdig ab, indem in ihm die Dialektik der allgemeinen Menschenliebe vorgeführt wird, wie in den andern Dramen die der bräutlichen Liebe, der Liebe der Ehegatten u. s. w. S. 463:

> Damit ist die Sphäre des Gemüthslebens, deren Mittelpunkt und regierende Potenz die Liebe ist, erschöpft und in allen ihren Hauptgebieten innerhalb der tragischen Weltanschauung zur Darstellung gebracht. Hier tritt Hamlet als Repräsentant der Sphäre des Geistes- und Gedankenlebens in organischem Gegensatz gegenüber, während Macbeth auch zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte steht, indem er zugleich die Sphäre des Willens und der Thatkraft vertritt, in welche für das Drama wenigstens die beiden andern Sphären nothwendig einmünden.

Daß die hiermit dargelegte Weltanschauung wirklich die Shakspeare'sche sei, ist vielfach bestritten worden. Man hat sich über diesen christenthümelnden Shakspeare geärgert und ihm einen pantheistischen entgegengesetzt, wogegen denn wieder Ulrici in der Vorrede zu dieser zweiten Auflage sentimental und zugleich naiv genug seine Freude nicht verbirgt daß er doch hier und da seinen Glauben an einen selbstbewußten persönlichen Gott verrathen, da es sich doch, wie es scheint, in dem Buche nur um Shakspeare's Weltanschauung handeln sollte. Gewichtiger und mehr über den subjectiven Kitzel, die eigenen Ansichten bei Shakspeare wiederzufinden, erhaben, wäre wol die Betrachtung daß eben jene oben gerügten Verkehrtheiten nichts Anderes sind als Gewaltsamkeiten, die sich aus der Nothwendigkeit der Durchführung der einmal angenommenen systematischen Einheit in Shakspeare's dichterischer Thätigkeit ergeben. Das Tragische soll eine Anschauung eines durch Gottes gerechtes Gericht herbeigeführten Unterganges sein, folglich müssen Romeo, Cordelia, Desdemona im Unrechte sein, die verschiedenen Komödien sollen Modificationen der komischen Weltanschauung sein, also muß „A winter's tale" gerade die Stelle des phantastischen Märchens ausfüllen u. s. w. Aber auf das Alles kommt es gar nicht an. Es hieße de lana caprina streiten, wollte man über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Annahme daß Shakspeare gerade diese Weltanschauung gehabt, auch nur ein Wort weiter reden. Nicht diese oder jene Weltanschauung ist bei Shakspeare vorhanden oder nicht vorhanden, sondern es kommt überhaupt einem Dichter als solchem eine derartige Weltanschauung gar nicht zu; es ist grundfalsch sie bei ihm suchen, und das Einzelne auf sie zurückführen und aus ihr ableiten zu wollen: es hat nicht nur dieses oder jenes System zu welchem man seine Werke sich zusammenbauen läßt, diese oder jene Gewaltsamkeiten zur Folge, sondern die Annahme irgend eines Systems der Art ist an und für sich selbst die allergrößte Gewaltsamkeit.

Diese Behauptungen werden nicht ohne Weiteres Beifall finden. Auch Diejenigen welche etwa einräumen daß Ulrici zu weit gehe werden sich durch sie verletzt fühlen. Wie? werden sie sagen, soll denn nichts Geistiges mehr in der Dichtung anerkannt werden, soll es in Abrede gestellt werden daß jeder Dichter durch die Weise in welcher dieses bei ihm auftritt seinen Werken einen gemeinsamen Stempel aufdrücke? Nichts weniger als Das. Es wird nur geleugnet daß hierbei eine „Weltanschauung" in dem angeführten Sinne zugrundeliege. Die „Weltanschauung" ist von jenem Geistigen und der Einheit desselben bei einem jeden Dichter nur eine falsche Auslegung, der die ganze Welt beigefallen ist, weil mit ihr doch irgend ein Ausdruck, irgend eine begreifliche Fassung gegeben war für Etwas das uns Allen bekannt ist und über das wir also theoretisch orientirt sein möchten. Es gilt hier Dasselbe wie überall in geistigen Dingen: der Mensch meint immer das Richtige, denn er meint die Thatsache die er innerlich erfährt, und wie könnte er etwas Falsches erfahren? Aber er vergreift sich in der Wahl der Kategorien durch die er sie zu fixiren sucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Hans Christian Oerstedt.

Wir haben es hier mit einem dänischen Gelehrten von hoher Celebrität zu thun. Er ist für die zugehörigen Fachmänner aller Nationen eine hochverehrte Größe epochemachender Verdienste. Oerstedt war es welcher in dem ewig denkwürdigen Jahre 1820 die wichtige Entdeckung machte daß Magnetismus und Elektricität ein innig zusammenhängendes, sich gegenseitig erzeugendes Ganzes ausmachen. Er bewahrheitete diesen bis dahin nur schwach vermutheten Causalzusammenhang so schlagend, mit so scharfsinnigen Versuchen, daß die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt mit ehrfurchtsvollem Staunen darauf ruhete. Die Physik, welche eben die von Galvani und Volta geöffneten schätzereichen Gruben angefangen hatte sachverständig auszubauen und auszubeuten, erhielt durch Oerstedt's Fundgrube einen unermeßlich reichen Zuwachs an neuen wissenschaftlichen edlen Schätzen. Der mit Recht bewunderte elektro-

magnetische Telegraph, welcher die Gedanken der Menschen mit Blitzesschnelle über die Erde verbreitet, ist eine bloße Anwendung der Oerstedt'schen Entdeckung. Die elektro-magnetische Kraft, welche mit der des Dampfes schon seit 20 Jahren im Wettkampfe begriffen ist, und noch immer die Hoffnung eines für sie glücklichen Ausgangs besitzt, ist eine für das Fabrikwesen noch vielversprechende Quelle menschlichen Scharfsinns, wozu aber ebenfalls erst durch Oerstedt's Entdeckung der Weg geöffnet und angebahnt worden ist. Dann war es auch wieder Oerstedt welcher den solange vergebens geführten Kampf über die Compressibilität der tropfbaren Flüssigkeit würdig zu Ende kämpfte, der die leidenschaftlich streitenden Parteien durch die tiefsinnige Erfindung seines Piezometers gleich stark in Verwunderung setzte, aussöhnte und zu dauernd friedlichen Freunden machte. Das ist eine zweite große That des großen Mannes welche ihm ein ehrenvolles unsterbliches Andenken sichert. Und zu ihnen könnte man noch eine ganze Reihe ähnlicher Verdienste um Wissenschaften, Gewerbe und Künste gesellen welche sein Leben verherrlicht haben, wodurch er berühmt geworden als akademischer Lehrer, als Schriftsteller, als Staatsmann. Doch vor Allem ist zu rühmen daß sein höchstes Streben immer nur darauf gerichtet war sich naturgetreu zu einem edeln Menschen auszubilden. Die Liebe zur Natur im Menschen und in der ganzen Schöpfung erwärmte sein Herz, begeisterte seine Phantasie, ernährte seinen Verstand. Als Freund und Verehrer der Natur war er mit Leib und Seele Naturforscher, und ein Naturforscher vom gediegensten Gewichte; aber er war es nie blos für Naturforscher, sondern immer für alle gebildeten Denker zugleich. Dieser gemeinnützige Geist leuchtet aus allen Schriften klar und schön hervor, ganz vorzugsweise springt er aber bei einer ebenerschienenen literarischen Schöpfung in die Augen. Und es ist unsere Absicht Dies specieller in das Licht zu stellen. Führen wir zunächst den Titel dieses in jeder Hinsicht ausgezeichneten, interessanten Werks an:

Der Geist in der Natur. Von Hans Christian Oerstedt. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller, und mit dem Portrait des Verfassers. Leipzig, Lorck. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In anspruchsloser gemüthlicher Sprache durchwandert dies Buch die fruchtbarsten Gefilde der gesammten Naturkunde und bestellt bald hier bald dort den Boden mit der geistigen Frucht scharfsinnigen Denkens. Der Leser folgt ihm überall mit dem lebhaftesten Interesse, und kehrt gewiß nie anders heim als mit den dankbarsten Gefühlen eines reichen Erntesegens. Das Werk wird viel gelesen werden, weil es ohne Ausnahme für alle Leser einen reichen Stoff zum Denken gibt. Es wird für die Sachverständigen und Freunde der Naturwissenschaften mit triumphirender Freude begrüßt werden; denn es bietet Das was Jeder längst als wahr erkannt hat, daß nämlich ein verständiger und weiser Umgang mit der Natur den Menschen bessere, erhebe, und ihn allmälig emporführe zu den höchsten Stufen geistiger Bildung. Darum werden sie ohne Ausnahme Alle wünschen daß diese durchaus populair gehaltene Schrift gerade in die Hände der bisherigen heimlichen Feinde der Naturwissenschaften kommen möge, damit sie in diesem klaren Spiegel der reinsten und edelsten Naturanschauung die häßliche Unnatur ihres versteckten Strebens zur Erkenntniß bringen, und den Vorsatz zur Besserung fassen können. Die liebevolle Milde, das freundliche Dulden aller Einreden und selbst Vorwürfe womit das Buch jeden Schritt vorwärts thut, die hülfreiche Rücksicht mit der es sich auf naturwissenschaftlich schwachgebildete Leser bezieht, und sich zu ihnen herabläßt ohne die Reifern dadurch gerade zu langweilen, dies Alles ist es was das Buch zu einer Lieblingslecture eines sehr großen Kreises von Denkern aller Grade und Richtungen stempeln wird. Es interessirt den gebildeten Mann wie die geistreiche Frau; es erhebt und kräftigt das Denken und Wollen des edeln Jünglings ebenso mächtig wie es den geistigen Blick der feinfühlenden Jungfrau klärt und stark macht zum Eindringen in die Ehrfurcht einflößenden Tiefen des Schöpfers aller Welten und aller Natur auf Erden und im Himmel. Ja, das Werk zeigt mit der Fülle eines hochbegabten, vielgeübten Geistes das Ewigbleibende, den Geist in der Natur.

Eine kurze, aber in jeder Hinsicht würdig gehaltene Biographie des Verfassers bildet den Eingang des Werks. Sie ist aus der Feder P. L. Möller's, eines jetzt in Berlin wohnenden dänischen Gelehrten, geflossen, und zeigt überall eine tiefgefühlte Hochachtung vor dem großen Manne, ohne das Lob bis zu der excentrischen Höhe zu steigern wo es leicht umschlagen und misfallen kann. Die ganze Art der Auffassung der Lebensmomente des großen Mannes ist nobel und ruht überall auf dem sichersten Grunde der reinsten Wahrheit. Man wird Dies sogleich aus der ersten besten Stelle welche wir hier zur Mittheilung bringen wollen als richtig erkennen können:

„Als Universitätslehrer war er immer durch sein anspruchsloses Benehmen, seine leichtverständlichen, fast gemüthlichen, und doch immer von unverkennbarer Begeisterung durchathmeten Vorträge sehr beliebt. Aeltern wie jüngern Studirenden kam er immer wenn sie wissenschaftlicher Erläuterung und Hülfe bedurften mit großer Freundlichkeit entgegen, und in vielen Fällen äußerte sein wohlwollendes Herz wo gute Anlagen mit materiellen Hindernissen zu kämpfen hatten sich noch thätiger. Die ganze jüngere Generation Dänemarks, nicht blos Naturforscher, sondern Gebildete überhaupt, waren seine Schüler. Und nicht auf die Männer allein erstreckte sich sein Wirken, er war auch der Erste der anfing populair-wissenschaftliche Vorträge für Damen zu halten, wobei es ihm wol zu statten kam daß er die poetischen und ästhetischen Interessen die seine reichbewegte Jugendperiode bezeichnete nie aufgab. Er hatte hieraus den Vortheil, wodurch er auch nicht selten an Alexander von Humboldt erinnert, daß seine Auffassung immer frisch und lebhaft, seine Darstellung nicht nur belehrend, sondern auch angenehm wurde. In Dänemark, mit seiner einzigen Universität, bilden alle Leute von Bildung mehr wie anderswo fast Eine Familie, und von den Tausenden die in fast einem halben Jahrhundert der Reihe nach seine Vorlesungen besuchten hat ein Jeder nicht nur Früchte und Anregungen von seinen Worten nach allen Gegenden mitgebracht, sondern auch ein liebes Bild seiner freundlichen Persönlichkeit, die oft mit solchem Interesse, und so naiver Freude in die Gegenstände des Vortrags und der gezeigten Experimente aufgeht, daß sie nicht selten bei lebhaften Aufwallungen der Ideen oder der Phantasie von scheinbarer Unbeholfenheit und Heiterkeit erregenden Distractionen ergriffen wird, die ihr aber eigenthümlich sind, und so durchaus unverfänglich erscheinen daß die Zuhörer sie nicht einmal vermissen möchten." Das Deutsche in dieser interessanten Biographie besitzt noch etwas Fremdes, es fehlt ihm der geläufige Fluß und der richtige Takt in der Wahl und Stellung der Worte.

Der hierauf folgende eigentliche Inhalt des Buchs zerfällt in sechs für sich bestehende, aber eng miteinander verwandte Abschnitte, wovon der erste die Ueberschrift „Das Geistige in dem Körperlichen" trägt. Es ist Dies ein Gespräch zwischen drei Männern und einer Frau. Die Art der Anlage und Durchführung des Ganzen erinnert unwillkürlich an die weltberühmten Dialoge Galilei's. Nur unterscheiden sie sich wesentlich hiervon daß sie das Lächerlichmachen eines Simplicius nicht mehr für zeitgemäß halten; auch werden eigentlich wissenschaftliche Unterredungen ganz vermieden, welche doch bekanntlich im Galilei das Hauptmotiv ausmachen. Die Milde, die Einfachheit und Natürlichkeit geben eine liebliche Färbung des Ganzen ab; der Scharfsinn und die tiefe Gelehrsamkeit fehlen nirgend, obgleich Beides so sorgfältig verborgen gehalten ist daß es sich erst suchen lassen will. Und hierin erinnert das Gespräch an die von Platon uns überlieferte Meisterschaft Sokratischer Unterredungskunst. Dieses Gespräch war ursprünglich bestimmt sich zwei andern Gesprächen des Verf. „Ueber

das Schöne" anzuschließen; „aber", sagt der Verf., „da es einen Gegenstand betrifft der nur mittelbar auf Schönheitsauffassung, aber unmittelbar auf unsere ganze Weltauffassung Einfluß hat, und da zu dessen Verständnisse die beiden frühern Gespräche nicht nothwendig sind, wird es hier mitgetheilt". Fragt man nun was hier denn eigentlich unter dem Geist in der Materie oder in der Körperwelt verstanden werde, so läßt sich Dies ungefähr so beantworten: daß die Naturgesetze in dem Dasein der Dinge außer uns als eben Das angesehen werden können was in uns die Gedanken sind. Jene sind die ewigen Gedanken wonach die Dinge sich richten, ohne zu unserm Bewußtsein zu kommen noch ehe die Wissenschaft sich in uns kundgethan hat; diese sind die ewigen Gedanken welche in uns zum Bewußtsein gekommen sind. Und sowie nun die Gedanken des Menschen seinen eigentlichen Geist ausmachen, so sind auch die Naturgesetze als Naturgedanken der Geist in der Natur der Körperwelt.

Der zweite Abschnitt heißt „Der Springbrunnen", er bildet auch ein Gespräch, aber nur von zwei Personen. Des Verf. Vorwort dazu ist folgendes: „Bei meinem frühern Besuche in Paris setzte ich mich im Garten der Tuilerien bisweilen einem Paar ansehnlicher Springbrunnen gegenüber. Der Eindruck den ich von ihnen empfing ist mir oft in Erinnerung gekommen, und hat Veranlassung zu diesem Gespräche gegeben, das beiweitem später niedergeschrieben ist, etwa vor acht Jahren. Bei meinem letzten Besuch in Paris 1846 hatte man an die Stelle dieser schönen Springbrunnen andere gesetzt, noch weit größere und prächtigere, aber mehr brausende, und sich für das große Volksgewimmel besser eignende, dagegen sie einem ruhenden Wanderer der sich einem sanften Natureindrucke hingibt minder willkommen sein dürften." Die beiden Personen heißen Alfred und Frank; Jener ist wahrscheinlich unser Verf. selbst, er unternimmt unter demselben Namen auch schon im ersten Gespräche das Amt der Erklärung und Beweisführung. Im Ganzen genommen wird hier nach den Ursachen geforscht wodurch die Springbrunnen so anregende, erhebende und wohlthuende Wirkung auf den ruhigen Beschauer auszuüben im Stande sind. Und es ist zu bewundern wie überzeugend der Verf. nachzuweisen versteht daß eben diese Ursachen gar oft in sogenannten Nebensachen versteckt liegen, welche man kaum der Mühe werth hält zu prüfen, wie der Verf. nicht einen Augenblick das wissenschaftliche Gebiet eines Naturforschers verläßt. Wir wollen eine Stelle aus diesem Gespräche hier Platz finden lassen:

Frank. Aber oft habe ich doch ein ganz entgegengesetztes Gefühl gehabt wenn ich mich dergleichen großen Gegenständen gegenüber befand. Ich erinnere mich sehr wohl daß mich in einer Berggegend wo eine ungeheuere Felswand sich vor meinen Augen erhob ein überwiegendes Gefühl von Verlassenheit und Tod befiel.

Alfred. Dies widerfährt uns leicht wenn Nichts da ist das uns kräftig an Leben und Wirksamkeit erinnert. Werden wir von einem Gefühl der Größe ergriffen indem wir von einer wüsten Steinfläche zu einer großen Felswand hinanschauen, so geschieht Dies vornehmlich dadurch daß unser eigener Gedanke in welchem unzählige Erinnerungen an andere Verhältnisse geweckt worden sind sich zu der Kraft hinwendet wodurch der Gegenstand hervorgebracht ist. Der Gegenstand selbst enthielt keine kräftige Auffoderung dazu; der Geist müßte eine eigene Richtung und Stimmung haben um hier mehr an das Naheliegende zu denken als durch den hier waltenden Tod geschreckt zu werden; anders verhält es sich wenn der Fels sich in vielen verschiedenen Formen entfaltet hat, wenn Wasserfälle glänzen, schäumen, brausen, wenn Wald und Gras bezeugen daß der Grund nicht unfruchtbar ist, wenn Vögel und Insekten die Luft beleben; da fodert die Natur uns selbst auf auch auf das Große unsere Aufmerksamkeit zu richten. Ohne Wahrnehmung des innern Lebens der Vernunft wird Das was sonst schön genannt werden könnte nur todt sein; das Lebensvolle in den Dingen weckt Leben in uns selbst, und dieses Lebensgefühl gehört mit zu dem vollen Schönheitsgenusse. Welch eine reiche Mannichfaltigkeit innerer Wirkungskraft sehen wir nicht in jenen Springbrunnen! Könnte diese davon getrennt werden, so müßte dort nur ein matter Eindruck zurückbleiben von dem Uebrigen. Ein Versuch diesen Springbrunnen zu malen würde, wenn er meisterhaft ausgeführt wäre wol Beifall hervorrufen, aber den Genuß welcher aus der eigenen Natur des Gegenstandes entspringt würden wir nur in einem sehr schwachen Grade empfinden, weil die Bewegung, der Glanz und das Lichtspiel durch kein Gemälde wiedergegeben werden können; ich habe öfters gemalte Springbrunnen gesehen, aber der Eindruck welchen sie hervorgebracht war sehr ärmlich.

Der dritte Abschnitt enthält einen Vortrag „Ueber das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft", welcher 1844 zu Christiania der skandinavischen Naturforscherversammlung mitgetheilt worden ist. Es wird hier nachgewiesen daß der Streit welcher zwischen der Weltauffassung des Verstandes und der der Einbildungskraft oft zu herrschen pflegt, Nichts weiter als eine Folge der Unvollständigkeit der Bildung der Menschen ist. Darauf folgt der Nachweis von Dem was wahre Bildung des Menschen genannt zu werden verdient u. s. w. Es ist Dies eine höchst gediegene Arbeit, welche wir ganz vorzugsweise zum Selbstlesen empfehlen. Mit Auszügen läßt sich hier wenig bewirken.

„Uberglaube und Unglaube in ihrem Verhältniß zur Naturwissenschaft' ist der Titel von dem vierten Abschnitte. Er darf von Keinem ungelesen und ungenossen bleiben der Anspruch auf wahre Bildung macht. Der Verf. führt hier an einzelnen Stellen sogar eine sehr scharfe kritische Feder, indessen ist daneben auch eine in eben dem Maße höher gesteigerte Gutmüthigkeit nicht, damit das Bittere und Herbe wieder gehörig versüßt und gemildert werde. Besonders sind ihm die Leute ein Dorn im Auge welche meinen daß mit dem Wegnehmen des Überglaubens zugleich auch die Grundlage der religiösen Gläubigkeit überhaupt, und besonders die Grundlage der poetischen Phantasie wegfalle. Er trifft hier genau und scharf auf den faulen Fleck der hinterlistigen Feinde der gesammten Naturwissenschaften.

„Das ganze Dasein Ein Vernunftreich." Dies Thema behandelt der fünfte Abschnitt. Und der sechste zeigt daß „die Wissenschaftspflege als Religionsausübung" anzuerkennen ist. Jener Vortrag erweckte 1846 bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher zu Kiel große Sensation, und diese kürzere Rede ist 1814 zur Zeit des Universitätsfestes der lutherischen Reformation zu Kopenhagen gehalten worden. „Mit das Gefühl", redet er hier mit Begeisterung die begeisterte Jugend der Wissenschaften an, „daß ihr Werkzeuge seid zur Befestigung des Gottesreiches auf Erden, wenn ihr Kenntnisse verbreitet, kann euch die rechte unverdrossene Lust geben eure Brüder zum höhern Lichte, zur höhern Erkenntniß zu führen. Seht, meine jungen Freunde, Das ist der hohe Beruf zu dem ihr euch zu bilden begonnen habt. Setzt mit heiligem Eifer eure Bestrebungen fort, und ihr werdet für euch selbst eine Freude erlangen welche die Welt nicht geben kann, und euer Wirken wird Segen über das Vaterland verbreiten, und heilbringend sein für die ganze Menschheit!"

Ref. hält sich nun überzeugt seine Hauptaufgabe gelöst zu haben, daß nämlich die Leser welche ihm bis hierher gefolgt sind nicht unterlassen werden das Buch selbst zur Hand zu nehmen um sich einen vollständigen Genuß zu verschaffen, wovon hier nur ein leichter Vorgeschmack gegeben werden konnte.

Dem Herrn Kannegießer müssen wir schließlich noch ein warmes anerkennendes Wort des Dankes aussprechen für die Sorgfalt womit derselbe ein so ausgezeichnetes Werk auch ausgezeichnet auf unsern deutschen Grund und Boden verpflanzt hat. Daß das Buch mehr wie eine bloße Uebersetzung ist, fühlt jeder aufmerksame Leser.

B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 135. —— 6. Juni 1850.


## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Es kommt bei der ganzen Sache auf die Eine Frage an: Ist der Dichter ein Künstler oder ist er es nicht? Der Künstler hat es zunächst mit der uns umgebenden Wirklichkeit zu thun, wie sie als Resultat unendlicher zusammenwirkender Kräfte vor uns liegt. Diese Kräfte kümmern ihn nicht, er zerbricht nicht das bunte Spiel der Erscheinung um zu sehen wie es inwendig aussehe, sondern er nimmt es eben hin wie die Sonne, die auch nicht *sondert*, sondern über Gerechte und Ungerechte scheint. In den Formen der in diesem Sinne aufgefaßten Wirklichkeit oder vielmehr eines einzelnen Gebiets derselben, vor der Welt des Auges oder der körperlichen Gestalt, deren Auffassung durch das Auge selbst auf einem Tastsinn beruht oder auch einer noch engern Unterabtheilung, z. B. den Formen der Pflanzenwelt, lebt nun der Künstler in der Weise daß er für alle ihre Unterschiede den feinsten Sinn und die rascheste Auffassung besitzt, und daß sie für ihn die specifische Wichtigkeit haben welche für einen Jeden Das hat was dem Gebiete seines innern Lebensberufs angehört. Oder richtiger gesagt, diese Formen leben in dem Künstler; die Geschichte welche sie in der Natur haben — ich erinnere nur an die Goethe'sche Idee der Metamorphose — setzt sich auch in ihm fort. Die Phantasiethätigkeit des Künstlers ist Nichts weniger als ein vages Spiel, sondern es findet hier innerhalb eines Bewußtseins ein stetiger Zusammenhang und ein Fortwachsen jener Formen nach denselben Gesetzen statt denen dieselben in der Natur und Wirklichkeit folgen.

Indessen Dieses ist nur erst die Grundlage der künstlerischen Thätigkeit. Die Formen welche der Künstler vorführt sind nicht bloße objective Formen. Er gibt uns dergleichen wie sie in der Natur sind oder sein könnten; aber er wählt von den einen oder den andern nur diese oder jene aus. Warum? Wir sind uns Alle bewußt daß hier noch eine anderweitige Beziehung obwaltet; denken wir uns diese als fehlend, so erklären wir den Künstler welcher sich im Kreise des Bestehenden hält für einen bloßen Abschreiber der Natur, und wenn er dieses Gebiet verläßt, sein Bestreben für ein leeres Spiel. Das Kunstwerk hat eine Bedeutung für unser Gemüth, eine *Stimmung*, welche daraus hervorgeht daß der Künstler die Natur selbst mit einer gewissen Stimmung aufgefaßt und alsdann ihre Formen im Sinne derselben beibehalten oder verändert hat. Dabei wird es wenn ein Ganzes entstehen soll ohne eine Umgestaltung niemals abgehen können: denn was geht die Bäume im Walde und das Abendroth am Himmel das Gemüth des Menschen an? Sie sind einmal da nach natürlichen Gesetzen, und wenn sie einen Eindruck auf uns machen, so ist Das für *sie* ganz zufällig, und es wird sich daher in der Natur überall Etwas einmengen was einen *bestimmten* Eindruck, den wir gerade zu empfangen gestimmt sind, stört oder wenigstens gleichgültig für ihn ist. Der Künstler legt der Natur einen geistigen Sinn unter, der ihr vollkommen fremd ist, und insofern ist ein jedes Kunstwerk, so sehr es auch seinen durch die äußern Sinne aufzufassenden Elementen nach ganz eigentlich aus der Natur erwachsen ist, etwas ganz Neues, das in der Natur und ohne die Dazwischenkunft des Menschen, und dieses *bestimmten* Menschen, niemals hätte entstehen können. Allein nun fragt es sich ob denn dieser Vorgang gar keinen realen Anknüpfungspunkt an das sonst Bekannte habe, oder wie mit Einem Worte diese Unterschiebung *möglich* sei. Sie beruht auf den einfachsten Erfahrungen. Wir wissen Alle daß manche Daseinsformen der Natur in der That eine große Wirkung auf uns ausüben, daß z. B. die grüne Farbe sanft stimmt, daß ein tiefer Ton etwas Ernstes hat u. dergl. Die *Gründe* davon liegen in Gegenden der Physiologie und Psychologie, wohin unser Blick durchaus noch nicht dringt; nur *ahnen* können wir daß z. B. die psychische Bedeutung alles Rhythmischen, wohin auch Wellenfolge des Lichts oder der Töne gehört, mit der innern Rhythmik unsers Körpers zusammenhängt, derzufolge ein rascher Pulsschlag heitere Stimmung sowol zur Folge als zur Ursache haben kann, was aber selbst gerade zu erklären wäre; die *Thatsache* aber ist unzweifelhaft. Für diese Wirkungen der Formen auf uns, welche für diese selbst natürlich nur ganz beiläufig und unwesentlich sind, hat nun der Künstler ebenso wie für sie selbst das feinste Gefühl, sie stellen sich bei ihm ganz unmittelbar nicht blos bei denjenigen Formen ein die er in der Wirklichkeit findet, sondern auch bei denjenigen die sich in ihm

das Schöne" anzuschließen; „aber", sagt der Verf., „da es einen Gegenstand betrifft der nur mittelbar auf Schönheitsauffassung, aber unmittelbar auf unsere ganze Weltauffassung Einfluß hat, und da zu dessen Verständnisse die beiden frühern Gespräche nicht nothwendig sind, wird es hier mitgetheilt". Fragt man nun was hier denn eigentlich unter dem Geist in der Materie oder in der Körperwelt verstanden werde, so läßt sich Dies ungefähr so beantworten: daß die Naturgesetze in dem Dasein der Dinge außer uns als eben Das angesehen werden können was in uns die Gedanken sind. Jene sind die ewigen Gedanken wonach die Dinge sich richten, ohne zu unserm Bewußtsein zu kommen noch ehe die Wissenschaft sich in uns kundgethan hat; diese sind die ewigen Gedanken welche in uns zum Bewußtsein gekommen sind. Und sowie nun die Gedanken des Menschen seinen eigentlichen Geist ausmachen, so sind auch die Naturgesetze als Naturgedanken der Geist in der Natur der Körperwelt.

Der zweite Abschnitt heißt „Der Springbrunnen", er bildet auch ein Gespräch, aber nur von zwei Personen. Des Verf. Vorwort dazu ist folgendes: „Bei meinem frühern Besuche in Paris setzte ich mich im Garten der Tuilerien bisweilen einem Paar ansehnlicher Springbrunnen gegenüber. Der Eindruck den ich von ihnen empfing ist mir oft in Erinnerung gekommen, und hat Veranlassung zu diesem Gespräche gegeben, das beiweitem später niedergeschrieben ist, etwa vor acht Jahren. Bei meinem letzten Besuch in Paris 1846 hatte man an die Stelle dieser schönen Springbrunnen andere gesetzt, noch weit größere und prächtigere, aber mehr brausende, und sich für das große Volksgewimmel besser eignende, dagegen sie einem ruhenden Wanderer der sich einem sanften Natureindrucke hingibt minder willkommen sein dürften." Die beiden Personen heißen Alfred und Frank; Jener ist wahrscheinlich unser Verf. selbst, er unternimmt unter demselben Namen auch schon im ersten Gespräche das Amt der Erklärung und Beweisführung. Im Ganzen genommen wird hier nach den Ursachen geforscht wodurch die Springbrunnen so anregende, erhebende und wohlthuende Wirkung auf den ruhigen Beschauer auszuüben im Stande sind. Und es ist zu bewundern wie überzeugend der Verf. nachzuweisen versteht daß eben diese Ursachen gar oft in sogenannten Nebensachen versteckt liegen, welche man kaum der Mühe werth hält zu prüfen, wie der Verf. nicht einen Augenblick das wissenschaftliche Gebiet eines Naturforschers verläßt. Wir wollen eine Stelle aus diesem Gespräche hier Platz finden lassen:

Frank. Aber oft habe ich doch ein ganz entgegengesetztes Gefühl gehabt wenn ich mich dergleichen großen Gegenständen gegenüber befand. Ich erinnere mich sehr wohl daß mich in einer Berggegend wo eine ungeheuere Felswand sich vor meinen Augen erhob ein überwiegendes Gefühl von Verlassenheit und Tod befiel.

Alfred. Dies widerfährt uns leicht wenn Nichts da ist das uns kräftig an Leben und Wirksamkeit erinnert. Werden wir von einem Gefühl der Größe ergriffen indem wir von einer wüsten Steinfläche zu einer großen Felswand hinanschauen, so geschieht Dies vornehmlich dadurch daß unser eigener Gedanke in welchem unzählige Erinnerungen an andere Verhältnisse geweckt worden sind sich zu der Kraft hinwendet wodurch der Gegenstand hervorgebracht ist. Der Gegenstand selbst enthielt keine kräftige Auffoderung dazu; der Geist müßte eine eigene Richtung und Stimmung haben um hier mehr an das Naheliegende zu denken als durch den hier waltenden Tod geschreckt zu werden; anders verhält es sich wenn der Fels sich in vielen verschiedenen Formen entfaltet hat, wenn Wasserfälle glänzen, schäumen, brausen, wenn Wald und Gras bezeugen daß der Grund nicht unfruchtbar ist, wenn Vögel und Insekten die Luft beleben; da fodert die Natur uns selbst auf auch auf das Große unsere Aufmerksamkeit zu richten. Ohne Wahrnehmung des innern Lebens der Vernunft wird Das was sonst schön genannt werden könnte nur todt sein; das Lebensvolle in den Dingen weckt Leben in uns selbst, und dieses Lebensgefühl gehört mit zu dem vollen Schönheitsgenusse. Welch eine reiche Mannichfaltigkeit innerer Wirkungskraft sehen wir nicht in jenen Springbrunnen! Könnte diese davon getrennt werden, so müßte dort nur ein matter Eindruck zurückbleiben von dem Uebrigen. Ein Versuch diesen Springbrunnen zu malen würde wenn er meisterhaft ausgeführt wäre wol Beifall hervorrufen; aber den Genuß welcher aus der eigenen Natur des Gegenstandes entspringt würden wir nur in einem sehr schwachen Grade empfinden, weil die Bewegung, der Glanz und das Lichtspiel durch kein Gemälde wiedergegeben werden könnte; ich habe öfters gemalte Springbrunnen gesehen, aber der Eindruck welchen sie hervorgebracht war sehr ärmlich.

Der dritte Abschnitt enthält einen Vortrag „Ueber das Verhältniß zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft", welcher 1844 zu Christiania der skandinavischen Naturforscherversammlung mitgetheilt worden ist. Es wird hier nachgewiesen daß der Streit welcher zwischen der Weltauffassung des Verstandes und der der Einbildungskraft oft zu herrschen pflegt, Nichts weiter als eine Folge der Unvollständigkeit der Bildung der Menschen ist. Darauf folgt der Nachweis von Dem was wahre Bildung des Menschen genannt zu werden verdient u. s. w. Es ist Dies eine sehr gediegene Arbeit, welche wir ganz vorzugsweise zum Selbstlesen empfehlen. Mit Auszügen läßt sich hier wenig bewirken.

„Aberglaube und Unglaube in ihrem Verhältniß zur Naturwissenschaft" ist der Titel von dem vierten Abschnitte. Er darf von Keinem ungelesen und ungenossen bleiben der Anspruch auf wahre Bildung macht. Der Verf. führt hier an einzelnen Stellen sogar eine sehr scharfe kritische Feder, indessen fehlt daneben auch eine in eben dem Maße höher gesteigerte Gutmüthigkeit nicht, damit das Bittere und Herbe wieder gehörig versüßt und gemildert werde. Besonders sind ihm hier die Leute ein Dorn im Auge welche meinen daß mit dem Wegnehmen des Aberglaubens zugleich auch die Grundlage der religiösen Gläubigkeit überhaupt, und besonders die Grundlage der poetischen Phantasie wegfalle. Er trifft hier genau und scharf auf den faulen Fleck der hinterlistigen Feinde der gesammten Naturwissenschaften.

„Das ganze Dasein Ein Vernunftreich." Dies Thema behandelt der fünfte Abschnitt. Und der sechste zeigt daß „die Wissenschaftspflege als Religionsausübung" anzuerkennen sei. Jener Vortrag erweckte 1846 bei Gelegenheit der Versammlung der Naturforscher zu Kiel große Sensation, und diese kürzere Rede ist 1814 zur Zeit des Universitätsfestes der lutherischen Reformation zu Kopenhagen gehalten worden. „Nur das Gefühl", redet er hier mit Begeisterung die begeisterte Jugend der Wissenschaften an, „daß ihr Werkzeuge seid zur Befestigung des Gottesreiches auf Erden, wenn ihr Kenntnisse verbreitet, kann euch die rechte unverdrossene Lust geben eure Brüder zum höhern Lichte, zur höhern Erkenntniß zu führen. Seht, meine jungen Freunde, Das ist der hohe Beruf zu dem ihr euch zu bilden begonnen habt. Setzt mit heiligem Ernst eure Bestrebungen fort, und ihr werdet für euch selbst eine Freude erlangen welche die Welt nicht geben kann, und euer Wirken wird Segen über das Vaterland verbreiten, und heilbringend sein für die ganze Menschheit!"

Ref. hält sich nun überzeugt seine Hauptaufgabe gelöst zu haben, daß nämlich die Leser welche ihm bis hierher gefolgt sind nicht unterlassen werden das Buch selbst zur Hand zu nehmen um sich einen vollständigen Genuß zu verschaffen, wovon hier nur ein leichter Vorgeschmack gegeben werden konnte.

Dem Herrn Kannegießer müssen wir schließlich noch ein warmes anerkennendes Wort des Dankes aussprechen für die Sorgfalt womit derselbe ein so ausgezeichnetes Werk auch ausgezeichnet auf unsern deutschen Grund und Boden verpflanzt hat. Daß das Buch mehr wie eine bloße Uebersetzung sei fühlt jeder aufmerksame Leser.

38.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 135. —— 6. Juni 1850.


## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 134.)

Es kommt bei der ganzen Sache auf die Eine Frage an: Ist der Dichter ein Künstler oder ist er es nicht? Der Künstler hat es zunächst mit der uns umgebenden Wirklichkeit zu thun, wie sie als Resultat unendlicher zusammenwirkender Kräfte vor uns liegt. Diese Kräfte kümmern ihn nicht, er zerbricht nicht das bunte Spiel der Erscheinung um zu sehen wie es inwendig aussehe, sondern er nimmt es eben hin wie die Sonne, die auch nicht sondert, sondern über Gerechte und Ungerechte scheint. In den Formen der in diesem Sinne aufgefaßten Wirklichkeit oder vielmehr eines einzelnen Gebiets derselben, vor der Welt des Auges oder der körperlichen Gestalt, deren Auffassung durch das Auge selbst auf einem Tastsinn beruht oder auch einer noch engern Unterabtheilung, z. B. den Formen der Pflanzenwelt, lebt nun der Künstler in der Weise daß er für alle ihre Unterschiede den feinsten Sinn und die rascheste Auffassung besitzt, und daß sie für ihn die specifische Wichtigkeit haben welche für einen Jeden Das hat was dem Gebiete seines innern Lebensberufs angehört. Oder richtiger gesagt, diese Formen leben in dem Künstler; die Geschichte welche sie in der Natur haben — ich erinnere nur an die Goethe'sche Idee der Metamorphose — setzt sich auch in ihm fort. Die Phantasiethätigkeit des Künstlers ist Nichts weniger als ein vages Spiel, sondern es findet hier innerhalb eines Bewußtseins ein stetiger Zusammenhang und ein Fortwachsen jener Formen nach denselben Gesetzen statt denen dieselben in der Natur und Wirklichkeit folgen.

Indessen Dieses ist nur erst die Grundlage der künstlerischen Thätigkeit. Die Formen welche der Künstler vorführt sind nicht bloße objective Formen. Er gibt uns dergleichen wie sie in der Natur sind oder sein könnten; aber er wählt von den einen oder den andern nur diese oder jene aus. Warum? Wir sind uns Alle bewußt daß hier noch eine anderweitige Beziehung obwaltet; denken wir uns diese als fehlend, so erklären wir den Künstler welcher sich im Kreise des Bestehenden hält für einen bloßen Abschreiber der Natur, und wenn er dieses Gebiet verläßt, sein Bestreben für ein leeres Spiel. Das Kunstwerk hat eine Bedeutung für unser Gemüth, eine Stimmung, welche daraus hervorgeht daß der Künstler die Natur selbst mit einer gewissen Stimmung aufgefaßt und alsdann ihre Formen im Sinne derselben beibehalten oder verändert hat. Dabei wird es wenn ein Ganzes entstehen soll ohne eine Umgestaltung niemals abgehen können: denn was geht die Bäume im Walde und das Abendroth am Himmel das Gemüth des Menschen an? Sie sind einmal da nach natürlichen Gesetzen, und wenn sie einen Eindruck auf uns machen, so ist Das für sie ganz zufällig, und es wird sich daher in der Natur überall Etwas einmengen was einen bestimmten Eindruck, den wir gerade zu empfangen gestimmt sind, stört oder wenigstens gleichgültig für ihn ist. Der Künstler legt der Natur einen geistigen Sinn unter, der ihr vollkommen fremd ist, und insofern ist ein jedes Kunstwerk, so sehr es auch seinen durch die äußern Sinne aufzufassenden Elementen nach ganz eigentlich aus der Natur erwachsen ist, etwas ganz Neues, das in der Natur und ohne die Dazwischenkunft des Menschen, und dieses bestimmten Menschen, niemals hätte entstehen können. Allein nun fragt es sich ob denn dieser Vorgang gar keinen realen Anknüpfungspunkt an das sonst Bekannte habe, oder wie mit Einem Worte diese Unterschiebung möglich sei. Sie beruht auf den einfachsten Erfahrungen. Wir wissen Alle daß manche Daseinsformen der Natur in der That eine große Wirkung auf uns ausüben, daß z. B. die grüne Farbe sanft stimmt, daß ein tiefer Ton etwas Ernstes hat u. dergl. Die Gründe davon liegen in Gegenden der Physiologie und Psychologie, wohin unser Blick durchaus noch nicht dringt; nur ahnen können wir daß z. B. die psychische Bedeutung alles Rhythmischen, wohin auch Wellenfolge des Lichts oder der Töne gehört, mit der innern Rhythmik unsers Körpers zusammenhängt, derzufolge ein rascher Pulsschlag heitere Stimmung sowol zur Folge als zur Ursache haben kann, was aber selbst gerade zu erklären wäre; die Thatsache aber ist unzweifelhaft. Für diese Wirkungen der Formen auf uns, welche für diese selbst natürlich nur ganz beiläufig und unwesentlich sind, hat nun der Künstler ebenso wie für sie selbst das feinste Gefühl, sie stellen sich bei ihm ganz unmittelbar nicht blos bei denjenigen Formen ein die er in der Wirklichkeit findet, sondern auch bei denjenigen die sich in ihm

erzeugen, und da ist nun das Gesetz seines eigenthümlichen Geisteslebens dieses: daß sich ihm die Formen, ohne im mindesten von ihren eigenen Gesetzen abzuweichen, also z. B. ohne daß die Richtigkeit der Zeichnung verletzt würde, ohne daß überhaupt etwas Unmögliches, das freilich auf verschiedene Grundlagen zurückgeführt werden kann, vorgeführt würde, im Sinne jenes gemüthlichen Elements gruppiren.

Hiermit ist erklärt was man den künstlerischen *Blick* zu nennen pflegt. Er besteht darin daß Einer eine geistige Beziehung in die Natur hineinblickt und sie zugleich im Sinne derselben umschafft. Ich gehe etwa an einem trüben Februartage spazieren: Wiesen, Wald im Hintergrund, ein vom geschmolzenen Schnee angeschwollener Fluß hat einen Damm durchbrochen, und stürzt schmuzig daher — ein düsteres Bild! Aber zugleich heimelt mich doch schon etwas Frühlingsartiges hoffnungsvoll an, da entsteht in mir — ich mache sie nicht — über dem blätterlosen Walde eine aufdämmernde Heiterung, und ich habe — als der händelose Rafael jener Verirfrage — ein sinnvolles Landschaftsbild erschaffen. Oder man hat irgendwo ein Kind, um es in Sicherheit allein lassen zu können, in eine chaise percée als in einen Nothstall gestellt — köstliches Genrebild! bei dem sich was am Ausdruck des mehr oder weniger lebhaften Kindes, an der Beleuchtung u. s. w. noch fehlt um den ganzen möglichen Eindruck hervorzubringen, ganz von selbst ergänzt. O, es mag auch der Künstler wol dumpfe Stunden haben, in denen er erstorben im erhabensten Eichendunkel umherirren kann, und im eigentlichen Sinne des Worts den Wald vor den Bäumen nicht sieht; aber muß er nicht glücklich sein, da er die Nothwendigkeit insichträgt die Alltagswelt selbst, die uns Andere niederdrückt, beständig über die Alltagswelt zu erheben?

Ich habe hier nur Fälle der einfachsten Art angeführt, die sich unmittelbar auf die Natur beziehen. Es gibt deren andere, wo bei Gelegenheit eines Menschenwerkes ein künstlerischer Blick gethan werden kann. Die Gestalt der Athene als einer gewaffneten Jungfrau war aus irgend einer mythologischen Ueberlieferung eher da als das Ideal derselben; es ging dem Phidias zuerst auf daß dies der Rahmen sei in welchen das Antlitz eines durchgebildeten heroischen Mädchens gehöre, und die Anschauung eines solchen war ihm vielleicht vor einer bestimmten Gestalt entstanden die er im Geiste mit Helm und Lanze bekleidete. So sieht der Künstler auch nicht immer sogleich ganze Bilder, er sieht Motive, die sich irgendwo brauchen lassen werden, die in sich selbst auf einen Gebrauch hinweisen, ja er kann die Stimmung insichtragen und lange suchen bis er die ihr gemäße Anschauung findet, wie man vom Rafael in Bezug auf die Madonna della Sedia erzählt. Endlich kann auch innerhalb dieser Sphäre der Anschauung ein bewußtes Suchen in Anwendung kommen, und überhaupt leistet das innerlich Erblickte ganz dieselben Dienste wie das äußerlich Geschaute; immer aber wird der wahrhaft künstlerische Schöpfungsproceß auf die Elemente der Erblickung von etwas Natürlichem oder der Natur Analogem und der Auffassung desselben im Sinne einer innern Stimmung hinauslaufen, deren Ergebnisse denn auf die mannichfaltigste Weise werden combinirt werden können.

Und damit wissen wir nun auch was der Gedanke eines Kunstwerks ist. Unseliger Ausdruck, der ein ganzes Zeitalter zur Sisyphusarbeit einer Zurückführung der Sache auf das Denken des Verstandes und der Vernunft verdammt hat! Der Gedanke eines Kunstwerks ist nichts Anderes als das auf die angegebene Weise Erschaute, welches nicht *in* dem Kunstwerke *dargestellt*, sondern *das Kunstwerk selbst* ist. Der Kunstgedanke kann niemals durch Begriffe und Worte ausgedrückt werden — ich kann über das Kunstwerk reden, ich kann Jemandem durch mein Reden auf die Sprünge verhelfen — es ist Das ein Aufmerksammachen wie wenn ich etwa einen Theil eines Bildes mit der Hand verdecke, weil ich merke daß der Beschauende sich auf irgend eine Weise in ihn verrannt hat und ihn dem Ganzen daher nicht unterzuordnen weiß; aber nie kann ich seinen Inhalt anders mittheilen als dadurch daß ich es eben ganz wie es ist vor Augen stelle. Das folgt schon aus seinen Elementen, Anschauung und Stimmung, beide kann ich niemals anders als durch Erfahrung mittheilen; dann folgt es daraus daß es in einem Kunstwerke gar kein Wesentliches und Unwesentliches gibt. Das Kunstwerk hat ein Grundaperçu; es ist wahr, als den Phidias die Verse des Homer zur Erschaffung des Zeusideals angeregt hatten, stand das Haupt des Zeus noch nicht ausgearbeitet vor ihm; aber was war jenes Ideal selbst Anderes als die Nothwendigkeit seiner Ausarbeitung? Nur von einem Kunstwerke welches nicht da wäre könnte man den Grundgedanken als solchen angeben: dann wäre es aber kein Kunstwerk; ist wirklich ein Kunstwerk da, so wäre ein bloßer *Grund*gedanke eine bloße unvollständige Angabe: denn Das ist ja eben des Grundgedankens Grundgedanke selbst daß er nicht Grundgedanke bleibt. Man denke sich den bloßen Grundgedanken eines höchst ausgeführten Bildes von Franz Mieris, und führen andere Künstler nicht so sorgfältig aus, so ist doch gerade der Grad von Ausführung der sich in der That bei ihnen findet ein wesentliches Merkmal ihres Künstlercharakters.

Daß nun ein Kunstgedanke in diesem Sinne ein Glied eines Ganzen, eines Systems nicht bilden könne versteht sich von selbst. Es ist einerseits gar Nichts vorhanden dem er sich einordnen könnte. Er ist zwar etwas Allgemeinerm untergeordnet, nämlich der eigenthümlichen vorherrschenden Stimmung des Künstlers dem er angehört, die denselben bestimmt gerade diese Gegenstände zu wählen, d. h. mit künstlerischem Blicke zu sehen, und sie gerade so zu sehen, die also seine Werke als die Eines Menschen stempelt und ihnen einen Stil gibt; allein Dies ist nur ein subjectives Allgemeines, nur eine subjective Einheit, die sich nicht zu einer objectiven Gliederung

entfalten kann. Es kann sich zwar die Stimmung bei dem Menschen als Weltanschauung ausbilden, aber bei dem Künstler kann sie es nicht; denn sobald Dies geschähe wäre es mit dem Künstler vorbei, wir hätten Allegorienschmiede vor uns, wie davon Goethe in seiner spätern Zeit als er sich mit der Naturphilosophie einließ ein Beispiel sein würde, behielte nicht die Weltanschauung großer Künstler, weil sie eben Künstler sind, immer etwas Unbestimmtes, Lyrisches, der bloßen Stimmung Verwandtes. Andererseits kann der wahre Kunstgedanke auch darum niemals Glied eines systematischen Ganzen sein, es sei welcher Art es wolle, weil er Etwas ist zu dem man auf dem Wege eines Gedankenganges, sei es einer logischen Eintheilung oder einer dialektischen Entwickelung, niemals wird gelangen können, nämlich etwas absolut Einzelnes, und zwar sozusagen ein Einzelnes in höherer Potenz, indem er aus dem Zusammentreffen einer ganz einzelnen Naturanschauung mit einer individuellen Stimmung entsteht. Auch ist in der That niemals ein Mensch auf den Einfall gekommen, etwa in den Werken Rafael's, oder eines andern Künstlers dessen Thätigkeit wir mit einiger Vollständigkeit überblicken können, die Ausführung einer Weltanschauung durch eine gewisse Anzahl von locis zu erblicken.

Dies Alles wird für die übrigen Künste, namentlich für die bildenden, leicht und willig zugestanden, ja ich muß fürchten daß man finden wird ich habe damit zum Theil Trivialitäten vorgebracht: warum sollte es nun von der Dichtkunst nicht gelten?

(Die Fortsetzung folgt.)

## Der Pfarrer Meinhold und die Weissagung des Abts Hermann von Lehnin.

Weissagung des Abts Hermann von Lehnin ums Jahr 1234 über die Schicksale des Brandenburgischen Regentenhauses wie über den Beruf Friedrich Wilhelm's IV. zum deutschen Könige. Vorausgehend eine religionsphilosophische Einleitung für die gebildeten Leser aller Confessionen über den Begriff, das Wesen und den Unterschied aller Weissagung in alter wie in neuer Zeit. Von Wilhelm Meinhold. Leipzig, H. Fritzsche. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Ausleger hat uns mehr interessirt als der Prophet. Wir werden etwas ausführlich über Erstern sprechen, weil wir ihn nicht als eine vereinzelte Erscheinung auffassen, sondern als den Repräsentanten einer zahlreichen, bei den Mächtigen wohlgelittenen und darum einflußreichen Partei, die sich berufen glaubt in Kirche und Staat die Zuchtruthe zu schwingen, auf daß die gute alte Zeit wiederkehre und dem modernen Freiheitsschwindel für immer ein Ende gemacht werde.

Der Pfarrer Meinhold wurde dem größern Publicum vor etwa sieben Jahren bekannt, als er dasselbe mit seiner „Bernsteinhexe" aufs anmuthigste mystificirte. Man lernte ihn damals als einen talentvollen, phantasiereichen, in der Literatur der Hexenprocesse wohlbewanderten Romanschriftsteller kennen, der den tollen und rohen Spuk des mittelalterlichen Aberglaubens recht lebendig darzustellen verstand. Daß hinter der Mystification ein tiefer theologischer Zweck verborgen lag wußte Niemand, bis Meinhold selbst ihn enthüllte und den Leuten eröffnete: er habe dieses Kunststückchen nur gemacht um den in Unglauben und Zweifelsucht versunkenen Menschen einen Beweis für die Echtheit der Heiligen Schrift zu liefern. Nur Wenigen mag es klargeworden sein inwiefern der echte Ursprung der Bibel durch eine falsche Bernsteinhexe zu beweisen sei; doch zerbrach man sich darüber nicht weiter den Kopf, man gönnte dem Verf. seine Freude über die gelungene Täuschung der Lesewelt, und schmeichelte sich mit der Hoffnung noch mehr amusante Romane von ihm zu bekommen. Einigermaßen wurde diese Hoffnung durch „Sidonia von Bork" erfüllt; doch wollte diese boshafte und ränkesüchtige Zauberin nicht ganz so ansprechen wie die hübsche und unschuldige Maria Schweidler. Ziemlich gleichzeitig mit dem Erscheinen der „Sidonia" traten die Revolutionen in Frankreich, Italien und Deutschland ein. Der Verf., in seinen mittelalterlichen Studien unangenehm gestört, ergriff nun statt der belletristischen die politische Feder und donnerte gegen die Märzerrungenschaften in seiner Broschüre: „Die babylonische Sprachen- und Ideenverwirrung der modernen Presse." Hiernächst ließ Meinhold die „Weissagung des Abtes von Lehnin" folgen, und wir sind ihm für diese Schrift großen Dank schuldig, nicht gerade wegen der Prophezeiung, die wir anderweitig schon oft gelesen; auch nicht wegen der sinnreichen Auslegungen, die nur zum Theil Neues enthalten: wol aber wegen der naiven Offenheit mit welcher uns der Verf. sein eigenes Bild, seine Weltanschauung, seine Heilslehre vorführt. Mit starken Pinselstrichen und in Lebensgröße tritt uns dieses Bild aus jeder Seite entgegen; es zeigt uns einen gelehrten, belesenen, für Magie, Wundergeschichten und Dämonenwesen begeisterten Theologen, der die moderne Aufklärung gründlich verachtet, das Streben der Völker nach politischer Freiheit mit Spott und Haß verfolgt, Luther's Reformation als eine durchaus verpfuschte Sache ansieht und nur in der Rückkehr zur römisch-katholischen Kirche Rettung zu finden überzeugt ist. Daß Meinhold als protestantischer Pfarrer so große Sehnsucht nach dem Papste hat wird nicht auffallend erscheinen wenn wir seinen festen Glauben an Hermann's Weissagung in Betracht ziehen. Hat dieser Prophet Recht, d. h. müssen seine Prophezeiungen eintreffen — und Dies steht für Meinhold unwiderleglich fest —, so ist es gewiß rathsam sich schon jetzt, da die Erfüllung nahe ist, von dem trügerischen Blendwerk des Protestantismus loszusagen und der alleinseligmachenden Kirche näherzutreten. Doch auch ohne diesen Hinblick auf die Zukunft würde der Verf. vermöge seiner Vertiefung in die mittelalterliche Denkweise und seines heftigen Abscheues gegen Alles was natürliche Erklärung an die Stelle des Wunderglaubens, philosophische Forschung an die Stelle der Offenbarung und kirchlichen Autorität setzen will, vom Protestantismus ab- und dem Katholicismus zugeführt worden sein. Nicht leicht erklärlich ist es allerdings wie er trotzdem noch immer fortfahren kann Pfarrer einer protestantischen Gemeinde zu sein; doch Das ist eine Sache für sich und beweist Nichts gegen die Richtigkeit obiger Charakteristik, zu deren Begründung wir Folgendes aus dem Buche des Verf. schöpfen und uns dabei möglichst an seine eigenen Worte halten.

Nach Meinhold's Ansicht haben alle neuern Philosophen „Rattenzähne um niederzureißen, aber kein einziger hat Biberzähne um wiederaufzubauen". Das philosophische Bewußtsein ist nur der schwache Anhaltpunkt für „geistesarme Philisterseelen". Wie schlecht es mit diesem Bewußtsein beschaffen ist ersieht man daraus daß alle philosophischen Lehrgebäude miteinander in Widerspruch stehen. „Lasset uns die Möglichkeit denken, sämmtliche Gründer der Systeme von Thales bis Hegel hinab erständen von den Todten und versammelten sich zu gemeinsamer Berathung. Da würde nun anfangs das Entzücken über die gegenseitige Bekanntschaft allerdings ein großes sein; in der ersten Viertelstunde aber würde sicher schon der Widerspruch erfolgen, in der zweiten der Lärm möglichst noch größer sein als in der berliner Nationalversammlung, und in der dritten würde ein Theil entweder wie dort schimpfend und in langen Zügen den Versammlungssaal verlassen, oder sich auch gegenseitig in die Haare fallen." Diesen Widerspruch

hat man trotz aller Blindheit und Taubheit der Zeit doch ein wenig bemerkt und ist stutzig darüber geworden; aber da ist der „gemeine literarische Plapperpöbel" gekommen und hat in Millionen Zeitungen, Romanen und Journalen die wahnsinnige Idee verbreitet: diese Widersprüche wären eben das Schönste an der Sache, denn daraus müßte am Ende nothwendigerweise die Wahrheit doch hervorgehen. „Das glaubt nun das blinde, taube, unglückselige Volk, und schreit aller Enden und Orten nach: Ja, ja, so ist es. Die armen betrogenen Teufel!"

Diese Verachtung der Philosophie ist der Grundton des ganzen Buchs; sie, diese „Fünffingerphilosophie, dieser Wahnsinn der modernen Viehphilosophie, deren theoretischer Theil einzig in der Lehre vom Klugschnattern, deren praktischer einzig in der Lehre vom Zweckessen besteht", ist die Wurzel aller unserer Uebel; sie ist es welche den Glauben an Zeichen und Wunder vernichtet und das jetztlebende Geschlecht verdorben hat. „Wie kann doch dies von Schnaps, Onanie, Unzucht, venerischem Gift und überladenem Gedächtnißkram geschwächte, gott-, geist- und gemüthlose Geschlecht über solche Erscheinungen (Wunder und Propheten) lachen, und sich einbilden es sei klüger als die ganze gott-, geist- und glaubenvolle Vorzeit!" Zu den mannichfachen Abwegen auf welche die Philosophie geführt hat rechnet der Verf. auch die Ungläubigkeit mit welcher die Gelehrten lange Zeit den Magnetismus betrachteten; ironisch äußert er: „Sich um so unvernünftige Dinge zu kümmern halten die meisten dieser weisen Herren unter ihrer Würde. Gilt es aber die Entdeckung eines neuen Unkrauts, eines neuen Ungeziefers oder gar einen neuen griechischen oder lateinischen Vocabel, heda! wie stoßen die Herren in allen Zeitungen und Journalen ins Horn, um die Wissenschaft durch derlei Mirakel zu bereichern!"

Ein Mann der so schlecht auf die Philosophie zu sprechen ist kann natürlich kein Lobredner der neuern politischen Lehren von Gleichberechtigung, Nationalvertretung u. dergl. sein. Schon oben haben wir einige seiner Worte citirt mit welchen er den Gesetzgebern der berliner Nationalversammlung die Ehre anthut sie mit den philosophischen Zänkern Thales und Hegel in einen Topf zu werfen. Weiterhin verbreitet er seinen Spott über die „Kurzjacken und Speckfresser" jener Nationalversammlung, und vermengt sie mit den brüllenden Clubisten in der Bierkneipe. „Unsere erleuchtete Zeit bringt die weisen Gesetzgeber nicht mehr einzeln, sondern zu Millionen, wie ein unfruchtbarer Fichtenwald Millionen Fliegenpilze in einer Nacht, hervor. Was brauchen diese Männer Leidenschaftlosigkeit und Demuth, was brauchen diese Männer die mittelbare Erfahrung des Gegebenen in Kirche und Staat? Sie und alle Welt ist mündig geworden! Sie haben ja eine untrügliche Erfindung, eine Erfindung welche so etwa mit der Erfindung des Branntweins zugleich gemacht ist, ein looses Hutterchen, ein kleines allerliebstes Galgenmännchen, in allen Nationalversammlungen unter der Mütze sitzen, nämlich die subjective Vernunft, welche uns soviel Schönes beschert hat, wovon die dummen Alten nichts wußten als die Grundrechte, das Jagdrecht, die Habeas-Corpus-Acte u. s. w., und nun gar in dem Communismus uns endlich den Himmel auf Erden zu bescheren verspricht. O Vernunft, o Vernunft, wo finden die armen betrogenen Völker die Vernunft welche dich zur Vernunft bringt!"

Wie bereits oben gesagt und sich nun von selbst versteht, ist der Verf. ein Verächter und bitterer Feind des Nationalismus und alles Dessen was aus der Reformation Nationales hervorgegangen ist. Wieweit er aber hierin geht sehen wir am deutlichsten aus seiner Erklärung des 47. Verses der Lehnin'schen Prophezeiung:

**Inferet at tristem patriae tunc foemina *pestem*.**

Diese Pest ist nichts Anders als Luther's Reformation; das gesteht uns der protestantische Pfarrer Meinhold, und zwar so treu, ehrlich und ohne Vorbehalt, wie es seiner Denkweise eigenthümlich ist und wie jahrelange unausgesetzte Geschichtstudien sie ihm aufgedrungen, unbekümmert welches Geschrei man darüber erheben mag; denn seine Geschichtstudien sind nicht „nach erbärmlichen akademischen Heften, oder nach dem subjectiven Schnickschnack unserer schönredenden Modehistoriker, sondern nach den Quellen der Geschichte selbst, nach Chroniken u. s. w." Eine Reformation war nöthig, Das gibt der Verf. zu, aber nur nicht durch den „aller Welt- und Menschenkenntniß baren, rechthaberischen und leidenschaftlichen Luther"! Dieser Luther „wußte nicht was er wollte; seine Schriften strotzen von Widersprüchen aller Art". Eine solche Lehre konnte nicht zum Heile führen, die lutherische Kirche erstarrte daher innerhalb des ersten Jahrhunderts zu einem Eisklumpen; wo sich Leben zeigte, da war es das Leben der Zwietracht. Das hat der Verf. sogar aus den Portraits der damaligen lutherischen Geistlichen deutlich erkannt: sie erscheinen ihm fast sammt und sonders als „sauertöpfische Eisenfresser". Ganz natürlich, wie der Meister so die Jünger; Luther war ein „zanksüchtiger Mensch von brutaler Grobheit", der sogar den guten Melanchthon nicht selten „geohrfeigt" hat; ein solches Beispiel konnte nicht anders als schädlich wirken. Darum balgten sich seine geistlichen Nachfolger unaufhörlich wie ungezogene Buben herum, und ließen mit ihrem theologischen Gekeife die Welt nicht zur Ruhe kommen. Der Verf. erzählt uns mehrfache hierauf bezügliche Skandale die sich in der lutherischen Kirche zugetragen haben, und kommt zu dem Schlusse: „So hat die lutherische Lehre sich wer weiß wie oft wie ein Chamäleon gewandelt, während die katholische feststeht, und die Kirche nur hin und wieder ihre unreinen Schlacken ausgeworfen hat. Durch alle diese geistigen Kämpfe ist die Zerrissenheit unter uns zum halben Wahnsinn geworden. Niemand lehrt wie der Andere, und dennoch berufen sich Uhlich wie Hengstenberg, Rupp wie Tholuck, Wislicenus wie Lücke, Alle auf die Heilige Schrift." Das muß uns, so spricht Meinhold, zu der Ueberzeugung bringen wie wahr die Katholiken schon beim Beginn der Reformation behaupteten: daß die Heilige Schrift nur an der Hand der Tradition richtig verstanden werden könne. Während aber nach des Verf. Ansicht schon das Lesen der nicht päpstlich approbirten Bibel an sich gefährlich ist, wird diese Gefahr noch gesteigert durch den eingerissenen Hang zur Zeitungslectüre. Von der einen Seite läßt man das arme Volk mit Bibeln „überregnen", von der andern wird es mit Zeitungen und Journalen „überhagelt". Das führt dahin daß das arme Volk die Bibel in den Winkel wirft oder sie im ersten besten Branntweinladen „verkeilt", und dafür fortschrittselig in der Bibel seiner eigenen Vernunft liest, an welche seine modernen Priester, die Zeitungsschreiber, es ja immer und ewig verweisen. Doch da es Nichts darin findet geht es voll Verzweiflung durch die Stürme des Lebens und voll Entsetzen in den Tod. So spricht Meinhold von der Bibel und den Zeitungen. Wollen wir demnach das arme Volk aus dem Rachen der Hölle retten, so müssen wir ihm höchstens päpstlich verschnittene Bibeln in die Hände geben, die Zeitungen ihm aber gänzlich entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

## Notiz.

### Königin Victoria schnupft.

Auf Grund der in „Jerrold's Weekly news" enthaltenen Bekanntmachung, daß die Herren Stiven und Sohn in Laurencekirk zu Schnupftabacksdosenfabrikanten Ihrer Majestät der Königin Victoria ernannt worden seien, benachrichtigt der amerikanische „New-York standard" seine Leser: daß Ihre Majestät „bisweilen eine Prise nehme", und äußert dabei sein höchstes Erstaunen daß „diese junge Frau, die doch gewiß eine gute Erziehung erhalten, recht leidlich singen und sogar Bilder malen solle welche des Stehlens werth seien, nicht nur schnupfe, sondern sogar eine Schnupftabacksdose führe". 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 136. —— 7. Juni 1850.


## Shakspeare und noch immer kein Ende.

(Fortsetzung aus Nr. 135.)

Es ist hierfür durchaus kein Grund abzusehen. Genau dieselben Elemente wie bei den übrigen Künsten finden sich auch bei der Dichtkunst, und sie werden auch auf dieselbe Weise verknüpft. Der Dichter hat ebenso wol seine eigene Formenwelt in welcher er lebt und die in ihm lebt wie der bildende Künstler. Die Formen um die es sich hier handelt können im Allgemeinen als die Formen des Menschenlebens bezeichnet werden, insofern dasselbe als wirkliches, als reine Erscheinung mit den Vorgängen in der organischen und unorganischen Welt auf Einer Linie steht, und also seine Formen sich in derselben Unmittelbarkeit darstellen wie die des Sichtbaren und Hörbaren überhaupt. Nur freilich sind diese Formen je nach den verschiedenen Dichtungsarten und Dichterindividualitäten gar sehr verschieden, sowie ja auch unter den Malern bei dem Einen das Colorit, bei dem Andern die Zeichnung den Hauptgesichtspunkt bildet; es werden bald mehr die Gestaltungen des psychischen Lebens, bald mehr die Combinationen des äußern Geschehens ins Auge gefaßt, wie sich denn gerade dieser Gegensatz sogleich in der Begriffsbestimmung die man vom Charakter- und Intriguenlustspiele zu geben pflegt geltendmacht. Was die dramatische Dichtkunst betrifft, um die es hier zunächst zu thun sein muß, so kann als ihr Gebiet in diesem Sinne überhaupt das menschliche Vergehen in seiner Verbindung von That und Leiden, von bewußter Selbstbestimmung und unberechenbarem Zufall bestimmt werden.*) Für die hier vorkommenden Verbindungen und Verhältnisse hat der dramatische Dichter einen specifischen Sinn wie der Maler für die Gegensätze der Farben und ihre Harmonie: er erschaut im gemeinen Lebensverkehr Dramen oder in ihm brauchbare Motive, sowie der Maler Bilder sieht, und der Auffassung des Gegebenen schließt sich auch hier eine reiche Begabung zur Erschaffung des Analogen an. Am leichtesten läßt sich hier die gemüthliche Beziehung, welche aller Kunst eigen ist, auf die Bedeutung zurückführen welche wir ihr eben beilegen mußten. An und für sich hat auch ein Vorgang in der Menschenwelt eine solche natürlich durchaus nicht. Orestes erschlägt seine Mutter weil sie seinen Vater erschlagen: Das muß für Jeden der nur ein menschlich Herz in der Brust trägt erschütternd sein, sei es unter dem Gesichtspunkte des Schrecklichen überhaupt oder des Zwiespalts der Pflichten oder sonst; aber es muß sich's eben erst ein Mensch vorstellen, an sich geschieht es eben nur und ist gerade ebenso wenig schrecklich wie die grüne Farbe sanft ist, wie denn auch der Instructionsrichter als solcher in solchen Fällen die Sache rein objectiv muß betrachten können. Der Dichter betrachtet sie nicht als Instructionsrichter; für ihn ist sie gleich von vornherein nur so vorhanden wie sie für den fühlenden Menschen da ist, nur mit dem Unterschiede daß er nicht blos überhaupt eine heftige Erschütterung erfährt wie in uns Andern das bestimmte Gefühl das dieser oder jener Umstand zu erregen geeignet ist häufig übertäubt wird, sondern daß sich gerade dieses bei ihm in größter Reinheit und Feinheit ausbildet. Nun kann aber bei einer und derselben Thatsache Verschiedenes empfunden werden, jenachdem der Empfindende anders organisirt oder anders gestimmt ist. Hierauf gründet sich in diesem Gebiete der bestimmte Kunstgedanke des Werks. Der Dichter tritt mit einer eigenthümlichen Stimmung, mit einer besondern Färbung des Seelenlebens an sie hinan, faßt sie unter einem demgemäßen Gesichtspunkt auf, und jetzt ändert sich in ihm selbst Alles auf eine solche Weise ab daß es jenem Gesichtspunkt entspricht. Wo verschiedene Dichter denselben Gegenstand behandelt haben, liegt Dies klar vor. Gleich die Tödtung der Klytämnestra bietet dafür eins der schlagendsten Beispiele dar; es liegt uns eine Behandlung derselben von Aeschylos und eine andere von Sophokles vor. Wir dürfen bei Aeschylos eine strenggefaßte, fast ein wenig priesterlich-superciliöse Stimmung des Seelenlebens annehmen. Hieraus ergibt sich der ganze Kunststil seiner Werke, die Beibehaltung des höchst großartigen Uebergewichts des Chors oder vielmehr die Ausbildung eines solchen mit einem Kunstzwecke, das μεγαλόφωνον in seiner Rede, das zur

*) Die Verse des Euripides, mit denen er mehre Reden schließt,

Πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων
Πολλὰ δ'ἀέλπτως χραίνουσι θεοὶ
καὶ τὰ δοκηθέντ' οὐκ ἐτελέσθη
τῶν δ'αδοκήτων πόρον εὗρε θεός·
τοιόν δ' ἀπέβη τό δε πρᾶγμα.

gelten von jedem Drama.

Gespreiztheit hinneigt, das Eckige, Archaistische seiner Composition, und endlich auch — was nur als ein Ausfluß seines Kunststils überhaupt zu betrachten ist — die Einordnung jenes Vorgangs in eine stranggeschlossene Folge von Ereignissen, die sich mit einer sittlichen Nothwendigkeit auseinander ergeben, wie denn bei solcher strengen Gefaßtheit der Seelenstimmung auch heute noch der herbe Gesichtspunkt „daß das Recht seinen Gang gehen müsse" vorzuwalten pflegt. Ganz anders bei Sophokles. Die edelste Heiterkeit, welche das concrete menschliche Leben seiner tiefsten Fülle zu erfassen weiß, und zwar als menschliches, spricht in jeder Beziehung aus seinen Werken, aus dem Klang seiner Verse, aus dem Vorwiegen der dialogischen Partien über den Chor und den Geist der Chorgesänge selbst. Daher wird denn auch jene Geschichte ganz anders aufgefaßt: sie ist nicht Glied einer Kette sittlicher Nothwendigkeiten, sondern ein einzelnes Ereigniß von tiefpsychologischer Bedeutung, nicht mehr von rechtsphilosophischer Bedeutung. Denn nicht Orestes ist hier die Hauptperson, der den Vater rächen mußte, sondern Elektra, die jenen es aus freier Liebe zu thun dazu anleitet, und das Stück bildet daher auch nicht einen Theil einer innerlich geschlossenen Trilogie, sondern steht als in sich abgerundetes Werk allein da. Es ist interessant und lehrreich solchen Gegensätzen auch da nachzuforschen wo sie nicht historisch vorliegen, sondern nur im Geiste des Vorhandenen zu ergänzen sind. Der Oedipus des Sophokles geht nicht unter durch das unausweichliche Schicksal, das ist der Kunstgedanke des Stückes gar nicht, sondern durch Selbstthun, eigene Verschuldung, nämlich durch sein Ungestüm, seine Sicherheit, welche ein blos mögliches Schicksal in Bewegung setzt. Wenn man in dieser Beziehung den Stil der Dichter nicht unterscheidet, tappt man in der Auffassung ihrer Werke gänzlich im Dunkeln. Ulrici hat S. 445 eine Bemerkung über den letzten Grund welcher im „Hamlet" den Untergang des dänischen Königshauses bewirke. Er sagt:

> Fortinbras, dem Hamlet sterbend noch seine Stimme gibt, hat alte Ansprüche und Rechte auf das Reich von Dänemark. Eine Gewaltthätigkeit oder Ungerechtigkeit, wodurch die Familie des Fortinbras verlor was ihr gebührte, ruhte also im Hintergrund der Zeiten auf dem dänischen Königshause. Dafür büßt es in jenem tragischen Untergange.

Es ist wol sein Ernst nicht. Wer zweifelt daran daß man auf diese Idee einen Hamlet gründen könnte? Man möchte es fast beklagen daß die Shakspeare'schen Stücke so gar mächtig imponiren; die Behandlung eines ihrer Stoffe in anderm Sinne, die nur freilich in voller Unbefangenheit unternommen sein müßte, könnte unendlich lehrreich sein, wie denn in der That Schiller's Bearbeitung des „Macbeth" Dies schon ist. Aber wenn man die künstlerische Intention des Shakspeare'schen „Hamlet" in jener Idee finden will, verfährt man genau so wie man verfahren würde wenn man, angenommen es wäre nur die „Elektra" ohne den Namen ihres Urhebers und von der „Orestie" des Aeschylos nur eine Nachricht erhalten, das vorhandene Stück an die Stelle der „Koëphoren" in die letztere einconstruiren wollte.

Bei einer Auffassung von dem Dichter und der Dichtung wie ich sie hier ihren Grundzügen nach umschrieben habe wird man vor dergleichen Cruditäten wie sie nach den obengegebenen Beispielen in Ulrici's Werke vorkommen bewahrt bleiben. Halten wir uns an die angeführten Gewaltsamkeiten, so finden wir sie zunächst durch zwei dogmatische Ansichten bedingt, die unter der Firma einer Weltanschauung in das Drama eingeschwärzt wurden: daß das Drama keinen Zufall enthalte (metaphysische Deduction des Todes des Grafen Paris und des Mercutio und Tybalt als tiefbedeutungsvoller Wendungen), und daß in ihm Keiner unschuldig leide, sondern jedem Leiden zuletzt doch die Vergeltung einer Schuld zugrundeliege (Cordelia, Desdemona). Es ist durchaus kein Grund zu diesen Annahmen vorhanden. Warum soll das Drama keinen Zufall gelten lassen? Es gibt ja dergleichen. Warum soll es nicht Unschuldige leiden lassen? Dergleichen kommt ja vor. Daß man nur nicht etwa einwende es gebe keinen Zufall; es gibt in letzter Instanz auch keine Ursache und Wirkung: soll sich auch ihrer das Drama enthalten? Beides sind eben nur Kategorien der Erscheinung, aber gerade der Erscheinung bemächtigt sich ja die Kunst im Lichte der Beziehung auf den Menschen, der selbst mitten in der Erscheinung steht. Und was die Nemesis betrifft, die allen Leiden zugrundeliegen soll, da muß ich ein Wort aussprechen bei dem man mich vom Kopf bis zum Fuß ansehen und fragen wird: Wer bist du daß du so reden darfst? Seht ab von mir, und nehmt an ein Narr habe die Worte zusammengewürfelt, aber es bleibt doch wahr: es tauchen in unserer Zeit unter der vornehmen Hülle unendlich tiefer speculativer Wahrheiten bisweilen die trivialsten Plattheiten des vorigen Jahrhunderts wieder auf; was wird hier Anderes vorgebracht als eine poetische Gerechtigkeitslehre, die sich, indem sie das Unglück auf eine Schuld zurückführen will, von der alten, die nur der Tugend das Glück folgen lassen wollte, nur dadurch unterscheidet daß sie nicht so harmlos ist? An einer andern Stelle nimmt Ulrici Anstoß daran daß in Macbeth die sittliche Versöhnung nicht eine innerliche sei, daß er sich nicht bekehre. Da haben wir die Goethe'sche Auslegung der Aristotelischen καθάρσις, es scheinen sich hier alle möglichen Irrthümer vereinigen zu sollen. Muß man es heutzutage wiederholen daß das Kunstwerk nur ein ästhetisches Ganzes ist? Oder ist es etwa auch im Bilde eines Schiffbruchs irgendwo angedeutet daß die Leute mit Recht umkommen, ist im Laokoon der bildenden Kunst die mindeste Spur vom Laokoon des Virgil vorhanden, der den Speer in den Bauch des hölzernen Rosses rennt und dafür — freilich nicht einmal vermöge einer göttlichen Gerechtigkeit, sondern vermöge einer göttlichen Heimtücke — zugrundegeht? Wir sind nicht berechtigt von den Kunstwerken eine sittliche Versöhnung zu fodern; denn es gibt Fälle, und es sind die meisten, wo diese im Laufe der irdischen Dinge nicht

eintritt. Daß Dem so ist das ist eine Form der Existenz, so gut wie jede andere, und der Künstler kann sie daher gebrauchen wie jede andere, ja er kann ein ganzes Werk darauf gründen, er kann geradezu einen Mann vorführen „an dem mehr gesündigt worden als er selbst gesündigt". Nur eine ästhetische Versöhnung, das heißt einen ästhetischen Abschluß kann man vom Künstler fodern, und nur zufällig fällt dieser mit einem sittlichen zusammen, wenn nämlich dem Werke gerade das entgegengesetzte Aperçu zugrundeliegt, nämlich daß doch die Schuld sich schon auf Erden räche. Im andern Falle wird der ästhetische Abschluß um so vollkommener sein, jemehr der sittliche fehlt, ebenso wie das Ecce homo! das vollkommenste ist das den Erlöser am tiefsten leidend darstellt. Auffassung einer Form der Wirklichkeit, sei es aus der Natur oder aus der Einbildungskraft, im Sinne einer durchgreifenden Stimmung, hierauf, ich muß es wiederholen, ist alle Kunst zurückzuführen. Da haben wir z. B. „Romeo und Julie", was ist der Inhalt des Stücks? Sollte es wol jemals einem Menschen ans Herz gegriffen haben, wenn in ihm nur die abstracten Mächte von Staat und Familie oder von Liebe und Familienverband mit den Personen wie mit Schachfiguren ihr Spiel trieben?

> Es ist eine alte Geschichte,
> Doch bleibt sie ewig neu,
> Und wem sie just passiret,
> Dem bricht sie das Herz entzwei.

Das ist der Inhalt des Stücks! Und da mag nun Shakspeare das volle Gefühl davon eine Zeitlang mit sich herumgetragen, und wie Rafael in dem eben angeführten Falle ein Wirkliches gesucht haben, daran sich es darstellen ließe, bis er eine alte italienische Novelle in die Hände bekam, oder mag es ihm bei der Lecture der letztern aufgegangen sein daß sie in sich selbst dazu auffodere zum Rahmen dieses Seelengemäldes gebraucht zu werden, soviel ist sicher, eine passendere Localität, passendere Verhältnisse und Umstände, um die alte Historie vom Pyramus und der Thisbe, denn Das ist es ja im Grunde, in vollster, kräftigster Beleuchtung, mit den wirkungsvollsten Gegensätzen, und mit vollständigster Erschöpfung jeder im Stoffe liegenden Andeutung auszuführen, konnte es schlechterdings nicht geben: da faßte Shakspeare den so entstandenen künstlerischen Gedanken mit der Intensität des Genies ins Auge, und mit riesenhafter Keimkraft, wie wenn nach den Tropenregen der glühende Sonnenschein zurückkehrt, entsprang hier die vorbereitende Episode von der Rosamunde, dort die Gestalt der Amme und der heitere Freund Mercutio, und der Umstand daß, da doch Jemand in dem Kampfe der Familien fallen muß, sonst wäre er ja nicht ernstlich geschildert, bei steigendem Ernste der Geschichte gerade dieser von der Bühne verschwinden mag, und alles Uebrige wie es sich in unendlicher herüber- und hinübergehenden Zweckmäßigkeit verschlingt, die man schon verfehlt, wenn man sie in zeitlicher Folge auseinandersetzen will.

(Der Beschluß folgt.)

## Der Pfarrer Meinhold und die Weissagung des Abts Hermann von Lehnin.

(Beschluß aus Nr. 135.)

Doch dürfen wir dabei nicht stehen bleiben; denn jener trostlose Zustand ist nicht blos der des armen Volks, sondern fast der ganzen protestantischen Kirche, die Geistlichen miteingerechnet. „Das ist die Strafe für das Losreißen von der objectiven Erfahrung" (d. h. vom Katholicismus); „Das ist die Strafe für den Aberwitz sich allein für klug zu halten, und alle seine Väter (d. h. die Katholiken) „für Sklaven der Dummheit und der Unvernunft"! Es muß also ein anderer Zustand kommen, oder die Kirche Gottes wird, wie Meinhold versichert, von den Wasserfluten des Rationalismus weggeschwemmt, und die grause Nacht der Barbarei verschlingt dies „unglückliche, klugrednerische und wahnsinnige Geschlecht noch eher als es die Hölle verschlungen hat". Daher zurück zur päpstlichen Herrschaft! So will es Pfarrer Meinhold, indem er jedoch die Hoffnung durchschimmern läßt es werde sich der Papst wol zu einigen Concessionen herablassen, und z. B. die Priesterehe, den Kelch beim Abendmahl der Laien, die Beibehaltung ihrer Sprache beim Gottesdienste zugestehen.

Das ist das neue Evangelium; und es wird erfüllt werden wenn Bruder Hermann von Lehnin, auf den wir jetzt einige Blicke werfen wollen, der untrügliche Prophet ist für welchen sein Ausleger ihn hält.

Bei allen Weissagungen stellt sich die Eigenthümlichkeit heraus daß sie vor dem Eintreten der prophezeiten Ereignisse dunkel und vieldeutig sind; sind diese Ereignisse aber endlich gekommen, so wird es den Gläubigen augenblicklich klar was der Prophet eigentlich hat sagen wollen. Nehmen wir z. B. den Vers 81 der Lehnin'schen Prophezeiung:

> Mox juvenis fremit, dum magna puerpera gemit
> (Bald tobt ein Jüngling einher, während die große Gebärerin seufzet), —

so würde vor 120 Jahren Niemand den Sinn dieser Worte auch nur einigermaßen verstanden haben, während es jetzt dem Erklärer ganz offenbar erscheint daß dieser Vers nichts Anderes bedeutet als das Auftreten Friedrich's II., und seine Kämpfe mit Maria Theresia. In gleicher Weise, d. h. nach dem Eintreten der Begebenheiten, zeigt es sich daß alle Voraussagungen des Abtes Hermann, betreffend den Untergang des askanischen Geschlechts, die Schicksale der Mark unter bairischen und luxemburgischen Herrschern, sowie unter den zunächst darauffolgenden Hohenzollern vollkommen eingetroffen sind. Wir haben nun mit gleicher Zuversicht zu erwarten daß auch Vers 95:

> Et pastor gregem recipit, Germania regem
> (Und der Hirt erhält die Heerde, Deutschland den König) —

die Geschichte unserer nächsten Zukunft insichschließt. Pastor ist ohne Zweifel der Papst, und Deutschlands König wird Friedrich Wilhelm IV. sein. Das wird und muß so sicher geschehen wie Alles was Hermann Lehnin über die frühere Zeit prophezeit hat. Gleichwol hat der König die im April v. J. ihm angetragene Kaiserkrone nicht angenommen; er mußte sie ablehnen, woran er nach Meinhold ganz Recht gethan. Denn „die pfeifenden Kirchenratzen zu Frankfurt" hatten ja diese Kaiserkrone so „ausgeschrotet" daß ihre Herrlichkeit nicht mehr zu kennen war; sie hatten die alten Perlen und Diamanten des Heiligen römischen Reichs „unter ihren wühlerischen Pfoten verschüttet". Aber auch abgesehen hiervon war es zur Annahme noch nicht Zeit. Es heißt nämlich in der Prophezeiung nicht „Germania regem et pastor recipit gregem", sondern umgekehrt, wodurch auf das klarste angedeutet wird daß erst die Rückkehr zum Katholicismus vorsichgehen soll. Durch welche Mittel diese Bekehrung erfolgen wird weiß Meinhold nicht. „Ebenso wenig als durch die Ueberredung, welcher Art sie auch sei (selbst nicht durch ein Concil der gesammten Christenheit), wird der Rücktritt der Massen, denn von diesen nur

kann hier die Rede sein, durch Waffengewalt erfolgen, und Friedrich Wilhelm IV., der theuere, edle Herr, welcher in der Nacht vom 18. zum 19. März 1848 sein Heer zurückrief um seines verblendeten Volks zu schonen, würde sicher wenn auch die Prophezeiung an ihm selbst in Erfüllung ginge nicht die geringste Miene machen durch Waffengewalt auch nur einen einzigen Menschen, geschweige sein ganzes Volk zu bekehren. Und dennoch soll das Letztere geschehen: Dies deutet das Wort «grex» (Heerde) auf unzweifelhafte Weise an. Darum kann und muß das Außerordentlichste vorausgehen. Was es aber sei, und ob vielleicht der Judenfrevel damit in Verbindung stehe, wie das merkwürdige «et» Vers 95 anzudeuten scheint, ist wol bisjetzt in keines Menschen Sinn gekommen, also auch nicht in den meinen."

Mit dem ebenerwähnten Judenfrevel hat es eine eigene Bewandtniß. Es sagt nämlich Vers 94:

Israël infandum scelus audet, morte piandum
(Israel wagt den grausen, mit Tod zu büßenden Frevel) —

Was mag das für ein Frevel sein? Meinhold kann es uns nicht verrathen; daß aber nach der talmudischen Lehre die Juden zu jeder Abscheulichkeit fähig seien, glaubt er im dritten Theile seiner „Sidonia" bereits dargethan zu haben. „Und daß unter allen Wühlern die Judenjungen obenan stehen, daß die Gelder zu den demokratischen Bewegungen größtentheils von Juden kommen, und Juden sich heutzutage überall mit dummdreister Frechheit vordrängen, ist ebenso bekannt als was der königsberger Judendoctor Jacobi — ja, du bist mir der wahre Jakob! — sich gegen des Königs Majestät in dessen eigenem Palast unterstanden hat, wofür er zu den Zeiten des Bruders Hermann von Lehnin ohne Weiteres zwischen zwei Hunden aufgehängt worden wäre. Es läßt sich also immerhin an dieser betrübenden Mauschel-Ouverture auf ein folgendes, noch betrübenderes Trauerspiel schließen, wobei Israel selbst den Kürzern ziehen, und das mit seinem Blute enden wird und soll." Der Verf. kann nicht umhin bei dieser Gelegenheit seine Empörung über eine „Niederträchtigkeit" auszudrücken; es ist nämlich in einem zu Berlin „bei dem Juden Cohn erschienenen und wahrscheinlich von einem Juden geschriebenen schandbaren Pamphlet" statt Israel gesetzt is rex, sodaß der König als Derjenige hingestellt wird welcher den todeswürdigen Frevel begeht. Gegen diese abscheuliche Lesart zog der Verf. bereits in der „Neuen preußischen Zeitung" zu Felde; doch erfuhr er bald nachher daß in der That eine solche Lesart existirt; bereits ein früherer Herausgeber der Lehninschen Weissagung, ein Dr. Wenner, hatte sie aufgenommen, was so großes Aufsehen erregte daß Wenner dafür im J. 1845 in eine Criminaluntersuchung gerieth und in erster Instanz zu halbjähriger Festungsstrafe, Verlust der Nationalcocarde, und Tragung der Proceßkosten verurtheilt wurde; nur dadurch erwirkte er in weiterer Instanz seine Freisprechung daß er durch einen nach vielen Orten hin unterhaltenen Briefwechsel das wirkliche Vorhandensein jener Lesart nachwies. Das beirrt indeß Hrn. Meinhold keineswegs, denn „nicht allein die Feinde des Hauses Hohenzollern, sondern auch unwissende Abschreiber haben seit 100 Jahren ein solches Rührei von Lesarten in unsere Weissagung gebracht daß der Sinn oft ganz unverständlich ist". Ein größeres Bedenken dürfte für alle Diejenigen welche dem Hause Hohenzollern noch ein langes Bestehen wünschen darin liegen daß der Prophet Vers 93 spricht:

Tandem sceptra gerit, qui stemmatis ultimus erit
(Endlich führet der Letzte von diesem Stamme das Scepter).

Aber nach unserm Ausleger hat das Wort ultimus gar keine Besorgniß erregende Bedeutung; nur „radicale Schurken aller Art" haben diesen Vers dahin zu verdrehen gesucht daß Friedrich Wilhelm IV. der Letzte seines ganzen Geschlechts sein würde. Dieser Behauptung tritt Meinhold mit absoluter Bestimmtheit entgegen, da es im mittelalterlichen Latein nicht ultimus sondern ultimissimus, der Allerletzte, geheißen hätte, wenn der Prophet das Ende des Hohenzollernschen Regiments bezeichnen wollte. Der genannte Fürst wird also nur der letzte König, aber der erste Kaiser seines Stammes sein. Auch wird jede derartige Befürchtung vor dem gänzlichen Erlöschen der preußischen Dynastie von dem Verf. durch Bezugnahme auf Vers 97 zurückgewiesen, in welchem geschrieben steht daß die Mark die Ihrigen zu pflegen wagen wird, „was sich nur auf das Geschlecht Hohenzollern und nicht auf unsere Barrikadenbengel, Justizjungen und Judenjungen beziehen kann, die Alle in den Staub gelegt werden sollen".

Als letzter und wichtigster Theil der Lehninschen Prophezeiung steht uns demnach bevor: allgemeines Deutschthum unter preußischem Scepter, wohlgemerkt aber erst dann wenn nach allgemeiner Judenverfolgung die allgemeine Bekehrung zum Katholicismus erfolgt sein wird.

Mag man von diesen bedingenden Sätzen der Weissagung halten was man will, jedenfalls gewinnen sie eine schwere Bedeutung wenn sie nicht blos als Enthüllung der Zukunft, sondern als Richtschnur des Handelns für Diejenigen gelten welche mit dem Losungsworte „Rückwärts" die Zukunft zu beherrschen wähnen, und zu diesem Zwecke eine dichtgeschlossene Kette bilden, die sich durch alle Schichten der Gesellschaft bis zu jenen Höhepunkten hinzieht auf denen die materielle Macht sich concentrirt. Nicht überall sind die Ringe dieser Kette sichtbar, nicht immer lassen sie sich so klirrend und raschelnd hören wie in den Expectorationen unsers frommen Doctors der Theologie; nirgend aber fehlen sie, und unablässig schlingen sie sich fester um die religiöse und politische Freiheit der Völker. Ob es gelingen wird die mit der Menschenwürde unzertrennliche Freiheit in jene Kette zu schmieden, und uns in das mittelalterliche Dunkel zurückzuversenken? Hierüber sind wir der Ansicht daß man Gott mehr als den Propheten trauen und die Beantwortung dieser Frage außerhalb der Lehninschen Weissagung suchen muß.

45.

---

## Literarische Notiz.

### Das neueste englische Werk über Franz I.

Die Verfasserin von „Louis XIV" und der „City of the Sultan" hat mit viel Fleiß das Leben Franz' I. geschrieben, soweit uns bekannt das erste vollständige Werk über ihn.*) Auch besitzt es den Schmuck einer ganzen Galerie von trefflichen, nach authentischen Gemälden gestochenen Portraits. Wir heben unter einigen kleinen Irrthümern den ziemlich verbreiteten und sogar von mehren Künstlern illustrirten heraus, der Leonardo da Vinci in den Armen Franz' I. sterben läßt, eine Angabe welche allein auf folgender Thatsache beruht: Zur Zeit des Todes des großen Meisters, der im Château de Clour bei Amboise erfolgte, verweilte der König im Palaste von St.-Germain-en-Laye, etwa 150 Meilen entfernt, um das „accouchement" der Königin zu erwarten. Obschon Miß Pardoe der vermeintlichen edeln Kürze des von Franz nach der Schlacht bei Pavia an seine Mutter geschriebenen Briefes keinen Glauben schenkt — man nahm bekanntlich an daß er blos aus folgenden Worten bestand: „Madame; tout est perdu hors l'honneur" —, so hätte sie noch, statt sich auf den Widerspruch Sismondi's zu berufen, welcher sich auf das Zeugniß Nicaise Ladam's stützt, die Manuscriptregister des französischen Parlaments vom 10. Nov. 1525, in welchen der Brief buchstäblich steht, befragen müssen.

7.

*) The court and reign of Francis the first, king of France. By Miss *Pardoe*. (3 Bde.)

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 137. —— 8. Juni 1850.

## Shakspeare und noch immer kein Ende.
(Beschluß aus Nr. 136.)

Was der Mensch liebt das schmückt er mit dem Besten was er hat. Behängt der Wilde seinen Götzen mit Glasperlen und Flittergold, so mag auch wol der Philosoph seinen Lieblingsdichter mit speculativistischen Ideen behängen. Aber warum mußte diese liebenswürdigste aller Menschlichkeiten gerade an der Dichtkunst ausgeübt werden?

Ihr besonderer Inhalt setzt sie einem Misverständnisse aus, das allerdings nur durch sorgfältige Unterscheidung zweier nahverwandter Begriffe vermieden werden kann. Alle Kunst gibt reine Anschauungen, das heißt Anschauungen welche theils in ihrer ursprünglichen Fassung, theils durch Umgebung und Gegensatz für unser Auge zum höchsten Grade ihrer selbst hinaufgesteigert sind. So ist z. B. ein Glanz der Farben wie er auf Blumenstöcken vorkommt weiter nicht vorhanden, ja auf diesen selbst materiell genommen, wenigstens in solchem Grade gar nicht da; denn verdeckt man das Uebrige, so wird die einzelne Farbe keineswegs so prachtvoll sein wie sie neben den andern erscheint, wie denn auch in poetischen Werken einzelne Stellen, z. B. Hamlet's Monolog, wenn sie außerhalb des Zusammenhangs betrachtet werden, sich bisweilen unbegreiflich unbedeutend darstellen. Diese reinen Anschauungen sind aber Nichts weniger als abstracte Anschauungen; es ist nicht Roth oder Grün überhaupt was uns hier ins Auge leuchtet, sondern die Reinheit besteht im Gegentheil darin daß die volle Concretheit des Dargestellten in höchster Eigenthümlichkeit auftritt; das Farbentalent des Malers hat gerade den Sinn daß er für eine gegebene unendlich einzelne Nuance die Ergänzungsfarbe zu erblicken weiß. Auch in der Dichtkunst kommt Alles auf die reine Anschauung in diesem Sinne an. Wenn z. B. in „Romeo und Julie" das Motiv von außen gehemmter Liebessehnsucht behandelt ist, so waren, je intensiver die dabei zugrundeliegende Anschauung war, die Liebenden von vornherein um so bestimmter als liebende Menschen, als liebende Einzelne erschaut; denn was liebt im Menschen wenn es nicht das Individuum ist? Und dieser Einzelnen Geschick ist es denn auch nur was sich im Drange der Umstände vor uns so tragisch gestaltet; wären sie andere, so müßten dazu andere Veranstaltungen getroffen werden. Allein der Umstand daß die Dichtkunst es mit der sittlichen Welt zu thun hat, veranlaßt hier eine Verwechselung. Die Auffassung dieser letztern nämlich — es ist hier nicht meines Amtes eine Billigung oder Misbilligung derselben auszusprechen —, derzufolge das ihr Zugrundeliegende gewisse allgemeine sittliche Mächte, Staat, Familie u. s. w. seien, die man in der Weise der Platonischen Ideen hypostasirte, empfand ein Bedürfniß solche Potenzen irgendwo in ihrem Durcheinanderspielen beobachten zu können, und da überhaupt die ästhetische Anschauung als die Unmittelbarkeit der speculativen betrachtet wurde, mußte Dies in der Dichtkunst stattfinden, und so legte man in raschem Zugreifen die reine Anschauung derselben als abstracte aus, und der Inhalt eines Werkes sollten z. B. die Liebe selbst (αὐτὸς ὁ ἔρως), der Staat selbst u. s. w. und die Beziehungen dieser Allgemeinheiten unter sich sein.

Es darf nicht verschwiegen bleiben daß Ulrici mehr als Einen Anlauf nimmt sich aus diesen Fesseln loszumachen, nur begnügt er sich, wie z. B. auch Hiecke in seiner Schrift über den „Macbeth", damit diesen oder jenen gesundern und unbefangenern Gesichtspunkt neben dem speculativen geltendzumachen, der doch, wenn er überhaupt gelten sollte, eine entschiedene Losmachung von dem letztern insichschlösse, wenn er nicht gar, was sich ihm in dieser Art aufdrängt, im Sinne seiner speculativistischen Auffassung selbst umzudeuten sucht. In der erstern Beziehung kommt besonders in Betracht daß er die verschiedenen Perioden in Shakspeare's Dichtung (S. 196 fg.) auf die verschiedene Färbung seiner individuellen Seelenstimmung zurückführt, wie sie sich in den verschiedenen Lebensaltern gestaltet, wo denn besonders ein gewisser Ernst, ja Trübsinn in der letzten von ihnen auf die Dichtung großen Einfluß geübt habe. Aber daneben besteht die „Weltanschauung" als sich immer gleichbleibende, und „Othello", der eins der letzten Erzeugnisse Shakspeare's ist, findet sich in der „ideellen Ordnung" der Stücke gleich in zweiter Stelle neben „Romeo und Julie", dem Jugendwerke, eingereiht! Ferner ist die Auffassung Shakspeare's als eines historischen Dichters, welche Ulrici durchzuführen sucht, von großer Wichtigkeit; denn es liegt in ihr geradezu eine Ahnung daß der Dichter es mit der Wirklichkeit, mit der Erscheinung, mit dem frischen Leben zu thun habe. Nämlich es schiebt sich ihm eine nur formelle Identität

von Shakspeare's Auffassung mit der Geschichte unter. Nach S. 294 soll auch darin schon etwas Historisches liegen „daß Nichts bei ihm allein steht, jede Rede, jede That, wenn auch anscheinend rein subjectiv, doch ihre Beziehung zum Ganzen habe, organisches Glied der Einen großen Action sei" u. s. w. Und S. 306 heißt es: wie die dramatische Composition die Weltgeschichte repräsentiren soll, so habe sie ihr Vorbild in deren ewiger Ordnung und organischer Entwickelung. „Wie hier eine unendliche Mannichfaltigkeit selbständiger, frei sich bewegender Individuen zu einer vielgegliederten Einheit zusammenstrahlt und zu Einem unverrückbaren Ziele sich fortbewegt, so soll im Drama jede Figur ihr eigenes freies Feld behaupten" u. s. w. Das heißt in wissenschaftliche Prosa übersetzt am Ende nur: das Drama soll einen wirklichen concreten Vorgang vorführen wie die Geschichte. Aber wir haben schon gesehen daß das Drama die Geschichte selbst repräsentiren soll, es soll eben *ihr* Vorgang sein den es vorführt, *ihre Substanz* soll uns durch dasselbe gezeigt werden, und da nun die Substanz der Geschichte nach Ulrici eben in jener religionsphilosophischen Anschauung liegt, derzufolge der Mensch zwar handelt, aber zugleich Gott — was er mit den Geschichtschreibern ausmachen mag —: so wird gerade durch diese Zurückführung auf die Geschichte dem Speculativismus Thür und Thor geöffnet. Ja was das Schlimmste ist, mit dieser Auffassung tritt Ulrici gar auch noch in die Reihe jener Aeltern ein die sich den Shakspeare im Sinne einer ästhetischen Modeidee auslegten. Wem gellen nicht die Ohren von dem Geschrei nach dem historischen Drama? Und wenn er sich für die Behauptung daß Shakspeare's Drama ein historisches sei darauf beruft daß „Hamlet" als seinen Zweck bezeichne der Zeit den Spiegel vorzuhalten, so weiß ich nicht was zu Gunsten einer vorgefaßten Meinung interpretiren heißt, wenn es hier nicht geschieht; oder sollte irgend Einer von uns jemals daran gezweifelt haben daß „die Zeit" hier eben nur „die Leute" bedeute? Man wird auch nächstens Shakspeare zu einem Anhänger oder Vorläufer der speculativen Philosophie machen; denn es ist ja offenbar daß er bei den Worten: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden als wovon eure Philosophie zu sagen weiß", an die blos empirische Wissenschaft seines Zeitgenossen Baco von Verulam gedacht habe.

Wenn nun auf diese Weise die reine Kunstbetrachtung bei Ulrici so wenig zum Durchbruche kommt, so ist es freilich erklärlich daß von denjenigen Behandlungsarten der Sache welche durch diese bedingt werden bei ihm auch nicht eine Spur anzutreffen ist.

Zuerst fragt es sich: Wie wird man sich von diesem Standpunkte aus zu dem einzelnen Werke zu verhalten haben? Von einer Auslegung des Gedankeninhalts, wie sie bisjetzt betrieben worden und wie sie auch Ulrici betreibt, kann nicht mehr die Rede sein: denn so ein Inhalt ist gar nicht da. Die einzige Aufgabe welche hier der Kritik vorliegen kann wird, wie oben angedeutet worden, darin bestehen das Werk in seiner ganzen Eigenthümlichkeit für die Anschauung vermitteln zu helfen. Dies möchte man nun etwa durch Vergleichung desselben mit andern, besonders mit solchen die denselben Stoff behandeln, zu bewirken suchen. Es können auf diesem Wege nützliche Ergebnisse gewonnen werden, wie die oben versuchte Gegeneinanderhaltung der Bearbeitungen des über Klytämnestra verhängten Gerichts von Aeschylos und Sophokles zeigen mag. Allein im Grunde gibt ein solches Verfahren doch immer nur äußere Gesichtspunkte; auch bleibt es dem Zufall überlassen ob sich Gelegenheit zu seiner Anwendung findet. Der einzige in der Sache selbst liegende Weg der Kritik besteht darin, das Kunstwerk *mit sich selbst*, das heißt mit der realen Daseinsform, die zu seinem Entstehen Veranlassung gegeben hat und in sie umgedichtet worden ist, zu vergleichen. Wie der Stoff, das heißt beim Drama, die zugrundeliegende Geschichte etwa in einer Novelle oder Ballade, oder wenn das Stück einen historischen Gegenstand behandelt, die Darstellung des Geschichtschreibers den der Dichter benutzt in einem gewissen Sinne, unter einer gewissen Färbung aufgenommen und entwickelt worden, und wie sich ihm Anderes, hier nicht Gegebenes ankrystallisirt habe — Dies darzustellen ist das Amt der kritischen Betrachtung des Werkes. Hierzu macht Ulrici auch nicht den entferntesten Versuch. Nur ganz anhangsweise führt er etwa an woher die Stoffe der einzelnen Stücke entnommen, bewundert dann auch wol (S. 452) wie der Dichter aus so Wenigem soviel gemacht, ja rühmt ihn gar (S. 515) daß er im Grunde Alles aus sich selbst genommen: als wenn nicht Das die Hauptsache wäre *wie* er das Viele eben aus dem Wenigen, welches also auf das sorgfältigste ins Auge zu fassen ist, gemacht, und als wenn es nicht sein größter Ruhm wäre etwa einmal fast Alles *nicht* aus sich genommen, sondern mit einer geringen Veränderung dem gegebenen Stoffe eine eigenthümliche und neue Wendung mitgetheilt, ihm einen neuen Geist eingehaucht zu haben! Ulrici hat auch nicht die mindeste Ahnung von der Bedeutung dieses geistigen Vorganges, und wie Dies gerade das Grundverhältniß der Kunst ist daß der Künstler sich selbst einem solchen Stoff entgegensetzt, welchen er sich alsdann wieder geistig assimilirt, und wie damit daß man dieser Beziehung, der einzigen in welcher das Kunstwerk steht, nachforscht, dasselbe allein *als* Kunstwerk begriffen werde.

Das Zweite was in Folge der reinkünstlerischen Auffassung der Dichter in einem ganz andern Sinne wird bewirkt werden müssen ist die Einreihung derselben in ihrer Totalerscheinung in einen historischen Zusammenhang. Diese ist bisher immer nur in Beziehung auf den Inhalt, auf die Tendenzen geschehen, wovon gerade Ulrici in Bezug auf Shakspeare ein so schlagendes Beispiel gibt daß man der Anführung jedes andern überhoben ist, ich meine die oben schon angeführte Ansicht, derzufolge sich in den Mysterien, Moralien, und dem John Heywood nur gewisse Momente der christlichen Weltanschauung verwirklicht, daß doch das Mittelalter, dem diese Dinge ja genügten, so gar keine Einsicht von der christ-

lichen Weltanschauung gehabt hat, und Das solange nach dem Augustin! bis dieselbe denn bei Shakspeare vollkommen in die Erscheinung getreten. Aber von jetzt an entsteht die Foderung einer wahren Kunstgeschichte der Poesie, in welcher nicht nur die äußern Formen, sondern auch die innere Auffassung des Stoffs bei den verschiedenen Dichtern in derjenigen Weise wie Dies oben in Bezug auf Aeschylos und Sophokles angedeutet worden als Stilunterschiede darstellen, und in diesem Sinne in einen Entwickelungsgang eintreten. Daß sich hiervon bei Ulrici Nichts findet ist ihm freilich persönlich nicht zur Last zu legen, wenn auch der Umstand daß die richtige historische Behandlungsweise bei ihm fehlt die Erscheinung erklären hilft daß sich bei ihm mit historischen Gesichtspunkten überhaupt die mannichfaltigen Verirrungen verbinden können welche wir nachgewiesen. Es ist nicht zufällig daß wir uns in Bezug auf ein Beispiel der gefoderten Auffassungsweise auf die griechischen Tragiker angewiesen sehen: denn die Geschichte der griechischen Tragödie ist die einzige Partie der Geschichte der Poesie welche bisjetzt in kunstgeschichtlichem Sinne durchgeführt worden. Der Winckelmann der Geschichte der Poesie wird noch erwartet. Was man bisher so nannte ist, mit geringen Ausnahmen, nur Culturgeschichte, die eben an dem Gange der Dichtung demonstrirt wird, wie sie auch an dem Gange der Waden in der Kleidertracht oder im Schuhwerk demonstrirt werden könnte. Indessen wenn man allgemein zugibt daß Winckelmann nicht nur die Geschichte der bildenden Kunst des classischen Alterthums den Grundzügen nach aufgestellt, sondern für alle Geschichte der bildenden Kunst die allgemeinen in der Sache selbst liegenden Gesichtspunkte gefunden hat, weshalb er auch in seinem Buche ein System aufgestellt haben wollte, so wird man, wird nur die Dichtkunst im Ernste als Kunst betrachtet, jene Gesichtspunkte auch auf ihre Geschichte anwenden dürfen, und so wird sich denn, jener culturoder, so Gott will, religionsgeschichtlichen Auffassung der Geschichte der englischen Bühne gegenüber, dieselbe in der Weise schematisiren lassen daß wir in den Mysterien und Moralien Denkmale eines archaistischen Kunststils vor uns haben, der in seiner Herbheit uns Spätern freilich leicht als bloße Unvollkommenheit erscheint, was weiter folgt, den mannichfaltigen Versuchen an die Seite trete eine freiere Kunstübung zu erreichen, wie uns deren in der bildenden Kunst in den äginetischen Bildwerken ein Beispiel vorliegt, und Marlowe in seiner geistreichen Strenge an die ältern Zeitgenossen des Phidias erinnere, bis dann in Shakspeare eine ebenso ernste wie heitere Kunstblüte in großartiger Würde und unendlicher Lebensfrische vor uns stehe. **W. Danzel.** *)

*) Auch unsere Bl. haben das frühe Hinscheiden Danzel's lebhaft zu bedauern; sie verdanken demselben werthvolle Beiträge, deren letzten wir hier mittheilen. Wir machen hierbei auf die nachfolgende literarische Anfrage aufmerksam, und hoffen daß einer der nähern Freunde des Verstorbenen dieselbe in d. Bl. beantworten werde. D. Red.

## Eine literarische Anfrage.

Die Kunde von Danzel's Tode ist eine tieferschütternde Trauerkunde für Alle die mit aufmerksamen Blicken seinen rastlos eifrigen und gründlichen Forschungen gefolgt sind. Seine literarische Laufbahn war eine kurze; aber die Früchte seiner Thätigkeit werden bleiben solange die gründliche Einsicht in die Geschichte der vaterländischen Literatur überall als ein heiligstes Bedürfniß unserer Bildung anerkannt ist. Kein Literarhistoriker wird je wieder das Werden unserer sogenannten classischen Literaturepoche schildern können ohne dabei Danzel's Buch über Gottsched zum sichern Führer zu wählen!

Und zu diesem Buch über Gottsched sollte die Biographie und Charakteristik Lessing's den naturnothwendigen Schlußstein bilden. Dies Werk war ein dringendes Bedürfniß. In Lessing laufen alle Fäden zusammen aus denen sich später unsere classische Dichtung herausgesponnen hat; und doch besitzen wir noch nirgend eine Charakteristik Lessing's welche die Geschichte seiner Entwickelung und die Bedeutung seiner einzelnen Werke Schritt vor Schritt genau darstellt. Dies war die Aufgabe die sich Danzel gestellt hatte.

Er spricht sie in einem Briefe an mich (Leipzig, 29. Dec. 1848) so aus: „Es soll sowol von jedem einzelnen Werke Lessing's wie von seinem ganzen Auftreten mit wissenschaftlicher Schärfe angegeben werden welche Stelle sie in der Literatur einnehmen, welches bestimmte Verdienst sie sich im Einzelnen und im Ganzen erworben haben. Es kann nicht davon die Rede sein eine so concrete Erscheinung wie Lessing in Einen Begriff einfangen zu wollen; aber es muß doch eine ganz bestimmte Erkenntniß über die Eigenthümlichkeit Desjenigen möglich sein der uns in einem so eminenten Grade als eigenthümlich entgegentritt."

Niemand wird in Abrede zu stellen wagen daß der erste Band, der uns von diesem Werke über Lessing vorliegt, dieser hohen Aufgabe vollkommen nachkommt. Danzel hatte Etwas von einem Polyhistor; die Anlage dieses Werks sowie die stilistische Darstellung läßt daher Manches zu wünschen übrig, und ist hier und da mit Recht getadelt worden, denn in einem Werke über Lessing sind solche Fehler doppelt auffällig. Aber das Alles thut dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag. Während man in allen Literaturgeschichten nur im Allgemeinen von Lessing's Genialität und epochemachender Bedeutung hören konnte, tritt uns hier diese große Persönlichkeit zum ersten mal in scharfbegrenzter Individualität vor Augen.

Um so unersetzlicher wäre der Verlust, wenn durch den Tod Danzel's der zweite Band und die dafür gesammelten Materialien unrettbar verloren sein sollten. Ich erlaube mir daher im Interesse der Literaturgeschichte an Alle die Danzel nahe standen die Anfrage, wie weit wol schon vom Verfasser selbst dieser zweite Band ausgearbeitet worden, und ob wir überhaupt auf die öffentliche Herausgabe dieser Materialien hoffen dürfen.

**H. Hettner.**

## Bibliographie.

Ansted, D. T., Die Vorwelt, oder malerische Umrisse der Schöpfungsgeschichte unseres Erdballs nach den neuesten geologischen Forschungen. Für Freunde der Natur, zu belehrender Unterhaltung und zum Selbstunterricht. Deutsch bearbeitet von K. F. A. Hartmann. 2te durchgesehene Auflage. Mit Illustrationen. Zwei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr.

Becher, S., Die deutschen Zoll- und Handelsverhältnisse in ihrer Beziehung zur Anbahnung der österreichisch-deutschen Zoll- und Handelseinigung. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bechstein, L., Ein dunkles Loos. Volkserzählung. Drei Theile. Nürnberg, Korn. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Bergrath, Dr. Johann Gottfried Rademacher, Arzt

in Goch. Eine biographische Skizze. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 6 Ngr.

Blanc, L., Zur Geschichte der Februar-Revolution 1848. Aus dem Französischen. Quedlinburg, Basse. 8. 25 Ngr.

Brömel, F., Gedichte. Berlin, Mittler. 16. 20 Ngr.

Challié, Frau v., Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder was wir wollen, was wir sollen und was wir können. Beantwortet aus dem Gesichtspunkte der Religion, des Staats und der Persönlichkeit. Nach dem Französischen. Deutsch mit Randbemerkungen von F. Freih. v. Biedenfeld. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Esmarch, Das Herzogthum Schleswig und die Landesverwaltung zu Flensburg im J. 1849. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Fein, E., Beiträge zu der Lehre von der Novation und Delegation. Ein Rechtsgutachten. Jena, Schreiber u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Halfmann, C., Zeitgedichte aus den ereignißvollen Jahren 1848 und 1849. Ruhrort. 12. 6 Ngr.

Heinemann, F. v., Robespierre. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Braunschweig, J. H. Meyer. 8. 1 Thlr.

Jahn, F., Lieder aus der Gegenwart. Stettin, Weiß. 8. 5 Ngr.

Lessing, H., Vor und nach dem März! Berliner Skizzen. Berlin, Hempel. 12. 15 Ngr.

Die Mysterien der politischen Katastrophe 1848. Von A. Z. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 25 Ngr.

Quellen und Aktenstücke zur deutschen Verfassungsgeschichte. Von der Gründung des deutschen Bundes bis zur Eröffnung des Erfurter Parlaments und dem Vierkönigsbündnisse. Mit historischen Erläuterungen zusammengestellt v. C. Weil. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rückert, L. J., Sechs Zeitpredigten, in den J. 1848 und 1849 gehalten. Als Anhang eine Altarrede. Jena, Schreiber u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Schuselka, F., Das provisorische Oesterreich. Leipzig, Grunow u. Comp. 8. 12 Ngr.

Scribe, E., Der Prophet. Oper in fünf Acten nach dem Französischen deutsch bearbeitet von L. Rellstab. Musik von G. Meyerbeer. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 10 Ngr.

Thiersch, B., Die Vemlinde bei Dortmund. Dortmund. 1849. 4. 10 Ngr.

Der Tod. Mittheilungen und Aufschlüsse gegen die Todesfurcht und die Gefahr lebendig begraben zu werden. Zürich, Kiesling. 8. 10 Ngr.

Valentiner, C. T., Evangelisches Zeugniß aus Holstein in nicht-politischen Predigten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Waldow, H., Die Pilgerfahrt. Gedicht. Dresden, Türk. Gr. 8. 3 Ngr.

Wegener, C. F., Ueber das wahre Verhältniss des Herzogs von Augustenburg zum Holsteinischen Aufruhre. Eine actenmässige Darstellung nebst Beilagen aus den Augustenburgischen Papieren. 3te Auflage. Copenhagen, Reitzel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Wolff, S., Arthur Görgey. Eine Charakteristik. Leipzig, Avenarius u. Mendelssohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Worsaae, J. J. A., Protest eines Jütländers gegen Jac. Grimm's neues deutsches „Volksrecht." Uebersetzt von T. Schorn. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zedlitz, Altnordische Bilder. I. Ingvelde Schönwang. II. Svend Felding. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Zeschwitz, General v., Actenmäßige Darstellung der Königl. Preuß. Decimation des seinem Eide treu gebliebenen Sächsischen Heeres im J. 1815. Der Geschichte des Wiener Congresses von Capefigue 2te Abtheilung. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Der Zopf und das organische Princip. Eine militairische Skizze von einem Veteran. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 7½ Ngr.

## Tagesliteratur.

Die Adresse der 370 Geistlichen der Erzdiözese Köln und ihre Gegner. Zur Verständigung und Versöhnung. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 16 Ngr.

Beer, W., Patriotische Betrachtungen. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Boots, Zur Preußischen Advokatenfrage. Berlin, Heymann. 1849. 8. 5 Ngr.

Bornemann, Die Einkommensteuer-Frage. Berlin, Morin. 8. 10 Ngr.

Herr Brenneke als Erfurts Vierkönigs-Vertreter. Berlin, Gerhard. 8. 2½ Ngr.

Demme, W. L., Auszug zum Kampf gegen die alte krumme Schlange: Juristenthums-Juristerei, so in Deutschland gehaust hat seit Jahrhunderten. [Jesaias 27, 1.] Abriß des Lebens in den wichtigsten seiner geistigen und materiellen Beziehungen, seinem Zwiespalt und Wirrsal, seinen Schmerzen und Weihen. Jena, Schreiber u. Söhne. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Escher, H. H., Die Gesetze des Verkehrs und ihre Consequenzen für die Geldverhältnisse der Schweiz. Zürich, Meyer u. Zeller. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Gespräche des Wirthes Luchs und seines Gastes Spitz über die eidgenössische Münzfrage. Zürich. 8. 1 Ngr.

Gerber, M., Der Fürstlich Schönburgische Justizamtmann Carl Frdr. Herrmann in Waldenburg. Ein Baustein zum Denkmal der Schönburgischen Beamtenherrschaft. Dresden, Kori. 8. 3 Ngr.

Hopf, A., Brenneke als Reichstags-Abgeordneter zu Erfurt. Berlin, Löwenherz. 8. 2½ Ngr.

Kohlbrügge, H. F., „Siehe, das ist Gottes Lamm!" und „Der Macht hat über diese Plagen." Zwei Predigten über Ev. Joh., Cap. 1, V. 29, und Offenb. Joh., Cap. 16, V. 9. Gehalten am 14. und 21 Oktbr. 1849. Elberfeld. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Leutbecher, J., Einige Gedanken über pädagogische Seminarien. Erlangen, Palm u. Enke. 8. 7½ Ngr.

Marbach, O., Die Münchener Uebereinkunft vom 27. Febr. 1850. Allen Parteien zur gewissenhaften Prüfung empfohlen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Pelt, A. F. L., Die Schleswigschen Prediger im Verhältniß zu der im Herzogthum Schleswig eingesetzten Verwaltungscommission. Ein theologisches Gutachten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Recknagel, A., Ein Beitrag zur Diagnose der neuesten Gymnasialreform. Wider Hrn. Dr. C. Burkhard. Nürnberg, Recknagel. Gr. 8. 5 Ngr.

Schell, F. J., Das Auferstehungsfest nach deutschkatholischen Grundsätzen. Predigt gehalten am ersten Osterfeiertage 1850. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Soltmann, F., Zur Beurtheilung des Militair-Regiments in Schleswig-Holstein unter dem General Bonin. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. 8. 3 Ngr.

Thieme, C. C., Ernst Julius Otto, d. j. Nekrolog. Schleusingen, Glaser. 1849. Gr. 8. 1½ Ngr.

Welchem Münzfuß soll das schweizerische Volk den Vorzug geben, dem französischen oder dem schweizerischen? St. Gallen. 8. 1½ Ngr.

Noch ein Wort über die eidgenössische Münzfrage von einem Westschweizer. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3¾ Ngr.

Die nächste Zukunft des deutschen Bundesstaats. II. Ein Votum über die Revisionsfrage. Erfurt, Körner. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 138. — 10. Juni 1850.


**Vorlesungen über die alte Geschichte von Friedrich von Raumer. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1847. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.**

Wir haben es schon oft mit Schriften und Werken des Hrn. von Raumer zu thun gehabt, und sind immer in dem Falle gewesen eine gewisse Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form an ihnen zu rühmen, sowie das Verdienstliche anzuerkennen daß der wissenschaftlich Gebildete aus ihnen gar Manches zu lernen vermöge. Dabei können wir jedoch nicht in Abrede stellen — damit treten wir dem Ruhme dieses Historikers nicht im geringsten zu nahe — daß er sich in den Geschichten des neuern Europas beiweitem heimischer fühlt, beiweitem mehr auf eigenen Füßen steht als auf den geschichtlichen Gebieten der alten Welt. Allein Das ist wiederum eine Ehre für ihn daß er dem Alterthume für Das was es ihm ward sehr anerkennungsvoll sich zeigt und den Studien desselben niemals den Rücken gekehrt hat. Man nimmt es bei jeder Gelegenheit wahr daß seine Geschichtsmuse noch manche schöne Stunde den Werken des classischen Alterthums widmet und bemüht ist aus dessen Reichthümern zu sammeln und den geeigneten Gebrauch davon zu machen; man nimmt es wahr daß der berühmte Geschichtsforscher, trotz seines höhern Alters und trotz der vielen andern Richtungen die seine historische Aufmerksamkeit und Thätigkeit beanspruchen, dennoch den Leistungen und Forschungen auf dem altclassischen Felde mit einem Eifer zugewendet ist der ihn in den Stand setzt in dieser und jener altgeschichtlichen Angelegenheit ein Wort mitsprechen zu können. Und für das soeben Gesagte gibt das vorliegende Werk in seiner neuen Ausstattung und Bereicherung den redendsten Beweis.

Ein Werk das vor 36 Jahren zum ersten male erschien hat natürlich außerordentlich Vieles nachzuholen, zu verbessern und umzugestalten. Denn seit jenem Zeitraume sind, wie der Verf. sehr richtig sagt, unbekannte Welten — Indien, Aegypten — aufgeschlossen und über andere Völker — Juden, Griechen — das Vorhandene nochmals scharfsinnigen und erfolgreichen Prüfungen unterworfen worden. Und in der That ist des Verf. Hand in keinem Theile des Werkes säumig gewesen. Man sieht daß es eine Wahrheit sei wenn der Verf. das Geständniß ablegt: „Gewiß hat mir die Arbeit selbst den größten Genuß gewährt und mich am Abende meines Lebens noch einmal verjüngt.“ Wir erwähnten bereits oben daß der Verf. namentlich den classischen Studien nicht untreugeworden sei. Den Beweis hat er dadurch geliefert daß er seinem Lieblingstragiker, dem Euripides, eine beiweitem größere Aufmerksamkeit geschenkt hat als in der ersten Ausgabe des Werkes sichtbar ist. Ebenso ist eine Monographie über die griechische Musik ganz neu hinzugekommen, sowie eine Beilage welche Beiträge zur Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den alten Völkern enthält.

Sollen wir nun zuvörderst über das Neue was insbesondere zu den orientalischen Geschichten hinzugekommen ist — denn den Charakter und den Werth des in der ersten Ausgabe Geleisteten setzen wir als bekannt voraus — im Allgemeinen ein Urtheil fällen, so ist es folgendes. Man nimmt zwar allenthalben wahr daß der Verf. mit den neuesten Resultaten der Forschung sich bekanntzumachen gesucht hat; man erkennt ferner daß die Ergebnisse jener Forschungen auch für ihn nicht ohne Anziehungskraft sind; man sieht endlich daß er der Ueberzeugung ist, gar Manches was man früher verwarf oder bezweifelte habe gerechten Anspruch auf Anerkennung, und besonders dürfe die Wissenschaft nicht dem Glauben geopfert werden: allein wir können nicht in Abrede stellen daß es den Anschein hat als ob der Verf. nicht selten bei sich selbst einen Kampf zu bestehen habe, als ob er zwischen Anerkennung und Verwerfung schwanke. Die Erscheinung ist aber keineswegs unerklärlich. Ist das Bild welches der Orient den neuesten Forschungen zufolge darbietet nicht theilweise ein überraschend neues? Erscheint sein Verhältniß zur ersten Entwickelung der europäischen Gesammtcultur und sein Einfluß auf den Charakter derselben nicht vielfach in einem ganz neuen Lichte? Männer aber die wie der Verf. in höherm Alter stehen, und die durch Fleiß und selbständige Studien sich ihre Ueberzeugungen geschaffen haben, sind diese wol in dem Falle sich vollständig gleichsam umstimmen zu lassen und dem Neuen unbedingt zu huldigen, zumal wenn diesem Neuen noch gar manches Bedenkliche, noch mancher Zweifel anklebt? Und opfert man gern von der

gerechten Bewunderung des altclassischen Alterthums auch nur ein Jota auf der orientalischen Welt und deren Schöpfungen gegenüber, die eben erst im Begriffe stehen ihr allerdings nur in mancher Beziehung unzweifelhaftes Recht auf hohe Bewunderung und Bevorzugung geltendzumachen und sich zu erkämpfen? Aber ein Verdienst wird dem Verf. Niemand schmälern wollen: er hat in einem Geschichtswerke, das, wie das vorliegende, einem im Allgemeinen wissenschaftlich gebildeten Leserkreise bestimmt ist, die neuesten Errungenschaften gelehrter Thätigkeit sowol auf dem Gebiete der orientalischen Welt als des Griechenthums vorgelegt, wie es zur Zeit in keinem Werke ähnlicher Bestimmung der Fall ist. Mit dem Verf. darüber zu rechten ob er nicht hier und da hätte Mehr geben können, in andern Fällen sich hätte beschränken sollen, Das fällt uns nicht ein: er mußte seinem Plane gemäß eine Auswahl treffen aus der Unermeßlichkeit des Stoffs, und er hat dieser Pflicht im Ganzen ebenso gewissenhaft als geschickt Genüge geleistet. Nur ein Werk wollen wir erwähnen dessen Nichtbenutzung uns aufgefallen ist: — sollte es dem Verf. wirklich unbekannt geblieben sein? — „Geschichte unserer abendländischen Philosophie rc." von Dr. Eduard Röth (Manheim 1846). Vieljährige und gründliche Studien über den Orient, namentlich über Aegypten, sind darinnen in trefflicher Weise sichtbar. Wir sprechen aus eigener Erfahrung: es hat uns bei der Aufgabe die uns vorlag gar manchen Dienst geleistet.

Es kann nun natürlich nicht in unserer Absicht liegen alle einzelnen Theile des Werkes durchzugehen und nach allen Richtungen hin zu verfolgen. Wir müssen uns begnügen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf einen Punkt zu lenken. Wir wählen die Geschichte des jüdischen Volks. Die neueste Zeit ist nicht unfruchtbar auf diesem historischen Gebiete gewesen, wie die Werke von Ewald, Bertheau, Herz u. A. beweisen. Und der alte Streit zwischen den Dogmatikern und den Historikern ist keineswegs zum Schweigen gebracht. Der Verf. hat diesem Punkte mit vollem Rechte seine Rechnung getragen und die fast diametral sich gegenüberstehenden Ansichten sehr geschickt nebeneinandergestellt; für sich nimmt der Verf. eine vermittelnde Rolle in Anspruch. Und wir glauben unsern Lesern einen guten Dienst zu erweisen wenn wir ihnen das Wesentliche davon mittheilen was zwischen den beiden Extremen vermitteln soll.

Es ist ganz unmöglich und wäre thöricht die Kritik der biblischen Schriften auf die Stelle zurückzuschieben wo sie vor 100 Jahren stand. Mögen die Schwankungen zu groß, die Versuche und Vermuthungen zu kühn, die Aussprüche zu oberflächlich, anmaßend und unvereinbar sein, so sind Dies Fehler die zum Theil aus der entgegengesetzten, gleich einseitigen Richtung entspringen. Im Ganzen ist man fortgeschritten, der Wahrheit näher gekommen, und nach dem Sinken oder Verdampfen der bloßen Schlacken wird das reine Gold desto schöner glänzen. Der Werth des Pentateuch liegt nicht in der unerweislichen Voraussetzung, er habe einen von allen andern Werken wesentlich verschiedenen, er habe einen unmittelbaren göttlichen Ursprung. Auch bei der schärfsten, jedoch unparteiischen Kritik behält er seine Merkwürdigkeit und Wichtigkeit; ja Moses' erhabene Aufgabe, seine göttliche Sendung, kann anerkannt werden wenn er auch keinen Buchstaben niederschrieb; wie wir ja auch nichts von Christus Geschriebenes besitzen. Im Fall er umgekehrt aus hundert Quellen schöpfte, bliebe er dennoch Urheber und Verfasser wie jeder andere nothwendig denselben Weg einschlagende Geschichtschreiber. Keine Kritik kann das Wesentliche vernichten, oder das Vernichtete ist nicht das wahrhaft Geheiligte. Gewiß liegt der Genesis ein Plan zum Grunde; sie ist keine willkürliche, zufällige Anhäufung, und auch die etwanigen Zusätze und Erweiterungen zeigen Vorsatz und Geschicklichkeit. Vergleicht man die indischen Puranas mit dem Pentateuch, so ist dort Alles unendlich willkürlicher, unzusammenhängender, durcheinandergewürfelt und geflickt, ja geradezu absurd. Oder wie künstliche Deutungen sind nöthig um Verstand und Bedeutung hineinzubringen, während die biblischen Schriften sehr gewonnen haben, seitdem die früher beliebte allegorische, symbolische und mystische Erklärung meist abgekommen ist. Die ältesten biblischen Quellen gehen keineswegs darauf aus das Mythische, Sagenhafte und Geschichtliche prüfend zu sondern. Wol aber bewegen sich die Erklärer meist schwankend hin und her, zwischen der gänzlichen Ausleerung des geschichtlichen Inhalts und zwischen dem Festhalten des unverstandenen überlieferten Buchstabens. Was nun die Wunder betrifft, so wollen wir Diejenigen nicht bekritteln welche sich dadurch erbauen und vorzugsweise ihren Glauben an Gott begründen und stärken: wem aber in Allem und Jedem was er sieht und hört, denkt und fühlt die tiefsinnigsten und erhabensten Wunder täglich und in unermeßlicher Zahl entgegentreten, für Den behalten jene einzelnen oft unbeglaubigten Wunder oder Wunderlichkeiten nicht das ihnen beigelegte Gewicht. Daß Gott Wunder thut, den Lauf der von ihm erschaffenen und beherrschten Natur ändern, ihr neue Bahnen vorschreiben kann, hat keinen Zweifel. Hierfür fodert man aber mit Recht genügende Beweise, und man soll Gottes Allmacht nicht vorzugsweise in der Unterbrechung und Aufhebung von Naturgesetzen sehen, welche eben die seinigen sind, und von den Theologen oft in einen falschen Gegensatz zu ihm gebracht und irrig als das Geringere betrachtet werden.

Wir knüpfen an diese Ansichten des Verf., die den Charakter eines religiösen Glaubensbekenntnisses an sich tragen, folgende Betrachtungen. Die Geschichte der Juden hat ihre wahre Bedeutung erst durch das Christenthum und durch das Licht zu erhalten vermocht was von diesem aus auf jenes Volk geworfen wird: das asiatische und europäische Alterthum hatte keinen Maßstab für die Beurtheilung der Merkwürdigkeit desselben, und würde ihn selbst nicht einmal sich zu verschaffen gewußt oder ihn anerkannt haben, wenn es auch alle Urkunden und Schriften des Judaismus zu

seiner Kenntniß gebracht und gelesen hätte. Damit hängt aber auch folgende Erscheinung zusammen: die Auffassung und Darstellung der jüdischen Geschichten war immer durch die kirchlich-theologische Hauptrichtung der einzelnen christlichen Zeitalter überhaupt und durch die von dieser mehr oder minder entlehnte Farbe der einzelnen Historiker selbst bedingt; und es muß eine solche Erfahrung um so natürlicher befunden werden als dieser Theil der Geschichtschreibung aus leicht begreiflichen Gründen vorzugsweise in den Händen der Theologen war. Bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Glaube an eine theils unmittelbare, theils mittelbare Offenbarung der alttestamentlichen Schriften vorherrschend; daher diente die Geschichte des jüdischen Volks, soweit sie nicht wesentlich aus Profanscribenten zu schöpfen ist, wie seit der Herrschaft der Römer namentlich, die Zerstörung Jerusalems etwa ausgenommen, ausschließlich dogmatisch-kirchlichen und Erbauungszwecken. Rasch aber schlug jener Offenbarungsglaube in das Gegentheil um: der Zweifel, selbst mit vornehmem Spott verbunden, trat an seine Stelle, und die Folgen jener Zeiterscheinung reichen in einzelnen Zügen noch bis in unsere Tage herein. Allein die Gesetze einer vernunftgemäßen Erklärungskunst, hervorgegangen aus den Regeln der geläuterten Sprachwissenschaft und unterstützt von den Resultaten welche vorurtheilsfreie und gründliche Forschungen über den Orient überhaupt zutagegefördert haben, sind vermögend gewesen im Ganzen das Gleichgewicht wiederherzustellen: Theolog und Historiker, sobald sie aufrichtig die Wahrheit wollen, Keiner von Beiden den vorliegenden Urkunden einer Schule zu Liebe gleichsam Etwas abzutrotzen sich beeifert, mögen sie immerhin von verschiedenen Anfangspunkten ausgehen, sie kommen doch am Ende zu dem Ergebnisse: daß Schrift und Volk der Juden in dem gesammten asiatischen Völkerleben ein ebenso merkwürdiges als für einen großen Theil der Menschheit höchst einflußreiches Moment bilden. Und mögen immerhin in den jüdischen Schriften alle die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten sich finden welche die gelehrte Forschung in ihnen entdeckt hat: chronologische Lückenhaftigkeit und Unsicherheit, theilweise ziemlich späte Verabfassung oder Umarbeitung historischer Bücher, die Einmischung des religiös-theokratischen Glaubens in die Erzählung, sprachliche Dunkelheiten, nationale Beschränktheit in der Auffassung und Beurtheilung fremder Verhältnisse, dessenungeachtet wird der Historiker zugestehen müssen daß in jenen schriftlichen Denkmälern, sowol in den reinhistorischen als in den gemischten und den poetischen, sich nicht nur eine breite und haltbare Grundlage für den Aufbau der ältesten Nationalgeschichte finde, sondern daß auch ein ebenso treues Spiegelbild der Zustände und Schicksale des Volks während der historischen Zeit und überdies eine solche Summe von Wahrheiten in ihnen enthalten sei daß er ihnen mit besonderm Interesse und zuversichtlich, wenn auch nicht prüfungslos, folgen dürfe. Und was insbesondere die ältesten Mosaischen Urkunden betrifft, so haben diese im Ganzen, abgesehen von der Vorzüglichkeit des religiösen Princips, auf dem sie im Wesentlichen ruhen, eine gewisse Einheit, Streben nach historischer Wahrheit und um des Maßes willen was in Angaben herrscht einen bedeutenden Grad der Wahrscheinlichkeit für sich. Sehen wir speciell die Genesis in Absicht auf die Schöpfung des Menschen an, so unterscheidet sie sich in würdiger Weise dadurch von den Traditionen anderer Völker daß sie den Schöpfer der übrigen Welt mit dem Acte der Menschenentstehung in unmittelbare Verbindung bringt. Indem aber durch diese Annahme der Mensch eine Weihe empfängt die seines Wesens wie seiner Bestimmung würdig ist, und ihn über die übrigen Thiergattungen erhebt, scheint auch der Schluß gezogen werden zu dürfen daß jene Urkunde ziemlich späten Ursprungs sei: denn eine solche Annahme setzt ein stark entwickeltes Bewußtsein von der Würde und höhern Bestimmung der Menschheit voraus. Genug, wir sind der Ueberzeugung: je mehr man mit historischem Auge und ausgerüstet mit den Hülfsmitteln der historischen Wissenschaft in den ältesten Urkunden der Juden forscht, desto merkwürdiger und belehrender erscheinen sie.

Wir brechen hier ab mit der Versicherung daß der Verf. mit der neuen Bearbeitung seiner „Vorlesungen" der wissenschaftlich gebildeten Welt ein sehr schönes Geschenk gemacht hat. Bedauern müssen wir es deshalb umsomehr daß es ihm nicht gefallen hat auch die römische Geschichte in den Kreis seines Werks zu ziehen.

**K. Zimmer.**

---

## Archäologische Mittheilungen aus Rom.

Orioli hat während der letzten Tage des Aprils die im Gebiet seiner Vaterstadt Viterbo vor kurzem unter der Erde entdeckten etrurischen Ortschaften näher untersucht, und theilt über ihre Geschichte im Wesentlichen Folgendes mit:

Zeit und Menschen hinterließen in Musarna überall tiefe Spuren der Verödung. Doch liegt thatsächlich vor daß hier Ringmauern etrurischen Baustils auf einer Fläche von etwa zwei Rubie antike Gebäude einschlossen. Der Charakter der zerstreuten Ruinen deutet auf ein Bewohntsein des Orts auch unter der Herrschaft der Römer, und noch später. Zwei (nicht wie ich früher in Nr. 98 meldete Eine) Brücken sind über dem Laufgraben in lebendigen Tufstein, jede von nur einem Bogen, gehauen. Auf einer Seite erscheinen Spuren einer zweiten, doch niedrigern Mauer, die als Böschung oder Stützmauer gedient haben mag. Unter ihr münden den Cloaken sehr ähnliche Gänge.

Merkwürdig ist längs der Veza eine lange zwischen drei Ortschaften ohne Unterbrechung fortlaufende Linie von Baumonumenten die der Gestalt der Webestühle nahekommen. Zuerst zeigt sich auf einem nicht großen Hügel Castel Cardinale mit mittelalterlichen Ruinen, doch auch mit antiken Gräbern. Jenseit eines Thals folgt in der Entfernung eines Büchsenschusses Musarna. Castel Cardinale war höchst wahrscheinlich die Akropolis Musarnas oder eine Vorstadt. Eine halbe Miglie zur Seite liegt Cordigliano, wol auch ein Vorflecken.

Im Thale das die Veza durchfließt gewahrt man hier den Pfeiler einer uralten Brücke. Daß diese Gegend übervölkert war, dafür sprechen die zahllosen in den Feldern geborgenen Hypogeen. Man erkennt sie leicht an kleinen äußerlichen Indicien; nicht selten zeigen sie ähnliche Sculpturen wie die von Orcla und Aria.

Es ist die Frage ob der mittlere Ort in alter Zeit eine Stadt (civitas) war oder nicht. Später und auch noch heute trägt er allerdings diesen Namen. Im 13. Jahrhundert war er die Cività Muserna, oder nach Manuscripten des ihn zuerst erwähnenden Chronisten Lanzillotto Musana oder Muscena. Drittehalb Jahrhunderte später glaubte Annius Viterbiensis in alten Contracten Musarna zu lesen. In einem Document des Klosters Mont' Amiata aus dem 8. Jahrhundert heißt er Casalis Mosina. Der damalige Sprachgebrauch von Casalis bezeichnet ein Gesammt von Colonistenhäusern.

Wie Castel Cardinale und Cordigliano in ältester Zeit hießen ist ungewiß. Mancher verwechselt letzteres mit dem durchaus verschiedenen Castel Corvigliano: jenes an der Beza, dies unterhalb S.-Martino del Monte.

Das Terrain Musarnas mit zwei Vorstädten ist gar nicht zu klein für eine Civitas. Jene wurden wahrscheinlich 1282 in dem Bürgerkriege unter Pietro di Valle zerstört. Als sich die Saracenen in Centum Celle (Civitavecchia) festgesetzt hatten, und die Umgegend mit Feuer und Schwert verwüsteten, fiel wahrscheinlich auch Mosina, Musana, Musarna, Muserna oder Muscena.

Das ganze Land war zweifelsohne ein integrirender Theil der Republik von Tarquinii; denn von der einen Seite gehörte ihr Axia Castellum, auf der andern Cortuosa am Lago di Bolsena. Die drei neuentdeckten Ortschaften bildeten gleich Cortenebra, Salumbrona, Rispampano feste Punkte auf der Grenze.

Die Untersuchung der anliegenden Campagna zeigt deutlich Spuren von Parallelgräben mit mäßigen symmetrischen Zwischenräumen. Was die Aufdeckung der Gräber Merkwürdiges an das Licht brachte, davon ist Folgendes bemerkenswerth. Vor Allem das Mausoleum der Aletiner oder Aletier (etr. Alethna) mit etwa 50 Sarkophagen mit überlebensgroßen halbliegenden Figuren. Die Fleischtheile einiger sind roth bemalt, die Augen blau; Brust oder die Länge des Leibes bedecken Inschriften: etwas durchaus Neues bei dergleichen Reliefs. Das Wichtigste sind fünf mit tuscischen Inscriptionen: die schönsten und inhaltreichsten aller bis heute auf Urnen bekanntgewordenen. Schön und bedeutend sind sie oder werden sie nicht allein durch den Wortreichthum außer den Namen des Bestatteten, sondern auch dadurch daß sie sich in denselben Monumenten eines und desselben Hypogeums finden. Ihre Worte lassen Idiotismen eines localen Dialekts vermuthen, welcher für den Vergleich mit andern ähnlichen von Interesse ist. Vorzüglich aber bedeutend ist eine die uns niedrige Zahlen außer denen gibt welche das Alter des Gestorbenen nennen, und somit hoffen lassen verschiedene dazwischenstehende Worte zu entziffern.

Ein zweites, noch nicht durchsuchtes Hypogeum scheint der Aufmerksamkeit werth. Gleich dem ersten litt es durch Plünderung; Steinhaufen decken es. Eine am Eingange zurückgelassene Todtenurne zeigt daß hier die Verwandtschaft der Veri (lateinische Uebersetzung des etruskischen Alethna) begraben wurde. Denn an der Urne liest man deutlich in tuscischen Schriftzügen Vel. Veres, d. h. Velii Veri. Man erinnere sich dabei was Spartianus im Leben des Aelius Verus (I), und der sogenannte Julius Capitolinus in der Geschichte des Kaisers Verus (II) mittheilt: daß eine berühmte kaiserliche Familie Roms aus Etrurien, wahrscheinlich also von hier, stamme.

Unter andern Anticaglien ist ein zerbrochener, doch durch einen in der Folge versteinerten Faden zusammengehaltener Bronzespiegel merkwürdig, ebenso eine auf dieselbe Weise erhaltene Badestriegel. Ein Becher aus Terracotta von roher Arbeit trägt auf der Außenseite die tuscische Inschrift Eieirie. Er war wol wie auch ein anderer mit der lateinischen Inschrift Aecetiai poculum, der Egeria (der Helferin der Gebärenden) gewidmet. Hierfür spricht die Analogie der vielen in unsern Tagen an das Tageslicht gekommenen Trinkgeschirre mit den Aufschriften Keri, Volcani, Laviirnai, Salutis.

Eine halboxydirte Lanzenspitze bewahrt noch im Anfange den gebrochenen Schaft.

Mehre Bronzen mit Masken sind von vorzüglich schöner Arbeit. Drei sehr zierlich und fein gebildete Masken aus Terracotta sind mit zwei verschiedenen Farben bemalt. Von mehren Schabeisen trägt eins die griechische Inschrift ΣΟΙΞΟΥΣΑ. Sehr viele Bronzespiegel liegen vor; doch bedeckt noch alle Oxyd und Erde.

Unter den Todtenschädeln zeigt die Stirn eines den tiefen Eindruck einer Bleieichel. Der Bestattete wurde allen Anzeichen nach durch dies Wurfgeschoß getödtet. 11.

# Miscellen.

## Wie man Reichshofrath wurde.

Der Reichshofrath zu Wien — das eine der beiden höchsten Gerichte im vormaligen Deutschen Reiche — bestand, nach den Berichten die der berühmte J. J. Moser aus dem dritten Jahrzehnd des vorigen Jahrhunderts über denselben gibt, seiner Mehrzahl nach aus Männern die zu allem Andern eher als zu Mitgliedern dieses Gerichts geschickt waren. So war z. B. der Reichshofrath von Knorr Rector oder Conrector zu Oettingen gewesen; da er sich in seinen Predigten des Socinianismus verdächtig gemacht hatte, wurde er Bibliothekar in Blankenburg. Der Herzog von Braunschweig sendete ihn darauf nach Wien, wo er sich bei der Kaiserin, dessen Tochter, sehr beliebt zu machen wußte. Er war oft Stunden lang bei ihr, sodaß der Kaiser (Karl VI.) selbst mit ihr darüber scherzte was sie mit diesem „Ketzer" für einen genauen Umgang habe. Endlich wurde er Reichshofrath. Der gewöhnliche Weg zu dieser Stelle war für die Anverwandten von Ministern und andern hohen Herren der: daß sie auf die Universität Leyden gingen, um bei Vitriarius deutsches Staatsrecht zu hören (denn die katholischen Professoren in Deutschland verstanden nicht viel davon, und die evangelischen hielt man für parteiisch gegen den kaiserlichen Hof), dann einige Jahre auf Reisen waren, hiernächst zum Schein zwei Jahre in einem Collegium arbeiteten, worauf sie Reichshofrath und nach einiger Zeit wol auch kaiserlicher Geheimrath wurden. Da darf es freilich nicht befremden daß der Reichshofraths-Vicepräsident Graf v. Wurmbrand Moser fragte: „Meinen Sie daß ein großer Theil der Reichshofräthe die Wahlcapitulation nur von außen gesehen hat?" und daß ein Graf der schon einige Zeit das gleiche Amt bekleidete demselben gestand er wisse nicht was der Religions- oder der Westfälische Friede sei!

## Ein sächsischer Fürst an der Cholera gestorben.

Daß die Cholera schon vor langer Zeit bekannt war werden zwar Viele wissen, weniger aber daß ihr ein sächsischer Fürst, der bekannte Gegner der Reformation, Herzog Georg, im J. 1549 als Opfer fiel. Unsere Quelle hierfür ist niemand Geringeres als Melanchthon, der in seinen „Briefen an Camerarius" schreibt (S. 318): „Der Herzog ist nach wenig Tagen an der Cholera (τῃ χολερᾳ) gestorben; ich glaube daß er sich dieselbe durch Gemüthsbewegungen zugezogen hat." Näheres, jedoch ohne diese Krankheit so zu nennen, meldet von derselben Cochläus in seinen „Briefen an Fr. Nausea" (Basel 1550, S. 244). „Noch am Tage vor seinem Tode", sagt er, „hielt sich der Herzog, obwol er sich schwach fühlte, nicht im Bett, sondern ließ sich Vortrag erstatten; er aß aber Nichts und nahm von vier Aerzten mehre Arzneien. Nachts darauf fühlte er solche Schmerzen daß er den Pfarrer zu Dresden rufen ließ um das Abendmahl und die letzte Oelung zu empfangen; es folgte eine Entkräftung, in deren Folge er lange Zeit ganz unbeweglich lag. Dann fing er an zu beten und that nach zweimaligem Röcheln den letzten Athemzug." Man muß bei diesem Berichte beachten daß man sich damals mit dem Gerüchte trug der Herzog sowie sein Sohn, der kaum zwei Monate vor ihm rasch starb, seien vergiftet worden. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 139. —— 11. Juni 1850.

**Luise, Königin von Preußen. Dem deutschen Volke gewidmet. Zweite neu bearbeitete Auflage. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.**

Ob dem Deutschen, wenn aus allen seinen Träumen Nichts wird, die uralte Verehrung der Frauenwürde bleiben wird? Die welche die Frauen emancipiren wollten wirkten nur darauf hin diesen alten Cultus zu zerstören. Die Thorheit ist vorüber; es bedurfte dazu keiner Contrerevolution, nur eines ernstlichen Nachdenkens der Frauen selbst, daß die Rechte und die Freiheiten die man ihnen schenken wollte nicht Das werth waren was sie darum aufgeben sollten.

Königin Luise von Preußen war zwar eine historische Person, und sie hat auch eine historische Rolle gespielt, doch war die Verehrung und Liebe, die bis zu einer Art Cultus an ihre Person sich knüpfte, anderer Art als von dem heroisch-mystischen Lustre oder der ästhetischen Hoheit die andere deutsche Frauen der Vergangenheit berühmt gemacht hat. Es war mehr der Reiz unübertroffener Schönheit und Lieblichkeit, ihrer Herzensgüte und ihr schweres Dulderthum was ihr in den Herzen des preußischen Volks und vieler Andern ein Denkmal errichtet hat, von dem Viele meinen daß es ewig dauern müsse. Was ist ewig? Wird die kleine Insel im berliner Thiergarten mit der von Trauerweiden überhangenen Urne Jahrhunderte dauern? Länger freilich wird Rauch's Meisterbild, ihre entschlafene Hülle unter dem charlottenburger Trauertempel darstellend, den Nachkommen von ihrer Schönheit, der Anmuth ihres Körperbaus sprechen, aber den Urenkeln unserer Urenkel wol nur als Kunstwerk. Und ist nicht schon längst eine, sind nicht zwei Generationen aufgewachsen die nur traditionnell von der schönen Königin zu sprechen wissen, und Andere die sich verwundern weshalb am 19. Juli die Theater in Berlin geschlossen bleiben? Wenn sie hören es ist der Königin Luise Todestag, fragen sie schon jetzt: ob denn an allen Tagen wo eine Königin von Preußen gestorben nicht auf dem Theater gespielt werden dürfe?

Wäre sie eine Frau von mächtigem Geist gewesen, gewaltig eingreifend in die Geschicke ihres Landes, so würde man Das nicht fragen. Selbst nicht wenn sie eine heftige, gewaltthätige, rachsüchtige, blutdürstige Königin gewesen, eine Buhlerin, Henkerin und Intriguantin. Sie war dem Bürger nur eine liebenswürdige Frau, Gattin und Mutter, eine gute Königin, in der die Lichtseiten so überwogen daß die leichten Schatten darüber von der Geschichte und ihren Zeitgenossen vergessen sind; aber daß sie geistig mehr war wissen die Wenigsten. Das ist der Fluch, das Loos, die Bestimmung der Geschichte daß das reinmenschlich Gute in ihrem breiten und langen Strome aufgeht, fortgespült wird, und eben nur Das was durch grelle, scharfe Seiten sich Bedeutung schaffte in ihr selbständig fortlebt, am meisten Das was sich mit Blut gefärbt hat. Blut genug floß um sie her, sie war eine Märtyrin, der Engel ihres Landes unter Schrecknissen, sagten ihre Unterthanen; Das gab ihr den Vorzug daß auch die Geschichte immer ihrer gedenken wird, und — die ungerechte Verleumdung, die Bosheit ihrer Feinde.

Und doch umwebte soviel Huld, soviel Eigenthümliches ihre Stirn daß auch ihre Zeitgenossen in ihr etwas Besonderes, etwas von dem Magischen gewahrten welches unsere deutschen Vorfahren in den Frauen erkennen wollten. Wir besitzen Zeugnisse dieser Zeitgenossen die wahrhaft nicht gering anzuschlagen sind: denn es sind die ausgezeichnetsten Geister, die für sich selbst Nichts mehr zu thun brauchten um auf die Nachwelt überzugehen. Ehe ich einige davon anführe, will ich nur an den gelegentlichen Ausspruch eines Historikers erinnern, der mir so bezeichnend erscheint wie nur Homer's Beschreibung der Schönheit Helena's, welche bekanntlich als die treffendste und natürlichste gilt, daß nämlich die Greise bei ihrem Auftreten auf der Mauer von Troja ausriefen: „Wie schön ist sie!" Hr. von Woltmann sagt: in Königin Luisens Gegenwart hätten die häßlichen Gesichter von ihrer Häßlichkeit Etwas verloren, so hätte sie von der Fülle ihres Liebreizes auf dieselben abgestrahlt.

In dem uns vorliegenden Buche ist eine reiche Auswahl solcher Zeugnisse ausgestreut, die um der Zeugen selbst willen schon Bedeutung haben. Wir übergehen die überschwengliche Sprache einer Karoline de la Motte Fouqué, denn schon Novalis schrieb 1798 daß er vor Allem wünsche eine geistvolle Darstellung der Kinder- und Jugendjahre der Königin: es würden „weibliche Lehr-

jahre werden. Vielleicht nichts Anderes als Nataliens Lehrjahre. Mir kommt Natalie wie das zufällige Portrait der Königin vor. Ideale müssen sich gleichen." Schleiermacher hielt eine berühmte Rede zur Feier ihres Gedächtnisses. Er sagt von ihr daß sie Antheil genommen an allen großen Begebenheiten, wie sie mit ihrer Anmuth und Würde auch die schwerern Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermocht; aber auch sie war nicht Herrin ihrer Thaten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand. Ihr Größtes bleibe die stille innere Wirksamkeit ihres Gemüths, wie sie ihren Gemahl gestärkt, beruhigt, erheitert, „ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles Andere verschwand". In Jean Paul's Werken finden wir sie wiederholt gefeiert, und Heinrich von Kleist singt sie in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Gedichte an, worin es heißt:

> Wir Alle mögen, Hoh' und Niedere,
> Von der Ruine unsers Glücks umgeben,
> Gebeugt vom Schmerz, die Himmlischen verklagen:
> Doch du, Erhabene, du darfst es nicht!
> Denn eine Glorie in jenen Nächten
> Umglänzte deine Stirn, von der die Welt
> Am lichten Tag der Freude Nichts geahnt:
> Wir sah'n dich Anmuth endlos niederregnen,
> Daß du so groß als schön warst, war uns fremd.
> — — — — —
> Und wurde dir durch einen Schluß der Zeiten
> Die Krone auch der Welt: die goldenste,
> Die dich zur Königin der Erde macht,
> Hat still die Tugend schon dir aufgedrückt.

Die schon 1814 erschienene Schrift der Frau von Berg (anonym; man war anfangs geneigt sie der Feder einer höherstehenden Person zuzuschreiben), welche in jener Zeit außerordentliche Theilnahme fand, erscheint in dieser neuen Ausgabe zur möglichst vollständigen Biographie umgearbeitet. Schon der Umfang spricht dafür, die Umarbeitung geht aber bis in alle Theile, und liefert, weil sie alles Bezügliche aufgenommen, ein möglichst vollständiges Material von Charakterzügen, Anekdoten, aufgeklebt auf den historischen Hintergrund, der dabei zur Ergänzung des Ganzen fortgewebt wird. Wenn wir nun auch mit großem Interesse das Buch von Anfang bis Ende gelesen, da des Interessanten, Altes und Neues, sehr viel darin enthalten ist, so ist es doch Nichts weniger als eine durchgearbeitete Biographie. Wenn die Verfasserin auch der Kraft gewesen eine Biographie zu schreiben, so ward sie doch sichtlich von der Masse des Stoffs, der ihre Theilnahme allein in Anspruch nahm, überwältigt und von andern Rücksichten zurückgehalten. Aus der Fülle der Begeisterung und des Entzückens und der Liebe für die selige Königin und der Devotion für ihr königliches Haus quillt die Darstellung hervor, aber der sichtende Geist, der auch in einer echten Biographie objectiv über den Begebenheiten schweben muß, blieb fort. Dies thäte nun Nichts, und es scheint einmal der weiblichen Feder Bestimmung auch in einer Biographie nur einen Panegyrikus zu liefern, wie denn edeln Frauen eine ruhig würdigende Schilderung da wo ihr Herz für den Gegenstand entbrannt ist schon zur Versündigung wird. Auch nicht daß dieser Panegyrikus etwas spät, nämlich 40 Jahre nach dem Tode der zu Feiernden, erscheint, wenn nicht das Buch neben der interessanten Darstellung des Persönlichen und Sachlichen doch auch die Absicht merken ließe eine Idee vorschimmern zu lassen welche zum Leitartikel für die Leser werden soll. Ideen welche der Zeit angehören, das Rauschen des Weltgeistes wird man im Buche nicht erwarten, im Gegentheil, indem es uns das Musterbild einer glücklichen königlichen Ehe darstellt, predigt es uns das Glück der Völker unter einer verständigen, patriarchalisch-monarchischen Regierung, wo der König der Vater, die Königin die Mutter ihres Volks ist; die französische und alle andern Revolutionen werden mit einem innern Schauer und Hautfrösteln betrachtet, und die Verf. ist weit davon entfernt eine Nothwendigkeit darin zu ahnen; ja selbst der letzte ritterliche Verzweiflungskampf der Polen 1793 wird ein Aufstand und eine Revolution genannt, und nur ein Schönes und Ritterliches darin gefunden, nämlich daß Kosciuszko, weil er vom Kaiser Paul in erträglicher Haft gehalten wird, demselben das Versprechen gibt daß er nie mehr gegen Rußland streiten wolle, und dies Wort auch hält als Napoleon ihn aufruft sein Schwert für das Vaterland zu ziehen. Darüber läßt sich nicht hadern, denn Das sind Ansichten wie man sie bei der Verf., einer Royalistin vom reinsten Wasser und mildesten Feuer, erwarten darf; aber schon das Motto des Buchs, ein Wort König Friedrich Wilhelm's IV.: „Die Freiheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter", und die Widmung „dem deutschen Volke", bringen auf den Gedanken daß die Verf. durch dasselbe eine ganz andere Idee habe begünstigen wollen. Da ist es nur schlimm wenn solche Bücher zu spät erscheinen. Was helfen alle die poetischen Silberblicke welche sie bei vielen Gelegenheiten aufblitzen läßt, daß der Sohn der Mutter die Kaiserkrone dereinst tragen solle, wenn wir bei dem Momente angelangt sind wo diese Kaiserkrone tiefer als je im Kyffhäuser versenkt ward, und Der welcher sie zu tragen durch das Schicksal bestimmt war selbst sie fallen ließ, zwei mal, und beide mal als er sie schon in seiner Hand hielt.

Dies schadet im Uebrigen dem Eindruck nicht den das Buch vermöge seines reichen Inhalts auf jeden Leser, der überhaupt ein Interesse für die Persönlichkeiten gewinnen kann, beansprucht. Auch nicht der Ton der Ueberschwenglichkeit, bei Schriftstellerinnen aus jener Zeit üblich, in der selbst Männer nicht allein vom Geist, sondern auch der Form welche Jean Paul der Vermittlung zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen gegeben sich fortreißen ließen, und so zu sprechen für schön und wahr hielten. So sagt Frau von Berg, die als ältere und langjährige Freundin die Königin genau kennengelernt, über ihr Freundschaftsverhältniß:

Ueber alles irdische Bedürfniß erhaben, konnte das gemeinschaftliche Streben der beiden Freundinnen nur ein Stre-

ben sein das ganze Universum mit einem großen, unbefangenen Gemüth zu umfassen und von allen Dingen den höchsten geistigen und sittlichen, sowie den religiösen Standpunkt aufzufinden und festzuhalten.

Dergleichen Dinge sagt man jetzt anders; zur Verständniß schadet Das aber Nichts, umsoweniger als die Königin Luise selbst wo sie redend auftritt so ganz anders und natürlich spricht daß man, wo die Verf. sie in verhimmelnden oder gar bombastischen Reden sprechen läßt, sich selbst ihre Ausdrücke ins Einfache und Natürliche leicht zurückübersetzen kann. Uebrigens erfahren wir daß die Verf. der ersten Ausgabe, jetzt gestorben, ihrer Zeit Freundin von Gleim, den beiden Jacobi, Claudius, Voß, den Stolbergen, Herder, Goethe, Wieland, Jean Paul und Johannes Müller gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Zur Volksliteratur.

1. Ernst Will, oder das Leben in der Gemeinde zu Strebmannsdorf. Dem Volk zu Nutz und Frommen erzählt von K. F. W. Wander. Berlin, Verlagshandlung des Allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1850. 8. 10 Ngr.

Schon vor Jahren ward die Nothwendigkeit einer Volksliteratur erkannt und ins Leben gerufen. Daß eine solche Nothwendigkeit existire darüber waren alle Parteien einig; sie waren aber nicht einig über Das was diese Literatur in dem Volke bewirken solle: die Einen meinten politische Aufklärung, die Andern religiöse; die Einen wollten Freiheit bringen indem sie Vorurtheile und Glaubenslehren welche ihnen dem Aberglauben anzugehören schienen bekämpften, während Andere an dem Joch des Hergebrachten rüttelten, und es abgeschüttelt wissen wollten. Ein Jeder gedachte auf das Volk zu wirken, es zu erleuchten und zu belehren, woraus mancherlei Misgriffe entstehen mußten. Man misleitete oft anstatt zu leiten, und anstatt Gutes hervorzubringen beförderte man das Böse. Die innere Mission hat in der neuesten Zeit abermals den Weg der Literatur als den Weg zur gründlichen Verbesserung des Volks eingeschlagen, indem sie indeß andere Ansichten als die früher geltenden ins Auge faßte. Die innere Mission will religiöse und sittliche Bildung verbreiten; sie will aufklären über die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, seine Familie und den Staat, und strebt das Leben des Einzelnen zu heiligen durch Glauben, Liebe und sittliches Leben, wodurch das ganze sociale Leben gehoben und befestigt werden soll. Durch eine gediegene Volksliteratur hofft sie die Verwirrung der Begriffe welche in der letzten Zeit so manche andere Wirren herbeigeführt hat zu lösen. Die innere Mission findet indeß manche Widersacher; man bezeichnet ihre Richtung als allzu pietistisch und deshalb nicht zeitgemäß. Solange die Welt steht werden verschiedene Ansichten herrschen, und mit den Ansichten einer Partei läßt sich nicht streiten. Wer vermag zu entscheiden ob das Glauben eine Kraft oder eine Schwäche ist? Ref. gedenkt sich nicht mit dieser Frage bei Beurtheilung der vorliegenden Volksschriften zu befassen, und jeder sittlichen Richtung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Ernst Will" gehört dem Streben der innern Mission nur theilweise an: das Motto „Hilf dir selbst so hilft dir Gott" deutet schon darauf hin daß es mehr die im Menschen schlummernden Kräfte erwecken als blos auf die göttliche Kraft verweisen möchte. Es verliert den Zweck des Belehrens durch Beispiel nie aus dem Auge, und kann deshalb als ein willkommener Beitrag zur Volksliteratur begrüßt werden. Die Gemeinde Strebmannsdorf besteht aus Webern, welche trotz der diesem Gewerbe so ungünstigen Zeit ihre Kinder immer von neuem zum Weben erzogen haben. Ernst Will ist der Erste der eine andere Laufbahn einschlagen darf. Er wird Gärtner, reist und kehrt nach Jahren reich an Erfahrung in sein Dorf zurück, wo er zahlreiche Verbesserungen einführt. Strebmannsdorf wird unter seiner Leitung ein Musterdorf, und die Bauern erhalten ein solches Selbstgefühl daß sie wenn aufs Amt vorgeladen nicht mehr stehen und warten wollen. Wenn nun auch die Umwandlung einer armen Webergemeinde in eine obstzucht- und ackerbautreibende, und dadurch wohlhabende nicht so leicht zu bewerkstelligen ist als Das Leser dieses Büchleins vielleicht glauben möchten, so kann doch die Anleitung dem Einzelnen nicht schaden. Die guten Lehren welche Ernst Will auf seinen Reisen den Handwerksburschen gibt möchten vorzüglich zu beherzigen sein. Es fragt sich nur ob Diejenigen für welche das Buch berechnet ist es auch lesen werden, da es zwar viel Belehrung, doch wenig Unterhaltung bietet, und keine jener Zuthaten besitzt welche die Phantasie ansprechen, die Aufmerksamkeit fesseln und der ernsten Lehre eine angenehme Hülle verleihen.

2. Der Kornzehnte. Erzählung aus der ditmarschen Geschichte von Heinrich Smidt. Drei Theile. Berlin, Verlagshandlung des Allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1850. 8. 24 Ngr.

Das vorliegende Werk bietet viel Interessantes. Eine von der Geschichte so oft schon dargethane große Wahrheit wird auch hier bestätigt. Nämlich daß wer die Macht hat solche misbraucht. Ob nun gerade diese Wahrheit in dieser Form zur Lecture für das Volk geeignet sei möchte Ref. bezweifeln. Das darin aufgeführte Bild des Drucks der Herren auf die Bauern kann den Gebildeten, Besitzenden und Mächtigen wol als warnendes Beispiel dienen, als ein Spiegel der Geschichte, worein er immerhin schauen mag, während der Machtlose, zum Dienen Berufene, dadurch gereizt, erbittert und zum Widerstand ermuntert werden kann, in einer Zeit wo das Fügen in gegebene Verhältnisse doch ziemlich allen Schichten der Gesellschaft noththut. Der Verlauf der Erzählung ist vorzüglich berechnet die Sitten der ditmarschen Bauern im 12. Jahrhundert darzustellen, die Sitten eines reichen, freien Volks welches sich nicht knechten läßt und die Ketten zersprengt die es zu fesseln drohen. Wie die Großen jagen, zechen, würfeln, schlemmen auf ihren Burgen; wie sie die Bauern schmähen und bedrücken; wie sie den Töchtern des Landes nachstellen, und jeglicher Sünde fröhnen; wie die Gräfin Elisabeth der trotzigen Magd welche spinnend für den kranken Vater die Frohnde thut, und im ungeheizten Zimmer über Kälte klagt, den Flor um die Finger wickelt und denselben anbrennt, wie diese den ihr angethanen Schmerz durch das ganze Land leuchten läßt; wie ihr Bräutigam eingespannt wird im Karren, den er ziehen muß unter der Peitsche der Knechte; wie der Druck immer unausstehlicher und endlich gebrochen wird, sodaß als der ungerechterweise verlangte Kornzehnte in die Burg des Grafen Rudolf abgeliefert werden soll die Säcke auf den Wagen mit Waffen und Menschen gefüllt sind, und das zahlreiche Bauernvolk eindringt in die Burg, dieselbe niederbrennt, und deren Besitzer vernichtet — alles Dies ist umständlich geschildert, und verleiht dem Sittengemälde das Interesse eines historischen. Einige Charaktere sind mit besonderer Sorgfalt gezeichnet, und es ist dem Autor gelungen dieselben dem Leser näherzurücken, und ihnen dessen Theilnahme zu erringen. So der Narr des Grafen Rudolf, der Priester Eddo, die Bauern Etheler und Dulk, welche als gelungene Bilder in den ihnen angewiesenen Rahmen passen.

3. Die Landstürmer in Tirol. Eine Erzählung für das Volk von L. P. Schwalbe. Berlin, Verlagshandlung des Allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1849. 8. 8 Ngr.

Wie treu die Tiroler kämpften, und wie undankbar Oestreich sich zeigte ist aus dem vorliegenden Büchlein zu ersehen. Hofer erscheint darin nicht als das Werkzeug einer Partei, sondern als begeistertes Haupt derselben. Sein Einfluß auf

Sitte und Ordnung im Lande bekundet sich bei verschiedenen Gelegenheiten. Die beutelustige Patriotenschar welche die reichen Baiern in Innspruck überfällt und plündern will läßt er ergreifen und einsperren, und das uneinige Ehepaar ermahnt er kräftig und eindringlich zu Frieden und Liebe. In das Gemälde der Freiheitskämpfe und Landsturmsbewegungen ist die Geschichte eines jungen Liebespaars aus dem Volke eingewebt, welches durch Misverständnisse, falsche Ansichten und äußere Verhältnisse sich voneinander entfremdet, und endlich sich wieder in Liebe vereint. Diese einfache Geschichte dient dazu die verschiedenen Stimmungen der Frauen und Männer, und deren verschiedenartige Theilnahme an den politischen Ereignissen darzuthun. Eine gesunde Moral durchweht das ganze Werkchen, welches wir als dem Zweck einer Volksschrift entsprechend empfehlen können.

4. Der Fünfnummern-Teufel. Eine Erzählung aus dem Leben von Heinrich Smidt. Berlin, Verlagshandlung des Allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1850. 8. 10 Ngr.

Mit einem Märchen beginnt die Erzählung. Satanas ist nicht zufrieden mit der Unglücksmasse welche seine dienenden Teufel auf Erden ausgerichtet haben; die Zahl der menschlichen Opfer ist ihm nicht bedeutend genug, und er schafft einen neuen Teufel, den Fünfnummern-Teufel. Nach diesem Märchen beginnt die Erzählung, welche in einem kleinen Kreis zufriedener, braver und arbeitsamer Menschen das Verderben des Lottospiels darthut. Es wird gezeigt wie die erste Verlockung auftritt, und mit Gewinn kirrt; wie der Gewinn schlecht verwendet wird; wie erneute Gewinnlust zu Verbrechen und in das Verderben führt. Zahlreiche Beispiele sind angegeben vom reichen Fabrikherrn bis zum armen Fabrikarbeiter. Ein junger Angestellter wird zu Kassendiebstahl und Zuchthaus gebracht; ein fleißiger Arbeiter sinkt zum Trunkenbold und Diebshehler herab und erhenkt sich selbst. Der Fünfnummern-Teufel findet unter allen Classen, von jeder Bildungsstufe, zahlreiche Opfer. Abschreckende Beispiele enthält die Erzählung für Jedermann, und dieselben sind mit Wärme und Wahrheitsliebe geschrieben; der Leser fühlt daß der Autor durchdrungen war von der Tendenz seines Werkes, welches er folgendermaßen schließt: „Also auf, ihr Regierungen und Parlamente! Ihr Beförderer für Menschenwohl und Volksglück! Ihr Redner in den Clubs und Vereinen! Hier ist ein stolzer Vorwurf für eure Beredtsamkeit! Versucht's! Laßt den Donner eurer Worte den trägen Schlummer wecken, damit er sich wachend erhebe, und den unersättlichen Vampyr von sich schleudere! Und wenn ihr es gethan, wenn es euch gelungen, seid ihr des schönsten Kranzes werth."

5. Vater, Sohn und Enkel. Eine Dorfgeschichte von der Verfasserin von „Martha, die Stiefmutter". Halle, Mühlmann. 1850. 8. 7½ Ngr.

Eine Dorfgeschichte ohne Poesie gewährt dem Leser wenig Vergnügen, trotz der Wahrheiten die sie enthalten mag. Die in den vorliegenden vergegenwärtigten Scenen sind meist unerfreulicher Art, voll Gemeinheit und Elend. Aeltern die blos dem materiellen Gewinn, blos dem irdischen Erwerb gelebt, und ihre Kinder mit Strenge und Härte behandelt haben ohne sie in Gottesfurcht und Liebe zu erziehen, erleben keine Freude an diesen Kindern und ernten nur Undank und Schande. Dem durch eine gottesfürchtige Frau erzogenen Enkel gelingt es den Starrsinn der Großältern zu brechen, ihr Gemüth zu erweichen, und sie zurückzuführen zu Gott und Kirche. Nur mit Widerwille verfolgt der Leser die zahlreichen Verirrungen der misrathenen Kinder, die Scenen von Trunk und Roheit, die Fußtapfen des Lasters und der Gottlosigkeit, die Gemeinheit die keine Poesie umhüllt, kein Luxus einkleidet, und welche in den Lumpen der Armuth bis zum Ekel gesteigert erscheint. Vorliegende Erzählung könnte mancher Proletarierfamilie als warnendes Beispiel dienen. 12.

## Bibliographie.

Adolarius, L., Die Geheimnisse des neuen Testaments oder Zweifel, Beweise, Aufschlüsse und Offenbarungen über das Uebernatürliche und Mysteriöse der Geburt, Auferstehung, Himmelfahrt, sowie der Wunderthaten und Gleichnisse Jesu Christi — gegenüber dem Teufelsdienste unserer Zeit. Ein populäres Volksbuch. Weimar, Voigt. Gr. 8. 17½ Ngr.

Bechstein, L., Wollen und Werden; Deutschlands Burschenschaft und Burschenleben. Romantisches Zeitbild. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Berthold der Student oder Deutschlands erste Burschenschaft. Zwei Bände. Halle, Pfeffer. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Eutinische Bilder. Eutin, Völckers. Gr. 16. 12 Ngr.

Das Demokraten-Jahr von Erfurt. Geschichtlicher Umriß in scherzhaften Reimen. Erfurt, Otto. Gr. 16. 10 Ngr.

Frey, L., Die Staatsanwaltschaft in Deutschland und Frankreich. Erlangen, Enke. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Der Galeerensclave. Oder: Die traurigen Schicksale meines Lebens. Von mir selbst beschrieben. Neueste Auflage. Graz, Kienreich. 1849. 16. 10 Ngr.

Hensel, E., Worte der Wahrheit über Ungarns Landes-Verhältnisse der J. 1848 und 1849. Dresden, Arnold. Gr. 8. 12 Ngr.

Menzel, C. A., Die Kunstwerke von dem Alterthum bis auf die Gegenwart in 120 Kupferstichen nach Originalzeichnungen, enthaltend die Werke der Baukunst, Malerei, Bildhauerei, welche die Kunstperioden, Kunststyle, Kunstschulen am bestimmtesten charakterisiren. Gezeichnet und gestochen von C. Merkel und G. Feldweg. Oder Wegweiser durch das ganze Gebiet der bildenden Kunst. 1ster Band. 1ste Lieferung. Leipzig, Romberg. Gr. 4. 7½ Ngr.

Pölitz's, K. H. L., Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende. In 7ter Auflage umgearbeitet und ergänzt von F. Bülau und K. Zimmer. 1ste Lieferung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Rodbertus, Sociale Briefe an v. Kirchmann. 1ster Brief: Die sociale Bedeutung der Staatswirthschaft. Berlin, Gerhard. 8. 10 Ngr.

Stein, L., Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die industrielle Gesellschaft. Der Socialismus und Communismus Frankreichs von 1830 bis 1848. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Waldau, M., O diese Zeit! Canzone. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 15 Ngr.

Weißenhorst, O. v., Fragmente aus der Vergangenheit als Warnung für Gegenwart und Zukunft. Bern. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

## Tagesliteratur.

Auerbach, B., Epilog zur Lessing-Feier. Nach der Aufführung von „Emilia Galotti" im K. Hoftheater zu Dresden gesprochen von Emil Devrient am 16. März 1850. Dresden, Arnold. Gr. 8. 5 Ngr.

Dirschedl, J. B., Zwei Geschichts-Predigten gehalten zu Passau am Passions-Sonntage und am Mariä Verkündigungsfeste 1850. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 3 Ngr.

Die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Deutschkatholiken in Bayern mit allen andern Confessionen. Eine biblisch-kirchengeschichtliche und staatsrechtliche Denkschrift der hohen Staatsregierung und den beiden hohen Kammern überreicht von der deutschkatholischen Kirchengemeinde in München. München, Franz. 8. 10 Ngr.

Hommel, F., Die wahre Gestalt der bayerischen Landeskirche und die bayerische Generalsynode von 1849 gegenüber einem ihrer Vertheidiger dargestellt. Nördlingen, Beck. Lex.-8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 140. —— 12. Juni 1850.

## Luise, Königin von Preußen. Dem deutschen Volke gewidmet.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Aus dem ersten Theile erfahren wir eigentlich mehr von der Genealogie des fürstlichen Obotritenkindes und der Nachkommin Heinrich's des Löwen als von ihren Jugendjahren. An der Hand ihrer Gouvernante hüpft sie auf die Platteform des strasburger Münsters, und wäre auch gern noch die 400 Stufen bis zur Krone hinaufgestiegen, wenn nicht die Gouvernante einen Schwindel vorgeschützt, woraus die Verf. den Schluß ziehen will: als ob „dem hochfliegenden Geist der Fürstentochter schon damals die Ahnung vorgeschwebt daß ihr eine der erhabensten Kronen in den deutschen Gauen winke". Wenn kein logischer, doch ein kühner Schluß. Wir werden dann nach Frankfurt und in die erste Rheincampagne in der Champagne geführt. Hier versichert uns die Verf. daß, wenn nur der Herzog von Braunschweig in der Kanonade von Valmy einen dreisten Bayonnetangriff gemacht, die ganze Französische Revolution anders geworden wäre: wir hätten keinen Königsmord, keinen Napoleon bekommen, und Alles wäre am Ende in Deutschland im guten alten Zustand geblieben. Aber der alte Herzog war eigensinnig. Worauf oft die Geschicke der Völker beruhen! Weit interessanter, und hoffentlich richtiger als die Ereignisse der Feldzüge sind die Erzählungen von dem ersten Zusammentreffen des preußischen Kronprinzen mit der mecklenburgischen Fürstentochter in der Kaiserstadt, ein idyllischer Stoff, den künftige Dichter sich vielleicht nicht werden entgehen lassen. Hier wird schon Bettina als Zeugin gerufen, deren Frau Rath die schönen mecklenburgischen Prinzessinnen, freilich in einer noch frühern Zeit, mit Speckeierkuchen regalirte, und ihnen erlaubte nach Herzenslust in ihrem Hofe zu plumpen.

Die Verlobungsfeierlichkeiten, die Einholung der mecklenburgischen Bräute nach Berlin gibt einen reichen Bilderstoff, voller zarten Züge; noch interessanter werden die ersten häuslichen Scenen des kronprinzlichen Paares. Sie genossen das volle Glück des Hausmannsfriedens, und wollten es genießen, gegenüber den drohenden Weltstürmen aus dem Westen, dem Hofe und der Maitressenwirthschaft des Vaters und dem Ceremoniell in das man sie fesseln wollte. Die Verf. ist eine so gute Royalistin daß Alles was der königlichen Familie angehört nur in Ehren und hellem Lichte erscheinen darf. So erscheint hier selbst Friedrich Wilhelm II. in ritterlich-königlicher Würde, gemüthlich, ein liebender Vater, populair, verständig, — und zu diesem Lichtbilde keinen Schatten! Auch der Herzog Karl von Mecklenburg, Luisens Bruder, ist nur die ritterliche, adelige Gestalt, die er wirklich war, der Bekämpfer des revolutionnairen Geistes. Daß er Derjenige war der recht eigentlich Preußen an den Rand der Revolution geführt, indem er die Reformsaaten, was an ihm war, zertrat, welche die Hardenberg und Stein, die Reformatoren und Regeneratoren des J. 1813, ausgesäet, und daß er das Preußen des großen Friedrich wieder zum mecklenburgischen ritterschaftlichen Feudalstaat zurückzuführen sich bemühte, und daß er es war der den gemüthlich bürgerlichen Apparat durch den Friedrich Wilhelm III. und Luise das Königthum aus seiner Nimbushöhe dem Volke näher brachte zu verdächtigen und zu zerstören suchte — man kann nicht sagen daß die Verf. Dies verschweigt, denn es ist ihr wol unbekannt; aber sie verschweigt Etwas was sie wissen mußte: seine Kämpfe gegen die Vermählung Helenens von Mecklenburg mit dem Herzog von Orleans. Das hätte doch in einer Familiengeschichte die soweit hinausgreift im dynastischen Interesse nicht verschwiegen bleiben dürfen. Interessant dagegen ist der Zug den sie von Luisen erzählt: daß auf ihre Fürbitte Friedrich Wilhelm III. das Loos der Lichtenau so gemildert. Der sterbende Friedrich Wilhelm II. soll die Schwiegertochter um Verwendung für „die unglückliche Frau" gebeten haben!

Die häuslichen Scenen aus den ersten Jahren des glücklichen Paares in Berlin, Oranienburg und Paretz, mit dem Reichthum charakteristischer Anekdoten, sind erquickliche Perlen unter vielem biographischen Wust, als die Schilderung aller Empfangsfeierlichkeiten, Feste, Reden, Gedichte bei den Reisen des Ehepaars durch die Provinzen. Die alte Oberhofmeisterin Gräfin Voß, noch späterhin ein viel besprochener und belächelter public character, ist die komische Person in dieser lieblichen Idylle, wie sie mit ihrem Ceremoniell nirgend durchdringt gegen den Muthwillen und die Lebenslust des jungen Ehe-

paars, welches sich sein erlaubtes Glück nicht will verkümmern lassen durch die alten Etiquettengesetze. Zum Theil kennt man diese Züge schon aus Eylert und Lehnert; aber auch das Bekannte liest man immer gern wieder. Der König sagte öfters:

Bin von allen Seiten ohnehin schon beengt und molestirt; will wenigstens in meinem häuslichen Leben meiner Neigung folgen und die Freiheit und Unabhängigkeit haben die jeder Privatmann genießt.

Von einem kränklichen und strengen Erzieher in seiner Jugend geplagt und knapp gehalten, wollte Friedrich Wilhelm III. auch später als Vater von seinen Kindern daß sie mit der ihm nöthig scheinenden Oekonomie sich versöhnen sollten, und sagte bei solchen Gelegenheiten:

Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht wie es mir in eurem Alter erging: denn so erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Werth; und wollte mein Hofmeister mir 'mal etwas zugutethun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und, wenn's hoch kam, zwei Groschen Kirschen geben.

„So prächtig habe ich's nicht gehabt als ich deine Mutter heirathete", sagte er bekanntlich zu einem seiner Söhne bei dessen Vermählung.

Die Königin stand dem Könige redlich in seinem Bemühen bei nicht allein das Hofleben bürgerlicher zu machen, sondern auch die Standesvorurtheile soviel möglich auszugleichen. Die hier aufgenommenen Anekdoten leben noch in den Traditionen vieler Familien. Der König mußte die Damen bürgerlicher Abkunft welche auf den Bällen sitzen blieben zum Tanz auffodern, und die Königin selbst hielt den adeligen Damen einst in Magdeburg eine Strafrede, als eine junge Offiziersfrau auf die Anfrage der Monarchin, was für eine Geborene sie sei, in der Angst ihres Herzens geantwortet hatte: „Ach, Ihro Majestät, ich bin gar keine Geborene." Luise übte auf die Familienkreise in der Hauptstadt einen großen Einfluß; Tracht, Sitten, Gewohnheiten nahmen sie zum Vorbilde. Man gedenke des Gegensatzes zwischen dieser tugendhaften Ehe eines liebenswürdigen Königspaares und der Maitressenwirthschaft mit allem ihrem schmuzigen und empörenden Anhange unter dem vorigen Könige. Novalis schrieb damals:

Sonst mußte man sich vor den Höfen wie vor einem ansteckenden Orte mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können.

Luise ließ in Königsberg als ein Hofschuhmacher und ein Graf sich zugleich gemeldet jenen zuerst vor, „weil die Zeit des Meisters gewiß kostbar sei, der Graf aber seine nicht zu berechnen brauche".

Frau von Berg sagt uns daß Königin Luise schon früh von Herder, Goethe und Schiller mächtig angezogen gewesen, daß Gibbon's und Anderer Geschichtswerke sie erhoben, und Shakspeare in allen seinen Dramen von ihr bewundert gewesen. Hr. von Woltmann erwähnt daß, wir erinnern uns im Augenblick nicht wer, sie erst später mit diesen Genien vertrautgemacht habe, da sie noch als Königin für Lafontaine's Gestalten geschwärmt, und es habe einige Mühe gekostet sie für die Iphigenien und Eleonoren zu begeistern. Wir möchten hierin dem fein- und scharfblickenden Woltmann mehr glauben. Bekannt ist daß Luise Lafontaine, als ihrem Lieblingsschriftsteller, sein kleines Kanonikat zugewendet hat.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Zweiter und letzter Artikel.*)

Es liegt uns zur Geschichte der jüngsten italienischen Ereignisse hier abermals ein historisch-monographisches Werkchen vor, und zwar ein solches dem wir die Anerkennung umsichtiger und detaillirtester Sachdarstellung, treuer und gewissenhafter Auffassung, und eines ebenso gesunden als parteilos-gemäßigten Urtheils nicht versagen dürfen.

Als in den Märztagen des J. 1848 auch Venedig seine Revolution gemacht hatte, und es sich für die neue Regierung zunächst um die schleunige Organisation der zur Landesvertheidigung erfoderlichen Streitkräfte handelte, so machte sich hierbei als erstes Bedürfniß geltend: ein militairisch gebildetes, durch Mannszucht und Tapferkeit vorleuchtendes Truppencorps. Die einheimischen militairischen Kräfte genügten dieser Foderung keineswegs, und man war also genöthigt sich auswärts nach tüchtigen Soldaten umzusehen. Der alte Ruhm unerschrockener Tapferkeit den die Schweizer immer in Italien behauptet, und den sie unlängst erst wieder bei dem Kampfe der Mailänder bethätigt hatten, machte daß sich das Augenmerk der neuen venetianischen Regierung hierbei vorzugsweise auf die Schweiz lenkte, und es wurde deshalb Ende April 1848 Anton Canetti, Bataillonscommandant der Nationalgarde Venedigs, von der Provisorischen Regierung nach Zürich gesandt um wegen Bewilligung freier Werbung für die Republik Venedig mit den Cantonen zu unterhandeln. Diese „ungehinderten" Truppenwerbungen in den Cantonen erreichten jedoch bald ihre Endschaft als unterm 18. Mai die Tagessatzung, bewogen durch die gefährdetscheinende Neutralität der Schweiz, und durch den Protest welchen Oestreich bereits erhoben hatte, sich zu dem Beschlusse veranlaßt fand: daß die Bildung bewaffneter Corps zu auswärtiger Hülfsleistung fortan innerhalb der Cantone gänzlich unterbleiben solle.

Auf diese Weise konnte es natürlich zu förmlichen Militaircapitulationen, sowie zu einer Bildung regelmäßiger Bataillone und Regimenter nicht kommen; was sich zusammenschloß gehörte von vornherein in die Kategorien der unautorisirten Freicompagnien, und fand seitens der Cantonalregierungen anstatt Förderung vielmehr die größten Hindernisse.

Auch unser Gewährsmann, der ehemalige Hauptmann der schweizerischen Infanterie, Debrunner, organisirte nun unter den bedeutendsten Schwierigkeiten, ja persönlichen Gefahren für seine Sicherheit ein solches Corps, welches eben aus den angegebenen Gründen freilich nur die Ausdehnung einer kleinen Compagnie gewinnen konnte. Nachdem der genannte Offizier mit dem Abgesandten der Venetianischen Republik die Bedingungen für seine Freischar festgestellt, brach er mit seinem etwa 100 Mann starken Corps, unter beständiger Gefahr noch ehe er die schweizerische Grenze verließ aufgerieben zu werden, nach dem Ort seiner Bestimmung, Venedig, auf. Den Soldaten, die sich verpflichten mußten zwei Jahre dem jungen Freistaate zu dienen, waren von dessen Seite angemessene Bedingungen zugesichert, welche leider durch die Perfidie der Agentur selbst nicht zur völligen Ausübung gelangten. Ueber Mailand und Pavia ging die Compagnie den Po hinab, und kam in Venedig an eben in dem Augenblicke wo für den venetianischen Freiheitskampf eine neue Epoche eingetreten war. Man hatte

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 106—108 d. Bl. D. Red.

soeben, am 18. Juni 1848, die Capitulation von Vicenza abgeschlossen.

„Von dem Zeitpunkt an", sagt Major Debrunner, „wo Venedig, nach dem Verluste seiner Provinzen auf sich selbst und seine Lagunen beschränkt, Oestreich den aufopferndsten Widerstand leistete, hat meine Compagnie, ein selbständiges Schützencorps, den thätigsten Antheil an dessen Vertheidigung genommen, und ihre Erlebnisse hängen daher mit dem weitern Verlauf des venetianischen Freiheitskampfes eng zusammen."

Diese Erlebnisse nun, sowie die in das Einzelne gehenden Berichte über den Antheil seiner Freischar an der Vertheidigung Venedigs und seiner Lagunenplätze während des über die Stadt verhängten Bombardements hat Major Debrunner in nachstehendem Werke veröffentlicht:

Die Erlebnisse der Schweizercompagnie in Venedig von Johann Debrunner. Ein Beitrag zur Geschichte des venetianischen Freiheitskampfs. Zürich, Beyel. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist verdienstlich daß unser Autor bei Ausarbeitung seines Werks sich nicht auf Darstellung Dessen beschränkt was seine eigene Anschauung ist. Der Militair kämpft immer nur auf einem einzelnen Punkte. Dieses Punktuelle allein zu berichten würde ein unvollständiges und uninteressantes Gemälde gegeben haben. Daher hat sich der Verf. bemüht „überall den Zusammenhang zwischen den allgemeinen Verhältnissen und der Seinigen speciellen Betheiligung möglichst zu erstellen", und wo er selbst nicht zugegen war folgte er nur den Angaben officieller Acten oder ganz zuverlässiger Augenzeugen. Die politische Gesinnung des Verf. ist übrigens eine solche wie man sie von einem Monographen vorzugsweise erwarten muß und wünschen kann. Er schreibt, wie er selbst sagt, als liberaler Schweizer, „dem sein eigenes Vaterland als Ideal vor Augen schwebt", der „für freie Institutionen begeistert" ist, der aber weder Oestreicher noch Italiener ist, und der zwischen Ordnung und Anarchie, in welchen Formen sich die letztere auch zeige, wohl zu unterscheiden gelernt hat.

Soviel über den Autor und seine Gesinnung. Aus seinen von den einzelnsten Details strotzenden Mittheilungen können wir natürlich nur das Bedeutsam-Hervorstechende herausheben. Zunächst gibt Major Debrunner für den localunkundigen Leser eine sehr angemessene Beschreibung des engern Kriegsschauplatzes, auf welchem ihm und den Seinen ein kleiner Punkt zur militairischen Operation angewiesen war. Näher noch mag sich der wißbegierige Leser aus dem dem Werkchen beigegebenen Plane, Venedig und seine Lagunen im Vertheidigungszustande darstellend, orientiren. Es wird zu diesem ungefähren Verständniß des Operationsterrains Das ausreichen was der Verf. im Nachstehenden Ueberſichtliches gibt:

„Venedig liegt mitten in der 52 Quadratmeilen weiten Wasserfläche der Lagunen. Es besteht aus der Vereinigung von 138 größern und kleinern Inseln mit einer Oberfläche von nahe an fünf Millionen Quadratmeter, ist durch den Großen Kanal in zwei ungefähr gleiche Hälften getheilt, welche mittels einer einzigen, der berühmten Rialtobrücke untereinander verbunden und überdieß von 157 kleinern Kanälen durchschnitten sind. Lagunen nennt man die Venedig von allen Seiten umgebende seichte Wasserfläche, welche durch eine schmale, an drei Stellen unterbrochene und durch einen künstlichen 5267 Meter langen Steindamm geschützte Landzunge, den Littoral, von dem eigentlichen Meere getrennt ist. Die Lagunen reichen von Brondolo bis zur Ausmündung des Flusses Sile; sie haben eine Länge von zehn und eine Breite von einer bis über zwei Stunden. Man unterscheidet die todten und die lebendigen Lagunen. Erstere sind die unschiffbaren von den Ausmündungen der Flüsse und Bäche sich bildenden, jedoch sehr fischreichen Sümpfe; letztere die durch Ebbe und Flut gebildete, höchstens mit fußtiefem Wasser bedeckte, Fläche, in welcher durch ununterbrochene Strömungen schiffbare Naturkanäle aufgewühlt werden."

„Venedig ist durch eine im J. 1847 beendigte steinerne Eisenbahnbrücke mit dem Festlande verbunden. Diese Brücke, ein wahres Kunst- und Riesenwerk, ist 3603 Meter lang und 9 Meter breit, besteht aus 222 Bogen, hat vier kleinere und in der Mitte einen großen Hauptplatz und kostete sechs Millionen östreichische Liren. Unweit der Ausmündung der Brücke liegt das Fort Marghera mitten in sumpfiger Ebene; außerdem beschützen die Forts Brondolo und Treporti Venedig auf der Landseite. Alle Eingänge von der Meeresseite her sind ebenfalls durch Forts vertheidigt, und überdies verwehrt noch eine Menge in zweiter Linie angebrachter Festungswerke den Zugang zu der ganz offenen Stadt. Der Rayon der Festung begreift außer Venedig noch drei kleinere Inselstädte, Chioggia mit 20,000, Buranno mit 10,000, Muranno mit 6000 Einwohnern in sich, und enthält mit diesen und den Dörfern des Littorals eine Bevölkerung von 200,000 Seelen."

„Die concentrirten verfügbaren Streitkräfte der Venetianer bestanden damals aus 18,000 Mann Land- und 4000 Mann Seetruppen, die einen täglichen Kostenaufwand von 80,000 Liren erfoderten. Außer 8 größern mit der sardinischen Flotte gemeinschaftlich operirenden Kriegsschiffen, besaß Venedig 77 kleine Fahrzeuge (Penischen, Piroghen und Pontons) zur Bewachung der Forts, Kanäle und Küsten des Festlandes, und 2000 Arbeiter waren im Arsenal mit Erbauung neuer Schiffe beschäftigt."

Den General Pepe hatte die Regierung unterm 15. Juni zum Oberbefehlshaber der Landarmee, und General Antonini zum Stadt- und Festungscommandanten ernannt. Nachdem Hauptmann Debrunner (später aus dem venetianischen Dienst mit Majorscharakter entlassen) in sein allerdings aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengerafftes Corps eine leidliche Disciplin eingeführt, war dessen erste Verwendung die Einstellung in das Fort Lido. Bemerken wir hierbei daß die gute Uniformirung dieses Corps ein Wesentliches zu deren gutem, disciplinarischem Verhalten beitrug. Kleider machen nicht blos im Allgemeinen Leute, sondern anständige Kleider bewirken auch ein anständiges Verhalten. Diese Leute sahen unstreitig ganz hübsch und nobel aus: Waffenrock von dunkelgrünem Tuch, dunkelblauem Aufschlag und ausgeschnittenem Kragen mit rothen Litzen, mit einer Reihe gelber Knöpfe, lange, weite Beinkleider von krapprothem Tuch, schwarze Halsbinde, konischer leichter Tschacko von rothem Tuch mit blauer Borde, und bis über die Knöchel reichende Schuhe. Die Bewaffnung war ein kurzer leichter Stutzen mit $2\frac{1}{2}$ Fuß langem breiten Bayonnet, das an einem Gurt mit messingenem Schloß um den Leib in lederner Scheide getragen wurde. Die Garnison des Forts Lido bestand aus 600 Mann, wovon 100 Mann Artillerie, 100 Mann Cavalerie und circa 150 Mann unbewaffnete Paduaner. Von den letztern und den romanischen Truppen sagt der Verf. daß ihre Unreinlichkeit und Ungezogenheit ihm unsaglichen Verdruß bereitet habe. In den Kasematten war es vor Ungeziefer nicht auszuhalten, die Leute mußten, wollten sie Ruhe haben, Nachts unter freiem Himmel schlafen.

Am 3. Juli erfolgte für die Compagnie der Marschbefehl nach Fort Marghera. Der fortwährende Patrouillendienst war sehr anstrengend; auch wurden häufig nächtliche Ausfälle gemacht, größtentheils zu dem Zweck den Feind zu nöthigen die begonnenen Festungsarbeiten zu verlassen.

In diese Tage fiel ein politisch wichtiges Ereigniß: der Anschluß Venedigs an Piemont, der unterm 5. Juli mit 127 gegen 6 Stimmen von der Versammlung der Volksrepräsentanten decretirt wurde.

Von Marghera aus, wo Einige von der Mannschaft durch das furchtbar grassirende kalte und hitzige Fieber aufgerieben wurden, wurde der Dienst der Compagnie nach dem Buranno verlegt. Während des Aufenthalts daselbst ereignete sich abermals etwas Politischbedeutsames. Karl Albert hatte bei Nacht und Nebel das „enttäuschte", ihn laut des Verraths beschuldigende Mailand verlassen, und nachdem am 31. Juli die ersten

bestimmten Nachrichten von der Armee in Venedig angelangt waren, fand am 6. Aug. die Promulgation des Gesetzes statt durch welches diese Provinz den sardinischen Staaten einverleibt wurde. Es erfolgte jetzt, da die Bewegung des Volks über dies so unerwartete als unwillkommene Ereigniß außerordentlich zu werden drohte, die achtundvierzigstündige Dictatur des Präsidenten Manin, welcher mit der ihm eigenen Geistesgegenwart dem in ungeheuern Massen auf dem Marcusplatze versammelten Volke diese Regierungsveränderung vom Balcon herab mit folgenden Worten bekanntmachte:

„Die königlichen Commissaire (sie waren eben erst eingesetzt) erklären sich von diesem Augenblick an des Regierens zu enthalten. Uebermorgen wird sich die Repräsentantenversammlung der Stadt und Provinz Venedig versammeln und die neue Regierung ernennen." Dann fügte er mit dictatorischer Stimme hinzu: „Per queste 48 ore governo io!" „Viva Manin! Si! Si!" schrie die mit dieser temporairen Dictatur des Mannes, dem das venetianische Volk das unbegrenzteste Vertrauen zollte, sogleich vollständig zufriedengestellte Menge.

Und in der That hat wol nie in irgend einer politisch bewegten, revolutionnairen Zeit eine einzige Persönlichkeit das unbegrenztere Vertrauen eines todesmuthigen Volks besessen als eben Manin, von welchem wir aber auch, abgesehen von jeder Parteimeinung, gestehen müssen daß er an Unerschrockenheit, Pflichttreue, Consequenz, Uneigennützigkeit und allergenauester Kenntniß der Massen in jedem Zeitalter seines Gleichen sucht.

Auf die Dictatur Manin's folgte bekanntlich das Triumvirat: Manin, Cavedalis und Graziani.

In Chioggia, wohin Ende August die Schweizercompagnie dislocirt wurde, lag mit derselben in einer und derselben Kaserne das Studentencorps, bataglione universitario, der Stadt, „lauter stolze Jünglinge", wie der Verf. sagt, „geschmackvoll gekleidet, in Gang und Haltung Bildung und Intelligenz verrathend". Durch militairische Tugenden sollen sie sich indeß nicht ausgezeichnet haben, durch Disciplin noch weniger; die halbe Nacht seien sie auf den Straßen umhergeschwärmt, und ihre Köpfe seien immer voll gewesen von Studentenstreichen. Natürlich fehlte es nicht zwischen ihnen und der Schweizercompagnie in der Kaserne an Zank und Streit und Handgreiflichkeiten. Bei dieser Gelegenheit spricht unser Verf. die inhaltschweren Worte: „Wer je in ein Freicorps verliebt gewesen ist wäre sicher davon zurückgekommen wenn er wie ich die Gelegenheit gehabt hätte dieselben im Leben kennen zu lernen."

Wie es mit der militairischen Disciplin im Allgemeinen in diesem Fort aussah darüber gibt uns eine kurze Mittheilung unsers Autors genügende Auskunft:

„Mehrmals traf mich in Chioggia die Diensttour als Capitano d'ispezione (Hauptmann vom Tag). Als solcher hatte ich nicht nur alle Wachtposten, sondern auch die Kasernen, Spitäler und Gefängnisse zu visitiren, und über das Ergebniß schriftlichen Rapport zu erstatten: fast mehr Arbeit als in 24 Stunden zu verrichten möglich war. Diese Diensttouren waren indeß nur insoweit interessant als ich dadurch Gelegenheit erhielt die Gebrechen der venetianischen Kriegsanstalten gehörig zu durchschauen. Ich hatte niemals eine gute Idee von der Art und Weise gehabt wie der Dienst gemacht wurde, und doch fand ich meine schlechten Erwartungen durch die factischen Wahrnehmungen noch übertroffen. Es dauerte überall eine Ewigkeit bis die Wachen ins Gewehr getreten waren. Die Bereitschaft mangelte; die Leute waren theils abwesend oder hatten die Ausrüstung abgelegt. Ging ich zur Inspection der Waffen über, so fand ich sie durchschnittlich im Zustande der Vernachlässigung. Die Patrontasche enthielt häufig verdorbene Munition, und in der Regel ein Packet Zündhölzchen und eine Tabackspfeife, oft auch statt der Patronen ein Stück Salami. Die im anhaltenden Feuer unentbehrlichen kleinen Gegenstände: Raumnadel, Schrauben- und Kugelzieher dagegen, fehlten beinahe durchgehends. Mit Einem Wort, es sah aus wie es bei der schlechtesten Miliz nicht ärger sein kann. Ich fand einmal den von der Bürgergarde gestellten Posten an der Brücke della Madonna, nur einen Kanonenschuß vom Feind entfernt, 24 Mann stark, ohne ein einziges geladenes Gewehr, und auch von Munition vollständig entblößt; und als ich den Offizier darüber zur Rede stellte antwortete er mir ganz naiv: Es sei gefährlich den Leuten geladene Waffen zu geben, weil sie nicht damit umzugehen wüßten!"

Am 27. Oct. ward der Sieg bei Mestre von den Venetianern über die Oestreicher erfochten. Das Resultat dieses Siegs war nach Angabe des Verf.: die Erbeutung von 587 Gefangenen, darunter 7 Offiziere, Todte gab es 150, 8 Kanonen, 3 Munitionswagen, 8 Pferden, der Kriegskässe, und nebst einer Menge Munition und Gepäck, auch noch der militairischen Correspondenz. Der Verlust der Venetianer betrug 87 Todte und 163 Verwundete.

Bei dieser Affaire thaten sich zwei Knaben ganz besonders hervor. Der vierzehnjährige Tambour Baptist Speciali vom zweiten Bataillon der dritten Legion der Nationalgarde schlägt gemeinschaftlich mit einem andern Tambour an der Spitze des dem feindlichen Feuer äußerst stark ausgesetzten lombardischen Bataillons den Sturmmarsch. Als sein Kamerad fällt lädt er dessen Trommel, die er um keinen Preis dem Feinde als Beute lassen will, auf seinen Rücken und fährt mit der seinigen zu trommeln fort bis sich „die letzten Kroaten in ihrem Quartier ergeben haben". Todtmüde muß man ihn auf einen Karren laden und mit den Uebrigen in das Fort zurückbringen.

„Anton Zorzi, zwölfjähriger Schiffsmusse der Piroghe, sah bei der Landung in Fusina die von einer Kanonenkugel heruntergeschlagene Flagge in das Meer fallen, als er sich sogleich in das Wasser stürzte, dieselbe mitten im Kartätschengeprassel schwimmend auffängt, damit auf das Schiff klettert und sie unter dem Rufe: «Viva l'Italia!» neuerdings aufsteckt."

(Der Beschluß folgt.)

---

## Notiz.

### Das Wort Literat in moderner Bedeutung.

Das Wort literatus bedeutete den alten Römern soviel als gelehrt und wissenschaftlich gebildet, namentlich mit Sprachkunde und Philologie versehen, weshalb besonders Grammatiker und Kritiker literati genannt wurden. Wie aber die moderne Zeit in manchen Beziehungen die Begriffe verkehrt und verdreht, so ist es auch auf ähnliche Weise mit dem Worte Literat geschehen, und es ist dahingekommen daß man heutzutage mit diesem Namen einen Solchen bezeichnet der aus Neigung oder zum Broterwerb, oder zu politischen Zwecken den Schriftsteller macht, ohne gerade immer etwas Ordentliches gelernt zu haben. Nach einer Beschreibung die wir neulich irgendwo fanden ist ein Literat „in der Regel ein Mensch der entweder zu viel oder zu wenig gelernt hat um auf dem Felde gemessener Thätigkeit eine Anstellung zu finden und zu suchen"; und wollen wir auch gerade nicht behaupten daß diese Beschreibung das Wesen eines modernen Literaten ganz genau und treffend bezeichne, so weiß man doch danach vollkommen genau was er nicht ist, wenngleich viele Literaten sich nicht wenig darauf einbilden nicht nur wirklich Etwas, sondern sogar ein unumgänglich nothwendiger Bestandtheil unserer Zeit und eine wesentliche Errungenschaft und unentbehrlicher Träger unserer modernen Civilisation zu sein. Ein ähnliches Schicksal übrigens wie das Wort Literat hat z. B. auch das griechische Wort Demagog gehabt, das ursprünglich einen Volksführer, einen Leiter und Rather des Volks bedeutend, z. B. Perikles, später, nachdem in den griechischen Demokratien, namentlich in Athen, die nichtswürdigsten Bürger Redegabe, Schmeichelei und alle schlechten Künste aufboten das Volk sich geneigtzumachen, um es dann nach Willkür zu eigennützigen Zwecken zu lenken und zu misbrauchen, zu einem schimpflichen Worte herabsank und eine entehrende Bedeutung erhielt, die es bis zu unserer Zeit behalten hat.

28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 141. —— 13. Juni 1850.


## Luise, Königin von Preußen. Dem deutschen Volke gewidmet.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Noch vor der Mitte des Buchs werden wir aus dem Häuslichen in ganz andere, in die höchsten politischen Regionen versetzt, und das bürgerliche heitere Schauspiel wird zur Welttragödie, in der es Luisen aufbewahrt ist die Rolle der Dulderin, endlich die einer Märtyrin zu spielen, die, nachdem sie das Schmerzvollste ertragen, am gebrochenen Herzen stirbt. Das Interesse steigert sich mit jeder Seite, die gewichtigsten Zeugnisse bedeutender Zeitgenossen werden in den Text einverwoben, sie machen zu großem Theil selbst den Text aus. Bewiesen wird, wenn es Dessen noch bedurft hätte, daß alle Anschuldigungen Napoleon's gegen die Königin falsch waren, daß sie, zwar Patriotin im schönsten Sinne des Wortes, sich von der Politik ferngehalten, daß sie darin nie als Rathgeberin, noch weniger als Intriguantin ihren Einfluß auf den König benutzte. Auch sie mußte wie jeder patriotische Preuße damals den Krieg wünschen, aber es waren Andere welche den König zur Erklärung desselben drängten. Die Schlacht von Jena wird geschlagen. Die Königin begleitet den König. Die Parteien am Hofe streiten ob sie fortzuschicken sei, ob sie bleiben solle. Endlich am Tage der Schlacht selbst sendet sie der König zurück. Ihre Wagen gerathen beinahe in die französischen Vorposten. Ein sehr interessantes Gespräch welches Gentz vor dem Schlachttag mit der Fürstin hatte. Sie sieht nicht mit Siegeszuversicht dem Ausgang entgegen; nur darum ist es ihr zu thun daß die Welt den von Preußen gethanen Schritt als einen nothwendigen anerkenne. Die Schlacht selbst überläßt die Verf. Andern zu schildern; dagegen ausführliche Berichte über Prinz Ludwig Ferdinand's Tod. Auch dieser sah trübe und ernst den Geschicken entgegen! Darauf die Geschichte der Flucht, das Zusammenbrechen des preußischen Staates, der unbegreifliche Fall der Festungen. Die Königin läßt in Stettin den vom Volk verfluchten Tambour gefangennehmen (man gab der That die Auslegung daß sie ihn vor der Volkswuth habe schützen wollen, es ist aber wahrscheinlicher daß sie in der Aufregung an seinen Verrath glaubte), geräth aber selbst auf dem Wege nach Küstrin zu ihrem Gemahl in Gefahr den Franzosen in die Hände zu fallen. Ein preußischer Posthalter verweigert ihr die Pferde! Es ist leider der Verdacht ausgesprochen daß auch hier Verrath im Spiele war. Preußen wimmelte von französischen Spionen, Dies ist eine ausgemachte Wahrheit, und Napoleon's Ingrimm gegen Preußen soll mit seinen Grund haben in den ungeheuern Summen die gerade hier die Spionage, die Bestechung, ihm gekostet! Wir werden nach Königsberg, Memel, Tilsit versetzt. Wenn wir die Königin bis da in ihrer Liebenswürdigkeit und Tugend kennengelernt, so sehen wir sie jetzt im höchsten Schmerz auch in ihrer höchsten Würde. Jetzt ist sie Politikerin. Wo Alle verzweifeln verzweifelt sie nicht, mahnt zum äußersten Widerstande, tröstet, richtet auf den Gatten. Alles schlägt fehl, Alles ist ihnen genommen, nur ihr häusliches Glück bleibt. Da schreibt sie Goethe's Lied „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" in ihr Tagebuch. Sie sieht trübe in die Zukunft, vergißt aber keinen Augenblick was zu thun sei in der Gegenwart. Sie ist es die Stein's Größe und Bedeutung erkennt, sie, die darauf dringt den vielfach gekränkten, stolzen Mann wieder an das Staatsruder zu berufen. Darauf die schwersten, bittersten Momente ihres vielgeprüften Lebens, die zweimalige Zusammenkunft mit Napoleon in Tilsit, zu der man sie nöthigt, und weder ihr Liebreiz, ihre Klugheit noch die Würde des schmerzenreichen Weibes vermag Etwas über den kaltherzigen Sieger, „der die Sprache der Kaserne auf den Thron mitgenommen". Als Kaiser und Politiker hatte er eine Entschuldigung für sich daß er nicht mehr gewähren wollte, nicht als Mensch, Krieger, Feldherr daß er auch nach dieser Zusammenkunft fortfuhr den Ruf der Königin durch unwürdige Schmähungen zu beflecken. Ihr Einzug in Berlin, voller Jubel, ist für ihr Herz ein Trauertag; ihr Tod in Hohenzieritz in der ausführlichen Schilderung ein schmerzvolles Trauerspiel für sich.

Im Frühjahr 1808 schrieb Luise an ihren Vater:

Es wird mir immer klarer daß Alles so kommen mußte wie es gekommen ist. Die göttliche Weltordnung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrich's des

Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns.

Warum lebt diese Königin, mit solcher Erkenntniß, nicht heute! Ach, möchten wir mit Vielen rufen, warum hat sie auch für ihre Zeit nicht länger gelebt. Ihre Verehrer hätten ihr gegönnt daß sie, zum Ersatz für solche Schmerzen, auch die Freude gehabt die Wiedererhebung ihres Vaterlandes zu sehen; wir wünschten daß sie mit jenem klaren Blick ihren königlichen Gemahl noch lange begleitet, auch da noch als Hardenberg fiel und die Reaction seine und Stein's Werke unvollendet ließ und zu verkennen anfing. Eine Königin Luise, die Das erkannte, hätte Preußen vielleicht vor der Revolution als wahrer Schutzengel, auch aus dem Grabe nach, bewahrt.

In demselben Briefe heißt es:

Gewiß wird es besser werden: Das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen wie sie nun eben sind. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern als man ihn lieben kann. Von seinem Glück geblendet meint er Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß halten kann verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird.

Wer nach solchen Ergießungen an dem geistigen Scharfblick der Vielgeprüften zweifeln könnte den verweisen wir auf eine andere Stelle dieses Briefs (S. 301—302), wo sie dem Vater eine Charakterschilderung aller ihrer Kinder entwirft, die nicht treffender sein könnte, die noch heute vollkommene Gültigkeit hat. Natürlich sieht sie mit den Augen einer liebenden Mutter. In der Schilderung des damaligen Kronprinzen traut man kaum seinen Augen; man glaubt die Stelle sei erst in diesen Tagen niedergeschrieben.

Haß war ihrer Seele fremd; auch gegen Den trug sie keinen der ihr Alles geraubt und selbst ihren reinen Namen zu beflecken gesucht. Als eine Hofdame beim Anblick von Napoleon's Bildniß heftig aufschrie, verwies sie es ihr mit einer religiösen Bemerkung: Erbitterung senke den Stachel der uns verwundet nur tiefer ins Herz, Ergebung lindere allein den Schmerz. Napoleon konnte seiner Erbitterung gegen die Königin nie Herr werden. Noch nachdem er sie so tief gedemüthigt, ließ er seine Galle gegen sie aus, indem er ihr Brustbild in Paris stechen ließ, in der Tracht — eines Schill'schen Husaren!

Die welche sie gekannt bedauern daß nie ein ähnliches Bild von ihr angefertigt worden. Der Liebreiz und die Würde ihres huldvollen Gesichts sei aber auch kaum zu malen gewesen. Scheffner in Königsberg sagt von ihr: „Augen von einem freiern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit habe ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen."

Der erste Theil des Buchs machte keinen günstigen Eindruck auf uns. Er schien geschrieben wie man Bücher schreibt die bei Hofe gefallen sollen: Nichts als Licht und Lob, selbst um das Geringfügigste was eine hohe Person gethan, und alle Schattenseiten verschwiegen. Ganz anders hebt sich der zweite mit den gewaltigen Ereignissen. Das Kleinliche, Hätschelnde, Beschönigende, die verhimmelnde Devotion, das Geträtsch der Ammenstube für Hofdamen tritt vor der Macht der großartigen Thatsachen zurück, und wie die Charaktere sich zu historischer Würde und Größe entwickeln, so auch der Stil. Möchte das Buch viele Leser finden. Möchten alle Deutschen es lesen! 27.

---

## Zur Geschichte der letzten Feldzüge in Italien.

### Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 140.)

Es folgt jetzt für unsern Befehlshaber diejenige Zeit die er „seine schlimmste" nennt. Der Dienst wird so anstrengend daß ihn der Soldat kaum noch ertragen kann; öfters muß er 48, ja 72 Stunden auf Wache bleiben. Die Erkrankungen nehmen dergestalt überhand daß zu Anfang December fast gar keine Leute mehr in der Kaserne übrigbleiben. Von 96 Mann — so stark ist jetzt die Compagnie — liegen 71 im Spital und in diesem einen Monat sendet der Hauptmann 15 Todtenscheine nach der Schweiz. Von den venetianischen Spitälern selbst weiß der Verf. wenig Rühmenswerthes zu sagen. Alle sind unreinlich, die Betten schlecht und niemals insektenrein. Zu der Gleichgültigkeit der Aerzte, und Nachlässigkeit der Wärter gesellt sich noch die Zudringlichkeit der Kapuziner, die auch hier überall Proselyten machen wollen. Deutsche Aerzte finden sich fast keine, und mit den italienischen weiß sich der Kranke nicht verständlich zu machen. Die Medicin wird in ungeheuern Flaschen gereicht, die auf einmal ausgetrunken werden müssen, was an die in der Vieharzneikunst gebräuchlichen „Roßtränke" erinnert. Das in jedem Spital so häufig vorkommende Aderlassen besorgen hier die Wärter, die überdies noch, auf allerlei Nebenverdienst erpicht, einen Speculationshandel mit allerlei Naschwerk treiben, wodurch sie den geldarmen Kranken sogar zum strafbaren Verkauf von Militairequipirungsstücken verleiten. Stirbt einer, so fallen die Wärter gleich gierigen Raubthieren über ihn her, berauben ihn des wenigen Geldes das er etwa unter seinem Kopfkissen verborgen hat, u. s. w.

Der nächste Stationsort für die Schweizercompagnie war das Fort Muranno. Hier blieb dieselbe garnisonirt bis zum 3. März 1849, innerhalb welcher Zeit sich die finanzielle Lage Venedigs bedeutend verschlimmert, und die politische um Nichts gebessert hatte. Bereits am 1. Dec. 1848 hatte der Gemeinderath unter dem Namen Moneta del commune für zwölf Millionen neue Papiermünze emittirt. Dafür hatte Venedig unterm 1. Febr. 1849 auf Anordnung der Triumvirn eine permanente Repräsentantenkammer erhalten. Diese entschied unterm 7. März über die definitive Form der Regierung, und ernannte Manin mit dem Titel eines Präsidenten als Chef der vollziehenden Gewalt. Später (unterm 2. April) gestaltete sich aus dieser Präsidentschaft Manin's dessen unumschränkte Dictatur. Die Finanzklemme ward um diese Zeit immer drückender, und es trat für die Regierung bereits wieder die mißliche Nothwendigkeit ein eine neue Zwangsanleihe von drei Millionen decretiren zu müssen.

In Fort Marghera finden wir die Schweizercompagnie wieder. Am 4. Mai beginnt das Bombardement dieses fortificatorisch höchst bedeutenden Platzes. An demselben Abend erfolgte die Auffoderung Radetzky's an die Bewohner von Venedig zur unbedingten vollständigen Unterwerfung, welche von Manin zurückgewiesen wird. Das Bombardement des Platzes dauert demnach fort. Seitens der Belagerten werden mehre Ausfälle gemacht, bei denen die brave Haltung der Schweizer von dem Commandanten des Forts durch eine besondere Gratification von zwei Lire Wein, Käse und Salami pro Mann anerkannt und belohnt wird. Ein letzter Ausfall kostete der Garnison von Marghera an Todten und Verwundeten 20 Mann. Uebrigens zeigten sich die Folgen der Blockade zur See bereits sehr fühlbar. Rindfleisch war unter zwei Lire nicht mehr zu kaufen; der Wein war um das Doppelte des Preises gestiegen, Oel und Butter waren fast nicht mehr zu erschwingen, sodaß der Cardinal-Patriarch gestatten mußte die Speisen an Fasttagen mit Rinds- und Schweinefett zuzubereiten. Am 24. Mai Morgens 5 Uhr eröffnete der Feind das längstvorbereitete allgemeine Bombardement der Festung aus 96 Kanonen, 24 Haubitzen und 31 Mörsern.

„Nach wenigen Minuten antwortete das Fort aus mehr als 160 Stücken. Dem fürchterlichen Donner des Geschützes, dem Zischen der Raketen, dem Sausen der Kugeln, dem Rauschen der Bomben und dem Prasseln der Granaten untermischte sich das todesmuthige «Viva l'Italia!» der unermüdlichen Kanoniere. Mit Einem Worte, es zitterte, krachte und wetterte als ob Himmel und Erde zusammenstürzen wollten. Das stärkste Donnerwetter ist leise dagegen, und begreiflich mußte auch die Gefahr in der sich ein jeder Zeuge dieses großen Schauspiels befand demselben den höchsten feierlichsten Ernst verleihen."

Und in der That war die Gefahr nicht gering. Schon in den ersten Stunden zählte man in der Lünette fünf schwer Verwundete. An einem Vierundzwanzigpfünder wurden hintereinander drei, zuerst der Capo pezzo (Geschützcorporal), nach diesem der Vicecorporal, und endlich ein Gemeiner, sämmtlich beim Richten des Geschützes von Granatstücken tödtlich verwundet. Ununterbrochen die Nacht hindurch währte das Feuer mit Bomben, Granaten und Raketen; im Ganzen kostete dieser erste Tag der etwa 2500 Mann starken Garnison 40 Todte und über 100 Verwundete. Am folgenden Tage führte unsern Verf. die Nothwendigkeit Geld zu fassen, um seiner Compagnie einen fünftägigen Sold zahlen zu können, nach Venedig. Hier hatte die Verwüstung bereits arg zugenommen, unter Anderm war das alte Commandanturgebäude bereits ganz in Trümmer geschossen, und „vor den unzähligen Gruben der Bomben und Furchen der Kugeln konnte man kaum noch die zwei Straßen erkennen die nach den äußern Werken führen". Der Rückweg aus der Stadt nach dem Fort drohte dem Verf. im eigentlichsten Sinne auf jedem Schritte den Tod, so arg war der Hagel und Regen der feindlichen Projectilen. Am Abend des 26. Mai, nachdem den Tag über der Feind aus 16 Batterien Tod und Verderben in das Fort geschleudert, war in der Lünette die Mehrzahl der Geschütze demontirt, ein Viertheil (252) der Kanoniere getödtet oder verwundet, die großen Pulvermagazine und eine Kaserne dem Einsturz nahe, die Brustwehren heruntergeschossen, die Munitionsvorräthe erschöpft, und der Boden vom Aufwühlen der Bomben und Granaten wie umgeackert. In der Nacht vom 28. Mai sah sich die Besatzung nach viertägiger Beschießung, wobei über 400 Mann außer Kampf gesetzt waren, und nach furchtbar verzweifelter Gegenwehr genöthigt das Fort Marghera zu räumen.

Am 29. Mai Abends flog die Pulverfabrik alle grazie in die Luft, und erregte in Venedig, wo bereits die Stimmung des Pöbels nach vielen Seiten hin dem Verdacht er werde durch Verrath hintergangen Raum gab, die äußerste Bestürzung. Der Pöbel begann tumultuirend unter Manin's Fenstern allerlei bedenkliche Demonstrationen. Allein der unerschrockene Manin begegnete ihm kurz und bündig mit folgender Anrede:

„Venetianer, glaubt ihr daß dieses Benehmen euer würdig sei? Ihr seid nicht das Volk, ihr seid nur ein kleiner Theil desselben. Nie werde ich meine Handlungen nach den Gelüsten eines aufgelaufenen Haufens modeln, ich werde mich einzig nach dem Votum eurer Repräsentanten richten. Euch aber werde ich immer, selbst unter dem angeschlagenen Gewehr und dem gezückten Dolche, die Wahrheit sagen. Jetzt macht daß ihr Alle fortkommt. (Adesso andate via tutti.)"

Am 24. Juni wurde die Schweizercompagnie aus dem Fort San-Pietro in Volta, wo sie zuletzt garnisonnirt hatte, nach Venedig zurückberufen, und nahm nunmehr an der Vertheidigung dieser Stadt bis an das Ende thätigen Antheil. Die von der Repräsentantenversammlung unterm 16. Juni in das Leben gerufene Militaircommission mit unbeschränkter Gewalt zu Land und zur See begann ihre Wirksamkeit sehr energisch, zunächst mit Verbesserung der Disciplin: was aber auch dringend nöthig war, denn der Geist der Unordnung und Empörung begann unter den Regimentern furchtbar einzureißen. Auch in der Compagnie des Verf. brach eine Meuterei aus, die jedoch glücklicherweise eben im Augenblick da sie ausbrechen sollte, insbesondere durch die todverachtende Energie des Feldwebels Morff, glücklich gedämpft wurde. Der Haupträdelsführer ward sofort vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zu entehrender Cassation und vierjähriger schwerer Kettenstrafe verurtheilte. Bemerkenswerth ist es daß unter der achtzehnmonatlichen Regierung Manin's überhaupt nur ein einziges Todesurtheil vollstreckt wurde; es betraf den Rädelsführer einer unter den Matrosen des Dampfschiffs Pio IX. ausgebrochenen Meuterei. Zwei seiner Hauptmitschuldigen wurden begnadigt.

Nachdem inzwischen die diplomatischen Verhandlungen mit Oestreich vollständig gescheitert waren, und die Mächte England und Frankreich in sehr unzweideutigen Noten zu erkennen gegeben hatten daß man sich jeder Einmischung in diese Sache enthalten und Venedig seinem Schicksale überlassen wolle, begann am 29. Juli Nachts 12 Uhr die eigentliche Beschießung der Stadt. Der Feind trieb seine Kugeln auf die beispiellose Distanz von 5300 Metres, die Bomben auf eine Entfernung von 3850, die Granaten und Glühkugeln auf 4400 Metres. Bei dieser Gelegenheit erwähnt der Verf. auch die Luftballonbomben welche damals in den Zeitungen so gewaltiges Aufsehen machten. Nach seiner Versicherung hat die neue Erfindung, die anfangs so panischen Schrecken verbreitete, sich nicht im mindesten bewährt. Von einem feindlichen Kriegsschiff sah man am Feste der Madonna del Salute die ersten solchen Ballons aufsteigen, allein nicht eine einzige dieser Bomben (ungefähr 20) löste sich über der Stadt ab, die meisten zersprangen in der Luft oder fielen in das Meer, andere wurden vom Südostwinde über die Stadt und die Lagunen hinübergetrieben, und entluden so in der Gegend von Mestre und Campalto ihre verderbenbringende Eisenlast über den eigenen Häuptern der Feinde. In der Stadt selbst gewährten diese Luftballons dem Volke eine ganz neue ergötzliche Unterhaltung. Man stand mit aufgesperrtem Munde, als sollten die gebratenen Tauben hineinfliegen, auf den Plätzen und schaute nach oben, „und wenn eine kleine schwarze Rauchwolke, gefolgt von einem schwachen Knall, in der Luft entstand und dadurch das Platzen einer Bombe ankündigte, so klatschte Alles instinctmäßig in die Hände. Allgemeiner jedoch und lebhafter manifestirte sich der öffentliche Beifall wenn man dann und wann eine dieser verwünschten Seifenblasen in die Richtung von Mestre sich senken sah, alsdann rief man nicht nur klatschend «Viva!» sondern auch noch «Bravo, buon appetito!»"

Obgleich in den ersten 14 Tagen des Monats August die Cholera in der ohnehin schon von Kriegs- und Hungersnoth heimgesuchten Stadt in so schreckenerregendem Grade zu wüthen begann daß oft in einem Tage an 400 Menschen der Seuche erlagen; obgleich für die ärmere Classe Fleisch und Fisch schon

unerschwinglich wurden, und Wein und Branntwein gänzlich fehlten, so war die Masse des Volks dessenungeachtet noch so wenig zum Capituliren geneigt daß wer dies Wort ausgesprochen hätte sicher für einen Verräther angesehen und behandelt worden wäre. Selbst der Cardinal-Erzbischof, der, auf das Ansehen das er beim niedern Volke genoß vertrauend, unter Bekannten eine Petition an die Repräsentantenversammlung in Umlauf gesetzt hatte, worin dieselbe angegangen ward „durch Anbahnung von Unterhandlungen zu einer Capitulation den schweren Leiden des Volks ein Ende zu machen", selbst dieser lud durch diesen Schritt die Erbitterung des Volks in solchem Maße auf sich daß es unter dem Rufe: „Morte al patriarcha!" seinen Palast stürmte, ihn demolirte und Alles was es an Meubles, Büchern, Schriften u. s. w. vorfand entweder zerschlug oder in den Kanal warf. Sicher hätte das erbitterte Volk den Patriarchen selbst getödtet, hätte er sich nicht in einem unauffindbaren Versteck gehalten solange bis eine starke Gensdarmerieabtheilung eintraf und den Palast von den ungebetenen Gästen säuberte. Allein der Verlauf weniger Tage änderte die Sachlage schon völlig. Die Repräsentantenkammer hatte unterm 6. Aug. alle Gewalt alleinig und ausschließlich auf Manin übertragen, und von diesem Augenblick an richtete dieser, klar erkennend daß an ein Halten der Stadt nicht mehr zu denken war, alle Bestrebungen dahin für dieselbe die günstigstmöglichen Capitulationsbedingungen zu erhalten. Es hatte sich aus dem Bericht der Verproviantirungscommission ergeben daß das Hauptnahrungsmittel, die Polenta, nur noch für 10, das übrige Mehl höchstens noch für 16 Tage hinreiche.

Wol gab es auch jetzt noch Leute die unter keiner Bedingung capituliren wollten, diese sogenannte tollköpfige Widerstandspartei, die nur in der Fortdauer des revolutionnairen Zustandes das Mittel findet ihre Existenz zu bewahren, ihren Ehrgeiz zu befriedigen. Es fehlte nicht an aufreizenden Placaten welche von dieser exaltirten Partei ausgingen, womit man an jedem Morgen die Straßenecken überklebt fand, unter denen sich namentlich die eines gewissen Tondelli durch eine fast unerhörte „menschenfresserische" Frechheit auszeichnete. Allein nichtsdestoweniger gelang es der unerschrockenen Festigkeit Manin's, und der standhaften Energie Pepe's, die das Volk an diesem sonst so gutmüthigen Manne am wenigsten gewohnt war, die Machinationen dieser Schreier zu paralysiren.

Den Ausgang dieses welthistorischen Kampfes kennen wir Alle. Soviel steht fest daß das venetianische Volk während dieser dreiundzwanzigtägigen Belagerung eine Ausdauer und einen Todesmuth gezeigt hat die in der Geschichte einzig sind. Ein Ruhm von welchem jedoch gerade diejenige Potenz welche berufen war das entscheidendste Gewicht in die Wagschale des Kampfes zu legen: wir meinen die venetianische Flotte, ausgeschlossen werden muß. Diese hat sich während dieser langen schrecklichen Periode durch Nichts ausgezeichnet als durch ihre vollkommene Ohnmacht und Unthätigkeit. Sie ist nur ein mal ausgelaufen, am Abend des 8. Aug., und am Abend des 10. Aug. ohne einen Kampf bestanden zu haben wieder eingelaufen.

Am 12. Aug. hielt der Präsident Manin die letzte Musterung über die Nationalgarde der Stadt auf dem Marcusplatze; die Abschiedsworte die er bei dieser Gelegenheit an diese acht Legionen Bürgerwehr richtete sind wahrhaft ergreifend und erschütternd. Er schließt seine Rede mit dem eigenen Zeugniß, welches ihm jeder unparteiische Kenner der Geschichte sicherlich unterschreiben wird.

„Ich habe nie Jemanden betrogen. Ich habe Niemandem Etwas vorgespiegelt an das ich nicht selbst glaubte, in Niemandem eine Hoffnung angefacht die ich nicht selbst hegte"....

Mit dem Abschluß der Capitulation erfolgte natürlich auch die Entlassung sämmtlicher ausländischen Truppen und die Auflösung der Schweizercompagnie. Das Corps mußte in Fusina seine Waffen abgeben, die übrige Ausrüstung beließ man ihm. Die Truppen wurden sodann bis Mestre escortirt, und von da auf der Eisenbahn nach Verona befördert. Dort wurde Jeder mit einem Paß versehen mit welchem er frei der Grenze zueilen konnte. Bei dieser Gelegenheit rühmt der Verf. sehr das noble Benehmen der östreichischen Offiziere, die ihn mit auffallender Verbindlichkeit behandelten, und es ihm durchaus nicht entgelten ließen daß er ihr Gegner gewesen war. 40.

---

## Lesefrüchte.

### Die achtzehn Statuen am Stadthause zu Paris.

Um die Ausschmückung der großen Façade des Stadthauses zu Paris zu vollenden, sind noch 18 Statuen aufzustellen. Im J. 1849 setzte die städtische Commission die Liste der 17 ersten fest, und diese Liste enthält die Namen einer Reihe von Männern welche seit mehren Jahrhunderten Paris oder selbst dem ganzen Frankreich durch ihre Dienste oder ihren Ruhm angehörten. Der achtzehnte war für den Meißel des Bildhauers noch auszuwählen. Im vergangenen und diesem Jahre gab man sich von gewisser Seite her große Mühe die Wahl auf irgend eine revolutionnaire Berühmtheit hinzulenken; die städtische Commission aber hat sich frei von allem Parteigeist halten wollen. Auf den Antrag des Seinepräfecten hat sie beschlossen daß die achtzehnte Statue die Lareynier's sein solle, des ersten Polizeilieutenant den Paris unter Ludwig's XIV. Regierung gehabt hat. Lareynier ward 1625 zu Limoges geboren; sein Ruf ist reinlocal, aber in Paris fest und dauernd begründet; er ruht auf einer dreißigjährigen, wohlthätigen Amtsführung. Er war der Erste der durch ein geregeltes System der Straßenreinigung und Beleuchtung die mannichfachen Gefahren verbannte die der Aufenthalt in Paris noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mitsichführte. Die Bezeichnung dieses achtzehnten Namens macht die Reihe der berühmten Männer voll deren Andenken die städtische Verwaltung mit gutem Rechte ehren will, indem sie ihre Bildsäulen auf dem Giebeldache des Stadthauses aufstellt. Die Namen sämmtlicher Statuen sind folgende: Etienne Boyleaux, Hugues Aubriot, Jean Juvenal des Ursins, Pierre de Viole, François Miron, Turgot, Bailly, St.-Landry, Goslin, Maurice de Sully, Lesueur, Lebrun, Jean Goujon, Pierre Lescot, Philibert Delorme, Perronet, Rollin, St.-Vincent de Paul, Robert Etienne, Guillaume Budé, Frochet, Michel Laillier, Mansard, Voyer d'Argenson, Matthieu Molé, der Abbé de l'Epée, Jean de la Vacquevie, Jean Aubry, Molière, Papin, Monge, Voltaire, Lavoisier, Boileau-Despréaux, Amboise Paret, Condorcet, Colbert, Catinat, Lafayette, d'Alembert, Gros, Buffon, Achille de Harley, de Thou, Montyon und Lareynier.

---

### Der Schulunterricht in Nordamerika.

Bekanntlich ist der Schulunterricht in Nordamerika frei. Der Staat besoldet die Lehrer für Arme und Reiche, und eine Schulsteuer deckt den nöthigen Aufwand. Dieser Aufwand erscheint unsern europäischen Schulverhältnissen gegenüber so ungewöhnlich daß er durch ein Beispiel hier etwas näher detaillirt sein mag. Der Staat Massachusetts zählt 215,926 schulfähige Kinder zwischen 4 und 16 Jahren. Reichlich 62 Procent davon, nämlich 134,734, besuchen die verschiedenen Schulen. Der Gehalt der Lehrer beläuft sich auf nicht weniger als 836,070 Dollars 69 Cents, das sind etwa 1,170,500 Thaler. Für Heizung und Schulmaterialien werden fast 50,000 Thlr. jährlich verausgabt. In der Hauptstadt Boston beträgt dafür freilich auch die Schulsteuer nicht weniger als 15 Thlr. für jedes Kind zwischen 4—16 Jahren. 2.

---

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 142. —— 14. Juni 1850.


## Die Poesie der Neuzeit.

### Kritische Streiflichter von E. Falkbeer.

### Zweiter Artikel.*)

Nachdem wir in unserm ersten Artikel unsern Lesern einen Theil jener Dichtungen vorgeführt deren Inhalt und vorzüglichster Entstehungsgrund die neuesten politischen Ereignisse sind, wenden wir uns nunmehr zu jener reinen, ursprünglichen Poesie zurück, die an den Brüsten der Natur und in den Abstractionen des eigenen Bewußtseins den Quell ihrer Begeisterung geschöpft hat, und treu dem Worte des alten Dichters: „Est Deus in nobis", nur die Traumwelt des innern, nicht die rauhen Erscheinungen des äußern Lebens gibt. Mögen uns die Literaturhistoriker und Aesthetiker vom Fache die scharfe Demarcationslinie nicht verübeln die wir hier zwischen politischer und nichtpolitischer Poesie gezogen haben. Wir wissen recht gut daß der wahre Dichter, gleichviel in welcher Form er dichtet, in seinen Werken auch seine Zeit repräsentirt; allein eben weil die Poeten der erstbesprochenen Gattung in den Ereignissen nur die duldenden Personen vor Augen hatten, nicht die Idee die sie allmächtig bewegte, nur die gährenden Stoffe, nicht den geläuterten Krystall den sie zutagefördern sollen, erscheinen uns ihre Gesänge als etwas Gesondertes, Vereinzeltes, und wir glauben daß auch nur von diesen das Wort unsers Dichterfürsten gilt: „Ein garstig Lied, pfui! ein politisch Lied."

Es freut uns aus der Masse der vor uns liegenden Poesien vier Werke besonders hervorheben und der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen zu dürfen. Es sind dies:

12. Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart, Cotta. 1849. 8. 1 Thlr.
13. Neue Gedichte von Betty Paoli. Pesth, Heckenast. 1850. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
14. Romanzen und Balladen von Adolf Bube. Gotha, Stollberg. 1850. 16. 7½ Ngr.
15. Neuere Gedichte von Heinrich Zeise. Kiel, Schröder und Comp. 1850. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 114—117 d. Bl. D. Red.

Nr. 12. Wie schon der Titel dieses Buchs andeutet, gibt uns Freiligrath hier eine „Nachlese älterer Gedichte". Im Sommer des vergangenen Jahres gesammelt, vertreten sie keine bestimmte Richtung, und weder dem Dichter des „Glaubensbekenntnisses" noch dem begeisterten Sänger des Orients begegnen wir ausschließend in diesen Liedern. Es sind zerstreute Perlen, die der Mühe des Auflesens wol würdig waren; fliegende Blätter, in einem eleganten Album uns dargeboten; einsam duftende Alpenblumen, zu einem Kranze gewunden. Aber es sind Gedichte von Freiligrath, und dieses Wort genügt um ihren Werth zu bezeichnen.

Mein Frühkorn ist geschnitten,
O dreiste, frische Mahd!
Da steh' ich nun inmitten
Der aufgebund'nen Saat!
Ihr kennt sie, meine Garben,
Ich ließ die Welt nicht darben;
Sie schimmern erntefarben,
Sie rauschen freudig hart am Pfad.

Der Einen braune Spitzen
Hat zorn'ges Ferneleid,
Die Andern hat das Blitzen
Gereift der heißen Zeit.
Auch fremdes Korn im Reigen
Seht ihr die Halme neigen,
Ich macht' es Deutschland eigen,
Ich gab ihm flott ein heimisch Kleid.

In den folgenden Versen verspricht uns der Dichter auch Herbstgarben bei einer zweiten Ernte, sofern sein Leben den ernsten Herbst erreicht, und schließt mit den Worten:

Ich bücke mich, ich spähe;
Sorglos die sich're Hand
Ausstreck' ich, wie ich gehe —
Da habt ihr was ich fand!
Mög' euch das Werk behagen: —
Es half in diesen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertret'ne Vaterland!

Der Schluß dieses poetischen Vorworts könnte vielleicht in den Gemüthern unserer conservativen Leser eine gewisse Unruhe, ja sogar den Verdacht erregen daß wir sie getäuscht, und daß sie hier neuerdings, wenn auch in edlerer Form, politische Lieder und stürmische Diatriben

des Jungen Deutschlands zu gewärtigen haben; doch keine Angst! Die Sache ist nicht so gefährlich als es den Anschein hat; es sind blos Reminiscenzen, verklungene Lieder, verwehte Blüten die uns der Dichter beut. Die meisten der vorliegenden Gedichte sind von älterm Datum, und nur das schmetternde Lied der Lerche schallt aus ihnen, nicht des Grabvogels eintöniger Gesang.

Freiligrath sondert sein Buch in zwei Theile: „Eigenes" und „Uebersetztes". In letzterm werden uns in bunter Mischung Dichtungen von Lamartine, Allan Cunningham, schottische und irische Balladen vorgeführt, auch ein allerliebstes Lied von Thomas Hood: „Ode an meinen kleinen Sohn." Allein so vortrefflich auch diese Uebertragungen sind, so rein und fließend der Vers, so correct die Sprache ist, so scheinen uns derlei, wenn auch dankenswerthe Versuche doch immer an einer eigenthümlichen Schwierigkeit zu scheitern. Wir glauben nämlich daß der Geist, der charakteristische Reiz einer fremden Dichtung bei jeder, auch der gelungensten Uebertragung verlorengeht; es sind Treibhauspflanzen denen der heimische Boden fehlt. Behält der Uebersetzer den fremden Rhythmus bei (wie z. B. hier in dem irischen Volksliede „Eileen-a-Roon", S. 182), so läuft er Gefahr hart und ungenießbar zu werden; übersetzt er frei und überläßt sich den Inspirationen seiner eigenen Muse, so verliert der fremde Gedanke durch die veränderte Form oder umgekehrt. Wir wenigstens haben in den zierlich gedrechselten Stanzen von Gries und Streckfuß die himmelanstürmenden Gesänge Tasso's und Dante's nicht wiedergefunden. Shakspeare's gigantische Gestalten sind in gar manchen Uebertragungen zu deutschen Philistern eingeschrumpft, und Byron hat unsers Wissens noch keinen ebenbürtigen Uebersetzer gefunden. So konnte wol auch das reiche Talent Freiligrath's den capriciösen Geist der fremden Sprache nicht ganz genügend wiedergeben, wenn nicht etwa Lamartine's etwas langweilige Friedensmarseillaise hier eine Ausnahme macht, die durch die Uebersetzung unsers Dichters nur gewinnen konnte.

Kehren wir daher zu den eigenen Dichtungen Freiligrath's zurück. In den Eingangsgesängen entrollt der Dichter ein wundervolles Tableau vor uns; er hat die ersten Töne seiner Jugend wiedergefunden, und der reiche, üppige Farbenschmelz der orientalischen Poesie tritt uns blendend in diesen Liedern entgegen. Besonders in dem Gedichte „Schahingirai" (S. 8) lebt und webt eine tropische Glut wie nur in den besten seiner frühern Gesänge.

Ein dunkler Reiterzug trabt durch die Steppe hin;
Das ist mit seinem Troß der Khan der Krim, Schahin;
Er läßt von seinem Hengst sich durch die Eb'ne tragen.
Die Nacht ist kalt und rauh; sein Haupthaar flattert wirr
Im Sturm; sein Auge blitzt; er hält wo Kantemir,
Sein Feind, ein Lager aufgeschlagen.

So beginnt das Gedicht; wollten wir alle Schönheiten desselben anführen, so müßten wir es seiner ganzen Länge nach hier beisetzen. Doch ist von einer systematischen oder auch nur chronologischen Ordnung der Gesänge im weitern Verlaufe des Buchs keine Rede; der Dichter reißt uns mit sich fort: bald sind es heiter-scherzende, bald wehmüthig-ernste Rheinsagen mit denen er uns vergnügt, bald Liebeslieder in den mannichfaltigsten Formen; hier führt er uns an den Rand einer syrischen Wüste, wo ein Trupp von arabischen Reitern an uns vorüberjagt um in einen Palmwald einzuschlagen („Der Ritt, ein Fragment", S. 12), und gleich darauf, noch überwältigt von dem Eindrucke jener Scene, in eine Matrosenschenke. Mit Einem Worte, das Buch ist ein allerliebstes Imbroglio voll Capriccios und phantasmagorischer Gestalten, und wie in einem Kaleidoskop werden uns die buntesten Bilder vor das geistige Auge geführt.

Das Gedicht „Die Kreuzigung" (S. 19) ist zu merkwürdig und hat eine zu geistreiche Pointe um hier übergangen zu werden. Der lebenslustige Sänger des Orients schlägt hier plötzlich eine Richtung ein auf die wir nicht vorbereitet waren; sie hat uns in Wahrheit überrascht. Der Dichter führt uns an die Schädelstätte zu Golgatha; noch kämpft der Erlöser seinen letzten Kampf, und an dem Fuße des Kreuzes lagern die Söldlinge. Es sind Teutonen die in römische Gefangenschaft geriethen, blondhaarige Germanen. Sie sprechen von ihren Kriegsthaten und würfeln um den Mantel des — zum Tode Verurtheilten. Endlich hat der Dulder ausgelitten; alles Volk, Römer und Juden eilen den Oelberg hinab, und hoch oben nur bleiben — Christus und sein Wächter, der Germane.

Auf seinen Speer, den tröpfelnden, gestützt,
Mit Jesu Blut den nerv'gen Arm bespritzt,
Sieht Rom und Juda zieh'n der Veterane.
Der alten Zeit nachstarrt er narbenvoll,
Der eine neue bald erschaffen soll:
In Christi Mantel der Germane!

Noch müssen wir eines wunderlieblichen Gedichts erwähnen welches uns sowol seiner Form als seinem Inhalte nach mächtig ergriffen hat. Wir meinen das Gedicht „Die Nacht im Hafen" (S. 108):

Er sah des Orients Prinzessen,
Er sah sie winken vom Altan.
Er sprach von Türken und Tscherkessen,
Ich werde nie die Nacht vergessen,
Die Sommernacht beim Capitan.

Er kam zurück von Ostgestaden,
Er kam zurück mit reicher Fracht;
Er kam von Smyrnas Balustraden,
Er hatte mich an Bord geladen,
Es war die letzte Julinacht.

Die Sonne sank, ein Wetter drohte;
Der Hafen kochte, weiß und grau;
Geschaukelt stießen sich die Boote,
Und tausend Wimpel, scharlachrothe
Mastzungen, leckten hoch im Blau.

Die Contouren zu diesem Gemälde sind allerliebst. Der Dichter bringt die Nacht auf dem Schiffe zu, Sicilerwein trinkend und mit seinem Wirthe plaudernd. Die Luft ist schwül, und der Capitain stößt eine Lucke auf aus welcher „langhaarig, klug und treu von Blicken" ein Hund herabsieht.

So, bei dem Scheine zweier Lichter,
Die schwüle Nacht bezingen wir —
Ein Hund, ein Schiffer und ein Dichter;
Dazu die Mannschaft — Südgesichter,
Braunstirnig lugend durch die Thür.

Nr. 13. Wir waren begierig zu erfahren welchen Eindruck, wenn auch im negativen Sinne, die politischen Stürme der jüngsten Zeit auf das contemplative Gemüth Betty Paoli's geübt haben mochten: begierig blätterten wir zu diesem Zweck in den „Neuen Gedichten", womit uns die geist- und gemüthreiche Verfasserin des Novellenkranzes „Die Welt und mein Auge" soeben erfreut hat; doch sahen wir uns in unsern Erwartungen getäuscht. Jene Wolken die so dräuend sich an dem deutschen Horizonte emporgethürmt vermochten den innern Frieden ihrer zarten Seele nicht zu trüben; gleich dem ruhig wallenden Strome, der wol die goldenen Sterne zurückstrahlt die sich in seiner Fläche spiegeln, doch von dem Sturme der seine Tiefen durchwühlt keine Spuren zurückläßt, ist sich Betty Paoli gleichgeblieben; die reichen Schätze ihres innern Lebens schloß sie freudig auf, verschwenderisch uns seine schönsten Gaben bietend, doch dem rauhen Treiben der Außenwelt blieb sie ferne, wenn nicht etwa das kurze, zarte Gedicht „Einigung" (S. 42) hier eine Ausnahme bilden sollte. Und konnte es anders sein? Eine künstlerische Natur, wie sie unstreitig jene hochbegabte Frau besitzt, pflegt in der Regel auch eine fertige, in sich abgeschlossene zu sein; die Welt kann ihr nichts Neues bieten, und wie in dem organischen Wirken der Natur, so sieht sie auch einen Kreislauf im Leben der Völker. Wir glauben uns nicht zu irren wenn wir diesen Sinn der objectiven Weltanschauung unserer Dichterin unterlegen. Die vorliegenden „Neuen Gedichte" sind eben nur eine Fortsetzung ihrer früher erschienenen; dieselbe Nettigkeit und Correctheit des Ausdrucks, dieselbe sittliche Keuschheit des Gedankens: kein Vorwärtsschreiten, doch auch keine Ermattung. Die Schreibart Betty Paoli's ist der gebildeten Lesewelt zu bekannt um hier einer weitläufigen Auslassung zu bedürfen. Bewunderin Goethe's, hat sie dessen plastische Ruhe und Positivität mit glücklichem Takte erfaßt und seine heitere Weltanschauung sich eigengemacht. Doch nein! Wir begegnen auch Klagen, rührenden, wehmüthigen Klagen in diesen Gesängen; ein stiller Schmerz, eine gegenstandslose Sehnsucht zieht sich durch dieselben hin und tönt uns wie das Klagen der Memnonssäule entgegen. Sind Das Erinnerungen an ein vergangenes Dasein, Träume des künftigen? Wie, oder sollten die bittern Erfahrungen, die schmerzlichen Täuschungen des „friedlichen Lebens" jener sensitiven Frauenseele nicht ferngeblieben sein? Man lese das zarte, sinnige Gedicht „Gib es auf!" (S. 224):

Gib es auf!

Gib es auf, mir deine Pein
Stolzen Sinnes zu verhehlen;
And're täuschen mag der Schein,
Doch nicht schmerzverwandte Seelen.

Diese sind, ob auch ihr Bund
Fremdem Aug' nicht sichtbar scheine,
Auf dem weiten Erdenrund
Eine mystische Gemeine.

Wer an seines Glückes Bahr'
Hielt die ernste Todtenwache,
Zählt zu der geweihten Schar
Und versteht des Schmerzes Sprache.

Und die Brüder kennen sich
An geheimen Ordenszeichen,
Wenn sie, wie jetzt du und ich,
Still bewegt die Hand sich reichen.

An des Glückes Bahre! Klagen wie diese finden sich häufig in den Betty Paoli'schen Gedichten. Liebe ist ihr die Seele des Weltalls; wie die Blume dem Sonnenstrahl, so zittert ihr Gemüth einer verwandten Seele entgegen. Aber geistige Liebe, nicht materielle, begehrt sie; sie will in der Gottheit aufgehen, die sie in sich fühlt, und glaubt nur im Tode diesem Wunsche genügen zu können: da rettet sie ihr Freund, gewinnt sie dem Leben wieder, und ihr Wonnegefühl strömt in den herrlichen Schlußversen des Gedichts „In den Bergen" über:

Licht und klar durchdrang es da mein Wesen:
Aufgeh'n in dem All ist dein Begehr?
Tauche unter in der Liebe Meer,
Und du wirst von deinem Ich genesen!

Wenn im Tod die Wangen sich entfärben,
Meinst du daß nur da Vollendung sei?
And'rer Weg zur Gottheit steht dir frei,
Und die Liebe ist das schönste Sterben.

Wir glauben einen leisen Widerspruch zwischen diesem und dem erstcitirten, dann dem Schlußgedichte der Sammlung: „Meine Todten", zu finden. Dort hat sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht gefunden; hier beklagt sie den Verlust desselben. Und in wie kurzem Zwischenraume, in wie unmotivirter Plötzlichkeit! Mögen uns die zahlreichen Verehrer Betty Paoli's diese Bemerkungen nicht übeldeuten; wir selbst wissen das reiche Gemüth jener Dichterin wie nur Wenige zu schätzen, doch glaubten wir an das Große auch einen großen Maßstab legen zu dürfen, und sahen uns zu unserm Tadel durch die eigenen Worte der Dichterin aufgemuntert die sie einem Freunde zuruft:

Statt dir ängstlich zu verhehlen
Meiner Mängel dunkle Schar,
Liebe mich mit meinen Fehlen,
Denn nur so liebst du mich wahr!

(Der Beschluß folgt.)

---

## Polnische politische Broschüren.

1. Stosunek polityczno-religijny Rusi do Polski. Krakau 1849.

Der Verf. dieser Schrift, welche von dem politisch-religiösen Verhältnisse der Russen zu den Polen handelt, sagt: „Indem der Katholik in dem Papste das Haupt der Kirche erblickt, ist er in Rücksicht auf sein religiöses Leben unabhängig von dem

weltlichen Regimente. Der Katholik unterwirft sich einer moralisch-intellectuellen Gewalt, die keine materiellen Mittel in den Händen hat, und kein Interesse an der Unterdrückung der Völker, die im Gegentheil immer ein Stützpunkt, ein Tröster und Vormund der Ihrigen gewesen ist, immer bereit gewesen ist ihre Stimme für die Ihrigen zu erheben wenn die weltliche Macht sie zu unterdrücken gedachte. Die Schismatiker hingegen haben sich dieses wohlthätigen Regiments beraubt. Indem sie Christum, ein unsichtbares Wesen, für das Haupt der Kirche erklären, so wird ihnen jede Synode, jeder Patriarch ein sichtbares Oberhaupt, und sie unterwerfen sich ohne Schutz dem Despotismus des weltlichen Regiments. Solange die russische Kirche noch unter den Patriarchen von Konstantinopel stand, trat diese Wahrheit nicht so grell hervor; aber von dem Augenblicke an, da nach Eroberung von Konstantinopel die russischen Kaiser in ihrem Reiche ein eigenes Patriarchat errichteten, verminderte sich von Jahr zu Jahr die Bedeutung und Unabhängigkeit dieser Patriarchen, und als endlich 1702 nach dem Tode Adrian's Peter der Große sich selbst für den Patriarchen erklärte, verwandelte sich die russische Geistlichkeit vollständig in eine Kaste russischer Staatsdiener."

Daher leitet nun der Verf. alle Mängel der russischen Kirche ab, welche nicht mit der Belehrung, sondern nur mit äußern Formen sich befaßt, und nicht durch Ueberzeugung, sondern nur mit Hülfe der List, der Knute und Sibiriens apostolisirt und zu einer erstorbenen Einheit geworden ist. Er wendet sich dann zu den Russinen, den griechischen Christen in Oestreich, und fodert sie auf das gegenwärtige Loos ihrer Glaubensbrüder in Rußland mit dem der griechischen Christen in dem ehemaligen Polen zu vergleichen. Verfolgungen hätten unter polnischer Oberhoheit nur diejenigen Griechischgläubigen getroffen die im Einverständnisse mit Polens Feinden sich befunden. Zugleich schreibt der Verf. sämmtliche Aufstände der Kosacken gegen Polens Herrschaft dem Einflusse und dem Gelde der russischen Zaren zu. Unter russischem Scepter, fährt er dann fort, habe im altpolnischen Lithauen und Podolien der Adel, der früher im polnischen Senate gesessen, jegliche Freiheit eingebüßt, der Bürger sei ein Sklave des Zaren geworden, der Bauer sei zu einer Sache herabgewürdigt, die Kosacken seien mit Gewalt hinter den Don und das Schwarze Meer gedrängt und haben alle ehemaligen Rechte verloren.

Aus dem Allen macht nun der Verf. den Schluß daß die Russinen nur im Vereine mit einem demokratischen und katholischen Polen zu materieller und geistiger Macht gelangen können, und warnt dieselben noch besonders sich von den listigen Deutschen nicht bethören zu lassen.

2. **Wyznanie wiary polityczněj** *Adolfa Lewickiego*. Krakau 1849.

In Form von Glaubensartikeln werden hier Ansichten über Politik und die gegenwärtigen Verhältnisse der Polen laut. Ueber die deutsche Sympathie in Betreff Polens sagt der Verf.: „Ich glaube daß wir von den Deutschen niemals Hülfe zu erwarten haben. Ich kenne die Deutschen, ich habe unter ihnen meine Jugend zugebracht, ich verdanke ihnen meine geistige Ausbildung, und theuere Erinnerungen der Freundschaft und akademischer Freiheiten. Ich kenne ihre natürlichen Vorzüge und Fehler. Wir können auf ihr Mitgefühl rechnen, aber nie auf ihre Hülfe. Man darf ja überhaupt von Niemandem verlangen was außer seiner Natur und Kraft liegt. Die Deutschen sind durchaus theoretisch, und praktisch nur dann wenn es sich um das tägliche Brot handelt, nur für ihr eigenes Vaterland ausdauernd. Sie sind ein religiöses aber kein politisches Volk." Ueber Rußland sagt er: „Ich glaube daß die verschlagene Politik Rußlands an einen slawischen Föderativstaat niemals gedacht hat. Es hat keine Lust seine selbständige Bedeutung aufzugeben. Es benutzte das Slawenthum nur als den besten nicht einmal engagirten Schauspieler zur Aufführung seiner politischen Komödie." Ferner heißt es: „Ich glaube daß die Atmosphäre eines despotischen Landes sich von der eines freien dadurch unterscheidet daß es in dem ersten ein Verbrechen ist die Wahrheit zu sagen, im letzten sie zu verschweigen."

3. **Przedburza polityczna przez** *B. F. Trentowskiego*. Freiburg im Breisgau 1849.

Trentowski nennt die gegenwärtige Bewegung der Völker einen „Vorsturm", er hofft daß mit dem baldigen Hereinbrechen des Sturms seine Erwartungen für Polen werden erfüllt werden. Wir wollen hier mittheilen wie er sich in obenangeführter Schrift über Deutschland ausläßt. Er war bekanntlich Docent der Philosophie an der Universität Freiburg, und hat auch einige philosophische Broschüren in deutscher Sprache geschrieben, in welchen er sich als kräftiger Denker gezeigt hat. „Ich kam nach Deutschland", sagt er, „mit nicht geringer Verehrung des deutschen Geistes. Das Vaterland Schiller's, Jean Paul's, Lessing's und Herder's hatte für den sinnenden Jüngling einen ungewöhnlichen Reiz. Ich vertiefte mich in Erkenntniß deutscher Weisheit, ich sparte weder Mühe noch Zeit. Aber wie habe ich mich getäuscht. Ich erkannte bald daß die Deutschen Alles nur des Gewinnstes wegen thun; Habsucht und Herrschsucht beherrscht sie ganz und gar. Sie können ganz ehrenwerthe Schriftsteller sein wenn sie gut bezahlt werden. Ihre Zunge und ihr Herz ist getheilt. Wie vielen Schmuz habe ich bei ihnen kennengelernt. Ich kann nicht begreifen wie sie mit ihrem Gewissen fertig werden. Der Pole der den Deutschen wahrhaft kennengelernt hat kann ihn nur verachten." — „Bei den dummen Deutschen ist die Freundschaft gegen Polen bald in den unerbittlichsten Haß umgeschlagen. Was muß daraus folgen? Ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Slawenthum und Germanenthum ist unausbleiblich. O wie wird der enden? Sei es daß der Zar die Slawen umsichscharen wird, oder diese im Vereine mit Frankreich unter dem Paniere der Freiheit hervorbrechen werden, Deutschland wird der Theilung nicht entgehen, Polens Grab wird das Grab Deutschlands werden.... Die Deutschen verspotten den ehemaligen polnischen Reichstag, er ist ihnen gleichbedeutend mit Lärmen, Streiten, Sichherumschlagen. Unsere Reichstage, auf denen man die Könige wählte, bestanden nicht selten aus mehren hunderttausend Bewaffneten aus der Ritterschaft. Was Wunder daß sie stürmisch waren. Wieviel Deutsche aber waren in Berlin und Frankfurt beisammen? Und doch fehlte der Sturm nicht. Wir griffen im Streite zu den Säbeln, aber wir thaten doch Etwas, es kam zu einem Resultate, die Könige wurden gewählt. Was heißt dagegen ein deutscher Reichstag? Breit reden Jahr aus Jahr ein, scholastisch über Formen und Wörter sichergehenlassen, und dann ohne Erfolg sich nach Hause begeben." 51.

---

## Notiz.

### Layard's Fortschritte in Ninive.

Dem „Athenaeum" sind Briefe des Dr. Layard aus Nimrod vom 7. Jan. zugekommen, welche unter Anderm die interessante Mittheilung enthalten daß er in einem Zimmer des alten Nimrod-Palastes ein ganzes Sortiment von Alterthümern gefunden hat: Schilde, Schwerter, Schalen, Näpfe, Kronen, Kessel, elfenbeinerne und perlmutterne Schmucksachen u. dgl. m. Die Gefäße sind aus einer Art Kupfer oder Bronze, einige ganz unversehrt und nach Abreibung des Rostes blank wie Gold. Die eingegrabenen und erhöhten Arbeiten sollen außerordentlich schön und mühsam sein, und dieselben mythische Gegenstände darstellen, welche sich an den Kleidungsstücken der steinernen Figuren befinden: Männer im Kampfe mit Löwen, Krieger auf Kriegswagen und Jagdscenen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 143. — 15. Juni 1850.


## Die Poesie der Neuzeit.

Kritische Streiflichter von C. Falkbeer.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 142.)

Nr. 14. Adolf Bube, der gemüthliche Dichter, dessen Lieder und „Thüringische Volkssagen" die Runde in ganz Deutschland gemacht, und über dessen im vorigen Jahre erschienene „Naturbilder" sich eine bedeutende kritische Autorität, Varnhagen von Ense, mit Anerkennung ausgesprochen, hat uns hier mit einer kleinen Sammlung von Balladen erfreut, deren nette Versification und theilweise hoher Schwung einen wohlthuenden Eindruck in uns zurückgelassen hat. Als vorzüglich gelungen heben wir die Gedichte: „Die Fischerin von Bukke-Fiörd" (S. 17), „König Hako" (S. 30), „Hiarn" und „Yngwaar" hervor; besonders in den beiden erstgenannten hat uns der Dichter die wilde Glut der nordischen Poesie, die düstern, unheimlichen Bilder skandinavischer Barden mit glücklichem Takte wiedergegeben. Hako, Nordlands König, hat eine Schlacht verloren. Sohn und Enkel sind ihm gefallen; so steht er am Strande und befiehlt seinem Knappen die Todten vom Wahlplatze an den Bord des nächsten Schiffes zu tragen. Dorthin auch läßt er seinen Scepter und seine Krone bringen.

> Und der König wandert zu dem Schiffe,
> Harrt dort still bis sein Befehl vollbracht.

Mit Herrschermiene sieht er in dem Kreise der Todtenschar sich um; da plötzlich brechen die Flammen aus des Schiffes innerm Raume hervor, schlagen um den Greis zusammen —

> Und das Fahrzeug, von dem Sturm ergriffen,
> Segelt schnell ins off'ne Meer hinein;
> Weit erglänzt die Flut. Wie bricht an Riffen
> Sich der vollen Feuergarbe Schein!
>
> Plötzlich mitten in der Wasserwüste
> Schwinden spurlos Schiff und Flammenglut,
> Und die Feinde starren von der Küste
> Staunend auf die mondbeglänzte Flut.

Die geistreiche, capriciöse Metrik des Gedichts „Yngwaar" (S. 53) hat uns neuerdings den Beweis geliefert welchen Schwunges die deutsche Sprache, von einem Meister gehandhabt, fähig ist.

> Der Fürst Yngwaar
> Im Schwedenland,
> Mit weißem Haar,
> Doch starker Hand
> Führt seine Schar
> Zum Meeresstrand,
> Wo in Gefahr
> Die Flotte stand.

Noch müssen wir eines ganz vortrefflichen Gedichts: „Der Schlangenfänger von Salzburg" (S. 46), erwähnen, dessen tiefer Sinn uns mächtig ergriffen hat. Der Schlangenfänger setzt ein Pfeifchen an, entlockt ihm einen hellen Ton: da kriecht aus Sumpf und Moder ringsumher das giftige Gewürme herbei, und legt sich friedlich in seinen Kessel. Nur einer einzigen Schlange kann er nicht Meister werden. Sie klappert und rauscht ihm entgegen, schleudert Gischt nach ihm, hört nicht auf seiner Pfeife Laut, umklammert endlich und umstrickt den Zauberer und reißt ihn mit sich in die Grube. Welche Schlange hier gemeint sei ist nicht schwer zu errathen.

Nr. 15. Wir hatten bereits früher Gelegenheit die Vorzüge dieser „Neuern Gedichte" Zeise's, die ein Jahr später als seine oben besprochenen „Kampf- und Schwertlieder" erschienen sind, zu bezeichnen. Während in letztern sich nur ein stürmischer Thatendrang kundgibt, der aber — ungeregelt und seines letzten Ziels sich nicht bewußt — in dem Leser, trotz des gefälligen Versmaßes, ein unbefriedigtes Gefühl zurückläßt, sehen wir in den erstgenannten den Dichter einen glücklichen Fortschritt machen, und bemerken mit Vergnügen wie sein reiches Talent von dem Irrwege den es eingeschlagen zu den unwandelbaren Gesetzen der einzig wahren, weil naturgetreuen Poesie zurückkehrt.

Und wirklich wäre es um das schöne Talent des jungen Dichters schade, der wo er sich seinem innern Drange überläßt eine so üppige Phantasie und eine so frische Darstellungsgabe entwickelt wie nur Wenige seines Gleichen. Wir wollen zum Beweise nur das schöne Gedicht „Waldträume" (S. 176) hier beisetzen, um dem Leser einen Begriff von der anmuthigen Sangweise zu geben deren unser Dichter mächtig ist.

### Waldträume.

> Ich lag auf grünen Matten
> Im Walde ausgestreckt,
> Und von der Buchen Schatten
> Ward ich so lind bedeckt.
> Es rauschte in den Bäumen,
> Mich hat aus stillen Träumen
> Ein lustig singend Vöglein
> Durch Lieder aufgeweckt.

Bald hörte ich es flöten,
Bald zwitschern laut und hell,
Er wußte Nichts von Nöthen,
Der freie Waldgesell;
Er kannte keine Sorgen,
Sang fröhlich in den Morgen,
Und badete dann jubelnd
Sich in dem klaren Quell.

Da dachte ich zur Stunde,
Wär' ich das Vögelein,
Solch' lust'ger Vagabunde
Möcht' ich wahrhaftig sein;
Dann braucht' ich keinen Schneider,
Es fügte mir die Kleider,
Die leichten, bunten Federn
Der liebe Herrgott ein.

Dann braucht' ich keine Schuhe,
Dann brauchte ich kein Haus,
Es böt' der Wald mir Ruhe,
Auf Zweigen ruht' ich aus;
Dann könnt' ich immer singen,
Durch duftend Laub mich schwingen,
Und beim Gesange würde
Mir nie die Stirne kraus.

Dann flöge ich geschwinde
Zu Liebchens Fensterlein,
Und säng' dem holden Kinde
Die schönsten Melodein;
Und sie dann, süß erschrocken,
Schüttelt' die gold'nen Locken,
Stünd' auf vom weichen Lager,
Und ließ', und ließ' mich ein.

Diese Eine Probe für viele. Es ist möglich daß diese „Neuern Gedichte" früher als die politischen Lieder verfaßt worden sind, wenn sie auch später erschienen; wenigstens scheint der bedeutende Umfang des Buchs für diese Ansicht zu sprechen. Doch würde Dies nur ein Beweis mehr für unsere frühere Behauptung sein: daß auch der begabteste Dichter auf Abwege geräth, wenn seine Muse statt an den Offenbarungen seiner innern Gemüthswelt, an den ephemeren Erscheinungen der Wirklichkeit sich begeistert.

Zeise theilt das vorliegende Werk in sieben Abschnitte, deren erste beiden Lieder und Reiseerinnerungen aus dem Norden enthalten; später folgen Gedichte vermischten Inhalts: „Mary, ein Lenztraum", „Aus dem Leben", endlich Uebersetzungen aus dem Schwedischen. Den stürmischen Drang den seine politischen Lieder kundgeben finden wir schon in den vier kurzen Gedichten dieser Sammlung: „Deutschland ein Kerker", „Verrath", „Sind sie verstummt?" endlich „Nur eine einzige That!" angedeutet. Möge es dem reichbegabten Dichter vergönnt sein es dereinst zu jener Abgeschlossenheit zu bringen, die den wahren Künstler bezeichnet, zu jener innern Seelenruhe, durch die allein die plastische Vollendung eines Kunstwerkes bedingt ist; möge er in seinen spätern Werken die Grenzen des Wahren und Schönen nie verlassen, damit das Feuer das in ihm lodert befruchtend und segnend, nicht zerstörend wirke![*]

[*] Einen dritten Artikel bringen wir im nächsten Monate. D. Red.

**Die speculative Idee in Humboldt's „Kosmos". Ein Beitrag zur Vermittlung der Philosophie und der Naturforschung von Gustav Biedermann. Prag, Calve. 1849. Gr. 8. 26¼ Ngr.**

Das große Werk unsers genialen Meisters soll nun auch Tadel, bittern Tadel erleben. Es ist hier zwischen die kritische Schere eines Dialektikers aus dem Reiche des idealen Aethers der höhern speculativen Philosophie der Gegenwart gezerrt, und da läßt sich leicht denken wie wenig es verschont bleiben kann vor den scharfen Schnitten dieses von tiefverletzter Eitelkeit gehandhabten Instruments.

Der Verf. vorliegender Schrift nimmt anfangs die liebenswürdige Miene eines gutmüthigen, unparteiischen Vermittlers an, er redet Worte nach seiner Meinung welche die entzweiten Parteien alle beide gleich gern hören, er deutet auf einen Friedensplan der in den betreffenden, einander gegenüberstehenden Gemüthern die Hoffnung zu einer Realisirung lebhaft anfacht. Im weitern Verlaufe ändert sich die Sache gar merklich. Das frühere versöhnliche Wort wird scharf und stechend, der Verf. gebraucht seine Vermittelung nun zu einem philosophischen Kampfe gegen die gesammte Erfahrungs-Naturlehre. Die Empirie, von der er gesagt hatte daß sie ihm lieb und werth geworden sei durch seinen praktischen Wirkungskreis im Leben, ist ihm zuletzt ein unausstehlicher Dorn im Auge. Und er lodert in Haß wenn seine Untersuchung ihn hinführt an diese gewichtige Grundmauer aller neuern gediegenen Naturforschung. Das Leben im Gedanken, das Schaffen aus der Idee, das Wiederfinden des Idealen in der alltäglichen Wirklichkeit gilt ihm Alles. Daß das Denken von der Erfahrung ausgehen müsse und in allen seinen Wanderungen die Erfahrung nicht aus dem Auge verlieren dürfe, daß selbst das erhabenste vom menschlichen Geiste geschaffene Ideal seine nährenden und belebenden Wurzeln immer noch in der Erfahrung behalten müsse sobald es mehr als ein bloßes Phantom sein will, davon scheint sich der Verf. noch gar wenig überzeugt zu haben.

Auf den ersten 50 Seiten legt der Verf. sein philosophisches Glaubensbekenntniß nieder. Hiernach scheint er ganz verständig sich freizuhalten von irgend einer abgeschlossenen philosophischen Schule. Er blickt auf Schelling, Hegel, Herbart, selbst noch auf Kant mit vorurtheilsfreier Unbefangenheit, und lebt so mehr in der Welt der allgemeinen kritischen Philosophie als in der eines gefeierten Systems. Wer wollte sich darüber nicht freuen. Es ist ja gerade Das was die Naturforscher mit der Philosophie befreunden kann und längst befreundet hat, was den sichern Grund ihrer Naturphilosophie ausmacht.

Darauf thut er den ersten Griff zur Lösung seiner Hauptaufgabe. Diese besteht darin: „das speculative Element in Humboldt's «Kosmos», sofern er es selbst darlegt oder aber dieses aus seiner Naturanschauung gefolgert werden kann, darzustellen, sowie auf die unabweisbare Nothwendigkeit einer Vermittelung der Naturkunde und Naturphilosophie hinzuweisen". Er zergliedert und untersucht aber nur die Ueberschrift des genannten Werks, wozu er nicht weniger denn 20 Seiten Raum verbraucht. Das ist ein matter, wässeriger Anfang, der wenige Leser für sich gewinnen wird. Der Ausdruck „physische Weltbeschreibung" gefällt ihm nicht, weil damit nicht richtig angedeutet werde daß es sich hier von einer „Beschreibung der physischen Welt" handele. Auch ist es ihm nicht recht daß Humboldt das Wort „Beschreibung" gebraucht habe wo eigentlich eine „Betrachtung" vorkomme. Und den Begriff „Welt" habe Humboldt dem alltäglichen Sprachgebrauche gemäß mit „Natur" und „Erde" gar oft für synonym gehalten. „Haben wir", sagt dann der Verf. am Schlusse dieser Betrachtung, „indem wir die Aufschrift des Buchs die seine Definition ist kritisch untersucht, auf den Gesichtskreis den sich der Verf. im Allgemeinen gezogen hingewiesen, erkannt daß der «Kosmos», da er die weltbewegenden Kräfte, ihre Gesetze aussprechen will,

sich selbst über die Grenze eines natürlichen Erkennens oder eines äußerlichen Beschreibens, auf den Standpunkt der Naturlehre und somit auch der Naturphilosophie gestellt, erkannt den Inhalt jener concreten Abstraction die die Principien einer naturwissenschaftlichen Darstellung insichschließen, können wir nun um so sicherer an die Auseinandersetzung einzelner im «Kosmos» dargelegter allgemeiner Ansichten und leitender Ideen herausschreiten."

Alle diese vorbereitenden Erörterungen haben einen solchen Umfang daß sie gerade die Hälfte des ganzen Werks ausmachen. Daraus läßt sich erkennen wie wenig im Ganzen genommen von „Kosmos" selbst zur kritischen Besprechung kommen kann. Und genau genommen ist es nur eine einzige Stelle des großen Werks welche unser Verf. scharf in das Auge gefaßt hat, und philosophisch zu bekämpfen bemüht gewesen ist. Es ist Dies die berühmte Verwahrung Humboldt's gegen die Meinung als habe er in seinem „Kosmos" ein philosophisches System des Schöpfungsganzen begründen wollen, als habe seine physische Weltbeschreibung Ansprüche auf den Rang einer rationalen Wissenschaft der Natur machen wollen, da sie doch Nichts weiter sein solle als eine denkende Betrachtung der durch Empirie gegebenen Erscheinungen des Naturganzen. Es ist dieser Ausspruch auf S. 13 im ersten Bande des „Kosmos" nachzulesen. Durch eine so offene Verleugnung der sogenannten Philosophie fühlt sich unser Verf. tief verletzt. Er glaubt dadurch der speculativen Philosophie eine Schmach angethan. Der arme Mann ereifert sich gewaltig, er will mit Gewalt eine Beleidigung finden, wo Humboldt doch eigentlich Nichts weiter als den allernatürlichsten Ausdruck seiner großen Bescheidenheit hingestellt hat. Er will aus dieser Stelle herauslesen daß das speculative Denken unserm Humboldt weiter Nichts sei als eine „unfruchtbare Speculation, die mit der Außenwelt und Gegenwart gar Nichts zu thun habe, eine grillenhafte Liebhaberei abstracter Köpfe, die das concrete Leben ganz und gar übersieht oder eben nur auf den Kopf stellt". Und in dieser Verblendung zeigt er wie Humboldt mit sich selbst in Widerspruch in seinem „Kosmos" die speculative Philosophie habe anwenden müssen, daß derselbe also über seine eigene philosophische That unbarmherzig den Stab gebrochen habe. Daneben sucht er aber auch seine Leser davon zu überzeugen daß Humboldt wol eine reiche Phantasie und ein gewaltiges Gedächtniß, ein Talent zum Malen, aber keine wahrhaft philosophischen Geistesanlagen besitze. „Mit Einem Worte", ruft der Verf. zuletzt aus, „Humboldt ist kein großer Denker."

Nun ein solcher Ausspruch paßt vortrefflich in den Mund eines Vermittlers zwischen speculativer Philosophie und der Erfahrungsnaturlehre welche in Humboldt's „Kosmos" den größten Denker, die schönste und vollendetste Blüte ihrer gesammten Bestrebungen anerkennt und bewundert. O die verblendeten Thoren welche in einer geläufigen Anwendung ihrer philosophischen Schablone alle Weisheit, alle Kraft des Denkens zu beherrschen vermeinen, sie fühlen kaum die Ohnmacht und die Leere ihres Wissens! Mit solchen unwissenden Speculanten mögen allerdings die gründlichen Naturforscher gar Nichts zu thun haben. Diese mögen ihre Naturphilosophie fürsichbehalten.

Alle großen Denker haben ihre Geisteskraft geübt und gestählt in dem Einsammeln und Verarbeiten der Erfahrung aus dem Buche der Schöpfung. „Es gibt keinen andern Weg als diesen", sagt Herder, „und man kann ihn nicht sorgsam, nicht vielbetrachtend genug gehen. Wer blos metaphysische Speculationen haben will hat sie auf kürzerm Wege; ich glaube aber daß sie, abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur, eine Luftfahrt sind die selten zum Ziele führt." Und an einer andern Stelle sagt er: „Da endlich unser Wohlsein mehr ein stilles Gefühl als ein glänzender Gedanke ist, so sind allerdings auch weit mehr die Empfindungen des Herzens als die Wirkungen einer tiefsinnigen Vernunft die uns mit Liebe und Freude am Leben lohnen." Nach des Verf. Ansichten dürfte also auch Herder nicht mit zu den großen Denkern gezählt werden, denn er verfolgt ja mit Humboldt eine und dieselbe Richtung der Empirie und der gefühlvollen Weltanschauung.

Wir erklären uns mit F. H. Jacobi's Ansicht über das Entstehen der Philosophie ganz einverstanden wenn derselbe sagt daß sie aus dem Nachsinnen über die Erfahrung entstehe, daß sie dann ein Rückweg der Ueberlegung bis zu Anfange sei. „Wer sich jedes Rückschrittes im Nachsinnen bis zum Anfange bewußt ist, und nun wieder dahin zurückgeht wo er sich zuerst gestellt hatte, hat eine Philosophie erfunden.... Wahrheit ist Klarheit und bezieht sich überall auf Wirklichkeit, auf Facta.... Es gibt aber unbelehrliche, unüberzeugbare, grundschiefe Charaktere. Je klarer sie sehen desto lauter rufen sie: «Welche Dunkelheit!» Je bestimmter man mit ihnen spricht desto starrsinniger sprechen sie von leidiger Unbestimmtheit. Sobald du den Mund öffnest, so machen sie sich auf Widerspruch gefaßt. Denke nie durch Einfalt und Aufrichtigkeit sie zu gewinnen. Sie haben keinen Sinn als für Schiefheit. Sie sind wahre Visionnaire alles Krummen und Unedeln. Sie sehen's wo es ist und wo es nicht ist. Sie lauern immer und beobachten Nichts." Diese schiefe, lügenhafte Richtung der Philosophie ist gerade in Deutschland vielfach in Anwendung gekommen, so oft es galt einer neuen Schule Ansehen und Geltung zu verschaffen, einer alten Schule den Todesstoß zu versetzen. Und bei dieser Gelegenheit hat der übertriebene Eifer der Schüler zum Sturze der Meister am stärksten geholfen.

Uebrigens erlaubt sich Ref. noch im Allgemeinen die Bemerkung: daß die Kluft zwischen Philosophie und Naturkunde gar nicht so groß und so unübersteiglich ist als der Verf. es uns glauben machen will, und daß es schon andere Männer wie Kant, Fries, Herbart u. A. gegeben hat welche als Philosophen sehr hoch in Ansehen stehen, und zugleich sehr eifrige Anhänger der Erfahrungsnaturlehre waren wie sie von Humboldt auf das glänzendste vertreten wird. Die Vermittelung des Verf. ist also kaum nöthig, oder doch wenigstens schon früher besser durchgeführt. Und der Tadel Humboldt's trifft diesen großen Mann gar nicht. Das überschwengliche Lob welches ihm seine Verehrer gespendet ist allerdings auch nicht gut, und Humboldt kann mit Moses Mendelssohn sagen: „Ich habe mich über keinen unbilligen Tadel zu beschweren, vielleicht eher über unbilliges Lob, wovon mich die Selbsterkenntniß versichert daß es übertrieben ist."

**H. Birnbaum.**

---

## Bibliographie.

Capefigue, 1814 und 1815 oder Geschichte des Wiener Congresses. 2te Auflage. 1ste Abtheilung. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Christ, A., Die Verwirklichung der deutschen Nationalgesetzgebung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 9 Ngr.

Codex nundinarius Germaniae literatae bisecularis. Meß-Jahrbücher des deutschen Buchhandels von dem Erscheinen des ersten Meß-Kataloges im J. 1564 bis zu der Gründung des ersten Buchhändler-Vereins im J. 1765. Mit einer Einleitung von G. Schwetschke. Nebst 3 Tafeln Facsimile's. Halle, G. Schwetschke. Gr. Folio. 9 Thlr.

Gatti, F. A., Die Ereignisse des J. 1848 in der Steiermark. Auf Grundlage authentischer Quellen zusammengestellt. 1ste Abtheilung. Gratz, Kienreich. Gr. 8. 15 Ngr.

Horn, U., König Otakar. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiele. 3te Auflage. Prag. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ideler, K. W., Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns. Ein Beitrag zur Kritik der religiösen Wirren der Gegenwart. Zwei Theile: Die Entwickelung des religiösen Wahnsinns. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Klapka, G., Memoiren. April bis October 1849. Original-Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Orelli, C. v., Spinoza's Leben und Lehre. Nebst einem Abrisse der Schelling'schen und Hegel'schen Philosophie. 2te durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Aarau, Sauerländer. Gr. 12. 20 Ngr.

Petermann, Was ist eigentlich Socialismus und Communismus und was bezweckt diese Partei? Ein bürgerliches Gespräch. Weimar, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Rudhart, Einige Worte über Wallenstein's Schuld. Fest-Rede, gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München zur Feier ihres 91. Stiftungstages am 28. März 1850. München. Gr. 4. 12 Ngr.

Struve, Amalie, Historische Zeitbilder. I. — A. u. d. T.: Westminster. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Zimmermann, A., Geschichte des Brandenburgisch-preußischen Staates. Ein Buch für Jedermann. 3te verbesserte Auflage. 1ste Lieferung. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 4 Ngr.

## Tagesliteratur.

Cortes, D., Marquis von Valdegamas, Rede. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Strebens unserer Zeit nach staatswirthschaftlichen Reformen. Olpe, Ruegenberg. 8. 1½ Ngr.

De morbo reactionario antiqua insaniae forma. Disputatio jovialis aesthetico-satyrica quam cum gustibus et auctoritate omnium coquorum et coquarum in quibusque Bavariae cerevisiae cneipis ut sit desertum et compotum die noctuque in latino culinario publice ad optimum dat fabricator Demetrius Cebedaeus Kameleon Odreg. Berlin, Gerhard. 8. 5 Ngr.

Greiner, H., Die Berechtigung der Demokratie innerhalb der constitutionellen Monarchie. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Das lange Parlament in England. Eine Warnungsstimme für unsere Tage. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Perthes, F. M., Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit. Für Stadt und Land faßlich dargestellt. 3te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 1849. 8. 3 Ngr.

Robert, A., Zur Berliner Hypothekenfrage. Ansprache an die Hausbesitzer Berlins und Vorschlag zu einem Hypotheken-Tilgungs-Verein. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Ngr.

---



---

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 144. —— 17. Juni 1850.


## Geschichte Preußens vom Tode Friedrich's II. bis zum Jahre 1806.

1. Zwanzig Jahre preußischer Geschichte. 1786—1806. Von K. A. Menzel. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein von G. H. Pertz. Erster Band, 1757—1807. Berlin, Reimer. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Aus einem Buche was der fleißige und erfahrene Verf. von Nr. 1 herausgibt wird der Leser, welches Standes er auch sei, stets Mancherlei lernen können. So ist es auch mit dem hier angezeigten. Zwar sind darin keine neuen, bisher noch nicht bekannten Thatsachen mitgetheilt, wol aber sind die bekannten Quellen mit einer solchen Selbständigkeit benutzt daß aus deren Uebereinstimmung ein neues Ganzes hervorgegangen ist, was immer eine oder die andere Seite der Arbeit den einzelnen Lesern als eine neue oder doch als eine bisher weniger beachtete erscheinen lassen wird. Vielleicht hat zu dem Werke auch das Gefühl der preußischen Nationalität getrieben. Die Zeit des Umsturzes eines strahlenden Thrones ist für jeden Patrioten eine solche bei der die Erinnerung nicht gern weilt; noch tiefer wird das Herz getroffen wenn bewiesen wird: eigene Schuld sei Veranlassung zu tiefem Fall. So war auch der Unmuth des Verf. durch zwei Historiker die gerade in diesem Sinn schrieben erregt, durch Manso und Schlosser, und er legt ihnen ihre durch historische Abstractionen gewonnenen Urtheile mehr als aus Feindseligkeit gegen das Preußenthum hervorgegangen aus. Dem sollte durch neue Forschung entgegengetreten und aus ihr dargethan werden daß es mit den Fehlern, dem Schwanken, der Ungerechtigkeit, mit Einem Worte, mit der Selbstverschuldung der letzten Regierungen Preußens gar soweit nicht her sei. In dieser Beziehung könnte man das Buch zugleich als eine politische Tendenzschrift ansehen; aber Ref. will gleich bemerken daß sie Dies in einem so edeln und zugleich so unparteiischen Sinne ist wie ihm wenige vorgekommen sind. Während andere der Art zuweilen Facta verschweigen oder nicht zu verschweigende in möglichst entschuldigender Form darstellen, während die Forschung ausschließlich beschäftigt ist gerade das hierzu taugliche Material zu vermehren und ganz besonders in das Licht zu stellen, findet man eine solche parteiische Darstellung hier weniger. Alle Facta welche Preußen für die Zeit von 1786—1806 anklagen oder entschuldigen sind mit gleicher Treue vollständig erzählt, und man wird schwerlich ein bedeutendes vermissen; nur Eins hat sich unser Verf. erlaubt: daß er lobt was zu loben ist; und was daher Alle loben ist nichts Besonderes. Aber während andere Historiker die Thaten welche sie verdammen zu müssen meinen als dazu würdige ganz besonders so hervortreten lassen daß sie ihr individuelles Urtheil, vielleicht mit historischen Folgen und Parallelen gerechtfertigt, zufügen, und nun auf den davon abhängigen Gang des Unglücks hinweisen, thut unser Historiker Nichts der Art. Er erzählt sein Factum treu, sagt aber nie, oder sehr selten, daß es ein solches sei was ein „Schuldig" vielleicht auch in eigener Brust hervorrufen müsse; er stellt unglückselige Thaten wol auch so hin ohne von ihnen viel Aufhebens zu machen, sodaß es zuweilen scheint sie bedeuten eben nicht mehr als andere gleichgültige Handlungen die, ohne Folgen bleibend, bald vergessen wurden. Auch muß zuweilen als Entschuldigung eine Hinweisung darauf dienen: daß es zur betreffenden Zeit in ganz Europa nicht besser gewesen sei. Ohne die Ankläger Preußens daher so zu widerlegen daß er lobt wo sie tadeln, oder Irrthümer die den Tadlern als Gründe für ihren Ausspruch dienten als solche nachzuweisen, will er den Tadel durch ganz reine Objectivität und durch Entfernung jedes Urtheils über die Handlungen ausmerzen. Der Leser aber wird selten ein Buch aus der Hand legen ohne daß irgend ein Urtheil darüber im Gemüthe aufsteigt; eine Geschichte wird immer — abgesehen von der Nationalität — bei einem unparteiischen Dritten hauptsächlich im Menschenherzen zwei Saiten berühren: Fortschritt und Fortbildung des Menschengeschlechts zur erhöhtern Humanität, und Prüfung der Thaten nach dem Gerechtigkeitsgefühle. Wie steht es demgemäß mit der preußischen Geschichte nach der Darstellung des Verf. aus? Ich fürchte daß trotz der alle Urtheile weglassenden, und also zu entschuldigen versuchenden Darstellung des Verf., schon allein auf diese gestützt, doch Jeder fast ebenso verdammen wird wie Manso und Schlosser verdammt haben. Die Schuld liegt nämlich nicht am Verf., sondern allein an der Geschichte Preu-

ßens selbst, die einmal nicht anders gemacht werden kann, aber auch nicht anders gemacht werden soll als sie ist. Daß es der Verf. auch nicht gethan hat ehrt ihn hoch, denn der Wahrheit allein die Ehre!

Wer hätte es wol in Europa zur Zeit des Todes von Friedrich II. geahnt daß sein Reich und sein Heer nach 20 Jahren so ganz unter die Füße getreten sein sollten! Alles stand 1786 günstig für Preußen; die öffentliche Meinung, die dessen König vergöttern zu müssen meinte, war damals mehr für dies Land als nach den Befreiungskriegen. Der Fürstenbund erhöhete seine Macht in Deutschland mehr als es jemals der heutigen Tags versuchte engere Bundesstaat wird thun können! Allenthalben war Friede in Europa. Welch mäßige Wünsche im Innern sich erhoben hatten, und wie genügsam die Unterthanen ihren Regierungen gegenüber waren, Das lehrt ein einziger Zug. Es war eine förmliche Begeisterung für Friedrich Wilhelm II. schon deswegen eingetreten weil er die Unterthanen nicht mehr „Er" wie sein Vorgänger, sondern „Sie" nannte. Welcher Contrast mit unserer Zeit welche ihre Regenten, denen man schon so ziemlich Alles abgedrungen, noch immer Tyrannen schilt, weil sie dem Pöbel noch nicht das Letzte gegeben! Auch konnte man gegründete Hoffnung hegen daß der Nachfolger Friedrich's II. dessen Werk zu höherer Vollkommenheit führen werde. Friedrich Wilhelm II., der Sohn des Prinzen August Wilhelm, hatte eine sorgfältige Erziehung genossen. Freilich war diese was das allgemein Humanistische angeht sowol dem Geiste der Zeit als der Liebhaberei Friedrich's II. gemäß, mehr französisch wie deutsch, und es ist bekannt wie der künftige König von Preußen mit Voltaire eine Correspondenz nicht ohne Geist geführt hat. Angesehene Beamte, unter denen man aber seit 1782 ungern schon den später berüchtigten Wöllner findet, unterrichteten den Kronprinzen im Verwaltungswesen, und der bairische Erbfolgekrieg war der praktische Cursus der kriegerischen Ausbildung desselben. Seine häuslichen und ehelichen Verhältnisse waren nicht die glücklichsten. Die erste Ehe ward unter außerordentlichen geheimnißvollen Formen getrennt; die zweite bot wegen der mancherlei Zuneigungen des spätern Königs auch wol nur mehr äußerlich ein Bild der häuslichen Zufriedenheit.

Obgleich jede Einrichtung die von Friedrich II. stammte schon von selbst in der allgemeinen Meinung als ein Muster galt, so sahen doch schon einzelne gewaltige Geister die Schattenseiten des preußischen Militair- und Finanzsystems. Das letztere namentlich schildert mit kurzen Zügen Malmesbury in einem Briefe an Lord Suffolk vom 18. März 1776 („Memoiren", I) als ein ganz verkehrtes, und der Verf. hätte dies Document etwas specieller beachten sollen. Mirabeau gab sein großes berühmtes Werk über die preußische Monarchie heraus, und erklärte zwar Preußen reif für eine Reformation in allen Zweigen der Verwaltung, aber die Reformation selbst auch für nothwendig. Allein die zu allen Zeiten gleich große und die trotz aller Erfahrungen nie zur Vernunft gebrachte eigene Selbstüberhebung und die lächerliche Selbstgenügsamkeit der Berliner sah nur Neid anderer viel niedriger stehender Nationalitäten in solchen Aussprüchen, und statt den lebensklugen Männern zu danken, erklärten selbst Männer wie Herzberg sie für Ignoranten.

Es schien freilich als wenn Friedrich Wilhelm II. im Anfange seiner Regierung sich ernstlich mit solchen Reformen beschäftigen wollte wie sie Mirabeau als nothwendig angedeutet. Herzberg in seiner akademischen Vorlesung über das zweite Regierungsjahr des Königs berichtet zum Theil darüber. Die sogenannte Regie und einige der drückendsten Monopole wurden aufgehoben; man schien die Presse, um in ihr eine unparteiische Kritik der Staatsverwaltung zu gewinnen, freigeben zu wollen; für Industrie und Kriegswesen geschah Einiges; bedeutendere Veränderungen aber im Geiste einer gerechtern und mildern Zeit hatte man beim Heere vor, wo unter dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und Möllendorf ein noch von Friedrich II. vererbtes System der Soldatenbehandlung geübt wurde, was nicht allein grausam, sondern geradezu betrügerisch genannt werden muß. Nicht minder ward dem Schul- und Unterrichtswesen Aufmerksamkeit zugewandt. Ein Oberschulcollegium überwachte die nationale Bildung des Volks, und indem man besonders den Beruf eines künftigen preußischen Staatsbürgers im Auge hatte ward demgemäß genau vorgeschrieben was in den zu sondernden Bauer-, Bürger- und Gelehrtenschulen vorgetragen werden sollte. Unter der Oberleitung des Ministers von Zedlitz arbeitete in diesem Fach auch der für die preußische Monarchie nachher so ominös gewordene Lucchesini. Dagegen gelangte das Kirchenwesen, von welchem Zedlitz zurücktrat, seit dem 3. Juli 1788 ganz in Wöllner's Hände, und von da ab war es hier mit Fortschritt und Reform aus. Seine Verfügungen enthielten, wie unser Verf. sagt, eine eigenthümliche Mischung von weltlichem Geschäftswesen und Geschäftsstil mit wohlgemeinten aber ganz unklaren Intentionen zu Gunsten der Kirche, keine mehr als sein berüchtigtes Religionsedict vom 9. Juli 1788. Die Censurfreiheit für theologische Bücher ward aufgehoben; Hermes entwarf ein Schema nach welchem alle Predigtamtscandidaten examinirt werden mußten. Es enthielt eine wunderliche Fragstellung um sich über die Orthodoxie der anzustellenden Prediger Gewißheit zu verschaffen. Wöllner begann mit Bischofswerder vereint einen widrigen Kampf gegen Neologie, und erregte statt wahrer Kirchlichkeit und christlicher Gesinnung nur Lust zur Verfolgung Andersdenkender und Heuchelei; beide Rathgeber, tief verstrickt in das damalige ganz allgemeine geheime Ordenswesen, ließen den König nicht wieder los, und bedienten sich nicht immer ehrlicher Mittel um ihn ihren Verfügungen günstig zu stimmen. Mag darüber zuviel behauptet sein, mag es mit den erschreckenden Geistererscheinungen so und so stehen, soviel ist gewiß: unser Verf. schlägt die Verderblichkeit der Wöllner'schen Wirksamkeit viel zu gering an und geht zu leicht darüber hin.

Bald folgten in jedem Zweige der innern und äußern Politik Misgriffe auf Misgriffe. Daß Preußen ein deutscher Staat sei, in Deutschland allein seine eigene Garantie des Bestehens zwischen mächtigen Grosstaaten finde, daß es darum auch zu Zeiten einmal Etwas für das Allgemeine thun und unser allgemeines Vaterland nicht als nur Preußens wegen vorhanden ansehen müsse, davon hatte Niemand eine Ahnung. Daß in dem bekannten Streite der Erzbischöfe mit dem Papste, der zu den Emser Punctationen führte, Deutschland keine selbständige, von dem fremden Rom unabhängige katholische Kirche erhielt, war zum großen Theil das Werk einer kleinlichen preußischen Eifersuchtspolitik gegen Oestreich. Man fürchtete die selbständigen Erzbischöfe würden sich als Katholiken mehr zum wiener Cabinet hinneigen. Darum unterstützte Preußen die Bischöfe, und als der Papst gar versprach das „Königreich Preußen", was die Curie noch ignorirte, anzuerkennen; als er ferner versprach einen Preußen freundlichen Coadjutor, der auch dem Fürstenbunde beitreten sollte, auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz zu bringen — da ward man der willige Diener und Vorkämpfer für römische Interessen den deutschen entgegen. Wir erblicken Lucchesini hier die Reihe seiner Deutschland nie heilsamen politischen Missionen beginnen. Aber die Weltgeschichte richtet auch; 50 Jahre später in der Angelegenheit des Erzbischofs von Köln kam die Rache für solche eigensüchtige Politik.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Ein spanisches Drama aus der Gegenwart.

Es gewährt ein eigenthümliches Gefühl der Erquickung wenn wir, nachdem uns die dramatische Literatur der Neuzeit eine Ueberfülle talentarmer und verfehlter Erzeugnisse bekanntwerden ließ, wieder einmal eine Dichtung aus dem genannten Gebiete antreffen welche das Merkzeichen der vollen Begabung, des wahrhaft Poetischen und Schönen unverkennbar anſichträgt. Ist eine solche Dichtung aus einer Nation hervorgegangen deren Literatur schon lange unser Interesse besitzt, indem wir unter den Werken und dichterischen Persönlichkeiten derselben Größen ersten Ranges kennen, so wird unsere Theilnahme nur gesteigert sein; denn ein uns liebgewordenes Schönheitsganzes erscheint durch sie wie erweitert und vermehrt. Vielleicht vermöchte dieselbe auch gar in Bezug auf unsere inländische Literatur Hoffnungen zu erwecken wenn wir sie etwa aus einem Boden entsprossen sehen den wir um Vieles erschöpfter in der dichterischen Production halten müssen als unsern heimischen.

Derartige Empfindungen muß das Drama eines jungen spanischen Dichters der Gegenwart erwecken welches in einer gediegenen Verdeutschung, die soeben erschienen, vor uns liegt:

Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von Don José Zorrilla. Aus dem Spanischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr.

Möge diese Novität von dem Aesthetiker und dem Literaturfreunde nicht übersehen werden! Es bietet sich ihm hier auf die bequemste Weise die Bekanntschaft mit einem bedeutenden dichterischen Talent, welches bisher nicht viel mehr unter uns genannt worden sein mag als etwa die Beurtheilung in Schack's „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" veranlassen konnte, und zugleich ergeben sich unmittelbar die interessantesten Einblicke in ein Literaturgebiet dessen letzte Gestaltungen uns im Allgemeinen fast gänzlich fremd blieben. Das Drama erweist daß die Elemente jener hochromantischen Bühnenpoesie der Spanier, welche vor beinahe 200 Jahren ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, nach vielfacher Ungunst literarischer Einwirkungen auch heute noch nicht erstorben sind, wodurch denn nicht unerhebliche Aufmerksamkeit erregt werden möchte.

Nachdem im 17. Jahrhundert mit Lope, dem größern Calderon und dessen ihm näher oder ferner stehenden Mitbewerbern einem Rojas, Moreto, Diamante, Solis u. s. w. Spaniens Dramenliteratur zur höchsten Ausbildung gelangt war, sank sie zuerst im 18. Jahrhundert erschöpft, in Nachahmungen sich bewegend und, worin die Ermattung der nationalen Kraft am erkennbarsten sein möchte, gegen das Eindringen eines sehr heterogenen fremden Elements sich nicht erwehrend: des auf den unverstandenen Aristoteles gebauten französischen Einheitssystems. Die ersten Anzeichen dieser letztern Einwirkung finden sich schon im Anfange des Jahrhunderts: 1713 Corneille's „Cinna" in das Spanische übersetzt; förmliche Autorisirung des neuen ästhetischen Regiments durch Luzan's Poetik, durchaus im Sinne Boileau's, von 1737; eigentliches Vorherrschen desselben in dem uns nächstgelegenen Zeitraum von 1800—34. Welche Dichtung eigentliche literarische Geltung beanspruchen wollte meinte sich jenen Gesetzen fügen zu müssen, während was noch die freiern Formen beibehielt zur niedern Geltung bloßer theatralischer Ergötzung herabsank. Es ist innerste Nothwendigkeit daß diese literarischen Perioden, mochte in ihnen von dem echtspanischen Geiste auch noch Manches zum Vorschein kommen, für uns aber völlig fremd und unbeachtet bleiben mußten, daß der Begriff „spanische Bühnenliteratur" für uns nur die Alterthümer des 17. Jahrhunderts bezeichnen kann. Hatten doch in jenen Perioden eine Hauptgeltung eben die kritischen Regeln — wenn bei den Ergebnissen der nüchternsten Verkennung noch von Kritischem die Rede sein darf —, von denen wir wissen daß sie bei uns in Deutschland nach kürzer währender Gültigkeit vor mehr als 80 Jahren beseitigt wurden, welche in unserer Literaturgeschichte als belächelte Antiquität sich an den Namen Gottsched knüpfen, was denn zu der interessereichsten Erwägung hindrängen möchte: wie verschiedenen Bedingungen verschiedene Literaturen in ihrem Vorschreiten unterworfen seien. Das spanische Drama, nachdem seine Blütezeit zu Ende, war in eben die hölzerne Zwangsjacke steifer Regelmäßigkeit hineingerathen welche sich gerade gut genug zeigte für unser deutsches, noch in roher Kunstlosigkeit lärmendes Dramenwesen ein Strafinstitut zu werden, aus welchem hernach errettet es der Erziehung und seinerseits der Blüte entgegenging.

Unter der Opposition welche sich endlich in Spanien gegen die fremdländische Einschränkung zu regen begann sind wiederum Einflüsse von Deutschland ausgehend sehr merkenswerth; der Deutsche Böhl von Faber machte die Ansichten A. W. Schlegel's über Calderon — wo hätte die Opposition einen bessern Haltpunkt finden können als hier? — den Landsleuten des Letztern in ihrer Sprache bekannt, was literarische Gefechte aller Art anregte ohne indessen zunächst einen directen Erfolg zu haben. Endlich brachte nach sonstigen Bemühungen das J. 1834 dem Gallicismus den Fall. Auch Frankreich selber durfte dazu beitragen, indem das Einheitssystem dort ebenfalls Niederlagen erlitten hatte. Wie es im Wesen der literarischen Revolutionen zu liegen pflegt, machten sich nun Parteien und Bestrebungen aller Gattung laut, Excentricitäten, durch den Oppositionsgeist in Ueberstürzung getrieben, auf leeres Ergötzen abzielender Tand, historische Ungeheuerlichkeiten und dergleichen mehr. Eine Partei hatte das allein Rechte ergriffen. Sie, durch Augustin Duran gediegen vertreten, hatte das alte spanische Nationaltheater und die Elemente seiner Poesie anempfohlen, von den jüngern Dichtern nicht sklavisch nachzuahmen, sondern im Bewußtwerden ihrer nationalen Individualität frei zu reproduciren. Daß dieser Hinweis auf dem Richtigen ge-

fußt hatte bewiesen vielfache glückliche Dichtungen jüngerer Autoren die ihm Folge leisteten; die Dichtungen eines Breta de los Herreros, Zarante u. s. w. Diesen Autoren schließt sich in der neuesten Zeit Don José Zorrilla an, und sein vorliegendes Drama wird ganz besonders darthun müssen daß Lebensfähigkeit und Lebensstoff für die spanische Poesie noch vorhanden ist, daß jene romantisch-poetische Gefühlswelt welche die alte Classicität hervorrief sich noch regt, und bei günstigen Verhältnissen von der Neuzeit unter neue Formen und Bedingungen gebracht zu jener einen würdigen Nachklang erwecken könnte. Hierdurch müßte denn für die spanische Literatur auf das lange Dunkel des Vergessenseins eine neue Helle folgen. Zorrilla's Drama kann selbst schon in jenen würdigen Nachklang gehören. Es ist dem Geiste jener Poesie in welchem Calderon dichtete nahe verwandt. In diesem Drama finden wir wieder — mit dem allesumwebenden warmen Dufte des Südens — die ritterlich-studentische Abenteurerei lebenslustiger Jugend, den Guitarrenklang, das Degenspiel welches kecker Kampffertigkeit zum stets bereiten Entscheidungsmittel dient; wieder finden wir die brennende Energie der Leidenschaft, das scharfe unmittelbare Heraustreten der Charaktere, die starre, ehrbare Strenge der Greise, die süße Zartheit des Weibes. Scenerie und Bau hat jene Raschheit und drastisch schlagende Prägnanz im Fortgang der Handlung, die seltsame arabeskenartig anmuthende Symmetrie der Gruppirungen, die Ruhepunkte für Ergüsse der Lyrik. Als Ausgang und Schluß die Auflösung in katholisch-mystisches Andachtswesen und Verklärung, wodurch das Drama sich der alten Gattung der sogenannten comedias divinas anschließt, und wobei nicht zu verkennen ist daß auf gewissen im nationalen Allgemeinsinn liegenden Elementen gefußt wird, indem die religiöse Wendung Nichts weniger als gezwungen, conventionnell oder symbolisch leblos erscheint. Wir fühlen heraus daß der Dichter in seinem heimisch-nationalen Rechte ist wenn er zuletzt die Seelen der Verklärten in Flammengestalt zum Himmel steigen läßt; wir haben Nichts dagegen wenn im Sinn der mystischen Tendenz der Held im letzten Aufzug als abgeschiedener Geist erscheint, und werden von der drastischen Wendung welche durch plötzliches Verkünden des schon erfolgten Todes dies Geisterthum darthut, überrascht und erschüttert. Gilt dies Alles mehr dem nationalen Gehalt, so müssen wir hinzufügen was, der Subjectivität des Dichters näherliegend, Hervorhebung verdient. Die Don Juan-Fabel — Don Juan Tenorio ist der wohlbekannte Sagenheld — ist aus der Einförmigkeit und Leere welche ihr an sich unleugbar beiwohnt zu Wechsel und Inhalt gebracht durch das sinnige Motiv: daß Juan in seinem frivolen Jagen nach Genuß von der Macht der Liebe in ihrer reinen und wahren Gestalt bezwungen und so zur Gemüthswandelung geleitet wird um endlich durch der Geliebten fromme Fürbitte zur Glorie einzugehen, ein Motiv welches zu Hauptzügen im Plane von Goethe's „Faust“ interessante Parallelen bieten möchte. Im Charakter Don Juan's treten Rauheit und leichtsinnige, schroffe Wildheit als wesentlich hervor um dann — ein trefflicher Contrast! — mit den in ihm aufsteigenden weichen und büßerischen Empfindungen in Kampf zu gerathen. Den Glanzpunkt des Dramas möchte Ines, Don Juan's liebende Sänftigerin und Erretterin, bilden; eine unschuldsvolle Mädchengestalt in unbewußter stiller Schöne, nicht berührt vom Hauche der Weltlust, bis sich in dem jungen Herzen unter Zweifel und beklommenem Schreck die Ahnung jener durch Don Juan's Lockungen zu regen beginnt. Eine Figur von echtpoetischer Bedeutung und neu in der Auffassung. Um Ines gruppiren sich die dramatisch ungemein wirksamen Klosterscenen, hier die Schilderungen des Glücks frommer Einsamkeit und Abgeschiedenheit gegenüber dem des Lebensgenusses, tief und voll dichterischen Glanzes, und sie werden von denen des folgenden Actes an Lebendigkeit und Spannung noch überboten.

In diesem Charakter ist das Drama Don José Zorrilla's. Hrn. de Wilde Dank daß er durch eine an originellem poetischen Gefühl, wie die Uebersetzerkunst fodert, reiche, sorgfältigfleißige Verdeutschung eine Dichtung allgemein zugänglich gemacht hat, ebenso interessant und kennenswerth durch sich selbst als durch die in ihr enthaltenen vielseitigen, literarhistorischen Bezüge und Anregungen; eine Dichtung welche nur durch eine gewisse Flüchtigkeit, durch hier und da zu bemerkendes Schlaffes und Loses, ihre Entstehung unter den Bedingungen eines Literaturstandes bekundet welchem die Kunsthöhe der Classicität bei noch mangelnder fester Bahn nicht erreichbar sein kann.

66.

## Das Verblenden der Augen durch Zauberei schon den Griechen bekannt.

Nach der Volkssage gehörte es zu den Künsten unserer Zauberer daß sie bewirken konnten daß Gegenstände von Leuten ganz anders gesehen wurden als sie wirklich waren, z. B. daß ein Hahn welcher mit einem Strohhalm in dem Schnabel auf dem Hofe herumstolzierte den Umstehenden durch Einwirkung eines Zauberers auf ihre Augen eine Wagendeichsel oder etwas Dergleichen zu balanciren schien. Diese zauberische Einwirkung nannte man blenden oder verblenden. Auch Grimm („Deutsche Mythologie“, S. 625) erwähnt Dies als ein ziemlich altes Kunststück, von welchem schon Hincmar (im 9. Jahrhundert Erzbischof von Rheims) spreche: „Sunt et praestigiatores, qui alio nomine obstrigilli vocantur, quod praestringant vel obstringant humanorum aciem oculorum. Aber diese Gaukelei ist viel älter und schon den Griechen bekannt, die es παρακρούεσθαι ὄψιν (das Auge täuschen) nannten. So blendet bei Hyginus (der seine Erzählungen aus griechischen Quellen schöpfte, „Fabula“ 24) Medea die Töchter des Pelias (caliginem iis objicit, stellt Finsterniß entgegen), als sie dieselben überreden will daß sie ihren alten Vater durch Ablassen des Blutes und Wiedereinfüllen von neuem Blute verjüngen könnten, dadurch daß sie dasselbe Experiment an einem alten Widder macht, der als Lamm wieder aus dem Zauberkessel kommt. Durch eine gleiche Blendung läßt derselbe Schriftsteller („Fabula“ 2) den Bacchus seine Erzieherin Ino aus der Hand des Phrixus und („Fabula“ 98) die Diana Iphigenien in Aulis aus den Händen des Odysseus und Diomedes retten, welche das Mädchen, um den Zorn der Göttin zu stillen und guten Fahrwind nach Troja zu bekommen, opfern wollten: Diana schiebt ein Hindin unter, welche die Geblendeten für Iphigenien selbst halten. Der Ausdruck des Hyginus: objicere caliginem, erinnert an das Homerische καλύπτειν ἠέρι (mit Nebel verhüllen) oder κατ' ὀφθαλμῶν ἀχλὺν χέειν (über die Augen Finsterniß gießen), nur ist es hier gerade umgekehrt, indem der zu Rettende in Nebel gehüllt wird. Auch Diodorus Siculus (IV, 52) läßt die Medea des Pelias Töchter blenden, bei diesem aber geschieht es, wie wir zu sagen pflegen, „mit Kräutern“ (διὰ φαρμάκων), also durch Anwendung von Zaubermitteln. Bei demselben Schriftsteller (IV, 9) bedient sich selbst Jupiter, da er die Reize der Alkmene genießen will, und nicht hoffen kann daß er die tugendhafte Frau zur Untreue gegen ihren Gemahl Amphitruo bereden wird, auch einer solchen Blendung, sodaß sie den Gott für Amphitruo ansieht. Auch das Vermögen des Meergreises Proteus, sich in einen Löwen, Drachen, Panther, Eber, Baum und in Wasser zu verwandeln, erklärt Dionysius von Halikarnaß (II, 167) durch eine solche Blendung des Menelaus und anderer Leute.

J. Löbe.

**Berichtigung.** In dem zweiten Artikel des Aufsatzes: „Blicke auf die Geschichte der neuesten Zeit“, Nr. 119 d. Bl., S. 475, Z. 2 v. o., ist zu lesen: Falles statt Felles

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 145. — 18. Juni 1850.


## Geschichte Preußens vom Tode Friedrich's II. bis zum Jahre 1806.

(Fortsetzung aus Nr. 144.)

Der kurze Feldzug der Preußen nach den Niederlanden (1787), um eine persönliche Beschimpfung der Schwester des Königs zu rächen, stellt sich als ein doppeltes Unglück für Preußen dar. Der glückliche Ausgang ließ die Bedeutung einer nicht vom Militair ausgehenden Volkserhebung gegen eine Regierung die ihrer Zeit und ihrer Nation keine Rechnung tragen will ganz verkennen und hochmüthig darauf herabsehen. Dazu leerte diese militairische Promenade, deren Erfolge man nicht zu benutzen wußte, nur die Kassen. Auf der andern Seite unterstützte Preußen schmählich 1789 einen Aufstand der Lütticher gegen ihren Bischof, und hinderte die deshalb angeordnete Reichsexecution auf jede Weise. Man dachte sich die Lütticher zu verbinden, und dann sich ihrer als neuer Bundesgenossen gegen Oestreich in spätern belgischen Fragen zu bedienen.

Gegen Ende des J. 1789 und zu Anfang 1790 kam es zur Entlassung des Ministers Herzberg, freilich kein großes Unglück weder für Deutschland noch für Preußen. Es klebte ihm als einer Ruine aus einer alten Zeit ein großer Name an, aber seine Politik war für Deutschland nie ehrenwerth, und für Preußen in späterer Zeit selten klug und glücklich; seine wunderlichen Ideen über das politische europäische Gleichgewicht, dessen Schwerpunkt ihm die Türkei war, erklären hier schon Manches. Eine Zeitlang wandte sich dann das berliner Cabinet dem von Wien zu um es 1795 um so schimpflicher wieder zu verlassen, und in die alte Herzberg'sche Politik: Oestreich um jeden Preis zu schaden möge daraus entstehen was da wolle, zurückzufallen.

Bedeutender sollte Preußens Stellung als europäischer Staat nämlich seit dem August 1791 werden, wo sich Friedrich Wilhelm II. mit dem Kaiser Leopold zu Pillnitz dahin geeinigt hatte die Sache Ludwig's XVI. als eine allen Monarchen in Europa gemeinsame anzusehen. Ueber den in Folge dieses Bündnisses begonnenen unglücklichen Krieg und seinen Verlauf sagen wir hier als bekannte Dinge Nichts. Leider klärt uns auch unser Verf. über den eigentlichen Grund des nach der Kanonade von Valmy von den Preußen angetretenen Rückzugs wenig auf, ja er scheint als solchen ein Versprechen Dumouriez', die Preußen nicht verfolgen zu wollen, anzusehen, während Dies offenbar ein Nebenpunkt in der Stipulation über den bereits zugesagten und entschiedenen Rückzug war, der aus ganz andern Gründen angetreten wurde. Preußen selbst zog sich immer mehr vom Kriege zurück, zu derselben Zeit wo das Reich dessen Nothwendigkeit durch Bewilligung des Triplums erkannte. Hier scheint der Verf. absichtlich den Zusammenhang dieser preußischen Politik, die Oestreich in einem schweren Kriege festhielt, während sie im Osten zur zweiten Theilung Polens und zur Ausschließung ihres Feindes dabei freie Hand gewann, zu übersehen. Haugwitz, Lucchesini und Lombard, dieses für Preußen so schlimme Kleeblatt beginnt sich mit jenen Angelegenheiten zu entfalten.

Wie man auch die Darstellung hält, nie wird eine Entschuldigung der preußischen Politik gegen Polen seit 1791 möglich sein. Man hatte nach der ersten Theilung hier bald eingesehen daß die innern Zustände verbessert werden müßten wenn das Unglück sich nicht wiederholen solle. Interessant sind die Mittheilungen, inwieweit sich Rousseau und Mably mit der Entwerfung einer neuen polnischen Constitution beschäftigt haben. Des Erstern Pläne waren wunderlich wie der einsiedlerische Philosoph in Allem war; Polen sollte Republik bleiben, aber er sah, für diese Staatsform, wenn sie im wahren Geiste existiren sollte, in dem noch zu großen Umfange Polens das größte Hinderniß, und man müsse seiner Meinung nach mit weitern Abtretungen beginnen! Als wenn der Geist der Menschen der allein die Staatsformen hält und bedingt in seiner Wesenheit von den Grenzen abhängig ist, und durch sie verändert und zugestutzt werden könnte! Der Mably'sche Entwurf, auf eine Erbmonarchie mit Abschaffung des liberum veto und des Conföderationsrechts gehend, war der reinpraktische, und nach ihm kam bekanntlich gegen Rußlands vielfache Cabalen durch die Bemühungen der Familie Czartoryski die neue polnische Constitution vom 3. März 1791 zustande. In fast allen Quellenschriften kommt vor daß Preußen diese Verfassung garantirte; unser Verf. sagt uns Dieses nicht, sondern in seiner Darstellung begegnen wir nur einem allgemeinen Bündnisse Preußens mit-

dem Könige Stanislaus nach jener Constitution, worin freilich mittelbar auch schon wenigstens vollkommene Anerkennung liegt; jedoch wird uns auch nicht verschwiegen daß der Gesandte Lucchesini, dem wir abermals auf diesem traurigen politischen Felde begegnen, oft bei den spätern Verwickelungen von den Polen angemahnt ist dahin zu wirken daß Preußen seine übernommenen Verbindlichkeiten in Beziehung auf Aufrechthaltung der Verfassung erfülle. Diese Anfoderung spricht nach Meinung des Ref. mehr für eine übernommene Garantie als die freche Ableugnung Lucchesini's der Verbindlichkeit zu derselben. Es folgten nun die Schritte Rußlands und seine Cabalen gegen die Regeneration Polens, die Hervorrufung der verrätherischen Conföderation von Targowitz, und der gezwungene Beitritt des Königs zu derselben, d. h. zu Vernichtung der Verfassung, und endlich das Bündniß mit Preußen, abermals Theile des zerrissenen Polens zusichzunehmen. Lange noch glaubten die Polen an Preußen Schirm und Trost gegen Rußland zu finden den ebengedachten Verträgen gemäß; schon die Erklärung vom 8. Juni 1792 öffnete den Hoffenden die Augen, bis endlich das Patent vom 25. März 1793 den Einwohnern der von Polen losgerissenen Stücke die Huldigung als preußische Unterthanen anbefahl. Was dazumal beim Einrücken preußischer Heere in Polen in Proclamationen gesagt ist: Polen habe durch seine Bemühungen seine Verfassung zu verbessern freventlich die Existenz der preußischen und russischen Monarchie gefährdet; man habe aus Selbsterhaltung, um nicht französischen Neuerungsideen Eingang zu verschaffen (als solche nämlich wird die weit davon abliegende polnische Constitution dargestellt, auch mit um deswillen weil Kosciuszko das Diplom eines französischen Ehrenbürgers erhalten), eine Theilung angeordnet, und Aehnliches — wer hat je daran geglaubt? Und die darauf bezüglichen Andeutungen unsers Verf.: Preußen habe den Krieg gegen Frankreich abgebrochen weil es nicht zugleich im Osten und Westen einen solchen führen konnte; der im Osten mit Erwerbung der polnischen Parcellen sei als ein Selbsterhaltungskrieg der nöthigste gewesen, Rußland hätte sonst Alles allein genommen, und sein Gebiet bis nach Schlesien ausgedehnt; der König von Polen habe sich gegen Preußen vergangen, weil er die von diesem als Preis der Freundschaft mitten im Frieden gefoderte Abtretung von Danzig und Thorn ablehnte; es seien auch schon in andern mislichen Lagen Staaten von ihren Verbündeten verlassen worden; man habe künstlich Oestreich um deswillen von der polnischen Theilung ausgeschlossen (daß es dazu vorher eingewilligt, wie behauptet ist von den Theilenden, ist nicht wahr), weil dieser Staat auf Eroberungen im Westen bedacht gewesen sei, während doch der Krieg gegen Frankreich gar kein Eroberungskrieg war: Das und manches Aehnliche wäre besser weggeblieben und mit Stillschweigen übergangen, denn es macht die Sache viel eher schlechter als besser! Wir wollen gleich bemerken daß bei der dritten Theilung Polens von 1795 der Entwurf zu derselben mehr zwischen Rußland und Oestreich, obwol es an einem Feldzuge hier fast gar keinen Theil genommen, festgestellt zu sein scheint, und daß man bei derselben, die für Preußen lange nicht so vortheilhaft war als die ersten Theilungen, diesem nur einen Theil des Raubes ließ. Zwar gehörte dazu damals auch Warschau, aber als Grenzstadt vermehrte sie mit ihrem parteivollen Treiben Preußens Macht wenig. Später kam man bekanntlich wieder auf andere Arrangements.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Bilder und Töne aus der Zeit. Ein novellistisches Jahrbuch von Victor Strauß. Erster Theil. — A. u. d. T.: Das Erbe der Väter. Mit einem Anhange von Gedichten aus dem J. 1848. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.**

Daß die jüngstvergangene, so tieferregte und erregende Zeit auch in die Romanliteratur übergehen würde war vorauszusehen. Autoren von der Rechten und Autoren von der Linken müssen reiche Ausbeute darin finden, da sie so mächtig eingriff in die Familienschicksale, und Liebesglück wie Liebesweh bei Barrikadenkämpfen, wie bei politischen Hinrichtungen, gewiß nicht unberührt blieben. Dem Recensenten wird indeß die Aufgabe der unparteilichen Kritik bei solchen Werken ganz besonders schwer; denn noch gehören die Ereignisse von 1848—49 nicht der Geschichte an, noch betheiligen sich die Leidenschaften bei den Principienfragen und deren Inslebentreten, noch ist es schwer sowol für den politisch als für den nichtpolitisch gebildeten Leser sich bei Beurtheilung der Romane der neuesten Zeit auf den Standpunkt zu stellen von welchem aus er die Romane der Französischen Revolution, der Kaiserzeit und sonstiger bewegter Geschichtsperioden der Vergangenheit beurtheilen würde. Wo fände sich wol jetzt ein Recensent der keiner Partei angehörte, und also den Glaubensgenossen der Kreuzzeitung ebenso Gerechtigkeit widerfahren ließ als den rothen Republikanern, und seine Lorberkronen dem Vertheidiger der Barrikaden sowie deren Sieger ertheilte. Solche Recensenten müssen erst geboren werden, und die schon geborenen müssen sich ein eigenes Gewissen anerziehen, welches es sich zur Aufgabe stellt nach allen Seiten hin gerecht zu sein.

Das vorliegende Werk ist nun ein solches welches die Gerechtigkeit ganz besonders in Anspruch nimmt, indem es von dem ganz entschiedenen Standpunkt einer extremen Partei aus geschrieben ist, ja es hat sogar ein Recht auf diese Gerechtigkeit, da es dieselbe übt: denn obgleich der Autor ein Leser der Kreuzzeitung zu sein und der nicht allgemein beliebten, sogenannten pietistischen Richtung anzugehören scheint, so verfährt er doch mit dem jungen Barrikadenkämpfer, seinem Helden, auf sehr milde Weise, und versteht ihm die Theilnahme der Leser zu gewinnen. Dieser junge Barrikadenkämpfer, Berthold Kreisberg, ist der Held der Novelle „Das Erbe der Väter", welche den ersten Theil ausfüllt. Wir finden denselben in Berlin, fünf Treppen hoch, zu Bett, krank und ohne Geld. Ein Brief hat ihm soeben den Tod seiner Mutter angekündigt, einer frommen und armen Witwe, der einzigen lieben Angehörigen die er Zeitlebens gehabt hat. Auch hat er eine That auf dem Gewissen, welche seine Fieberträume heimsucht. Als er nämlich in den furchtbaren berliner Märztagen aus dem Fenster eines Hauses auf die Soldaten geschossen hatte, war ein junger Offizier von seiner Kugel getroffen zusammengestürzt und todtenbleich liegengeblieben. Er hatte einen Mord auf der Seele, und Berthold mußte sich sagen daß seine Kugel wol zugleich auch ein Mutterherz getroffen habe, so treu wie das welches er jetzt beweinen mußte. Er hatte mit Mühe und innerm Wi-

verstreben in der Gesellschaft seiner Freunde und Jugendgenossen den Kinderglauben den die Mutter ihn gelehrt aufgegeben, und das Vertrauen auf Unsterblichkeit in seiner Seele zerpflückt; jetzt that es ihm weh daß ein solcher Verein von Liebe, Treue, Herzlichkeit, Geduld, Demuth und gläubiger Ergebung, ein so tiefes, weiches, reines Gemüth wie seine Mutter besaß vergehen und nicht in eine unsichtbare Welt gerettet sein sollte. Neben diesem Seelenschmerz kam auch der des Geldmangels; er schuldete der Hauswirthin welche arm war. Zwar konnte er sie auf den Werth seiner Habseligkeiten vertrösten, was indeß immer nicht als eine beruhigende Finanzspeculation erscheint. Halb beschämt über das Gefühl welches ihn antreibt in der Heiligen Schrift Trost zu suchen, schlägt er dieselbe auf und findet folgende Stelle: „Siehe des Herrn Hand ist nicht kurz daß er nicht helfen könne, und seine Ohren sind nicht dicke geworden daß er nicht höre; sondern eure Untugenden scheiden euch und euren Gott voneinander, und eure Sünden verbergen das Angesicht vor euch, daß ihr nicht gehört werdet, denn eure Hände sind mit Blut befleckt und eure Finger mit Untugend. Eure Lippen reden Falsches, eure Zunge dichtet Unrechtes. — — Ihre Füße laufen zum Bösen und sind schnell unschuldiges Blut zu vergießen; ihre Gedanken sind Mühe, ihr Weg ist eitel Verderben und Schaden. Sie kennen den Weg des Friedens nicht und ist kein Recht in ihren Gängen; sie sind verkehrt auf ihren Straßen; wer darauf gehet, der hat nimmer keinen Frieden." Jedes Wort war ihm wie ein Dolchstich, aber nicht allein darum weil es auf ihn paßte als wäre es allein für ihn gesagt, sondern weil diese alte Schriftsprache, deren Worte und Wendungen er so oft aus dem Munde seiner Mutter gehört, ihn auch jetzt wieder zu den Füßen der Mutter im Geiste hingerissen und wie von ihr gesagt auf ihn hereinklangen, von ihr aus sich in sein Inneres wühlten, von ihr her sein Herz zerspalteten. Dieser Eindruck war so erschütternd daß ihm die Besinnung verging. Der Besuch eines Freundes gab dieser Stimmung eine andere Richtung. Dr. Ruth gehörte der Partei des Fortschritts an, und war einer der Leiter der berliner Bewegungen. In seiner Hand war Berthold ein Werkzeug gewesen, und er hatte mit der feurigen Beredtsamkeit eines edeln Herzens, mit der Begeisterung eines überzeugungsvollen und heiligen Willens der Partei des Umsturzes dienen müssen. Das Gewebe von Wahrheit und Lüge womit Ruth's kluge Berechnung seine Adepten umgarnte erreichte auch hier wieder seinen Zweck. Er verschrieb Recepte, gab Geld zu Speisen, zahlte Berthold's Hausschulden, ertheilte Berichte über die Ereignisse der Zeit, und hinterließ Flugschriften, welche schnell die Bibel verdrängten, den Schmerz um der Mutter Tod übertäubten und den jungen Mann wieder hineinzogen in das rege thätige Treiben seiner Partei, in jenes spannende Leben von Furcht und Hoffnung, welches für die thatenlustige Jugend so großen Reiz, so unwiderstehliche Anlockungskraft ausübte. In den Frühlingstagen 1848 war diese Partei noch nicht so entlarvt als einige Monate später; noch trug sie die Maske der uneigennützigen Menschenliebe, noch schienen ihre Bestrebungen blos der Ausrottung von Misbräuchen, der Hebung socialer Ungerechtigkeiten zu gelten, noch hatten die Verführer sich den Verführten nur wohlthätig und vielversprechend gezeigt, sie hatten dieselben noch nicht im Stich gelassen in den Stunden der Gefahr, wie Das wol später häufig geschah. Die Aureole des Muthes umstrahlte sie noch Alle und Keinem hatte die Feigheit noch das Kainszeichen aufgedrückt. Ihnen gehörte auch der Zauber der herrschenden Partei, sie wurden gefürchtet; sogar Regierungen zitterten vor ihnen, und zwar die Regierungen von ganz Europa. Eine elektromagnetische Kette der gleichen Gesinnung, des gemeinsamen Strebens, der kühnsten Hoffnung und des verzweifelnden Wagens verband die Demokraten aller europäischen Länder. Als Berthold Kreinberg wieder genesen war, veranlaßte Ruth ihn zu einer Reise nach Schlesien im Auftrag der Partei, wo er unter falschem Namen die Wahl eines demokratischen Deputirten leiten sollte. Er reist mit einer jungen Aristokratin, deren Bruder, ein Lieutenant, in den Märztagen verwundet worden, und welche in der Anschauungsweise ihrer Partei die Bewegung der Zeit und deren Theilnehmer charakterisirt. Die Saite welche schon ein mal in ihm tadelnd erklungen war rührte sich wieder in Berthold's Herzen; dessenungeachtet befolgt er, als er die Reisegefährtin aus den Augen verloren hat, den Auftrag der ihm zutheilgeworden, und sucht unter verstellten Namen die Demokraten auf, die sein Mitwirken verlangt haben. Diese bestehen denn aus den gewöhnlichen Elementen: Ein Secretair welcher Erziehung und Anstellung den Wohlthaten der Gutsherrschaft verdankt steht an der Spitze und leitet eine geringe Anzahl der liederlichsten Trink- und Spiellustigen der Gemeinde. Der Geistliche, welcher Wahlcandidat ist, wird als geizig und habsüchtig geschildert, seinen Beruf als Lehrer vernachlässigend, und durch sein hartes und brutales Wesen seiner Familie keineswegs jene Freiheit gewährend die er der ganzen Menschheit erringen will. Berthold's edler Sinn sträubt sich gegen die Grundsätze des gemeinen Egoismus, die der Secretair ihm auseinandersetzt, er leiht aber seinen Schilderungen der Zustände des Landes Gehör, und vernimmt die Klagen über große Steuern und harte Frohnen, sowie über den schweren Druck der die Bauern belastet. Berthold meint zum Retter des Volks berufen zu sein, zum Beglücker der schwerbedrückten Menschheit. In fremdartiger Verkleidung stellt er sich an die Spitze des Volkshaufens und spornt durch feurige Rede zur Thatenlust. Diese Rede enthält die Schlagworte der Zeit, jene wahrheitsschillernden Unwahrheiten, welche verwandte Gefühle vibriren lassen. Das Archiv im Schloß verschließt Documente welche über den Ursprung der Abgaben und Frohnen Auskunft geben, diese sollen zerstört und das Volk von diesen Fesseln befreit werden. Mit einbrechender Nacht zieht die wilde Schar dahin, sich unterwegs mit fremden Gestalten verstärkend. Erst als die Heldenburg in Flammen auflodert, der ehrliche Haushofmeister durch einen Schlag auf den Kopf niedergestreckt ist, als Roheit und gemeine Plünderungslust aus den Reihen der Freiheitskämpfer hervorbricht, erst dann erwacht Berthold aus seiner wilden Begeisterung, und er fühlt mit Schmerz und Beschämung daß er der Anstifter und das Werkzeug einer Schandthat gewesen. Umsonst ruft er tausend und aber tausend mal in seinem Innern daß er Das nicht gewollt habe — es war geschehen. Wie mancher junge Mann hat wol in jener Zeit solche Mahnung empfunden! Viele kehrten um während Andere sich weiter fortreißen ließen. Man mußte damals festgewurzelt haben in Grundsätzen und Charakter um den Wirbelwinden der Zeit zu widerstehen. Eine Krankheit in Berlin bringt Berthold wieder mit Ruth und den andern Gefährten zusammen und fesselt ihn von neuem an das Treiben der Partei, der er indeß nicht mehr mit dem Herzen angehört. Er ist Zeuge einer Zusammenkunft der heftigsten Parteihäupter, in welcher abermals ein Plan zum Sturz der Regierung berathen wurde. Eine Abstimmung in der Nationalversammlung, für deren Gegenstand man die wilde Menge bereits erhitzt hatte, sollte benutzt werden den Versammlungssaal mit den aufgeregten Haufen zu umlagern. Eine hinreichende Anzahl Verwegener sollte mit verborgenen Waffen darunter sein. Falle die Abstimmung, wie man hoffen dürfe, gegen das Volk aus, so sollten die Minister sofort gefangengenommen oder niedergemacht, das Zeughaus besetzt, im Schloß eine provisorische Regierung eingesetzt werden. Für den Fall eines Kampfes mit dem theils in der Stadt, theils in der Umgegend lagernden Militair sollte ein neuer Barrikadenkampf organisirt werden, zu welchem ein wohlüberlegter ausführlicher Plan vorgelegt und besprochen wurde. Sei aber das Alles gelungen, so müßten die gefährlichsten und bedeutendsten Gegner der Volkspartei der Volksrache zum Opfer fallen, auch der König wenn man seiner habhaft werden könne. Einer der Anwesenden machte sich anheischig alsdann für den schleunigen Bau einer Guillotine zu sorgen, wozu er die Zeichnung vorlegte.

Berthold saß schweigend dabei. Er betrachtete diese innerlich und äußerlich zerrütteten, mit jeder verderblichen Leidenschaft erfüllten Menschen, er dachte sich den möglichen, ja fast wahrscheinlichen Fall das Schicksal von 16 Millionen Preußen in solche Hände gelegt zu sehen, und zum ersten mal gingen ihm die Augen auf in Bezug auf die ungeheuere Gefahr des gesammten Vaterlandes. Um sich von diesen Eindrücken zu entfernen und in seinem Innern klarzuwerden, will er sich dem Schauplatz der Bewegung entrücken und fährt nach Potsdam. Dort im Schloßgarten an einer einsamen Stelle sieht er den König betend. Der vielgescholtene, geschmähte, gehöhnte König, gegen dessen Thron und Macht, ja gegen dessen Leben die schauerlichsten Anschläge geschmiedet wurden, an denen Berthold selbst theilgenommen: dieser König — leidend, weinend, sich demüthigend, einsam betend! Dieser Anblick vollendet Berthold's politische Umwandelung. Der Verlauf dieser innern Entwickelung, welche sich an äußere Thatsachen anreiht, ist äußerst gelungen und füllt die erste Hälfte des Buchs, welches reich an Handlung und an handelnden Personen ist. Letztere können meistentheils als Typen ihrer Partei und Gesellschaft gelten. Wir finden darin eine Musterkarte von Wühlern, Demokraten, Zeitbewegten und von der Zeit Hingerissenen, aus der intelligenten Schicht der Gesellschaft, welche sich wissentlich und unwissentlich zur Partei des Umsturzes gesellten. Wir hören ihre Reden mit den sich stets wiederholenden und stets Effect machenden Schlagwörtern, ihre Beglückungs- und Verbesserungstheorien, ihre politischen Anschauungen, welche auf die Muthlosigkeit und das Ungeschick ihrer Gegner so viele Unternehmungen und so manche Siege gründeten. Die loyalen Besitzer der Heldenburg können ebenfalls als die Repräsentanten ihrer Partei gelten, und nehmen ein flüchtiges Interesse in Anspruch. Die zweite Hälfte des Romans behandelt die religiöse Umwandelung des Helden, und diese ist ebenso gut motivirt als die politische, obgleich weniger äußere Handlung die Anhaltspunkte dazu abgibt. Eine schöne Predigt, Bibelstellen, Reue wegen begangener Fehler, eigene Reflexionen, fromme Umgebung und liebevolle Zusprache bewirken die geistige Erhebung bei dem kranken leidenden Körper. Berthold entdeckt daß er der legitime Sohn eines reichen und vornehmen Vaters ist, welcher sich unter dem Namen Kreinberg mit einem bürgerlichen Mädchen verheirathet hat, und gestorben ist ehe er die Einwilligung seiner Aeltern erhalten konnte. Als eine furchtbare Nemesis erscheint ihm das Factum daß in der Heldenburg auf seine Veranlassung, unter seiner Anführung das Erbe seiner Väter verbrannt wurde. Heftig ergriffen von dieser Entdeckung reist Berthold nach dem Schauplatz jener nächtlichen Gräuelscenen, deren Andenken jetzt eine noch viel bitterere Färbung für ihn erhalten hat. Er findet die geschwärzten Trümmer der Heldenburg und vernimmt des alten Haushofmeisters bittere Klagen. Im nahen Ort sind Soldaten einquartiert, die Untersuchungen wegen der Gewaltthat sind eingeleitet, die Thäter eingefangen und fortgeführt, die Rädelsführer, darunter der Secretair, geflohen; in der Masse aber regt sich ein besserer Sinn: ein frommer Geistliche predigt das Wort Gottes und bewirkt dadurch einen Umschlag der Gesinnung. Die Besitzer der Heldenburg aber, Berthold's Verwandte, gegen die er Rechte geltendzumachen hat, deren nähere Bekanntschaft ihm am Herzen liegt, sind abwesend und leben auf ihren Gütern in Westfalen. Dort war auch die Heimat seiner Kindheit und er reist hin. Während der Reise bricht ein heftiges Nervenfieber bei ihm aus, und er wird bewußtlos in eine jener westfälischen Meiereien getragen, wo eine gewisse Wohlhäbigkeit der Bauern mit einer gewissen Bildung Hand in Hand geht. Die einfachen frommen Leute die ihn pflegen, die christlichen Bücher die sie ihm zu lesen geben, manch ernstes Wort des Hausbesitzers, manch mahnendes seines eigenen Gewissens erwecken in ihm den Funken von Frömmigkeit wieder, den das wüste Treiben des politischen Lebens noch nicht ganz erstickt hatte; der Geist kommt über ihn und offenbart ihm die Tröstungen der Religion, und er ist ein anderer Mensch geworden. So war denn der October herangekommen, und das politische Treiben hatte eine andere Wendung genommen. Berthold liest von den frankfurter Mordthaten, und dankt Gott der ihn von der Partei losgerissen, deren Treiben solche Gräuel zur Folge hatte. Den Gesinnungen der treuen westfälischen Bauern genügend, schreibt Berthold eine Adresse an den König, worin sie ihn bitten die Nationalversammlung aufzulösen, und dem Unwesen in der Hauptstadt ein Ende zu machen, wozu sie Herz, Arm und Leben anbieten. Mit zahlreichen Unterschriften geht diese Adresse ab. Eines Tags erscheint ein junger Offizier, der Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, und bringt Erfrischungen für den Genesenden. Durch die Adresse hat dieser und dessen Aeltern von Berthold gehört, und sie wünschen ihn kennenzulernen. Es ist derselbe Offizier den Berthold erschossen zu haben glaubt, und der von seinen Wunden kaum genesen ist; nach abgelegtem Geständniß erhält er dessen Verzeihung. Der Offizier ist aber auch der Sohn des jetzigen Besitzers der Heldenburg und Berthold's naher Verwandter, den er zu den Aeltern begleitet. Die würdige Großmutter lernt er kennen, die Mutter seines Vaters; auch sein Oheim und dessen Töchter sieht er: in der einen findet er die Reisegefährtin die ihn so sehr interessirt, deren Bild er im Herzen getragen hat. Dort lernt er achten und lieben die Menschen welche er so tief gekränkt, welche noch gar nicht ahnen wie sehr er sich an ihnen versündigt hat. Er erfährt noch manche Einzelheiten von den Scenen des Brandes, von den Verhältnissen und Zuständen die demselben vorausgingen, sowie auch die Lebens- und Sittengeschichte Derer die sich dabei betheiligt haben. Ein Fremder, wahrscheinlich ein Pole, sollte an der Spitze des Unternehmens gestanden haben. Berthold war Zeuge der Verachtung welche Diesem und den Verführten zutheilwird. Die schmerzlichsten Gefühle regten sich in ihm, und er hielt es für unmöglich sich als ein Glied dieser Familie, der er soviel Unglück zugefügt hatte, zu erklären, er meinte seine Missethaten nur sühnen zu können indem er seinem Erbtheil und seinem Glück entsage. Diesen Entschluß theilt er dem frommen Prediger mit, dem Mitwisser seines Geheimnisses, und dieser fodert zur Vollendung des Sühnopfers das Geständniß seiner Schuld an die Familie, deren Vergebung ihm noththut. Mit dieser Verzeihung verläßt denn Berthold die Seinen ohne von ihnen erkannt zu sein, entsagt der Geliebten, dem Glück, dem Besitz und dem Namen, und nimmt eine Lehrerstelle an, um sein Leben einem Wirken zu weihen wodurch er Gutes zu stiften und Böses zu verhüten hofft.

Der ganze Roman ist von großem, psychologischem Interesse und kann nicht verfehlen durch seine Lebensbilder und deren Ausmalung jene spannende und fesselnde Wirkung auszuüben die der Romanleser zu suchen pflegt. Der Anhang von Gedichten aus dem J. 1848 entspricht dem Geist und der Tendenz der Novelle. Sie sind brav in jeder Hinsicht, ohne jedoch die hohe Schwungkraft eines großen Genius zu verrathen.

12.

---

## Notiz.

### Autographen in London.

Zu London hat kürzlich ein Autographen-Verkauf stattgefunden, bei welchem man einen Brief von Cinq-Mars mit 1 Pf. St. 5 Sch. bezahlte, einen Brief von Voltaire mit 1 Pf. St. 6 Sch., einen Brief und mehre Papiere von Lady Hamilton mit 28 Pf. St.; 50 Briefe von David Garrick wurden von dem Buchhändler Colburn für 110 Pf. St. erstanden. Einer dieser Briefe ist vom Tage selbst des ersten Auftretens des großen Künstlers datirt. „Ich habe gestern", schreibt er, „die Rolle Richard's III. zum allgemeinen Erstaunen gespielt, und ich kann mir 300 Pf. St. Einkünfte verschaffen; auch bin ich entschlossen bei dieser Laufbahn zu bleiben."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 146. —— 19. Juni 1850.


## Geschichte Preußens vom Tode Friedrich's II. bis zum Jahre 1806.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Während Dies im Osten geschah hatte der unselige Krieg gegen Frankreich, der hauptsächlich auf Oestreichs Schultern ruhte, seinen Fortgang: denn Preußen hatte nur zum Schein ein immer vermindertes Corps am Rhein stehen lassen. Der Anführer davon — nach dem Abgange des Herzogs von Braunschweig der Feldmarschall Möllendorf — zog mit dem östreichischen Befehlshaber stets am entgegengesetzten Strange, und der Ausländer Lucchesini, der für alles Deutsche keinen Sinn hatte, suchte hier das Feuer mehr zu schüren als auszugleichen. Die Preußen marschirten und schossen zuweilen, aber zu übereinstimmenden Operationen kam es nie; die preußischen Prinzen und Offiziere nahmen mit sichtbarem Vergnügen und mit sarkastischen Bemerkungen jede Nachricht über unglückliche östreichische Kriegserfolge auf, selbst wenn die durch die preußische Politik vorgeschriebene Haltung der eigenen Armee schuld daran war. Bekanntlich war Lord Malmesbury 1794 nach Berlin gesandt um Preußen zur wirksamern Theilnahme an diesem Kriege zu vermögen. Der Verf. führt uns aus dessen Memoiren die hohen Versicherungen Friedrich Wilhelm's II. an: daß die Lage der Finanzen Dies nicht erlaube; jedoch vermißt Ref. die gleichfalls daselbst befindlichen Gründe und Deductionen aus denen der Engländer nicht daran glaubt. Als man endlich den englischen Anfoderungen nachgab, scheint es, ganz abgesehen von jeder selbständigen Politik, auf einen reinen Gelderwerb durch Vermiethen von Soldaten abgesehen gewesen zu sein. Das geht aus den Drohungen hervor das preußische Heer am Rhein wenn England nicht zahle auf 20,000 Mann herabzusetzen, und endlich daß man sich gegen zugestandene Subsidien bereit erklärte 62,400 Mann im Dienste der Seemächte zu unterhalten, deren Eroberungen aber auch diesen zugutekommen sollten! So war Preußens Theilnahme an einem Kriege in den es Deutschland gerade durch seine Verträge 1791 ganz ohne Noth gestürzt hatte, und den es nun Andern überließ; dabei war aber in jeder Proclamation und jeder Note wo es sich anbringen ließ von seiner aufopfernden Großmuth die Rede!

So Etwas konnte zu keinem guten Ende führen; der Friede von Basel mußte wol den Thaten gemäß sein. Die ersten Unterhandlungen zu demselben wurden durch geheime Agenten Möllendorf's mit dem französischen Gesandtschaftssecretair Bacher in Basel angeknüpft. Der Verf. hätte hier mehr auf den Brief Malmesbury's an Lord Grenville vom 1. Febr. 1794 Rücksicht nehmen sollen, wo die Specialitäten dieser vorläufigen Eröffnungen sich finden. Goltz und nach dessen Tode Hardenberg brachten dann den Frieden zum Abschluß; Vater des ganzen Geschäfts aber zu sein rühmte sich nach Malmesbury Prinz Heinrich, dessen Eigenlob jedoch nach den Mittheilungen unsers Verf. offenbar ein voreilig usurpirtes genannt werden muß. Preußen ward der Freund Frankreichs, und machte sich schon zur Abtretung des linken Rheinufers verbindlich. Die Angelegenheiten und die hier vollständig mitgetheilten geheimen Artikel, alle höchst egoistischer Natur, müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Einen wunderbaren Contrast macht die preußische Erklärung 1795 von Basel ausgehend: „Preußen sei stets ein Freund von Frankreich gewesen", mit der des Anführers der preußischen Heere von 1792, wo Alles in Frankreich, namentlich in Paris, umgebracht und verwüstet werden soll! Der Commentar ist unnütz. Der Vertrag über die Demarcationslinie folgte am 17. Mai. Er riß bekanntlich Deutschland in zwei Theile, stellte den nördlichen als engern Bundesstaat unter Preußens Schutz und Schirm gegen französische Uebergriffe, während man den südlichen mehr als preisgab, ja Frankreich förmlich einlud zuzugreifen. Auf einem spätern Convente zu Hildesheim mußte Dohna den norddeutschen von Preußen protegirten Fürsten die glücklichen Folgen der Absonderung dadurch auseinandersetzen daß er auf Plünderungen der Franzosen in Süddeutschland, die man ruhig geschehen ließ, hinwies, und Preußens Politik als eine reinprotestantische pries; und um das Maß ganz vollzumachen willigte Preußen in einem weitern geheimen Vertrage mit Frankreich vom 5. Aug. 1796 schon in das Princip, Entschädigungen wegen der abgetretenen Rheingrenze in Säcularisationen geistlicher deutscher Fürsten, d. h. geradezu in Beraubungen deutscher Brüder, zu suchen. Der Kaiser setzte Himmel und Erde in Bewegung Preußen von einem Frieden wie der base-

ler war abzubringen; er zeigte wie nach den drohenden Fortschritten der Franzosen in Holland Deutschland doppelte Ursache sich zum kräftigen Widerstande zu vereinigen habe: man lachte ihn aus. Preußen wollte als Reichspacificator einmal eine große Rolle in Deutschland spielen, und das Ansehen dessen gesetzlichen Oberhaupts durch Opposition im eigenen Vortheil brechen. Ein deutscher Staat nach dem andern sollte vom kaiserlichen Interesse zum reinpreußischen hinübergezogen werden, und die eigene Macht vermehren helfen. Der Kaiser beklagte sich bitter über eine solche ungesetzliche und unpatriotische Handlungsweise eines Reichsstandes, der mit seinen Absichten nicht einmal Hehl zu machen nöthig hielt, sondern in eigenen Staatsschriften Derartiges ausführte („Politisches Journal", 1795, I, 460). Aber das gleichzeitige Urtheil ward dadurch nicht bei Allen bestochen. Johannes von Müller in einer eigenen Denkschrift über den Baseler Frieden sagt unter Anderm:

> Wenn der Herr einer Monarchie die bei weit geringern Kräften vor 40 Jahren siegreich einen Kampf gegen Europa bestand; wenn der Nachfolger Friedrich's, an Land mächtiger, von England freigebiger unterstützt, für die Verpflegung eines Theils der Armee von Oestreich außer Sorgen gesetzt, nach einem zweiundeinhalbjährigen Kampfe, in dem noch nicht soviel Preußen geblieben sind wie bei Kunersdorf und Planier in zwei Tagen, im Angesicht seiner Reichsmitstände, gegen seinen Bundesgenossen, gegen den Schatten Ludwig's und sein Geschlecht, gegen Vaterland und Nachwelt sich der übernommenen und beschworenen Obliegenheiten für insolvent erklären muß, welch ein Augenblick! Und dieser Friedensschluß wird ein glücklicher genannt!

Ref. fügt noch das nicht mitgetheilte Urtheil des Lord Malmesbury hinzu; er sagt:

> Es ist schwer zu begreifen wie S. M. von Preußen über Länder verfügen kann die ihm nicht gehören, und ihrer Verfassung nach vom Deutschen Reiche nicht veräußert werden können, es sei denn daß man sich mit Frankreich feindlich gegen Die zu verbinden gedenkt welchen sie gehören. Der Vertrag kann also anstatt für einen schimpflichen Frieden zu gelten als eine räuberische Allianz betrachtet werden, und ein solches Bündniß zwischen zwei solchen Mächten kann sehr ernste Folgen haben!

Noch mehr brachte zu gleicher Zeit eine andere Handlungsweise Preußen um die Sympathie Süddeutschlands. Der Verwaltung von Anspach und Baireuth ward nämlich anbefohlen gegen umliegende Gebiete schwächerer Reichsritter, Städte und Fürsten immer mehr einen steigenden oberhoheitlichen Einfluß auszudehnen, als wäre hier ein Verhältniß alter Abhängigkeit. Das führte unter Anderm auch bis zur förmlichen militairischen Besetzung Nürnbergs mitten im Frieden. Der übelberüchtigte Regierungsrath Kretschmann mußte nun zur Rechtfertigung dieser Handlungsweise die publicistischen Deductionen anfertigen, ein Verfahren was im kleinern Maßstabe ganz das der von Ludwig XIV. eingesetzten Reunionskammern war. Gegen die Ermahnungen des Kaisers und des Kurfürsten folgte die preußische Erklärung: daß man die Reichsgesetze nicht mehr für verbindlich ansehen könne.

Gern folgt man der Darstellung des Verf. wenn sie, das Getriebe einer solchen Politik beiseitesetzend, uns auf eine Zeitlang zu einem erfreulichern Gegenstande leitet, zur Geschichte der Entstehung des preußischen Landrechts. Bereits Friedrich der Große hatte 1746 dem Kanzler Cocceji den Auftrag zur Abfassung eines solchen gegeben. Nach manchen Unterbrechungen und Veränderungen im Plane ward das unter Direction des Ministers von Carmer vollendete Werk am 20. März 1791 veröffentlicht, aber dessen praktische Anwendbarkeit ward einer weitern Revision wegen nochmals aufgeschoben, bis endlich am 5. Febr. 1794 das letzte Publicationspatent erfolgte. Dies Gesetzbuch, was mehr und lieber specielle Fälle berücksichtigt als dem Richter allgemeine Grundsätze für seine Entscheidungen an die Hand gibt, hat, gegen andere Landesrechte gehalten, noch die Eigenthümlichkeit daß es nicht allein Privatrecht ist, sondern auch die Verhältnisse der Unterthanen gegen den Staat, und die Verpflichtungen des letztern gegen erstere erläutert. Gerade in Beziehung auf diesen Punkt stellt die Einleitung einige Grundsätze auf, welche zwar sehr schön klingen, die aber in dem militairisch-bureaukratischen Preußen weniger zur Ausübung gebracht sind als in jedem andern deutschen Staate. Unser Verf. theilt uns eine Menge Beispiele mit wo die preußischen Gerichte bald sogar geradezu den usus fori einführten: die von dem Gesetzbuche den Unterthanen gegen den Souverain oder den Fiscus ertheilten Rechte seien nicht verbindlich. Die damals allenthalben in Europa spukenden Grundsätze der „Déclaration des droits de l'homme en société" von Lafayette könnte man in allgemeinen Phrasen des Landrechts auch theilweise wiederfinden. Dagegen muß es rühmlich anerkannt werden daß es den Grundsatz: „Die Quelle aller Souverainetät ist das Volk", allenthalben sich fernhielt; die Unumschränktheit der Krone ward streng festgehalten, ebenso auch die verschiedenen Standesrechte, aus denen sich die Monarchie historisch bis dahin entwickelt hatte. Das führte natürlich auch zu geringerer Begünstigung des Bauernstandes, bei dem die Leibeigenschaft bekanntlich erst später aufgehoben wurde. Etwas besser kamen die Städte was ihre Gemeindeverfassung anlangt weg; aber der Adel mit seinem Privilegium des Eigenthums an allen höhern Civil- und Militairstellen ließ Alles weit hinter sich zurück. Man hielt ihn gerade in der Zeit der Revolutionen für die einzige feste Stütze der Throne.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Literarische und politische Erinnerungen aus der Zeit des Kaiserreichs.

Von einem Herrn Audibert werden Fragmente aus der Geschichte der Zeitgenossen der Oeffentlichkeit übergeben, welche das Leben unter dem Kaiserreiche, der Restauration und den beiden Revolutionen von 1830 und 1848 skizziren. Die diplomatische Stellung des Verf. — er saß im Staatsrath und war unter dem Ministerium Chateaubriand's im Cabinet angestellt — setzt ihn in den Stand nur eigene Erlebnisse, oder solche die er von glaubwürdigen Augenzeugen erzählen hörte, mitzutheilen. Wir entnehmen für unsere Leser einige Anekdoten aus diesen „Souvenirs politiques et littéraires".

Um sich von seinen Schlachten etwas zu zerstreuen wandelte den Kaiser die Lust an mitten im Frieden in Mailand eine Krone die man ihm anbot anzunehmen. Auf seiner Stirn ruhend verkündete sie seinen mächtigen Willen: sie war von Eisen. Nach seiner Rückkehr besuchte er das Théâtre français; er wollte die neue Tragödie „Les Templiers" sehen, nach welcher sich das Publicum allabendlich drängte, sodaß das Theater sich von Nachmittag an täglich im Belagerungszustande befand. Am nächsten Tage äußerte der Kaiser mit ziemlich übler Laune zu Hrn. von Fontanes:

„Dieses Stück ist in einem schlechten Geiste geschrieben! Das ist ja eine förmliche Opposition; die Templer als unschuldige Opfer darstellen heißt das Königthum in ein ungünstiges Licht setzen, heißt es verhaßt machen. Was soll diese stolze Rede des Großmeisters, der die königliche Güte mit den undankbaren Worten zurückzuweisen wagt: «Wir wollen Gnade nicht, wir wollen Recht!» Wir wollen! Seit wann reden rebellische Unterthanen in diesem Tone zu ihrem König, und Das in einer unbeschränkten Monarchie und im 14. Jahrhundert wenn der König den Namen Ludwig des Schönen trägt! Solche Worte geschichtlichen Persönlichkeiten auf der Bühne in den Mund legen heißt gegen das Königthum selbst Opposition machen. Ich werde den Autor zu mir bestellen lassen. Ich werde sehen ob er das Sujet gewählt hat nur weil seine Begeisterung in ihm einen dramatischen Stoff fand, oder ob er dasselbe aus wohlüberlegter Absicht aufgegriffen hat um sich der souverainen Gewalt feindlich zu zeigen."

Raynouard kam in die Tuilerien. Die Unterhaltung ward lange und lebhaft geführt; der Kaiser theilte sie gleich darauf sehr detaillirt Hrn. von Fontanes mit.

„Ich hätte diesen Menschen unter meinem Einflusse behalten mögen. Ich habe ihm Aussicht auf eine schöne Carrière eröffnet, er hat mir abgeschlagen sie anzutreten. Ich habe ihm für die nächste Zukunft eine Stelle im Senate gezeigt, allein der Gesetzgebende Körper genügt seinem Geiste und seinem Ehrgeize nicht. Das Wort Ehrgeiz hat ihn verletzt; er wolle seine Unabhängigkeit als Dichter bewahren, meinte er; ja, ja! die nöthige Unabhängigkeit um Opposition zu machen. Nun, mag er sie nur wahren .... aber — man darf diesen Menschen nicht aus den Augen verlieren. Warten wir sein zweites Stück ab."

Fünf Jahre waren verflossen und Napoleon hatte den Autor der „Templiers" nicht vergessen. Als er hörte daß seine Tragödie „Les états de Blois" zur Aufführung vorbereitet ward, ließ er der Direction des Théâtre français den Befehl zugehen: die erste Vorstellung solle nicht in Paris, sondern in St.-Cloud stattfinden. Das Manuscript wollte der Kaiser nicht durchsehen, denn der Eindruck einer Lecture ist immer ein halber.

Die Aufführung, die am 22. Juni erfolgte, galt für ein großes literarisches, ja politisches Ereigniß. Aller Blicke waren mehr auf die Kaiserlich-Königliche Majestät gerichtet als auf die Herzöge von Guise, von Mayenne und auf den König von Navarra; allein kein Fältchen war auf dieser Stirn zu sehen, die oft mitten in den fürchterlichsten Schlachten nicht die geringste Aufregung blicken ließ. Als der Vorhang gefallen war erhob sich der Kaiser, schritt aus seiner Loge und sagte, indem er im angrenzenden Salon einen Augenblick stehen blieb, mit lauter und fester Stimme:

„Diese Tragödie wird nirgend und niemals aufgeführt werden. Ich bin nicht einfältig genug um zu erlauben daß Heinrich IV., ein Bourbon, ein Chef der Dynastie, fünf Acte hindurch den Frieden vor mir verherrliche, vor mir, Napoleon, der ich der Mann des Kriegs bin!"

So mußte der Kaiser von dem Standpunkte seiner Staatsweisheit aus die Freiheit überall niederdrücken wo sie ein auch nur verstecktes Wort zu reden wagte. Den von den Theatern verbannten Dichter fand Napoleon 1814 in der Commission von 1814 wieder; er blieb seinem Oppositionsgeiste treu auch unter den Bourbons. Obwol er nie Mitglied eines Parlaments war, gährte immer die Erbitterung des alten parlamentarischen Geistes in ihm. In literarischer Beziehung hatte der Kaiser, der in seiner Monarchie unbestreitbar der beste Censor war, mit seinem verdammenden Urtheile vollkommen Recht. Als „Les états de Blois" unter der Restauration aufgeführt wurden fielen sie durch.

---

Montesquieu hat dem Prinzen Eugen, den er auf einer Reise nach Wien sah, die Eloge gemacht: „Ich habe diesen Prinzen Nichts reden hören als was nöthig war."

Nicht mehr reden als nöthig ist in der That ein charakteristisches Merkmal eines überlegenen Geistes. Auch haben alle Moralisten alter und neuer Zeit die glückliche Eigenschaft anempfohlen.

Talma ward einst gefragt: warum er die Rollen des Orosmane, Mahomet, Zamore, und noch mehre Rollen Voltaire's nicht mehr spiele, da er in ihnen doch so große Erfolge errang. „Ich liebe Voltaire auf dem Theater nicht", erwiderte er. „Wenn ich eine der genannten Rollen spiele, so befinde ich mich höchst unwohl. Ich werde dann ungeduldig, und komme wahrhaftig nicht selten in Versuchung mich anders auszudrücken als Voltaire, um den dargestellten Charakter wirklich festzuhalten. Voltaire bediente sich der Schauspieler nur als Mittel durch die er selbst zum Parterre reden will."

Daß Talma mit Bonaparte befreundet war als dieser noch Artillerieoffizier war ist allbekannt. Auch unter dem Consulat kam Talma fast regelmäßig jede Woche einmal in die Tuilerien um da einem Frühstück beizuwohnen. Allein als der Erste Consul in Notre-Dame die Krone empfangen, als der Papst ihn gesalbt hatte, da stellte der Künstler seine Besuche beim Kaiser ein.

Sein Fernhalten mußte bald auffallen und es fiel auch auf. Napoleon sprach sich befremdet gegen den Minister des Innern Chaptal aus. „Ich sehe Talma nicht mehr! Will er mir etwa auch trotzen? Will er etwa versuchen den Brutus in der Wirklichkeit zu spielen weil er ihn so schön auf dem Theater spielt?" Diese Worte wurden Talma berichtet, und dieser hörte sie nicht ohne Freude. In seinem sehr eleganten Wagen fuhr er bald zur allgewohnten Stunde nach dem kaiserlichen Palais: er hatte sich nur soviel Zeit genommen als nöthig war um sich die von dem neuen Hofe angenommene Civiluniform fertigen zu lassen. Als der Kaiser in den Salon eintrat um sich zur Tafel zu setzen und Talma in dieser glänzenden und geschmackvollen Toilette gewahrte, zeigte sein Gesicht ein freudiges Erstaunen.

„Das ist gut, Talma, Das ist ganz vortrefflich!" sagte er beim Aufstehen, und dabei lud er den zögernden Gast mit einer Handbewegung ein ihm in sein Cabinet zu folgen.

„Sie haben mit einem herrlichen Takte begriffen, Talma", begann er seine Unterhaltung, „daß Sie sich dem Kaiser vorstellen sollten; Sie haben gleichzeitig begriffen daß Sie warten mußten bis ich Sie einlüde; ich weiß Ihnen Das Dank. Aber seien Sie versichert daß Sie in den Augenblicken in denen wir der eifersüchtigen Neugierde entgehen werden, die meine Bewegungen, ja selbst meine Blicke belauert, in mir den Mann aus der alten Zeit wiederfinden werden. Mein Kaisermantel ist nicht der Mantel der Vergessenheit. Ich freue mich wenn ich an jene Plaudereien denke in denen Sie von meinen zukünftigen Geschicken sprachen. Sie sind der Erste gewesen, Talma, und ich vergesse Das nicht, der meinen Stern entdeckt hat. Ich hätte nie in Ihnen einen so großen Astronomen gesucht!"

---

Vielleicht ist es Manchem nicht ohne Interesse zu erfahren wie und in welchem Costume Chateaubriand arbeitete. Früh gegen 6 Uhr ging er regelmäßig an sein Tagewerk. Er trug kein Halstuch; vorn war sein Hemd geöffnet, sodaß man die nackte Brust sah. Er hatte einen kleinen Rock von kastanienbrauner Farbe an, die Hose war von demselben Stoffe und

derselben Farbe; seine Pantoffeln waren nicht immer in dem besten Zustande. Erst gegen Mittag machte er Toilette, und Das mit einer außerordentlichen Sorgfalt, ja mit einer fast weiblichen Coquetterie. Vorzugsweise wandte er viele Mühe auf seine Zähne, die er für sehr schön hielt.

Gewöhnlich dictirte er indem er im Zimmer auf- und abging. Sein Secretair schrieb geduldig und treu Satz für Satz nach, sowie sie aus dem Munde des inspirirten Schriftstellers kamen. Bisweilen blieb Chateaubriand plötzlich vor dem Fenster stehen und sah hinaus. Seine Augen wandten sich dann nach dem Himmel, als ob er erwartete daß der Gedanke ihm von da herabkäme. Hatte er ihn erfaßt, so begann er seine Promenade wieder. Ein, zwei, drei Personen die bei diesen Arbeiten zugegen waren störten ihn nicht; nur durften sie natürlich nicht dreinreden. Bisweilen aber foderte sie der Dichter selbst auf ihr Schweigen zu brechen. Wenn er einmal den rechten Ausdruck nicht finden konnte, so verlangte er daß man ihm zu Hülfe komme, und hauptsächlich wandte er sich hier an einen seiner ältesten und innigsten Freunde. Er benutzte diesen förmlich wie ein Wörterbuch. Er hegte ein unerschütterliches Vertrauen für dessen literarischen Geschmack, und weit davon entfernt je gegen eine seiner Meinungen zu protestiren, fügte er sich ihm im Gegentheil immer mit der Gelehrigkeit eines Schülers.

Als Chateaubriand Minister der auswärtigen Angelegenheiten war verlangte er bekanntlich einen Credit von 100 Millionen zur Deckung der Kosten für den spanischen Krieg. Er bereitete seine Rede für die Kammer vor, und es kam ihm vorzugsweise darauf an die Rolle welche das englische Cabinet spiele in ein ihm günstiges Licht zu setzen. Er dictirte im vollen Fluße; plötzlich aber blieb er vor dem Fenster stehen. „Nun, warum stocken Sie denn?" fragte ihn der alte Freund, der das Recht hatte eine absolute Controle auszuüben. „Ich möchte an die Schlacht von Waterloo erinnern, möchte aber dabei weder die Rechte noch die Linke verletzen!" „Das wird schwierig sein." „Unsere wenn auch immer klare Sprache weiß doch Alles zu verbergen." Und Chateaubriand dictirte den nachfolgenden Satz: „Schreckliche Schlacht, in welcher der Sieg mitten im Gewühle der untereinandergemischten Armeen sich in der Kriegsfahne irrte!" Dieser schwache Anruf konnte die unumgänglich nöthige Sanction des in Geschmacksachen autokratischen Freundes nicht erlangen; Chateaubriand mußte seine Phrase ändern, und in seiner Rede findet sich dafür die Stelle: „Hat man denn in der Liebe für die Revolutionen allen Haß vergessen gegen die Soldaten die bei Waterloo unsere Banner besiegten?" 6.

## Bibliographie.

Grieb, C. F., Die Wunder der elektrischen Telegraphie. Eine gemeinverständliche Geschichte und Beschreibung derselben, nebst Andeutungen über ihre zukünftige Wirkung. Nach den besten, insbesondere englischen und französischen Quellen bearbeitet. Mit erläuternden Abbildungen. Stuttgart, Scheible. 32. 11 Ngr.

Groos, F., Der Weg durch den Vorhof der politischen Freiheit zum Tempel der moralischen Freiheit. Religiös-Philosophisches, Stoisch-Moralisches und Psychologisches. Mit einer Autobiographie des Verfassers. Herausgegeben von J. B. Friedreich. 2te vermehrte Auflage. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 18 Ngr.

Heinemann, F. v., Vor 1848. Novelle. Braunschweig, J. H. Meyer. 8. 1 Thlr.

Der neue Himmel. Glaubensbekenntniß eines Demokraten. 2te Auflage. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Lex.-8. 2 Ngr.

Hippius, G. A., Kunstschulen. Zusammengetragen und für das Bedürfniß der Schule dargestellt. Leipzig, Hartmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Jesuiten im Bagno. Ein Beitrag zur Charakteristik dieses Ordens. Aus dem Französischen von L. v. D. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 8 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Sieben Predigten über den Propheten Jona. Gehalten im Sommer 1848. Elberfeld. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lehmann, M., Die Freiheit des Unterrichtes mit besonderer Berücksichtigung der Ergebnisse der Lehrerversammlungen des vorigen Jahres. Ein Wort an alle Lehrer und Schulfreunde. Regensburg, Manz. Gr. 8. 17½ Ngr.

Macaulay, T. B., Historische Abhandlungen. Uebersetzt von O. Seemann. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Warren Hastings. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Mount Sorel oder die Erbin des Hauses de Vere. Vom Verf. der „Two old men's tales." Deutsch von M. B. Lindau. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. à 1 Thlr.

Nationalgesänge der Magyaren. Mit einem Anhang: Schlachtenklänge aus dem letzten Revolutionskriege. I. Aus dem Ungarischen übertragen von A. Buchheim und O. Falke. Kassel, Raabé u. Comp. 12. 7½ Ngr.

Pfeffer, E., Briefe von der Oder über pädagogische, religiöse und politische Zustände für das Volk und seine Lehrer. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Redslob, G. M., Tartessus. Ein Beitrag zur Geschichte des phönicisch-spanischen Handels, sowie zur alten Geographie überhaupt. Hamburg. 1849. Gr. 4. 1 Thlr.

Scholz, W., Ein Berliner Raritäten-Kabinet. Original-Schwank. Mit 25 Zeichnungen. Zum Vortrag in geselligen Kreisen. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schosser's, A., nachgelassene Gedichte in der Volksmundart des Traunkreises. Sammt einer Lebensgeschichte des Dichters und den oberösterreichischen Nationalmelodien zu allen Liedern desselben herausgegeben von A. J. Schindler. Steyr, Sandbök. Gr. 16. 1 Thlr. 3 Ngr.

Die Wilmingtons. Vom Verf. von „Emilie Wyndham", „Mount Sorel" ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Zedlitz, Soldaten-Büchlein. 2tes Heft. Wien, Gerold. 8. 8 Ngr.

## Tagesliteratur.

Die Auswanderung nach Amerika. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. ½ Ngr.

Barth, K., Die wahre Freiheit der Gewerbe. Ein Wort an den Gewerbe-Stand. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 1 Ngr.

Franke, S. M. A., Die weltliche Souveränität des apostolischen Stuhles. Predigt am Sonnt. Cantate — 28. April 1850 — zu Nauen gehalten. Berlin, Brandes u. Schultze. Gr. 8. 3 Ngr.

Horn, U., Die Wiedereinführung der Jesuiten in Böhmen. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 5 Ngr.

Kahle, C. M., Die Grundsteuerfrage. Berlin, Logier. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Lutterbeck, A., Ueber die Natur, ihre Erkenntniß, Beherrschung und Verherrlichung durch den Menschen. Münster, Coppenrath. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Recke, C., Probepredigt über Jes. 60, 1—6, am Epiphaniasfeste 1850 in der Schloßkirche zu Zeitz gehalten. Zeitz, Webel. 8. 2½ Ngr.

Sander, A., Ein politisches Gespräch aus den elysäischen Feldern über badische Zustände der Gegenwart. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Springer, R., Berlin's Straßen, Kneipen und Clubs im J. 1848. Berlin, Gerhard. 8. 15 Ngr.

Der Freihafen Triest und die österreichische Industrie. Wien, Tendler u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 147. —— 20. Juni 1850.


## Geschichte Preußens vom Tode Friedrich's II. bis zum Jahre 1806.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Das Wöllner'sche Religionsedict von 1788, dessen Gültigkeit nach Erscheinen des Landrechts nochmals durch besondern Cabinetsbefehl decretirt wurde, drückte schwerer auf die Geister als unser Verf. ausdrücklich zugibt. Eine Menge Untersuchungen (wegen nicht beständiger Rechtgläubigkeit, und drohende Rescripte in dieser Hinsicht beweisen Dies. Auch ward in Berlin ganz im Geiste des Edicts eine geistliche Immediat-Examinations-Commission errichtet, unter der wieder 12 gleiche in den Provinzen standen. Die Orthodoxie fing an auch auf den Lehrstühlen der Professoren herumzuspüren. Unter den mitgetheilten Facten ist wol das Rescript an Kant am interessantesten, wodurch er an seine Pflichten als Lehrer der Jugend gemahnt wurde, nachdem er sein Werk: „Die Religion innerhalb der Grenzen der wahren Vernunft", geschrieben. Kant leugnet hier eine unmittelbare Offenbarung in einer Religion als unmöglich geradezu keineswegs ab, aber er hält deren Annahme für unnöthig und überflüssig, weil man durch vernunftgemäßes Denken schon Alles was zur wahren Religion gehöre erhalten könne. Damit hatte Kant sofort die Orthodoxen auf dem Halse. Um ärgerlichen weitern Erörterungen zu entgehen stellte er eine Erklärung aus: „als Sr. M. getreuester Unterthan sich aller Vorträge über Religion, natürliche und geoffenbarte, zu enthalten." Hierbei lief eine kleine reservàtio mentalis mit unter, denn Kant sagte später, er habe vorbedächtlich: „Sr. M. getreuester Unterthan" geschrieben, was ihm nur bedeuten sollte: Solange Friedrich Wilhelm II. lebte!

Die damals durch ganz Deutschland verbreitete Wuth der geheimen Orden bemerkte man auch in Preußen. Feßler stiftete den Evergetenbund, der aber schon 1795 nach zweijähriger Dauer wiedereinging. Er war zu unschuldig; die Mitglieder wollten mehr dominiren und Einfluß haben, und in diesem Geiste stifteten Leipziger, Contessa und Zerboni einen andern Bund, eine Art von moralischem Femgericht, das der Verderbniß der Beamten durch öffentliche Rüge steuern sollte. Ein Drohbrief Zerboni's an den Minister von Hoym führte zur weitern Untersuchung; die Obern wurden auf die Festung gebracht, und der Orden löste sich auf.

Die äußere Politik Preußens bis zur Zeit des Friedens von Campo Formio bietet nichts Erfreuliches; dieser war Oestreichs Rache wegen des Baseler Friedens. Hierbei legt der Verf. besonders auf Folgendes Gewicht: Oestreich und Frankreich näherten sich mehr; letzteres erhielt für das abgetretene Mailand und Belgien in Venedig und weiter versprochenen Säcularisationen Entschädigung; Preußen, was sich auf solche schon große Rechnung gemacht, sollte von Landerwerbungen durch Säcularisationen dadurch ganz ausgeschlossen werden daß man von ihm keine Abtretungen auf dem linken Rheinufer in Anspruch nahm, und daher auch ein Recht auf Entschädigungen als unnöthig darstellte. Aber die Rache bestand noch in einem andern, hier weniger hervorgehobenen Umstande. Nachdem Oestreich Belgien abgegeben lag der westliche abgerissene Theil der preußischen Monarchie ohne Schutz eines größern Gebiets unmittelbar an der französischen Grenze. Das war nach der Politik der damaligen Verhältnisse schon fast Dasselbe als wäre er bereits in den Händen der Franzosen gewesen. Deutschland aber verblutete bei diesen Privatfehden seiner mächtigsten Söhne, und mußte am Ende das Bad ihrer schlechten Politik austragen.

Am 16. Nov. 1797 starb Friedrich Wilhelm II. an der Brustwassersucht. Ziemlich allgemein ward der frühzeitige Tod dieses Monarchen wenigstens zum Theil geschlechtlichen Ausschweifungen schuldgegeben. Unser Verf. zweifelt daran unter Anderm auch um deswillen, weil ein Beweis vorliegt daß der König seiner Umgangsfreundin, der Gräfin Lichtenau, Unterricht in literarischen Sachen gegeben, und weil der König stets selbst als Ursache seines spätern Leidens das schlechte Wasser was er während des polnischen Feldzugs trinken mußte angab. Allein in solchen Dingen hat die allgemeine Stimme auch ohne weitere Beweise eine große Glaubwürdigkeit, und eine geschichtliche Kritik kann Grad und Maß der Ausschweifung weder aus der Zahl der erzeugten Kinder, noch nach Dem abmessen und festsetzen was sich darüber gedruckt und nicht gedruckt findet.

Ihm folgte Friedrich Wilhelm III. Es werden uns interessante Züge in Menge aus seinem frühern Leben

mitgetheilt. Zwei Charaktereigenschaften, Realität ohne Schwung und Strenggläubigkeit, waren es die besonders im spätern Alter immer schroffer hervortraten. Bei seiner Erziehung fehlte eine große Hauptsache für Bildung eines künftigen Monarchen, ein praktischer Geschichtsunterricht; auch war er von den eigentlichen Staatsgeschäften bis zu dem Augenblicke beinahe ferngehalten wo sie alle von ihm abhängig wurden. Wenn auch der redliche Wille und der praktische Sinn des Königs Manches wiedergutmachten, ganz war dieser Schaden nicht wieder einzubringen.

Alsbald wurden die Wöllner'schen Glaubenszwangsedicte aufgehoben, er selbst 1798 entlassen, aber man beging beim Kirchen- und Schulwesen wieder einen andern Fehler: daß man es nicht allein nach Confessionen, sondern auch nach Provinzen zersplitterte. Ein Zusammenhang war also nicht möglich, soviel auch sonst für das Unterrichtswesen geschah vom geringsten Institute an bis zu den Universitäten und der Akademie der Wissenschaften hinauf! Haugwitz, Lombard, Menken, an dessen Stelle bald Beyme für innere Verwaltung trat, dann der Oberst von Köckeritz als persönlicher Rathgeber des Königs bilden bald den eigentlichen Kern der Regierung, bei der gleichfalls das Princip des Provinzialismus festgehalten wurde. Lucchesini war gleichfalls beibehalten worden. Man muß dem Willen des Königs allenthalben zu bessern alle Ehre widerfahren lassen, aber manche Einrichtungen, namentlich die bei allen Behörden eingeführten verschärften Conduitenlisten, gaben zu manchem Misbrauch Veranlassung: zu Anschwärzungen der Subalternen untereinander, sowie zu Schmeicheleien und Augendienereien den Chefs gegenüber. Ein bedeutendes Actenstück für innere preußische Verwaltung ist das Werk von Hans von Held: „Die wahren Jakobiner im preußischen Staate, oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister" (1801). Varnhagen von Ense hat bekanntlich eine Monographie über diesen Gegenstand geschrieben, die manche Vervollständigung in unserm Werke erhält. Er hatte offenbar weil er Held's Schrift, auch das Schwarze Buch genannt, nicht gesehen, zuviel daraus gemacht; wäre es nicht verboten, es wäre vielleicht spurlos vorübergegangen.

Preußens äußere Politik beim Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm's III. ist richtig charakterisirt: Friede mit Frankreich, Feindschaft mit Oestreich; aber an dieser waren nicht allein die feindlichen Staatskünste Thugut's schuld, die ganz besonders hervorgehoben werden; hatte Preußen etwa Nichts gegen Oestreich verschuldet? Auf dem Congreß zu Rastadt, der zur Regelung der deutschen Verhältnisse den beiden Frieden gemäß die Preußen und Oestreich mit Frankreich geschlossen hatten zusammengekommen war, spielte Preußen mit seinen Gesandten im Ganzen mehr die Rolle des Zuschauers. Ueber ihre persönliche Schilderung bleiben übrigens die Mittheilungen in Lang's Memoiren das nicht zu Uebertreffende. Ganz der Politik des Fürstenbunds gemäß war Preußen nur darauf bedacht jede Vergrößerung Oestreichs, namentlich die durch Baiern, welche abermals versucht wurde, zu verhindern. Ueber den Gesandtenmord bei Auflösung des Congresses wird nichts Neues mitgetheilt; er wird mit jenem Plane Oestreichs in Verbindung gebracht, ganz so wie Hormayr zuerst („Lebensbilder aus dem Befreiungskriege", I, 160) die Sache im Zusammenhange darstellte. In den großen politischen Ereignissen Europas folgte dann ein neues englisch-russisches Bündniß, wozu sich Oestreich auch neigte, wovon Preußen aber sich gerade deswegen fernhielt. Es ist bekannt welch unglückliches Ende diese neue Coalition nahm, vorzüglich nachdem Napoleon nach der Revolution des 18. Brumaire als Consul an die Spitze Frankreichs trat. Nach dem Frieden von Luneville mußte man sich endlich zur Reichsdeputation entschließen um die durch Säcularisationen zu gewährenden Entschädigungen deutscher Fürsten wegen des abgetretenen linken Rheinufers auszumachen. Diese Beraubungen deutscher Brüder bildeten die Entwickelungsscene der zu Basel von Preußen eingeleiteten Situation. Aber dieses schloß zuvor am 23. März 1802 zu Paris durch Beurnonville und Lucchesini noch einen besondern, geheimen Vertrag (zuerst von Lefebvre bekanntgemacht), damit es für seinen Theil nicht zu kurzkomme, und so bekam es für 48 abgetretene Quadratmeilen 241 mit 600,000 Einwohnern wieder! Bei diesem innern Raube decretirten Frankreich und Rußland ohne Weiteres; bei ihnen wird ambirt, und Leben und Sterben hing von der Wohlgewogenheit jener Mächte ab. Alles Dies ist freilich erzählt; wer aber am meisten schuld an diesem schmachvollen Verhältniß war, darüber wird leichter hingegangen!

Wichtig ward für Preußens künftiges Schicksal die von Napoleon verfügte Besetzung Hanovers. Nicht blos seiner natürlichen Lage wegen, sondern auch dem besondern Vertrage über die Demarcationslinie gemäß, war Preußen die Schutzmacht Norddeutschlands, und hätte nie etwas Derartiges zulassen dürfen. Haugwitz votirte auch, selbst nach französischen Quellen, demgemäß. Aber der schwache Lombard ließ Alles gehen, und entschuldigte Preußen damit daß es keine Mittel zum Kriege gehabt. War Das wahr, dann lag darin schon der Beweis daß Preußen zu zerrüttet war um sich in einer aufgeregten kriegerischen Zeit neben andern Großstaaten zu halten. Aber bei dieser Schwäche hätte man wenigstens eine bessere Politik einschlagen, und sich redlich mit andern stärkern Staaten, namentlich Oestreich, zu patriotischen Zwecken einigen sollen um im Verein stark zu werden. Jetzt wäre ein Augenblick gewesen die Leiden späterer Jahre zu ersparen; er ging im Nichtsthun vorüber.

Jetzt, nachdem Preußen nationalen Sinn und nationale Verpflichtungen ganz von der Hand gewiesen, mußte es sich schon offen an Frankreich anschließen, und Lombard verabredete auch am 4. Juni 1803 ein Bündniß zu Brüssel mit Laforest. Napoleon sagte zu Preußen groß zu machen. Demnach mußte sich aber dieses mit Rußland und Oestreich verfeinden, ebenso mit England:

denn die Anerkennung der Besetzung Hanovers konnte nur von einem Feinde Englands ausgehen. Bald aber fing Preußen auch auf Seite Frankreichs an zu schwanken, und kam um das Zutrauen seines einzigen Bundesgenossen. Napoleon war Kaiser; Haugwitz ging zu der Zeit wegen Krankheit auf seine Güter, und Hardenberg trat eine Zeitlang an seine Stelle. Wie er damals in dieser schwierigen Zeit Preußens Angelegenheit erkannt und geleitet, beweist nach Meinung des Ref. nicht viel für seine eminente Befähigung, die ihm nach einer ständigen Formel zugelegt wird, weil später das Glück und andere kräftige, entschlossene Charaktere so ungeheuer viel für Hardenberg gethan. Auch Männer wie Niebuhr, Stein, Humboldt sind keineswegs geneigt gewesen beständig und unbedingt in die Lobposaune Hardenberg's zu stoßen; conventionnelle Rücksicht mußte ihnen häufig ein Stückchen abdringen. Wenn daher auch eine Menge lobpreisende Documente citirt werden können, ein Wörtchen was jene Männer im Vertrauen äußerten wiegt schwerer als Hunderte von jenen. Er ward 1803 nicht minder Träger eines unentschlossenen Schaukelsystems für Preußen, so sehr er auch später nach hereingebrochenem Unglück bemüht war sich zu entschuldigen.

Inzwischen folgten neue Verwickelungen. Oestreich und Rußland schlossen ein neues Bündniß, dem England durch den Concerttractat mit Rußland beitrat. Die Einziehung Genuas war Napoleon's Antwort auf diese gegen ihn gerichtete feindliche Stellung. Rußland setzte sich auf den Kriegsfuß, Oestreich bot seine Vermittelung an, wol nur scheinbar, denn es war schon nach jenem Vertrage der Feind Frankreichs; nach einigem Hin- und Herreden kam es zum Kriege von 1805.

Hier war die letzte Frist für Preußen sich zu jener Coalition ohne Rückhalt zu schlagen, um gegen Frankreich die eigene natürliche und würdevolle Stellung in Norddeutschland wiederzuerobern. Aber gestehen wir es offener als unser Verf., Eifersucht gegen Oestreich verhinderte Dies. Preußen hielt aber auch auf der andern Seite nicht unbedingt zu Frankreich. Noch immer trug es sich mit Ideen: ein mächtiges neutrales Preußen müsse der Vermittler aller europäischen Angelegenheiten sein! Duroc bot damals Hanover an; es ward ausgeschlagen, während man es später unter viel ungünstigern Bedingungen annehmen mußte. Die Russen suchten, um auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland erscheinen zu können, um den Durchzug durch Anspach und Baireuth nach; man glaubte da man neutral sein wollte ihn abschlagen zu müssen, und erzürnte den Kaiser Alexander. Es ist schon oft darauf hingewiesen wie Preußen nichts Unsinnigeres thun konnte als für zwei kleine abgerissene Parcellen eine solche Neutralität fodern. In einer Zeit wo das Schicksal Europas oder doch das großer Monarchien auf dem Spiele steht, wer wird da wenn es sich um Leben oder Sterben handelt ein günstiges Geschick von Beachtung eines Grenzpfahls abhängig machen? Es gibt eine doppelte Neutralität: die Keinem Etwas zu gewähren, und die Jedem Gleiches zu erlauben; daß nirgend Bevorzugung sei. Das ist das Wesen der Neutralität. Die letztere war die einzige welche Preußen für Anspach und Baireuth in Anspruch nehmen konnte. Als Bernadotte's Truppen nachher durch jene Fürstenthümer zogen, und Preußen sich am 14. Oct. 1805 dagegen beschwerte, da machte natürlich diese Erklärung umsoweniger Eindruck auf Napoleon als bereits zu derselben Zeit in Potsdam Unterhandlungen im Gange waren Preußen auf die Seite der Coalition zu ziehen; es gelang, der Vertrag ward am 3. Nov. zu Potsdam unterzeichnet. Die Urkunde ist leider noch nicht ganz vollständig veröffentlicht. Preußen sollte vermittelnd einschreiten, Napoleon allgemeine Friedensbedingungen vorlegen, und wenn er diese bis zum 15. Dec. nicht annehme, den Krieg erklären. Man behielt die Geheimhaltung des Vertrags ausdrücklich vor.

Nach Meinung des Ref. ist er was Inhalt und Absicht angeht wol das unseligste Stück preußischer Politik von dem die Geschichte zu berichten hat. Er war theils vom Schwanken, theils von der oft angewendeten Praxis dictirt, schlau ohne Arbeit zu gewinnen, ohne Gefahr des Verlustes. Hätte die Coalition bis zum 15. Dec. gegen Frankreich gewonnen, so wäre Preußen zugetreten um Theil an der Ernte zu nehmen; ging der Krieg unglücklich, so ward die geheime Urkunde desavouirt. Aber welche politische Vorstellung um zu glauben solche Verträge können geheim bleiben! Was für ein Vorsatz einen Krieg mitten im Winter zu beginnen! Der sicherste Beweis endlich daß es Preußen mit seiner Bundesgenossenschaft nicht ehrlich meinte, oder sie eines höhern, würdigen und allgemeinen Zwecks wegen einging, liegt darin daß es sich als Preis derselben von seinen neuen Verbündeten Hanover zusagen ließ, also allenthalben nur Gewinn! Aber die Sache kam bekanntlich anders. Napoleon hielt den an ihn gesandten Haugwitz ohne ihn zur Audienz zu lassen während des Feldzugs hin. In der Schlacht von Austerlitz ward die Coalition besiegt. Jetzt redete plötzlich Haugwitz auch ganz anders; vom Potsdamer Vertrage, von Friedensbedingungen, von einer eventuellen preußischen Kriegserklärung war keine Rede; nur Gratulationen machte er Napoleon. Nichts kann wol mehr für obige Absicht Preußens sprechen! Aber Napoleon überreichte auf solche Anreden Haugwitz einfach nur eine Abschrift des Vertrags zu Potsdam, und hatte dann wol ein Recht die Gratulation mit den Worten zu erwidern: „Dies ist ein Compliment bei dem das Glück die Adresse verändert hat.“ Nun war das alleinstehende Preußen ganz in Napoleon's Händen, der ihm die Wahl des Kriegs mit ihm oder Annahme vorgeschriebener Bedingungen ließ.

Jetzt bekam Preußen Hanover, nach welchem ihm solange der Sinn gestanden, aber aus der Hand Napoleon's, der es nur durch den Titel der Usurpation besaß. So ward Preußen der Feind des rechtmäßigen Eigenthümers, Englands; der erneuerte Feind Oestreichs, weil es dieses in der Noth stecken gelassen; der Feind Rußlands, weil es sich mit Napoleon eingelassen; und endlich der

Feind, wenigstens nicht der Freund des Letztern, weil es auch hinterlistig zu Potsdam gegen diesen operirt. Ein solcher Zustand aber konnte nicht bestehen! Wenn Napoleon Dieses 1806 dem Grafen Haugwitz, der nach Paris gereist und schon gewiß war „d'avoir cet homme (Napoleon) dans sa poche", vorwarf, hat er Recht, oder war Dies ein ungegründeter Vorwurf um selbst unrechte Intentionen zu verdecken? Die Nationalität wird unwillkürlich parteiisch darstellen und beurtheilen, und demgemäß für sich entscheiden. Für die folgenden Ereignisse scheinen darum dem Ref. Thiers, Lefebvre und Bignon ebenso treue und glaubhafte Quellen als die deutschen, namentlich die preußischen Historiker zu sein. Wäre auf Seite Preußens keine Schuld, sondern ein hohes, ungetrübtes Recht, hätte ein solcher Fall wol jemals erfolgen können wie der nach der Schlacht von Jena war?

Wir gehen über das Folgende kurz hinweg. Bei Stiftung des Rheinbundes ward Preußen die Stiftung eines deutschen Kaiserthums oder Bundes freigelassen. Es trat gleich mit mehren deutschen Höfen in Unterhandlung. Die Einzelheiten findet man S. 725. War Dies überhaupt eine unglückselige Idee, so sieht man nicht ein warum der heutige engere Bundesstaat, der der Sache nach nur Dasselbe ist, eine glücklichere sein soll. So schwankte Preußen in einer unerträglichen Lage hin und her mit Absichten und Plänen, bis es endlich, aber einzig und allein wegen dieses Verhältnisses, zum Kriege kommen mußte. Denn der spätere Vertrag Napoleon's Hanover an England zurückgeben zu wollen, den man um die öffentliche Meinung wenigstens etwas für sich zu haben als Hauptkriegsgrund angab, klagt Napoleon nicht an, so wenig als er Preußens frühere Politik rechtfertigt. Einmal war der Vertrag nur vorläufige Beredung über ein künftiges Arrangement, zu dem Preußen später mit zugezogen worden wäre, wo es dann seine Zustimmung geben oder nicht geben, und seine zu fodernde Betheiligung sich vorbehalten konnte.

(Der Beschluß folgt.)

## Herrschaft und Gedankenerfindung.

Ximenez und Machiavelli behaupten, und weder Richelieu noch Napoleon werden es verneinen: daß alle Herrschaft auf Gewalt und deren Gebrauch beruht. Denn der Mensch ist nicht lenksam wie das Thier, welches dennoch zu Zeiten der Prügel bedarf, sondern er hat einen Willen, der sich dem Herrscherwillen gegenüberstellt, und pocht auf seine Begriffe von Freiheit und Gleichheit. Was man außerdem als Quellen des Uebergewichts herrschender Menschen anführen kann — Gerechtigkeit der Foderungen, Intelligenz und Erfahrenheit — sind unsichere Hülfen, und die Paulskirche, welche eine Intelligenz Deutschlands darstellte oder dafür gehalten wurde, endete mit Ohnmacht und schmählichem Sturz. Gesetze und Einrichtungen der Staaten werden hingestellt durch Machtgebot, sonst ließe sich Niemand dieselben gefallen, und Demokraten wie Aristokraten beschränken Freiheit und Gleichheit Einzelner, welche glücklich sind sobald sie eine Zufriedenheit mit den Beschränkungen sich aneignen. Der Mangel dieser Zufriedenheit, welche gewonnen wird aus Noth, Einsicht und weiser Lebenskunst, erzeugt Liebe zu Revolutionen, wovon unser Zeitalter mehr hat als frühere, und deswegen aus der Weltlust in den Weltschmerz, aus der Einheit in die Zerrissenheit hineingerathen ist. Waren frühere Kriege mehr Kämpfe um den Besitz und die Erweiterung der Herrschaft, so ist der neueste Kriegszustand mehr ein Ringen daß es überall keine gebe, wenn nicht naturgemäß das letztere sich doch in die ersteren auflösen müßte.

Um das Herbe des Gewaltgebrauchs zu mildern sind von jeher manche Gedanken erfunden, z. B. göttliche Einsetzung, Herkommen und Erbschaft, auch Herrschaftvertheilung, Verträge, Revision und Ausbesserung der Gesetze, beschränkende Formen in denen die Machtausübung sich bewegt, welche mehr oder weniger — monarchisch, aristokratisch oder demokratisch — ihren Zweck erreichen, allemal aber die Sache selbst nicht ändern, nämlich herrschen und beherrscht werden, Dies geschehe nun im Namen Gottes, oder gestützt auf Herkommen, Erbschaft, Vertheilung, Uebereinkunft, neue Gesetzgebung und Formen, oder aus Noth. In unsern Zeiten ist man auf die Erfindung liberaler Ideen gerathen, und will mit ihnen bessern, umwälzen, das Herrschen genehm wie den Gehorsam erfreulich machen. Aber wunderbar vermischen sich die Gelüste. In den Sälen deutscher freiheitpredigender Ideenzüchter und Demokraten sieht man Bilder Napoleon's als Gegenstände der Liebe und Verehrung, weil dieser die Erfindung sich angeeignet, als Revolutionserbe damit geprunkt, Roms alte Herrschaft niedergedrückt, kleinere Zwingherren unterworfen, wider Englands Uebergewicht gelärmt und gehetzt, und seine Willkür als Völkerfreiheit verkündigt. Wie können doch Erfindungen ausgebeutet werden! Aber Erfindung gegen Erfindung gestellt, welche ist die bessere?

Gemeiniglich pflegen unsere heutigen liberalen Ideen Hauptwerth und Anwendung im Ablehnen geistlicher Herrschaft und des göttlichen Rechts der Regierungen zu suchen, wogegen sie das Weltliche und Menschliche anerkennen, und allen Gehorsam einer Volkssouverainetät, eigentlich der reinen Gewalt selbst, zuwenden. Damit ist nun Nichts für Milderung der Herrschaft und Beruhigung des Gehorsams erreicht; denn das Volk ist eine unbestimmte Zahlgröße der Vielen, denen sich Einzelne voranstellen, und die widersinnige Fiction, Jeder sei das Volk und diene sich selbst, oder jene ältere, des Volkes Stimme sei Gottes Stimme, geben keine Aushülfe. Indem das Volk doch immer als Masse sterblicher Regenten sich darstellt, kann vielmehr das Drückende der Herrschaft stärker gefühlt werden, weil die Menschen ihren Eigenwillen leichter beugen vor Gott als vor ihres Gleichen, leichter vor Herkommen und Erbschaft, Verträgen und ihren Formen, als vor der wandelbaren Richtung eines Volkswillens und dessen rasch zufahrender Härte, welche den leisesten Zweifel an ihrer Vollkommenheit niederschlägt, und einen Glauben verlangt der ärger als der kirchliche oder wenigstens ihm gleich verketzert. Inzwischen lieben die Menschen — im Gegensatz mit der Begierde sich unterzuordnen — auch einen Wettstreit sich unterzuordnen; durch den es die liberalen Ideen weit genug gebracht. Gedankenknechtschaft ist ein Banner vielleicht aller Zeitalter, und das unserige ist eines der übrigen.

Wenn nicht die letzten Zeiten kommen — für ihr Dasein sind die Dinge nicht schlimm genug —, so ist eine Milderung der Herrschaft durch Gedankenerfindungen zu wünschen. „Wer die Gewalt hat misbraucht sie", sagt Niebuhr, und wäre Dieses ohne Ausnahme, dann hätte es nie weise Regenten gegeben. Man darf daher nach ihnen ausgehen und, wie bei Jeglichem was Gutes uns zutheilwird, auf Glück hoffen, also auf rechten Gebrauch der Gewalt. Dazu ist denn keineswegs erfoderlich Nichts zu vergessen und Nichts zu lernen, sondern Mancherlei zu vergessen und Allerlei zu lernen. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 148. —— 21. Juni 1850.


## Geschichte Preußens vom Tode Friedrich's II. bis zum Jahre 1806.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Wir wenden uns zu Nr. 2; sein Inhalt bildet im Vergleich zu Dem was das vorige Werk uns enthüllte eine durch einen Lichtblick freundlich hervortretende Partie auf einem düstern Schattenbilde. Die Ausführung einer Stein'schen Biographie konnte in keine passendern Hände gerathen. Schon viele Jahre vor dessen Tode war der Verf. mit ihm wegen der Herausgabe der „Monumenta historiae Germaniae" in vielfacher Verbindung. Bekanntlich verdanken wir den ersten Gedanken und die ersten bedeutenden Schritte zur Ausführung dieses vaterländischen Unternehmens dem hochgefeierten Manne. Weiter ward der Verf. von den Töchtern Stein's und seinen zahlreichen Freunden in jeder Weise mit allen nöthigen Mittheilungen unterstützt, und konnte in seiner Stellung zu Berlin, dem Mittelpunkte alles preußischen Staats- und Regierungswesens, jede officielle Nachricht über die staatliche Thätigkeit Stein's aus jeder Zeit dessen Wirkens zur Vervollständigung seiner Arbeit einziehen. Die schon 1848 gleichfalls von Pertz herausgegebenen Stein'schen „Denkschriften über deutsche Verfassungen" sind wie ein Vorläufer des gegenwärtigen Werks anzusehen.

Der vorliegende erste Theil desselben führt uns die Lebensverhältnisse des Freiherrn Heinrich Friedrich Karl vom Stein bis 1807 vor, und bildet somit gleichsam erst die Einleitung zur Geschichte des großen europäischen Wirkens desselben. Wir sehen ihn hier noch in verhältnißmäßig beschränktern Provinzial- oder Departementalkreisen thätig. Aber wir sehen auch wie sich schon hier im Kleinen der ganze spätere Mann ausprägt, wie er sich hier die praktische Kenntniß der Menschen, der Geschäfte, aber auch der unglückseligen Zustände erwarb die er zu bekämpfen berufen war. Wer weiß ob dieser Beruf sich in so gewaltigen Thaten jemals Bahn gebrochen hätte, wenn nicht jene beschränktere Wirksamkeit, und jene nicht erhebenden, sondern mitunter drückenden äußern Umstände unter denen sie erfolgen mußte zuvor vorangegangen wären?

Stein ward am 26. Oct. 1757, das neunte Kind seiner Aeltern, auf der väterlichen Stammburg geboren. Aus einem alten reichsritterschaftlichen Geschlecht entsprossen, blieb der Geist dieses Standes natürlich bei der ersten Erziehung des Knaben nicht ganz verdrängt, und hat sich auch später beim Manne, aber reiner und zeitgemäß veredelt, stets und in mancher Eigenthümlichkeit wiedererkennen lassen. Als sechszehnjähriger Jüngling bezog er die Universität Göttingen, wo er sich vorzüglich an zwei Alters- und Denkungsgenossen anschloß, Rehberg und Brandes, Männer welche für die Geschichte der Verwaltung des Königreichs Hanover später von der höchsten Bedeutung geworden sind. Das Studium des Rechts war zwar Hauptsache, aber Geschichte und Nationalökonomie wurden ebenso eifrig betrieben. Man vergesse ja die Zeit nicht in welche die Universitätsjahre Stein's fielen; sie war wie keine andere spätere dazu geeignet, durch die Persönlichkeiten Friedrich's II. und Joseph's II., durch die ersten Koryphäen der neuern deutschen Literatur, und endlich durch Das was in Amerika geschah, und im britischen Parlament darüber von den ersten Geistern der Nation geredet und verhandelt wurde, Ideale und hochfahrende Pläne in dem Gemüthe eines feurigen Jünglings hervorzurufen.

Nach dem Gebrauch der damaligen Zeit begannen die jungen Leute höherer Stände ihre staatsmännische Praxis bei den Reichsgerichten. So trat auch Stein zuerst beim Reichskammergericht zu Wetzlar ein, von wo aus er sich jedoch weiter zu seiner Ausbildung auch nach Regensburg und Wien wandte. Bald aber (1780) vermittelte der preußische Minister von Heinitz dessen Eintritt in den preußischen Staatsdienst. Dies ist für den ganzen Mann ein durchaus entscheidender Standpunkt seines Lebens geworden. Sein neues Vaterland ward ihm lieb, und verschmolz in Gedanken in Eins mit dem allgemeinen deutschen Vaterlande. Was er diesem wünschte und als Resultat seiner Ideale ihm selbst zuwenden wollte, sollte fortan nur durch Preußen geschehen, und dessen wohlberechtigten Beruf dazu darzuthun ist oftmals Aufgabe seiner verschiedensten Bestrebungen geworden. Er selbst ist dieser politischen Ansicht nie ungetreu geworden, aber rasch und feurig wie er war hat man seinen stürmischen, Nichts berücksichtigenden Willen oft als preußischen Particularismus erkennen zu müssen geglaubt, dem man bei aller Achtung des „justum ac tenacem propositi viri" vielfach entgegengetreten ist

Stein selbst freilich wollte bekanntlich einen solchen Vorwurf nie gelten lassen; Männer wie Münster und auch der ältere Gagern jedoch waren öfter der Ansicht daß in diesem einen Punkte Stein sich mitunter ein wenig über sich selbst täuschte.

Seine ganze Thätigkeit ist fortan dem Verwaltungsfach gewidmet; er trat zuerst in das Berg- und Hüttenfach. Die Art seiner Studien mochte ihn hierzu wol in einigen Punkten vorbereitet haben; viel mehr mußte nachgelernt werden. Stein that es mit solcher Treue und mit solchem Eifer daß man ihm schon 1784 die Leitung sämmtlicher westfälischen Bergämter und der mindenschen Bergwerkscommission übertrug. In dieser Stellung ward er auch zu einer nicht unwichtigen politischen Mission gebraucht. Es galt nämlich den Erzbischof von Mainz dem damals von Friedrich II. gestifteten Fürstenbunde günstig zu stimmen, und ihn zu vermögen Mitglied desselben zu werden. Indem Stein Alles was zum günstigen Ziele führen konnte klug benutzte, auch den Einfluß der Frauen nicht verschmähte, gelang das Unternehmen vollkommen, und der Beitritt des Erzbischofs erfolgte am 16. Oct. 1785. Mit dessen späterm Nachfolger, dem Freiherrn von Dalberg, knüpfte Stein damals gleichfalls schon nähere Verbindungen an, und überzeugte sich von dessen Preußen freundlichen Gesinnungen, und so entstand ein Verhältniß was später für die innere Politik Deutschlands nicht unwichtig werden sollte, was jedoch von Preußen zu einem Resultate benutzt wurde was unser Vaterland noch lange beklagen wird, wir meinen die Umstände deren wir bei der Anzeige von Nr. 1 näher gedacht haben: Sprengung des Vereins der deutschen Erzbischöfe und ihrer Bestrebungen eine von Rom unabhängige katholische Kirche in unserm Vaterlande zu gründen. Dieses Letztere freilich liegt denn schon außer Stein's specieller Mission, der nach Vollendung derselben zu seiner alten Wirksamkeit zurückkehrte. Ein tüchtiges praktisches Schaffen war ihm immer lieber geworden, und trotz des Erfolgs hatte er einen förmlichen Widerwillen gegen die Diplomatie und ihre krummen Wege von seiner Gesandtschaft mit nach Hause gebracht. Es sind dem Werke als zweite und dritte Beilage zwei Vorträge Stein's hinzugefügt, die er damals über Beaufsichtigung des Fabrikwesens in der Grafschaft Mark, namentlich insoweit es sich an das Berg- und Hüttenfach anschloß, und über die Verbesserung des Betriebs der Kohlenwerke an der Ruhr gehalten hat.

Welchen Einfluß auf seine weitere staatsmännische Entwickelung eine Reise nach England, sodann die ausbrechende Französische Revolution mit ihren Europa erschütternden Erscheinungen hatten, Das muß man im Buche selbst nachlesen. Er war mittlerweile Oberpräsident in Westfalen geworden. Eine solche Stellung gewährt bekanntlich in Preußen eine vielseitige ungehinderte, alle Zweige der Verwaltung berücksichtigende Wirksamkeit, und war daher für Stein's Gesinnungen und Thätigkeitstrieb wie geschaffen. Was er hier Alles gethan und eingeleitet, mit welchem Eifer und welcher Strenge er alte eingewurzelte Misbräuche aufhob, wie er stets daran dachte zu verbessern, Rechtlichkeit und Treue in den einzelnen Zweigen der Verwaltung einzuführen, Das kann nicht mit wenigen Worten geschildert werden.

Durch den Frieden von Luneville und die Beschlüsse der Reichsdeputation erhielt bekanntlich Preußen — wir verweisen auch hier auf die Anzeige von Nr. 1 — bedeutende Gebiete, namentlich ehemalige bischöfliche Länder in Westfalen, unter denen auch Münster war. Stein in seiner Eigenschaft als Oberpräsident bekam den Auftrag die neue preußische Organisation dieser Provinz zu vollenden. Die Memoires welche er über dies Geschäft ausarbeitete (Beilage 3, 4, 5) zeigen am besten mit welcher Gewissenhaftigkeit er zu Werke ging, und sind rühmliche Documente einer tiefen Sachkenntniß und einer vielseitigen praktischen Erfahrung.

Längst schon war es demnach in Berlin nicht mehr verborgen geblieben welch einen Mann man an Stein gewonnen. Nach dem Tode Struensee's bekam er daher am 27. Oct. 1804 in gleicher Eigenschaft das Departement des Zoll-, Salz-, Accise- und Fabrikwesens. Eine Ministerstelle war übrigens damals in Preußen noch ganz anderer Art als jetzt. Die Departements waren mitunter unzweckmäßig und schlecht gesondert; neben den Fachministerien bestanden auch noch Provinzialministerien; Eifersüchtelei der kleinlichsten Art erschwerte den Geschäftsgang der höchsten Behörden untereinander, und über ihnen als allerhöchste Behörde stehend verhinderte wieder sehr oft das Cabinet des Königs die consequente Durchführung eines festen Plans in der Verwaltung. Stein suchte vor allen Dingen in seinem Fache wenigstens eine freiere Entwickelung der in der Monarchie vorhandenen, zum Theil ganz unentwickelten, zum Theil gemishandelten Kräfte möglich zu machen, eine zweckmäßigere Gewerbepolitik einzuführen, die Binnenzölle aufzuheben und den Betrieb der Salinen zu verbessern. Auch ward das ganze Accisewesen neu revidirt, und ein statistisches Bureau für jede nöthige Nachweisung im Innern des Staats errichtet. Zwei große mitgetheilte Denkschriften (Beilage 6 und 7) geben im Kleinen ein anschauliches Bild von Stein's Wirksamkeit in seiner neuen Stellung. Die eine ist über den Zustand des Salzwesens in der preußischen Monarchie. Er zeigt wieviel hierbei zu jener Zeit im Argen lag, und wie durch Verbesserungen und zweckmäßige Ersparungen dieser bedeutende Zweig des Einkommens leicht noch um ein Beträchtliches erhöht werden könne. Die andere Denkschrift Stein's ist über Emission von Tresorscheinen, und seine Ansicht geht dahin daß die Creirung von Papiergeld für einen Staat dann von gar keinem Schaden sein werde, wenn man, soweit es annäherungsweise geschehen könne, die Höhe des Bedürfnisses auszumachen strebe; dann die Vorsicht gebrauche mit dem Papiergelde nie ganz bis zu dieser Höhe vorzuschreiten, noch weniger darüber hinauszugehen, sondern sich immer ein wenig unter derselben zu

halten. Für endliche Demonetisirung müsse auch Sorge getragen werden. Eine bis in die kleinsten Einzelheiten gehende Sachkenntniß charakterisirt diese Denkschriften ganz besonders, und gibt Zeugniß welche gesunde Ansichten Stein von der innern Verwaltung eines Staats überhaupt hatte.

Mit den in den J. 1805 und 1806 für die preussische Monarchie hereinbrechenden unglücklichen Zeiten erhöhete sich Stein's Eifer nur. Was unvermeidlich kommen mußte hat er vielleicht klarer als Andere gesehen, namentlich über die Ursachen hat er sich nie getäuscht. Preußens äußere und innere Politik war auf ganz falsche Wege gedrängt durch die Unkenntniß und die erbärmliche Schwäche Derer welche im Cabinet unmittelbar um den König waren, und durch ihren verderblichen Einfluß dessen Handlungsweise bestimmten. Darum überreichte Stein dem Könige ein Memoire über die falsche Stellung jenes Cabinets, und indem er namentlich die Unfähigkeit von dessen Leiter, des Grafen Haugwitz, auseinandersetzte, schenkte er wahrlich auch dessen übrigen Mitgliedern Nichts. Als einzige vernünftige Maßregel ward darin empfohlen daß die Minister in einer freien collegialischen Berathung die höchste den Staat leitende, und die Handlungsweise des Königs bestimmende Behörde bilden, und zwischen ihr und dem Könige sich keinerlei andere Behörden und Personen mehr eindrängen sollten. Statt auf so Etwas zu hören ward nach dem Geiste der veralteten preußischen Verwaltung diese „Einmischung in Cabinetsangelegenheiten" höchst ungnädig aufgenommen, und Stein erhielt also nicht den geringsten Einfluß auf die Leitung der Politik Preußens.

Die Geschicke desselben sollten sich erfüllen. Der Krieg von 1806 stürzte die Monarchie zusammen, und der König und die Behörden mußten in den äußersten Winkel derselben, nach Königsberg, flüchten. Stein folgte, und hier war es wo man ihm antrug provisorisch das Ministerium des Auswärtigen zu übernehmen. Aber man wollte die Cabinetsmänner, Haugwitz, Lombard und Beyme, nebenbei auch beibehalten, und Stein erkannte alsbald daß er bei einer solchen Sachlage weniger der unmittelbare Rath des Königs und Ordner der Geschäfte als vielmehr nur der willenlose Executor Dessen werde was jene Herren anzuordnen beliebten. Darum foderte er in einem neuen Memoire zuvor völlige Umgestaltung der Behörden, und erklärte nur allein unter Gewährung dieser Bedingung die ihm angetragene Stelle annehmen zu wollen. Man suchte noch zu vermitteln, aber der gerade und entschlossene Stein wollte und konnte von Dem was er einmal als gut erkannt nicht weichen. Das legte ihm sein König als Eigensinn aus, und nannte ihn einen widerspenstigen, trotzigen, hartnäckigen und ungehorsamen Staatsdiener. Stein, tiefverletzt, foderte auf der Stelle seinen Abschied, der ihm ohne anzuerkennen wie viel man ihm verdankte ebenso schnell gewährt wurde. Das Bedauern aller Gutgesinnten, wovon er die mannichfachsten Beweise erhielt, war jedoch immer nur ein schwacher Trost und eine kleine Genugthuung für diese unter solchen Umständen erfolgte Dienstentlassung.

Alsobald verließ Stein (März 1807) Preußen, und begab sich auf seine Stammburg Nassau, wo er einige Monate verlebte, aber nicht in Ruhe; denn die Ereignisse welche mittlerweile sich zugetragen waren nicht danach das Herz eines wahren Patrioten unbewegt zu lassen. Auf der andern Seite aber waren es diese Ereignisse auch wieder die Stein bald darauf in einen höhern, umfangreichern, in jenen europäischen Wirkungskreis einführen sollten, wodurch er zum Mann des deutschen Volks geworden ist wie Wenige vor ihm.

Man fing an um jenen Frieden zu unterhandeln, der endlich in Tilsit zustandekam, in welchem Preußen nicht allein an seine westlichen Feinde, sondern auch an seine östlichen Freunde, die Russen, die besten seiner Provinzen abtreten mußte. Napoleon erklärte damals: er müsse vor Beginn jeder Unterhandlung auf Entfernung Hardenberg's bestehen, indem er lieber noch 40 Jahre Krieg führen als mit diesem in politische Beziehungen treten wollte. Unser Verf. unterrichtet uns nicht weiter darüber woher ein solcher Widerwille stammen konnte. Wir fügen hier daher eine kleine Erläuterung hinzu: Napoleon hatte die feste Ueberzeugung daß Hardenberg, wie er es nannte, im englischen Solde stehe. Die Begünstigung englischer Interessen bei Leitung der preußischen Politik die mit der Geschäftsführung Hardenberg's verbunden war, die allerdings auch später noch mehr hervortrat, die übrigens ebenso gut in der vollen Ueberzeugung Hardenberg's basirt gewesen sein kann, mag Napoleon zu diesem äußersten Erklärungsgrunde getrieben haben. Die Höhe des Hasses deswegen läßt sich leicht abmessen wenn man bedenkt daß eben das Continentalsystem auf seinen Gipfel erhoben wurde.

Hardenberg bot sogleich seine Entlassung an, empfahl dem Könige aber auch zugleich Stein als seinen würdigsten Nachfolger. Auf eine Aeußerung Friedrich Wilhelm's III., er könne Hardenberg, diesen erfahrenen Geschäftsmann nicht entbehren, soll auch Napoleon erklärt haben: „Prenez le baron de Stein, cet un homme d'esprit."

An demselben Tage wo der Tilsiter Friede unterzeichnet wurde schrieb die Prinzessin Luise Radziwill an Stein um ihn zum Wiedereintritt in den preußischen Staatsdienst zu bewegen. Blücher und Hardenberg thaten Dasselbe in des Königs Namen. Das war genügende, übergroße Genugthuung, und während Stein früher nur unter Bedingungen als Minister thätig sein wollte, so hielt er es nun in der Zeit des Unglücks für seine Pflicht ohne alle Bedingungen dem Könige seine Kräfte und seine Talente zur Verfügung zu stellen. Obwol er gerade zur Zeit von einem heftigen Tertianfieber befallen war, so meldete er sofort nach Berlin daß er sobald es sein Zustand erlaube dort zur Uebernahme seines neuen Wirkungskreises eintreffen werde.

Bis soweit führt uns der erste Band des angezeigten Werkes. Wir sehen dem Erscheinen des zweiten mit

wahrem Verlangen entgegen. Er wird, was den Inhalt den er bringt angeht, in wenigstens doppelt erhöhtem Grade die Aufmerksamkeit der ganzen deutschen Nation auf sich ziehen. 67.

## Die russische Literatur des Jahres 1848.

Unter der Zahl der strengwissenschaftlichen Werke welche in Rußland erschienen sind verdienen in philologischer Hinsicht zwei ganz besonders hervorgehoben zu werden. Es sind Dies: „Das cerkiewisch- (altkirchlich) slawische Wörterbuch" in drei Bänden, eine Arbeit vieler Jahre, an welcher sich die bedeutendsten russischen Gelehrten betheiligt haben, und Buslajew's „Einfluß des Christenthums auf die slawische Sprache", obgleich letztgenanntes Werk eigentlich nur als erster Versuch zur Lösung dieser hochwichtigen Frage auf dem sprachlichen Felde zu betrachten ist. Hervorragende Erscheinungen im Gebiete der Geographie und Statistik sind ferner: Miliutyn's „Erster Versuch einer Militairstatistik", und Sztukenberg's in deutscher Sprache erschienene Fortsetzung der „Hydrographie des russischen Reichs". Die Naturwissenschaften wurden durch Frolow mit einer trefflichen Uebersetzung des ersten Theils von Humboldt's „Kosmos", die Medicin dagegen mit einer höchst werthvollen Behandlung der „Seelenkrankheiten" von Puszkarew bereichert.

Gehen wir auf das Gebiet der Belletristik über, so zeigt sich uns daselbst nichts gerade Bemerkenswerthes; das Beste was hier auf den literarischen Markt gekommen ist sind neue Auflagen früherer bekannter Werke, wie z. B. die geschätzte „Sammlung russischer Classiker" von Alexander Smirdin, und vor Allem Gonczarow's „Geschichte". Einen bedeutenden Leserkreis hat der überaus anziehende und mit seltenem Talent geschriebene Roman Dostojewski's: „Die armen Leute", gefunden. Er ist eigentlich mehr Sittengemälde, und führt uns in treuem und wahrem Bilde die Oertlichkeiten der russischen Hauptstadt und Züge aus dem Leben der ärmern Classe der Bewohner derselben vor. Wie groß das Interesse sein muß welches dieses Buch hervorgerufen hat beweist daß selbst die „Warschauer Bibliothek" es der Mühe werth fand Auszüge daraus zu liefern. Grebienka hat die russische Literatur mit einer Reihe sehr schöner Erzählungen, Märchen und kleiner Romane beschenkt.

An Uebersetzungen war wieder wie gewöhnlich kein Mangel; als buchhändlerische Speculationen und noch dazu ebenso flüchtig als nachlässig ausgeführt, konnten sie die Aufmerksamkeit der Lesewelt nicht fesseln, und mußten mit dem bescheidenen Platze im Kataloge vorliebnehmen, anstatt in kritischen Blättern besprochen zu werden. Eine lobenswerthe Ausnahme macht hier das erste Heft von Shakspeare's Werken, dessen Uebersetzung sich Ketszev unterzogen und in Wahrheit darin höchst Verdienstliches geliefert hat.

Großes Lob verdienen diejenigen Erscheinungen welche mit Recht die erste Stelle in der russischen Literatur einnehmen. Es sind Dies die „Abhandlungen über Geschichte und russische Alterthümer an der Universität zu Moskau", von denen bis jetzt neun Nummern erschienen sind, und deren letzte eine überaus wichtige Sammlung russischer Nationallieder von Kirjewski enthält; ferner Aszyk's „Bosphorisches Königreich", und endlich Tereszczenka's „Stand der russischen Nation", ein Werk welches die Sitten, Spiele, Gesänge, Sprüchwörter, kurz das ganze innere Leben des russischen Volks beleuchtet, und als höchst interessante und fleißige Arbeit reichlichen Stoff an Neuem, Originellem und Wissenswerthem darbietet. Nicht ohne Erwähnung dürfen noch gelassen werden: Sreźniewski's „Forschungen über die heidnische Religion der frühern Slawen", und Krug's, des Akademikers, wichtiges Werk über die „Alte Geschichte Rußland's". In der vaterländischen Literatur machte des Fürsten Wiazemski „Fon Vizin" Epoche; sonst verdient eigentlich nur Beachtung was sich mit den Erinnerungen aus Rußlands Vergangenheit beschäftigt hat, und wo wir abermals Sreźniewski's rühmend erwähnen müssen. Vieles ist erschienen was eigentlich mehr Material und Vorarbeit zu künftigen Forschungen als selbständige, originelle Schöpfung genannt werden kann.

Dies wäre in kurzen allgemeinen Umrissen Dasjenige was Rußland in geistiger Beziehung in der letzten Zeit geleistet hat, und es gibt manches sehr Schätzenswerthe darunter was wol verdiente auch dem Auslande bekannt zu werden. Es ist Dies umsomehr zu wünschen als dadurch am ersten die oft ungerechten Vorurtheile beseitigt werden können die im Westen Europas das Epithet Rußlands sind, und dem unbefangenen Urtheil störend in den Weg treten. In typographischer Hinsicht läßt was in Rußland erscheint meist Nichts zu wünschen übrig, und die Ausstattung ist gewöhnlich eine solche daß sie mit den pariser und londoner Erzeugnissen dreist in die Schranken treten kann. Auch der Norden hat Sinn für schöne Formen und verlangt Eleganz an den Erzeugnissen des Geistes. 65.

## Miscellen.

### Zwei Sprüche von Deutschland und von Hessen.

Ein Prof. Weber zu Gießen sammelte im J. 1715 historische auf Deutschland bezügliche Sprüchwörter. Wir theilen zwei derselben hier mit; ihre Derbheit muß man dem wüsten Treiben nach dem Dreißigjährigen Kriege, aus welcher Zeit sie muthmaßlich stammen, nachsehen.

Deutschland.

Wer im Krieg will Unglück han
Der fang's mit den Deutschen an;
Mit den Deutschen mach die Freundschaft,
Und fleuch dabei ihr' Nachbarschaft;
Die Deutschen seynd Bären mit Vernunft,
Drum freue sich Keiner ihrer Zunft.

Hessen.

Im Lande Hessen
Hat's große Berg' und Nichts zu fressen,
Große Krüge und sauern Wein,
Wer wollte gern im Lande zu Hessen sein.

### Dem Teufel wird 1725 in Wien ein Bock geopfert.

„Eine sonderbare Begebenheit" — erzählt der bekannte dänische Etatsrath J. F. Moser in seiner Selbstbiographie —, „die ich zuverlässig weiß, trug sich während meines Aufenthalts in Wien zu. Ein bekannter auswärtiger königlicher Botschafter und ein vornehmer kaiserlicher Hofbedienter ließen durch einen griechischen Mönch in der Stille dem Teufel einen schwarzen Bock opfern, in der Hoffnung dadurch Geld, daran es ihnen mangelte, zu erhalten. Die Sache kam aber heraus. Der Botschafter durfte, als in den großen Kirchenbann verfallen, den Kaiser nicht mehr wie sonst gewöhnlichermaßen zur Hofkapelle begleiten, bis er absolvirt war, und der Hofbediente wurde blos cassirt, da er sonst, wenn er nicht aus einer vornehmen Familie gewesen wäre, etwas weit Härteres zu erwarten gehabt hätte."

### Melanchthon's Tafelrunde.

Der große Ruf Melanchthon's zog Studirende von den verschiedensten Nationalitäten Europas nach Wittenberg: es wird die Zahl seiner Zuhörer an 2000 angegeben. Auch an seinem Tische hörte man daher öfters die verschiedensten Sprachen sprechen, und Melanchthon selbst erzählt in einem Briefe an J. Menius, als ein Ungar, der vorher in türkischer Sklaverei gewesen war, bei ihm gespeist hatte: „Es waren an diesem Tage elf Sprachen an meinem Tisch, lateinisch, griechisch, hebräisch, deutsch, pannonisch, wendisch, türkisch, arabisch, vulgair-griechisch, indisch und spanisch." 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

für

# literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 149. —— 22. Juni 1850.


**Schiller's Werke. Erklärungen von Konrad Schwenck. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1850. 8. 26 Ngr.**

Der Dichter ist ein Göttersohn, und der Kritiker ist ein Lehrer. Die Pädagogik für Götterkinder ist aber schwer aufzufinden, und auf keinen Fall die gewöhnliche. Manche nützliche Lebensregel geht an ihnen verloren, denn sie gehen auf das Nützliche gar nicht aus; manche gute Moral wird von ihnen überhört, denn in ihnen liegt eine andere als unsere hausbackene Moral; viel vorschreiben, demonstriren, recken und strecken lassen sie sich nun einmal gar nicht, denn sie wachsen auch geistig nur von innen heraus. Was hat also der kritische Pädagog mit ihnen zu thun? Er hat statt der Theorie der Nützlichkeit die der Schönheit auf sie anzuwenden, die Gemeinheit, die eigentliche Immoralität des Genius, fern von ihnen zu halten und unerbittlich zu rügen wo sie sich zeigt; Alles was ihrer Urnatur, das ist der wahren reinen Natur des Menschen im Gotte und des Gottes im Menschen, nicht entspricht sorgfältig auszuscheiden, und die Gesetze zu finden welche ihrer Gattung gemäß sind. Weil der Dichter eine eigene außerordentliche Natur ist, soll die Kritik ihn im Großen auf die Natur selbst zurückführen. Ihr ist nicht wie ihm vergönnt eine bestimmte Eigenthümlichkeit geltendzumachen. Sie darf kein Steckenpferd haben, keine Vorliebe für besondere, wenn auch noch so löbliche Zwecke. Sie darf die Polizei nicht vorstellen, die Alles verpönt was sich ihrer Meinung nach nicht schickt oder ein böses Beispiel werden könnte. Dem Gotte gegenüber stelle sie den Pantheismus dar, welchem Gott und Natur, Künstler, Kunstwerk und Kunst in Eins zusammenfällt. Die Kunst ist sich selbst Zweck: die Kritik warne wenn sie der Künstler als Mittel gebrauchen will, ihr steht es aber nicht zu der Kunst einen außer ihr liegenden Zweck aufdrängen zu wollen, und wäre dieser auch ein sittlicher. Wir mögen die praktischen Wissenschaften fragen wozu sie nützen, an die Wissenschaft selbst darf diese Frage nicht unbedingt gerichtet werden. Die Kunst ist durchaus frei und dient nicht einmal dem Guten, insofern es nicht mit dem Schönen zusammenfällt. Platon hatte vielleicht Recht den Homer aus seiner Republik zu verweisen; den Dichter ihren oder andern Zwecken dienstbarmachen zu wollen fiel ihm nicht ein. Rousseau sprach sich gegen die Errichtung eines Theaters in Genf aus. Er verkannte hierbei die Stufe auf welcher seine Vaterstadt sich befand, aber er sah ganz richtig ein daß man der Bühne nicht vorschreiben könne sich um eine andere Achse als die zu bewegen welche die Kunst ihr gibt.

Wollen wir damit sagen die Dichtkunst überhaupt und die dramatische Poesie insbesondere könne oder dürfe zu einer Lasterschule, zu einer Propaganda der Unsittlichkeit herabsinken? Durchaus nicht! Das geläuterte Kunstgefühl und das wahrhaft sittliche Gefühl fallen im Großen und Ganzen so sehr zusammen daß eine solche Behauptung unsinnig wäre. Die Kunst entfernt den Menschen von dem Rohen und Gemeinen, und wirkt insofern mächtig auf die Bildung des Herzens. Aber wie der Philosoph Nichts sein kann und soll als ein Jünger der Wahrheit; wie er sich das Resultat seiner Untersuchungen weder von der Staatskunst noch von der Religion oder der Moral vorschreiben lassen darf, ebenso wenig kann es der Künstler, der Jünger der Schönheit. Die Pruderie welche jeder dichterischen Schöpfung ein Sittlichkeitszeugniß abfodert ist um Nichts besser als die welche in den Meisterwerken der Sculptur die Nuditäten verdeckt oder gar verdammt.

Im Allgemeinen gibt Schwenck Dies auch ziemlich zu, und die Einschränkung die er hinzufügt ist allerdings wohlbegründet. „Keineswegs ist es für eine Nation gleichgültig", sagt er mit Recht S. 10, „welche sittliche Wirkung ihre Dichter hervorzubringen geeignet sind, so wenig auch immerhin die Kunst der sogenannten Moral dienen soll, welcher Schiller fürwahr auch keineswegs dient." Aber schon dieser spitze, halb ärgerliche Zusatz in Beziehung auf den Dichter der überall ein so reiches, sittliches Gemüth bewährt, beweist wie unser Kritiker in der Praxis sich doch nicht überwinden kann den Dichter ohne Sittenpredigten zu erklären, die sich im Munde eines Kenners und Freundes der Alten sonderbar ausnehmen. Denn eben weil es vollkommen wahr ist daß Nichts den Dichter höher stellt als wenn er einer großen sittlichen Idee lebt, wenn Liebe zu Gott und Menschen und zu den großen Wahrheiten welche allein, wie

ein großer Alter sagt, das Leben lebenswerth machen, seine Seele durchdringt, eben darum gibt es für den sittlichen Werth eines Dichters und seiner Werke einen höhern Maßstab als den der gewöhnlichen Moralcompendien. Wer, wie Schiller, ein reiner Priester der Menschheit, ein begeisterter Apostel der reinen unbefleckten Freiheit ist, dem gibt eben sein sittlicher Werth in dem wahren Sinne des Worts eine hohe, ja in dieser Beziehung die höchste Stelle unter den Heroen unserer Literatur. Es ist vollkommen wahr daß er an unmittelbarer Naturanschauung, an Objectivität, an dem Reichthum der Phantasie, der das Schöne nicht nur mit dem Geiste und Herzen, sondern auch mit einem großartigen poetischen Instincte — wenn anders das Wort erlaubt ist — unmittelbar auffaßt, hinter seinem großen Freunde steht; aber was ihn wieder über denselben erhebt Das ist eben daß seine Leier nicht blos ein Instrument dessen er Meister, sondern geweiht ist von dem Genius der Menschheit. „Ihr wird viel vergeben, denn sie hat viel geliebt", sagt das Evangelium von der reuigen Sünderin, wie sollte es die Kritik nicht von dem gotterfüllten Dichter sagen? Nicht als sollte sie darum blind sein gegen seine Fehler, nicht als sollte sie es nicht rügen wenn sie oft Rhetorik statt Poesie findet, und den Dichter statt der Personen hört die er uns vorführt: aber sie soll nicht mit der moralischen Loupe umhergehen, nicht jedem Worte und jeder Person in seinen Dichtungen eine Censur- und Conduitenliste ausstellen, und nicht vergessen daß in der Aesthetik noch mehr als in der Politik das Wort Mirabeau's gilt: Die kleine Moral tödtet die große. Schwenck, der sich im Ganzen ein freies Urtheil zu bewahren weiß, ist in dieser Beziehung von einer unglaublichen Befangenheit. So meint er in der Beurtheilung der „Jungfrau von Orleans" (die wir übrigens für eine der am wenigsten gelungenen Tragödien Schiller's halten): „Das christliche Wunder welches einem Ehebrecher, denn ein solcher sei der mit Agnes Sorel herumziehende Karl VII., zutheilwerde, stehe in einer etwas schiefen Stellung" (S. 196). Wahrhaftig, die Kirche ist minder rigoristisch als die Schwenck'sche Kritik. Sie weiß wo es noththut ein Auge zuzudrücken, wenn die hohen Damen welche „als Ländermörtel und Kronennietnagel", wie es Jean Paul ausdrückt, einen fürstlichen Gatten erhalten von diesem für ein liebendes Herz etwas vernachlässigt werden. Luther und Melanchthon gingen bei der bekannten Herzensangelegenheit Philipp's des Großmüthigen mit der schönen Margaretha weit über diese Toleranz hinaus, und nun kommt ein ästhetischer Cato der Censor und quält im Grabe die schöne Agnes Sorel, die soviel zur Befreiung ihres Vaterlandes mitgewirkt, und ihren Dichter, weil er sich nicht als Beichtvater gerirt! Jene sei, sagt er, eine Maitresse gewesen. Die schöne Jael war in einem gegebenen Falle noch etwas Schlimmeres, und doch lobt sie die Bibel, weil sie Israel's Rettung veranlaßte. Da mache Einer Gedichte und Trauerspiele wenn solche Kritik von geistreichen Männern gehandhabt wird!

Eine andere liebenswürdige Sünderin, der wir Deutschen vielleicht die beste Tragödie verdanken die wir besitzen, Maria Stuart, wird zwar im Ganzen mit mehr Nachsicht von unserm rigoristischen Kritiker behandelt, hingegen kann er ihr ein paar Worte nicht verzeihen, die sie sterbend, man kann wol sagen, in aller Unschuld des Herzens ausspricht. Es sind die bekannten Worte:

> Jetzt, da ich auf dem Weg bin von der Welt
> Zu scheiden, und ein sel'ger Geist zu werden
> Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
> Jetzt, Bester, darf ich ohne Schamerröthen
> Euch die besiegte Schwachheit eingesteh'n u. s. w.

Eben daß sie in diesem Augenblick diese Schwachheit eingestehe, beweise daß sie ihrer nicht ganz Meister geworden, und doch in das Irdische zurückfalle, meint er; und er hat Recht. Aber wenn er weiter meint Das sei ein Fehler des Dichters, so müssen wir sehr widersprechen. Maria ist nicht, auch in ihrem Tode nicht, eine Heilige welche Gläubige zur Anbetung, sie ist ein liebendes Weib das fühlende Herzen zu Schrecken und Mitleid bewegen soll. Die zurückgedrängte Flamme zündet nicht mehr, aber sie brennt noch. Der eingedämmte Strom überflutet die Fluren nicht mehr, aber er rauscht hier und da noch auf. Maria geht siegreich aus dem Kampfe, die Religion hat ihr Wesen, ihre Gefühle geläutert und verklärt, aber sie hat ihre Gefühle nicht ertödtet, ihr Wesen nicht zu einem andern umgestaltet. Sie soll und darf es nicht, wenn der Läuterungsproceß reinmenschlich aus Maria's Herz selbst hervorgehen, statt übernatürlich in es hineingelegt werden soll.

> Lieb' ich doch das schöne Gute
> Wie es sich aus Gott gestaltet —

sagt Goethe, und Das ist der rechte Maßstab der poetischen Sittlichkeit. Nicht die Ertödtung der Sittlichkeit wie sie Ascetiker verlangen, sondern ihre Läuterung und poetische Verklärung ist künstlerisch. Wol mag Maria das Bedürfniß fühlen ihr Gefühl dem Gegenstande desselben vor ihrem Tode auszusprechen, aber dieses Gefühl ist nicht mehr eine brennende Leidenschaft, sondern eine zärtliche Erinnerung: der Moralist mag auch Das verdammen, das ästhetische Gefühl fühlt sich davon angezogen. Hätte sie ihre Empfindungen in sich vernichtet, sie wäre nicht mehr sie selbst, wäre vor ihrem Tode schon todt!

Fast noch strenger als gegen das Herz der Liebenden ist Schwenck gegen das Herz der Mutter, der er in dem Augenblicke wo es sich um Leben und Tod des einzigen überlebenden Sohnes handelt, eine moralische Ueber- und Umsicht zumuthet die einem Epiktet angemessener ist als einem weiblichen Gemüthe. Nachdem nämlich in der „Braut von Messina" das schreckliche Geheimniß zutagegekommen, der Brudermord begangen, die Geliebte als die Schwester erkannt ist, und Don Cäsar, über den die Mutter im ersten Augenblick der Verzweiflung den Fluch ausgesprochen, im Begriffe ist sich selbst zu tödten, versucht sie ihn dem Leben wieder zu erhalten, und wendet dazu alle Mittel an welche müt-

terliche Zärtlichkeit eingeben kann. Da er auf Nichts hören will sagt sie endlich:

Ach, wol erfahr' ich's schmerzlich fühlend nun
Daß Nichts die Mutter über dich vermag!
Gibt's keine and're Stimme welche dir
Zum Herzen mächt'ger als die meine dringt?
Komm, meine Tochter! Wenn der todte Bruder
Ihn so gewaltig nachzieht in die Gruft,
So mag vielleicht die Schwester, die geliebte,
Mit schöner Lebenshoffnung Zauberschein
Zurück ihn locken in das Licht der Sonne.

Die Schwester, die geliebte, beschenkt nun Schwenck mit einem großen Buchstaben, sodaß sie als die Geliebte Don Cäsar's angerufen erscheint, und da nun auch dieser als er sie erblickt von einem „holden Lebensengel" spricht der tausend Blumen und „tausend goldene Früchte aus reichem Füllhorn strömend vor ihm ausschütte", so stellt unser Kritiker gegen die arme verzweifelnde Mutter ein förmliches Requisitorium auf Beförderung blutschänderischen Verkehrs unter ihren eigenen Kindern. Hat Schwenck nicht bedacht daß dem Reinen Alles rein ist, daß der Ertrinkende instinctartig das erste beste Bret ergreift ohne erst lange überlegen zu können ob es auch an das Ufer führe welches ihm vorschwebt, noch mehr, daß eine etwas befleckte, auf keinen Fall weibliche Phantasie dazu gehört um in der fortdauernden Liebe zu der nunmehr von einem edeln Jüngling als Schwester Erkannten die geschlechtliche, also in diesem Falle die blutschänderische Liebe als die vorwiegende zu betrachten? Alle diese Betrachtungen beirrten Schwenck keinen Augenblick. Ganz dictatorisch zieht er folgende Conclusionen (S. 235): „Wen ein solcher Moment nicht mit Grauen erfüllt und vor Entsetzen starr macht, muß seine Seele bedeutend geübt haben in Gefühlsspielereien, sodaß sie die Spannkraft für natürliche und wahre Gefühle ganz verloren hat." Das ist ein bedeutender Triumph, indeß wir wagen es darauf, und wie Macduff von Macbeth sagt: Er hat keine Kinder, so sagen wir von unserm rigoristischen Kritiker: Er ist keine Mutter!

Daß bei dieser Ansicht Schwenck den Vorwurf wiederhole welchen Dalberg dem Dichter in Manheim machte: er verstünde sich nicht darauf weibliche Charaktere zu zeichnen, ist sehr natürlich. Aber obgleich Schiller selbst in der frühern Periode seines Wirkens denselben als gerecht erkannte, müssen wir uns doch dagegen aussprechen wenn er auf seine spätern Tragödien in solcher Allgemeinheit angewandt wird. In Schiller's Jugendwerken ist überhaupt keine Menschenkenntniß zu finden. Ihm war nicht, wie Goethe, eine Jugend beschieden in welcher er, von einem glücklichen Geschicke getragen, sanft auf dem Strome des Lebens schaukelnd, die Ufer rechts und links, in heiterer Ruhe betrachten, und die Eindrücke rein insichaufnehmen konnte. Im unruhigen Drange der äußern Verhältnisse und der Gefühle seines Innern mußte er unter Stürmen einen Port suchen, der ihm nicht selten entging. Darum sind seine ersten Werke allerdings geniale Verirrungen. Ein mächtiger Geist durchweht sie, aber der Boden schwankt. Die „Räuber", „Fiesco", „Cabale und Liebe" gehören dieser Sturm- und Drangperiode an. Sprache und Charaktere haben da noch etwas Unschickliches, Ueberschwengliches, das freilich in der Darstellung weiblicher Charaktere am meisten zu Misgriffen verleitet. Wie hätte Schiller auch in der klösterlichen Einsamkeit der Karlschule die Kenntniß des weiblichen Herzens erwerben sollen, die Goethe schon frühe seiner ausgezeichneten Mutter und dem vielseitigen Kreise verdankte in welchem er sich bewegte? Wir geben zu daß, wie Schwenck es ausdrückt, „die überschwengliche, überideale Amalie kein naturwahres Wesen ist". Wir stellen ebenso wenig in Abrede daß Leonore verzeichnet, daß Julie mehr eine Fratze als das Bild einer gefall- und herrschsüchtigen Frau ist die den höhern Ständen angehört, daß in Luise etwas Gekünsteltes, Angeeignetes, Angelesenes ist, das der Natürlichkeit und Eigenthümlichkeit des Charakters großen Eintrag thut; aber Das sind auch Zeichnungen aus unsers Dichters Lehrjahren. Welchen tiefen Blick in das weibliche Herz, welche Meisterschaft in der Darstellung verrathen hingegen nicht Maria Stuart, Thekla, Gertrud! Freilich ist es immer das Herz das unser Dichter so trefflich zu belauschen weiß; wem, wie der stolzen aber großen Elisabeth von England, das Herz fehlt, dessen Bild faßt er weniger vollkommen auf: aber dieser Mangel trifft nicht gerade die Frauen. Auch sein Alba ist minder gut gezeichnet als der Goethe'sche. Wie Schiller überhaupt die Unmittelbarkeit der Anschauung, die Objectivität Goethe's fehlte, so würde ihm auch ein Klärchen, ein Gretchen minder als seinem Freunde gelungen sein. Aber wie sehr Dies auch in der lyrischen Dichtung, in der Auffassung der Natur Goethe über Schiller setzt, so wird doch, wer ohne Parteibefangenheit urtheilt, mit Jean Paul gestehen müssen daß in der Tragödie Schiller die Palme verdient, und zwar weil er ein liebendes Herz, einen leidenschaftlichen aufgeregten Geist hatte. Kein dramatisches Werk Goethe's bietet, wie Griepenkerl sehr gut nachweist, eine Auflösung, ein Ende welches der poetischen Gerechtigkeit, der höchsten sittlichen Idee im höhern Sinne so entspräche wie die besten Schiller'schen Tragödien. Goethe kennt die Natur und die Menschen besser als Schiller, er faßt sie objectiver, vielseitiger auf; aber er steht, besonders von der weimarischen Periode an, den großen Ideen welche die Menschheit, welche die Zeit bewegen, sowie der gewaltigen Leidenschaft ferner, und wirkt eben seiner Unmittelbarkeit wegen in der Tragödie weniger unmittelbar. So ist z. B. der Schluß seines „Egmont" mehr plastisch als tragisch, und so liebenswürdig Klärchen auch ist, so wenig ist sie geeignet das eigentlich tragische, mit Schrecken versetzte Mitleiden zu erregen. Selbst das Pathos Schiller's, das freilich oft über die Natur hinausgeht und im Einzelnen auch von Schwenck mit Recht getadelt wird, gibt doch im Ganzen seinen Tragödien ein Element das in großen historischen Darstellungen nicht entbehrt werden kann und auch bei Shakspeare nicht fehlt. Es ist sein ideales Streben, seine Liebe zur Freiheit, seine Be-

geisterung für Völkerglück, sein Haß gegen Tyrannei, verklärt durch seine edle, menschenfreundliche, aller Volkswuth abgewandte Gesinnung, welche ihn als dramatischen Dichter über Goethe stellt, der sich in stolzer Vornehmigkeit gegen diese Richtung ganz abschloß, während sein Freund bemüht war sie zu veredeln. Es ist rührend und erhebend wie er als Dichter wie als Mensch stets bemüht war sich selbst zu läutern und auf einen höhern Standpunkt zu erheben. Von dem wilden, jugendlichen Freiheitsdrange, der selbst in einer Räuberbande mehr Befriedigung findet als in schalem Philisterleben, erhob er sich zu der reinen Freiheitsidee, die sich, bei allem Abscheu vor der Wuth der Königsmörder, sie mögen Johannes Parricida oder anders heißen, doch die Ueberzeugung nicht rauben läßt:

> Wenn der Gedrückte nirgend Recht kann finden,
> Wenn unerträglich wird die Last, greift er
> Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
> Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
> Die droben hängen unveräußerlich
> Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
> Der alte Urstand der Natur kehrt wieder
> Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Hiermit ist der Weg angegeben den der Deutsche wie seine Zeit zurückgelegt. Gerade weil wir, im Leben wie in der Dichtung, noch jener breiten nationalen Grundlage entbehren welche der griechischen wie der Shakspeare'schen Tragödie ihre Wurzeln im Volke gab, bedürfen wir dieses idealen, reinmenschlichen Aufschwungs, wenn wir uns für ein tragisches Kunstgebilde begeistern sollen. Das Theater soll, sagt der große griechische Kunstrichter, die Leidenschaften **reinigen**. Diese Reinigung hat Schiller bei der erhabensten und gefährlichsten in sich wie in seinem Volke erstrebt, und Das ist sein großes Verdienst, das die Kritik weder nach der einen noch, wie Börne that, nach der andern Richtung hin schmälern soll. Schiller's geschichtliche Werke halten, wie er selbst bekannte, die strenghistorische Prüfung nicht aus. In seinen dramatischen Werken ist das poetische oft durch das rhetorische Element getrübt, und nicht selten spricht der Dichter statt der Personen die er uns vorführt. Aber jene bilden mit diesen ein schönes großes Ganze, und ihr Urheber steht als ein reiner Priester des Guten und Schönen, als ein Apostel der edelsten, reinmenschlichen Gefühle da, tief durchdrungen von echtreligiösen Gefühlen, ohne alle separatistische Richtung, von würdigen Freiheitsideen die jeden Terrorismus abweisen, von reiner Begeisterung für das Schöne das „der Natur folgt und den alten Griechen", und er findet dieses Alles, nicht nur wie Montaigne sagte und Goethe that, „an einem Orte wo er es immer entlehnen kann", sondern in seinem eigenen Herzen. Nicht die Theorie der Moralcompendien, sondern dieses tiefe Gefühl, dieser hohe Gedanke ist die eigentlich sittliche Grundlage der Poesie. Das ist auch das Geheimniß warum Schiller's größerer Freund, wie er selbst seinem Eckermann „ins Ohr sagte", nicht eigentlich „populair" ist, während Schiller tief in der Liebe des Volks wurzelt. Diesen Standpunkt sollten, nach unserer Ansicht, Schwenck wie viele deutsche Kritiker mehr festhalten. Goethe ist der Dichter der Glücklichen, der Gewordenen, der Künstlerisch-Gebildeten; Schiller ist der Dichter der Werdenden, Strebenden, Fühlenden, Wollenden, Derer die mehr in ihren Idealen als in der Wirklichkeit leben. Er ist, möchten wir sagen, der Dichter der Unglücklichen. Darum eben ist er der Dichter der Deutschen. 68.

## Bibliographie.

**Knies**, C. G. A., Die Statistik als selbstständige Wissenschaft. Zur Lösung des Wirrsals in der Theorie und Praxis dieser Wissenschaft. Zugleich ein Beitrag zu einer kritischen Geschichte der Statistik seit Achenwall. Kassel, Luckhardt. Gr. 8. 22½ Ngr.

**Mellin**, G. H., Jacob Casimir de la Gardie. Novelle. Aus dem Schwedischen von C. **Eichel**. 1ster Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

**Moore**, G., Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geist. Nach der 2ten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von E. **Susemihl**. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Das Preußenthum und die hohenzollernsche Politik. In vertrauten Briefen an einen Nordamerikaner. 1ster und 2ter Brief. Kassel, Raabé u. Comp. Gr. 8. à 12 Ngr.

**Truelle**, J. R., Die wichtigen historischen Enthüllungen über Geburt und Todesart Jesu [bei Chrn. Ernst Kollmann] sind ein: „literarischer Betrug." Nicht nach einem alten zu Alexandrien gefundenen Manuscript, sondern aus Dr. C. Venturini's: „Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth" wörtlich abgedruckt. Mit einer historischen Darstellung der wichtigsten Lebensmomente Jesu und einer Beleuchtung des Venturini'schen Werkes und seiner Consequenzen. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Neue deutsche Zeitbilder. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Josephe Münsterberg. Ein Roman der Gegenwart in drei Bänden. Eisleben, Kuhnt. 8. 3 Thlr.

## Tagesliteratur.

**Kaufmann**, T., Der Teufel und die Geschichte. Nr. 1. Düsseldorf, Schulz. Br. 8. 7½ Ngr.

**Koopmann**, W. H., Die grundrechtliche Confusion in Staat, Kirche und Schule, beleuchtet mit besonderer Rücksicht auf den neuen Schulgesetz-Entwurf für das Herzogthum Lauenburg. Ratzeburg, Linsen. 12. 5 Ngr.

Die Kunst ein Preuße zu werden. Ansprache an den beschränkten Unterthanenverstand der Völker großdeutscher Nation und Natur. Nicht von einem, sondern von zween Treubündlern. Leipzig, Spamer. 32. 5 Ngr.

**Moraht**, A., Noch ein Wort über den nicht christlichen Staat und dessen Stellung zur evangelisch-lutherischen Kirche und zur evangelisch-lutherischen Schule des Herzogthums Lauenburg. Ein Wort der Erwiederung auf die Schrift des Hrn. Regierungs-Rath Hoppenstedt: „Zwei Worte zur Verständigung." Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 5 Ngr.

Skizzen und Studien zur künftigen Geschichte des badischen Aufstandes im J. 1849. Mit Rücksicht auf die Gegenwart und die Gestaltung der Zukunft. Karlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 4 Ngr.

**Theile**, K. G. W., Dr. Meißner's „Beiträge zur Erklärung der Grundrechte über Kirche und Schule" und Dr. Harleß' Ansichten über Ehe, Eid und Gewissen. Ein vorläufiges Wort an die evangelische Kirche Sachsens. Leipzig, Winter. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 150. — 24. Juni 1850.


## Die deutschen Alterthumsvereine.

### I.

Wenn wir in die Geschichte der neuern Zeit zurückblicken, bis zu den glorreichen Tagen wo deutsche Kraft und Einigkeit uns von der drückenden Last eines auswärtigen Feindes siegreich befreite, so überzeugen wir uns leicht daß das damals schon erwachte Gefühl für deutsche Einheit und Einigkeit, für Fortschritt und Verbesserung unserer nationalen Zustände niemals wieder untergegangen ist, vielmehr in warmer Vaterlandsliebe und eifrigem Bestreben sich mehr und mehr fortgebildet hat. Am klarsten zeigt Dies das wissenschaftliche Leben in Deutschland, das im geistigen Verein so große Fortschritte gemacht hat. Wol erkannte man wie der Einzelne der sich mit Liebe einer Wissenschaft widmet an Thätigkeit und belebender Kraft gewinnt wenn noch Andere mit ihm zu demselben hohen Zweck zusammenwirken, wenn die vereinten Kräfte auf ein dem Einzelnen unerreichbares Ganze sich richten. Vorzugsweise sah man ein welchen belebenden Einfluß die vaterländische Geschichte für alles Große und Gute, für ein erhebendes Nationalgefühl und für echte Vaterlandsliebe hat. Man erkannte aber auch wie gerade die Geschichte ein so großes und weites Feld zu bebauen hat, daß nur vielfache Thätigkeit und vereinte Kräfte im Stande sind die Bausteine zu einem Ganzen zusammenzufügen. Nicht nur dieses Bedürfniß eines vereinten Wirkens und Strebens, sondern die allgemein verbreitete Liebe für die vaterländische Geschichte ließ die vielen Geschichts- und Alterthumsvereine entstehen, die sich beinahe über ganz Deutschland und auch über andere Länder deutscher Zunge nach gleicher Art und Weise gegliedert haben.

Unter diesen Vereinen der verschiedensten deutschen Stämme und Länder hatte sich allmälig das schöne Verhältniß gebildet daß sie alle in ihren Jahresberichten, Archiven und Schriftsammlungen niedergelegten Ergebnisse und Resultate ihrer Forschungen in freundlichem, genossenschaftlichem Austausch sich einander mittheilten. Das in den deutschen Herzen tiefwurzelnde Gefühl für Einheit und festern Zusammenhang eines großen und bedeutungsvollen Ganzen ließ aber schon lange das Bedürfniß und das Streben hervortreten: neben diesem lebhaften wechselseitigen Verkehr noch ein innigeres Band für die gemeinsamen Forschungen zu knüpfen, um namentlich durch ein planmäßiges Zusammenwirken alle Quellen der vaterländischen Geschichte und die nöthigen Vorarbeiten möglichst vollständig den Forschern zur Bearbeitung und Benutzung bereitzulegen.

Gerade in den letzten Jahren waren die Pläne der Geschichtsfreunde für ein solches harmonisches Zusammenwirken, für eine große Einigung der deutschen Geschichtsforscher lebhafter und erfolgreicher aufgegriffen und berathen worden, als im Jahre 1848 plötzlich die politischen Stürme welche über unsern Häuptern tobten so viele wissenschaftliche Bestrebungen gehemmt und unterbrochen haben. Es war natürlich daß die Blicke jedes Vaterlandsfreundes unablässig auf die Zustände und Ereignisse der Gegenwart gerichtet waren. Sowol auf die besonnenen Bemühungen der Männer welche Reform und ruhigen Fortschritt erstrebten als auf die sie bekämpfenden Männer der Revolution und des Umsturzes wurde Aufmerksamkeit und Theilnahme gewaltsam hingezogen, und das friedliche Streben und Wirken der von wahrer Vaterlandsliebe und großen Hoffnungen erfüllten deutschen Männer welche der Wissenschaft dienten konnte dadurch nur mehr und mehr schmerzlich berührt werden. Wir haben gesehen wie viele wissenschaftliche Bestrebungen seitdem gehemmt wurden, wie viele ihr gewidmete Arbeiten ins Stocken geriethen, wie die gediegensten gelehrten Zeitschriften eingehen mußten, ja wie aller literarische Verkehr beinahe vernichtet erschien. Die großen wissenschaftlichen Versammlungen deutscher Gelehrten mußten ausgesetzt werden, namentlich die mit so großen Hoffnungen und bedeutenden Resultaten ins Leben getretene Germanistenversammlung. So viele gelehrte Werke haben den Flugblättern des Tages, dem wuchernden Unkraut der Journalistik weichen müssen. Die stürmische Geschichte der Gegenwart verschlingt fast alle Interessen und nimmt alle Kräfte und Mittel in Anspruch.

Auch die deutschen Geschichtsvereine entgingen den störenden Folgen jener politischen Bewegungen nicht. Die lange dominirende Partei der Demokraten bedurfte weder Wissenschaft noch Geschichte; eine neue Aera sollte beginnen, und sie hätten gern, wie sie in der Verfas-

sung tabula rasa machen wollten, auch durch die Geschichte einen Strich gezogen. Solche Männer waren z. B. die Mitglieder der Linken in der Nationalversammlung zu Berlin. Ich führe ein Beispiel statt vieler an. In der Sitzung am 1. Sept. 1848 wurde eine Petition der landständischen Ausschußversammlung der Oberlausitz verlesen, die sich auf Herkommen und geschichtliches Recht gründete; und sofort entstand auf der Linken ein unbändiges Gelächter; man verhöhnte den Inhalt laut, und rief: „Da capo!" als ob ein lustiges Possenspiel sei aufgeführt worden. Mit Hohn und roher Barbarei sahen diese Männer bei jeder Gelegenheit auf die Geschichte der Altvordern, auf Tradition und Herkommen herab; und sie wollten den Titel der Verjährung im Gesetzcodex streichen, um, wie sie es nicht verhehlten, auch das begründete Recht der Gewalt und Willkür, das heiliggehaltene Eigenthum dem Communismus opfern zu können.

Es war natürlich daß die Thätigkeit vieler historischen Vereine in diesen wirren Zeiten gehemmt war, daß die regelmäßigen Versammlungen hier und da suspendirt wurden, die periodischen Vereinsschriften ins Stocken geriethen. Aber was auch geschehen möge, es wird nichts Großes und Gutes was im Vaterland einmal Wurzel geschlagen hat wieder untergehen, und auch jene so wichtigen Vereine werden den Lebenskeim bewahren und mit frischer Kraft ihre alte Thätigkeit fortsetzen und erneuen; sie werden das schöne und festbegründete Ziel stets im Auge behalten. Da nun das allgemeine Organ für das Wirken der Vereine, die „Zeitschrift für Geschichte", von Professor Schmidt in Berlin, leider im Jahre 1848 hat aufhören müssen, so möchte es nicht unwillkommen sein wenn in d. Bl. über den gegenwärtigen Zustand der Vereine und ihre Thätigkeit, über Aussichten und Hoffnungen der Zukunft ein kurzer Bericht erstattet wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Religiös-politische Tagesschriften.

1. Religion und Politik. Von Johannes Ronge. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1850. Gr. 8. 5 Ngr.
2. Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Heil. Programm einer bessern Zukunft von I. P. V. Troxler. Bern, Jent und Reinert. 1850. 8. 15 Ngr.

Zwei Gegenfüßler, die wir theils dieses Contrastes wegen zusammenstellen, und theils weil Beide zum Ausgangspunkt ihrer Raisonnements und Ermahnungen die in der Revolution der letzten Jahre offenbargewordenen Thatsachen nehmen, natürlich in sehr verschiedener Auswahl, und zu einem noch entgegengesetztern Zwecke. Hr. Troxler sieht lediglich die vollendete Sündhaftigkeit welche in der revolutionnairen Partei zur Erscheinung gekommen ist; ein grausiges aber für die Frommen doch herzstärkendes Schauspiel, dessen Zwischenacte jedesmal von dem angenehmen Seufzer ausgefüllt werden: „Herr, wir danken dir daß wir nicht sind wie diese Gottlosen!" Wenn aber Selbsterkenntniß und Einsicht in die eigenen Fehler und Sünden der rechte „Weg zum Heile" ist, wie doch gerade von dieser Partei nicht geleugnet werden wird, so scheint in der That der deutsch-katholische Reformator auf einem weit bessern Wege zu sein; denn obwol er die Vertreter des Absolutismus nicht eben säuberlicher als der Conservative die Revolutionnairs angreift: so hebt er doch mit echtsittlicher Energie vor Allem die Schuld heraus welche auf der eigenen Seite seiner politischen Parteigenossen Hauptursache ihrer großen Niederlagen in den Kämpfen der letzten Zeit gewesen sei. Dies ist der Punkt von welchem aus Ronge mit gewohnter Kürze, Frische und Unumwundenheit auf populaire Weise den Zusammenhang von Religion und Politik entwickelt; und wenn man ihm vielfach vorgeworfen hat die Agitation auf dem Gebiete der erstern habe durchaus nicht in sich selbst, sondern in der Politik ihre wirklichen Zwecke: so wird man gestehen müssen daß er sich hier mit vollkommener Klarheit über das Verhältniß dieser beiden Lebenssphären und seine darauf bezüglichen Zwecke ausgesprochen hat. Die Politik ist ihm das Reich der rechtlich constituirten Sittlichkeit, und vermöge der Einheit des Sittlichen und Religiösen, die in der Wechselwirkung zwischen Politik und Religion so überall zutageliegt, folgt für ihn aus diesem Begriffe einerseits daß die Institutionen der politischen Sittlichkeit ihm ein bahnbrechendes, raumschaffendes, grundlegendes Werkzeug für das innerlich freie religiös-sittliche Leben sind, theils ebenso sehr daß er in dieser innerlichen Reinheit, Freiheit und Begeisterung die wahrhaft schöpferischen und erhaltenden Kräfte für die politische Constituirung der Sittlichkeit erblickt. In der vorliegenden Broschüre legt er durchaus auf dies letztere Verhältniß den Nachdruck, indem er das Vorurtheil oder die Geringschätzung bekämpft womit ein großer Theil der demokratischen Partei auf alle religiösen, besonders auf die deutsch-katholischen Bestrebungen herabzublicken pflegt. Den äußern Grund der politischen Niederlagen sieht er allerdings in der Zersplitterung der Partei, aber selbst Dies ist ihm nicht ein bloßes Unglück oder ein reintechnischer Fehler, sondern nur die Erscheinung des Mangels an wahrhafter Einheit und Einigkeit in den höchsten religiös-sittlichen Principien. Er vermißt in den meisten Führern sowol als auch in der Mehrheit des Volks die belebende Fülle „der Gottes- und Menschheitsidee", von welcher allein die neue Ordnung der Dinge geschaffen werden kann. Die Kritik ist kurz, aber schlagend und scharf.

„Die Opposition stellte sich mehr gewisse Staatsformen zum Ziel und Zweck des Strebens als daß sie eben nur den Menschen ins Auge gefaßt hätte, und die Staatsformen seinetwegen zu schaffen bemüht gewesen wäre. Eben darum war man auch in dem Wahne befangen das Volk zu begeistern und zur allgemeinen Erhebung zu bringen durch Hinweisung auf die blos äußern Vortheile die man anstrebte. Kurz: die Opposition der vergangenen Periode gegen das absolutistische Regiment war zum größten Theile nur im Gegensatz und in der Verneinung der alten Zustände befangen; ihr galt als bewegendes Princip, wenn auch in anderer Form, die Selbstsucht ebenso wie dem alten Staatsregiment. Das Streben nach Freiheit war ihr nicht Religion, und darum war sie auch nicht fähig eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen."

Wenn Ronge nun hiermit gegen einen großen Haufen allerdings vollkommen im Rechte ist, so würde doch von mehr als einer Seite sich ein berechtigter Protest gegen eine so allgemeine Anklage der Selbstsucht erheben. Fragt man indeß warum auch edle und selbstlose Bestrebungen dennoch nicht die zum Sieg nothwendige innere Kraft entfalten konnten, so berührt die richtige Antwort doch wieder ein verwandtes Gebiet. Denn ohne Zweifel ist, wenn man auch blos auf die nationalen Einheitstendenzen Rücksicht nimmt, unsere kirchlich-religiöse Zersplitterung, und die bei uns in so eminentem Grade vorhandene Abtrennung der verschiedenen Religionsgesellschaften von der politisch-nationalen Sphäre ein wesentliches Hemmniß gewesen. Der Deutsche empfindet das religiöse Bedürfniß; er ist empfänglich für jede Weihe die, aus den Tiefen der ewigen Quellen geschöpft, über sein äußeres Thun und Wollen ausgegossen wird; aber alle von hier ausgehende Kraft mußte er entbehren, weil eben sobald er an diese Quellen herantreten will die politisch verbundene Menge sich sofort nach rechts und

links, in protestantisch und katholisch scheidet. In der Mitte bleibt die große Menge der Indifferenten, und eben diese, soweit sie national-demokratisch ist, sucht Ronge nun durch Widerlegung der abgenutzten Redensarten und erneuerte energische Darlegung des Wesens und der Bedeutung der freien Kirche zur letztern herbeizuziehen, und der politischen Partei damit zugleich einen sittlich-religiösen Mittelpunkt zu geben. „Ich habe mich überzeugt", sagt er, „und das Herz hat mir dabei geblutet, daß die Mehrzahl der Männer welche in der Nationalversammlung der Volkspartei angehörten keine Ahnung hatten von der Bedeutung der religiösen Reform. Darum kannten sie auch die neue Zeit nicht in ihren neuschöpferischen Ideen, oder hatten kein Vertrauen zu denselben und verstanden vor Allem nicht: die neuen Kräfte unserer Zeit aus den heiligsten Tiefen der Menschheit emporzurufen und zu organisiren."

Es läßt sich nicht leugnen daß für eine solche Reformationsansprache selten leider eine Zeit günstiger gewesen ist als die gegenwärtige, deren Grundcharakter für Deutschland die Verzweiflung an Allem ist was man auf dem seit 1848 eingeschlagenen politischen Wege zu erreichen gehofft hatte. Aber aus seinen eigenen Erfahrungen mag Ronge die Belehrung schöpfen: daß auch die kräftigsten und bestgemeintesten Worte nicht eher wirken bis Ereignisse die Phantasie erfüllen und den Boden der Gemüther aufrütteln. An solchen Ereignissen kann es, da die kirchliche Reformation innerhalb des Protestantismus überall nicht nur versprochen, sondern auch durch die politischen Reformen fast unumgänglich nothwendig geworden ist, nicht lange fehlen.

Den Verf. von Nr. 2, wozu wir jetzt übergehen, als den Mann der Wissenschaft dem so oft als unwissenschaftlich verschrienen Praktiker Ronge gegenüberzustellen, Dies wäre zu boshaft gegen Hrn. Troxler. Denn ein unwissenschaftlicheres Verfahren kann es doch schwerlich geben als wenn man wie der berner Professor Aphorismen und gelegentliche Einfälle aus aller Welt Enden, von Klopstock und Voltaire bis Herloßsohn und Lamennais, als Bausteine des neuen Reichs zusammenträgt. Nein, dies Programm ist blos eine Herzenserleichterung, einiges Vor- und Nach-, Hin- und Herreden, aber allerdings „reichhaltig" im höchsten Grade. Denn außer den erwähnten Aphorismen empfangen wir noch: 1) die Uebersetzung eines kleinen polemischen Briefs von Voltaire, der uns mit seinem Etre suprême auf den Weg des Heils führen soll; 2) verschiedene Kritiken jüngsterschienener gottloser Bücher; 3) detto einer neu versuchten theistischen Religionsphilosophie; 4) mehre Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung"; 5) einige Proben aus den neuesten Werken schweizerischer Dichter u. s. w. — Alles begleitet von den wiederholten Behauptungen daß aus der Gottlosigkeit des Zeitalters seine Verderbniß gekommen sei, und nur aus „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" sein Heil kommen werde. Zur Charakteristik des wissenschaftlichen Standpunkts des Verf. mag es genügen daß er sich nach den „schönen Zeiten" zurücksehnt, wo „Kosmo- und Physikotheologie die Vorhallen der Ethiko- und Ontotheologie bildeten". Wir haben in Deutschland zwar auch unter den Universitätsprofessoren seltsame Exemplare, aber solch ein Ragout würde doch schwerlich einer von ihnen dem Publicum als Programm einer bessern Zukunft vorsetzen.

3. Ein Glaubensgericht in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Zugleich als Beitrag zur nothwendigen Reform des protestantischen Kirchenwesens, actenmäßig dargestellt von Th. Balzer. Nebst Beilage die drei ökumenischen Symbole enthaltend. Leipzig, Arnold. 1850. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der in vorliegender Schrift dargestellte Proceß auch nicht die allgemeine Theilnahme wie seiner Zeit die Untersuchungen gegen Uhlich und Wislicenus finden kann, indem die aus der officiellen protestantischen Kirche vertriebene oder freiwillig ausscheidende Freiheit nun schon ihre eigenen Gemeinden gegründet hat, und das Interesse für die ähnlichen Vorgänge innerhalb jener Kirche damit schon ein nur theilweises geworden ist: so wird diese Publication doch durch manche Eigenthümlichkeiten ihres Gegenstandes gerechtfertigt. Einerseits ist Balzer wol der Erste der sich dem gegen freisinnige Geistliche gerichteten Disciplinarverfahren von Seiten des evangelischen Kirchenregiments in Preußen durch alle Instanzen unterworfen hat. Der Proceß dauerte vier volle Jahre: eine harte Geduldsprüfung in der That. Aber der Zweck des Verf. war, sein und der protestantischen Kirche gutes Recht solange und soweit zu schützen als sich ihm gesetzliche Mittel darboten; und er hat das Publicum nun in den Stand gesetzt zu beurtheilen von welchen Grundsätzen das Kirchenregiment in allen Instanzen geleitet wird. Andererseits treten nacheinander in diesem Proceß die verschiedenen Persönlichkeiten und Verwaltungsinstitute auf welche in der letzten Zeit, parallel mit den Veränderungen der politischen Dinge in Preußen, die oberbischöfliche Gewalt des Landesherrn gehandhabt haben.

Wegen Abweichung vom strengen kirchlichen Symbolglauben, namentlich in Beziehung auf das apostolische Symbolum, leitete nach einer kleinern vorausgegangenen Fehde das magdeburger Consistorium im J. 1847 das Disciplinarverfahren gegen Balzer ein und sprach in demselben Jahre vermöge Majoritätsbeschlusses, wiewol unter notorischem Proteste des Consistorialraths Zerrenner, seine Amtsentsetzung aus. Unter ausführlicher Widerlegung der angeführten Motive dieses Resoluts, und unter Berufung auf sein und der protestantischen Kirche gutes Recht, sowie auf die mit jener ihm schuldgegebenen Abweichung vollkommen verträgliche und sonst nie einem Tadel ausgesetzt gewesene Erfüllung seiner Amtspflichten, nahm Balzer im December desselben Jahres Recurs an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Allerdings hatte er während seiner Amtsführung bei Taufen und Confirmationen nicht das in der preußischen Agende vorgeschriebene apostolische Symbolum selbst zur Anwendung gebracht. Dagegen berief er sich darauf daß er diese Handlungen stets nach Christi eigenen Einsetzungsworten, in denen er zugleich die wesentlichsten Bestandtheile jenes Bekenntnisses fand, vollzogen habe. Mit dieser Praxis stand er nicht nur auf der Basis jener in der protestantischen Kirche aller Zeiten anerkannt höchsten Autorität, sondern auch auf dem Boden des sächsischen Kirchenrechts. Mit Rücksicht auf dieses letztere durfte ein solches Verfahren vollkommen unbedenklich erscheinen, insofern bei Einführung der neuen preußischen Agende ein freierer, das Gewissen der Geistlichen in Glaubenssachen nicht beschwerender Gebrauch derselben gestattet wurde, und die der Agende voranstehende Cabinetsordre sich selbst in gleichem Sinne erklärt. Aber obendrein weigerte Balzer sich auch durchaus nicht das ganze Bekenntniß an der in der Agende bezeichneten Stelle vorzutragen, wenn er es nur nicht als Glaubensnorm, sondern als Zeugniß der christlichen Kirche von ihrem Glauben betrachten, und deshalb mit wenigen Worten einleiten dürfte, die ohne den Werth desselben irgend zu berühren, nur seine freie geschichtliche Stellung zu dem Bekenntnisse zu bezeichnen geeignet wären. Ref. gehört nicht zu Denjenigen welche die Rücksichten der Gemüthlichkeit und des Familienwohls so hoch über Charaktertreue und Einheit des Geistlichen mit der von ihm bei der Ordination frei acceptirten Kirchenlehre setzen daß die Accommodation und subjectiv-ideelle Auslegung der Symbole oder der Schrift bis ins Unendliche und Willkürliche fortzutreiben ihnen nicht als Heuchelei erscheint. Umsomehr glaubt er aber hervorheben zu müssen daß Balzer, gegen dessen Lehre im Uebrigen durchaus nicht eingeschritten ist, sich mit jener Behauptung einer reinliturgischen Freiheit durchaus innerhalb der mit objectiver Treue aufgefaßten, lutherischen, grundreformatorischen Freiheit in seinem vollen Recht als Geistlicher der protestantischen Kirche befunden hat. Was die Behörden gegen ihn vorbrachten sind nicht die Normen gewesen denen Luther damals vor Kaiser und Reich einzig sich unterwerfen zu können erklärte, nicht „die Heilige Schrift oder sonst klare öffentliche Gründe", sondern

immer nur die durch Allerhöchste Cabinetsordre eingeführte Agende.

Der Minister Eichhorn ließ den Recurs einstweilen bei den Acten, und gab keine Entscheidung. Vielmehr gründete er im März 1848 ein aus Orthodoxie und politischem Absolutismus zusammengesetztes Oberconsistorium in Berlin, in dessen Hände er die obere Leitung der Kirchenangelegenheiten, und namentlich auch die Recurssachen bei Disciplinaruntersuchungen legte. Diese neue kirchliche Oberbehörde hielt ihre erste und einzige Sitzung am 16. März. Nach wenig Tagen hatte sie der Sturm verweht. Ihr Gründer und Vorsitzender, der Minister, entfernte sich; sie selbst löste sich auf im eigenen Gefühle ihrer Unmöglichkeit.

Mit dem Sturz des Absolutismus und der Einführung constitutioneller Principien hoffte auch Baltzer das gegen ihn verhängte Verfahren bald aufgehoben zu sehen. Aber die Consistorien, von Eichhorn mit höherer Gewalt ausgerüstet, und durch Präsidenten und Mitglieder seiner Richtung verstärkt, waren stehengeblieben, und reagirten nun gegen die freisinnigern constitutionellen Ministerien. Der erste Nachfolger Eichhorn's, der Graf Schwerin, begann das Werk der kirchlichen Reform, stieß aber auf den Widerstand der ebenbezeichneten Partei überhaupt, und namentlich auch auf den des magdeburger Consistoriums. Sein Nachfolger Rodbertus trat wegen principieller Meinungsverschiedenheit mit den übrigen Ministern schon nach zehn Tagen von seiner Stellung wieder zurück. Hr. von Ladenberg, schon unter Eichhorn's Regiment Director im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, erhielt hierauf die provisorische Verwaltung dieses Ministeriums. An diesen richtete Baltzer nun ein neues Gesuch, auf welches ihm eröffnet wurde: die Entscheidung sei im Interesse des Petenten noch ausgesetzt, weil das Ministerium wenn es irgend angehe gleichzeitig mit derselben die von ihm selbst gewünschte Versetzung in ein anderes Pfarramt herbeizuführen wünsche, wozu es noch einiger Vorbereitungen bedürfe. In einem zweiten wesentlich übereinstimmenden Erlasse wurde mitgetheilt: daß zum Bedauern die erwähnte Gelegenheit sich noch nicht gefunden habe und Baltzer also thätig dazu mitwirken möge. Sollte Dies nicht gelingen, so würde die Aufhebung des Consistorialresoluts nur seinen Wiedereintritt in sein bisheriges Amt zur Folge haben können.

Nach beiden Rescripten konnte Baltzer das Disciplinarverfahren als beendigt, und die in demselben enthaltene Frage, ob er im protestantischen Kirchenamte berechtigt sei, grundsätzlich als vollkommen erledigt ansehen. Er erwartete also die Verleihung einer der Stellen um die er nachgesucht, oder falls er bei Besetzung derselben nicht berücksichtigt werden könnte Uebertragung eines andern Predigtamts, oder endlich jedenfalls Wiedereinsetzung in sein bisheriges Amt.

Indessen hatte der Minister von Ladenberg schon im October 1848 beantragt: es möge die Verwaltung der innern evangelischen Kirchensachen auf die evangelische Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten zu selbständiger collegialischer Ausübung übertragen werden, sobald der Grundsatz der Selbständigkeit der Religionsgemeinschaften gesetzlich festgestellt sein würde. Durch Cabinetsordre vom 26. Jan. 1849 trat diese neue oberste Kirchenbehörde ins Leben, welcher die Verwaltung der innern Kirchensachen, und namentlich Aufsicht und Disciplin über die Geistlichen übertragen wurde, während der Minister auf diese Weise aus der innern Kirchenverwaltung ausschied. Als Motiv dieser Anordnung wurde officiell ausgesprochen: daß die durch Artikel 12 der octroyirten preußischen Verfassung nun selbständig gewordene evangelische Kirche nicht in der bisherigen engen Verbindung mit dem Staate verbleiben könne, sondern es nöthig werde daß sie sich diejenige Verfassungsform welche ihr theils eine genügende Vertretung ihrer Rechte und Interessen nach außen, theils eine selbständige Leitung ihrer innern Angelegenheiten sichere, aneigne. Auf diese Weise beseitigte man, wie es hieß, die Besorgniß vor dem Eindringen politischer Rücksichten in die Leitung des innern Kirchenwesens. Vielmehr aber, um es kurz zu sagen, entzog man diese Leitung all und jeder Verantwortlichkeit, und stellte damit auf diesem Punkte wenigstens den vollkommensten uneingeschränkten königlichen Absolutismus her.

Die neue Behörde selbst nun bestand mit Ausnahme des Directors, der sich an der Entscheidung der Baltzer'schen Sache nicht betheiligt hat, lediglich aus Mitgliedern des im März 1848 gegründeten und zerstobenen Oberconsistoriums. Nur der Name also war geändert, der Eichhorn'sche Plan selbst aber wesentlich in Ausführung gebracht. Diese „evangelische Abtheilung" nahm nun trotz aller vorausgegangenen wesentlich erledigenden Rescripte des Ministeriums alsbald die Untersuchung auf, und fällte im Widerspruche damit das Resolut: daß die vom magdeburger Consistorium ausgesprochene Amtsentsetzung bestätigt, die Verurtheilung in die Kosten ausgesprochen, und Baltzer nur in Erwägung seines aufrichtigen, nicht absichtlich pflichtwidrigen Strebens eine Pension von 150 Thlr. gewährt erhielt.

Nachdem der Minister alle fernere Einmischung in die Sache von der Hand gewiesen, wandte Baltzer sich seinem ursprünglichen Plane getreu in allerletzter Instanz an den König als „den Schirmherrn der protestantischen Kirche", der denn consequentermaßen das Recursgesuch ohne Berücksichtigung zurückerfolgen ließ. Hiermit war für das J. 1849 der Beweis von der Katholisirung des Protestantismus in allen Instanzen geführt.

33.

## Literarische Notiz.

### Daniel Stern's „Histoire de la révolution de 1848".

Das Feuilleton des „Journal des débats" hat in einer Reihe von Artikeln mit aller kritischen Schärfe zu Gericht gesessen über die bisjetzt erschienenen Versuche einer Geschichte der Februarrevolution. Ein Haupttadel den es in diesen Besprechungen immer wiederholen mußte war der Vorwurf des Egoismus, der Vorwurf daß die Verfasser nicht die Geschichte, sondern sich selbst beschrieben. Jetzt ist ein neues Werk in diesem Genre erschienen: „Histoire de la révolution de 1848, par *Daniel Stern*", das erste dem es nicht um die persönliche Verherrlichung des Autors zu thun ist. Lamartine's „Histoire de la révolution de février" ist doch immer nur eine dithyrambische Autobiographie; L. Blanc's „Pages d'histoire" sind ein Fußgestell für die Statue des kleinen Mannes; in den „Confessions révolutionnaires" Proudhon's haben wir den Diogenes in seiner Tonne, den Stolz im durchlöcherten Mantel des Sektirers. Caussidière's Memoiren sind nur ein Proceßactenstück. Man könnte auch noch die „Histoire de février" von Delvau und die von Regnault aufführen; allein wozu Das? Alle diese Bücher gehören einer Gattung an. Daniel Stern ist der erste Historiker der Revolution von 1848 der nicht sich selbst als Helden verherrlicht; er ist der Erste der nur von den Ereignissen erzählt, und uns mit dem Bulletin seiner Gesundheit und seinem Küchenzettel verschont. Wahrscheinlich hat er auch wie Hr. von Lamartine in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. geschlafen, allein er rühmt sich Dessen nicht. Ferner unterscheidet sich dieses neue Buch von den frühern gleichen Inhalts durch seinen Autor. Anstatt seine Persönlichkeit der Neugier des Publicums bloßzustellen verheimlicht er sie. Daniel Stern ist ein Pseudonymus welcher einen patricischen Namen verbirgt, in die Irrthümer des Socialismus verfallen ist und ein glänzendes Wappenschild freiwillig zertrümmert hat. Es versteckt sich hinter ihm eine Frau voller Leidenschaften, die im Kampfe mit den Gesetzen und der Gesellschaft lebt. Wir werden vielleicht in d. Bl. auf dies Werk noch zurückkommen, und fügen heute nur noch bei daß Daniel Stern der Pseudoname der Gräfin d'Agoult ist.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 151. —— 25. Juni 1850.

## Die deutschen Alterthumsvereine.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

### II.

Es wurde schon oben bemerkt daß gerade in jüngerer Zeit ein näheres Zusammentreten und gemeinsameres Wirken der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vielfach sei angeregt und besprochen worden. Es geschah Dies besonders von den Vereinen zu Wiesbaden, Darmstadt und Wetzlar, wie hierüber zu seiner Zeit öffentlich ist berichtet worden. In der Hauptversammlung des Historischen Vereins zu Darmstadt im J. 1845 hielt der Geheimrath Dr. Knapp einen ausführlichen Vortrag über das Wirken der historischen und antiquarischen Vereine in Bezug auf die Wissenschaft. Er bemerkte daß an 60 Vereine bereits in Thätigkeit seien, welche wol über 9000 Mitglieder zählten. Er glaubte eine höhere Wirksamkeit zu erzielen wenn unter den verschiedenen Vereinen welche sich mit gleichartigen oder in genauer Verbindung stehenden Gegenständen beschäftigten ein engerer Zusammenhang stattfinde; wenn namentlich ein Centralorgan gebildet werde welches periodisch über die Leistungen sämmtlicher Vereine umfassende Berichte liefere.

In letzter Beziehung kam nun Professor Schmidt zu Berlin dem von Dr. Knapp ausgesprochenen Wunsche aufs willfährigste entgegen, indem er die von ihm gegründete „Allgemeine Zeitschrift für Geschichte" zu einem kritischen Organ aller historischen Vereine und Gesellschaften unsers Vaterlandes bestimmte, und in ihr eine eigene Rubrik den Angelegenheiten dieser Vereine widmete, die er zugleich hiervon benachrichtigte und zur Theilnahme einlud.

Der Plan wurde wirklich ausgeführt, und schloß sich an die verdienstliche Arbeit des Bibliothekars Walther zu Darmstadt, der durch sein mit Unterstützung der Vereine herausgegebenes systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischen Gesellschaften Deutschlands uns eine sehr nützliche Uebersicht der bisherigen Leistungen derselben gab. Es enthielt die Nachweise von 6445 in den Vereinsschriften enthaltenen Abhandlungen, und jene Zeitschrift versprach auch diese nützliche Arbeit fortzusetzen.

Immittels faßten im folgenden Jahre Männer, auf deren Namen das Vaterland stolz ist, die Idee einer allgemeinen Verbindung sachkundiger Gelehrter für den Fortschritt der historischen Wissenschaft, und luden öffentlich zu einer Zusammenkunft in Frankfurt ein. Diese Versammlung der Germanisten wurde wirklich am 24. Sept. in glänzender Zahl eröffnet; sie machte deutsches Recht, deutsche Geschichte und Sprache zum Gegenstand ihrer Forschungen, und man hoffte von einem so großartigen Unternehmen eines deutschen Gelehrtencongresses sogleich auch segensreiche Folgen für ein kräftigeres Zusammenwirken unserer Specialvereine deutscher Geschichte und Alterthümer.

Als Vorfechter für diese in jener respectabeln Versammlung müssen wir den Freiherrn Hans von Aufseß nennen, der namentlich ein gedrucktes „Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher" vertheilte, worin er seine Ansichten, Wünsche und frühern Bestrebungen für diesen Gegenstand im Namen der Geschichtsvereine auseinandersetzte und motivirte. Bei den mündlichen Vorträgen in der Versammlung befestigte sich bald die Ueberzeugung daß das Heranziehen dieser Vereine ebenso sie selbst höher heben, und ihre Bestrebungen consolidiren, als dem neuen allgemeinen Institut von großem Vortheil sein, ihm viele rüstige und thätige Mitarbeiter zuführen werde. Man ging von der Ansicht aus für das Zusammenwirken der Vereine Bahn zu brechen, ohne ihrer Selbständigkeit zunahezutreten, und glaubte diesen Zweck am angenehmsten zu erreichen durch die Gründung eines allgemeinen „Verein der deutschen Geschichtsforscher". Der desfallsige Beschluß wurde sofort gefaßt; es wurden die Statuten entworfen und von den Anwesenden unterzeichnet. Nach diesen sollten alle deutschen Geschichtsvereine zur Theilnahme eingeladen werden, und der §. 12 lautete in allgemeinster Bestimmung: „Der Verein tritt in Verbindung mit den verschiedenen deutschen Geschichtsvereinen."

Aber die meisten Mitglieder der letztern fühlten sich durch diesen Beschluß keineswegs befriedigt; sie hielten die Aufgabe nicht für gelöst, und der beabsichtigte Zweck, die mit Vorliebe gehegte Idee, wonach die einzelnen Vereine sich zu Theilen eines deutschen Generalvereins con-

stituiren sollten, schien damit noch nicht erreicht oder in Aussicht gestellt. Die weitern Unterhandlungen wurden jedoch vorbehalten.

Immittels theilten nun die Vorstände des zu Frankfurt gebildeten Vereins der deutschen Geschichtsforscher durch ein Circular vom 13. Febr. 1847 ihre Statuten den Directionen sämmtlicher Geschichtsvereine mit, und fügten den Wunsch hinzu: daß nicht nur diejenigen Geschichtsforscher welche jener Versammlung beizuwohnen verhindert waren dem neuen allgemeinen deutschen Verein ihre Theilnahme und thätige Förderung angedeihen lassen, sondern auch insbesondere daß die Vereine für Special- und Provinzialgeschichte die Zwecke des Vereins der deutschen Geschichtsforscher, nach Maßgabe der ihnen zugebotestehenden Mittel, durch Rath und That zu fördern geneigt sein möchten. Eine lebendigere Verbindung der zahlreichen in allen Theilen Deutschlands bestehenden Vereine für vaterländische Geschichte könne für die gemeinsamen Bestrebungen nur erwünscht und vortheilhaft sein, und die jährlich wiederkehrenden Zusammenkünfte würden den gegenseitigen mündlichen Austausch am glücklichsten vermitteln. Zugleich bestimmte man als erste Arbeiten des Vereins, für welche um Mittheilungen ersucht wurde: 1) Herausgabe der Reichstagsacten; 2) ein Verzeichniß der sämmtlichen alten Ortsnamen Deutschlands bis zum J. 1500; 3) eine Sammlung deutscher Nekrologien.

Es legte sich aber bald zutage daß auch dieser Schritt die Specialvereine wenig befriedigte, und daß eine gewisse Spannung zwischen ihnen und jenem projectirten allgemeinen Verein die unmittelbare Folge war. Es übernahm daher Professor Schmidt die ihm so sehr am Herzen liegende Vermittelung in dieser Sache, und er erstattete in seiner Zeitschrift (1847, VIII, 184 fg.) einen ausführlichen Bericht. Er hob es als eine erfreuliche Thatsache hervor daß in dem Schoos der Specialvereine selbst mehr und mehr über die bescheidenern provinziellen und territorialen Interessen hinaus das stolzere Bewußtsein deutscher Einheit, der Geist einer gemeinsamen deutschen Geschichtswissenschaft sich hervorringe, in dem Gefühl daß man zusammengehöre und sich einander ergänzen müsse. Er glaubte aber daß das Ziel am besten zu erreichen sei in dem Anschluß an die Germanistenversammlung, an jenen aus ihr hervorgegangenen allgemeinen Verein der deutschen Geschichtsforscher. Er versprach sich Nichts von einer Einladung zu einem Convent der Vereine, bei welchem die verschiedenartigsten Bedenken sogleich erwachen würden, und das Ziel einer Vereinigung schwer zu erreichen sei. Der Verein der historischen Specialvereine müsse ebenso wie der Verein der deutschen Geschichtsforscher in der Einen historischen Section der Germanistenversammlung sich anerkennen; doch müßten jene ihre Selbständigkeit behalten, und für die speciellen Vereinsinteressen müsse daher ein unabhängiges Organ geschaffen werden, als Verbindungsglied zwischen den einzelnen Vereinen als solchen und dem allgemeinen Verein. Hierzu würde die jährliche Ernennung eines bleibenden Ausschusses von etwa zwölf Mitgliedern geeignet sein, welcher die Aufgabe erhalte die Interessen der Specialvereine bei dem allgemeinen Verein zu vertreten und sämmtliche Geschichtsvereine jährlich zur Beschickung des letztern einzuladen. Da nun aber gleichzeitig Hr. von Aufseß durch ein Circular an sämmtliche Vereine zu einer Zusammenkunft mittels Deputirter und Berathung einer selbständigen Constituirung zu einem Ganzen eingeladen, auch Nürnberg als Versammlungsort vorgeschlagen hatte, so neigten sich die Meisten zu einer solchen unabhängigen Verbrüderung und Generalversammlung der Specialvereine. Hr. Prof. Schmidt glaubte aber Dies einem ungerechtfertigten Mistrauen beimessen zu dürfen, sowie der irrigen Ansicht als ob den Vereinsinteressen eine Misachtung zutheilgeworden sei. Er hoffte jedoch daß eine vollständige Ausgleichung in der bevorstehenden Generalversammlung zu Lübeck stattfinden werde.

Hr. von Aufseß sowie die meisten Vereine ließen hierauf den dankenswerthen Bemühungen des Hrn. Schmidt alle Anerkennung zutheilwerden, und Jener, der sich schon solange vorzugsweise für die deutschen Geschichtsvereine interessirt hatte, erklärte durch ein neues Circular: daß er nunmehr auch auf eine Ausgleichung hoffe, und alle Vereine ersuche die Germanistenversammlung zu Lübeck durch Deputirte zu beschicken. In dieser Versammlung, worüber die Schmidt'sche Zeitschrift gleichfalls ausführlich Bericht erstattet hat, konnte nun in Betreff der deutschen Vereine, wovon die wenigsten vertreten waren, nur eine Vorberathung zu möglichster Einigung stattfinden. Nach langen Discussionen wurde beschlossen einen Ausschuß von drei Mitgliedern mit der Untersuchung zu beauftragen wie eine Verbindung der Specialvereine mit dem gegründeten Verein deutscher Geschichtsforscher zu vermitteln sei, unter der Verpflichtung, sich möglichst über den Gegenstand mit andern Mitgliedern in Verbindung zu setzen. In dieser Lage ist meines Wissens die Sache geblieben, und das Resultat der Bemühungen der ernannten Ausschußmitglieder wird günstigern Zeiten vorbehalten bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

---

## Das Papstthum und die römische Frage vom russischen Standpunkte aus betrachtet.

Im Juni 1849 theilte die „Revue des deux mondes" eine Denkschrift über den Zustand Europas seit den Februarereignissen aus der Feder eines russischen Staatsmanns mit, die damals mit vielem und allgemeinem Interesse gelesen wurde. Das diesjährige Januarheft der „Revue des deux mondes" veröffentlicht ein von demselben Diplomaten herrührendes Memoire über die römische Frage, welches angeblich dem Kaiser Nikolaus überreicht worden ist. Die Auffassung und das ganze Gepräge dieser Schrift ist so eigenthümlich, und für den russischen Standpunkt so charakteristisch daß wir ihr wol einige Worte schenken dürfen. Ihr Verf. sieht in der römischen Frage gerade diejenige in der sich alle Widersprüche und Unmöglichkeiten gegen die das westliche Europa kämpft wie in einem Brennpunkt concentriren. „Diese Frage", sagt er, „berührt nicht allein alle Interessen im Occident, sondern sie über

schwemmt diesen geradezu." Seine weitern Ausführungen aber enthalten im Wesentlichen Folgendes:

„Es heißt nichts Paradoxes behaupten wenn man versichert daß Alles was überhaupt vom positiven Christenthum im Westen noch lebt sich dem römischen Katholicismus wieder zuwendet. Der Protestantismus stirbt in allen Ländern, England höchstens ausgenommen, vor Altersschwäche, und wo er noch lebensfähige Elemente in sich hat da strebt er nach einer Vereinigung mit Rom. Das Papstthum ist die Säule auf die sich im Westen der christliche Tempel noch immer stützt. Und diese Säule will man jetzt in ihrem Fundamente untergraben! Zwar sagt man der Angriff gehe nicht wider die religiöse Verfassung des Papstthums, vor dieser beuge man sich, und diese wolle man eben aufrechterhalten, man werde selbst seine weltliche Macht stützen, man verlange ja nur vollkommen billige Reformen; allein dergleichen Reden sind ebenso unredlich als trügerisch. Ernste und durchgreifende Reformen würden auf eine Säcularisation des Kirchenstaats hinauskommen, allein die Hauptfrage ist: Zu wessen Gunsten sollte diese Säcularisation durchgeführt werden? d. h. wie sollte die Natur, der Geist und die Tendenz derjenigen Macht beschaffen sein in deren Hände man die zeitliche Gewalt des Papstthums niederlegen würde? Denn darüber kann sich Niemand täuschen daß das Papstthum fortan unter der Tutel dieser neuen Macht leben müßte: und doch findet man in Beziehung auf diesen Punkt gerade die gröbsten Täuschungen."

„Wir kennen den Fetischdienst der Occidentalen für Alles was politische Form, Formel und Mechanismus ist; allein wie kann man so blind sein und sich überreden daß bei der gegenwärtigen Lage Europas die mehr oder weniger freisinnige Verfassung die man dem Papste aufgedrungen haben wird lange in den Händen einer gemäßigten Partei bleiben, und nicht zu einem Kriegswerkzeug umgeschaffen werden wird, mit dessen Hülfe man nicht nur die zeitliche Souverainetät des Papstes, sondern auch die religiöse Institution selbst vernichtete? Denn wollte man gleich dem revolutionnairen Princípe, wie der Ewige dem Satan, anbefehlen nur den Körper des treuen Hiob zu peinigen ohne seine Seele zu verletzen, so würde trotzdem sicherlich die Revolution, weniger gewissenhaft als der Engel der Finsterniß, unbekümmert um alle Einschärfungen ihren Weg gehen."

„Die römische Frage ist ein Labyrinth ohne Ausweg. Acht Jahrhunderte sind bald dahin seit Rom das Band zerriß welches es an die orthodoxe Tradition der allgemeinen Kirche knüpfte. An jenem Tage entschied Rom, indem es sich ein eigenes Schicksal schuf, auch über das des Westens für Jahrhunderte. Christus hat gesagt: «Mein Reich ist nicht von dieser Welt», und Rom hielt sich trotzdem für berechtigt, indem es das Interesse des Papstthums mit dem des Christenthums identificirte, Christi Reich wie ein weltliches zu organisiren. Rom hat zwar nicht den christlichen Mittelpunkt, die Kirche, zu Gunsten des menschlichen, des individuellen Ichs unterdrückt, allein es hat ihn in das römische Ich absorbirt. Es hat die Tradition nicht geleugnet, allein es hat dieselbe zu seinem Nutzen confiscirt! Und Eingriffe machen in Das was göttlich ist heißt Das nicht auch das Göttliche leugnen? Eben hier stößt man auf jene furchtbare Solidarität welche den Ursprung des Protestantismus mit den Usurpationen Roms verknüpft; die moderne revolutionnaire Schule hat sich hierüber nie getäuscht. Die Revolution, die nur die Apotheose desselben menschlichen Ichs ist. das seine höchste Blüte erreicht hat, hat deshalb auch nicht verfehlt Gregor VII. ebenso wie Luther als die Ihrigen anzuerkennen, und sie wie ihre beiden glorreichen Ahnherren zu feiern. Die Stimme des Bluts hat zu ihr geredet, und sie hat den Einen adoptirt, seinen christlichen Glaubensmeinungen zum Trotz, den Andern aber, der doch ganz Papst war, fast heilig gesprochen. Die römische Kirche war im ganzen Mittelalter nicht eine Gesellschaft von Rechtgläubigen die im Geist und in der Wahrheit sich unter dem Gesetze Christi vereinigte, nein, sie war zu einer politischen Institution, zu einem Staate im Staate geworden, sie war eine in einem eroberten Lande angelegte Colonie. Und dieser Zusammenhang der Kirche mit zeitlichen Interessen ward ihr zum tödtlichen Verhängniß; sie ward in die Nothwendigkeit materieller Kriege gedrängt, und provocirte selbst die Reform des 16. Jahrhunderts, die nur daran scheiterte daß sie anstatt ihre Beschwerden vor dem Richterstuhle der gesetzmäßigen Autorität anzubringen, lieber an das Urtheil des eigenen Bewußtseins appellirte und sich so zum Richter in eigener Sache machte."

„Die erste französische Revolution verkündete feierlich die Ankunft der antichristlichen Idee. Sie proclamirte das Dogma von der Volkssouverainetät, die nichts Anderes ist als die Herrschaft des vervielfachten menschlichen Ichs. Ihre Stellung zum Christenthum hat die Revolution so formulirt: Der Staat als solcher hat keine Religion. Und Das war neu, denn es war das erste mal daß eine politische Gesellschaft einen Staat annahm welcher erklärte er wolle keine Seele haben. Denn man weiß ja daß selbst im Heidenthum der Staat ein vorzugsweise religiöses Institut war. Allein diese angebliche Neutralität in Bezug auf die Religion ist von Seiten der Revolution nicht aufrichtig gemeint; in Frankreich z. B. erklärt das Gesetz der Staat als solcher habe keine Religion, allein Das hindert nicht daß es sich als den rechtmäßigen Erben des allerchristlichen Königs betrachtet. Die volle Wahrheit ist: der moderne Staat erklärt die Staatsreligionen nur in die Acht weil er seine eigene Religion hat, und diese Religion ist die Revolution."

„Jetzt wird man einsehen daß es dem Papstthume unmöglich ist die Bedingungen des modernen Staats anzunehmen. Wäre der Papst nur Priester geblieben, hätte keine Revolution Einfluß auf das Papstthum üben können; die weltliche Herrschaft ist es mit der dasselbe heute zusammenstößt. Lange hatte die Welt nichts jenem Schauspiele Aehnliches gesehen welches Italien während der letzten Jahre bot. Wir sahen ein ganzes Volk von einem Anfalle rasender Freude ergriffen, und es gab einen Augenblick wo diese wahnsinnige Fröhlichkeit wie eine elektrische Kette alle Classen der Gesellschaft durchzog, und den Namen eines Papstes als Losungswort aufnahm. Allein alle diese übertriebenen Beifallsbezeigungen wurden nicht dem Papste, sondern nur dem Menschen dargebracht, weil man in ihm einen Mitschuldigen gegen die Institution zu finden hoffte. Diese Scheinheiligkeit der ganzen Lage trat recht klar hervor als man das Haupt der katholischen Kirche gerade in dem Augenblicke vergötterte wo die Jesuiten eifrig verfolgt wurden. Von allen Vertheidigungen dieses berühmten Ordens aber ist keine überzeugender als der unversöhnliche Haß den die Feinde der christlichen Religion ihm geschworen haben. Wenn aber auch aufrichtige Katholiken diesen Haß theilen, so verhehlen sie sich eine Thatsache die sofort in die Augen fällt, nämlich die tiefe, innere Solidarität welche diesen Orden, seine Bestrebungen, seine Doctrinen, sein Schicksal mit den Bestrebungen, Lehren und dem Schicksale der römischen Kirche verknüpft. Denn fragt man ohne Vorurtheil: Was sind die Jesuiten? so lautet die Antwort: Sie sind Männer voll glühenden, unermüdlichen, oft heroischen Eifers für die christliche Sache, die jedoch dem Christenthum gegenüber ein großes Verbrechen begingen, indem sie vom Egoismus beherrscht nicht als Individuen, sondern als Orden die christliche Sache so an ihre eigene gekettet glaubten daß sie in der Hitze des Kampfes des Herrn Wort: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! vergaßen, und dahin kamen Gottes Sieg um jeden Preis, aber immer unbeschadet ihrer persönlichen Genugthuung, erringen zu wollen. Allein diesen Irrthum hat der Orden überhaupt mit der ganzen römischen Kirche gemein, so zwar daß er nichts Anderes als der römische Katholicismus selbst ist, aber im Zustande der Handlung, im streitenden Zustande."

„Allein nicht nur gegen die Jesuiten wollte man Papst Pius IX. benutzen, er sollte auch der Bannerträger der italie-

nischen Freiheit werden. Alle Welt vergötterte ihn, aber nur unter der Bedingung daß er sich zum Diener für alle Welt hergab. Unter den Auspicien des römischen Pontificats wollte das heutige Italien die Weltherrschaft wiederfodern, und zum dritten male das Scepter der Welt ergreifen, und zwar in einem Augenblick wo das Papstthum in seinen Grundvesten erschüttert war. Man würde dann den Papst mit einem christlichen Khalifate entschädigt haben wenn er seine neue Theokratie im Interesse der italienischen Nationalität verwendet hätte."

„Endlich mußte das Papstthum seinen angeblichen Freunden das Visir öffnen: die Autorität des Papstes ist scheinbar wiederhergestellt worden; allein wenn das Misgeschick der römischen Frage irgend vergrößert werden konnte, mußte es durch das zweifelhafte Resultat der französischen Intervention geschehen. Die unauflösliche Frage Roms war für Frankreich unauflöslicher als für irgendwen sonst: denn die Seele Frankreichs ist getheilt. Es stehen sich hier zwei widerstrebende Elemente und Principien in dem sittlichen Leben Frankreichs gegenüber: die Revolution und die katholische Kirche mit ihrem Glauben, der Ehe, dem Eigenthum. Und wie konnte eine solche Macht sich zum Vermittler zwischen der Revolution und dem Papste aufwerfen, und Das zu vereinigen hoffen was nie zu vereinigen ist?"

„Welches ist nun die Lage Roms? Es ist wieder der alte Zustand der Dinge eingetreten sowie er war vor der letzten Herrschaft; der schon damals sich dem Zusammenbruch zuneigte, jetzt aber vollends unerträglich geworden ist. Seit 40 Jahren bewegen sich Völker und Regierungen in einem unheilvollen Kreise; die Regierten empfangen mistrauisch die Concessionen die ihnen voll Widerwillen von den Herrschern gemacht werden, die Regierungen dagegen erblicken in den Bitten des Volks nur die Schlingen eines heuchlerischen Feindes. Diese Reciprocität unedler Gesinnungen ist in der römischen Frage durch den heiligen Charakter der päpstlichen Macht noch verschlimmert. Denn jede aufrichtige und ernstliche Concession treibt den römischen Staat unrettbar zu einer gänzlichen Säcularisation hin. Die Säcularisation ist ganz unzweifelhaft der letzte Ausgang der Dinge, und der Papst, der ohnedies über ein Gut der ganzen römischen Kirche nicht frei verfügen kann, könnte doch jetzt noch weniger in dieselbe willigen, da er einsehen muß daß die Säcularisation nur den Feinden der Kirche nützen würde. Und hierein willigen hieße abtrünnig und verrätherisch zugleich sein. Was aber die Unterthanen anlangt, so ist klar daß der tiefe Haß gegen die Priesterherrschaft, der das römische Volk erfüllt, sich in Folge der neuesten Ereignisse nicht vermindern konnte."

„Das ist die bejammernswerthe Lage Roms, die einer Strafe der Vorsehung sehr ähnlich sieht. Dieser Zustand ist zu unnatürlich als daß er lange anhalten könnte! Es ist unmöglich daß das Papstthum noch lange in diesem Feuerkreise festgebannt bleibe ohne daß Gott in seiner Barmherzigkeit es errette, und ihm einen wunderbaren, seit Jahrhunderten erwarteten Ausweg eröffne. Vielleicht heilt er in seiner Barmherzigkeit die alte Wunde: die orthodoxe Kirche hat an dieser Heilung nie gezweifelt. Sie erwartet sie voll Vertrauen, aber mit Gewißheit. Was im Princip Eins, und in Ewigkeit Eins ist, Das wird über die zeitliche Trennung triumphiren."

„Hier mag noch eines Nebenumstandes gedacht sein der sich an den Besuch des Kaisers von Rußland in Rom (1846) knüpft. Vielleicht erinnert man sich noch der allgemeinen Bewegung die sein Erscheinen in der Peterskirche hervorrief: das Erscheinen des rechtgläubigen Kaisers, der nach mehren Jahrhunderten der Abwesenheit nach Rom zurückgekehrt war! Elektrisch durchzuckte es die Menge als sie ihn beten sah an dem Grabe der Apostel: diese Bewegung war gerecht. Der kniende Kaiser betete nicht allein; ganz Rußland beugte sein Knie mit ihm, und geben wir der Hoffnung Raum daß es nicht umsonst gebetet hat vor den heiligen Reliquien!"

Wir haben das sehr umfangreiche Document nur in gedrängtem Auszuge geben können, und manche feinere Wendung fallen lassen müssen; allein das wesentlich Charakteristische ist in dem Auszuge unverwischt geblieben. Bedarf er eines weitern Commentars? Die griechische Kirche nennt sich die alleinrechtgläubige; sie behauptet daß Rom mit der Orthodoxie gebrochen, daß Rom das Schisma gewollt habe. Und während auf dem Concil von Florenz 1439 und später noch Rom es war das eine Wiedervereinigung mit der griechischen Kirche anstrebte, ruft heute dieselbe griechische Kirche Rom in ihren Schoos zurück, gleich als ob sie der Mittelpunkt des christlichen Glaubens wäre. „Der orthodoxe Kaiser ist nach Rom zurückgekehrt!" Die Welt mag es wissen: Karl der Große thront nicht mehr in Paris oder Aachen, er thront in Moskau oder Petersburg, und der neue Karl zieht nicht wie der alte nach Rom um die Weihe zu empfangen, sondern um selbst dem Papstthum die Weihe zu geben. Der alte Karl war zugleich Diener und Schutzherr des Papstthums; er gab viel und empfing noch mehr. Der heutige Herrscher des Orients zieht nach Rom und bringt dem Papste Alles, empfängt aber Nichts! Er bringt ihm die Macht die das Papstthum verloren hat seit jener großen Trennung, bringt ihm die Heiligkeit der orientalischen Tradition, bringt ihm Verzeihung und Schutz, und wird der Stifter eines einzigen christlichen Reichs werden. Sind diese Anschauungen und Träume eines russischen Diplomaten der Ausdruck der Anschauungen und Träume des russischen Volks? Der Occident liegt in einer schweren Krankheit darnieder; die Besorgten wissen nicht wohin sie den Blick nach Rettung senden sollen, allein auf Moskau hat in diesen Tagen ihn wol kaum die Verzweiflung gerichtet. 6.

## Miscellen.

### Gourmand und Staatsmann.

Von Graf Zichy, der durch seine vorzeitige Uebergabe Venedigs so vieles Unheil über diese Stadt brachte, erzählt A. Helfferich in seinen „Briefen aus Italien": „Als Oberküchenmeister wäre Zichy vortrefflich an seinem Platze gewesen; vielleicht der größte Feinschmecker dieses Jahrhunderts, ließ derselbe oft während der Nacht seinen Koch wecken um ihn stehenden Fußes einen bisher unbekannten Leckerbissen bereiten zu lassen, wozu der Graf in der süßen und erfinderischen Muße des Bettes das Recept entdeckt hatte." Ein Geistesgenosse Zichy's war Kaiser Karl's VI. Minister und Liebling Graf von Sinzendorff. Er konnte wenn Krammetsvögel auf die Tafel kamen am Geschmack unterscheiden wo sie gefangen worden waren; wenn dagegen im kaiserlichen Geheimenrath deutsche Staatssachen vorkamen, so schlug er vorher in einem Buche nach, das sein einziges Handbuch für solche Sachen war, und dieses Buch war — des Franzosen Moreri „Grand dictionnaire historique"!

### Charivari und Krawall.

Die Charivaris, so sehr sie ein Kind der Neuzeit zu sein scheinen, kommen doch schon in ziemlich alten Urkunden vor, wie neuerlich Philipps in einer besondern Abhandlung „Ueber den Ursprung der Katzenmusiken" nachgewiesen hat. Ein Statut der Kirche von Avignon auf das J. 1337 eifert schon dagegen, und nennt sie Chalvaricum und Charivarit. Sie kamen damals hauptsächlich vor wenn ein Witwer zur zweiten Ehe schritt, also als Polterabendscherze. In Spanien hieß die Sache Concerrada, in England Rough music. Verwandt damit ist das bis auf neuere Zeit in Altbaiern gegen verführte Mädchen üblich gewesene „ins Haferfeld treiben". Das Wort Charivari kommt übrigens in sehr verschiedenen Variationen vor; sein wahrer Ursprung ist nicht genau zu ermitteln, vielleicht hängt es mit Carne vale zusammen. Des Charavall gedenken schon die Sportelstatuten des Bischofs Hugo von Berri von 1388. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 152. —— 26. Juni 1850.

## Die deutschen Alterthumsvereine.

(Beschluß aus Nr. 151.)

### III.

Werfen wir nun einen Blick auf die seit den politischen Stürmen des Jahres 1848 und bei so vielen trüben Erscheinungen und hemmenden Störungen der Gegenwart bewiesene Thätigkeit und Ausdauer der in ihrer Einzelheit fortbestehenden deutschen Vereine, so sehen wir mit Befriedigung wie sie in den meisten Ländern und Provinzen ihre Arbeiten im Stillen fortgesetzt, und das vorgesteckte Ziel, dem deutschen Vaterland zu Nutz und Ehre, rühmlich verfolgt haben. Ich werde, soweit mir die Mittel zugebotestehen, die einzelnen Erscheinungen im Gebiet der Vereinsliteratur hier in der Kürze namhaft zu machen suchen.

I. Preußen. 1) Einer der ältesten Vereine, der „Thüringisch-sächsische Verein für Erforschung der vaterländischen Alterthümer" zu Halle, hat die „Neuen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen" (VIII, 2) fortgesetzt. Der nun verstorbene Prof. Förstemann hat in diese Werke viel Wichtiges für die Quellen deutscher Specialgeschichte niedergelegt. 2) Der „Westfälische Verein" zu Münster und Paderborn brachte im Jahre 1849 den elften Band (Neue Folge, I) der „Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde", auch reich an urkundlichen Quellen. 3) Die „Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde" hat zwar kein neues Heft ihrer „Baltischen Studien" geliefert; doch ist von Mitgliedern derselben das dritte Heft des ersten Bandes des „Codex Pomeraniae diplomaticus" mit trefflichen erläuternden Noten erschienen. 4) Der „Wetzlarsche Verein" gab ein Heft seiner „Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer" (III, 2), das viel Urkundliches enthält; namentlich aus dem reichen Vorrath des ehemaligen Reichskammergerichts-Archivs die Privilegien der Münzer oder Hausgenossen zu Speier, von Kaiser Ludwig IV. 1330; die vollständigste Urkunde die wir über diesen Gegenstand besitzen. 5) Da sich in der Rheinprovinz noch kein allgemeiner Verein für Geschichte hat gründen lassen, soviel Stoff dieselbe auch bietet, so ist es dankbar anzuerkennen daß im Frühjahr 1848 zu Ottweiler eine Anzahl Geschichtsfreunde einen solchen für ihren Kreis sammt Umgegend bildeten, dessen erste gedruckte Verhandlung vorliegt. Bei Eröffnung der Versammlung sprach der Director unter Anderm folgende gute Worte:

> Wir wollten durch die Gründung dieses Vereins die Verehrung welche eine große Vorzeit, deren Strömung einst auch durch unsere Gegend rauschte, einflößt, nicht verleugnen; wir wollten uns den rühmlichen Bestrebungen vieler gleichgesinnter Männer in andern Gauen unsers großen und herrlichen Vaterlandes anschließen, welche nicht müdewerden aus dessen Boden ehrwürdige Ueberbleibsel hervorzuziehen und zu sammeln, die den sinnenden und forschenden Geist in dem Maße erfreuen als sie ihm ein Licht zur Erkenntniß der Bildungszustände im Dunkel des Alterthums darbieten können; wir wollten durch genaue historische und antiquarische Erforschung des heimatlichen Gebiets unsere Liebe zum gemeinsamen Vaterlande bekunden, und an der Hand der Geschichte den steten Fortschritt der Menschheit auch im Kleinen bis auf unsere Tage herab kennenlernen, und zugleich einen bewährten, wenn auch kleinen Baustein zu gewinnen und zu bearbeiten suchen, um ihn den großen Meistern und Künstlern der Geschichtschreibung als einen Beitrag zum Gebäude deutscher Geschichte überliefern zu können.

II. Baiern. Das Königreich ist nach seinen verschiedenen Provinzen in Geschichtsvereine getheilt, die eine große Thätigkeit entwickeln, und auch von der Regierung vielfach ermuntert und unterstützt werden. 6) Der „Historische Verein für Oberbaiern" zu München hat seit dem Jahre 1848 drei Hefte seines „Archiv für vaterländische Geschichte" (IX, 3, X, 1, 2) herausgegeben, welche denkwürdige Regesten und Abhandlungen für die Specialgeschichte liefern. 7) Vom „Historischen Verein für Oberfranken" zu Baireuth erschien ein Heft des „Archiv für Geschichte und Alterthumskunde" (IV, 1), enthaltend eine urkundliche Geschichte des Fürstenthums Baireuth im Dreißigjährigen Kriege. 8) Der „Zwölfte Bericht über das Bestehen und Wirken des Historischen Vereins in Oberfranken zu Bamberg" (28. März 1849) sagt: „daß die außerordentlichen Zeitereignisse nicht nur keinen störenden Einfluß auf seine Verhandlungen und Forschungen ausgeübt, sondern vielmehr Mehre zu reger Thätigkeit in der Bearbeitung des Feldes der Geschichte veranlaßt haben." Der Verein hat die Herausgabe fränkischer Geschichtsquellen beschlossen, und es ist bereits der erste Band dieser „Quellensammlung" im Druck erschienen; er enthält „Des Ritters Ludwig von Eyb Denk-

würdigkeiten brandenburgischer (hohenzollernscher) Fürsten, herausgegeben von Dr. K. Höfler, d. Z. Vorstand des Vereins". 9) Auch der „Historische Verein von Unterfranken und Aschaffenburg" zu Würzburg hat nach seinem vom Director Prof. Denzinger erstatteten achtzehnten Jahresbericht, trotz aller störenden Weltereignisse „einen und denselben Zweck verfolgend, im Stillen in der gewohnten Thätigkeit fortgewirkt, ohne eine wesentliche Veränderung zu erleiden". Er gab uns zwei Hefte seines „Archiv" (IX, 3 und X, 1), mit urkundlichen Nachrichten über verschiedene Gegenstände der vaterländischen Geschichte. 10) Der „Historische Verein von Oberpfalz und Regensburg" ließ den zwölften Band seiner „Verhandlungen" drucken, den die Fortsetzung einer urkundlichen Geschichte des Domes von Regensburg mit saubern Abbildungen füllt. Der „Jahresbericht", der von der Thätigkeit des Vereins Kunde gibt, wurde am 1. Oct. 1848 erstattet. Ich will hierbei nicht unerwähnt lassen daß die königliche Akademie der Wissenschaften zu München in erfolgreichster Thätigkeit ihre Arbeiten fortgesetzt, und nicht nur ihr „Bulletin", sondern auch eine Reihe gelehrter „Abhandlungen" und Denkschriften in ununterbrochener Folge hat erscheinen lassen. Es ist höchst ermunternd und dankenswerth daß die historische Classe dieses ausgezeichneten Instituts mit allen deutschen Specialvereinen in Verbindung getreten ist, und ihre Schriften denselben aufs bereitwilligste mittheilt oder austauscht.

III. Baden. 11) Von der „Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit" erschien der zwölfte „Jahresbericht", in welchem der Director des Vereins, der thätige Pfarrer Wilhelmi, seine Untersuchungen über die alten Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands fortsetzt. 12) Ein größerer Verein für das Großherzogthum hatte sich seit 1844 zu Baden gebildet, in Verbindung mit der historischen Section des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen. Es stehen gelehrte, treffliche Männer an der Spitze, und die „Schriften" dieser Vereine, wovon im vorigen Jahre ein Heft des dritten Jahrgangs (II, 1) erschien, enthalten viele denkwürdige urkundliche und antiquarische Mittheilungen. Wenn wir die treffliche Rede lesen mit welcher der gelehrte Archivdirector Moné die erste Generalversammlung eröffnete, so können wir nur mit tiefem Schmerz auf die maßlose Bewegung blicken, wodurch die den geschichtlichen Boden zerstörenden Weltverbesserer jenes schöne Land an den Rand des Verderbens gebracht haben. Da die Vereinsschriften nur in beschränkten Kreisen gelesen werden, so möge eine beherzigenswerthe Stelle hier mitgetheilt werden:

> Ich halte für nöthig daß ein geschichtlicher Verein sich auf ein bestimmtes Land beschränkt, oder richtiger gesagt, auf seine Heimat; denn Das bedingt jene Anhänglichkeit an die Sache. Ein heimatloser Mensch ist unglücklich, ein Volk das keine Geschichte hat oder sie nicht kennt ist gewissermaßen geistig heimatlos. Es muß sich dann erst seinen Platz oder seine Stufe der Bildung erringen, und scheitert durch manche Versuche, weil es, wie der Heimatlose ohne Boden, so im geistigen Leben ohne Erfahrung ist. Wir haben Alle von unsern Aeltern gelernt, ihren Rath und ihre Erfahrung benutzt; ihre Lebensverhältnisse können wir nicht wiederbringen, aber die Veränderung der Zeit und Umstände nach ihrer Weisheit beurtheilen und danach handeln. Ein Volk ist in demselben Falle: die Erfahrung seiner Voraltern ist der Schatz seines geistigen Vermögens, die alte Zeit kann und soll es nicht wiederbringen, sondern in der neuen, ausgerüstet mit den Erfahrungen seiner Väter, sich zweckmäßig fortbilden. Unterbricht man diesen organischen und naturgemäßen Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit, indem man, durch plötzliche Zerstörung oder Abschaffung des Alten, die Verbindung zerreißt, so muß das öffentliche Leben des Volks gleichsam von vorn anfangen und sich auf seine eigene Einsicht verlassen. Diese Aufgabe ist schwer. Viel leichter wird ein System erlernt als ein Leben geändert. Die erlernten Grundsätze und Ansichten sind ohne geschichtlichen Boden haltungslos, und werden sie aufs Leben angewandt, so bringen sie andere Früchte als man erwartet hat. Denn was nicht aus dem organischen Zusammenhang des Lebens hervorgeht, dessen Entwickelung läßt sich auch nicht vorhersehen, und nur Das ist dauerhaft was eine tiefe Wurzel hat. Die oberflächliche Erscheinung verschwindet mit dem Tage der sie geboren. Das Volk lebt länger als der einzelne Mensch, und wenn dieser schon wünschen muß seine Verhältnisse dauernd zu ordnen, um wie viel mehr liegen dauerhafte Einrichtungen im Interesse des Volkslebens. Was aber im öffentlichen Leben dauern soll muß seine Wurzel und Entwickelung in geschichtlichen Grundlagen haben. Es ist nicht möglich die Angewöhnung vieler Generationen wegzustreiten oder auszutilgen, und keineswegs rathsam rücksichtslos darüber wegzugehen. Das Leben behauptet sein Recht gegen die Theorien früher oder später.

## IV.

IV. Hessen. Die „Periodischen Blätter" der beiden historischen Vereine des Großherzogthums und des Kurfürstenthums Hessen, als Berichterstattung für deren Mitglieder, sind fortgesetzt worden. 13) Von der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde" zu Kassel wurden zwei Hefte ausgegeben (V, 1 und 2), die die Quellengeschichte mannichfach bereichern; namentlich theilt der Archivdirector von Rommel eine interessante Geschichte der fünfjährigen Gefangenschaft des Landgrafen Philipp und des Befreiungskrieges gegen Kaiser Karl V. aus archivalischen Nachrichten mit; und Archivar Dr. Landau gibt das erste Heft der „Historisch-topographischen Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und der großherzoglichen Provinz Oberhessen", welche auf Veranlassung des Vereins bearbeitet und gedruckt wurde. 14) Der „Historische Verein für das Großherzogthum Hessen" zu Darmstadt hat einen Band der „Regesten der bisjetzt gedruckten Urkunden der Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen, bearbeitet von Dr. Scriba" (Abtheilung II, Regesten der Provinz Oberhessen), auf seine Kosten drucken lassen. Auch ist ein Heft des „Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde" (VI, 1) erschienen, in welchem eine Abhandlung von Dr. Friedemann über den alten deutschen Gau Königssundra besonders zu bemerken ist. 15) Der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer" in Mainz brachte ein Heft seiner Zeitschrift (I, 3), weches interessante Mittheilungen über römische Antiquitäten der Rheingegend enthält; zu-

gleich das erste Heft „Abbildungen von Alterthümern des mainzer Museums, mit Erklärungen". Dasselbe gibt eine Beschreibung des merkwürdigen Grabsteins welcher am 29. Juni 1848 in Weisenau bei Mainz entdeckt wurde, und ist aufs gründlichste von K. Klein erläutert und beschrieben.

V. Nassau. 16) Die früher so erfolgreiche Thätigkeit des „Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung des Herzogthums Nassau" ist zwar schon seit Jahren im Abnehmen gewesen. Es sind aber jetzt „Vorschläge zur Förderung" desselben im Druck erschienen, die wahrscheinlich einen neuen Impuls hervorrufen werden. Auch hat der gelehrte und ämsige Archivdirector und Oberschulrath Dr. Friedemann gehaltreiche Vorträge über die „Mitwirkung der herzoglich nassauischen Archive zu den Arbeiten und Zwecken des Vereins" drucken lassen.

VI. Sachsen. 17) Die „Deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig" hat durch ihren ersten Geschäftsführer, Hrn. Dr. Espe, den „Bericht vom J. 1848" herausgegeben, und darin manches Denkwürdige für die Specialgeschichte mitgetheilt.

VII. Hanover. 18) Von dem überaus thätigen „Historischen Verein für Niedersachsen" zu Hanover ist der elfte und zwölfte „Jahresbericht" ausgegeben worden, in denen es nicht verhehlt wird „daß infolge der gewaltigen Bewegung, die im Anfange des vorigen Jahres das gesammte Vaterland ergriff, auch in den Verhältnissen des Vereins manche Hemmnisse eingetreten sind". Dennoch ist von dem reichhaltigen „Archiv" dieses Vereins ein Doppelheft des Jahrgangs 1848 erschienen, mit einer aus Quellen geschöpften Geschichte Göttingens während des Dreißigjährigen Kriegs, von Havemann. Die Specialarchive liefern noch immer reichen Stoff zu einem Gemälde jenes verheerenden Kriegs.

VIII. Schleswig-Holstein-Lauenburg. Auch in diesen von Krieg und von dem Kampf für historisches Recht heimgesuchten Ländern hat die Geschichtsforschung ihren ruhigen Fortgang gehabt. 19) Die „Königlich schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für die Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer" zu Kiel gibt in ihrem dreizehnten und vierzehnten Bericht Nachrichten über den Erwerb vieler denkwürdigen Alterthümer mit schätzbaren Erläuterungen. 20) Die „Schleswig-holstein-lauenburgische Gesellschaft für vaterländische Geschichte" gab ein neues Heft (V, 1) ihrer „Nordalbingischen Studien". Es ist voll denkwürdiger Mittheilungen, von denen wir besonders auszeichnen: „Die Quelle der Annales Esromenses oder Annales Lundenses", von Prof. Waitz, und die „Uebersicht der Verhandlungen zwischen den Fürsten und dem Lande Schleswig und Holstein", von demselben Verfasser. Dieser Verein hat auch das Verdienst eine reiche „Urkundensammlung" für vaterländische Geschichte herauszugeben, wovon ein starkes Heft (II, 2) in Kiel erschienen ist.

IX. Mecklenburg. 21) Der dreizehnte Jahrgang der „Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde", sammt einem Jahresbericht, ist erschienen. Der Herausgeber, Archivar und Bibliothekar Hr. Lisch, weiß mit großer Umsicht und mustermäßigem Fleiße die historischen Schätze der Vorzeit zu heben, und hat schon einen großen Reichthum von denkwürdigen Nachrichten und wichtigen urkundlichen Quellen in dieser Reihe von Bänden mitgetheilt, auch mit den vollständigsten Registern versehen. Möchten alle Archivare, deren leider so Viele nur die trägen Hüter der ihnen anvertrauten Schätze sind, diesem trefflichen und gelehrten Forscher nacheifern.

X. Hamburg. Auch Hamburgs Forscher haben es nicht versäumt, trotz aller Wirren der Gegenwart, Blicke in die Tage ihrer Vorzeit zu werfen. 22) Das neueste Heft der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte" (III, 1) hat manches Denkwürdige geliefert. Der Verein der Stadt Frankfurt aber, welcher dem politischen Strudel am nächsten war, hat geschwiegen, und ist mir von den trefflich ausgestatteten Heften für Alterthum und Kunst kein neueres zu Gesicht gekommen.

Nicht vergessen wollen wir am Schluß daß auch in der Schweiz, wo so manche für wissenschaftliche Bestrebungen störende Elemente gähren, viele besonnene, ruhige Männer sich der ernsten historischen Forschung widmen, und daß in den größern Städten Vereine zusammengetreten sind welche mit den deutschen in gleichem Bestreben einen nützlichen und segensreichen Verkehr unterhalten. Ich erwähne nur zwei neue Hefte der „Mittheilungen der zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer" (XII, XIII), welche reich ausgestattet und mit saubern Abbildungen geschmückt sind. Eine Abhandlung über „Ursprung und Bedeutung der Wappen, mit Bezug auf eine alte Wappenrolle in der zürcherischen Stadtbibliothek" verdient besondere Auszeichnung.

Erfreulich ist es auch daß die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostseeprovinzen" zu Riga ihre Thätigkeit für die Quellen und Erforschung der Specialgeschichte in echtdeutscher Art und Weise fortsetzt, und durch ihre Vereinsschriften, namentlich die „Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Lief-, Esth- und Kurlands", die Verbindung mit den Stammverwandten freundlich unterhält. Mit Schmerz blicken wir aber gegenwärtig auf die Deutschen in Siebenbürgen, die ebenfalls zu Hermannstadt einen Verein gründeten, und mit den Vereinen in Deutschland Verbindungen anknüpften. Mögen bald die Wunden heilen die jenem Lande ein verheerender Krieg geschlagen hat, und wir demnächst von nützlichen Werken des Friedens Bericht zu erstatten haben.*)

**P. Wigand.**

---

*) Für den Fall daß einige der in diesem Aufsatze gegebenen Notizen nicht das Allerneueste berücksichtigen sollten, müssen wir zur Rechtfertigung des Verfassers anführen daß uns seine Arbeit bereits im Herbste des vorigen Jahrs zugekommen ist, dieselbe wegen Mangel an Raum aber erst jetzt zum Abdruck gelangen konnte. D. Red.

## Ein Beitrag zur Geschichte des Socialismus.

In Nr. 295 d. Bl. f. 1849 bemerkt der Verfasser des Aufsatzes: „Sociale und national-ökonomische Fragen“: „Die Wortführer der mildern Fractionen des Socialismus wären häufig in dem Wahne befangen daß sie mit ihren mannichfachen, auf das Wohl der zahlreichen ärmern Volksclassen berechneten, theils guten, theils unhaltbaren Vorschlägen gewissermaßen ein neues Evangelium verkündeten; daß dieses Alles ganz nagelneue Erfindung von ihnen und ihrer Schule sei, welche ohne sie nicht in die Welt gekommen wäre.“

Diese nach meinem Dafürhalten sehr richtige Bemerkung erneuerte in mir das Andenken eines Mannes dessen Schriften ich vor etwa 20 Jahren durch Uebertragung derselben aus dem Lateinischen dem deutschen Volke zugänglicher zu machen suchte. Durch Herder und Hoßbach zum Studium der Schriften des Johann Valentin Andreä, dieses biedern, frommen, gelehrten und geistreichen Theologen des 17. Jahrhunderts, angeregt, hatte ich dessen „Theophilus“ (Leipzig 1826) und „Entlarvten Apap und Hahnenruf“ (Leipzig 1827) in deutscher Uebersetzung erscheinen lassen, und seine „Christianopolis“ zu übertragen angefangen, als andere Arbeiten diese Studien unterbrachen. Die zuletztgenannte Schrift des Andreä ist es nun welche mir der Verfasser des Aufsatzes: „Sociale Fragen“ ꝛc. durch obige Bemerkung ins Gedächtniß rief.

Daß die Schriftsteller unserer Zeit welche den Socialismus und Communismus zum Gegenstand ihrer Forschungen machen die genannte Schrift des Andreä, soviel mir bekannt ist, nicht erwähnen, darf nicht befremden. Theils ist man zu bequem in dem Staube der Bibliotheken die Ansichten und Bestrebungen der frühern Jahrhunderte auf demselben Gebiete, zumal in lateinisch geschriebenen Büchern, aufzusuchen und zu benutzen; theils dünkt man sich zu klug, und meint bei den Vorfahren Nichts lernen zu können, oder verachtet mehr die alte Weisheit als daß man sie nicht kennte, um sich in den Augen der Zeitgenossen den Schein der Neuheit und Erfindung zu bewahren und in eitler Selbsttäuschung den Anspruch auf Originalität zu sichern. Welches aber auch die Ursachen der Nichtbeachtung Dessen sein mögen was Frühere auf diesem Felde gepflanzt und gebaut haben, so glaube ich doch den Forschern unserer Tage einen Dienst zu erweisen wenn ich sie auf die „Christianopolis“ des Andreä aufmerksam mache.

In dieser dem Johann Arndt gewidmeten Schrift *) wird von ihm das Ideal eines städtischen Gemeinwesen von dem Standpunkte eines strenggläubigen evangelisch-lutherischen Christen aufgestellt, und fast möchte ich die Vermuthung wagen dem Stifter der herrnhutischen Gemeinden, dem Grafen Zinzendorf, habe dieses Ideal Andreä's vorgeschwebt, und er sei bemüht gewesen dasselbe ins Leben einzuführen.

In hundert Capiteln schildert Andreä seine auf einer Insel gelegene christliche Stadt, wohin den auf dem Schiffe der Phantasie Segelnden und Schiffbruch Leidenden die Wellen getragen hatten. Er beschreibt seine Aufnahme unter ihren Bürgern, die Gestalt und Lage, sowie den Ursprung ihrer Stadt. Die Einrichtungen, Gesetze und Gebräuche, die gemeinsamen Wohnungen, Arbeiten und Genüsse, die dem Staate vollständig übertragene gemeinsame Erziehung und Bildung der Jugend könnte man gleichsam als Vorläufer der von den neuern Socialisten, besonders von Fourier vorgeschlagenen Phalanstères betrachten, nur mit dem Unterschiede daß Andreä die ganze Verfassung seiner Stadt auf christlicher Basis, oder was bei ihm gleich ist, auf dem strenggläubigen Lutherthum errichtet, während die neuen Socialisten nicht einmal von Gott und von Christus — nur St.-Simon's „Nouveau christianisme“ dürfte auszunehmen sein — geschweige denn von orthodox-lutherischer Auffassung des christlichen Glaubens Etwas wissen wollen.

*) Der vollständige Titel ist: „Reipublicae christianopolitanae descriptio.“ (Strasburg 1619.) Eine deutsche Uebersetzung durch D. S. G. (Georgi) erschien 1741 in Eßlingen.

Daß Andreä zugleich die herrschenden Gebrechen seiner Zeit, besonders Derer die das Salz der Erde sein sollen, gelegentlich geißelt, und mit der scharfen Lauge seiner Satire besprengt, wird den in den Schriften dieses ebenso witzigen als strengen Mannes Bewanderten nicht überraschen. Man vergleiche nur Cap. 30: „Von der Bibliothek“, und Cap. 42: „Von der Buchdruckerei“, um mein Urtheil bestätigt zu finden, und gar Vieles was von den Schulhäusern, von den Lehrern und Schülern, von der Methode des Unterrichts gesagt wird verdiente noch in unserer Zeit beherzigt zu werden.

C. L. Pabst.

## Bibliographie.

Belani, H. E. R., Die Magyaren. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der neuesten Bewegungen in Ungarn. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

National-ökonomische Bibliothek, herausgegeben von J. Prince-Smith. 1ster Band.: Volkswirthschaftliche Harmonien. Von F. Bastiat. Aus dem Französischen. 1ste Lieferung. Berlin, Hempel. 12. 5 Ngr.

Dörry, D., Pommersche Geschichten. I. — A. u. d. T.: Der Junker von Behr. Geschichte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ebel, W., Geographische Naturkunde oder Grundzüge einer allgemeinen Naturgeschichte der drei Reiche mit physiognomischer Schilderung der Erdoberfläche für Studirende, Schulmänner und Gebildete überhaupt. 1ste Abtheilung: Plan der geographischen Naturkunde. 2te Abtheilung: Geographische Naturkunde von Island. Mit 14 zum Theil colorirten Karten und Tafeln. Königsberg, Bon. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hirsch, R., Reiser und Reisig. Wien, Gerold. 18. 1 Thlr.

Loeper, H. v., Aus den Tagen der Jugend. Gedichte. Landsberg, Volger u. Klein. 24. 15 Ngr.

Maltzan, F. v., Umriß einer christlichen Weltgeschichte. Rostock. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Oersted, H. C., Der Geist in der Natur. Deutsch von K. L. Kannegießer. Nebst einer biographischen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verf. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pataky, K. M., Bem in Siebenbürgen. Zur Geschichte des ungarischen Krieges. 1848 und 1849. Mit General Bems Portrait und einer Karte von Siebenbürgen. Leipzig, O. Wigand. 8. 25 Ngr.

Seidl, J. G., Almer. Innerösterreichische Volksweisen. Aus einer größeren Sammlung mitgetheilt. 1stes Heft. Wien, Gerold. 18. 8 Ngr.

Schweizerische Soldatenlieder. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 4½ Ngr.

Sturzenbecher, O. P., Die neuere schwedische Literatur. Leipzig, Weber. 8. 25 Ngr.

### Tagesliteratur.

Barth, K., Politische Reden. Augsburg, Schmid. 1849. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Beckedorff, v., Die Grundsteuer. Berlin, Logier. Gr. 8. 2½ Ngr.

Thomä, F. C., 1850. Ein nach einer alten Prophezeihung durch einen Geistlichen, vielleicht durch eine von einem solchen projectirte Geschwindbahn auf kirchlichem Gebiete, hochgesegnetes Jahr. Trostwort und Wunsch an alle Deutsche, welche um Vaterland und Kirche in banger Sorge sind. Zeitz, Webel. 8. 2 Ngr.

Wimphen, C. v., Ueber die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Im J. 1821 ausgegeben. Gefunden in den nachgelassenen Papieren eines schleswigschen Beamten. Copenhagen, Eibe. 1849. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
# literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 153. —— 27. Juni 1850.


## Spanien und die Spanier.

Spanien und die Spanier. Geschildert von Emanuel von Cuendias. Erster Band der: Reise auf gemeinschaftliche Kosten von einer Gesellschaft von Schriftstellern und Künstlern. Vierundzwanzig Lieferungen. Brüssel, Muquardt. 1847—48. Ler.-8. 8 Thlr.

Das Jahr 1848 hat uns über Spanien ein Werk gebracht das zuerst Geist und Inhalt des spanischen Volkslebens zu seinem Gegenstand genommen und dem Lande etwa denselben Dienst erwiesen hat welchen Italien dem Werke des Kephalides verdankt. Der Reise von Willkomm war es vorbehalten die innern Seiten des spanischen Volks und Nationallebens zuerst zur Anschauung zu bringen und den Schlüssel zur vollen intuitiven Kenntniß des Landes zu liefern. Wir haben dieser ersten ganz befriedigenden Arbeit über das Land „jenseit der Pyrenäen" mit verdientem Lobe in Nr. 238—244 d. Bl. f. 1848 gedacht. Diesem trefflichen Werke schließt sich das vorliegende was Geist und Inhalt betrifft nahe an; die Form jedoch ist eine andere.

Spanien ruht in diesem Augenblick von einem vier Decennien langen blutigen Bürgerkriege aus; es heilt die Wunden, behutsam und mühevoll, welche es sich selbst oder die ihm das Misverständniß des Constitutionswesens geschlagen hat, und täuschen nicht alle Anzeichen, so heilt es sie gründlich und geht mit raschen Schritten einer neuen Epoche der Blüte und des Wohlseins entgegen. Aus dem Blute seiner Bürger ist ein neues Spanien erstanden: die Täuschungen sind entflohen, der Segen der Wahrheit ist geblieben. Spanien war in der Mehrheit seines Stammes jung und kräftig; seine faulen Aeste sind abgefallen: das Priesterthum und die entartete Aristokratie sind dahin; der „Bürger" lebt und gewann die Kräfte die jenen Parasiten des Volksthums entwichen sind, das Volk aber ist sich selbst treugeblieben.

Der Continent von Europa zeigt zwei Volksstämme auf, vor denen wir eine hohe Achtung laut bekennen, zwei ehemals verbundene Volksstämme gleichen Glaubens, die Belgier und die Spanier, neben welchen alle übrigen alt und verfallen erscheinen, und die allein im gesicherten Besitz politischer Weisheit, d. h. politischer Mäßigung, sich zeigen.

Will man wissen in welchem Maße Spanien neu geworden ist ohne doch seinen alten Nationalgeist zu verleugnen, so lese man dies Buch. Nur Eins als Probe: Im J. 1814 erschienen in Madrid fünf Zeitungen und Zeitschriften, 1847 aber 54 Tages-, Wochen- und Monatschriften, fast ein Fünftel der in London erscheinenden periodischen Schriften, in London, das mehr als die fünffache Bevölkerung von Madrid hat. Der Geist der Wissenschaftlichkeit ist dem Spanier nie fremd gewesen, er stand hierin vielmehr dem Deutschen stets am nächsten; nichtsdestoweniger muß der unermeßliche Aufschwung überraschen den Spanien in dieser Beziehung während seiner Bürgerkriege gemacht hat. Der Staat und seine Verwaltung ordnen sich. Narvaez' kräftige Regierung hat nicht blos Ruhe und Gesetzmäßigkeit hergestellt; sie ist auch vom Geiste materiellen Fortschritts durchweht. Das Volkswohlsein wird gefördert — der Phrasenkampf um dürre politische Rechte tritt in den Hintergrund —, die Quellen der allgemeinen Wohlfahrt fließen wieder! Welchen Umständen verdankt Spanien dies Glück? Es ist diese Frage wol der Erwägung werth. Wir glauben es verdankt diesen glücklichen Umschwung dem Umstande daß man in Spanien den Constitutionalismus behandelt wie er behandelt werden muß, als mäßigende, als einschränkende Form, nicht als Bedingniß des Staatslebens. Narvaez regiert nicht mittels, sondern trotz der constitutionnellen Formen, die er kühn überspringt, so oft sie sich dem wahren Wohl des Landes entgegensetzen. Das Wie ist sein Geheimniß; allein die That zeigt daß Dem so sei und daß der Segen des Landes die Kühnheit belohnt, deren Preis er ist. Bleibt die Regierung Spaniens noch zehn Jahre lang auf diesem Wege, so zweifeln wir nicht daß die Pyrenäische Halbinsel eines der blühendsten Länder des alten Continents sein, und daß das Volk, seine alten Täuschungen belächelnd, in der Fülle des Wohlseins kaum begreifen wird wie es für Worte und Phrasen ehemals in den Bürgerkrieg hat gestürzt werden können. An diesem Anblick wollen wir uns freuen; dies Volk wollen wir — die wir in den Rudimenten der ersten politischen Schule schon fast mit dem Tode ringen — bewundern, beneiden oder — ihm nachahmen, wenn es möglich ist!

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu unserm Reisewerke zurück. Die Entstehung desselben ist einiger-

maßen dunkel. Aus einer Feder, aus einem Gusse scheint es kaum zu sein: die Form läßt auf französische Quellen schließen. Wir wollen nicht entscheiden: allein es sieht aus wie eine ungemein geschickte Compilation verschiedenartiger Reisewerke von einer Hand zur Einheit in dieser Gestalt gebracht. Ein überaus lebhafter, plastischer Vortrag, ruhiger Redefluß, gute Wahl des Anziehenden aus einem reichen Stoff, Kürze und Fülle, Dies sind die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Reisewerks. Es fließt über von lehrreicher Unterhaltung, historischen Rückblicken, Nachrichten aus der Profan- und Heiligengeschichte des Landes, und kommen die Verfasser auch unserm Willkomm an Tiefe und eindringendem Geist nicht gleich, so stehen sie ihm doch zur Seite in glücklicher Wahl, in lebenvoller Darstellung und in geschmackvoller Schilderung der verschiedensten Natur- und Volksscenen. Besonders aber empfängt unsere Kenntniß des Maurenthums in Spanien und der merkwürdigen Grundlagen welche dasselbe im spanischen Nationalleben zurückgelassen hat manchen unverhofften und erwünschten Beitrag.

Der Reiseweg welchen der Verf. verfolgt führt durch die baskischen Provinzen nach Santander, Asturien, Galicien, Altcastilien, Leon nach Neucastilien und Madrid; hierauf durch Toledo nach der Mancha, die Sierra Morena, Andalusien, Jaen und Cadiz; dann nach Valencia, Murcia, Catalonien, Aragon und Navarra: unbesucht bleibt nur Estremadura mit Badajoz. Dieser Reiseplan hat den Vorzug eine dauernde Steigerung der Schilderung zuzulassen wie nicht leicht ein anderer. Eine Reihe guter Vignetten, trefflicher Stahlstiche und sauber colorirter Bilder gewährt eine reizende Zugabe zu dem reich ausgestatteten Werke. Burgos, Vittoria, Toledo, Cordova, Xeres, Ronda, vor allen aber Granada, das Alhambra, Valencia, Segovia und Saragossa geben zu vorzüglichen Bildern Stoff. Die colorirten Stiche stellen Costume der Bewohner, Bettler, Beamten, Damen, Frauen aus dem Volke u. s. w. dar; Alles ist mit Geschmack behandelt. Wir vermissen nur Eins — ein ausreichendes Inhaltverzeichniß des weiten Stoffes.

Wer so glücklich ist dem natürlichen Hange des Menschen, zu reisen und an der Schönheit der Welt sich zu bilden, folgen zu können, dem ist beim Betreten eines neuen Landes vor allen Dingen eine volle panoramische Uebersicht des Landes als Leitfaden und Compaß zu wünschen. Diesem Bedürfniß entsprechend, entrollt die Einleitung ein Rundgemälde Spaniens von der lebendigsten Färbung vor unsern Augen:

> Spanien, die Wiege der Romantik, das gelobte Land des fahrenden Ritterthums und des katholischen Wunderglaubens, das vielbesungene, weniggekannte Spanien ist unter den drei Schwesterhalbinseln die unter gleichem Himmelsstrich in das blaue Mittelmeer ausgehen, die wildeste, nicht umweht von lauen Zephyren wie Italien oder Griechenland, vielmehr nach allen Seiten festgeschlossen gegen das Meer; ohne Buchten und in seinem Innern dem ungemilderten Sonnenbrand ausgesetzt.

Wie in seiner Geschichte sich Orient und Occident begegnen, germanische und arabische Einflüsse und Blut der Gothen und der Mauren hier zusammenfloß, so erscheint auch die Natur des Landes als ein wunderbares Gemisch von Morgen- und Abendland. Das Antlitz Europas — so nennen die Spanier ihr Land — ist ernst und traurig, von düsterm, aber stets erhabenem Ausdruck. Nimmt man die Küstenstriche und die Abhänge der Pyrenäen aus, so verleugnet Spanien nirgend diesen finstern Charakter. Die weichen Thäler und Gartengelände Italiens, der deutsche Wald mit seiner Herrlichkeit wird hier umsonst gesucht. Wolkenhohe Gebirgswände, vom Geier und Adler überschwebt, oder unendliche, baumlose, sonnverbrannte Flächen, voll Einsamkeit und Grabesstille, wie für büßende Anachoreten geschaffen, sandige Steppen, wo die Trappe haust, starre Felsen, kahl und nackt wie in Norwegen, durchziehen fast ganz Spanien. Die Wohnstätten der Menschen liegen meilenweit auseinander, Feldeinsamkeit zwischen ihnen; jene Weiler und kleinen Städte aus denen Wohlstand und Sauberkeit uns in Deutschland, in England anlachen, kennt man hier nicht. Hoch, am felsigen Rande eines Abgrunds dagegen hängt ein Dorf: der Bergpfad von dort zum Gipfel empor gleicht einer ungeheuern Boa, deren Kopf eine alte Veste mit Zinnen und Ringmauer bildet. Und doch ist Spanien schön, doch wirkt es Staunen und Bewunderung. Es ist etwas unendlich Erhabenes um diese Strenge, diese Nacktheit der Natur. Sie lehrt uns den Charakter dieses Volks erst begreifen: diesen glühenden Stolz, diese kalte Kühnheit, die tiefe Ruhe bei gewaltigster Leidenschaft. Erst wenn man Spanien gesehen hat, versteht man die Geringschätzung mit welcher dies Volk auf alles Gemeine und Gewöhnliche herabsieht, die unaussprechliche Verachtung die es gegen weibisches Wesen und Feigheit hegt, seine Ruhe und seinen Schicksalstrotz: denn die Natur des Landes zeigt nichts Kleines, nichts Mittelmäßiges. Durchpilgert man die beiden Castilien und die Mancha, so ist es unmöglich nicht von religiösem Schauer ergriffen zu werden: man sieht sich wie auf einem Erdocean einsam und verlassen; der Mensch fehlt der Erde, das Schöpfungswerk scheint unvollendet geblieben zu sein. Erreicht man Somosierra oder die Puertos der Sierra Morena, so wechselt die Scene. Hier zieht die Maulthierkaravane, zum Schutz und Trutz verbündet, auf schöner Straße hoch über Abgründen lustig dahin. Im Schooße dieser granitenen Sierren bergen sich himmlische Thäler, deren Schönheit und Blütenduft die Sinne umnebeln. In der Nevada und der Sierra von Ronda trägt jede Felsspitze ihre malerische Ruine: die Maurenheldenzeit ersteht aus dem Grabe der Zeit; die Triften erfüllt das Gebrüll der Kampfstiere. In den Dörfern und Flecken begegnet uns ein seltsamer Menschenschlag: Männer und Frauen sitzen in den Thüren der Häuser, Märchen erzählend. Kurz, es ist etwas Räthselhaftes um dies Spanien, dessen Anblick so düster und doch so schön, dessen Volk so geistvoll und so unwissend, so freimüthig und doch so verschlossen, leichtgläubig und mistrauisch ist. Es ist ein Problem für den Dichter wie für den Philosophen; aber die naturwüchsige Größe dieses Volks er-

greift und fesselt uns. Der Grundzug Spaniens ist das Grandiose; es ist groß in seinen Vorurtheilen, in seinem Glauben und seinen Leiden. Es ist auch großartig verkannt worden, und dies Land und Volk, so vielfach falsch beurtheilt, in seiner wahren Gestalt zu zeichnen, eine große und schöne Aufgabe.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

**Was sich der Wald erzählt. Ein Märchenstrauß von Gustav zu Putlitz. Berlin, A. Duncker. 1850. Lex.-8. 15 Ngr.**

Es ist mit diesem Märchenstrauß wie es mit hundert andern Büchern nicht ist. Die hundert sind aus den Bedürfnissen und Stimmungen der Zeit hervorgegangen, dieser Strauß umgekehrt aus dem Bedürfniß sich aus diesen Bedürfnissen und Stimmungen loszumachen. Er schlägt keck die Trommel des Aufruhrs nicht allein gegen das stolze Volksbewußtsein, sondern auch gegen das ebenso stolze Menschenbewußtsein, er emancipirt die stumme Pflanzenwelt, und selbst die todten Steine, um ihr individuelles Leben gegen das Geschlecht zu manifestiren welches sich die Herren der Schöpfung nennt. Die Thiere haben Das schon oft versucht, hier versuchen es die Blumen und Gräser sich als die Hauptwesen im Geschaffenen zu betrachten, und die zweibeinigen Wandelgeschöpfe gewissermaßen als unvermeidliche, auch störende Zugabe im Universum. Emancipationsversuche dieser Art sind noch weit kühner und weiter hinaus gemacht. Wir lesen herzzerreißende Tragödien von Geschöpfen die wir nicht genug kannten, aber ihr Schöpfer wußte sie zu individualisiren, und als die Krisis kam, die uns erschüttern durfte, waren es nur Infusorien in einem Wassertropfen, und der Tropfen ward mit dem Wasser verschluckt das ein Riese mit einem Zuge austrank. Der Riese war ein Mensch, der Schauplatz der Tragödie die Welt, sein Wasserglas. Wer hindert daß ein Dichter außer uns die Erde, den Himmel, die Sonne und die Sterne nicht auch in ein Wasserglas placirt welches ein anderer Riese in einer ungesehenen und ungeahnten Ewigkeit auf einen Zug hinunterschlürft? Bei allen Versuchen der Art kommt es eben nur auf das Wie an, auf die Auffassung, auf die Berechtigung welche der Dichter seinen Wesen verschafft. Der Geist, die Phantasie macht den Märchendichter, er ist es wenn er auch kein Gedicht zustandebringt, die Art ist es die ihn zum Dichter für die Welt macht, ob er es versteht den Phantasmen die lebensblütige Wahrheit, die Anschaulichkeit, die Verständlichkeit für das Publicum zu geben.

Diese Art ist es welche den Dichter dieses „Märchenstraußes" als Theaterdichter dem Publicum liebgemacht hat, daß er der gemüthlichen Auffassung gewöhnlicher Ereignisse im Leben auch eine solche zierliche, äußere Fassung, Form zu geben versteht die das große Publicum ergreift. Aehnlich tritt er hier als Märchendichter auf. Er faßt die Erscheinung zart aber sicher an, und weiß ihr durch diese geschickte Behandlung alles Mögliche abzulocken was sie wohlgefällig den Menschen erscheinen läßt. Er preßt sie nicht, er zwingt sie nicht Sprünge zu machen, sich in gewagten, extravaganten Stellungen zu zeigen; aber er streichelt, cajolirt sie bis sie im innern Wohlbehagen ihre natürlichen Seiten herauskehrt, die in einer echten Natur immer graziös, anmuthig sind. Er fliegt nicht in die Sterne, er dringt nicht in die Tiefen der Erde, auch zieht er nicht die verborgenen Alraunwurzeln aus dem schwarzen Boden; aber Freude und Schmerz athmen auch seine Wesen, wohl verständlich der Alltagswelt, während er doch zugleich tief aus dem Dichtergemüth kommt.

Wir sehen einen Dichter vor uns weder besonders reich, noch besonders kühn, der aber, immer auf dem Niveau des Wohlbehaglichen schwimmend, jenen tiefern Anschauungen sich keineswegs verschließt, es aber vorzieht das Wohlbehagen in ihm in Schmerz und Leid ebenso Denen mitzutheilen welche ihm zuhören. Während er das Willkürliche möglichst fernhält verfällt er ebenso wenig in das Triviale als in das Sentimentale. Wir möchten sagen er schreibt wie wir uns denken daß die Elfen spielen, wenn aus deren schalkhaftem Treiben nicht die Gemüthswelt ausgeschlossen wäre, weil ihnen die Seele fehlt. Es war ihm Bedürfniß diese Märchen zu schreiben, verräth er uns im Prolog und Epilog; weil er sich vor der Politik retten wollte stürzte er sich in den Wald, und zauberte sich das Pflanzenleben aus der Waldeinsamkeit hervor. Aber wir sehen noch ein anderes Bedürfniß; er sagt es nicht, aber es trieb ihn ebenso gewiß. Auf dem Theater ist Putlitz gern auch gemüthlich, aber er darf nicht sinnig sein, sonst verstände ihn sein Publicum nicht. Es ist traurig daß es so ist, aber es ist so. Es könnte vielleicht besser sein wenn die Theaterdichter seit die Lessing, Goethe, Schiller, Heinrich Kleist todt sind nicht Alle nur an dies Publicum und ihre Schauspieler dächten. Jene Dichter, und nicht sie allein, es waren Alle jener Zeit der Meinung daß der Dichter aus sich selbst herausschreiben, daß er wenigstens den Versuch machen müsse das Publicum und die Darsteller zu heben zu seiner Anschauung, zu einer sinnigen Auffassung der Dinge heranzuziehen. Seit man Dies aufgegeben, seit die Raupach die Schauspieler zum Glauben verführt: die Dichter hätten keine andere Aufgabe als ihre Stücke so zu schreiben daß sie sich ganz anschmiegen an die Eigenschaften, Bequemlichkeiten und Unarten der Schauspieler, ist das Theater in einem nothwendigen Verfall, der immer rascher, immer tiefer wird. Man darf sich da nicht wundern wenn bald die Stücke der Birch-Pfeiffer als große Werke einer vergangenen Vorzeit dastehen werden, der Birch-Pfeiffer die wie Raupach Rollen für die Schauspieler anfertigt, aber dem Theaterpublicum zugleich alle seine Schwächen abgelauscht hat, und indem sie ihm Futter danach gefertigt hinstreut, es entzückt und das Theater beherrscht. Aber sie ist doch noch warmblütig, sie hat etwas Sinn auch für das Gute was noch gefällt, und eine Gabe die schlechten Dinge in eine gute Fassung zu bringen. Es mögen wenn Das so fortgeht nach ihr Andere kommen welche nur eine Ollapotrida, Quodlibet von nur Verkehrtem und Schlechtem bringen, und sie werden doch gefallen wenn das Theater nur da ist damit Dichter und Schauspieler dem Demos opfern was ihm gefällt.

Dies beiläufig. Auch Putlitz opfert diesem Demos, nicht positiv aber negativ. Er gibt nicht von allem Guten was er besitzt. Er ist sinniger Natur, aber dies Sinnige glaubt er nur sehr sparsam dem Theaterpublicum vorsetzen zu dürfen. Deshalb hat er sich in den Wald geflüchtet, und bringt nun aus sich heraus, unbekümmert um den Beifall, von seinem Besten.

Märchen darf man nicht zu scharf anfassen, es hieße mit dem Finger über ein frisches Daguerreotyp hinfahren. Man darf so weder zeigen noch corrigiren. Sie haben ihr Recht in sich, der Totalanblick gibt es; entweder spricht er an oder stößt er ab. Ich glaube der Ton in diesem Märchenstrauß wird viele Leser finden, Viele anziehen, daß sie auch über Unebenheiten die ihnen aufstoßen sollten ohne Anstoß hinweggehen werden. Eine kritische Zerlegung wird man daher nicht fodern, sie wäre durchaus nicht angebracht.

Das Wesen des Märchens ist, aus den Erscheinungen der Natur einen lebendigen Hauch zu gewinnen, lebendig wie es unsere Menschennatur versteht; wir wollen sie nach uns individualisirt sehen. Ist denn Das nicht schon längst geschehen von den Märchendichtern aller Völker, kann denn da noch Etwas übriggeblieben sein von der uralten Natur, die wie jetzt von den Chemikern, ehedem von den Poeten bis in ihre äußersten Schlupfwinkel durchforscht und erklärt, bis auf den Schaum des Meers schon symbolisirt ist? Aber es findet sich immer noch Etwas, wie es ja noch immer Dichter gibt welche es unternehmen die Liebe zu schildern, obgleich die Dichter durch zwei Jahrtausende sich abgemüht haben die Liebe zu schildern, und kein neues Gedicht an Wärme, Innigkeit und Glut

dem ältesten Liebesgedicht, dem Hohenliede Salomonis, das Wasser reicht.

Ich greife zufällig Etwas heraus. Wer hat nicht, oder wie ist nicht die Nacht geschildert! Könnte sie noch symbolisirt werden? Das bescheidene Gänseblümchen das „einst wenig berücksichtigt wurde, ja sogar bei Vielen für etwas simpel galt", unternahm es in einer Blumensoirée von den Schrecken des Winters für die ganze Gesellschaft zu reden, und Alle stimmten ihm bei, als die Mohnblume es für ihre Pflicht hielt die gedrückte Stimmung durch ihre Schilderung des Frühlings wieder zu erheitern. Sie kam dann auf die Schöpfung zu sprechen, und erzählte wie eine Blume nach der andern gekommen, wie Thiere und Menschen friedlich beieinander gewohnt, und Nichts als Jubel vom Morgen bis zum Abend gewesen. „Ein Wesen nur", fuhr sie fort, „das einzige in der weiten, weiten Schöpfung, theilte nicht dies allgemeine Glück, und wandelte traurig über die junge Erde: es war die Nacht. Warum sie traurig war werdet ihr fragen. Ja seht, sie war einsam in dieser Welt wo jedes andere Wesen einen Gefährten hatte, und gibt es ein Glück wenn wir es nicht mittheilen können? Dazu kam noch daß die Nacht mehr und mehr empfand was sie sich so gern verheimlicht hätte: daß sie das einzige Wesen war dem die Andern sich nicht liebend nahen mochten. Denn wie sie auch ihre freiwilligen Lämpchen anzündete, sie mußte doch den Menschen und Thieren die Schönheiten der Erde verbergen, und Das wendete Alle von ihr ab. Nicht daß sie ihr ins Angesicht geschlagen hätten, aber in dem Jubel mit dem die Morgensonne begrüßt wurde sprach es sich deutlich genug aus wie wenig man der Nacht zugethan war. Das betrübte sie natürlich, denn sie war gut und liebevoll, und sie hüllte ihr Haupt in den dichtesten Schleier um ihren bittern Kummer auszuweinen. Das rührte nun uns mitleidige Blumen gar sehr, und wie sich Alles von ihr wendete suchten wir, wie wenig wir auch ihren Schmerz stillen konnten, ihr Freude zu machen soviel es unsere Kräfte erlaubten. Aber wir haben Nichts zu bieten als nur Farben und Düfte, und an den Farben hat die Nacht von jeher keine große Freude gehabt. So sparten wir für sie unsere schönsten Düfte auf; ja einzelne, z. B. die Nachtviole, dufteten bei Tage gar nicht, um alle ihre Wohlgerüche der Nacht darzubringen, und diese Gewohnheit hat sie denn auch wie bekannt seitdem bewahrt. Doch alles Das konnte die Trauernde nicht trösten, und sie warf sich in ihrem Schmerz vor den Thron des Schöpfers. «Allmächtiger Vater!» hub sie an, «du siehst wie Alles glücklich ist in deiner Schöpfung, ich allein ziehe freudelos, einsam und ungeliebt über die Erde, und habe kein Wesen dem ich mich in meinem Kummer anschließen kann. Der Tag flieht vor mir wie sehnsüchtig ich ihm auch nacheile, und wie er wenden sich alle Geschöpfe von mir ab. Darum erbarme du dich meines Schmerzes, und gib mir einen Gefährten.» Da lächelte in Mitleid der Schöpfer, erhörte das Gebet der Nacht, schuf den Schlaf und gab ihn ihr zum Genossen. Erkennt man nicht daß der Schöpfer ihn lächelnd schuf daran daß er nur geliebt ist, nur Segen austheilt, nur Glück und Trost? Die Nacht nahm den Freund in ihre Arme, und nun ging eine ganz andere Zeit für sie an. Nicht allein daß sie nicht mehr einsam war, sondern es wurden ihr auch die Herzen Aller zugethan, seit der Schlaf der Liebling aller Lebenden mit ihr kam, wenn sie den Tag von der Erde verscheuchte."

Das Weitere mag Jeder selbst nachlesen, wie Kinder kamen, anfangs lieblich unschuldige, dann recht böse, die Träume, und wie der Schlaf seinen Stab in die Erde pflanzte, und daraus die Mohnblume entstand. Einigen der Märchen wird man es ansehen daß sie in der Waldeinsamkeit unter nordischen Eichen, in schönen Mondnächten erwuchsen, wohingegen das letzte, „Der Stein", widerschimmert den Azurhimmel, die lauen Lüfte des Golfs von Neapel und die Feuergarben des Vesuvs.

27.

## Zur Kirchengeschichte.

Die Geschichte der jetzt nach mehr als halbhundertjährigem Vergessen dem Cultus wiedergegebenen Sainte-Chapelle zu Paris *), der Stiftung des heiligen Ludwig, bietet einige merkwürdige Züge. Den 25. Aug. 1505 raubte ein zweiundzwanzigjähriger Student, Edmond de Lafosse, während des Hochamts die heilige Hostie aus der Hand des Priesters. Als er sich verfolgt sah riß er sie in Stücke und warf sie in den Hof des Palais vor die Rechnungskammer; fast unmittelbar darauf wurde er festgenommen und in die Conciergerie gebracht. Nach beendigtem Hochamte ging der Priester, von der gesammten Geistlichkeit begleitet, in Procession die Ueberreste der Hostie, welche Niemand zu berühren gewagt hatte, vom Pflaster aufzulesen. Mehre Tage lang legte man einen Goldstoff zwischen zwei brennende Kerzen auf diese Stelle, und riß dann die Steine auf, welche man mit der Hostie im Schatze verwahrte und als Reliquie ehrte. Am folgenden Sonntage hielt das Collegium der heiligen Kapelle, gefolgt von den vier Bettlerorden, feierlichen Umzug mit dem heiligen Sacrament, sowol zur Sühne des Frevels als zur Bekehrung des Schuldigen. Der Proceß Edmond de Lafosse's dauerte nicht lang; trotz der Erklärung der Aerzte welche ihn rasend und wahnsinnig fanden, ward ihm auf dem Platze wo er die Hostie brach die Hand abgehauen; dann schleppte man ihn auf einer Strohmatte bis zum Marché-aux-pourceaux, und hier verbrannte man ihn und streute seine Asche in die Winde.

Neben diesem Nachtstücke tritt auch eine heitere, fast opernhafte Scene vor, das sogenannte Engelsfest. In einigen Kirchen warf man während der Messe am Pfingsttage etwas angezündetes Werg als feurige Zungen aus der Wölbung herab, eine oder mehre weiße Tauben und Blumen, um darzustellen wie sich der Heilige Geist auf die Apostel senkte. Aber in der heiligen Kapelle sah man eine Engelsgestalt, welche einen silbernen Humpen trug, aus dem sie Wasser auf die Hände des Priesters goß, von der Decke niederschweben. Als der König Karl VIII. 1484 die Messe in der heiligen Kapelle hörte erfreute ihn diese Pfingstceremonie so sehr daß er sie noch einmal zu sehen wünschte, und sie am 6. und 13. Juli von neuem vorgestellt wurde — auf allerhöchstes Verlangen!

9.

## Notiz.

### Preise für Autographen und seltene Bücher.

Daß für dergleichen noch Geld in England ist beweisen die Beträge für welche vor kurzem in einer londoner Auction unter Anderm folgende Sachen verkauft worden sind. Autographen: ein ungedruckter Brief des Dr. Johnson mit abgerissener Adresse für 3 Pf. 1 Sch.; ein Brief von George Fox, Stifter der Quäker, blos G. F. gezeichnet, für 3 Pf. 9 Sch.; ein Brief von Benjamin Franklin für 3 Pf. 3 Sch.; ein ungedruckter Brief von John Howard, dem Philanthropen, für 2 Pf.; für ebenso viel ein Brief von Penn, dem Quäker; ein Brief von Lord George Gordon, dem Helden des Aufstandes von 1780, für 2 Pf. 1 Sch. Bücher: ein Exemplar in blauem Maroquin von Lord Kingsborough's „Mexican antiquities" für 36 Pf.; ein Exemplar des „Musée français" mit Abdrücken vor der Schrift für 82 Pf. 10 Sch.; ein Piranesi (29 Bände) für 127 Pf.; ein Exemplar von Purchas' „Pilgrimes" in 5 Bänden mit dem Portrait des Verfassers als Vignette für 30 Pf.; die erste Ausgabe von Shakspeare in Folio für 124, die zweite für 19, die dritte für 40 Pf.

5.

*) Histoire de la Sainte-Chapelle royale du Palais, par *Sauveur-Jérôme Morand.* Paris 1790.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 154. —— 28. Juni 1850.

## Spanien und die Spanier.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Wir betreten Cantabrien. Wenige Schritte über die Bidassoabrücke bringen uns in ein Land wo Alles anders ist als jenseit dieser Brücke. Da brechen alte Wunden auf, wie Uhland singt: Held Mina steht vor uns. Das kleine Irun und Fuentarabia, das Grab alter Herrlichkeit, zeigen schon einen Vorschmack der architektonischen Pracht Spaniens, wie die Schifferinnen des Flusses von dem Glanz der weiblichen Schönheit in diesem Wunderlande zeugen. Aus diesem Mädchenstaat führt uns der Verf. nach S.-Sebastian, in das Thal Loyola, nach dem reizenden Bilbao, nach Tolosa und Vittoria. Mitten in der Beschreibung eines Nationaltanzes unterbricht er sich:

Stille! Es ist der Augenblick wo ganz Spanien mit seinem Schöpfer spricht. Sieben Glockenschläge in regelmäßigen Pausen, dann wieder sieben etwas schnellere, Das ist das Angelus! Wie festgewurzelt steht jeder Fuß an der Stelle wo er steht; der lauteste Zank verstummt im Nu, die Plauderei der Verliebten, der Ruf des Krämers stirbt auf der Zunge, das leiseste Wort bricht ab zwischen einer Silbe und der andern. Alle Leidenschaft ist todt, die Stadt wie ausgestorben, versteinerte Gruppen; wie in Pompeji und Herculanum. Nach einer Frist, drei Aves lang, beleben sich die Gruppen wieder. Die Verliebten plaudern. Der Krämer zählt, der Ausrufer schreit — diese plötzliche Mahnung an den Himmel ist einer der schönsten Momente des Katholicismus und wird nirgend so heilig gehalten wie in Spanien.

So lebhafte Bilder, so warme Gemälde des Volkslebens begegnen uns überall in diesem Buche; sein vorzüglichstes Verdienst besteht eben in dieser Unmittelbarkeit der Anschauungen und Schilderungen, in der plastischen Form mit welcher sie uns vorgeführt werden.

Nach dem Gebet gehen die Herren al paseo, die Mozas an den Brunnen um Wasser zu holen und zu plaudern. Al paseo geht man aber nicht um sich Bewegung zu machen; für so Weniges ginge der Spanier nicht aus dem Hause. Der Paseo ist ein Vorspiel der Tertulia, er ist der allgemeine Gesellschaftssaal der Stadt; hier wird intriguirt, Liebeserklärungen gemacht, Geheimnisse gebeichtet — und alles Dies öffentlich. Gerade kehren über die Plaza nueva die Mozas vom Brunnen heim, singend, den Krug auf dem Kopf; aber ehe sie heimkommen reicht jede von ihnen einem jungen Burschen die Hand, und langsam und bedächtig, dann schneller und schneller setzt sich die ganze Kette zum Sorcico (zum Kreuztanz) in Bewegung. Ein Tänzerpaar singt vor, alle Blicke sind darauf gerichtet, denn bei jeder Strophe wechseln Takt und Stellung, ohne daß natürlich ein Tropfen aus dem vollen Kruge fallen darf. Die Leidenschaft steigt, die beredte Mimik des ganzen Körpers erhöht sich bis zum Unglaublichen, Alles wirbelt durcheinander, bis — auf einmal die Kette bricht und jede Moza gravitätisch ihren Heimweg fortsetzt.

Solche Schauspiele bietet der glückliche Süden, welcher schlummernde Leidenschaften so oft in schuldlose und schöne Formen gefahrlos ausströmt. Der Leser aber mag aus diesen dürftigen Skizzen entnehmen wie farbenreiche Gemälde der Verf. vor ihm zu entrollen weiß. Er geht nicht minder besonnen und gründlich zu Werke wenn es um die Grundzüge der baskischen Geschichte sich handelt: doch so anziehend dieser Abschnitt auch ist, wir müssen ihn übergehen. Den letzten Kampf der Basken bezeichnet der Autor als einen Versuch die Reste der Nationalität vor der constitutionellen Nivellirsucht zu retten: nicht für den Despotismus, sondern für seine Ausnahmegesetze kämpfe der baskische Volksstamm gegen die ihm nicht blutsverwandten Castilianer. Von den Fueros sagt er: „Auch Patroklos ist gefallen und er war mehr als du!"

Die Reise nach Santander folgt. Bereit ist die Coche de colleras, der Mayoral erwartet uns, der Zagal, der die Sprache der Vögel und Vierfüßer versteht, geht ans Werk. „Sultana, an die Deichsel! Wirst du aufwachen, Faulenzerin? Vorwärts, meine Tapfere! Verdiene deine goldene Gerste! Hierher, Colonella, Duckmäuserin, nimm dich in Acht! Bist du schon wieder zurück, Joaquina? Willst du den Kameraden in Ruhe lassen, Coquette? Na, Antonio, auf deinen Posten", so fährt der Zagal wie ein Wirbelwind zwischen seinen sechs Maulthieren umher; Peitsche und Sporn braucht er so wenig wie der Araber; der Mayoral aber gibt jeden Abend die Erziehungsregeln an, belohnt, lobt und tadelt die Thiere nach ihrem Tagesverdienst. So setzen wir die interessante Reise durch Asturien fort, dies kleine romantische Alpenland, die Wiege des Gothenreiches, die kein Eroberer betrat, und aus welcher der achthundertjährige Kreuzzug gegen die Mauren ausging, versteckt in prächtigen Eichen und Kastanien und Silbertannenwäldern, wo man sogar — Butter macht. Oviedo, eine saubere Gebirgsstadt, liefert die Lakaienwelt für Madrid, wohin

halb Asturien zieht, a buscar conveniencia, eine Stellung zu suchen. Asturien ist noch reich an Bären und an kühnen Bärenjägern; aber da der Asturier den Bären nie ohne seine Medaille der Jungfrau angreift, so geschieht ihm auch nie ein Unglück, seit Fabio Orduño, den der Teufel verleitet hatte seine Medaille zu Hause zu lassen. Sonst ist er der geborene Todfeind des Nachbars in Galicien, und wo ein Asturier und Gallego zusammentreffen, da, einzeln oder in corpore, regnet's Schläge. Morgenländisch-apathisch träumt er von vergrabenen Schätzen, und sieht die „schwarzen Diamanten" nicht, die der Engländer in seinen Kohlendistricten fort und fort ausgräbt. Den schwärmerischen Spanier überzeugt keine Ziffer; rechnen hat er nicht gelernt. Von Gijon und Ferrol — Pelayo nannte sich Conde de Gijon — rühmt der Autor die classische Schönheit der Frauen und theilt liebliche Volkslieder mit. Der Gallego ist als der Lastesel der Pyrenäischen Halbinsel bekannt: er rächt sich aber durch Spottlieder auf seine Nachbarn, die Lakaien Spaniens:

> Os lacayus, os lacayus!
> Cuandu van en procesiun
> Levan un gato pur santu
> E una vieilla pur pendun.
> Him!... him!... him!...

> Die Lakaien, die Lakaien —
> Bei den Processionen tragen
> Eine Katze sie als Heil'ge,
> Alte Weiber statt der Fahnen.
> Him!... him!... him!...

Für seine Armuth ist Galicien mit Heiligen gesegnet. S.-Jago ist der eigentliche spanische Nationalheilige, ein heidenvertilgender Gottesheld. Die ganze Stadt S.-Jago ist sein Heiligthum; das spanische Jerusalem strotzt von Kirchen und Kapellen, einst von Schätzen und Reichthümern ohne Maß, jetzt von öden Palästen.

Wir betreten Leon und Castilien (Kaschtellah bei den Mauren). Bisher durchreisten wir Gebiete welche andere Reisende in Spanien meistens vermeiden: jetzt kommen wir zu vielbesuchten Gegenständen und müssen uns verhältnißmäßig noch kürzer fassen als bisher, sehr zu unserm Bedauern, denn das Interesse der Reise wächst und erhöht sich von Abschnitt zu Abschnitt. In Valladolid nimmt der Verf. Anlaß in einem grellen Bilde Alt- und Neuspanien einander gegenüberzustellen. Er beschreibt uns die große Menschenhekatombe welche die Inquisition „in ihrer unerschöpflichen Barmherzigkeit" im Mai 1559 hier in Gegenwart der königlichen Familie und „unsers" Don Carlos dem Götzen „Fanatismus" zum Opfer brachte, das schönste Autobafé in 100 Jahren, gegenüber der Unterhaltung in einer neuspanischen Tertulia, wo selbst die schöne Sprache des Castilianers, von seiner sonst so ehrbaren Sitte abgesehen, auf das ärgste mishandelt wird. Spanien ist ein großartiges Land, in seinen Gegensätzen liegt sein hoher Reiz: nur werden, besonders in den Städten, die Spanier täglich seltener, für das alte Helden- und Männergeschlecht hat die neue Zeit keinen Raum.

Wollt ihr aber dem alten Sacristan in Burgos, der euch die Gebeine des Cid zeigt, ein Trinkgeld geben, so antwortet er auch mit castilianischem Stolz: „Mil gracias á vuesa merced, pero aunque quisiera no pudiera tomar dinero... Bastan tomar cuatro maravedis, para que se agitassen indignados los huesos de los heroes...", d. h.: „Schönen Dank, mein Herr, aber wenn ich auch wollte, Geld könnte ich nicht nehmen: es genügte vier Maravedis zu nehmen, daß sich die Gebeine dieser Helden umwendeten, wie es geschieht wenn es Krieg in Spanien gibt." Das ist spanischer Stolz und spanischer Glaube.

Von der monumentalen Pracht solcher Städte wie Burgos und Toledo ist eigentlich durch Beschreibung gar keine Vorstellung zu geben, wenigstens der volle Eindruck des Auges das dieser Glanz auf einmal umfaßt nicht entfernt zu erreichen. Wenn indeß der Reisende von der Kathedrale zu Burgos berichtet daß sie allein 100 Statuen der Jungfrau, jede mit einer Diamantkrone geschmückt, aufweist, so spricht er, glauben wir, von „vergangenen" Zeiten. Die Stifter sind in Spanien gewaltig beschnitten, und die fetten Mönche von ehedem nicht mehr zu sehen; was man davon noch antrifft sind traurige Reste einer vormaligen Glanzepoche. Auch den malerisch beschriebenen Kampf der Blinden mit den Schweinen haben wir in Burgos nicht mehr gesehen. An Sagen und heiligen Geschichten reich, bringt der Verf. aus Segovia die köstliche Sage von der großen Wasserleitung die der Teufel bauen mußte, führt uns dann nach S.-Ildefonso und Lagranja, 4000 Fuß hoch, von hier zu dem architektonischen Ungethüm, dem Escurial, wo es sogar keine Mönche mehr gibt, und senkt uns hierauf in die Hauptstadt aller Spanier, Madrid, hinab, das zu allen Zeiten in einer Wüste gelegen, genau gezählt jetzt 3000 Bäume besitzt. Die Schilderung dieser großen Stadt, in der man jedoch Spanien wenig wiederfindet, ist ungemein gelungen, ein Bild voll Geist und Schönheit, ein Gemälde voll Reiz und Farbenreichthum. Wählen wir eine oder zwei Gruppen aus diesem reichen Bilde aus.

Die Bettler- und Blindenrepublik bildet in Madrid einen Staat für sich, eine Aristokratie, ein Proletariat. Niemand außer den Blinden darf auf der Straße Journale ausrufen, Lieder singen, Balladen vortragen. Diese Blinden sind fast alle reich, verheirathen ihre Töchter mit Lakaien, Verwaltern, und geben ihnen mehre Tausend pesos duros als Mitgift mit. Der spanische Bettler ist der Typus des Geschlechts, der Bettler in seiner Reinheit: was man anderwärts mit dem Namen bezeichnet ist nur ein Schattenbild des spanischen Modells. Die ganze Brüderschaft, aus Tausenden bestehend, zerfällt in vier verschiedene Classen. Die erste ist der Coscon, der schlecht belohnte Krieger. Der Coscon hat mehr Franzosen (gabachos) vertilgt als Sandkörner am Meere sind. Das Vaterland aber ist undankbar. Er trägt noch die Uniform von Baylen. Aus Patriotismus lernt er alle Tabackskrämer und die Namen aller Schnupfer auswendig. Soll ein Päckchen eingebracht werden, so erzählt er den Douaniers wunderbare Geschichten von seinen Heldenthaten. Plötzlich aber sieht er den Hund eines Freun-

des Jesus Maria! sollte Der in Madrid sein? Wo ist dein Herr, Capitan? Fort ist er — und die Zöllner sehen dem Schmuggler nach; der Held von Baylen aber theilt mit jenem, dreht Petillos und verschenkt die cigaritos an Maulthiertreiber und calesaros seiner Bekanntschaft gegen ein paar Maravedis. Die zweite Classe macht der Dios termino, Grenzgott; die lebendige Bildsäule, mit dem obligaten Pflaster über dem Auge, stockstumm, die Perlen seines Rosenkranzes zählend. Dies Gespenst, das wir überall antreffen, was treibt es, wo haust es? Wovon lebt es? Das ist ein Geheimniß für jeden Fremden. Der Grenzgott war ehedem Wirth einer Venta, einer Mausefalle für wehrlose Reisende; jetzt ist sein Geschäft ein anderes. Er telegraphirt: „Morgen um diese Zeit zieht eine Maulthierkaravane den bewußten Waldweg entlang: acht Soldaten sind dabei, aber ihre Musketen sind blindgeladen!“ Oder: „Zwei Cavaliere kommen heute Abend bei euch vorüber: es sind meine Leute, sie haben mir zwei Unzen für Seelenmessen zurückgelassen, basta“ u. s. w. Davon lebt der Dios termino.

Doch alles Dies ist nur dürre Skizze; man muß selbst lesen, wie der Verf. die fernern Classen der Santuronas und das Hereditario des erblichen Bettlers schildert, des Nachkommen der Gilblas und des Lazarillo de Tormes. In der Schilderung von Madrid sind es besonders die historischen Erinnerungen, der Aufstand vom 2. Mai 1808, die mannichfachsten Scenen aus den Stierkämpfen, den Volksfesten, der Theaterwelt, welche uns anziehen. Von der philanthropischen Brüderschaft der „Rettung aus der Todsünde“ liefert er ein glänzendes Bild: diese echtchristliche Vereinigung sichert dem reuigen Verbrecher den Weg zur Rückkehr in die Gesellschaft, leitet und führt ihn, den überall sonst Verstoßenen, zur Selbsterhaltung, zum Glück zurück. Diese und die Brüderschaft de paz y caridad stiften unendlich viel Gutes — was in protestantischen Ländern ungethan bleibt: sie bilden eine vollkommen schöne Seite in der Geschichte des spanischen Volkswesens. Den glänzenden Frauen Madrids, den reizenden Manolas, den Charros und Majos sagen wir an der Toledobrücke Lebewohl und ziehen nach der Mancha, nach Andalusien. Zuerst besuchen wir das an Wundern reiche Toledo, von dem es heißt:

> Aprended flores de mi
> Lo que va de ayer a hoy!
> Ayer maravilla fui,
> Hoy sombra mia no soy!

Diese Burg Zion von Spanien — sie rühmt sich hebräischen Ursprungs zu sein — gibt zu den schönsten Bildern der alten Pracht des Landes Stoff; an jeden Stein knüpft sich eine liebliche Sage, an den Mirador, an die Tajobrücke u. s. w. Von ihr heißt es:

Toledo ist ein Gegenbild des Emporkömmlings Madrid. Hier ist Alles solid, echt, altehrwürdig. Die Stadt ist gebaut wie ein Fels auf Felsen: siebenhügelig wie Rom. Der Tajo, durch die Gebirgsschlucht brausend, schließt sie gegen Süden rundherum ein: gegen die Landseite wahrt sie sich mit maurischen Thoren, Thürmen und Mauern. Die Straßen winden sich steil auf und ab und sind so eng daß oft kein Sonnenstrahl von oben eindringen kann: nur ein schmaler Streifen blauen Himmels trennt die Dächer. Die Häuser sind wie maurische Burgen, massiv, jedes nur von einer Familie bewohnt. Wie die Häuser sind ihre Bewohner von altem Schrot und Korn, ehrenfeste alte Castilianer und muy hombres de bien. Die klangvolle castilianische Zunge tönt auch nirgend so rein wie in Toledo, der Stadt der alten Geschlechter.

In so scharfen und kräftigen Zügen malt dies Buch die Städte Castiliens. Dann geht es nach der Mancha, dem classischen Lande der Diebe und fahrenden Ritter. Hier heißt es: Manchego, guarda la capa! Wir reisen meilenweit ohne eine Hütte zu sehen; Gastfreundschaft ist hier nicht zu Hause: man schenkt uns keinen Tropfen Wasser, weil man keinen hat; ja, wenn wir mit Wein vorliebnehmen wollen, das ist etwas Anderes! Diese Wassernoth und dieser Weinüberfluß sind das Unglück des Landes; sie zieht dem Anbau, der Bevölkerung enge Grenzen und nährt den Müßiggang. Mit Begeisterung betritt der Reisende die Sierra Morena. Er ruft:

Wirf dich zur Erde, Wanderer, und danke deinem Schöpfer, der dir vergönnt hat das gottgesegnete Land zu schauen. Jene phantastischen Felsenzacken und Bergspitzen zwischen der Sonne und der Erdatmosphäre, über welche die Maulthierkaravane wie im Traume dahinzieht; diese üppigen, fruchtbaren Thäler zu deinen Füßen, in denen junge Kampfstiere und zahllose wilde Pferde weiden, und diese bodenlosen Abgründe, voll Roßgewieher und Stiergebrüll, in das sich die Stimme des Adlers und das Brausen der Windsbraut mischt, sie sind die Sierra Morena, jene aus Urgestein und Goldadern, lebendigem Grün und Quecksilber geformte Riesenmauer, sie ist die Scheidewand zwischen Andalusien und dem übrigen Spanien, oder wie die Andalusier sagen, zwischen dem Lande der Menschen und dem Lande Gottes: La tierra de los hombres y la tierra de Dios.

Und sie haben Recht! Was ist das übrige Spanien gegen Andalusien? Die Prosa eines Zeitungsblattes gegen die gewaltige Poesie Dante's! Jaen, Sevilla, Cordova, Granada, Cadiz — welche Erinnerungen! Diese schweigsamen Städte wie blühten sie einst in Glanz und Fülle! Dies kleine Königreich Cordova, jetzt der Guadalquivirbezirk mit einer halben Million Bewohner, enthielt im 10. Jahrhundert 12,000 Dörfer und 40 Städte ersten und zweiten Ranges, und Cordova allein zählte über eine Million Einwohner; Mauren und Christen beteten hier in gleichberechtigten Tempeln Gottes.

(Der Beschluß folgt.)

## Tod und Grabmal Johanna's I. von Neapel.

In der Kirche Sta.-Chiara zu Neapel, welche das prachtvolle Denkmal ihres Stifters, König Robert von Anjou, und die Monumente seiner nächsten Angehörigen enthält, sieht man neben der Sacristeithüre eines dieser königlichen Grabmale welches gewöhnlich für das der unglücklichen Königin Johanna gilt. Gemäß der bei diesen Werken gothischen Stils meist gebräuchlichen Anordnung gewahren wir einen von vier Pfeilern getragenen Spitzbogenbau; auf der Todtenlade liegt eine weibliche Gestalt mit der Königskrone von mehren weinenden Personen umstanden, auf der Vorderseite derselben ist sie im Relief sitzend abgebildet, zu ihren Seiten je zwei sitzende Figuren, wol allegorischer Gattung. Zwei Karyatiden, die Kraft und die Milde, tragen die Lade; im obern Raum sieht man eine stehende Madonna zwischen zwei Heiligen. Das Denkmal, mit

vielerlei Sculpturornamenten sowie der Sitte gemäß mit Mosaik verziert, ist ohne Inschrift, während diese auf keinem der andern fehlt, weder bei König Robert noch bei dessen Sohn Karl, Herzog von Calabrien, noch bei dessen zweiter Tochter Maria, Herzogin von Durazzo und Titularkaiserin von Konstantinopel, und deren Töchtern Agnese und Clemenza, Schwestern König Karl's III. von Durazzo, noch endlich bei der schon in den Windeln gestorbenen Maria, Töchterlein des gedachten Herzogs von Calabrien, deren Seele in dem Marmorrelief von zwei Engeln getragen wird. Einst aber sollen folgende Worte auf jenem Monument zu sehen gewesen sein, wo allerdings jetzt ein leerer Raum gelassen ist:

Inclyta Parthenopes iacet hic regina Johanna<br>
Prima prius felix mox miseranda nimis<br>
Quam Carolo genitam mulctavit Carolus alter<br>
Qua morte illa virum sustulit ante suum.<br>
MCCCLXXXII, 22 Maii V indict.

Diese Inschrift berichtet demnach in der Kürze daß die Königin Johanna I. hier liegt, Herzog Karl's Tochter, auf Karl's III. Befehl erdrosselt, nachdem sie ihren ersten Gemahl Andreas auf ähnliche Weise aus der Welt geschafft habe.

Es haben indeß manche Zweifel sich darüber erhoben ob Dies wirklich das Denkmal der Königin sei oder das ihrer Mutter Marie von Valois. G. Augelluzzi hat in einem Schriftchen („Lettere due all' egregio giovine Camillo Minieri Riccio", Neapel 1846) darüber wie über die Frage gehandelt wo Johanna ermordet und begraben worden sei. Daß das Monument das ihrige, scheint aus der Vergleichung der Facta und der Aussagen der Schriftsteller wie aus dem Umstande daß wir hier wirklich eine Königin, an dem Stil der Krone kenntlich, nicht eine Prinzessin vor uns haben, hervorzugehen, wie denn auch in der neuesten (1845) ausführlichen Beschreibung Neapels („Napoli e i luoghi celebri delle sue vicinanze", I, 365) diese Angabe von Stanislao Aloe, von welchem dieser Theil des Buches herrührt, einfach hingestellt ist. An welchem Orte aber Johanna ihr vielbewegtes Leben beendet, und ob sie hier bestattet worden, ist nicht ausgemacht: letzterer Umstand würde sich freilich durch Oeffnung des Sarkophags leicht außer Zweifel stellen lassen.

Theodorich von Niem, der bekannte westfälische Geheimschreiber Papst Urban's VI. und Historiograph des großen Schisma (über dessen Leben wie über das des Gobelinus Persona wir tüchtige Arbeiten von G. Rosenkranz besitzen), erzählt: König Karl III. habe die gefangene Königin, seine Tante, nach einer Burg in Apulien (Andere ergänzen nach dem Castell des Monte S.-Angelo auf dem Garganus) bringen und daselbst in der Kapelle durch vier Ungarn erdrosseln lassen, worauf sie in der dortigen Kirche S.-Francesco in einem Grabmal beigesetzt worden sei, welches man heute noch zeigt, und auf welchem außer einer modernen Inschrift die Buchstaben I. R. (angeblich Johanna Regina) nebst einem Wappen erkenntlich, welches indeß von dem Anjou'schen wesentlich verschieden ist. Ein anderer Schriftsteller derselben Zeit, Maestro Donato da Casentino, Boccaccio's Freund und Uebersetzer seines Buch „De claris mulieribus", erzählt in der Ergänzung des vom Verfasser des „Decamerone" begonnenen Lebens der Königin: damals schon seien die Meinungen hinsichtlich ihrer Todesart verschieden gewesen; nach Einigen sei sie vergiftet worden, nach Andern erdrosselt. „Als sie nun aber todt war, wurde sie an öffentlichem Orte ausgestellt, wo sie stehen blieb und von Jedem gesehen ward, auf daß Niemand an ihrem Ableben zweifeln könnte. Dann wurde sie mit königlichen Ehren bestattet, und war ein neuer Beweis daß das Menschenleben eine Fabel und das Wort des Dichters wahr ist: daß wir Keinen vor seinem letzten Tage preisen dürfen und Keiner vor seinem Ende glücklich genannt werden soll." Der neapolitanische Chronist Giovanni Villani, ebenfalls ein Gleichzeitiger, berichtet: nach der Eroberung des Castelnuovo durch Karl von Durazzo sei die gefangene Königin nach dem Castell dell' uovo gebracht worden; nach Andern ward sie in das Castell S.-Feller oder S.-Fele in Basilicata abgeführt. Der Notar Giacomo und Tristano Caracciolo, Chronisten der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, nennen das Castell von Muro als den Ort wo Johanna in Verwahrsam gehalten worden und den Tod gefunden habe, während ihr Gemahl Otto von Braunschweig im Castell S.-Felice in Lucanien als Gefangener gesessen habe. Pandolfo Collenuccio endlich, ein bekannter späterer Historiker, läßt, was von Allem das Unwahrscheinlichste, Johanna in Aversa sterben, wo Andreas mit ihrem Mitwissen ermordet worden sein soll. Die gangbare Meinung ist jedann daß die Leiche nach Neapel gebracht und mehre Tage in Sta.-Chiara ausgestellt geblieben sei, bis man sie beerdigt habe.

Es gibt mehre Bildnisse dieser unglücklichen Königin die mehr oder minder Glaubwürdigkeit haben. In den dem Giotto zugeschriebenen Fresken der sieben Sacramente in dem Kirchlein der Incoronata, worüber man soviel gestritten ohne irgend Etwas festzustellen, sieht man sie in der Darstellung der Ehe: sind die Malereien von Giotto, was mir sehr unwahrscheinlich ist, so hat man hier nicht viel mehr als ein Phantasiebild vor sich. Die auf dem obengenannten Grabmal in Sta.-Chiara liegende angebrachte Statue kommt zunächst in Betracht. Sie hat gewiß Portraitähnlichkeit, wenigstens darf man den Hauptcharakter an ihr erkennen: es sind ziemlich volle, aber edle länglich profilirte Züge. Hals und Kinn sind mit einem Schleier umwunden. Viele glauben in den in der Kapelle des Crucifixes in der schon genannten Kirche der Incoronata sichtbaren, sehr verdorbenen Fresken die Königin zu erkennen, wogegen neuerdings, und nicht ohne Anschein von Begründung, die Ansicht geltendgemacht worden: daß man hier Ereignisse aus der Zeit König Ferdinand's I. vor sich hat, und nicht Johanna, sondern Beatrix von Aragon, die Gemahlin des Mathias Corvinus, abgebildet ist. Welche Bedeutung man der Schilderung Johanna's beimessen könne die von Brantôme in den „Vies des dames illustres de France" gegeben wird, mag dahingestellt bleiben: daß derselben aber doch Wirklichkeit zugrundeliegt ergibt sich aus seiner Bemerkung daß er sie zu Neapel en force endroits gemalt gesehen, sowie zu Paris au gabinet de nos rois, de nos reines et de plusieurs dames. 4.

## Notiz.

**Deutschland und das Dreikönigsbündniß im J. 1853.**

Der Tendenzroman von G. Oelsner-Monmerqué: „Die Rothen und die Blauen", welcher Frankreich unter der Regierung seines durch das allgemeine Votum auf den Thron zurückgerufenen legitimen Königs Heinrich's V. darstellt, prophezeit auch Deutschlands Geschick. „Die Realisirung des Erfurter Reichstags im J. 1850, der entgegengesetzten Bemühungen Oestreichs ungeachtet, hatte diese Macht unangenehm und im höchsten Grade überrascht. Ihre Ansprüche in der frankfurter Bundescommission wurden demnach immer unmäßiger. In der Ueberzeugung daß Preußen sich wie gewöhnlich Alles gefallen lassen würde, drohte endlich einmal Oestreich geradezu mit Krieg. Der Handschuh ward geworfen und Norddeutschland beeilte sich, zum großen Erstaunen Europas, den hingeworfenen Handschuh aufzuheben. Beinahe zwei Jahre hatte der Kampf mit wechselndem Glück gewährt, als die preußische deutsche Diplomatie einen Waffenstillstand nebst Friedenspräliminarien sich durch Rußland anrathen ließ und einging. Dies war Oestreich willkommen, denn es hoffte, früherer Erfahrungen eingedenk, durch Negotiationen noch bessere Geschäfte als auf dem Schlachtfelde zu machen. Im Uebrigen war der sogenannte Dreikönigsbund in seinen innern Verhältnissen sehr günstig gestellt. Die vier bis fünf Jahre seit dem März 1848 hatte Deutschland eifrig benutzt um sich aufrichtig im föderativen Sinne zu constitutionalisiren und alle entgegenstrebenden Hindernisse zu überwältigen. Handel und Gewerbe blühten. Ueberall fing man an die kostbaren Früchte der erfolgreichen mürzlichen Prüfungen einzuernten." Hr. von Manteuffel mag sich bei Monmerqué bedanken, und die Kritiker mögen das letztere Buch bis zum 1. Jan. 1854 beiseitelegen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 155. —— 29. Juni 1850.

## Spanien und die Spanier.

(Beschluß aus Nr. 154.)

Wir müssen die glänzenden Schilderungen der alten Pracht Cordovas, der neuen Reize Sevillas übergehen: ein Bild von der Messe zu Mayreña mag uns dafür einigermaßen entschädigen. Was sind die Andalusier? Mauren in moderner Tracht, Träumer und Dichter, die das Vergnügen bis zum Wahnsinn lieben, und außer ihm kein Bedürfniß haben. Sie leben von Sonnenstrahlen und Düften; sie träumen noch immer von der Wiederkehr der Omajjiden und den Festen der Khalifen. Der Katholicismus ist dem Andalusier ein phantastisches Spiel, die Schrecken der Inquisition sind ihm ein effectvolles Theaterstück; er ist noch immer das arabische Wüstenkind, das mit auffallender Grazie den Christen und den Spanier spielt. Besonders aber hat sich der Sevillaner die Poesie des Lebens erhalten; für diesen ist die Messe von Mayreña der Culminationspunkt alles irdischen Glücks. Alle Wege und Stege zu diesem Volksfest sind mit Reitern, Fußgängern, Maulthiertreibern, umlaubten Karren und aufgeputzten Zugstieren bedeckt: hier fehlt Niemand; Bauer, Mönche, Räuber, Schmuggler, Bettler, Stutzer, Wahrsager, Gaukler, Zigeuner, Kartenschläger, Kuppler, Grisetten, Raufbolde und Spitzbuben; Alles eilt zur Messe von Mayreña. Es gibt ein Durcheinander, man hört sein eigenes Wort nicht. Der Lärmen der Panderos, das Geklimper der Guitarren, das Klappern der Castagnetten, das Geschrei der Krämer, die näselnden Ausrufungen der Alguazils, das Wiehern der Rosse, das I-a der Esel, das Brüllen der Stiere geben ein höllisches Concert: man kann sich kein vollständigeres Babel denken. Hier ein Trupp Gentlemen in Trichterhosen aus Gibraltar, dort eine Schar munterer Gebirgsbewohner mit ihren Heerden, Romanzen singend; sie ziehen in den Olivenwald ein, der die Königin der Andalusier, Mayreña, versteckt; drei Tage lang das Heil und die Sehnsucht aller Andalusier, wo selbst der Aermste und Elendeste glücklich ist. Engel der Liebe, verbirg dein Füßchen und laß ehrliche Leute nicht in Verdammniß fallen! flüstert hier der Majo seiner Maja zu: hier tanzt, hier jubelt Alles, Mayreña ist das Paradies auf Erden. Wir konnten das Bild nur skizziren, man muß es ganz lesen. Habt ihr die Cachucha in Paris und London gesehen? Schaut, ob ihr sie hier wiedererkennt! Cachucha, dies Wort aus der Sprache der Engel oder der Dämonen! Es gibt unnennbare Gefühle, wie bezeichnet sie der Andalusier? Cachucha! Das schlanke Fahrzeug auf den Wogen tanzend, wie nennt man es? Cachucha! Das jungfräuliche Erröthen, Himmelslust gemischt mit Höllenpein, wofür ihr kein Wort habt, wie nennt es der Spanier? Cachucha!

Die Schilderung Sevillas, seines Alcazar, der Giralda, der Alameda, seiner Alterthümer und Sammlungen müssen wir übergehen. „Quien no ha vista Granan, no ha vista a nua", sagt der Granadaner von seiner glorreichen Stadt. Wir wissen daß dies europäische Damaskus seines Gleichen nicht hat, und daß die enthusiastische Schilderung des Touristen gerecht ist. Der letzte Maurenseufzer: „Ay de mi, Alhama!" schwebt noch immer über dieser unsterblichen Stadt. Alhambra und Generalife (Jennatu-l'arif, Garten des Baumeisters) und dazwischen die Schlucht voll Feigenbäume, Rosen und Weinreben — sie sind nur ein mal auf Erden vorhanden. Hier gehen die Schatten der Maurenfürsten um und das Echo tönt in langem Seufzer den Namen Zo-ra-ya zurück.

Unser Wegweiser führt uns in Valencia ein. Nach Andalusien befriedigt kein Land der Erde, auch Valencia nicht, selbst wenn wir durch das afrikanisch-dürre Murcia dahin gelangen. Die Huerta, ein natürliches Treibhaus zwischen Meer und Gebirg, ist ein unermeßlicher Garten, in dem der Guadalaviar, kunstvoll vertheilt, den Gärtner macht. Dies unglaublich kunstreiche Bewässerungssystem ist das Werk der Araber; ihm ist Nichts hinzuzusetzen: es ist noch heute Das was es zu den Zeiten des Cid war. Der Valencianer, von dem das Sprüchwort sagt er sei weder Christ noch Mensch, ist ein heiterer, aber unzuverlässiger Charakter. Die Borgia und ihr Miguel de Prats stammen aus Valencia, Letzterer der Stammvater der Miquelets. S.-Vicente de Ferrer, der wunderliche Heilige, ist der Schutzpatron dieses aufgeweckten und intelligenten, aber treulosen und verrätherischen Volksstammes, des Widerspiels des edeln Castilianers. Und die Frauen! So tadellos ihr Gliederbau, so verrätherisch und voll Tücke ist ihr Herz; so-

viel Sterne am Himmel stehen, soviel Eide werden hier täglich gebrochen. Kein Mittel ihnen zu entgehen, bald neigen sie über seidenbehangene Balcone ihre Sirenenleiber herab, bald sitzen sie, ihr prächtiges Gelock wo es am dichtesten ist mit einer vergoldeten Nadel aufgesteckt, vor den Thüren: man sieht ihre wunderbare Schönheit überall, und nie ihr Herz voll Schlangen... Der Valencianer verehrt den unumschränkten König und hat doch eine Art von Wasserscheu vor Allem was von diesem „rey neto" ausgeht. Die Diener der Justiz und der Polizei sind bei ihm ehrlos. Der öffentliche Ausrufer sogar muß ein Fleischer sein, d. h. einem ehrlosen Gewerbe angehören. Dergleichen Ansichten entstehen nicht zufällig, sie hängen mit dem gesammten Volksleben zusammen und verklären es.

Aus dem Lande der Meuchelmorde und der Processionen, von welchen die Straßen von Valencia nie leer werden, kommen wir in das Land der Industrie, nach Catalonien, voll Hohöfen und Dampfmaschinen wie Belgien, und darum kaum mehr zu Spanien zu rechnen. Mit dem Ebro haben wir Spanien hinter uns. Das Land gewinnt ein anderes Ansehen, der Himmel aber auch. Die Luft ist nicht mehr voll jener einschläfernden Wollust; Natur und Menschen sind verändert; das Grün der Felder zeigt uns daß wir Valencia verlassen haben. Tarragona ragt aus Trümmern hervor und karthagischen Stadtmauern; Barcelona, die Nebenbuhlerin Madrids und Manchesters, nimmt uns in seine rüstigen Arme. Von seinen Großen und Reichen sagt das Sprüchwort: „Aunque la mona se vista de seda, mona se queda." („Kleidet sich die Meerkatze auch in Seide, Meerkatze bleibt sie doch.") Der Bauer guckt überall durch den reichen Mann. Das Leben auf der Rambla, einem der schönsten Spaziergänge der Welt, muß man bei dem Verf. selbst nachlesen. Bei den Sagen vom Montserrat ist der Autor auf dem Felde wo er die glücklichsten Früchte pflückt. Eines Tages Anno 880 vernahmen einige Hirten im Gebirge plötzlich eine fremdartige Melodie: sie blieben stehen, und was sehen sie? Eine Legion Engel trug auf ihren Schwingen das Bild der Mutter Gottes hernieder, ließ sich auf den Gipfel des Gebirges herab und fing mit Sägen bewaffnet an die dürren Felsgrate zu zersägen. Dies war die Stiftung des königlichen Klosters auf dem Montserrat — nun auch eine kaum von einem menschlichen Wesen bewohnte Riesenruine!

Die Fueros von Aragonien ragten sonst über das Königthum hinweg, der „Justicia mayor" stand über dem König: an ihn appellirte das Volk von den Beschlüssen der Krone. Er konnte, sogar ohne Gründe anzugeben, den König von den Geschäften zeitweise entfernen, ihn vor den Schranken der Stände zur Rechenschaft ziehen, ihn, wenn eidbrüchig, absetzen. Er war der persönliche Ausdruck der Volkssouverainetät, bis Pedro I. mit seinem eigenen Blute die Pergamentrolle seiner Rechte unleserlich machte. Auch Saragossa hat seine Huerta, Saragossa, das an Sagunt und Numantia erinnert, nun still, öde und traurig und einst von 200,000 Menschen belebt. Die Stadt hat eine schreckliche Wahrheit bewiesen: Wenn ein Volk für seine Unabhängigkeit zu fechten berufen ist, so ist die Diele auf der seine Kinder gespielt haben der beste Kampfplatz! Die Umgegend ist reich und fruchtbar. Still schleichen wir uns an der Hand unsers Führers aus Spanien hinweg, still über Pampelona und Roncesvalles durch das Thalbecken von Aunda, unzählige mal verwüstet und stets blühend. Das idyllische Dörfchen am Ende desselben mahnt uns an die schwerste Niederlage des großen Eroberers, der hier dem baskischen Nationalgeiste erlag.

Und nun lebe wohl, Spanien, reiches, schönes, unerschöpftes Land, verwildertes Paradies, Vormauer der Freiheit, schließt der Verf., und wir setzen hinzu: „Blühe von neuem auf, nachdem du die Dämonen des Bruderzwistes endlich überwunden und deine strömenden Wunden geschlossen hast." Jedem Freunde schöner Naturschilderung und kräftiger Nationalzeichnung aber wollen wir dies ausgezeichnete Werk aufs beste empfehlen und den Verfassern desselben gedankt haben für den Genuß den wir aus seiner Lecture schöpften. 56.

---

Baiern und die Revolution von Gustav Dietzel. Zwei Hefte. Zürich, Kiesling, 1849. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieses Buch hat weder als historische Quelle noch auch als politische Schrift einen bleibenden Werth. Denn sie ist zusammengestoppelt aus Hörensagen und aus einzelnen Schriften welche, wie die bekannten Denkwürdigkeiten des Ritters von Lang, in Aller Händen sind, und ist nirgend getragen von publicistischen Kenntnissen und wohldocumentirten politischen Handlungen der bairischen Politik seit 1848.

Aber sie ist Demjenigen von Wichtigkeit welchem einst daran gelegen sein wird die Farben zu erkennen in welchen das düstere Gemälde der Gegenwart den verschiedenen Menschen erschien, und die geringen politischen Bildungselemente zu ermessen welche den Agitatoren zugebotestanden, die eine so schnell vorübergehende Rolle spielten, und sich von der Begeisterung des deutschen Volkes täuschen ließen. Die Grundanschauung auf welcher die Schrift ruht ist durchaus klar ausgesprochen und überall festgehalten. Der Verf. anerkennt nur zwei Mächte: die Republikaner und die Träger der jetzigen Gewalt. Alle übrigen Parteien und Nuancirungen sind für ihn nur Phantome oder Gedankenschwächen. In die Politik übersetzt heißt Dies für ihn: nur Oestreich und Preußen haben noch eine selbständige Stellung gegenüber der Demokratie; die übrigen deutschen Staaten sind schon verloren und führen einzig ein Scheinleben vermittels der Großmächte. Das Volk aber sammelt sich zu einem neuen Stoß, um in einem günstigen Moment beide Großmächte zu vernichten und das Eine, untheilbare Deutschland aufzubauen.

Diese Anschauung ist für Frankreich eine Wahrheit. Dort hat nur eine Partei, welche sich, so verschiedenartig ihre Bestandtheile sein mögen, unter dem gemeinsamen Stichwort Socialismus sammelt, eine Zukunft, und steht drohend einer Anzahl ohnmächtiger, abgeschwächter Parteien entgegen, welche selbst der Gewalt grollen und doch ohne die Gewalt jämmerlich schutzlos sind. Wäre sie aber auch für Deutschland wahr, so würde Deutschland ähnlich wie Frankreich an den nutzlosen Zuckungen und Verjüngungsversuchen der extremen Partei zugrundegehen.

Hier zeigt sich recht deutlich die Schulabhängigkeit und der Schulgeschmack welcher unsern deutschen Republikanern anhängt; jenes politische Weltbürgerthum der französischen Propheten, das nie ein gedeihliches Resultat herbeiführen wird, weil es die Stammes-, die territorialen und nationalen Interessen mit Füßen tritt. Kaum hat in jüngster Zeit ein Publicist das Grundübel an welchem unser ganzes europäisches Staatsleben leidet offener als Panacee für alle Schäden und als einzige Richtschnur für den ehrlichen Mann ausgesprochen als Dietzel. Darum ist er auch so sehr geeignet das eigentlich entscheidende Merkmal für die extremen Parteien im Unterschied von der nationalen Partei (die von beiden in ihrer demokratischen und constitutionnellen Nuancirung als halb und schwachköpfig verachtet wird) recht klar dem Leser vor Augen zu führen.

Die Unruhe des Continents beruht nicht auf der Unvollkommenheit der Verfassungen, sondern darauf daß die Regierungen und die extremen Parteien, statt sich ohne Hintergedanken auf den Boden der einmal festgestellten Verfassungen zu stellen, diesen Boden durch die Hintergedanken die sie in die Deutung und den Vollzug des Buchstabens hineinlegen so unterwühlen daß kein Leben mehr daraus keimen kann.

Dietzel und seine Partei ebenso wie die Ultraabsolutisten sehen Dies als den Zustand an der allein zur Rettung führt, weil er den Zusammenstoß der Gegensätze nothwendig macht; wir als den Zustand einer chronischen Krankheit.

Diese Grundanschauung vorausgesetzt geht Dietzel seinem eigentlichen Zwecke die Politik Baierns zu schildern durchaus consequent, oft dialektisch scharf zu Leibe. Baiern ist verloren weil es der Revolution sich nicht anders erwehren konnte als durch die Hülfe Preußens, und der Abhängigkeit von Preußen nicht anders als durch eine Abhängigkeit von Oestreich. Baiern glaubte in seiner kleinen Eitelkeit eine Vermittlerrolle zu spielen und seine Selbständigkeit zu wahren, während es in der That nur von Oestreich als Agent für östreichische Zwecke benutzt wurde. In seinem Innern stützte sich Baiern gegen die Revolution und Reichsverfassung auf Altbaiern und die Ultramontanen; diese verlangen jetzt in der scheinbaren Ruhe ihren Lohn und zwingen Baierns Regierung sich ihnen hinzugeben oder auf Leben und Tod mit ihnen zu kämpfen. Geschieht das Letztere, so werden die Ultramontanen im östreichischen Interesse, als östreichische Partei gegen die Regierung wühlen und so Altbaiern, die letzte Stütze des Königthums, zerbrechen, während durch die eigene frühere Politik der Regierung die Sympathien in Franken und der Pfalz ertödtet, und entschieden preußische Neigungen wiederaufgewacht sind. Gäbe sich aber Baiern der ultramontanen Partei hin, so hätte die republikanische mit derselben Sicherheit auf den Sieg zu hoffen wie 1847 in der Schweiz.

„Die Revolution ist also unausbleiblich und ihr vorzuarbeiten die Aufgabe der demokratischen Partei." „Die einzige Rettung für Deutschland ist die Revolution welche das Königreich Baiern auflöst." „Das Signal derselben wird wie immer von Westen kommen" „und auf ihrer Fahne wird stehen: Die Vernichtung des Königthums", „in dem Zeichen des tödtlichsten Hasses wird die nächste Revolution siegen."

Der äußere Gang welchen diese Schrift nimmt ist folgender: Der Verf. schildert zuerst das vormärzliche Baiern und die Corruption des von Wallerstein begonnenen, von Abel vollendeten Systems, und schildert, jedoch fast nur mit Auszügen aus Lang, die Brutalität der bairischen Bureaukratie, welche er aus der noch nicht vollzogenen Scheidung von Justiz und Polizei auf den Landgerichten herleitet. Was er von neuern Beispielen (S. 21, 27 fg.) beibringt ist nicht documentirt, wenn auch dem Kenner glaublich. Die schillernde Figur des Fürsten Wallerstein wird durch einzelne Züge deutlicher, nicht so die Abel's, der als zweckloser Verbrecher dargestellt ist. Hierauf folgt in einem zweiten Abschnitt die Schilderung der Wirksamkeit der Lola Montez. Außer ihrer scandalösen Seite sieht der Verf. in dieser Begebenheit die Emancipation des Königs von den Prätensionen der Ultramontanen, welche sich durch Erregung des Pöbels rächten, aber dann in ihrer Arbeit von der großen Revolution überrascht und in den Hintergrund geschleudert wurden. Die Märzrevolution in München wird im dritten Abschnitt geschildert, theils um die Unfähigkeit des dynastischen Stammes, theils um die Haltlosigkeit der neuconstitutionellen Ministerien darzuthun. Hierauf folgt (S. 118) eine detaillirte Schilderung der fränkischen Demokratie von ihren Anfängen an, und führt uns diese Partei besonders in Bamberg (wo sie vor zwei Jahren ebenso ihren Hauptsitz hatte wie jetzt die Reaction), in einzelnen Persönlichkeiten wie Titus und Andere, vor. Diese Schilderung ist die farbenreichste der ganzen Schrift, da der Verf. als Führer der republikanischen Partei in Nürnberg wenigstens den Vortheil des Augenzeugen und des mitergriffenen Beobachters und Agitators hat; und wir lernen Das in Franken kennen, namentlich in den Kämpfen mit Eisenmann, was Jeder in ganz Deutschland im kleinsten Kreise kennenlernen konnte: die Misère. Diese Misère leitet den fünften Abschnitt, die nachmärzliche Reaction, ein, entwickelt die Gründe warum durch die fortgesetzte Transaction des frankfurter Parlaments mit der Gewalt die demokratische Aufregung zu Anfang 1849 in Franken so sehr gesteigert wurde und ihren Mittelpunkt in Nürnberg nahm. Darauf schildert der Verf. die Stellung der Pfalz zu Baiern, endlich die Kammer in München im Januar und die „rettende That" des Ministers von der Pfordten, deren Möglichkeit er hauptsächlich „auf die Unfähigkeit oder Feigheit der officiellen Volksführer" lädt.

Der Inhalt der Schrift müßte sich in ephemeren Zeitungsartikeln recht gut machen, als Buch ist sie im Einzelnen ebenso unverarbeitet als unverdaut und absprechend. Wer das Tübinger Stift kennt kennt auch die Schule des Verfassers. 60.

## Bibliographie.

Baltzer, E., Alte und Neue Weltanschauung. Vorträge gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhausen. 1ste Sammlung. — A. u. d. T.: Das Verhältniß der freien Gemeinde zu den alten Religionen, besonders zu dem Christenthume, in seinen Grundzügen dargestellt durch Vorträge über: Religion — Weltentzweiung und Welteinheit — Wege und Irrwege zu Gott ꝛc. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Damianitsch, M., Die Literatur des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches im Auszuge verfaßt. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Darby, J. N., Die gegenwärtige Erwartung der Kirche Gottes verbunden mit den Weissagungen in Betreff der Juden und der Nationen. Eilf Vorträge, die 1840 in Genf gehalten wurden. 2te revidirte Ausgabe. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Die Kirche nach dem Worte Gottes. Aus dem Französischen übersetzt. — Betrachtungen über den verfallenen Zustand der Kirche und der Anstrengungen, welche von den Kirchlichen und Dissidenten gemacht werden, die primitive Ordnung wiederherzustellen. — Ueber den Gottesdienst, von J. L. Harris. Aus dem Englischen. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Fehr, J., Geschichte der europäischen Revolutionen seit der Reformation. 1ster Band. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Feuchtersleben, E. Freih. v., Zur Diätetik der Seele. 6te Auflage. Wien, Gerold. 18. 20 Ngr.

Gams, B., Ausgang und Ziel der Geschichte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Geibel, E., Juniuslieder. 5te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Gerischer, C. F., Mein Weinbergsleben. Eine Idylle in vier Gesängen. Naumburg, Merzyn. 1849. 8. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Leben. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 12 Ngr.

Klein, J. L., Kavalier und Arbeiter. Soziale Tragödie in fünf Akten. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 1 Thlr.

Proudhon's ausgewählte Schriften. 1ster Band. — A. u. d. T.: Bekenntnisse eines Revolutionärs. Herausgegeben von A. Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 25 Ngr.

Rollett, H., Frische Lieder. 2te vermehrte Auflage. Ulm, Adam. 8. 1 Thlr.

Schmidt-Ebers, G., William Penn. Dramatisches Bild der Gründung Philadelphias in vier Abtheilungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

## Tagesliteratur.

Beiträge zur Süddeutschen Politik. Augsburg. 1849. Gr. 8. 2½ Ngr.

Centralisation und Decentralisation in Oesterreich. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 14 Ngr.

Der Conflict der preußischen Regierung mit den katholischen Bischöfen in Betreff des Verfassungseides. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 4 Ngr.

Droste zu Vischering, C. A. Freih., Gedanken über Erziehung. Aus einem Manuscripte. Münster, Theissing. Gr. 8. 3 Ngr.

Gedichte für das deutsche Volk in zwanglosen Flugblättern. Nr. 1—3. Augsburg, Schmid. Gr. 8. à ½ Ngr.

Schultze, K., Predigt bei Wiedereröffnung der Kirche nach vollendetem Bau am 4. Novbr. 1849 und Altarrede bei Einweihung der neuen Orgel am 3. Febr. 1850 zu Boytzenburg gehalten. Prenzlau. 8. 2½ Ngr.

Schunck, J., Die Armenpflege vom christlichen Standpunkt und ihr Verhältniß zu Kirche und Staat. Dargestellt auf Grund des bei Gelegenheit der Wittenberger Conferenz über innere Mission den 14. Sept. 1849 vorgelegten Referats über freiwillige Armenpflege. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ungarn's Gegenwart. Von einem Ungar. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 12 Ngr.

Zoepfl, H., Deutsche Union und deutsches Reich. Entwurf einer allgemeinen Reichsverfassung mit Inbegriff der deutschen Union. Verfaßt und den deutschen Staatsmännern und Parlamentsgliedern vorgelegt. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 6 Ngr.

## Inhalt des Monats Juni.



Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1850. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


## Entgegnung

**auf die in Nr. 253 der „Blätter für literarische Unterhaltung" enthaltene Beurtheilung der Schrift: „Wiedergeburt oder die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von M. Drossbach."**

Daß die unvergänglichen Grundstoffe der Organismen sich nie mehr in derselben Combination, in der sie einmal zufällig beisammen waren, wiederverbinden werden; daß die Zahl dieser Combinationen unendlich ist, wenn auch die Zahl der vorhandenen Grundstoffe endlich ist, wie die Töne des Klaviers zu stets neuen Melodien combinirt werden können, Dies ist eine längst begriffene und abgemachte Wahrheit, und fast gar keiner Erwähnung werth.

Ich habe auf diesem Wege die Unsterblichkeit des Individuums **nicht** nachzuweisen versucht, und hätte die Feder nimmermehr ergriffen, wenn ich nichts Besseres zu schreiben gewußt hätte. Nach meiner festen Ueberzeugung ist vielmehr eine todte Wiederholung, eine blinde Copie in der Welt gar nicht vorfindig, sondern eine unendliche Mannichfaltigkeit, ein ewiger Wechsel die wesentlichste Bedingung, ohne welche die Natur zu dem öden Einerlei, zu Stillstand und eigentlichem Tode — in das Nichts hinabsinken müßte. Aber es sind auch zur Wiederherstellung der Individualität dieselben Grundstoffe und Combinationen gar nicht nothwendig. Mit dem Verlust von Armen und Beinen und allenfallsiger Ersetzung derselben durch künstliche geht die Individualität des Menschen weder verloren noch wird sie in eine andere verwandelt. Von den Stoffen, die heute den Menschenkörper bilden, wird morgen schon ein Theil ausgeschieden, in nicht gar langer Zeit ist vielleicht keine Unze von der frühern Masse im Organismus vorhanden, und doch wird die Individualität des Menschen, sein eigentliches Ich hierdurch nicht im geringsten beeinträchtigt.

Es ist in meinem Buche gezeigt:

1) daß eine Eigenschaft stets **Einen** Bestandtheil einer Verbindung zu ihrer Grundlage hat, daß zwei verschiedene Ursachen nicht eine und dieselbe Wirkung hervorbringen können, daß aus **zwei** Keimen nicht **Ein** Baum entstehen kann; ferner daß durch Combination oder Verbindung mehrer Theile eine Eigenschaft nicht erzeugt werden kann, wenn die Anlage, der Keim, die Fähigkeit dazu nicht schon mit dem einen oder andern Bestandtheil gegeben ist, und zwar durch folgendes Beispiel: Das Bier hat die Eigenschaft zu berauschen. Die Ursache, der Keim dieser Eigenschaft liegt nicht im Wasser, nicht in der Gerste, sondern ganz allein im Hopfen. Das Wasser dient nur dazu um die berauschende Fähigkeit des Hopfens mehr oder minder zu entwickeln, und die Gerste vielleicht um das Getränke mehr mundgerecht zu machen. Läge die Fähigkeit zu berauschen nicht in einem Bestandtheile des Biers wirklich verborgen, so könnte durch eine bloße Combination der Bestandtheile keine berauschende Eigenschaft zum Vorschein kommen, oder es wäre gleichgültig welche Stoffe man wählt um Bier zu brauen, man könnte dann aus allen Stoffen Bier machen, wenn man nur die rechten Mischungsverhältnisse wählte.

Hopfen ist also der wesentliche Bestandtheil um die Eigenschaft des Berauschens im Bier hervorzurufen, die übrigen Bestandtheile können verschiedene sein, können durch ganz andere ersetzt und in verschiedenem Maße und Verhältniß beigemischt werden, ohne die erwähnte Eigenschaft **wesentlich** zu modificiren. Durch die Verschiedenheit der Verhältnisse und der übrigen Bestandtheile wird nur eine graduelle Verschiedenheit bewirkt — oder die Eigenschaft des Berauschens kommt gar nicht zum Vorschein, wenn man den Hopfen mit ganz unpassenden Bestandtheilen und ganz unpassenden Verhältnissen in Verbindung bringt. Sie bleibt verborgen so lange bis der Zufall oder besser der ewige Wechsel die passenden Zustände herbeiführt.

2) Gehen wir von diesem Beispiel einer chemischen Verbindung auf die organischen Verbindungen über, so sehen wir, daß in diesen als wesentlicher Unterschied von den chemischen Verbindungen ein **Wachsen**, ein Entstehen aus **Einem** Keime, aus **Einem** Element oder Atom stattfindet, indem dieser Atom andere Atome in gewisser Ordnung nach gewissen Gesetzen an sich und um sich herum reihet oder anzieht. Jedes organische Gebilde hat stets einen Atom als Mittelpunkt, welchem es seine wesentlichen, charakterisirenden Eigenschaften verdankt, von welchem es beherrscht und in seiner Individualität erhalten wird. Durch diese ihm innenwohnende Einheit zeigt sich das einzelne organische Gebilde als ein von allen andern verschiedenes, selbständiges Ganze. Verschiedene organische Verbindungen gibt es also auf einem Weltkörper so viele als es Keime, Atome auf demselben gibt, die der organischen Entwickelung fähig sind.

Die erste und absolut nothwendige Bedingung zur Entwickelung eines materiellen organischen Gebildes ist eine in der materiellen Welt vorhandene Ursache, ein materieller entwickelungsfähiger Keim, Atom, d. h. damit ein und dasselbe Individuum in seinen wesentlichen Eigenschaften entstehen und wiederentstehen könne, ist ein und derselbe Keim nothwendig. Die zweite nothwendige Bedingung ist die Verbindung und in Verhältnißtretung mit andern Atomen. Es ist aber nicht nothwendig, daß diese andern Atome, diese Verbindungen und Verhältnisse stets dieselben seien um dasselbe Individuum hervorzurufen, denn da sie blos die Entwickelung des individuellen Keims befördern oder hindern und aufheben, so hängt von ihnen nur die **mehr oder minder vollkommene Hervortretung** der Fähigkeiten des Keims ab, keineswegs aber das Sein oder Nichtsein dieser Fähigkeiten. Der Keim, der Grundstoff, das Ich des Individuums bleibt ewig und unveränderlich. Die **verschiedenen** Verhältnisse und Stoffe, in welche er geräth, bewirken nur eine **verschiedene** Entwickelung seiner Fähigkeiten. Das Ich bleibt stets dasselbe, die Entwickelung seiner Fähigkeiten ist unendlich verschieden, wie die Verhältnisse unendlich verschieden sind.

3) Damit aber diese Entwickelung nicht dem blinden Ungefähr überlassen sei hat die Natur in den höhern organischen Gebilden, den Thieren und Menschen, durch ein besonderes Gesetz dafür gesorgt, daß alle vorhandenen Atome unter den verschiedensten Verhältnissen ewig zur Entwickelung kommen müssen, nämlich durch das Gesetz der Zeugung. Die entwickelten Keime (Thiere und Menschen) ziehen die unentwickelten (Samen) an sich, bringen sie in die möglichst günstigen Verhältnisse, wodurch sie sich (so gut als thunlich) entwickeln.

Da das Gesetz der Zeugung entweder in der jetzigen Art und Weise oder nach weiter bevorstehenden Erdrevolutionen in ganz anderer Art ewig bestehen muß, so wird auch die Entwickelung

der vorhandenen Keime ewig vor sich gehen, und daher bei der **Erschöpfbarkeit aller (Welt-) Körper** die denselben angehörigen Keime sämmtlich nicht **nur einmal** sondern in **ewigem Kreislauf** zur Entwickelung kommen (eine Zeit lang entwickelt bleiben, in den Keimzustand zurücktreten, sich wiederentwickeln 2c.).

Es ist sogar nothwendig, daß sich die Bestandtheile, welche der bewußtseinfähige Grundatom des Menschen um sich herum gesammelt hat, stets erneuern und in anderer Ordnung anreihen, damit der Mensch nicht immer auf ein und derselben Stufe der Entwickelung stehen bleibt. Es ist wesentlich nothwendig, daß diese Combinationen in unendlicher Mannichfaltigkeit durch Auflösung und Wiederverbindung fort und fort geschehen, damit der Mensch durch die unendlich vielen Grade seiner selbstbewußten und bewußtlosen Zustände hindurchgeführt wird zu stets klarerer Erkenntniß der Gegensätze des Lebens und Todes, zu immer höherer, vielseitigerer Ausbildung seiner Fähigkeit des Selbstbewußtseins und somit zu stets wachsender Glückseligkeit.

Der Mensch ist demnach bei seiner Wiedergeburt nicht derselbe, seinen frühern für sein Bewußtsein unwesentlichen Bestandtheilen nach, aber um so gewisser seinem eigentlichen Ich, seiner unvergänglichen, mit der Vergangenheit bereits vertrauten und mit seinen Erlebnissen durch Erinnerung unzertrennlich verbundenen Individualität nach. Und der Mechanismus der Welt ist so eingerichtet, daß die Fähigkeiten aller vorhandenen Theile derselben, folglich auch derjenigen Theile die wir **Menschen** nennen, durch fortwährenden Wechsel der Verhältnisse, durch fortwährende Knüpfung, Lösung und Wiederverknüpfung mit andern Theilen zu immer vollkommenerer Entwickelung geführt werden müssen.

---

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

# Die Gegenwart.

Eine

## encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

---

**Siebenunddreissigstes bis vierzigstes Heft.**

Inhalt: **Die Schweiz** auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe. — **Johann Friedrich Dieffenbach.** — **Tirol mit Vorarlberg** in seinen socialen und politischen Zuständen. — **Die Erde als Glied des Kosmos betrachtet.** — **Die Anhaltischen Herzogthümer.** Erste Abtheilung: Anhalt-Bernburg. — **Louis Blanc.** — **Joseph von Radowitz.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

**Conversations-Lexikon,**

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

**Leipzig**, im Januar 1850. **F. A. Brockhaus.**

---

Die „**Deutsche Universitäts-Zeitg.**", seit 15. Nov. 1848 in **H. Bethmann's** Verlag in *Leipzig* erscheinend, wird als Monatsschrift unter dem Titel fortgesetzt:

**1850 AKADEMISCHE MONATSSCHRIFT.**

**Centralorgan**

*für die Gesammtinteressen deutscher Universitäten.*

**Monatlich ein Heft in Umschlag: 5—6 Bogen. Kl. 4. (Format der „Grenzboten".) Nebst Bibliographie. Jährlicher Preis 2⅔ Thlr.**

☞ **Wir empfehlen das Unternehmen einem Jeden, der sich für die Universitätsfragen und deren Lösung interessirt! Das erste Heft ist von Neujahr ab in jeder Buchhandlung zur Einsicht zu erlangen; Prospecte (mit Programm) und Inhaltsverzeichnisse des ersten Jahrgangs gratis, auch durch alle Postanstalten des In- und Auslandes.**

---

In unserm Verlage ist erschienen:

Die neuere

**deutsche National-Literatur**

**nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten.**

Von

**Dr. Heinrich Gelzer,**

ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin.

**Zwei Theile.**

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. Preis 3 Thlr. 22½ Ngr.

**Leipzig.**

**Weidmann**'sche Buchhandlung.

---

Im Verlage der **B. Schmid**'schen Buchhandlung (**F. C. Kremer**) in **Augsburg** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bilder des Geistes in Kunst und Natur.**

**Von Dr. M. Deutinger.**

Zwei Bändchen. Erstes Bändchen (zweite Auflage): Gezeichnet auf einer Reise nach Florenz im Jahre 1845. 8. Brosch. 22½ Ngr., oder 1 Fl. 12 Kr. Zweites Bändchen: Gezeichnet auf einer Reise an den Rhein im Jahre 1847. 8. Brosch. 15 Ngr., oder 48 Kr.

---

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Codex medico-forensis,**

oder

**Inbegriff aller in gerichtlichen Fällen von den Gerichtsärzten zu beobachtenden Vorschriften,**

neu bearbeitet von

**Dr. C. F. L. Wildberg.**

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Bei Bearbeitung dieses Codex ist das Bestreben des Verfassers besonders darauf gerichtet gewesen, der Rechtspflege in allen Ländern die wirkliche Erreichung des wesentlichen Nutzens von der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zu sichern, und andererseits den hohen eigenthümlichen Werth der gerichtlichen Arzneiwissenschaft für die Rechtswissenschaft hervorzuheben und fester zu gründen.

**Leipzig**, im Januar 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1850. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1849 im Verlage von

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

### № IV, die Versendungen der Monate October, November und December enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. V des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. IX.; Nr. III, die Versendungen von Juli, August und September, in Nr. XII.)

54. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Zweihundertundneunte bis zweihundertundachtzehnte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

   Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
   in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
   in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
   in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
   nach und nach bezogen werden.

   ☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

55. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertundsiebzehnte bis hundertundzwanzigste Lieferung. (Schluß.) Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

   Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse, und für die erste Abtheilung (Mathematische und Naturwissenschaften), die zweite (Geographie), die dritte (Geschichte und Völkerkunde), die fünfte (Kriegswesen) und die sechste (Schiffbau und Seewesen) bereits ausgegeben. Die übrigen Abtheilungen erscheinen in kurzen Zwischenräumen.

56. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

   Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundvierzigster und funfzigster Theil. (Freidhoff — Fuker.)

   ☞ Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

57. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Vierte Abtheilung: Geschichte der Medicin. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Medicin, bearbeitet von *E. Morwitz*. Zweiter Band. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

   Der erste Band erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

   Die frühern Abtheilungen dieser Encyklopädie enthalten:

   I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.

   II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.

   Der erste Band umfaßt die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

   III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.

58. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Zweiunddreißigstes bis vierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

   Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

   **Ankündigungen** werden auf den Umschlägen der **Gegenwart** abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

59. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zwölfte Lieferung. (Schluß.)

Gr. 4. Druckpapier 1 Thlr. 15 Ngr. Schreibpapier 2 Thlr. 4 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werks, die Jahre 1700—1846 umfassend (1812—49), kosten im **ermäßigten Preise** 23 Thlr. 20 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band**, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und **zehnter Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46, mit Angaben der Bogenzahlen, artistischen Beilagen, buchhändlerischen, literarischen Nachweisungen und so weit dies möglich war, die Namen der anonymen und pseudonymen Verfasser enthaltend — bilden unter dem Titel: „**Allgemeines deutsches Bücherlexikon rc.**" **auch ein für sich bestehendes Werk, und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.**

Der **zehnte Band** kostet einzeln im Ladenpreis 10 Thlr. 20 Ngr.

Die Fortsetzung dieses Werks, die Jahre 1847 fg. umfassend, wird vorbereitet.

60. **Koenig (H.), Spiel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

**Die Clubisten in Mainz.** Roman. Drei Theile. 1848. 8. 5 Thlr.
**Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 1844. 5 Thlr. Herabgesetzter Preis 2 Thlr.
**Die Wallfahrt.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. 20 Ngr. Herabgesetzter Preis 4 Ngr.
**Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.
**Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1842. 1 Thlr. 6 Ngr.
**Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 1844. 3 Thlr.

61. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** In fünf Heften. Drittes bis fünftes Heft. (Schluß.) Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

Das vollständige Werk kostet in 5 Heften 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

**Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

62. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Erster Jahrgang. Gr. 12. 1850. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des **Historischen Taschenbuchs** (20 Jahrg., 1830—49) kosten im herabgesetzten Preise 18 Thlr.; der erste bis zehnte Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der elfte bis zwanzigste Jahrgang (Neue Folge I—X, 18.0—49) 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

63. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" rc.), **Novellen.** Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien bereits von der Verfasserin daselbst:

**Paris und die Alpenwelt.** Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.
**Eine Reise nach Wien.** 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

64. **Wildberg (C. F. L.), Codex medico-forensis,** oder Inbegriff aller in gerichtlichen Fällen von den Gerichtsärzten zu beobachtender Vorschriften, neu bearbeitet. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

In demselben Verlage ist früher erschienen:

**Most (G. F.), Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—49. 11 Thlr. 20 Ngr., herabgesetzter Preis 4 Thlr.

---

## Bücher zu herabgesetzten Preisen.

---

## Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

**Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.**

---

## Von Herrn Carl B. Lorck in Leipzig übernahm ich die sämmtlichen Vorräthe mit Verlagsrecht von:

**Adler-Mesnard,** Anleitung zur deutschen und englischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

———— Anleitung zur deutschen und französischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

———— Anleitung zur deutschen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

———— Anleitung zur deutschen, französischen, englischen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Cormenin, W. A. (Timon), Das Buch der Redner.** Mit dem Portrait A. de Lamartine's. Nach der elften Originalausgabe. Gr. 8. 1848. 2 Thlr.

**Gutzkow's (Karl) Dramatische Werke.** Erster bis sechster Band. 8. 1845—48. Preis jedes Bandes 1 Thlr. 20 Ngr.

———— **Vermischte Schriften.** Erster bis dritter Band. 8. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr.

**Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. 1846. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:

**Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Luther's. 1 Thlr. 15 Ngr.
**Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Mirabeau's. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

## Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

26. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Nr. 40—52. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern des Jahrgangs 1850 sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare des vierten Jahrgangs, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden zu 2 Thlr. 8 Ngr.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

27. **Carlyle (Thomas), Die französische Revolution.** Eine Geschichte. Aus dem Englischen von **P. Feddersen.** Neue Ausgabe. Dritte bis sechste Lieferung. (Schluß.) 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Vollständig in drei Bänden 3 Thlr.

28. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 7. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Wird 10 Bände umfassen.

29. **Dumas, Mémoires d'un médecin.** Tome XV. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Erschien auch unter dem Titel:

**Le Collier de la Reine.** Tome IV. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in unserm Verlage:

**La Dame de Monsoreau.** 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

30. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Neue Ausgabe. Vierte bis achte Lieferung. (Schluß.) 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Das Werk kostet vollständig in vier Bänden 4 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien:

**Konrad Wallenrod.** (Polnisch.) 16. 1846. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

———— Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. 1834. 18 Ngr. Herabgesetzter Preis 8 Ngr.

---

31. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XX. (1848.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1847 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien vor kurzem:

32. **Repertorio universale** delle operè dell' Instituto archeologico dall' anno 1834 — 43. Secondo e terzo lustro. Gr. 8. Roma 1848. 4 Thlr.

---

33. **Svensk Bokhandels - Katalog.** Afdeln IV. 8. Stockholm 1848. 12 Ngr.

---



---

# Neuester Roman von Eugen Sue.

Les
## Mystères du Peuple
ou
Histoire d'une famille de Prolétaires à travers les Âges.
Par
**Eugène Sue.**

**Tome Premier.**
In-8. Geh. 15 Ngr.

Die
## Geheimnisse des Volks,
oder
Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte.
Von
**Eugen Sue.**

Aus dem Französischen übersetzt.

**Erster Theil.**
Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

☞ Bei Vergleichung dieser Ausgaben des französischen Originals und der deutschen Uebersetzung mit andern Ausgaben wird sich herausstellen, daß die oben angezeigten bei **besserer Ausstattung bedeutend billiger** sind. Die Fortsetzung sowol des Originals als der Uebersetzung wird auf das schnellste geliefert werden.

Leipzig, im Januar 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes kann bezogen werden:

## Nachträge zu Goethe's Werken.

**2 Bände mit 1 Stahlstich und 2 Silhouetten.**
(Goethe's Vater und Mutter.)

Preis 1 Thlr.

Dem Format und der Ausstattung nach sind diese Supplemente Goethe's Werken in 40 Bänden (Schiller-Format) gleich; indessen werden sie auch den Besitzern aller andern Ausgaben eine willkommene Erscheinung sein.

Unter Anderm enthalten obige Nachträge das bisher noch ungedruckte Trauerspiel von Goethe: **Romeo und Julie.** (NB. keine Uebersetzung des Shakspeare.)

**Wm. Müller's Sep.-Conto in Leipzig.**

---

**Soeben** erschien:

## Geheimnisse des Volks
oder
## Geschichte einer Proletarier-Familie.
Von
**Eugen Sue.**

Deutsch von **Ernst Reinhold.**

In Lieferungen à 3 Ngr.

☞ **In allen Buchhandlungen vorräthig!** ☜

Leipzig, den 18. Januar 1850.

**Otto Klemm.**

---

### Zur Preisausschreibung mit 40 Stück Dukaten

(deponirt bei E. Hölzel, Buchhändler in Olmütz) für die gediegenste und umfassendste Ausarbeitung der in der Schrift: „Wiedergeburt oder Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege von M. Droßbach", Verlag von E. Hölzel in Olmütz, niedergelegten Grundlinien.

Die Verlagshandlung macht bekannt, daß ein Verein von Männern der Wissenschaft und Freunden der Philosophie, dessen Bildung Hr. Professor Dr. **Philipp Gabriel, prov. Director des Ober- und Untergymnasiums in Brünn, Mitglied der k. k. Ackerbaugesellschaft** &c., übernommen hat, die Beurtheilung der einlaufenden Bewerbungsschriften übernehmen, sowie die Zuerkennung des Preises aussprechen wird, und sieht sich veranlaßt folgende nähere Bestimmungen zur Richtschnur für die Bewerbenden festzusetzen:

1) Es können nur solche Schriften beachtet werden, welche im Geiste der genannten Schrift von M. Droßbach abgefaßt, streng auf dem wissenschaftlichen und philosophischen Felde bleiben, fern von jeder confessionellen Beziehung.
2) Müssen dieselben einen wirklichen Fortbau, eine thatsächliche Weiterentwickelung der in mehrgenannter Schrift enthaltenen Idee beurkunden, sei es nun durch Hinzufügung neuer Beweise, oder durch Vergleichung mit andern philosophischen Systemen &c.
3) Der letzte Termin zur Einsendung der Bewerbungsschriften ist, wie schon bestimmt wurde, der 1. Juli 1850. Zum Tage der Zuerkennung des Preises wird hiermit der 1. September 1850 festgesetzt.
4) Jeder Bewerbungsschrift soll ein versiegelter Zettel, der den Namen des Verfassers enthält, beigelegt und beide mit einem Motto versehen sein.

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1850. № III.**

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.


# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1849 bei

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Aßmann (W.), Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.** Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

2. **Bequignolles (H. von), Hilario.** Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

3. **Bericht vom Jahre 1848 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft **Dr. K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte der Jahre 1835—47 haben denselben Preis.

4. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis neunundsechzigster Band. Gr. 12. 1841—49. Geh.
   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Fünfte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. 20 Ngr.

5. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1849. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wöchentlich werden sechs Nummern ausgegeben, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer Anzeiger,** und die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2⅓ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

6. **Bremer (Frederike), Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.
   Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden ebenfalls einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:
   **Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile.
   **Die Töchter** des Präsidenten. Vierte Auflage.
   **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile.
   **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile.
   **Die Familie H.** Zweite Auflage.
   **Kleinere Erzählungen.**
   **Streit und Friede.** Dritte Auflage.
   **Ein Tagebuch.** Zwei Theile.
   **In Dalekarlien.** Zwei Theile.
   **Geschwisterleben.** Drei Theile.
   **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

7. **Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hanover vom 26. Mai 1849.** Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von **A. E.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

8. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1847—49. 8 Thlr.
   Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.

9. ——— **Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.** Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

10. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. —** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Erste bis zweihundert-

undachtzehnte Lieferung. Gr. 8. 1845—49. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 **Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 **Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 **Lieferungen** zu dem Preise von 2½ Ngr.

**nach und nach** bezogen werden.

☞ **Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon** werden **bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage** zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert.

11. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie rc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis hundertundzwanzigste (letzte) Lieferung. Gr. 4. 1844—49. Jede Lieferung 6 Ngr. Vollständig 24 Thlr.

    Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist für die erste Abtheilung (Mathematische und Naturwissenschaften), die zweite (Geographie), die dritte (Geschichte und Völkerkunde), die fünfte (Kriegswesen) und die sechste (Schiffbau und Seewesen) bereits ausgegeben. Die übrigen Abtheilungen erscheinen in kurzen Zwischenräumen.

12. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

    Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

13. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Vier Abtheilungen. Gr. 12. 1844—49. Geh. 15 Thlr. 18 Ngr.

    Die Abtheilungen dieser **Encyklopädie** enthalten:

    I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. **L. Rochmann.** 1844. 3 Thlr.
    II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. **L. Posner.** Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
    Der erste Band umfaßt die acuten Krankheiten (2 Thlr.); der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).
    III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. **A. Moser.** 1845. 2 Thlr.
    IV. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. **E. Morwitz.** Zwei Bände. 1848—49. 3 Thlr. 18 Ngr.

14. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

    Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundvierzigster und funfzigster Theil. (Freidhoff — Fuker.)

    ☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

15. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Erstes bis zwanzigstes Heft. Gr. 8. 1847—49. Preis eines Heftes 10 Ngr.

    Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

16. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Erstes bis vierzigstes Heft, oder erster bis dritter Band und vierten Bandes erstes bis viertes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

    Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

    **Ankündigungen** werden auf den Umschlägen der **Gegenwart** abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

17. **Geldern-Crispendorf (B. von), Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts,** oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

18. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

19. **Gutzkow (K.), Neue Novellen.** I. Imagina Unruh. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

    Von demselben Verfasser erschien früher ebendaselbst:

    **Briefe aus Paris.** Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.
    **Aus der Zeit und dem Leben.** Gr. 12. 1844. 2 Thlr. Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

20. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Vierte Auflage. Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

    In demselben Verlage sind auch erschienen:

    **A complete Dictionary of the English and German languages,** by **Lewis Albert.** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.
    **Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français,** par **J. H. Kaltschmidt.** Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

21. **Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** Von **Ch. F. Meyer.** Gr. 8. (In fünf Heften zu 12 Ngr.) 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

    In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

    **Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.** Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

22. **Der Hausarzt.** Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt und herausgegeben von **G. F. Most.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

    Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

    **Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht,** nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr. Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

23. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** rc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis vierzehnte (letzte) Lieferung. Gr. 4. 1847—49. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr. Vollständig auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

    ——————— Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis zwölfte (letzte) Lieferung. Gr. 4. Erste bis elfte Lieferung auf Druckpapier à 25 Ngr., auf Schreibpapier à 1 Thlr. 6 Ngr. Die zwölfte Lieferung auf Druckpapier 1 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier

2 Thlr. 4 Ngr. Vollständig auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

Der erste bis zehnte Band dieses Werks, die Jahre 1700—1846 umfassend (1812—49), kosten im **ermäßigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Der **achte** bis **zehnte Band** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46, mit Angaben der Bogenzahlen, artistischen Beilagen, buchhändlerischen, literarischen Nachweisungen und so weit dies möglich war, die Namen der anonymen und pseudonymen Verfasser enthaltend — bilden unter dem Titel: „**Allgemeines deutsches Bücherlexikon** ꝛc." **auch** ein für sich bestehendes Werk, und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.

**Die Fortsetzung** dieses Werks, die Jahre 1847 fg. umfassend, **wird vorbereitet.**

24. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1846—49. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

25. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Dritte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

26. **Kitzinger (G.), Wechselkunde für Kaufleute und Juristen,** mit steter Berücksichtigung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst erschien 1848:

**Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung.** Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Herausgeber des letzten Werks ist Legationsrath Dr. F. Liebe, der als Abgeordneter Braunschweigs an dem Wechselcongreß in Leipzig theilgenommen hat.)

27. **Koenig (H.), Spiel und Liebe.** Eine Novelle. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

**Die Clubisten in Mainz.** Roman. Drei Theile. 8. 1848. 5 Thlr.

**Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 1844. 5 Thlr. Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

**Die Busfahrt.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. 20 Ngr. Herabgesetzter Preis 4 Ngr.

**Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. 4 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

**Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1842. 1 Thlr. 6 Ngr.

**Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 1844. 3 Thlr.

28. **Kuhn (E.), Beiträge zur Verfassung des Römischen Reichs** mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

29. **Kützing (F. T.), Species Algarum.** Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst:

**Phycologia generalis,** oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

---

Im Verlage von **Rudolf** und **Theodor Oswald Weigel** in Leipzig erscheint seit Anfang dieses Jahres:

# Deutsches Kunstblatt.

| Zeitung für bildende Kunst und Baukunst. | Organ der deutschen Kunstvereine. |
|---|---|

Unter Mitwirkung von

**Kugler** in Berlin, **Passavant** in Frankfurt, **Waagen** in Berlin, **Wiegmann** in Düsseldorf, **Schnaase** in Berlin, **Schulz** in Dresden, **Förster** in München, **Eitelberger von Edelberg** in Wien,

redigirt von **Dr. Fr. Eggers** in Berlin.

Jährlich erscheinen 52 Nummern in Hochquartformat mit artistischen Beilagen. Preis des Jahrgangs 6⅔ Thlr. Probenummern sind in jeder Buchhandlung zu haben.

---

# Guizot's Schrift über die englische Revolution.

Von dieser interessanten Schrift erscheint soeben bei mir ein **wohlfeiler Abdruck des Originals** sowie eine **deutsche Uebersetzung** unter dem Titel:

## Pourquoi la Révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?

Discours

**sur l'histoire**

de la

## Révolution d'Angleterre.

In-8. Geb. 10 Ngr.

## Warum hat die Revolution in England gesiegt?

Betrachtungen

**über die Geschichte**

der

## Revolution in England.

Aus dem Französischen.

Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

**Leipzig,** 5. Februar 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1850. № IV.**

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für [illegible]" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1849 bei

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. III.)

30. **Löbe (W.), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

**Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr. Herabgesetzter Preis 16 Ngr.

**Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande.** Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr. Herabgesetzter Preis 12 Ngr.

31. **Meißner (C. B.), Der Staat, die Kirche und die Schule.** Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschulen im Königreich Sachsen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

32. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das Pfennig-Magazin werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im herabgesetzten Preise 4 Thlr., der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr., der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr., und der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. (Der Neuen Folge VI. Jahrgang, 1848, kostet 2 Thlr.)

**Pfennig-Magazin für Kinder.** Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

**Sonntags-Magazin.** Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
**National-Magazin.** Ein Band. }

33. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter und vierzehnter Theil. Neue Folge. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1848—49. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern ist der Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

**auf 12 Thlr. herabgesetzt.**

34. **Preuschen-Liebenstein (F. A., Freiherr von), Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

35. **Raumer (F. v.), Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von demselben Verfasser erschienen ebendaselbst:

**Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1840—42. Velinpapier 12 Thlr., extrafeines Velinpapier 24 Thlr.

**Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Erster bis siebenter Band. Gr. 8. 1832—43. 20 Thlr. 13 Ngr., Velinpapier 4 Thlr. 25 Ngr.

**Vorlesungen über die alte Geschichte.** Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

**Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts.** Zwei Theile. Gr. 12. 1831. 4 Thlr. 15 Ngr.

**Die vereinigten Staaten von Nordamerika.** Zwei Theile. Mit 1 Karte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Gr. 12. 1845. 5 Thlr.

36. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **F. de Cussy.** Tomes I à V. In-8. 1846—49. Geh. 14 Thlr.

Ebendaselbst ist auch erschienen:

**Guide diplomatique.** Par **Ch. de Martens.** 2 vol. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr. *Herabgesetzter Preis* 2 Thlr.

**Causes célèbres du droit des gens.** Par *le même.* 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr. *Herabgesetzter Preis* 2 Thlr.

**Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** Par *le même.* 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr. *Herabgesetzter Preis* 2 Thlr.

**Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul.** Par **F. de Cussy.** In-12. 1846. 3 Thlr.

37. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

38. **Schücking (L.), Ein Sohn des Volkes.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

**Ein Schloß am Meer.** Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 3 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

**Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. Gr. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr. Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

**Eine dunkle That.** Gr. 12. 1846. 2 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

39. **Schulze (E.), Cäcilie.** Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Elegant gebunden. 3 Thlr.

40. ——— **Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Elegant gebunden 1 Thlr.

In der Octav-Ausgabe kostet Die bezauberte Rose (7. Auflage, 1844) ebenfalls 1 Thlr., mit Kupfern 2 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst sind von E. Schulze erschienen:

**Sämmtliche poetische Werke.** Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr.; mit Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

**Cäcilie.** Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr.; mit Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

**Psyche.** Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr. Herabgesetzter Preis 12 Ngr.

**Vermischte Gedichte.** Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr. Herabgesetzter Preis 16 Ngr.

41. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Erster Jahrgang. Gr. 12. 1850. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste und zweite Folge des Historischen Taschenbuchs (20 Jahrgänge 1830—49) zusammengenommen kosten im herabgesetzten Preise 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

42. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Erstes bis zwölftes Heft. (**Aachen — Zwoll,** und Nachträge **Alessandria — Alexandrien.**) Breit 8. 1841—49. Jedes Heft 15 Ngr.

Der Schluss des Werks wird bald erscheinen.

43. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.), **Novellen.** Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erschien bereits von der Verfasserin daselbst:

**Paris und die Alpenwelt.** Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.

**Eine Reise nach Wien.** 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

44. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Erstes bis viertes Heft. (**Strausse und Hühnerarten, Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel, Würger—Krähen.**) Bogen 1—24 und Tafel I—XL. Gr. 4. 1845—49. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

45. **Volks-Bibliothek.** Erster bis sechster Band. Gr. 8. 1845—49. Geh. 6 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser Volks-Bibliothek enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von F. Gerstäcker. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.

VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von C. G. H. Lentz. Neue Ausgabe. 1 Thlr.

46. **Wietersheim (E. von), Die Demokratie in Deutschland.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Diese Schrift eines frühern königl. sächsischen Staatsministers bildet ein anziehendes Seitenstück zu der berühmten Schrift Guizot's über die Demokratie in Frankreich.

47. **Wildberg (C. F. L.), Codex medico-forensis,** oder Inbegriff aller in gerichtlichen Fällen von den Gerichtsärzten zu beobachtender Vorschriften, neu bearbeitet. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

In demselben Verlage ist früher erschienen:

**Mest (G. F.), Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr., herabgesetzter Preis 4 Thlr.

48. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von **Dr. C. W. Niedner.** Jahrgang 1849. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Die frühern Jahrgänge (1846—48) dieser Zeitschrift haben denselben Preis.

49. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1849. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

---

## Bücher zu herabgesetzten Preisen.

---

### Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* **zu bedeutend ermässigten Preisen** durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

---

**Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.**

---

Von Herrn **Carl B. Lorck** in **Leipzig** übernahm ich die sämmtlichen Vorräthe mit Verlagsrecht von:

**Adler-Mesnard,** Anleitung zur deutschen und englischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——— Anleitung zur deutschen und französischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——— Anleitung zur deutschen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 20 Ngr.

——— Anleitung zur deutschen, französischen, englischen und italienischen Umgangssprache. 16. 1842. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Cormenin, W. A. (Timon), Das Buch der Redner.** Mit dem Portrait A. de Lamartine's. Nach der elften Originalausgabe. Gr. 8. 1848. 2 Thlr.

**Gutzkow's (Karl) Dramatische Werke.** Erster bis sechster Band. 8. 1845—48. Preis jedes Bandes 1 Thlr. 20 Ngr.

——— **Vermischte Schriften.** Erster bis dritter Band. 8. 1842. 4 Thlr. 15 Ngr.

**Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. 1846. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:

**Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Luther's. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Mirabeau's. 1 Thlr. 15 Ngr.

## Unter der Firma von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erschienen:

1. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier Cours. 3me édition. In-8. Geh. 8 Ngr.
   Der zweite Cursus erschien 1848 und kostet 10 Ngr.
2. ——————, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. 8. Geh. 10 Ngr.
3. **Carlyle (Thomas), Die französische Revolution.** Eine Geschichte. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Neue Ausgabe. Drei Bände. 12. 3 Thlr.
   Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.
4. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tomes I à VII. In-8. 1848—49. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.
   Wird 10 Bände umfassen.
5. **Dumas, Mémoires d'un médecin.** Tomes I à XV. In-8. 1846—49. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.
   Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:
   **Le Collier de la Reine.** Tomes I à IV. In-8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.
   Von demselben Verfasser erschien bereits in demselben Verlage:
   **La Dame de Monsoreau.** 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.
6. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von L. Hoffmann, Baumeister in Berlin. In zwei Bänden. Erste bis achte (letzte) Lieferung. Lex.-8. Mit einem Atlas von 157 Tafeln in Großfolio. 1847—49. Preis einer Lieferung 3 Thlr.
7. **Des Garanties données au Danemark** à l'égard du Schleswig par la France, L'Angleterre et la Russie, et de celles dont il est question aujourd'hui. In-8. Geh. 5 Ngr.
8. **Guizot (F.), De la démocratie en France.** In-8. Geh. $7^1/_2$ Ngr.
   Diese so viel Aufsehen erregende Flugschrift hat auch in Deutschland eine solche Beachtung gefunden, daß diese Ausgabe vier mal gedruckt werden mußte.
9. **Lamartine (A. de), Histoire de la révolution de 1848.** 2 vol. In-8. 2 Thlr.
   Auch in 8 Lieferungen zu $7^1/_2$ Ngr. zu beziehen.
   Von demselben Verfasser erschien früher:
   **Histoire des Girondins.** 8 vol. In-8. 8 Thlr.
   **Geschichte der Girondisten.** Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.
10. —————— **Les Confidences.** In-8. 1 Thlr.
11. —————— **Raphaël,** pages de la vingtième année. In-8. $22^1/_2$ Ngr.
12. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie** des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. J. A. **Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Gr. 8. 1847—49. 8 Thlr.
    Auch in 11 Lieferungen zu beziehen.
    Diese Uebersetzung von Longet's „Anatomie et physiologie du systeme nerveux" ist durch eingeschaltete Zusätze mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt worden.
13. **Malczeski (Anton), Marja, powieść Ukraińska.** Elegante Miniaturausgabe. 16. Geh. 15 Ngr.; cart. 20 Ngr.; Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.
    In gleicher typographischer Ausstattung und zu gleichen Preisen erschienen früher in unserm Verlage:
    *Mickiewicz (Adam)*, Konrad Wallenrod. 16. 1846.
    *Zaleski (Bohdan)*, Duch od stepu. 16. 1847.
14. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Neue Ausgabe. Vier Bände. 12. Geh. 4 Thlr.
    Auch in 8 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.
    Von demselben Verfasser erschien:
    **Konrad Wallenrod.** (Polnisch.) 16. 1846. Geh. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.
    —————— Uebersetzt von K. L. Kannegießer. Gr. 12. 1834. 18 Ngr. Herabgesetzter Preis 8 Ngr.
15. (Montholon.) **Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.** Ein Auszug aus dem Werke des General Montholon. Mit der Todtenmaske des Kaisers. 8. Geh. 15 Ngr.
    Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:
    **Histoire de la captivité de Sainte-Hélène.** Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.
    **Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.** Aus dem Französischen. Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. Zwei Bände. 8. 1846. 2 Thlr. $2^1/_2$ Ngr.
16. **Ralph (James), The Pocket Song-book,** being a collection of the most approved English songs; with twelve originals. 16. Geh. 15 Ngr. Velinpapier 24 Ngr.
    Von demselben Herausgeber erschienen in demselben Verlage:
    **A guide to English conversation.** Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schüler und zum Selbstunterricht. 12. 1847. Geh. 12 Ngr.
    **The English reader.** Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht. 8. 1847. Geh. 12 Ngr.
17. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Dritter Jahrgang. Gr. 8. Geh. Preis dieses Jahrgangs 4 Thlr.
    Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften. Inserate werden in dem der Zeitschrift beigegebenen „Literarischen Anzeiger" abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen aber für 1 Thlr. beigeheftet.
18. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Vierter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.
    Probenummern des Jahrgangs 1850 sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare des vierten Jahrgangs, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden zu 2 Thlr. 8 Ngr.
    Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr.
    Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

---

19. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 1.—54. Heft. Gr. 8. (Wien.) 1845—49. Preis eines Heftes 20 Ngr.

---

20. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XX. (1848.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.
    Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1847 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien vor kurzem:
21. **Repertorio universale** delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. Gr. 8. Roma 1848. 4 Thlr.

---

22. **Minnesfest öfver J. J. Berzelius firad af Litteratur-Sällskapet i Stockholm den 20 Januari. 1849.** 8. Stockholm. 15 Ngr.
23. **Svensk Bokhandels-Katalog.** Afdeln. IV. 8. Stockholm 1848. 12 Ngr.
    Jede der ersten drei Abtheilungen kostet 1 Thlr.

# Einladung zur Benutzung der „Landwirthschaftlichen Dorfzeitung“ [...] Anzeigen und Bekanntmachungen.

Die „Landwirthschaftliche Dorfzeitung“, mit ihrem Beiblatte: „Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für [...] und Land“, ist unter allen landwirthschaftlichen Zeitungen das verbreitetste, gelesenste und beliebteste Blatt, und [...] Anzeigen und Bekanntmachungen unsemehr geeignet sein, als bereits Thatsachen vorliegen, daß Anzeigen in dieser Zeit[...] dem größten Erfolge waren. Literarische Anzeigen, Stellengesuche, Gutskäufe und Verkäufe, Pachtungen und Verpach[...] Einladungen zum Besuche der landwirthschaftlichen Lehranstalten und Ackerbauschulen, Anzeigen von verkäuflichen [...] Geräthen, Dungmitteln, Sämereien, Pflanzen u. s. w., sind am passendsten zur Insertion. Die gespaltene Zeile oder [...] Raum wird mit 2 Ngr. berechnet; außerdem werden auch besondere Beilagen gegen eine Gebühr von 1 Thlr. für je 1000 [...] beigelegt. Alle Anzeigen sind an den unterzeichneten Verleger zu senden.

Leipzig, im Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

---

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig** ist erschienen:

## Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller.

Von

**Hermann Hettner.**

8. Broschirt. 1 Thaler.

---

# Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

**J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Von der **ersten Section** dieses Werks (A—G), herausgegeben von **J. G. Gruber**, erschienen im Jahre 1849 der 49ste und 50ste Theil, deren Inhalt unter Anderm folgende wichtige Artikel umfaßt: Freigerichte, Freigrafen, Freischöppen, Freistätte, Freistühle, Fremde, Fremdlingsrecht, Friedriche von *Wachler;* Freiheit, Fries von *Scheidler;* Freimaurerei von *Müller;* Frictio von *Theile;* Friede von *Eiselen;* Friedrich (Kaiser, Könige, Herzöge, Kur-, Land-, Mark- und Pfalzgrafen, Fürst- und Erzbischöfe) von *Döring, O. Gruber, Jaeck, Rommel, Röse, Voigt* und *Wachter;* Frischlin von *Zacher;* Frohnen von *Wirk;* Fronde und Fugger von *Stramberg;* Fruchtbringende Gesellschaft von *Döring.*

**Leipzig**, im Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

---

# Guizot's Schrift über die englische Revolution [...]

Bei mir erscheint soeben ein **Abdruck des [...]ginals** von Guizot's Schrift: „Pourquoi la révol[...] d'Angleterre a-t-elle réussi?“ sowie eine [...] **Uebersetzung** derselben.

Durch alle Buchhandlungen ist sowol das Origi[...] wie die Uebersetzung zu dem Preise von 10 Ngr. [...] beziehen.

**Leipzig**, 4. Februar 1850.

F. A. Brockhaus.

---

Bei **J. G. Müller** in **Gotha** ist erschienen und durch [...] Buchhandlung zu beziehen:

**Verzeichniß der Ober-Consistorial-Präsident[...] Dr. Bretschneider'schen Bibliothek, II. Abtheilun[g] ingleichen mehrer Büchersammlungen, 7340 Bän[de] enthaltend, die zu billigen Preisen in Gotha [zu] verkaufen sind.**

---

# Frederike Bremer's Schriften.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und [...] in allen Buchhandlungen zu erhalten:

**Die Nachbarn.** Aus dem Schwedische[n]. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zwei Theile. Fünfte verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieser Roman der beliebten Verfasserin, der jetzt bereits in fünfter Auflage erscheint, schließt sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 19 Theile, 6 Thlr. 10 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden: **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Zwei Theile. Dritte Auflage. — **Das Haus.** Zwei Theile. Vierte Auflage. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile. — **Eine Sommerreise.** Zwei Theile.

☞ **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1850. № V.**

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

# Deutsche Allgemeine Zeitung.

Auf das am 1. April beginnende neue Abonnement dieser Zeitung werden bei allen Postämtern des In- und Auslandes Bestellungen angenommen, die aber zeitig zu machen sind, weil nur dann die Lieferung vollständiger Exemplare zugesichert werden kann. Der Preis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Die Zeitung erscheint **täglich zwei mal**, Vormittags 11 Uhr und Abends 5 Uhr. In Leipzig und Dresden wird sie täglich zwei mal zugeschickt, ohne daß dafür eine besondere Vergütung zu gewähren ist, nach auswärts aber überall, wohin eine zweimalige Postverbindung von Leipzig aus stattfindet, mit der ersten nach der Ausgabe abgehenden Briefpost versendet. **Inserate** finden durch die Zeitung eine weite Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

---

Die Veränderungen in Inhalt, Form und Erscheinungsweise, zu denen sich die Redaction und Verlagshandlung im December vorigen Jahres entschloß, haben den Beifall unserer Abonnenten erhalten, und wir finden hierin die Auffoderung, in dem von uns eingeschlagenen Wege zu beharren.

Die Zeitung hält sich frei von aller Parteieinseitigkeit; sie ist durch kein Parteiprogramm gebunden, und sie wird gern jeden Vorschlag zur Wahrung der Freiheit und der Macht des Gesammtvaterlandes, möge er kommen, von welcher Seite er wolle, unterstützen, wenn er aufrichtig gemeint und geeignet ist, den gerechten Ansprüchen des deutschen Volks genügezuleisten.

Unterstützt durch eine Anzahl geistvoller Mitarbeiter, auf deren Vermehrung wir unausgesetzt bedacht sind, dürfen wir hoffen, daß es uns gelingen werde, in Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts nicht hinter den Ansprüchen zurückzubleiben, die man an ein größeres Tagesblatt zu stellen gewohnt und berechtigt ist. Namentlich wird es unsere Aufgabe sein, häufiger als bisher leitende Artikel über die hauptsächlichsten Fragen welche die die Zeit bewegen zu geben, und aus den Gegenden, in denen unsere Zeitung vorzugsweise gelesen wird, Sachsen, Preußen, Thüringen, die östreichischen Staaten, werden wir in zahlreichen Correspondenzen stets das Wichtigste und Neueste zu bringen uns bestreben. Ganz besonders ist in dieser Hinsicht unsere Aufmerksamkeit auf **Erfurt** und die Verhandlungen des dort beginnenden Reichstags gerichtet. Wir haben tüchtige Berichterstatter dafür gewonnen und werden, schon durch die geographische Lage begünstigt, die Nachrichten von dorther schneller als irgend ein anderes sächsisches Blatt mittheilen können. Besonders wichtige Vorfälle werden uns durch **telegraphische Depeschen** gemeldet. Ueberhaupt gedenken wir mit Benutzung der günstigen geographischen Lage Leipzigs unser Blatt immer mehr zu einem guten **Neuigkeitsblatt** zu gestalten.

Neben der Politik soll auch aus dem Gebiete des **Handels** und der **Industrie** alles Das mitgetheilt werden, was man in dieser Beziehung von einer politischen Zeitung zu erwarten berechtigt ist. Vorzugsweise wird der in Leipzig im April beginnenden Gewerbeausstellung große Aufmerksamkeit zugewendet werden. Ebenso werden wir wie bisher auch dem **Theater- und Kunstleben**, sowie den interessantesten wissenschaftlichen Erscheinungen in Leipzig, Dresden und Berlin regelmäßige Berichte widmen.

Das **Literarisch-artistische Beiblatt** erscheint wie bisher wöchentlich ein mal als das zweite Sonntagsstück, und ist hauptsächlich für **Unterhaltung** bestimmt. Berichte über interessante Vorfälle aus dem nichtpolitischen Leben des Tages, ethnographische Mittheilungen, Auszüge aus wichtigen Werken, biographische Mittheilungen über bedeutende Zeitgenossen u. s. w. werden dort eine Stelle finden. Eine Erweiterung des Beiblatts durch einige größere Originalarbeiten beliebter deutscher Schriftsteller und ein öfteres Erscheinen desselben stellen wir in Aussicht.

**Leipzig**, im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Karl Gutzkow's
# Dramatische Werke.

**Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung.**

8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Liesli.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

---

Soeben erschien bei **Ed. Anton** in Halle:

**Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte,** zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Sechster und letzter Band. Zweite Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Sgr.

---

## Finnische Literatur.

**Ich empfing soeben in Commission und liefere zu den nachstehenden Preisen:**

**Castrén**, Elementa grammatices Syrjaenae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

—— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

—— Kalevala. Helsingfors. 1841. 8. 2 Thlr.

**Eklöf**, Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

**Euren**, G. E., Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

**Geitlin**, Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kanteletar. Suomen Kansan Wanhoja Lauluja ja Wirsiä. 1.—3. Kirja. (Alte lyrische Gesänge des finnischen Volks. Erster bis dritter Band.) Gr. 8. 3 Thlr.

**Kellgren, H.**, Mythus de ovo mundano, ejusdemque apud Indios notio. Helsingfors. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

——, **Tengström** und **Tigerstedt**, Fosterländskt Album. (Vaterländisches Album für finnische Literatur.) Erstes bis drittes Heft. Helsingfors. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Korhonen, Paawo**, Wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua. (Funfzig Runen und sechs Gesänge von Paul Korhonen.) Helsingfors. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.

**Lagus**, Åbo Hofrätts Historia. Erster Band. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. 1. Häftet. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Renvall**, Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linguae finnicae cum interpretatione duplici, copiosiore latina, breviore germanica. Erster und zweiter Band. Åbo. 1826. 4. 6 Thlr.

Ruotsin, Suomen ja Saksan Tulkki. (Schwedisch-finnisch-deutsches Wörterbuch und Gespräche.) Helsingfors. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.

**Sahlberg, C. R.**, Novae Coleopterorum species. Dissertatio academica. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 5 Ngr.

—— Insecta Fennica. Tom. I. II. Helsingfors. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

**Sahlberg, R. F.**, Monographia geocorisarum Fenniae. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.

**Sjögrén, A. J.**, Anteckningar om Församlingarne i Kemi-Lappmark. Helsingfors. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Suomen Kansan Arwoituksia ynnä 135 Wiron Arwoituksen kanssa. (Die Räthsel der Finnen, nebst 135 esthnischen Räthseln.) Helsingfors. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Suomen historia ja maantiede. (Geschichte und Geographie von Finnland.) Helsingfors. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.

Suomen Kansan Sanalaskuja. (Die Sprichwörter des finnischen Volks.) Helsingfors. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. (Zeitschrift für finnische Gegenstände.) Erster bis neunter Jahrgang. 1841—49. Gr. 8. pro Jahrgang 1 Thlr. 10 Ngr.

**Tengström, R.**, Finsk Anthologie. Erster Band. (Anthologie der finnischen Volkspoesie.) Helsingfors. 1845. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage von **Karl Rümpler** in Hanover ist erschienen:

**Niemann, E.** (Hofprediger und Consistorialrath), **Die Zehn Gebote** in Zeitpredigten, gehalten in der Trinitatiszeit des Jahres 1849. Gr. 8. Eleg. brosch. 22½ Sgr.

**Ostermann, L. F., Pädagogische Randzeichnungen** in darstellender und philosophischer Form. Erster Band. Gr. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr. 6 Sgr.

---

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke von Ch. F. Meyer.** Gr. 8. 1849. (In fünf Heften zu 12 Ngr.) 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

**Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** rc., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.** Zweite Auflage. Gr. 8. 1847. (In acht Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1850 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften Probenummern zu erhalten:

## Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

**Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.**

Herausgegeben von William Löbe.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Pfennig-Magazin.

Mit vielen Abbildungen.

Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von M. J. E. Volbeding.

Mit vielen Illustrationen.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

**Diese drei Zeitschriften sind auch in Monatsheften zu beziehen.**

---

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

## Wilhelm Martin Leberecht de Wette.

Eine

**akademische Gedächtnißrede**

mit Anmerkungen und Beilagen.

Von

**Dr. K. R. Hagenbach,**

Prof. der Theologie in Basel.

Gr. 8. Brosch. Preis 15 Ngr.

Leipzig, im März 1850.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

# Die Gegenwart.

**Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.**

Dieses Werk, das sich in hohem Grade die Anerkennung des Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, verbreitet sich über alle Erscheinungen, Ereignisse und Persönlichkeiten, die für die gegenwärtige Zeit von Bedeutung sind. Es schildert durch Augenzeugen die **politischen Begebenheiten** aller Länder und Staaten, bespricht die **gesellschaftlichen Zustände und Fragen** und erörtert auch, was unsere Zeit Großes in **Wissenschaft, Kunst und Gewerbe** aufzuweisen hat. Mit Recht kann es darum als das **umfassendste Handbuch der Zeitgeschichte** gelten, und seine Ausführung wird nur durch das Zusammenwirken der tüchtigsten literarischen Kräfte des In- und Auslandes möglich. Das Werk wird ein **vollständiges, abgerundetes, in sich geschlossenes Bild unsers Zeitlebens** darstellen, das Nichts vermissen läßt, was von wirklicher Bedeutung ist; dennoch aber wird es seine Aufgabe **innerhalb einer nur mäßigen Anzahl von Bänden** lösen.

Unbeschadet seiner Selbständigkeit ist das Werk auch als **Supplement** zu allen Ausgaben des **„Conversations-Lexikon“**, sowie als **Neue Folge** des beliebten **„Conversations-Lexikon der Gegenwart“** zu betrachten.

Von der „Gegenwart“ erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis dritte Band sind bereits vollständig ausgegeben, und kostet jeder geheftet 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im März 1850.

F. A. Brockhaus.

---

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

**Liebesbriefe**

aus dem

## Leben eines Gefangenen.

**Roman**

von

**Fanny Lewald.**

8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

---

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist zu beziehen:

**Briefe**

über

## gesellschaftliche Fragen der Gegenwart

von

**Friedrich von Raumer.**

Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Vendidad Sade.

Die heiligen Schriften
**Zoroaster's**
## Yaçna, Vispered und Vendidad.

Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay
mit
**Index und Glossar**
herausgegeben von
Dr. *Hermann Brockhaus.*
Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:

**Kathâ Sarit Sâgara.** Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

**Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

---

## Fincke'sche Auction.

Das Verzeichniß der ausgezeichneten Büchersammlung von dem Lager der früher Fincke'schen Buchhandlung ist soeben in der II. Abtheilung erschienen, und findet Mittwoch den 15. Mai und folgende Tage zu Berlin statt. Dieselbe enthält Theologie (wobei vorzügliche Patristik), Philosophie, spanische Literatur, Belletristik (deutsche, französische, englische und italienische), Lexika, Kriegswissenschaft, Reitkunst und Jägerei, Curiosa, Alchymie, Musikwissenschaft, Staats- und Rechtswissenschaft, Handschriften, Orientalia, Naturwissenschaft und Medicin, alte Drucke, Atlanten und Karten.

Diese Abtheilung umfaßt etwa 10,000 Bände, wobei viele Seltenheiten sich befinden, und ist von Unterzeichnetem zu beziehen.

**Th. Müller,**
königl. gerichtlicher und außergerichtlicher Auctions-Commissarius zu Berlin, Georgenstraße, Nr. 43.

---

Neu erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von
**Hieronymus Müller,**
mit Einleitungen begleitet von
**Karl Steinhart.**

**Erster Band.**
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

---

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Zeitschrift
der
## Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben
**von den Geschäftsführern.**
*Vierter Jahrgang.* **1850.**
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein ***literarischer Anzeiger*** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

**Erstes Heft.**

Ueber den Sahîh des Buchâri. Von *Krehl.* — Die erdichtete Inschrift von Singan Fu. Von *Neumann.* — Aus Dschami's Liebesliedern. Von *Rückert.* — Nachrichten über Taberistan. Nach dem Târîkh-i-Taberistân von Abu-l-Hassan ben Isfendiâr. Von *Spiegel.* — Wissenschaftlicher Jahresbericht zur Generalversammlung 1849. Von *Fleischer.* — **Notizen, Correspondenzen und Vermischtes** von *Mordtmann, Brugsch, Frankel, Anger, Perkins, Piper, Sprenger, Robinson, Graf, Tuch.* — Bibliographische Anzeigen. — Protocollarischer Bericht über die zu Leipzig den 27.—29. Sept. 1849 abgehaltene Generalversammlung. — Nachrichten über Angelegenheiten der Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

---

## Kleine literarhistorische Schrift von A. von Kotzebue gegen W. von Goethe.

**Expectorationen.** Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum **Alarcos.** Dramatisch in Versen. 8. Berlin. **1803.** Brosch. 5 Ngr.

Personen:
Goethe der Große. Falk der Kleine. A. W. Schlegel der Wüthende. Fr. Schlegel der Rasende. Mehre stumme, gekochte und gebratene Personen.

Ich besitze von dieser kleinen Schrift, die, wie ich mit Gewißheit versichern kann, von **August von Kotzebue** ist, noch eine Anzahl Exemplare.

**Schnuphase'sche Buchhandlung**
in Altenburg.

---

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber
## deutsche Zustände und deutsche Verfassung.

**Vorschläge zu einem Bundesparlament**
von
**A. M.**
Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

**Leipzig,** im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1850. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

### № I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1850. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Folio. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1850. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört dazu ein **Literarischer Anzeiger.** Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XI. Jahrgang. Neue Folge. I. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des **Pfennig-Magazin** (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrgang (1848 und 1849) kosten jeder 2 Thlr.

   **Pfennig-Magazin für Kinder.** Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

   **Sonntags-Magazin.** Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   **National-Magazin.** Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **M. J. E. Volbeding.** Fünfter Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Die ersten drei Jahrgänge der **Illustrirten Zeitung für die Jugend** (1846—48) kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte Jahrgang (1849) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

6. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft**, herausgegeben von den Geschäftsführern. Vierter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

7. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

   Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

   **Die Töchter** des Präsidenten. Vierte Auflage.
   **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile.
   **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile.
   **Die Familie H.** Zweite Auflage.
   **Kleinere Erzählungen.**
   **Streit und Friede.** Dritte Auflage.
   **Ein Tagebuch.** Zwei Theile.
   **In Dalekarlien.** Zwei Theile.
   **Geschwisterleben.** Drei Theile.
   **Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile.

   ☞ **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

8. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

   In demselben Verlage ist auch erschienen:

   **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (**W. Alexis**). Dreizehnter und vierzehnter Theil. Neue Folge. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1848—49. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

   Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern ist der Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

   **auf 12 Thlr. ermäßigt.**

9. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tomes 8 et 9. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der erste bis siebente Band haben denselben Preis.

Von dem Verfasser erschien früher:

**Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes.** 2 vol. 12. 1816. 2 Thlr. Ermässigter Preis 8 Ngr.

**Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique.** Nouvelle édition. 12. 1817. 1 Thlr. 10 Ngr. Ermässigter Preis 8 Ngr.

10. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Zweihundertundneunzehnte bis zweihundertundvierzigste Lieferung. (Schluß.) Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch **in beliebigen Ablieferungsterminen:**
in 15 **Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 **Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 **Lieferungen** zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Ngr.
**nach und nach** bezogen werden.

☞ **Aeltere Auflagen** des **Conversations-Lexikon** werden **bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage** zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. **Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

11. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tomes XVI et XVII. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Die Bände 1—15 haben denselben Preis.
Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:
**Le Collier de la Reine.** 8. Preis des Bandes 15 Ngr.
In demselben Verlage erschien früher:
**La Dame de Monsoreau.** 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

12. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Neunundzwanzigstes bis einunddreissigstes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

13. **Frensdorff (E.), Joseph von Radowitz.** Eine Charakterschilderung. 12. Geh. 15 Ngr.

14. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundvierzigstes bis fünfundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Ankündigungen werden auf den Umschlägen abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

15. **Guizot (F. P. G.), Histoire de la révolution d'Angleterre**, depuis l'avénement de Charles I^er^ jusqu'à sa mort, précédée d'un Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 2 vol. 8. Geh. 2 Thlr.

16. ———————— **Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?** Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 8. Geh. 10 Ngr.

17. ———————— **Warum hat die Revolution in England gesiegt?** Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

18. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Liesli.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits früher:

**Briefe aus Paris.** Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

**Aus der Zeit und dem Leben.** Gr. 12. 1844. 2 Thlr. Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

**Neue Novellen.** I. — X. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

19. **Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:
**Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Luther's. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.
**Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.

20. **Jahn (H.), Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad.** 8. (Waldenburg.) Geh. 2 Thlr.

21. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter,** insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Dritte, mit einem Anhange &c. vermehrte Auflage. 8. Geh. 21 Ngr.

Der erste Theil (für das erste Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 10 Ngr.; der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

22. **Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche;** ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Elfte Auflage. 8. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:
**Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche.** Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Auflage. 8. 1848. 27 Ngr.
**Uebersetzungsbuch** aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.
**Englisches Lesebuch.** Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.
**Lloyd** und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

23. **Noack (L.), Das Mysterium des Christenthums** oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

24. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:
**Die Lustspiele des Aristophanes.** Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. Gr. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

25. **Raumer (F. von), Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

Ebendaselbst sind von **F. von Raumer** erschienen:
**Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849.** Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.
**Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden.** I—VI. Gr. 12. 1848. 5 Ngr.
**Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 28. Jan. 1847 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Ausgabe. Gr. 12. 1847. 4 Ngr.

26. **Stimmen aus dem Morgenlande,** oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten, oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper.** Gr. 8. (Hirschberg.) Geh. 3 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

# Handwörterbuch der griechischen Sprache.

Von Dr. W. Pape, Professor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen-Kloster. In vier Bänden. Lex.-8. Erster und zweiter Band (zweite überall berichtigte und vermehrte Auflage), jeder von 90 Bogen, das griechisch-deutsche Wörterbuch; dritter Band von 27 Bogen, die griechischen Eigennamen; vierter Band von 56 Bogen, das deutsch-griechische Wörterbuch enthaltend. Subscriptionspreise: Für das ganze Werk von vier Bänden 10 Thlr. Für das griechisch-deutsche Wörterbuch von zwei Bänden 6 Thlr. Für das Wörterbuch der griechischen Eigennamen 1⅓ Thlr. Für das deutsch-griechische Wörterbuch 2⅔ Thlr. Auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar.

Pape's griechisch-deutsches Wörterbuch ist in der neuen Auflage jetzt vollständig erschienen. Es ist diese eine durchweg vermehrte und verbesserte, die das treffliche Werk auf den Höhepunkt der Wissenschaft stellt. Der Verfasser ist in dieser zweiten Auflage seinem ursprünglichen Plane treu geblieben, ein gründliches Studium der griechischen Sprache durch Zusammenstellung der in den Hauptschriftstellern vorkommenden Verbindungen eines Wortes zu fördern. Pape's Wörterbuch hat in seiner tiefen wissenschaftlichen Bedeutung, in der praktischen Tüchtigkeit, welche es für den Unterricht bietet, sich dem Gelehrten wie dem Schüler gleichmäßig so nützlich erwiesen und rasch eine so allgemeine Verbreitung gewonnen — die erste 5000 Exemplare starke Auflage wurde binnen fünf Jahren vergriffen —, daß zu seiner Empfehlung Nichts hinzuzufügen ist. Der Gelehrte kann das Buch nicht entbehren, und der Schüler erwirbt in ihm einen Schatz der fürs Leben dauert und der nicht verworfen zu werden braucht, wie das mit allen kürzern Wörterbüchern der Fall ist, die dem höhern Unterrichte nicht mehr genügen und dem Schüler nur doppelte Ausgaben veranlassen.

Von jeder Abtheilung des Pape'schen Wörterbuchs wird auf 6 auf einmal bestellte Exemplare ein Freiexemplar von jeder guten Buchhandlung gewährt, was die Einführung in die Gymnasien sehr erleichtert. Der Preis ist in der neuen Auflage trotz der sehr vermehrten Bogenzahl nicht erhöht worden.

---

In demselben Verlage ist erschienen:

# Lateinische Sprachlehre für Schulen.

Von Dr. J. N. Madvig, Professor an der Universität in Kopenhagen. Zweite verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Indem wir diese zweite verbesserte Auflage von Madvig's lateinischer Sprachlehre für Schulen anzeigen, machen wir darauf aufmerksam, daß wir, um die Einführung des trefflichen Buchs möglichst zu erleichtern, trotz der vermehrten Bogenzahl, den Preis dennoch um ¼ vermindert und auf einen Thaler festgesetzt haben.

Es sind vom Herrn Verfasser Vorkehrungen getroffen, welche den Gebrauch der ersten Auflage neben dem der zweiten vermitteln (siehe Vorrede, S. VI), und in Berücksichtigung dieses Umstandes dürfte es von Interesse sein und die Einführung des Buchs in die Schulen noch mehr erleichtern, daß wir einen Rest Exemplare erster Auflage auf ½ Thlr. im Preise herabsetzen. Außerdem geben wir von beiden Auflagen auf 6 auf einmal bezogene Exemplare ein Freiexemplar.

---

Bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen soeben:

**Beneke, F. W.** (M. D. in London), Der phosphorsaure Kalk in physiologischer und therapeutischer Beziehung. Ein Beitrag zur physiologischen Heilkunde. Gr. 8. 5½ Bogen und 2 lithographirte Tafeln. 15 Ngr. (12 gGr.)

**Bouterwek, Fr.,** Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 3ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: **Brinckmeier, Dr. E.,** Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 23½ Bogen. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

**Dezobry, Ch.,** Rome au siècle d'Auguste ou voyage d'un Gaulois à Rome. In einem nach der zweiten Auflage des Originals für Schul- und Selbstunterricht bearbeiteten, mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen versehenen Auszuge von **Ch. Boeckel.** Gr. 8. 22½ Bogen. 1 Thlr.

**Meyer, Dr. H. A. W.,** Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. X. Abtheilung: Die Briefe an die Tessalonicher bearbeitet von Dr. G. C. G. Lünemann. Gr. 8. 15 Bogen. 22½ Ngr. (18 gGr.)

---

# Uebersetzungsanzeige.

Bei Unterzeichnetem wird binnen kurzem eine von Dr. J. H. Steinau in Berlin bearbeitete deutsche Uebersetzung von

***Thomas Watson's*** **Lectures on the principles and practice of physic etc.**

erscheinen. Dieses Werk hat in England den allgemeinsten Beifall gefunden, und drei Auflagen sind rasch aufeinander gefolgt. Auch in Deutschland ist von den competentesten Männern anerkannt worden, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und in jeder Beziehung auf dem allerneuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie das von Watson.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.


**1850. № VII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**№ I,** die Versendungen der Monate **Januar, Februar** und **März** enthaltend.

(Beschluß aus Nr. VI.)

27. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I et II. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

28. ——— **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

    Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:
    **Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr.
    **Atar-Gull.** Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.

29. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Fünftes und sechstes Heft. (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel.) Gr. 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

    Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel) 1846, das dritte Heft (Singvögel) 1848, das vierte Heft (Würger — Krähen) 1849.

30. **Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung.** Vorschläge zu einem Bundesparlament von **A. M.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

31. **Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. **Hermann Brockhaus.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

    Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:
    **Kathâ Sarit Sâgara.** Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
    **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.
    **Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

32. **Zorrilla (Don José), Don Juan Tenorio.** Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 1 Thlr.

---

## Ausländische Commissions-Artikel.

**Petri Abaelardi** opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit textum ad fidem librorum editorum scriptorumque recensuit, notas, argumenta, indices adjecit **Victor Cousin** adjuvantibus **C. Jourdan** et **E. Despois.** Tom. I. Gr. 4. Paris. 11 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France des maisons souveraines de l'Europe et de la diplomatie. Publié sous la direction de **M. Borel d'Hauterive.** 7me année 1849—50. In-8. Paris. 2 Thlr. Col. 3 Thlr. 3 Ngr.

**Egger,** Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs suivi de la Poétique d'Aristote et d'extraits de ses problèmes avec traduction française et commentaire. In-8. Paris. 2 Thlr. 26 Ngr.

**Letarouilly, P.,** Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Liv. 16—20 (fin) accompagnées d'un texte gr. in 4. Liége. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

**Normand, Ch.,** Le guide de l'ornemaniste ou de l'ornement pour la décoration des bâtiments. In-fol. Liége. 6 Thlr. 20 Ngr.

---

Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift Sällskapet. II. Delen. Häft. 4. Herr Ivan Lejon-Riddaren. 8. Stockholm. 2 Thlr.

——— IV. Delen. Häft. 3. Ett Forn-Svenskt Legendarium. 8. Stockholm. 1 Thlr. 22½ Ngr.

## Finnische Literatur.

**Castrén,** Elementa grammatices Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

——— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

——— Kalevala. Helsingfors. 1841. 8. 2 Thlr.

**Eklöf,** Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

**Euren, G. E.,** Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

**Geitlin,** Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1850. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

# Deutsche Allgemeine Zeitung.

Auf das am 1. April beginnende neue Abonnement dieser Zeitung werden bei allen Postämtern des In- und Auslandes Bestellungen angenommen, die aber zeitig zu machen sind, weil nur dann die Lieferung vollständiger Exemplare zugesichert werden kann. Der Preis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Die Zeitung erscheint **täglich zwei mal**, Vormittags 11 Uhr und Abends 5 Uhr. In Leipzig und Dresden wird sie täglich zwei mal zugeschickt, ohne daß dafür eine besondere Vergütung zu gewähren ist, nach auswärts aber überall, wohin eine zweimalige Postverbindung von Leipzig aus stattfindet, mit der ersten nach der Ausgabe abgehenden Briefpost versendet. **Inserate** finden durch die Zeitung eine weite Verbreitung und werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

---

Die Veränderungen in Inhalt, Form und Erscheinungsweise, zu denen sich die Redaction und Verlagshandlung im December vorigen Jahres entschloß, haben den Beifall unserer Abonnenten erhalten, und wir finden hierin die Auffoderung, in dem von uns eingeschlagenen Wege zu beharren.

Die Zeitung hält sich frei von aller Parteieinseitigkeit; sie ist durch kein Parteiprogramm gebunden, und sie wird gern jeden Vorschlag zur Wahrung der Freiheit und der Macht des Gesammtvaterlandes, möge er kommen, von welcher Seite er wolle, unterstützen, wenn er aufrichtig gemeint und geeignet ist, den gerechten Ansprüchen des deutschen Volks genügezuleisten.

Unterstützt durch eine Anzahl geistvoller Mitarbeiter, auf deren Vermehrung wir unausgesetzt bedacht sind, dürfen wir hoffen, daß es uns gelingen werde, in Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts nicht hinter den Ansprüchen zurückzubleiben, die man an ein größeres Tagesblatt zu stellen gewohnt und berechtigt ist. Namentlich wird es unsere Aufgabe sein, häufiger als bisher leitende Artikel über die hauptsächlichsten Fragen welche die Zeit bewegen zu geben, und aus den Gegenden, in denen unsere Zeitung vorzugsweise gelesen wird, Sachsen, Preußen, Thüringen, die östreichischen Staaten, werden wir in zahlreichen Correspondenzen stets das Wichtigste und Neueste zu bringen uns bestreben. Ganz besonders ist in dieser Hinsicht unsere Aufmerksamkeit auf Erfurt und die Verhandlungen des dort beginnenden Reichstags gerichtet. Wir haben tüchtige Berichterstatter dafür gewonnen und werden, schon durch die geographische Lage begünstigt, die Nachrichten von dorther schneller als irgend ein anderes sächsisches Blatt mittheilen können. Besonders wichtige Vorfälle werden uns durch telegraphische Depeschen gemeldet. Ueberhaupt gedenken wir mit Benutzung der günstigen geographischen Lage Leipzigs unser Blatt immer mehr zu einem guten **Neuigkeitsblatt** zu gestalten.

Neben der Politik soll auch aus dem Gebiete des Handels und der Industrie alles Das mitgetheilt werden, was man in dieser Beziehung von einer politischen Zeitung zu erwarten berechtigt ist. Vorzugsweise wird der in Leipzig im April beginnenden Gewerbeausstellung große Aufmerksamkeit zugewendet werden. Ebenso werden wir wie bisher auch dem Theater- und Kunstleben, sowie den interessantesten wissenschaftlichen Erscheinungen in Leipzig, Dresden und Berlin regelmäßige Berichte widmen.

Das **Literarisch-artistische Beiblatt** erscheint wie bisher wöchentlich ein mal als das zweite Sonntagsstück, und ist hauptsächlich für Unterhaltung bestimmt. Berichte über interessante Vorfälle aus dem nichtpolitischen Leben des Tages, ethnographische Mittheilungen, Auszüge aus wichtigen Werken, biographische Mittheilungen über bedeutende Zeitgenossen u. s. w. werden dort eine Stelle finden. Eine Erweiterung des Beiblatts durch einige größere Originalarbeiten beliebter deutscher Schriftsteller und ein öfteres Erscheinen desselben stellen wir in Aussicht.

**Leipzig**, im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Karl Gutzkow's
# Dramatische Werke.

**Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung.**

8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.
**Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.
**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.
**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.
**Liesli.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

---

Soeben erschien bei **Ed. Anton** in Halle:

**Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte,** zum Gebrauche in höhern Unterrichtsanstalten. Sechster und letzter Band. Zweite Auflage. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Sgr.

---

# Finnische Literatur.

Ich empfing soeben in Commission und liefere zu den nachstehenden Preisen:

**Castrén,** Elementa grammatices Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.
——— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.
——— Kalevala. Helsingfors. 1841. 8. 2 Thlr.
**Eklöf,** Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.
**Euren, G. E.,** Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.
**Geitlin,** Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
Kanteletar. Suomen Kansan Wanhoja Lauluja ja Wirsiä. 1.—3. Kirja. (Alte lyrische Gesänge des finnischen Volks. Erster bis dritter Band.) Gr. 8. 3 Thlr.
**Kellgren, H.,** Mythus de ovo mundano, ejusdemque apud Indios notio. Helsingfors. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.
———, **Tengström** und **Tigerstedt,** Fosterländskt Album. (Vaterländisches Album für finnische Literatur.) Erstes bis drittes Heft. Helsingfors. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
**Korhosen, Paawo,** Wiisikymmentä runoa ja kuusi laulua. (Funfzig Runen und sechs Gesänge von Paul Korhosen.) Helsingfors. 1848. Gr. 8. 21 Ngr.
**Lagus,** Åbo Hofrätts Historia. Erster Band. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
Notiser ur Sällskapets pro fauna et flora fennica Förhandlingar. 1. Häftet. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
**Renvall,** Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linguae finnicae cum interpretatione duplici, copiosiore latina, breviore germanica. Erster und zweiter Band. Åbo. 1826. 4. 6 Thlr.
Ruotsin, Suomen ja Saksan Tulkki. (Schwedisch-finnisch-deutsches Wörterbuch und Gespräche.) Helsingfors. 1847. Gr. 8. 1 Thlr.
**Sahlberg, C. R.,** Novae Coleopterorum species. Dissertatio academica. Helsingfors. 1834. Gr. 8. 5 Ngr.
——— Insecta Fennica. Tom. I. II. Helsingfors. 1835. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
**Sahlberg, R. F.,** Monographia geocorisarum Fenniae. Helsingfors. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.
**Sjögrén, A. J.,** Anteckningar om Församlingarne i Kemi-Lappmark. Helsingfors. 1828. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
Suomen Kansan Arwoituksia ynnä 135 Wiron Arwoituksen kanssa. (Die Räthsel der Finnen, nebst 135 esthnischen Räthseln.) Helsingfors. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.
Suomen historia ja maantiede. (Geschichte und Geographie von Finnland.) Helsingfors. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
Suomen Kansan Sanalaskuja. (Die Sprichwörter des finnischen Volks.) Helsingfors. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. (Zeitschrift für finnische Gegenstände.) Erster bis neunter Jahrgang. 1841—49. Gr. 8. pro Jahrgang 1 Thlr. 10 Ngr.
**Tengström, R.,** Finsk Anthologie. Erster Band. (Anthologie der finnischen Volkspoesie.) Helsingfors. 1845. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage von **Karl Rümpler** in Hannover ist erschienen:

**Niemann, E.** (Hofprediger und Consistorialrath), **Die Zehn Gebote** in Zeitpredigten, gehalten in der Trinitatiszeit des Jahres 1849. Gr. 8. Eleg. brosch. 22½ Sgr.

**Ostermann, L. F., Pädagogische Randzeichnungen** in darstellender und philosophischer Form. Erster Band. Gr. 8. Eleg. brosch. 1 Thlr. 6 Sgr.

---

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

**Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke** von **Ch. F. Meyer.** Gr. 8. 1849. (In fünf Heften zu 12 Ngr.) 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

**Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch** rc., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von **J. H. Kaltschmidt.** Zweite Auflage. Gr. 8. 1847. (In acht Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen sind von nachstehenden für 1850 bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschriften **Probenummern** zu erhalten:

## Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

**Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebst Bilderbeilagen.**

Herausgegeben von **William Löbe.**

**Preis:** der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Pfennig-Magazin.

**Mit vielen Abbildungen.**

**Preis** des Jahrgangs 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

## Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Herausgegeben von **M. J. E. Volbeding.**

**Mit vielen Illustrationen.**

**Preis:** der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Von Zeit zu Zeit wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

**Diese drei Zeitschriften sind auch in Monatsheften zu beziehen.**

---

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

## Wilhelm Martin Leberecht de Wette.

Eine

**akademische Gedächtnißrede**

**mit Anmerkungen und Beilagen.**

Von

**Dr. K. R. Hagenbach,**

Prof. der Theologie in Basel.

Gr. 8. Brosch. Preis 15 Ngr.

**Leipzig,** im März 1850.

Weidmann'sche Buchhandlung.

---

# Die Gegenwart.

## Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dieses **Werk**, das sich in hohem Grade die Anerkennung des Publicums und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben hat, verbreitet sich über alle Erscheinungen, Ereignisse und Persönlichkeiten, die für die gegenwärtige Zeit von Bedeutung sind. Es schildert durch Augenzeugen die **politischen Begebenheiten** aller Länder und Staaten, bespricht die **gesellschaftlichen Zustände und Fragen** und erörtert auch, was unsere Zeit Großes in **Wissenschaft, Kunst und Gewerbe** aufzuweisen hat. Mit Recht kann es darum als das **umfassendste Handbuch der Zeitgeschichte** gelten, und seine Ausführung wird nur durch das Zusammenwirken der tüchtigsten literarischen Kräfte des In- und Auslandes möglich. Das Werk wird ein **vollständiges, abgerundetes, in sich geschlossenes Bild unsers Zeitlebens** darstellen, das Nichts vermissen läßt, was von wirklicher Bedeutung ist; dennoch aber wird es seine Aufgabe **innerhalb einer nur mäßigen Anzahl von Bänden** lösen.

Unbeschadet seiner Selbständigkeit ist das **Werk** auch als **Supplement** zu allen Ausgaben des **„Conversations-Lexikon“**, sowie als **Neue Folge** des beliebten **„Conversations-Lexikon der Gegenwart“** zu betrachten.

**Von der „Gegenwart“ erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste bis dritte Band sind bereits vollständig ausgegeben, und kostet jeder geheftet 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

**Leipzig,** im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage von **Friedrich Vieweg und Sohn** in Braunschweig ist erschienen:

**Liebesbriefe**

aus dem

## Leben eines Gefangenen.

**Roman**

von

**Fanny Lewald.**

8. Geh. Preis 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

---

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist zu beziehen:

**Briefe**

über

## gesellschaftliche Fragen der Gegenwart

von

**Friedrich von Raumer.**

Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Vendidad Sade.

Die heiligen Schriften
**Zoroaster's**
**Yaçna, Vispered und Vendidad.**

Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay
mit
**Index und Glossar**
herausgegeben von
Dr. *Hermann Brockhaus.*
Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:

**Kathâ Sarit Sâgara.** Die Märchensammlung des **Sri Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. Geh. 8 Thlr.

**Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

---

# Fincke'sche Auction.

Das Verzeichniß der ausgezeichneten Büchersammlung von dem Lager der früher Fincke'schen Buchhandlung ist soeben in der II. Abtheilung erschienen, und findet Mittwoch den 15. Mai und folgende Tage zu Berlin statt. Dieselbe enthält Theologie (wobei vorzügliche Patristik), Philosophie, spanische Literatur, Belletristik (deutsche, französische, englische und italienische), Lexika, Kriegswissenschaft, Reitkunst und Jägerei, Curiosa, Alchymie, Musikwissenschaft, Staats- und Rechtswissenschaft, Handschriften, Orientalia, Naturwissenschaft und Medicin, alte Drucke, Atlanten und Karten.

Diese Abtheilung umfaßt etwa 10,000 Bände, wobei viele Seltenheiten sich befinden, und ist von Unterzeichnetem zu beziehen.

**Th. Müller,**
königl. gerichtlicher und außergerichtlicher Auctions-Commissarius zu Berlin, Georgenstraße, Nr. 43.

---

Neu erschien soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Platon's sämmtliche Werke.

Uebersetzt von
**Hieronymus Müller,**
mit Einleitungen begleitet von
**Karl Steinhart.**

**Erster Band.**
Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

---

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Zeitschrift
der
# Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben
**von den Geschäftsführern.**
*Vierter Jahrgang. 1850.*
Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein *Literarischer Anzeiger* beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

**Erstes Heft.**
Ueber den Sahîh des Buchâri. Von *Krehl.* — Die erdichtete Inschrift von Singan Fu. Von *Neumann.* — Aus Dschami's Liebesliedern. Von *Rückert.* — Nachrichten über Taberistan. Nach dem Târîkh-i-Taberistân von Abu-l-Hassan ben Isfendiâr. Von *Spiegel.* — Wissenschaftlicher Jahresbericht zur Generalversammlung 1849. Von *Fleischer.* — **Notizen, Correspondenzen und Vermischtes** von *Mordtmann, Brugsch, Frankel, Anger, Perkins, Piper, Sprenger, Robinson, Graf, Tuch.* — Bibliographische Anzeigen. — Protocollarischer Bericht über die zu Leipzig den 27.—29. Sept. 1849 abgehaltene Generalversammlung. — Nachrichten über Angelegenheiten der Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

---

## Kleine literarhistorische Schrift von A. von Kotzebue gegen W. von Goethe.

**Expectorationen.** Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum **Alarcos.** Dramatisch in Versen. 8. Berlin. **1803.** Brosch. 5 Ngr.

Personen:
Goethe der Große. Falk der Kleine. A. W. Schlegel der Wüthende. Fr. Schlegel der Rasende. Mehre stumme, gekochte und gebratene Personen.

Ich besitze von dieser kleinen Schrift, die, wie ich mit Gewißheit versichern kann, von **August von Kotzebue** ist, noch eine Anzahl Exemplare.

**Schnuphase'sche Buchhandlung**
in Altenburg.

---

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Ueber
# deutsche Zustände und deutsche Verfassung.

**Vorschläge zu einem Bundesparlament**
von
**A. M.**
Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

**Leipzig**, im März 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

## 1850. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

# Bericht

über die im Laufe des Jahres 1850

im Verlage von

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

### № I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1850. Täglich außer den Beilagen zwei Nummern. Folio. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; ein Beleg kostet 1 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1850. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört dazu ein Literarischer Anzeiger. Die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Nebst Bilderbeilagen. XI. Jahrgang. Neue Folge. I. Jahrgang. 52 Nummern. 4. Der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen, die Zeitschrift kann aber auch in Monatsheften bezogen werden. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Achter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Der I.—V. Band des Pfennig-Magazin (1833—37) kosten im ermäßigten Preise 4 Thlr.; der VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.; der XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.; der I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. Der Neuen Folge VI. und VII. Jahrgang (1848 und 1849) kosten jeder 2 Thlr.

   Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

   Sonntags-Magazin. Zwei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
   National-Magazin. Ein Band. }

5. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **M. J. E. Volbeding.** Fünfter Jahrgang. 52 Nummern mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. Der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

   Von dieser Zeitschrift erscheint wöchentlich eine Nummer, sie kann aber auch in monatlichen Lieferungen bezogen werden. Von Zeit zu Zeit wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. für das Tausend berechnet.

   Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten zusammengenommen im ermäßigten Preise geheftet 3 Thlr., elegant gebunden 3 Thlr. 24 Ngr. Der vierte Jahrgang (1849) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

6. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft**, herausgegeben von den Geschäftsführern. Vierter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Dieser Zeitschrift wird ein Literarischer Anzeiger beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

---

7. **Bremer (Frederike), Die Nachbarn.** Fünfte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

   Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

   Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
   Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile.
   Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
   Die Familie H. Zweite Auflage.
   Kleinere Erzählungen.
   Streit und Friede. Dritte Auflage.
   Ein Tagebuch. Zwei Theile.
   In Dalekarlien. Zwei Theile.
   Geschwisterleben. Drei Theile.
   Sommerreise. Eine Wallfahrt. Zwei Theile.

   ☞ Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

8. **Bülau (F.), Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.** Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Erster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

   In demselben Verlage ist auch erschienen:

   **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). Dreizehnter und vierzehnter Theil. Neue Folge. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1848—49. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

   Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern ist der Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

   **auf 12 Thlr. ermäßigt.**

9. **Chateaubriand (F. A. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tomes 8 et 9. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Der erste bis siebente Band haben denselben Preis.

Von dem Verfasser erschien früher:

**Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes.** 2 vol. 12. 1816. 2 Thlr. Ermässigter Preis 8 Ngr.

**Souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique.** Nouvelle édition. 12. 1817. 1 Thlr. 10 Ngr. Ermässigter Preis 8 Ngr.

10. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Zweihundertundneunzehnte bis zweihundertundvierzigste Lieferung. (Schluß.) Gr. 8. Jede Lieferung $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 **Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 **Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 **Lieferungen** zu dem Preise von $2\frac{1}{2}$ Ngr.

nach und nach bezogen werden.

☞ **Aeltere Auflagen** des **Conversations-Lexikon** werden bei **Abnahme eines Exemplars** der neunten **Auflage** zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. **Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

11. **Dumas (A.), Mémoires d'un médecin.** Tomes XVI et XVII. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

Die Bände 1—15 haben denselben Preis.

Vom 12. Bande an erschien dieser Roman auch unter dem Titel:

**Le Collier de la Reine.** 8. Preis des Bandes 15 Ngr.

In demselben Verlage erschien früher:

**La Dame de Monsoreau.** 6 vol. 8. 1845—46. 3 Thlr.

12. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Neunundzwanzigstes bis einunddreissigstes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

13. **Frensdorff (E.), Joseph von Radowitz.** Eine Charakterschilderung. 12. Geh. 15 Ngr.

14. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Einundvierzigstes bis fünfundvierzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

**Ankündigungen** werden auf den Umschlägen abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

15. **Guizot (F. P. G.), Histoire de la révolution d'Angleterre,** depuis l'avénement de Charles I[er] jusqu'à sa mort, précédée d'un Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 2 vol. 8. Geh. 2 Thlr.

16. ——— **Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi?** Discours sur l'histoire de la révolution d'Angleterre. 8. Geh. 10 Ngr.

17. ——— **Warum hat die Revolution in England gesiegt?** Betrachtungen über die Geschichte der Revolution in England. Aus dem Französischen. Gr. 12. Geh. 10 Ngr.

18. **Gutzkow (K.), Dramatische Werke.** Erster Band bis siebenten Bandes erste Abtheilung. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. 1. Liesli.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

**Liesli.** Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen. Mit drei Liedern von C. G. Reissiger. 25 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits früher:

**Briefe aus Paris.** Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr. Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

**Aus der Zeit und dem Leben.** Gr. 12. 1844. 2 Thlr. Herabgesetzter Preis 20 Ngr.

**Neue Novellen.** I. — I. u. d. T.: **Imagina Unruh.** Gr. 12. 1849. 24 Ngr.

19. **Handbuch deutscher Beredtsamkeit,** enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von **O. L. B. Wolff.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Unter besondern Titeln auch einzeln:

**Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Luther's. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Handbuch der weltlichen Beredtsamkeit.** Mit dem Portrait Mirabeau's. 1848. 1 Thlr. 15 Ngr.

20. **Jahn (H.), Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad.** 8. (Waldenburg.) Geh. 2 Thlr.

21. **Kannegießer (K. L.), Deutsches Declamatorium für das mittlere Jugendalter,** insbesondere für die höhern Classen der Bürgerschulen und die mittlern Classen der Gymnasien. Dritte, mit einem Anhange ꝛc. vermehrte Auflage. 8. Geh. 21 Ngr.

Der erste Theil (für das erste Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 10 Ngr.; der dritte Theil (für das reifere Jugendalter) erschien in zweiter Auflage 1842 und kostet 1 Thlr. 5 Ngr.

22. **Lloyd (H. E.), Englische und deutsche Gespräche;** ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **J. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Elfte Auflage. 8. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

**Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche.** Mit faßlichen Uebungen nach den Regeln der Sprache versehen. Achte verbesserte Auflage. 8. 1848. 27 Ngr.

**Uebersetzungsbuch** aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 15 Ngr.

**Englisches Lesebuch.** Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern. 8. 1832. 25 Ngr.

**Lloyd** und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

23. **Noack (L.), Das Mysterium des Christenthums** oder die Grundidee des ewigen Evangeliums. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

24. **Platon's sämmtliche Werke.** Uebersetzt von **H. Müller,** mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien ebendaselbst:

**Die Lustspiele des Aristophanes.** Uebersetzt und erläutert von **H. Müller.** Drei Bände. Gr. 8. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

25. **Raumer (F. von), Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

Ebendaselbst sind von **F. von Raumer** erschienen:

**Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849.** Zwei Theile. Gr. 12. 1849. 4 Thlr.

**Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden.** I—VI. Gr. 12. 1848. 5 Ngr.

**Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II.,** gehalten am 28. Jan. 1847 in der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Ausgabe. Gr. 12. 1847. 4 Ngr.

26. **Stimmen aus dem Morgenlande,** oder Deutsch-Morgenländische Frucht- und Blumenlese. Eine Sammlung von unbekannten, oder noch ungedruckten Schriftstücken morgenländischer Autoren; ausgezogen, übersetzt, erläutert und herausgegeben von **C. R. S. Peiper.** Gr. 8. (Hirschberg.) Geh. 3 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

## Uebersetzungsanzeige.

In meinem Verlage erscheint nächstens von dem im December 1849 gleichzeitig in London und Newyork ans Licht getretenen, von allen Fachkundigen mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommenen Werke:

**History of Spanish literature by *George Ticknor*,**

die Frucht dreißigjähriger Studien, europäischer Reisen und kostbarer Sammlungen, eine vollständige deutsche Bearbeitung von Dr. **N. H. Julius** in Hamburg. Dieselbe wird durch die bereits zugesagte Beihülfe des Herrn **Ferdinand Wolf** in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der spanischen Literatur, durch die eigenen vieljährigen Sammlungen des Bearbeiters für dieselbe, sowie durch die Benutzung des erst 1849 in Holland erschienenen gelehrten Werkes von **Dozy** über arabisch-spanische Literatur, selbst einiger Vorzüge vor dem englischen Original theilhaftig werden.

**Leipzig**, im April 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Im **deutschen Kunstverlage** in **Paris** erschien soeben:

## Badende Nymphen.

Nach dem Gemälde von Lethiers lithographirt von **C. W. Müller.** Höhe 13½″, Breite 18½″. Baarpreis eines Abdrucks in Tondruck 1⅓ Thlr. Preuß. = 5 Fr. = 2 Fl. 20 Kr.

Diese reizende Composition des französischen Meisters ist von dem rühmlichst bekannten Lithographen **C. W. Müller** auf das zarteste ausgeführt. Zwei Nymphen von vollendeter Körperschönheit tändeln im Bade mit Schwänen. Die Umgebung einer romantischen Felsengrotte mit üppiger Vegetation und kleinen Wasserfällen bildet zu den Hauptfiguren eine sehr reiche Staffage.

---

Soeben ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen:

## Don Juan Tenorio.

Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen von Don José Zorrilla.

Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.**

8. Geh. 1 Thlr.

---

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

# Die Gegenwart.

Eine

## encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

---

### Einundvierzigstes bis sechsundvierzigstes Heft.

Inhalt: **Joseph von Radowitz.** (Schluß.) — **Die Märzrevolution in Preußen.** — **Das Königreich Würtemberg bis zum März 1848.** — **Die Schweiz** in ihrer neuesten geschichtlich-politischen Laufbahn. — **Die Reform des deutschen Strafverfahrens.** — **Der Kaukasus.** — **Der Funfzigerausschuß.** — **Die Afghanen und ihr Reich.** — **Königsberg** in seiner politisch-socialen Entwickelung des letzten Jahrzehnds. — **Das Cap der guten Hoffnung.** — **Die moderne Oper.** — **Preußen zur Zeit seiner Nationalversammlung.** — **Karl Gützlaff.**

---

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

**Conversations-Lexikon,**

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

**Leipzig**, im April 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig ist erschienen:

# Handwörterbuch der griechischen Sprache.

Von Dr. W. Pape, Professor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen-Kloster. In vier Bänden. Lex.-8. Erster und zweiter Band (zweite überall berichtigte und vermehrte Auflage), jeder von 90 Bogen, das griechisch-deutsche Wörterbuch; dritter Band von 27 Bogen, die griechischen Eigennamen; vierter Band von 56 Bogen, das deutsch-griechische Wörterbuch enthaltend. Subscriptionspreise: Für das ganze Werk von vier Bänden 10 Thlr. Für das griechisch-deutsche Wörterbuch von zwei Bänden 6 Thlr. Für das Wörterbuch der griechischen Eigennamen 1⅓ Thlr. Für das deutsch-griechische Wörterbuch 2⅔ Thlr. Auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar.

Pape's griechisch-deutsches Wörterbuch ist in der neuen Auflage jetzt vollständig erschienen. Es ist diese eine durchweg vermehrte und verbesserte, die das treffliche Werk auf den Höhepunkt der Wissenschaft stellt. Der Verfasser ist in dieser zweiten Auflage seinem ursprünglichen Plane treu geblieben, ein gründliches Studium der griechischen Sprache durch Zusammenstellung der in den Hauptschriftstellern vorkommenden Verbindungen eines Wortes zu fördern. Pape's Wörterbuch hat in seiner tiefen wissenschaftlichen Bedeutung, in der praktischen Tüchtigkeit, welche es für den Unterricht bietet, sich dem Gelehrten wie dem Schüler gleichmäßig so nützlich erwiesen und rasch eine so allgemeine Verbreitung gewonnen — die erste 5000 Exemplare starke Auflage wurde binnen fünf Jahren vergriffen —, daß zu seiner Empfehlung Nichts hinzuzufügen ist. Der Gelehrte kann das Buch nicht entbehren, und der Schüler erwirbt in ihm einen Schatz der fürs Leben dauert und der nicht verworfen zu werden braucht, wie das mit allen kürzern Wörterbüchern der Fall ist, die dem höhern Unterrichte nicht mehr genügen und dem Schüler nur doppelte Ausgaben veranlassen.

Von jeder Abtheilung des Pape'schen Wörterbuchs wird auf 6 auf einmal bestellte Exemplare ein Freiexemplar von jeder guten Buchhandlung gewährt, was die Einführung in die Gymnasien sehr erleichtert. Der Preis ist in der neuen Auflage trotz der sehr vermehrten Bogenzahl nicht erhöht worden.

---

In demselben Verlage ist erschienen:

# Lateinische Sprachlehre für Schulen.

Von Dr. J. N. Madvig, Professor an der Universität in Kopenhagen. Zweite verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 1 Thlr.

Indem wir diese zweite verbesserte Auflage von Madvig's lateinischer Sprachlehre für Schulen anzeigen, machen wir darauf aufmerksam, daß wir, um die Einführung des trefflichen Buchs möglichst zu erleichtern, trotz der vermehrten Bogenzahl den Preis dennoch um ¼ vermindert und auf einen Thaler festgesetzt haben.

Es sind vom Herrn Verfasser Vorkehrungen getroffen, welche den Gebrauch der ersten Auflage neben dem der zweiten vermitteln (siehe Vorrede, S. VI), und in Berücksichtigung dieses Umstandes dürfte es von Interesse sein und die Einführung des Buchs in die Schulen noch mehr erleichtern, daß wir einen Rest Exemplare erster Auflage auf ⅓ Thlr. im Preise herabsetzen. Außerdem geben wir von beiden Auflagen auf 6 auf einmal bezogene Exemplare ein Freiexemplar.

---

Bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen soeben:

**Beneke, F. W.** (M. D. in London), Der phosphorsaure Kalk in physiologischer und therapeutischer Beziehung. Ein Beitrag zur physiologischen Heilkunde. Gr. 8. 5½ Bogen und 2 lithographirte Tafeln. 15 Ngr. (12 gGr.)

**Bouterwek, Fr.**, Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts. 3ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: **Brinckmeier, Dr. E.**, Die Nationalliteratur der Spanier seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Gr. 8. 23½ Bogen. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 gGr.)

**Dezobry, Ch.**, Rome au siècle d'Auguste ou voyage d'un Gaulois à Rome. In einem nach der zweiten Auflage des Originals für Schul- und Selbstunterricht bearbeiteten, mit sachlichen und sprachlichen Anmerkungen versehenen Auszuge von **Ch. Boeckel**. Gr. 8. 22½ Bogen. 1 Thlr.

**Meyer, Dr. H. A. W.**, Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. X. Abtheilung: Die Briefe an die Tessalonicher bearbeitet von Dr. G. C. G. Lünemann. Gr. 8. 15 Bogen. 22½ Ngr. (18 gGr.)

---

# Uebersetzungsanzeige.

Bei Unterzeichnetem wird binnen kurzem eine von Dr. J. H. Steinau in Berlin bearbeitete deutsche Uebersetzung von

*Thomas Watson's* **Lectures on the principles and practice of physic etc.**

erscheinen. Dieses Werk hat in England den allgemeinsten Beifall gefunden, und drei Auflagen sind rasch aufeinander gefolgt. Auch in Deutschland ist von den competentesten Männern anerkannt worden, daß von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und in jeder Beziehung auf dem allerneuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie das von Watson.

Leipzig, im April 1850.

F. A. Brockhaus.

---

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

**1850. № VII.**

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


# Bericht

## über die im Laufe des Jahres 1850 im Verlage von

# F. A. Brockhaus in Leipzig

## erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

**№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.**

(Beschluß aus Nr. VI.)

27. **Sue (E.), Les Mystères du Peuple,** ou Histoire d'une famille de prolétaires à travers les âges. Tomes I et II. 8. Geh. Preis des Bandes 15 Ngr.

28. ——————— **Die Geheimnisse des Volks,** oder Geschichte einer Proletarier-Familie durch Jahrhunderte. Aus dem Französischen übersetzt. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. Jeder Theil 10 Ngr.

    Früher erschien von dem Verfasser ebendaselbst:
    **Der ewige Jude.** Aus dem Französischen übersetzt. Elf Theile. 8. 1844—45. 3 Thlr. 10 Ngr. Ermäßigter Preis 1 Thlr.
    **Atar-Gull.** Aus dem Französischen. Gr. 12. 1832. 1 Thlr. 15 Ngr. Ermäßigter Preis 8 Ngr.

29. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Fünftes und sechstes Heft. (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel.) Gr. 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

    Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel) 1846, das dritte Heft (Singvögel) 1848, das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849.

30. **Ueber deutsche Zustände und deutsche Verfassung.** Vorschläge zu einem Bundesparlament von **A. M.** Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

31. **Vendidad Sade.** Die heiligen Schriften Zoroaster's Yaçna, Vispered und Vendidad. Nach den lithographirten Ausgaben von Paris und Bombay mit Index und Glossar herausgegeben von Dr. **Hermann Brockhaus.** Schmal gr. 4. Geh. 6 Thlr.

    Früher erschien vom Herausgeber in demselben Verlage:
    **Kathâ Sarit Sâgara.** Die Märchensammlung des Sri Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch. Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
    **Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia.** Edidit scholiisque instruxit. Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.
    **Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Zwei Theile. Gr. 12. 1843. 1 Thlr. 18 Ngr.

32. **Zorrilla (Don José), Don Juan Tenorio.** Religiös-phantastisches Drama in zwei Abtheilungen. Aus dem Spanischen übertragen durch **G. H. de Wilde.** 8. Geh. 1 Thlr.

## Ausländische Commissions-Artikel.

**Petri Abaelardi** opera hactenus seorsim edita nunc primum in unum collegit textum ad fidem librorum editorum scriptorumque recensuit, notas, argumenta, indices adjecit **Victor Cousin** adjuvantibus **C. Jourdan** et **E. Despois.** Tom. I. Gr. 4. Paris. 11 Thlr.

Annuaire de la noblesse de France des maisons souveraines de l'Europe et de la diplomatie. Publié sous la direction de **M. Borel d'Hauterive.** 7me année 1849—50. In-8. Paris. 2 Thlr. Col. 3 Thlr. 3 Ngr.

**Egger,** Essai sur l'histoire de la critique chez les Grecs suivi de la Poétique d'Aristote et d'extraits de ses problèmes avec traduction française et commentaire. In-8. Paris. 2 Thlr. 26 Ngr.

**Letarouilly, P.,** Edifices de Rome moderne, ou Recueil des palais, maisons, églises, couvents et autres monuments publics et particuliers les plus remarquables de la ville de Rome. Liv. 16—20 (fin) accompagnées d'un texte gr. in 4. Liége. Preis der Lieferung 1 Thlr. 10 Ngr.

**Normand, Ch.,** Le guide de l'ornemaniste ou de l'ornement pour la décoration des bâtiments. In-fol. Liége. 6 Thlr. 20 Ngr.

Samlingar utgifna af Svenska Fornskrift Sällskapet. II. Delen. Häft. 4. Herr Ivan Lejon-Riddaren. 8. Stockholm. 2 Thlr.

——————— IV. Delen. Häft. 3. Ett Forn-Svenskt Legendarium. 8. Stockholm. 1 Thlr. 22½ Ngr.

## Finnische Literatur.

**Castrén,** Elementa grammatices Syrianae. Helsingfors. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

——————— Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio. 1845. Gr. 8. 21 Ngr.

——————— Kalevala. Helsingfors. 1841. 8. 2 Thlr.

**Eklöf,** Kolmiomitanto (Trigonometrie). Helsingfors. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

**Euren, G. E.,** Finsk Språklära. Åbo. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

**Geitlin,** Principia grammatices neo-persicae. Helsingfors. 1845. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Liesli.

## Ein Volkstrauerspiel in drei Aufzügen

von

**Karl Gutzkow.**

Mit drei Liedern von C. G. Reissiger.

8. Geh. 25 Ngr.

Dieses Drama bildet die erste Abtheilung des siebenten Bandes der **Dramatischen Werke** des Verfassers. Die früher erschienenen Bände, deren jeder 1 Thlr. 20 Ngr. kostet, enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber.

Einzeln sind in besonderer Ausgabe zu beziehen:

**Richard Savage oder der Sohn einer Mutter.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Werner oder Herz und Welt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Ein weißes Blatt.** Schauspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 20 Ngr.

**Zopf und Schwert.** Historisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 1 Thlr.

**Der dreizehnte November.** Dramatisches Seelengemälde in drei Aufzügen. Zweite Auflage. 20 Ngr.

**Uriel Acosta.** Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite Auflage. 1 Thlr.

---

In unserm Verlage erscheinen:

## Nouveautés françaises,

eine Bibliothek der interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur von geringerm Umfange, namentlich auch auf dem Gebiete der Journalistik.

Ausgegeben wurde bis jetzt:

**François le Champi, comédie par G. Sand.** (7½ Ngr.) — **Scènes de l'Amérique du Nord en 1849, par J. Tolmer.** 2 livr. (15 Ngr.) — **La Bavolette, par P. de Musset.** (10 Ngr.) — **Ismaël Er-Raschydi, récit des bords du Nil, par Th. Pavie.** (6 Ngr.)

Schöne Ausstattung und billiger Preis empfehlen diese Sammlung, auf welche Lesecirkel und Leihbibliotheken noch besonders aufmerksam gemacht werden.

**Leipzig**, im Mai 1850.

**Avenarius & Mendelssohn.**

---

Durch mich ist zu beziehen:

# Svensk Språklära

## med jemförande häntydningar till Norges och Danmarks Språkbruk.

Af **U. W. Dieterich.**

**Första Häftet: Bokstafs- och Ordböjnings-Lära.**

8. Stockholm. 16 Ngr.

**Leipzig**, im Mai 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen.

## Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten

von

**Friedrich Bülau.**

Erster Band. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Die russische Thronrevolution von 1762. — II. Die russische Thronrevolution von 1801. — III. Die Prinzessin Orsini. — IV. Die Cellamareverschwörung; Alberoni und Ripperda. — V. Die geheime Diplomatie Ludwig's XV. und der Ritter d'Eon. — VI. Der Obrist Agdolo. — VII. Scenen aus den sächsischen Bauernunruhen im J. 1790. — VIII. Karl Gottlob von Nüßler. Ein Beitrag zur Sittengeschichte des deutschen Hof- und Beamtenwesens. — IX. Kauderbach. Ein Pendant dazu. — X. Der Aberglaube des 18. Jahrhunderts; die Gräfin Cosel. — XI. Cagliostro. — XII. Duchanteau und Clavières. — XIII. Der Graf von St. Germain. — XIV. Drei Herren von Hund und Alten-Grotkau. — XV. Johann Georg Schrepfer. — XVI. Jakob Hermann Oberreit. — XVII. Madame de la Croix. — XVIII. Condamine und die Convulsionäre. — XIX. Cazotte. — XX. Graf Bonneval, ein Repräsentant der Frivolität des 18. Jahrhunderts. — XXI. Lord Lovat. — XXII. Spukgeschichten am kurtrierischen Hofe. — Miscellen.

Dieses Werk bildet ein Gegenstück zu der bekannten Sammlung:

## Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Dr. **J. E. Hitzig** und Dr. **W. Häring (W. Alexis).**

Hiervon erschienen vierzehn Theile, wovon der erste bis zwölfte Theil für einige Zeit auf 12 Thlr. im **Preise ermäßigt** worden sind. Der dreizehnte und vierzehnte Theil, der Neuen Folge erster und zweiter Theil, kosten jeder 2 Thlr.

**Leipzig**, im Mai 1850.

**F. A. Brockhaus.**

---

Im Verlage der **Schulze**'schen Buchhandlung in **Oldenburg** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

# Bevölkerungsstatistik der europäischen Staaten.

## Zur Erweiterung der Völker- und Menschenkunde.

Bearbeitet und herausgegeben von

**F. C. Sieveken.**

296 S. in gr. 8. In Umschlag geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

---

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Scenen aus dem Badeleben in Karlsbad

von

**Hugo Hahn.**

8. Geh. 2 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Literarischer Anzeiger.

1850. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.


## Prospectus.

# BILDER-ATLAS

zum

# Conversations-Lexikon.

## Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Entworfen und nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet

von

**Johann Georg Heck.**

**500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst einem erläuternden Texte in Octav.**

**Neue Ausgabe in zehn Abtheilungen:**

| | | | |
|---|---|---|---|
| I. Abtheilung: | Mathematische und Naturwissenschaften. | 141 Tafeln. | Preis 7 Thlr. |
| II. Abtheilung: | Geographie. . . . . . . . . . | 44 Tafeln. | Preis 2 Thlr. |
| III. Abtheilung: | Geschichte und Völkerkunde. . . . . | 39 Tafeln. | Preis 2 Thlr. |
| IV. Abtheilung: | Völkerkunde der Gegenwart. . . . . | 42 Tafeln. | Preis 2 Thlr. |
| V. Abtheilung: | Kriegswesen. . . . . . . . . . | 51 Tafeln. | Preis 2 Thlr. 15 Ngr. |
| VI. Abtheilung: | Schiffbau und Seewesen. . . . . . | 32 Tafeln. | Preis 1 Thlr. 15 Ngr. |
| VII. Abtheilung: | Geschichte der Baukunst. . . . . . | 60 Tafeln. | Preis 3 Thlr. |
| VIII. Abtheilung: | Religion und Cultus. . . . . . . | 30 Tafeln. | Preis 1 Thlr. 15 Ngr. |
| IX. Abtheilung: | Schöne Künste. . . . . . . . . | 26 Tafeln. | Preis 1 Thlr. |
| X. Abtheilung: | Nützliche Künste und Gewerbe. . . . | 35 Tafeln. | Preis 1 Thlr. 15 Ngr. |

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text ist cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. — Prachteinbände der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung kosten 25 Ngr.

**Leipzig: F. A. Brockhaus. 1850.**

## Plan des Werks.

**Erste Abtheilung. Mathematische und Naturwissenschaften. 141 Tafeln.**

**Mathematik** (5 Tafeln). Plantmetrie. Stereometrie. Trigonometrie. Höhere Geometrie. Angewandte Geometrie. (Geodäsie. Projectionslehre. Schattenlehre. Linienperspective.) Instrumentenkunde.

**Astronomie** (10 Tafeln). Sphärische, theorische, physische Astronomie. Instrumentenkunde.

**Physik** (7 Tafeln). Mechanik. (Statik und Dynamik fester Körper. Hydrostatik. Hydraulik. Aerostatik. Pneumatik.) Die Lehre vom Schalle. Die Lehre von der Wärme. Die Lehre vom Lichte. Magnetismus und Elektricität. (Galvanismus. Elektromagnetismus.)

**Meteorologie** (7 Tafeln). Chemische Bestandtheile der Atmosphäre. Gang der Temperatur. Atmosphärischer Druck. Die Winde. Wässerige, optische, feuerige, elektrische Lufterscheinungen. Erdmagnetismus.

**Chemie** (2 Tafeln). Aggregatzustände der Materien. Die Elemente. Chemische Verbindung und Abscheidung und dazu gehörige Apparate. Mechanische Trennung. Chemisch-physikalische

Instrumente. Besonders eingerichtete Apparate. Laboratorium in Gießen.

**Mineralogie** (5 Tafeln). Prüfung der Mineralien. Krystallographie. Innere Structur. Winkelmessung. Specielle Mineralogie. (Metalloide. Metalle. Telluride. Antimonide. Arsenide. Selenide. Sulphuride. Oxyde. Silicate. Salze.)

**Geognosie und Geologie** (17 Tafeln). Petrographie. Allgemeine und specielle Orographien. (Normale, abnorme Gebirge.)

**Botanik** (20 Tafeln). Die Classen der Pflanzen mit ihren Familien, nach dem natürlichen Systeme von Jussieu.

**Zoologie** (46 Tafeln). Wirbellose Thiere. (Strahlthiere. Weichthiere. Gliederthiere.) Wirbelthiere. (Fische. Amphibien. Vögel. Säugethiere.)

**Anthropologie** (20 Tafeln). Stellung des Menschen in der organischen Schöpfung. Verschiedenheit der Menschenstämme. Bau und Leben des Menschen. Form und Mischungsbestandtheile des Körpers. Knochenlehre. Muskel- und Bänderlehre. Gefäßsystem. Nervensystem. Gall's Schädellehre. Die Organe des Geruches, Gehörs, Gefühls. Stimme und Athmungswerkzeuge. Verdauungswerkzeuge. Mechanik der Verdauung. Harnwerkzeuge.

**Chirurgie** (2 Tafeln). Die verschiedenen chirurgischen Operationen und Instrumente. (Blutentziehung. Blutige Naht. Pulsadergeschwulst. Unterbinden. Trepaniren. Augenoperation. Hasenscharte. Gaumennath. Ersatz verlorengegangener Theile. Kürzung der Zunge. Speiseröhrenschnitt. Amputation. Blasenstein &c.)

## Zweite Abtheilung. Geographie. 44 Tafeln.

**Allgemeine Geographie** (8 Tafeln). Die fünf Welttheile.

**Historische Geographie** (6 Tafeln). Das Alterthum. Das Mittelalter. Die Neuzeit.

**Besondere oder politische Geographie** (18 Tafeln). Europa. (Das mitteleuropäische Eisenbahnnetz.) Asien. Afrika. Amerika. (Nordamerika. Westindien. Südamerika.) Australien.

**Planographie** (12 Tafeln). Pläne und Beschreibung von 22 Hauptstädten Europas.

## Dritte Abtheilung. Geschichte und Völkerkunde. 39 Tafeln.

**Geschichte und Völkerkunde der alten Welt** (19 Tafeln). Nichtclassisches Alterthum. Von Adam bis Cyrus. (Aegypter. Hebräer. Assyrer &c. Perser und Syrer. Scythen und Sarmaten. Inder. Aethioper. Araber &c.) Von Cyrus bis Augustus. (Parther. Scythen. Germanen.) Classisches Alterthum. (Griechen. Etrusker. Römer.)

**Geschichte und Völkerkunde des Mittelalters** (20 Tafeln). Von 395—1500 n. Chr. Die verschiedenen Völkerschaften. Das Ritterthum. Die Geistlichkeit und ihre Macht. Die Kreuzzüge.

## Vierte Abtheilung. Völkerkunde der Gegenwart. 42 Tafeln.

**Die Völker Europas** (13 Tafeln). Deutsche Völker. Skandinavier. Engländer. Russen. Türken. Griechen. Italiener. Spanier und Portugiesen. Franzosen. Belgier. Niederländer.

**Die Völker Asiens** (12 Tafeln). Kurden. Perser. Araber. Beludschen. Afghanen. Hindus. Usbeken. Chinesen. Japaner.

**Die Völker Afrikas** (3 Tafeln). Mauren. Abyssinier. Fezaner. Aegypter. Berbern. Neger.

**Die Völker Amerikas** (9 Tafeln). Eskimos. Grönländer. Indier in Nordamerika. Bewohner von Mittelamerika, von Südamerika.

**Die Völker von Oceanien** (5 Tafeln). Karolinen- und Neu-Philippinen-Inseln. Sandwichs-Inseln. Neuseeland. Gesellschafts-Inseln. Amboina. Marianen-Inseln. Freundschafts-Inseln. Schiffer-Inseln. Neuholland.

## Fünfte Abtheilung. Kriegswesen. 51 Tafeln.

**Kriegswesen des Alterthums** (13 Tafeln). Aegypter. Phönizier. Karthager. Meder und Perser. Macedonier und Griechen. Römer.

**Kriegswesen des Mittelalters** (5 Tafeln). Waffen. Heerwesen und Kriegführung.

**Kriegswesen der Neuzeit** (14 Tafeln). Heerwesen von Preußen, Oestreich, Frankreich, Belgien, Großbritannien, Türkei. Waffenkunde. Militairgymnastik. Taktik. Orden und Ehrenzeichen.

**Kriegsmaschinen überhaupt. Geschützkunde** (8 Tafeln). Alterthum. Mittelalter. Neuzeit. (Geschütz und Fuhrwesen. Die einzelnen Theile der Geschütze und Wagen. Fabrikation der Geschütze und Geschosse. Ernstfeuerwerkerei. Pulver. Patronen. Brand- und Leuchtkugeln. Signal- und Congreve'sche Raketen.)

**Befestigungskunst** (8 Tafeln). Alterthum. Mittelalter. Neuzeit. (Feldbefestigungskunst. Stehende Befestigungskunst.)

**Angriff und Vertheidigung fester Plätze** (2 Tafeln). Angriff fester Plätze. (Trancheearbeiten. Dritte Parallele. Batteriebau.) Vertheidigung fester Plätze. (Abschnitte. Minen.)

**Pionnier- und Pontonierwissenschaft** (1 Tafel). Minen. Unterirdischer Krieg. Pontonierwissenschaft.

## Sechste Abtheilung. Schiffbau und Seewesen. 32 Tafeln.

**Das Alterthum** (2 Tafeln). Theile und Arten der Schiffe. Seewesen der Phönizier, Aegypter, Griechen, Römer.

**Das Mittelalter** (2 Tafeln). Angelsachsen, Normannen. Engländer. Spanier und Portugiesen. Genuesen und Venetianer. Skandinavier. Dänen. Schweden. Russen. Niederländer. Franzosen. Deutsche.

**Die Neuzeit.** Bestand der Marine der Hauptmächte zur See.

**Außereuropäisches Seewesen** (2 Tafeln). Afrika. Asien. Amerika. Oceanien. (Malaienlande. Mikronesien. Polynesien oder Melanesien.)

**Der eigentliche Schiffbau** (7 Tafeln). Theoretischer Theil. Praktischer Theil. (Schiffszimmerkunst. Zurüstung. Ausrüstung der Schiffe.)

**Verschiedene Arten der Schiffe** (6 Tafeln). Kriegsschiffe. Kauffahrer. Schiffe mit eigenthümlicher Bestimmung. Eiserne Schiffe. Dampfschiffe. (Schiffsdampfmaschinen.)

**Die Schiffsequipage** (6 Tafeln). Die Kriegsmarine. Equipage der Kauffahrer. Gebräuche zur See.

**Das Schiffsmanoeuvre** (4 Tafeln). Manoeuvre mit einzelnen Schiffen. Signale. Flottenmanoeuvre.

**Seehäfen, Arsenale, Leuchtthürme** (3 Tafeln). Hafen. Rhede. Docks. Zimmerplatz. Arsenal. Taucherglocke. Leuchtthürme verschiedener Art.

## Siebente Abtheilung. Geschichte der Baukunst. 60 Tafeln.

**Das Alterthum** (26 Tafeln). Inder. Assyrer. Perser. Meder. Aegypter. Griechen. Phönizier und Syrer. Römer. Die Säulenordnungen. Gallier und Briten. Chinesen. Amerikaner.

**Das Mittelalter** (17 Tafeln). Basiliken und lateinischer Stil. Byzantinischer Stil. Gothischer und lombardischer Stil. Arabischer und maurischer Stil. Persischer und indischer Stil. Deutscher Stil. Renaissance.

**Die Neuzeit** (17 Tafeln). Kirchen und Kapellen. (Italien. Frankreich. Deutschland. England. Rußland.) Schlösser und Paläste. (Italien. Frankreich. Belgien und Holland. England.) Theater. Bibliotheken. Universitäten. Museen. Stadthäuser. Börsen. Zollhäuser. Gesellschaftshäuser. Märkte. Hallen. Bazars. Gefängnisse. Brücken. (Italien. Frankreich. Spanien. Deutschland. England. Persien. China.)

## Achte Abtheilung. Religion und Cultus. 30 Tafeln.

**Polytheismus.**

**Nichtclassisches Alterthum** (14 Tafeln). Indisches Religionssystem. Buddhaismus. Lamaismus. Perser. Aegypter. Babylonier und Syrer. Phönizier. Nordische Mythologie. Gallier. Mexicaner.

**Classisches Alterthum** (16 Tafeln). Griechen. (Altes Göttergeschlecht. Neues Göttergeschlecht.) Römer. (Götter erster Ordnung. Götter zweiter Ordnung.)

**Monotheismus.** Mosaismus. Mohammedanismus.

## Neunte Abtheilung. Schöne Künste. 26 Tafeln.

**Bildhauerkunst** (11 Tafeln).

**Nichtclassisches Alterthum.** Inder. Meder. Perser und Babylonier. Aegypter. Phönizier. Etrusker.

**Classisches Alterthum.** Griechen und Römer.

**Mittelalter und Neuzeit.** Bildwerke aus der Zeit der Renaissance. Die Italiener. Die Franzosen. Die Deutschen. Die Engländer. Die Dänen.

**Malerei** (10 Tafeln).

**Das Alterthum** bis zum Verfall der Kunst (14. Jahrhundert). Malereien der Aegypter, Griechen, Römer und Byzantiner.

**Mittelalter und neueste Zeit.** Die italienische, spanische, französische, deutsche, niederländische, englische Schule.

**Theorie der Kunst.** Zeichnung und Proportionirung des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Theile. Malerische Perspective. Landschaftsmalerei. Historienmalerei. Composition. Beleuchtung &c.

**Graphik** (3 Tafeln). Holzschneidekunst (in Langholz, in Hirnholz. Formstecherei). Metallstich (in Zinn, Eisen, Kupfer, Stahl). Niello. Hyalographie. Lithographie (Federarbeit, Gravure, Tamponnage, Pinselarbeit, Ueberdruck, Farbendruck). Alphabete verschiedener Sprachen.

**Musik und Theater** (2 Tafeln). Kurze Geschichte der Musik und Schauspielkunst. Gebäude zu musikalischen und theatralischen Aufführungen.

## Zehnte Abtheilung. Nützliche Künste und Gewerbe. 35 Tafeln.

**Oeffentliche Bauten** (11 Tafeln).

**Straßenbau.** Chausseebau. Gepflasterte Straßen. Tunnel. Eisenbahnen. (Unterbau. Oberbau. Schienen. Drehscheiben. Schiefe Ebenen. Bahnhöfe. Locomotiven und Tender. Wagen aller Art. Atmosphärische Eisenbahnen.)

**Brückenbau.** Bau der hölzernen, steinernen, eisernen Brücken.

**Schleusen- und Kanalbau.** Hölzerne Schleusen aller Art. Steinerne Schleusen. Wehre.

**Bergbau** (4 Tafeln).

**Theorie.** Merkmale zur Aufsuchung der Mineralien. Markscheidekunst.

**Praktischer Theil.** Gezähe der Bergleute. Verschiedene Arten des Vorgehens beim Bergbau. Schacht- und Stollenführung. Zimmerung und Ausmauerung. Radstuben. Gestänge. Gewinnung der Erze. Förderungsmittel. Ventilation der Gruben. Sicherheitsmaßregeln und Geräthe. Beschreibung verschiedener Bergwerke.

**Hüttenwesen** (12 Tafeln). Oefen und Herde. Aufbereitung der Erze. Scheidungsproceß. Das Rösten der Erze. Schmelzproceß. Das Puddeln. Das Frischen. Beschreibung eines Eisenwalzwerks.

**Maschinenkunde** (3 Tafeln). Feststehende und bewegliche Krahne. Hebezeuge und Winden. Saug- und Druckpumpen (die Wassersäulenmaschinen zu Klausthal und Illfang). Ober-, mittel- und unterschlächtige Wasserräder von Holz und Eisen. Turbinen verschiedener Art. Feuerspritzen, einfach und doppelt wirkende. (Repsold's Spritze. Letestu's Spritze. Dampfspritze.) Rettungsapparate bei Feuersgefahr.

**Manufacturen und Fabriken** (6 Tafeln). Sämmtliche Apparate und Maschinen zur Baumwollenspinnerei und zur Weberei, sowol auf dem Handwebestuhl als auf der Maschine. Bleich- und Waschaparate. Das Münzwesen.

Metallgeld. (Das Schmelzen. Bearbeitung der Zaine. Der Durchschlag. Das Justiren. Die Prägemaschinen. Das Ränderirwerk. Beschreibung der mit comprimirter Luft betriebenen Münzmaschine zu Rio Janeiro. Die Goldmünzen der verschiedenen Staaten.) Das Papiergeld. (Bramah's Banknotenpresse zum Druck der fortlaufenden Zahlenreihen.)

**Landwirthschaft** (4 Tafeln). Die Ackerbaugeräthe aller Art und deren Gebrauch bei den verschiedenen Arbeiten des Feld- und Gartenbaues. Anlagen zur Aufbewahrung und Zugutemachung der Feldfrüchte. Viehzucht und die verschiedenen Racen des Rindviehs, der Schafe und der Schweine. Das Pferd. Seidenzucht. Bienenzucht. Flachsbau. Obstbau.

**Jagdwesen** (1 Tafel). Hohe Jagd. Niedere Jagd. Fang der Füchse, Dachse, Ottern, Marder rc. Vogelstellerei.

**Fischfang** (2 Tafeln). Flußfischfang. (Angeln. Netz- und Hamenfischerei. Lachsfang.) Seefischerei. (Walfischjagd. Thunfischfang. Krabbenfang. Heringsfang. Austernfischerei.)

---

Die unterzeichnete Verlagshandlung gab dem Publicum in dem „Conversations-Lexikon" zum ersten mal ein encyklopädisches Werk in die Hände, welches im Interesse der allgemeinen Bildung die wissenswürdigen Gegenstände der Welt und des Lebens umfassender und gründlicher behandelte, als es bis daher geschehen war, und wie sehr das Unternehmen dem Bedürfnisse entgegenkam, hat die Aufnahme jenes Werks durch mehr als drei Jahrzehnde bewiesen.

Mit der Herausgabe des vorliegenden

**Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**

ist die Verlagshandlung in diesem Zweige ihrer Thätigkeit noch einen Schritt weitergegangen. Sie hat den Versuch gemacht, an die Stelle der gewöhnlichen Orbis pictus und ähnlicher Bilderbücher ein **systematisch geordnetes, wissenschaftlich erläutertes, mit künstlerischem Sinne ausgeführtes Bilderwerk von encyklopädischem Charakter** zu setzen, das nicht nur den artistischen Anfoderungen, sondern auch den erhöhten Bildungsbedürfnissen unserer Zeit entsprechen soll.

Schon der Umstand, daß die deutsche Literatur bisher kein solches Werk aufzuweisen hat, bewog und ermunterte die Verlagshandlung, sich der Ausführung dieser Idee mit Vorliebe und Beharrlichkeit zu widmen. Die europäische Literatur zählt zwar eine Menge von Werken, welche sich in bildlichen Darstellungen über einzelne Zweige der Natur oder des Wissens verbreiten. Doch diese kostspieligen, in fremden Sprachen erläuterten Monographien sind Prachtwerke, die sich wol für Sammlungen und Bibliotheken, nicht aber für den Handgebrauch oder die Belehrung und Unterhaltung im Familienkreise eignen und sogar nicht selten, ganz abgesehen von ihrer fremdländischen Sprache und Auffassungsweise, in Bezug auf gründliche Durchführung zu Vieles zu wünschen übriglassen, als daß sie dem vorgeschrittenen deutschen Bildungsstande wahrhaft genügen könnten.

Ein Blick auf die jetzt vollendete Arbeit wird darthun, daß die Verlagshandlung ihren Plan gewissenhaft durchgeführt, ja daß sie die beim Beginn gemachten Zusagen nicht nur erfüllt, sondern thatsächlich übertroffen hat. Die sämmtlichen Tafeln des Werks sind nach dem Ausspruche der Kenner, sowol in Zusammenstellung wie in künstlerischer Ausführung der Stahlstiche, den besten derartigen Erscheinungen der neuern Zeit an die Seite zu setzen. Der von den fähigsten und gewandtesten Fachmännern verfaßte Text gewährt in seiner systematischen Gliederung einen umfassenden Ueberblick über die Gebiete der Natur wie des menschlichen Lebens und Wissens, und kann schon für sich als ein werthvolles encyklopädisches Ganze betrachtet werden.

Die erste **Abtheilung: Mathematische und Naturwissenschaften**, umfaßt die Mathematik, Astronomie, Physik, Meteorologie, Chemie, Zoologie, Botanik, Anthropologie, Chirurgie, und wird durch einen Band Text von 40 enggedruckten Bogen erläutert. Die **zweite Abtheilung: Geographie**, enthält Karten und Pläne, welche nach den neuesten und besten Materialien gezeichnet sind. Die **dritte Abtheilung: Geschichte und Völkerkunde**, und die **vierte Abtheilung: Völkerkunde der Gegenwart**, liefern die anziehendsten, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpften Compositionen über Völker, Sitten und Gebräuche alter und neuer Zeiten. Die **fünfte Abtheilung: Kriegswesen**, gewährt in Bild und Schrift eine faßliche Darstellung aller Zweige der militairischen Wissenschaft, sowie der Uniformen, Orden, Kriegszeichen, Heerbestände der Hauptmächte. Die **sechste Abtheilung: Schiffbau und Seewesen**, gibt selbst dem Laien, namentlich durch den erklärenden Text, einen klaren Begriff von dem Bau und der Handhabung der Schiffe. Die **siebente Abtheilung: Geschichte der Baukunst**, bringt eine Galerie der schönsten Gebäude aller Zeiten und Völker, und der Text eine compendiöse, aber vollständige Geschichtsentwickelung der Baukunst. In der **achten Abtheilung: Religion und Cultus**, ist mit entsprechendem Texte die Mythologie der Völker geschildert. Die **neunte Abtheilung: Schöne Künste**, verbreitet sich über die Theorie wie über die Geschichte der künstlerischen Leistungen. Endlich die **zehnte Abtheilung: Nützliche Künste und Gewerbe**, behandelt in der lehrreichsten Weise das Gebiet des Technologischen.

Diese flüchtige Skizze schon läßt erkennen, wie der reiche Inhalt des Werks das Nützliche mit dem Schönen, die strenge Wissenschaft mit anschaulicher Belehrung und heiterer Unterhaltung vereinigt, und nicht nur der gebildete Laie, auch der Sachkenner wird zugestehen, daß hier kein gewöhnliches Bilderbuch, sondern ein der Wissenschaft, dem Geschmack und der künstlerischen Technik unserer Zeit angemessenes Bilderwerk vorliegt. Die Verlagshandlung aber darf es wol aussprechen, daß sie weder Mühen noch Kosten gescheut hat, um einerseits die Aufgabe würdig zu lösen, andererseits durch einen äußerst billig gestellten Preis die Anschaffung des Werks möglichst zu erleichtern.

**Leipzig**, im Juni 1850.

**F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

